MASTER
NEGATIVE
NO. 92-81146-2

MICROFILMED 1993

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States - Title 17, United States Code - concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material.

Under certain conditions specified in the law, libraries and archives are authorized to furnish a photocopy or other reproduction. One of these specified conditions is that the photocopy or other reproduction is not to be "used for any purpose other than private study, scholarship, or research." If a user makes a request for, or later uses, a photocopy or reproduction for purposes in excess of "fair use," that user may be liable for copyright infringement.

This institution reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

VIEHOFF, HEINRICH

TITLE:

GOETHE'S LEBEN. MIT GOETHE'S PORTRAIT...

PLACE:

STUTTGART

DATE:

1864

Master Negative #
92-81146-2

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

GB
V671

Viehoff, Heinrich, 1804–1886.

Goethe's leben. Von Heinrich Viehoff ... 3. verb. und vielfach bereicherte aufl. ... (Mit Goethe's portrait nach May's oelgemälde) Stuttgart, A. Becher (G. Hoffmann) 1864.

4 v. in 2. front. (port.) 17cm.

Reissue (in 22 "lieferungen") of the 3d edition, Stuttgart, 1858. *cf.* Goedeke's Grundrisz. 3. aufl., 4. bd., II. abt., p. 159.

1. Goethe, Johann Wolfgang von—Biog.

17–18017

Library of Congress PT2051.V5

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 REDUCTION RATIO: 9X
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 3-3-93 INITIALS Susan
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

BIBLIOGRAPHIC IRREGULARITIES

MAIN ENTRY: Viehoff, Hermann
v. 1-2.

Bibliographic Irregularities in the Original Document

List volumes and pages affected; include name of institution if filming borrowed text.

_____Page(s) missing/not available:_____

_____Volumes(s) missing/not available:_____

_____Illegible and/or damaged page(s):_____

_____Page(s) or volumes(s) misnumbered:_____

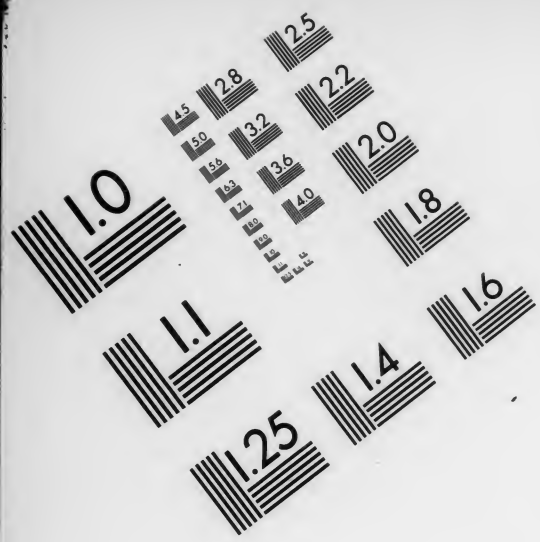
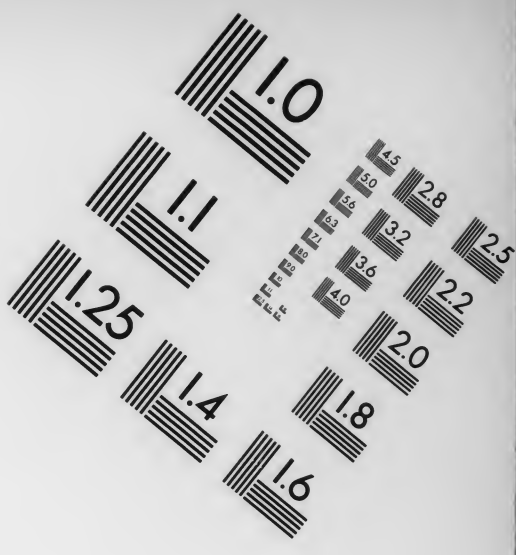
_____Bound out of sequence:_____

_____Page(s) or illustration(s) filmed from copy borrowed from: Stanford University
145-160, 293-294, 305-306

_____Other:_____

VOLUME 1

FILMED IN WHOLE
OR PART FROM A
COPY BORROWED
FROM
STANFORD
UNIVERSITY

AIIM

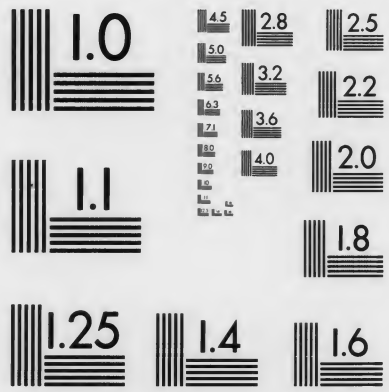
Association for Information and Image Management

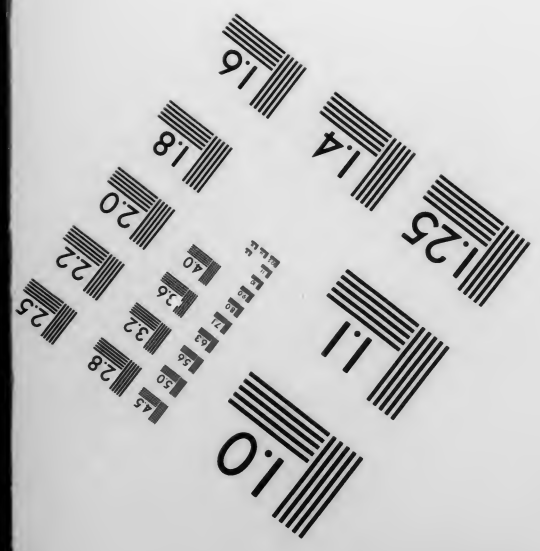
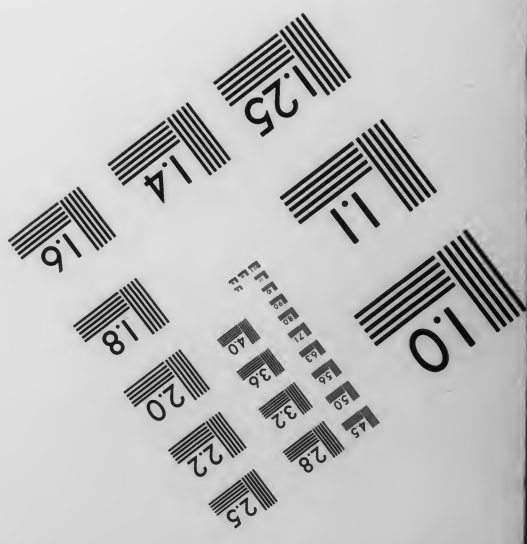
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910

301/587-8202

Centimeter

Inches



MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

Columbia University
in the City of New York

THE LIBRARIES

Stahlstich von Carl Mayer, Nürnberg.

GOETHE

nach May's Oelgemælde, 1779.

Verlag von Ad. Becher.

J. Wolfgang von 1749-1832

Goethe's Leben.

Von

Heinrich Viehoff.

Erster Theil.

Dritte verbesserte und vielfach bereicherte Auflage in 4 Bänden.

(Mit Goethe's Portrait nach May's Oelgemälde.)

Stuttgart.
Ad. Becher's Verlag.
(Gustav Hoffmann.)
1864.

Stahlstich von Carl Mayer, Nürnberg.

GOETHE

nach dem Oelgemälde [illegible]

Verlag von Ad. Becher.

Goethe's Leben.

Von

Heinrich Viehoff.

Erster Theil.

Dritte verbesserte und vielfach bereicherte Auflage in 4 Bänden.

(Mit Goethe's Portrait nach May's Oelgemälde.)

Stuttgart.
Ad. Becher's Verlag.
(Gustav Hoffmann.)
1864.

GB
V 671
v.1-2

20SEP

Erste Periode.

Goethe's Kindheit und Jugend

bis

zum Ende der Universitätsjahre

1749—1771.

87968

Erstes Capitel.

Goethe's Vorfahren.

Die Entfaltungsgeschichte eines genialen Geistes darzustellen, gehört, wenn irgend Etwas, zu den Aufgaben, die nur annäherungsweise zu lösen sind. Schon in der Entwickelung des gewöhnlichen Menschen verschlingen sich die ursprünglichen Anlagen mit den vielfachsten Einflüssen so innig zusammen, daß nicht der schärfste Blick ihren beiderseitigen Antheil an der Bildung rein auseinanderzuhalten vermag. Das Genie entzieht sich aber der Beobachtung in die geheimnißvollsten Tiefen hinein. Es paralysirt oder bewältigt die äußeren Einwirkungen oft schon beim ersten Zusammenstoße mit denselben, macht Hemmungen zu Fördernissen, und findet umgekehrt in dem, was Anderen zum Fortschritte gereicht, ein Hinderniß. Wenn aber auch hiernach bei ihm die gewöhnliche Schätzung der Dinge sich unzulänglich erweis't, so fällt darum doch nicht sein Entwickelungsgang, wie Jean Paul meinte, ganz außer den Bereich der historischen Erklärung und der pragmatischen Behandlungsart. Von dieser irrigen Ansicht, zu welcher sonst gerade die genialen Menschen selbst am Meisten sich hinneigen, war Niemand weniger befangen, als der Mann, mit dem sich unsere Biographie beschäftigt. Er erkannte sich gern, wie unser größter Literarhistoriker bezeugt*), in dem Wechselverhältnisse der Einwirkungen, in welchem sich mehr oder minder jeder Mensch zu seiner Zeit und Umgebung befindet. Bis in's End-

*) Gesch. der poet. National-Literatur der Deutschen, von Gervinus, IV, 497.

lose, glaubte er, könne man die Quellen seiner Bildung verfolgen; nichts wollte er für sich behalten, als die Energie und den Willen, die offene Seele, die das Wahre sucht und sich gern anbildet; er meinte, „daß, wenn er Alles sagen könnte, was er großen Vorgängern und Mitlebenden schuldig geworden, nicht viel übrig bleiben würde." Damit hat er nun freilich zu viel behauptet; und ganz ohne Zweifel wird der Biograph, der es unternimmt, die Summe einer Existenz, wie der eines Goethe, zu ziehen, sich auf einen großen, unmeßbaren Summanden hingewiesen sehen, der eben in dem tiefverborgenen Wirken des Genies besteht. Aber dieß darf uns nicht entmuthigen, Alles was zu seiner Entwickelung mitgewirkt, Zeit und Ort, Erziehung und Unterricht, Lectüre und Umgang, nationale und religiöse Einflüsse, Lebenserfahrungen und Lebensbezüge jeder Art sorgfältig in Rechnung zu tragen, um so die geheimnißvolle Erscheinung des genialen Geistes unserm Gesichtskreise wenigstens anzunähern. Und wie der gründliche Historiker ein Volk in das Dunkel mythischer Jahrhunderte zurückverfolgt, so übersieht der gewissenhafte Biograph auch nicht die entlegensten und unscheinbarsten Anfänge der Kindheit seines Helden, wo Spiele, Einfälle und knabenmäßige Beschäftigungen die künftigen Thaten und Tugenden des Mannes vorausverkünden; ja er wird selbst einen flüchtigen Blick auf Aeltern und Vorältern zurückwerfen, in denen die Eigenschaften des großen Nachkommen, wenn auch nur in zerstreuten Andeutungen, vorgebildet sind.

Die Nachrichten über Goethe's Vorältern von väterlicher Seite lassen sich nach Urkunden des Frankfurter Stadtarchivs und den Hauptkirchenbüchern bis auf des Dichters Urgroßvater zurückführen. Um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts lebte in Artern, in der Grafschaft Mansfeld, ein Hufschmiedmeister Namens Hans Christian Goethe. Diesem ward am 7. September 1657 ein Sohn geboren, der in der Taufe den Namen Friedrich Georg erhielt. Dem Knaben mochte das derbe, mühsame Handwerk seines Vaters nicht gefallen; er wählte ein möglichst entgegengesetztes, die Schneiderprofession. Nach zurückgelegter Lehrzeit begab er sich, dem Handwerksbrauche gemäß, auf die Wanderschaft, besuchte die angesehensten Städte des Reiches, brachte vierthalb Jahre in Frankreich

zu, und richtete dann seinen Stab nach Frankfurt a. M. Als der junge Schneiderbursche in die Mauern der kaiserlichen Wahl- und Krönungsstadt still und unbekannt einzog, konnte er nicht ahnen, daß hundert Jahre später der Name, den er trug, aus den Mauern dieser Stadt durch eine halbe Welt auf den Flügeln des Ruhmes gedrungen sein werde. Der Ankömmling fand bald Arbeit, und lernte die Tochter des Bürgers und Schneidermeisters Sebastian Lutz, Jungfrau Anna Elisabetha, kennen. Zwischen den jungen Leuten entspann sich ein inniges Verhältniß, und am 18. April 1687 führte Goethe seine Geliebte heim, nachdem er vom Rathe zu Frankfurt das Bürgerrecht erlangt und von der Schneiderzunft als Meister aufgenommen worden war. Das Glück seiner ersten Ehe, die mit mehreren Kindern gesegnet war, dauerte indeß nur bis ins Jahr 1700, wo ihm der Tod seine Gattin entriß. Etwa fünf Jahre lebte er als Wittwer; da wußte der Schneidermeister, der Etwas von des Enkels Gewalt über Frauenherzen besessen zu haben scheint, die Neigung einer begüterten Wittwe zu gewinnen, der Frau Cornelia Schelhorn (geb. 27. Sept. 1668), hinterlassenen Wittwe von Johannes Schelhorn, Besitzer des Gasthauses zum Weidenhof in Frankfurt. Sie hatte nach dem Tode ihres 1704 gestorbenen Mannes die Wirthschaft fortgeführt. Als nun Goethe sich mit ihr am 5. Mai 1705 verheirathete, entsagte er dem Schneiderhandwerke und war fortan Gasthalter. Fünfundzwanzig Jahre lebten Beide in zufriedener Ehe, durch mehrere Kinder beglückt, denen sie, ihrer günstigen Vermögensumstände wegen, eine sorgfältige Erziehung geben konnten. Friedrich Georg Goethe starb am 13. Febr. 1730 in seinem dreiundsiebenzigsten Lebensjahre; seine Ehefrau folgte ihm am 28. März 1754, in dem hohen Alter von sechsundachtzig Jahren. Man sieht, der Dichter hatte die Anlage zu langer Lebensdauer ererbt; denn auch sein Vater und seine Mutter, so wie seine Großältern von Mutterseite, haben ihr Leben zu hohen Jahren gebracht.

Schade, daß uns über Friedrich Georg Goethe's und seiner Gattin Charakter keine näheren Nachrichten überliefert worden sind; vielleicht würden wir hier manche Eigenthümlichkeiten unseres Dichters schon vorgebildet gefunden haben; denn in dem Enkel treten häufig Charakterzüge des Ahnen, die im Sohne verschleiert lagen,

wieder deutlich zu Tage. Der Großmutter erinnerte sich der Dichter aus frühester Kinderzeit noch gleichsam wie einer Geistererscheinung, als einer schönen, hagern, immer weiß und reinlich gekleideten Frau, sanft, freundlich und wohlwollend gegen Jedermann, zumal gegen ihre Enkelchen. Wir werden ihrer noch weiter unten gedenken. Auch über den Großvater hätte Goethe vielleicht Einiges, nach den Mittheilungen seiner Aeltern, uns sagen können; allein er hat seine künstlerische Natur auch bei seiner Biographie nicht verläugnet, und zwar nicht bloß durch Darstellen, sondern auch durch Verschweigen. Es mochte zum ganzen Lebenstone des Haupthelden nicht angemessen erscheinen, eines Hufschmieds, eines Schneiders, als Vorfahren, zu gedenken, wogegen der Großvater mütterlicher Seite, der kaiserliche Rath, Stadtschultheiß und beider Rechte Doctor, Herr Johann Wolfgang Textor, würdig im Eingange des Werkes erscheinen konnte. Uns macht es besondere Freude zu berichten, daß der Stammbaum Goethe's aus den wackern Ständen herauswuchs, denen der Meistersänger Hans Sachs angehörte, und in die auch Schiller's Geschlecht zurückreichte; denn des Letztern Aeltern und Großältern von Vater- und Mutterseite übten das Bäckerhandwerk *).

Unseres Dichters Vater war ein Sohn Friedrich Georg Goethe's aus zweiter Ehe; er wurde am 31. Juli 1710 geboren und erhielt in der Taufe denselben Namen, wie Schiller's Vater, Johann Caspar. Seine Jugend brachte er auf dem Gymnasium zu Coburg zu, und legte dort einen guten Grund in sprachlichen und anderen Kenntnissen. Dann widmete er sich auf der Universität zu Leipzig der Rechtswissenschaft und promovirte zu Gießen. Seine mit Ernst und Fleiß geschriebene Dissertation: Electa de aditione hereditatis fand Anerkennung bei den Juristen. Im dreißigsten Jahre machte er eine Reise nach Italien, die ihm für sein ganzes künftiges Leben zur erheiternden Erinnerung gereichte **). Nach Hause zurückgekehrt,

*) Vergl. Schiller's Leben für den weitern Kreis seiner Leser, von Hoffmeister, ergänzt von Viehoff, Thl. 1, S. 1 u. 4.

**) Es hat sich ein Brief von Joh. Caspar Goethe erhalten, datirt Palmada ex Contumacia 20. Jan. 1740, welcher den Beginn der Reise schildert, die auf des Sohnes Entwickelung keinen unbedeutenden Einfluß haben sollte. S. Briefe an und von Merck, herausgeg. von Dr. K. Wagner

wollte er, um sich zum Dienste der Stadt zu befähigen, eines der subalternen Aemter übernehmen und ohne Besoldung führen, wenn es ihm ohne Ballotage übertragen würde. Als man ihm diese Auszeichnung, die freilich weder gesetzlich noch herkömmlich war, verweigerte, gerieth er in Aerger und Mißmuth; und, um es sich selbst unmöglich zu machen, je eine öffentliche Stelle anzunehmen, verschaffte er sich von Karl VII. den Charakter eines kaiserlichen Rathes, der ihn mit dem Schultheiß und den ältesten Schöffen in gleichen Rang erhob und ihn daher nicht füglich mehr von unten anfangen ließ. Derselbe Gedanke bewog ihn, sich um die älteste Tochter des Schultheißen, Catharina Elisabetha Textor, zu bewerben. Vielleicht wäre er, ohne diesen Beweggrund, in seiner schroffen Abgeschiedenheit, unverehelicht geblieben; denn er hatte schon das achtunddreißigste Lebensjahr erreicht, als er um die Hand des siebenzehnjährigen Mädchens anhielt.

Nach der Verheirathung, die am 20. August 1748 stattfand, setzte er seine abgeschlossene Lebensart fort, und trat nicht einmal mit anderen Zurückgezogenen, deren es mehrere zu Frankfurt gab, in nähere gesellschaftliche Verbindung. Der Dichter hat die Meinung geäußert, sein Vater möge wohl auf Reisen und in der freien Welt, die er gesehen, sich einen Begriff von eleganterer und liberalerer Lebensweise entwickelt haben, als er sie unter seinen Mitbürgern vorfand. In dieser Abgeschiedenheit nun bildete sich seine Eigenthümlichkeit immer schroffer heraus.

Er war ein Mann von geradem und rechtschaffenem, aber störrischem und eigensinnigem Charakter, der Welt gegenüber und besonders gegen Vornehme stolz und zurückhaltend, im Hause nicht frei von herrischer Laune, fest in seinen Grundsätzen, ordnungsliebend, geregelt und folgerecht in all' seinem Treiben, ausdauernd in Neigung

(Darmstadt 1838), S. 1 u. ff. — Ein zweiter Brief, auf der Rückreise aus Venedig datirt, und wie der erste an einen Herrn St., Secretair des Feldmarschalls Grafen von Seckendorf zu Grätz, gerichtet, ist in der dritten Sammlung Merck'scher Briefe von Wagner mitgetheilt (S. 1 ff.), ein Handwerksburschenbrief, wie Merck zu sagen pflegte, und vielleicht derselbe, der ihm zu Neckereien gegen Goethe Anlaß gab (vergl. Gespräche mit Eckermann II, 328 f.).

und Abneigung, eine durchaus achtungswerthe, wenn gleich nicht gerade anmuthige und liebenswürdige Persönlichkeit. Die Natur hatte ihn nicht freigebig mit Geistesgaben ausgestattet; aber er ersetzte vieles Fehlende durch eisernen Fleiß und Anhaltsamkeit. Bis in seine späteren Jahre war er von regem Fortbildungstriebe beseelt; und was er erlernt und sich angeeignet hatte, theilte er im Kreise der Seinigen gern mit, obwohl er sonst lakonisch in seinen Aeußerungen war. Im Religiösen scheint er ziemlich freidenkend gewesen zu sein. An der Literatur nahm er mäßigen Antheil, wärmern an Musik und Malerei. Wer mit unsers Dichters Wesen auch nur oberflächlich bekannt ist, weiß, wie unähnlich dieser in manchen Zügen dem hier skizzirten Charakterbilde war. Doch läßt sich nicht verkennen, daß bei ihm in späterm Lebensalter mehrere Charakterzüge des Vaters immer entschiedener hervortauchten, wogegen in früheren Jahren die Aehnlichkeit mit der Mutter überwog.

In Bau und Haltung des Körpers hatte Johann Caspar Goethe viel Uebereinstimmendes mit dem Sohne. Die „Gedenkblätter an Goethe"*) enthalten sein Bildniß, nach einem Medaillon und einem Bilde in Lavater's physiognomischen Fragmenten gezeichnet, wonach auch sein Kopf an den des Sohnes erinnert. Lavater begleitet sein Portrait mit der Bemerkung: „Hier ein ziemlich ähnliches Bild des vortrefflich geschickreichen, Alles wohl ordnenden, bedächtlich und klug anstellenden, aber auf keinen Funken dichterischen Genies Anspruch machenden Vaters des großen Mannes."

Wir verfolgen seine Lebensgeschichte nicht weiter, da wir in der des Sohnes vielfach auf ihn zurückkommen werden, und lassen ihn nur noch, ehe wir einstweilen von ihm scheiden, selbst zum Leser sprechen, indem wir einen Brief von ihm an den dänischen Consul Schönborn in Algier, datirt Frankfurt den 24. Juli 1776, hier mittheilen:

„Ihr freundschaftlicher Brief d. d. Algier den 28. Oct. 1775 an Unsern Sohn, worinnen eine succinte Beschreibung des Spanischen coup manqué besonders enthalten, ist ohngefähr sechs Wochen hernach allhir richtig eingelaufen, und ist seine Schuld nicht,

*) Erschienen zu Frankfurt a. M. 1846.

daß er bisher unbeantwortet geblieben. Er war damals schon abwesend, und wir mußten ihm solchen nach Weimar schicken, wo er sich noch aufhält. Hören Sie, wie dies aneinanderhängt, weil Ihnen doch alles, schätzbarer Freund, was diesen Singularen Menschen betrifft, interessant sein mögte. Ich fange von Ursprung seiner itzigen Verhältnisse an. Der Herzog von Weimar lernte ihn schon vor zwei Jahren auf der vortheilhaften Seite kennen, und nachdem er von Durlach, wo er sich mit der Darmstadt. Prinzessin Louise vermählt hatte, wieder zurück nach Frankfurth kam, wurde er von diesem jungen Herzoglichen Paar in aller Form nach Weimar eingeladen, wohin er dan auch gefolget. Er hielte sich den vergangenen Winter daselbst als Gast auf, und unterhielt die dortigen Herrschaften mit Vorlesung seiner noch ungedruckten Werkgens, führte das Schlittschuhfahren und andern guten Geschmack ein, wodurch er sich dieselben sowohl, als auch in der Nachbarschaft viele Hohe und Vornehme zu Freunden machte. Jemehr nun aber der Herzog den Doctor kennen lernte, desto weniger konnte Er ihn entbehren, und prüfte seine Gaben hinlänglich, die er so beschaffen fand, daß Er ihn endlich zu seinem geheim. Legations Rath mit Sitz und Stimme im geheim. Conseil und 1200 Thlr. Besoldung ernannte. Da sitzt nun der Poet und fügt sich in sein neues Fach bestmöglichst. Wir wollen ihn auch darin sitzen lassen, jedoch auch wegen dessen itzigen Amtsgeschäften in dieser Correspondenz ablösen und vertretten. Sie sollen das Weitere von ihm jederzeit erfahren, auch seine kleine Schriften (alter Colomosius), womit anbey der Anfang gemacht wird, überkommen. Noch eins: Weilen der Herzog von W. die Gelährte nicht nur schätzt, sondern sie auch nach Verdienst belohnt, so dürfte seine Residenz in kurzen der Sammelplatz vieler schönen Geister seyn, z. B. ist daselbst der eine Graf von Stollberg Cammerherr geworden, und wird sich bald dahin verfügen. Herder tritt da als General Superind. auf, und Lenz ist ingleichen seit einigen Monathen dort. Was Sie aber am meisten wundern wird, ist, daß sich der Doctor mit Wieland ausgesöhnet und nun auf dem freundschaftlichsten Fuß mit ihm lebet. Und das geht von Herzen. Was den Hofrath Schlosser in Emmeding betrift, kan er mit Druckschriften nicht fertig werden, die theils denen dogmatischen Theologen gar nicht anstehen, wie dan eben

diese Schwarzen Männer mit weisen Krägen den zweiten Theil seines Landkatechismus nach ihrer dogmatischen Lehrart nicht gestellet fanden, und daher den welt. Arm zur Confiscation reizten. Er kam auch erst mit seinem Anti-Pope zum Vorschein u. s. w.

Hactenus Goethe Pater."

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabuliren.
Urahnherr war der Schönsten hold,
Das spukt so hin und wieder;
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,
Das zuckt wohl durch die Glieder.
Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Complex zu trennen,
Was ist denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?

Diese heitere Verzichtleistung des Dichters auf Originalität führe uns hinüber zu seinen Vorfahren mütterlicher Seite. Hier finden wir uns auf einen Bürger aus dem Städtchen Weickersheim, bei Mergentheim im Jaxtkreise, Georg Weber, zurückgewiesen, dessen Sohn Wolfgang, Hohenlohe'scher Rath und Kanzleidirector zu Neuenstein in der Grafschaft Hohenlohe, nach der Unsitte damaliger Gelehrten, den vom Vater ererbten Namen in's Lateinische übersetzte und sich Textor nannte. Bei seinem Sohne, Johann Wolfgang, geboren zu Neuenstein, sehen wir des Dichters vollen Vornamen auftreten. Er bekleidete zu Heidelberg die Stelle des Präses Vicarius beim kurfürstlichen Hof- und Ehegericht, wurde aber 1690 als Consulent und erster Syndicus nach Frankfurt a. M. berufen, wo er den 27. December 1701 starb. Von seinem ältern Sohne, dem 1716 verstorbenen kurpfälzischen Hofgerichtsrath und Advokaten Lic. Christoph Heinrich, entsproß Goethe's Großvater mütterlicher Seite, Johann Wolfgang Textor, der ihm als Pathe seine Vornamen gegeben hat. Er war getauft den 12. Dec. 1693 und starb den 8. Februar 1771. Sein Bild in den „Gedenkblättern an Goethe" zeigt uns einen stattlichen Mann mit der gewichtigen goldenen Kette und Medaille, die er von der Kaiserin Maria Theresia erhalten hatte*), in einer Perrücke mit 8 Etagen, hochstirnig mit abwärts gebogener Nase, und enger geschlitzten Augen, als wir sie an Goethe's Bildern sehen. Dieser schildert uns den Großvater als einen würdevollen, etwas einsylbigen, immer gleichmüthigen Greis, der in seiner burgartigen Wohnung auf der Friedberger Gasse ein durchaus sanftes und geregeltes Leben führte. Ein Tag spann sich ihm wie der andere ab. Morgens fuhr er auf's Rathhaus, speis'te nach seiner Rückkehr, nickte hierauf in seinem Lehnstuhle, brachte dann die Registrande seiner Proponenden für den andern Tag in Ordnung und las die Acten, und stieg gegen Abend in den schönen und geräumigen Garten hinter seiner Wohnung hinab, um eigenhändig die feinere Obst- und Blumenzucht zu besorgen. Wenn er so in seinem talarähnlichen Schlafrocke, eine faltige, schwarze Mütze auf dem Haupte, durch die Spaliere und Blumenbeete daherschritt, konnte er, wie Goethe meint, recht füglich eine mittlere Person zwischen Alkinoos und Laertes vorstellen. Aehnlicher Seiten mit dem Enkel mochte seine ganze Persönlichkeit nur sehr wenige darbieten; doch war vielleicht Goethe als Greis, wie er im Jahr 1828 in den herzoglichen Gärten zu Dornburg zwischen Bäumen und Blumen wandelte, eine Erscheinung, die an den würdigen Ahnherrn hätte erinnern können.

Goethe erwähnt als einer besondern Gabe, die sein Großvater besessen, daß er durch bedeutende Träume von zukünftigen, ihn betreffenden Dingen unterrichtet worden sei. Die hierauf bezüglichen Einzelnheiten hat er meistens den Briefen von Bettina Brentano entlehnt, welcher sie von der Mutter Goethe's erzählt wurden. Es wird dem Leser nicht unwillkommen sein, die Quelle, woraus der Selbstbiograph geschöpft hat**), mit seiner Darstellung vergleichen zu können. „Dein Großvater," schreibt ihm Bettine, „war ein Träumender und Traumdeuter; es ward ihm Vieles über seine Fa-

*) Goethe's Werke, Bd. 20, S. 51 (Ausg. in 40 B.).

**) Selbst Riemer, wie sehr er sonst die Aechtheit von „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" anficht, bezeugt doch, daß Goethe von Bettinen die „Mittheilungen über seine Kindheit und erste Jugendgeschichte erhalten, ohne welche er seine Lebensbeschreibung nicht hätte beginnen können." S. Riemer's Mittheilungen über Goethe, B. 1, S. 39.

milie durch Träume offenbar. Einmal sagte er einen großen Brand, dann die unvermuthete Ankunft des Kaisers voraus; dieses war zwar nicht beachtet worden, doch hatte es sich in der Stadt verbreitet und erregte allgemeines Staunen, da es eintraf. Heimlich vertraute er seiner Frau, es habe ihm geträumt, daß einer der Schöffen ihm sehr verbindlicher Weise seinen Platz angeboten habe; nicht lange darauf starb dieser am Schlage, seine Stelle wurde durch die goldene Kugel Deinem Großvater zu Theil. Als der Schultheiß gestorben war, wurde noch in später Nacht durch den Rathsdiener auf den andern Morgen eine außerordentliche Rathsversammlung angezeigt. Das Licht in seiner Laterne war abgebrannt; da rief der Großvater aus seinem Bette: Gebt ihm ein neues Licht, denn der Mann hat ja doch die Mühe bloß für mich. Kein Mensch hatte diese Worte beachtet; er selbst äußerte am andern Morgen nichts, und schien es vergessen zu haben; seine älteste Tochter (Deine Mutter) hatte sich's gemerkt, und hatte einen festen Glauben dran. Wie nun der Vater in's Rathhaus gegangen war, steckte sie sich, nach ihrer eigenen Aussage, in einen unmenschlichen Staat und frisirte sich bis an den Himmel. In dieser Pracht setzte sie sich, mit einem Buche in der Hand, im Lehnsessel an's Fenster. Mutter und Schwester glaubten, die Schwester Princeß (so wurde sie wegen ihrem Abscheu vor häuslicher Arbeit und Liebe zur Kleiderpracht und Lesen genannt) sei närrisch; sie aber versicherte ihnen, sie würden bald hinter die Bettvorhänge kriechen, wenn die Rathsherrn kämen, ihnen wegen dem Vater, der heute zum Syndicus erwählt werde, zu gratuliren. Da nun die Schwestern sie noch wegen ihrer Leichtgläubigkeit verlachten, sah sie vom hohen Sitze am Fenster den Vater im stattlichen Gefolge vieler Rathsherrn daher kommen. Versteckt Euch! rief sie, da kommt er, und alle Rathsherren mit! Keine wollte es glauben; bis eine nach der andern den unfrisirten Kopf zum Fenster hinaussteckte und die feierliche Procession daher schreiten sahen, da liefen sie Alle davon, und ließen die Princeß allein im Zimmer, um sie zu empfangen."

Nach Goethe vererbte sich diese Gabe der Weissagung auf keines der Kinder und Enkel. Dagegen schreibt ihm Bettine: „Diese Traumgabe schien sich auf die eine Schwester fortgepflanzt zu haben; denn gleich nach Deines Großvaters Tode, da man in Verlegenheit war,

das Testament zu finden, träumte ihr, es sei zwischen zwei Brettchen im Pulte des Vaters zu finden, die durch ein geheimes Schloß verbunden waren. Man untersuchte den Pult und fand Alles richtig." — „Deine Mutter aber," fügt Bettine hinzu, „hatte das Talent nicht; sie meinte, es komme von ihrer heitern, sorglosen Stimmung und ihrer großen Zuversicht zu allem Guten; gerade dieß mag wohl ihre prophetische Gabe gewesen sein; denn sie sagte selbst, daß sie in dieser Beziehung sich nie getäuscht habe."

Wenn es weiter in Goethe's Selbstbiographie als etwas Bemerkenswerthes bezeichnet wird, „daß Personen, welche sonst keine Spur von Ahnungsvermögen zeigten, in des Großvaters Sphäre für den Augenblick die Fähigkeit erlangten, daß sie vor gewissen gleichzeitigen, obwohl in der Entfernung vorgehenden Krankheits- oder Todesereignissen durch sinnliche Wahrzeichen eine Vorempfindung hatten," so finden wir bei Bettine eine Geschichte, die ihn zu dieser Bemerkung veranlaßt haben mag. Goethe's Großmutter, Frau Textor, hörte in einer Nacht ein Rascheln von zusammengeknittertem Papier, und ein wiederholtes tiefes Seufzen. Kurz nachher erfuhr sie, ein entfernter Freund von ihr, der in jener Nacht den Tod herannahen fühlte, habe nach Papier verlangt, um der Freundin in einer wichtigen Angelegenheit zu schreiben; aber, noch ehe er fertig war, habe er, vom Todeskrampfe ergriffen, das Papier zerknittert, und dann zweimal aufgeseufzt und das Leben ausgehaucht. — Für uns ist bei diesen Geschichten das Merkwürdigste, daß Goethe sie offenbar nicht mit Unglauben hingeschrieben hat, wie sich denn auch später noch zeigen wird, daß er auf Ahnungen und Vorbedeutungen Etwas gab. In gleicher Sinnesweise hielt seine Mutter sich mehrere Arten von Orakeln zum Hausgebrauche und wandte sie in bedenklichen Augenblicken an, um über die Zukunft einen bedeutenden Wink zu erhalten.

Die eben erwähnte Großmutter Goethe's, Anna Margaretha Textor, war eine geborene Lindheimer aus Wetzlar, Tochter des dortigen Prokurators beim Kammergericht Dr. Cornelius Lindheimer, geb. den 31. Juli 1711, gest. den 18. April 1783. Ueber ihren Charakter fehlt es uns an Nachrichten. In ihrem Portrait, wie es die „Gedenkblätter an Goethe" darbieten, finden wir eine

auffallende Aehnlichkeit mit dem Enkel in seinem späten Alter: dieselbe hohe Stirne, dasselbe große Auge und etwas Strenges und Herrschendes in Blick und Gesichtsausdruck.

Es bleibt uns nun noch unter Goethe's Vorfahren von seiner Mutter zu reden. Die oft gemachte Bemerkung, daß geniale Männer ihre geistige Erbschaft meist den Müttern verdanken, bestätigt sich auch an unserm Dichter. In der unten folgenden Charakterskizze wird sich uns mancher Zug darbieten, den wir in Goethe sehr deutlich ausgesprochen wiederfinden. Katharina Elisabetha Textor war den 19. Febr. 1731 geboren. Als ein frisches und kräftiges, von der Natur an Körper, Geist und Gemüth gut ausgestattetes Kind wuchs sie erfreulich genug heran, obwohl ihr kein gründlicher und planmäßiger Unterricht zu Theil ward. An tüchtigen Lehrern war damals noch großer Mangel, und dem Vater, dessen Leben sich zwischen Amtsgeschäften und Gartencultur oder sonstiger Erholung in regelmäßiger Pendelschwingung bewegte, gebrach es an Zeit und vielleicht auch an Geschick, die Lücken des Unterrichtes aus eigenen Mitteln auszufüllen. Allein das große Capital von Mutterwitz, das ihr die Natur mitgegeben, die anregungsreiche patrizische Familienatmosphäre, worin sie aufwuchs, die nachträgliche Ausbildung, die ihr in den ersten Jahren der Ehe durch ihren Gatten zu Theil wurde, dann die gemeinsame Entwickelung mit ihrem genialen Sohne, die lebhafte Theilnahme an Literatur und litterarischem Verkehre, in die sie durch ihren Wolfgang hineingezogen ward, häufige Lectüre und fleißiger Besuch des Theaters, gaben ihr eine Bildung, daß sie später gewandt und unbefangen sogar mit fürstlichen Herren und mit Schöngeistern aller Art verkehrte.

An äußeren Wechseln und Wendungen war das Leben der Mutter Goethe's durchaus nicht reich. Sie fühlte ihr ganzes Dasein mit ihrer Vaterstadt so innig verwachsen, daß sie auch nach ihres Gatten Tode, wo sie sich ohne nahe Angehörigen ganz allein fand, zu einer Uebersiedelung nach Weimar sich nicht entschließen konnte. Goethe erzählt in den Annalen unter dem J. 1794, wo die Kriegsverhältnisse sich auch für die Gegend von Frankfurt so drohend gestalteten, er habe ihr wiederholt einen ruhigen Aufenthalt bei sich angeboten, aber sie habe keine Sorge für ihre Persönlichkeit gefühlt;

„sie bestärkte sich," fügt er hinzu, „in ihrem alttestamentlichen Glauben und durch einige zu rechter Zeit ihr begegnende Stellen aus den Psalmen und Propheten in der Neigung zur Vaterstadt; weßhalb sie denn auch nicht einmal einen Besuch zu mir unternehmen wollte." Im J. 1794 verkaufte sie, auf Antrieb ihres Sohnes, den wohlbestellten Keller, die in manchen Fächern vortreffliche Bibliothek, eine Gemäldesammlung, das Beste damaliger Künstler enthaltend, Kupferstiche, Landkarten, Alterthümer und sonst Mancherlei; und zuletzt schlug sie noch im J. 1795 die überflüssigen Hausgeräthe in einer Auction los, und verkaufte das Haus, um ein schönes Quartier an dem Roßmarkte, der Hauptwache schräg gegenüber, im sogenannten „goldenen Brunnen" zu beziehen, wo sie die Zeil hinaufschaute und an zerstreuendem Anblick keinen Mangel haben konnte. Im J. 1796 mußte sie, beim Bombardement von Frankfurt durch die Franzosen (12. und 13. Juli), das einen Theil der Judenstadt in Asche legte, nach Offenbach flüchten, nachdem sie ihre Habseligkeiten in feuerfeste Keller gerettet, kehrte aber, sobald es anging, in ihre geliebte Wohnung an der Hauptwache zurück. Sie erlebte fünf Kaiserkrönungen, die sie alle von dem kleinen Zimmer aus sah, welches sich im Römer neben der Uhr befindet. Auch noch der Untergang des deutschen Kaiserthums und der reichsstädtischen Freiheit ihrer Vaterstadt fiel in ihr spätestes Alter. Sie starb am 13. Sept. 1808 in ihrem 78sten Lebensjahre.

Diesem äußerlich so einförmigen Dasein fehlte es aber nicht an der mannichfaltigsten Belebung und Anregung. Sie baute sich früh durch Lectüre und lebendige Thätigkeit ihrer Phantasie eine reiche innere Welt aus. Goethe erzählt selbst von ihren früheren Jahren: während die lebhafte nächstjüngere Schwester in der Nachbarschaft umhergestrichen sei, um sich dort versäumter Kinder anzunehmen, sie zu warten, zu kämmen und herumzutragen, habe seine Mutter sich, in reinlicher Kleidung, bei einer zierlichen weiblichen Arbeit oder im Lesen eines Buches gefallen. Ihre erste Liebe hatte, wenn wir Bettinen's Mittheilungen darüber trauen dürfen, einen sehr romantischen Charakter; sie galt keinem Geringern, als dem Kaiser Carl VII, der in den drei letzten Jahren vor seinem Tode wiederholt längere Zeit in Frankfurt residirte. Alles war dort voll Begeisterung über

die große Schönheit des Kaisers, dessen Unglück das Interesse für ihn noch erhöhte. Am Charfreitage sah sie ihn im langen schwarzen Mantel zu Fuß mit vielen Herren und schwarz gekleideten Pagen die Kirchen besuchen. „Himmel, was hatte der Mann für Augen!" so sprach sie sich als Greisin zum ersten Male in ihrem Leben über diese früheste Liebe gegen Bettinen aus; „wie melancholisch blickte er unter den gesenkten Augenwimpern hervor! Ich verließ ihn nicht, folgte ihm in alle Kirchen; überall kniete er auf der letzten Bank unter den Bettlern, und legte sein Haupt eine Weile in die Hände; wenn er wieder empor sah, war mir's alle Mal wie ein Donnerschlag in der Brust. Da ich nach Hause kam, fand ich mich nicht mehr in die alte Lebensweise; es war, als ob Bett, Stuhl und Tisch nicht mehr an dem gewohnten Orte stünden. Es war Nacht geworden, man brachte Licht herein, ich ging an's Fenster und sah hinaus auf die dunkeln Straßen; und wie ich die Leute in der Stube von dem Kaiser sprechen hörte, da zitterte ich wie Espenlaub. Am Abende in meiner Kammer, da legte ich mich vor meinem Bette auf die Knie, und hielt meinen Kopf in den Händen, wie er, und es war nicht anders, wie wenn ein großes Thor in meiner Brust geöffnet wäre. Meine Schwester, die ihn enthusiastisch pries, suchte jede Gelegenheit, ihn zu sehen; ich ging mit, ohne daß es Einer ahnete, wie tief es mir zu Herzen gehe. Ein Mal, da der Kaiser vorüberfuhr, sprang sie auf einen Prallstein am Wege und rief ihm ein lautes Vivat zu; er sah heraus und winkte freundlich mit dem Schnupftuche*). Sie prahlte sich sehr, daß der Kaiser ihr so freundlich gewinkt habe; ich war aber heimlich überzeugt, daß der Gruß mir gegolten habe; denn im Vorüberfahren sah er noch einmal rückwärts nach mir. Ja, beinahe jeden Tag, wo ich Gelegenheit hatte, ihn zu sehen, ereignete sich Etwas, was ich mir als ein Zeichen seiner Gunst auslegen konnte; und am Abende in meiner Schlafkammer kniete ich alle Mal vor meinem Bette, und hielt den Kopf in meinen Händen, wie ich von ihm am Charfreitage in der Kirche gesehen hatte; und dann überlegte ich, was mir Alles mit ihm begegnet war. Und so baute sich ein geheimes Liebesverständniß in meinem

*) Vergl. Goethe's W. (Ausg. in 40 B.) Bd. 20, S. 45.

Herzen auf, von dem mir unmöglich war zu glauben, daß er nichts davon ahne; ich glaubte gewiß, er habe meine Wohnung erforscht, da er jetzt öfter durch unsere Gasse fuhr, wie sonst, und alle Mal heraufsah nach den Fenstern und mich grüßte. O wie war ich den vollen Tag so selig, wo er mir am Morgen einen Gruß gespendet hatte; da kann ich wohl sagen, daß ich weinte vor Lust." Dann erzählte sie noch, wie sie eines Tages, als der Kaiser offene Tafel hielt, sich auf die Galerie des Festsaales durchgedrängt und der Kaiser bei einem Trunke, womit er den anwesenden Fürsten Bescheid that, ihr zugenickt habe. Am andern Tage reiste er ab; es war am 17. April, der Morgen fing eben an zu grauen, da hörte sie mehrere Posthörner blasen. Sie sprang aus ihrem Bette, fiel vor übergroßer Hast in der Mitte der Stube, und verletzte sich am Knie; aber sie achtete es nicht und eilte an's Fenster. In diesem Augenblicke fuhr der Kaiser vorbei; er sah schon nach dem Fenster, ehe es aufgerissen ward, er warf ihr Kußhände zu und winkte mit dem Schnupftuche, bis er die Gasse hinaus war. „Von der Zeit an," fügte sie hinzu, „hab' ich kein Posthorn blasen hören, ohne des Abschiedes zu gedenken, und bis auf den heutigen Tag, wo ich den Lebensstrom in seiner ganzen Länge durchschifft habe, und eben im Begriffe bin zu landen, greift mich sein weitschallender Ton noch schmerzlich an."

Ihren Gatten hatte sie, wie sie Bettinen gestand, ohne bestimmte Neigung geheirathet, obwohl er ein schöner Mann war; sie wußte sich aber vortrefflich in die Schroffheit seines Charakters zu fügen. Nachdem sie Mutter geworden, erblühte ihr, besonders in dem Erstgeborenen, mit jedem Jahre eine reichere Fülle des Glückes, worüber unsere Biographie später ausführlicher berichten wird; und als der Ruhm ihres Sohnes sich mit Einem Male in alle Welt verbreitete, belebte sich die bisherige Stille des Familienkreises durch den Besuch bedeutender und geistvoller Männer, wie des schon erwähnten dänischen Consulatssecretairs Schönborn, Lavater's, Basedow's, Klopstock's, des hochgebildeten Karl Ulysses von Salis-Marschlins, Jung Stilling's, Fr. Jakobi's, der beiden Stolberge u. A. Aber auch nachdem ihr Wolfgang durch den Herzog von Weimar ihr entzogen worden war, blieb ihre Wohnung, von Goethe's Verehrern Casa santa genannt, fortdauernd eine Wallfahrtsstätte interessanter und

ausgezeichneter Menschen. Wieland, Merck, Bürger, die Frau von Staël, der Coadjutor von Dalberg, der Herzog Carl August, die Herzogin Amalia und andere fürstliche Personen und Geistesoptimaten kamen, um Goethe's Mutter kennen zu lernen, und alle fühlten sich von der lebensheitern, gemüth- und geistreichen Frau lebhaft angezogen. „Ich habe die Gnade," schrieb sie selbst in einem Briefe an ihres Sohnes vertrauteste Freundin, die Frau von Stein (14. Nov. 1785), „daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von mir weggegangen ist, weß Standes, Alters und Geschlechtes sie auch gewesen ist. Ich habe die Menschen sehr lieb, und das fühlt Alt und Jung, gehe ohne Prätension durch die Welt, und das behagt allen Erdensöhnen und Töchtern, — bemoralisire Niemanden, — suche immer die gute Seite auszuspähen, überlasse die schlimmen dem, der die Menschen schuf, und der es am besten versteht, die Ecken abzuschleifen, und bei dieser Methode befinde ich mich wohl, glücklich und vergnügt." Jene zahlreichen Besuche vornehmer und berühmter Personen machten ihr große Freude. „Ich bin doch viel glücklicher, als die Frau von Recke," schrieb sie an den Sohn der eben genannten Baronin, Friedrich von Stein. „Die Dame muß reisen, um die gelehrten Männer Deutschlands zu sehen, zu mir kommen sie alle in's Haus, das ist ungleich bequemer, — ja, ja, wem's Gott gönnt, gibt er's im Schlafe." Einen anziehenden Einblick in ihren behaglich heitern und freien Verkehr mit solchen Gästen gewährt ein Brief an Friedrich von Stein, den sie nach einem ihr abgestatteten Besuche (am 20. Oct. 1785) an ihn richtete. „Mein lieber Cherubim, Ihre glücklich abgelaufene Reise und die ausführliche Beschreibung davon hat mich sehr gefreut, — auch ergötzte mich herzinniglich, daß mich mein lieber Fritz in gutem Andenken hat. Ich vergesse aber meinen lieben Pathen eben so wenig — Alles erinnert mich an ihn — die Birn', die ihm früh Morgens so gut schmeckten, während ich meinen Thee trank, — wie wir uns hernach so schön aufstecklen ließen, er von Sachs, ich von Zeitz, und wie's hernach, wenn die Pudergötter mit uns fertig waren, an ein Putzen und Schniegeln ging, und dann das vis à vis bei Tische, und wie ich meinen Cherubim um zwei Uhr (freilich manchmal etwas unmanierlich) in die Messe jagte, und wie wir uns im Schauspiele wieder zusammenfan-

den, und das nach Hauseführen, — und dann das Duodrama in Hausehren, wo die dicke Katharine die Erleuchtung machte, und die Greineld und die Marie das Auditorium vorstellten — das war wohl immer ein Hauptspaß!"

Lebte sie, nach solchen Besuchen, wieder still für sich, so genoß sie ihres Daseins nicht minder glücklich; sie konnte dann, wie sie an Fritz von Stein schreibt, ihre Steckenpferde desto ruhiger galoppiren lassen. „Ich habe deren vier," fügte sie hinzu, „wo mir eins so lieb ist wie's andere, und ich oft nicht weiß, welches zuerst an die Reihe soll. Einmal ist's Brabanter Spitzenklöppeln, das ich noch in meinen alten Tagen gelernt und eine kindische Freude darüber habe; dann kommt das Clavier; dann das Lesen; und endlich das lange aufgegebene und dann immer wieder hervorgesuchte Schachspiel." Sie hätte noch ihre große Liebhaberei für's Theater hinzusetzen können, wovon ihre Briefe an vielen Stellen zeugen. Und wie für das Schauspiel, so interessirte sie sich auch lebhaft für ausgezeichnete Schauspieler, besonders für C. W. Unzelmann (geb. 1753, gest. 1832), zu welchem sie, nach den von Dorow mitgetheilten Briefen zu urtheilen, in einem sehr innigen Freundschaftsverhältnisse gestanden haben muß. Ihre Correspondenz mit demselben trägt stellenweise das Gepräge einer enthusiastischen Zuneigung, und läßt erkennen, woher der Dichter von Werther's Leiden die Lebhaftigkeit und das Feuer seiner Empfindungen geerbt hat*). Auch mit der später so berühmt gewordenen Schauspielerin Henriette Hendel-Schütz, die 1789 in einem Alter von achtzehn Jahren, damals Gattin des Sängers Eunike, auf der Frankfurter Bühne ihre höhere theatralische Laufbahn begann, knüpfte sie nähere Bekanntschaft an. Die Künstlerin versicherte später, daß sie dem scharftreffenden Urtheil der wackern Frau, und besonders ihren steten Warnungen, sich vor dem Zuvielthun, so wie vor jeder Ziererei im Spiel zu hüten, zum großen Theil den frühen Gewinn der ächten Naturwahrheit in der Ausübung ihrer Kunst zu danken gehabt. Sie verkehrte viel im

*) S. z. B. den Brief vom 16. März 1788 in den Reminiscenzen von Dorow, S. 135 f.

Goethe'schen Hause, und war dann oft Zeugin, wie des Dichters Mutter im Kreise der Freunde und Freundinnen des Hauses die Productionen des Sohnes mit Begeisterung und Stolz vortrug; besonders sang sie gern mehrere scherzhafte von Reinhardt componirte Lieder, namentlich das Lied aus dem Faust: „Es war einmal ein König", wobei sie am Schlusse jeder Strophe die Zuhörer aufforderte, den „Chorus" zu machen.

Eine Reihe von Jahren hindurch versammelte sie regelmäßig um sich einen Kreis, meist aus jüngern Mädchen bestehend, die sie ihre „Samstagsmädel" nannte. Auch pflegte sie einmal im Jahre ihre sämmtlichen Freunde und Freundinnen zu einem „Festin" zu vereinen, und ließ dann, bei der gastfreiesten Bewirthung, die Fülle ihrer Laune sprudeln. Mit zunehmenden Jahren mußte natürlich die Neigung, größere Gesellschaften um sich zu sehen, schwinden; aber ihre Heiterkeit und Lebenslust blieb sich gleich. Noch im Frühling 1800 rühmte Nicolovius, der sich 1795 mit ihrer Enkelin, der ältesten Tochter Schlosser's vermählt hatte, und 1800 auf Veranlassung von Schlosser's Tode nach Frankfurt gekommen war, „die Urgroßmutter Goethe, das Haupt der großen Familie, als das lebendigste, herzvollste Mitglied derselben." — „Die Großmutter," heißt es weiter in seinem Briefe vom 24. Mai, „deren reicher Lebensquell mir ein wahres Labsal ist, hat uns einen kleinen Familienschmaus, und gestern, was bei ihr unerhört ist, ein größeres Diner gegeben, wo edler Niersteiner duftete. Ihre Manier, ihr sehr entschiedener Charakter in der Gesellschaft, ihre Sonderbarkeit, ihr aufbrausender Lebensstrom, Alles reißt hin, und gestattet nicht Muße noch Kälte zum Urtheilen. Wir können ihre Freundlichkeit nicht genug preisen. Ihr Alter ist weder an ihrem Geist, noch an ihrem Körper merklich. Möchte ihr Lebensspruch: Erfahrung macht Hoffnung, auch der unsrige werden! Wo sie erscheint, entspringt Leben und Freude. Sie nimmt uns, zu Aller Erstaunen, selbst brillant auf, und gestern, als unser kleiner (eben vier Jahre alter) Eduard bei ihr in der Loge war, und mit unersättlichem Interesse das Schauspiel verschlang, wurde sie so urgroßmütterlich stolz, daß sie rechts und links den Urenkel ausposaunte; und ich wette, daß jetzt wenig Menschen von Namen mehr in der Stadt sind, die nicht Eduard's Lob aus ihrem

Munde angehört haben und wissen, wie der Kleine von ihr Leidenschaft für's Theater im Blut habe."

Ueberhaupt war alles Frische, Geistreiche, Humoristische, was wir in Goethe finden, alle Gemüthstiefe und Poesie in dem Charakter seiner Mutter vorgebildet, während er vom Vater her nur einige Charakterzüge gröberer Art, wenn ich so sagen darf, z. B. die strenge Ordnungsliebe, das ökonomische Talent, die Gravität, die er in späteren Jahren zeigte, überkommen hatte. Ein ähnliches Mischungsverhältniß fand sich in Goethe's Aeußerem. Die „Statur," die Körperhaltung, zumal in seinem Mannes- und Greisenalter, die äußeren Gesichtsumrisse waren ihm vom Vater angestammt, wogegen die zarteren Lineamente, worin sich die Geistes- und Gemüthseigenthümlichkeit am feinsten abspiegelt, der eigentliche Gesichtsausdruck eine Erbschaft von Seiten der Mutter war. In einem Briefe an Fritz von Stein gibt sie selbst eine Beschreibung ihres Aeußern in folgender Stelle: „Hier schicke ich Ihnen zwei Schattenrisse, — freilich ist an dem großen die Nase etwas zu stark, — und der kleine zu jugendlich, mit alle dem ist im Ganzen viel Wahres drinnen. Von Person bin ich ziemlich groß und ziemlich corpulent, — habe braune Augen und braune Haare, — und getraute mir die Mutter von Prinz Hamlet nicht übel vorzustellen. Viele Personen, wozu auch die Fürstin von Dessau gehört, behaupten, es wäre gar nicht zu verkennen, daß Goethe mein Sohn wäre. Ich kann das nun eben nicht finden, — doch muß etwas daran sein, weil es schon so oft ist behauptet worden." Ihr Bild in den „Gedenkblättern von Goethe" zeigt eine heitere, klare Stirne, einen offenen, freien Blick; das ganze Gesicht drückt Heiterkeit und freundlichen Humor aus; und dabei spielt eine gewisse gutmüthige Schalkheit um Mund und Auge.

In ihrem Charakter begegnet uns ein besonderer Zug, der sich auf den Sohn ganz entschieden fortpflanzte, nämlich eine sehr zarte Scheu vor allen heftigen und gewaltsamen Eindrücken, welche sie in allen Lebenslagen möglichst zu entfernen suchte. Ohne Zweifel leitete sie dabei ein mehr oder weniger dunkles Gefühl, daß sie bei der großen Reizbarkeit ihres Gemüthes alle starken Schläge von sich abwehren müsse, wenn sie nicht darunter zu Grunde gehen sollte. Es wird von ihr erzählt, sie habe beim Miethen einer Magd oder

eines Bedienten unter Anderm folgende Bedingungen zu stellen gepflegt: „Ihr sollt mir nichts wiedererzählen, was irgend Schreckhaftes, Verdrießliches oder Beunruhigendes, sei es nun in meinem Hause, oder in der Stadt, oder in der Nachbarschaft, vorfällt. Ich mag ein für alle Male nichts davon wissen. Geht's mich nah an, so erfahre ich's noch immer zeitig genug. Geht's mich gar nicht an, bekümmert's mich überhaupt nicht! Sogar wenn es in der Straße brennt, wo ich wohne, so will ich's auch da nicht früher wissen, als ich's eben wissen muß." So wagte denn auch bei einer lebensgefährlichen Krankheit Goethe's im Jahre 1805 Niemand aus ihrer Umgebung in Frankfurt der Gefahr, worin der Entfernte schwebte, zu erwähnen. Erst als er in völliger Besserung begriffen war, brachte sie selbst das Gespräch auf ihn und sagte zu ihren Freundinnen: „Ich hab' halt Alles wohl gewußt, habt Ihr gleich nichts davon gesagt und sagen wollen, wie es mit dem Wolfgang so schlecht gestanden hat. Jetzt aber mögt Ihr sprechen, jetzt geht es besser. Gott und seine gute Natur haben ihm geholfen. Jetzt kann wieder von dem Wolfgang die Rede sein, ohne daß es mir, wenn sein Name genannt wird, einen Stich in's Herz gibt." — „Wäre Goethe," setzte die Freundin hinzu, welcher Falk diese Mittheilung verdankte, „wäre Goethe damals gestorben, auch dann würde dieses Todesfalles im Hause seiner Mutter schwerlich von uns Erwähnung geschehen sein; wenigstens nur mit sehr großer Vorsicht, oder von ihr selbst dazu aufgefordert, würden wir dieß gewagt haben, weil, wie ich schon bemerkt, es durchaus eine Eigenthümlichkeit ihrer Natur, oder Grundsatz, wo nicht beides war, allen heftigen Eindrücken und Erschütterungen ihres Gemüthes, wo sie nur immer konnte, auszuweichen."

Daraus erhellt, wie wir es zu nehmen haben, wenn sie an Friedrich von Stein schreibt: „Die Ruhe, die Ruhe ist meine Seligkeit! Und da sie mir Gott schenkt, so genieße ich sie mit Danksagung." Nicht körperliche Ruhe ist gemeint; an häuslich-weiblicher Thätigkeit ließ sie es bis in ihr hohes Alter nicht ermangeln; aber sie suchte ihr Gemüth stets in einem sanften Gleichgewichte zu erhalten, wozu eine geregelte Beschäftigung, eine gewisse Tagesordnung besonders beitrug. „Ordnung und Ruhe," schreibt sie selbst an den

jungen Stein, „sind Hauptzüge meines Charakters, — daher thu' ich Alles, gleich frisch von der Hand weg, das Unangenehmste immer zuerst, und verschlucke den Teufel (nach dem weisen Rathe des Gevatters Wieland), ohne ihn erst lange zu begucken; liegt dann Alles wieder in den alten Falten, ist alles Unebene wieder gleich, dann biete ich dem Trotz, der mich in gutem Humor übertreffen wollte."

So bewahrte sie ihre innere Zufriedenheit, und wie die Menschen, die mit sich selbst im Frieden leben, Andere mild und läßlich zu beurtheilen pflegen und an fremdem Glücke Theil nehmen, so sehen wir auch sie, ganz nach der spätern Weise ihres Sohnes, einen Jeden in seinem Kreise „gewähren lassen," Jedem sein Glück gönnen und es still betrachtend mitgenießen. „Unsere freien Reichsbürger," meldete sie dem jungen Stein, „essen, trinken, bankettiren, musiciren, tanzen und erlustigen sich auf allerlei Weise — und da sie das freut, so gesegne es ihnen Gott!" — „Fröhlichkeit," schreibt sie ein ander Mal an denselben, „ist die Mutter aller Tugenden, wie Götz von Berlichingen sagt — und er hat wahrlich Recht. Weil man zufrieden und froh ist, so wünscht man alle Menschen vergnügt und heiter zu sehen, und trägt Alles in seinem Wirkungskreise dazu bei." In dieser Sinnesart bezeigte sie auch bei manchen freieren Scherzen des Sohnes in seinen Knabenjahren, wo der Vater mit strenger Rüge eingetreten sein würde, eine mütterliche, liebende Nachsicht, oder ging gar wohl in dieselben ein. Sie sagte zuweilen in scherzhafter Laune, weil sie so früh geheirathet hatte und erst achtzehn Jahre alt Mutter geworden war: „Ich und mein Wolfgang haben uns halt immer verträglich zusammengehalten; das macht, weil wir Beide jung und nicht gar so weit als der Wolfgang und sein Vater aus einander gewesen sind." Auch später noch, erzählt Falk, als Goethe sein bürgerliches Leben nach dem Rathe des Vaters in Frankfurt damit eröffnete, daß er sich den Geschäften eines Anwaltes unterzog, verhüllte die Mutter Manches mit dem Mantel der Liebe, was der Vater schwerlich so frei hätte hingehen lassen. In demselben Grade, wie der etwas mürrische Vater die Augen offen behielt, pflegte die Mutter sie gelegentlich zuzudrücken. Junge Autor-Manuscripte wurden für Acten ausgegeben, und manche kleine Einladung

zu einem unschuldigen Gartenpiknik mit jungen lustigen Leuten seines Schlages ward, wenn der Vater darnach fragte, in ein Handbillet von diesem oder jenem Clienten verwandelt. Sie verlor auch zu ihrem Wolfgang keinen Augenblick das Vertrauen, wenn auch sein Verhalten wohl einmal räthselhaft war, und selbst damals nicht, als er gegen alle seine Freunde schweigsam wurde, und Jedem kalt erschien. „Daß mein Sohn gegen seine Freunde kalt geworden ist, glaube ich nicht," schrieb sie während seines ersten Aufenthalts in Italien an Stein; „aber stellen Sie sich an seinen Platz — in eine ganz neue Welt versetzt, — in eine Welt, wo er von Kindheit an mit ganzem Herzen und ganzer Seele daran hing, — und den Genuß, den er nun davon hat. Ein Hungriger, der lange gefastet hat, wird an einer gutbesetzten Tafel, bis sein Hunger gestillt ist, weder an Vater noch Mutter, weder an Freund noch Geliebte denken, und Niemand wird's ihm verargen können."

Mochte nun auch Goethe, über den „tausend Geistern, die sich um ihn stritten," zu Zeiten wohl einmal selbst der geliebten Mutter weniger gedenken, so trug sie ihn dagegen fortwährend und lebenslang im innersten Herzen, und erfüllte mit den Jahren immer mehr und mehr ihre ganze Seele mit dem Bilde ihres Wolfgang. Und so gereichte es ihr denn gegen das Ende ihres Lebens noch zum höchsten Genusse, daß sie damals ein eben erst dem Kindesalter entwachsendes geniales Mädchen um sich hatte, welches an ihrem Sohne in schwärmerisch phantastischer Liebe hing, und nur in ihm lebte. Bettina Brentano, die Schwester des Dichters Brentano, und die nachherige Gattin Achim's von Arnim, war ihr eine unversiegbare Quelle der lebendigsten Unterhaltung über den Liebling ihres Herzens. Es ist ein großer Beweis für ihre Fähigkeit, sich in die verschiedensten Charaktere zu fügen, daß sie, die ferngesunde, von aller Ueberspanntheit entfernte Frau, sich mit dem in mancher Hinsicht diametral entgegengesetzten, leidenschaftlich aufgeregten Wesen vertrug. Sie duldete Bettinen's wunderliche Grillen um so eher, als sie mit ihr in der herrschenden Empfindung ihrer Seele, in der Begeisterung für Goethe zusammentraf. Stundenlang konnten sie Abends zusammensitzen und über den Geliebten plaudern, indem Bettine ihren enthusiastischen Gefühlen für ihn freien Lauf ließ, und die

Mutter allerlei Züge aus seinen Kinder- und Jünglingsjahren erzählte. War das Mädchen entfernt, so empfand die Mutter eine große Leere. „Ich habe mir meine Feder frisch abknipsen lassen," schrieb sie ihm am 14. März 1807, „und das vertrocknete Dintenfaß bis oben vollgegossen; und weil es denn heute so abscheulich Wetter ist, so sollst Du auch gleich eine Antwort haben. Liebe Bettine, ich vermisse dich sehr in der bösen Winterzeit; wie bist Du doch im vorigen Jahre so vergnügt dahergesprungen kommen! Wenn's kreuz und quer schneite, da wußt' ich, das war so ein recht Wetter für dich; ich brauchte nicht lange zu warten, so warst Du da. Jetzt guck' ich auch immer noch aus alter Gewohnheit nach der Ecke von der Katharinenpforte; aber Du kommst nicht, und weil ich das ganz gewiß weiß, so kümmert's mich. Es kommen Visiten genug, das sind aber nur so Leutevisiten, mit denen ich nichts schwätzen kann."

Noch eine interessante Mittheilung aus ihren letzten Lebensjahren hat uns Falk aufbewahrt. Sie war einige Wochen hindurch von den Beschwerden des hohen Alters schmerzlich geplagt worden; da sagte sie einer Freundin, die sich nach ihrem Befinden zu erkundigen kam: „Gottlob! nun bin ich wieder mit mir zufrieden, und kann mich auf einige Wochen hinaus leiden. Zeither bin ich völlig unleidlich gewesen und habe mich wider den lieben Gott gewehrt, wie ein klein Kind, das nimmer weiß, was an der Zeit ist. Gestern aber konnt' ich es nicht länger mit mir ansehen; da hab' ich mich selbst recht ausgescholten und zu mir gesagt: Ei, schäme dich, alte Räthin! Hast guter Tage genug gehabt in der Welt, und den Wolfgang dazu, mußt', wenn die bösen kommen, nun auch fürlieb nehmen und kein so übel Gesicht machen! Was soll das mit Dir vorstellen, daß Du so ungeduldig und garstig bist, wenn der liebe Gott Dir ein Kreuz auflegt? Willst Du denn immer auf Rosen gehen, und bist über's Ziel, bist über siebenzig Jahre hinaus! Schauen's, so hab' ich zu mir selbst gesagt, und gleich ist ein Nachlaß gekommen und ist besser geworden, weil ich selbst nicht mehr so garstig war."

Ueber ihren Tod berichtet Bettine an Goethe: „Im September wurde mir in's Rheingau geschrieben, die Mutter sei nicht wohl. Ich beeilte meine Rückkehr; mein erster Gang war zu ihr. Der Arzt war gerade bei ihr; sie sah sehr ernst aus. Als er weg

war, reichte sie mir lächelnd das Recept hin und sagte: Da lies, welche Vorbedeutung mag das haben? Ein Umschlag von Wein, Myrrhen, Oel und Lorbeerblättern, um mein Knie zu stärken, das mich seit diesem Sommer anfing zu schmerzen, und endlich hat sich Wasser unter der Narbe (von jenem Fall bei der Abfahrt des Kaisers) gesammelt. Du wirst aber sehen, es wird nichts helfen, mit diesen kaiserlichen Specialien von Lorbeer, Wein und Oel, womit die Kaiser bei der Krönung gesalbt werden. Ich seh' das schon kommen, daß das Wasser sich nach dem Herzen ziehen wird, und da wird es gleich aus sein. Sie sagte mir Lebewohl, und sie wolle mir sagen lassen, wann ich wieder kommen solle. Ein paar Tage darauf ließ sie mich rufen; sie lag zu Bette. Sie sagte: Heute lieg' ich wieder zu Bett, wie damals, als ich kaum sechszehn Jahre alt war an derselben Wunde. Ich lachte mit ihr hierüber und sagte ihr scherzweise viel, was sie rührte und erfreute. Da sah sie mich noch einmal recht feurig an, drückte mir die Hand und sagte: Du bist so recht geeignet, um mich in dieser Leidenszeit aufrecht zu halten; denn ich weiß wohl, daß es mit mir zu Ende geht. Sie sprach noch ein paar Worte von Dir, und daß ich nicht aufhören solle, Dich zu lieben; und ihrem Enkel solle ich zu Weihnachten noch einmal die gewohnten Zuckerwerke in ihrem Namen senden. Zwei Tage darauf am Abende, wo ein Concert in ihrer Nähe gegeben wurde, sagte sie: Nun will ich im Einschlafen an die Musik denken, die mich bald im Himmel empfangen wird. Sie ließ sich auch noch Haare abschneiden und sagte, man solle sie mir nach ihrem Tode geben, nebst einem Familienbilde von Seekatz, worauf sie mit Deinem Vater, Deiner Schwester und Dir, als Schäfer gekleidet, in anmuthiger Gegend, abgemalt ist. Am andern Morgen war sie nicht mehr; sie war nächtlich hinübergeschlummert."

Goethe selbst schrieb im Jahr 1824 (am 9. Januar) an Zelter, er lege einen Brief seiner Mutter bei, worin, „wie in jeder ihrer Zeilen, sich der Charakter einer Frau ausspreche, die, in alttestamentlicher Gottesfurcht, ein tüchtiges Leben voll Zuversicht auf den unwandelbaren Volks- und Familiengott zubrachte, und als sie ihren Tod selbst ankündigte, ihr Leichenbegängniß so pünktlich anordnete, daß die Weinsorte und die Größe der Bretzeln, womit die Begleiter

erquickt werden sollten, genau bestimmt war." Aus glaubwürdiger Quelle fügt Jacobi hinzu, sie habe den Mägden geboten, ja nicht zu wenig Rosinen in die Kuchen zu thun; das habe sie ihr Lebtag nicht leiden können, und sie würde sich noch im Grabe darüber ärgern. Als sie am Morgen ihres Todestages, da ihr Unwohlsein nicht für so bedenklich galt, zu einer Gesellschaft geladen wurde (?), habe sie wohlgemuth erwiedern lassen, „die Frau Rath könne nicht kommen; denn sie müsse alleweile sterben." Nach Maria Belli hörte sie auf ihrem Sterbebett die Stimme eines Tischlers, der gekommen war, um sich für die Anfertigung des Sarges zu empfehlen. Sie ließ ihm ein Geldgeschenk reichen mit dem Bemerken, es thue ihr leid, daß er zu spät komme, da schon Alles angeordnet sei. Mag auch Einiges von diesen Ueberlieferungen mythischer Natur sein, so haben sich doch auch diese Mythen gewiß nicht ohne einen sichern geschichtlichen Kern gebildet.

Das anschaulichste Charakterbild dieser merkwürdigen Frau würden wir unseren Lesern vorführen können, wenn uns der Raum gestattete, hier eine Auswahl aus ihren Briefen folgen zu lassen. Viele derselben, und vielleicht die interessantesten, sind noch nicht an's Licht gefördert. Sie führte eine sehr lebhafte Correspondenz nicht bloß mit ihrem Sohne, sondern auch mit der Herzogin Amalie, dem Fräulein von Göchhausen, Wieland und anderen Weimaranern. Für Wieland, der sie und Merck als Pathen eines ihm 1778 geborenen Sohnes in's Kirchenbuch hatte schreiben lassen, für die Herzogin Amalie und ihren Hof war die Ankunft eines ihrer Briefe ein frohes Ereigniß. „Von Frau Aja*)," schreibt

*) In seiner Selbstbiographie sagt Goethe, wo er von dem Besuche der Grafen Stolberg in seinem ältertichen Hause erzählt: „Zu meiner Mutter machte sich ein eigenes Verhältniß. Sie wußte in ihrer tüchtigen, geraden Art sich gleich in's Mittelalter zurückzusetzen, um als Aja bei irgend einer lombardischen oder byzantinischen Prinzessin angestellt zu werden. Nicht anders als Frau Aja ward sie genannt, und sie gefiel sich in dem Scherze, und ging so eher in die Phantastereien der Jugend ein, als sie schon in Götz von Berlichingens Hausfrau ihr Ebenbild zu erblicken glaubte." Düntzer vermuthet aber mit Wahrscheinlichkeit, daß die jungen Leute ihr den Namen aus dem Volksbuche von den Haimonskindern beigelegt. Vgl. dessen Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit, S. 456 ff.

Wieland an Merck den 15. Februar 1778, „habe ich, seit ich wieder hier bin, keine Zeile, das mich schier wundert, weil ich doch auf meinen von hier aus an sie geschriebenen Brief ein — Victoria! da eben langt eine gar schöne Epistola von ihr an. Nun nichts weiter!" Am 25. Januar 1779 schreibt er: „Wenn die Herzogin Mutter einen Brief von Dir oder Mutter Aja bekommen hat, so spricht sie nicht anders davon, als ob ihr ein groß Glück wiederfahren wäre, recht wie das Weib im Evangelio, die ihre Nachbarinnen anruft, sich mit ihr zu freuen, daß sie ihren Groschen funden habe." Und in einem Briefe vom Mai 1780 heißt es: „Ich hab' inzwischen von Frau Aja einen großen Brief bekommen, der mich auf etliche Tage guter Laune gemacht. Es geht in der Welt nichts über die Weiber von dieser Art, um sich von Poeten und Propheten gefangen nehmen zu lassen; nur Schade, daß sie immer rarer werden. Frau Aja ist die Königin aller Weiber, die Herz und Sinnen des Verständnisses haben *); und dem Himmel sey Dank, daß es auch hier einige gibt, die werth sind, unter ihrer Fahne zu dienen." Wir können uns nicht versagen, zum Schlusse unserer kleinen Skizze ihres Charakters, wenigstens einen ihrer originellen Briefe an die Herzogin Amalie mitzutheilen:

Frankfurt, am 22. Oct. 1782.

Durchlauchtigste Fürstin!

Was dem müden Wanderer ein Ruheplätzchen, dem Durstigen eine klare Quelle, und Alles, was sich nun noch dahin zählen läßt, — was die armen Sterblichen stärkt und erlabt, war das gnädige Andenken unserer besten Fürstin! Du bist also noch nicht in Vergessenheit gerathen, — die theuerste Fürstin denkt noch an dich, fragt

*) Man vergleiche damit, was Bettine an Goethe schreibt: „So entfernt Du auch warst, und so lange Zeit auch: Du warst nie besser verstanden als von ihr; während Gelehrte, Philosophen und Kritiker Deine Werke untersuchten, war sie ein lebendiges Beispiel, wie Du aufzunehmen seyst. Sie sagte mir oft einzelne Stellen aus Deinen Büchern vor, so zu rechter Zeit, so mit herrlichem Blicke und Tone, daß in diesen auch meine Welt anfing lebendigere Farben zu empfangen."

nach deinem Befinden. — Tausendfacher Dank sei Ihro Durchlaucht davor gebracht! Ihro Durchlaucht haben die Gnade zu fragen, was ich mache? O, beim Jupiter, so wenig als möglich! und das Wenige noch obendrauf von Herzen schlecht. — Wie ist's aber auch anders möglich! Einsam, ganz allein mir selbst überlassen. — Wenn die Quellen abgeleitet oder verstopft sind, wird der tiefste Brunnen leer — ich grabe zwar als nach frischen — aber entweder geben sie gar kein Wasser, oder sind ganz trübe, und Beides ist dann freilich sehr schlimm. Die noble Allegorie könnte ich nun bis in's Unendliche fortführen — könnte sagen, um nicht Durst zu sterben, ich jetzt mineralisch Wasser tränke, welches sonst eigentlich nur für Kranke gehört u. s. w. Gewiß viele schöne Sachen ließen sich hier noch anführen — aber der Witz, der Witz! den hab' ich immer vor Zugluft gehalten — er kühlt wohl — aber man bekommt einen steifen Hals davon. Also ohne alle den Schnickschnack! — Alle Freuden, die ich jetzt genießen will, muß ich bei Fremden, muß ich außer dem Hause suchen — denn da ist's so still und öde, wie auf dem Kirchhof. Sonst war's freilich ganz umgekehrt — doch, da in der ganzen Natur nichts an seiner Stelle ist, sondern sich in ewigem Kreislauf herumdreht — wie könnte ich mich da zur Ausnahme machen? — Nein, so absurd denkt Frau Aja nicht. Wer wird sich grämen, daß nicht immer Vollmond ist, und daß die Sonne jetzt nicht so warm macht, wie im Julius? — Nur das Gegenwärtige gut gebraucht und gar nicht dran gedacht, daß es anders sein könnte; so kommt man am Besten durch die Welt — und das Durchkommen ist doch (Alles wohl überlegt) die Hauptsache. Ihro Durchlaucht können nun so ungefähr aus Obigem ersehen, daß Frau Aja immer noch — so ohngefähr Frau Aja ist, ihren Humor beibehält, und Alles thut, um bei guter Laune zu bleiben — auch das Mittel, das weiland König Saul gegen den bösen Feind so probat fand, fleißig gebraucht; und so hat's menschlichem Ansehen nach noch lange keine Noth mit der guten Frau. Zumal da Herr Tabor (den Ihro Durchlaucht wenigstens dem Namen nach kennen) für unser Vergnügen so stattlich gesorgt hat. Den ganzen Winter Schauspiel! Da wird gegeigt, da wird trompetet — Ha! den Teufel möcht' ich sehen, der Courage hätte, einen mit schwarzem Blute zu incommodiren. — Ein einziger Sir John Fall-

staff treibt ihn zu Paaren — Das war ein Gaudium mit dem dicken Kerl — Christen und Juden, Alles lachte sich die Galle vom Herzen. — Diese Woche sehen wir auch Clavigo — da geht ganz Frankfurt hinein; alle Logen sind schon bestellt — das ist vor so eine Reichsstadt allemal ein großer Spaß. Ich habe nun Ihro Durchlaucht Befehl in Unterthänigkeit befolgt — von meinem Seyn und Nichtseyn wahrhaften und aufrichtigen Bericht erstattet. Empfehle mich zu fernerer Huld und Gnade und bin ewig

Durchlauchtigste Fürstin
Dero
unterthänigst treugehorsamste Dienerin
Goethe.

Zweites Capitel.

Die fünf ersten Lebensjahre: Züge aus der frühesten Kindheit. Das älterliche Haus. Einfluß der Mutter, des Vaters, der Großmutter. Puppenspiel.

Aus einem so tüchtigen Stamme entsprossen, wie wir im vorigen Kapitel kennen gelernt, erblickte am 28. August 1749, Mittags mit dem Glockenschlage Zwölf, unser Dichter, Johann Wolfgang Goethe, das Licht der Welt. Was er über die seinen Lebensanfang begleitenden Umstände in der Selbstbiographie berichtet hat, verdankte er größtentheils den Nachrichten, die ihm Bettine aus dem Munde seiner Mutter zukommen ließ. Wir lassen die begeisterte Verehrerin des Dichters selbst reden. „Deine Mutter", so meldete sie Goethe'n, „war damals achtzehn Jahre alt, und ein Jahr verheirathet; hier bemerkte sie, Du würdest wohl ewig jung bleiben, und Dein Herz würde nie veralten, da Du die Jugend der Mutter mit in den Kauf habest *). Drei Tage bedachtest Du Dich, ehe Du an's Weltlicht kamst, und machtest der Mutter schwere Stunden. Aus Zorn, daß Dich die Noth aus dem eingeborenen Wohnorte trieb, und durch die Mißhandlung der Amme kamst Du ganz schwarz und ohne Lebenszeichen. Sie bäheten Dir die Herzgrube mit Wein, ganz an Deinem Leben verzweifelnd. Deine Großmutter stand hinter dem Bette; als Du zuerst die Augen aufschlugst, rief sie hervor: Räthin, er lebt! „„Da erwachte mein mütterliches Herz und lebte seitdem in fortwährender Begeisterung bis zu dieser Stunde!"" sagte sie mir in ihrem fünfundsiebzigsten Jahre. Dein Großvater, der der Stadt ein herrlicher Bürger und damals Syndicus war, wendete stets Zufall und Unfall zum Wohle der Stadt an, und so wurde auch Deine schwere Geburt die Veranlassung, daß man einen Geburtshelfer für die Armen einsetzte. „„Schon in der Wiege war er den Menschen eine Wohlthat,"" sagte Deine Mutter."

„Zu der kleinen Schwester Cornelia" (geb. den 7. September 1750), so lautet die weitere Erzählung der Mutter, „hatte er, da sie noch in der Wiege lag, schon die zärtlichste Zuneigung. Er trug ihr Alles zu, und wollte sie allein nähren und pflegen, und war eifersüchtig, wenn man sie aus der Wiege nahm, in der er sie beherrschte. Da war sein Zorn nicht zu bändigen; er war überhaupt viel mehr zum Zürnen, als zum Weinen zu bringen."

Aus seinem dritten Lebensjahre erzählte die Mutter Bettinen: „Er spielte nicht gern mit kleinen Kindern, sie mußten denn sehr schön sein. In einer Gesellschaft fing er plötzlich an zu weinen, und schrie: Das schwarze Kind soll hinaus, das kann ich nicht leiden! Er hörte auch nicht auf mit Weinen, bis er nach Hause kam, wo ich ihn über die Unart befragte; er konnte sich nicht trösten über des Kindes Häßlichkeit."

Einen andern Zug aus seiner Kindheit, den er selbst in seiner Biographie anmuthig ausgeschmückt hat, berichtet Bettine in folgen-

*) Napoleon's Mutter hatte ihren größten Sohn ebenfalls in ihrem achtzehnten Jahre geboren. Mit Beziehung darauf sagt Goethe in den Gesprächen mit Eckermann (II, 270): „Das Talent ist freilich nicht erblich, allein es will eine tüchtige physische Unterlage; und da ist es denn keineswegs einerlei, ob Jemand der Erste oder Letztgeborene, und ob er von kräftigen und jungen, oder von schwachen und alten Aeltern ist gezeugt worden."

der Weise: „Die Küche im Hause ging auf die Straße. An einem Sonntage Morgen, da Alles in der Kirche war, gerieth der kleine Wolfgang hinein und warf alles Geschirr nach einander zum Fenster hinaus, weil ihn das Rappeln freute, und die Nachbarn, die es ergötzte (Goethe nennt drei gegenüber wohnende Brüder von Ochsenstein), ihn dazu aufmunterten. Die Mutter, die aus der Kirche kam, war sehr erstaunt, die Schüsseln alle herausfliegen zu sehen; da war er eben fertig und lachte so herzlich mit den Leuten auf der Straße, und die Mutter lachte gleichfalls."

Wir richten nun unsern Blick auf das älterliche Haus, worin der Knabe in den ersten Lebensjahren heranwuchs. In diesen Jahren ist das Haus dem Kinde eine Welt, zumal dem städtischen Kinde. Wohl ihm, wenn seine Wohnung nicht zu beschränkt ist, nicht zu modern einförmig, wenn sie der Einbildungskraft, dem Ahnungsvermögen etwas bietet, wenn sie einen Blick in eine herzerweiternde Ferne gestattet, in Garten- und Hofräumen Platz zu freier Bewegung gewährt. Nur das Letzte fehlte Goethe's älterlichem Hause; die Häuser vom Roßmarkte her hatten sich so große Gärten und Hintergebäude zugeeignet, daß dem Goethe'schen Hause nur ein ziemlich beschränkter Hofplatz*) blieb, der durch eine hohe Mauer von den anschließenden Paradiesen abgesondert war. Um sich für diesen Mangel einigermaßen zu entschädigen, unterhielt man einige Gewächse vor dem Fenster eines Zimmers im zweiten Stocke, welches man daher das Gartenzimmer nannte. Hier war des Knaben Lieblingsaufenthalt, und hier empfing sein junges Herz tausend Eindrücke, die durch das ganze Leben nachklangen. Wenn er dort zu Frühlings- und Sommerszeiten die aufgegebenen Lectionen lernte, so blickte sein Auge oft sehnsüchtig vom Buche über die schönen Nachbarsgärten, über Stadtmauern und Wälle weg, in die fruchtbare Ebene hin, die sich nach Höchst zieht. In diesem Zimmer**) beobachtete er die Gewitter, hier weidete er sich am Glanze der untergehenden Sonne.

*) Eine Zeichnung des Hofes von Dr. Nbsel in Berlin ist von Rabe sauber geätzt worden.

**) Eine Abbildung desselben s. vor dem ersten Theile von Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde (Berl. 1835).

Und wenn er dann die Nachbarn in ihren Gärten wandeln und ihre Blumen besorgen, die Kinder spielen, die Gesellschaften sich ergötzen sah, die Kegelkugeln rollen, die Kegel fallen hörte, so erregte dieß früh in ihm ein Gefühl der Einsamkeit und einer daraus entspringenden ahnungsvollen Sehnsucht.

Auch das Innere des alten, winkelhaften, an vielen Stellen düstern Hauses, war geeignet, Ahnungen und Schauer in kindlichen Gemüthern zu wecken. Es bestand eigentlich aus zwei durchbrochenen Häusern. Eine thurmartige Treppe führte zu unzusammenhängenden Zimmern, und die Ungleichheit der Stockwerke hatte man durch Stufen ausgeglichen. Ein Lieblingstummelplatz des jungen Goethe und seiner Schwester Cornelia war die untere geräumige Hausflur, mit einem großen vogelbauerartigen hölzernen Gitterwerke, Geräms genannt, neben der Thüre. Mit einem solchen Geräms waren viele Frankfurter Häuser versehen; die Frauen saßen darin nähend und strickend, die Köchin las dort ihren Salat, die Nachbarinnen besprachen sich aus demselben, und so kamen auch die Kinder hier mit den Nachbarn in Verbindung, wie sich denn die Bekanntschaft mit den oben erwähnten Brüdern von Ochsenstein ebenfalls hier angeknüpft hatte. Aeußerlich erinnerte das Goethe'sche Haus, gleich den meisten damaligen Häusern Frankfurts, durch seine alterthümliche Bauart an die deutsche Vorzeit. Ueber dem Eingange stand das prophetische Symbol einer Lyra mit einem Sterne, das Goethe später in seinem Wappen führte.

Des Knaben erste Wohnstätte wirkte selbst durch eine halbmythische Vorgeschichte anregend auf seine Phantasie. Das Haus lag, der goldenen Federgasse gegenüber, am sogenannten Hirschgraben. Erkundigte er sich nun nach der Bedeutung dieses Namens, so erzählte ihm die Großmutter, der Raum, wo das Haus stehe, habe ehedem außerhalb der Stadt gelegen, und ihre Straße sei damals ein Graben gewesen, worin Hirsche unterhalten worden, weil, einem alten Herkommen gemäß, der Senat alle Jahre einen Hirsch öffentlich verspeis't habe. Der kleine Goethe vertiefte sich dabei recht lebhaft in die Vorstellung jener Zeiten, und hätte gar zu gern auch jetzt noch eine solche zahme Wildbahn in seiner Nähe gehabt.

Kehren wir nun von dem Hause zu seinen Bewohnern und ih-

rem Verhältnisse zu dem Knaben zurück, so ist vor Allen der Mutter zu gedenken, die sich mit Recht einen bedeutenden Einfluß auf die Erregung seiner Einbildungskraft und die Entwickelung seiner Darstellungsgabe zuschrieb. „Denn einmal," sagte sie Bettinen, „konnte ich nicht ermüden zu erzählen, so wie er nicht ermüdete, zuzuhören. Luft, Feuer, Wasser und Erde stellte ich ihm unter schönen Princessinnen vor; und Alles, was in der Natur vorging, dem ergab sich eine Bedeutung, an die ich bald fester glaubte, als meine Zuhörer; und da wir uns erst zwischen den Gestirnen Straßen dachten, und daß wir einst Sterne bewohnen, und welchen großen Geistern wir da oben begegnen würden, da war kein Mensch so eifrig auf die Stunde des Erzählens mit den Kindern, wie ich; ja, ich war im höchsten Grade begierig, unsere kleinen eingebildeten Erzählungen weiter zu führen, und eine Einladung, die mich um einen solchen Abend brachte, war mir immer verdrießlich. Da saß ich, und da verschlang er mich bald mit seinen großen schwarzen Augen; und wenn das Schicksal irgend eines Lieblinges nicht recht nach seinem Sinne ging, da sah ich, wie die Zornader an seiner Stirne schwoll, und wie er die Thränen verbiß. Manchmal griff er ein und sagte, noch ehe ich meine Wendung genommen hatte: Nicht wahr, Mutter, die Princessin heirathet nicht den verdammten Schneider, wenn er auch den Riesen todtschlägt. Wenn ich nun Halt machte und die Katastrophe auf den nächsten Abend verschob, so konnte ich sicher sein, daß er bis dahin Alles zurecht gerückt hatte, und so ward mir denn meine Einbildungskraft, wo sie nicht mehr zureichte, häufig durch die seine ersetzt. Wenn ich dann am nächsten Abende Schicksalsfäden nach seiner Angabe weiter lenkte und sagte: Du hast's gerathen! so ist's gekommen! da war er Feuer und Flamme, und man konnte sein Herzchen unter der Halskrause schlagen sehen. Der Großmutter, die im Hinterhause wohnte, und deren Liebling er war, vertraute er nun allemal seine Ansichten, wie es mit der Erzählung wohl noch werde, und von dieser erfuhr ich, wie ich seinen Wünschen gemäß weiter im Texte kommen solle; und so war ein geheimes diplomatisches Treiben zwischen uns, das Keiner an den Andern verrieth; so hatte ich die Satisfaction, zum Genusse und Erstaunen der Zuhörenden meine Märchen vorzutragen, und der Wolfgang, ohne

je sich als den Urheber aller merkwürdigen Ereignisse zu erkennen, sah mit glühenden Augen der Erfüllung seiner kühn angelegten Pläne entgegen, und begrüßte das Ausmalen derselben mit enthusiastischem Beifalle. Diese schönen Abende, durch die sich der Ruhm meiner Erzählungskunst bald verbreitete, so daß endlich Alt und Jung daran Theil nahm, sind mir eine sehr erquickliche Erinnerung."

Wie wir hier die Mutter mit seinem pädagogischen Instinct die Selbstthätigkeit des Kindes frühe wecken und unterhalten sehen, so wird sich uns später zeigen, daß der Vater gleichfalls schon beim Unterrichte des sieben- bis neunjährigen Knaben stets auf Erregung der Selbstthätigkeit hinzielte. Aber auch in den Jahren, wovon wir jetzt reden, wirkte er anregend auf den Sohn. Er hatte einen Vorsaal des Hauses mit werthvollen römischen Prospecten ausgeschmückt. Da konnte der Knabe täglich die Piazza del Popolo, das Coliseo, den Petersplatz, die Peterskirche, die Engelsburg und Anderes sehen, was sich alles seinem Geiste tief einprägte. Und wie lakonisch auch sonst der Vater war, so ließ er sich doch manchmal auf eine Beschreibung dieser Gegenstände ein, die er einst auf seiner italienischen Reise mit so hohem Genusse betrachtet hatte. Bisweilen zeigte er auch eine kleine Marmor- und Naturaliensammlung vor, welche er aus Italien mitgebracht; und so finden wir des Knaben Sinn in frühester Kindheit schon durch seinen Vater auf zwei Bahnen hingelenkt, die er später mit der entschiedensten Neigung verfolgen sollte. Daß der alte Goethe eine große Vorliebe für die italienische Sprache besaß und italienischen Gesang und Clavierspiel in seinem Hause fleißig üben ließ, haben wir gleichfalls als einen glücklichen Umstand für seinen Sohn anzusehen, dessen Ohr dadurch zeitig für sprachlichen und musikalischen Wohlklang gebildet wurde. Den ersten Elementarunterricht scheinen ihm die Aeltern, und besonders der Vater ertheilt zu haben, der, wenn auch sonst einsylbig, doch lehrhafter Natur war, und bei seiner Zurückgezogenheit von Geschäften reichliche Muße dazu fand.

Die dritte bedeutende Person des Hauses, die auf des Knaben Geistesentwickelung förderlich einwirkte, war die Großmutter. Wenn die Unterrichtszeit zu Ende war, eilten die Kinder zu ihr und fanden in ihrem geräumigen Zimmer Platz zu allerlei Spielen. Die freund-

liche, sanfte Frau wußte sie immer mit Diesem und Jenem zu beschäftigen, und erquickte sie dabei auch wohl mit manchem guten Bissen. Einen sehr tiefen, vielleicht durch das ganze Leben nachklingenden Eindruck machte sie auf das Gemüth des Enkels durch ein Geschenk, womit sie die Kinder am Weihnachtsabende des J. 1753 überraschte. Es war ein Puppenspiel, das, wie Goethe sagt, „in dem alten Hause eine neue Welt erschuf." Die mächtige Bewegung, die es in dem Kopfe des Knaben hervorbrachte, ist in den ersten Capiteln von Wilhelm Meister's Lehrjahren unübertrefflich dargestellt; und wir irren sicher nicht bei der Annahme, daß selbst das Detail dieser Darstellung aus Goethe's eigenen Erlebnissen geschöpft ist. Und so dürfen wir auch ohne Bedenken den kleinen Goethe an Wilhelm's Stelle versetzen, wenn dieser erzählt: „Ich weiß noch, wie sonderbar es mir vorkam, als man uns Kinder nach Empfang der gewöhnlichen Christgeschenke vor einer Thüre niedersitzen hieß, die aus einem andern Zimmer hereinging. Sie öffnete sich; allein nicht wie sonst zum Hin- und Wiederlaufen, der Eingang war durch eine unerwartete Festlichkeit ausgefüllt. Es baute sich ein Portal in die Höhe, das von einem mystischen Vorhange verdeckt war. Erst standen wir von ferne; und wie unsere Neugierde größer ward, um zu sehen, was wohl Blinkendes und Rasselndes sich hinter der halb durchsichtigen Hülle verbergen möchte, wies man jedem sein Stühlchen an, und gebot uns, in Geduld zu warten. So saß nun Alles und war still. Eine Pfeife gab das Signal, der Vorhang rollte in die Höhe und zeigte uns eine hochroth gemalte Aussicht in den Tempel," — und nun führten die Puppen ein Schauspiel auf, worin der zwerggestaltete Sohn Isai den Riesen Goliath mit seiner Schleuder erlegte. Recht charakteristisch für den kleinen Zuschauer, und ein Seitenstück zu dem Aerger über den verdammten Schneider in dem Märchen der Mutter, der die Princessin heirathen sollte, war der Verdruß, den er trotz aller Freude am Stücke darüber empfand, daß ein so zwergmäßiges Männchen, wie David, die schöne Königstochter zur Gemahlin erhielt. Wollen wir uns nun weiter lebendig veranschaulichen, wie durch dieses Ereigniß die ganze innere Welt des jungen Goethe in Gährung gerieth und sich eine geraume Zeit hindurch alle Kräfte seines Geistes und Herzens nach dieser Richtung

hinstürzten, so brauchen wir nur in Wilhelm Meister's Lehrjahren bis zum neunten Kapitel fortzulesen, worin ohne Zweifel Goethe überall Selbsterlebtes zu Grunde gelegt hat.

Dieses unschätzbare Geschenk der guten Großmutter war aber gleichsam ihr letztes Vermächtniß. Den Winter über nahm ihre Kränklichkeit fortwährend zu, und sie starb gegen Ende des März 1754 *). Ihr Tod machte in mehrfacher Hinsicht Epoche in dem Leben des Knaben. Bis dahin war er fast ausschließlich auf das älterliche Haus beschränkt gewesen; jetzt sollte sich ihm auch ein freierer Blick in die Vaterstadt und das Leben und die Zustände anderer Menschen aufthun. Hatte bisher in der engen und einförmigen Umgebung vorherrschend seine Einbildungskraft thätig sein müssen, um seine innere Welt zu bereichern, so stellte sich von nun an eine mannichfaltige, wechselvolle Wirklichkeit seinen Sinnen dar; und an die Stelle der einsamen häuslichen Privatstunden trat eine Zeit lang der öffentliche Unterricht und der Verkehr mit einer größern Anzahl von Altersgenossen. Ehe wir aber auf diese Veränderungen und die nächsten Veranlassungen derselben weiter eingehen, werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf das durchlaufene erste Lebens-Lustrum unseres Dichters zurück.

In vielfacher Beziehung hatte das Schicksal den Knaben in dieser Zeit begünstigt. Ein Vater, der mancherlei, zwar mühsam angeeignete, aber eben dadurch ihm stets bewußte und zu Gebot stehende Kenntnisse besaß, und, wenn auch übrigens wortkarg, doch gern den Seinigen, was er wußte und vermochte, mitzutheilen pflegte; eine sehr junge gemüth- und phantasievolle Mutter, unerschöpflich in Erzählungen und Märchen, unerschöpflicher in Liebe und Zärtlichkeit für die Kinder; eine Großmutter, die mit ihrer schönen, hagern Gestalt, der immer weißen, reinen Kleidung, dem sanften Wohlwollen, dem ruhigen Dulden die Kinder wie ein halb schon dem Jenseits angehöriges Wesen, wie ein gütiger Genius anmuthete; eine jüngere Schwester, an welcher der Knabe schon früh die liebenden Kräfte seines Herzens übte; eine Umgebung, aus der alles Rohe und Gemeine

*) Die Kirchenbücher geben den 28. März 1754 als den Tag ihres Begräbnisses an.

verbannt war; eine gebildete sprachliche Atmosphäre, ein mit Liebe und Nachsicht ertheilter Elementarunterricht; häufige Gelegenheit, Musik zu hören; ein geräumiges Haus, das eine Aussicht in's Freie gewährte und durch mehrere zur täglichen Schau ausgehängte Kunstsachen den Schönheitssinn bildete und die Einbildungskraft anregte; — gewiß sind das Gaben des Glückes, deren Werth wir nicht gering anschlagen dürfen. Allein es kann uns nicht entgehen, daß diese Verhältnisse bei fernerer Dauer doch etwas Wesentliches hätten vermissen lassen, und daß, wenn der junge Goethe sich noch lange unter gleichen Einflüssen fortentwickelt hätte, sein Gemüth von einer gewissen Ungesundheit bedroht gewesen wäre. Die Beschäftigung der Einbildungskraft, die Anregung des Gefühles überwog in jener Zeit allzusehr die Anschauung des Wirklichen, die Uebung von Sinn und Verstand im nahen Verkehre mit Natur und Welt. Jenes sehnsüchtige Hinausblicken aus dem einsamen Zimmerchen auf die abgeschlossenen Nachbarsgärten und fernen Ebenen, die wunderbaren phantastischen Märchen der Mutter, die Beschreibung der Kunst- und Naturgegenstände entlegener Himmelsstriche aus dem Munde des Vaters, das Puppenspiel der Großmutter — Alles war wie darauf berechnet, die Einbildungskraft des Kindes in eine ungemessene Aufregung zu bringen. Dieß hätte auf die Dauer dem Knaben schädlich werden müssen; sein Geist hätte, statt mit kräftigen Bildern, sich mit matten, luftigen Schemen gefüllt, wenn ihm nicht bald eine reichere Wirklichkeit zur Anschauung wäre geboten worden. Auch war er bis dahin zu wenig mit gleichalterigen Kindern, namentlich mit Knaben in Berührung gekommen, deren Umgang sich besonders in früheren Jahren durch nichts Anderes ersetzen läßt. Das Alles sollte sich aber nun ändern, und was diesen wohlthätigen Wechsel herbeigeführt, liegt uns nun zunächst ob zu berichten.

Drittes Capitel.

Zweites Lustrum: Umbau des Hauses. Kurzer Besuch einer öffentlichen Schule. Näheres Bekanntwerden mit der Vaterstadt. Verkehr mit Malern. Wiederbeginn des häuslichen Unterrichtes. Exercitienheft. Drei Dialoge. Morgenglückwünsche. Polyglottische Uebungen. Stechschriften. Geometrischer, geographischer, geschichtlicher Unterricht. Tanzunterricht.

Goethe's Aelternhaus gehörte eigentlich der Großmutter. Sein Vater mußte daher den Plan eines Umbaues desselben bei ihren Lebzeiten noch aussetzen. Bald nach ihrem Tode aber, im Beginne des Sommers 1754, ging er an die Ausführung desselben, wobei er auf eine seltsame Weise verfuhr. Um nicht bloß mit dem ersten Stocke, sondern auch mit dem zweiten überbauen zu dürfen, was in Frankfurt durch ein Gesetz für Neubauten untersagt worden war, bediente er sich der Ausflucht, die oberen Theile des Hauses zu unterstützen, und von unten herauf einen Theil nach dem andern wegzunehmen und neu zu bauen, damit das Ganze noch immer für eine Reparatur gelten könnte. Weil er aber Alles selbst zu leiten wünschte, hatte er beschlossen, nicht aus dem Hause zu weichen, und ließ auch die Seinigen nicht von sich, welche so freilich in einer eben so unbequemen, als bedenklichen Lage sich befanden. Wie aus einem vor Kurzem aufgefundenen interessanten Documente *) hervorgeht, war unser Wolfgang bei der Ceremonie der Grundsteinlegung als kleiner Maurer betheiligt. Wir lassen dieses Document, einen von dem Knaben im Januar 1757 als stylistische Uebung verfaßten Dialog, so weit er auf die Grundsteinlegung Bezug hat, hier um so eher folgen, als wir später, wo von seinen Studien im Jahre 1757 die Rede sein wird, davon weitern Gebrauch machen können. Die darin über den Hausbau gegebenen Details dürfen wir unbedenklich als wirkliche Erlebnisse ansehen, da sie sich an das in Goethe's Selbstbiographie Berichtete genau anschließen, und, wie sich bald zeigen

*) Mittheilungen aus einem Original-Manuscript der Frankfurter Stadtbibliothek, herausgegeben von Dr. Weismann, Frankfurt 1846.

wird, zu den ſtyliſtiſchen Arbeiten des Knaben in der Regel der Stoff aus der eigenen Erfahrung und der nächſtumgebenden Welt geſchöpft wurde.

Pater et Filius. Januar. 1757.

F. Iſt es erlaubt, mit in den Keller zu gehen?

P. Ja, es iſt erlaubt, wenn Du mir ſagſt, was Du daſelbſt machen willſt.

F. Ich höre, daß ſie die Weine auffüllen wollen, und davon möchte ich einen Begriff haben.

P. Verſchlagener! Hierunter ſteckt etwas Anderes verborgen; ſage die Wahrheit.

F. Ich kann's nicht bergen, den Grund- und Schlußſtein habe ich Luſt einmal wieder zu ſehen.

P. Folge mir, Dir ſoll in einem als andern willfahret werden.

F. Ich will gerne folgen. Siehe, wir ſind ſchon an der Treppe. O, was vor eine große Finſterniß, es kann nicht dunkler im Grabe ausſehen.

P. Hinweg dermalen mit dieſer traurigen Vorſtellung. Gehe, mein Sohn, nur behutſam die Treppe hinunter, Du wirſt bald Licht finden.

F. Sie haben Recht: ich ſehe alle umliegenden Sachen, als Keſſel, Töpfe, Bütten u. dgl. m.

P. Warte ein wenig, es wird ſich Dir noch mehr, und dieſes weit deutlicher, als bisher geſchehen, entdecken.

F. Fürwahr, das wenige Licht, ſo durch das Kellerloch fällt, erleuchtet Alles.

P. Wo glaubſt Du nun das Geſuchte zu finden?

F. Den Schlußſtein ſehe ich wohl über meinem Kopfe, aber den Grundſtein kann ich nicht antreffen.

P. Siehe da, in dieſem Winkel iſt er eingemauert.

F. Nunmehro ſehe ich ihn wohl, und erinnere mich, daß ich ihn unter vielen Feierlichkeiten mit eigener Hand eingemauert habe.

P. Kannſt Du Dich noch mehrer Umſtände, die dabei vorgefallen, erinnern?

F. Warum nicht! Ich ſehe mich nehmlich in der Tiefe als einen Maurer gekleidet, mit der Kelle in der Hand, mit vielen Maurergeſellen, und hatte den Steinmetzenmeiſter zur Seite.

P. Wurde denn dabei ſonſt nichts geredet?

F. Ja wohl. Es fing der Obergeſelle zwar nach Gewohnheit eine Rede an, konnte ſie aber nicht ausführen und unterließ nicht, ſich die Haare auszuraufen, da er von ſo vielen Zuſchauern inzwiſchen ausgelacht wurde.

P. Was denkeſt Du nun Gutes bei dieſem Stein, nach dem Dich ſo ſehr verlangt?

F. Ich gedenke und wünſche, daß er nicht eher als mit dem Ende der Welt verrückt werden möge.

P. Das wollen wir Gott anheimſtellen. Du aber gehe nur weiter.

F. Potz, wie bequem kommt man nicht von dieſem in den großen Keller. Es muß viel Mühe und Oel gekoſtet haben, bis dieſe Oeffnung zu Stande gekommen.

P. Du haſt's getroffen. Setze bei: viele Gefahr, welche die Handwerks-Leute gehabt, vornehmlich in Erbauung der Haupt-Treppe, wie Du hier ſiehſt, da das ganze Gewölbe faſt mit unzähligen Stützen unterbauet wurde.

F. Und wir ſind bei aller Gefahr dennoch wohnen geblieben. Es iſt gut, wenn man nicht Alles weiß, ich hätte gewiß nicht ſo ruhig geſchlafen als geſchehen*).....

*) Der lateiniſche Text dieſes Dialogs lautet:

F. Licetne tecum ire in cellam vinariam?

P. Immo licebit: ut primum dixeris, quid illic facturus sis.

F. Audio quod vina replenda sint, cujus rei notionem veram habere cuperem.

P. Astute, latet sub hoc quid monstri: dic verum.

F. Ingenue fatear: volupe est tandem aliquando videre lapidem fundamentalem et clausularem.

P. Sequere me, voluntati tuae in utroque satis fiet etc.

Es ſteht indeſſen nicht feſt, wie groß der Antheil des Vaters an dieſen ſtyliſtiſchen Arbeiten geweſen, ſo daß ſich aus ihnen allein der Grad der Fertigkeit im ſchriftlichen lateiniſchen Ausdruck nicht ermeſſen läßt, den Wolfgang in ſeinem achten Jahre beſaß.

Ungeachtet der hier zuletzt angedeuteten Gefahr und Unbequemlichkeit setzte Goethe's Vater, consequent und hartnäckig, wie er in Allem war, in der ersten Zeit seinen Plan durch, die Kinder bei sich zu behalten. Nichts desto weniger gewannen diese schon durch den Hausbau selbst eine Menge neuer Anschauungen, die ein wohlthätiges Gegengewicht gegen ihr bisheriges Phantasie- und Gemüthsleben bildeten. Der scharf beobachtende Knabe merkte sich das technische Verfahren, und blickte in die Zustände und Verhältnisse der Arbeiter. Es war für ihn eine sonderbare Empfindung, als die Zimmer, an die sich tausend Erinnerungen knüpften, die Gänge, auf denen sie gespielt, die Wände, die sonst so reinlich gehalten wurden, vor der Hacke des Maurers, dem Beile des Zimmermannes dahinstürzten. Die Privatlectionen ließ zwar der Vater selbst im Getümmel der Arbeit und in der gefährlichen Lage, wo sie oben auf unterstützten Balken gleichsam in der Luft schwebten, nicht gänzlich ruhen; indeß bekamen die Kinder doch etwas mehr Spielraum und durften sich manchmal lustig auf Balken schaukeln und auf Brettern schwingen. Als aber endlich selbst das Dach zum Theile abgetragen wurde, und trotz alles übergespannten Wachstuches der Regen bis zu den Betten der Kinder drang, übergab sie der Vater auf eine Zeitlang einer befreundeten Familie und schickte sie in die öffentliche Schule.

Dieß wäre ein epochemachendes Ereigniß in Goethe's Leben gewesen, wenn nicht sogleich nach Vollendung des Hausbaues der Privatunterricht wieder an die Stelle des öffentlichen getreten wäre. Deutschland hätte einen andern Goethe gehabt, wenn er in Elementarschule und Gymnasium sich zur Universität vorbereitet hätte. Mit Recht sagt Gervinus: „Daß sein Vater ihn der Schule entfremdete und im Hause erzog, und daß ihm auf diese Art der epische Jugendlauf entging, durch den wir uns im Conflict gleicher Kräfte am besten selbst erziehen, dieß wirkte auf den ganzen Gang seines Lebens nach, da er nie das Bestreben der Massen hat achten lernen, in denen wir uns nur behaglich fühlen, wenn wir von früh auf an ihre Gemeinschaft gewohnt waren. Geschichte und Epos hat daher Goethe'n nie in bedeutendem Grade gefesselt, weil das Interesse daran nur in einem äußerlich bewegten Jugendleben wurzelt." Ein kleines Ereigniß, dessen sich Goethe aus früher Kinderzeit erinnerte,

hätte den Vater auf den Einfluß aufmerksam machen können, die der Wetteifer mit Anderen auf den Knaben würde ausgeübt haben. Eines Tages wohnte er dem öffentlichen Examen und der Translocation der Gymnasialschüler in dem alten Kloster zu den Barfüßern bei. Der Rector Albrecht, ein origineller Mann, sah, während er die silbernen praemia virtutis et diligentiae austheilte, Wolfgang als Zuschauer weit von seinem Katheder stehen. Der Knabe mochte mit Sehnsucht nach dem Beutelchen blicken, aus welchem der Rector die silbernen Schaumünzen hervorzog. Albrecht winkte ihm zu, trat eine Stufe herunter und reichte dem Knaben, den er von oftmaligen Besuchen her als wohlunterrichtet und lernbegierig kannte, einen der Silberlinge hin. Wolfgang's Freude war groß, obgleich er merkte, daß Einige diese einem Nicht-Schulknaben gewährte Gabe ganz außer der Ordnung fanden.

Aber auch trotz seiner kurzen Dauer hat der Besuch der öffentlichen Schule auf Goethe einen nachhaltigen Einfluß geübt; nur war dieser Einfluß kein wohlthätiger. Da er der Schule entzogen wurde, ehe sich sein Gemüth an diese neue Atmosphäre gewöhnt hatte, so blieb ihm für sein ganzes Leben die unerquicklichste Erinnerung daran zurück, die auf seine Gesinnung gegen die Menge tief eingewirkt hat. Man fühlt dieses schon in den Worten durch, womit er in der Selbstbiographie seines kurzen Schulbesuches gedenkt. „Indem man," sagt er, „die bisher zu Hause abgesondert, reinlich, edel, obgleich streng, gehaltenen Kinder unter eine rohe Masse von jungen Geschöpfen hinunterstieß, so hatten sie vom Gemeinen, Schlechten, ja Niederträchtigen (!) ganz unerwartet Alles zu leiden, weil sie aller Waffen und aller Fähigkeit ermangelten, sich dagegen zu schützen." Die Waffen würden sich schon auf die Dauer gefunden haben, und „das Gemeine und Niederträchtige" würde bald in anderem Lichte erschienen sein.

Eine weitere Folge des Hausbaues war, daß der Knabe mit seiner Vaterstadt näher bekannt zu werden begann. Hatte man ihn früher auf die älterliche Wohnung und den Kreis der nächsten Verwandten beschränkt, so durfte er jetzt nach und nach immer freier und ungehinderter, theils allein, theils mit munteren Gespielen, die Stadt durchstreifen. Unberechenbar ist die Wirkung der Eindrücke

auf Geist und Gemüth, die hier der Knabe von tausend und aber tausend Gegenständen empfing, — ob in jeder Beziehung auch wohlthätig, ist freilich eine andere Frage. Man denke sich einmal, daß er in ländlicher Einsamkeit, in einem schönen Thale aufgewachsen wäre, im innigen Genusse der Natur und der wechselnden Tages- und Jahreszeiten, im Anschauen des Thier- und Pflanzenlebens und des Daseins einfacher Menschen, die noch enger an die Natur gebunden sind; daß ihm sparsame Anschauungen von dem künstlichen und verworrenen Getriebe eines hochgesteigerten Culturlebens geworden wären, daß er reiche Muße gehabt hätte, diese vereinzelten Eindrücke zu verarbeiten und geistig und gemüthlich auszubeuten, — in wie ganz verschiedener Weise würde dieß auf die Entfaltung seines Geistes und Herzens eingewirkt, welch' einen ganz andern Ton würde dieß seinem Leben gegeben haben! Ihm bot sich dagegen schon in früher Kindheit in seiner Vaterstadt eine ganze Welt zur Anschauung dar. Den Main entlang schlendernd, ergötzte er sich am Anblicke der ankommenden Marktschiffe, woraus so vielerlei und mitunter so seltsame Gestalten ausstiegen, bewunderte den Mechanismus der Krahne, wenn Waaren ausgeladen wurden, begrüßte, wieder stadteinwärts wandelnd, ehrfurchtsvoll den Saalhof, auf dessen Stelle einst Carl's des Großen Burg gestanden haben sollte, verlor sich in die alte Gewerbestadt, und besonders Markttags gern in das Gewühl der Käufer und Verkäufer um die Bartholomäuskirche. In hohem Grade reizten seine Aufmerksamkeit die vielen „Städte in der Stadt, die Festungen in der Festung," die ummauerten Klosterbezirke und burgartigen Räume, welche, so wie die Pforten, Thürme, Mauern, Brücken, Wälle, Gräben, womit die Stadt umschlossen war, den Geist in frühere, unruhigere Zeiten zurückzogen. Eine seiner liebsten Promenaden, die er sich ein paar Male des Jahres zu verschaffen wußte, war der Gang inwendig auf der Stadtmauer herum, wo er Tausenden von Menschen, Reichen wie Armen, in ihre abgeschlossenen, verborgenen häuslichen Zustände blicken konnte.

Eine zweifache Neigung setzte sich durch diese Wanderungen in dem Knaben fest: einmal eine gewisse Vorliebe für das Alterthümliche, welche besonders durch alte Chroniken und Holzschnitte, z. B. den Grave'schen von der Belagerung der Stadt, genährt wurde, und

zweitens die Lust, „bloß menschliche Zustände in ihrer Mannichfaltigkeit und Natürlichkeit, ohne weitern Anspruch auf Interesse oder Schönheit, zu erfassen." Dabei that sich aber zugleich eine starke Abneigung vor jedem widrigen Anblick hervor, weßhalb er den unreinlichen Marktplatz nur selten besuchte, und mit Entsetzen vor den anstoßenden häßlichen Fleischbänken floh. Von dieser Apprehension gegen widerwärtige Dinge, die ihm manchmal lästig und hinderlich wurde, suchte er sich später in Straßburg durch den Besuch des Klinikums und der Vorlesungen über Entbindungskunst zu befreien; und es gelang ihm so gut damit, daß ihn nachher nichts dergleichen mehr aus der Fassung brachte.

Nicht bloß als eine große und volkreiche, gewerbthätige und alterthümliche Stadt, auch als selbstständige Republik und als Wahl- und Krönungsstadt der deutschen Kaiser mußte Frankfurt sehr anregend auf den Knaben einwirken. Schon die Stellung seines Großvaters und die dadurch hervorgerufenen Gespräche im älterlichen Hause, wie in denen der Verwandten, weckten früh in ihm ein Interesse für die öffentlichen Angelegenheiten, welches in dem Besuche der Localitäten, wo sie verhandelt wurden, neue Nahrung fand. Als dem Enkel des Stadtschultheißen konnte es ihm nicht schwer werden, sich Eintritt in das große Sessionszimmer des Rathes zu verschaffen. Hier klärte ihn sogleich die Anschauung darüber auf, warum man die Rangordnung des Senats nach Bänken festgesetzt habe; denn er sah die Bänke der Schöffen, der Herren des zweiten Ranges und der Handwerker abgesondert vor sich. Zuweilen mischte er sich auch wohl in das Gedränge vor den burgermeisterlichen Audienzen. Aber größern Reiz hatte für ihn Alles, was sich auf Wahl und Krönung der Kaiser bezog. Er wußte sich die Erlaubniß zu erwirken, die neue, heitere, in Fresco gemalte Kaisertreppe zu besteigen, betrachtete ehrfurchtsvoll das mit Goldleisten und Purpurtapeten verzierte Wahlzimmer, und ließ sich auf dem großen Kaisersaale bei den Brustbildern der sämmtlichen Oberherrscher des Vaterlandes von ihren Tugenden und Thaten erzählen; ja es ward ihm sogar die Gunst gewährt, beim Vorzeigen der goldenen Bulle an vornehme Fremden auf dem Rathhause gegenwärtig zu sein. Mit lebhaftem Antheile hörte er die Beschreibungen der zuletzt kurz auf einander

gefolgten Kaiserkrönungen, der prächtigen, durch geschmackvolle Feste des französischen Gesandten verherrlichten Krönung Carls des Siebenten, von dessen ernster, würdiger Gestalt und blauen Augen die Frauen viel zu erzählen wußten, und der zwar minder glänzenden, aber durch Maria Theresia's Gegenwart verschönerten Krönung Franz des Ersten. Bei diesen Schilderungen weidete sich der Knabe an der Hoffnung, auch noch ein Mal mit eigenen Augen eine solche Festlichkeit anzuschauen.

Kam aber erst unter so vielfachen Anregungen, nach regelmäßig halbjährigen Intervallen, die Zeit der Messe heran, wo durch Errichtung unzähliger Buden in der Stadt sich plötzlich eine neue Stadt bildete, wo Fremde und Waaren von allen Seiten herbeiströmten, so entstand die größte Gährung in allen Kinderköpfen, um so mehr, als diese wichtigen Epochen durch seltsame, althergebrachte Feierlichkeiten eingeleitet wurden. Da öffnete sich dem Knaben nun wieder ein neuer Blick in die Weite der Welt und des Lebens; es „bildete sich die Vorstellung von dem, was die Erde Alles hervorbringt, was sie bedarf, und was die Bewohner ihrer verschiedenen Theile gegen einander auswechseln." Wer sieht aber nicht, daß eine so überwältigende Fülle von Eindrücken, Bildern, Erfahrungen einem Kinde von gewöhnlichen Anlagen, von normaler Fassungskraft zum Nachtheile gereichen muß? Es ist wahrlich nicht zu verwundern, wenn der Bevölkerung von Großstädten im Ganzen eine gewisse unruhige, springende Hast, Ungründlichkeit, Mangel an Gemüthstreue und Gemüthstiefe, Uebersättigung und Blasirtheit anhaftet; und sehr erklärlich ist die Erfahrung, welche man in Städten an den höheren Lehranstalten macht, daß die vom Lande hereingekommenen Zöglinge, die im ersten Lebensdecennium mäßige Geistesnahrung empfingen, ihre städtischen Mitschüler an ernstem Interesse, treuem Auffassen und gründlichem Fortschreiten, und daher zuletzt auch in ihren Leistungen weit überflügeln. Auch Goethe ist, ungeachtet seiner genialen Anlagen, von dem Nachtheiligen jener Einflüsse nicht ganz unberührt geblieben; was aber ihren Schaden milderte und zum Theile ganz aufhob, werden wir später in Erwägung ziehen.

Unterdessen war der Hausbau vollendet worden, und man versammelte sich wieder in den jetzt hellen und heiteren Räumen. Zu

vielfacher Beschäftigung, Belehrung und Unterhaltung gereichte nun dem Knaben noch der allmälig vollbrachte innere Ausbau und die Beschaffung alles Dessen, was zum Schmucke und zur Verzierung gehört. Er ging dem Vater bei der Aufstellung seiner schönen Büchersammlung, so wie beim Aufhängen der Gemälde zur Hand, die früher zerstreut im Hause herumgehangen und nunmehr zusammen an den Wänden eines freundlichen Zimmers symmetrisch angebracht wurden. Die Gelassenheit, womit der Vater das Ganze betrieb, die Ordnung, die Reinlichkeit, worauf er strenge hielt, übten einen sehr günstigen Einfluß auf den Knaben aus. Da es ein Grundsatz des Vaters war, daß man die lebenden Meister beschäftigen und weniger auf die abgeschiedenen wenden solle, so kam der kleine Wolfgang früh schon mit den sämmtlichen Frankfurter Malern in Berührung und wurde so bei Zeiten auf eine Kunst hingewiesen, aus der ihm später so viel Genuß erwachsen sollte. Alle diese Männer, als Hirth, Schütz, Trautmann, Nothnagel, Junker, besuchte er in ihren Ateliers und verkehrte auch vielfach mit Gemäldeliebhabern. Auctionen von Gemälden und anderen Kunstsachen versäumte er nicht leicht beizuwohnen, wobei er sich den Ruhm erwarb, daß er gleich zu sagen wisse, was irgend ein historisches Bild vorstelle, mochte es nun aus der biblischen oder der Profangeschichte oder aus der Mythologie genommen sein. Gelang es ihm bisweilen nicht, den Sinn der allegorischen Bilder zu treffen, so war doch selten Jemand zu einer gescheutern Deutung im Stande. Oefters vermochte er sogar die Künstler, diesen oder jenen Gegenstand zu behandeln; so erinnerte er sich später, einen umständlichen Aufsatz verfaßt zu haben, worin er zwölf Bilder aus der Geschichte Joseph's beschrieb, von denen einige wirklich ausgeführt wurden*).

Jetzt begann auch allmälig wieder der häusliche Unterricht seinen geregelten Gang zu nehmen. Goethe's Vater hatte, im Mißtrauen gegen die damaligen Lehrer an öffentlichen Schulen, den Entschluß gefaßt, seine Kinder selbst zu unterrichten, und nur ein-

*) Vielleicht stand dieser Aufsatz im Zusammenhange mit seinem prosaisch-biblischen Epos Joseph, und würde in diesem Falle erst in den Anfang der sechsziger Jahre gehören.

zelne Stunden durch eigentliche Lehrmeister zu besetzen. Die väterliche Lehrweise bezeichnet nun zwar Goethe in seiner Selbstbiographie als einen pädagogischen Dilettanismus, wie er sich damals überhaupt schon zu zeigen begann, als ein Suchen nach einem Bessern, ohne genügende Befähigung, welche man nur bei Lehrern vom Metier finden könne. Allein ein jüngst in den Besitz der Frankfurter Stadtbibliothek übergegangenes Heft von Schönschriften und Exercitien in deutscher, lateinischer, griechischer und französischer Sprache, die Goethe in seinem siebenten, achten und neunten Jahre angefertigt, läßt den Unterricht und die Erziehungsweise des Vaters in einem günstigern Lichte erscheinen, als Goethe's Mittheilungen über seine Kinderzeit. Es erhellt aus jenen Exercitien, daß sein Vater mit dem richtigsten didaktischen und pädagogischen Tacte die Erweckung der Selbstthätigkeit im Lehrlinge als das Wesentlichste beim Unterrichte erkannt hatte, daß er die großen Anlagen im Sohne zu würdigen verstand, die Richtungen seines Geistes mit scharfem Blicke durchschaute und überall mehr fördernd, als störend und hemmend in seine Entwickelung eingriff. Treffend charakterisirt Dr. Weismann, dem wir die Mittheilung jener Exercitien verdanken, in der Einleitung seiner Schrift das Verfahren von Goethe's Vater mit folgenden Worten: „Hier sehen wir in den Exercitien nicht etwa Uebersetzungen aus einem Compendium Paragraph für Paragraph pflichtmäßig zusammengetragen. Nein, der Vater dictirte ihm entweder, was ihn selbst unmittelbar im Leben angeregt hatte, eine Stadtbegebenheit oder eine Anekdote vom alten Fritz, die, eben bekannt geworden, den enthusiastischen Anhänger des großen Preußenkönigs begeisterte, oder er überließ dem Sohne, sich selbst den Stoff zu wählen, und da finden wir denn dicht neben einander kindische Aeußerungen, poetische Ergüsse, dialogisirte Selbsterlebnisse und moralische Reflexionen, die schon genugsam andeuten, welche Richtung der Erwachsene nehmen werde. Was er anschaute — und dessen war ja so Vieles in dem Hause selbst, in Schränken und an Wänden — was er las, was er erlebte, Alles wurde wieder bearbeitet in diesen selbstgewählten Aufgaben; und so könnte man diese Aufsätze wohl eine Reihe von Scenen aus dem Knabenleben des großen Mannes nennen. Auch der strenge, fast ängstliche Ordnungssinn, den er vom

Vater ererbte, von frühester Kindheit an in Allem, was ihn umgab, erkannte und bis in's späteste Alter innerlich und äußerlich walten ließ, die Scheu vor allem Verzerrten, Widrigen oder auch nur Unreinlichen tritt uns in diesem Hefte vor Augen. Von der ersten bis zur letzten Seite dieselbe feste, reinliche Schrift, was bei Schönschriften, welche die ersten sechszehn Seiten einnehmen, wohl nicht auffallend ist, aber bei den darauf folgenden Exercitienabschriften und sonstigen freien Arbeiten doch auf einen inwohnenden Trieb zu ordnen hinweis't. Es sind ohne Zweifel die besseren seiner Arbeiten aus jener Knabenzeit, die er selbst, um seinem Vater Beweise seines Fortschreitens zu liefern, oder — was nicht unwahrscheinlich ist — zu eigenem Gebrauche und einstiger Erinnerung in diesem Bande zusammengeheftet und unter den Titel Labores Juveniles geordnet hat."

Bei dem großen Interesse, welches diese Sammlung für Jeden haben muß, der an Goethe's Entwickelungsgange einen ernstern Antheil nimmt, glauben wir unseren Lesern einige nähere Angaben über den Inhalt derselben schuldig zu sein. Das Bedeutendste sind drei Dialoge, von denen der erste, ein Gespräch zwischen Vater und Sohn, mit dem Datum Jan. 1757 bezeichnet, großentheils oben, wo wir von dem Umbaue des Hauses erzählten *), mitgetheilt worden. Das zweite Gespräch, zwischen zwei Privatschülern „Wolfgang und Maximilian", die ihren Lehrmeister erwarten, wurde schon einmal im Morgenblatte**) und später nochmals in H. Döring's Schrift „Goethe in Frankfurt am Main" (Jena, 1839), so wie in seinem „Leben Goethe's" abgedruckt. Höchst merkwürdig ist die feste Charakterzeichnung der beiden Dialogisirenden. Der junge Wolfgang stellt sich selbst mit liebenswürdiger Naivetät als den Wohlerzogenen, Soliden, auf's Ernste Gerichteten dar; und in manchem Zuge treten Eigenthümlichkeiten zu Tage, die wir später in Goethe's Charakter auf's Entschiedenste ausgesprochen finden. Maximilian fragt ihn, wie es komme, daß seine Aeltern ihn nicht zu Hause bei dem Schmause mit ihren Gästen haben

*) Siehe Seite 37 ff.
**) Jahrg. 1838, Nr. 200.

wollten. „Woran mir nichts gelegen ist", antwortet Wolfgang, „da unterlasse ich alles Nachgrübeln." Auf seine Vorschläge, sich bis zur Ankunft des Lehrers mit dem Speccius, oder der sichtbaren Welt des Comenius, oder dem „angehenden Lateiner" zu beschäftigen, will Maximilian nicht eingehen. „Laß mir dermalen die Bücher vom Leibe", entgegnet dieser.

Wolfgang. Sage Du nun selbst, was zu thun.

Maximilian. Ich hasse das Ernsthafte, denn das überlasse ich den Sauertöpfen.

W. Du bist sehr lang. Sag's einmal heraus, in was es bestehen soll.

M. Wisse, wir wollen uns einander mit den Köpfen stoßen.

W. Das sei ferne: meiner schickt sich wenigstens nicht dazu.

M. Was schadet es? laß sehen, wer den härtesten habe.

W. Höre, wir wollen dieses Spiel denen Böcken überlassen, welchen es natürlich ist.

M. Verzagter, wir bekommen durch diese Uebung harte Köpfe.

W. Das wäre uns eben keine Ehre. Ich will meinen lieber weich behalten.

M. Wie verstehst Du denn das?

W. Ich mag nicht hartnäckig werden.

M. Hierinnen hast Du recht; allein ich nehme es von der Festigkeit der Glieder.

W. Wenn Du weiter nichts willst, so stoße den Kopf nach Belieben nur brav wider die Wand: es wird die wünschenswerthe Wirkung haben u. s. w.

Tritt uns hier schon der gelassene Humor, den Goethe meistens dem Rauhen und Ungeberdigen gegenüber behauptete, deutlich entgegen, so stellt ihn der dritte Dialog wieder von einer andern Seite prototypisch dar. Wir haben daran ein anschauliches Beispiel, wie früh der Knabe bemüht war, das, was ihm Lectüre und Leben zuführten, in Gestalt und Wort mit frei spielender Selbstthätigkeit zu reproduciren. Dieser Trieb der Reproduction war es besonders, wodurch er seinen Geist mitten unter dem Reichthume von Anschauungen und der bunten Masse des Gelesenen und

Gelernten frei und leicht erhielt, und dasjenige, was sonst eine lastende, todte Bürde geworden wäre, in eine lebendige, leichtgetragene Frucht seines Geistesbaumes verwandelte. Nicht mit krankhafter Hast und Spannung, sondern mit heiterer Behaglichkeit bemächtigte er sich als Kind schon der Fülle des Wissens und assimilirte es seinem innersten Wesen. In unserem Dialog sehen wir ihn beschäftigt, Katze und Maus aus einer Drollinger'schen Fabel, die Gemsen aus dem Jagdabenteuer des Kaisers Maximilian und sonst Mancherlei in Wachs nachzubilden, und über diese ganze Thätigkeit erhebt er sich wieder, mit potenzirter Freiheit, in dem Gespräche zu einer humoristischen Selbstanschauung. Wahrhaft bewundernswürdig ist die Klarheit und Unbefangenheit, womit der Knabe sein eigenes Treiben betrachtet; wer schon als Kind sich so aus sich selbst zu versetzen und zu objectiviren versteht, von dem wird es uns weniger überraschen, wenn wir ihn später mitten in der Leidenschaft sich selbst fassen und wie mit dämonischer Gewalt das bewegteste Leben der eigenen Brust zu dem anschaulichsten Gemälde gestalten sehen. Wir geben hier das interessante Belegstück aus Goethe's Knabenzeit mit Weglassung des lateinischen Textes:

Pater. Filius.

P. Was machst Du da, mein Sohn?

F. Ich bilde in Wachs.

P. Das dachte ich: O wenn wirst du einmal die Nüsse verlassen (linques istas nuces) *).

F. Ich spiele ja nicht mit Nüssen, sondern mit Wachs.

P. Unwissender, kann Dir wohl unbekannt sein, was hier Nüsse sagen wollen?

F. Jetzo erinnere ich mich. Allein sehen Sie, was ich in kurzer Zeit für ein Wachs-Posierer worden bin.

P. Ja wohl, ein Wachs-Verderber.

F. Ich bitte mir's ab; bringe ich denn nicht ziemlich artige Sachen zur Welt?

*) Nuces relinquere, die Kinderspiele aufgeben, sich mit Ernstem beschäftigen.

P. Ja wohl, zeige einmal, worinnen Deine Mißgeburten bestehen.

F. Unter anderen Thieren habe ich vorzüglich gefertiget: Eine Katze mit einem langen Schnor-Bart, den (st. dann) eine Stadt- und Feld-Maus nach Anleitung des Horaz in einem seiner Straf-Briefen, welche Geschichte Drollinger in rein deutsche Knittel-Verse übersetzte.

P. Diese Erinnerung gefällt mir besser, als die Thierchen selber. Allein hast Du sonst weiter nichts gemacht, woraus Deine angegebene Kunst deutlicher hervorleuchte?

F. Ja wohl: hier ist noch ein Wallfisch, der seinen Rachen aufsperrt, als ob er uns verschlingen wollte und zwei Gemsen, in deren Jagd sich der Kaiser Maximilian so sehr verliebet hatte, daß er aus den steilen Felsen sich nicht eher wieder finden konnte, bis ihm ein Engel unter der Gestalt eines alten Mannes einen Weg gezeigt haben soll.

P. Du bringst doch Deine historischen Kleinigkeiten so ziemlich gut an, worüber man Dir die Ungestalte Figuren verzeihen muß. Und das ist alles?

F. Keines Wegs: denn unter allen von meinen Händen gebildeten Thieren ist vornehmlich zu bewundern: das falsche Thränen vergießende Crocodil, der ungeheure und in den Kriegen der Alten streitbare Elephant, die menschenfreundliche Eidechse, der quakende und den Frühling anzeigende Frosch, welchen allen nichts als das Leben fehlt.

P. O Wäscher! wer wird wohl derselben Namen ohne Beischrift errathen können?

F. Wehe mir: ist denn nicht ein Jeder der beste Ausleger seiner Werke?

P. Dieser Satz ist zwar an sich richtig, aber er wird am unrechten Ort angebracht.

F. Verzeihen Sie mir in diesem Stück meine Unwissenheit. Würdigen Sie sich nur noch, diese Schlittenfahrt in Augenschein zu nehmen. Es sind deren just ein Dutzend und stellen verschiedene, theils kriechende, theils fliegende Thiere vor, unter welchen mir der Schwan,

der Hirsch, das See-Pferd und der Lindwurm am besten gerathen zu sein scheint.

P. Lasse Dir es nur immer so scheinen: Man siehet wohl, daß Du noch keinen rechten Unterschied zwischen schön und häßlich weißt.

F. Wollen Sie, lieber Vater, so gut sein und mir diesen erlernen.

P. Warum nicht? es muß alles zu seiner Zeit geschehen. Laß nur erst Dein Augenmaaß etwas älter werden.

F. Ei Lieber, warum wollen Sie diese Lehre aufschieben? tragen Sie mir solche ehender heute als morgen vor, ich will unter meinem Spielwerk die Ohren spitzen.

P. Das kann nicht jetzo, wie gesagt, sondern ein andermal geschehen. Lege die Kinderpossen bei Seite und gehe an dein Tagewerk.

F. Ich will gehorsamen. Lebt wohl.

Diese stete freie Reproduction des Erlernten, die wir zum Theil wohl als Production betrachten können, trug aber nicht bloß dazu bei, die Klarheit, Freiheit und selbstthätige Kraft seines Geistes zu bewahren, sondern mußte auch seine Styl- und Sprachgewandtheit außerordentlich fördern. Daß aber der Knabe dieses Talent eigends noch durch besondere Uebungen zu entwickeln suchte, davon liefert uns auch jene Sammlung der Labores Juveniles einen merkwürdigen Beweis. Sie enthält nämlich vier Seiten Glückwünsche, die der liebevolle Sohn zum Beginn seines Tagewerks theils lateinisch, theils griechisch ausdachte, um sie dem theuren Vater als Morgengrüße darzubringen. „Gewiß geben sie," bemerkt zu ihnen der Herausgeber des Heftes, „ein schönes Zeugniß von der Gemüthstiefe des Knaben; aber sie beleuchten auch den harmonischen Frieden, der um ihn im Hause waltete, und das ernste, innige Verhältniß zwischen Vater und Sohn. Sei nun der Anstoß zu einer solchen Uebung von ihm selbst gekommen, oder möge der Vater ihm einen Wink gegeben haben, immer bleibt die Energie, mit welcher der Knabe die Aufgabe löste, bewundernswerth; man freut sich, hier und in ähnlichen Arbeiten die kräftigen Keime zu erblicken, aus denen des Meisters Goethe nicht erreichte Sprachgewandtheit, die krystallhelle Klarheit,

das herrliche Maß und der unwiderstehliche Reiz seiner Diction, wie ein Wunderbaum, emporgewachsen ist." Wir heben, um dem Leser eine Anschauung dieser Uebungen zu geben, einige aus den 31 Glückwünschen aus, die der Knabe zusammengestellt hat unter dem Titel: Felicitationes matutinae singulis diebus per totum Augustum 1758 excogitatae et patri charissimo apprecatae. Morgenglückwünsche, an jedem Tage des ganzen August 1758 hindurch ausgedacht und dem theuersten Vater gewünscht.

1. Ex sententia succedat quicquid coneris.	1. Nach Wunsch möge ausgehen, was Du nur unternehmest.
7. Fruere et hodie omni bono in absentia omnis mali.	7. Genieße auch heute alles Gute, und alles Schlimme sei Dir ferne.
10. Sol hodiernus tibi feliciter splendeat.	10. Glück strahle Dir heute die Sonne.
12. Ave et fave.	12. Sei gegrüßt und bleibe mir gewogen.
14. Hoc die adspiret fortuna labori.	14. An diesem Tage wehe des Glückes Hauch ob Deinem Beginnen.
17. Vultum Tibi et hodie servet fortuna benigum.	17. Möge auch heute das Glück den gütigen Blick dir bewahren. (Hexameter.)
18. Αυτη η ημερα ευτυχως διερχεται.	18. Dieser Tag gehe in Glück vorüber.
30. Summum Numen tibi et hodie faveat.	30. Das höchste Wesen sei Dir auch heute gewogen.

Auf diese Weise ist der Morgengruß durch den ganzen Monat hindurch variirt. Dann folgt in jenem Hefte noch eine Anzahl „Felicitationes novae (neue Glückwünsche)", lateinisch, griechisch und deutsch. Auf einen Fortschritt im Griechischen deuten hier die Accente, die freilich noch nicht allenthalben gebraucht und auch nicht durchgehends richtig angebracht sind. Auch von diesen dreisprachigen Glückwünschen theilen wir ein paar Proben mit:

1. Opto ut sit hic dies benedictionis ac pacis. — Εὐχομαι ἵνα αὐτη ἡ ἡμέρα τῆς ἐνεργεσίας καὶ τῆς εἰρήνης ἡ. — Ich wünsche, daß dieser Tag ein Tag des Segens und des Friedens sei.

5. Hodie omnia juxta fatum fiant. — Σήμερον πάντα ἐπὶ Θεον γηνοιτο. — Heute gehe Alles nach Gottes Fügung.

6. Deus te custodiat et totam familiam. — Θεὸς σε φυλάσση μετὰ πάσης οἰκίας. — Gott bewahre Dich sammt dem ganzen Haus.

Weiter enthält das Exercitienheft eine polyglottische Uebung, worin außer den drei oben erwähnten Sprachen noch das Französische angewandt ist. Nehmen wir nun dazu, daß der kleine Wolfgang auch schon damals das Italienische, „als eine lustige Abweichung des Lateinischen", sehr behende auffaßte, indem er, über seinen Cellarius weghorchend, dem italienischen Unterrichte des Vaters zuhörte, den dieser in demselben Zimmer dem Töchterchen Cornelia ertheilte: so muß uns bange werden, daß diese Ueberladung in solchem Alter Verwirrung und Oberflächlichkeit hervorgerufen, und selbst auf die sprachliche Darstellung nachtheilig gewirkt haben müsse. Gewiß, als allgemeine Maxime, läßt sich ein solcher gleichzeitiger Unterricht in mehreren Sprachen in so frühen Jahren nicht in Schutz nehmen; aber hier gilt Goethe's Wort: „Eines schickt sich nicht für Alle." Er besaß ein so höchst glückliches, schnell ergreifendes und treu festhaltendes Gedächtniß und überhaupt eine so ausgezeichnete Fassungsgabe, daß ihm zum Spiele ward, was Anderen zu schwerer Anstrengung gereicht hätte. Dazu kam jene Ruhe, Besonnenheit und Geistesklarheit, die ihn von Kindheit eben so wenig im Eifer des Lernens und Aneignens, als bei lebhafter Erregung des Gemüthes, verließ; ferner eine Entschiedenheit der Natur und der Neigung, der selbst sein übrigens strenger und im Pädagogischen, wie in Allem, folgerechter Vater sich meistens fügen mußte. Was seiner innersten Natur nicht gemäß war; das ließ der kleine Lehrling sich nicht aufbürden, oder nur an der Oberfläche der Seele haften. Vom Vater hatte er die Neigung, Alles zurecht zu legen, zu ordnen, zu verbinden, geerbt. Diesen Sinn hat er zwar nicht immer, namentlich nicht in der Brausezeit der Jugend, an äußeren Dingen bethätigt, aber sein ganzes Leben hindurch an seinen sittlichen Erfahrungen und seinem geistigen Erwerbe geübt, worin sicher ebenfalls ein kräftiges Schutzmittel gegen Verworrenheit und Unklarheit lag. Was aber am meisten dazu beitrug, ihn vor Trübung und Verflachung des Geistes zu bewahren, das war jener so früh in ihm erwachte Trieb, das Aufgenommene freithätig wieder zu erzeugen, ja von vorn herein bei der Aufnahme durch starke Selbstthätigkeit gegen die Macht des

Stoffes rückzuwirken. Bei solchen Eigenschaften ward eine so ungeheure Fülle und Mannichfaltigkeit von Kenntnissen, Anregungen, Anschauungen und Bildern, wie sie Goethe'n zugeführt wurden, minder nachtheilig. Uebrigens bemächtigte er sich auch der verschiedenen Sprachen auf kürzerem Wege, als gewöhnlich die Jugend. Mit grammatischen Regeln zerbrach er sich nicht den Kopf; die Grammatik kam ihm wie ein willkürliches Gesetz vor, und die Regeln fand er lächerlich, weil sie durch so viele, wieder besonders zu lernende Ausnahmen aufgehoben würden. Um so williger und leichter ergriff er aber die Sprachformen und Wendungen; und so eignete er sich die fremden Sprachen durch Lectüre und Nachbildung mehr in der Weise an, wie das Kind zu der Muttersprache gelangt. Kein Wunder also, daß er, wie er sagt, in rhetorischen Dingen, Chrieen und dergleichen, seine Altersgenossen überflügelte, ob er schon wegen Sprachschnitzer oft hintanstehen mußte. Für Sicherheit und Gewandtheit im Gebrauche der Muttersprache konnte ihm aber die Beschäftigung mit fremden Sprachen aus dem Grunde nicht nachtheilig werden, weil er, wie schon die obigen Proben andeuten, mehr nach dem Geiste als nach dem Buchstaben übertrug. Vielmehr war ihm die Vergleichung der Gelenkigkeit, Bestimmtheit und anderer Vorzüge der fremden Sprachen ein Sporn, in der seinigen ähnliche Tugenden zu entwickeln.

Das Streben, seinem sprachlichen Ausdruck Biegsamkeit, Leichtigkeit und Mannichfaltigkeit zu geben, zeigt sich auch in den Unterschriften einer Reihe kalligraphischer Proben aus dem Jahre 1757, die den Anfang des mehrmals erwähnten Heftes bilden. Diese Probeblätter sind, nach der damaligen steifen Schreibweise, die erste Zeile in großer Kanzleischrift geschrieben, aber mit einer für einen Knaben seines Alters ganz ungewöhnlichen Festigkeit und Schönheit. Unverkennbar ist die Aehnlichkeit mit Goethe's Handschrift in späteren Jahren, nur daß die Schrift des Knaben pedantischer und unfreier ist. Zwischen diesen zwei Perioden seiner Schriftbildung liegt eine dritte, worin seine Handschrift durchaus unordentlich und bewegt war, und wenig Aehnlichkeit mit der frühern und der spätern zeigte; namentlich soll den Briefen, die Goethe in der Leipziger Zeit an seinen Freund Horn schrieb, jenes Gepräge der Unregelmäßigkeit in hohem Grade eigen sein. Es stellen sich uns also auch in dieser Beziehung, wie der Herausgeber jenes Heftes treffend bemerkt, drei große Abschnitte seiner Entwickelung dar: die Zeit des in sich und seinem Streben befriedigten und beglückten Knaben, die Sturmzeit des Jünglings, wo die Welt verwirrend und fast überwältigend auf ihn eindrang, und die Zeit, wo der reife Mann wieder zu sich gekommen war und in bewußter Kraft vorwärts strebte. Diese Probeschriften wurden, wie aus den unten beigefügten Bemerkungen erhellt, von ungefähr zwanzig Knaben befreundeter Familien zugleich angefertigt, und dann von einem Hausfreunde oder vielleicht einem der Väter censirt, und, nach Maßgabe ihres Werthes, mit einer Nummer versehen. Der Knabe nennt daher diese Blätter Stechschriften, von dem provinciellen Ausdrucke stechen, d. h. um den Preis kämpfen. „Die Erwachsenen," bemerkt der Herausgeber, „zeigten durch ihre Selbstbetheiligung bei den Arbeiten der Knaben ihr reges Interesse, und die ganze feierliche Veranstaltung, die öffentliche Belobung mochte ein wirksamer Sporn für die jugendlichen Gemüther sein. Auch darin zeigte sich die tüchtige Eigenthümlichkeit jener Zeit, daß man, wie es jetzt leider gar selten nur geschieht, für diese Schönschriften, mit denen sich das Kind so lange beschäftigen mußte, sinnvolle Sprüche auswählte, die sich dem Gemüthe wohl einprägten." Einige der von unserem Wolfgang beigefügten Unterschriften wollen wir als einen Beweis, wie ernstlich schon der Knabe in Allem, was er schrieb, nach Wechsel und Reichthum des Ausdruckes strebte, hier folgen lassen:

Blatt 1. Stech-Schrifft Mein Johannes Wolfgang Goethe, welche unter 20 Kämpfern nach dem Urtheil des Herr v. Oleschlager am 29. Märtz 1757 den vierten Platz erhalten.

Blatt 2. Nach dem Urtheil des Herrn Hartmans ist mir dermalen im Monat May 1757 obiger Platz (Nro. 11) zu Theil worden.

Blatt 3. Zweite Stech-Schrifft, welche im Monat May 1757 unter 20 Streitern nach dem Urtheil des Herrn Brunelius mit Nro. 1 beehret worden. J. W. G.

Blatt 4. Nach dem Gutbefinden des Herrn Gullmanns ist diese

Stech-Schrifft unter 19 Mit-Streitenden am 7. Junii 1757 obigermaſen lociret worden. (Nro. 12.)

Blatt 5. Den 2. Auguſt 1757 beliebte es dem Herrn Seelhof mich unter 22 Mit-Stechern mit Nro. 7 zu beehren u. ſ. w.

Von anderen Lehrzweigen erwähnt Goethe ſelbſt noch der Geometrie und der Geographie. Den Unterricht in der erſtern verwandte er nach ſeiner Art ſogleich in das Thätige, indem er ihn zu ſeinen Pappenarbeiten benutzte, die ihn höchlich beſchäftigen konnten. Früh gewöhnt, mit Cirkel und Lineal umzugehen, verfertigte er nicht blos geometriſche Körper, Käſtchen und dergleichen, ſondern verſuchte ſich auch an ſelbſterſonnenen artigen Luſthäuſern, mit Pilaſtern, Freitreppen und flachen Dächern ausgeſchmückt, die freilich nur ſelten ganz zu Stande kamen. Die Geographie prägte er ſich durch ein in Gedächtnißverſen abgefaßtes Lehrbuch ein; die abgeſchmackteſten Reime behielt er gerade am beſten, wie:

Ober-Yſſel viel Moraſt
Macht das ganze Land verhaßt.

Was dieſer Unterricht Mangelhaftes hatte, erſetzte ihm die Lectüre von Reiſebeſchreibungen. Indem er ſich vom Lord Anſon um die Welt herumführen ließ, verſuchte er den Weg mit ſeinen Fingern auf dem Globus zu verfolgen.

In der Geſchichte ſcheint er keinen eigentlichen Unterricht erhalten zu haben; er gewann die früheſte Kenntniß der weltgeſchichtlichen Hauptbegebenheiten durch die Lectüre der Gottfried'ſchen Chronik, eines faſt verſchollenen Werkes aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges mit einem oft ſehr naiven, der heutigen Jugend ungenießbar gewordenenen Texte, aber mit meiſterhaften Kupfern von Merian. Ohne Zweifel verdankt Goethe dieſen trefflichen Blättern zum Theil die unvergleichliche Klarheit und Lebendigkeit ſeiner geſchichtlichen Anſchauungen. Merian hat ſich die ſtrengſte Beobachtung hiſtoriſcher Charakteriſtik zur Aufgabe gemacht. Griechen und Römer bewegen ſich ſo zeitgetreu zwiſchen ihren Portiken, wie andererſeits das Coſtüm der Ritter und Knappen, die ſpitzwinklichten Giebel des Mittelalters und die herrlichen Münſter und Dome gewiſſenhaft wiedergegeben ſind. Wo es ſich thun ließ, hat Merian

nach den höchſten Muſtern gearbeitet, wie ſich z. B. in der Darſtellung der Schlacht an der Milviſchen Brücke eine freilich ſehr zuſammengezogene Copie des berühmten Raphael'ſchen Stanzenbildes, und in den Anfangsblättern Wiederholungen aus den Vaticaniſchen Loggien deſſelben Meiſters erkennen laſſen. Goethe wußte ſehr wohl, was er dieſen Illuſtrationen des geſchichtlichen Textes ſchuldig war. Nicht umſonſt wird in Wilhelm Meiſter's Wanderjahren, da wo das Idealbild eines hiſtoriſchen Unterrichtes aufgeſtellt iſt, die Geſchichte in großen Gemäldehallen gelehrt, in denen ſogar das Colorit den jedesmaligen Zeitcharakter durchſchimmern läßt.

Gegen eine ſo vielfache geiſtige Beſchäftigung des Knaben, wie wir bis jetzt ſchon kennen gelernt haben, würden kräftige und rüſtige Körperübungen ein heilſames Gegengewicht gebildet haben. Leider waren ſie nur durch Unterricht im Tanzen vertreten, welchen der Vater gleichfalls ſelbſt beſorgte. Es muß den ernſthaften Mann wunderlich genug gekleidet haben, wenn er ihn und die kleine Cornelia in den Poſitionen und Schritten unterwies. Als er die beiden Lehrlinge weit genug gebracht hatte, um eine Menuet zu tanzen, blies er ihnen auf einer Flûte-douce ein leichtes Stück vor, und ſie bewegten ſich darnach, ſo gut ſie konnten. Aber damit begnügte ſich Wolfgang nicht lange, und er erſuchte den Vater um andere Tanzmuſiken, dergleichen die Notenbücher in ihren Giguen und Murki's reichlich darboten. Die Schritte und Wendungen dazu erfand ſich der Knabe ſogleich ſelbſt, indem der Tact ſeinen Gliedern eingeboren war.

Viertes Capitel.

Privatlectüre. Der neue Paris. Einzelne Züge aus dem zweiten Lustrum. Aeußere Gestalt. Kinderkrankheiten. Einfluß des siebenjährigen Krieges. Verhältniß zu Gleichalterigen. Verkehr mit Erwachsenen. Religiöse Entwickelung.

In der Entwickelung des Knaben und Jünglings spielt ohne Zweifel der Unterricht eine große Rolle, und zumal der früheste entscheidet nicht selten über die Richtung für's ganze Leben; es bedarf daher keiner Rechtfertigung, wenn wir im vorigen Capitel bei Goethe's erstem Unterrichte uns länger verweilt haben. Allein neben der schulmäßigen Unterweisung läuft bei aufgeweckten Köpfen in der Regel noch ein anderer, meist wenig überwachter und nicht genugsam gewürdigter Unterricht her, die Selbstbelehrung durch Privatlectüre. Eben weil hiebei sich das Kind nicht immer gelenkt und beschränkt fühlt, weil es mehr mit freiem Gemüth und nach Lust und Neigung lies't und lernt, mit williger, offener Seele auffaßt, eignet es sich den Stoff inniger und tiefer an. In Goethe's Knabenzeit fehlte es zwar noch an Kinderbibliotheken; die Alten, sagt er, hatten damals noch kindliche Gesinnungen und fanden es bequem, ihre eigene Bildung der Nachkommenschaft mitzutheilen. Aber der lernbegierige Knabe suchte sich aus der ursprünglich für Erwachsene bestimmten Lectüre Mancherlei aus, was ihm zusagte. So haben wir schon die Gottfried'sche Chronik und Lord Anson's Reise um die Welt als Lieblingsbücher unseres kleinen Freundes kennen gelernt, wozu sich noch die große Foliobibel, ebenfalls mit Kupfern von Merian illustrirt, der Orbis pictus des Amos Comenius, die Acerra philologica mit ihren bunten und seltsamen Fabeln und Mythologieen und sogar die Ovid'schen Metamorphosen gesellten. Schon diese Auswahl zeigt, daß der Vater sich um die Unterhaltungslectüre des Sohnes nicht besonders bekümmert haben muß; denn schwerlich hätte er doch das frühe Bekanntwerden mit zum Theil rohen und sittlich gefährlichen Schriften gebilligt. Oder hatte er zu

dem sittlichen Ernste des Knaben, der sich allerdings entschieden kund gab, ein so unbedingtes Vertrauen? Indeß fehlte es auch nicht an Unterhaltungsschriften, die reiner und frömmer auf des Knaben Gemüth wirkten. So bekennt Goethe, daß Fenelon's Telemach, wenn gleich in der sehr unvollkommenen Neukirch'schen Uebersetzung, einen gar süßen und wohlthätigen Eindruck auf ihn gemacht habe. Daran schloß sich ferner bei Zeiten die Lectüre des Robinson Crusoe und der Insel Felsenburg.

Auch den Homer lernte Goethe schon vor seinem zehnten Jahre in der Bibliothek eines Oheims, Namens Stark kennen, und zwar in einer prosaischen Uebersetzung, welche sich in der durch seinen Großoheim, den Herrn von Loen, besorgten neuen Sammlung der merkwürdigsten Reisegeschichten findet. Daß es eine Uebertragung in Prosa war, die ihm die herrliche Dichtung zuerst zuführte, sah Goethe als ein Glück an, indem nach seiner Meinung eine solche den eigentlichen Gehalt eines Gedichtes am reinsten überliefert. Leider war aber das Werk durch Kupfer im französischen Theatersinne verunstaltet, welche ihm auf lange Zeit die Einbildungskraft für die Vorstellung der Homerischen Helden verdarben. Wie sehr ihm die Begebenheiten selbst gefielen, so vermißte er doch an der Dichtung einen befriedigenden Abschluß. Deßhalb verwies ihn sein Oheim, gegen den er sich hierüber aussprach, auf den Virgil, welchen er, nach seiner damaligen Kenntniß des Lateinischen zu urtheilen, vermuthlich so gut, als den Ovid, im Original las. Aus einer gelegentlichen Notiz in Wahrheit und Dichtung *) erfahren wir zu unserm Erstaunen, daß er in diesen Jahren selbst schon den Terenz gelesen, ja ihn nachzuahmen gewagt.

Die besseren der damaligen deutschen Dichter: Caniz, Drollinger, Creuz, Gellert, Hagedorn, Haller u. A. waren dem Knaben frühe zugänglich; sie prangten in seines Vaters Bibliothek in schönen Franzbänden mit Neukirch's Telemach, Koppen's befreitem Jerusalem und anderen Uebersetzungen in einer Reihe. Goethe hatte sie von Kindheit auf fleißig durchlesen und theilweise sogar memorirt, weßhalb er öfters aufgerufen ward, zur

*) S. Goethe's sämmtl. W. B. 20, S. 126.

Unterhaltung der Gesellschaft Stellen daraus vorzutragen. Klopstock's Messias hatte der Vater nicht angeschafft, und zwar aus einem Grunde, der „den geradlinigen Frankfurter Reichsbürger" charakterisirt, weil er des Reims entbehrte. Aber ein Hausfreund, Rath Schneider, voll Enthusiasmus für die neue erhabene und erbauungsreiche Poesie, wußte das Werk einzuschwärzen, und es der Mutter und den Kindern heimlich zuzustecken. Es läßt sich leicht denken, daß der Reiz des Geheimnisses das Interesse für den verpönten Dichter erhöhte. Verstohlen, in irgend einem Winkel verborgen, prägte sich der Knabe mit seiner Schwester die ergreifendsten Stellen des Werkes, besonders die zartesten und heftigsten, schnell in's Gedächtniß ein. Trotz dieser Leidenschaftlichkeit aber, womit er Klopstock zuerst ergriff, ist die Einwirkung desselben auf die Richtung seiner Poesie nicht tief und nachhaltig gewesen; dazu waren die Naturen beider Dichter zu divergirend. Auf die Frage, wie er in seiner frühesten Zeit zu Klopstock gestanden, äußerte sich Goethe in späteren Jahren gegen Eckermann: „Ich verehrte ihn mit der Pietät, die mir eigen war; ich betrachtete ihn wie einen Oheim. Ich hatte Ehrfurcht vor dem, was er machte, und es fiel mir nicht ein, darüber zu denken und daran etwas aussetzen zu wollen. Sein Vortreffliches ließ ich auf mich wirken, und ging übrigens meinen eigenen Weg."

Eine große Gunst des Glückes war es bei dem damaligen Mangel an eigentlichen Kinderbibliotheken, daß dem jungen Goethe die Volksbücher früherer Zeit leicht zugänglich waren, ja sich ihm wie von selbst aufdrängten. Solche Volksbücher sind der beste Ersatz für Kinderschriften; denn das Volk im Großen und Ganzen (nicht die gebildete Classe mit ihren gesteigerten geistigen Bedürfnissen, die sich so gern als den Volkskern betrachtet), ist mit seinen Sympathieen dem Knabenalter durchaus verwandt. Frankfurt war der eigentliche Fabrikplatz jener Bücher. Täglich konnten die Kinder auf den Tischchen eines Büchertrödlers den Eulenspiegel, die vier Haimonskinder, die schöne Melusine, den Kaiser Octavian, die schöne Magelone, Fortunatus mit der ganzen Sippschaft bis auf den ewigen Juden finden, und für ein paar Kreuzer sich zueignen. Dieß Alles las der Knabe mit dem größten Interesse und ließ es nicht

etwa dumpf in seinem Kopfe durch einander gähren, sondern ward nicht müde, es zu verarbeiten, zu wiederholen und zu reproduciren, und es dadurch zu einem bleibenden und fruchtbaren geistigen Erwerbe zu machen.

Wie mußte dieß Wiedererzählen, verbunden mit jenen trefflichen stylistischen Uebungen, deren wir oben gedachten, Sprachreichthum und Sprachgewandtheit in dem Knaben entwickeln! Aber darauf beschränkte es sich nicht, daß er Gelesenes heiter und kräftig darstellte, daß er das Ueberlieferte in frischeren Farben, als worin er es überkommen, mittheilte. Er combinirte es auch mit freiem Spiele des Geistes, ersann und erzählte selbst erfundene Mährchen, ja er erfand über dem Erzählen. Redseligkeit hatte er von Mutter und Vater geerbt, vom Letztern eine gewisse lehrhafte, wodurch er bisweilen unbequem wurde, von der Erstern die Lust und Gabe, Märchen zu erdichten und vorzutragen, womit er seine Gespielen oft sehr beglücken konnte. Eines jener Knabenmärchen, „der neue Paris" betitelt, hat er, weil er es seinen Gesellen oft wiederholen mußte, bis in späte Jahre behalten und in der Selbstbiographie in kunstmäßiger Fassung dargestellt. Wir verweilen einen Augenblick bei diesem interessanten Geistesproduct aus seiner Kinderzeit.

Göschel*) hat es versucht, den neuen Paris zu deuten. Er findet darin die erste Weihe des Kindes dargestellt. „Ohne hohe Worte," sagt er, „in einfacher Weise erzählt es ernst- und scherzhaft die Initiation zu einem hohen, aber schwierigen Lebensberufe." Aus diesem Gesichtspuncte faßt Göschel alles Einzelne auf. Mit Bedacht ist Pfingsten, als das Fest der Ausgießung des höhern Geistes, gewählt. Der geputzte Knabe hatte sich an diesem Tage auch Etwas zu gute thun wollen; nach dem Gottesdienste und dem Festmahle beim Großvater Textor gedachte er, wie andere ehrenwerthe Bürger, sich in den anmuthigen Lustgärten der Vaterstadt zu vergnügen. Aber es hält ihn hinter dem Zwinger an der heimlichen Mauer fest, wo es nie recht geheuer gewesen ist. Er kann nicht, wie das Fleisch will, er muß dem dunkeln Drang seines hohen Berufes folgen. Und

*) Unterhaltungen zur Schilderung Goethe'scher Dicht- und Denkweise. (Schleusingen, 1834.) Bd. I, S. 1.

so bleibt er vor der engen Pforte stehen, die kein Mensch sich selbst öffnen kann, die aber von innen aufgeschlossen wird, wenn wir an der rechten Stelle in Geduld die Zeit abwarten oder auch vertrauensvoll anklopfen. Eng aber ist die Pforte zum Dichten und Denken, wie die, welche zum Leben selbst einführt. Sie ist altdeutscher Art und Kunst, ein Erzeugniß des tiefen und sinnigen vaterländischen Kunstfleißes. Das Vaterland ist für Jeden der natürliche Boden, worauf er gedeiht und zur allgemeinsten Ausbildung heranreift; es ist die deutsche Kunst, zu welcher und durch welche er Eingang sucht. Geöffnet wird die Pforte durch einen Diener der Religion. Die Bibel hatte den Knaben zuerst beschäftigt, belebt, gebildet, begeistert. Und zwar ist es ein Diener der allgemeinen Kirche Christi, welche die besonderen Kirchen in sich schließt, an dessen Hand jetzt der Knabe eintritt — in die Zaubergärten der Kunst und Poesie. Ihm stellt sich aber mehr als eine Schranke entgegen. Der äußern Mauer folgt inwendig ein gedoppeltes Gitter von Spießen, Hellebarden und Partisanen, und inmitten fließt der silberhelle Fluß mit plätschernden Gold- und Silberfischen. Diese Festung ist nicht zu erobern, wenn sie sich nicht freiwillig ergibt; aber sie ergibt sich dem, der den Willen und den Muth dazu hat. Um in dieses Heiligthum zu gelangen, muß er den Alltagssinn und den steifen Putz, wie ihn die Gesellschaft fordert, ablegen. Im Innern ist dann zunächst der reine blaue Sand der zierlichen Gartenwege merkwürdig; er bildete „einen dunkeln Himmel oder den Himmel im Wasser an der Erde." Damit ist dem Knaben seine Aufgabe angedeutet, sich mit Abweisung alles Ueberschwenglichen an die Erde, als den dunkeln Reflex des Himmels, zu halten. — Auf solche Art sucht Göschel das ganze Detail des Märchens aus seinem Grundgedanken heraus zu erklären, und in gleicher Weise deutet er die Personen. In den drei schönen Frauenzimmern sieht er dieselben drei Göttinnen, die vor Paris, dem Aeltern, im Streite erschienen: in der Harfenspielerin mit dem dunkelbraunen Haare und dem glänzend rothen Kleide die majestätische Here, in der blonden Citherspielerin mit dem gelben Gewande und heitern Wesen die reizende Aphrodite; und die dritte, im grünen Kleide, mit der Laute, die dem Knaben die meiste Aufmerksamkeit zu widmen scheint, ist ihm Athene. Aber der Knabe hält sich vor-

zugsweise an die kleine Dienerin Alerte, das muntere, neckische Mädchen; sie ist die Personification der Art oder Unart des Dichters, womit er, ehe man sich's versieht, Ernst in Scherz und Scherz in Ernst verkehrt, die leibhaftige Ironie, der feine Humor, die der Puls seiner Poesie sind.

Es läßt sich nicht läugnen: Göschel's Deutungsversuch ist im Ganzen geistreich durchgeführt, wenn er gleich hie und da nicht ohne Zwang verfährt und uns auf Mehreres die Antwort schuldig bleibt. Aber was sogleich entscheidend gegen ihn spricht, ist, daß der Dichter selbst dergleichen Erklärungen geradezu abweis't. Er nennt solche Märchen in den Bemerkungen zum west-östlichen Divan „Spiele einer leichtfertigen Einbildungskraft" und bezeichnet als ihren eigentlichen Charakter, „daß sie keinen sittlichen Zweck haben, und daher den Menschen nicht auf sich selbst zurück, sondern aus sich hinaus in's unbedingte Freie führen und tragen." Und anderswo sagt er von diesen luftigen Phantasiegebilden: „Als Wesen einer eigenen Gattung sind sie uns sehr willkommen; verbunden mit der Wahrheit, bringt die Phantasie meist nur Ungeheuer hervor und scheint alsdann gewöhnlich mit dem Verstande und der Vernunft im Widerspruche zu stehen. Sie muß sich an keinen Gegenstand hängen, sie muß uns keinen Gegenstand aufdringen wollen; sie soll, wenn sie Kunstwerke hervorbringt, nur wie eine Musik auf uns selbst spielen, uns in uns selbst bewegen und zwar so, daß wir vergessen, daß Etwas außer uns sei, das diese Bewegung hervorbringt. Auch das gehört zum Genusse an solchen Werken, daß wir ohne Forderungen genießen; denn die Phantasie selbst kann nicht fordern, sie muß erwarten, was ihr geschenkt wird. Sie macht keine Plane, nimmt sich keinen Weg vor, sondern sie wird von ihren eigenen Flügeln getragen und geführt; und indem sie sich hin und her schwingt, bezeichnet sie die wunderlichsten Bahnen, die sich in ihrer Richtung stets verändern und wenden. Im Märchen erscheint demnach die Phantasie ganz so, wie Goethe sie im Gedichte: „Meine Göttin", charakterisirt, als das launenhafte Schooßkind des launenhaften Vaters, das der Dichter zart, wie eine Geliebte, behandelt, und nicht von der Schwiegermutter Weisheit in seinem Treiben gestört wissen will. Specieller gibt er in einer Stelle von Wahrheit und Dichtung als die Aufgabe

solcher Märchenpoesie an, „die Neugierde zu erregen, die Aufmerksamkeit zu fesseln, zu voreiliger Auflösung undurchdringlicher Räthsel zu reizen, die Erwartungen zu täuschen, durch das Seltsamere, das an die Stelle des Seltsamen tritt, zu verwirren, Mitleid und Furcht zu erregen, besorgt zu machen, zu rühren und endlich durch Umwendung eines scheinbaren Ernstes in geistreichen und heitern Scherz das Gemüth zu befriedigen, der Einbildungskraft Stoff zu neuen Bildern und dem Verstande zu fernerem Nachdenken zu hinterlassen."

Die zuletzt angeführten Worte zeigen, daß Goethe hie und da einen allegorischen Anklang, ein flüchtiges, neckisches Erinnern an etwas tiefer Liegendes, unter der Hülle der Erzählung Hervorblickendes aus dem Märchen nicht ausschließt; aber gegen die Auffassung des Märchens als einer nach allen Seiten durchgeführten, auf Einer Grundidee ruhenden Allegorie, verwahrt er sich in seinen Erklärungen auf's Bestimmteste. Das Märchen ist die Gattung der Poesie, worin die Einbildungskraft in der unbedingtesten Autonomie auftritt. Ist in anderen Gattungen der Antheil der Empfindung oder des Verstandes oft sehr bedeutend und maßgebend für die ganze Gestalt einer Dichtung, so müssen sich diese im Märchen der Herrschaft der Einbildungskraft durchaus unterordnen. Je ausschließender aber die Phantasie im Märchen thätig ist, um so intensiver muß sie wirken, um durch sich allein schon zu befriedigen. Diese Forderung erfüllt der neue Paris im höchsten Grade. Die drei, wie Früchte geformten Edelsteine von rother, gelber und grüner Farbe, die sich in seiner Hand aufwärts in die Länge ziehen und zu drei wunderschönen Frauenzimmern werden, deren Kleider von der Farbe der vorherigen Aepfel sind; das allerliebste, muntere Mädchen, das er auf seinen Fingerspitzen herumtanzen sieht, der ganze zauberhafte Garten mit allen Erscheinungen darin — Alles ist Farbe, Bild, Gestalt, Bewegung, Leben. Was ferner Goethe selbst mehrmals als eine Eigenthümlichkeit des Märchens überhaupt bezeichnet, daß es das Gewöhnliche mit dem Unerhörten, das Gemeine mit dem Unmöglichen verbindet und verschlingt, wodurch gerade das Phantastische einen so täuschenden Schein der Wirklichkeit gewinnt, das finden wir auch in unserem neuen Paris. Der Held der ganzen wunderbaren Geschichte ist der kleine Goethe selbst, und er stellt sich uns Anfangs in

seinem wirklichen Festtagsputze dar: in Schuhen von sauberm Leder, mit großen silbernen Schnallen, feinen baumwollenen Strümpfen, schwarzen Unterkleidern von Sarsche, einen Rock von grünem Berkan mit goldenen Balletten, einer Weste von Goldstoff aus seines Vaters Bräutigamsweste geschnitten, frisirt, mit gepuderten Locken; und das seltsame Local der Handlung ist mitten in die Alltagswelt, in Frankfurt, selbst verlegt.

Ist nun auch Göschel's Auffassung des Märchens in dem Ernste und der Consequenz, womit er sie durchgeführt hat, nicht zu billigen, so bleibt es doch immer zulässig, in der Art und Weise, wie sich Goethe als der Held unsers Märchens gerirt, etwas Prototypisches für sein ganzes Leben, Dichten und Denken zu erblicken. Hier wäre nun freilich zuvörderst der Zweifel zu beseitigen, ob er nicht vielleicht bei der späteren Aufzeichnung des Märchens manchen wesentlichen Zug hinzugefügt habe. Man kann es für unwahrscheinlich halten, daß in solchen Erzeugnissen der willkürlich spielenden Einbildungskraft der Dichter bei wiederholter Darstellung denselben Gang befolgen, ja auch nur denselben Grundcharakter beibehalten werde. Allein Goethe erzählt uns, er habe, um nicht das Zutrauen zu seinen Geschichten wankend zu machen, sich wohl gehütet, bei der oft begehrten Wiedererzählung an den Umständen etwas Wesentliches zu verändern; durch die Gleichförmigkeit der Darstellung habe er in den Gemüthern seiner Zuhörer die Fabel in Wahrheit zu verwandeln gesucht, wodurch denn natürlich auch für ihn selbst das luftige Phantasiegebilde eine feste, bleibende Gestalt gewann. Angenommen nun, daß wir der Hauptsache nach im neuen Paris das ursprüngliche Knabenmärchen besitzen, so zeigt sich uns hier der kleine Dichter in dem ganzen Spiele seiner Phantasie als ein der Sphäre seines Alters ganz entrücktes Kind. Er fühlt sich als auserlesener Liebling der Götter, der es werth ist, daß sich höhere Wesen mit ihm besonders zu schaffen machen, ja der berufen ist, über ihr Geschick zu entscheiden. Die Liebe spielt schon eine Hauptrolle in diesem Märchen: die reizende Alerte hat ihn ganz für sich eingenommen, er sitzt Elbogen an Elbogen traulich neben ihr und verlangt sie später von dem alten Pförtner zum Geschenke. Inmitten des bedrohlichen Zauberwerkes

benimmt sich der Knabe mit derselben Gelassenheit, die wir später überall den Mann im Leben bewähren sehen.

Kehren wir nun von dem Märchen zu seinem damaligen Leben zurück, so finden wir, daß er auch dieses mitunter märchenhaft genug aufzuputzen wußte. So erzählt Bettine, daß die Kinder des Goethe'schen Hauses einst im Frühlinge*) den grünen Sessel, worauf die Mutter Abends beim Erzählen zu sitzen pflegte, und der darum der Märchensessel hieß, in aller Stille in den Garten vor dem Bockenheimer Thore schafften und mit Bändern und Blumen schmückten. Als nun Gäste und Verwandte sich versammelt hatten, trat der kleine Wolfgang, als Schäfer gekleidet, mit einer Hirtentasche, aus der eine Rolle mit goldenen Buchstaben herabhing, mit einem grünen Kranze auf dem Kopfe, unter einen blühenden jungen Birnbaum, den man zum Gedächtnisse seiner Geburt gepflanzt hatte, und hielt eine Anrede an den Sessel, als den Sitz der schönen Märchen. Es war eine große Lust, den schönen bekränzten Knaben unter dem Blüthenbaume zu sehen, wie er im Feuer der Rede, die er mit großer Zuversicht hielt, begeisterungsvoll aufbrauf'te. Der zweite Theil dieses schönen Festes bestand in einem Spiele mit Seifenblasen, die im Sonnenscheine von Kindern, welche den Märchenstuhl umkreis'ten, in die heitere Luft gehaucht, vom Zephyr aufgenommen, und schwebend hin und her geweht wurden. So oft eine Blase auf den gefeierten Stuhl sank, schrie Alles: ein Märchen, ein Märchen! Wenn die Blase, von der krausen Wolle des Tuches eine Weile gehalten, endlich platzte, schrieen sie wieder: das Märchen platzt! Die Leute in den angrenzenden Gärten guckten über Mauer und Verzäunung herüber und nahmen den lebhaftesten Antheil an dem Jubel, so daß dieß kleine Fest am Abende in der ganzen Stadt bekannt war.

Ein ander Mal, zur Zeit der Weinlese, wo in Frankfurt Abends in allen Gärten Feuerwerke abbrannten und Raketen aufstiegen, bemerkte man weit in den Feldern, wohin sich die Festlichkeit nicht erstreckt hatte, viele Irrlichter, die hin und her hüpften,

*) Bettine sagt, es sei, wie sie glaube, am Geburtstage der Mutter gewesen. Allein dieser fiel, wie im ersten Capitel berichtet ist, in den Februar.

bald aus einander, bald wieder enge zusammen, und endlich gar figurirte Tänze aufführten. Wenn man nun näher darauf zuging, verlosch ein Irrlicht nach dem andern; manche thaten noch große Sätze und verschwanden, andere blieben mitten in der Luft und verloschen dann plötzlich; andere setzten sich auf Hecken nnd Bäume, und weg waren sie. Die Leute fanden nichts und gingen zurück; aber da stellte sich alsbald ein Lichtlein nach dem andern wieder ein, der Tanz fing auf's Neue an und ging um die halbe Stadt herum. Was war es? Goethe und seine Gespielen, die sich Lichter auf die Hüte gesteckt hatten und damit herumtanzten.

Indessen war ein kindlich lustiger Humor, wie er sich in solchen Scherzen Luft zu machen pflegt, nicht der herrschende Grundton in seiner Stimmung. Vielmehr gesteht Goethe, früh über eine gewisse Würde, die er sich herausnahm, berufen worden zu sein. Der innere Ernst, womit er schon damals sich und die Welt betrachtete, und das dunkle Gefühl ungewöhnlicher Begabung und einer höhern Bestimmung zeigten sich auch in seinem Aeußern. „Ein Mal stand Jemand am Fenster bei Deiner Mutter," schreibt Bettine an Goethe, „da Du eben über die Straße herkamst mit mehreren anderen Knaben; sie bemerkten, daß Du sehr gravitätisch einher schrittest, und hielten Dir vor, daß Du Dich mit Deinem Geradehalten sehr sonderbar von den anderen Knaben auszeichnetest. — Mit diesem mache ich den Anfang, sagtest Du, und später werd' ich mich mit noch Mancherlei auszeichnen."

Noch in einem andern Zuge, den uns gleichfalls Bettine in ihrem Briefwechsel mit Goethe aufbewahrt hat, spricht sich jenes frühe Vorgefühl eines höhern Berufes aus. „Oft sah er nach den Sternen, von denen man ihm sagte, daß sie bei seiner Geburt eingestanden. Hier mußte die Einbildungskraft der Mutter oft das Unmögliche thun, um seinen Forschungen Genüge zu leisten, und so hatte er bald heraus, daß Jupiter und Venus die Regenten und Beschützer seiner Geschicke sein würden; kein Spielwerk konnte ihn nun mehr fesseln, als das Zahlbrett seines Vaters, auf dem er mit Zahlpfennigen die Stellung der Gestirne nachmachte, wie er sie gesehen hatte. Er stellte dieses Zahlbrett an sein Bett und glaubte sich dadurch dem Einflusse seiner günstigen Sterne näher gerückt. Er

sagte auch oft zur Mutter sorgenvoll: „Die Sterne werden mich doch nicht vergessen und werden halten, was sie bei meiner Wiege versprochen haben?" Fragte nun die Mutter: „Warum willst Du denn mit Gewalt den Beistand der Sterne, da wir Anderen doch ohne sie fertig werden mußten?" so sagte er ganz stolz: „Mit dem, was anderen Leuten genügt, kann ich nicht fertig werden. Damals war er sieben Jahre alt." Eine so ahnungsreiche Stimmung, wie sie sich hier kund gibt, ist häufig reichbegabten Gemüthern eigen und beruht eben auf dem dunkeln Bewußtsein der tiefen Schätze, die sie bergen. Bei Goethe können wir sie noch insbesondere als eine Erbschaft von mütterlicher Seite her betrachten. Von seinem Großvater Textor wissen wir bereits, daß er ein wunderbares Ahnungsvermögen besaß, und wenn gleich diese Gabe nicht auf Goethe's Mutter forterbte, so hatte sie doch den Glauben an Vorbedeutungen, und pflegte in bedenklichen Augenblicken das Orakel ihres Schatzkästleins durch einen Nadelstich zu befragen, so wie auch Goethe noch als Jüngling in kritischen Momenten zu ähnlichen Mitteln seine Zuflucht nahm.

Als ein auserkorener Liebling der Götter war der Knabe auch schon durch eine seltene Schönheit der Körperbildung bezeichnet. „Schön wie ein Engel" war er, nach Bettinens Ausdruck, so daß in frühester Kindheit Aller Augen auf ihn gerichtet waren. Zu den regelmäßigsten Zügen gesellte sich ein höchst lebendiger Ausdruck des Gesichtes und zumal ein wunderbarer Lichtglanz der großen Augen. Goethe's Auge hatte, nach mündlicher Mittheilung eines scharf beobachtenden Mannes, der lange in seiner Nähe lebte*), eine Pupille von fast beispielloser Größe, was seinem Blicke, gleich dem Friedrich's des Großen, eine durchdringende Gewalt gab. Alle Glieder waren ebenmäßig gebaut und besonders die Füße zierlich und von der reinsten Form. Seine Gesichtsbildung soll jedoch in den Jahren, wovon wir jetzt erzählen, durch die Blattern, gegen deren Einimpfung sich damals die deutschen Aerzte noch sträubten, eine merkliche Veränderung erlitten haben. Eine lebhafte Tante, die

*) Des verstorbenen Physikers und Astronomen v. Münchow, Prof. an der Universität zu Bonn.

früher Abgötterei mit dem schönen Knaben getrieben hatte, konnte ihn nach dieser Metamorphose selten ansehen, ohne zu seinem großen Verdrusse auszurufen: „Pfui Teufel! Vetter, wie garstig ist Er geworden!" Indeß muß die Einbuße an Schönheit doch nicht so bedeutend gewesen sein. In allen Bildern und Beschreibungen seiner Gestalt aus den Jünglings- und Mannesjahren stellt sich sein Aeußeres höchst vortheilhaft dar: eine hochgewölbte, gedankenreiche Jupitersstirne, die Augenbrauen kühn geschwungen, die Nase etwas gebogen und edel geformt, der Mund fein und lieblich, die Brust breit und stark, die ganze Haltung des schön gebauten Körpers kräftig und würdevoll, jede Bewegung frei, leicht und schön. Und wie das Gefühl seines innern Werthes, so hatte er auch früh das Bewußtsein dieser äußeren Vorzüge und hielt Etwas auf Schönheit und Eleganz des Anzuges. Nicht ohne Grund ruft ihm in dem Knabenmärchen einer der schwatzenden Staare: Narziß! Narziß! zu.

Bei Gelegenheit der eben erwähnten Kinderkrankheit gedenkt Goethe in der Selbstbiographie eines um drei Jahre jüngern Bruders, der ebenfalls von der Ansteckung ergriffen wurde. Er überlebte kaum die Kinderjahre, so wie noch mehrere nachgeborene Geschwister*) früh starben, so daß Goethe und seine Schwester Cornelia zuletzt allein übrig blieben und nur um so inniger an einander hingen. „Sonderbar fiel es der Mutter auf," berichtet uns Bettine, „daß er bei dem Tode des jüngern Bruders Jacob, der sein Spielkamerade war, keine Thränen vergoß. Er schien vielmehr eine Art Aerger über die Klagen der Aeltern und Geschwister zu haben. Da nun die Mutter später den Trotzigen fragte, ob er den Bruder nicht lieb gehabt, lief er in seine Kammer, brachte unter dem Bette hervor eine Menge Papiere, die mit Lectionen und Geschichtchen beschrieben waren, und sagte ihr, daß er dieß alles gemacht habe, um es dem Bruder zu lehren." Wie hier das Kind beim Tode des Bru-

*) Nach seiner Schwester Cornelia folgten noch vier Geschwister: Hermann Jakob, geb. den 26. Novemb. 1752, gest. den 11. Januar 1759; Katharina Elisabeth, geb. den 8. Sept. 1754, gest. den 19. Januar 1756; Johanna Maria, geb. den 28. März 1756, gest. den 9. August 1759; und Georg Adolph, geb. den 14 Juni 1760, gest. den 16. Febr. 1761.

ders, so benahm sich der Greis beim schmerzlichsten Verluste seines Lebens, beim Tode seines einzigen Sohnes. Mit wahrhaft erhabener Fassung rief er damals seinem Freunde Zelter sein „vorwärts über Gräber!" zu.

Auch von den Masern, Windblattern und den anderen Quälgeistern der Kinderwelt ward unser Goethe heimgesucht. Diese frühen Leiden spielen eine vielleicht nicht genug gewürdigte Rolle in der psychischen Entwickelung der Kinder. Sie führen das kindliche Gemüth, das sich in der Regel an das augenblicklich Gegenwärtige verliert, auf sich zurück, pflanzen ihm die ersten Keime des Ernstes und einer sinnigen Lebensansicht ein, und sind die erste Schule der Geduld. Goethe wenigstens war sich deutlich bewußt, daß sie auf ihn diesen Einfluß gehabt; und die Tugenden, in denen er sich hier zuerst übte, hat er später durchgehends im Leben bethätigt; Geduld und einen gewissen Stoicismus werden wir ihn noch oft, wenn auch bei sehr verschiedenen Anlässen, beweisen sehen.

Eine sehr lästige Folge jener Uebel für ihn war, daß sein Vater, um das im Unterrichte Versäumte sogleich nachzuholen, den Genesenden mit doppelten Lectionen belegte. Goethe meint, seine innere Entwickelung, die bereits eine entschiedene Richtung genommen hatte, sei dadurch aufgehalten und gewissermaßen zurückgedrängt worden. Wir können in diesen „didaktischen und pädagogischen Bedrängnissen", wie er sie nennt, nur etwas Wohlthätiges finden. Ja, es wäre wohl nicht unheilsam für den Knaben gewesen, wenn er eine Zeit lang an den strengen und festen Bildungsgang einer öffentlichen Schule gebunden worden wäre, die unmöglich den einzelnen Zöglingen in ihren besonderen Neigungen so nachgehen kann, wie es der Privatunterricht, bei aller Consequenz, in der Regel doch thun wird. Vielleicht wäre dann Goethe an eine Tugend gewöhnt worden, die auch einem Dichter sehr zu statten kommt, die er aber eigentlich nie bethätigt hat, an ausdauernden, anhaltsamen Fleiß. Man mißverstehe dieß nicht: an Thätigkeit gebrach es unserm Dichter in keiner Epoche seines Lebens, aber sie beruhte auf Lust und Neigung; das reiche Leben seines Geistes ließ ihn nie in schlaffe Trägheit versinken. Jenen stoischen Fleiß aber, der auf ein fern gestecktes Ziel mit willenskräftiger Ueberwindung der augenblicklichen

Stimmung und Neigung hinarbeitet, der es sich sauer werden läßt, den Schiller z. B. bei den Vorarbeiten zu seinen Dramen und großen historischen Compositionen bewährte, den hat Goethe nicht gekannt oder wenigstens nicht geübt; an diesen war er von Kindheit auf nicht gewöhnt. Wie ernst der Vater auch in der Durchführung seines Willens und seiner Pläne war, so fügte er sich doch in der Erziehung des Sohnes in einem merkwürdigen Grade den autodidaktischen Launen desselben. Er duldete, daß dieser sich nach allen Seiten ausbreitete, in desultorischer Weise bald Dieses, bald Jenes angriff und momentanen Anregungen nachhing, wenn er dabei nur zugleich, was ihm bei seiner raschen Fassungsgabe ein Leichtes war, die Vorbereitung für den ihm ausersehenen Beruf im Auge behielt. Gereichte diese pädagogische Behandlung dem künftigen Lyriker zur Förderung, von dem nur ein leichter und rascher Erguß eines augenblicklichen Gefühles verlangt wird, so war sie dagegen für den künftigen Dramatiker und Epiker ohne Zweifel nachtheilig. Denn langathmige Werke, wie ein Drama und noch mehr ein Epos, sei es nun ein ächtes Epos, oder ein pseudo-episches Gedicht, wie der Roman, erfordern eine dauernde Spannung der Kräfte, eine anhaltende ernste Richtung des Fleißes auf Ein Ziel. In der That finden wir auch, wenn wir die Entstehungsgeschichte der Goethe'schen Dramen und epischen Dichtungen näher verfolgen, daß sie fast ohne Ausnahme, entweder wie Werther und Clavigo, in außerordentlich kurzer Zeit, gleichsam in einem einzigen Erguß lyrischer Begeisterung, hingeworfen worden, oder, wo dieß nicht gelang, stoß- und ruckweise, in großen Zwischenräumen entstanden sind, wie Egmont, Wilhelm Meister, Faust u. a. oder auch ganz unvollendet blieben, wie Prometheus, Mahomet, Nausikaa, Elpenor, die Achilleis u. a.

Jene verdoppelte häusliche Beschäftigung, womit der Vater das durch die Kinderkrankheiten Verlorene wieder ausgewinnen wollte, hatte die schlimme Folge, daß der Knabe dem Verkehre mit gleichalterigen Kindern noch mehr entzogen wurde. Bald gesellte sich ein wichtiges Weltereigniß hinzu, welches gleichfalls das freie Umhertreiben in Stadt und Umgegend beschränkte. Der siebenjährige Krieg hatte begonnen, und wenn er gleich Anfangs auf einem entfernten Schauplatze spielte, so besorgte man in Frankfurt doch schon,

daß bei einer Theilnahme Frankreichs sich das Kriegstheater auch in der dortigen Gegend aufthun könne, und suchte daher die Kinder bei Zeiten mehr an häusliche Unterhaltung zu gewöhnen. Zu dem Ende wurde im Goethe'schen Hause das von der Großmutter hinterlassene Puppenspiel wieder hervorgeholt. Zuerst führten die Kinder das ursprüngliche Drama, wofür die Puppengesellschaft eigentlich eingerichtet war, ausschließlich auf; allein dieß genügte bald nicht mehr dem erfinderischen Kopfe des Knaben. Garderobe und Decorationen wurden verändert und neue Stücke versucht. Bei den Decorationen fand er schöne Gelegenheit, den geometrischen Unterricht praktisch anzuwenden und seine Erfindungsgabe zu üben, so wie überhaupt durch diese theatralischen Unterhaltungen bei ihm Verstand, Einbildungskraft, Darstellungsvermögen und Technik auf mannichfaltigere Weise und in kürzerer Zeit gefördert wurden, als es vielleicht auf irgend einem andern Wege hätte geschehen können. Ein Publikum für seine kleinen Productionen suchte er dadurch zu gewinnen, daß er den einen und andern Knaben als Zuschauer einlud. Allein hier trat schon wieder jene, wenn auch ursprünglich vom Vater ererbte, doch sicher durch die isolirte Erziehung gesteigerte Unfügsamkeit hervor, die sich in dem republikanischen Knabenwesen unbehaglich fühlte. Er entfernte das bisherige Publicum und begnügte sich mit einem jüngern, das sich „allenfalls durch Ammen und Mägde in Ordnung halten ließ". Nicht lange währte es, so war er den Puppen bereits über den Kopf gewachsen, und legte sich nun, mit Hilfe des Bedienten im älterlichen Hause, eines Schneiders von Profession, eine Rüstkammer für Schau- und Trauerspiele an, die von lebenden Personen aufgeführt werden sollten. Zu diesem Zwecke mußte er wieder einen Kreis mehr gleichalteriger Gespielen heranziehen; allein auch dießmal endete das Ganze mit Parteiungen, Händeln und Verdruß; und wir möchten schwerlich irren, wenn wir die Ursache davon zum Theile wenigstens in seiner unkindlichen Stellung zu den Altersgenossen suchen.

Der siebenjährige Krieg übte noch in anderer Weise einen nicht unbedeutenden Einfluß auf Goethe, namentlich auf seine Gemüthsentwickelung. Wie die ganze Welt, so spaltete dieser Krieg auch die Goethe'sche Familie in zwei Parteien, für und wider den unvergleichlichen König und Kriegshelden, der plötzlich dem kleinen Preußen eine so große Wichtigkeit errang. Vordeutend für Goethe's späteres Verhalten den Weltbegebenheiten und politischen Größen gegenüber ist seine Entscheidung in diesem Streite der Meinungen. Man hätte erwarten sollen, daß der Zögling der Reichs-Krönungsstadt, die den Kaiser in seiner ganzen Größe und Glorie erblickte, daß der Enkel eines Mannes, der als Schöff von Frankfurt über Franz dem Ersten den Krönungshimmel getragen, sich auf die Seite des Reichs-Oberhauptes stellen werde. Aber der Knabe war Preußisch, oder vielmehr, wie Goethe selbst berichtigend hinzufügt, Fritzisch gesinnt. Friedrich's Persönlichkeit war es, was seine Parteinahme bestimmte. So zeigte er schon hier, daß sein Gemüth, über das Politische und Vaterländische weg, dem rein Menschlichen und Persönlichen zugekehrt war. Einigen Einfluß mochte indeß auf seine Neigung das Beispiel des Vaters haben, der, von Carl dem Siebenten zum kaiserlichen Rathe ernannt und an dem Schicksale dieses Monarchen gemüthlich theilnehmend, mit einer kleinen Anzahl der Verwandten für Preußen gesinnt war. Indem dagegen der alte Textor mit der größern Familienhälfte auf östreichischer Seite stand, so brachte diese Gesinnungsverschiedenheit so heftige Zerwürfnisse unter den Verwandten hervor, daß Goethe's Vater sich entschloß, aus den regelmäßigen sonntägigen Zusammenkünften wegzubleiben. Wolfgang, der als ältester Enkel und Pathe seit Jahren Sonntags bei den Großältern gespeis't hatte, setzte dieß zwar fort, genoß aber keinen Bissen mehr mit Behagen, weil er seinen Helden auf's gräulichste mußte verläumden hören. Tief war der Eindruck, den dieses augenscheinliche Entstellen und Verkleinern des Großen und Ausgezeichneten durch so vorzügliche Männer, wie sein Großvater und seine Oheime waren, auf das Gemüth des Knaben machten. Von Natur zur Ehrerbietung geneigt, wurde er jetzt in seinem Glauben an ein Ehrwürdiges, in seinem Vertrauen auf die Gerechtigkeit verehrter Personen gewaltsam erschüttert. Goethe fand hier den Keim der Nichtachtung, ja der Verachtung des Publicums, über die er erst spät, und vielleicht nie ganz Herr geworden. Auf eine andere, schon oben angedeutete Quelle seiner Verachtung der Masse, die ihm selbst

minder zum Bewußtsein gelangt zu sein scheint, müssen wir an dieser Stelle nochmals zurückkommen.

Seitdem, nach der Vollendung des Hausbaues, der Vater wieder selbst den Unterricht seiner Kinder übernommen hatte, war, wie wir schon wissen, der Umgang des Sohnes mit Knaben seines Alters sehr beschränkt. Mit einer geringern Zahl derselben brachten ihn jedoch die Lectionen, die ihm in einzelnen Fächern von Privatlehrern ertheilt wurden, wenn auch nur auf eine kurze Zeit des Tages, in Verbindung. Läßt sich gleich der Einfluß solcher einzelnen Privatstunden mit der Einwirkung einer großen Lehranstalt, worin sich der Knabe als Glied eines Ganzen fühlt, nicht in Vergleich bringen, so hatten sie doch sicher ihr Gutes für unsern jungen Freund, indem sie ihn mit mannichfachen Charakteren in Reibung setzten, durch Wetteifer zur Thätigkeit spornten, und ihm ein Maß zur Schätzung seiner Kräfte und dadurch Vertrauen zu sich selbst gaben. Diese Wirkung zeigt sich zum Theile schon bei den kalligraphischen Wettkämpfen, deren wir oben gedachten, und mag sich noch in anderen Lehrzweigen geäußert haben, wovon uns keine Documente übrig geblieben sind. Wir sahen ferner, daß das Puppenspiel und die dadurch hervorgerufenen weiteren theatralischen Uebungen ihn mitunter aus seiner Isolirung heraustrieben, so wie auch die Neigung und das Talent, Märchen zu erzählen, einen gewissen Kreis kleiner Zuhörer an ihn fesselte. Außerdem hatte er mit anderen Knaben, in denen, wie in ihm, die Lesung der damaligen deutschen Dichter eine starke Reim- und Versesucht erregt hatte, regelmäßig sonntägliche Zusammenkünfte, wo dann Jeder selbstverfertigte Verse producirte. Da es ihm hiebei nun begegnete, daß die Anderen, welche sehr werthlose Sachen vorbrachten, ihre Verse nicht weniger für die besten hielten, als er die seinigen: so begann er zu fürchten, er möge von gleichem Wahnsinne, wie Jene, befangen sein, und in Wahrheit nichts Besseres liefern, und stockte, durch diesen Gedanken beunruhigt, sogar eine Zeitlang im Hervorbringen. Endlich beruhigte ihn eine jenen Stechschriften ähnliche Probearbeit, die ihnen Aeltern und Lehrer, auf ihre Scherze aufmerksam geworden, aus dem Stegreife aufgaben, wobei er durch seine Verse allgemeines Lob erndtete.

Aus Allem aber, was uns über das Verhältniß des Knaben zu seinen Altersgenossen berichtet wird, blickt deutlich genug hervor, das nur ein kleiner, auserlesener Cirkel junger Freunde sich zu ihm hielt, und zwar waren es nur weichere, schmiegsamere, sich unterordnende Naturen, die sich dazu verstanden, den originellen Knaben in seinen Neigungen und Richtungen freundlich zu begleiten, und welche den von Mutter und Schwester so zärtlich Gehaltenen nicht durch Derbheit verletzten. Die größere Masse der Gleichalterigen dagegen mußte sich durch seine über die Sphäre der Kindheit hinausgreifenden Ideen, Neigungen und Fähigkeiten, durch sein feines, edles, würdevolles Aeußere, sein poetisch-träumerisches Wesen, seine apprehensive Natur zu verdoppeltem Muthwillen*), ja zu Härte und Rohheit gereizt fühlen. Wäre er solchen Einwirkungen bleibend ausgesetzt gewesen, so würde er auf die Dauer schon zu kräftiger Gegenwehr erstarkt sein und vielleicht den ganzen großen Kreis nicht minder beherrscht haben, als jetzt den beschränkten, auch ohne Zweifel Tugenden in der scheinbar werthlosen Masse gewahr geworden sein, für die er kein offenes Auge gehabt hat. Weil er aber nur selten und auf kurze Zeit mit der rohen größern Knabenwelt in Berührung kam, so entschloß er sich, ihren Anfechtungen einen stoischen Leidenstrotz entgegenzusetzen. Häufig mochte er mit dieser passiven Tapferkeit auskommen; aber bisweilen trieb ihn doch die hiedurch gesteigerte Grausamkeit der Anderen aus seiner Position. So erzählt er uns folgenden Fall statt vieler. Der Privatlehrer blieb einst eine Stunde aus. So lange nun die dem Knaben befreundeten Kinder zugegen waren, unterhielt man sich recht artig; als aber diese, nachdem sie lange genug gewartet, hinweggingen, und Wolfgang mit drei mißwollenden allein blieb, so verabredeten sich diese durch einen Wink, den feinen, altklugen Mitlehrling, der aus seinem Stoicismus gleichsam Profession machte, etwas zu quälen und zu beschämen. Sie verließen einen Augenblick das Zimmer und kamen dann mit Ruthen, aus zerschnittenen Besen gemacht, zurück. Ihre Absicht merkend, beschloß Wolfgang, weil er das Ende der Stunde nahe glaubte, sich bis zum Glockenschlage nicht zu wehren. Sie fingen sogleich unbarm-

*) Vergl. oben das Gespräch „Wolfgang und Maximilian".

herzig an, ihm die Beine und Waden zu peitschen. Er rührte sich nicht, fühlte aber bald, daß er sich verrechnet hatte, und daß ein solcher Schmerz die Minuten sehr verlängert. Mit dem Dulden wuchs sein Grimm, und beim ersten Stundenschlage griff er seine Peiniger mit solcher Wuth an, daß er sie alle drei überwältigte, zu Boden warf und mit den Köpfen an einander stieß. Dieser Vorfall war Ursache, daß die gemeinsamen Unterrichtsstunden seltener wurden und zuletzt ganz aufhörten. So war er denn wieder, wie vorher, in's Haus gebannt, und an die Schwester Cornelia gewiesen, die, nur um ein Jahr jünger, sich immer inniger an ihn schloß, und ihm mit jedem Tage unentbehrlicher wurde. Sie und die Mutter, die ihren hochbegabten Erstgeborenen leidenschaftlich liebte, und, weil sie nur achtzehn Jahre älter war, sich noch mit ihm entwickelte, machten ihm früh, und für das ganze Leben, den Herzensverkehr mit zarten, liebenden Frauengemüthern zum Bedürfnisse. In der That finden wir später in allen Lebensperioden, neben den eigentlichen Geliebten, die Zahl seiner Freundinnen fast immer größer, als die der Freunde; und in den kurzen Intervallen, wo ihn kein inniges Herzensverhältniß beglückte, hören wir ihn sogleich über „den Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe" klagen.

Bei der Erzählung seines Verhältnisses zu den Knaben gleichen Alters gibt uns Goethe gelegentlich noch ein interessantes Bekenntniß aus seiner Kinderzeit, woraus hervorgeht, wie früh sich in ihm jener aristokratische Zug, die Neigung zu den höheren und höchsten Ständen regte, die auf die ganze Gestaltung seiner äußeren Lebensverhältnisse und auch auf seine innere Entwickelung so entscheidend eingewirkt hat. Uebelwollende Gespielen ärgerten sich darüber, daß er sich auf das Schultheißenamt seines Großvaters etwas zu Gute that; und als er einmal, nach gehaltenem Pfeifergerichte, sich viel darauf einzubilden schien, seinen Großvater in der Mitte des Schöffenrathes, eine Stufe höher als die Anderen, unter dem Bilde des Kaisers gleichsam thronend, gesehen zu haben, bemerkte einer der Knaben höhnisch, er solle, wie der Pfau auf seine Füße, so auf den Großvater väterlicher Seite hinsehen, der als Gastgeber zum Weidenhofe wohl an Kronen und Throne keinen Anspruch gemacht habe. Vielleicht erinnerten die bösen Gesellen gar, was Goethe freilich nicht

erwähnt, an dessen frühere Profession, das Schneiderhandwerk, worüber ohne Zweifel in Frankfurt damals kein Geheimniß herrschte. Da sich Wolfgang, ihrem Angriffe gegenüber, ruhig genug verhielt, so rückten sie, um ihn zum Aerger zu bringen, mit einem Märchen vor, das sie ihren Aeltern wollten abgelauscht haben: sein Vater sei der illegitime Sprößling eines vornehmen Mannes, und der gute Gastwirth zum Weidenhofe habe sich dazu verstanden, äußerlich Vaterstelle zu vertreten. Sie wußten dabei allerlei Argumente vorzubringen, z. B. daß das Vermögen bloß von der Großmutter herrühre, daß die übrigen Seitenverwandten in Friedberg und anderswo gleichfalls unvermögend seien und dergleichen mehr. Damit war dem Knaben, der sich ohnedieß gern als etwas Auserlesenes betrachtete, eine im Stillen lange fortschleichende sittliche Krankheit eingeimpft. Es mißfiel ihm gar nicht, der Enkel irgend eines vornehmen Herrn, wenn auch nicht auf die gesetzlichste Weise, zu sein. Er brütete fort und fort über diesem Gedanken und fand neue Gründe für die Wahrscheinlichkeit jener Angabe. Die seltene Erwähnung seines Großvaters in der Familie, die Schönheit seiner Großmutter in früheren Jahren, das Miniaturbild eines schmucken Herrn, in Uniform mit Stern und Orden, das er vor dem Hausbaue in ihrem Zimmer hatte hängen sehen, Alles wurde in Betracht gezogen und scharfsinnig combinirt, und so übte der Knabe schon früh mit Leidenschaft das Geschäft eines Romandichters, dessen Talent sich ja auch großentheils in der kühnen und geschickten Verknüpfung bedeutender Zustände des geselligen Lebens bewährt. Ja, er beobachtete sogar bei Hausfreunden die Bildnisse der Fürsten und Herren aus der Nachbarschaft, die er dort von Kindheit auf vielmals an den Wänden gesehen, nunmehr mit verdoppelter Aufmerksamkeit, ob sich nicht vielleicht eine Familienähnlichkeit entdecken ließe. In der That fand er eine solche, nur leider zu oft, als daß er zu einiger Gewißheit gekommen wäre. Es mißlang ihm, die Wurzeln seines Lebensbaumes aus einem adeligen oder gar fürstlichen Geschlechte herzuleiten; aber die Krone desselben sollte dereinst im Glanze der Hofregion prangen und die unedle Abstammung verläugnen. Auch in dieser Hinsicht konnte Goethe den Spruch auf sich anwenden: Was man in der Kindheit sich wünscht, das hat man im Alter in Fülle.

Nach dem, was wir bisher über des Knaben frühzeitige Entwickelung und seine Beziehungen zu Gleichalterigen berichtet haben, wird es nicht befremden, daß er sich schon in den Kinderjahren vorzugsweise zu Erwachsenen hielt, und daß diese ihrerseits auch gern mit ihm verkehrten. Wie sein Gedanken- und Empfindungskreis über die gewöhnlichen Grenzen seines Alters hinausging, so war er auch in seinem Aeußern, in Haltung, Kleidung und Benehmen gesitteter und feiner, als man von solchen Jahren erwartet. Dazu gesellte sich aber wieder eine Zutraulichkeit, Frische und Natürlichkeit, wie sie nur seinem damaligen Alter eigen zu sein pflegt, so daß in seinem Wesen Altklugheit und Kindlichkeit auf eine höchst interessante Weise gemischt waren. Daher machten sich nicht blos nähere und entferntere Verwandte mit ihm viel zu schaffen, auch bei anderen gebildeten und bedeutenden Männern und Frauen erregte er Aufmerksamkeit und Theilnahme; und die Einwirkung dieser erwachsenen Personen auf den Knaben war viel größer, als dieß bei anderen Kindern der Fall zu sein pflegt. Eine imponirende Erscheinung war für ihn immer der Großvater Textor, in seiner hohen bürgerlichen Stellung, in seinem friedlich würdevollen häuslichen Leben, mit dem unzerstörbaren Gleichmuthe und der wunderbaren prophetischen Gabe. Viel verkehrte er auch im Hause seines Oheims Melber, eines Materialienhändlers, der die nächstjüngere Schwester seiner Mutter geheirathet hatte, und dessen Wohnung und Laden mitten im lebhaftesten Theile der Stadt am Markte lag. Hier sahen die Kinder vergnügt aus den Fenstern dem Marktgedränge zu, und wurden auch allmählig mit den vielfachen Gegenständen bekannt, die in einer solchen Handlung aus- und einfließen. Eine zweite Tante war mit dem bei der St. Catharinen-Kirche angestellten Pfarrer Stark verheirathet, der eine schöne Bibliothek besaß, worin sich Wolfgang fleißig umsah, und zuerst Homer's Bekanntschaft machte. Des Rathes Schneider und der Gebrüder von Ochsenstein, der Söhne des verstorbenen Schultheißen, und ihrer Zuneigung zu dem Knaben ist schon gedacht. In Goethe's Exercitienhefte wird zweimal als Preisrichter bei den Stechschriften Herr von Oleschlager (in Wahrheit und Dichtung heißt er Olenschlager) erwähnt, Schöff und Senator zu Frankfurt. Als ein feiner, gewandter, schöner, sanguinischer Mann hätte er in

der burgemeisterlichen Festtracht den angesehensten französischen Prälaten vorstellen können. Nach Vollendung der akademischen Studien hatte er sich in Hof- und Staatsgeschäften umgethan, und zu diesem Zwecke auch Reisen gemacht. Er hielt den Knaben besonders werth, und sprach über die Gegenstände, die ihn interessirten, viel mit demselben. Wir werden auf ihn beim folgenden Lebens-Lustrum unseres Dichters zurückkommen. Außer ihm finden wir in den Stechschriften noch die Herren Brunelius, Hartmann, Gullmann und Seelhof, ohne Zweifel sämmtlich Freunde des Goethe'schen Hauses, als Preisrichter aufgeführt. Als Lehrer des Lateinischen und Griechischen im J. 1759 wird im Exercitienhefte Scherbius genannt, der nachmals in der Frankfurter Localposse so ergötzlich gezeichnete Prorector *). Nur dunkel erinnerte sich Goethe eines Barons von Häkel, eines freundlichen, wohlgebildeten, reichen Edelmannes, der verheirathet, aber kinderlos, ein schönes Haus in der Antoniusgasse bewohnte, mit guten Gemälden, Kupferstichen, Antiken und manchem Andern ausgestattet, deßgleichen eines Schöffs von Uffenbach, welcher Italien besucht, sich besonders auf Musik gelegt hatte und nun häufig Concerte und Oratorien in seinem Hause aufführen ließ. Nicht ohne Einfluß blieb auf den Knaben das Aufsehen, welches sein kaum noch persönlich von ihm gekannter Großoheim Johann Michael von Loen, mit der Schwester seiner Großmutter Textor vermählt, durch seine Schriften in der literarischen Welt, und zunächst in Frankfurt, wo er sich niederließ, erregt hatte. Er erlangte einen Namen, indem er in die verschiedenen, damals in Kirche und Staat beginnenden Regungen muthig eingriff. Durch sein Buch: „Die einzige wahre Religion", gerieth er mit Theologen in heftigen Streit, was ihn veranlaßte, die von Fried-

*) Den Schluß des mehrfach erwähnten Exercitienheftes bildet eine Reihe deutsch-griechischer und lateinischer Exercitien, die ihm Scherbius, damals noch ein junger Mann, dictirte: Liber exercitiorum Germanico-Graecorum atque Latinorum, quae a Domino Scherbio Praeceptore meo aestimatissimo dictata et a me Jo. Wolfg. Goethe versa sunt. Anno Christi Mens. Jan. 1759. Es fallen also diese Dictate mit dem Beginne der französischen Einquartierung zusammen, die, wie sich bald zeigen wird, in den Unterrichts- und Erziehungsgang zuerst Verwirrung und dann eine andere Wendung brachte.

rich II. ihm angebotene Stelle eines Präsidenten zu Lingen anzunehmen. Viel Sonderbares vernahm Goethe in seiner Kindheit von den drei Gebrüdern Senckenberg, deren ältester der nachmals so rühmlich bekannte Reichshofrath von Senckenberg war. Ein anderer vortrefflicher Frankfurter war der Doctor Orth. Er gab die Anmerkungen zu der sogenannten Frankfurter Reformation heraus, ein Werk, worin die Statuten der Reichsstadt gesammelt sind, und dessen historische Capitel Goethe in seinen Jünglingsjahren fleißig studirte. Nicht sowohl durch seine Persönlichkeit, als durch sein Wirken in der Nachbarschaft und seine Schriften übte Carl Friedrich von Moser einen bedeutenden Einfluß auf den Knaben aus. Wegen seiner regen Staats- und Geschäftsthätigkeit in der Gegend war er in aller Munde; und sein ernstliches Streben, das Amts- und Geschäftsleben einer gewissenhaften Behandlung entgegen zu führen, hatte ihm Vieler Achtung erworben.

Ehe wir mit Goethe's zweitem Lebens-Lustrum abschließen, dürfte es angemessen seyn, noch einen Blick auf seine bisherige religiöse Entwickelung zu werfen. Hierbei ist vor Allem die Einwirkung des Vaters und der Mutter in Betracht zu ziehen. Ersterer scheint zwar nicht zu den Streng-Orthodoxen gehört zu haben; dafür sprechen wenigstens Aeußerungen, wie jene im Briefe an den Consul Schönborn zu Algier vom 24. Juli 1776: „Was den Hofrath Schlosser in Emmeding betrifft, kann er mit Druckschriften nicht fertig werden, die theils denen dogmatischen Theologen gar nicht anstehen, wie denn eben diese schwarzen Männer mit weißen Kragen den zweiten Theil seines Landkatechismus nach ihrer dogmatischen Lehrart nicht gestellt fanden und daher den weltlichen Arm zur Confiscation reizten." Indeß hielt er den Knaben, wie es scheint, früh zu regelmäßigem Besuche der Kirche und Predigt an, und aus dem aufgefundenen Exercitienhefte geht hervor, daß er gern biblische und kirchliche Elemente in den Kreis des Unterrichts zog. Auf häusliche Andachtsübungen deuten andere Stellen jenes Heftes; so heißt es unter der Rubrik Exercitia privata, Mense Januario 1757, worin der Knabe theils kleine Kindererlebnisse, theils Naturempfindungen ausdrückt: „Ich und mein Bruder sind heute Morgen ein wenig vor sieben aufgestanden, und hat uns Niemand aufgeweckt.

Und nachdem uns die Magd gekämmt, haben wir mit gefaltenen Händen und gebogenen Knieen das Morgengebet gesprochen." Inniger mußte die Mutter mit ihrem reichen und tiefen Gemüthe auf die Entwickelung seiner religiösen Empfindungen einwirken. Von Natur sehr heiter und lebenslustig, nahm sie in den Jahren ihres Ehestandes, wo sie mit ihrem Gatten ein sehr zurückgezogenes Leben führen mußte, schon aus Bedürfniß einer innigern Gemüthsanregung an der Religion ein doppeltes Interesse. Ihre vorzüglichsten Freundinnen waren, wie Goethe bezeugt, „gebildete und herzliche Gottesverehrerinnen," und unter diesen nahm Fräulein von Klettenberg*) die erste Stelle ein. Erst in späteren Jahren, nach des Gatten Tode, trat bei fortdauernder ächter Frömmigkeit, die ursprüngliche Neigung zu frohem Genusse der irdischen Dinge wieder stärker hervor, wobei aber auch die Rückwirkung des Sohnes auf sie in Anschlag zu bringen ist, dessen verschiedene Entwickelungsphasen sie bis auf einen gewissen Grad mit durchmachte.

In Goethe's religiöses Leben kamen aber schon früh, vor dem zehnten Jahre, durch Lectüre und Erfahrungen mehrere Gährungsstoffe, die eine spätere Krisis vorbereiteten. Unter der Masse dessen, was der Knabe aus alter und neuer Literatur las, mußte Manches vorkommen, wodurch die religiöse Ueberlieferung entweder leise untergraben, oder geradezu angegriffen wurde; und zugleich vibrirte schon ein Geist des Zweifels und der Polemik durch die ganze Zeit, wovon auch die Männer, mit denen der Knabe so vertrauten Umgang pflog, nicht unberührt geblieben waren. Ein Ereigniß, welches seine Begriffe von der Güte und Gerechtigkeit Gottes fast zum Wanken gebracht hätte und seine Gemüthsruhe zum ersten Male tief erschütterte, war das Erdbeben von Lissabon (1. Nov. 1755), wodurch Gerechte wie Ungerechte dem gleichen Verderben preisgegeben wurden. Bettine schrieb darüber in späterer Zeit an Goethe: „Alle

*) Zu dem frommen Cirkel, der sich in ihrer Wohnung, einem alten Hause am Bockenheimer Walle, zu versammeln pflegte, gehörten besonders Frau Griesbach, von Bülow, von Moser, Legationsrath Moritz, und später auch Pfarrer Claus. S. Lappenberg, 236.

Zeitungen waren davon erfüllt, alle Menschen argumentirten in wunderlicher Verwirrung; kurz es war ein Weltereigniß, das bis in die entferntesten Gegenden alle Herzen erschütterte. Der kleine Wolfgang, der damals im siebenten Jahre war, hatte keine Ruhe mehr; das brausende Meer, das in einem Nu alle Schiffe niederschluckte und dann hinaufstieg am Ufer, um den ungeheuern königlichen Palast zu verschlingen, die hohen Thürme, die zuvörderst unter dem Schutte der kleineren Häuser begraben wurden, die Flammen, die überall aus den Ruinen heraus, endlich zusammenschlugen und ein großes Feuermeer bildeten, während eine Schaar von Teufeln aus der Erde hervorstieg, um allen bösen Unfug an den Unglücklichen auszuüben, die von vielen Tausenden zu Grunde Gegangener noch übrig waren, machten auf ihn einen ungeheuern Eindruck. Jeden Abend enthielt die Zeitung neue Mähr, bestimmtere Erzählungen. In den Kirchen hielt man Bußpredigten, der Papst schrieb ein allgemeines Fasten aus, in den katholischen Kirchen waren Requiem für die vom Erdboden Verschlungenen. Betrachtungen aller Art wurden in Gegenwart der Kinder vielseitig besprochen, die Bibel wurde aufgeschlagen, Gründe für und wider behauptet. Dieß alles beschäftigte den Wolfgang tiefer, als Einer ahnen konnte; und er machte am Ende eine Auslegung davon, die alle an Weisheit übertraf. Als er mit dem Großvater aus einer Predigt kam, in welcher die Weisheit des Schöpfers gleichsam gegen die betroffene Menschheit vertheidigt wurde, und der Vater ihn fragte, wie er die Predigt verstanden habe, sagte er: Am Ende mag Alles noch viel einfacher sein, als der Prediger meint; Gott wird wohl wissen, daß der unsterblichen Seele durch böses Schicksal kein Schaden geschehen kann. Von da aber warst Du wieder oben auf; doch meinte Deine Mutter, daß Deine revolutionären Aufregungen bei diesem Erdbeben später beim Prometheus wieder zum Vorscheine gekommen seien." — Noch eines andern Ereignisses ähnlicher Art, aus dem Sommer 1756, erinnerte sich Goethe, welches, obwohl weniger verderblich, doch in unmittelbarer Nähe den zornigen Gott des alten Testamentes kennen lehrte. Ein furchtbares Hagelwetter zerschlug die Fensterscheiben an der Hinterseite des Hauses, beschädigte Hausgeräth und Bücher und war für die Kinder um so entsetzlicher, als das Hausgesinde sie in einen

dunkeln Gang mit fortriß und dort knieend mit schrecklichem Geheule die erzürnte Gottheit zu versöhnen suchte.

Solche beunruhigenden Eindrücke hätten sich wohl am leichtesten durch einen zugleich das Herz und den Geist befriedigenden Religionsunterricht wieder in's Gleiche bringen lassen. Es fehlte auch dem jungen Goethe nicht, neben den übrigen Lectionen, an regelmäßig ertheilten Religionsstunden. Aber den kirchlichen Protestantismus, der ihm in demselben überliefert ward, bezeichnet er selbst als eine Art von trockener Moral; „an einen geistreichen Vortrag ward nicht gedacht, und die Lehre konnte weder der Seele noch dem Herzen zusagen." Er zog sich daher in religiöser Beziehung früh schon auf sich selbst zurück und suchte seinen religiösen Bedürfnissen auf eigene Hand zu genügen. Die Art, wie er dabei zu Werke ging, hat in dreifacher Hinsicht etwas Prototypisches für seine ganze spätere Stellung zu Kirche und Religion. Einmal ist das charakteristisch, daß er noch weiter ging, als die Separatisten, Pietisten, Herrnhuter, „die Stillen im Lande." Diese hatten sich gleichfalls, weil sie in der herrschenden Kirche keine vollkommene Befriedigung fanden, von derselben abgesondert, hielten sich jedoch in kleineren Gesellschaften zu gemeinsamer Gottesverehrung zusammen. Unser Wolfgang aber übte seine Andacht einsam und geheim, auf seinem Zimmer, nach selbst erfundenem Cultus, Priester und Zuhörerschaft in Einer Person. Dann sehen wir ihn die Gottheit und ihr Verhältniß zur Welt in ähnlicher Weise auffassen, wie er sie später noch auf der Höhe seiner ausgebildeten Weltanschauung dachte. Der Knabe schon stellte sich Gott als in unmittelbarer Verbindung mit der Natur stehend vor; eine Gestalt konnte er diesem Wesen nicht leihen; „er suchte ihn also in seinen Werken auf und wollte ihm auf gut alttestamentliche Weise einen Altar bauen." Sein Verfahren hierbei verkündigte drittens, wie Gervinus treffend bemerkt hat, daß er seine Religion bald in den Dienst seiner dichterischen Kräfte bringen würde. Naturproducte sollten die Welt symbolisch vorstellen; ein darüber brennendes Feuer sollte das zum Schöpfer sich aufsehnende Gemüth bedeuten. Zu dem Ende suchte er aus der Naturaliensammlung die besten Exemplare heraus, baute sie auf einem schönen rothlackirten, pyramidalischen Musikpulte, der verschiedene Abstufun-

gen hatte, anmuthig über einander auf, und stellte auf den Gipfel Räucherkerzchen in einer schönen Porzellanschale. Diese wurden nun, nachdem die Sonne eine Zeit lang aufgegangen war, vermittelst eines Brennglases angezündet. „Alles gelang nach Wunsch," erzählte er, „und die Andacht war vollkommen." Bei der Wiederholung der Feierlichkeit richteten die Räucherkerzchen Schaden an dem Musikpulte an, und dieß benahm dem jungen Priester den Muth zu neuen Opfern.

Fünftes Capitel.

Zeit der französischen Einquartierung: Graf Thorane. Belebung des Interesses für Malerei. Stocken des Unterrichtes. Erlernung der französischen Sprache. Besuch des Theaters. Bekanntschaft mit einem jungen Franzosen. Erste Neigung. Schlacht bei Bergen. Französischer Erstlingsversuch im Drama. Fortgesetzte Theilnahme an der Malerei. Umquartierung des Grafen Thorane.

Unsere Erzählung ist jetzt bei einer Epoche angelangt, die eine bedeutende Störung, ja Unterbrechung in der planmäßigen Unterweisung unsers jungen Freundes veranlaßte, dafür aber auf anderm Wege seinen Geist mit Erfahrungen und Kenntnissen bereicherte. Am 2. Januar 1759 wurde Frankfurt gewaltsam von den Franzosen besetzt, und den friedlichen Bürgern die seit vielen Jahren unerhörte Last einer schweren Einquartierung aufgebürdet. Keinem war diese drückender, als dem preußisch gesinnten, Ruhe und Ordnung liebenden Vater Goethe's, obwohl er Ursache gehabt hätte, sich in vieler Hinsicht zu seiner Einquartierung Glück zu wünschen. Denn man hatte ihm den Königslieutenant zugetheilt, den Grafen Thorane, aus Grasse in der Provence, einen Mann von manchen trefflichen Eigenschaften, und noch dazu in Beziehung auf Kunst mit ihm geschmacks- und gesinnungsverwandt. Kaum hörte der neue Militairgast bei seinem Eintritte ein Gemäldezimmer erwähnen, so erbat er

sich, obwohl es schon Nacht war, sogleich mit Kerzen die Bilder wenigstens flüchtig zu besehen, zeigte übergroße Freude daran, behandelte den begleitenden Hausherrn höchst verbindlich und versicherte, daß er die Frankfurter Künstler baldigst kennen zu lernen und zu beschäftigen wünsche. Aehnlich war sein ferneres Benehmen. Er ließ nicht einmal seine Landcharten an die Wände nageln, um die neuen Tapeten zu schonen. Auch waren seine Leute still, ordentlich und gewandt. Nichts desto weniger ward Goethe's Vater mit jedem Tage verdrießlicher und hypochondrischer. Freilich brachte die amtliche Stellung des Grafen Unruhe genug in's Haus. Er hatte die Streitigkeiten zwischen Soldaten und Bürgern, Schuldensachen und Händel zu schlichten; und da folgte nun den ganzen Tag, bis in die Nacht hinein, ein Klagender dem andern, Arrestanten wurden gebracht und weggeführt, Officiere und Adjutanten vorgelassen; und weil der Graf überdieß täglich offene Tafel hielt, so war in dem mäßig großen Hause, auf der Einen Treppe, eine ewige Bewegung, ein stetes Geräusch.

Dieses rege, fremdartige Leben und Treiben im älterlichen Hause mußte dem Knaben wieder eine Menge neuer Begriffe und Anschauungen zuführen. Aber auch die bedeutende Persönlichkeit des Grafen Thorane wirkte um so stärker auf ihn ein, da sich die Dauer seiner Anwesenheit durch ein paar Jahre, etwa bis in die erste Hälfte des J. 1761 hinauszog. Goethe schildert ihn als einen langen, hagern, ernsten Mann, das Gesicht durch die Blattern entstellt, mit schwarzen, feurigen Augen, würdevoll und zusammengenommen in seinem Betragen, durchaus uneigennützig, in seinem Amte pünktlich und streng, und von gewissenhafter Gerechtigkeitsliebe. Seine richterlichen Entscheidungen hatten einen besondern Reiz durch eine pikante, geistreiche oder launige Wendung, womit er sie zu begleiten pflegte. Bisweilen zog er sich auf Stunden, ja auf Tage in sein Zimmer zurück und sah Niemanden als seinen Kammerdiener Saint Jean. Er war dann von einer Art Unmuth oder Hypochondrie geplagt, und aus Andeutungen des Kammerdieners konnte man schließen, daß er früher in solcher Stimmung Unglück angerichtet habe und daher jetzt, in seiner wichtigen Stelle, auf seiner Hut sei. Er ließ gleich in den ersten Tagen die Frankfurter Maler zu sich berufen

und kaufte ihnen Manches ab. Da er aber auch Willens war, sie, und besonders Seekatz aus Darmstadt, für eine ganze Zeit in Arbeit zu setzen, so wurde dazu Wolfgang's helles Arbeitszimmer in der Mansarde eingeräumt und sofort in ein Cabinet und Atelier verwandelt. Der Knabe kannte diese Männer von früh an, war daher, weil ihn auch der Graf gern um sich leiden mochte, bei den Bestellungen, Berathungen und Ablieferungen zugegen, und sprach seine Meinung frisch mit darein. Wahrlich, dieser tägliche und stündliche Verkehr mit Künstlern, dieses Miterfinden, dieses Entstehensehen, und die lebendige Theilnahme an der Beurtheilung der Kunstwerke waren eine treffliche Schule für den künftigen Kunstkenner. Seine Neugier, die nichts ungesehen ließ, bereitete ihm aber auch ein Mal eine kleine Beschämung. Er fand hinter dem Ofen ein schwarzes Kästchen und sah darin, als er den Schieber wegzog, ein Gemälde enthalten, wie man es den Blicken nicht auszustellen pflegt. So eilig er nun auch es wieder zuzuschieben suchte, so ertappte ihn doch der Graf darüber und dictirte ihm mit seiner Königslieutenants-Miene die Strafe, daß er in acht Tagen das Zimmer nicht mehr betreten dürfe. Wolfgang entfernte sich mit einer Verbeugung und befolgte aus einer kleinen Tücke das Verbot, zum großen Verdrusse des guten Seekatz, so pünktlich, daß er diesem den Kaffee, statt in's Zimmer, nur bis auf die Schwelle brachte und ihn so jedesmal zum Aufstehen von der Arbeit nöthigte. Indeß wurde durch jenen Vorfall das gute Verhältniß weder zu dem Künstler, noch zum Grafen dauernd gestört.

Während aber der Graf durch sein rücksichtsvolles und würdiges Benehmen, seine Selbstbeherrschung, Freigebigkeit, seine heiteren salomonischen Richtersprüche, immer mehr die Achtung und Zuneigung des Knaben gewann, war dessen Verehrung für den Vater keineswegs im Zunehmen begriffen. Dieser verstockte sich täglich mehr in seiner Mißstimmung über Alles, was um ihn vorging, und that nicht das Geringste, um sich dem Grafen zu nähern. Die kluge Mutter bediente sich bei diesem peinlichen Verhältnisse eines gegenüber wohnenden Hausfreundes und Gevatters, der geläufig Französisch sprach, als Dolmetscher, und wußte durch ihn den Gemüthszustand ihres Gatten dem Grafen mit dem besten Erfolge vorzustellen und zu beschönigen. Auch entschloß sie sich, selbst Französisch zu lernen, und

ließ sich vor Allem durch den Gevatter die zur Unterhaltung mit dem Grafen nöthigen Wendungen einüben. Unterdeß wuchs des Vaters üble Laune so sehr, daß auch seine Thätigkeit gelähmt wurde, und sein Eifer in der Erziehung und dem Unterrichte der Kinder nachließ. Die freie Zeit, welche diesen hierdurch erwuchs, benutzten sie, um ihre Neugierde an militairischen und anderen Dingen zu befriedigen, und zwar nicht bloß im Hause, sondern auch im Freien, wohin sie um so leichter hinausschlüpfen konnten, als die von Schildwachen besetzte Thüre Tag und Nacht unverschlossen blieb.

Bei diesem Umherstreifen in und außer dem Hause machte der Knabe von selbst in einem Lehrzweige größere Fortschritte, als der regelmäßigste Unterricht erzielt haben würde, nämlich im Verständniß und mündlichen Gebrauch des Französischen. Es mag zwar nicht ganz richtig sein, wenn Goethe in Wahrheit und Dichtung sagt, daß er bis dahin das Französische nicht gelernt habe; wenigstens finden wir in dem oft genannten Exercitienhefte eine kleine polyglottische Uebung, worin auch das Französische angewandt ist*). Aber weit gefördert war er damals noch auf keinen Fall in dieser Sprache. Jetzt aber horchte er vom Grafen, von Bedienten, Soldaten, Schildwachen, Besuchenden in kurzer Zeit so viel heraus, daß er sich wenigstens mit einzelnen Wendungen in's Gespräch mischen konnte. Hierbei kam ihm nicht bloß dasjenige, was er vom Lateinischen und Italienischen wußte, sondern auch seine rasche Combinationsgabe und das angeborene Talent zu Statten, leicht „den Schall und Klang einer Sprache, ihre Bewegung, ihren Accent," überhaupt ihre äußeren Eigenthümlichkeiten zu erfassen. Aeußerst förderlich war ihm in dieser Beziehung der tägliche Besuch des französischen Theaters, wozu ihm sein Großvater ein Freibillet gegeben hatte. Anfangs verstand er sehr wenig von dem, was die Schauspieler sagten, am wenigsten von den rasch gesprochenen Komödien; aber die Begierde,

*) Es ist der Spruch Hosea V, V. 1, und das Französische lautet: „Venez, et retournerons a l'Eternel, car c'est lui qui nous a dechiré: il nous guerira, il a frappé mais il nous bandera les plaiex." Gerade die orthographische und sonstige Fehlerhaftigkeit dieser Stelle deutet darauf hin, daß wir hier eine eigene Uebung des Knaben, und nicht etwas bloß Abgeschriebenes vor uns haben.

sich des Inhaltes der Stücke zu bemächtigen, schärfte seine Auffassungsgabe, und bald begannen hier und da lichte Stellen in den Reden der Schauspieler zu erscheinen. Jetzt nahm er zu Hause den Racine aus seines Vaters Bibliothek, und memorirte und declamirte große Stellen, ohne sie noch ganz im Zusammenhange zu verstehen, mit dem Pathos der französischen Bühne, so wie er in früherer Zeit unverständliche Bibelstellen auswendig gelernt und im Predigerton recitirt hatte. Dazu kam noch das Bekanntwerden mit einem zum Theater gehörigen muntern Knaben — Goethe nennt ihn Derones —, einem allerliebsten kleinen Schwätzer und Aufschneider, durch dessen Umgang er in vier Wochen so außerordentliche Fortschritte im Französischen machte, daß Alles sich wunderte, wie Wolfgang so plötzlich, gleichsam durch Eingebung, zur fremden Sprache gelangt war.

Der häufige Besuch des Schauspiels war aber nicht bloß rücksichtlich des Französischen für ihn von Bedeutung; auch jene durch das Puppenspiel der Großmutter angeregte Liebe zum Theatralischen wurde dadurch genährt und gesteigert. Halb fügte es der Zufall, halb ging es aus der Natur des Knaben hervor, daß sein Interesse an der Bühne sich gleich vorneherein anders gestaltete, als bei anderen Kindern. Schon bei dem Puppenspiele war sein Antheil nicht etwa nur passiver Art gewesen; er hatte sich nicht bloß als Zuschauer ergötzt, sondern auch Erfindungs- und Darstellungsgabe geübt. Jetzt, in dem französischen Theater, war es wieder nicht vorherrschend das stoffartige Interesse, was ihn anzog. Je weniger er Anfangs vom Inhalte ergriff, desto mehr achtete er auf Geberdenspiel, Bewegung und Klang der Rede und allerlei Aeußeres, worauf sonst ein Knabe nur geringe Aufmerksamkeit wendet. Und als nun bei wachsender Sprachkenntniß sich ihm allmählig der Gegenstand der Stücke partheienweise zu verdeutlichen begann, wurde seine Erfindungsgabe zur Ausfüllung der Lücken in Anspruch genommen. Es läßt sich denken, wie bei der Darstellung von Stücken, wie der Devin du Village, Rose et Colas, Annette et Lubin, der Anblick der bebänderten Burschen und Mädchen seine Phantasie in lebhaftes Spiel versetzte, auch wo er den Worten noch nicht zu folgen vermochte. Besonders häufig kamen die Stücke von Destouches, Marivaux und la Chaussée

an die Reihe, und er erinnerte sich aus ihnen noch im späten Alter mancher charakteristischen Figuren, so wie er auch aus den Philosophen von Palissot die Figur des Weltweisen, der auf allen Vieren geht und in ein rohes Salathaupt beißt, noch ganz deutlich im Gedächtnisse hatte. Den größten Eindruck machte aber auf ihn die Hypermnestra von Lemierre, die als ein neues Stück wiederholt und sorgfältig aufgeführt wurde.

Der junge Derones machte ihn bald auch mit seiner Schwester bekannt, einem sehr angenehmen, hübschen Mädchen, die ein paar Jahre älter war, als die beiden Knaben. Wolfgang wandte ihr seine erste Neigung zu, und suchte ihr auf jede Art sich gefällig zu erweisen. Er ging niemals zu ihr, ohne ihr eine Blume, eine Frucht oder sonst etwas zu überreichen. Sie nahm es mit höflichem Danke an, behielt aber immer etwas Stilles und Trauriges in Blick und Betragen, und zeigte ihm keine Spur von besonderer Aufmerksamkeit. Die Art, wie er sich dieses Benehmen enträthselt zu haben glaubte, erinnert an die Anfangsstrophe eines Gedichtes aus dem Leipziger Liederbüchlein („Kinderverstand"):

In großen Städten lernen früh
Die jüngsten Knaben was;
Denn manche Bücher lesen sie
Und hören dieß und das
Vom Lieben und vom Küssen,
Sie brauchten's nicht zu wissen;
Und mancher ist im zwölften Jahr
Fast klüger als sein Vater war,
Da er die Mutter nahm.

Der junge Franzose zeigte ihm hinter dem elegant aufgeputzten Bette seiner Mutter das Porträt eines schönen Mannes mit dem Bemerken, das sei eigentlich nicht der Papa, aber eben so gut wie der Papa, woraus dann Wolfgang, mit Berücksichtigung des traurigen Aussehens seiner Schönen, herauszufinden glaubte, daß die Tochter wohl dem Vater, der Knabe aber und ein jüngerer Bruder dem Hausfreunde angehören möchten. Durch Derones, den der Biograph übrigens, seine Aufschneidereien abgerechnet, einen Knaben von guten Sitten nennt, wurde er auch mit dem freien Leben der Schauspieler näher bekannt. Er ward durch ihn schon in den ersten Tagen ihrer

Bekanntschaft in die Foyers derselben geführt, wo beide Geschlechter in den Zwischenzeiten der Schauspiele verweilten und ohne Scheu vor einander und vor den Kindern sich an- und auskleideten.

Das Verhältniß zu dem kleinen französischen Windbeutel verwickelte unsern Wolfgang schon in seinem zehnten Jahre in einen — Zweikampf. Derones behauptete plötzlich bei einem Spiele von ihm beleidigt worden zu sein, und verlangte Satisfaction. Die beiden Gegner verfügten sich hinter eine Scheune, um ihre Sache auszufechten. Da stand denn unser junger Held, ungefähr wie in jenem Knabenmärchen costümirt, mit Schnallenschuhen, gepudert und frisirt, seinen kleinen Degen in der Hand, dem Feinde gegenüber in Positur. Bei dem Zweikampfe ging es etwas theatralisch zu, die Klingen klirrten und die Stöße fuhren nebenaus. Als im Feuer der Action Derones' Degenspitze die Bandschleife an Wolfgangs Degenbügel durchbohrte, versicherte der Franzose, vollkommene Satisfaction zu haben, umarmte seinen Gegner mit Pathos und begab sich dann mit ihm in's nächste Kaffeehaus, um bei einem Glase Mandelmilch die alte Freundschaft zu befestigen.

In dieser neuen Lebensweise waren unserm Wolfgang die ersten Monate des Jahres 1759 unter allerlei wechselnden Zerstreuungen, Paraden, Truppendurchmärschen, Theater, Bällen und dergleichen, vergnüglich und lustig genug verflossen. Da begann bei der Annäherung des Frühlinges sich Furcht und Besorgniß in der Stadt zu verbreiten. Es ging das Gerücht, die Verbündeten seien im Anmarsche und der Herzog von Braunschweig komme, die Franzosen vom Maine zu vertreiben. Stärkere Abtheilungen von Truppen zogen durch die Stadt, die, wie man erfuhr, bei Bergen sich sammelten; das Kommen und Gehen, das Reiten und Laufen vermehrte sich, Goethe's älterliches Haus war Tag und Nacht in Aufruhr. Indem dieß die Angst vieler friedliebenden, für Hab und Gut und das Leben der Ihrigen besorgten Bürger erhöhte, sahen die preußisch Gesinnten in Frankfurt, und vor Allen Goethe's Vater, der Ankunft der Alliirten mit Sehnsucht entgegen. Wolfgang theilte nicht die Gefühle und Wünsche des Vaters; seine Begeisterung für den großen Fritz schien vergessen zu sein; das Leben und Treiben in der Stadt seit der Besitznahme durch die Franzosen hatte ihm zu wohl gefallen. Unterdeß kam, nach einer

unruhigen Charwoche, der Charfreitag heran. Eine große Stille verkündete den nahen Sturm. Goethe und seine Schwestern durften nicht aus dem Hause; der Vater hatte keine Ruhe und wagte sich aus der Stadt, den gehofften Siegern entgegen. Die Schlacht begann. Wolfgang stieg auf den obersten Boden, wo er zwar nicht die Gegend übersehen, aber den Kanonendonner und das Massenfeuer des Kleingewehrs recht gut vernehmen konnte. Nach einigen Stunden kam eine Reihe Wagen mit Verwundeten, die in das zum Lazareth umgewandelte Liebfrauen-Kloster gebracht wurden. Gefangene und blessirte Deutsche befanden sich unter dem Zuge, ein Anzeichen, daß die Schlacht für die Alliirten unglücklich gewesen. Goethe's Vater, der unterdessen zurückgekehrt war, verlor bei ihrem Anblicke ganz seine gewöhnliche Fassung. Außer sich vor Schmerz und Unmuth, wollte er die Gaben, die er, wie andere Bürger, den vorbeifahrenden Verwundeten reichen ließ, nur an die Deutschen vertheilt haben. Die Kinder dagegen sprangen dem heimkehrenden Königslieutenant entgegen, küßten seine Hände und bezeugten ihm ihre Freude, wofür er ihnen Zuckerwerk, süßen Wein und Anderes reichen ließ.

Dem furcht- und spannungsvollen Tage sollte im Goethe'schen Hause ein gleich angstvoller Abend folgen. Der Vater, zum Nachtessen gerufen, ging am Zimmer des Grafen vorüber, als dieser gerade heraustrat, um die große draußen harrende Menge von Bittenden, Fordernden und Dringenden kürzer abzufertigen. Heiter trat der Graf dem Hausherrn entgegen, begrüßte ihn und sagte: „Sie werden uns und Ihnen Glück wünschen, daß diese gefährliche Sache so glücklich abgelaufen." — „Keinesweges!" versetzte dieser mit Ingrimm, „ich wollte, sie hätten euch zum Teufel gejagt, und wenn ich hätte mitfahren sollen!" Der Graf hielt einen Augenblick inne; dann aber brach er mit Wuth in drohende Worte aus und gab sogleich den Befehl, Goethe's Vater auf die Wache zu führen. Seine Untergebenen widersprachen zwar in solchen Fällen nie; doch zauderten sie wohl einmal mit der Ausführung, worum sie jetzt vom Dolmetscher und der Hausfrau auf's Dringendste gebeten wurden. Den kurzen Aufschub benutzte der Dolmetscher, um den Grafen in seinem Cabinete aufzusuchen und durch eine kluge Unterredung seinen Zorn zu be-

schwichtigen*). Wolfgang erfuhr erst nach einer ruhig durchschlafenen Nacht, welch' ein Ungewitter gestern Abend nahe über ihren Häuptern vorübergezogen war.

Die Jugend lebt ganz der Gegenwart, und so hatte sich auch Wolfgang diese bedrängte Zeit schnell aus dem Sinne geschlagen, sobald wieder Ruhe und Sicherheit zurückgekehrt waren. Seine Leidenschaft für das französische Theater wuchs fortwährend, und er versäumte keine Vorstellung, obwohl er darüber bei'm Abendessen stets Vorwürfe vom Vater hören mußte. Was er auch für Argumente für die Nützlichkeit des Schauspieles vorbringen mochte, keine Gründe wollten beim Vater greifen, bis dieser bemerkte, wie unglaublich schnell der Knabe in der französischen Sprache fortschritt. Noch mehr aber söhnte er sich mit diesem Theaterbesuche aus, als Wolfgang ihm ein sauberes Manuscript eines selbstverfaßten französischen Dramas überreichte. Es waren damals einige halb mythologische, halb allegorische Stücke im Geschmacke des Piron gegeben worden. Diese Vorstellungen hatten den Knaben lebhaft angezogen; und da ihm die Elemente, woraus sie gebaut waren, von den Ovid'schen Metamorphosen und Pomey's mythischem Pantheon her noch häufig im Kopfe summten, so hatte sich bald ein ähnliches Stückchen in seiner Phantasie zusammengestellt, wovon er aber später nur so viel zu sagen wußte, daß die Scene ländlich war, daß es darin aber weder an Königstöchtern, noch Prinzen, noch Göttern fehlte. Besonders schwebte der Mercur mit seinen goldenen Flügelchen noch so deutlich seinem Geiste vor, daß er ihn leibhaftig gesehen zu haben meinte. So sollte also der Dichter, welcher der Stolz der deutschen Bühne im ernsten und würdigen Drama geworden ist, mit einem leichtfertigen, halb parodistischen französischen

*) Goethe hat die Unterredung aufgezeichnet und die Bemerkung vorangeschickt, der Gevatter habe dieß Gespräch, worauf er sich nicht wenig zu Gute gethan, oft genug wiederholt, so daß er es noch wohl aus dem Gedächtnisse aufschreiben könne. Ich denke mir, daß dieß nur eine geschickte Wendung ist, um die Wahrscheinlichkeit zu retten, und daß man die Goethe'sche Darstellung des Gespräches ungefähr so anzusehen hat, wie die Reden, welche die Historiker der Alten den Feldherren und anderen bedeutenden Männern in den Mund legen.

Stücke debutiren. Denn jene frühe Nachahmung des Terenz abgerechnet, die sich wohl auf ein paar fragmentarische Versuche beschränkte, war dieß, so viel wir wissen, seine dramatische Erstlingsarbeit. Merkwürdig muß uns die Wahl des Gegenstandes sein; sie deutet, wie so manches Andere, wovon wir schon gesprochen, auf Frühreife von einer Art hin, wie sie nicht besonders wünschenswerth ist. Daß ein Knabe seines Alters schon den Kopf voll hat von einem verkappten, verliebten Jupiter, einer „galanten Danae, oder wie sonst eine von Göttern besuchte Schöne heißen mochte," kann unmöglich für etwas Erfreuliches angesehen werden; und es ist zu verwundern, wie der Vater über der Freude an den sprachlichen Fortschritten des Knaben dergleichen übersehen konnte.

Freund Derones, dem er ebenfalls eine Abschrift seines Products vorlegte, nahm es mit Gönnermiene auf und stellte Anfangs sogar die Möglichkeit einer Aufführung auf dem Theater in Aussicht. Als er aber mit dem Verfasser näher in die Betrachtung des Stückes einging, kehrte er, mit der willkürlichsten Kritik, durch Streichen, Zusetzen, Verändern allmählig das Ganze um und um, „so daß kein Stein auf dem andern blieb." Goethe erzählt, er habe ihn, wenn auch mit schwerem Herzen, aus Achtung vor den dramaturgischen Einsichten, die er ihm zutraute, gewähren lassen; denn er habe von ihm schon früh die ganze dramaturgische Litanei von den drei Einheiten des Aristoteles, von der Regelmäßigkeit der französischen Bühne, von der Wahrscheinlichkeit, der Harmonie der Verse u. s. w. anhören müssen. Man kann sich dabei nicht eines kleinen Bedenkens erwehren, daß auch der junge Franzose, bei einer ohne Zweifel mangelhaften Erziehung, in so frühem Alter schon sich in einem solchen Ideenkreise bewegt habe. Wie dem auch sei, das Mißlingen des ersten dramatischen Versuches brachte unsern Dichter auf den Gedanken, jene Theorieen und Gesetze unmittelbar aus den Quellen zu schöpfen. Er studirte Corneille's Abhandlung über die drei Einheiten, machte sich mit den Händeln über den Cid bekannt und las die Vorreden, worin Corneille und Racine sich gegen Kritiker und Publicum vertheidigen. Hier sah er nun wohl, wie man es haben wollte, aber keineswegs, warum man es so verlangte; und zugleich glaubte er zu finden, daß die Dichter, welche vortreffliche

Sachen hervorbrachten, sobald sie darüber zu reden anfingen, und sich rechtfertigen, entschuldigen, beschönigen wollten, doch nicht immer den rechten Fleck träfen. Daher wandte er sich voll Unmuth von dieser theoretischen Saalbaderei wieder zum lebendig Vorhandenen, besuchte noch eifriger das Theater, und las Corneille zum großen Theile und Moliere und Racine ganz. Letzterer war sein Abgott geworden, seit er ihn durch den Schöff von Oleschlager näher hatte kennen lernen. Dieser hatte nämlich den Britannicus durch Kinder aufführen lassen, und dabei war unserm Wolfgang die Rolle des Nero zugetheilt worden.

Solche Beschäftigungen nahmen indeß den Knaben nicht ausschließlich in Anspruch; sein Interesse für die Malerei wurde daneben fortwährend rege erhalten. Die Oelbilder, welche der Graf früher den Frankfurter Künstlern in Bestellung gegeben, waren für den Wohnsitz seines ältern Bruders zu Grasse bestimmt und sollten nicht in Rahmen eingefaßt, sondern dort als Tapetentheile auf die Wand befestigt werden, weßhalb er sich die sämmtlichen Maße der Zimmer und Cabinette hatte kommen lassen. Diese Gemälde waren unterdessen großentheils fertig geworden und abgeliefert. Indem nun der Graf dieselben in Wolfgang's Mansardenzimmer, Bane für Bane, auseinanderrollen und annageln ließ, sich an den gelungenen Stellen erfreute, aber auch Anderes nicht ganz nach Wunsch ausgeführt fand: kam er auf den Gedanken, ob man nicht die verschiedenen Talente der einzelnen Künstler auf denselben Bildern vereinigen könne. So wurden denn z. B. in einer fertigen Landschaft vom Thiermaler noch schöne Heerden und vom Menschenmaler die Hirten und einige Wanderer angebracht, wodurch endlich das Ganze überfüllt ward und die weiteste Landschaft zu enge schien. Diese Operation machte die sämmtlichen Maler verdrießlich, indem Jeder seine Arbeit durch die der Anderen verdorben glaubte. Für Wolfgang aber, in dessen Beisein meist dergleichen Veränderungen vorgenommen wurden, mußte auch das Mißlingen belehrend werden, und sein Interesse an der Arbeit wurde dadurch unterhalten und erhöht, daß man, beim Aussuchen der anzubringenden Thier- und Menschengruppen aus den Studien der Maler, ihn zu Rathe zog und manchmal seinen Vorschlägen, aus Ueberzeugung oder Geneigtheit, willfahrte.

Endlich waren die Gemälde zur Zufriedenheit des Grafen vollendet, in Kisten und Kasten eingepackt und nach dem Orte ihrer Bestimmung abgeschickt. Jetzt aber regte sich in Goethe's Vater der Wunsch noch stärker, auch den Grafen aus dem Hause zu entfernen; und er brachte es durch wiederholte Vorstellungen dahin, daß die Quartierherren den Beschluß faßten, es solle der Königslieutenant umlogirt werden und das Goethe'sche Haus, in Betracht der seit einigen Jahren getragenen Last, künftig mit Einquartierung verschont bleiben. Der Graf, der nach der Trennung von seinen geliebten Gemälden kein besonderes Interesse mehr am Hause fand, ließ sich die Umquartierung gefallen und schied in gutem Frieden von der Goethe'schen Familie.

Sechstes Capitel.

Wiederaufnahme des Unterrichts. Zeichnen. Musik. Beschäftigungen in Freistunden mit naturwissenschaftlichen Dingen, Seidenwürmerzucht, Judendeutsch. Unterricht im Englischen. Roman in sieben Sprachen. Hebräischer Unterricht. Rector Albrecht. Interesse am Inhalte des alten Testaments. Joseph, ein prosaisch-episches Gedicht. Kleinere Poesieen. Höllenfahrt Jesu Christi. Elemente der Jurisprudenz. Reit- und Fechtunterricht. Fortgesetzter Umgang mit älteren Männern: Oleschlager, Reineck, Hüsgen. Verkehr mit Handwerkern und Künstlern. Wanderungen in und außer der Stadt.

Nach dem Auszuge des Grafen Thorane war eine Stille, ein Friede in Goethe's Aelternhaus zurückgekehrt, wie man dort lange Zeit nicht mehr genossen hatte. Der Vater begann sich aufzuheitern; Wolfgang bewohnte wieder sein Mansardenzimmer und verscheuchte die Gespenster der vielen Gemälde, die ihm zuweilen vorschwebten, durch Arbeiten und Studien. Der Unterricht wurde wieder regelmäßiger und durch neue Lehrgegenstände erweitert.

Der Legationsrath Moritz, ein Bruder des Canzleidirectors

Sachen hervorbrachten, sobald sie darüber zu reden anfingen, und sich rechtfertigen, entschuldigen, beschönigen wollten, doch nicht immer den rechten Fleck träfen. Daher wandte er sich voll Unmuth von dieser theoretischen Saalbaderei wieder zum lebendig Vorhandenen, besuchte noch eifriger das Theater, und las Corneille zum großen Theile und Moliere und Racine ganz. Letzterer war sein Abgott geworden, seit er ihn durch den Schöff von Oleschlager näher hatte kennen lernen. Dieser hatte nämlich den Britannicus durch Kinder aufführen lassen, und dabei war unserm Wolfgang die Rolle des Nero zugetheilt worden.

Solche Beschäftigungen nahmen indeß den Knaben nicht ausschließlich in Anspruch; sein Interesse für die Malerei wurde daneben fortwährend rege erhalten. Die Oelbilder, welche der Graf früher den Frankfurter Künstlern in Bestellung gegeben, waren für den Wohnsitz seines ältern Bruders zu Grasse bestimmt und sollten nicht in Rahmen eingefaßt, sondern dort als Tapetentheile auf die Wand befestigt werden, weßhalb er sich die sämmtlichen Maße der Zimmer und Cabinette hatte kommen lassen. Diese Gemälde waren unterdessen großentheils fertig geworden und abgeliefert. Indem nun der Graf dieselben in Wolfgang's Mansardenzimmer, Bane für Bane, auseinanderrollen und annageln ließ, sich an den gelungenen Stellen erfreute, aber auch Anderes nicht ganz nach Wunsch ausgeführt fand: kam er auf den Gedanken, ob man nicht die verschiedenen Talente der einzelnen Künstler auf denselben Bildern vereinigen könne. So wurden denn z. B. in einer fertigen Landschaft vom Thiermaler noch schöne Heerden und vom Menschenmaler die Hirten und einige Wanderer angebracht, wodurch endlich das Ganze überfüllt ward und die weiteste Landschaft zu enge schien. Diese Operation machte die sämmtlichen Maler verdrießlich, indem Jeder seine Arbeit durch die der Anderen verdorben glaubte. Für Wolfgang aber, in dessen Beisein meist dergleichen Veränderungen vorgenommen wurden, mußte auch das Mißlingen belehrend werden, und sein Interesse an der Arbeit wurde dadurch unterhalten und erhöht, daß man, beim Aussuchen der anzubringenden Thier- und Menschengruppen aus den Studien der Maler, ihn zu Rathe zog und manchmal seinen Vorschlägen, aus Ueberzeugung oder Geneigtheit, willfahrte.

Endlich waren die Gemälde zur Zufriedenheit des Grafen vollendet, in Kisten und Kasten eingepackt und nach dem Orte ihrer Bestimmung abgeschickt. Jetzt aber regte sich in Goethe's Vater der Wunsch noch stärker, auch den Grafen aus dem Hause zu entfernen; und er brachte es durch wiederholte Vorstellungen dahin, daß die Quartierherren den Beschluß faßten, es solle der Königslieutenant umlogirt werden und das Goethe'sche Haus, in Betracht der seit einigen Jahren getragenen Last, künftig mit Einquartierung verschont bleiben. Der Graf, der nach der Trennung von seinen geliebten Gemälden kein besonderes Interesse mehr am Hause fand, ließ sich die Umquartierung gefallen und schied in gutem Frieden von der Goethe'schen Familie.

Sechstes Capitel.

Wiederaufnahme des Unterrichts. Zeichnen. Musik. Beschäftigungen in Freistunden mit naturwissenschaftlichen Dingen, Seidenwürmerzucht, Judendeutsch. Unterricht im Englischen. Roman in sieben Sprachen. Hebräischer Unterricht. Rector Albrecht. Interesse am Inhalte des alten Testaments. Joseph, ein prosaisch-episches Gedicht. Kleinere Poesieen. Höllenfahrt Jesu Christi. Elemente der Jurisprudenz. Reit- und Fechtunterricht. Fortgesetzter Umgang mit älteren Männern: Oleschlager, Reineck, Hüsgen. Verkehr mit Handwerkern und Künstlern. Wanderungen in und außer der Stadt.

Nach dem Auszuge des Grafen Thorane war eine Stille, ein Friede in Goethe's Aelternhaus zurückgekehrt, wie man dort lange Zeit nicht mehr genossen hatte. Der Vater begann sich aufzuheitern; Wolfgang bewohnte wieder sein Mansardenzimmer und verscheuchte die Gespenster der vielen Gemälde, die ihm zuweilen vorschwebten, durch Arbeiten und Studien. Der Unterricht wurde wieder regelmäßiger und durch neue Lehrgegenstände erweitert.

Der Legationsrath Moritz, ein Bruder des Canzleidirectors

Moritz, welcher nach der Entfernung der Einquartierung den ersten Stock des Hauses gemiethet hatte, kam häufig mit Goethe's Vater in Geschäftssachen zusammen. Da er, wie dieser, lehrhafter Natur war, so machte er sich gern mit Wolfgang zu schaffen, und suchte, als ein Liebhaber der Mathematik, den Knaben in diesem Lehrzweige zu fördern. Dadurch wurde Wolfgang in den Stand gesetzt, seine architektonischen Risse genauer auszuarbeiten, und den Unterricht eines Zeichenmeisters, der jetzt auch die Kinder täglich eine Stunde beschäftigte, besser zu benutzen. Der Vater, der nie gezeichnet hatte, nahm Theil an dem Unterrichte, und gab den Kindern durch Eifer und Ausdauer das löblichste Beispiel. Nichts desto weniger machten diese nur geringe Fortschritte, da der Zeichenlehrer ein „Halbkünstler", war, und ohne die rechte Folge und Methode verfuhr. Schwerlich haben wir dieß als ein Unglück für Goethe zu betrachten. Bei günstigerm Erfolge würde er dem falschen Triebe, der ihn zur Ausübung der bildenden Kunst so stark und so dauernd hinzog, noch mehr nachgegeben und der Poesie, die sein eigentlicher Beruf war, noch manche schöne Stunde entzogen haben. Goethe erkannte es in späteren Jahren sehr klar, daß seine praktische Tendenz zur bildenden Kunst eine falsche war. „Ich hatte keine Naturanlage dazu," gestand er gegen Eckermann, „und konnte sich also dergleichen nicht aus mir entwickeln. Eine gewisse Zärtlichkeit gegen die landschaftlichen Umgebungen war mir eigen und daher meine ersten Anfänge eigentlich hoffnungsvoll. Die Reise nach Italien zerstörte dieses praktische Behagen; eine weite Aussicht trat an die Stelle, aber die liebevolle Fähigkeit ging verloren, und da sich ein künstlerisches Talent weder technisch noch ästhetisch entwickeln konnte, so zerfloß mein Bestreben zu nichts." Und an einer andern Stelle der Gespräche mit Eckermann heißt es: „Wenn ich etwas zeichnete, so fehlte es mir an genugsamem Triebe für das Körperliche; ich hatte eine gewisse Furcht, die Gegenstände auf mich eindringend zu machen; vielmehr war das Schwächere, das Mäßige nach meinem Sinne. Machte ich eine Landschaft, und kam ich aus den schwachen Fernen durch die Mittelgründe heran, so fürchtete ich immer dem Vordergrunde die gehörige Kraft zu geben, und so that denn mein Bild nie die rechte Wirkung. Auch machte ich keine Fortschritte,

ohne mich zu üben *), und ich mußte immer wieder von vorn anfangen, wenn ich eine Zeitlang ausgesetzt hatte. Ganz ohne Talent war ich jedoch nicht, besonders zu Landschaften, und Hackert sagte sehr oft: „Wenn Sie achtzehn Monate bei mir bleiben wollen, so sollen Sie etwas machen, woran Sie und Andere Freude haben." Es dauerte aber eine geraume Zeit, ehe Goethe zu dieser Einsicht gelangte, und das Zeichnen, Malen und Kupferstechen hat nicht bloß Stunden, sondern Tage und Monate seiner Poesie geraubt. Indeß dürfen wir nicht verkennen, daß aus diesen Uebungen auch ein Gewinn für seine Dichtkunst erwuchs. „Die Gegenständlichkeit meiner Poesie," sagte er zu Eckermann, „bin ich denn doch jener großen Aufmerksamkeit und Uebung des Auges schuldig geworden, so wie ich auch die daraus gewonnene Kenntniß hoch anzuschlagen habe."

Gleichzeitig mit dem Zeichnen begann auch der Musikunterricht, und zwar mußte Wolfgang, wie seine Schwester, das Clavier lernen. Zu keinem Unterrichtsgegenstande wurde er weniger durch einen inwohnenden Trieb hingezogen, als zur Musik. Er scheint auch das Cavierspielen nicht lange fortgesetzt zu haben, und betrieb es um so weniger mit Eifer, als auch der Vater ihn lange nicht mit dem Ernste dazu anhielt, wie zum Zeichnen. Goethe hat in früheren, wie in späteren Jahren von den Schranken seiner Naturanlagen in Beziehung auf Musik ein sehr helles Bewußtsein gehabt, und that sich auf diese deutliche Einsicht etwas zu Gute. Als Eckermann ihm seine Verwunderung äußerte über die ungeheure Fülle und Mannichfaltigkeit von Gegenständen, welche auf der Reise im Jahre 1797 seinen Geist beschäftigt hatten, antwortete er: „Aber Sie finden kein Wort über Musik, und zwar deßwegen nicht, weil das nicht in meinem Kreise lag. Jeder muß wissen, worauf er bei einer Reise zu sehen hat und was seine Sache ist." Wie eifrig er sonst bemüht war, die Grenzen seines Wesens in allen Richtungen

*) Anderswo bezeichnet Goethe es als ein Merkmal des ächten Talents, daß es „auch in den Zwischenpausen der Uebung fortschreitet und im Innern wächst."

zu erweitern, nach dieser Seite hin scheint er wenigstens keinen ernstlichen Versuch gemacht zu haben. Weder für Gesang noch für Instrumentalmusik gewahrte er ein entschiedenes Talent in sich, so daß unser größter Dichter nur uneigentlich ein Sänger heißen darf, unser größter Lyriker die Saiten keines Instrumentes mit Fertigkeit zu behandeln wußte *). Der Mangel dieser Anlagen könnte auffallend scheinen bei seinem zarten Gefühle für sprachlichen Wohlklang und seinem feinen Tact für schöne und ausdrucksvolle rhythmische Bewegung; allein von der Musik der Sprache und dem Wohlklange der Verse ist noch eine große Kluft zur Melodie und Harmonie der eigentlichen Tonkunst. Indeß dachte er keineswegs geringe von dieser Kunst; vielmehr erschien sie ihm vor allen dämonischer, göttlicher Natur. „Sie steht so hoch," sagte er zu Eckermann, „daß kein Verstand ihr beikommen kann, und es geht von ihr eine Wirkung aus, die Alles beherrscht." Besonders war er von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die lyrische Poesie nur im innigsten Bunde mit der Musik ihre volle Gewalt auf das menschliche Herz ausübe. „Nur nicht lesen! immer singen!" ruft er in dem Liede „An Lina" aus:

Ach wie traurig sieht in Lettern,
Schwarz auf weiß, das Lied mich an,
Das aus Deinem Mund vergöttern,
Das ein Herz zerreißen kann!

Und welchen Werth er der Musik für die Bildung der Jugend beilegte, das zeigt die Rolle, die ihr in den Wanderjahren unter den Erziehungselementen jenes pädagogischen Utopiens eingeräumt ist. „Bei uns ist der Gesang die erste Stufe der Ausbildung," berichtet dort der Aufseher; „alles Andere schließt sich daran und wird dadurch vermittelt. Der einfachste Genuß, so wie die einfachste Lehre werden bei uns durch Gesang belebt und eingeprägt; ja selbst

*) Doch sang er später in Leipzig mit seinem Käthchen die Lieder von Zachariä, übte sich in Straßburg und bald nachher in Frankfurt eine Zeitlang auf dem Violoncell und begleitete Maximiliane La Roche's Klavierspiel mit dem Baß.

was wir überliefern von Glaubens- und Sittenbekenntniß, wird auf dem Wege des Gesanges mitgetheilt .... Von allem Denkbaren haben wir die Musik zum Elemente unserer Erziehung gewählt, denn von ihr laufen gleichgebahnte Wege nach allen Seiten." Goethe'n fehlte es an productiven und praktischen Anlagen zur Musik, aber durchaus nicht an tiefer und inniger Empfänglichkeit für ihre Wirkung. Wir heben aus vielen Belegen nur eine Stelle eines Briefes an Zelter heraus, die er als ein Greis von vierundsiebenzig Jahren schrieb: „Nun aber doch das Wunderbarste!" meldet er aus Eger am 24. Aug. 1823, „die ungeheure Gewalt der Musik auf mich in diesen Tagen! Die Stimme der Milder, das Klangreiche der Szymanowska, ja sogar die öffentlichen Exhibitionen des hiesigen Jägercorps falten mich aus einander, wie man eine geballte Faust freundlich flach läßt. Zu einiger Erklärung sag' ich mir: Du hast seit zwei Jahren und länger gar keine Musik gehört (außer Hummeln zwei Mal), und so hat sich dieses Organ, insofern es in Dir ist, zugeschlossen und abgesondert; nun fällt die Himmlische auf einmal über Dich her, durch Vermittelung großer Talente, und übt ihre ganze Gewalt über Dich aus, tritt in alle ihre Rechte und weckt die Gesammtheit eingeschlummerter Erinnerungen. Ich bin völlig überzeugt, daß ich im ersten Tact Deiner Singakademie den Saal verlassen müßte." Eben so war sein musikalischer Geschmack von Natur rein und sicher. Fingerfertigkeit der Virtuosen, wie sie die Menge anstaunt, das sinnverwirrende Tongewimmel, der sinnbetäubende Lärm so mancher neueren Musikstücke konnten ihm keine Theilnahme abgewinnen; er liebte nur Musik, die tief zum Herzen sprach, und um so mehr, wenn sie mit einfachen Mitteln wirkte.

Kehren wir von diesen vorgreifenden Bemerkungen zum Leben unseres Freundes in den ersten sechsziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zurück, so finden wir neben den neuen Unterrichtszweigen auch neue Beschäftigungen in den Freistunden. Hier begegnen uns die ersten Anfänge der Naturstudien, die später eine so bedeutende Rolle in seinem Leben spielen sollten. Schon als kleines Kind fühlte er „einen Untersuchungstrieb gegen natürliche Dinge." Er zerpflückte damals Blumen, um zu sehen, wie die Blätter in den Kelch, be-

rupfte Vögel, um zu beobachten, wie die Federn in die Flügel eingefügt waren. Jetzt warf sich diese Forschungsluſt auf einen bewaffneten Magnetstein, der sehr zierlich in Scharlachtuch eingenäht war. Er konnte nicht müde werden, die geheimnißvolle Anziehungskraft, die er auf das angepaßte Eisenstäbchen ausübte, zu betrachten und zu bewundern. Endlich nahm er die Hülle weg, in der Hoffnung, nähern Aufschluß zu gewinnen; allein die nackte Armatur belehrte ihn nicht weiter. Nachdem er auch diese herabgenommen, stellte er noch mit dem bloßen Steine an Feilspänen und Nähnadeln mancherlei Versuche an, bis sich zuletzt die Theile des Apparats zerstreuten und verloren. Er versuchte sich auch in der Zusammensetzung einer Elektrisirmaschine. Ein Hausfreund, der sich gern mit ihm über Elektricität unterhielt, hatte ihm öfter erzählt, wie er als Knabe sich aus einem alten Spinnrade und einigen Arzneigläsern eine solche Maschine construirt habe, welche ziemliche Wirkungen hervorgebracht. Wolfgang quälte sich nun lange Zeit mit dem Versuche herum, auf gleichem Wege elektrische Phänomene hervorzurufen, konnte aber nicht zum Ziele gelangen. Indeß ward ihm doch zur Meßzeit die Freude, unter anderen Raritäten auch eine Elektrisirmaschine und ihre wunderbaren Wirkungen kennen zu lernen. Wäre ihm früh schon ein kenntnißreicher Lehrer bei diesen Bemühungen zu Hilfe gekommen, wäre er überhaupt weniger an ein autodidaktisches Lernen nach Luſt und Liebe, als an ein ernstes, folgerechtes Studium, an ein ausdauerndes Verfolgen fremder Gedankenreihen gewöhnt worden, und vor Allem, hätte man ihm Neigung zur Mathematik, diesem Haupthebel aller fortgeschrittenen Naturwissenschaft, einzuflößen gewußt: so würde er in diesem Gebiete Außerordentliches geleistet haben. Denn seine Neigung zu dieser Wissenschaft war unbegrenzt, und die Innigkeit und Liebe, womit er sich in die Naturbetrachtung versenkte, suchte ihres Gleichen. Deutschland wäre dann um einen großen Naturforscher reicher, aber vielleicht um seinen größten Dichter ärmer geworden. So aber ist Goethe in der Naturwissenschaft im Grunde doch nur ein Dilettant geblieben, wenn auch ein Dilettant im größten Styl und ein solcher, der unzählige Naturforscher von Profession durch seine Leistungen beschämt.

An die oben genannten Beschäftigungen in Mußestunden schloß

sich eine von verwandter Art, wozu eine Liebhaberei des Vaters Anlaß gab. Dieser hatte in einem Mansardezimmer Tische und Gestelle aufschlagen lassen und betrieb dort mit Eifer die Seidenwürmerzucht, wobei ihm die Kinder zur Hand sein mußten. War die Witterung günstig, so konnte das Warten und Füttern der Thierchen für eine ziemlich angenehme Unterhaltung gelten. Fiel aber Regenwetter ein, so mußten die Kinder, weil jene Geschöpfe keine Feuchtigkeit vertragen, die benetzten Blätter der Maulbeerbäume sorgfältig abwischen und trocknen, was, bei der Gefräßigkeit der Seidenwürmer nach der letzten Häutung, nichts Kleines war. Obendrein entstanden oft Krankheiten unter der Heerde, wo denn die Verwesung der Todten einen pestartigen Geruch erregte. Das Wegschaffen war für Wolfgang, bei seiner Apprehension gegen widrige Dinge, ein so unangenehmes Geschäft, daß er oft im Stillen die Liebhaberei des Vaters verwünschte.

Sehr heterogener Natur war eine Privatbeschäftigung, die wahrscheinlich gleichzeitig mit den vorigen betrieben wurde. Der Knabe hatte den seltsamen Entschluß gefaßt, das barocke Judendeutsch zu lernen. Es gibt bekanntlich drei Arten hebräischer Schrift. Die erste ist die heilige Schrift, wie sie in dem Gesetzbuche sich findet, die sogenannte Balkenschrift; die zweite ist die der Gelehrten, wie man sie in Noten zur Bibel sieht; in der dritten pflegen die Juden das Deutsche in ihren Briefen zu schreiben. Diese letzte Art, die sich Wolfgang zuzueignen suchte, ist eine ganz eigenthümliche, zwar auch von der Rechten zur Linken geschriebene, aber von der eigentlichen hebräischen Schrift ganz abweichende. Daß der Knabe auf jenen Gedanken gerieth, läßt sich theils aus der ihm inwohnenden Neigung zum Geheimnißvollen, und theils aus dem Interesse erklären, welches er an dem Judenvolke, nicht blos an dem alten, historischen, sondern auch an dem um ihn lebenden nahm. Die Selbstbiographie erwähnt zwar dieser Privatbeschäftigung erst bei der Zeit, womit wir uns jetzt beschäftigen; indeß reicht der Anfang derselben in frühere Jahre, wahrscheinlich in's Jahr 1758, zurück; denn das jüngst aufgefundene Exercitienheft aus jener Zeit enthält schon eine „Anweisung zur teutsch-hebräischen Sprache," wahrscheinlich das erste Product dieser Selbststudien, denen er dann später noch

weiter oblag. Der Herausgeber des Exercitienheftes hat die „Anweisung" durch Kenner prüfen lassen, welche sie vollkommen richtig befunden haben.

Nun fügte es aber der Zufall, daß um diese Zeit abermals ein neuer Gegenstand in den Kreis des Unterrichtes eintrat. Ein englischer Sprachmeister hatte sich gemeldet, der sich anheischig machte, gegen ein mäßiges Honorar, innerhalb vier Wochen, Jeden, der nicht ganz roh in Sprachen sei, im Englischen so weit zu bringen, daß er mit einigem Fleiße sich selbst forthelfen könne. Rasch entschlossen, nahm Goethe's Vater mit den Kindern Unterricht bei dem Schnellehrer. Der Erfolg war befriedigend, da die Lehrlinge es weder an Aufmerksamkeit in den Lectionen, noch an sorgfältiger Repetition mangeln ließen.

Indem nun so das, was der Knabe nach Vorschrift oder aus Neigung trieb und lernte, zu einer Masse und Mannichfaltigkeit anwuchs, die einem einsichtigen Erzieher hätte Besorgniß erregen müssen, entwickelte sich das beste Schutz- und Heilmittel gegen die Nachtheile dieser geist- und gemüthzersplitternden Vielthätigkeit aus der Natur des Knaben selbst. Sein poetischer Trieb war es, der zur rechten Zeit erwachte, um Einheit und Zusammenhang in dieses bunte Allerlei zu bringen, die Fülle der zudringenden Stoffe spielend zu bewältigen und seinem Geiste die Selbstständigkeit und Kraft, seinem Gemüthe die Freiheit und Heiterkeit zu bewahren. Weil es ihm lästig war, so erzählt er uns, bald aus dieser, bald aus jener Grammatik oder Beispielsammlung, aus diesem oder jenem Autor den Anlaß zu seinen Arbeiten zu nehmen, und auf diese Weise seinen Antheil an den Gegenständen zugleich mit den Stunden zu verzetteln: so erfand er, um Alles mit einem Male abzuthun, einen Roman, worin sich sieben Geschwister einander aus der Ferne Nachrichten von ihren Zuständen und Empfindungen mittheilen. Um einigen Gehalt für diese Composition zu gewinnen, beutete er die Geographie der verschiedenen Gegenden aus, wohin er jene Geschwister versetzt hatte, und erdachte zu den trockenen Localitäten allerlei „Menschlichkeiten, die mit dem Charakter der Personen und ihrer Beschäftigung einige Verwandtschaft hatten." Die Form war aber eine höchst buntscheckige und wunderliche, indem der älteste Bruder in gutem Deutsch Reiseberichte abstattete, die Schwester ungefähr im Styl des spätern Siegwart über häusliche Dinge und Herzensangelegenheiten schrieb, ein anderer Bruder, Studiosus der Theologie, sich des Lateins und in Postscripten des Griechischen bediente, die zwei folgenden, als Handlungsdiener angestellt, englisch und französisch correspondirten, ein fünfter Bruder als Musikus seinen ersten Ausflug in die Welt italienisch darstellte, und der jüngste endlich, „eine Art von naseweisem Nestquackelchen," die Geschwister durch die schrecklichen Chiffern seines Judendeutsch zur Verzweiflung brachte.

Nicht bloß der Vater, auch der Knabe that das Seinige, um das Vielerlei des Unterrichtes noch zu vermehren. Er bat den Vater um Erlaubniß, auch das Hebräische zu lernen. Daß ihm dabei eine bessere Einsicht in's Judendeutsch und sichrere Behandlung desselben als Zweck vorgeschwebt habe, wie es in der Selbstbiographie heißt, ist eine etwas befremdliche Angabe; denn der Zusammenhang beider ist ein gar zu schwacher. Wahrscheinlich war es blos auf tieferes Verständniß des alten Testaments abgesehen, wozu, wie er überall hatte sagen hören, nur das Verstehen des Grundtextes verhelfen konnte. Der Vater, welcher der Ansicht war, daß man nicht leicht zu viel lerne, willfahrte Wolfgang's Bitten und ersuchte den schon früher einmal erwähnten Rector des Gymnasiums, Dr. Albrecht, um hebräische Privatstunden für seinen Sohn. Goethe schildert den siebenzigjährigen Greis als einen kleinen, etwas unförmlichen Mann, einen Aesop in Chorrock und Perücke, mit sarkastischem Lächeln und großen, geistreich leuchtenden, obgleich gerötheten Augen. Er neigte von Natur zum Aufpassen auf Fehler und Mängel und zur Satyre, und wie Lucian sein Lieblingsschriftsteller war, so würzte er Programme, öffentliche Reden, kurz Alles, was er schrieb und sagte, mit beizenden Ingredienzien. Dessenungeachtet fand Wolfgang ihn, als nun der Privatunterricht begann, freundlich und wohlwollend. Das Lesenlernen und die ersten Elemente der Grammatik wollten dem kleinen Lehrlinge nicht besonders behagen; indeß wurde er bald dadurch entschädigt, daß bei dem steten Lesen, Uebersetzen, Wiederholen, Memoriren der Inhalt des Buches ihm desto lebhafter entgegentrat; und dieser war es, worüber er nun von dem alten Herrn Aufklärung verlangte. Alles, was ihn früher in dem alten Testament

von Incongruenzen, Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüchen der Ueberlieferung mit dem Wirklichen und Möglichen aufgefallen war, wurde jetzt aufgeregt und besprochen, worüber denn freilich das Sprachliche zu kurz kommen mußte. Anfangs suchte der Alte den Knaben bei der Sache zu halten; zuletzt aber schien er sich selbst an diesen Abschweifungen zu ergötzen; und wiewohl er sich hütete, eine Auskunft zu geben, die ihn hätte compromittiren können, bezeugte er sein Behagen doch durch ein ihm eigenes bauchschütterndes Lachen und rief ein über's andere Mal aus: „Er närrischer Kerl! er närrischer Junge!" Um jedoch dem Knaben einige Nachhilfe zu geben, verwies er ihn auf das große englische Bibelwerk in seiner Bibliothek, worin die Auslegung schwerer und bedenklicher Stellen auf eine kluge und verständige Weise versucht war. Wolfgang las darin in den langen Sommertagen (die tägliche Privatstunde begann Abends um 6 Uhr), so lange es die einbrechende Dämmerung gestattete, erhielt aber erst nach einiger Zeit die Erlaubniß, einen Band nach dem andern mit nach Hause zu nehmen.

Alle diese sprachlichen, kritischen und exegetischen Beschäftigungen mit dem alten Testamente liefen endlich doch wieder darauf hinaus, sein poetisches Talent in Bewegung zu setzen. Mit lebendiger Thätigkeit malte seine Einbildungskraft jenes vielgepriesene Land, seine Umgebung und Nachbarschaft, das Dasein der Bewohner und die Begebenheiten aus, welche durch Jahrtausende die Augen der Welt auf diesen Fleck der Erde hinlenkten. Höchst merkwürdig muß es uns erscheinen, daß gerade diese Stätte, diese Familienauftritte vor dem Beginne der eigentlichen israelitischen Geschichte, das Asyl waren, worin des Knaben Geist und Gemüth von allem Umherschweifen durch die verschiedenartigsten Gebiete mit liebevoll verweilendem Interesse ausruhte. Wenn ihn das Leben zu zerstreuen, das Lernen zu verwirren, wenn eine stets geschäftige Phantasie ihn von Bild zu Bild über alle Schranken wegzuführen drohte, so sammelten sich hier seine Gefühle, sein Geist auf Einen Punkt zu einer stillen Wirkung. Darin liegt ein Fingerzeig über den innersten Charakter Goethe's und seiner Poesie. Jene einfachen menschlichen Zustände, die dennoch eine solche Fülle und Tiefe in sich bergen, sie waren es, wohin sein Herz und seine Dichtung, wie zur Heimath, hingezogen wur-

den. Eine Gestalt aus diesen Kreisen aber fesselte ihn mit so unwiderstehlichem Zauber, daß er nicht der Versuchung widerstehen konnte, sie zum Mittelpunkte einer epischen Dichtung zu machen. Die Geschichte Joseph's, die er schon in der Quelle mit so natürlicher Anmuth erzählt fand, reizte ihn zur poetischen Ausmalung der Charaktere und Ereignisse.

Die Patriarchaden und überhaupt die biblischen Epen waren damals an der Tagesordnung. Auf Klopstock's gewaltige Anregung hatte sich eine ganze Schaar von Dichterlingen auf die biblischen Stoffe geworfen und sie in Cantaten, Oratorien, Dramen, besonders aber in einer Unzahl von epischen Dichtungen behandelt, die jetzt nur noch vom Literarhistoriker gekannt sind, in jener Zeit aber einem herrschenden Bedürfnisse entgegenkamen. Unter diesen Poeten, die mehr von der Zeitstimmung, als vom inwohnenden Genius zur frommen Dichtung angetrieben wurden, steht Bodmer in erster Reihe. Schon 1752 war sein Noah erschienen, „der Hauptvertreter seiner sionischen Gesänge," von Wieland und Sulzer der Welt als ein Nebenbuhler des Messias empfohlen, mit Klopstock'schen Versen und Gefühlsmalereien, aber durchaus prosaischem Gange. Ihm folgten binnen weniger Jahre seine Sündfluth, sein Jakob und Joseph, Rachel, Joseph und Zulika u. m. a. Auf gleicher Linie mit diesen Dichtungen steht Moser's Daniel, den Gervinus eine Arbeit ohne Werth und Würde nennt, „so hochtrabend und gemein, so ganz als ob es eine Nachahmung der schweizerischen Nachahmungen sei." Weis't nun auch Göthe in der Selbstbiographie bei seinem Joseph auf diese Vorgänger hin, so läßt doch seine Darstellung nicht recht erkennen, daß er auch hier, wie immer, „als ein feiner Barometer den Stand der literarischen Witterung in Deutschland anzeigte;" vielmehr scheint jene Dichtung mit Nothwendigkeit aus seinem besondern Lebensgange, seiner individuellen Geistesentwickelung hervorzugehen. Von den Bodmer'schen Arbeiten, meint er, sei gar nichts oder wenig zu ihm gekommen; von Moser's Daniel bekennt er, daß er eine große Wirkung auf sein junges Gemüth gemacht habe. Es unterliegt aber auch keinem Zweifel, daß sein Joseph, wenn gleich unter den Influenzen der Zeit ent-

standen*), doch ein eigenthümliches, Goethe'sches Gepräge gehabt und sich von jenen seraphischen Poesieen wesentlich unterschieden haben wird. Der junge Dichter, der die heiligen Schriften ohne hingebungsvollen Glauben las, der den alten Rector mit allerlei Zweifeln und verfänglichen Fragen bestürmte, der schon früher seine Hauslehrer durch die Sonne, die zu Gibeon, und den Mond, der im Thale Ajalon stille stand, in manche Noth versetzt hatte, mußte offenbar, wenn er sich mit Liebe in die patriarchalischen Zeiten vertiefte, auf das rein Menschliche das Hauptgewicht legen. Bei jedem andern Knaben seines Alters hätte so freilich der Gehalt der Dichtung äußerst dürftig werden müssen, weil dieser nur, wie Goethe sagt, „durch das Gewahrwerden der eigenen Erfahrung entspringen kann." Aber bei ihm hatte sich schon durch eine Fülle von inneren und äußeren Erlebnissen ein geistiger Fond gebildet, aus dem er sein Werk mit sinnlichem und sittlichem Reichthume ausstatten konnte. Dazu kam die regsamste Einbildungskraft, welche ihm alle Begebenheiten bis in's kleinste Detail vergegenwärtigte, und eine Menge von „Incidenzien und Episoden" erfand, wodurch die alte und einfache Geschichte sich zu einem neuen und selbstständigen Werke gestaltete.

Ueber die äußere Form desselben war er eine Zeitlang in Verlegenheit. Den Hexameter, der dazu am geeignetsten gewesen wäre, hatte er nicht genugsam geübt**), woran ohne Zweifel die Abneigung des Vaters gegen dieses Versmaß mit Schuld war. Die Reimverse, die er in der Gewalt hatte, schienen ihm unpassend zu dem

*) Auch Schiller brachte in frühester Jugend dieser Zeitrichtung ein Opfer, indem er den israelitischen Gesetzgeber Moses episch zu verherrlichen suchte. S. das von mir ergänzte kleinere Leben Schiller's von Hoffmeister, Th. 1, S. 32.

**) Der erste Hexameter, den wir von Goethe kennen, und der einzige vor seinem Aufenthalt zu Leipzig, findet sich in dem oft erwähnten Exercitienhefte, wo er den Morgenglückwunsch: „Vultum Tibi et hodie servet fortuna benignum" so überträgt:

Möge auch heute das Glück den gütigen Blick Dir bewahren.

Dann begegnen uns weiter in Goethe's Briefen aus Leipzig einige freilich sehr unvollkommene, aus dem Stegreif hingeworfene Hexameter, worauf zuerst dieses Versmaß 1778 in dem Gedicht „Physiognomische Reisen" auftritt.

Gegenstande und mochten ihm auch bei einer so umfassenden Arbeit unbequem werden. So entschloß er sich denn zur prosaischen Behandlung. Wenn schon die behagliche Freiheit, welche diese Darstellungsweise gewährt, und eben so die Natur des Epos den jungen Autor leicht in die Weite und Breite führen konnte, so kam noch ein anderer Umstand dazu, der überhaupt seine Schriftstellerei sehr voluminös zu machen drohte. Es wohnte im Hause seines Vaters als Mündel ein junger Mann*), der viele Anlagen gezeigt und akademische Studien gemacht hatte, aber durch Anstrengung und Dünkel blödsinnig geworden war. Er lebte jetzt still und in sich gekehrt dahin, und beschäftigte sich am liebsten mit Schreiben. So bediente sich denn Goethe's Vater seiner nicht blos für Reinschriften, sondern pflegte ihm auch einige Stunden des Tages zu dictiren. Wolfgang befolgte des Vaters Beispiel, und zwar nicht bloß jetzt bei der Aufzeichnung seiner epischen Jugenddichtung, sondern auch in späteren Jahren pflegte er Romane, Erzählungen, Briefe, bei denen nicht Höflichkeit, Zuneigung oder Discretion eine Ausnahme gebot, wissenschaftliche Aufsätze, amtliche Berichte, die keine Staatsgeheimnisse enthielten, und zuweilen selbst metrische Productionen einem Schreiber in die Feder zu dictiren. Dieser Umstand ist von großem Einflusse auf seinen Styl und die ganze Darstellung, besonders der prosaischen Schriften, gewesen, und darf bei der Beurtheilung ihrer Form nicht außer Betracht gelassen werden. Es ist einleuchtend, daß die Sprache der so entstehenden Aufsätze in der Regel besser in's Ohr fallen muß, weil sie unter Mitwirkung des Ohres sich gebildet hat, daß also der Redefluß leichter, die Periodisirung runder geräth, daß Härte und Mißklang gemieden wird. Zugleich wird der Autor, wenn er im Voraus weiß, daß er nicht immer durch Rückblicke auf das Frühere sich über den Zusammenhang orientiren kann, unwillkürlich zu einer mehr besonnenen und ruhigen Abwickelung des Gedankens, zu einem continuirlichen Ideenstrome und daher zu einer klaren, durchsichtigen, aber auch leicht in's Breite sich ergehenden Darstellung kommen. Ferner nöthigt die Gewohnheit des Dictirens den Schriftsteller, seinen

*) Er soll Clauer geheißen haben.

Gegenstand im Ganzen und Großen recht zu durchdenken, zu ordnen und zu gliedern, ehe er zur schriftlichen Fixirung schreitet. Auch ist die mit dem Dictiren verknüpfte stärkere Geistesgymnastik in Betracht zu ziehen, die auf die Dauer nothwendig zu einer freien und bequemen Handhabung der Gedanken führt. Betrachtet nun hintendrein der Schriftsteller das von eines Andern Hand in reinlicher Schrift Aufgezeichnete, so hat er noch den Gewinn, das Eigene wie etwas Fremdes mit größerer Unbefangenheit anzuschauen, ein Vortheil, den auch Schiller wohl erkannte, als ihm sein Wallenstein in einer fremden Handschrift entgegenkam. Dagegen sind auch die Nachtheile des Dictirens nicht zu verkennen. Es kann nicht fehlen, daß der Autor bisweilen sich nicht die Zeit nimmt, einem Gedanken die treffendste Form, den schärfsten Ausdruck zu geben, weil andere Gedanken sich im Hintergrunde bereits herandrängen. Das einmal Dastehende wirkt aber bei der Revision hemmend und bindend auf den Geist zurück, so daß der Schriftsteller sich nur zu leicht damit befriedigt. Goethe befestigte sich später immer mehr in dieser Gewohnheit des Dictirens, weil er zu bemerken glaubte, daß beim Umherwandeln sein Geist am productivsten sei. In seinem Tagebuche von 1780 heißt es: „Was ich Gutes finde, in Ueberlegung, Gedanken, ja sogar im Ausdrucke, kommt mir meist im Gehen; sitzend bin ich zu nichts aufgelegt; darum das Dictiren weiter zu treiben."

Das Epos Joseph war glücklich zu Stande gekommen und bildet ein starkes und schönes Manuscriptheft in Quart. Der kleine Poet kam nun auf den Gedanken, eine gute Anzahl Gedichte von früherer Zeit, geistliche Lieder, dergleichen er manche, mit den Texten der sogenannten sonntäglichen Kirchenmusiken wetteifernd, verfaßt hatte, und geistliche Oden, nach dem Muster des jüngsten Gerichtes von Elias Schlegel, mit seinem Joseph in Ein Format zusammenschreiben zu lassen. So entstand ein hübscher Quartband, dem er nach dem Vorgange berühmter Autoren den Titel: „vermischte Gedichte" gab, und womit er dem Vater ein sehr willkommenes Geschenk machte. Er besaß noch einen starken Vorrath Anakreontischer Gedichte, die ihm besonders leicht von der

Hand gingen; aber, weil sie reimlos waren, hatte er sie nicht in die für den Vater bestimmte Sammlung aufzunehmen gewagt *).

Zu den oben erwähnten geistlichen Oden gehörte eine mit der Ueberschrift: „Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi, auf Verlangen entworfen von J. W. G." Sie nimmt unser besonderes Interesse in Anspruch, weil sie das älteste erhaltene Gedicht von Goethe ist, und uns einen Maßstab zur Beurtheilung des damaligen Standpunktes seiner ästhetischen Bildung an die Hand gibt. Eckermann berichtet über diese Ode unter dem 16. Februar 1826: „Ich hatte für Goethe ein sehr merkwürdiges Gedicht mitgebracht, wovon ich ihm einige Abende vorher schon erzählt hatte, ein Gedicht von ihm selbst, dessen er sich jedoch nicht mehr erinnerte**), so tief lag es in der Zeit zurück. Zu Anfange des Jahres 1766 in den Sichtbaren, einer damals in Frankfurt erschienenen Zeitschrift, abgedruckt, war es durch einen alten Diener Goethe's mit nach Weimar gebracht worden, durch dessen Nachkommen es in meine Hände gelangt war. Ohne Zweifel das älteste aller von Goethe bekannten Gedichte. Es hatte die Höllenfahrt Christi zum Gegenstande, wobei es mir merkwürdig war, wie dem sehr jungen Verfasser die religiösen Vorstellungsarten so geläufig gewesen***). Der Gesinnung nach konnte das Gedicht von Klopstock herrühren, allein in der Ausführung war es ganz anderer Natur; es war stärker, freier und leichter und hatte eine größere Energie, einen bessern Zug. Außerordentliche Gluth erinnerte an eine kräftig brausende

*) Es wäre möglich, daß sich dieser Quartband noch irgendwo erhalten hätte, wenigstens mußte er der Aufbewahrung eben so würdig erscheinen, als das jüngst an's Licht gezogene Exercitienheft. Sollte es der Fall sein, so wäre es gewiß verdienstlich, daraus zum mindesten eine Reihe Proben an den Tag zu fördern, indem dadurch ein helleres Licht auf Goethe's frühere Entwickelungsgeschichte fallen würde. Ich erinnere mich, an einer augenblicklich nicht aufzufindenden Stelle des Merck'schen Briefwechsels (herausgegeben von Wagner) gelesen zu haben, daß Wieland einen solchen Quartband noch später bei einem Besuche in Goethe's Aelternhause vorgefunden.

**) Dieß ist auffallend, da Goethe in dem 1811 geschriebenen ersten Bande von Wahrheit und Dichtung dieser Ode gedenkt.

***) Der Leser wird sich, nach dem schon Mitgetheilten, hierüber nicht wundern.

Jugend. Beim Mangel an Stoff drehte es sich um sich selbst herum und war länger geworden, als billig. Ich legte Goethe'n das ganz vergilbte, kaum noch zusammenhängende Zeitungsblatt vor, und da er es mit Augen sah, erinnerte er sich des Gedichtes wieder. Es ist möglich, sagte er, daß Fräulein von Klettenberg mich dazu veranlaßt hat; es steht in der Ueberschrift: auf Verlangen entworfen, und ich wüßte nicht, wer von meinen Freunden einen solchen Gegenstand anders hätte verlangen können. Es fehlte mir damals an Stoff und ich war glücklich, wenn ich nur Etwas hatte, das ich besingen konnte. Noch dieser Tage fiel mir ein Gedicht aus jener Zeit in die Hände, das ich in englischer Sprache geschrieben, und worin ich mich über den Mangel an poetischen Gegenständen beklage" *). In den neuesten Ausgaben von Goethe's Werken finden wir jetzt das Gedicht mitgetheilt**) und mit der Jahreszahl 1765 bezeichnet. Wenn aber die Angabe Goethe's in der Selbstbiographie richtig ist, daß die Ode unter den in jenen Quartband aufgenommenen gewesen sei, so muß sie um ein paar Jahre früher, etwa 1762 oder gar 1761, entstanden sein. Dann erscheint freilich die außerordentliche Sprachgewandtheit und überhaupt die Fertigkeit und Sicherheit, womit er in solchem Alter schon über die poetischen Mittel verfügte, in hohem Grade bewundernswürdig. Die Versification ist leicht, der Ausdruck reich und verhältnißmäßig auch geschmackvoll; besonders aber sind die Reime von seltener Reinheit und füllen das Ohr mit kräftigen Klängen. Es ist aber möglich, daß Goethe das Stück im Jahr 1765, oder im folgenden vor der Aufnahme in die Zeitschrift, einer Nachfeile unterworfen hat, wie er denn auch ausdrücklich von ihm bemerkt, daß es noch einige Jahre nachher ihm zu gefallen das Glück hatte.

Goethe's Neigung zu biblischen Studien, womit die eben erwähnten dichterischen Versuche zusammenhingen, fand noch in einem besonderen Umstande Nahrung. Am 4. Juli 1761 war der Senior

*) Man wird hiebei an Schiller erinnert, der auch in früher Jugend so um Stoff verlegen war, daß er, mit seinen eigenen Worten zu reden, für ein taugliches dramatisches Sujet den letzten Rock und das letzte Hemde mit Freuden hingegeben hätte.

**) Ausg. in 40 Bdn. II, 132 ff.

des Ministeriums in Frankfurt, Joh. Philipp Fresenius, gestorben. In seine Stelle hatte man einen Professor der Theologie zu Marburg, Joh. Jac. Plitt, berufen, einen großen, schönen und würdigen Mann, dessen Predigten jedoch mehr didaktischer als erbaulicher Art waren. Er kündigte sogleich eine Reihe von Kanzelreden an, worin er in einem gewissen methodischen Zusammenhange eine Art von Religions-Cursus durchzugehen gedachte. Diese Aussicht auf Belehrung über dogmatische Bedenken und auf Erklärung der Bibel, und zugleich die sehr getheilte Meinung des Publicums über den neuen Senior, bestimmten Goethe zum Entschlusse, jene Predigten möglichst genau aufzuzeichnen. In einem Kirchenstuhle verborgen, schrieb er behende nach, und eilte beim Schlusse der Predigt sogleich nach Hause, um, was er auf dem Papiere und im Gedächtnisse fixirt hatte, eiligst zu dictiren. Ein paar Stunden genügten dazu, und gewöhnlich konnte er dem Vater die geschriebene Rede noch vor dem Mittagstische überreichen. Ungefähr ein Vierteljahr setzte er diese Bemühungen mit gleichem Eifer fort. Als er aber sich in seinen Erwartungen getäuscht zu finden glaubte, indem er weder über Dogma noch Bibel besondere Aufklärung gewann, fielen die erst so blätterreichen Reden immer magerer aus, so daß zuletzt kaum etwas mehr als Text, Proposition und Eintheilung auf kleine Blätter verzeichnet wurden. Nur das Zureden des ausdauernden Vaters vermochte ihn, auf diese Weise bis zum letzten Sonntage Trinitatis, also bis gegen das Ende des Novembers 1761, auszuhalten *).

Der Vater, der seinen Wolfgang für die Jurisprudenz bestimmt hatte, verlor über dergleichen Nebenarbeiten seinen Hauptzweck nicht aus dem Auge. Er hatte dem Sohne einen kleinen juristischen Katechismus, von Hopp, nach Form und Inhalt der Institutionen ausgearbeitet, in die Hände gegeben, worin dieser bald, wie auch im Corpus Juris, vollkommen bewandert war. Als aber nun der Va-

*) Wir bemerken hier ein- für allemal, daß Goethe in Wahrheit und Dichtung nicht streng die chronologische Ordnung der Data befolgt hat. So finden wir uns hier in's J. 1761 zurückversetzt, nachdem im Frühern ohne Zweifel schon von Ereignissen des folgenden Jahres die Rede gewesen. Er gruppirte den biographischen Stoff in kleine Zeiträume von einigen Jahren, band sich aber innerhalb derselben nicht genau an die Zeitfolge.

ter weiter schreiten wollte und den kleinen Struve vornahm, ging es nicht mehr so rasch vorwärts. Die Form des Buches war für den Anfänger nicht günstig und der Vater kein hinreichend gewandter Didaktiker, um durch seine Unterweisung diesen Mangel zu ersetzen.

Wenn bei so vielfachen und heterogenen Beschäftigungen des Knaben der Vater nun auch noch bestimmte, daß Fecht- und Reitunterricht genommen werden sollte, so geschah dieß nicht aus Anerkennung des pädagogischen Werthes dieser Künste, sondern weil es der „Schlendrian so mit sich brachte," daß heranwachsende junge Leute dergleichen lernten, „um sich gelegentlich ihrer Haut zu wehren und zu Pferde kein schülerhaftes Ansehen zu haben." Beiderlei Uebungen, worin sonst die Jugend so viel Unterhaltung findet, wollten unserem Wolfgang nicht zur Freude gedeihen. Goethe scheint uns in seiner Darstellung um den wahren Grund dieser Erscheinung herumzugehen, ohne ihn irgendwo bestimmt zu bezeichnen. Ohne Zweifel lag er wieder darin, daß er nicht gewöhnt war, sich mit mehreren gleichalterigen Lehrlingen von verschiedenen Charakteren und Sinnesarten zusammenzufinden. Dieß blickt auch bei der Beschreibung seiner Reitstunden deutlich genug durch. Zwar schiebt er die Schuld des Widerwillens, den ihm dieser Unterricht einflößte, theilweise auf die kühle, nasse Jahreszeit, auf die garstige, feuchte oder staubige Reitbahn, auf die pedantische, unfreundliche Behandlung von Seiten der Lehrer, aber was ihn am meisten verdrossen zu haben scheint, war, daß man für jedes Versäumniß, jedes Unglück nicht bloß mit einer Geldbuße belegt, sondern obendrein ausgelacht wurde. Uebrigens ist Goethe später ein kecker und leidenschaftlicher Reiter geworden. In Straßburg, in Weimar finden wir ihn ganze Tage zu Roß, ja selbst an Courier- und Parforce-Ritten hat er es nicht fehlen lassen. Auch mit seinen Fechtstunden wollte es nicht recht gehen. Von einem französischen Fechtmeister, der seine Kunst auf eine etwas renommistische Weise, mit Avanciren und Retiriren, mit leichten und flüchtigen, von allerlei Exclamationen begleiteten Stößen übte, ging er zu einem ältern, ernstern Deutschen über, „der auf die strenge und tüchtige Weise zu Werke ging." Aber dieser hatte ihm von seinem ersten Meister zu viel abzugewöhnen und zeigte sich überhaupt mit den Ueberläufern weniger zufrieden, als mit seinen ursprünglichen Anhängern.

Konnte nun unser Freund in den Kreisen der Altersgenossen nicht einmal bei frischen gymnastischen Uebungen sich behaglich fühlen, so gefiel er sich dagegen um so mehr in dem fortgesetzten Umgange mit älteren Männern. Hier müssen wir zuerst auf den Schöff von Oleschlager zurückkommen, der einen sehr bedeutenden Einfluß auf Goethe's Jugend ausgeübt hat. Er veranlaßte zuweilen die Aufführung eines Schauspieles durch befreundete Kinder. So wurde außer dem Britannicus, dessen wir schon gedachten, der Kanut von Schlegel gegeben, wobei Wolfgang die Rolle des Königs, und seine Schwester die der Elfride zugetheilt bekam. Goethe verkehrte viel mit dem geistreichen Manne, als er eben seine „Erläuterung der güldenen Bulle" schrieb. Wenn ihn nun der Geschichtsforscher durch Erzählung in jene unruhigen und wilden Zeiten zurückführte, so zeigte sich zugleich Wolfgang's poetische Natur, indem er die Charaktere und Umstände ausmalte und als gegenwärtig darstellte, manchmal sogar auf mimische Art. Kein Wunder, daß ein Dichter, der biblische und profane Geschichte als Knabe schon auf solche Weise ergriff, nachher in seinem Götz ein so lebendiges Zeitgemälde schuf. Diese anschauliche Vergegenwärtigung des Historischen unterhielt seinen Gönner eben so sehr, als wenn der Knabe mitunter ganz ernsthaft den Anfang der goldenen Bulle zu recitiren begann: Omne regnum in se divisum desolabitur: nam principes ejus facti sunt socii furum. Es war nämlich Wolfgang's Gewohnheit von Kindheit auf gewesen, die Anfänge der Bücher und Abtheilungen eines Werkes zu memoriren; wie er es denn auf diese Weise mit den fünf Büchern Mosis, sodann mit der Aeneide, den Metamorphosen und anderen Werken gemacht hatte.

Ein zweiter Mann, in dessen Nähe sich Goethe häufig befand, war von Reineck, „aus einem altadeligen Hause, tüchtig, rechtschaffen, aber starrsinnig, ein hagerer, schwarzbrauner Mann." Goethe hat ihn niemals lächeln gesehen. Durch häusliches Unglück tief verstimmt, zog er sich ganz zurück und lebte meist in einer großen, aber traurigen Unterstube, in die seit Jahren kein Pinsel eines Tün-

chers, vielleicht kaum der Kehrbesen einer Magd gekommen war. Er unterhielt sich mit dem Knaben besonders über Welt- und Staatsverhältnisse und fand sich durch seine Gegenwart allmählig so sehr erleichtert und erheitert, daß er nun zuweilen doch wieder, mit ihm und dem einen oder dem andern alten Freunde, ausfuhr, und sich die Gegend besah, auf die er viele Jahre lang keinen Blick geworfen hatte. Ein Timon anderer Art, um den Goethe nicht minder gern verweilte, war der tüchtige Jurist, Hofrath Hüsgen, ungefähr ein Sechszigjähriger, eine lange und breite Gestalt, mit blatternarbigem Gesichte, einäugig, das kahle Haupt immer mit einer schneeweißen Glockenmütze bedeckt, in sauberm Schlafrocke von Calmang oder Damast. Goethe sah ihn in zehn Jahren kaum zweimal angezogen und aus dem Hause gehend, Gesellschaft oder Gäste fand er nie bei ihm. Dieser Mann lebte nicht bloß mit der Welt in Opposition, er wollte selbst in Gott Fehler entdecken. Zu seiner Lieblingslectüre gehörte **Aggrippa de vanitate scientiarum**, ein Buch, das den jungen Freund an den behaglich optimistischen Ansichten von der Welt und den Menschen, worin er bisher fortgelebt hatte, auf eine Zeit lang irre machte.

Wie wir hier den Knaben schon besonders gern mit abnormen Charakteren, mit wunderlichen Menschen verkehren sehen, so werden wir auch später noch in den Universitätsjahren ein paar bizarre Männer (wie Behrisch zu Leipzig und den pensionirten Ludwigsritter zu Straßburg) in seiner Gesellschaft finden. Ihnen allen aber behauptete er eben sowohl, als dem ernsten strengen Vater gegenüber, die Unabhängigkeit seines Wesens, nicht durch eine rasch und kräftig hervortretende Gegenwirkung, sondern durch eine gewisse zähe, für den Augenblick sich scheinbar anschmiegende, aber innerlich um so fester in sich beharrende Natur. Die verschiedenartigsten Anregungen, die er von ihnen empfing, vereinigten sich zuletzt doch wieder zur Förderung seines poetischen Talents. Oleschlager wollte ihn zum Hofmanne, Reineck zum diplomatischen Geschäftsmanne, Hüsgen zu einem Menschenhasser seiner Art und dabei zu einem tüchtigen Rechtsgelehrten bilden; allein er blieb, was er war, ein Dichter, und von allen Arten des Glückes schien ihm der Lorbeerkranz des Poeten das wünschenswertheste.

Der Kreis seines Umganges beschränkte sich aber keineswegs auf jene der höhern und gebildeten Classe angehörigen Männer. Der Vater bediente sich des gewandten Knaben von Kindheit auf, um den Handwerkern, die er beschäftigte, allerlei Aufträge, Instructionen, Mahnungen und dergleichen zukommen zu lassen. So gelangte dieser fast in alle Werkstätten und lernte nicht bloß die Verfahrungsart, sondern auch das Familienwesen eines jeden Handwerks kennen, welches von der Beschäftigung der Menschen Gestalt und Farbe erhält. Es war ihm angeboren, wie er selbst sagt, eine jede besondere Art des menschlichen Daseins zu fühlen und mit Gefallen daran Theil zu nehmen. Dadurch entwickelte und bestärkte sich in ihm das Gefühl der Gleichheit, wo nicht aller Menschen, doch aller menschlichen Zustände, indem ihm das nackte Dasein als die Hauptbedingung, alles Uebrige aber als zufällig und gleichgiltig erschien. Diesen Verkehr mit Handwerkern setzte Goethe auch als Jüngling und Mann noch fort, und übte sich auch selbst in mancherlei Handwerken. Im J. 1805 erzählte Sophie Brion, eine jüngere Schwester der bekannten Friederike von Sesenheim, einem Besuchenden, Goethe habe sie noch vor acht Jahren durch einen Gesellen grüßen lassen, den er in Weimar bei einem Schlosser getroffen, und setzte dabei erläuternd hinzu: „Denn er kannte und konnte viele Handwerke, wie er denn bei dem lahmen Philipp in Sesenheim das Korbflechten gelernt." Er besuchte in der Zeit, worin jetzt unsere Biographie weilt, auch häufig eine große Wachstuchfabrik, welche der Maler Nothnagel in Frankfurt errichtet hatte. In einer Reihe ausgedehnter Gärten und Höfe wurden alle Sorten Wachstuch gefertigt, vom rohsten, mit der Spatel aufgetragenen, durch die mit Formen abgedruckten Tapeten hindurch, bis zum feinern und feinsten, worauf durch den Pinsel geschickter Arbeiter Blumen, Figuren und Landschaften angebracht wurden. Diese Stufenfolge und Mannichfaltigkeit von Arbeiten war höchst anziehend für ihn. Er machte Bekanntschaft mit den älteren und jüngeren Männern, welche dabei beschäftigt waren, und legte mitunter selbst Hand an. Aber auch mit Künstlern, die nicht wie Nothnagel zum Fabrikwesen hinneigten, dauerte sein Verkehr fort, indem er die vom Vater bei den Malern bestellten Bilder betreiben mußte. So entstanden vor seinen Augen ein paar Blumenstücke des

Malers Junker, wozu er diesem von Zeit zu Zeit einen Strauß der schönsten Blumen, so wie Schmetterlinge, Käfer und ähnliche unschuldige Naturgegenstände, die mit abgebildet werden sollten, herbeizuschaffen pflegte. Der Juwelier Lautensack arbeitete in Wolfgang's häufigem Beisein an einer kostbaren goldenen, mit Diamanten besetzten Dose, welche Goethe's Vater als Geschenk für seine Gattin zum nahegehofften Friedensfeste bestimmt hatte, deßgleichen an einem Blumenbouquet aus Juwelen für den Kaiser Franz, dessen Ankunft zur Krönung seines Sohnes in Frankfurt man bald nach dem Frieden erwartete. Bei dieser Gelegenheit lernte Goethe durch Unterhaltungen mit dem Künstler die Eigenschaften und den Werth der Edelsteine kennen, so wie er auch bei einer schönen Sammlung von Kupferstichen und anderen Kunstsachen, welche Lautensack besaß, manche Stunde mit Nutzen zubrachte.

Obwohl er nun, wie wir gesehen haben, von allen Seiten in Anspruch genommen wurde, so fand er doch in guter Jahreszeit noch manchmal eine Stunde, um in der Vaterstadt und vor den Thoren sich zu ergehen. Hatte er früher bei solchen Spaziergängen vorzüglich den Gebäuden, insbesondere den alterthümlichen, seine Aufmerksamkeit zugewandt, so ward er jetzt durch diese Wanderungen angeregt, die Personen vergangener Zeiten, mit Hilfe der Lesner'schen Chronik und anderer Francofurtensien in seines Vaters Bibliothek, sich zu vergegenwärtigen. So suchte er die näheren Umstände über die Meuterei und Hinrichtung eines Staatsverbrechers zu erfahren, dessen Schädel er von Kindheit an auf dem Brückenthurme aufgesteckt gesehen hatte, und glaubte dabei auf das Resultat zu kommen, daß dieser und seine Genossen einer künftigen bessern Verfassung der Stadt als Opfer gefallen seien. Die Judenstadt, oder vielmehr die Judengasse, erregte bei ihm ein zweifaches, sehr verschiedenartiges Interesse. Die alten Märchen aus Gottfried's Chronik von der Grausamkeit der Juden gegen die Christenkinder schwebten bei ihrem Anblicke düster vor seiner Seele, und es dauerte lange, ehe er sich in die enge, schmutzige, von Menschen mit seltsamem Sprachaccent wimmelnde Straße hineinwagte. Andererseits mußte der Freund des alten Testaments doch in ihnen das auserwählte Volk sehen. Sie zeigten sich thätig, gefällig und selbst in ihrer

eigensinnigen Anhänglichkeit an alte Gebräuche achtungswerth; auch waren die Mädchen hübsch und freundlich. Goethe nahm daher fortwährend an dem seltsamen Volke einen lebhaften Antheil und ruhte nicht, bis er, durch Vermittelung einflußreicher Personen, einer Beschneidung, einer Hochzeit beigewohnt, von dem Laubhüttenfest sich ein Bild gemacht und die jüdische Schule mehrmals besucht hatte. Zuweilen riefen ihn Unglücksfälle oder außerordentliche Vorfälle in's Freie; bald war es ein näherer oder entfernter Brand, bald eine Execution, und ein Mal war er auch bei der öffentlichen Verbrennung eines Buches zugegen. Es machte diese an einem leblosen Wesen ausgeübte Strafe einen eigenen, fürchterlichen Eindruck auf ihn, und er sah mit Schaudern, wie die Ballen im Feuer platzten und durch Ofengabeln aus einander geschürt und mit den Flammen mehr in Berührung gebracht wurden.

Außerhalb der Stadt richtete sich sein Gang gewöhnlich nach den Grundstücken, welche sein Vater vor dem Eschenheimer und Friedberger Thore besaß. Das eine war ein Baumgarten, der zugleich als Wiese benutzt ward, das andere ein sehr gut unterhaltener Weinberg, worin zwischen den Reihen der Weinstöcke Spargelreihen mit großer Sorgfalt gepflegt wurden. Hier machte sich Wolfgang allmählig mit den Gartengeschäften bekannt und durfte zugleich sich der verschiedenen Erzeugnisse des Jahres, von den ersten des Frühlings bis zu den letzten des Herbstes, freuen. Den Schluß und die Krone all' dieser Genüsse bildet endlich die Weinlese. Die Schilderung, die Goethe in Wahrheit und Dichtung von dieser frohen Zeit gibt, begegnet uns verkürzt wieder in Hermann und Dorothea (Gesang „Euterpe") in der Beschreibung:

> Jenes festlichen Tags, an dem die Gegend in Jubel
> Trauben lieset und tritt, und den Most in die Fässer versammelt,
> Feuerwerke des Abends an allen Orten und Enden
> Leuchten und knallen, und so der Ernten schönste geehrt wird.

Siebentes Capitel.

Confirmation. Bekanntwerden mit jungen Leuten aus den niederen Ständen. Gelegenheitsgedichte. Gretchen. Kaiserkrönung. Goethe von gerichtlicher Untersuchung bedroht. Auflösung des Verhältnisses zu Gretchen. Philosophische Studien. Zeichnen nach der Natur. Excursionen. Goethe's Schwester. Gesellige Vergnügungen. Vorbereitung für die Universität.

Wir sind nunmehr in unserer Erzählung bis zu der Zeit vorgerückt, in die wir wahrscheinlich Goethe's Confirmation zu setzen haben. Wenn dieser heilige Act, der in dem Leben so manches Jünglings eine Epoche bildet, bei ihm seiner Wirksamkeit verlustig ging, so lag dieß zum Theile an der Wahl des Geistlichen, in dessen Religionsunterricht man ihn geschickt hatte. Er war ein guter, alter, schwacher Mann; weil er aber seit Jahren der Beichtvater des Hauses gewesen war, so übergab man ihm auch den Sohn zur Vorbereitung. Der Lehrling ließ es nicht an Eifer fehlen; den Katechismus sammt der Paraphrase desselben, die Heilsordnung, die kräftigen biblischen Belegstellen, Alles übte er auf's Beste ein. Als er aber vernahm, daß der alte Herr die Hauptprüfung nach einer stehenden Formel anzustellen pflege, verlor er alle Lust und Liebe zur Sache, gab sich in der letzten Zeit des Unterrichtes mancherlei Zerstreuungen hin und legte bei der Prüfung einige von einem ältern Freund erborgte, dem Geistlichen abgewonnene Blätter in den Hut, von denen er nun Alles gemüth- und überzeugungslos herunterlas. Eben so wenig gedieh ihm die Beichte zu irgend einer Frucht für Herz und Gemüth. Er beneidete die Katholiken, daß sie im Beichtstuhle ihre Sünden im Einzelnen bekennen durften; denn er war von den seltsamsten religiösen Zweifeln beunruhigt, die er bei solcher Gelegenheit gern auf's Reine gebracht hätte. Um nun diesen Zweck doch so viel als möglich zu erreichen, verfaßte und memorirte er ein Bekenntniß, das wenigstens im Allgemeinen seinen Zustand einem verständigen Manne hätte klar machen können. Allein kaum näherte er sich im alten Barfüßer-Chor den seltsamen vergitterten Beicht-

schränken, so begann alles Licht seines Geistes und Herzens zu verlöschen; und wie er sich nun dem geistlichen Großvater in dem engen Raum gegenüber sah, wollte die gut eingeübte Beichtrede nicht über die Lippen, und er las in der Verlegenheit aus einem Buche die erste beste Formel her, die in ihrer Allgemeinheit für eines Jeden Zustand paßte. So entfernte er sich, nach empfangener Absolution, weder warm noch kalt, ging folgenden Tages mit den Aeltern zum Tische des Herrn und betrug sich ein paar Tage lang, wie es sich nach einer so heiligen Handlung geziemte. Das Gefühl aber, wie wenig seine Stimmung der Bedeutung dieses religiösen Actes angemessen war, erzeugte allmählig in ihm einen düstern, quälenden Scrupel. Der Spruch, daß wer das Sacrament unwürdig genieße, sich selbst das Gericht esse und trinke, machte einen ungeheuern Eindruck auf ihn; und alles Furchtbare, was er aus dem Mittelalter von Ordalien und in der Bibel von der Quelle gesehen, die dem Schuldlosen wohl bekommt, den Schuldigen aber aufbläht und bersten macht, stellte sich dabei seiner entzündeten Einbildungskraft dar. Er theilte Anderen seine ängstigenden Zweifel mit; aber die Auskunft, womit man ihn zu beruhigen gedachte, schien ihm so kahl und schwach, daß jenes Schreckbild dadurch nur an furchtbarem Ansehen gewann und ihn von Zeit zu Zeit bis in die Leipziger Periode heimsuchte.

Eine bessere sittliche und religiöse Kräftigung, als ihm durch die Confirmation zu Theil geworden, hätte gerade in diesem Zeitpunkte Noth gethan; denn schon war eine Epoche im Herannahen, wo bedenkliche Verbindungen und Leidenschaft ihn ganz nahe an große Gefahr brachten. Durch jenen Pylades *) wurde Goethe mit einigen jungen Leuten bekannt, die den mittleren und selbst niederen Ständen angehörten, aber nicht ohne Geist und einige Bildung waren. Sie schlugen sich durch, indem sie für Advocaten schrieben, durch Hausunterricht Schülern und Präparanden für die Confirmation nachhalfen, dann wieder für Kaufleute und Mäkler einige Wege liefen, und thaten sich Abends von ihrem kleinen Erwerbe auf frugale Weise etwas zu Gute. Der Verkehr mit ihnen gab zunächst

*) Vergl. S. 88.

Goethe's poetischem Talente neue Anregung und Beschäftigung. Ihnen zu Gefallen setzte er einen versificirten Liebesbrief auf, worin ein verschämtes junges Mädchen einem Jünglinge ihre Neigung offenbarte. Diese Liebesepistel wurde aus dem Stegreife in den Taschenkalender eines jener Bekannten, und zwar in einem zwischen dem Knittelverse und dem Madrigal schwebenden Sylbenmaße, geschrieben. Man wollte damit einen eingebildeten jungen Mann mystificiren, was auch vollkommen gelang. Der Getäuschte wünschte nun gleichfalls, in Versen antworten zu können, und wandte sich im Gefühle seiner Unfähigkeit an eben die jungen Leute, die ihn zum Besten hatten. Diese gingen abermals ihren neugewonnenen Freund, den versgewandten Goethe, an, und sogleich ward eine poetische Antwortepistel zu großer Zufriedenheit der Betheiligten angefertigt.

Durch die beiden Liebesepisteln war Goethe mit jenen jungen Leuten näher vertraut geworden und nahm bisweilen an ihren abendlichen Zusammenkünften Theil. In ihrem Kreise lernte er ein Mädchen von ungemeiner Schönheit, und durch sie zum ersten Male die volle Gewalt der Liebe kennen; denn jene Neigung zu der Schwester des jungen Derones war nur ein flüchtiges Vorspiel, ein leiser Anklang. Gretchen hieß das liebliche Wesen, dessen Namen der Dichter später in seinem Faust verewigte. Nach Bettinen's Briefwechsel mit Goethe*) wird einer Geliebten Goethe's gedacht, welche die Tochter des Wirthes „zur Rose" in Offenbach war, und allgemein das schöne Gretchen genannt wurde. Es scheint nach der dort angeführten Erzählung der Mutter Goethe's, daß sie auch zu Offenbach gewohnt habe **). Das Gretchen in Wahrheit und Dichtung dagegen finden wir zu Frankfurt bei Verwandten in abhängigem Verhältnisse lebend. Die Gestalt dieses Mädchens verfolgte ihn von dem Abende an, wo er sie zuerst sah, auf allen Wegen und Stegen. Ihr zu Liebe besuchte er fleißig die Kirche und

*) II, 260.

**) Ebendas.: „Den Tag vorher war Wolfgang in Offenbach gewesen, da war ein Wirthshaus zur Rose, die Tochter hieß das schöne Gretchen; er hatte sie sehr gern; das war die erste, von der ich weiß, daß er sie lieb hatte."

weidete unter dem langen protestantischen Gottesdienste Augen und Herz an ihrem Anblicke. Sie beim Herausgehen anzureden getraute er sich nicht, noch weniger, sie zu begleiten; aber er war schon überglücklich, wenn sie ihn bemerkt und seinen Gruß flüchtig erwiedert hatte.

Um die Mystification jenes jungen Mannes noch weiter fortzuspinnen, verlangten Goethe's neue Freunde von ihm eine dritte Liebesepistel, als Antwortschreiben des Mädchens auf den poetischen Brief ihres Liebhabers. Goethe'n war dieser Auftrag sehr willkommen, und er führte ihn mit großer Wärme aus; denn er dachte sich jetzt dabei alles Schöne und Liebe, was er gern von Gretchens Hand an ihn selbst geschrieben gesehen hätte. Wie das Concept dieser neuen poetischen Epistel auf die anmuthigste Weise eine nähere Erklärung zwischen Goethe und seiner Geliebten herbeigeführt, wollen wir seiner Selbstbiographie nicht nacherzählen; wir würden dadurch nur Gefahr laufen, von einer reizenden Dichtung eine Copie mit matten Farben zu liefern.

Goethe's Gesellen kamen bald auf den Gedanken, daß sie von seinem Talent einen bessern Gebrauch, als zu bloßer Befriedigung einer schadenfrohen Mystificirungslust machen könnten. Sie nahmen Bestellungen auf Gelegenheitsgedichte an, die er mit Leichtigkeit ausführte und von deren Ertrage sie sich dann gemeinsam ein paar lustige Abende machten. Ausdrücklich erwähnt sind in Wahrheit und Dichtung ein Hochzeitsgedicht, ein Leichencarmen und noch ein drittes Gelegenheitsgedicht. Später wollte es mit den Bestellungen nicht recht mehr fort; ja einmal kam sogar ein Gedicht mit Protest zurück, da es dem Besteller nicht gefallen hatte. Weil aber einer der jungen Leute von Goethe das Handwerk durchaus erlernen wollte, so wurde noch eine Reihe fingirter poetischer Aufgaben behandelt, bei deren Auflösung sie sich zwar noch immer gut genug unterhielten, aber, da sie nichts einbrachten, ihre kleinen Gelage viel mäßiger einrichten mußten.

Wenn wir Goethe's Alter, der damals kaum sein vierzehntes Jahr vollendet hatte, erwägen, und dabei die Art der Gesellschaft, in die er jetzt hineingerieth, die Beschaffenheit der Gespräche, die er hörte, die Welt, die sich ihm dadurch erschloß, die Sphäre von

Ideen, Gefühlen, Wünschen und Hoffnungen, die in ihm angeregt wurden, in Betracht ziehen: so tritt uns ein Mißverhältniß der erstaunlichsten und zugleich bedenklichsten Art entgegen. Sein Freund Pylades, der ungefähr gleichen Alters mit ihm sein mochte, erscheint als Verlobter mit seinem Bräutchen in jenem Kreise; er selbst schmiedet Plane einer unabhängigen Existenz, und findet, daß eigentlich Jedem von der Gesellschaft eine Frau nöthig sei. Nach der Darstellung in Wahrheit und Dichtung geht es zwar in Gespräch und Benehmen unter den jungen Glücksrittern noch gemäßigt und sittig genug zu; aber, wenn irgendwo, so möchte der Dichter gerade hier Manches vertuscht und gemildert haben. An einer andern Stelle der Selbstbiographie thut er ein Geständniß, das uns erkennen läßt, in welchen Regionen sich häufig die Unterhaltung bewegt haben mag. Er gesteht, daß er „bei der Geschichte mit Gretchen und an den Folgen derselben" die Erfahrung gemacht, wie zerrüttet und hinfällig im Innern die bürgerliche Gesellschaft sei, wie viele Familien durch Banqueroute, Ehescheidungen, verführte Töchter, Morde, Hausdiebstähle, Vergiftungen entweder in's Verderben stürzten oder sich kümmerlich auf dem Rande desselben erhielten. Noch mehr fühlt man sich befremdet, wenn er hinzufügt: er habe sogar, wie jung er auch war, in solchen Fällen oft die Hand zur Rettung und Erleichterung geboten; denn da seine Offenheit Zutrauen erweckte, seine Verschwiegenheit erprobt war, seine Thätigkeit kein Opfer scheute, und er in den gefährlichsten Fällen am liebsten wirkte, so habe er Gelegenheit genug gefunden, den Vermittler zu spielen, den Wetterstrahl abzuleiten und sonst in mancher Weise hilfreich zu sein. Auf solche Art mußte er freilich schon als Knabe nur zu tief in die verborgenen labyrinthischen Gänge blicken, die das gesellschaftliche Dasein bald hier, bald dort, mit einem verderblichen Einsturz bedrohen; und nach diesen Erfahrungen erscheint es weniger wunderbar, daß er einige Jahre später ein Stück, wie die Mitschuldigen, dichten konnte.

Ein gütiges Geschick hatte ihm aber unter dieser Umgebung einen schützenden Engel in Gretchen zugesellt. Die holde Anmuth ihres Wesens, die schöne Gelassenheit und Mäßigung ihres Benehmens wirkte höchst wohlthätig auf ihn und paralysirte zum Theil

wenigstens die nachtheiligen Einflüsse der übrigen Gesellschaft. Sie hielt ihn davon ab, sich zum Werkzeuge weiterer Mystificationen jenes jungen Mannes gebrauchen zu lassen. Einen Kuß wollte sie dem feurig Liebenden nicht gewähren; „nicht küssen!" sagte sie, „das ist so was Gemeines, aber lieben, wenn's möglich ist." Ueberhaupt hielt sie ihn durch ihr Betragen in schicklicher Entfernung. Wie sie Niemanden die Hand gab, so auch ihm nicht; sie litt keine Berührung; nur setzte sie sich manchmal, besonders wenn er schrieb und vorlas, neben ihn, legte ihm dann den Arm auf die Schulter und sah ihm in's Buch oder auf's Blatt, eine Vertraulichkeit, die sie sonst gegen Niemand ausübte. Wollte er aber sich ein Gleiches gegen sie herausnehmen, so entfernte sie sich und kam so bald nicht wieder.

Während so Goethe, von dieser ersten Liebe beglückt, die seligsten Tage verlebte, näherte sich der lang gehegte Wunsch, eine Kaiserkrönung zu schauen, seiner Erfüllung. Kaum war es entschieden, daß der Erzherzog Joseph zum römischen Könige gewählt und gekrönt werden solle, so begann der Vater seinen Wolfgang für die Auffassung eines so wichtigen staatsrechtlichen Actes vorzubereiten, indem er mit ihm die Wahl- und Krönungsdiarien der beiden letzten Krönungen, nicht weniger die Wahlcapitulationen durchging. Ein so höchst bedeutendes Ereigniß, meinte der Vater, dürfe man nicht etwa bloß gaffend und staunend an sich vorbeigehen lassen. Zu Ende des Jahres 1763 begannen sich in Frankfurt die Vorbereitungen zu der großen Feierlichkeit zu regen. Bei Rath wurden lange Ueberlegungen gepflogen, und bald erschien der Reichsquartiermeister, vom Erbmarschall gesandt, um die Wohnungen der Gesandten und ihres Gefolges zu bezeichnen. Nachdem die Ankunft der Letzteren, Eines nach dem Andern, und ihre erste solenne Gesammtauffahrt den 6. Februar 1764 stattgefunden, wurde nachher die Ankunft der kaiserlichen Commissarien und deren feierliche, mit großem Pompe geschehende Auffahrt bewundert. Der mittlere Stock des Goethe'schen Hauses war von einem kurpfälzischen Cavalier, der obere vom Nürnbergischen Geschäftsträger, Baron von Königsthal, eingenommen, so daß sich die Familie noch mehr, als zur Zeit der Franzosen, zusammengedrängt fand. Dieß benutzte Wolf-

gang zu einem Vorwande, um die meiste Zeit des Tages außer dem Hause zuzubrigen.

Auf den 3. März war der Wahlconvent anberaumt. Jetzt kam die Stadt durch die wechselseitigen Ceremonielbesuche der Gesandten in lebhafte Bewegung. Von den Persönlichkeiten dieser Männer machten einige einen bleibenden Eindruck auf Goethe, vor allen die des Brandenburgischen Gesandten, des Barons von Plotho, eines kleinen, gedrungenen, mit schwarzen Feueraugen keck um sich blickenden Mannes, der vom siebenjährigen Kriege her als ein diplomatischer Held berühmt war. Obwohl seine eigene Kleidung, wie die Livreen und Equipagen, gegen die von anderen Abgeordneten für spärlich gelten konnten, so waren doch Aller Augen ihm zugewandt, da auf ihm der Abglanz seines großen Königs ruhte. Wie in einem überlegten Kunstwerke wurden nun die öffentlichen Auftritte immer bedeutender und großartiger; die Menschen wuchsen an Zahl, die Personen an Würde, die Umgebungen an Pracht. Am 21. März hielt der Kurfürst von Mainz, Emmerich Joseph, unter betäubendem Kanonendonner, der von nun an fast nicht mehr enden sollte, seinen glänzenden Einzug, worauf bald auch die Ankunft von Kur-Trier und Kur-Cöln folgte. Besonders interessirte Goethe'n, als Frankfurter Bürger, die Ablegung des Sicherheitseides, den vor dem Wahltage der Rath, das Militair und die Bürgerschaft persönlich und in Masse, theils auf dem großen Römersaale, theils auf dem Römerberge, leisteten, und wobei sich das ganze Gemeinwesen nach seiner Zusammensetzung und seinen Abstufungen, wie mit Einem Blicke übersehen ließ. Am Wahltage selbst hatte Goethe den Genuß, die höchsten und hohen Personen, die sich bisher nach moderner Weise nur in Carossen hin- und herfahrend gezeigt hatten, nunmehr nach uralter Sitte zu Pferde zu erblicken. Sehr romantisch erschienen ihm unter freiem Himmel diese rothen, mit Hermelin ausgeschlagenen Fürstenmäntel der drei geistlichen Kurfürsten, die er bisher nur auf Gemälden gesehen; auch erfreute er sich höchlich an den Botschaftern der abwesenden weltlichen Wahlfürsten in ihren von Gold blitzenden spanischen Kleidern und den alterthümlich aufgekrempten Federhüten. Nachdem er vom Römer aus den Zug bewundert hatte, drängte er sich in die Kirche und hörte hier endlich nach langem Harren in dem

wogenden Gedränge Joseph den Zweiten als römischen König verkünden. Von diesem Tage an ward der Zudrang der Fremden immer stärker; Alles erschien in Gala, so daß zuletzt nur noch die ganz goldenen Anzüge Aufmerksamkeit erregten.

Wenn diese stets wachsende Pracht und Fülle bedeutender Erscheinungen die meisten Zuschauer allmählig ganz verwirren und abstumpfen mußte, so kam unserm jungen Freunde, außer den vorbereitenden Studien, noch Zweierlei zu Hilfe, um eine reine und besonnene Auffassung des Ganzen zu erleichtern. Sein Vater und der Baron von Königsthal hatten mit einander beredet, daß Wolfgang Abends von dem Geschehenen sowohl mündlich, als in kleinen Aufsätzen, genauen Bericht erstatten sollte, wobei sie theils ihr eigenes Interesse, theils seine Uebung im Auge hatten. Schon dieß mußte ihm ein Sporn sein, das Wichtigere vom Unwichtigern zu unterscheiden, und sich die Folge und den Zusammenhang der Erscheinungen einzuprägen. Ebenso hatte er die Wahlverhandlungen zum Behufe seines Vaters abzuschreiben, und lernte dabei den innern Gang der Dinge kennen, der ihm für die Betrachtung der äußeren Vorgänge häufig ein leitender Faden war. Mehr aber, als dieses, trug seine Neigung zu Gretchen dazu bei, daß die unendlich mannichfaltige Welt, die ihn umgab, doch nur einen einfachen harmonischen Eindruck auf ihn machte. Gretchen war lernbegierig und er, von seinem Vater her, zum Lehren aufgelegt. So war er denn immer bemüht, Alles recht gut zu sehen und zu fassen, um es ihr wiederholen und erklären zu können. Ja, er beschrieb oft einen vorbeigehenden Zug halblaut vor sich selbst, damit er sich alles Einzelnen recht versicherte und von seiner Schönen gelobt würde. Den Beifall und die Anerkennung der Anderen gesteht er nur als eine Zugabe angesehen zu haben.

In diesem Sinne betrachtete er nun auch den Einzug des Kaisers und des künftigen Königs, welcher jetzt in der Reihe der Feierlichkeiten folgte, und alles Frühere an Großartigkeit und blendendem Glanze weit hinter sich ließ. Goethe kam an dem festlichen Tage und den nächstfolgenden, wo auch die Reichs-Insignien gebracht wurden, vor lauter Beschäftigung nicht zu sich. Zu Hause gab es Allerlei zu schreiben und zu copiren, und draußen Unzähliges

zu sehen. Er hatte von dem, was zuletzt vorgegangen und was an dem herannahenden großen Tage der Krönung zu erwarten sei, seiner Geliebten eine ausführliche Belehrung versprochen. Endlich gelang es ihm eines Abends, sich frei zu machen, und er eilte noch spät zu ihrer Wohnung. Die Unterhaltung mit Gretchen beflügelte die Stunden, und es war schon Mitternacht vorüber, als Goethe endlich aufbrechen wollte. Zum Unglücke hatte er den Hausschlüssel vergessen und konnte nun, ohne das größte Aufsehen zu erregen, nicht in's älterliche Haus zurück. Seine Verlegenheit war groß. Da schlug Gretchen, mit Zustimmung der übrigen Gesellschaft, vor, den Rest der Nacht zusammen zu bleiben. Sie ging sogleich, um Kaffee zu kochen, welcher den Schlaf noch für einige Zeit verscheuchte. Bald aber stockte sowohl das Gespräch, als das Spiel, wozu Einige ihre Zuflucht genommen hatten. Die Mutter schlief im Sessel, Pylades mit seiner Schönen saß in einer Ecke; die Uebrigen nickten hier und dort. Nur Goethe und Gretchen, in einer Fensterecke sitzend, wachten noch, in leiser Unterhaltung begriffen. Aber auch sie ward endlich vom Schlafe übermannt und lehnte einschlummernd ihr Köpfchen an seine Schulter. So saß nun Goethe allein wachend da, in der wunderlichsten Lage, bis auch ihn der freundliche Zwillingsbruder des Todes beruhigte. Es war heller Tag, als er erwachte. Gretchen stand vor dem Spiegel und rückte ihr Häubchen zurecht. Sie war liebenswürdiger als je, und drückte beim Scheiden ihm herzlich die Hände. Goethe schlich auf einem Umwege nach Hause, um nicht vom Vater durch ein Guckfensterchen, welches dieser in der Mauer nach dem kleinen Hirschgraben zu angebracht hatte, bemerkt zu werden. Seine Abwesenheit beim Morgenthee hatte die Mutter durch Vorschützen eines frühen Geschäftes zu beschönigen gewußt.

Endlich brach der Krönungstag an, der 3. April 1764. Von einem bequemen Platze in den oberen Etagen des Römers sah Goethe, wie in der Vogelperspective, die mannichfachen Anstalten zum Feste, den neuerrichteten Springbrunnen mit zwei großen Kufen rechts und links, in welche der Doppeladler auf dem Ständer weißen und rothen Wein aus seinen zwei Schnäbeln gießen sollte, den hochgethürmten Haferhaufen, die große Bretterhütte, worin schon einige Tage ein ganzer fetter Ochse an einem ungeheuern Spieße bei

Kohlenfeuer schmorte. Bald verkündete das ahnungsvolle Geläute der Sturmglocke den Beginn des Festes. Zuerst sah man den Zug der Herren von Aachen und Nürnberg die Reichskleinodien nach dem Dome bringen, wohin sich bald nachher auch die drei Kurfürsten begaben. Dann schwang sich der Erbmarschall, Graf von Pappenheim, auf sein Pferd, ein schöner, schlanker Herr, in reicher spanischer Tracht; ihm folgten, unter dem Schalle aller Glocken, die Gesandten, gleichfalls zu Pferde, nach dem kaiserlichen Quartiere. Nicht lange währte es, so erblickte man von dort aus einen unendlichen Zug sich daher bewegen, worauf die Menge der reichgekleideten Dienerschaft, der Behörden, des stattlichen Adels, dann die Wahlbotschafter, die Erbämter und zuletzt unter dem reichgestickten, von zwölf Schöffen und Rathsherren getragenen Baldachin den Kaiser in romantischer Kleidung, zur Linken, etwas hinter ihm, seinen Sohn, in spanischer Tracht, langsam auf prächtig geschmückten Rossen einherschwebend. So ging der herrliche Zug in den Dom, wo nach und unter unendlichen Ceremonieen die Salbung, die Krönung, der Ritterschlag vorgenommen wurden. Mittlerweile blieben Goethe und seine Freunde auf ihrem Platze und genossen zu einer frugalen Mahlzeit, aus kalter Küche bestehend, den besten und ältesten Wein der Familienkeller. Sodann sahen sie den aus dem Dome rückkehrenden Krönungszug vom Markte her nach der Römerthüre zu über einen eigens dazu aufgebrückten, mit rothgelbem und weißem Tuche belegten Bretterweg heranschreiten, und konnten so die Majestäten, die sie eben zu Roß sitzend angestaunt hatten, nun auch zu Fuße wandelnd bewundern. Ein höchst merkwürdiges und belustigendes Schauspiel bot sich dar, als das Tuch der Bretterbrücke, und später der Hafer, der Weinspringbrunnen und der gebratene Ochse dem Volke preisgegeben wurden. Zuletzt wußte Goethe sich auch noch den Eintritt in den großen Römersaal zu verschaffen, wo Kaiser und König, von hohen Personen bedient, auf Thronstufen erhöht, unter Baldachinen in ihrem Ornate beim Festmahle saßen.

Warum hat der Anblick dieser großartigen politisch-religiösen Feierlichkeiten gar keinen Einfluß geübt auf die Richtung von Goethe's Poesie in den nächsten Jahren? Wenn es wahr ist, was Gervinus sagt, daß ihm nur ein großes öffentliches Leben gefehlt

hat, um ein großer patriotischer Dichter zu werden, warum hat dieses in seiner Art einzige Fest ihm keine einzige poetische Blüthe entlockt, die der Ausdruck eines erhöhten vaterländischen Bewußtseins gewesen wäre? Es begegnete hier doch so Manches seinem Blicke, was besonders die Brust eines phantasiereichen Jünglings mit freudigem Stolze schwellen konnte; in jenen symbolischen Ceremonieen trat, wie Goethe selbst sagt, das durch so viele Pergamente, Papiere und Bücher verschüttete deutsche Reich einmal wieder für einen Augenblick lebendig dem Sinne und Herzen entgegen. Auch als Frankfurter mußte sich Goethe von der Feier lebhaft angesprochen fühlen. Seine Vaterstadt nahm gastlich so viele Souveraine und ihre Repräsentanten auf, und erschien neben ihnen selbst als kleine Souverainin; und an dem Mitgefühle dieser Ehre, an dem Hunderttausendtheilchen einer Hoheit, die jetzt in vollem Glanze erschien, labte sich das Herz jedes Frankfurter Bürgers. Aber Goethe blickte, so jung er war, auch hinter die Coulissen dieser glänzend decorirten Bühne. Indem er Abends seine Canzelistenarbeit betrieb, sah er, wie viele kleinliche Monita von allen Seiten einliefen, wie eigensüchtig jeder Stand bei der neuen Capitulation nur auf Wahrung seiner Gerechtsame, auf Vermehrung seines Einflusses bedacht war. Symbolisch stellte sich ihm diese Zerrissenheit des deutschen Reiches in dem Speisesaale der Majestäten dar, wo die Büffete und Tische sämmtlicher weltlichen Kurfürsten zwar prächtig aufgeputzt, aber herrenleer dastanden. Mußte dieses schon seine patriotische Begeisterung dämpfen, so kam dazu noch das Zusammenfallen seiner ersten Liebe mit der Krönungsfeierlichkeit. Das Erwachen des mächtigsten aller menschlichen Gefühle ließ den vaterländischen Empfindungen wenig Raum; und wie es bei Goethe heißt, daß ein Liebender gern Sonne, Mond und Sterne verpuffen möchte, um der Geliebten ein lustiges Feuerwerk zu bereiten, so mußten ihm auch alle jene glänzenden Festlichkeiten nur zur Verherrlichung seiner Liebe dienen.

Den Abend des Krönungstages verbrachte Goethe mit Gretchen und mit Pylades und seiner Schönen, indem sie die prächtig illuminirten Straßen durchwanderten. Sie staunten die feenartigen Flammengebäude an, womit die verschiedenen Gesandten einander

zu überbieten suchten. Allen aber lief der Fürst Esterhazy den Rang ab, der die große Linden-Esplanade am Roßmarkte vorn mit einem farbig erleuchteten Portal und im Hintergrunde mit einem prachtvollen Prospect hatte verzieren lassen. Während sie dort nun, zu vieren aneinander geschlossen, zwischen den mit leuchtenden Guirlanden verknüpften Bäumen auf und ab gingen, glaubte Goethe an Gretchens Seite in den glücklichen Gefilden Elysiums zu wandeln. Er ahnte nicht, wie bald er gemahnt werden sollte, daß er noch auf Erden war, wo dem höchsten Glücke ein schmerzliches Leiden auf dem Fuße folgt. Als er Gretchen bis an ihre Thüre gebracht hatte, küßte sie ihn auf die Stirne. Es war das erste und das letzte Mal; denn er sollte sie nie wiedersehen.

Am andern Morgen erschien der Hausfreund, Rath Schneider, mit Thränen in den Augen, aus Auftrag von Goethe's Vater und der Obrigkeit, auf seinem Zimmer, um von ihm ein aufrichtiges Bekenntniß über gewisse schwere Vergehen zu verlangen, woran man ihn als Theilnehmer angeschuldigt hatte. Die Polizei war einem Complotte von jungen Leuten auf die Spur gekommen, die von verwegenen Mystificationen, lustigen Geldschneidereien und allerlei possenhaften Verbrechen nach und nach bis zu Verfälschung von Papieren, Nachbildung von Handschriften, Unterschiebung von Schuldscheinen und anderen strafwürdigen Dingen fortgeschritten waren. Da als einer ihrer Versammlungsörter auch das Haus bezeichnet wurde, welches Goethe zu besuchen pflegte, so lag es nahe genug, ihn in das Complott verwickelt zu glauben. Er konnte nicht läugnen, daß er manche Nacht spät nach Hause gekommen, daß er sich einen Hausschlüssel zu verschaffen gewußt, daß er mit Personen von geringem Stande an Lustorten bemerkt worden, daß Mädchen in die Sache verwickelt seien, daß er in Anderer Namen Briefe verfaßt. Obendrein gehörte zu den meist Compromittirten ein junger Mensch, den Goethe auf den Wunsch von Gretchens Vettern seinem Großvater zu einer vakanten mittlern Stelle empfohlen, und der sich hauptsächlich um jenes Amt beworben hatte, um gewisse Bubenstücke zu unternehmen oder zu bedecken. Goethe beobachtete Anfangs dem messianischen Freunde gegenüber ein standhaftes Schweigen, um nicht seine Bekannten, besonders Gretchen und ihre Vettern, irgend

einer Gefahr auszusetzen. Als aber ihr Haus ausdrücklich genannt wurde, hielt er alles fernere Zurückhalten für unnütz und erzählte dem Freunde mit immer wachsender leidenschaftlicher Aufregung den ganzen Hergang der Dinge, erklärte aber zugleich, daß, wenn man seine Bekannten nicht schonen und ihre Thorheiten verzeihen wolle, er sich ein Leid anthun würde. Der Hausfreund entfernte sich, nachdem er ihm auferlegt hatte, auf seinem Zimmer zu bleiben, und mit Niemand, als mit den Seinigen, zu communiciren.

Jetzt, in der Einsamkeit, begann Goethe sich die schwersten Vorwürfe über sein Geständniß zu machen. Er glaubte vorauszusehen, daß man die kindlichen Handlungen, die jugendlichen Neigungen und Vertraulichkeiten ganz anders auslegen würde, und fürchtete, die Geliebte, den guten Pylades, die Vettern in großes Unglück hineingezogen zu haben. Von Schmerz überwältigt, warf er sich die Länge lang auf die Erde und benetzte den Boden mit seinen Thränen. So fand ihn seine Schwester Cornelia und erschrack über die Gewalt seiner Leidenschaft. Vergebens bemühte sie sich, ihn durch allerlei Trostgründe aufzurichten; umsonst war das Zureden der Mutter, die ihn, wie Cornelia, von Zeit zu Zeit besuchte; er fand keinen größern Genuß, als wechselsweise die Bilder seiner Neigung und seines frühern Glückes und die des gegenwärtigen und möglichen Unglückes hervorzurufen. Am zweiten Tage kamen Mutter und Schwester, um im Namen des nun besser unterrichteten Vaters ihm eine völlige Amnestie anzubieten und ihn zum Beschauen der Reichs-Insignien einzuladen; allein er wollte von Nichts wissen; der ganze weitere Verlauf der Krönungsfeierlichkeiten ließ ihn kalt und theilnahmlos, und wie beim Dankfeste der letzte Kanonendonner verhallte und der Pulverdampf in die Lüfte schwand, war alle diese Herrlichkeit aus seiner Seele getilgt.

Die Heftigkeit seines Seelensturms verursachte zuletzt eine körperliche Krankheit, so daß man den Arzt zu Hülfe rufen und ihn auf alle Weise zu beschwichtigen suchen mußte. Man gab ihm die Versicherung, seine nächsten Freunde, an jener Schuld so gut wie unbetheiligt, seien mit einem leichten Verweise davon gekommen, und Gretchen habe sich aus der Stadt wieder nach ihrer Heimath begeben. Die letztere Nachricht wirkte schlimm genug auf ihn; denn

er sah darin keine freiwillige Abreise, sondern eine schmähliche Verbannung. Nach einiger Zeit gesellte man Goethe'n einen besondern Aufseher in einem Manne bei, den er glücklicherweise liebte und schätzte. Dieser hatte früher eine Hofmeisterstelle in einem befreundeten Hause bekleidet; jetzt, in diesen Leidenstagen, besuchte er Goethe'n häufig und bezog zuletzt ein Zimmer neben dem seinigen. Von ihm erfuhr der Patient das gesammte Ergebniß der Untersuchung, wobei sich herausgestellt hatte, daß die Vettern ganz unschuldig und nur im Allgemeinsten mit jenen strafbaren jungen Leuten bekannt waren. Gretchen aber hatte bei den Examinatoren das herrlichste Zeugniß davon getragen; man hatte an ihr nur Gutes und Liebes finden und die Entfernung aus der Stadt, die sie wünschte, ihr nicht versagen können. Ihr Bekenntniß in Beziehung auf Goethe lautete: „Ich kann nicht läugnen, daß ich ihn oft und gern gesehen habe; aber ich habe ihn immer als ein Kind betrachtet, und meine Neigung zu ihm war wahrhaft schwesterlich. In manchen Fällen habe ich ihn gut berathen, und anstatt ihn zu einer zweideutigen Handlung aufzuregen, habe ich ihn verhindert, an muthwilligen Streichen Theil zu nehmen, die ihm hätten Verdruß bringen können."

Als Goethe erfuhr, wie Gretchen ihn als ein Kind zu den Acten erklärt, ging plötzlich eine große Verwandlung in ihm vor. Er fand es unerträglich, daß ein Mädchen, die höchstens ein paar Jahre mehr zählte, ihn für ein Kind halten sollte; er nannte ihren Namen nicht mehr, obwohl er von der Gewohnheit nicht ablassen konnte, sich ihr Bild lebhaft zu vergegenwärtigen. Wie verhaßt erschien ihm jetzt das vertrauliche Wesen, das sie sich gegen ihn erlaubt, ihm aber nicht zu erwiedern gestattet hatte! Wie kindisch kam ihm das Klagen und Rasen vor, dem er sich oft halbe Nächte durch überlassen, wie thöricht das Weinen und Schluchzen, wodurch er zuletzt dahin gekommen war, daß er kaum mehr schlingen konnte! Er entschloß sich rasch, das Vergangene hinter sich zu werfen und durch frische Tätigkeit ein neues Leben zu beginnen.

Das Lieblingsstudium seines Stubennachbars und Freundes war die Philosophie. Goethe ließ sich dadurch auf ein Gebiet locken, auf dem er sich bisher noch gar nicht umgesehen hatte. Aber die

philosophischen Lehren wollten in der Art und Folge, wie sie ihm überliefert wurden, in seinem Kopfe nicht zusammenhängen; er that allerlei Fragen, die der Freund erst später zu beantworten versprach, ja er behauptete sogar die Unnöthigkeit einer abgesonderten Philosophie, weil sie schon in der Religion und Poesie enthalten sei. Da es mit dem dogmatischen Vortrage nicht ging, so begann der Freund mit ihm die Geschichte der Philosophie, wobei er den kleinen Brucker zu Grunde legte. Hier kam Goethe'n nun eine Lehre so gut wie die andere vor; an den ältesten Systemen gefiel ihm besonders das Zusammenfallen von Poesie, Religion und Philosophie in Eins. Aber beim Weiterschreiten konnte er sich immer weniger zurechtfinden; er vermochte weder der Platonischen Philosophie, noch der des Aristoteles eine sonderliche Frucht abzugewinnen. Zu den Stoikern hatte er früher schon einige Neigung gefaßt, und studirte nun zum Verdrusse des Freundes, der ein so einseitiges Treiben ungern sah, mit großer Theilnahme den Epictet.

Unterdessen war die Jahreszeit schön geworden, und Goethe begann mit seinem Freunde Ausflüge nach den Vergnügungsörtern um die Stadt her zu machen. Allein hier ward es ihm nicht wohl; er hatte die glückliche Unbefangenheit verloren, die an keinen Beobachter denkt; er glaubte Aufmerksamkeit, Kritik zu erregen; er fürchtete bald da, bald dort einen der Vettern hervortreten zu sehen. Daher zog er seinen Freund in die Stille der Wälder, und suchte sich hier einen ernsten, von uralten Eichen und Buchen umschatteten Platz. Auf die scherzende Bemerkung des Freundes, daß er sich in seiner gefühlvollen, religiösen Hingebung an die einsame, große Natur als einen ächten Abkömmling der alten Germanen bewähre, rief er aus: „Gewiß gibt es keine schönere Gottesverehrung, als die, zu der man kein Bild bedarf, die bloß aus dem Wechselgespräche mit der Natur in unserm Busen entspringt!" Indeß genügten ihm diese unbestimmten, erhabenen Gefühle auf die Dauer nicht in dem heiligen Walde. Die alte, halb natürliche, halb erworbene Neigung, alle Gegenstände gleich den Malern, worunter er von jeher gelebt, in Bezug auf die Kunst anzusehen, trat in der Einsamkeit lebhaft hervor. „Wo ich hinsah," erzählte er selbst, „erblickte ich ein Bild,

und was mir auffiel, was mich erfreute, wollte ich festhalten; und ich fing an, auf die ungeschickteste Weise nach der Natur zu zeichnen." Wir wissen aus dem Frühern, wie gering die technische Vorbildung war, die er zu dieser schwierigen Kunst empfangen; auch hatte ihn die Natur, wie er selbst gesteht, eben so wenig zum Zeichnen für's Einzelne, als zum descriptiven Dichter bestimmt. Nichts desto weniger hing er mit Hartnäckigkeit solchen Uebungen nach, und gewann dadurch wenigstens eine große Aufmerksamkeit auf die äußere Welt. Sein Vater suchte diese Bestrebungen auf alle Weise zu fördern. Er umzog die unvollkommenen Skizzen mit Linien, schnitt die unregelmäßigen, grauen, oft schon auf einer Seite beschriebenen Blätter zurecht, legte eine Sammlung derselben an und nährte dadurch, wenn er auch nicht des Sohnes Talent zu steigern vermochte, doch in ihm den Ordnungssinn, der sich später in so vielfacher Weise wirksam zeigte.

Dieses Zeichnen nach der Natur ward denn auch eifrig bei manchen Ausflügen nach dem Gebirge geübt, das von Kindheit auf so ernsthaft vor ihm gestanden hatte. Mit heiterer Gesellschaft besuchte er Homburg, Kronburg, bestieg den Feldberg, ließ Königstein nicht unbesehen, verweilte mehrere Tage in und bei Wiesbaden und Schwalbach, wandte sich dann dem Rheine zu, den man schon von den Höhen herab weithin sich hatte schlängeln sehen, erfreute sich an der Lage Biberichs und bewunderte Mainz, wo der Drusenstein auf dem Walle gezeichnet wurde. Die Ausbeute an größeren landschaftlichen Ansichten, die er mitbrachte, war freilich sehr gering; dafür hatte er aber jedes alte Schloß, jedes verfallene Gemäuer, das auf die Vorzeit deutete, nachzubilden gesucht.

Von solchen Excursionen fühlte er sich aber immer wieder lebhaft durch das eigene Verhältniß zu seiner Schwester Cornelia nach Hause zurückgezogen. Gemeinsames Spiel und Lernen in den Jahren der Kindheit hatte, so wie sich Beider physische und moralische Kräfte entwickelten, immer mehr eine herzliche Zuneigung, ein festes Vertrauen erzeugt. Cornelia war groß, wohl und zart gebaut, und hatte viel natürliche Würde in ihrem Betragen; aber ihre Gesichtszüge waren nicht weiblich schön. Eine durch die Mode der Zeit sehr

entblößte und vergrößerte Stirne*), starke, schwarze Augenbraunen, vorliegende Augen, die tiefsten, welche Goethe jemals gesehen zu haben bekennt, scheinen ihrem Gesichte einen zu männlichen Ausdruck gegeben zu haben; sie mochte dem Bruder außerordentlich ähnlich sein, so daß sie wohl für Zwillinge gelten konnten. Und wie ihr Aeußeres nicht anziehend war, so wirkte auch ihr Inneres auf die Meisten durch eine gewisse Würde ablehnend; der Ausdruck ihres Blickes hatte nichts Sehnsüchtiges und Verlangendes; er war voll und reich, und schien nur geben, nicht empfangen zu wollen. Cornelia empfand es lebhaft, daß sie wenig Anziehungskraft auf junge Männer übte, wenn gleich ein Kreis von Freundinnen sich ihr mit Achtung und Liebe unterordnete, und schloß daher nur um so inniger sich an den Bruder an.

Einem jungen Engländer jedoch, der sich in einer Frankfurter Pension bildete, flößte Cornelia eine lebhafte Neigung ein. Durch den Umgang mit ihm wurde Goethe in dem mündlichen Gebrauche des Englischen gefördert, und eignete sich die Wunderlichkeiten der Aussprache an. Groß, schlank und wohlgebaut, ruhig und bisweilen sogar trocken in seinem Betragen, aber voll Güte und Liebe, paßte der junge Fremdling trefflich zu Cornelia; und das ernste Paar stach seltsam gegen den Kreis von leichteren Charakteren ab, worin sich Goethe und seine Schwester damals bewegten.

Die Darstellung dieses Verhältnisses in Goethe's Selbstbiographie ist neuerdings, seitdem Jahn in den „Briefen an Leipziger Freunde" Mittheilungen aus Cornelia's Briefen und Tagebüchern gemacht hat, aus unzureichenden Gründen angezweifelt worden. Es zeigt sich nämlich dort, daß Cornelia auch im October 1768 eine lebhafte Neigung zu einem jungen Engländer Harry gefaßt hat, der aber damals Frankfurt bald, ohne ihr Lebewohl zu sagen, verließ. Jahn hält nun diesen Engländer mit dem von Goethe erwähn-

*) Die Schilderung, welche Goethe von seiner Schwester (Bd. 21, 15 ff.) gibt, wird durch ein in den „Briefen an Leipziger Freunde" (herausg. von O. Jahn) mitgetheiltes Portrait Cornelia's vollkommen bestätigt. Es stammt aus dem Nachlaß von Friederike Oeser, und war von Goethe im Jahre 1773 auf den Rand eines Correcturbogens des Götz mit Bleistift flüchtig entworfen worden.

ten aus der Pfeil'schen Pension für identisch und meint, der Dichter möge ihn zwar schon vor seiner Abreise nach Leipzig kennen gelernt haben, aber dessen Neigung zu Cornelia sei erst später entstanden, und Goethe habe später bei der Heimkehr nach Frankfurt das Verhältniß ausgebildet vorgefunden. Düntzer glaubt sich gar zu der Annahme berechtigt, das ganze Verhältniß Corneliens zu dem Engländer aus der Pfeil'schen Pension in den October 1768 zu versetzen. Die Sache ist einfach diese, daß die beiden Engländer eben zwei ganz verschiedene Personen waren. Cornelia erwähnt nichts davon, daß Harry ein Zögling der Pfeil'schen Pension gewesen, wie es denn auch unwahrscheinlich ist, daß Goethe nach dem Universitätstriennium mit Pensionszöglingen Umgang gepflogen habe; sie sagt bloß: Il y a ici un jeune Anglais que j'admire beaucoup u. s. w. Nach Goethe's Beschreibung war der Pensionszögling zwar groß und wohlgebaut, aber sein Gesicht klein, eng beisammen und durch Blattern entstellt, während Cornelia Harry als den reizendsten jungen Mann bezeichnet, den sie je gesehen. Mit jenem Pensionszögling hatte Goethe im J. 1765 viel Verkehr; er übte mit ihm das Englische und ließ sich Manches von seinem Lande und Volke erzählen. Cornelia war bei diesen englischen Unterhaltungen oft zugegen, und eignete sich, wie ihr Bruder, die persönlichen Eigenheiten in der Aussprache ihres jungen Lehrers so sehr an, daß sie zuletzt wie aus Einem Munde zusammen englisch zu sprechen schienen. Der junge Fremde ging lange in Goethe's Aelternhause aus und ein, ohne seine Leidenschaft für Cornelia zu verrathen, bis sie sich zuletzt unversehens und auf einmal kund gab. Der kleine Liebeshandel wurde, wie Goethe bemerkt zu haben glaubte, schriftlich und mündlich in englischer Sprache durchgeführt; denn des Fremdlings Bemühen, von Goethe und seiner Schwester das Deutsche zu erlernen, wollte nicht gelingen. Er nahm mit Cornelia Theil an den sommerlichen Lustfahrten, die Goethe und seine Genossen veranstalteten. Nichts von alle dem findet sich bei dem Engländer Harry, der nur kurze Zeit im Herbst 1768 in Frankfurt verweilt zu haben scheint. Von einem vertrauten Verkehr desselben mit Goethe ist keine Rede; auch Cornelia scheint ihn selten gesehen zu haben; und zu einem entschiedenen Verhältniß zwischen Beiden ist es so wenig gekommen, daß Harry

nicht einmal eine Ahnung von Cornelia's Zuneigung gehabt haben mag. Kurz, das Ganze war nur ein raschentflogener, wenn auch lebhaft aufregender Liebestraum auf Seiten Corneliens, woraus es sich vollkommen erklärt, daß Goethe, der übrigens auch kaum etwas davon bemerkt haben mag, seiner gar nicht erwähnt. Man könnte darin füglich eine Nachwirkung von Corneliens früher Jugendliebe zu jenem von Goethe geschilderten Engländer erblicken; gesteht sie doch selbst im Anfange ihres Tagebuchs, daß sie sich für Grandison besonders deshalb so sehr interessire, weil er ein Engländer sei: »Je suis extrêmement portée pour ces gens là; ils sont si aimables et si sérieux en même temps, qu'il faut être charmée d'eux.«

Die muntere Gesellschaft, zu welcher sich jener Engländer mit Cornelia im Sommer 1765 hielt, benutzte die schöne Jahreszeit, wie schon angedeutet worden, zu mannigfachen Ausflügen, namentlich zu Wasserfahrten, wobei auf nächtlicher Rückkehr auch wohl die Yacht illuminirt wurde. Goethe hebt in seiner Selbstbiographie aus dem Personal der Gesellschaft besonders zwei junge Männer hervor. Der eine, etwa zweiundzwanzig Jahre alt, wußte den ganzen Kreis durch seinen Humor in die beste Laune zu versetzen. Mit vielen Anlagen geboren, hatte er seine Talente und besonders seinen Scharfsinn auf Jesuitenschulen ausgebildet und eine große Welt- und Menschenkenntniß, aber nur von der schlimmen Seite, gewonnen. Daher verbarg sich hinter seinem possirlichen und oft fratzenhaften Wesen eine große Menschenverachtung, die er Göthe'n einzuimpfen suchte. Dieser meint nun zwar, es habe bei ihm nicht greifen wollen, weil er noch immer große Lust hatte, gut zu sein, und Andere gut zu finden; allein schwerlich möchte die böse Saat in seinem Gemüthe ganz ohne Frucht geblieben sein, da frühere Erfahrungen und Einwirkungen ihr schon einen empfänglichen Boden bereitet hatten. Der zweite, mit Goethe mehr gleichalterig, Joh. Ad. Horn, war ein Humorist harmloserer Art. Von kleiner Gestalt, daher gewöhnlich Hörnchen genannt, etwas krummbeinig, von derben, aber gefälligen Formen, kraushaarig, mit einer Stumpfnase, etwas aufgeworfenem Munde und kleinen, funkelnden Augen, aus denen eine unzerstörbare Munterkeit sprach, forderte er schon durch sein Aeußeres die Gesellschaft zur Heiterkeit auf und gab sich gern als Zielscheibe ihres Witzes

hin. Durch Goethe's Beispiel, der jene Lustparthieen und die dabei vorkommenden Zufälligkeiten poetisch aufzustutzen pflegte, ließ er sich zu ähnlichen Arbeiten verleiten, und versuchte sich auch im komischen Epos, welches damals an der Tagesordnung war. Das Gedicht behandelte in Alexandrinern die Abenteuer einer Schlittenfahrt, und gefiel dem lustigen Kreise höchlich. Horn sollte Goethe'n auf die Akademie folgen und hat, wie dieser dankbar anerkennt, viele Jahre mit unendlicher Liebe und Geduld sich zu ihm gehalten. Außerdem gehörte schon damals zu Goethe's nächsten Freunden Joh. Jak. Riese, der nach der Universität Marburg ging.

Ueber diesen geselligen Vergnügungen*) wurde die Vorbereitung zur Universität nicht versäumt. Seinem Vater zu Liebe repetirte Goethe fleißig den kleinen Hopp, und befestigte sich in dem Hauptinhalte der Institutionen. Aber seine Vielgeschäftigkeit, von der wir schon so manche Proben kennen gelernt, sollte sich kurz vor seinem Abgange zur Akademie auf's Aeußerste steigern. Er studirte die Geschichte der alten Literatur, durchlief Geßner's Isagoge und Morhof's Polyhistor, gerieth über Bayle's Wörterbuch und kam so in Gefahr, sich eher zu verwirren, als zu bilden. Dabei las er eifrig die lateinischen Schriftsteller, wogegen das Griechische, so wie das Hebräische und die biblischen Studien in den Hintergrund traten. Vielleicht wollte er aber auch mit diesem unruhigen, hastigen Fleiße seine jetzige Abneigung gegen die Vaterstadt und seine wachsende Sehnsucht nach anderen Verhältnissen betäuben. Nicht bloß Gretchens Viertel, sondern die ganze Stadt mit ihren alten Mauern

*) Düntzer spricht auch die oben erwähnten Lustfahrten, der so genau detaillirten Erzählung Goethe's entgegentretend, dem Sommer 1765 ab, und verlegt sie in eine viel spätere Zeit, wo Goethe nicht bloß die Leipziger, sondern sogar die Straßburger Universitätszeit und den Wetzlarer Aufenthalt hinter sich hatte. Hauptsächlich bestimmt ihn dazu der Umstand, daß der Rath Bernhard Crespel, in welchem er den in jenen Ausflügen vorzugsweise figurirenden, von Goethe nicht genannten humoristischen Jugendfreund zu erkennen glaubt, von einem längeren Aufenthalte in Paris erst im August 1765 nach Frankfurt zurückkehrte und also einen Theil des Sommers dort nicht zubrachte. Wir werden im zweiten Bande dieser Schrift auf den Gegenstand zurückkommen und bemerken hier nur, daß so gewaltsame Verrückungen des von Goethe selbst Ueberlieferten sich nur durch die dringendste Nothwendigkeit rechtfertigen lassen.

und Thürmen war ihm zuwider geworden, und nicht weniger mißfiel ihm die Verfaſſung der Republik, deren heimliche Gebrechen ihm nicht entgangen waren. So drängte ihn Alles einer neuen Umgebung, einem neuen Leben entgegen.

Achtes Capitel.

Aufbruch nach Leipzig. Eindruck der Stadt. Hofrath Böhme. Collegienbeſuch. Einwirkung bedeutender Lehrer an der Hochſchule. Verhältniß zu den Studenten. Einwirkung von Leipziger Frauen. Die Hofräthin Böhme. Kriſis in ſeinem poetiſchen Geſchmacke. Schloſſer's Beſuch. Verhältniß zu Annetten (Käthchen Schönkopf). Behriſch. Ein Briefconcept von Goethe. Theaterbeſuch.

Die Epoche, wo Goethe die Univerſität beziehen ſollte, Michaelis 1765, war unterdeſſen herangerückt. Sein Vater hatte nicht verſäumt, noch in der letzten Zeit ihm die Studien- und Lebensrichtung, welche er in der nun beginnenden Periode zu verfolgen hätte, in ſtundenlangen, angelegentlichen Geſprächen darzulegen, und entließ ihn ſo mit der Hoffnung, nach abſolvirtem akademiſchen Curſus einen wohlunterrichteten Rechtskandidaten in ihm wiederzuſehen, ohne zu ahnen, was für Plane und Entſchlüſſe mittlerweile ſich ſtill in dem Jünglinge entwickelt hatten. Um dieſe zu erläutern, holen wir etwas weiter aus; und es wird ſich uns dabei vielleicht ein tieferer Einblick in Goethe's Weſen eröffnen.

Was ein alter Aegyptier über die Griechen geäußert, daß ſie ewig Kinder geblieben, das haben Herder und Schloſſer von Goethe geſagt*), und damit vielleicht auf die allerprägnanteſte Weiſe bezeichnet, was ihn von den Neueren durchweg unterſcheidet. Das Kind bringt allem wahrhaft Wiſſens- und Aneignungswürdigen, Allem, was Geiſt und Gemüth nährt, ein friſches Intereſſe entgegen; es wird noch nicht durch eine beſondere Richtung gefeſſelt und für die übrigen theilnahmlos gemacht. Gegen den Stoff verhält es ſich noch gleichgültiger, das durch den Gegenſtand angeregte Spiel der Geiſtes- und Gemüthskräfte iſt es, worin ihm der eigentliche Reiz liegt. Der innere Bund der menſchlichen Natur iſt in ihm noch nicht zerriſſen und zerſtreut; alle Kräfte wirken noch harmoniſch zuſammen; daher das einzelne Kind noch als der Repräſentant ſeines Alters gelten kann, was vom einzelnen Manne nicht mehr gilt. Ein Gleiches hat Schiller mit Recht von den Griechen gerühmt. Der einzelne Hellene, ſagt er, qualificirte ſich zum Vertreter ſeiner Zeit, warum kann dieß der einzelne Neuere nicht? Warum darf er nicht, Mann gegen Mann, mit dem einzelnen Athenienſer um den Preis der Menſchheit ſtreiten? Die fortgeſchrittene Cultur iſt es, welche der neuern Welt dieſe Wunde ſchlug. Um die beſonderen Zweige menſchlicher Thätigkeit weiter zu fördern, mußten die Menſchen ſich mit allen Kräften auf Einen derſelben hinwerfen, mußten ſich an ein kleines Bruchſtück des großen Ganzen feſſeln und daher ſich ſelbſt nur als Bruchſtücke ausbilden. Nur ſo konnte es gelingen, dem gegenwärtigen Geſchlechte, als Einheit betrachtet, einen Vorzug vor jenem ſchönen Jugendalter der Menſchheit zu erringen; aber wenn die Gattung dabei gewann, ſo verlor der Einzelne; und wir müſſen jetzt, wie Schiller ſagt, „von Individuum zu Individuum herumfragen, um die Totalität der Gattung zuſammenzuleſen.“ Goethe war nun in eine neuere Zeit getreten mit dem vollſten Drange, wie die alten Hellenen, die Harmonie ſeines Weſens zu entwickeln, die Menſchheit in ſeiner Natur auszuprägen. Von einem hellen Bewußtſein wurde er dabei gewiß noch nicht in früheren Jahren geleitet; aber der dunkele Inſtinkt wirkte nur um ſo mächtiger in ihm. Es leuchtet ein, wie ſchwer dieſe Aufgabe, die Goethe in ſich fühlte, in unſerer Zeit durchzuführen war, welch' ein Fond von Geiſteskraft dazu gehörte, um ſie nur von fern zu löſen, wie viel weiter er ohne dieſen Trieb nach Einer Richtung hin hätte vorſchreiten können. In ſpäterm Alter beklagte er auch ſelbſt zuweilen jenes Streben nach Totalität. „Ich habe,“ äußerte er ſich eines Tages gegen Eckermann, „gar zu viel Zeit auf Dinge verwendet, die nicht zu meinem eigentlichen Fache gehörten. Wenn ich bedenke, was Lopez de Vega ge-

*) S. Riemer's Mittheilungen über Goethe I, 184.

macht hat, so kommt mir die Zahl meiner poetischen Werke sehr klein vor. Ich hätte mich mehr an mein eigentliches Metier halten sollen." Ein ander Mal sagte er: „Hätte ich mich nicht so viel mit Steinen beschäftigt, und meine Zeit zu etwas Besserm verwendet, ich könnte den schönsten Schmuck von Diamanten haben." Und so läßt er auch in den Wanderjahren durch Jarno nur zu Einem Handwerke rathen und die Ansicht aussprechen, daß jetzt die Zeit der Einseitigkeiten sei, und man den glücklich zu preisen habe, der dieses begreife und für sich und Andere in solchem Sinne wirke. Wir dürfen dagegen aber auch nicht verkennen, daß aus diesem Triebe Goethe's nach Universalität uns Früchte erwachsen sind, die auf keinem andern Wege zu erzielen waren; und sind wir hierbei um ein Dutzend poetischer Meisterwerke ärmer geworden, so entschädigt dafür die herrliche Erscheinung eines reich und harmonisch entwickelten Menschen, welche die Mitlebenden entzückte und auch der Nachwelt aus dem Ganzen seiner Leistungen erhebend entgegentritt.

Aus dem Gesagten wird es begreiflich, warum Goethe sich durch ganze Perioden seines Lebens hindurch einer so großen Vielgeschäftigkeit hingab, aber auch, warum er nicht das eigentliche Handwerk der verschiedenen Künste, die er angriff, zu erlernen vermochte, und in die Wissenschaften, worin er sich versuchte, auf autodidaktischen Wegen eindrang. Die ausgebildete Technik der Künste, der streng systematische Gang der Wissenschaften würden einzelnen seiner Kräfte Flügel angesetzt, aber das freie und harmonische Spiel aller gehemmt haben. Nur die Poesie, in welche die goldenen Fäden aller menschlichen Bestrebungen zusammenlaufen, konnte seine Lebensaufgabe werden, aber auch nicht als „Metier," sondern eben nur als Mittel- und Sammelpunct aller Radien seiner Thätigkeit.

Als nun Goethe an der Schwelle des akademischen Cursus stand, war es natürlich, daß die ihm vom Vater ausersehene juristische Laufbahn seinen Wünschen nicht zusagte; er beschloß im Stillen, weil er die Fruchtlosigkeit aller Gegenvorstellungen beim Vater kannte, „die poetische Nachbildung dessen, was er an sich selbst, an Anderen und an der Natur gewahr wurde," fortzusetzen, zugleich aber, da er doch einmal der Zukunft wegen ein bestimmtes Fach wählen mußte, sich dem Studium der Philologie, als dem eigentlichen Humanitätsstudium, zu widmen. Es hatte sich in ihm die Ueberzeugung gebildet, daß in den alten Sprachen nicht bloß alle Muster der Redekünste, sondern zugleich „alles andere Würdige, was die Welt jemals besessen," aufbewahrt sei. Schon hieraus erhellt, wie er den Begriff der Philologie faßte; er umschloß ihm nicht allein die Sprachen und Literaturen, sondern auch „die Alterthümer, die Geschichte und Alles, was daraus hervorquillt." Durch diese Studien hoffte er sich für einen akademischen Lehrstuhl zu befähigen, welcher ihm als die wünschenswertheste Stellung eines jungen Mannes erschien, dem es um Förderung eigener und fremder Bildung zu thun wäre. Zu dem Ende wäre er gern nach Göttingen gegangen, wo Männer, wie Heyne, Michaelis u. A. als leuchtende Sterne die Blicke auf sich zogen. Allein sein Vater beharrte unerbittlich bei dem Beschlusse, daß er in Leipzig studiren solle, wo er selbst seinen Universitäts-Cursus begonnen hatte.

So fuhr denn Goethe, vom Buchhändler Fleischer und seiner Gattin begleitet, nach seinem Bestimmungsorte ab. Die Jahreszeit war unfreundlich; ein anhaltender Regen hatte die Wege äußerst verdorben. Als sie zwischen Hanau und Gelnhausen zur Nachtzeit eine Anhöhe hinauffuhren, bemerkte Goethe zur Seite des Wegs in einer Tiefe eine Art von wundersam erleuchtetem Amphitheater. In einem trichterförmigen Raume blinkten unzählige blendende Lichtchen stufenweise über einander und hüpften zum Theil hin und her, während die meisten ruhig standen und fortflimmerten. Es blieb ihm unentschieden, ob es ein Pandämonium von Irrlichtern oder eine Gesellschaft leuchtender Thierchen gewesen sei. Das ungemeine Interesse aber, womit er das Phänomen beobachtete, war wieder ein Vorbote jener in späteren Jahren so anhaltend und liebevoll gepflegten Naturstudien. Durch Thüringen wurden die Wege noch schlimmer; in der Gegend von Auerstädt blieb, bei einbrechender Nacht, der Wagen stecken. Goethe leistete eifrig Beistand, um ihn loszuarbeiten, und dehnte sich dabei wahrscheinlich die Bänder der Brust übermäßig aus; denn er empfand bald nachher einen Schmerz, der von Zeit zu Zeit wiederkehrte und ihn erst nach vielen Jahren gänzlich verließ.

Er sah, wie Schiller, Leipzig zum ersten Male in der Meßzeit;

aber wenn diesem das Menschengetümmel, das bunte Vielerlei von Gegenständen etwas Neues war, so fand Goethe darin nur „die Fortsetzung eines vaterländischen Zustandes," bekannte Waaren und Verkäufer. Indeß erregten die aus östlichen Ländern herbeigekommenen Handelsleute, die Polen, Russen, und vor allem die Griechen durch Tracht und Gestalt seine besondere Aufmerksamkeit. Die Stadt selbst machte mit ihren schönen, hohen und gleichförmigen Häusern einen guten Eindruck auf ihn; nur das gefiel ihm nicht, daß ihr Anblick keine alterthümliche Zeit zurückrief. Am besten sagten ihm die großen, nach zwei Straßen ihr Gesicht wendenden Gebäude zu, die in den weiten, himmelhoch umbauten Hofräumen eine bürgerliche Welt umschlossen. In einem derselben, der Feuerkugel, zwischen dem alten und neuen Neumarkte, miethete er sich ein. Sein Stubennachbar war ein braver, wohlunterrichteter, aber armer Theologe, der sich durch übermäßiges Lesen in der Dämmerung ein Augenleiden zugezogen hatte.

Am 19. October wurde Goethe von dem damaligen Rector, Hofrath Ludwig, als Student inscribirt. Damals, wie auch noch später, gehörten die sämmtlichen Mitglieder der Universität, Lehrende wie Lernende, einer der vier bei der Stiftung bestimmten Nationen an: der meißnischen, sächsischen, baierischen und polnischen. Als Frankfurter ward Goethe der baierischen zugeschrieben. „So sah er sich denn," wie O. Jahn seinen Gemüthszustand treffend charakterisirt*), „in der glücklichen Unruhe des jungen Studenten, der, zum ersten Male der Aufsicht des väterlichen Hauses entledigt, den festen Vorsatz hat, seine Freiheit und Selbständigkeit, die ihm doch mitunter noch unbequem ist, zu genießen, voll Zuversicht, daß ihm die Welt gehöre, wenn er sie gleich noch nicht zu gewinnen weiß, voll Vertrauen auf seine Zeit und sein Geld, die ihm unerschöpflich dünken, voll guten Willens, sich auf das Leben vorzubereiten, das er noch nicht kennt." Recht lebendig spiegelt sich dieser innere Zustand in einem Briefe an seinen in Marburg studirenden Jugendfreund Riese ab, der am zweiten Tage nach der Inscription (den 21. October Abends fünf Uhr) geschrieben wurde. „Gestern hatte ich mich

*) Goethe's Briefe an Leipziger Freunde, herausgeg. v. O. Jahn, S. 9.

kaum hingesetzt," so beginnt er, „um Euch eine Stunde zu widmen, als schnell ein Brief von Horn kam und mich von meinem angefangenen Blatte hinwegriß. Heute werde ich auch nicht länger bei Euch bleiben. Ich geh in die Comödie. Wir haben sie recht schön hier. Aber dennoch! ich bin unschlüssig! Soll ich bei Euch bleiben? Soll ich in die Comödie gehen? — Ich weiß nicht! Geschwind! ich will würfeln. Ja, ich habe keine Würfel! Ich gehe! Lebt wohl! — Doch halte! nein! ich will da bleiben. Morgen kann ich wieder nicht, da muß ich in's Colleg, und Besuche machen, und Abends zu Gaste. Da will ich also jetzt schreiben. Meldet mir, was Ihr für ein Leben lebt. Ob Ihr manchmal an mich denkt. Was Ihr für Professoren habt, & cetera und zwar ein langes & cetera. Ich lebe hier, wie — wie — ich weiß selbst nicht recht wie. Doch, so ungefähr:

So wie ein Vogel, der auf einem Ast
Im schönsten Wald sich Freiheit athmend wiegt,
Der ungestört die sanfte Luft genießt,
Mit seinen Fittichen von Baum zu Baum,
Von Busch zu Busch sich singend hinzuschwingen.

Genug, stellt Euch ein Vögelein, auf einem grünen Aestelein, in allen seinen Freuden, für, so leb' ich. — Heut hab' ich angefangen, Collegia zu hören. Was für? — Ist es der Mühe werth zu fragen? Institutiones imperiales, Historiam juris, Pandectas und ein Privatissimum über die 7 ersten und 7 letzten Titel Codicis. Denn mehr braucht man nicht, das Uebrige vergißt sich doch. Nein, gehorsamer Diener, das ließen wir schön unterwege. — Im Ernste, ich habe heute zwei Collegien gehört: die Staatengeschichte bei Professor Böhme, und bei Ernesti über Cicero's Gespräche vom Redner. Nicht wahr, das ging an. Die andere Woche geht Collegium philosophicum et mathematicum an." — Und so berichtet er weiter, mit fliegender Feder, bunt durcheinander über Gottsched, den er noch nicht gesehen hatte, über Gesellschaften, Concerte, über seinen „kostbaren Tisch", wo nur „Hühner, Gänse, Truthahnen, Enten, Rebhühner, Schnepfen, Wildpret, Forellen, Hechte, Fasanen, Austern u. s. w., nichts von anderem grobem Fleisch ut sunt Rind, Kälber, Hammel u. s. w." erscheinen.

Goethe war besonders an den obengenannten Hofrath Böhme,

den Professor der Geschichte und des Staatsrechtes, empfohlen, und von diesem freundlich empfangen worden. Er hatte demselben auch bald nach seiner Ankunft in ausführlichem, beredtem Vortrag seinen Plan, sich der Philologie zu widmen, vertraut, wobei er die Absicht auf eine dichterische Laufbahn im Hintergrunde durchblicken ließ. Aber da hielt ihm Böhme aus dem Stegreif eine gewaltige Strafpredigt, verunglimpfte leidenschaftlich die Sprachstudien und bewies ihm zuletzt an dem Beispiele so vieler eleganten Juristen, daß die Jurisprudenz nicht einmal ein Umweg sei, wenn man sich der gründlichen Kenntniß der Alten nähern wolle. Böhme's Gattin, eine nicht mehr junge und sehr kränkliche, aber unendlich zarte und sanfte Frau, ließ bald nachher den angehenden Studiosus zu sich einladen und räumte durch ihr freundliches, liebevolles und verständiges Zureden in ihm den letzten Rest von Widerstand gegen die Gründe ihres Gemahls weg. So wurde denn nun der Beschluß gefaßt, daß Goethe Philosophie, Rechtsgeschichte, Institutionen und einiges Andere hören sollte; doch setzte er es durch, ein literarhistorisches Collegium bei Gellert, und außerdem dessen Prakticum zu besuchen.

Hatte sich hiebei Goethe's jugendlich biegsame Natur gezeigt, welche sich den Einwirkungen älterer geschätzter Personen willig hingab, so offenbarte sich bald auch wieder die Zähigkeit und Selbstständigkeit seines innersten Wesens. Anfangs übte er getreulich die Vorschriften, die er nachher im Faust durch Mephistopheles dem Schüler ertheilen ließ:

Doch vorerst dieß halbe Jahr
Nehmt ja der besten Ordnung wahr.
Fünf Stunden habt Ihr jeden Tag,
Seid drinnen mit dem Glockenschlag!
Habt Euch vorher wohl präparirt,
Paragraphos wohl einstudirt u. s. w.

Aber in Kurzem hatte er die Erfahrungen gemacht, die Mephistopheles in derselben Scene mit so beißender Ironie ausspricht. Das Collegium logicum, fand er, schnüre den Geist in spanische Stiefel ein, damit er bedächtiger die Gedankenbahn hinschleiche und nicht so die Kreuz und die Quer irrlichterire. Was er sonst auf Einen

Schlag, wie Essen und Trinken getrieben hatte, dazu sollte nun Eins! Zwei! Drei! nöthig sein.

Zwar ist's mit der Gedankenfabrik,
Wie mit einem Weber-Meisterstück,
Wo Ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber, hinüber schießen,
Die Fäden ungesehen fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt:
Der Philosoph der trat herein
Und bewies ihm, es müßt' so sein:
Das Erste wär' so, das Zweite so,
Und drum das Dritt' und Vierte so;
Und wenn das Erst' und Zweite nicht wär',
Das Dritt' und Vierte wär' nimmermehr.

Das, fand er, sprachen die Schüler Alles nach, ohne im Geringsten die Gedanken-Webekunst zu lernen. In der Metaphysik sah er, wie man sich tiefsinnig zu erfassen bemühte, was doch in des Menschen Hirn nicht paßt, und für Alles, was drein geht und nicht drein geht, ein prächtiges Wort zu Gebote hatte. Bei den juristischen Collegien war es ihm langweilig, die Dinge, welche er sich beim Vater längst katechetisch eingeprägt hatte, jetzt in seine Hefte aufzuzeichnen. Kein Wunder, daß diese, wie er selbst sagt, gegen Fastnacht hin immer lockerer und lückenhafter wurden, bis das Ende derselben im Frühjahre mit dem Schnee zugleich verschmolz und sich verlor. Das Prakticum bei Gellert wollte ihm ebenfalls nicht zur Freude gedeihen. Dieser pflegte seine Lehrlinge dringend von den poetischen Uebungen abzumahnen und wünschte nur prosaische Arbeiten, die er auch immer zuerst beurtheilte. Goethe suchte sich ihm willfährig zu zeigen; aber der Poet beschlich ihn selbst über den prosaischen Aufsätzen; Gegenstand und Sprache waren bewegt und leidenschaftlich, wie in der Poesie, weßhalb er denn beim Lehrer nicht in besonderer Gunst stand.

So finden wir, daß die Universität als Lehranstalt ihm wenig Gewinn brachte; besonders scheint er die Jurisprudenz, um derentwillen er vom Vater war hingeschickt worden, nach dem ersten Semester so gänzlich vernachlässigt zu haben, daß man kaum begreift, wie sein Vater dieß nicht bemerken konnte und ihn drei volle Jahre zu Leipzig lassen mochte. Aber Universitäten können auch als Ver-

den Professor der Geschichte und des Staatsrechtes, empfohlen, und von diesem freundlich empfangen worden. Er hatte demselben auch bald nach seiner Ankunft in ausführlichem, beredtem Vortrag seinen Plan, sich der Philologie zu widmen, vertraut, wobei er die Absicht auf eine dichterische Laufbahn im Hintergrunde durchblicken ließ. Aber da hielt ihm Böhme aus dem Stegreif eine gewaltige Strafpredigt, verunglimpfte leidenschaftlich die Sprachstudien und bewies ihm zuletzt an dem Beispiele so vieler eleganten Juristen, daß die Jurisprudenz nicht einmal ein Umweg sei, wenn man sich der gründlichen Kenntniß der Alten nähern wolle. Böhme's Gattin, eine nicht mehr junge und sehr kränkliche, aber unendlich zarte und sanfte Frau, ließ bald nachher den angehenden Studiosus zu sich einladen und räumte durch ihr freundliches, liebevolles und verständiges Zureden in ihm den letzten Rest von Widerstand gegen die Gründe ihres Gemahls weg. So wurde denn nun der Beschluß gefaßt, daß Goethe Philosophie, Rechtsgeschichte, Institutionen und einiges Andere hören sollte; doch setzte er es durch, ein literarhistorisches Collegium bei Gellert, und außerdem dessen Prakticum zu besuchen.

Hatte sich hiebei Goethe's jugendlich biegsame Natur gezeigt, welche sich den Einwirkungen älterer geschätzter Personen willig hingab, so offenbarte sich bald auch wieder die Zähigkeit und Selbstständigkeit seines innersten Wesens. Anfangs übte er getreulich die Vorschriften, die er nachher im Faust durch Mephistopheles dem Schüler ertheilen ließ:

Doch vorerst dieß halbe Jahr
Nehmt ja der besten Ordnung wahr.
Fünf Stunden habt Ihr jeden Tag,
Seid drinnen mit dem Glockenschlag!
Habt Euch vorher wohl präparirt,
Paragraphos wohl einstudirt u. s. w.

Aber in Kurzem hatte er die Erfahrungen gemacht, die Mephistopheles in derselben Scene mit so beißender Ironie ausspricht. Das Collegium logicum, fand er, schnüre den Geist in spanische Stiefel ein, damit er bedächtiger die Gedankenbahn hinschleiche und nicht so die Kreuz und die Quer irrlichterire. Was er sonst auf Einen

Schlag, wie Essen und Trinken getrieben hatte, dazu sollte nun Eins! Zwei! Drei! nöthig sein.

Zwar ist's mit der Gedankenfabrik,
Wie mit einem Weber-Meisterstück,
Wo Ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber, hinüber schießen,
Die Fäden ungesehen fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt:
Der Philosoph der trat herein
Und bewies ihm, es müßt' so sein:
Das Erste wär' so, das Zweite so,
Und drum das Dritt' und Vierte so;
Und wenn das Erst' und Zweite nicht wär',
Das Dritt' und Vierte wär' nimmermehr.

Das, fand er, sprachen die Schüler Alles nach, ohne im Geringsten die Gedanken-Webekunst zu lernen. In der Metaphysik sah er, wie man sich tiefsinnig zu erfassen bemühte, was doch in des Menschen Hirn nicht paßt, und für Alles, was drein geht und nicht drein geht, ein prächtiges Wort zu Gebote hatte. Bei den juristischen Collegien war es ihm langweilig, die Dinge, welche er sich beim Vater längst katechetisch eingeprägt hatte, jetzt in seine Hefte aufzuzeichnen. Kein Wunder, daß diese, wie er selbst sagt, gegen Fastnacht hin immer lockerer und lückenhafter wurden, bis das Ende derselben im Frühjahre mit dem Schnee zugleich verschmolz und sich verlor. Das Prakticum bei Gellert wollte ihm ebenfalls nicht zur Freude gedeihen. Dieser pflegte seine Lehrlinge dringend von den poetischen Uebungen abzumahnen und wünschte nur prosaische Arbeiten, die er auch immer zuerst beurtheilte. Goethe suchte sich ihm willfährig zu zeigen; aber der Poet beschlich ihn selbst über den prosaischen Aufsätzen; Gegenstand und Sprache waren bewegt und leidenschaftlich, wie in der Poesie, weßhalb er denn beim Lehrer nicht in besonderer Gunst stand.

So finden wir, daß die Universität als Lehranstalt ihm wenig Gewinn brachte; besonders scheint er die Jurisprudenz, um derentwillen er vom Vater war hingeschickt worden, nach dem ersten Semester so gänzlich vernachlässigt zu haben, daß man kaum begreift, wie sein Vater dieß nicht bemerken konnte und ihn drei volle Jahre zu Leipzig lassen mochte. Aber Universitäten können auch als Ver-

sammlungsplätze bedeutender und berühmter Männer anregend auf einen geistig begabten Menschen einwirken, selbst wenn er ihren Unterricht nicht sorgsam benutzt; schon ihr täglicher Anblick, noch mehr ihr näherer Umgang kann ihm ein kräftiger Sporn zur Thätigkeit werden. Doch auch in dieser Beziehung war der Einfluß der Leipziger Hochschule auf Goethe nicht bedeutend. Ernesti war seinem Interesse dadurch ferner gerückt worden, daß Böhme ihm die Philologie verleidet hatte. Goethe hörte zwar bei ihm eine Vorlesung über Cicero's Orator, fand aber nicht darin, was er damals so sehnlich wünschte, einen festen Maßstab des Urtheils. Näher stand er dem Professor Morus, einem sehr freundlichen und sanften Manne, den er an seinem Mittagstische hatte kennen lernen und zuweilen besuchte. Dieser trug nicht wenig dazu bei, ihm die Augen über den Zustand des deutschen Parnasses zu öffnen und seine Achtung und Neigung zur vaterländischen Poesie tief herabzustimmen. Zu Gellert war der Zutritt nicht leicht zu erlangen. Zwei Famuli bewachten sein Zimmer, wie Priester ein Heiligthum. Er nahm Goethe'n freundlich auf; aber bei der gänzlichen Verschiedenheit ihrer beiden Charaktere konnte kein näheres Verhältniß entstehen. Gottsched war ein untergehender Stern. Den ersten Eindruck, den er auf Goethe machte, schildert in ergötzlicher Weise ein Brief desselben an Riese vom 6. November 1765, worin Verse mit Prosa wechseln:

„Gottsched, ein Mann so groß, als wär' er vom alten Geschlechte
Jenes, der, zu Gath im Land der Philister geboren,
Zu der Kinder Israels Schrecken zum Eichgrund hinabkam.
Ja, so sieht er aus, und seines Körperbaus Größe
Ist, er sprach es selbst, sechs ganze Parisische Schuhe."

So geht es, zum Theil in lateinischen Knittelversen, weiter, und zum Schluß heißt es:

„Ich sah den großen Mann auf dem Katheder stehn;
Ich hörte, was er sprach, und muß es Dir gestehn:
Es ist sein Fürtrag gut, und seine Reden fließen,
So wie ein klarer Bach. Doch steht er, gleich den Riesen,
Auf dem erhabnen Stuhl; und könnte man ihn nicht,
So wüßte man es gleich, weil er stets prahlend spricht.
Genug, er sagte viel von seinem Cabinette,
Wie vieles Geld ihm Das und Jen's gekostet hätte."

Goethe würde ihn vielleicht gar nicht besucht haben, wenn er nicht später seinen Freund Schlosser zu ihm hätte führen müssen. Es wird dem Leser aus Goethe's Selbstbiographie die komische Scene erinnerlich sein, wie damals der riesige Mann mit der linken Hand die Perücke vom Arm des hastig nachspringenden Bedienten nahm und auf das kahle Haupt schwang, mit der rechten ihm für sein Versehen eine derbe Ohrfeige gab und sich dann gravitätisch, den Besuchenden gegenüber, zum Gespräch niederließ.

Noch in einer andern Hinsicht hätte die Universität für Goethe's Entwickelung von großer Bedeutung werden können. Wäre er dort in das Leben einer frischen akademischen Jugend hineingekommen, so würde sich vielleicht noch Manches von den nachtheiligen Folgen seiner einsamen Erziehung in einer patricischen Familie abgeschliffen haben; er hätte sich dann vielleicht in eine größere Masse von Charakteren fügen gelernt und nicht eine so starke Abneigung gegen die Menge in sein Mannesalter mit hinübergenommen. Unglücklicher Weise war aber das Studentenleben in Leipzig so schwach und gering als möglich; die feine Societät übte einen so übermächtigen Einfluß auf die jungen Studirenden, einheimische wie fremde, aus, daß der freie akademische Sinn nirgendwo zum Durchbruch gelangen konnte. Der große und reiche Handelsstand, ein Musterbild französischer Sitten, die Unabhängigkeit der wohlhabenden, mit guten Pfründen bedachten Universitätslehrer, die Nähe von Dresden, die Aufmerksamkeit von dorther, die Frömmigkeit der Oberaufseher des Studienwesens, die bedeutende Zahl der Landeskinder unter den Studirenden, die, auf Beförderung hoffend, von der herkömmlichen Lebensweise sich nicht loszusagen wagten, — Alles wirkte zusammen, um aus den Leipziger Studenten wohlgesittete, galante Jünglinge zu machen, welche gegen die akademischen Bürger von Jena und Halle den grellsten Abstich bildeten. Goethe berichtet uns zwar, daß er, um die unendliche Langeweile des täglichen Lebens zu erheitern, unzählige Schalks- und Halbschelmenstreiche verübt, oder, nach der Studententerminologie, Suiten gerissen habe; allein diese Ausbrüche eines jugendlichen Uebermuthes und eines verwegenen Humors, die er sich in dem engen Kreise junger Freunde gestattete, hinderten

nicht, daß er sich in der größten Societät, wie alle Uebrigen, dem herrschenden Tone anbequemte *).

Statt daß die Universitätsstadt ihn in einen charakterkräftigenden Verkehr mit einer großen Anzahl von Jünglingen gebracht hätte, gab sie ihm vielmehr durch den Umgang mit Frauen und Familien eine erhöhte gesellschaftliche Glätte und Gewandtheit. Hiebei fehlte es nun für den Anfang nicht an mancherlei unangenehmen und etwas demüthigenden Erfahrungen. Das Erste, worauf sich die Neckereien und der Tadel seiner Freundinnen richtete, war die Kleidung. Er hatte eine recht ansehnliche Garderobe, und darunter sogar ein Tressenkleid, von Hause mitgebracht; das Zeug war tüchtig und fein, aber die Form keineswegs der Mode gemäß; denn sein Vater, der gar zu gern zwei Fliegen mit Einer Klappe schlug, wählte gewöhnlich Schneider zu Bedienten, und diese hielten, indem sie die Kleider für das Haus fertigten, nicht immer mit der Mode gleichen Schritt. So verdrießlich nun auch jenes Sticheln den jungen Studirenden machte, welcher für allen Tadel, der sich auf sein Aeußeres bezog, eine ziemlich starke Empfindlichkeit besaß, so sah er doch Anfangs kein Mittel zur Abhülfe. Als aber einst der Herr von Masuren, der poetische Dorfjunker, in einem ähnlichen Costüme auf dem Theater auftrat, entschloß er sich, seine ganze Garderobe gegen eine zeit- und ortgemäße einzutauschen, wodurch sie freilich sehr zusammenschrumpfte. Jetzt, wo er sich der Gesellschaft zu Gefallen nach ihrem Sinne gekleidet hatte, sollte er ihr auch nach dem Munde reden lernen. In dem derben und kräftigen, sprüchwörter- und gleichnißreichen oberdeutschen Dialekt aufgewachsen, durch die Lectüre von biblischen Schriften und Chroniken mit einem Schatz von Kernworten und treuherzigen Wendungen ausgestattet, in deren Gebrauch ihn die

*) In dem sehr schätzbaren Buche von K. L. Blum: „Ein Bild aus den Ostsee-Provinzen, oder Andreas von Löwis of Menar" (Berlin 1846), heißt es S. 29 von einem Prediger in Rujen, Gustav von Bergmann: „Er war in seiner Jugend als Fechter berühmt gewesen, und hatte schon auf dem Weimarischen Gymnasium als Vorfechter dem Maler, der damals eine Fechtschule herausgab, zum Modell gedient. In einem und demselben Jahre mit Goethe geboren, traf er mit diesem auf der Universität in Leipzig zusammen und zeichnete ihm als Fuchs sogleich den Arm."

naiv-geniale Sprachweise seiner Mutter bestärkte, sollte er nun sich in die schwächliche, farblose und eigensinnige Meißener Mundart fügen. Goethe sagt, er habe das Unrecht einer Forderung tief empfunden, die mit dem Wechsel des Ausdruckes zugleich eine Veränderung der Denkweise, der Einbildungskraft, des Gefühls, des vaterländischen Charakters ihm zumuthete; allein daß er sich nichts desto weniger jenen Einwirkungen hingegeben hat, beweisen die in Leipzig entstandenen Schriften. Es war eine günstige Fügung des Geschickes, daß er nach dem Aufenthalte in Sachsen wieder auf eine Reihe von Jahren in die Main- und Rheingegenden geführt würde; sonst würden sein Götz, die Puppenspiele und so manches Andere, wenn überhaupt alles dieß sich gebildet hätte, eine ganz verschiedene, bei Weitem mattere Färbung des Ausdrucks erhalten haben. Und nicht bloß in Sprache und Kleidung, auch in manchen kleinen Aeußerlichkeiten schulten die sächsischen Frauen den lebensvollen jungen Franken; besonders nahmen sich Frau Böhme und eine Freundin derselben seiner Ausbildung für die Gesellschaft an, und unterwiesen ihn im l'Hombre, Piquet und anderen Spielen dieser Art.

Die Hofräthin Böhme übte auch einen großen Einfluß auf seinen poetischen Geschmack aus. Als Gattin eines Mannes, der mit der Poesie im Unfrieden lebte, und als gebildete Frau, welcher alles Flache und Gemeine widerstand, konnte sie die wässerigen und seichten dichterischen Productionen jener Zeit nicht genug tadeln. Goethe hatte, was ihm von seinen Jugendpoesieen am besten gefiel, nach Leipzig mitgenommen, in der Hoffnung, dort einige Ehre damit einzulegen. Davon wagte er der Frau Böhme Einiges, jedoch anonym, vorzutragen. Allein es ging seinen eigenen Gedichten nicht besser, als allen übrigen; und die Gründe, womit Frau Böhme ihre Kritik rechtfertigte, schienen ihm nur allzu triftig. Ihren Lehren kam Gellert's fortwährendes Predigen gegen die poetischen Uebungen und Goethe's häufige Unterhaltung mit Professor Morus zu Hülfe, der mit mehr Ruhe und dazu größerer Gründlichkeit, als Frau Böhme, die Schwächen der neueren Poeten in's Licht stellte. Diese Einwirkungen auf Goethe's Geschmack waren aber sämmtlich negativer Art; Jeder protestirte gegen seine Neigungen, aber Niemand vermochte ihm einen sichern Maßstab des Urtheiles, wonach er verlangte, zu

geben. Hiezu kam noch, daß er den Mittagstisch beim Hofrath Ludwig, einem Medicíner, hatte, wo er, außer Morus, nur Studiosen der Arzneikunde antraf, und mit seiner Einbildungskraft in ein ganz anderes Feld hinübergezogen ward. Die neuen und bedeutenden Gegenstände des Gespräches spannten seine Aufmerksamkeit und gewannen immer mehr seine Theilnahme, so wie sich ihm der Nebel der wissenschaftlichen Terminologie allmählig aufhellte. Alles dieß trug dazu bei, ihn der Poesie und den poetischen Bestrebungen zu entfremden; und nicht lange währte es, so war ihm seine Freude am Dichten und an Dichtern so sehr vergällt, daß er sich scheute, einen Vers aufzuschreiben, wenn er sich noch so freiwillig darbot, oder ein Gedicht zu lesen, indem er bei seiner gänzlichen Geschmacks- und Urtheilsstörung befürchten mußte, das, was ihm augenblicklich gefiel, nächstens wieder für schlecht erklären zu müssen. Nach einiger Zeit warf er eine solche Verachtung auf seine sämmtlichen Arbeiten, Poesie wie Prosa, daß er sie eines Tages durch ein allgemeines Autodafé erbarmungslos vertilgte, wobei indeß von manchem Aeltern sich eine Abschrift in jenen, dem Vater zurückgelassenen Quartbänden erhalten haben mag.

Aber den mächtigen Trieb, den die Natur in sein Herz gelegt hatte, konnte die Ungunst der Umgebung nur für eine kurze Zeit zurückdrängen. Bald richtete er wieder seine Blicke auf den Zustand der Literatur und begann auf Mittel und Wege zu sinnen, wie sich sein Talent am besten ausbilden lasse. Jene Zerstörung aller seiner bisherigen Productionen war gleichsam ein symbolischer Act gewesen, der seine gänzliche Lossagung von der „wässerigen, weltschweifigen, nullen Epoche" der Poesie, worin er herangewachsen war, bezeichnete. Jetzt galt es, sowohl was Gehalt als Form betraf, einen bessern Weg einzuschlagen. Er fühlte sehr deutlich, daß die Schwäche des bisher in der deutschen Poesie Geleisteten vorzüglich in dem Mangel an würdigen Stoffen, und namentlich im Mangel an nationalem Gehalte begründet war. „Die äußeren Gegenstände," sagt Gervinus, „waren zu unbedeutend, die Kleinheit des deutschen Lebens zu verächtlich, um einen Genius zu reizen, der sich fühlte; aller Geist, der sich regte, Patriotismus, Satyre, Dichtung, Alles verkrüppelte, weil es sich nicht an großen Objecten großzog, und wiederholt blickte Goethe in edlem Neide nach England hinüber; er wußte es wohl, warum es in Deutschland schwer war, ein Shakspeare und Sterne zu werden." Zur Behandlung ersonnener Situationen, fremder, fernliegender Zustände konnte er, dessen Sinn so stark zu lebendigen, anschaulichen Verhältnissen neigte, sich nicht verstehen; was er besingen wollte, das mußte ihn selbst nahe berühren und innig bewegen. Die Großthaten Friedrich's II., die einen Gleim, einen Ramler u. A. zu Gesängen fortrissen, wollten in ihm nicht das Feuer der Begeisterung entzünden. Wir sahen schon früher, wie seine Vorliebe für den Preußenkönig durch den Umgang mit dem Königslieutenant Thorane und den Aufenthalt der Franzosen in Frankfurt geschwächt ward; indeß stand ihm Friedrich der Zweite doch noch immer an der Spitze der großen Männer des Jahrhunderts. Jetzt aber, in Leipzig, mußte er von allen Seiten die Eigenschaften des gepriesenen Herrschers und Heerführers herabsetzen hören; man bewies ihm, daß Friedrich weder als Mensch, noch als Regent und Feldherr auf den Namen eines großen Mannes Anspruch machen dürfe, und so fühlte er die Verehrung, die er bisher diesem Fürsten gewidmet hatte, allmählig erkalten. Uebrigens hätte Goethe auch von jenen Kriegsereignissen ein näherer Zeuge gewesen sein müssen, um ein deutscher Tyrtäus zu werden, denn er bedurfte zu poetischer Darstellung einer unmittelbaren Anschauung des Gegenstandes, der Begebenheit; und endlich fühlte er zu sehr das Hohle und Bombastische jener Bardendichtung, die der schlesische Krieg hervorrief, als daß er Lust gehabt hätte, einen ähnlichen Ton anzustimmen.

So war Goethe also genöthigt, sich anderswo nach poetischen Stoffen umzuthun. Hiebei gerieth er zunächst auf ein Verfahren, das ihn leicht zur beschreibenden Poesie hätte verleiten können, wenn er dazu von Natur nur einige Hinneigung gehabt hätte. Man trug sich damals mit einem Worte von Kleist, der, wegen seiner öfteren einsamen Spaziergänge berufen, die Antwort gegeben hatte, er sei dabei nicht müßig, er gehe auf die Bilderjagd. Goethe ward nun auch ganz ernstlich ermahnt, auf solche Jagden auszugehen, und so stellte er häufig einsame Spaziergänge nach Apel's Garten, den Kuchengärten, dem Rosenthal, Gohlis, Raschwitz, Connewitz an, ob-

gleich diese Orte das wunderlichste Revier waren, um poetisches Wildpret aufzusuchen. Weil hier, das Rosenthal abgerechnet, wenig Schönes und noch weniger Erhabenes dem Lustwandelnden entgegentrat, so richtete er seine Aufmerksamkeit auf das Kleinleben der Natur und gewöhnte sich, in den zierlichen, an und für sich wenig vorstellenden Erscheinungen aus diesem Kreise eine Bedeutung zu sehen, die sich bald mehr nach der symbolischen, bald nach der allegorischen Seite hinneigte. In dieser Weise entstand z. B. eine Idylle auf folgende nähere Veranlassung. Er hatte einst seinen Namen in die glatte Rinde einer Linde geschnitten, und im folgenden Herbste den Namen seiner Geliebten darüber angebracht. Frühjahrs besuchte er zufällig die Stelle und fand den Saft durch die Einschnitte, die ihre Namen bezeichneten, hervorgequollen und die schon hart gewordenen Züge seines Namens durch die Safttropfen wie mit unschuldigen Pflanzenthränen benetzt. Dieser Anblick setzte ihn in Bestürzung; denn er war sich bewußt, gegen Ende des Winters durch launische Eifersüchtelei seiner Geliebten ebenfalls manche Thränen entlockt zu haben. Tief ergriffen, stellte er das Ereigniß in einer Idylle dar, welche leider nicht bis auf uns gekommen ist.

Schon aus diesem Beispiele erhellt, woher er den eigentlichen Gehalt seiner Poesie zu schöpfen sich gedrungen fühlte. Wollte er seinen Gedichten eine wahre Unterlage geben, wie es seine Natur gebieterisch verlangte, so blieb ihm nichts übrig, als in seinen Busen zu greifen; er mußte in seiner innern Welt Ersatz suchen für die äußere, die ihm nichts bot oder mißbehagte. Wie sein damaliges störrisches, launenhaftes, zwischen ausgelassener Lustigkeit und melancholischem Trübsinne schwankendes Wesen, so spiegelten auch die poetischen Erzeugnisse jener Zeit den Widerstreit ab, in dem sich seine Seele gegen die Welt befand; und mit Recht bemerkt Gervinus, daß wir ohne diesen Gegenstoß des Innern gegen die lästige Außenwelt nicht die seelenvollen Dichtungen besäßen, die England so wenig hätte hervorbringen können, als Deutschland Shakspeare's Meisterwerke. Von jetzt an ward für ihn die Poesie eine praktische Schule der Lebensweisheit, des beglückenden Gleichgewichts der Seele. Was ihn erfreute oder quälte, sagt er selbst, oder was ihn sonst lebhaft beschäftigte, das mußte er in ein Bild, ein Gedicht verwandeln und darüber mit sich selbst abschließen, um sowohl seine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen, als sich im Innern deßhalb zu beruhigen. Und an einer andern Stelle bekennt er, daß er nicht ermüdet sei, über Flüchtigkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menschlichen Wesens, sittliche Sinnlichkeit und über all' das Hohe und Tiefe nachzudenken, dessen Verknüpfung in der Natur als das Räthsel des Menschenlebens betrachtet werden könne. Hier suchte er, Alles, was ihn bedrängte, in einem Reime, einem Liede, einem Epigramme los zu werden, die, weil sie sich auf die eigensten Gefühle und die besondersten Umstände bezogen, zunächst nur ihn selbst interessiren konnten. So gewann also seitdem Goethe's ganze Poesie einen objectiven und realen, und zugleich subjectiven Grund, und alle seine Dichtungen wurden von nun an Bruchstücke eines großen Lebensbekenntnisses, dessen Lücken er später durch seine Selbstbiographie auszufüllen suchte.

Daß sich Goethe jetzt mit solcher Entschiedenheit von dem Conventionellen und Imaginirten, worin sich bis dahin die deutsche Poesie größtentheils bewegt hatte, auf die Seite des Natürlichen und Wirklichen wandte, haben wir zum Theil dem Einflusse der Dichtungen Wieland's zuzuschreiben. Auch dieser gefiel sich, nachdem er von seiner frühern pietistischen Verstiegenheit zurückgekommen war, und sich mit dieser „Niederwelt" versöhnt hatte, in der Darstellung der Wirklichkeit und ihres Widerstreites mit der ideellen Welt. Manche seiner Schriften, worin sich diese Umwandlung aussprach, fielen in Goethe's Universitätszeit; besonders wirkte Musarion lebhaft auf ihn, und er erinnerte sich noch spät genau der Stelle, wo er die ersten Aushängebogen zu Gesicht bekommen hatte. Auch mit Shakspeare's Werken wurde Goethe schon um diese Zeit bekannt, und zwar zuerst durch Dodd's beauties of Shakespeare. Die Epoche, welche dieses Werk bezeichnete, blieb ihm stets als eine der schönsten seines Lebens im Gedächtnisse; die großen Sprüche, die treffenden Schilderungen, die humoristischen Züge, Alles, sagt er, habe ihn einzeln und gewaltig getroffen. Als nun aber erst Wieland's Uebersetzung erschien, verschlang er sie mit Heißhunger und empfahl sie Freunden und Bekannten. Daß diese Uebertragung, wie die erste des Homer, die er kennen lernte, eine prosaische war, pries

er noch in späteren Jahren als eine Gunst des Glückes; denn dadurch sei ihm der eigentliche Gehalt jener Meisterwerke nur um so reiner und wirksamer entgegengetreten.

Was nun aber weiter die Form seiner künftigen Poesie betraf, so war Goethe theils durch Nachdenken und Beobachtung von Mustern, theils durch Gespräche mit einsichtigen Männern zur Ueberzeugung gelangt, daß er sich vor Allem der Bestimmtheit, Präcision und Kürze des Ausdruckes zu befleißigen habe. Haller und Ramler waren in dieser Hinsicht schon mit gutem Beispiele vorangegangen, auch Lessing und Klopstock hatten sich schon in mehreren Dichtungen concise und gedrängt gezeigt. Eine so bestimmte Maxime konnte leicht die Gesundheit des Geschmacks gefährden und zuletzt zu ungenießbarer Dunkelheit des Ausdrucks führen. Aber dagegen schützte Goethe'n einmal das angeborene feine Gefühl und dann die fleißige Lectüre der Wieland'schen Schriften, deren Styl sich in leichter, natürlicher Anmuth bewegte.

Jene Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines knappern und gefaßtern poetischen Styls war besonders durch Unterhaltungen mit dem Hofrath Pfeil, dem Verfasser des Grafen von P., eines Pendants zu Gellert's schwedischer Gräfin, in Goethe befestigt worden. Er hatte diesen Mann, der ihm eine ernste Zuneigung bewies, in einer neuen Tischgesellschaft kennen gelernt, in welche ihn sein Landsmann Schlosser einführte. Joh. Georg Schlosser, der vor Goethe mehrere Jahre in Alter und Studien voraus hatte, und ihm von früh an als ein nacheiferungswürdiges Muster vorgehalten worden war, kam von seiner Vaterstadt Frankfurt durch Leipzig, um eine Stelle als Geheimsecretair bei dem damals in Treptow wohnenden Herzoge Friedrich Eugen von Württemberg anzutreten. In den Tagen, die er zu Leipzig zubrachte, verkehrte Goethe auf's Lebhafteste mit ihm, und Beide knüpften einen dauerhaften Freundschaftsbund, zu dem sich später noch Verschwägerung gesellen sollte. Schlosser zeigte aus dem großen Vorrathe von Papieren, die er bei sich führte, dem neuen Freunde mancherlei poetische und prosaische Arbeiten in allen Sprachen, welche diesen sofort zur Nachahmung aufreizten und ihm neue Unruhe bereiteten. Um sich durch Thätigkeit zu beruhigen, richtete er an Schlosser eine Reihe deutscher, französischer, italienischer und englischer Gedichte, wozu der Stoff aus ihren bedeutenden Gesprächen entnommen war. Auch von diesen Poesieen hat sich uns leider nichts erhalten. So lange der Freund in Leipzig verweilte, speis'te Goethe täglich mit ihm in einer geschlossenen Gesellschaft im kleinen Gasthause des Weinhändlers Schönkopf im Brühl*), der eine Frankfurterin, eine geborene Hank, zur Frau hatte, weßhalb viele Frankfurter, besonders zur Meßzeit, bei ihm einkehrten. Hier lernte er außer Pfeil und einigen andern Tischgenossen den Sohn des Oberhofpredigers Hermann in Dresden, nachherigen Bürgermeister von Leipzig, und Zachariä, einen Bruder des Dichters, kennen. Goethe gefiel sich in der neuen Tischgesellschaft so wohl, daß er nach Schlosser's Abreise zu bleiben und den Ludwig'schen Tisch aufzugeben beschloß.

Der Hauptmagnet aber, der ihn an diesen Kreis fesselte, war die Tochter des Hauses, Anna Katharina Schönkopf, im vertrauten Kreise Käthchen genannt, in Goethe's Selbstbiographie als Aennchen oder Annette eingeführt, drei Jahre älter als er (sie war den 22. August 1746 geboren), ein hübsches Mädchen von mittlerer Größe und schönem Wuchs, mit einem frischen vollen Gesichte, braunen Augen, klug und aufgeweckt, heitern Sinnes und von einfachem, liebevollem Gemüthe**). Goethe durfte sie täglich ohne Hinderniß sehen; sie half die Speisen bereiten, die er genoß, sie brachte ihm wenigstens Abends den Wein, den er trank. Sie gewann des Jünglings leidenschaftliche Liebe, und erwiderte sie. Bald war das Verhältniß so innig geworden, daß er viele Stunden des Tages bei ihr zubrachte. Sie theilte sein Interesse für Poesie und nahm lebhaften Antheil an seinen eigenen Productionen. Es fand sich oft in dem Hause ein Kreis gebildeter Bekannten zusammen, die in ungezwungener Heiterkeit, gelegentlich bei einem Glase Punsch, sich des Lebens freuten. Zu diesem Zirkel gehörten ein Kaufmann

*) Das Haus Nr. 79 neben dem goldenen Apfel, das noch gegen achtzig Jahre nachher im Besitz der Familie geblieben, aber seit es in andere Hände kam, fast ganz umgebaut worden ist.

**) Ihr lithographirtes Bild findet sich als Titelblatt vor „Goethe's Briefen an Leipziger Freunde, herausgeg. von O. Jahn." (Leipzig 1849).

Obermann, der gegenüber wohnte, mit zwei Töchtern, von denen die älteste als Concertsängerin glänzte, der Kupferstecher Stock, der Ober-Geleits-Einnehmer Richter, der jüngere Kapp, später als Arzt berühmt geworden, die Buchhändler Reich und Junius, Häser, der Vater der berühmten Sängerin, und Lelei, ebenfalls ein angesehener Musiker. Schon die Zusammensetzung dieses Kreises brachte es mit sich, daß oft musicirt wurde. Goethe blies die Flöte, und Peter, der jüngste Sohn des Hauses (geb. 1756), zeichnete sich schon als Knabe durch Fertigkeit auf dem Klavier aus. Eine Zeichnung, angeblich von Goethe's Hand, die den Knaben am Klavier, und daneben Käthchen, Häser und Lelei darstellte, ist erst im Kriege verbrannt. Bisweilen wurde auch Komödie gespielt; man wagte sich sogar an Lessing's Minna von Barnhelm, deren Aufführung lebhaftes Interesse in dem Kreise erregt haben muß; denn Goethe spielt in spätern Briefen auf die Personen, die darin auftraten, mit den Namen ihrer Rollen an. Ganz besondere Freude aber machte eine Aufführung des Lustspiels Herzog Michel von Krüger, worin Goethe den Michel, Käthchen das Hannchen spielte; ein zusammengeknüpftes Schnupftuch stellte die Nachtigall in diesem Stücke vor, aus deren Ertrag sich Michel immer mehr und mehr zu erwerben und ein Herzogthum zu kaufen gedenkt, bis er auf einmal, sich schon als Herzog gegen Hannchen gerirend, die Nachtigall fliegen läßt. In einem Zimmer des Schönkopf'schen Hauses stellte ein großes Wandgemälde, das sich noch lange erhalten hat, die Hauptscene des Stückes dar. Einen höchst lebendigen Einblick in Goethe's täglichen Verkehr mit der Familie gibt sein erster Brief an dieselbe aus Frankfurt, nachdem er Leipzig verlassen. „Ihr Diener, Herr Schönkopf," schreibt er, „wie befinden Sie sich, Madame? Guten Abend, Mamsell! Peterchen, guten Abend! NB. Sie müssen sich vorstellen, daß ich zur kleinen Stubenthüre hineinkomme. Sie, Herr Schönkopf, sitzen auf dem Canapee am warmen Ofen, Madame in ihrem Eckchen hinterm Schreibtisch, Peter liegt unterm Ofen; und wenn Käthchen auf meinem Platze am Fenster sitzt, so mag sie nur aufstehen und dem Fremden Platz machen. Nun fange ich an zu discouriren. — Ich bin lang außengeblieben, nicht wahr? Fünf ganze Wochen und drüber, daß ich Sie nicht gesehen, daß ich Sie nicht gesprochen habe,

ein Fall, der in dritthalb Jahren nicht ein einzigmal passirt ist, und hinführo leider oft passiren wird u. s. w."

In den zuletzt angeführten Worten („dritthalb Jahren") ist angedeutet, daß sich Goethe's Verhältniß zum Schönkopf'schen Hause am Anfange seines zweiten Universitätssemesters, nicht lange nach Ostern 1766, anknüpfte. Es mag damit bei ihm eine bedeutende Aenderung in Stimmung und Lebensweise ein. Kurz vorher hatte er noch in einem Briefe an Riese vom 28. April über „allen Mangel des gesellschaftlichen Lebens" geklagt. „Bester Riese," schrieb er, „diese Einsamkeit hat so eine gewisse Traurigkeit in meine Seele geprägt.

Es ist mein einziges Vergnügen,
Wenn ich, entfernt von Jedermann,
Am Bache, bei den Büschen liegen,
An meine Lieben denken kann."

In eben diesem Briefe ist der Einfluß deutlich zu erkennen, den der Verkehr mit Böhme, seiner Gattin, Morus u. A. auf ihn geübt hatte. Er ermahnt Riese, sich keine „akademistischen Sitten anzugewöhnen, und in Zukunft mehr Collegia zu hören". Er spricht die Enttäuschung über seine frühern poetischen Versuche und über seinen Beruf für die Dichtkunst aus, aber selbst diese Klagen gestalten sich ihm zu einer poetischen Improvisation:

„Ganz andre Wünsche steigen jetzt, als sonst,
Geliebter Freund, in meiner Brust herauf.
Du weißt, wie sehr ich mich zur Dichtkunst neigte,
Wie großer Haß in meinem Busen schlug,
Mit dem ich die verfolgte, die sich nur
Dem Recht und seinem Heiligthume weihten,
Und nicht der Musen sanften Lockungen
Ein offnes Ohr und ausgestreckte Hände
Voll Sehnsucht reichten. Ach, du weißt, mein Freund,
Wie sehr ich (und gewiß mit Unrecht) glaubte,
Die Muse liebte mich, und gäb' mir oft
Ein Lied. Es klang von meiner Leier zwar
Manch stolzes Lied, das aber nicht die Musen
Und nicht Apollo reichten. Zwar mein Stolz,
Der glaubt' es, daß so tief zu mir herab
Sich Götter niederließen, glaubte, daß
Aus Meisterhänden nichts Vollkomm'nres käme,
Als es aus meiner Hand gekommen war.

Ich fühlte nicht, daß keine Schwingen mir
Gegeben waren, um empor zu rudern,
Und auch vielleicht mir von der Götter Hand
Niemals gegeben werden würden. Doch
Glaubt' ich, ich hab' sie schon und könne fliegen.
Allein kaum kam ich her, als schnell der Nebel
Vor meinen Augen sank, als ich den Ruhm
Der großen Männer sah, und erst vernahm,
Wie viel dazu gehörte, Ruhm verdienen.
Da sah ich erst, daß mein erhabner Flug,
Wie er mir schien, nichts war, als das Bemühn
Des Wurms im Staube, der den Adler sieht
Zur Sonn' sich schwingen, und wie der hinauf
Sich sehnt u. s. w."

Als Goethe diese poetische Epistel schrieb, war bereits sein Freund Horn, der ein Semester nach ihm die Universität bezog, in Leipzig eingetroffen und hatte ihn durch seine Ankunft, wie er an Riese meldete, „einem Theile seiner Schwermuth entrissen". Auch Horn ward in den Schönkopf'schen Kreis eingeführt, wo er die lustige Person vorstellte und durch sein Nachahmungstalent Alles ergötzte. Er war immer bereit, zu mystificiren und sich mystificiren zu lassen, und mußte seiner kleinen Gestalt und krummen Beine wegen stets herhalten. Mit Goethe stand er in den ersten Monaten seines Aufenthaltes innerlich nicht auf's Beste. Wir sehen dieß aus zwei unlängst veröffentlichten Briefen Horn's an Moors, einen ihrer gemeinsamen Frankfurter Freunde, wodurch auf Goethe's damaliges Leben und sein Verhältniß zu Käthchen ein neues Licht fällt. „Von unserm Goethe zu reden!" schreibt Horn am 12. Aug. 1766; „das ist noch immer der stolze Phantast, der er war, als ich hieher kam. Wenn Du ihn nur sähest, Du würdest entweder vor Zorn rasend werden, oder vor Lachen bersten müssen. Ich kann gar nicht einsehen, wie sich ein Mensch so geschwind verändern kann. All seine Sitten und sein ganzes jetziges Betragen sind himmelweit von seiner vorigen Aufführung verschieden. Er ist bei seinem Stolze auch ein Stutzer; und alle seine Kleider, so schön sie auch sind, sind von einem närrischen Gout, der ihn auf der ganzen Akademie auszeichnet. Doch dieses ist ihm alles einerlei; man mag ihm seine Thorheit vorhalten, so viel man will,

Man mag Amphion sein und Feld und Wald bezwingen,
Nur keinen Goethe nicht kann man zur Klugheit bringen.

Sein ganzes Dichten und Trachten ist nur, seiner gnädigen Fräulein und sich selbst zu gefallen. Er macht sich in allen Gesellschaften mehr lächerlich, als angenehm. Er hat (bloß weil er die Fräulein gern sieht) solche porte mains und Geberden angenommen, bei welchen man sich unmöglich des Lachens enthalten kann. Einen Gang hat er angenommen, der ganz unerträglich ist. Wenn Du es nur sähest!

Il marche à pas comptés,
Comme un recteur suivi des quatre facultés."

In diesem Tone klagt Horn weiter und nennt Goethe's Dulcinea „die abgeschmackteste Creatur von der Welt". Eine mine coquette avec un air hautain sei Alles, wodurch sie ihn bezaubere. — Der Leser, der nicht minder als Moors über dieses Portrait Goethe's betroffen sein wird, findet die Aufklärung in folgendem Briefe Horn's aus dem October 1766: „ — Aber, lieber Moors! welche Freude wird es Dir sein, wenn ich Dir berichte, daß wir an unserm Goethe keinen Freund verloren haben, wie wir es fälschlich geglaubt. Er hatte sich verstellt, daß er nicht allein mich, sondern noch mehrere Leute betrogen, und mir niemals den Grund der Sache entdeckt haben würde, wenn Deine Briefe ihm nicht den nahen Verlust eines Freundes vorher verkündigt hätten. Ich muß Dir die ganze Sache, wie er sie mir selbst erzählt hat, erzählen; denn er hat mir es aufgetragen, um ihm die Mühe, die es ihm machen würde, zu ersparen. — Er liebt, es ist wahr, er hat es mir bekannt, und wird es auch Dir bekennen; allein seine Liebe, ob sie gleich immer traurig ist, ist dennoch nicht strafbar, wie ich es sonst geglaubt. Er liebt. Allein nicht jene Fräulein, mit der ich ihn im Verdacht hatte. Er liebt ein Mädchen, das unter seinem Stande ist, aber ein Mädchen, das — ich glaube nicht zu viel zu sagen — das Du selbst lieben würdest, wenn du es sähest. Ich bin kein Liebhaber, und also werde ich ganz ohne Leidenschaft schreiben. Denke dir ein Frauenzimmer, wohlgewachsen, obgleich nicht sehr groß, ein rundes, freundliches, obgleich nicht außerordentlich schönes Gesicht, eine offene, sanfte, einnehmende Miene, viele Freimüthigkeit ohne Coquetterie, einen sehr artigen Verstand, ohne die größte Erziehung gehabt zu haben. Er liebt sie

sehr zärtlich, mit den vollkommen redlichen Absichten eines tugendhaften Menschen, ob er gleich weiß, daß sie nie seine Frau werden kann. Ob sie ihn wiederliebt, weiß ich nicht. Du weißt, lieber Moors! das ist so eine Sache, nach der sich nicht gut fragen läßt, so viel kann ich Dir aber sagen, daß sie für einander geboren zu sein scheinen. Merke nun seine List! Damit Niemand ihn wegen einer solchen Liebe in Verdacht haben möge, nimmt er vor, die Welt grad das Gegentheil zu bereden, welches ihm bisher außerordentlich geglückt ist. Er macht Staat und scheint einer gewissen Fräulein, von der ich Dir erzählt habe, die Cur zu machen. Er kann zu gewissen Zeiten seine Geliebte sehen und sprechen, ohne daß Jemand deßwegen den geringsten Argwohn schöpft, und ich begleite ihn manchmal zu ihr. Wenn Goethe nicht mein Freund wäre, ich verliebte mich selbst in sie. Mittlerweile hält man ihn nun in Fräulein (der Name ist wieder ausgestrichen) — doch was brauchst du ihren Namen zu wissen, verliebt, und man vexirt ihn wohl gern in Gesellschaft deßwegen. Vielleicht glaubt sie selbst, daß er sie liebt, aber die gute Fräulein betrügt sich. Er hat mich seit der Zeit einer näheren Vertrautheit gewürdigt, mir seine Oeconomie entdeckt und gezeigt, daß der Aufwand, den er macht, nicht so groß ist, wie man glauben sollte. Er ist mehr Philosoph und Moralist, als jemals, und so unschuldig seine Liebe ist, so mißbilligt er sie dennoch. Wir streiten sehr oft darüber, aber er mag eine Parthie nehmen, welche er will, so gewinnt er; denn Du weißt, was er auch nur scheinbaren Gründen für ein Gewicht geben kann. Ich bedaure ihn und sein gutes Herz, das wirklich in einem sehr mißlichen Zustande sich befinden muß, da er das tugendhafteste und das vollkommenste Mädchen ohne Hoffnung liebt. Und wenn wir annehmen, daß sie ihn wiederliebt, wie elend muß er erst da sein! Ich brauche Dir das nicht zu erklären, da Du das menschliche Herz so gut kennst. Genug von dieser Sache. Er wird noch eines und das andre davon an Dich selbst schreiben, wie er mir gesagt hat. Ich hab nicht nöthig, Dir das Stillschweigen hierbei zu empfehlen, da Du selbst siehest, wie nöthig es ist . . ."

Für Goethe war in dem Schönkopf'schen Kreise, dem es nicht an begabten und ernststrebenden Mitgliedern fehlte, ein neues Leben aufgegangen; die Nebel des Trübsinns waren bald verscheucht, und

seine poetische Ader kam wieder in Fluß. Sein Verhältniß zu Käthchen scheint im Herbst und Winteranfange 1766 in vollster Blüthe gestanden zu haben; aber schon vor dem Frühjahr 1767 war das Glück dieser Liebe, und zwar durch Goethe's Schuld, getrübt. Weil das Mädchen sich nicht aus dem Hause entfernen durfte, so floß für die täglichen Zusammenkünfte die Unterhaltungsquelle dem wechselbedürftigen Jünglinge nicht reich genug, und nun befiel ihn die böse Sucht, sich aus der Quälerei der Geliebten eine Unterhaltung zu verschaffen. Was ihn nur immer beunruhigen oder verstimmen mochte, den Verdruß über das Mißlingen poetischer Versuche, seine Rathlosigkeit in der Kritik, Alles ließ er an dem guten Mädchen aus, und peinigte es noch dazu durch die ungegründetsten Eifersüchteleien. Einige Zeit hindurch trug Käthchen dies mit der größten Geduld; aber zuletzt ward ihr Herz ihm dadurch so entfremdet, daß er nun zu den Thorheiten wirklich Veranlassung hatte, die er sich früher ohne Grund erlaubte. Jetzt that er Alles, ihre Neigung wieder zu gewinnen. Wir erzählten schon oben, wie ihn im Frühjahre der Anblick der Pflanzenthränen, die aus den im vorigen Herbst in eine Linde eingeschnittenen Namenszügen seiner Geliebten auf die darunterstehenden Züge seines Namens hervorgequollen waren, zu tiefer Reue bewegte und ihm eine Idylle entlockte. Mit verdoppeltem Eifer suchte er ihr gefällig zu sein, ihr durch Andere Freude zu bereiten; es gab schreckliche Scenen, seine Leidenschaft wuchs und nahm alle Formen an. Vergebens; er hatte die Geliebte wirklich verloren. In seinem Schmerze stürmte er auf seine Gesundheit los und zerrüttete diese für mehrere Jahre, — auf welche Weise, darüber wird sich uns bald eine nähere Andeutung ergeben. Ja er würde, wie er meint, an diesem Verluste zu Grunde gegangen sein, hätte nicht auch diesmal das poetische Talent seine Heilkraft bewährt. Er dichtete nämlich, zu einer zugleich belehrenden und beruhigenden Buße, die Laune des Verliebten.

Hatte er den Stoff zu diesem dramatischen Stücke aus seiner jüngsten Erfahrung geschöpft, so legte er andern, mit denen er sich gleichzeitig oder bald nachher beschäftigte, Erlebnisse einer frühern Epoche zu Grunde. Bei seiner Geschichte mit Gretchen und den Fol-

sehr zärtlich, mit den vollkommen redlichen Absichten eines tugendhaften Menschen, ob er gleich weiß, daß sie nie seine Frau werden kann. Ob sie ihn wiederliebt, weiß ich nicht. Du weißt, lieber Moors! das ist so eine Sache, nach der sich nicht gut fragen läßt; so viel kann ich Dir aber sagen, daß sie für einander geboren zu sein scheinen. Merke nun seine List! Damit Niemand ihn wegen einer solchen Liebe in Verdacht haben möge, nimmt er vor, die Welt grad das Gegentheil zu bereden, welches ihm bisher außerordentlich geglückt ist. Er macht Staat und scheint einer gewissen Fräulein, von der ich Dir erzählt habe, die Cur zu machen. Er kann zu gewissen Zeiten seine Geliebte sehen und sprechen, ohne daß Jemand deßwegen den geringsten Argwohn schöpft, und ich begleite ihn manchmal zu ihr. Wenn Goethe nicht mein Freund wäre, ich verliebte mich selbst in sie. Mittlerweile hält man ihn nun in Fräulein (der Name ist wieder ausgestrichen) — doch was brauchst du ihren Namen zu wissen, verliebt, und man vexirt ihn wohl gern in Gesellschaft deßwegen. Vielleicht glaubt sie selbst, daß er sie liebt, aber die gute Fräulein betrügt sich. Er hat mich seit der Zeit einer näheren Vertrautheit gewürdigt, mir seine Oeconomie entdeckt und gezeigt, daß der Aufwand, den er macht, nicht so groß ist, wie man glauben sollte. Er ist mehr Philosoph und Moralist, als jemals, und so unschuldig seine Liebe ist, so mißbilligt er sie dennoch. Wir streiten sehr oft darüber, aber er mag eine Parthie nehmen, welche er will, so gewinnt er; denn Du weißt, was er auch nur scheinbaren Gründen für ein Gewicht geben kann. Ich bedaure ihn und sein gutes Herz, das wirklich in einem sehr mißlichen Zustande sich befinden muß, da er das tugendhafteste und das vollkommenste Mädchen ohne Hoffnung liebt. Und wenn wir annehmen, daß sie ihn wiederliebt, wie elend muß er erst da sein! Ich brauche Dir das nicht zu erklären, da Du das menschliche Herz so gut kennst. Genug von dieser Sache. Er wird noch eines und das andre davon an Dich selbst schreiben, wie er mir gesagt hat. Ich hab nicht nöthig, Dir das Stillschweigen hierbei zu empfehlen, da Du selbst siehest, wie nöthig es ist . . ."

Für Goethe war in dem Schönkopf'schen Kreise, dem es nicht an begabten und ernststrebenden Mitgliedern fehlte, ein neues Leben aufgegangen; die Nebel des Trübsinns waren bald verscheucht, und

seine poetische Ader kam wieder in Fluß. Sein Verhältniß zu Käthchen scheint im Herbst und Winteranfange 1766 in vollster Blüthe gestanden zu haben; aber schon vor dem Frühjahr 1767 war das Glück dieser Liebe, und zwar durch Goethe's Schuld, getrübt. Weil das Mädchen sich nicht aus dem Hause entfernen durfte, so floß für die täglichen Zusammenkünfte die Unterhaltungsquelle dem wechselbedürftigen Jünglinge nicht reich genug, und nun befiel ihn die böse Sucht, sich aus der Quälerei der Geliebten eine Unterhaltung zu verschaffen. Was ihn nur immer beunruhigen oder verstimmen mochte, den Verdruß über das Mißlingen poetischer Versuche, seine Rathlosigkeit in der Kritik, Alles ließ er an dem guten Mädchen aus, und peinigte es noch dazu durch die ungegründetsten Eifersüchteleien. Einige Zeit hindurch trug Käthchen dies mit der größten Geduld; aber zuletzt ward ihr Herz ihm dadurch so entfremdet, daß er nun zu den Thorheiten wirklich Veranlassung hatte, die er sich früher ohne Grund erlaubte. Jetzt that er Alles, ihre Neigung wieder zu gewinnen. Wir erzählten schon oben, wie ihn im Frühjahre der Anblick der Pflanzenthränen, die aus den im vorigen Herbst in eine Linde eingeschnittenen Namenszügen seiner Geliebten auf die darunterstehenden Züge seines Namens hervorgequollen waren, zu tiefer Reue bewegte und ihm eine Idylle entlockte. Mit verdoppeltem Eifer suchte er ihr gefällig zu sein, ihr durch Andere Freude zu bereiten; es gab schreckliche Scenen, seine Leidenschaft wuchs und nahm alle Formen an. Vergebens; er hatte die Geliebte wirklich verloren. In seinem Schmerze stürmte er auf seine Gesundheit los und zerrüttete diese für mehrere Jahre, — auf welche Weise, darüber wird sich uns bald eine nähere Andeutung ergeben. Ja er würde, wie er meint, an diesem Verluste zu Grunde gegangen sein, hätte nicht auch diesmal das poetische Talent seine Heilkraft bewährt. Er dichtete nämlich, zu einer zugleich belehrenden und beruhigenden Buße, die Laune des Verliebten.

Hatte er den Stoff zu diesem dramatischen Stücke aus seiner jüngsten Erfahrung geschöpft, so legte er andern, mit denen er sich gleichzeitig oder bald nachher beschäftigte, Erlebnisse einer frühern Epoche zu Grunde. Bei seiner Geschichte mit Gretchen und den Fol-

gen derselben hatte er in die wüsten, zerrütteten Umstände so vieler Familien, in die gefährlichen Labyrinthe, womit die bürgerliche Gesellschaft unterminirt ist, manchen tiefen Blick gethan. Um über den beängstigenden Eindruck dieser Erfahrungen Herr zu werden, entwarf er mehrere Schauspiele und schrieb auch die Expositionen von den meisten, ließ aber, weil die Verwickelungen zu düster und tragisch wurden, eines nach dem andern fallen. Das einzige fertig gewordene sind die Mitschuldigen, worauf wir unten, wie auf die übrigen Schriften der Leipziger Zeit, zurückkommen werden. Goethe bedauerte in späteren Jahren, daß er nicht damals, in der Weise von Beaumarchais, jene humoristischen und kecken Studentenstreiche, deren oben gedacht wurde, zum Gegenstande dramatischer Arbeiten gemacht. Allein seine Natur war zu ernst, als daß ihm dieses leichte Genre lange hätte genügen können.

Kehren wir von der flüchtigen Erwähnung dieser Schriften zu Goethe's damaligen Lebensverhältnissen zurück, so haben wir vor Allem eines wunderlichen Freundes zu gedenken, den er um die Mitte der Leipziger Zeit gewonnen zu haben scheint. Er hieß Behrisch*) und war Hofmeister bei dem jungen Grafen Lindenau. Hager, wohlgebaut, mit markirten Zügen, weit in den Dreißigen vorgerückt, immer nett gekleidet, mit einem gewissen Anstande in Allem, was er that, ähnelte er einem ältern Franzosen, wie er denn auch das Französische gut sprach und schrieb. Er hatte einen besondern Hang, mit allerlei unschädlichen Thorheiten die Zeit zu vergeuden, wovon Goethe mehrere Beispiele in Wahrheit und Dichtung mitgetheilt hat. Statt sie nachzuerzählen, geben wir eines aus den Gesprächen mit Eckermann, welches den seltsamen Mann in dieser Hinsicht genugsam charakterisirt und Goethe's Mittheilungen sowohl erläutert als ergänzt. „Wenn wir zusammen im Fenster lagen," erzählt Goethe, „und Behrisch in der Straße den Briefträger kommen sah, wie er von einem Hause in's andere ging, nahm er gewöhnlich einen Groschen aus der Tasche und legte ihn bei sich in's Fenster. Siehst Du den Briefträger? sagte er dann zu mir gewendet; er kommt immer näher und wird gleich hier oben sein, das sehe ich ihm an. Er hat einen Brief an Dich, und was für einen Brief! Keinen gewöhnlichen Brief, er hat einen Brief mit einem Wechsel, — mit einem Wechsel! ich will nicht sagen, wie stark. — Siehst Du, jetzt kommt er herein. — Nein! — Aber er wird gleich kommen. Da ist er wieder. Jetzt! — Hier! hier herein, mein Freund! hier herein! — Er geht vorbei? Wie dumm! o wie dumm! Wie kann einer so unverantwortlich handeln! So unverantwortlich in doppelter Hinsicht! Unverantwortlich gegen Dich, indem er Dir den Wechsel nicht bringt, den er Dir doch früher oder später bringen muß, und ganz unverantwortlich gegen sich selbst, indem er sich um einen Groschen bringt, den ich für ihn zurecht gelegt hatte und den ich nun wieder einstecke. — So steckte er denn den Groschen mit höchstem Anstande in die Tasche, und wir hatten etwas zu lachen."

*) So schrieb Goethe den Namen in Wahrheit und Dichtung, während in der Gedichtsammlung (in den Oden an B.) Berisch steht. Daß jene Schreibart die richtige ist, bestätigt mir folgende gefällige Mittheilung von Varnhagen von Ense: „Ein schön geschriebener großer Brief von ihm in meiner Handschriftensammlung hat seine deutliche Unterschrift Behrisch."

Es kann auffallend erscheinen, daß Goethe an solchen Albernheiten, die ihm manche schöne Stunde raubten, sich längere Zeit habe erfreuen können. Allein es waren nicht sowohl dergleichen Einzelnheiten, was ihn ergötzte, als vielmehr der ganze originelle Mensch, den, beinahe unbewußt, in Allem, was er that, der Trieb zum Affectirten, zum Schauspielern beherrschte. Dazu kam, daß Behrisch in seinen Späßen, wie es Goethe's apprehensiver Natur zusagte, alles Rohe und Derbe mied. Auch mußte dieser fühlen, daß sein Umgang mit Behrisch, obwohl manchmal zeitverderbend, doch auch wegen der schönen Kenntnisse, die der Freund besaß, im Stillen lehrreich und zugleich in gewisser Hinsicht heilsam auf ihn wirkte, indem sein jugendlich heftiges, sein leidenschaftlich überspanntes Wesen durch diese leichten, gehaltleeren Possen beruhigt und gedämpft wurde. In der Poesie war Behrisch nicht ohne Geschmack, wirkte aber, wie Frau Böhme und Professor Morus, negativ auf Goethe ein, und zerstörte durch seine lieblosen Witze bei ihm noch den Rest von Glauben an die Schriftsteller jener Zeit. Andererseits war sein Einfluß fördernd auf die Productivität des jungen Freundes und seinen poetischen Styl. Unter der Bedingung, daß Goethe nichts drucken lasse, schrieb er die Poesieen desselben mit einer Rabenfeder

und Tusche auf holländisches Papier in stehender sächsischer Handschrift, die Titel gar in Fractur, verzierte das Ende jedes Gedichtes mit einer passenden Vignette, und brachte so, wenn auch langsam, ein elegantes Manuscript zu Stande. Dieß spornte den Dichter nicht wenig zum Produciren und trieb ihn zugleich an, seiner neuern Maxime getreu, sich mit Vermeidung alles Leeren und Ueberflüssigen, immer rein und scharf auszudrücken, indem der Freund ihm oft den Aufwand von Zeit, Talent und Anstrengung, den eine solche Abschrift verlangte, zu bedenken gab. Behrisch ließ es sich auch angelegen sein, Goethe's gesellige Gewandtheit zu entwickeln, jedoch mit so wenig nachhaltigem Erfolge, daß dieser, sobald er allein war, gleich wieder in sein störrisches, launenhaftes Wesen zurückfiel.

Zu den Eigenheiten Behrisch's gehörte, daß er gegen seine Leipziger Mitbürger, wie Goethe sagt, „eine fratzenhafte Abneigung" empfand. Besonders hatte er sich den Professor Clodius zur Zielscheibe seines Witzes erlesen, der sich als Kritiker und Poet schon einigen Ruf erworben und nun, an Gellert's Stelle, ein Prakticum über poetischen und prosaischen Styl gab. Auch Goethe besuchte dieses Collegium. Eines Tages übergab er seinem Lehrer ein Gedicht auf die Hochzeit eines Oheims, worin er den ganzen Olymp versammelt hatte, um über die Heirath des Frankfurter Rechtsgelehrten zu rathschlagen. Venus und Themis hatten sich um seinetwillen entzweit, aber Amor lenkte durch einen schelmischen Streich die Entscheidung zu Gunsten der Venus und für die Heirath. Der Dichter hatte auf Beifall von Seiten des Lehrers gerechnet; aber Clodius, den parodistischen Charakter des Hochzeits-Carmens übersehend, tadelte den Gebrauch der mythologischen Figuren und verleidete sie dadurch dem Lehrlinge so sehr, daß er für die Zukunft das ganze mythische Pantheon verabschiedete und nur allenfalls Amor und Luna in seinen Gedichten noch auftreten ließ. Hatte nun Goethe seinem Lehrer in Beziehung auf den Gebrauch der griechisch-römischen Götter beigepflichtet, so mußte er es um so lächerlicher finden, wenn Clodius, der sich besonders die Ramler'schen Gedichte mit ihrem majestätischen fremdländischen Wortpomp zu Vorbildern gewählt hatte, sich nun eine andere Leiter auf den Parnaß aus griechischen und römischen Wortsprossen zusammenzimmern wollte. Goethe hatte

sich diese oft wiederkehrenden Ausdrücke eingeprägt, und in lustiger Stunde, als er mit Freunden in den Kohlgärten den trefflichsten Kuchen verzehrte, kam er auf den Einfall, jene Kraft- und Machtworte in folgendes Gedicht an den Kuchenbäcker Händel zu versammeln, das er sofort an eine Wand des Hauses mit Bleistift anschrieb:

„O Händel, dessen Ruhm vom Süd zum Norden reicht,
Vernimm den Päan, der zu deinen Ohren steigt!
Du bäckst, was Gallier und Britten emsig suchen,
Mit schöpfrischem Genie, originelle Kuchen.
Des Kaffee's Ocean, der sich vor dir ergießt,
Ist süßer, als der Saft, der vom Hymettus fließt.
Dein Haus, ein Monument, wie wir den Künsten lohnen,
Umhangen mit Trophäen, erzählt den Nationen:
Auch ohne Diadem fand Händel hier sein Glück,
Und raubte dem Kothurn gar manch' Achtgroschenstück.
Glänzt deine Urn' dereinst in majestät'schem Pompe,
Dann weint der Patriot an deiner Katakombe.
Doch leb'! Dein Torus sei von edler Brut ein Nest!
Steh' hoch wie der Olymp, wie der Parnassus fest!
Kein Phalanx Griechenlands mit römischen Balliſten
Vermög' Germanien und Händeln zu verwüsten.
Dein Wohl ist unser Stolz, dein Leiden unser Schmerz,
Und Händel's Tempel ist der Musensöhne Herz."

Diese Satyre sollte für Goethe die unangenehme Folge haben, daß sie dazu beitrug, ihm seinen Freund Behrisch zu entziehen. Das Gedicht hatte geraume Zeit unbemerkt an der Wand jenes Hauses gestanden, als Clodius mit seinem „Medon" (oder „die Rache des Weisen") hervortrat, dessen Weisheit, Großmuth und Tugend Goethe und seine Freunde unendlich lächerlich fanden, so sehr auch die erste Vorstellung beklatscht wurde. Goethe machte gleich Abends, als er mit seinen Freunden in das Weinhaus kam, einen Prolog in Knittelversen: Harlekin trat darin mit zwei großen Säcken Sand auf und stellte diese zu beiden Seiten des Prosceniums, worauf er den Zuschauern vertraute, es sei in beiden Säcken moralisch-ästhetischer Sand, den ihnen die Schauspieler häufig in die Augen werfen würden; der eine sei mit Wohlthaten gespickt, die nichts kosteten, der andere mit prächtig ausgedrückten Gesinnungen, die nichts hinter

sich hätten. Horn trug den Prolog sogleich der Gesellschaft mit Geschick vor; doch wurde der Spaß nicht nach außen bekannt, und der Prolog verlor sich bald, ohne daß eine Abschrift genommen war. Nun aber ließ Horn es sich einfallen, das Gedicht auf den Kuchenbäcker Händel um mehrere Verse zu erweitern und es zunächst auf den Medon zu beziehen*). Unzufrieden über die Gleichgültigkeit, womit diese Zusätze aufgenommen wurden, wandte er sich damit an Andere, welche Abschrift davon nahmen und das Stück schnell in's Publicum brachten. Man erfuhr bald, aus welcher Gesellschaft es hervorgegangen war, und die Mißbilligung war allgemein. Auch dem Grafen Lindenau in Dresden kam der Vorfall zu Ohren, und da er ohnedieß mit dem Hofmeister seines Sohnes seit einiger Zeit nicht ganz zufrieden war, so entließ er Behrisch auf eine glimpfliche Weise. Doch gereichte diesem die Sache nicht zum Nachtheile; denn auf die Empfehlung mehrerer angesehenen Personen, die er durch seine Kenntnisse und Talente, wie durch seine Rechtschaffenheit für sich eingenommen hatte, wurde er, als Erzieher des Erbprinzen von Dessau, an den Hof eines trefflichen Fürsten berufen. Hier besuchte ihn Goethe gegen das Jahr 1776 und noch ein Mal im Jahre 1801, und fand ihn unverändert, als feinen Hofmann und in der besten Laune wieder**).

Daß der Graf Lindenau zur Entlassung des Hofmeisters auch andere, triftigere Gründe gehabt, läßt eine leise Andeutung Goethe's in Wahrheit und Dichtung erkennen. „Unglücklicher Weise," schreibt er, „hatte Behrisch und wir durch ihn noch einen gewissen Hang zu einigen Mädchen, welche besser waren, als ihr Ruf, wodurch denn aber unser Ruf nicht gefördert werden konnte." Bringen wir damit einen Brief Goethe's an eine Freundin (ohne nähere Ueberschrift) in Verbindung, den Schöll nach einem aufgefundenen Concepte veröffentlicht hat, und mit großer Wahrscheinlichkeit

*) Die von Horn abgeänderte und erweiterte Satyre ist in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten (III, 390 f.) mitgetheilt, wie sie Chr. Heinrich Schmid in der Vorrede zu J. C. Rost's vermischten Gedichten (1769) hat abdrucken lassen.

**) Gespräche mit Eckermann II, 177 ff.

in's Jahr 1767 setzt, so möchte man fast glauben, daß Behrisch dem jungen Freunde in sittlicher Beziehung ein nicht lobenswerthes und nicht unbefolgt gebliebenes Beispiel gegeben hat. Wir theilen ohne weitern Commentar das Wesentlichste des Briefes mit, den Goethe an ein Mädchen richtet, das einem seiner Freunde ein Liebesverhältniß aufgekündigt hat, und stellen es dem Leser anheim, ob er nicht vielleicht lieber annehmen will, daß hier fingirte Situationen behandelt seien. „Ich habe Mitleiden mit ihm," schreibt Goethe, „Mitleiden, wie man es mit einem Kranken hat, dem man, um größere Schmerzen zu lindern, Blasen ziehen muß. Ich bin ruhig, wie er bewegt ist; und doch gab es eine Zeit, da ich bewegter war, als er ist. Eh nun, die Zeit wird auch den Sturm in seinem Herzen legen, die Zeit — und — wenn er klug ist, ein ander Mittel, das noch probater gefunden wird, als das (Goethe bezeichnet es im Gedichte „Wechsel"). Es ist bitter, sehr bitter, meine zärtliche Freundin, eine so liebliche Aussicht empfindungsvoller Hoffnungen so verfinstert zu sehen. Verfinstert? O da wäre noch Hoffnung, daß es wieder Tag werden könnte. Verschwunden! Unwiederbringlicher verschwunden, als die Jahre der Jugend und die Blüthen der Schönheit. Und doch muß man einmal erfahren, daß Mädchen — Mädchen sind, und daß ihnen ein Mann ein Mann ist. Lieber Gott, fühlte Ihr armer Liebhaber diese Wahrheit so lebendig, als ich, er würde über Ihren Brief so wenig erstaunt sein, als ich. Er ist ein guter Mensch, und wundert sich sehr, daß seine Ca— O Beständigkeit, wir kennen einander! Ich bin auch verlassen worden. Manche Thräne, manches Lied hat mich mein Unglück gekostet. Aber wie viel bin ich Ihnen schuldig, daß Sie mich an Ihrem Busen allen Trost finden ließen, den ein Verlassener wünschen kann! Denn was konnte ich verloren haben, da die liebenswürdige***, in die feurigsten Umarmungen versunken, auf meinem Schooße zitterte? Nelly (Aenneli?) war mein süßes Mädchen, das einzige, das ich je geliebt habe; aber gewiß, meine Freundin, unsere gestohlenen freundschaftlichen Augenblicke in der dämmernden kleinen Stube haben mich überzeugt, daß ich Netten (Annetten?) verzeihen muß, wenn sie mich in den Armen eines Andern vergißt. Und Sie hatten mich auch so vergessen, das war natürlich, mein Freund war mein Nachfolger,

das war mir angenehm; aber leid war mir's, daß Sie ihn eine ewige Liebe hoffen ließen. Ich dächte doch, Sie hätten Ihr Herz besser kennen sollen. — Nun, das ist vorbei. Ihr Liebhaber ras't, aber das wird sich geben. — Sie werden sehen, wie er ehestens in einen sitt- und tugendsamen Freund verwandelt sein und auf dem Fuße mit Ihnen stehen wird, wie ich jetzt stehe. Unverbrüchlich und heilig wird das schöne Bündniß sein; denn abgedankte Liebhaber sind die besten Freunde, wenn man sie menagiren kann. — Nun, an Freunden kann es Ihnen nicht fehlen. Nur hüten Sie sich, es sind nicht alle Liebhaber so geduldig. Und ich bitte Sie, erinnern Sie sich oft des Vergangenen, um auf die Zukunft nichts zu versprechen. Und wenn Ihr kleines Stübchen, das so oft der Zeuge unserer seligen Trunkenheit war, das, wie ich nicht zweifle, auch meinen Freund oft glücklich gesehen hat, wenn diese liebe romantische Höhle nun auch künftig den Schauplatz der Freuden eines neuen Liebhabers abgibt: o möchte sich der betrogene Glückliche nicht schmeicheln, ein Frauenzimmer könne uns mehr gewähren, als den gegenwärtigen Genuß! Leben Sie wohl, meine liebste Freundin." — Einen noch verständlichern Wink gibt uns Goethe in einem spätern Briefe aus Frankfurt an seinen Freund Gottlob Breitkopf, worin es heißt: „Wer kein Leipzig gesehen hätte, der könnte hier recht wohl sein; aber das Sachsen! Sachsen! Man mag auch noch so gesund und stark sein, in dem verfluchten Leipzig brennt man weg, so geschwind wie eine schlechte Pechfackel. Nun, nun, das arme Füchslein wird nach und nach sich erholen. — Nur Eins will ich Dir sagen: hüte Dich ja vor der Liederlichkeit. Es geht uns Mannsleuten mit unsern Kräften, wie den Mädchen mit der Ehre; einmal zum Henker eine Jungferschaft — fort ist sie! Man kann wohl so was wieder quacksalben, aber es will's ihm all das nicht thun."

Es bleibt uns nun, ehe wir im nächsten Capitel zu Goethe's Bestrebungen in der bildenden Kunst übergehen, ein Wort über seinen Antheil an Musik und am Leipziger Theater zu sagen. Wenn auch Goethe in seinem hohen Alter behauptete, die Musik habe nicht in seinem Kreise gelegen, weshalb auch kein Wort darüber in seinen Reisenotizen vorkomme, so hat er doch zeitlebens, wie sich uns weiterhin näher zeigen wird, eine große Hinneigung und

Empfänglichkeit dafür bewiesen; ja, er hat sich selbst im Gesange und auf mehreren Instrumenten versucht. Mit seinem Käthchen sang er die Lieder von Zachariä, er spielte damals Flöte, bis in Folge unordentlicher Lebensweise seine Kränklichkeit es ihm nicht mehr erlaubte; in Straßburg und nachher in Frankfurt übte er sich auf dem Violoncell und begleitete Maximiliane La Roche's Klavierspiel mit dem Baß. Jetzt in Leipzig fehlte es ihm nicht an Freunden, die sein Interesse für Musik wach erhielten. Behrisch war ein leidenschaftlicher Liebhaber derselben, Hermann spielte fertig das Klavier, besonders aber war die Familie seiner beiden jungen Freunde Bernhard und Gottlob Breitkopf der Mittelpunkt eines zahlreichen musikalischen Kreises. Jener, mit Goethe gleichalterig, componirte, wie wir unten näher berichten werden, mehrere seiner Lieder. Aber nicht bloß in Privatzirkeln fand Goethe Nahrung für sein musikalisches Interesse. Die nachher mit so viel Ruhm genannten Leipziger Concerte begannen damals aufzublühen; namentlich thaten sich in Oratorien bedeutende Sängerinnen hervor. Die nachher als Mara so berühmt gewordene Demoiselle Schmehling, welche sich mit ihrem Vater in Leipzig aufhielt, erregte schon allgemeine Bewunderung. Im Jahre 1831 richtete Goethe an ihrem Jahresfeste zwei Gedichte an sie. Das erste, mit der Ueberschrift „Der Demoiselle Schmehling, nach Aufführung der Hassischen Sta. Elena al Calvario", (von Goethe irrthümlich mit der Jahrszahl 1771 bezeichnet) spricht die Erinnerung an die Leipziger Zeit aus. Neben ihr trat Corona Schröter in Hasse'schen Oratorien auf, und die Wagschaalen des Beifalls standen für Beide immer gleich. Denn wenn Letztere es mit Jener nicht an Stimme und Talent aufnehmen konnte, so erregte sie durch ihre schöne Gestalt, ihr vollkommen sittliches Betragen, ihren ernsten, anmuthigen Vortrag allgemeine Zuneigung und Achtung. Verschiedene ihrer Anbeter machten Goethe zum Vertrauten, und erbaten sich seinen Beistand, wenn sie ein Gedicht zu Ehren Corona's wollten drucken und verbreiten lassen. Wir werden ihr später auf unsers Dichters Lebenswege wieder begegnen. Dem Concertmeister Hiller, dessen komische Opern damals sehr beliebt waren, stattete Goethe einen Besuch ab und ward freundlich von ihm aufgenommen; doch konnte sich dieser eben so wenig, als

mancher Andere, mit des Jünglings zudringlicher, durch keine Lehre zu beschwichtigenden Lernbegierde befreunden *).

Ueber das Leipziger Theater ist Goethe in seiner Selbstbiographie auffallend schweigsam gewesen, hat aber später Einiges in den „biographischen Einzelnheiten" unter der Ueberschrift „Leipziger Theater" nachgebracht. Wie man um jene Zeit (1767) in Hamburg im Geiste des Patriotismus, der in den sechsziger Jahren Deutschland zu durchwehen begann, die Bühne reorganisirte, so ward auch in Leipzig das neuerbaute Schauspielhaus (am 6. October 1766) mit Schlegel's Hermann eröffnet. Diese vaterländische Tendenz schien Goethe'n beifallswürdig; aber er verkannte nicht, daß Stücke, wie der Hermann, in Zeit und Gesinnung zu weit von uns ablägen, und suchte daher nach bedeutenderen Gegenständen aus der spätern Zeit; und so war der Weg angebahnt, auf dem er nachher zu seinem Götz gelangte. Im Hermann sah er zweimal den alten Theaterdirector Koch auftreten, der sonst seiner hohen Jahre wegen von der Bühne dispensirt war. Brinkner, als erster Liebhaber, hatte seinen ganzen Beifall. Von dem übrigen Schauspieler-Personal erinnerte sich Goethe in späterm Alter besonders lebhaft des Eindrucks, den eine Demoiselle Schulz, eine Schwester des Balletmeisters, auf ihn gemacht. Sie war nicht schön, aber nett, mit schönen schwarzen Augen und Haaren. Sie zog ihn in's Theater, so oft sie auftrat, und ihr Spiel in Weiße's Romeo und Julie prägte sich tief seinem Gedächtnisse ein, namentlich wie sie in dem weißen Atlaskleide aus dem Sarge stieg, und sich sodann der Monolog bis zur Vision, bis zum Wahnsinn steigerte. Durch ihre Talente für die Tragödie nahm sie Goethe und seine Freunde so sehr ein, daß diese sie in keiner geringern Rolle, am wenigsten aber als Tänzerin mochten auftreten sehen, und in kleinen ausgestreuten Versen sie davon abzumahnen suchten. Wie Goethe, so zollte die studirende Jugend überhaupt der Bühne eine lebhafte Theilnahme. Aber auch die Universitätsgelehrten theilten dieses Interesse, und Koch fand bei den Leipziger Literaten vielseitige Unterstützung. Weiße verfaßte Lust- und Trauerspiele, Clodius den Medon, ein Magister Steinel schrieb Prologe. Der Kreissteuereinnehmer Weiße, damals in seinen besten Jahren, ein heiterer freundlicher Mann, dem Goethe auch durch persönlichen Umgang näher trat, war bei ihm und seinen Gesellen sehr beliebt und geschätzt. Seine „Poeten nach der Mode" hatten ihn besonders ergötzt, waren aber durch Frau Böhme tief in seiner Schätzung herabgesetzt worden. Indeß ließen sich die jungen Freunde nach wie vor durch Weiße's Theaterstücke hinreißen, wenn sie ihnen auch keine Mustergültigkeit zuerkennen konnten, und fanden an seinen Opern, die der Concertmeister Hiller anmuthig belebte, gleichfalls viel Vergnügen.

*) Goethe's Werke, Bd. 32, S. 335.

Neuntes Capitel.

Bekanntschaft mit Oeser. Unterricht im Zeichnen. Einführung in das Studium der Kunstgeschichte. Lessing's Laokoon. Besuch der Dresdener Gemäldegallerie. Beschäftigung mit der Kupferstecherkunst. Zwei radirte Blätter von Goethe. Winckelmann's Tod. Krankheit. Befreundete Personen und Familien. Oeser's Tochter. Studentenunruhen. Abreise von Leipzig. Rückblick auf seine dortige religiöse Entwickelung.

Goethe's Bestrebungen in der bildenden Kunst, die eine so wichtige Rolle in seiner Geistesentwickelung während der Leipziger Periode spielen, schließen sich zunächst an seinen Verkehr mit Oeser, dem Director der Maler- und Architektur-Akademie zu Leipzig, an. Das nähere Bekanntwerden mit Oeser ist wahrscheinlich schon in das Jahr 1766 zu setzen. In dem Maße, wie ihm die akademischen Vorlesungen immer mehr verleidet wurden, und er in poetischen Dingen in immer größere Geschmacks- und Urtheilsungewißheit gerieth, mußte die bildende Kunst, die fast die ganze erste Hälfte seines Lebens hindurch mit der Dichtkunst bei ihm um die Vorherrschaft stritt, mehr und mehr in den Vordergrund treten. So mag er denn

etwa zu Anfang des dritten Semesters*) zuerst mit einigen Edelleuten, worunter der nachmalige Staatscanzler Fürst von Hardenberg war, bei Oeser Privatstunden genommen haben. Wir müssen den Einfluß dieses Mannes auf Goethe, wenn auch nicht in jeder Beziehung günstig, doch jedenfalls sehr hoch anschlagen, und selbst höher, als er nach der Darstellung in Wahrheit und Dichtung erscheint. Wie Oeser auf Winckelmann's Bildung bedeutend eingewirkt hat, so auch auf Goethe's. Schon das war von Wichtigkeit, daß er an Oeser wieder einen Mann fand, an dem er das ihm tief inwohnende Bedürfniß der Pietät und der Verehrung gegen Aeltere befriedigen konnte. Von Böhme hatte er sich abgewandt, weil dieser ihm einen Bildungsgang aufdringen wollte, der seiner Neigung widerstrebte; zu Gellert hatte er kein rechtes Herz fassen können, und noch dazu hatte man ihn durch üble Nachreden in seiner Schätzung herabgesetzt; Behrisch war im Ganzen doch ein zu wunderlicher Kauz und zu unbedeutend, als daß er zu ihm, wie einem der Nacheiferung würdigen Muster, hätte hinaufblicken können. Oeser aber konnte in jeder Hinsicht als ein achtungswerther Charakter gelten; er war ein reicher und reger Geist, von liebenswürdigem Herzen, theilnehmend an dem Streben anderer begabten Menschen, in angesehener Stellung und einem Berufe lebend, der für Goethe hohen Reiz besaß. Dazu kam noch, daß er mit Goethe einen Grundzug des Charakters gemeinsam hatte. Was dieser von Oeser sagt, daß er, wie Behrisch, zu den Menschen gehört habe, die ihr Leben in einer bequemen Geschäftigkeit hinbringen, daß er nie die Technik seiner Kunst ernstlich angegriffen, daß erst seinen späteren Jahren ein gewisser folgerechter Fleiß vorbehalten gewesen sei, das alles läßt sich mit einiger Einschränkung auf ihn selbst anwenden. Mußte nun diese geheime innere Verwandtschaft den Jüngling vom ersten Augenblicke an ihn fesseln, so ist es doch zu bedauern, daß er in jenem Grundzuge durch die Anschauung des gereiften Mannes befestigt ward. Ihm, dem „nichts

*) Damit stimmt folgende Stelle aus einem Briefe Goethe's an Oeser's Tochter vom 13. Februar 1769 zusammen, den er fast ein halbes Jahr nach seinem Abschied von Leipzig schrieb; „Zwei Jahre beinahe bin ich in Ihrem Hause herumgegangen u. s. w."

Vergnügen machte, als was ihn anflog," wäre ohne Zweifel das Beispiel eines Künstlers heilsamer gewesen, der mit willenskräftigem Fleiße sich aller Mittel seiner Kunst zu versichern strebte.

In der Praxis des Zeichnens ward Goethe durch Oeser's Beispiel und Anleitung wenig gefördert; dafür wirkte aber seine Lehre um so entschiedener auf Geist und Geschmack. Vor Allem empfahl er Einfalt in dem, „was Kunst und Handwerk vereint hervorzubringen berufen sind," und so hatte er auch, als ein abgesagter Feind alles Schnörkelwesens, in dem alten Schlosse Pleißenburg, das er bewohnte, seine Zimmer mit einfacher Eleganz ausgestattet. Von dem Künstler selbst aber verlangte er Bedächtlichkeit und ein inniges, stilles Vertiefen in den Gegenstand, eine Lehre, die bei Goethe noch segensreich in der Sturm- und Drangperiode nachwirkte und ihn manchmal vor Verirrung geschützt hat. Wodurch er aber Goethe'n in der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft einen unschätzbaren Gewinn brachte, das war, daß er den durch allerlei Mißreden an der Dichtkunst, am Schönen und an sich selbst irre gewordenen Jüngling von Neuem ein Herz zur Kunst überhaupt und so auch zur Poesie fassen lehrte. Dieses Verdienst erkannte Goethe selbst mit der größten Dankbarkeit an, wie aus ein paar uns erhaltenen Briefen aus der nächsten Zeit nach dem Aufenthalte zu Leipzig erhellt. In einem Schreiben an Oeser vom 9. Nov. 1768 heißt es: „Was bin ich Ihnen nicht Alles schuldig, daß Sie mir den Weg zum Wahren und Schönen gezeigt, daß Sie mein Herz gegen den Reiz fühlbar gemacht haben! Ich bin Ihnen mehr schuldig, als ich Ihnen danken könnte. Der Geschmack, den ich am Schönen habe, meine Kenntnisse, meine Einsichten, hab' ich die nicht alle durch Sie? Wie gewiß, wie einleuchtend wahr ist mir der seltsame, fast unbegreifliche Satz geworden, daß die Werkstatt eines großen Künstlers mehr den keimenden Philosophen, den keimenden Dichter entwickelt, als der Hörsaal des Weisen und des Kritikers. Lehre thut viel, aber Aufmunterung thut Alles. — Aufmunterung nach dem Tadel (fügt er im Hinblick auf jene entmuthigenden Kritiken der Frau Böhme, Gellert's und Anderer hinzu) ist Sonne nach dem Regen, fruchtbares Gedeihen. Wenn Sie meiner Liebe zu den Musen nicht aufgeholfen hätten, ich wäre verzweifelt. Sie wissen, was ich war, als ich zu Ihnen kam, und

was ich war, als ich von Ihnen ging. Der Unterschied ist Ihr Werk." Und selbst ein Jahr später noch gedachte er Oeser's mit gleich warmer Erkenntlichkeit. „Sein Unterricht," schrieb er den 20. Februar 1770 an den Buchhändler Reich in Leipzig, „wird auf mein ganzes Leben Folgen haben. Er lehrte mich, das Ideal der Schönheit sei Einfalt und Stille, und daraus folgt, daß kein Jüngling Meister werden könne. Es ist ein Glück, wenn man sich von dieser Wahrheit nicht erst durch eine traurige Erfahrung zu überzeugen braucht. Empfehlen Sie mich meinem lieben Oeser. Nach ihm und Shakspeare ist Wieland der Einzige, den ich für meinen ächten Lehrer erkennen kann. Andere hatten mir gezeigt, daß ich fehlte; diese zeigten mir, wie ich's besser machen sollte."

Wir reihen diesen Brief-Fragmenten noch ein anderes an, worin der Bildungsweg, den Oeser dem jungen Freunde vorgezeichnet hatte, und des Letztern Dankbarkeit nicht minder bestimmt hervortreten. „Meine gegenwärtige Lebensart," schreibt Goethe am 13. Febr. 1769 an Oeser's Tochter, „ist der Philosophie gewidmet. Eingesperrt, allein, Cirkel, Papier, Feder und Dinte und zwei Bücher, das ist mein ganzes Rüstzeug. Und auf diesem einfachen Wege komme ich in der Erkenntniß der Wahrheit oft so weit und weiter, als Andere mit ihrer Bibliothekswissenschaft. Ein großer Gelehrter ist selten ein großer Philosoph, und wer mit Mühe viel Bücher durchblättert hat, verachtet das leichte, einfältige Buch der Natur; und es ist nichts wahr, als was einfältig ist. Freilich eine Recommandation für die wahre Weisheit! Wer den einfältigen Weg geht, der gehe ihn und schweige still. Demuth und Bedächtlichkeit sind die nothwendigsten Eigenschaften unserer Schritte darauf, deren jeder endlich belohnt wird. Ich danke es Ihrem lieben Vater; er hat meine Seele zuerst zu diesem Wege bereitet."

Bei Zeiten richtete Oeser auch seine Aufmerksamkeit dahin, seinen Lehrling in die Geschichte der Kunst einzuführen. Er hatte sich wohl bald überzeugt, daß Goethe kein besonderes Talent oder wenigstens nicht die erforderliche Ausdauer zur Ausübung der Kunst besaß, und mochte ihn daher um so gründlicher theoretisch auszubilden suchen. Goethe hatte das eben damals in's Deutsche übersetzte „Leben der Maler" von d'Argenville frisch erhalten und studirte es

mit Eifer. Oeser unterstützte ihn in diesen Bestrebungen, indem er ihm manches Portefeuille aus den großen Leipziger Sammlungen zur Einsicht verschaffte, was aber zunächst eine andere Wirkung, als die beabsichtigte, hervorbrachte, und sein poetisches Talent anregte. Wie man wohl Kupfer zu Gedichten macht, so machte er jetzt umgekehrt Gedichte zu Kupfern und Zeichnungen, indem er sich die vorgestellten Personen in ihrem vorhergehenden und nachfolgenden Zustande zu vergegenwärtigen, bisweilen auch ihnen ein angemessenes Lied in den Mund zu legen wußte. Man sieht, wie sehr es ihm damals an würdigem poetischen Stoffe gebrach. Was hätte aus Goethe werden können, wenn sein Geist sich bei Zeiten an großen Objecten hätte groß ziehen können! Es war fast nicht zu vermeiden, daß diese Gedichte sich manchmal in's Descriptive verirrten, wozu er sonst durchaus nicht neigte. Aber diese Fehlgriffe kamen ihm für die Folgezeit, wo Lessing's Laokoon ihn über die Grenzen der verschiedenen Künste aufklärte, als eine belehrende Erfahrung zu statten.

Oeser führte ihn in das Kunst- und Geschmackselement, worin er selbst lebte und webte, auch dadurch tiefer ein, daß er sich über abgeschiedene oder abwesende Männer, zu denen er im Verhältniß gestanden hatte oder noch stand, gern mit dem theilnehmenden Jünglinge unterhielt und ihn auf ihre Verdienste aufmerksam machte. So rühmte er ihm unter den Franzosen Caylus, unter den Deutschen Lippert, wegen seiner Bemühungen um die Gemmen der Alten, den Professor Christ, als Liebhaber, Sammler, Kenner und thätigen Künstler; vor Allem aber deutete er auf das hohe Kunstleben Winckelmann's in Italien hin, dessen erste Schriften Goethe mit Andacht in die Hand nahm; denn Oeser's leidenschaftliche Verehrung für den einzigen Mann hatte sich ganz auf ihn übertragen. Er ließ sich dadurch nicht irren, daß ihm manches Einzelne in jenen kleinen Aufsätzen räthselhaft und problematisch blieb; fand er doch im Allgemeinen darin das von Oeser gepredigte Evangelium des Schönen, oder vielmehr des Angenehmen und Geschmackvollen wieder. Aber auch mit den zahlreichen Kennern und Freunden der Kunst, die in Leipzig einträchtig und im gleichen Sinne lebten und wirkten, mit Huber, Kreuchauf, Winckler, Richter u. A., ward Goethe

durch seines Lehrers Vermittelung bekannt, und es stand ihm der Zutritt in ihre Kreise und zu ihren Sammlungen jederzeit offen.

Indem er sich nun aber bei dieser vielfachen Gelegenheit zur Anschauung von Kunstsachen auch nach einem festen Halt für Begriff und Erkenntniß umsah, den er weder aus den gelegentlichen Gesprächen jener älteren Männer, noch auch aus den lakonischen Andeutungen Oeser's gewinnen konnte: fiel zur rechten Zeit durch Lessing's Laokoon ein heller Lichtstrahl in die Dämmerung, welche ihn bisher umgeben hatte. Wenige Werke mag Goethe in seinem Leben mit solcher Ausdauer und in solcher Stetigkeit durchstudirt haben, als den Laokoon, wozu, wie Gervinus treffend bemerkt, der Umstand nicht wenig beitrug, daß ihm hier die Kritik in der Geschlossenheit eines Kunstwerkes entgegentrat. Auch der unvergleichliche lebendige Styl der Abhandlung hat ihn ohne Zweifel gefesselt; denn „hier redet der Schreibende und gesticulirt noch in der Rede; er überläßt sich der Wärme und dem Feuer des Gespräch's und behält doch die Ruhe und die Selbstbeherrschung der überdachten Schrift." Goethe wird noch in späterm Alter, wo er der Wirkung dieser Schrift auf seine Jugend gedenkt, von Begeisterung hingerissen und erhebt ganz gegen seine Gewohnheit „die freien Gefilde des Gedankens" über „die Region des kümmerlichen Anschauens". „Wie vor einem Blitze," sagt er, „erleuchteten sich uns alle Folgen dieses herrlichen Gedankens (der die bildenden und die Redekünste schied); alle bisherige anleitende und urtheilende Kritik ward, wie ein abgetragener Rock, von uns weggeworfen; wir hielten uns von allem Uebel erlös't." Nicht ohne einen Seitenblick auf Herder, der an dem hohen Sinne marktete und mäkelte, bekennt er, daß dieses Buch, im rechten Augenblicke hervorgetreten, die vollste Wirksamkeit auf ihn geübt, daß er sich ganze Epochen seines Lebens liebevoll damit beschäftigt und sich eines überschwenglichen Wachsthumes erfreut habe. Ungeachtet seines Enthusiasmus für Lessing versäumte Goethe, den berühmten Mann zu sehen, als dieser Leipzig auf einige Zeit besuchte. Ja er mied sogar geflissentlich die Orte, wo Lessing erschien, wahrscheinlich, wie er selbst meint, weil er sich zu gut dünkte, von ferne zu stehen, und keinen Anspruch auf ein näheres Verhältniß machen konnte. Dieser grillenhafte

Stolz bestrafte sich dadurch, daß er den hochgeschätzten Mann nie in seinem Leben zu sehen bekam.

Mit zunehmender theoretischer Einsicht fühlte er nunmehr immer stärker das Bedürfniß, einmal bedeutende Kunstwerke in größerer Masse zu erblicken, und so entschloß er sich, der Dresdener Gemäldegallerie mehrere Tage zu widmen. Hierbei ließen ihn zwei seiner Eigenheiten auf eine etwas wunderliche Weise verfahren. Von seinem Vater hatte er eine äußerst starke Abneigung gegen alle Gasthöfe überkommen, welche sich bei diesem auf der italienischen Reise festgewurzelt hatte. Es wäre ihm nun zwar nichts leichter gewesen, als durch Empfehlung seiner Leipziger Gönner in Dresden bei guten Freunden gastliche Aufnahme zu finden. Allein dem widerstrebte seine Lust am Incognito, der wir später noch oft begegnen werden. Da er die Dresdener Kunstschätze ganz nach eigener Art zu betrachten wünschte, und sich von Niemanden wollte irren lassen, so hielt er seinen Vorsatz, zu reisen, geheim, und vertraute ihn nur seinem Stubennachbar, dem fleißigen Theologen, weil dieser in Dresden einen Verwandten hatte, bei dem der Kunstjünger in jenen Tagen zu wohnen gedachte. Von dem halbblinden Candidaten mit einem mühsam geschriebenen Empfehlungsbriefe ausgestattet, fuhr er auf der gelben Kutsche sehnsuchtsvoll nach Dresden, und fand bald in der Vorstadt jenen Verwandten, der seines Handwerks ein Schuster war. Die Persönlichkeit dieses Mannes war unserm Dichter so interessant, daß er sie tief seinem Innern einprägte und sechs bis sieben Jahre nachher in der epischen Dichtung, „der ewige Jude," dem Charakter des Ahasver zu Grunde legte. „Sein Eigenthum war," so schildert ihn Goethe, „ein tüchtiger Menschenverstand, der auf einem heitern Gemüthe ruhte und sich in der gleichmäßigen hergebrachten Thätigkeit gefiel. Daß er unablässig arbeitete, war sein Erstes und Nothwendigstes; daß er alles Uebrige als zufällig ansah, dieß bewahrte sein Behagen; und ich mußte ihn vor vielen Anderen in die Classe derjenigen rechnen, welche praktische Philosophen, bewußtlose Weltweisen genannt werden." Goethe vertrug sich die Tage, welche er in Dresden zubrachte, sehr gut mit ihm, und beide überboten einander manchmal an neckischen Einfällen.

Der Eindruck, den die Gemäldegallerie auf den jungen Kunstenthusiasten machte, war außerordentlich; es war ihm in dem großen Saale, worin Pracht und Reinlichkeit bei der größten Stille herrschten, wie in einem Gotteshause zu Muthe. Vorzüglich wirkten auf ihn solche Stücke, „wo der Pinsel über die Natur den Sieg davon trug, während er den Werth der italienischen Meister mehr auf Treu' und Glauben annahm. Was er nicht als Natur ansehen durfte, sagt er selbst, was er nicht an die Stelle der Natur setzen, nicht mit einem bekannten Gegenstande vergleichen konnte, war auf ihn nicht wirksam. Die Antiken, welche noch in den Pavillons des großen Gartens standen, so wie alles Uebrige, was Dresden Köstliches enthielt, lehnte er ab zu sehen; er wollte seine Aufmerksamkeit, sein Interesse auf die Gemälde concentriren. Für die Auffassung der umgebenden Wirklichkeit war aber sein Auge durch die Betrachtung jener Meisterwerke so künstlerisch angeregt, daß er Mittags und Abends, wenn er in das Haus seines Schusters zurückkehrte, die schönsten Bilder von Ostade und Schalken zu erblicken glaubte.

Das Entzücken, welches er bei manchen Werken auf der Gallerie aussprach, vereitelte seinen Vorsatz, unbekannt und unbemerkt zu bleiben. Der Gallerie-Inspector, Rath Riedel, nahm von dem leidenschaftlichen Kunstfreunde Notiz, und machte ihn auf Manches aufmerksam, was besonders in seinem Kreise zu liegen schien. Auch ward Goethe durch Vermittelung eines jungen Mannes, dessen Bekanntschaft er auf der Gallerie gemacht, dem Director von Hagedorn, Bruder des gleichnamigen Dichters, vorgestellt, der ihm seine Sammlung mit großer Gefälligkeit zeigte, und sich an dem Enthusiasmus des jungen Kunstliebhabers um so mehr ergötzte, je seltener ihm bei Anderen eine so feurige Theilnahme an seinen Bildern begegnete. Diese herrlichen Genüsse wurden indeß durch den traurigen Anblick so mancher Gräuel der Verwüstung gedämpft, die noch in mehreren Straßen Dresdens von dem unglückseligen Kriege zeugten. Die schuttbedeckte Mohrenstraße, die Kreuzkirche mit ihrem geborstenen Thurme drückten sich ihm tief ein, und standen noch in späteren Jahren wie ein dunkler Fleck in seiner Einbildungskraft.

Nach Leipzig zurückgekehrt, empfand Goethe die Wahrheit des alten Wortes: Zuwachs an Kenntniß ist Zuwachs an Unruhe. Je

mehr er sich bemühte, alle jene Anschauungen und Erfahrungen zu ordnen und sich zuzueignen, desto weniger gelang es ihm; und er mußte sich zuletzt ein stilles Nachwirken gefallen lassen. Er fühlte sich ganz behaglich, als ihn jetzt eine neue Beschäftigung auf eine seinen Kräften mehr angemessene Weise in Anspruch nahm. Es war die Kupferstecher-Kunst, welche ihn besonders durch ihre reinliche Technik zu Uebungen und Versuchen reizte. Unter Anleitung des Kupferstechers Stock begann er Landschaften zu radiren; die menschliche Figur schreckte ihn noch durch ihre Unfaßlichkeit von der Nachbildung ab. Glücklicherweise haben sich ein paar Documente dieser Bemühungen Goethe's erhalten, worüber Karl Buchner noch bei des Dichters Lebzeiten im Morgenblatte*) ausführlich berichtet hat. Es sind zwei radirte Blätter nach Thiele, welche als Pendants zu einander dienen können. Sie stellen Landschaften dar, kleine Wasserfälle, von Felsen und Gebüsch umschlossen, und von einem still träumerischen, nachsinnenden Geiste belebt. Auf beiden finden sich am untern Rande die Worte: Peint par A. Thiele.... Gravé par Goethe. Das eine Blatt hat zur Unterschrift die Widmung: Dédié à Monsieur Goethe, Conseiller actuel de S. M. Impériale, par son fils obéissant. Zwischen dieser Unterschrift mitten innen zeigt sich das Goethe'sche Wappen: In der obern Abtheilung eine halbe Figur mit aufgehobenem Stabe und Scepter, in der untern ein Querbalken mit kleinen Schildchen. Das andere Blatt hat Goethe seinem damaligen Tischgenossen und Freunde, dem Assessor und Leipziger Rathsherrn (nachmaligem Bürgermeister), Hermann, gewidmet, der selbst mit Gefühl nach der Natur zeichnete, und auch ihn veranlaßte, manches Weidicht der Pleiße und manchen lieblichen Winkel dieser stillen Wasser auf grau Papier mit schwarzer und weißer Kreide zu zeichnen. Was die künstlerische Behandlung der beiden Blätter betrifft, so hat Buchner einen Kupferstecher zu Rathe gezogen, dessen Urtheil im Ganzen recht günstig ausfiel: „Die Zeichnung in Masse ist in beiden Blättern sehr gut gewahrt und die verschiedenen Gründe auf ächt künstlerische Weise in gegenseitige Harmonie gebracht und auseinandergesetzt.

*) Jahrgang 1828. Nr. 3 bis 6.

Die technische Behandlung des Einzelnen anlangend, möchte das von Goethe seinem Vater dedicirte Blatt mit größerer Fertigkeit und Sicherheit ausgeführt sein. Das Wasser, welches sich im Vordergrunde gesammelt hat und leise fortbewegt, hat wirklich Spiegel; weit weniger gut ist das Wasser des eigentlichen Wasserfalles. Schatten- und Lichttöne der Felsen sind in ein gutes Verhältniß gebracht; der gegen die sonnige Luft sich dunkel abhebende Baum im Vordergrunde zeugt namentlich von größerer Fertigkeit; die Parthieen heben sich von einander los, und das besonnte Plätzchen ist recht einladend und wohl gefertigt. Ueberall in diesem Blatte scheinen Strichlage und Wendungen überlegter, planmäßiger zu sein, während das andere hierin weniger lobenswerth ist. Dagegen hat diese Landschaft einen andern Vorzug: Die Licht- und Luftperspektive ist besser behandelt; auch läßt sich mit dieser Landschaft hauptsächlich belegen, daß Goethe für die Schönheit der Form, der Beleuchtung und der Farbe in gleich hohem Grade, aber noch mehr in Hauptmassen, als im Einzelnen gefühlt habe, und daß dieses Fühlen in Masse, namentlich von Baumparthieen, gilt, während Felsen und Erdreich einer größern Detaillirung sich erfreuen. Nicht allein mit Schönheit der Form sich begnügend, wußte er auch die beiden letzten mitwirkend heranzuziehen. Die Behandlung der Form in diesem Blatte ist wirklich meisterhaft zu nennen. Beide Blätter, um durch Beispiele zu erläutern, erinnern in artistischer Hinsicht an Schwanefeld; in seiner Art mag Goethe die Gegenstände aufgefaßt und gefühlt haben. In technischer Beziehung wären sie den besseren radirten Blättern des Landschaftmalers Schönberger zu vergleichen. Wo die Anwendung des Grabstichels nöthig schien, verräth sich eine höchst geringe Kenntniß der Technik; gerade diese Stellen, die dunklen Parthieen, sind deßhalb zu den wenigst gelungenen zu zählen."

Zwischen solchen Arbeiten ward, „damit ja Alles versucht würde," auch manchmal in Holz geschnitten. Goethe verfertigte verschiedene kleine Druckerstöcke, nach französischen Mustern, wovon sich Manches brauchbar fand. Eine übersichtliche Kenntniß im Fache der Buchdruckerei erwarb er sich durch seine Bekanntschaft mit der Breitkopfischen Familie, in deren Hause der Kupferstecher

Stock die Mansarde bewohnte. Er hatte die Verbindung mit dieser Familie *) gerade zu einer Zeit angeknüpft, wo sie, ihrem Stammhause, dem goldenen Bären auf dem neuen Neumarkte, gegenüber, ein zweites, höheres und weitläufigeres Gebäude „zum silbernen Bären" errichtete. Goethe ging beim Auf- und Ausbaue, beim Möbliren und Einziehen zur Hand und lernte dadurch Manches, was sich auf diese Geschäfte bezieht, so wie er auch Gelegenheit hatte, die Oeser'schen Lehren angewandt zu sehen. Im Breitkopfischen Hause fand er gute Kupferwerke, die das Alterthum darstellten, und setzte seine Studien auch nach dieser Richtung fort. Diese wurden dadurch noch mehr gefördert, daß er eine beim Umziehen in Unordnung gerathene, ansehnliche Schwefelsammlung wieder zurecht brachte, wobei er sich in Lippert u. A. umzusehen genöthigt war.

Bei all' dergleichen auf Kunst und Alterthum gerichteten Bemühungen hatte er jedoch stets Winckelmann vor Augen. Er fuhr fort, seine ersten Schriften fleißig zu studiren, wie sibyllinisch ihm auch manche Parthieen derselben blieben, und befestigte sich in seinem Enthusiasmus für den seltenen Mann, dessen Tüchtigkeit das Vaterland immer mehr anzuerkennen begann. Mit Jubel vernahm er, daß der gepriesene Kunstkenner nächstens aus Italien heimkehren, den mit ihm befreundeten Fürsten von Dessau besuchen, und unterwegs bei Oeser einkehren werde. In diese Freude fiel, wie ein Blitzschlag aus heiterm Himmel, die Nachricht von Winckelmann's Tode, der am 8. Juni 1768, nahe der Grenze des Vaterlandes, von einem heimtückischen Italiener war ermordet worden. Unbeschreiblich war die Bestürzung, der Jammer über diese Schreckenspost in allen Kreisen seiner Verehrer; besonders aber betrauerte Goethe tief das Hinscheiden eines Mannes, den er als ein der höchsten Nacheiferung würdiges Muster bewundert hatte.

Vielleicht trug der Schmerz über den herben Verlust mit dazu bei, bei Goethe ein körperliches Uebel zum Ausbruche zu bringen, welches ihn an den Rand des Grabes führte. Seit dem Auerstädter

*) Die Töchter des Hauses, Minna, später die Gattin Körner's, und Dora, traten nachmals zu Schiller in ein nahes Verhältniß.

Unfall emfand er von Zeit zu Zeit einen Druck auf der Bruſt, und dieſer hatte ſich nach einem Sturze mit dem Pferde bedeutend vermehrt. Eine unglückliche Diät, der Genuß von ſchwerem Merſeburger Bier und Kaffee, anhaltendes Sitzen, unzeitiges Kaltbaden, Schlafen auf hartem Lgger unter allzuleichten Decken, verſtärkten ein gewiſſes Mißbehagen, einen hypochondriſchen Zug, den er ſchon von Hauſe mitgebracht hatte. Ohne Zweifel hatte die tolle Weiſe, wie er nach dem Verluſte Annettens abſichtlich auf ſeine Geſundheit losſtürmte, und wahrſcheinlich auch das unvorſichtige Einathmen der ſchädlichen Dünſte beim Aetzen der Kupferplatten zur Erſchütterung ſeiner Geſundheit mitgewirkt. Genug, er wachte eines Nachts mit einem heftigen Blutſturze auf und ſchwankte mehrere Tage zwiſchen Leben und Tod. Als endlich Beſſerung eintrat, blieb noch eine Geſchwulſt an der linken Seite des Halſes zurück, die ſich bei jener Eruption gebildet hatte.

In den Tagen der Krankheit und der langſamen Reconvalescenz bewährte es ſich, daß Goethe ungeachtet des ſtörriſchen Eigenſinnes, der launenhaften Grillen, der höchſt ungleichen, zwiſchen melancholiſchem Trübſinne und ausgelaſſener Luſtigkeit ſchwankenden Stimmung, womit er den Umgebenden oft beſchwerlich geworden war, dennoch die Zuneigung vieler vorzüglichen Perſonen ſich zu erwerben gewußt hatte. Nicht bloß ſein Freund Horn, auch die ganze Breitkopfiſche, die Stockiſche Familie, der oben genannte Aſſeſſor Hermann, Gröning von Bremen und manche Andere wetteiferten, ihn theils auf dem Zimmer, theils anderswo zu unterhalten und zu zerſtreuen. Beſonders aber nahm ſich ſeiner ein Mann an, den er erſt in dieſer Zeit kennen lernte, Langer, der Nachfolger Behriſch's in der Hofmeiſterſtelle beim jungen Grafen Lindenau, nachmals Bibliothekar in Wolfenbüttel. Er hatte ſehr gute Studien gemacht und freute ſich nun, des Wiedergeneſenden Heißhunger nach Kenntniſſen zu befriedigen, welcher ſich bei der fortdauernden krankhaften Reizbarkeit ganz fieberhaft äußerte. Goethe hatte über ſeinen anderweitigen Beſtrebungen die deutſche Literatur und ſeine eigenen poetiſchen Unternehmungen ſeit einiger Zeit aus dem Geſichte verloren; jetzt wandte ſich ſeine Neigung plötzlich wieder den geliebten Alten zu, die, wie er ſelbſt ſagt, noch immer, gleich

blauen Bergen, deutlich in ihren Umriſſen und Maſſen, aber unkenntlich in ihren Theilen und Beziehungen, den Horizont ſeiner geiſtigen Wünſche begrenzten. Er machte mit Langer einen Büchertauſch, indem er ihm ganze Körbe deutſcher Dichter und Kritiker überließ und dagegen eine Anzahl griechiſcher Autoren erhielt, an denen er ſich während der Geneſung zu erquicken gedachte.

Auffallend iſt es, daß Goethe der oben im Vorbeigehen genannten Tochter Oeſer's in Wahrheit und Dichtung mit keinem Worte gedenkt. Der Briefwechſel, den er nach der Entfernung von Leipzig mit ihr unterhielt, zeigt, wie befreundet ſie mit ihm geweſen ſein muß. Doch ſcheint ſich ein näheres Verhältniß zu ihr erſt in der letzten Zeit ſeines Aufenthaltes in Leipzig gebildet zu haben; denn er klagte ſpäter in einem Briefe aus Frankfurt an ſie (vom 13. Februar 1769), daß er in den beiden Jahren, wo er in ihrem Hauſe herumgegangen, ſie faſt ſo ſelten geſehen, als ein nachtforſchender Magus einen Alraun pfeifen hört. Häufiger mag er mit ihr auf Oeſer's Landgut zu Dölitz zuſammengetroffen ſein, wo ſich oft zur Sommerzeit, wie im Winter in der gaſtfreien Pleißenburg, ein zahlreicher Kreis von Freunden um Oeſer in zwangloſer Heiterkeit verſammelte. Ein Zeugniß derſelben iſt eine Predigt im Frankfurter Judendialekt, welche Goethe dort vorzutragen liebte, von ihm ſelbſt aufgeſchrieben. Der Mittelpunkt für die jugendlichen Mitglieder jenes Kreiſes war Oeſer's Tochter, Friederike Eliſabeth, um ein Jahr älter als Goethe, und drei Jahre vor ihm unvermählt zu Leipzig geſtorben. Von Kindheit auf war ſie durch ihre muntere Laune der Liebling des Vaters und ſelbſt bei ſeinen Arbeiten an ſeiner Seite geweſen; ſpäter ſtand ſie ihm durch Verſtand und Bildung nahe, und führte beinahe ſeine ganze Correſpondenz. Ihr Bild, das den von Otto Jahn herausgegebenen Briefen Goethe's an Leipziger Freunde beigegeben iſt, zeigt in jedem Zuge die Heiterkeit ihrer Laune. Das volle Geſichtchen mit dem Stumpfnäschen und den lebendigen braunen Augen war etwas durch Blattern entſtellt, aber es verrieth lebhaften Geiſt und eine neckiſche Munterkeit, und ſtimmte zu ihrer kleinen, beweglichen Figur. In einer uns erhaltenen poetiſchen Epiſtel Goethe's „An Mademoi-

selle Oeser zu Leipzig, Frankfurt am 6. Nov. 1768" *) rühmt er ihre Einsicht, ihren Witz, ihre Munterkeit, und vor Allem ihre schöne Stimme, und denkt mit Sehnsucht an die „aufgeweckten und klugen „Gespräche zurück, die sie mit ihm in dem Garten und in der Loge geführt. Besonders erinnert er sich des Oeser'schen Landgutes, des Ortes, „der ihm so manche Plage gemacht und ihn so erfreut." Oft jagte ihn nämlich der Verdruß über sein „böses Mädchen" (seine Annette oder Käthchen) schon vor Tagesanbruch aus den Mauern der Stadt; dann lenkte er seinen Spaziergang gern in die freundliche Umgebung des Oeser'schen Landsitzes und suchte Friederike

In jedem Holz, auf jeder Wiese,
Am Fluß, am Bach, das hoffende Gesicht
Vom Morgenstrahl geschmückt —

allein umsonst. In seinem launischen Verdrusse schlug er dann wohl nach einem armen Frosche, und trieb sich in der Gegend umher, bald einen Schmetterling, bald ein Liedchen erhaschend, das er Abends bei der Heimkehr aufschrieb. So hatte er schon manchen Ausflug gemacht, als ihm eines Tages das Geschick günstig war. Doch er genoß nicht lange die schönen Stunden, die er verlebte, in der Erinnerung; denn gleich darauf folgte die Krankheit, die ihn dem Tode nahe brachte. Die Lieder aber, die er auf jenen Spaziergängen erbeutet hatte, schenkte er seiner Freundin nachher; es sind einige der in dem Breitkopf'schen Liederbüchlein enthaltenen, auf welches wir unten zurückkommen werden. Als er von dem gefährlichen Krankheitsanfalle wieder erstanden war, fand er zuerst bei ihr wieder Erheiterung, so daß er beruhigt abreiste und selbst auf der ganzen Reise seine gute Stimmung bewahrte. Sie empfing ihn, wie er selbst erzählt **), beim Wiedersehen „mit großem Jauchzen und wollte sich zu Tode lachen, wie ein Mensch die Carrikatur-Idee haben konnte, im zwanzigsten Jahre an der Lungensucht zu sterben"; dann erzählte sie, wie vergnügt sie auf dem Lande gewesen,

*) S. Goethe's Werke in 40 Bdn. VI, 56 ff.
**) Goethe's Brief an sie vom 13. Febr. 1769.

wie sie blinde Kuh gespielt, nach dem Topf geschlagen, geangelt, gesungen hätten, und flößte ihm ganz die Freudigkeit ihrer Seele ein.

Weniger erquicklich war ihm das Wiedersehen seines noch immer geliebten Käthchens nach der Krankheit. „Ich schlich," so klagte er später in einem Briefe an Friederike Oeser, „in der Welt herum, wie ein Geist, der nach seinem Ableben manchmal wieder an die Orte gezogen wird, die ihn sonst anzogen, da er sie noch körperlich genießen konnte; jämmerlich schleicht er nach seinen Schätzen, und ich demüthig zu meinem Mädchen. Ich hoffte bedauert zu sein; unsere Eigenliebe muß doch etwas hoffen, entweder Liebe oder Mitleid. Betrogener Geist, bleib in deiner Grube! Du magst noch so demüthig, noch so flehend im weißen Rocke stehen und jammern, wer todt ist, ist todt, wer krank ist, ist so gut wie todt! Geh, Geist, geh, wenn sie nicht sagen sollen: du bist ein beschwerlicher Geist!" Am 26. August sah er sie zum letzten Male vor seinem Aufbruch von Leipzig. Er nahm in den nächstfolgenden Tagen nicht von ihr Abschied und bat sie deßhalb später aus Frankfurt brieflich um Vergebung. „In der Nachbarschaft war ich," schrieb er ihr, „ich war schon unten an der Thüre, ich sah die Laterne brennen und ging bis an die Treppe, aber ich hatte das Herz nicht hinaufzusteigen. Zum letzten Male, wie wäre ich wieder heruntergekommen!" Er nahm die Liebe zu ihr, und, wie es scheint, selbst die Hoffnung ihres dereinstigen Besitzes mit sich.

Kurz vor seiner Abreise mußte er noch Zeuge von Studentenunruhen sein, wie sie auf der Universität Leipzig nur höchst selten sich ereigneten. Es waren Zwistigkeiten und selbst Thätlichkeiten zwischen den Stadtsoldaten und Studirenden ausgebrochen, die noch mit schlimmeren Folgen drohten. Gellert ermahnte beim Schlusse einer seiner moralischen Vorlesungen die zahlreichen Zuhörer in seiner liebevoll ernsten Weise zu einem friedlichen und gesetzlichen Verhalten, vermochte dadurch aber die Ruhe nur auf einige Tage zurückzuführen. Als sich die Tumulte mit nächtlichem Lärme und Fenstereinwerfen erneuerten, hielt er, von der akademischen Obrigkeit selbst dazu veranlaßt, eine eindringliche Anrede an die Studirenden, die uns in seiner Biographie aufbewahrt worden.

Sie trug so viel zur Wiederherstellung der Ordnung bei, daß keine strenge Maßregeln nöthig wurden. Noch voll von dem gellenden Nachklange dieser akademischen Heldenthaten, verließ Goethe gegen Ende des August die Universität Leipzig, und fuhr in dem bequemen Wagen eines Hauderers seiner Heimath zu, nicht ohne das Gefühl, daß er gleichsam als ein Schiffbrüchiger wiederkehrte, der seines Vaters Absichten, ja seine eigenen, womit er nach Leipzig gekommen war, so gut wie ganz außer Augen gelassen hatte.

Ehe wir aber unsern Freund in das älterliche Haus zurückführen, wollen wir den Gang, den seine religiöse Entwickelung in der Fremde genommen, und sodann noch im nächsten Capitel die während der bisherigen Universitätszeit entstandenen Dichtungen übersichtlich in's Auge fassen. Wir werden in der Regel finden, daß bei einem jungen Menschen, der eine Hinneigung zur Losreißung von der ihm als Kind überlieferten positiven Religion hat, der erste Eintritt in das akademische Leben eine Epoche in seiner religiösen Entwickelung bildet. Die sociale Freiheit, in die er sich plötzlich versetzt sieht, legt das Streben nach religiöser Ungebundenheit sehr nahe. Dazu kam noch in unserm besondern Falle, daß damals eine rationalistische Tendenz durch die ganze geistige Atmosphäre ging; und solche Zeitrichtungen stellen sich auf Universitäten concentrirt dar. Goethe war nun freilich zu wenig trockener Verstandesmensch, er besaß zu viel Gemüth und Phantasie, als daß er in das extreme Verfahren eines kalten, dürren Rationalismus durchaus hätte eingehen können. Mit welchem Aufwande von Scharfsinn man auch schon damals die Bibel angegriffen hatte, so behielt er sie doch fortwährend lieb und werth; denn fast ihr allein war er, nach seinem eigenen Geständnisse, seine sittliche Bildung schuldig; und die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichnisse, Alles hatte sich tief bei ihm eingedrückt und war auf die eine oder die andere Weise wirksam gewesen. Indeß hielt er sich doch, was die Auslegung betrifft, mit Ernesti und seinen Anhängern, im Ganzen zur klaren Partei, nicht ohne die Ahnung jedoch, daß durch eine solche verstandesmäßige Auslegungsweise zuletzt der poetische Gehalt der Schriften mitsammt dem prophetischen verloren gehen müsse.

Einen sehr bedeutenden Einfluß hätte Gellert, bei der allgemeinen Verehrung, die er unter der akademischen Jugend genoß, und der großen Pietät, die Goethe'n gegen ältere Personen eigen war, auf diesen auch in religiöser Beziehung üben können, wäre nicht auch hier die gänzliche Heterogenität beider Naturen und Gellert's Kränklichkeit und Hypochondrie störend in den Weg getreten. Der so vielfach in Anspruch genommene Mann hatte freilich nicht die Zeit, sich um die besonderen religiösen Anliegen und Bedürfnisse eines jeden Studirenden zu bekümmern; aber es zeugt nicht für seinen Scharfblick, daß der junge Goethe weder als Dichter noch als Mensch eine vorzügliche Aufmerksamkeit bei ihm erregte. Er behandelte ihn, mit den Uebrigen zusammen, in Bausch und Bogen, und glaubte sie sämmtlich durch die kirchlichen Anstalten in Schranken zu halten. Allein der protestantische Cultus sagte Goethe'n durchaus nicht zu; er vermißte an ihm Fülle und Consequenz; namentlich schien ihm der schöne, alle Lebensepochen umspannende Cyklus der Sacramente, wie ihn die katholische Kirche ausgebildet, im Protestantismus zerrissen und zersplittert. So konnte es denn nicht fehlen, daß er in Leipzig bald sich von dem kirchlichen Leben gänzlich zurückzog. Wie wenig er aber bei seiner Ankunft daselbst entschieden schon auf dem Standpunkte der sogenannten natürlichen Religion angelangt war, erhellt schon daraus, daß er jenen düstern Scrupel über den unwürdigen Genuß des Abendmahles noch mit dahin brachte. Gellert's gewöhnliche lakonische Behandlungsart, wozu ihn so Mancher Zudringlichkeit nöthigte, ließ Goethe nicht den Muth fassen, ihn mit seinem Bedenken zu behelligen, und seine Vorlesungen über Moral machten, wie sehr auch aus den in etwas hohlem und traurigem Tone vorgetragenen Bitten und Warnungen die schöne Seele und die herzliche Theilnahme des edeln Mannes sprach, auf unsern Goethe einen nur vorübergehenden Eindruck. In lebensheiteren Stunden begann er sich auch schon jener finsteren Zweifel zu schämen, und so ließ er zuletzt, wie er selbst sagt, die seltsame Gewissensangst mit Kirche und Altar hinter sich.

Zur Beschleunigung dieser Krisis mochte auch sein damaliger Umgang nicht wenig beitragen. Schon der Umstand ist in Anschlag zu bringen, daß er in der ersten Zeit seines Aufenthaltes zu Leipzig

durch den Mittagstisch bei Hofrath Ludwig mit einer größern Zahl von Aerzten in Verkehr kam; denn gerade unter Medicinern findet sich, in Folge ihrer Studien, eine Abwendung vom Uebersinnlichen zu materialistischen Tendenzen nicht selten. Noch einflußreicher war ohne Zweifel die bald nachher mit Behrisch angeknüpfte Bekanntschaft, der nicht bloß ein nüchterner Verstandesmensch, sondern auch von etwas lockeren sittlichen Grundsätzen gewesen zu sein scheint. Dazu gesellte sich die Lectüre Wieland's, der sein Talent just damals glänzend entfaltete, und dessen eben erschienene Dichtung Musarion auf Goethe eine große Wirkung ausübte, während Klopstock's Poesie in dieser Periode wenig Eindruck auf ihn machte. Und selbst die in der Leipziger Künstlerwelt herrschende Richtung nach der niederländischen Schule hin, welche sich Goethe'n mittheilte, mußte dazu dienen, seinen Blick vom Uebersinnlichen abzulenken, indem er sich immer mehr gewöhnte, an der umgebenden Wirklichkeit mit liebender Anschauung zu haften.

Trotz dieser zusammenwirkenden Umstände ließen sich aber die tiefen religiösen Eindrücke früherer Jahre so schnell nicht auslöschen; und am Schlusse der Leipziger Periode sehen wir sie noch einmal ihre Kraft geltend machen. Es war in der Zeit, wo er an den Folgen der Seelenleiden und der körperlichen Uebel krankte, wie wir denn überhaupt den Menschen in solchen Zuständen für das Tröstliche der positiven Religion am empfänglichsten finden. In diesen Tagen wußte sein Freund Langer, dessen wir oben erwähnten, ihm die Bibel, die er nicht aufgehört hatte, als eines der edelsten menschlichen Geistesdocumente hochzuschätzen, wieder zu göttlicher Autorität zu erheben. Es gelang damit seinem Freunde um so eher, als dieser ruhig, verständig und consequent zu Werke ging, durch keine Schwärmerei Mißtrauen erregte, vielmehr durch willige Anerkennung des Werthes profaner Schriften Vertrauen weckte und durch seine bedeutende Gelehrsamkeit imponirte. So kehrte denn Goethe mit ähnlicher religiöser Denkart in sein Vaterhaus zurück, als womit er es verlassen hatte; ja seine Anhänglichkeit an Christenthum und Evangelium mußte den Seinigen für den Augenblick wärmer und inniger erscheinen, wie man gegen eine Geliebte, der man eine Zeit

lang untreu war, gleich nach der Rückkehr eine erhöhte Empfindung bezeugt. Aber wie eine solche Untreue selten vereinzelt bleibt und leicht einen Rückfall nach sich zieht, so sollte es auch Goethe'n in Beziehung auf die Religion ergehen.

Zehntes Capitel.

Dichtungen aus den Leipziger Universitätsjahren: Verloren gegangenes Trauerspiel. Die Laune des Verliebten. Die Mitschuldigen. Fragment einer metrischen Uebersetzung von Corneille's Menteur. Romanhaftes Fragment. Gedicht an den Kuchenbäcker Händel. Drei Oden an Behrisch. Ode an Zachariä. Leipziger Liederbüchlein.

In einem Briefe Goethe's an Riese aus dem Anfange der Leipziger Zeit (vom 30. Oct. 1765) ist die Rede von einem Trauerspiel in fünf Aufzügen, von dem wir sonst weiter keine Nachricht haben. Ohne Zweifel hatte er einen großen Theil desselben fertig nach Leipzig mitgebracht. Die etwas räthselhafte Stelle lautet: „Das beste Trauerspiel-Mädchen sah ich nicht mehr. Wenn Ihr nicht vor Eurer Abreise erfahret, was sie von Belsazar denkt, so ist mein Schicksal unentschieden. Es fehlt sehr wenig, so ist der fünfte Aufzug fertig — in fünffüßigen Jamben.

Die Versart, die dem Mädchen wohlgefiel,
Der ich allein, Freund, zu gefallen wünschte,
Die Versart, die der große Schlegel selbst
Und meist die Kritiker für's Trauerspiel
Die schicklichste und die bequemste halten,
Die Versart, die den Meisten nicht gefällt,
Den Meisten, deren Ohr sechsfüßige
Alexandriner noch gewohnt — Freund, die,
Die ist's, die ich erwählt, mein Trauerspiel
Zu enden. Doch, was schreib ich viel davon!
Die Ohren gellten dir gar manches Mal
Von meinen Versen wieder . . . ."

Sehr bemerkenswerth ist hierbei die Wahl des jambischen Quinars, zu dem er für seine dramatischen Productionen erst in viel späterer Zeit zurückkehrte, während er für seine nächsten Dramen, die wir sogleich betrachten werden, bei dem herkömmlichen Alexandriner blieb, und in den folgenden zur Prosa griff. Höchst wahrscheinlich ging das Trauerspiel bei jenem allgemeinen Autodafé zu Grunde, dessen oben im achten Capitel gedacht worden.

Da wir die übrigen verloren gegangenen Dichtungen Goethe's aus der Zeit seines Leipziger Aufenthaltes bereits an ihrem Orte erwähnt haben, so kann sich weiterhin unsere Betrachtung auf die entweder vollständig oder fragmentarisch erhaltenen beschränken. Unter diesen stellen wir die beiden dramatischen Stücke: Die Laune des Verliebten und die Mitschuldigen an die Spitze.

Nach einer Stelle in Goethe's Aufsatze „Ueber das Leipziger Theater" *) zu urtheilen, müßte die Laune des Verliebten im Frühling 1765 entstanden sein. Da dieses Drama aber, wie wir früher hörten, aus seinem Verhältniß zu Käthchen Schönkopf hervorgegangen ist, so kann es nicht wohl vor 1766, ja kaum vor dem Frühjahr 1767 gedichtet worden sein. Damit stimmt denn auch eine eigene Angabe Goethe's aus früheren Jahren zusammen, die uns in einem Briefe von Fräulein von Göchhausen an Goethe's Mutter aufbewahrt ist. „Gestern (den 20. Mai 1779)", schreibt sie, „hat uns der Herr Geh. Leg.-Rath ein Schäferspiel, die Laune des Verliebten, hier (zu Ettersburg) aufgeführt, das er sagt in seinem achtzehnten Jahre gemacht zu haben, und nur wenig Veränderungen dazu gethan." Die hier erwähnten Veränderungen bestehen wohl nur in wenigen sprachlichen und metrischen Nachbesserungen; die ganze Anlage und Composition des Stückes ist ohne Zweifel dieselbe geblieben.

Der erste Blick auf die Handlung unsers kleinen Schäferspieles zeigt, daß sie nach dem Muster des französischen Drama's und der Schäferspiele Gellert's so einfach, wie nur immer möglich, angelegt

*) S. Goethe's W. Bd. 35, S. 358: „Die Laune des Verliebten ward im März 1805 auf's Theater gebracht, eben als diese kleine Production 40 Jahre alt war."

ist. Die Personenzahl durfte nicht geringer genommen werden, wenn der Contrast, worum es dem Dichter zu thun war, der Gegensatz einer ruhigen, zufriedenen Liebe und einer von ängstlicher Eifersucht gequälten, veranschaulicht werden sollte; und Einheit der Zeit und des Ortes sind so strenge, wie nur in irgend einem seiner französischen Vorbilder beobachtet. Auch der Vers ist der des französischen Drama's, der Alexandriner. Die Leichtigkeit und Anmuth, womit Goethe ihn hier behandelt, deutet auf vielfache Vorübungen in diesem Metrum; ohne diese würde sich die Sprache unsers Dichters hier nicht mit so spielender Freiheit in den Fesseln eines Metrums bewegen, welches nur zu leicht zu Steifheit und Eintönigkeit verleitet. Daß er unzählige französische und deutsche Alexandriner gelesen haben mußte, weiß der Leser bereits aus Früherem. Hatte er doch Racine und Molière ganz, und Corneille großentheils durchgearbeitet, und da er das Gelesene gern memorirte und laut recitirte, auch viele dieser Stücke auf der französischen Bühne hatte vortragen hören, so mußte sich das Versmaß seinem Ohre tief eingeprägt haben. Eben so fanden sich die älteren deutschen Dichter, die sich so häufig des Alexandriners bedienten, sämmtlich in seines Vaters Bibliothek, und er hatte nicht versäumt, sie fleißig durchzulesen und theilweise dem Gedächtnisse einzuprägen. Ob er bei jenem ersten Versuche im Drama, wovon im fünften Capitel die Rede war, den Alexandriner angewandt hat, geht nicht bestimmt aus der Erzählung in Wahrheit und Dichtung hervor. Wir werden aber unten noch eine metrische Uebersetzung eines Stückes von Corneille kennen lernen, die wahrscheinlich auch als Vorübung im Alexandriner unserm Schäferspiele voranging. Erwägen wir das alles, so wird uns die meisterhafte Behandlung dieses Metrums bei einem seiner dramatischen Erstlingsstücke weniger befremden.

Es läge nun nahe genug, die streng dualistische und antithetische Gruppirung der Charaktere in unserm Drama, den Gegensatz in den Gesinnungen der Personen, auf die Einwirkung des Alexandriners zurückführen zu wollen. Wenigstens hat sich Schiller die antithetische Natur, welche das französische Drama nicht bloß im syntaktischen Baue, in der Periodisirung, sondern in der ganzen Form und Anlage, ja im innern Geiste zeigt, aus dem Einflusse

dieſes Metrums zu erklären geſucht. „Die Charaktere," ſagt er, „die Geſinnungen, das Betragen der Perſonen, Alles ſtellt ſich dadurch unter die Regel des Gegenſatzes, und wie die Geige des Muſikanten die Bewegungen der Tänzer leitet, ſo auch die zweiſchenkligte Natur des Alexandriners die Bewegungen des Gemüthes und der Gedanken" *). Allein ſchon die Beſchaffenheit der Aufgabe, die ſich unſer Dichter in der Laune des Verliebten geſtellt hatte, mußte ihn das Stück auf einer antithetiſchen Grundlage aufbauen laſſen; und es war wohl nur ein glückliches Zuſammentreffen, daß der damals übliche dramatiſche Vers ſich dieſem Grundcharakter ſo harmoniſch anſchloß.

So klein und unſcheinbar dieſe Dichtung iſt, ſo zeugt ſie doch von einer außerordentlichen Frühreife ihres Verfaſſers, und zwar durch viel bedeutendere Eigenſchaften, als die eben erwähnte Gewandtheit der Verſification und Leichtigkeit des Ausdruckes. Als Menſch, wie als Dichter, erſcheint hier Goethe auf einer Entwickelungsſtufe ſtehend, auf der wir ihn in ſolchem Alter nicht erwarten dürften, wenn wir uns nicht ſeine bisherige Bildungsgeſchichte genau vergegenwärtigt hätten. Gerade wie in dem Leipziger Liederbüchlein fühlen wir uns hier ſowohl durch die feine Pſychologie, die beſonnene Lebensanſchauung des Dichters, wie durch die gemäßigte und geſchmackvolle Art, in welcher er ſeine Herzenserfahrungen poetiſch zu bewältigen und zu geſtalten weiß, nicht an einen ſtürmenden, unklar gährenden Dichterjüngling, ſondern an einen ältern Mann erinnert, in deſſen Innerm die Gewitterſtürme der Jugend ausgetobt und einer friedlichen, ſogar mit etwas herbſtlicher Kühle verbundenen Heiterkeit Platz gemacht haben. Recht frappant wird dieſe Bemerkung, wenn man Schiller's dramatiſches Erſtlingswerk, die Räuber, neben unſer Schäferſpiel hält. Dort eine Fülle nach allen Seiten um ſich greifender, genialer Kraft, ein ſchrankenloſer, ethiſcher Ungeſtüm, eine glühende Phantaſie, welche den Dichter oft über alle Grenzen der Mäßigung und des Geſchmackes hinwegreißt; hier die ſchärfſte Beſchränkung auf ein kleines Gebiet, feine Abſtufung der Empfindungen, beſonnene Zügelung der Einbildungskraft, geſchmackvolle Darſtellung. In Schiller's dramatiſchem Erſtlingsproducte erſcheint jene Gährung aller Kräfte auf ihrem Gipfelpuncte; wir ſehen ſeinen Dichtergenius in den ſpäteren Erzeugniſſen ſich allmählig beruhigen und läutern, bis uns endlich in den dramatiſchen Productionen ſeiner letzten Periode der klare, goldene Wein ſeiner Poeſie geboten wird. Anders bei Goethe. Von der beſchränkten Form, der Mäßigung und Ruhe ſeiner Laune des Verliebten und der Mitſchuldigen werden wir ihn im Götz, in den Anfängen des Fauſt, den Puppenſpielen, Bahrdt, Pater Brey, Satyros, Götter, Helden und Wieland, Prometheus zu einer alle Schranken durchbrechenden Freiheit und Kühnheit emporſteigen ſehen, um ſich erſt nachher wieder zu der ſtrengen, gemäßigten Form zurückzuwenden, ſo daß ſeine früheſten dramatiſchen Producte eine weit größere Aehnlichkeit mit denen ſeiner ſpätern Periode, als mit denen der mittlern Zeit haben. Wir finden ganz daſſelbe bei ſeiner lyriſchen Poeſie und werden dort eine Erklärung dieſer Erſcheinung verſuchen.

Wenn man mit unſerm Schäferſpiel die Eröffnungen zuſammenhält, welche Goethe ſelbſt über die Anläſſe ſeiner Entſtehung gegeben hat, ſo muß uns die Dichtung als ein pſychologiſches Räthſel erſcheinen, mag man ſie nun nach der Auflöſung des Verhältniſſes zu Annetten, oder, worauf Goethe's Worte hinzudeuten ſcheinen, in einem ruhigern Intervall ſeiner Leidenſchaft entſtanden denken. Im erſtern Falle muß man ſich wundern, wie er ſo quälende, reuevolle Erfahrungen, die ſogar ſeine phyſiſche Natur zu untergraben drohten, zu einer ſo leichten tändelnden Dichtung ſublimiren konnte; im andern Falle iſt es befremdend, daß Jemand, der über die Natur ſeiner Leidenſchaft ſo völlig im Klaren iſt, und ſie durch poetiſche Darſtellung objectivirt und in die Ferne gerückt hat, noch ſolchen Rückfällen ausgeſetzt iſt. Jedenfalls iſt aber unſer Schäferſpiel ein Document, wie früh, und in wie eminentem Grade ſchon damals Goethe jene Kraft beſeſſen hat, von der Gervinus ſagt, daß ſie allein den Dichter mache, die Kraft, ſich ſelbſt zu theilen, ſich mitten in der Leidenſchaft zu faſſen, ſich im Uebermaße der inneren Bewegungen aus ſich ſelbſt zu ſetzen, zu vergleichen und zu beruhigen. Daß man, wie Goethe meint, an dem Stücke noch

*) Brief an Goethe vom 25. Oct. 1799.

„den Drang einer siedenden Leidenschaft" gewahr werde, kann ich nicht finden. Der Verfasser dürfte hier wohl mit Unrecht von sich selbst, dem allerdings die Lectüre der Dichtung den Zustand, aus dem sie geflossen, lebhaft vergegenwärtigen mochte, einen Schluß auf andere Leser gemacht haben. Vielmehr spricht uns, wenn wir nicht den Charakter des Eifersüchtigen allein, sondern, wie billig, den Geist des ganzen Stückes in Anschlag bringen, darin eine vollkommene Gemüthsheiterkeit, ein freies poetisches Schweben über dem Gegenstande an. Ja, es scheint mir hier die Dichtung „aus der beengenden Nähe der Verhältnisse, aus der unruhigen Erregtheit des Augenblickes" selbst weiter entrückt zu sein, als in anderen, späteren poetischen Beichten unsers Dichters, die man als Hauptbeweise seiner über die Gewalt des Stoffes siegenden heitern Geistesenergie zu rühmen pflegt. Zum Theil ist dieß freilich auf Rechnung der besonderen dramatischen Gattung zu setzen. Das Schäferspiel kann eine Menge Bezüge und Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens nicht gebrauchen, indem es die Handlung in eine ganz ideelle Sphäre rückt, und nöthigt zugleich, alles Leidenschaftliche und Pathetische zu mäßigen und zu mildern.

Indeß mag unser kleines Drama, ungeachtet es in einer fingirten idyllischen Welt spielt, doch aus der Wirklichkeit mehr entlehnt haben, als auf den ersten Blick erscheint. Nicht bloß die allgemeinen Verhältnisse der beiden Paare, auch Besonderheiten, wie die Tanzlust Aminens und die dadurch hervorgerufene leidenschaftliche Scene, könnten leicht auf unmittelbaren Erlebnissen Goethe's ruhen, so wie auch wahrscheinlich die Katastrophe eine von ihm selbst gemachte Erfahrung ausdrückt. Uebrigens ließe sich bezweifeln, ob die hier angewandte Cur des Eifersüchtigen sich psychologisch rechtfertigen lasse, wenigstens ob sie von nachhaltiger Wirkung sein könne. Wird er dadurch beruhigt werden, daß er fühlt, wie schwach man sein kann? Die Scham über seine eigene Schwäche bringt ihn für den Augenblick zum Schweigen, zur Nachgiebigkeit; aber muß nicht seine Besorgniß durch die gemachte Erfahrung verdoppelt werden? Das Stück schließt:

Ihr Eifersüchtigen, die ihr ein Mädchen plagt,
Denkt euren Streichen nach, dann habt das Herz und klagt.

Gerade die ihren eigenen Streichen nachdenken, sind, wie die Erfahrung lehrt, die schlimmsten Eifersüchtigen. Der Dichter würde indeß gegen eine solche Prüfung der Katastrophe protestiren. Es fragt sich in der That auch nur, ob durch das von Egle angewandte Mittel ein angemessener Abschluß der Handlung herbeigeführt wird; und das läßt sich nicht bestreiten. Der Eifersüchtige wird für jetzt wenigstens zum Schweigen gebracht, Amine darf an dem Tanze Theil nehmen, und auch in Zukunft wird vielleicht bei Rückfällen Eridon's die Erinnerung an den Kuß noch gut nachwirken:

Und kehrt die Eifersucht in seinen Busen wieder,
So sprich von diesem Kuß, dieß Mittel schlag' ihn nieder.

Die Anregung zu den Mitschuldigen hat der Dichter, wenn sie gleich später entstanden sind, doch aus früheren Erlebnissen geschöpft, als die zur Laune des Verliebten. Sie gingen, wie wir schon wissen, aus dem zeitigen Gewahrwerden all' der seltsamen Irrgänge hervor, womit die bürgerliche Gesellschaft untergraben ist. Hatte es Goethe'n schon als Enkel des Stadtschultheißen, als Mitglied eines Familienkreises, worin allerlei städtische Angelegenheiten, auch die geheimen, zur Sprache kamen, nicht an vielfacher Gelegenheit gefehlt, auf schadhafte Zustände des Gemeinwesens und des Privatlebens aufmerksam zu werden: so waren ihm auch gewiß durch die Timonischen Männer, mit denen er in Frankfurt verkehrte, manche Andeutungen über die Gebrechen der Societät gegeben worden. Besonders aber hatte er durch seinen Verkehr mit den jungen Leuten in Gretchens Umgebung eine Anschauung von dem wüsten, morschen Zustande so vieler Familien gewonnen, die, wie glatt übertünchte, baufällige Häuser, im Aeußern nichts von dem innerlich drohenden Verderben verriethen.

Richten wir zunächst unsern Blick auf das Aeußerlichste der Form, auf das Sprachliche und Metrische, so setzt uns die Gewandtheit und Sicherheit, womit hier der junge Dichter Wort und Wendung, und besonders das Versmaß handhabt, noch mehr als bei dem vorhergehenden Stücke in Erstaunen. Goethe sagt in den Annalen, man werde den Mitschuldigen bei näherer Betrachtung ein fleißiges Studium Molière's nicht absprechen können. Dieß bewährt sich schon gleich an der metrischen Gestaltung derselben. Wir finden

hier den Alexandriner weit mehr, als in der Laune des Verliebten, nach dem Vorbilde Molière's und der Franzosen überhaupt behandelt. Jene paralleliſirende und antithetiſche Vertheilung der Gedanken an die beiden Hemiſtichien des Alexandriners, jene ſtreng ſymmetriſche Abſonderung der Sätze und Satzglieder durch den Einſchnitt, welche beſonders die metriſche Sprache des franzöſiſchen Luſtſpieles charakteriſirt, findet ſich in unſerm Stücke in ausnehmend hohem Grade, z. B. in Sc. 1:

Er ſieht nicht, was er iſt, er denkt nicht, was er war . . .
Zu einem Ohr hinein, zum andern flugs hinaus . . .
Doch da gilt's fleißig ſein, und nicht ſich dumm zu ſaufen!
Nach Mitternacht zu Bett, und Morgens auf bei Zeit! u. ſ. w.

Dabei lag aber die Gefahr einer ermüdenden Monotonie unſerm Dichter ſehr nahe; denn der deutſche Alexandriner iſt bei ſeiner ſtreng jambiſchen Accentuirung dieſer Klippe bei Weitem mehr ausgeſetzt, als der franzöſiſche, in deſſen beiden Hemiſtichien die Sprache weder an Accent noch an Quantität gebunden iſt. Allein auch vor dieſem Fehler hat ſich Goethe mit bewunderungswürdig feinem Tacte zu hüten gewußt, indem er ſolche ſtreng ſymmetriſch gebaute Alexandriner mit freier ſpielenden umkleidete, wodurch die Wirkſamkeit jener nur erhöht wird.

Der Verfaſſer der Schrift: „Goethe und ſein Jahrhundert" nennt die Anlage unſers Luſtſpieles „vorzüglich gut, beſſer als in irgend einem andern Stücke des Dichters." Iſt damit auch etwas zu Viel behauptet, ſo läßt ſich doch der Dichtung eine treffliche, wohldurchdachte Organiſation nicht abſprechen. So iſt gleich die Expoſition lebendig und leichtfaßlich durchgeführt. Goethe ſagt in Wahrheit und Dichtung, daß er, als das Luſtſpiel ſchon fertig war, die Expoſition nochmals durchgearbeitet habe, um ſie zugleich bewegter und klarer zu machen. „Leſſing," fügt er hinzu, „hatte in den zwei erſten Acten der Minna ein unerreichbares Muſter aufgeſtellt, wie ein Drama zu exponiren ſei, und es war mir nichts angenehmer, als in ſeinen Sinn und ſeine Abſichten einzudringen." Die drei erſten Scenen unſers Stückes enthalten die weſentlichſten exponirenden Züge. In den erſten finden wir Söller im Domino vor einer Flaſche Wein ſitzen, im Begriffe auf den Ball zu gehen.

Dieß führt auf die ungezwungenſte Weiſe die Veranlaſſung herbei, durch ſeinen darüber erzürnten Schwiegervater ſein bisheriges Betragen ſchildern zu laſſen. Auch auf Alceſt wird das Geſpräch hingelenkt, und zuletzt weiß der Dichter noch durch eine ſehr geſchickte Wendung die Leidenſchaft des Alten für politiſche Neuigkeiten anzudeuten und dadurch ſein Weggehen zu motiviren. In der zweiten Scene wird mit noch größerer Gewandtheit Alceſt's Verhältniß zu Sophien, das frühere wie das jetzige, vermittelſt eines Geſpräches zwiſchen Sophie und Söller, dem Alceſten's Abſicht nicht entgangen iſt, exponirt; worauf dann das Nächſtfolgende, und beſonders der dritte Auftritt, uns tief in Sophien's Herz blicken läßt, ſo daß wir ihr ferneres Betragen ganz erklärlich finden. — Die Glanzpartie des Stückes iſt die vortreffliche Verwickelung in dem zweiten Acte, der nur etwas kurz gerathen iſt, und weil er lebhaft ſpannt, um ſo raſcher vorüberfliegt. Dieſe Scenen müßten zu den glücklichſten und effectreichſten Situationen, die unſere komiſche Literatur aufzuweiſen hat, gezählt werden, wenn nicht ein Theil ihrer Wirkſamkeit durch das dem Komiſchen beigeſellte „Bängliche", worüber wir unten noch beſonders ſprechen wollen, wieder aufgehoben würde. Auch die weitere Verwickelung im dritten Aufzuge und die unmittelbar ſich anſchließende Entwickelung ſind lebendig durchgeführt; nur ſchadet es der Wirkung der letztern, daß die hier ſtattfindende Auflöſung bloß für die Perſonen, und nicht auch für die bereits unterrichteten Zuſchauer, eine Entwirrung der Räthſel iſt.

Die Charaktere ſind mit meiſterhafter Beſtimmtheit und Sicherheit gezeichnet. In dem Charakter des Alten iſt die Neugier der hervorſtechendſte Zug; beſonders iſt er auf friſche politiſche Nachrichten verſeſſen, die er als etwas ganz Neues ſeinen Gäſten auftiſchen könnte. Auch iſt der Wirth zum ſchwarzen Bären, wie der Wirth zum goldenen Löwen in Hermann und Dorothea, nicht wenig von ſich eingenommen; er rühmt von ſich:

Es kennt die ganze Welt den Wirth zum ſchwarzen Bären,
Er iſt kein dummer Bär, er conſervirt ſein Fell u. ſ. w.

Und, wie gleichfalls der Vater in Hermann und Dorothea, fährt er ſchnell auf und macht ſeinem Zorne in kräftigen Worten Luft, läßt ſich aber auch, wie dieſer, leicht beſänftigen. In der letzten

Scene kommt dieſe Verſöhnlichkeit für den raſchen Abſchluß des Stückes zu ſtatten.

In Alceſt hat Goethe einen Charakter gezeichnet, der, wenn man das damalige Alter des Dichters in Betracht zieht, ſelbſt nach Allem, was wir von ſeiner Jugendgeſchichte bisher mitgetheilt haben, in großes Erſtaunen ſetzen muß. Wie iſt es möglich, daß Goethe in jenen Jahren ſchon ſolche innere Erfahrungen gemacht haben konnte? Oder iſt es die geniale Anticipation, wovon Goethe bei Eckermann ſpricht*), was ihm dieſen Charakter eingegeben hat? Alceſt iſt vor Jahren ein beſſeres Gemüth und edlerer Empfindungen fähig geweſen; ſeit jener Zeit indeß haben ſich ſeine Grundſätze ſehr geändert, und er iſt mit dem Plane in's Haus gekommen, durch die Erinnerung an die frühere Zeit die junge Frau zu berücken. Aber die herzliche Vertraulichkeit, womit Sophie ihm bei dem nächtlichen Stelldichein ihre unglückliche Lage ſchildert, weckt die Geiſter der alten Zeit wieder in ſeiner Bruſt und ruft eine edlere Neigung in ihm hervor. Er ſpricht dieſe plötzliche Umſtimmung in dem fünften Auftritte des zweiten Aufzuges aus:

Was willſt du nun, mein Herz? — Es iſt doch wunderbar! u. ſ. w.

Daraus erklärt ſich nun auch ſeine ſonſt auffallend erſcheinende Schweigſamkeit in der Rendezvous-Scene, wo Sophie faſt allein das Wort führt. Es iſt aber natürlich, daß, als die Inſinuation des Alten, der Sophien den Diebſtahl zuſchrieb, ihr in ſeinen Augen „den Reſt von jener Heiligkeit“ geraubt hatte, nun auch der böſe Geiſt auf einen Augenblick in ihm wieder aufwachte, obwohl der Kampf in ſeinem Innern nicht leicht war, wie uns die ſiebente Scene des dritten Actes zeigt:

Solch einen ſchweren Streit empfand dieß Herz noch nie u. ſ. w.

Die Art aber, wie ihm Sophie in der nächſten Scene entgegentritt, und die bald folgende Auflöſung alles Räthſelhaften tilgt den böſen Flecken wieder aus ſeiner Seele, und Alceſt macht zuletzt noch einen recht wohlthuenden Eindruck, indem vorzüglich durch ihn in der

*) Bd. I, S. 126 f.

Schlußſcene die allſeitige Verſöhnung und Vergebung beſchleunigt wird.

Auch in der Ausführung von Sophiens Charakter legt der Dichter eine ſeltene Welt- und Menſchenkenntniß, und namentlich eine feine Beobachtung des weiblichen Herzens an den Tag. Wußte Schiller in ſeinen dramatiſchen Erſtlingswerken nur ſo weſenloſe, aus träumeriſchen Empfindungen und Dichterreminiscenzen zuſammengefloſſene weibliche Geſtalten, wie die Amalia in den Räubern und die Luiſe Millerin, zu ſchaffen: ſo finden wir hier einen durchaus objectiv gehaltenen, in feſten Umriſſen dargeſtellten weiblichen Charakter, deſſen Zeichnung man nur einem ältern, vielerfahrenen Dichter zutrauen ſollte. Goethe hat ſich wohl gehütet, dieſen Charakter, wenn er gleich, mit Alceſt, einen etwas edlern Anſtrich hat, zu einer bedeutenden Höhe hinaufzuheben; denn „ordinäre Leute,“ wie es in einem Briefe von Zelter heißt, ſollten alle ſein, damit nicht durch irgend ein tieferes Gemüth höhere ſittliche Forderungen in dem Zuſchauer angeregt würden.

Söller endlich, der leichtſinnig in den Tag lebende, verſchwenderiſche, ſittlich rohe Taugenichts, der voller Albernheit und Thorheit ſteckt, iſt gleichfalls mit ſicherer Hand gezeichnet, aber leider ein aus ſo widerwärtigen Elementen zuſammengeſetzter Charakter, daß gerade an ihm, als an der Hauptklippe, die Wirkſamkeit des Luſtſpiels ſcheitert. Mit welcher Kunſt auch der Dichter bei dieſem Charakter das moraliſch Abſtoßende durch das Burleske zu mildern gewußt hat, ſo zieht er doch wie ein dunkler Schatten durch die Dichtung und läßt keine recht freie und heitere Stimmung aufkommen. Goethe erkannte es ſelbſt an, daß das Stück bei der Vorſtellung im Ganzen ängſtige, wenn es auch im Einzelnen ergötze. „Die hart ausgeſprochenen widergeſetzlichen Handlungen,“ fährt er fort, „verletzen das äſthetiſche und moraliſche Gefühl, und deßwegen konnte das Stück auf dem deutſchen Theater keinen Eingang gewinnen, obgleich die Nachahmungen deſſelben, welche ſich fern von jenen Klippen gehalten, mit Beifall aufgenommen wurden.“ In den Annalen ſpricht Goethe von „dem Fremdartigen der Sitten, wodurch das Stück lange von dem Theater ausgeſchloſſen geblieben,“ und führt dieß auf das Studium Molière's zurück. Er kann nichts

Anderes damit meinen, als die kecke Verletzung des sittlichen Gefühles, besonders durch Söller's Diebstahl, wie sie sich vielleicht ein großstädtisches französisches Publicum, aber kein deutsches gefallen lassen mochte.

An einer andern Stelle*) sucht Goethe sein Stück auf folgende Weise zu rechtfertigen: „Verbrechen können an und für sich nicht lächerlich sein, sie müßten denn etwas von ihrer Eigenschaft verlieren, und dieß geschieht, wenn sie durch Noth oder Leidenschaft gleichsam gezwungen verübt werden. In diesem Falle sind nun die vier Personen des gedachten Stückes. Was sie thun, sind eigentlich nur Vergehen; der Buffo entschuldigt sein Verbrechen durch das Recht des Wiedervergeltens, und somit wäre nichts daran auszusetzen." Ist dem aber wirklich so? Ist, was Söller verübt, nur ein Vergehen zu nennen? Sein Schwiegervater, seine Frau schildern ihn als einen Menschen (Sophie: „Er lügt, verläumdet, trügt —"), bei dem wir eine solche That als eine nothwendige Consequenz seines ganzen Lebens und seiner Gesinnungen ansehen müssen. Scheint er doch sogar schon vor langer Zeit sich für einen solchen Fall vorgesehen zu haben; denn indem er mit seinen Dietrichen die Schatulle zu eröffnen sucht, gesteht er, das „Eisen" von einem eingefangenen Diebe aufgehoben zu haben, weil man sich vielleicht einmal freuen könne, es zu besitzen. Und als er am Schlusse des Stückes so gut wegkommt, wünscht er sich Glück, „dießmal noch ungehangen" zu bleiben.

Eben weil Söller's That aber ein Ausfluß seines Charakters, und nicht bloß momentaner „Noth und Leidenschaft" ist, hinterläßt der Blick in den „düstern Familiengrund," der nach Goethe's Geständniß der Handlung untergebreitet ist, auch nach der Lösung der augenblicklichen bedrohlichen Verwickelung, im Zuschauer einen unangenehmen Eindruck. Wir müssen für den künftigen Frieden dieser Familie nur um so besorgter sein, nachdem sich die Mitglieder derselben durch das Vorgefallene genauer kennen gelernt haben. Alle vier Personen des Stückes stehen am Ende mit sehr deprimirten Gefühlen da, was sich dem Zuschauer nothwendig mittheilen muß. Auch

*) Sämmtl. Werke, Ausg. in 40 Bdn., B. 32, S. 364 f.

wirkt noch Manches im Laufe der Handlung einem heitern, ergötzlichen Eindrucke entgegen; so erregt z. B. der Verdacht des Diebstahls, der bei Alceſt eine Zeit lang auf Sophien lastet, ein peinliches Gefühl. Kurz, es sind dem Gegenstande so viel widerwärtige Ingredienzien beigemischt, daß man die „Apprehension", die, wie Goethe selbst bekennt, das Stück beim Publicum hervorzubringen pflegt, ganz wohl begreiflich und gerechtfertigt findet.

Dabei kann man aber den großen Kunstwerth des Stückes anerkennen und ihm nicht bloß, wie Goethe, „einiges theatralische Verdienst," sondern selbst ein bedeutendes zuschreiben. Wer im Stande ist, den sittlichen Eindruck zu beherrschen, und die eigene Welt, die es darstellt, und die Menschen, die es vorführt, zu nehmen, wie sie der Dichter gibt, muß sogar dieses Lustspiel vorzüglich gut finden. Zelter nennt es bezeichnend „ein nettes Kunstwerk von natürlichen Gliedmaßen" *).

Der Leipziger Zeit gehört sehr wahrscheinlich auch das Fragment einer metrischen Uebertragung von Corneille's Menteur an, welches jüngst durch A. Schöll an's Licht gezogen worden ist**). Vielleicht ward diese Uebersetzung durch Voltaires Urtheil über den Menteur veranlaßt, von dem er sagt, es sei die erste Charakterkomödie, die den Franzosen Ehre gemacht, und die sie, gleich wie die erste ergreifende Tragödie, den Spaniern verdankten. Wie bereits oben angedeutet worden, unternahm Goethe vermuthlich die Arbeit als eine Art Progymnastik für die verschiedenen Dramen, die er damals unter Händen hatte. Die Uebersetzung ist durchweg sehr frei; sie weicht vom Original theils durch Umbildung des Ausdruckes und eigene Wendungen, theils dadurch ab, daß engere Glieder weggelassen sind und der Hauptgedanke breiter und allgemeiner gemacht ist. Im Ganzen wird hierdurch, wie Schöll richtig bemerkt, das Deutsche minder nachdrücklich, gewinnt aber andererseits einen ge-

*) Goethe's Correspondenz mit Zelter über dieses Stück findet sich zusammengestellt im „Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen," Hft. I, S. 25 f.

**) Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren 1766 bis 1786 (Weimar, 1846), S. 7 ff.

mächlich fließenden Ton. Frivole Stellen sind ein paar Mal abgekürzt und gemildert. Schöll glaubt bei Diesem und Jenem Gellert im Hintergrunde zu erblicken. Daß Goethe ihm den Versuch in seinem Prakticum vorgelegt habe, ist nicht wahrscheinlich; wenigstens bezeichnet Goethe die Aufsätze, die er ihm zu corrigiren gab, auf eine Weise, die nicht an eine Arbeit dieser Art denken läßt; wohl aber dürfte die Sprache des Gellert'schen Schäferspieles hier, wie bei der Laune des Verliebten, zum Vorbilde gedient haben.

Das aufgefundene Fragment umfaßt mehr als 100 Verse, die den Anfang des Menteur bilden; wir geben die 10 ersten, nebst dem zugehörigen Französischen, als Probe:

A la fin j'ai quitté la robe pour l'épée.
L'attente où j'ai vécu n'a point été trompée:
Mon père a consenti que je suive mon choix,
Et je fais banqueroute à ce fatras de lois.
Mais puisque nous voici dedans les Tuileries,
Le pays du beau monde et des galanteries,
Dis-moi, me trouves-tu bien fait en cavalier?
Ne vois-tu rien en moi qui sente l'écolier?
Comme il est mal-aisé qu'au royaume du code
On apprenne à se faire un visage à la mode . . .

Gehab dich wohl, o Jus! wir sind nunmehr geschieden;
Dem Himmel sei's gedankt! mein Vater ist's zufrieden.
Der Uebergang ist schnell, unglaublich scheint er mir:
Noch gestern ein Student, und heut' ein Cavalier.
Doch wird mir bange, daß ich mich verrathen könnte;
Betrachte mich einmal, seh' ich wie ein Studente?
Denn, Cliton, zeigt' ich mich hier in der Tuilerie,
Dem Land der großen Welt. und der Galanterie
Nur Einmal schülerhaft, beleidigt' ich die Mode
Mit einer Kleinigkeit, ich grämte mich zu Tode!

Noch weniger dürfte es sich bezweifeln lassen, daß ein gleichfalls durch Schöll veröffentlichtes romanhaftes Fragment von Goethe in Leipzig entstanden sei. Es hat die Ueberschrift: „Arianne an Wetty," und behandelt vorherrschend die Frage, ob man die Liebe als Eigennutz betrachten könne, paßt mithin nach Inhalt und Form ziemlich zu der Beschreibung, welche Goethe von den prosaischen Aufsätzen gibt, die er in Gellert's Prakticum brachte: „Selbst

meine Prosa fand wenig Gnade vor seinen Augen; denn ich pflegte nach meiner alten Weise immer einen kleinen Roman zum Grunde zu legen, den ich in Briefen auszuführen liebte*). Die Gegenstände waren leidenschaftlich, der Styl ging über die gewöhnliche Prosa hinaus, und der Inhalt mochte freilich nicht sehr für eine tiefe Menschenkenntniß des Verfassers zeugen." Das Letztere darf man in Zweifel ziehen; wie die beiden damals entstandenen Dramen, so werden auch diese Briefromane eine Kenntniß sowohl der Menschen wie des Menschen verrathen haben, die an dem siebenzehnjährigen Jünglinge in Erstaunen setzen mußte, und nur aus seiner eigenthümlichen Entwickelungsgeschichte einigermaßen erklärt werden konnte. Wir lassen zur Veranschaulichung des Bemerkten als Probe wieder den Anfang des Fragments folgen:

„Ich kann Waltern nicht widerlegen, Wetty; aber ich wollte schwören, daß er Unrecht hat. Ihm mögen seine Gedanken genugthun; wenn ich damit zufrieden wäre, so wäre ich Walter. Nein, Wetty, unsere Empfindungen liegen tiefer, als daß man sie, mit einer superficiellen Erkenntniß, so cavalièrement durch Stolz und Eigennutz erklären könnte. Es ist mit der Liebe, wie mit dem Leben, wie mit dem Athemholen. Freilich ziehe ich die Luft in mich; willst Du das auch Eigennutz nennen? Aber ich hauche sie wieder aus, und sage mir: Wenn Du in der Frühlingssonne sitzest, und für Wonne Dein Busen stärker athmet, ist das Hauchen nicht eine größere Wonne, als das Athemholen? Denn das ist Mühe, jenes ist Ruhe; und wenn uns die Entzückung manchmal aus voller Brust die Frühlingsluft einziehen macht, so ist es doch nur, um sie von ganzem Herzen wieder ausgeben zu dürfen. Und eben so ist es mit der Liebe . . .". — Man sieht, das Thema liegt in dem Kreise jener psychologischen Reflexionen, die Goethe als Hauptquelle seiner damaligen Poesie bezeichnet: „Ich ermüdete nicht, über Flüchtigkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menschlichen Wesens, sittliche Sinnlichkeit und über all' das Hohe und Tiefe nachzudenken, dessen Verknüpfung in

*) Wie jenen polyglottischen Roman, worin sieben Geschwister correspondirten, S. 102 f.

unserer Natur als das Räthsel des Menschenlebens betrachtet werden kann."

Indem wir nun zu den kleineren Poesieen der Leipziger Periode übergehen, erinnern wir zunächst an die humoristische Improvisation „An den Kuchenbäcker Händel", welche für Goethe die unangenehme Folge haben sollte, daß sie mit dazu beitrug, ihm seinen Freund Behrisch zu entziehen. Dem Scheidenden widmete Goethe drei Oden, worin sich hohe Achtung für denselben, ein Widerwille gegen Leipzig und die dortigen Verhältnisse, Ingrimm gegen die bösen Zungen, welche den Freund angeschwärzt hatten, und die Sehnsucht ausspricht, auch bald aus diesen Umgebungen erlöst zu werden. In der ersten erscheint Behrisch unter dem Bilde eines Baumes edler Art, dem er ein glücklicheres Erdreich wünscht. Noch hat seine kräftige Natur dem „aussaugenden Geize der Erde", der Fäulniß verbreitenden Atmosphäre, als ein Gegengift, widerstanden. Selbst in dieser verderbten Umgebung kann Niemand, davon ist der Dichter überzeugt, der Tugend seines Freundes etwas anhaben. „Der Raupe tückischer Zahn wird stumpf an den lichtgrünen Blättern des edeln Baumes." Aber darum wird doch auf die Dauer sein Ruf nicht unangetastet bleiben. Im Herbste überzieht die Spinne „mit grauem Ekel die Silberblätter" und sieht nun triumphirend, wie das Mädchen schauernd, der Jüngling jammernd an dem früher so geliebten Baume vorübergeht. Die zweite Ode zeigt uns, daß des Dichters Besorgnisse gegründet waren. Behrisch ist verläumdet und wird Leipzig verlassen. Der Dichter nennt die Stadt in seinem Zorne „Gebärort schädlicher Insecten, Mörderhöhle ihrer Bosheit." In der dritten spricht sich besonders seine ingrimmige Stimmung über den Verlust des Freundes aus. Er räth diesem, seine Brust in Zukunft gegen Liebe und Freundschaft zu stählen; denn wo sich Herzen zusammengefunden, reiße der Neid sie aus einander. So schmerzlich ihm aber die Trennung wird, so däucht es ihm doch unedel, durch Klagen den Freund zurückhalten zu wollen; der Gedanke an des Freundes Freiheit werde ihm Freiheit im Kerker sein. Nach dem Schlusse der Ode zu urtheilen („Schon drehen des letzten Jahres Flügelspeichen sich um die rauchende Axe"), scheint sie nicht dem Jahre 1767, wie das Register der Gedichtsammlung angibt, sondern

dem nächstfolgenden anzugehören; es sei denn, daß er schon 1767 die Aussicht hatte, Leipzig zu verlassen, oder daß er das Gedicht im Anfange des Wintersemesters 1767—68 schrieb, und bei jenen Worten an das akademische Schuljahr gedacht habe. — Diese Oden an Behrisch lassen den eigenthümlichen Charakter der Goethe'schen Poesie noch wenig erkennen; in Form und Geist ist noch Klopstocks Einfluß sichtbar, so wie die etwas später gedichtete Ode an Zachariä ganz im Charakter einer Ramler'schen Ode gehalten ist. Das letztgenannte Gedicht schließt sich an einen Besuch des Dichters Zachariä in Leipzig an. Er wurde von seinem Bruder in die Tischgesellschaft eingeführt, in welche Goethe durch Schlosser gekommen war. Auf Zachariä's Poesie hielt Goethe ziemlich viel; er sang seine Lieder oft mit Annetten; den Renommisten kannte er durch und durch, und noch in späten Jahren nannte er diese Dichtung ein schätzbares Document, woraus die damalige Lebens- und Sinnesweise anschaulich hervortrete. Zachariä ließ sich's einige Wochen in Leipzig gefallen und speis'te diese Zeit hindurch fortwährend mit Goethe an einem Tische. Die Gesellschaft versäumte nicht, abwechselnd durch ein paar außerordentliche Gerichte, reichlichern Nachtisch und ausgesuchtern Wein den gern gesehenen Gast zu ehren, der auch, als ein großer, wohlgestalteter, behaglicher Zweiundvierziger, seine Neigung zu einer guten Tafel nicht verhehlte. Unsere vorliegende Ode nun ist ein poetischer Nachruf, den Goethe dem Abreisenden widmete. Es spricht sich darin dieselbe Abneigung gegen Leipzig, wie in den Oden an Behrisch, aus:

Schon wälzen schnelle Räder rasselnd sich und tragen
Dich von dem unbeklagten Ort,
Und angekettet fest an Deinen Wagen
Die Freuden mit Dir fort.

Zachariä muß durch seine Anwesenheit nicht wenig zur Belebung und Erheiterung der Tischgesellschaft beigetragen haben; denn Goethe klagt, daß nach seiner Entfernung „Verdruß und Langeweile aus dumpfen Höhlen heranzogen, und, wie die Stymphaliden, den Tisch umschwärmten."

Weit bestimmter, als in den bisher genannten kleinen Poesieen tritt Goethe's Eigenthümlichkeit in einem Cyklus von Gedichten her-

vor, die ursprünglich zu einem Liederstrauße, mit musikalischer Composition begleitet, verbunden waren, später aber in der Goethe'schen Gedichtsammlung, mit Weglassung von dreien, an verschiedenen Stellen eingeschoben wurden. Dieses von Tieck wieder an's Licht gezogene älteste Liederbüchlein unsers Dichters erschien unter dem Titel: „Neue Lieder, in Melodie gesetzt von Bernhard Theodor Breitkopf. Leipzig bei Bernhard Christoph Breitkopf und Sohn 1770". Nach brieflichen Mittheilungen, womit mich Varnhagen von Ense für meine Arbeiten freundlichst unterstützt hat, müßte es noch einen frühern Abdruck derselben vom Jahre 1768 geben; er glaubt einen solchen mit eigenen Augen, wie er meint, im Besitz des Präsidenten von Meusebach, gesehen zu haben. Doch dürfte hierbei ein Irrthum obwalten. Denn Goethe schrieb am 13. Februar 1769 an Friederike Oeser: „Meine Lieder, davon ein Theil das Unglück gehabt hat, Ihnen zu mißfallen, werden auf Ostern gedruckt," — und an Käthchen Schönkopf am 1. Juni 1769: „Meine Lieder sind noch immer nicht gedruckt." Erst in einem Briefe an Käthchen vom 12. December 1769 ist von bereits gedruckten Liedern die Rede. Wahrscheinlich erschienen sie gegen den Schluß des Jahrs 1769 mit der Jahrszahl 1770.

Tieck bemerkte bei der Herausgabe, Goethe gedenke dieser Sammlung nirgends und scheine sie völlig vergessen zu haben. Hierbei ist übersehen, daß in Wahrheit und Dichtung, bei der Darstellung seines Verhältnisses zum Breitkopfischen Hause und insbesondere zum ältesten Sohne, Bernhard Theodor, ausdrücklich gesagt ist: „Wir trieben Manches gemeinschaftlich, und er componirte einige meiner Lieder, die, gedruckt, seinen Namen, aber nicht den meinigen führen, und wenig bekannt geworden sind. Ich habe die bessern ausgezogen und zwischen meine übrigen Poesieen eingeschaltet." Das Liederbuch bestand aus zwanzig Nummern; siebenzehn derselben (nicht neun, wie Tieck meinte) sind, in mehr oder minder veränderter Gestalt*), in die Gedichtsammlung übergegangen; sie tragen folgende Ueberschriften: Wahrer Genuß, Die schöne Nacht (ursprünglich „Die Nacht"), Verschiedene Drohung (ursprünglich: „Das Schreien. Nach dem Italienischen"), Schadenfreude („Der Schmetterling"), Glück und Traum („Das Glück. An mein Mädchen"*), Mädchenwünsche („Wunsch eines jungen Mädchens"), Brautnacht („Hochzeitlied. An meinen Freund"), Die Freude, Scheintod („Amors Grab. Nach dem Französischen"), Beweggrund („Liebe und Tugend"), Wechsel („Unbeständigkeit"), Unschuld, Der Misanthrop, Lebendiges Andenken („Die Reliquie"), Liebe wider Willen, Glück der Entfernung („Das Glück der Liebe"), Luna („An den Mond"). Weggeblieben aus der Gedichtsammlung sind nur das einleitende Neujahrslied**), dann ein Gedicht aus der Mitte des Liederbuchs, Kinderverstand***), freilich auch ein sehr schwaches Product, und das Schlußgedicht, Zueignung†), das mit der Strophe beginnt:

Da sind sie nun! Da habt ihr sie,
Die Lieder, ohne Kunst und Müh'
Am Rand des Bachs entsprungen!
Verliebt und jung und voll Gefühl
Trieb ich der Jugend altes Spiel,
Und hab' sie so gesungen.

Was die Entstehungszeit dieser Lieder betrifft, so sind sie bisher sämmtlich als Producte der Leipziger Universitätsjahre betrachtet worden, eine Ansicht, die ich auch noch im dritten Bande meines Commentars zu Goethe's Gedichten (III, 398) festgehalten habe.

*) Die Varianten sind in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten (I, 49 ff. III, 394) mitgetheilt.

*) Einige dieser Lieder sind auch im „Almanach der Deutschen Musen" auf's J. 1773 (Nr. 2. 3. 7. 16 des Liederbuchs) und auf's J. 1776 (Nr. 4. 6. 10. 13), so wie in der Leipziger Zeitschrift „Die Muse" vom J. 1776 (3. 7. 11) veröffentlicht worden. Im Leipziger Almanach ist der Ueberschrift des Gedichtes „Das Glück" beigefügt: „An Annetten" — eine Andeutung, daß Goethe'n auch früher schon der Name Annette für seine Geliebte nicht ungeläufig sein mochte. Unterzeichnet ist dort das Gedicht mit W. (Wolfgang).

**) S. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten, I, 47 f.

***) Ebendas. I, 58 f.

†) Ebendas. I, 70 f.

Nach genauerer Erwägung bin ich aber zu der Ueberzeugung gelangt, daß sie theilweise späteren Ursprungs sind. Goethe's eigene Andeutung in den Briefen an Frau von Stein (I, 28), wornach jene Lieder „Knospen und Blüthen des Frühjahrs 1769 gewesen", ist zwar insofern irrig, als mehrere nachweislich der Leipziger Zeit angehören; aber es lag dieser Aeußerung die richtige Erinnerung zu Grunde, daß später in Frankfurt Lieder jener Sammlung entstanden seien. In dem Nachlaß von Friederike Oeser hat sich ein geschriebenes Heft gefunden mit dem Titel „Lieder mit Melodien, Mademoiselle Friederiken Oeser gewidmet von Goethe'n;" es enthält neun Lieder des gedruckten Liederbüchleins und ein zehntes, Venus überschrieben*), das nicht in die gedruckte Sammlung aufgenommen worden; in demselben Nachlaß befand sich eine, aber nicht von Goethe's Hand herrührende, und von der jetzigen Form abweichende Abschrift des vortrefflichen Hochzeitliedes**). Jene neun Lieder sind der Ordnung der handschriftlichen Sammlung nach folgende: Amors Grab, Wunsch eines jungen Mädchens, Unbeständigkeit, Die Nacht, Der Schmetterling, Das Schreien, Liebe und Tugend, Das Glück, Die Freuden. Von den genannten eilf Liedern können wir unbedenklich annehmen, daß sie der Leipziger Zeit angehören. Goethe bezieht sich auf sie in seiner poetischen Epistel vom 6. November 1768 als auf solche, die in Leipzig entstanden seien und die er ihr gegeben habe, ohne Zweifel vor seiner Abreise von dort. Daß die zehn übrigen Lieder der gedruckten Sammlung sämmtlich nach dem Leipziger Aufenthalt gedichtet worden, läßt sich freilich nicht behaupten; Goethe kann aus naheliegenden Gründen das eine oder andere seiner fertigen Lieder Friederiken vorenthalten haben. So mochte das schöne Gedicht „Wahrer Genuß" der ersten Zeit seiner Liebe zu Annetten angehören, als seine launische Eifersüchtelei das Verhältniß noch nicht getrübt hatte. Daß er das Mädchen oft bei Tische sah, darauf deuten die Verse hin:

Ich bin genügsam und genieße
Schon da, wenn sie mir zärtlich lacht,

*) Mitgetheilt in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten, III, 397 f.
**) Ebendas. III, 395 f.

Wenn sie bei Tisch des Liebsten Füße
Zum Schemel ihrer Füße macht,
Den Apfel, den sie angebissen,
Das Glas, woraus sie trank, mir reicht, . .

eine Stelle, auf die wir später (im dreizehnten Capitel) bei der Erzählung seiner Reise nach Saarbrücken zurückkommen werden. Bei den meisten andern nicht in Friederikens Nachlaß vorgefundenen Liedern aber macht es schon der Inhalt höchst wahrscheinlich, daß sie der Zeit nach dem Leipziger Aufenthalte angehören. So schildert das „Glück der Entfernung" den veränderten Charakter, den seine Liebe zu Annetten durch das längere Getrenntsein von ihr angenommen. In dem Gedichte „Luna" wünscht der „weitverschlagene Ritter" an des Mondes Seite emporgehoben zu werden, um mit ihm durch das „gläserne Gegitter" seines Mädchens Nächten zuzusehen. In dem Liede „Lebendiges Andenken" preist er sich glücklich, eine Locke der entfernten Geliebten zu besitzen, und erinnert sich bei ihrem Anblick „der alten Lust". Diese drei Gedichte entstanden ohne Zweifel in der frühern Frankfurter Zeit, wo er noch nicht auf Käthchens dereinstigen Besitz ganz verzichtet hatte. Spätern Ursprungs mögen aber „der Misanthrop", „Liebe wider Willen" und „Unschuld" sein; es spricht sich in ihnen dieselbe bittere und gereizte Stimmung aus, die sich in seiner Correspondenz mit Käthchen kund gab, als er ihre Verlobung mit einem Andern erfahren hatte. Die „Zueignung" wurde ohne Zweifel eigens für den Abschluß der zu druckenden Sammlung verfaßt, und von dem „Neujahrslied" endlich macht es Goethe's Correspondenz mit Käthchen sehr wahrscheinlich, daß es zum Neujahr 1769 gedichtet und noch besonders gedruckt worden. Denn schwerlich möchte folgende Stelle aus einem Briefe Goethe's vom 30. December 1768 auf ein anderes Gedicht zu beziehen sein: „Das Neujahrslied, das Sie auch werden empfangen haben, habe ich in einem Anfall von großer Narrheit gemacht, und zum Zeitvertreibe drucken lassen." So stände es also wohl fest, daß der Liederstrauß, den man das Leipziger Liederbüchlein genannt hat, keineswegs ganz auf sächsischem Boden entsprossen ist.

Ueberblicken wir dies Liederbüchlein im Ganzen, so frappirt uns zunächst der ungleiche Werth der zwanzig Nummern, woraus die

Sammlung besteht. Dieser Abstich einiger Stücke gegen die übrigen, in Beziehung auf Formvollendung, wie auf Inhalt, erklärt sich am leichtesten aus der Annahme, daß Goethe ein paar Gedichte aus frühern Jahren in die Sammlung mit aufgenommen habe. Er spricht selbst von dichterischen Versuchen, die er nach Leipzig mitgenommen, in der Hoffnung, damit Ehre einzulegen. Davon mögen ein paar der Aufnahme für werth gehalten worden sein, während die übrigen sämmtlich dem Feuer geopfert wurden. Mir ist es wenigstens nicht wohl denkbar, daß die „Mädchenwünsche" und das ausgezeichnet schöne „Hochzeitlied" derselben Zeit angehören. Das letztere ist eine so musterhafte Composition, das etwas verfängliche Thema so edel dichterisch behandelt, der Gedanke, das Bild so rein und zart vom sprachlichen Ausdruck umschrieben, daß es neben Alexis und Dora, den neuen Pausias und ähnliche Gedichte der besten Zeit gesetzt werden darf.

Was aber weiter im Allgemeinen an dem Liederbuche auffällt, ist, daß die meisten Gedichte nicht ächt lyrischer Natur sind, sondern auf Reflexion, auf Betrachtung des eigenen Gemüthes und des menschlichen Herzens überhaupt beruhen. Wir sehen mit Verwunderung, daß eine so reiche Dichterbrust, aus der wenige Jahre nachher ein Werther hervorsprudeln sollte, in dieser Zeit nicht voller und heftiger wogte. Vieles in der kleinen Sammlung gemahnt uns an den ältern Mann, dessen Inneres von frühern Regungen noch leise nachbebt, der schon eine reiche Herzenserfahrung gewonnen und darüber die phantasievolle, ideale Ansicht des Lebens eingebüßt hat. Damit stimmt denn eine gewisse Laxheit in sittlichen Grundsätzen, wie sie einem routinirten Lebemann zu eignen pflegt. Preist er auch im zweiten Gedichte als „den wahren Genuß" ein reines, unschuldiges Liebesverhältniß, wo der Liebende genügsam ist und schon reiche Befriedigung fühlt, wenn die Geliebte ihn anlächelt, wenn sie bei Tische seine Füße zum Schemel der ihrigen macht: so klingen dafür an andern Stellen andere Töne an. Junge Eheleute ermahnt er, nicht zu treu zu leben, es nicht zu genau zu nehmen; Unschuld will er nur als eine Seltenheit, als eine flüchtige Nebelgestalt, die vom heißen Strahl der Liebe bald aufgezehrt werde, gelten lassen; der Unbeständigkeit der Liebe wird im dreizehnten Liede das Wort geredet — das alles klingt nicht, wie man es aus dem Munde des achtzehn- bis zwanzigjährigen Jünglings erwartet. Mit diesem Charakter der Frühreife harmonirt ferner ein gewisser lehrhafter Ton, der manchen dieser Gedichte eigen ist. Oft glaubt man einen ältern Freund der liebeslustigen Jugend zu vernehmen, der ihr Treiben von der Seite her als ein Vielgeprüfter lächelnd beobachtet und ihr ein Wort der Erfahrung zuruft, nicht ohne die Lust, sich gelegentlich auch wieder in ihr glückliches Leben zu mischen. Halb scheel, halb weise, sagt er selbst, ein bischen naß sehe sein Auge auf ihr Glück; Diätetik gebiete ihm für den Augenblick einen Halbschlummer, so daß er dem Treiben der Jugend nur von ferne zublinzeln könne; er, der jetzt in Sentenzen jammere, habe ihr Glück auch kennen gelernt, und zwar bis zu seinen Grenzen. Den Schlüssel zum Verständniß dieser Confessionen wird der Leser selbst in dem finden, was oben über die Art und Weise angedeutet worden ist, wie Goethe nach dem Verlust von Annettens Liebe in seine physische Natur stürmte, um die innere Qual zu übertäuben; und noch deutlicher und begreiflicher wird uns der Geist und Ton des Liederbüchleins sein, wenn wir im folgenden Capitel ihn durch die Frankfurter Zeit, wo er an den Folgen seiner Extravaganzen zu leiden hatte, und wo ein Theil dieser Lieder entstand, begleitet haben werden.

Das Gepräge der Aeltlichkeit, welches im Ganzen das Liederbüchlein hat, tritt noch heller heraus, wenn man Gedichte von Goethe, die nicht viele Jahre später entstanden sind, wie Wanderers Sturmlied, An Schwager Kronos, Die Kunstlieder u. s. w. daneben hält. In diesen sprudelt eine so reiche Kraft, glüht ein so lebendiges Feuer, ist die Form oft mit solcher Kühnheit behandelt, daß sie gegen die Producte der Leipziger Zeit, wie gegen die der spätern, classischen Periode gleich sehr abstechen. Ganz dasselbe Verhältniß zeigt sich uns bei den dramatischen Schriften. Die Laune des Verliebten, die Mitschuldigen ähneln in vielfacher Hinsicht den Dramen der spätern Zeit; mitten zwischen beiden Gruppen steht ein Götz, stehen die Fastnachtsspiele und Anderes mit allen Zügen jugendlicher Kraft und Gluth. Es scheint sich freilich eine naheliegende Erklärung dieser Erscheinung darin anzubieten, daß Goethe's Erstlingsproducte noch nicht unter dem Einflusse der Sturm- und Drangperiode entstanden

sind, die erst später ihre hohen Fluthen zu schlagen begann. Aber der Hauptgrund möchte weniger in allgemeinen literarischen Influenzen, als in Goethe's persönlichem Lebensgange zu suchen sein. Das Gedicht „Kinderverstand" im Liederbüchlein gibt uns zu verstehen, daß er als Knabe zu denen gehörte, die durch Lectüre und Leben Manches gelernt, was sie nicht zu wissen brauchten, und die „im zwölften Jahr fast klüger sind, als ihr Vater, da er die Mutter nahm." Dann machte er vollends in Leipzig Erfahrungen, die er mit zeitweiliger schwerer Einbuße an Körpergesundheit und Geistesfrische theuer bezahlen mußte. So blieb denn unter der unjugendlich hypochondrischen Stimmung, die in der letzten Leipziger und der Frankfurter Zeit häufig auf ihm lastete, der reiche Quell in der jungen Dichterbrust noch eine Weile verdeckt und verschüttet, so daß er nur in spärlichen Strahlen hervordrang. Je geringer aber die Fülle des Lebens war, welche damals in seinen Gedichten pulsirte, desto leichter ließ es sich formell bewältigen, und desto eher mußten die damaligen Productionen Aehnlichkeit mit den Erzeugnissen des reifern Mannesalters gewinnen, wo wieder der innere Gehalt und die Kraft formeller Bewältigung in ein gleiches Verhältniß traten. Dann ist aber auch nicht zu verkennen, daß die Züge, worin diese Jugendgedichte mit den Poesieen der späteren Jahre übereinstimmen, gerade aus der tiefsten Eigenthümlichkeit Goethe's hervorgewachsen sind, und daß er durch die abweichenden Gedichte der Sturm- und Drangzeit aus seiner eigensten Sphäre etwas herausgetreten ist. Was er noch in höherm Alter als seinen Beruf bezeichnet hat, „Herzensirrung zu beachten," das finden wir ihn hier schon ernstlich üben. Ferner nicht im Moment des leidenschaftlich erregten Gefühles, wie es doch Jünglinge zu thun pflegen, nicht mit der Bewegtheit eines Klopstock, an dessen Dichtungen sich doch seine jugendliche Seele genährt hatte, strömt er sein Inneres in der Poesie aus; er dichtet erst, stellt erst dar, wenn sich die trüben, gährenden Gefühle beruhigt und geläutert haben; daher diese stille, klare Objectivität. Auch zeigt sich schon jetzt die Neigung, dem „Kleinleben der Natur eine zarte Aufmerksamkeit zu widmen, und die freundlichen Begebenheiten, die er in diesem Kreise gewahr wurde, nicht etwa bloß schildernd, beschreibend darzustellen, sondern durch eine hineingelegte symbolische

oder allegorische Beziehung bedeutsam zu machen." (Vergl. Nr. 10, „die Freude"). Eben so schließt sich die Sprache schon hier wie ein leichtes, durchaus nicht reiches und prunkendes Gewand dem Inhalte an; nirgends zeigt die Form eine Spur mühevoller Behandlung. Gerade wie in seiner spätern classischen Zeit, wo er Hermann und Dorothea dichtete, wählte er die schlichteste, natürlichste Bezeichnung und blieb lieber mit dem Ausdrucke etwas hinter dem Adel des Gegenstandes zurück, als daß er damit pathetisch, wie Klopstock so häufig, über die Sache hinausgeschritten wäre. Dieß alles ist um so mehr zu bewundern, da er, wie wir wissen, unter literarischen Einwirkungen herangewachsen war, die einen Jüngling so leicht zu luxuriirender Weitschweifigkeit und falscher Sentimentalität hätte verleiten können.

Eilftes Capitel.

Heimkehr. Fräulein von Klettenberg. Fortdauerndes Kränkeln. Studium alchymistischer Bücher. Neues Körperleiden. Briefe an Oeser und seine Tochter. Beschäftigungen in der Einsamkeit. Alchymistische Operationen. Aufstellung eines eigenen religiösen Systems. Durchsicht älterer Briefe. Charitas Meixner. Briefe an Käthchen Schönkopf. Ephemerides. Abermaliges kritisches Autodafé.

Es ist für Goethe als ein Glück zu betrachten, daß er seine akademischen Jahre durch ein paar im älterlichen Hause verlebte Semester unterbrochen hat. War bei ihm schon der Eintritt in's Universitätsleben deßhalb minder bedenklich gewesen, weil er nicht, wie die meisten Anderen, aus dem strengen Schulzwange eines Gymnasiums in die akademische Freiheit hinübersprang, so wurde ihm nun noch eine Zwischenzeit zu ruhiger Selbstbesinnung, zu einem prüfenden Rück- und Vorblick geboten. Vielleicht ließe es sich als allgemein wünschenswerth aufstellen, dem Jünglinge sowohl vor dem Universitätscursus, als im Laufe desselben, wenigstens ein freies halbes

Jahr zur Orientirung über Studien und Leben einzuräumen; und zwar müßte er auch die freie Zwischenzeit, wie Goethe, im Kreise der Familie, im älterlichen Hause zubringen. Denn es trägt unglaublich viel dazu bei, Zusammenhang, Stetigkeit und Beruhigung in unser Leben zu bringen, wenn wir von Zeit zu Zeit an dem Orte verweilen, wo unsre Geistes- und Herzensentwickelung ihre Wurzeln geschlagen:

Und wie wir auch durch ferne Lande ziehen,
Da kommt es her, da kehrt es wieder hin *).

Goethe langte zu Hause im Anfange Septembers an. Hier fand er außer dem Großvater, dem ein Schlag die eine Seite gelähmt hatte, und, bei sonstigem leidlichem Wohlbefinden, die Sprache noch etwas versagte, Personen und Zustände ziemlich beim Alten, und konnte nun an dem Gleichgebliebenen das, was sich in ihm selbst geändert und fortentwickelt hatte, messen und abschätzen. Die Vaterstadt wollte ihm gar nicht behagen; sie sei zu sehr „Antithese von Leipzig", schrieb er an Oeser, um viel Angenehmes für ihn zu haben, wenn gleich Verwandte, Freunde und Bekannte wetteiferten, dem „neuen Ankömmling, dem halben Fremden" durch erheiternden Umgang das Leben erträglich zu machen. Der Vater theilte noch regelmäßig seine Zeit zwischen dem Unterrichte der Tochter, der Beschreibung seiner italienischen Reise, dem Lautespielen und sonstiger behaglicher Beschäftigung. Gegen den Sohn benahm er sich schonend und verhehlte ziemlich gut den Unmuth, statt eines rüstigen, zur Promotion und zum Eintritt in die Praxis vorbereiteten jungen Mannes, einen Kränkling an Leib und Seele zu finden. Da er, seit Wolfgang's Abwesenheit, seinen didaktischen Eifer ganz auf Cornelia concentrirt, und ihr fast alle Erholung und Zerstreuung abgeschnitten hatte, so war in dieser allmählig eine auffallende Kälte, ja Härte und Bitterkeit gegen den Vater entstanden, wofür sie, bei ihrer großen Liebebedürftigkeit, um so leidenschaftlicher ihre Neigung auf den Bruder wandte. Sie schien nur für ihn zu leben, pflegte ihn liebreich, sann nur auf seine Unterhaltung, zog ihre Freundinnen, die sie beherrschte, zu diesem Zwecke heran, und entwickelte sogar, um ihn zu erheitern, eine Art lustigen Humors, wovon sich früher keine Spuren bei ihr gezeigt hatten. Es entspann sich bald zwischen beiden Geschwistern eine geheime Coteriesprache, und hierin äußert sich wieder Goethe's Neigung zum Versteckenspielen, worauf schon jene Beschäftigung mit dem sogenannten Judendeutsch hinwies, und die später noch in mancherlei Zügen hervortrat.

*) Goethe's sämmtl. W. (Ausg. in 40 B.), B. 25, S. 226.

Die Mutter hatte in ihres Wolfgang's Abwesenheit ziemlich langweilige Tage zugebracht. Da ihr Gemüth eines lebhaftern Interesses bedurfte, so war sie in die fromme Richtung ihrer Freundinnen eingegangen, unter denen Fräulein von Klettenberg obenan stand. Dieses körperlich und geistig so zart organisirte Wesen, in der äußern Erscheinungsart durchaus herzlich und natürlich, mit einem feinen Anstrich von Welt- und Hofton, frei von aller zelotischen Bekehrungssucht, durch schöne Sittlichkeit und innige Religiosität anziehend, ungeachtet fortdauernden Hinkränkelns eine unzerstörbare Geistesruhe und Heiterkeit bewahrend, mußte auf den Jüngling um so stärker einwirken, als dieser durch die zuletzt in Leipzig von seinem Freunde Langer empfangenen Eindrücke, durch Einsamkeit, Kränklichkeit und erhöhte Reizbarkeit für religiöse Anregungen doppelt empfänglich geworden war. Aus ihren Unterhaltungen und Briefen bildete Goethe später jene bewundernswürdige Episode im Meister: „Bekenntnisse einer schönen Seele." Mit Unrecht würde man — wie es Einige gethan haben — in diesem psychologischen Gemälde ein Zeugniß für die christliche Gesinnung des Künstlers, der es schuf, erblicken; jeder Zweifel hierüber schwindet vor Goethe's eigenen Worten in einem Briefe an Schiller vom Jahre 1795: „Da das Ganze auf den edelsten Täuschungen und auf der zartesten Verwechselung des Subjectiven und Objectiven beruht, so gehörte mehr Stimmung und Sammlung dazu." Aber er hätte nimmermehr in spätern Jahren diese Schilderung so aus der Seele jenes religiösen Gemüthes heraus verfassen können, wenn er nicht in der Zeit, worin jetzt unsere Biographie weilt, mit dem Inhalte derselben sympathisirt hätte. Doch ging auch dieses Sympathisiren nicht so weit, daß er in Fräulein von Klettenberg's Sinnesweise mit völliger Hingebung eingegangen und damals von wah-

rer christlicher Stimmung durchdrungen gewesen wäre. Man braucht nur seine von Otto Jahn zusammengestellten Briefe aus dieser Zeit an Käthchen Schönkopf, Oeser und dessen Tochter, an Breitkopf und Reich zu lesen, um gleich zu empfinden, wie wenig Religiosität und Christenthum den eigentlichen Kern seines damaligen Geisteslebens bildeten. Dann erinnern wir ferner an diejenigen Lieder des oben besprochenen Breitkopf'schen Liederbuchs, welche jetzt in Frankfurt entstanden; auch in diesen ist wenig von der Einwirkung seiner frommen Freundin zu erkennen. Nur in einem, wahrscheinlich dieser Zeit angehörigen Gedichte, Sehnsucht überschrieben, welches 1793 in Ewald's Zeitschrift Urania erschienen und nicht in Goethe's Werke übergegangen ist, scheint er den Versuch gemacht zu haben, in den Ton der Fräulein von Klettenberg einzustimmen, lieferte aber auch damit einen Beweis, daß es ihm mit ihrer „Terminologie" nicht recht gelingen wollte; es lautet:

Dies wird die letzte Thrän' nicht sein,
Die glühend Herz aufquillet,
Das mit unsäglich neuer Pein
Sich schmerzvermehrend stillet.

O! laß doch immer hier und dort
Mich ewig Liebe fühlen,
Und möcht' der Schmerz auch also fort
Durch Nerv' und Adern wühlen.

Könnt' ich doch ausgefüllt einmal
Von dir, o Ew'ger, werden —
Ach! diese lange, tiefe Qual,
Wie dauert sie auf Erden!

Die Halsgeschwulst von dem Blutsturze her währte noch fort, und machte medicinische und chirurgische Hülfe nöthig. Arzt und Wundarzt gehörten unter die abgesonderten Frommen; besonders genoß der Erstere, der Dr. Gottfried Wilhelm Müller, ein für jene Zeit kenntnißreicher Naturforscher*), großes Zutrauen in dem

*) S. Lappenberg, Reliquien der Fräulein von Klettenberg, S. 266 ff.

gläubigen Kreise wegen einiger geheimnißvollen selbstbereiteten Arzneien, und vor Allem wegen eines wichtigen Salzes, das nur in der höchsten Gefahr angewandt werden durfte, aber dann auch Wunder wirken sollte. Um den Glauben an die Möglichkeit eines solchen Universalmittels zu erwecken, hatte er empfänglichen Patienten das Studium gewisser chemisch-alchymistischer Bücher empfohlen. So hatte denn auch Fräulein von Klettenberg Welling's „Opus magocabbalisticum et theosophicum, darinnen der Ursprung, Natur, Eigenschaften und Gebrauch des Salzes, Schwefels und Mercurii beschrieben ꝛc." (1735) insgeheim schon studirt, und impfte nun, weil sie sich nach Gesellschaft auf solchen Nebelwegen sehnte, diese Krankheit ihrem Freunde Goethe ein. Da Welling seiner Vorgänger rühmlich erwähnt, so wurden auch die Werke von Theophrastus Paracelsus und Basilius Valentinus, desgleichen Helmont, Starckey u. a. hervorgesucht, und so brachte Goethe mit der Freundin und seiner Mutter die langen Winterabende im eifrigen Studium dieser seltsamen Schriften zu. Dabei ist es recht charakteristisch für ihn, daß er sich besonders an der Aurea Catena Homeri ergötzte, welche die Natur, wenn auch auf phantastische Weise, in einer schönen Verknüpfung darstellt; seine ganze Art der Naturbetrachtung in späterer Zeit ging darauf hinaus, ein solches goldenes Band durch die Reihe der Wesen hinab und hinauf zu verfolgen.

Man hat diese alchymistischen und kabbalistischen Studien als zeitraubend und kraftzersplitternd beklagt. Allein für Goethe's naturwissenschaftliche Bildung waren sie eine nothwendige Durchgangsstufe; sein ganzes Wesen wär nicht darauf angelegt, daß er sich sofort mit einer Wissenschaft auf dem Höhepunkte ihrer damaligen Entwickelung vertraut machen, ihre jüngsten Resultate auf dem kürzesten Wege sich aneignen konnte; ihn drängte es, die Geschichte einer Wissenschaft in sich durchzuleben. Es fragt sich auch sehr, ob wir uns nicht oft als Pädagogen an der Jugend versündigen, indem wir sie die kindlichen und jugendlichen Entwicklungsstufen einer Wissenschaft überspringen lassen, und ihr gleich den reifsten Ertrag, die gediegenste Ausbeute derselben zuführen. Sollte es nicht rathsamer sein, sie erst eine Weile in den dämmernden Vorhallen träumereicher, sehnsuchtvoller Ahnung aufzuhalten, ehe wir mit ihr den hellen Tem-

pel eigentlich wissenschaftlicher Erkenntniß betreten? Auch werden wir finden, daß für Goethe's Poesie, und namentlich für seine Faust-Dichtung, kein gering anzuschlagender Gewinn aus jenen Studien floß. Und endlich kann man fragen, ob Goethe denn in dieser Epoche der Kränklichkeit oder vielmehr der Reconvalescenz zu einer folgerechtern wissenschaftlichen Beschäftigung oder zu poetischer Production im Stande gewesen wäre. Gewiß, auch hier bewährte es sich an ihm wieder, daß der Instinkt des ächten Genies in der Regel das Angemessenste ergreift.

Als die Excrescenz am Halse nach längerer Behandlung endlich vertrieben war, wurde er von einem andern Uebel befallen, welches nach der Stelle, wo desselben in Wahrheit und Dichtung Erwähnung geschieht, sich erst im Frühjahre 1769 eingestellt haben müßte, das aber nachweislich ihn schon zu Anfange Novembers 1768 quälte. In seiner Einsamkeit war nicht bloß die alte Liebhaberei zum Zeichnen, sondern auch die Lust am Radiren wieder aufgewacht. Er hatte sich eine ziemlich interessante Landschaft componirt und ätzte bald, nach den ihm von Stock überlieferten Vorschriften, die Platte, um sich Probe-Abdrücke zu verschaffen. Weil es aber unglücklicherweise der Composition an gehörigem Licht und Schatten mangelte, arbeitete er sich längere Zeit mit der Platte herum, und wurde darüber von einem Uebel ergriffen, dessen Ursache ihm Anfangs ganz verborgen blieb. Die Kehle ward ihm nämlich ganz wund und besonders der Zapfen sehr entzündet, so daß er nur mit großen Schmerzen etwas schlingen konnte. Die Aerzte, die eben so wenig als er selbst auf den Gedanken kamen, daß er sich dieses Leiden durch Unvorsichtigkeit beim Aetzen zugezogen, plagten ihn längere Zeit ohne Erfolg mit Gurgeln und Pinseln. Aus diesen Tagen hat sich ein metrisches Document erhalten, dessen wir schon oben gedacht, eine Epistel an Mademoiselle Oeser, vom 6. Nov. 1768 datirt, zwar nicht durch Kunstwerth ausgezeichnet— denn zu einer wahrhaft poetischen Epistel ist schon ihr Gegenstand allzu individueller Natur, — aber als biographisches Belegstück interessant und schätzenswerth. Der Anfang schildert in humoristischer Weise Goethe's damaligen Seelen- und Körperzustand und die Leiden der Kur:

Mamsell!
So launisch wie ein Kind, das zahnt,
Bald schüchtern, wie ein Kaufmann, den man mahnt,
Bald still, wie ein Hypochondrist,
Und sittig, wie ein Mennonist,
Und folgsam, wie ein gutes Lamm,
Bald lustig, wie ein Bräutigam,
Leb' ich, und bin halb krank und halb gesund,
Am ganzen Leibe wohl, nur in dem Halse wund;
Sehr mißvergnügt, daß meine Lunge
Nicht so viel Athem reicht, als meine Zunge
Zu manchen Zeiten braucht, wenn sie mit Stolz erzählt,
Was ich bei Euch gehabt, und was mir jetzt hier fehlt.
Da sucht man nun mit Macht mir neues Leben
Und neuen Muth und neue Kraft zu geben;
Drum reichet mir mein Doctor Medicinä
Extracte aus der Cortex Chinä,
Die junger Herrn erschlafft' Nerven
An Augen, Fuß und Hand
Auf's Neue stärken, den Verstand
Und das Gedächtniß schärfen.

Besonders suchte der Arzt vermittelst strenger geistiger und körperlicher Diät seinen durch unordentliche Lebensweise „verhetzten" Organismus wieder zu beruhigen. Die reizenden Mädchenbilder von François Boucher (erstem Maler Ludwig's XV.) ließ er ihm aus der Stube nehmen und dafür eine alte Frau von dem „fleißig kalten" Leydener Maler Gerhard Dow hinhängen; statt des Weins wurde ihm langweilige Tisane vorgesetzt, und was das Schlimmste war, es fehlte ihm an einer Gesellschaft, wie er sie liebte. Kaum hat er die letzte Klage in der Epistel ausgesprochen, so scheint er zu fühlen, daß er damit einer liebenden Mutter und Schwester und einer so theilnehmenden Freundin, wie Fräulein von Klettenberg, Unrecht thue, und er gesteht:

Es fehlt mir nur an mir, um recht beglückt zu sein.

Aber die Leipziger Mädchen vermißt er doch sehr, so wie überhaupt die Antipathie gegen Leipzig und das dortige Leben, die wir in den Oden an Behrisch und Zachariä ausgesprochen finden, jetzt völlig verschwunden war. Er ruft den Leipziger Schönen zu:

Wie seid Ihr nicht so gut, so Euch zu bessern willig!
Auf eig'ne Fehler streng und gegen fremde billig,
Und zu gefallen unbemüht,
Ist Niemand, den Ihr nicht gewännet;
Ah, man ist Euer Freund, so wenig man Euch kennet;
Man liebt Euch, eh man sich's versieht.
Mit einem Mädchen hier zu Lande
Ist's aber ein langweilig Spiel:
Zur Freundschaft fehlt's ihr an Verstande,
Zur Liebe fehlt's ihr am Gefühl.

Aehnlich spricht sich Cornelie in einem Briefe aus jener Zeit*) über die jungen Frankfurter Damen aus: „Au lieu des filles spirituelles on ne trouve que des statues qui ne prononcent autre chose que oui et non . . . Elles font les dévotes forcées, ne regardent point d'homme, parcequ'on leur défend absolument de converser avec tout autre que celui qui sera leur mari etc." Mit dem Letztern übereinstimmend klagt Goethe:

Bin ich bei Mädchen launisch froh,
So sehen sie so sittenrichtrisch sträflich;
Da heißt's: Der Herr ist wohl aus Bergamo?
Sie sagen's nicht einmal so höflich.

Goethe legte diese poetische Epistel einem Briefe an Oeser vom 9. November ein, worin er sagt, daß seine Gesundheit wieder etwas zu steigen anfange, aber noch nicht viel über's Schlimme hinaus sei. Die Kunst nennt er „fast seine Hauptbeschäftigung, obgleich er mehr darüber lese und denke, als selbst zeichne. Jetzt, wo er allein laufen solle, fühle er erst recht seine Schwäche; es wolle gar nicht mit ihm fort, und er wisse vor der Hand nichts Anderes, als das Lineal zu ergreifen und zu sehen, wie weit er es mit dieser Stütze in der Baukunst und in der Perspective bringe." Schmerzlich empfand er unter diesen Umständen den Verlust seines Freundes Seekatz, der einige Wochen vor seiner Rückkehr nach Frankfurt gestorben war. „Meine Liebe für die Kunst," schrieb er darüber an Oeser, „meine

*) Goethe's Briefe an Leipziger Freunde, herausgegeben von O. Jahn, S. 246 f.

Dankbarkeit gegen den Künstler werden Ihnen das Maß meines Schmerzes angeben." Statt seiner ging ihm jetzt der Maler Morgenstern bei den Kunstbestrebungen zur Hand.

Aus einem Briefe an Oeser vom 24. November erhellt, daß er trotz des fortdauernden Uebels sich doch mitunter aus dem Hause wagte. „Die Cabinette," schreibt er, „sind hier zwar klein, dafür aber häufig und ausgesucht; mein größtes Vergnügen ist es, mich recht darin umzusehen. Es ist gut, daß Sie mich gelehrt haben, wie man sich umsieht. Sonst leide ich viel der Kunst wegen; mein Glück, daß ich schon gewohnt bin, um meiner Freunde willen zu leiden. Apostel, Propheten und Poeten schätzt man selten in ihrem Vaterlande, und noch seltener zu der Zeit, da man sie alle Tage sehen kann; und doch kann ich mich nicht enthalten, den guten Geschmack zu predigen. Richtet man gleich nicht viel aus, so lernt man doch immer dabei, und sollte man auch nur bei Gelegenheit erfahren, daß weit ausgebreitete Gelehrsamkeit, tief denkende, spitzfindige Weisheit, fliegender Witz und gründliche Schulwissenschaften mit dem guten Geschmacke sehr heterogen sind." — Auf seine damalige Lectüre deutet folgende Stelle des Briefes hin: „Meine Gedanken über den Idris und den Brief an Riedeln*) über den Ugolino, über Weißens Großmuth für Großmuth, über die Abhandlung von Kupferstichen aus dem Englischen**) sind zwar zum Erzählen ganz erträglich, zum Schreiben noch lange nicht ordentlich, nicht richtig genug."

Am Geburtstage seiner Schwester Cornelia, den 7. December, ergriff ihn ein neues Uebel, welches ihn an den Rand des Grabes brachte. Das anhaltende Stubenleben und Mangel an Bewegung hatten auf die Verdauung höchst nachtheilig eingewirkt und sie für den Augenblick fast vernichtet. So wurde er denn an jenem Tage von einer heftigen Kolik befallen und litt so furchtbare Schmerzen, daß seine Schwester, wie wir aus ihren Aufzeichnungen wissen, den Anblick derselben nicht mehr ertragen konnte und aus seiner Nähe

*) Wieland's Brief an Riedel war der ersten Ausgabe von Idris und Zenide (1767) vorgedruckt.

**) An essay upon prints. Lond. 1768.

floh. Zwei Tage lang dauerte der schreckliche Zustand, keines der vom Arzte versuchten Mittel wollte weiter noch fruchten. Da mußte dieser endlich, auf dringendes Bitten von Goethe's Mutter*), mit seinem Universalmittel hervorrücken. In später Nacht noch eilte er nach Hause, und kam mit einem Gläschen krystallisirten, trockenen Salzes zurück, welches, in Wasser aufgelöst, einen alkalischen Geschmack hatte. Das Salz war kaum genommen, so zeigte sich eine Erleichterung des Zustandes, und der Patient ging stufenweise der Besserung entgegen, was natürlich das Vertrauen sowohl zu dem Arzte, als zu den von ihm empfohlenen Studien sehr belebte. Goethe's Zustand hatte allgemeine Theilnahme erregt; wo Cornelie sich in Gesellschaft zeigte, drängten sich Freunde und Freundinnen heran, von seinem Befinden Nachricht zu erhalten. Anfangs Januar 1769, als er sich wieder erholt hatte, gab der Rath Moritz ihm zu Ehren, um seine glückliche Genesung zu feiern, eine Gesellschaft.

Eins seiner ersten und angelegentlichsten Geschäfte nach der Wiederherstellung war, sein geliebtes Käthchen in Leipzig zu beruhigen. Der Brief, den er am Sylvesterabend an sie richtete, ist von einer merkwürdig heitern Gemüthsstimmung durchweht; die Geistesfreiheit, womit er zeitlebens Leiden jeder Art in die Ferne zu rücken und zu objectiviren wußte, bethätigte er auch hier. „Ja, meine Liebe", schrieb er ihr, „es ist wieder vorbei, und künftig müssen Sie Sich beruhigen, wenn es ja heißen sollte: Er liegt wieder! Sie wissen, meine Constitution macht manchmal einen Fehltritt, und in acht Tagen hat sie sich wieder zurecht geholfen. Diesmal war's arg, und sah noch ärger aus, als es war, und war mit schrecklichen Schmerzen verbunden. Unglück ist auch gut. Ich habe viel in der Krankheit gelernt, das ich nirgends in meinem Leben hätte lernen können. Es ist vorbei, und ich bin wieder ganz munter, ob ich

*) Am 9. December 1777 schrieb Goethe an Frau von Stein: „Es ist eben um die Zeit, wenige Tage auf und ab, daß ich vor neun Jahren krank zum Tode war. Meine Mutter schlug damals in der äußersten Noth ihres Herzens ihre Bibel auf und fand, wie sie mir nachher erzählt hat: „„Man wird wiederum Weinberge pflanzen an den Bergen Samariä, pflanzen wird man und dazu pfeifen."" Sie fand für den Augenblick Trost, und in der Folge manche Freude an dem Spruch."

gleich drei volle Wochen nicht aus der Stube gekommen bin, und mich fast Niemand besucht hat, als mein Doctor, der Gott sei Dank ein liebenswürdiger Mann ist. Ein närrisch Ding um den Menschen! Wie ich in munterer Gesellschaft war, war ich verdrießlich; jetzt bin ich von aller Welt verlassen, und bin lustig, denn selbst meine Krankheit über hat meine Munterkeit meine Familie getröstet, die gar nicht in einem Zustande war, sich, geschweige mich zu trösten." — Hierauf gedenkt er des schon erwähnten Neujahrsliedes, bemerkt, daß er viel zeichne, Märchen schreibe und mit sich selbst zufrieden sei, und fährt dann so fort: „Wenn ich nur bis in den April komme, ich will mich gern hineinschicken lassen. Da wird's besser werden, hoffe ich; besonders kann meine Gesundheit täglich zunehmen, weil man nun eigentlich weiß, was mir fehlt. Meine Lunge ist so gesund als möglich, aber am Magen sitzt was. Und, im Vertrauen, man hat mir zu einer angenehmen, vergnüglichen Lebensart Hoffnung gemacht, so daß meine Seele sehr munter und ruhig ist. Sobald ich wieder besser bin, werde ich ausgehen in fremde Lande, und es soll nur auf Sie und noch Jemand ankommen, wie bald ich Leipzig wiedersehen soll. Inzwischen denke ich nach Frankreich zu gehen, und zu sehen, wie sich das französische Leben lebt, und um Französisch zu lernen. Da können Sie Sich vorstellen, was ich für ein artiger Mensch sein werde, wenn ich wieder zu Ihnen komme. Manchmal fällt mir's ein, daß es doch ein närrischer Streich wäre, wenn ich trotz meiner schönen Projecte vor Ostern stürbe. Da verordnete ich mir einen Grabstein auf dem Leipziger Kirchhofe, daß Ihr doch wenigstens alle Jahre am Johannes-, als meinem Namenstage, das Johannismännchen und mein Denkmal besuchen möget*)."

Seine Kirchhofsahnungen wären beinahe in Erfüllung gegangen; denn gegen die Mitte Januars folgte ein abermaliger Krankheitsanfall. Am 31. Januar berichtete er seinem Käthchen, daß er

*) „Es ist noch Sitte in Leipzig, am Johannistage den Kirchhof zu besuchen und die Gräber mit Blumen zu schmücken; auch wird dann die aus Holz geschnitzte Figur des Johannismännchens auf dem Brunnen aufgestellt und bekränzt." (O. Jahn.)

seit vierzehn Tagen wieder fest sitze und noch wohl ein Stückchen Februar im Käfig zubringen werde; und am 14. Februar nennt er sich in einem Briefe an Oeser „noch einen Gefangenen der Krankheit, obgleich mit der nächsten Hoffnung, erlöst zu sein." Indeß sei er so vergnügt, so munter, und oft so lustig, wie es in einem beigefügten Briefe an Oeser's Tochter heißt, daß er ihr nichts nachgeben würde, wenn sie ihn jetzt in dem Augenblicke besuchte, wo er in einem Sessel, die Füße wie eine Mumie verbunden, vor einem Tisch gelagert, an sie schreibe. Sein gegenwärtiges Leben sei ganz der Philosophie gewidmet; eingesperrt, allein, habe er nur Cirkel, Papier, Feder und Dinte und zwei Bücher um sich, die sein ganzes Rüstzeug seien; und auf diesem einfachen Wege komme er in Erkenntniß der Wahrheit weiter, als Andere mit ihrer Bibliothekwissenschaft. Dann berichtet er weiter, daß er in dem neuen Jahre eine Farce gemacht, die ehestens unter dem Titel „Lustspiel in Leipzig" erscheinen werde, weil Farcen jetzt auf allen Parnassen Contrebande seien. Auf eine energische Weise spricht sich in dem Briefe seine fortdauernde Abneigung gegen die kriegerisch-patriotische Bardenpoesie aus. „Gott sei Dank!" schreibt er, „daß wir Friede haben! Zu was das Kriegsgeschrei? Ja, wenn's eine Dichtungsart wäre, wo viel Reichthum an Bildern, Sentiments oder sonst was läge; ei gut, da fischt immer! Aber nichts, als ein ewig Gedonner der Schlacht, die Gluth, die dem Muth aus dem Auge blitzt, der goldene Helm, mit Blut bespritzt, der Speer, ein paar Dutzend ungeheurer Hyperbeln, ein ewig Ha! und Ach! wenn der Vers nicht voll werden will; und wenn's lange währt, die Monotonie des Sylbenmaßes — das ist zusammen nicht auszustehen! Es ist ein Ding, das gar nicht interessirt, ein Gewäsche, das nichts taugt, als die Zeit zu verderben; forcirte Gedanken, weil der Herr Professor die Natur nicht gesehen hat, ewig egale Wendungen; denn Schlacht ist Schlacht, und die Situationen, die es etwa reicht, sind sehr abgenutzt. Und was geht mich der Sieg der Deutschen an, daß ich das Frohlocken mit anhören soll? Eh, das kann ich selbst. Macht mich was fühlen, was ich nicht fühle, was denken, was ich nicht gedacht habe, und ich will euch loben. Aber Lärm und Geschrei statt des Pathos, das thut's nicht. Flittergold, und das ist Alles!"

Unterdeß näherte sich allmählig die mildere Jahreszeit. Sobald das Wetter es erlaubte, daß der Reconvalescent sich wieder in seinem alten Mansardestübchen aufhielt, begann er hier sogleich, sich nach dem Beispiel seiner Freundin einen chemischen Apparat einzurichten. Fräulein von Klettenberg hatte schon früher sich ein Windöfchen, kleine Kolben und Retorten angeschafft, und nach bedeutenden Winken des Arztes und des Welling'schen Werkes alchymistische Operationen angestellt. So behandelte nun auch Goethe „sonderbare Ingredienzien des Makrokosmus und Mikrokosmus auf eine geheimnißvolle, wunderliche Weise," und suchte vor Allem „Mittelsalze auf eine unerhörte Art hervorzubringen." Besonders beschäftigte ihn längere Zeit der Liquor Silicum, und er erlangte eine große Fertigkeit in der Darstellung dieses Präparates. Der Gewinn, der aus solchen Beschäftigungen für Goethe entsprang, bestand nicht bloß darin, daß er „mit den äußeren Formen mancher natürlichen Dinge," namentlich mit Krystallisationsgestalten bekannt wurde, und überhaupt Mancherlei lernte; wenigstens eben so hoch ist der Werth dieser, wenn auch noch so unmethodischen Operationen als einer Vorschule anzuschlagen, die das Verlangen nach wissenschaftlicheren Aufschlüssen schärfte, und zu einer selbstthätigen Auffassung eines systematischen Unterrichtes vorbereitete. Die Pädagogen sollten mehr beherzigen, daß ein geringes und dürftiges Resultat, welches der Lehrling durch eigene Kraft erzielt und freudig als eine Frucht seines Geistes begrüßen darf, für seine Bildung von größerem Werthe ist, als eine Reihe der bedeutendsten Lehren, die er mit passivem Antheile aufnimmt. Bald erwachte auch in Goethe die Neigung zu einem mehr methodischen Studium der Chemie, und so las er mit großem Eifer das chemische Compendium von Boerhave. Die hohe Achtung, welche ihm dieser treffliche Mann abgewann, ließ ihn um so eher auch zu dessen medicinischen Schriften greifen, als die Leipziger Tischgesellschaft und seine langwierige Krankheit ihm das Interesse für die Heilkunde näher gerückt hatten.

Zwischen so mancherlei Beschäftigungen durch blieb aber fortwährend die Theilnahme an den übersinnlichen Dingen rege, und erhielt durch den Umgang mit Fräulein von Klettenberg immer neue

Nahrung. Sehr einflußreich war hiebei die Lectüre eines Buches, das ihm in die Hände gerieth, der Kirchen- und Ketzergeschichte von Arnold. Indem er die verschiedenen hier besprochenen religiösen Ansichten fleißig studirte und zugleich sich der oft genug gehörten Behauptung erinnerte, daß jeder Mensch am Ende doch seine eigene Religion habe: kam er auf den Gedanken, sich auch ein eigenes religiöses System zu bilden. So entstand denn jene in Wahrheit und Dichtung*) ausführlich mitgetheilte Theogonie und Kosmogonie, worin das Bestreben erscheint, die Lehren der geoffenbarten Religion mit der philosophischen Speculation möglichst in Einklang zu bringen. Zuerst wird der Versuch gemacht, die Trinitätslehre philosophisch zu begründen, eine Aufgabe, an die sich bekanntlich auch Lessing gewagt hat. Ebenso behandelt das System die Schöpfung Lucifer's und der sämmtlichen Engel, den Abfall derselben, die Entstehung der Materie, die Schöpfung des Lichtes, des Menschen, den Sündenfall, und die Nothwendigkeit einer Erlösung. Goethe's Richtung zum Pantheismus hin gibt sich auch hier kund. Von der Materie, die er von Lucifer, dem nächsten Sprößlinge der dreieinigen Gottheit, ausgehen läßt, heißt es, daß sie, als vom göttlichen Wesen, wenn auch nicht mittelbar, doch durch Filiation abstammend, eben so unbedingt mächtig und ewig sei, wie der Vater (Lucifer) und die Großältern (die Trinität); und die Erlösung wird als eine Menschwerdung der Gottheit betrachtet, „die sich durch die ganze Zeit des Werdens und Seins immer wieder erneuern müsse."

Alle diese religiös-philosophischen, kirchengeschichtlichen, alchymistischen, medicinischen Studien und Beschäftigungen sammt Zeichnen und Radiren vermochten doch nicht, die ganze Zeit des langen, einsamen Winters auszufüllen. Manche Stunde blieb ihm noch übrig, die er zu stiller Selbstprüfung, zu beobachtender Einkehr in sein Inneres hätte verwenden können, wäre nur nicht ein solches Selbstbelauschen, eine solche Betrachtung des eigenen Geistes- und Gemüthslebens ganz gegen seine Natur gewesen. „Wie eifrig er mahnte," sagt Gervinus, „den Menschen erkennen zu lernen, so warnte er doch vor der Selbstkenntniß; er fand, daß das Kenne

*) Goethe's sämmtl. W. (Ausg. in 40 B.) B. 21, S. 166 ff.

dich selbst einen Widerspruch in sich enthalte; wer sich in den eigenen Busen schaute, dem, meinte er, sei es so schlecht in seiner Haut, wie dem, der sein eigenes Gehirn belauerte." Glücklicherweise bot sich ihm aber damals ein andrer Weg dar, um Aufschluß über sich selbst zu gewinnen; es war die nähere Betrachtung dessen, was er in Leipzig geschrieben, sowohl der Gedichte, als der Correspondenz mit den Aeltern und der Schwester. Eine solche Selbstbeschauung, wobei er sich gleichsam als äußern Gegenstand beobachten konnte, war ihm ganz gemäß.

Der Vater hatte, nach seiner ordnungsliebenden Sinnesweise, die sämmtlichen Briefe des Sohnes aus Leipzig sorgfältig gesammelt und geheftet, ja sogar sprachlich und orthographisch durchcorrigirt. Das Erste nun, was Goethe'n bei der Durchsicht derselben auffiel, war die Handschrift. Er erschrack vor der großen Vernachlässigung seiner Schrift vom October 1765 an bis in die Hälfte des nächsten Januars. Mit der Hälfte des März 1766 erschien dagegen wieder eine gefaßte Hand, wie in den früheren Stechschriften, was er mit dem innigsten Danke als eine Frucht der Ermahnungen Gellert's anerkannte, der bei den eingereichten Aufsätzen unablässig rieth, die Handschrift eben so sehr, ja noch mehr als den Styl zu üben. Dann sah er mit Vergnügen, daß die französischen und englischen Stellen seiner Briefe, wenn auch nicht ganz sprachrichtig, doch leicht und frei geschrieben waren. Dieß hatte er großentheils der fleißigen Correspondenz mit Schlosser zu danken, welche in jenen Sprachen geführt wurde. Weiter glaubte er zu bemerken, daß der Vater ihm durch seine Abmahnungen vom Kartenspiele mit der besten Absicht geschadet, und ihn zu der wunderlichen Lebensart veranlaßt habe, in die er zuletzt in Leipzig gerathen war. Es fragt sich aber, ob Goethe nicht den Werth des Kartenspiels für junge Leute zu hoch angeschlagen. Er schätzte es als ein Band, das sie an die Societät knüpft; allein gibt es nicht andere, bessere Talente, die eben so gut dem jungen Manne den Eintritt in dieselbe eröffnen, und deren Ausbildung zu seinem Besten, wie zu dem der Gesellschaft mehr anzuempfehlen ist? Freilich ist manchen Familienkreisen besser mit den Karten gedient, als mit Musik, Gesang, Declamation, Gesprächstalent und Uebung in geistreichen Gesellschaftsspielen; aber an solchen ver-

liert ein junger Mann auch wenig. Eine andere Bemerkung, die sich ihm beim Durchlesen jener Briefe aufdrängte, und worüber er sich mit der Schwester lustig machte, war, daß er das eben von Gellert im Collegium Ueberlieferte sogleich professormäßig in den Briefen an Cornelia ausgekramt, und so im Voraus an sich das spätere Xenion Schillers bewährt hatte:

Was sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon lehren u. s. w.

Wie Goethe in Wahrheit und Dichtung das in Frankfurt zwischen den beiden Universitätscursen Erlebte darstellt und an einander reiht, muß man glauben, daß dadurch nur ein halbes Jahr, vom Anfange Septembers bis zu Ostern, ausgefüllt werde. Es ist von keinem Sommer, viel weniger von einem zweiten Herbste und Winter die Rede; mit dem Frühjahre, heißt es gegen den Anfang des neunten Buches, habe er seine Gesundheit wieder hergestellt gefühlt und sich abermals aus dem älterlichen Hause gesehnt, weil er mit dem Vater nicht harmonirte. Nun ergibt sich aber aus mehreren brieflichen Documenten, deren wir einige unten namhaft machen werden, daß Goethe bis zum April 1770 im Aelternhause verweilte, und dann erst die Universität zu Straßburg bezog. So entsteht denn eine Lücke von nicht weniger als einem ganzen Jahre, in die wir nur Einiges hineinzutragen vermögen. Wahrscheinlich gehört ein Theil der Beschäftigungen, die Goethe's Selbstbiographie in das Winterhalbjahr 1768—69 zusammendrängt, den beiden folgenden Semestern an; namentlich möchte dieß von den theologischen und alchymistischen Studien gelten.

Anfangs April 1769 kehrte auch Freund Horn von Leipzig zurück und wurde nun, wie er sich in einem Briefe an Käthchen Schönkopf nennt, wohlbestallter „Schulmeister und Ludimagister zu Frankfurt und Sachsenhausen". Er berichtete ihr, Goethe sehe noch immer ungesund aus, und sei „sehr stipide geworden; die Reichsluft habe ihn schon recht angesteckt." Da indeß seine Gesundheit, mit dem Eintritt einer mildern Jahreszeit, sich etwas gebessert haben wird, so hat er es ohne Zweifel im Frühjahr und Sommer 1769 nicht an kleinen erfrischenden Ausflügen in die Umgegend fehlen lassen. Damit stimmt denn auch eine Mittheilung von Dr. W. Dieffenbach in der Didaskalia (1844, Nr. 233) zusammen. Auf einer Fensterscheibe der zu Worms vor dem Mainzer Thore gelegenen Eulenburg findet sich, wie er berichtet, der Name Goethe mit beigefügter Jahreszahl 1769 in lateinischen Lettern scharf eingegraben. Damals war die Eulenburg im Besitz einer Familie v. Kampf, mit welcher Goethe in freundschaftlichem Verkehre stand. Aber ein noch stärkerer Magnet, als dieses Verhältniß, so wird erzählt, führte ihn nach Worms. Charitas Meixner, die Tochter eines reichen Kaufmanns daselbst, durch Geist und Schönheit gleich ausgezeichnet, war während eines dreijährigen Aufenthaltes im Hause des mehrerwähnten Legationsrathes Moritz zu Frankfurt, wohin ihre Aeltern sie zu weiterer Ausbildung geschickt hatten, zu Goethe in ein näheres Verhältniß getreten, welches auch später noch unterhalten wurde. Zwei Briefe Goethe's aus Leipzig an seinen Freund Trapp zu Worms, datirt vom 2. Juni und vom 1. October 1766, die gegenwärtig im Besitz des Herrn Georg Friedr. Meier zu Worms, des Enkels jener Charitas sind, documentiren, wie es heißt, ganz unzweifelhaft die Zärtlichkeit der Empfindungen, die Goethe für Fräulein Meixner hegte. Sie besaß Dichtertalent und hatte sich in Worms durch glückliche poetische Versuche einen Namen gemacht. Später reichte sie ihre Hand einem Kaufmanne in Worms, G. F. Schuler, einem Manne von Geist und Bildung, starb aber schon in ihrem 29sten Lebensjahre. Auch in O. Jahn's Mittheilungen aus den Briefen und dem Tagebuche von Cornelia Goethe wird ein paarmal Mlle. Meixner als eine Freundin Cornelia's erwähnt. Indeß möchte man doch aus den obenerwähnten Briefen Goethe's an Trapp zu viel herausgelesen haben; der feurige Jüngling schrieb an Mädchen, mit denen er befreundet war, leicht im Tone eines Liebhabers. Zu der Zeit, in welche jene Briefe gehören, füllte Käthchen Schönkopf zu sehr sein Herz, um einer andern Geliebten neben sich Raum zu lassen. Auch ist nicht zu übersehen, daß in den Aufzeichnungen Cornelia's, so weit sie Jahn mitgetheilt hat, von einem nähern Verhältnisse ihres Bruders zu Mlle. Meixner sich keine Spur zeigt.

Dagegen beweisen unzweifelhafte briefliche Zeugnisse, daß die Neigung zu Käthchen Schönkopf auch jetzt noch immer in seinem Herzen fortlebte. Bis zum 1. Februar 1769 hatte er ihr regelmäßig

bei jedem Monatswechsel geschrieben, und auch von ihr mitunter einen Brief erhalten, wenn auch nicht in dem Tone, den er wünschte. „Noch immer so munter, noch immer so boshaft," beginnt seine Antwort auf ihren ersten Brief, „noch immer so geschickt, das Gute von einer falschen Seite zu zeigen, so unbarmherzig, einen Liebenden auszulachen, einen Klagenden zu verspotten, alle diese liebenswürdigen Grausamkeiten enthält Ihr Brief; und konnte die Landsmännin der Minna (von Barnhelm) anders schreiben?" Aber vom 1. Februar bis zum 1. Juni 1769 zeigt sich eine bedeutungsvolle Lücke in der Correspondenz. Goethe mochte schon vor dem März durch Horn aus Leipzig die Nachricht erhalten haben, daß sich ein ernsteres Verhältniß zwischen Käthchen und dem Dr. Christian Karl Kanne angeknüpft hatte, der, von Goethe selbst eingeführt, im Schönkopfischen Hause wohnte. Im Mai erhielt der nach Frankfurt zurückgekehrte Horn von ihr die Anzeige ihrer Verlobung mit Dr. Kanne und theilte sie Goethe'n mit. Dieser richtete nun am 1. Juni einen Brief an sie, worin Anfangs ruhige Fassung zu athmen scheint, weiterhin aber die Laune des Verliebten unverkennbar hervorbricht. „Aus Ihrem Briefe an Horn," schreibt er ihr, „habe ich Ihr Glück und Ihre Freude gesehen. Was ich dabei fühle, was ich für eine Freude darüber habe, das können Sie Sich vorstellen, wenn Sie Sich noch vorstellen können, wie sehr ich Sie liebe. Grüßen Sie Ihren lieben Doctor und empfehlen Sie mich Seiner Freundschaft. Warum ich so lange nicht geschrieben habe, das könnte wohl strafbar sein, wenn Sie meine Briefe mit Ungeduld erwartet hätten. Das, wußte ich aber, war nicht so, und drum schrieb ich nicht; es war bisher eine Zeit für Sie, da ein Brief von mir so wenig Ihrer Aufmerksamkeit werth war, als die Erlanger Zeitung und Alles zusammengenommen; so bin ich doch nur ein abgestandener Fisch." Nachdem er sich hierauf über Horn lustig gemacht, der seine Constantine Breitkopf nicht vergessen konnte und ihr eine unvergängliche Treue zutraute, heißt es weiter: „Der gute Mensch bedenkt nicht, daß Mädchenherzen nicht Marmor sein dürfen. Das liebenswürdigste Herz ist das, welches am leichtesten liebt; aber das am leichtesten liebt, vergißt auch am leichtesten. Doch er denkt daran nicht, und hat Recht; es ist eine gräßliche Empfindung, seine Liebe sterben zu

sehen." Vor dem October will er ihr nicht wieder schreiben, wenn sie es nicht ausdrücklich befiehlt. „Denn, meine liebe Freundin," fügt er hinzu, „ob Sie mich gleich Ihren lieben Freund und manchmal Ihren besten Freund nennen, so ist es doch um den besten Freund immer ein langweilig Ding. Frische Hechte sind immer die besten; aber, wenn man fürchtet, daß sie gar verderben mögen, so salzt man sie, besonders wenn man sie verführen will. Es muß Ihnen doch komisch vorkommen, wenn Sie an all die Liebhaber denken, die Sie mit Freundschaft eingesalzen haben, große und kleine, krumme und grade, ich muß selbst lachen, wenn ich daran denke. Doch Sie müssen die Correspondenz mit mir nicht ganz abbrechen, für einen Pöckling bin ich doch immer noch artig genug." Man sieht, er suchte durch Spott seine Gefühle zu dämpfen, aber es ging ihm, wie er damals in „Liebe wider Willen" sang:

Doch bin ich elend wie zuvor,
Mit misanthropischem Gesicht,
Der Liebe Sclav, ein armer Thor!
Wie gern wär' ich sie los, die Schmerzen!
Allein es sitzt zu tief im Herzen,
Und Spott vertreibt die Liebe nicht.

So schrieb er ihr denn auch, gegen seinen Vorsatz, schon wieder am 26. August, und meldete zu ihrer Beruhigung, daß das Gerücht von einer abermaligen Krankheit „eben nicht so ganz gegründet sei", er befinde sich sehr erträglich, freilich manchmal weniger, als er wünschen möchte. Seine Stimmung aber, worin er schrieb, fand er selbst „unerträglich". „Wenn ich in Leipzig wäre," heißt es, „so säße ich bei Ihnen und machte ein Gesicht — wie Sie Sich dergleichen Spektakel noch erinnern können. Doch nein, wenn ich jetzt bei Ihnen wäre, wie vergnügt wollte ich leben! O, könnte ich die dritthalb Jahre zurückrufen, Käthchen, ich schwöre es Ihnen, liebes Käthchen, ich wollte gescheuter sein!" Auch noch in zwei folgenden Briefen spricht sich das schmerzliche Gefühl der Entsagung bald leidenschaftlicher, bald ruhiger wehmüthig aus. Am 12. Dec. hat ihn ein Traum, worin er sie verheirathet sah, an seine Briefschuld gemahnt. Er gesteht, daß die Züge ihres Bildes in ihm schon

zu verbleichen beginnen, nimmt Abschied, und bittet, ihm nicht wieder zu antworten. „Es ist das eine traurige Bitte," fügt er hinzu, „meine Beste, meine Einzige von Ihrem ganzen Geschlechte, die ich nicht Freundin nennen mag; denn das ist ein nichts bedeutender Titel gegen das, was ich fühle. Ich mag Ihre Hand nicht mehr sehen, so wenig als ich Ihre Stimme hören möchte; es ist mir leid genug, daß meine Träume so geschäftig sind." Aber er sah ihre Hand doch wieder: sie meldete ihm, daß sie noch unverheirathet sei — die Vermählung fand erst am 7. März 1770 Statt — und entlockte ihm am 23. Januar 1770 noch einen Brief, in dessen besserm Humor der Wiederschein ihrer Liebenswürdigkeit zu erkennen ist. Er meldet ihr, daß er ruhig lebe, und frisch und gesund und fleißig sei, denn er habe kein Mädchen im Kopf; gegen Ende März werde er nach Straßburg gehen, und da werde sich seine Adresse, wie die ihrige, ändern; auf beide werde etwas vom Doctor kommen; „und am Ende," meint er, „wäre doch Frau Dr. K. und Frau Dr. G. ein herzlich kleiner Unterschied." Es war sein letzter Brief an sie; in Straßburg sollte bald eine neue Liebe seine ganze Seele erfüllen; aber selbst diese Liebe rief, wie wir näher hören werden, die Erinnerung an Käthchen noch einmal auf, und als er im Jahre 1776 zum ersten Mal Leipzig wieder sah, suchte er „sein erstes Mädchen auf," wie er damals an Frau von Stein schrieb, und „saldirte mit seinen vergangenen Leiden". „Alles ist, wie's war," heißt es in einem andern Billet an sie aus jenen Tagen, „nur ich bin anders — nur das ist geblieben, was damals die reinsten Verhältnisse zu mir hatte — Mais-ce n'est plus Julie." — Käthchen starb als Kanne's Gattin am 20. Mai 1810.

In Goethe's Fleiß im Winter 1769—70, den sein letzter Brief an Käthchen rühmte, gestattet uns ein Tagebuch, das sich glücklich erhalten hat, ein Quartheft mit 34 beschriebenen Seiten, einen nähern Einblick. Es führt den Titel „Ephemerides. Was man treibt? Heut dieß und morgen das. 1770." Allem Anscheine nach wurde es mit dem eben bezeichneten Jahre begonnen; denn auf der fünften Seite gegen unten steht bei einer besondern Erinnerung Febr. und auf der zwölften Seite am untern Rande Martius.

Den Inhalt bezeichnet der Herausgeber*) als kurze Anführungen aus allerhand Büchern, Titel verschiedener, etwa künftig zu lesender Schriften, kurze Sentenzen und Urtheile, etwas ausführlich nur ein paarmal über Gelesenes, Worte und Ausdrücke aus älterm oder besonderm Sprachgebrauche angemerkt, einzelne Beobachtungen und Andeutungen (meist sehr kurz und in bildlichem Ausdrucke) aus dem eigenen Leben, hingeworfene Zeilen zu poetischem Gebrauche — Alles bunt durch einander laufend. Ein planmäßiges, wissenschaftliches Studium geht durch diese Notizen nicht hindurch; wohl aber erscheint darin das Bedürfniß einer Dichternatur, sich mit mannichfaltigen Stoffen des Wissens und Vorstellens in Berührung zu setzen. Selbst bei den theoretischen Richtungen, die sich darin entdecken lassen, bezeichnen die Anmerkungen nicht ein fortschreitendes Untersuchen oder Aufbauen, sondern heben Witziglehrendes, Maximenartiges, Bündigabschließendes hervor. Da der bei Weitem größte Theil des Inhaltes der Straßburger Zeit angehört, so werden wir später wiederholt auf dieses interessante Tagebuch zurückkommen.

Ehe Goethe die neue Akademie bezog, hielt er noch ein strenges Gericht über seine bisherigen Productionen. Die Gedichte, die er in Leipzig verfaßt hatte, erschienen ihm jetzt schon zu schwach. Sie däuchten ihm kalt, trocken, oberflächlich, weßhalb er sich entschloß, vor dem abermaligen Abschiede von Hause ein neues großes Autodafé über seine Arbeiten zu verhängen. Mehrere angefangene dramatische Stücke, worunter auch wohl jene Farce „Lustspiel in Leipzig" war, nebst vielen Gedichten und Papieren wurden dem Feuergotte geopfert, und kaum blieb etwas verschont, als das Manuscript von Behrisch, die Laune des Verliebten und die Mitschuldigen. Was uns sonst noch durch glückliche Umstände erhalten worden, haben wir schon früher namhaft gemacht.

*) A. Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren 1766 bis 1786. Weimar, 1846. S. 63 ff.

Zwölftes Capitel.

Ankunft in Straßburg. Eindruck der Stadt und Gegend. Berührung mit Frommen. Tischgesellschaft. Salzmann. Juristische, medicinische, naturwissenschaftliche Studien. Verkehr mit der Gesellschaft. Zwei Gedichte. Durchzug der Marie Antoinette von Oestreich. Teppiche, nach Raphael's Cartonen gewirkt. Französisches Gedicht. Verkehr mit Studirenden. Kartenspiel. Lebenslust. Lerse. Der pensionirte Ludwigsritter. Jung Stilling. Krisis in Goethe's philosophischen und ästhetischen Ansichten. Interesse an der gothischen Baukunst. Tanzunterricht. Die Töchter des Tanzmeisters.

Im Frühjahre 1770, gegen Anfang des April, reis'te Goethe, an Körper und Gemüth wieder hergestellt, dem Willen seines Vaters zufolge, auf der neu eingerichteten, bequemen Diligence nach Straßburg. Freund Horn gab ihm das Geleit bis Mainz. Nachdem er zu Straßburg im Wirthshause zum Geist abgestiegen war, eilte er, sogleich den schon weither erblickten Münster näher zu betrachten; er nahm sich aber nicht die Zeit, den mächtigen und eigenthümlichen Eindruck, welchen das kolossale Gebäude auf ihn machte, auch nur einigermaßen zu verdeutlichen; denn er wollte nicht den schönen Augenblick einer hohen und heitern Sonne versäumen, um von der Plattform des Thurmes das weite, reiche Land, worin er nun eine Zeit lang wohnen sollte, in einem herrlichen Panorama zu überschauen.

Er konnte sich in der That, wenn er Stadt und Gegend mit Leipzig und seiner Umgebung verglich, zu dem Tausche Glück wünschen. Eine mildere Luft umfing ihn, ein reinerer, südlicherer Himmel wölbte sich über ihm. Die Stadt, die zu seinen Füßen lag, stellte sich nicht bloß den Blicken bedeutend dar, sondern erinnerte auch, gleich seiner Vaterstadt, an eine wichtige Vergangenheit. Weit um sie her breitete sich ein Paradies von trefflich angebauten Fruchtgefilden mit Dörfern und Maierhöfen, von wohlbewässerten, üppigen Wiesenmatten, von schönen Auen, mit herrlichen, dichten Bäumen durchflochten, aus, und diese ganze unübersehbare Fläche war näher

und ferner von theils waldigen, theils angebauten Bergen eingefaßt. Ein besonderer Reichthum der Vegetation bezeichnete den Lauf des Rheines mit seinen zahlreichen Inseln und Werdern. Von Süden herab zog sich, mit mannigfachem Grün geschmückt, ein flacher Grund, den die Ill bewässerte. Gegend Abend, nach dem Gebirge zu, gewährten manche Niederungen und Thäler einen reizenden Anblick von Wald und Wiesenwuchs. Der nördliche, mehr hügelige Theil zeigte sich von unzähligen kleinen Bächen durchschnitten, die überall ein rasches Wachsthum beförderten. So lag dieser Rundkreis bunt und reich vor seinem Auge dar, aber für sein Inneres noch wie „eine unbeschriebene Tafel." Denn noch waren keine Leiden und Freuden, die sich auf ihn bezogen, darauf verzeichnet. Allein sein Herz mochte ahnen, daß auch hier Neigung oder Leidenschaft bald einzelne Stellen aus der Masse des Ganzen mit besonderem Zauber hervorheben würde.

Goethe bezog ein kleines, aber angenehmes Quartier*) am Fischmarkte, einer langen, schönen und belebten Straße, wo es ihm für unbeschäftigte Augenblicke nicht an unterhaltendem Anblicke fehlen konnte. Dann ging er, seine Empfehlungsschreiben abzugeben, und fand unter seinen Gönnern einen Kaufmann, der mit seiner Familie den ihm von früher her bekannten frommen Gesinnungen ergeben war, ohne jedoch sich im Gottesdienste von der Kirche getrennt zu haben. Er scheint auch noch mit anderen Familien von ähnlicher Denkart in Berührung gekommen zu sein; aber die Verbindung war nicht von langer Dauer. „Mein Umgang mit den frommen Leuten hier ist nicht gar stark," schrieb er den 26. Aug. 1770 an Fräulein von Klettenberg; „ich hatte mich im Anfange sehr stark an sie gewendet; aber es ist, als wenn es nicht sein sollte. Sie sind so von Herzen langweilig, wenn sie anfangen, daß es meine Lebhaftigkeit nicht aushalten konnte. Lauter Leute von mäßigem Verstande, die mit der ersten Religionsempfindung auch den ersten vernünftigen Gedanken dachten, und nun meinen, das wäre Alles,

*) Im Hause Nr. 80. S. der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim, von A. Stöber (Basel, 1842), S. 3, Anmerk.

weil sie sonst von nichts wissen; dabei so hällisch*) und meinem Grafen**) so feind, und so kirchlich und pünctlich, daß — ich Ihnen eben nichts weiter zu sagen brauche."

Den Mittagstisch nahm er in einer Pension, welcher zwei alte Jungfrauen***) schon längere Zeit mit Ordnung und gutem Erfolge vorstanden. Die Tischgesellschaft mochte ungefähr aus zehn Personen, älteren und jüngeren, bestehen, worunter auch ein pensionirter Ludwigsritter sich befand; Studenten bildeten die Ueberzahl. Das Präsidium bei Tafel führte ein freundlicher, gemüthreicher Junggeselle von etwa fünfzig Jahren†), Dr. Salzmann, Actuarius beim Pupillen-Collegium. Diese Stelle, die nicht von besonderem Einflusse scheint, erfüllte er auf eine so rühmliche Weise, daß es fast keine Familie gab, von der ersten bis zur letzten, welche ihm nicht zu Dank verpflichtet gewesen wäre. Auf ihn bezieht sich ohne Zweifel folgende Stelle des oben angeführten Briefes an Fräulein von Klettenberg: „Eine andere Bekanntschaft, gerade das Widerspiel von dieser (den Frommen), hat mir bisher nicht wenig genützt. Herr ***, ein Ideal für Mosheimen und Jerusalemen, ein Mann, der durch viel Erfahrung mit viel Verstand weggegangen ist, der bei der Kälte des Blutes, womit er von jeher die Welt betrachtet hat, gefunden zu haben glaubt, daß wir auf diese Welt gesetzt sind, besonders um ihr nützlich zu sein, daß wir uns dazu fähig machen können, wozu denn auch die Religion etwas hilft, und daß der Brauchbarste der Beste ist. Und Alles, was daraus folgt." In seinem Aeußern schildert Goethe ihn als einen immer knapp und nett sich haltenden Mann, stets in Schuh und Strümpfen, und, wenn er ausging, den Hut unter dem Arme, und einen Regenschirm in der Hand††).

*) Von Hallischer Denkart, im Theologischen damals gleichbedeutend mit engherzig.

**) Zinzendorf.

***) Die Jungfern Lauth in der Krämergasse, Nr. 13. S. A. Stöber a. a. O.

†) Nicht schon in den Sechzigen, wie Goethe sagt; denn Salzmann starb 1812 als ein Neunzigjähriger.

††) A. Stöber, in der Schrift: „Der Dichter Lenz und Friederike von

An diesen Mann, der unter der Tischgesellschaft vortrefflich Ordnung zu erhalten wußte, schloß sich unser junger Studiosus ganz besonders an, und bewährte dadurch wieder, wie in Leipzig und früher, seine Neigung, sich zu älteren Männern zu halten. Er theilte ihm seine Absicht mit, sich in der Jurisprudenz möglichst bald für die Promotion zu befähigen, und erfuhr von ihm, daß man hier in Straßburg nicht, nach Art deutscher Akademieen, Juristen im weitern und gelehrten Sinne, sondern Praktiker zu bilden suche, und daher nach gewissen allgemeinen Grundsätzen und Vorkenntnissen, sogleich das einem Jeden Nöthige so kurz und faßlich, als möglich,

Sesenheim," charakterisirt ihn auf folgende Weise: „Die heiterste Lebensphilosophie, verbunden mit reichen, vielseitigen Kenntnissen, einem richtigen Blicke und feinem Geschmacke, gewannen ihm bald alle Herzen." Besonders hing Lenz an ihm mit inniger Liebe; er nennt ihn in seinen Briefen seinen „guten Sokrates". Salzmann scheint fortdauernd das Bedürfniß gehabt zu haben, neben seiner amtlichen Thätigkeit, in einem Kreise literarisch beschäftigter oder wenigstens wissenschaftlich strebender Menschen anregend, rathgebend oder theilnehmend zu wirken. Wie er jetzt den Mittelpunct eines Kreises von talentvollen Jünglingen bildete, so gründete er später (2. Nov. 1775) eine neue Gesellschaft „zur Ausbildung der deutschen Sprache", zu deren Mitgliedern der originelle Magister Leypold, ein gründlicher Philolog und geschätzter Dichter, der Professor der Theologie Dr. J. Lorenz Blessig, als akademischer Lehrer und geistlicher Redner ausgezeichnet, der gelehrte und geistreiche Dr. Isaak Haffner, der Historiker Joh. v. Türkheim, das Kraftgenie Leop. Wagner, Lenz als Secretair des Vereines, und andere merkwürdige Männer gehörten. Mit Goethe blieb Salzmann auch nach dessen Abschiede von Straßburg in Verkehr, und ließ durch seine Vermittelung in Frankfurt 1776 eine Sammlung moral-philosophischer Abhandlungen im Drucke erscheinen, deren andere, der Bekanntmachung nicht weniger würdige, sich noch in seinem auf der Straßburger Stadtbibliothek hinterlegten schriftlichen Nachlasse befinden. Nach der Anknüpfung der Weimarischen Verhältnisse gerieth Goethe's Briefwechsel mit Salzmann in gänzliche Stockung. Der letzte Brief, vom 5. Dec. 1774, ist bis auf ein paar Zeilen dictirt; den Eintritt in Weimarische Dienste meldete Goethe's Mutter an Salzmann. Dieser Ausgang der Correspondenz war vorauszusehen. Schon am 28. Nov. 1771 schrieb Goethe: „Ich suchte Ihren Brief vom 5. Oct., und fand noch eine Menge, die zu beantworten sind. Lieber Mann, meine Freunde müssen mir verzeihen; mein nisus vorwärts ist so stark, daß ich selten mich zwingen kann, Athem zu holen und rückwärts zu sehen; auch ist's mir immer was Trauriges, abgerissene Fäden in der Einbildung anzuknüpfen."

überliefere. In dieſer Weiſe begann denn auch ein Repetent, den ihm Salzmann empfohlen hatte, ſeine Vorbereitung zur Promotion. Nachdem dieſer mit dem umhervagirenden Discurs des angehenden Juriſten, der die in Leipzig gewonnenen encyklopädiſchen Kenntniſſe auskramen wollte, eine Zeitlang Geduld gehabt hatte, übergab er ihm ſeine in Fragen und Antworten abgefaßten Hefte, woraus ſich Goethe ſogleich ziemlich examiniren laſſen konnte, da ihm Hopp's kleiner juriſtiſcher Katechismus noch vollkommen im Gedächtniſſe war. Das Fehlende ſupplirte er mit leichter Mühe, und, wie es ſcheint, mit wachſender Luſt. Denn in dem Briefe an Fräulein von Klettenberg heißt es: „Die Jurisprudenz fängt an mir ſehr zu gefallen. So iſt's doch mit Allem, wie mit dem Merſeburger Biere; das erſte Mal ſchauert man, und hat man's eine Woche getrunken, ſo kann man's nicht mehr laſſen."

Daß er ſich aber auch dieſes Studium in ſeiner Weiſe zu erheitern wußte, und ſeine frei ſpielende Dichternatur ſich bei demſelben nicht verläugnete, beweiſ't das oben erwähnte Tagebuch, „Ephemerides" überſchrieben. So finden wir gleich die Titel zweier Bücher, ohne Zweifel zu künftiger Lectüre angemerkt, welche als launige Anwendungen der poſitiven Rechtsformen gleich ſehr den Dichter, wie den Rechtscandidaten, anziehen mochten: 1) „Jacobi Ayreri hiſtoriſches Proceſſus naiv, in welchem ſich Lucifer über Chriſtum, darum, daß dieſer ihm die Hölle zerſtöret, eingenommen, die Gefangenen daraus erlöſet, und hingegen ihn, Lucifern, gefangen und gebunden habe, beſchweret. Darinn ein ganzer ordentlicher Proceſſus von Anfang der Citation bis auf das Endurtheil, in erſter und anderer Inſtanz, dazu die Form, wie in Compromiſſen gehandelt wird, einverleibet." 2) „Ant. Cornelii Querela infantium in limbo clausorum adversus divinum judicium, apud aequum judicem proposita (Ant. Corneil, Klage der Unmündigen in der Vorhölle gegen das göttliche Gericht vor billigem Richter)." Deßgleichen begegnen uns heitere Blicke auf die praktiſche Seite des Juriſtenlebens, z. B. ein Advocatenwitz: Die Maler, gegen die Weißbinder in einem Proceſſe, führten an, letztere dürften nicht mit Oelfarben malen, unter Anderm auch darum, weil ein Maler dieſe Farben erfunden habe. Der Weißbinder-Advokat verſetzte, das ſei

eben, als wenn ein hochwürdig Miniſterium (Geiſtlichkeit) ſich des Artillerieweſens anmaßen wollte, weil der Erfinder des Pulvers ein Mönch war." Ferner ein Bauerngutachten: „Einem Bauer, deſſen neuer Pfarr Schnecken aß, begegnet ein Amtmann und fragte: Wie ſteht's? Der Bauer ſprach: Ei gut, unſer Pfarrer frißt das Ungeziefer; wenn noch der Teufel die Amtleut und Advokaten holt, ſo ſind wir geborgen."

Ungeachtet er ſich nun auf dieſe Weiſe die Jurisprudenz, worin ihm jede ſelbſtſtändige, wiſſenſchaftliche Thätigkeit abgeſchnitten war, etwas ſchmackhafter machte, ſo verlangten ſeine Kräfte doch einen weit größern Spielraum, weßhalb er um ſo eher einem andern, zufällig durch ſeine tägliche Umgebung angeregten, Intereſſe nachgab. Seine Tiſchgenoſſen waren, wie in der Penſion des Hofraths Ludwig in Leipzig, größtentheils Mediciner; und ſo hörte er denn auch hier, da Studioſen der Heilwiſſenſchaft ſich auch außerhalb der Lehrſtunden gern von ihrem Fache unterhalten, bei Tiſche wie auf Spaziergängen und Luſtpartieen faſt nur mediciniſche Geſpräche. Hierzu kam, daß in Straßburg die mediciniſche Facultät durch den Ruf der Docenten und die Frequenz der Studirenden vor allen glänzte. Daher folgte er dem großen Strome um ſo leichter, als ſich dieſes Studium an die unlängſt in Frankfurt während des kränkelnden Zuſtandes verfolgten Bemühungen anſchloß, wo er ſich mit myſtiſcher Heilkunde befaßt und neben Boerhaven's chemiſchem Compendium deſſen Aphorismen kennen gelernt hatte *).

Zugleich mochte aber bei dem mediciniſchen Studium auch ein

*) Der Arzt, der Goethe in den ſechs letzten Lebensjahren behandelte (Hofrath Dr. C. Vogel), bezeugt, daß mediciniſche Themata bis in's höchſte Alter ein Lieblingsgegenſtand ſeiner Unterhaltung blieben. „Gern ließ er ſich in Krankheiten," berichtet Vogel, „den phyſiologiſchen Zuſammenhang der Symptome und den Heilplan auseinanderſetzen. Dieß war auch bei ſeinen bedeutenden Einſichten in die Geſetze der Organiſation weder beſonders ſchwierig, noch übte es auf die Cur einen hemmenden Einfluß. Die Prognoſe eigener Uebel ließ er unberührt, weil ihm einleuchtete, daß Aufrichtigkeit in dieſem Puncte vom Arzte nicht immer füglich gewährt werden könne und dürfe." In früheren Jahren erlaubte er ſich manchmal ein eigenmächtiges und nicht ſelten unangemeſſenes Mediciniren, wovon ihn erſt Dr. Vogel abbrachte.

praktisches Interesse im Spiele sein. Goethe hatte den Werth einer guten Gesundheit unlängst durch seine Erfahrungen in Leipzig und Frankfurt würdigen gelernt, und mußte daher um so mehr die Wissenschaft schätzen, welche zur Erhaltung und Wiederherstellung derselben Anleitung gibt. „Noch etwas: Wie steht's mit Ihrer Gesundheit?" schreibt er in einem Briefe aus Straßburg an seinen Freund Trapp zu Worms; „ich bitte Sie, sorgen Sie doch für diesen Leib mit anhaltender Treue. Die Seele muß nun einmal durch diese Augen sehen, und wenn sie trüb sind, so ist's in der ganzen Welt Regenwetter. Vielleicht weiß ich das so gut, als Jemand. Es war eine Zeit, da mir die Welt so voll Dornen schien, als Ihnen jetzo. Der Himmelsarzt hat das Feuer des Lebens in meinem Körper wieder gestärkt, und Muth und Freude sind wieder da." Eine gewisse Reizbarkeit war indeß von seinen früheren Leiden zurückgeblieben; ein starker Schall war ihm peinlich, krankhafte Gegenstände erregten ihm Ekel und Abscheu. Besonders ängstigte ihn ein Schwindel, der ihn auf steilen Höhen jedes Mal befiel. Gegen diese Schwächen seiner Natur kämpfte er mit der größten Willenskraft an, wie er denn in mancher Beziehung ein Selbstbildner genannt werden kann, wie die Welt kaum einen zweiten gesehen hat. Er ging Abends beim Zapfenstreiche neben der Menge Trommeln her, wenn auch ihre Schläge ihm das Herz im Busen zersprengen zu wollen schienen; er erstieg ganz allein den Gipfel des Münsterthurmes, und saß wohl eine Viertelstunde lang in dem sogenannten Halse unter dem Knopfe, bis er es wagte, hinaus in die freie Luft auf die kleine Platte zu treten, wo man sich wie in einer Montgolfiere in der Luft schwebend glaubt; und hierdurch befreite er sich zuletzt von aller Neigung zum Schwindel, was ihm später bei Bergreisen und geologischen Studien, bei Bauten, und in Rom für die nähere Betrachtung mancher Kunstwerke sehr zu Statten kam.

Theils in ähnlicher Absicht, um sich nämlich an den widerwärtigsten Anblick zu gewöhnen, theils aber, um einen soliden Grund für seine medicinischen Studien zu legen, geschah es, daß er schon in seinem zweiten Semester Anatomie bei Lobstein hörte, woran sich später das Clinicum des ältern Doctor Ehrmann und die Lectionen seines Sohnes über die Entbindungskunst anreihten. Der Besuch

dieser Vorlesungen, namentlich des Clinicums bei Ehrmann, führte eine wohlthätige Umwälzung seiner medicinischen Ansichten herbei. Die Hinneigung zu der mit Magik und Kabbalistik verquickten abstrusen Heilkunde eines Paracelsus und seiner Geistesverwandten mußte allmählig der wachsenden Achtung vor der Klarheit der hippokratischen Methode weichen. Ehrmann's Heiterkeit und Behaglichkeit, womit er die Studirenden von Bett zu Bett führte, die genaue Bemerkung bedeutender Symptome, die ruhige Beurtheilung des Krankheitsganges, seine schöne Verfahrungsart, wodurch sich, wie Goethe sagt, „ohne Theorie, aus eigener Erfahrung, die Gestalten des Wissens heraufgaben," alles dieß fesselte den Dilettanten von Tag zu Tage mit größerm Reize an das fremde Fach. Daß aber beide Anschauungsweisen der Medicin, jene phantastische und diese besonnene, damals in ihm noch im Kampfe mit einander lagen, davon zeugen die oben genannten Ephemeriden. Barocke Anmerkungen aus dem Paracelsus wechseln darin mit Stellen aus dem Hippokratiker Boerhave. Von dem Letztern sind zwei Bemerkungen aufgenommen, welche frühe Geistesreife als ein Vorzeichen der Rhachitis und das Verhältniß der Blattern-Epidemie zum Jahreszeitenverlauf betreffen. Es ist gewiß nicht als zufällig zu betrachten, daß aus den Aphorismen des nüchternen Beobachters gerade zwei ausgezogen sind, von welchen die erstere eine Verkettung des Physischen und Geistigen, die andere einen Zusammenhang des Krankheitslebens mit dem Leben des Planeten anerkennt. Der besondere Reiz dieser Stellen lag für Goethe wohl darin, daß in solchen Zügen die verständigen Heilkünstler mit jenen Mystikern zusammenstimmen; denn Verkettung des Geistigen mit dem Elementaren, Zusammenhang des Mikrokosmus mit dem Makrokosmus gehört ja auch zu den Voraussetzungen der Kabbalisten. Einige solcher Ideen, die mehr auf der Ahnung als auf der Beobachtung basiren, erhielten sich auch bei Goethe aus der ersten Phase seiner medicinischen Studien über die Läuterungsperiode hinüber bis in seine späteren Jahre. So empfahl er noch im Jahre 1798 Schiller'n das astrologische Motiv, um den Abfall des Wallenstein einzuleiten, durch Gründe, die eben auf jenen Zusammenhang des Geistigen mit der Natur und dem Universum hinauslaufen. Das

astrologische Motiv, sagt er, ruhe auf einem tiefern Grunde; der astrologische Aberglaube rühre aus dem dunkeln Gefühle eines ungeheuern Weltganzen her. Die Erfahrung spreche dafür, daß die nächsten Gestirne einen entschiedenen Einfluß auf Witterung, Vegetation und Anderes haben; man brauche nur stufenweise aufzusteigen, und es lasse sich nicht sagen, wo diese Wirkung aufhöre. Es liege daher der menschlichen Natur nahe, diese Einwirkung auch auf das Sittliche, auf Glück und Unglück auszudehnen.

Eine gleiche Revolution, wie in seinen medicinischen Ansichten, mußte in der auf's Innigste damit zusammenhängenden Auffassung der Naturwissenschaften durch die Vorlesungen in Straßburg herbeigeführt werden; insbesondere mußten die alchymistischen Hirngespinnste einem gesundern Studium der Chemie Platz machen. Im Winter 1770—71 hörte er Chemie bei Spielmann; daß er auch ein Collegium über Physik besucht habe, findet sich zwar nicht ausdrücklich bemerkt, ist aber wahrscheinlich. Wenigstens hat er in den Ephemeriden sich eine Reihe von physikalischen Büchern notirt, z.B. L'Art des Expériences par Mr. l'Abbé Nollet, pour servir de Supplem. aux leçons de physique. Es finden sich darunter nicht weniger als neun Schriften über Elektricität, woraus zum Mindesten sein lebhafter Vorsatz erhellt, sich näher mit diesem geheimnißvollen Capitel der Physik bekannt zu machen, auf welches ihn, wie wir wissen, schon in seinen Knabenjahren ein Hausfreund so neugierig gemacht hatte, daß er sich damals aus einem alten Spinnrade und einigen Arzneigläsern eine Elektrisirmaschine improvisirte. Eben so spricht sich in den Ephemeriden schon jenes Interesse für Farbenerscheinungen aus, welches ihn später so anhaltend und ernstlich beschäftigen sollte. So ist gleich auf der ersten Seite des Tagebuches angemerkt: Mémoire sur les ombres colorées par Mr. Beguelin; und als ein Vorzeichen seiner nachmaligen Uebersetzung des Theophrast über die Farben, insbesondere als ein Vorspiel seiner „Farbenbenennungen der Griechen und Römer" begegnet uns die Glosse: »Acutum in coloribus dicitur τὸ λαμπρόν, pressum τὸ σκοτεινόν.« Buchner ad Plin. Epist. VIII, 20. Was er ferner 1792 von seinen chromatischen Arbeiten sagt, daß ihn dazu „die schönsten Erfahrungen in freier Welt aufregten, wie sie keine dunkle

Kammer, kein Löchlein in der Wand geben kann," das finden wir, wie früher durch das seltsame Lichteramphitheater auf der Reise nach Leipzig bei Hanau*), so auch hier durch eine im Februar 1770 niedergeschriebene Aufzeichnung in den Ephemeriden belegt:

„In der Hälfte des Januars erschien folgendes Phänomen. An der Gegend des Horizonts, wo im Sommer die Sonne unterzugehen pflegt, war es ungewöhnlich helle, und zwar ein bläulich gelber Schein, wie in der reinsten Sommernacht von dem Orte, wo die Sonne untergegangen ist, heraufscheint. Dieses Licht nahm den vierten Theil des sichtbaren Himmels hinaufzu ein; darüber erschienen rubinrothe Streifen, die sich (zwar etwas ungleich) nach dem lichten Gelb hinzogen. Diese Streifen waren sehr abwechselnd, und kamen bis in den Zenith. Man sah die Sterne durchfunkeln. Auf beiden Seiten, von Abend und Norden, war es von dunkeln Wolken eingefaßt, davon auch einige in dem gelben Scheine schwebten. Ueberhaupt war der Himmel rings umzogen. Die Röthe war so stark, daß sie die Häuser und den Schnee färbte, und dauerte ungefähr eine Stunde, von 6 bis 7 Uhr Abends. Bald umzog sich der Himmel, und es fiel ein starker Schnee."

Wir haben diese angelegentliche Darstellung eines Nordlichtes ganz ausgehoben, um durch ein Beispiel zu veranschaulichen, wie früh und entschieden sich in ihm die Richtung ausbildete, seinen naturwissenschaftlichen Studien eine recht feste und breite persönlich empirische Grundlage zu geben. Auch Wahrheit und Dichtung bietet uns Belege von der Innigkeit seiner damaligen Anschauung der Natur. Auf's Deutlichste erinnerte er sich noch in späteren Jahren der reinen ätherischen Sommermorgen im Elsaß, der wochenlang über den Gebirgen aufgethürmten Wolken, die den klaren Himmel nicht trübten, der vorübergehenden Gewitter, welche das Grün der Erde verherrlichten. „Der doppelte Regenbogen," erzählt er, „zweifarbige Säume eines dunkelgrauen, beinahe schwarzen himmlischen Bandstreifens, waren herrlicher, farbiger, entschiedener, aber auch flüchtiger, als ich sie irgend beobachtet." Und wie Alles dieß schon ganz bestimmt auf seine künftigen optischen und meteorologischen Be-

*) S. S. 141.

ſtrebungen vorausdeutet, ſo finden ſich auch leiſe Hinweiſungen auf die ſpätere Beſchäftigung mit der Pflanzen- und Thierwelt in den Ephemeriden: „Anmerkungen aus Riedeſels Reiſe durch Sicilien über Manna und Baumwolle, und ein zoologiſches Fragment über Spinnen*)."

Indem es bei ſo vielfachem wiſſenſchaftlichen Intereſſe ſeinem Geiſte nicht an Anregung und Beſchäftigung fehlen konnte, ließ das Leben auch das Herz des liebebedürftigen jungen Mannes nicht ruhen. Goethe's Selbſtbekenntniſſe ſind zwar in dieſer Beziehung einſylbig genug über das erſte Semeſter ſeines Aufenthaltes zu Straßburg. Aber wir dürfen nicht zweifeln, daß auch in jene Zeit ſchon leichte Vorſpiele des erſt im Herbſte 1770 angeknüpften ernſtern Verhältniſſes zur Seſenheimer Friederike fallen. Die leidenſchaftliche Spazierluſt der Straßburger hätte anſteckend auf ihn wirken müſſen, wenn ihn nicht ſchon ſeine eigene Lebensluſt und Freude an der freien Natur an ſchönen Tagen in die zahlreichen umliegenden Gärten und Luſtörter gelockt hätte, wo ihm denn beſonders der Anblick der friſchen, munteren Mädchen in ihrer knapp anliegenden, mannichfaltigen Tracht eine Augen- und Herzensweide war. Moderne franzöſiſche Coſtüme und die elſaſſiſchen Nationaltrachten, wozu die aufgewundenen, mit einer großen Nadel feſtgeſteckten Zöpfe gehörten, bewegten ſich hier um ſo bunter durch einander, da die Kleidung ſich nicht mit den Ständen ſcharf abſchnitt, ſondern auch manche wohlhabende, vornehme Familie der alten Tracht getreu blieb. Der Actuarius Salzmann hatte eine ausgebreitete Bekanntſchaft und überall Zutritt, und ſo fand denn auch ſein jugendlicher Begleiter, Goethe, der ſich übrigens der jüngern weiblichen Welt ſogleich durch ſich ſelbſt empfahl, allenthalben in Gärten, nahe und fern, gute Aufnahme, gute Geſellſchaft und Erfriſchung, und erhielt obendrein mehr als eine Einladung zu dieſem oder jenem frohen Tage. An einem ſolcher Tage nun, die ohne Zweifel auch durch Geſellſchaftsſpiele erheitert wurden, mag er die Idee zu dem wunderlieblichen Gedichte „Stirbt der Fuchs, ſo gilt der Balg" concipirt haben, worin ſich unter dem Namen Dorilis wahrſcheinlich eine

*) S. die oben erwähnte Schrift v. A. Schöll, S. 81.

Straßburgerin aus Salzmann's Geſellſchaftskreiſe verbirgt, die ihm eine lebhafte, wenn gleich flüchtige Neigung abgewonnen hatte.

Goethe ließ damals nicht gern die alten Götter in ſeinen Gedichten auftreten, weil ſie ihm, wie er ſagte, noch außerhalb der Natur, die er nachzubilden verſtand, ihren Wohnſitz hatten. Amor hatte jedoch leicht Zutritt, wie er denn ſchon in dem Hochzeitliede des Leipziger Liederbüchleins ſo reizend figurirt. Auf den Gedanken, ihn an einem Spiele Theil nehmen zu laſſen, konnten Goethe ältere Vorbilder gebracht haben; ſo war ein Lied „Amor im Tanze" von Heinrich Albert („Junges Volk, man rufet euch"*) zu einem wahren Volksliede geworden. Unſerm Dichter iſt die Ausführung ſeines Gedankens meiſterhaft gelungen, die Sprache fließt mit der ganzen Leichtigkeit und Naivetät der Volkspoeſie dahin, und das Bild ſtellt ſich höchſt anmuthig und deutlich dar. Wie gering der Aufwand an Worten iſt, ſo ſieht man doch Alles auf's Lebendigſte vor ſich: wie im Kühlen das junge Volk im Kreiſe gelagert iſt, Amor in der Reihe, der ſeine Fackel ausbläſ't und als glimmende Kerze herumwandern läßt; wie eines ſie dem andern eilig in die Hände drückt, bis ſie den Dichter erreicht; wie ſie da plötzlich, als ſein Finger ſie berührt, hell aufflammt, ihm Augen und Geſicht verſengt und die Bruſt in Flammen ſetzt, die faſt über ſeinem Haupte zuſammenſchlagen; wie er löſchen will, und zupatſcht, dadurch aber den Fuchs, ſtatt ihn zu tödten, erſt recht lebendig macht. Man überſchätzt ſicher das Gedicht nicht, wenn man es zu Goethe's allergelungenſten kleineren Productionen rechnet. Mit ihm wahrſcheinlich ungefähr gleichzeitig und aus einem ähnlichen Anlaſſe entſtanden iſt das Gedicht „Blinde Kuh", ebenfalls eines ſeiner anmuthigſten Lieder. Vielleicht iſt „die liebliche Thereſe" deſſelben mit der „Dorilis" des vorigen eine und die nämliche Perſon.

Zu dieſen kleinen Herzensangelegenheiten und jenen vielſeitigen Studien, die Goethe's Gemüth in dem gewohnten Gange des Lebens ſchon genugſam in Schwingung erhielten, geſellte ſich ſchon im Mai 1770 ein außerordentliches Ereigniß, wodurch Stadt und Gegend auf einige Tage in die lebhafteſte Bewegung verſetzt, und

*) Herder's Stimmen der Völker in Liedern, Buch V. 23.

ein neues Gährungselement in sein Inneres gelegt wurde. Marie Antoinette von Oestreich, zur Königin von Frankreich ausersehen, sollte ihren Weg nach Paris über Straßburg nehmen. Zu ihrem Empfange und zur Uebergabe in die Hände der Abgesandten ihres Gemahles hatte man auf einer Rheininsel zwischen den beiden Brücken ein Gebäude aufgerichtet mit einem großen Hauptsaale in der Mitte und einer Reihe von Nebensälen zu beiden Seiten. In den letzteren sah Goethe zum ersten Male ein Exemplar jener nach Raphael's Cartonen gewirkten Teppiche, „und dieser Anblick," erzählt er selbst, „war für mich von ganz entschiedener Wirkung, indem ich das Rechte und Vollkommene, obgleich nur nachgebildet, in Masse kennen lernte. Ich ging und kam, und kam und ging, und konnte mich nicht satt sehen; ja ein vergebliches Streben quälte mich, weil ich das, was mich so außerordentlich ansprach, auch gern begriffen hätte." Um so mehr fühlte er sich aber durch die nach Gemälden neuerer Franzosen gewirkten Hautelissen des Hauptsaales abgestoßen. Der Gegenstand dieser Bilder war die Geschichte von Jason, Medea und Kreusa, also ein Beispiel der unglückseligsten Heirath. Voll Entrüstung sprach er sich gegen seine Begleiter über dieß Verbrechen gegen Geschmack und Gefühl aus, daß man einer jungen Königin beim ersten Schritte in ihr Land das Beispiel der gräßlichsten Hochzeit, die je vollzogen worden, so unbesonnen vor's Auge führe; und als bald nachher auf die Nachricht von der glücklichen Ankunft der Königin in der Hauptstadt die Schreckenspost folgte, es sei bei einem festlichen Feuerwerke in einer durch Baumaterialien versperrten Straße eine Unzahl Menschen mit Pferden und Wagen zu Grunde gegangen, traten jene Bilder des Hauptsaales in ihrer ganzen Gräßlichkeit wieder vor seine Seele, und erschienen ihm als unheilverkündende Gespenster.

Diese Staatsbegebenheit sollte unserm Dichter auch Veranlassung geben, sich in der französischen Poesie zu versuchen*). Man

*) Wir erinnern hierbei an jenen frühen Versuch Goethe's in englischen Versen (s. oben S. 110) und an die französischen, englischen und italienischen Gedichte, die er in Leipzig an Schlosser richtete. Es ist auffallend, daß bei der Geschichte seiner Erziehung nicht auch irgendwo Uebungen in lateinischen Versen erwähnt werden, da er das Lateinische so früh zu handhaben wußte, und

hatte vor Ankunft der Königin die Anordnung getroffen, daß sich keine Krüppel und ekelhafte Kranke auf ihrem Wege zeigen sollten. Dieß brachte Goethe auf den Gedanken, in einem französischen Gedichte die Ankunft Christi, der besonders der Gebrechlichen wegen auf der Erde wandelte, mit dem Einzuge der Königin zu vergleichen, welche die Unglücklichen verscheuchte. Seine Freunde ließen das Product gelten: ein Franzose dagegen kritisirte es um so unbarmherziger in sprachlicher und metrischer Beziehung, und schreckte ihn dadurch für immer von ähnlichen Versuchen ab. Das Gedicht ist verloren gegangen; über die Unächtheit der von Freund Pfeiffer in seinem Buche „Goethe's Friederike" veröffentlichten französischen Verse kann kein Zweifel mehr bestehen.

Nachdem jener gewaltige „Hof- und Prachtstrom" nunmehr vorübergerauscht war, der in Goethe keine andere Sehnsucht als nach den von ihm fast angebeteten Raphael'schen Teppichen zurückließ, gab er sich wieder seinem gewohnten behaglichen Universitäts- und Geschäftsgange hin. Das Universitätsleben konnte, je nachdem es sich gestaltete, für Goethe's Gemüthsentwickelung einen großen Werth haben; es konnte von dem Nachtheile, daß er nicht in Elementarschule und Gymnasium unter dem Treiben und Reiben einer Masse gleichalteriger Knaben herangewachsen war, Manches noch nachträglich ausgleichen. Aber in dieser Hinsicht war Leipzig gerade die ungeeignetste aller deutschen Akademieen, die er hätte beziehen können; die Studentenschaft verlor sich hier gänzlich in das allgemeine gesellige Leben, weßhalb wir unsern jungen Studiosus dort fast nur mit älteren Personen, mit Frauen und Familien verkehren sahen. Etwas besser stellten sich für ihn die Verhältnisse zu Straßburg, wo die Studirenden schon bei Weitem mehr eine Genossenschaft darstellten, und das akademische Jugendleben sich charakteristischer ausprägte. Doch wirkte dieses auch hier nicht mit seiner vollen Kraft auf ihn ein; dafür hatte sich seine eigenthümliche Richtung schon zu entschie-

so viel Metrisches las. Von der Nachahmung des Terenz (S. 59) wissen wir nicht einmal, ob sie lateinisch, viel weniger, ob sie versificirt war. Das Erstere ist nach dem Zusammenhange, in dem Goethe ihrer gedenkt, nicht unwahrscheinlich; er erwähnt ihrer vergleichungsweise bei dem französischen Drama, das er nach den Mustern von Piron versuchte.

den ausgebildet. Er sonderte sich auch hier von dem großen Ganzen ab. „Ohne die äußeren Formen, welche auf Akademieen so viel Unheil anstiften," — so schildert er selbst seinen Umgangskreis — „stellten wir eine durch Umstände und guten Willen geschlossene Gesellschaft vor, die wohl mancher Andere zufällig berühren, aber nicht in dieselbe sich eindrängen konnte." Wie Goethe zu den Mitgliedern dieser Gesellschaft stand, blickt aus der Darstellung seines damaligen Lebens in „Wahrheit und Dichtung" deutlich genug hervor: den bejahrten Männern begegnete er mit der Rücksicht und Pietät, die ihm gegen solche eigen waren, und sie behandelten ihn hinwieder mit Achtung und Liebe; die Gleichalterigen und Jüngeren beherrschte er durch die Ueberlegenheit seines Geistes, so daß er im Ganzen doch wieder ähnlich, wie in den Knabenjahren, zu seiner Umgebung stand.

Der „allgemeine Pädagog" der geschlossenen Gesellschaft war ihr Tischpräsident, der Actuarius Salzmann. Durch Verstand, rechtzeitige Nachsicht und die Würde, die er bei allen Scherzen zu bewahren wußte, behauptete er seine Autorität und verhütete oder vermittelte Händel und Streitigkeiten, wie sie unter jüngeren Leuten leicht vorkommen. Goethe nahm ihn sogar im Aeußern zum Vorbilde, um als sein häufiger Begleiter in Familienkreisen ihm jede Verlegenheit zu ersparen. Auf seinen Wunsch übte er sich auch wieder im Kartenspiele, damit er mit seinem Mentor und Freunde die meisten Abende in den besten Cirkeln zubringen könnte. Das alte Piquet, das seit der Zeit, wo er Frau Böhme nicht mehr besuchte, eingeschlafen war, wurde auf's Neue hervorgesucht; Whist ward gelernt und nach Salzmann's Anleitung ein Spielbeutel angelegt, der unter allen Umständen unantastbar sein sollte. In diese Zeit gehört wahrscheinlich ein Brief von Goethe, wovon sich ein Concept-Fragment ohne Datum und Adresse gefunden hat. Er war vermuthlich an seinen Freund Trapp in Worms gerichtet *), und behandelt un-

*) An einer Stelle des Briefes heißt es: „Eine Frau? Und ich soll Ihnen rathen, lieber T.?" und an einer andern ist sein Wohnort abbrevirt durch W. angedeutet. Außerdem fand sich dabei ein anderes Briefconcept verwandten Inhaltes mit der Ueberschrift: „An Herrn Trapp." S. A. Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe. Weimar 1846.

ter Anderm die Frage, die Goethe'n in seinen jungen Tagen eine Zeit lang zu schaffen gemacht hat, ob das Spielen erlaubt sei oder nicht. Der Leser wird, zur Vergleichung mit dem, was Goethe in Wahrheit und Dichtung über das Spielen sagt, die auf dasselbe bezügliche Stelle jenes Briefs nicht ungern an diesem Orte finden: „Mit dem Spielen ist es so eine Sache. Wenn Sie es für eine Sünde halten, so spielen Sie nicht. Warum wollten Sie thöricht sein und Ihr Gewissen, anderen Leuten zu Gefallen, beschweren? Aber ich wünschte nicht, daß Sie eine Religionssache daraus machten und sagten: Ich thu' es nicht, weil ich's für Sünde halte. Und noch weniger wünschte ich, daß Sie Jemanden, der gern spielt, abhalten, und den Leuten beweisen wollten, es sei Sünde. Wer spielen will, den lassen Sie spielen; aber Sie, lassen Sie's sein. Wenn man Sie nöthigt, so sagen Sie: Ich spiele nicht. Wenn man fragt: warum? so sagen Sie: Weil ich keinen Gefallen daran habe. Sagen die Leute: Das ist Grille! so antworten Sie mit jenem großen Philosophen: Gut, es sei Grille; habt Ihr etwa keine? Und wenn man Sie fragt: Was halten Sie von dem Spiele? so können Sie sagen: Ich spiele nicht. Was ich davon halte, kann sehr einerlei sein; meine Meinung wird zur Entscheidung des Streites nichts beitragen. Und so helfen Sie sich durch, wenn Sie können. Denn es ist aus tausend Ursachen gut, gewisse Kleinigkeiten nicht nach den Grundsätzen der Religion, besonders öffentlich, zu beurtheilen." — Man sieht, wie schon damals unser junger Lebensphilosoph die später ausgesprochene Maxime bethätigte: „Sehe Jeder, wie er's treibe!"

Ohne jenen steten Verkehr mit Salzmann und zahlreichen feineren Familiencirkeln würde ohne Zweifel jetzt schon bei unserm jungen Freunde die Epoche genialer Extravaganzen eingetreten sein, wie sie kräftige Naturen in der Regel einmal durchleben müssen, und die auch bei Goethe nicht ausblieb, nur daß sie später, als gewöhnlich, in der ersten Zeit seines Aufenthaltes zu Weimar, ihren Höhepunkt erreichte. Zum ersten Male in seinem Leben regte sich jetzt in Straßburg, wie er selbst gesteht, übermüthiges Kraftgefühl, eine sprudelnde Lebenslust, die aber noch gebunden blieben, weil ihn in dem geschlossenen Kreise seiner Gesellen das Treiben der größern Masse

der akademischen Jugend wenig berührte, und die Bekanntschaft mit Familien ihm mancherlei Rücksichten auferlegte. Für eine Zeit lang kam auch noch ein eigenthümlicher Zwang hinzu, der ihn zu einem ruhigen und gesitteten Erscheinen nöthigte. Sein Straßburger Friseur hatte ihm, so schön auch sein Haar war, die Ueberzeugung beigebracht, daß er sich, statt der unmodisch geschnittenen Haare, auf eine kurze Zeit eine Perrücke gefallen lassen müsse, bis der natürliche Wachsthum sich wieder nach den Erfordernissen der Zeit hergestellt habe. Die Haartour war so glücklich gewählt, daß Niemand den falschen Schmuck erkannte, und Goethe für den bestbehaarten und bestfrisirten jungen Mann galt. Indem er nun unter diesen Umständen sich gegen jede Erhitzung und heftige Bewegung verwahren mußte, gewöhnte er sich an ein gemessenes äußeres Benehmen; und so sah man den Jüngling, dessen feurige Lebenslust sich gern in einem tobenden Wesen Luft gemacht hätte, gleich seinem alternden Begleiter, den Hut unterm Arme, und folglich auch in Schuh und Strümpfen ernst einherschreiten. Er suchte sich aber für die versagte körperliche Bewegung durch desto lebhaftere und leidenschaftlichere, gesellige Gespräche zu entschädigen, so daß der äußere Zwang ihm für seine Geistes- und Gemüthsentwickelung zum Vortheile gedieh.

Ein Muster von Ordnung und Sauberkeit in der Kleidung wie in der ganzen Umgebung hatte er, außer Salzmann, noch an seinem Freunde Lerse, ebenfalls einem Tischgenossen. Obwohl dieser, wegen Beschränktheit seines Einkommens, immer in denselben Kleidern erschien, so trug er sich doch am reinlichsten von allen Studirenden aus der Gesellschaft. Treuherzig, rechtlich, unparteiisch und gewandt in der Führung seines Rapiers, spielte er die Rolle eines Schieds- und Kampfrichters bei den Händeln, die, wiewohl selten, unter den jüngeren Tischgenossen vorfielen. Goethe nahm mit Anderen Unterricht im Fechten bei ihm, und verdankte ihm manche in froher und kräftigender Bewegung verbrachte Stunde. Er scheint jedoch über ihn, wie über die Anderen, eine gewisse Superiorität behauptet zu haben, was schon aus dem Geständnisse hervorblickt, daß er, um ihrer Freundschaft ein Denkmal zu setzen, im Götz von Berlichingen der wackern Figur, „die sich auf eine so würdige Art zu subordiniren wisse," den Namen Lerse gegeben.

Auf Spaziergängen schloß sich Goethe auch nicht selten jenem pensionirten Ludwigsritter an, der gleichfalls zu der Tischgesellschaft gehörte. Er war ein Sonderling, wie Behrisch, wenn gleich in anderer Weise, und mag eben dadurch unsern jungen Freund angezogen haben, den frühe schon alle psychologischen Seltsamkeiten lebhaft reizten. Uebrigens ließ er sich durch ihn auch über allerlei städtische Angelegenheiten und Vorfälle unterrichten, womit der Ludwigsritter vollkommen vertraut war. Auf die Dauer fühlte sich aber Goethe durch seine Erzählungen und Urtheile mehr beunruhigt und verwirrt, als belehrt und aufgeklärt, ein Räthsel, welches sich ihm später durch die Einsicht lös'te, daß jener Maun, der bei entschiedener Lust zum Nachdenken kein Geschick zum Denken besaß, zu den Unzähligen gehörte, denen das Leben keine Resultate gibt, und die sich daher, vor wie nach, im Einzelnen abmühen.

Goethe's Tischgesellschaft war allmählig auf etwa zwanzig Personen angewachsen, als sie noch durch ein neues interessantes Mitglied vermehrt wurde. Es war Jung Stilling, der uns in seinem Buche „Heinrich Stilling's Wanderschaft" sein erstes Zusammentreffen mit Goethe berichtet hat. Stilling und sein Begleiter, ein Herr Troost, hatten sich das erste Mal zum Mittagstische zeitig eingefunden, und sahen nun Einen nach dem Andern der Tischgenossen eintreten. Unter ihnen erregte besonders „Einer mit hellen, großen Augen, prachtvoller Stirn und schönem Wuchse," der muthig in's Zimmer hereinschritt, ihre Aufmerksamkeit. Troost äußerte sogleich gegen Stilling, das müsse ein ausgezeichneter Mensch sein. Stilling stimmte ihm bei; nur meinte er, daß sie beide viel Verdruß von ihm haben würden, weil er ihn, nach seinem freien Wesen, für einen wilden Gesellen hielt. Aus dem Gespräche hatte sich unterdeß ergeben, daß der ausgezeichnete Mensch Herr Goethe genannt wurde. Die Gesellschaft schien den beiden Ankömmlingen der Art zu sein, daß sie wohl thäten, vorläufig vierzehn Tage lang sich ganz schweigend gegen sie zu verhalten. Es kümmerte sich auch Niemand sonderlich um sie, außer daß Goethe zuweilen, wie Stilling sagt, „seine Augen herüberwälzte." — „Er saß gegen Stilling über," heißt es in dessen Erzählung weiter, „und er hatte die Regierung am Tisch, ohne daß er sie suchte. Herr Troost war nett und nach der Mode gekleidet,

und Stilling auch so ziemlich. Er hatte einen schwarzbraunen Rock mit manchesternen Unterkleidern; nur war ihm noch eine runde Perrücke übrig, die er zwischen seinen Beutelperrücken doch auch gern verbrauchen wollte. Diese hatte er einige Mal aufgesetzt und kam damit an den Tisch. Niemand kehrte sich daran, als nur Herr Waldberg von Wien. Dieser sah ihn an; und da er schon vernommen, daß Herr Stilling sehr für die Religion eingenommen war, so fing er an und fragte ihn, ob wohl Adam im Paradiese eine runde Perrücke möchte getragen haben. Alle lachten herzlich, bis auf Salzmann, Goethe und Troost; diese lachten nicht. Stillingen fuhr der Zorn durch alle Glieder, und er antwortete darauf: Schämen Sie sich dieses Spottes. Ein solcher alltäglicher Einfall ist nicht werth, daß er belacht werde. Goethe aber fiel ein und versetzte: Probir' erst einen Menschen, ob er des Spottes werth sei! Es ist teufelmäßig, einen rechtschaffenen Mann, der Niemand beleidigt hat, zum Besten zu haben! Seit dieser Zeit nahm sich Herr Goethe Stilling's an, besuchte ihn, gewann ihn lieb, machte Brüderschaft und Freundschaft mit ihm, und bemühte sich bei allen Gelegenheiten, Stillingen Liebe zu erzeigen. Schade, daß so Wenige diesen vortrefflichen Menschen seinem Herzen nach kennen!"

Es kann nicht auffallend sein, daß der Freund des Fräuleins von Klettenberg, der für die „Stillen im Lande" eine so große Theilnahme gezeigt hatte, sich eines Menschen, wie Jung, gegen rauhe Angriffe nüchterner Verstandesmenschen annahm. Jung war in Gegenden aufgewachsen, wo der Pietismus und Mysticismus in den untersten Volksclassen seit längerer Zeit sich festgesetzt hatte, wie er denn noch bis auf den heutigen Tag dort seine Popularität nicht verloren hat. Im Bergischen, in Ronsdorf, hatte Elia Eller das neue Jerusalem bauen wollen, in Elberfeld und Solingen hatte der Handwerksgeselle Hochmann enthusiastisch gelehrt, und als ein noch beredterer Prediger war der Schuster Rock im Siegen'schen und Nassauischen umhergezogen und hatte die Secte der Inspirirten gestiftet. Unter der Nachwirkung der Lehren solcher Männer war Jung herangewachsen; „seine Familie war ganz von diesem Geiste angesteckt, sein Onkel grübelte über der Quadratur des Cirkels, sein väterlicher Großvater hatte Visionen, sein mütterlicher war ein Alchymist, sein Vater hatte viel mit frommen Leuten, und er selbst in früher Jugend mit Paracelsisten und Böhmianern zu thun" *). Wir wissen, welche Antecedentien in Goethe's Leben für den Verkehr mit einem solchen Manne sprachen. Die Lectüre von Volksbüchern und Homer's Werken, deren Sagen und Mythen Stilling gläubig, wie die Bibel, aufgenommen, und das einsame Schwärmen in einer schönen Natur hatten in dem sinnigen nnd phantasievollen Knaben und Jüngling eine durchaus ungekünstelte Sentimentalität entwickelt, und seine Entfernung von der Welt ihm eine kindlich reine Sittlichkeit bewahrt, welches beides unsern Goethe um so stärker zu ihm hinziehen mußte, je mehr es mit den Eigenschaften der Mehrzahl seiner Umgebung contrastiren mochte. Auch Jung's „unverwüstlicher Glaube an Gott und an eine unmittelbar von daher fließende Hülfe in jeder Noth" fand in Goethe's Brust einen tiefen Anklang. „Wer nicht wie Elieser," schrieb dieser damals an seinen Freund Trapp, „mit völliger Resignation in seines Gottes überall einfließende Weisheit das Schicksal einer ganzen zukünftigen Welt dem Tränken der Kameele überlassen kann, der ist freilich übel dran, dem ist nicht zu helfen." Dann ist auch das noch in Betracht zu ziehen, daß Goethe, aus dunklem Triebe oder mit Bewußtsein, sogar sehr divergirende Naturen aufsuchte, um sich vor Einseitigkeit zu schützen; und so hielt er auch vielleicht Stilling um so wärmer fest, als er selbst sich mit jedem Tage stärker nach einer andern Seite hingezogen fühlen mochte. Besonders erfreute ihn Stilling's naive Redseligkeit, die er entfaltete, wenn er sich Wohlmeinenden gegenüber befand. Seine Lebensgeschichte wußte er so anmuthig und mit so deutlicher Vergegenwärtigung aller Zustände zu erzählen, daß Goethe ihn antrieb sie aufzuschreiben. Sie erschien 1777, und ein Kritiker, der Jung's Richtung sicher nicht gut heißt, urtheilt über sie, sie stelle Alles, was wir Empfindsames in unserer Literatur besitzen, in tiefen Schatten, und wer sie nicht mit Antheil und Rührung lese, müsse unter die ärgsten ästhetischen Nicolaiten gehören **).

Ganz analog mit dieser herzlichen Anhänglichkeit an Jung-

*) Gervinus V, 268.
**) Gervinus V, 269.

Stilling, die in Goethe's Innerm neben der Freundschaft mit rationalistisch gesinnten Männern Platz hatte, finden wir in den mehrmals genannten Ephemeriden aus dieser Zeit neben Andeutungen von einem verständigen, besonnenen Reflectiren Spuren von religiöser und theologischer Mystik, sowohl jener positivern, welche ihn zu Leipzig durch seinen Freund Langer so wohlthätig angesprochen hatte, als der überschwänglichen, die ihn sodann in Frankfurt aus der „schönen Seele" anwehte. So verräth eine Notiz, daß er damals die innigen Ergießungen des Thomas a Kempis las, eine andere, daß er dem Mystiker Tauler Aufmerksamkeit widmete. Weiter finden sich zwei Schriften christlich begeisterter Männer angemerkt: „Jean de Bernieres Louvigni, das verborgene Leben mit Christo in Gott," und „Petri Poiret drei Bücher von der gründlichen, oberflächlichen und falschen Gelehrsamkeit." Eine literarhistorische Notiz berührt den ältern Theosophen Agrippa von Nettesheim, aus dem er wohl seine Kenntniß der Magie zu erweitern suchte. Denselben Zweck hatte er ohne Zweifel bei dem fortgesetzten Studium des Kabbalisten Theophrastus Paracelsus, aus dessen Tractaten Mancherlei in dem Tagebuche aufgezeichnet ist. — Aus Cicero (De Divin. I.) hat er sich die Stelle angemerkt: „Und da Alles durchdrungen und erfüllt ist von ewigem Sinne und göttlicher Vernunft, werden nothwendig die Geister der Menschen von der Verwandtschaft göttlicher Geister bewegt." An einer andern Stelle nimmt er sich des tiefsinnigen Giordano Bruno gegen Bayle an*): „Ich stimme mit Bayle über Jordanus Brunus

*) Goethe hat diese Anmerkung französisch geschrieben. Wir lassen sie als Beweisstück von dem Grade seiner Fähigkeit in der Handhabung dieser Sprache hier im Original folgen:

„Je ne suis pas du sentiment de Mr. Bayle à l'égard de Jor. Brunus, et je ne trouve ni d'impiété ni d'absurdité dans les passages qu'il cite, quoique d'ailleurs je ne prétende pas d'excuser cet homme paradoxe.

L'uno, l'infinito, lo ente e quello che è in tutto, e per tutto, anzi è l'istesso Ubique. E che cossi la infinita dimenzione, per non esser magnitudine, coincide coll' individuo. Come la infinita moltitudine, per non esser numero, coincide coll' unità. (Giord. Brun. Epist. Ded. del Tratt. de la Causa, Principio e Uno.)

Ce passage mériterait une explication et une recherche plus philosophiques que le disc. de Mr. Bayle. Il est plus facile de prononcer un passage

nicht überein und finde weder Gottlosigkeit noch Abgeschmacktheit in den Stellen, die er anführt, obwohl ich übrigens diesen paradoxen Mann nicht entschuldigen will." „Das Eine," sagt Bruno (im Zueignungsbriefe der Abhandlung von der Ursache, dem Princip und dem Einen), „das Unendliche, das Seyende und das, was in Allem ist und durch Alles hin, ist eines und dasselbe überall. Und so fällt die unendliche Dimension, indem sie nicht Größe ist, zusammen mit dem Individuum; wie die unendliche Vielheit, indem sie nicht Zahl ist, zusammenfällt mit der Einheit." — „Diese Stelle verdient eine Erklärung und Untersuchung, die philosophischer wäre, als Bayle's Gerede. Es ist leichter, eine Stelle für dunkel und unseren Begriffen zuwiderlaufend ausgeben, als sie enträthseln und den Ideen eines großen Mannes folgen. Dieß gilt auch von der andern Stelle, wo er über eine Idee des Brunus sich lustig macht, der ich nicht durchaus beipflichte, wie auch den vorhergehenden nicht, die ich aber wenigstens tiefsinnig und für einen Urtheilsfähigen fruchtbar glaube. Ich bitte, sagte Bayle, die Abgeschmacktheit zu bemerken: Er sagt, das Sein mache keinesweges, daß es viele Dinge gibt, sondern diese Vielheit bestehe nur in dem Scheine an der Oberfläche der Substanz."

Wie sich hier die Hinneigung zu einem philosophischen Pantheismus, wenn gleich mit unbestimmt gelassener Grenze der Zustimmung, kund gibt, so spricht sich Goethe in einer andern Stelle der Ephemeriden für die kosmische Emanationstheorie aus. Es geschieht dieß in einer lateinischen Anmerkung zu einem wohl eben gelesenen Capitel der antiquarischen Bibliographie von Fabricius (Ad Fabric. Bibliogr. antiq. p. 234 et seq.*): „Getrennt über

obscur et contraire à nos notions que de le déchiffrer, et que de suivre les idées d'un grand homme. Il est de même du passage où il plaisante sur une idée de Brunus, que je n'applaudis pas entièrement, si peu que les précédentes, mais que je crois du moins profonde et peut-être féconde pour un observateur judicieux.

Notez, je vous prie, dit B., une absurdité: il dit que ce n'est point l'être qui fait qu'il y a beaucoup de choses, mais que cette multitude consiste dans ce qui parait sur la superficie de la substance. (Dial. V. p. 127)."

*) Das Lateinische lautet: „Separatim de Deo, et natura rerum disserere

Gott und Natur abhandeln," schreibt er, „ist schwierig und mißlich, eben als wenn wir über Leib und Seele gesondert denken. Wir erkennen die Seele nur durch das Mittel des Leibes, Gott nur durch die durchschaute Natur; daher scheint es mir verkehrt, Denker der Verkehrtheit zu zeihen, die ganz philosophisch Gott mit der Welt verknüpft haben. Denn was ist, muß nothwendig alles zum Wesen Gottes gehören, weil Gott das einzige Wirkliche ist und Alles umfaßt. Die h. Schrift ist unserm Urtheile auch nicht entgegen; obwohl wir ihre Aussprüche einem Jeden nach seinem Urtheile zu drehen gestatten. Und das ganze Alterthum erkannte ebenso; eine Uebereinstimmung, auf die ich großes Gewicht lege. Denn mir zeugt das Urtheil so großer Männer für die Vernunftmäßigkeit jenes Systems, wornach die Welt von Gott ausfließt, wenn ich auch zu keiner Schule schwören will und sehr bedaure, daß im Spinozismus, da auch die ärgsten Irrthümer dieselbe Quelle haben, dieser so reinen Lehre ein so böser Bruder erwachsen ist."

Mit diesen Stellen, worin sich Goethe's noch immer fortdauernde

---

difficile et periculosum est, eodem modo quam si de corpore et anima sejunctim cogitamus. Animam nonnisi mediante corpore, Deum nonnisi perspecta natura cognoscimus. Hinc absurdum mihi videtur, eos absurditatis accusare, qui ratiocinatione maxime philosophica Deum cum mundo conjunxere. Quae enim sunt, omnia ad essentiam Dei pertinere necesse est, cum Deus sit unicum existens, et omnia comprehendat. Nec Sacer Codex nostrae sententiae refragatur, cujus tamen dicta ab unoquoque in sententiam suam torqueri patienter ferimus. Omnis antiquitas ejusdem fuit sententiae, cui consensui quam multum tribuo. Testimonio enim mihi est virorum tantorum sententia, rectae rationi quam convenientissimum fuisse systema emanativum, licet nulli subscribere velim sectae, valdeque doleam, Spinozismum, teterrimis erroribus ex eodem fonte manantibus, doctrinae huic purissimae iniquissimum fratrem natum esse." — Befremdend ist hier die Verurtheilung des Spinozismus, dem er kaum drei Jahre später sich so entschieden zuwenden sollte. Allein mit Recht bemerkt A. Schöll (dem wir, was hier ein für allemal bemerkt sei, in den Bemerkungen zu den Tagebuchnotizen oft wörtlich folgen): „Die Verwerfung des Spinozismus vor der Bekanntschaft mit ihm selbst ist natürlich nur auf Eindrücke fremder Urtheile gegründet. Und was Goethe nach der Bekanntschaft — außer dem mächtigen Eindrucke von der Charakterhöhe des Weisen — gewann, war weder ein philosophisches System, noch eine neue Denkart, sondern gerade die Bestärkung in eben dem Glauben, den er hier schon äußert, daß Gott und Natur durch einander anzuschauen seien.

Empfänglichkeit für das christlich Mystische, das Theurgische und philosophisch Pantheistische äußert, durchschlingen sich andere Notizen, die auf ein Streben nach klarer Verständigung über das Verhältniß des Menschen zur Natur, zur sittlichen Welt, zur Gottheit hindeuten; so daß in seinem damaligen Interesse an Philosophie und Theologie eine ganz ähnliche Spaltung zu bemerken ist, wie in jenen an Medicin und Naturwissenschaften. Das Umfassendste, was in dieser Beziehung die Ephemeriden enthalten, ist eine Vergleichung des Phädon von M. Mendelssohn mit dem Platonischen, den er in der Uebersetzung von Köhler (Lübeck 1769) las*). Dieser Auszug zeugt von einer so sorgfältigen Lectüre beider Schriften, daß schon aus ihm hervorgeht, wie sehr die Behauptung Goethe's von sich und seinen Gesellen einer Beschränkung bedarf: „Auf philosophische Weise erleuchtet und gefördert zu werden, hatten wir keinen Trieb noch Hang." Aus Montesquieu, Rousseau, Voltaire finden sich Stellen angemerkt, die sich auf Vernunftreligion und ihr Verhältniß zur positiven beziehen. Die meisten Notizen lassen jedoch ein fleißiges Aufmerken auf die natürlichen und geselligen Bedingungen menschlicher Entwickelung und Charakterbildung, Fähigkeit und Sittlichkeit erkennen; sie deuten auf ein höchst vielseitiges anthropologisches Interesse, wie es einem geborenen Dichter durchaus natürlich ist.

Auch in seinen ästhetischen Ansichten finden wir Goethe zu Straßburg in demselben Schwanken, derselben Krisis, wie in den übrigen wissenschaftlichen Dingen begriffen. Einerseits wirkte noch Oeser's Form-Ideal von stiller Größe, einfältiger Schönheit bei ihm fort. So begegnet uns S. 20 der Ephemeriden zu dem Citat: „Rede bei Eröffnung der Londoner Akademie von Reynolds (Leipzig 1769)" die Anmerkung: „Enthält fürtreffliche Erinnerungen eines Künstlers über die Bildung junger Maler; er dringt besonders auf die Correction und auf das Gefühl der idealischen stillen Größe. Er hat Recht. Genies werden dadurch unendlich erhaben, und kleine Geister wenigstens etwas, die sonst, wenn sie mit einem Feuer, das sie nicht haben, ihre Manier beleben wollen, dem Hanswurste gleich sind, der

---

*) S. A. Schöll a. a. O. S. 89 ff.

die leichten Sprünge einer Seiltänzerin mit üblem Succeß nachäfft." Andererseits aber begann sich hier frühe die Neigung für charakteristische Kunst, für Wahrheit und Kraft der Empfindung, für Reichthum und Fülle der Phantasie zu regen, die nach dem Bekanntwerden mit Herder sich rasch zum Extrem steigerte, kurz nachher im Erwin einen kräftigen Ausdruck fand, und im Götz von Berlichingen sich in Franzens Worten so prägnant ausspricht: „So fühle ich denn, was den Dichter macht, ein volles, ganz von Einer Empfindung volles Herz!" Von seiner wachsenden Abneigung gegen ein abstractes Brüten über dem Begriffe der Schönheit zeugt eine schöne Stelle in einem Briefe an Hetzler den Jüngern vom 14. Juli 1770: „Wenn ich Ihnen rathen darf, so werden Sie mehr Vortheil finden, zu suchen, wo Schönheit sein möchte, als ängstlich zu fragen, was sie ist. Einmal für allemal bleibt sie unerklärlich, sie erscheint uns wie im Traume, wenn wir die Werke der großen Dichter und Maler, kurz aller empfindenden Künstler betrachten; es ist ein schwimmendes glänzendes Schattenbild, dessen Umriß keine Definition hascht. Mendelssohn und Andere, deren Schüler unser Herr Rector ist, haben versucht, die Schönheit, wie einen Schmetterling zu fangen und mit Stecknadeln für den neugierigen Beobachter festzustecken; doch es ist nicht anders damit als mit dem Schmetterlingsfange, das arme Thier zittert im Netze, streift sich die schönsten Farben ab, und wenn man es ja unversehrt erwischt, so steckt es doch endlich steif und leblos da; der Leichnam ist nicht das ganze Thier, es gehört noch etwas dazu, noch ein Hauptstück, und bei der Gelegenheit, wie bei jeder andern, ein sehr hauptsächliches Hauptstück: das Leben, der Geist, der Alles schön macht. Genießen Sie Ihre Jugend und freuen sich, Schmetterlinge um Blumen fliegen zu sehen, es gehe Ihnen das Herz und das Auge dabei über; und lassen Sie mir die freudenfeindliche Erfahrungssucht, die Sommervögel tödtet und Blumen anatomirt, alten oder kalten Leuten."

Mit dem Umschwunge der ästhetischen Ansichten Goethe's hing seine jetzt erwachende Vorliebe für die gothische Baukunst auf's Engste zusammen. Er war unter Tadlern derselben aufgewachsen, und ohne Zweifel hatte Oeser's Lehre seine Abneigung gegen sie genährt. Auch waren ihm früher nur geistlose Werke dieses Styls,

ohne gute Gesammtverhältnisse, mit überladenen, verworrenen Zierrathen zu Gesichte gekommen, an denen er unmöglich seine Vorurtheile hätte berichtigen können. Vor dem Münster von Straßburg ward er von ihnen befreit. Er hatte bald das schöne Verhältniß der Hauptabtheilungen des herrlichen Gebäudes, und die eben so sinnige als reiche Verzierung erkannt; nun ward ihm auch noch die Verknüpfung dieser mannichfaltigen Zierrathen unter einander klar, „die Hinleitung von einem Haupttheile zum andern, die Verschränkung zwar gleichartiger, aber doch an Gestalt höchst abwechselnder Einzelnheiten, vom Heiligen bis zum Ungeheuer, vom Blatte bis zum Zacken." Er ward nicht müde zu betrachten, zu messen, zu zeichnen, das Vorhandene zu studiren, das Unvollendete in Gedanken oder auf dem Blatte zu ergänzen; und je mehr er sich bemühte, je höher wuchs sein Erstaunen, seine Anhänglichkeit. Der Gedanke, daß ein solches Meisterwerk der Architektur an alter deutscher Stätte, in ächt deutscher Zeit von einem deutschen Meister in's Dasein gerufen worden, erregte seinen patriotischen Stolz, und er beschloß, die Benennung gothische Bauart in deutsche Bauart umzuändern und die herrliche Kunst seiner Nation zu vindiciren.

Ueber so ernsten Studien und Betrachtungen versäumte der lebensfrohe Jüngling, wie wir schon wissen, keineswegs, die flüchtigen Blumen der Freude zu pflücken, welche der Tag, die Stunde boten. Indem er an Sonn- und Werktagen in den Vergnügungsorten der Umgebung herumschlenderte, wo sich mancher fröhliche Haufen zur Musik im Kreise drehte, regte sich nach langer Zwischenzeit wieder die Tanzlust in seinen Gliedern, die seit der Begebenheit mit Gretchen gänzlich geschlummert hatte. Um aber sowohl bei den Privatbällen auf den Landhäusern, als bei den in Aussicht stehenden Redouten des künftigen Winters mit Ehren auf dem Plane zu erscheinen, nahm er Unterricht bei einem Tanzmeister, der ihm als geschickt gerühmt wurde. Hier kam ihm der Tanzunterricht, den er früh als Knabe von seinem Vater erhalten hatte, gut zu statten; und er machte um so raschere Fortschritte, als der Tanzmeister zwei hübsche und junge Töchter hatte, die als Moitié auch einen ungeschickten Scholaren hätten fortbringen können. Goethe faßte zu der jüngern Schwester, Emilie, eine lebhafte Neigung, gegen deren Erwiederung

sie ankämpfte, weil sie bereits an einen Entfernten Herz und Hand versagt hatte. Die ältere, Lucinde, ward von der heftigsten Liebe für Goethe und von glühender Eifersucht gegen die von ihm begünstigte Schwester ergriffen. Es gab leidenschaftliche Scenen, welche damit schlossen, daß Lucinde bei Goethe's letztem Besuche mit beiden Händen in seine Locken fuhr, sein Gesicht an das ihre drückte, und unter wiederholten Küssen ausrief: „Nun fürchte meine Verwünschung! Unglück über Unglück für immer und immer auf diejenige, die zum ersten Male nach mir diese Lippen küßt!"

Dreizehntes Capitel.

Besuch in Sesenheim. Friederike Brion. Erster Brief an Friederike. Besuch in den Weihnachtferien 1770. Gedichte an Friederike. Besuch in den Pfingstferien 1771. Briefe an Salzmann. Reise nach Saarbrück. Fernerer Verkehr mit Sesenheim. Friederike in Straßburg. Sesenheimer Liederbüchlein. Uebersetzung des Ossian für Friederike. Die neue Melusine.

So beneidenswerth das bisherige Leben unseres Freundes in Straßburg in mancher Hinsicht auch sein mochte, Eines fehlte ihm doch noch zum tiefen innigen Genusse seines Daseins. „Ich habe niemals," schrieb er am 14. October 1770, an eine Freundin, deren Namen in dem aufgefundenen Briefconcept nur durch F. („An Mamsell F.") angedeutet ist, „ich habe niemals so lebhaft erfahren, was das sei: vergnügt, ohne daß das Herz einigen Antheil hat, als jetzt, als hier in Straßburg. Eine ausgebreitete Bekanntschaft unter angenehmen Leuten, eine aufgeweckte, muntere Gesellschaft jagt mir einen Tag nach dem andern vorüber, läßt mir wenig Zeit zum Denken, und gar keine Ruhe zum Empfinden, und wenn man nichts empfindet, denkt man gewiß nicht an seine Freunde. Genug, mein jetziges Leben ist vollkommen, wie eine Schlittenfahrt, prächtig und klingelnd, aber eben so wenig für's Herz, als es für Augen und Ohren viel ist."

Dann heißt es weiter: „Sie sollten wohl nicht rathen, wie mir jetzt so unverhofft der Einfall kommt, Ihnen zu schreiben, und weil die Ursache so gar artig ist, muß ich's Ihnen sagen. Ich habe einige Tage auf dem Lande bei gar angenehmen Leuten zugebracht. Die Gesellschaft der liebenswürdigen Töchter vom Hause, die schöne Gegend und der freundlichste Himmel weckten in meinem Herzen jede schlafende Empfindung, jede Erinnerung an Alles, was ich liebe, daß ich kaum angelangt bin, als ich schon hier sitze und an Sie schreibe. Und daraus können Sie sehen, in wiefern man seine Freunde vergessen kann, wenn's Einem wohl geht. Es ist nur das schwärmende, zu bedauernde Glück, das uns unsrer selbst vergessen macht, das auch das Andenken an Geliebte verdunkelt; aber wenn man sich ganz fühlt, und still ist, und die reinen Freuden der Liebe und Freundschaft genießt, dann ist durch eine besondere Sympathie jede unterbrochene Freundschaft, jede halbverschiedene Zärtlichkeit wieder auf einmal lebendig."

Diese vertraute Herzensergießung ist die erste Hindeutung auf jenes Verhältniß unseres Freundes zu Friederike von Sesenheim, wodurch erst das Maß seines Glückes voll wurde. Die Umwandlung, die es auf einmal in seinem Gemüthsleben hervorbrachte, spiegelt sich schon deutlich in jedem Worte des eben angeführten tief empfundenen Briefes ab. Inniger beglückt mag er wohl nie in seinem Leben gewesen sein, als in der allerersten Zeit seiner Bekanntschaft mit Friederike Brion. Schade nur, daß der reine Himmelsglanz dieser Seligkeit so bald von heraufziehenden Wolken getrübt werden mußte.

Unsere Biographie wird sich wohl hüten, mit Wahrheit und Dichtung in der Darstellung dieser reizendsten aller Liebesidyllen zu wetteifern. Zu dem Gefühle der Vergeblichkeit eines solchen Bemühens gesellt sich indeß beruhigend der Gedanke, daß unsere Aufgabe auch eine ganz andere ist. Hier gilt es vielmehr; die Wahrheit aus der verklärenden Hülle der Dichtung herauszusondern, die ursprüngliche Gestalt, die sich, den entoptischen Er-

scheinungen ähnlich, im Spiegel der Poesie zu einem so entzückenden Bilde entzündet hat, zur Darstellung zu bringen. Viele werden dieses Geschäft undankbar, unnütz, ja tadelnswerth nennen. Aber der Biograph, der jenes Liebesverhältniß als ein Moment in der innern Entwickelung Goethe's zu betrachten hat, kann nicht umhin, es von den Zuthaten der dichtenden Einbildungskraft zu befreien, und wer daraus Nachtheil für das vom Dichtergeiste reflectirte Bild befürchtet, der übersieht, daß alle ächte Poesie, und somit auch jenes unvergleichliche idyllische Liebesgemälde bei jeder neuen Lectüre sich den Glauben des Lesers auf's Neue erzwingt.

Aus dem oben angeführten Briefe ergibt sich, daß es in der ersten Hälfte des Octobers 1770 gewesen sein muß, als Goethe, auf seines Freundes Weyland Zureden, mit diesem einen gastfreien Landprediger besuchte, der zu Sesenheim, unfern des sechs Stunden von Straßburg gelegenen Drusenheim, im Besitze einer guten Pfarre lebte. Der Prediger Johann Jakob Brion und seine als Muster einer tüchtigen, einsichtsvollen Hausfrau geschilderte Gattin, Maria Magdalena, geb. Schöll, leben noch jetzt in der dortigen Gegend in gesegnetem Andenken fort. Er war Vater von vier Töchtern und einem Sohne. Die älteste Tochter war frühe gestorben, die zweite, Maria Salome, heißt bei Goethe Olivia; der vierten, Sophie genannt, die damals ein Mädchen von etwa sieben Jahren sein mochte, erwähnt er gar nicht. Dem Sohne hat er, wie der zweiten Tochter, einen Namen aus Goldsmith's Landpriester von Wakefield geliehen, er nennt ihn Moses. Gerade die frischen Erinnerungen aus dieser Dichtung, mit welcher ihn so eben Herder bekannt gemacht, waren es, was über die ganze Familie des Landpredigers Brion einen poetischen Reiz in den Augen Goethe's verbreitete. Der mächtigste Magnet aber, der ihn mit unwiderstehlichem Zauber zu ihr hinzog, war die dritte Tochter Friederike, ein anmuthreiches Mädchen von etwa sechszehn Jahren.

Ein rosenfarb'nes Frühlingswetter
Lag auf dem lieblichen Gesicht,

so heißt es von ihr in einem seiner Gedichte aus jener Zeit, und nach mehr als vierzig Jahren gab er folgende jugendwarme Schilderung ihres ersten Erscheinens: „Ein kurzes, weißes, rundes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger als daß die nettsten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben; ein knappes, weißes Mieder und eine schwarze Taffetschürze — so stand sie auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arme, und so hatte ich das Vergnügen, sie beim ersten Blicke auf einmal in ihrer ganzen Anmuth und Lieblichkeit zu sehen und zu erkennen."

Zwei Tage verweilte Goethe, nach Wahrheit und Dichtung, bei dem ersten Besuche im Kreise dieser zweiten Primrosischen Familie, eine kurze Zeit, aber reich und intensiv belebt, „durch Wechselbeleuchtung von Roman und Wirklichkeit, Kleidungsmetamorphosen, Ueberraschungen und Märchen," woran der Leser nur mit einem Worte erinnert zu werden braucht. Der Eindruck, den diese Tage auf sein Gemüth gemacht, gibt sich schon in dem oben mitgetheilten Briefe an eine frühere Geliebte, und eben so deutlich in einem Briefe an Friederike vom 15. October in und zwischen den Zeilen zu erkennen. Es ist der erste und, leider! der einzige uns erhaltene Brief jener so lebhaft mit Friederike gepflogenen Correspondenz *), weßhalb wir ihn hier unverkürzt mittheilen:

„Str.(aßburg) am 15. October (1770).

Liebe neue Freundin!

Ich zweifele nicht, Sie so zu nennen; denn wenn ich mich anders nur ein klein wenig auf die Augen verstehe, so fand mein Auge, im ersten Blicke, die Hoffnung zu dieser neuen Freundschaft in Ihrem, und für unsere Herzen wollt' ich schwören; Sie, zärtlich und gut,

*) Die „Briefe von Friederike Brion aus den Jahren 1770 und 1771" in Freimund Pfeiffer's Buche „Goethe's Friederike" sind offenbar unächt. Der Herausgeber hat sie augenscheinlich nach den in „Wahrheit und Dichtung" gegebenen Daten componirt.

wie ich Sie kenne, sollten Sie mir, da ich Sie so liebe, nicht wieder ein bischen günstig sein?

Liebe, liebe Freundin,

Ob ich Ihnen was zu sagen habe, ist wohl keine Frage; ob ich aber just weiß, warum ich eben jetzo schreiben will, und was ich schreiben möchte, das ist ein Anderes; so viel merk' ich an einer gewissen innerlichen Unruhe, daß ich gerne bei Ihnen sein möchte, und in dem Falle ist ein Stückchen Papier so ein wahrer Trost, so ein geflügeltes Pferd für mich, mitten in dem lärmenden Straßburg, als es Ihnen in Ihrer Ruhe nur sein kann, wenn Sie die Entfernung von Ihren Freunden recht lebhaft fühlen.

Die Umstände unserer Rückreise können Sie sich ungefähr vorstellen, wenn Sie mir beim Abschiede ansehen konnten, wie leid es mir that, und wenn Sie beobachteten, wie sehr Weyland nach Hause eilte, so gern er auch unter anderen Umständen bei Ihnen geblieben wäre *). Seine Gedanken gingen vorwärts, meine zurück, und so ist es natürlich, daß der Discurs weder weitläufig noch interessant werden konnte **).

Zu Ende der Wanzenau machten wir Speculation den Weg abzukürzen, und verirrten uns glücklich zwischen den Moräſten; die Nacht brach herein ***), und es fehlte nichts, als daß der Regen,

*) Weyland hatte, nachdem Goethe in der Laube zu Sesenheim die Erzählung seines Märchens „die neue Melusine" beendigt, das Zeichen zum Aufbruche gegeben, „weil er, als ein fleißiger und in seinen Studien folgerechter akademischer Bürger, diese Nacht in Drusenheim zuzubringen, und morgen zeitig in Straßburg zu sein wünschte."

**) „Unser Nachtquartier erreichten wir beide schweigend, ich, weil ich einen Widerhaken im Herzen fühlte, der mich zurückzog, er, weil er etwas Anderes im Sinne hatte u. s. w." Wahrheit und Dichtung, Buch XI, im Anfange.

***) Dieß stimmt nun freilich nicht recht zu der Erzählung in Wahrheit und Dichtung, wornach sie „zeitig in Straßburg" zurück gewesen wären. Nach dem obigen Briefe zu urtheilen, machten die beiden Freunde diesen ersten Ausflug nicht, wie Goethe in Wahrheit und Dichtung erzählt, zu Pferde, sondern zu Fuße. Darauf deuten wenigstens das Wegabkürzen, das Verirren in den Moräſten, die „Beschwerlichkeiten der Reise", die Rolle, die Goethe auf dem Wege beständig in der Hand trug; und so war es natürlich, daß sie bei der vorgerückten Herbstzeit nicht früh am Tage in Straßburg ankommen konnten.

der einige Zeit ziemlich freigebig erschien, sich um etwas übereilt hätte, so würden wir alle Ursache gefunden haben, von der Liebe und Treue unserer Prinzessinen vollkommen überzeugt zu sein.

Unterdessen war mir die Rolle, die ich aus Furcht, sie zu verlieren, beständig in der Hand trug *), ein rechter Talismann, der mir die Beschwerlichkeiten der Reise alle hinwegzauberte. Und noch? — O, ich mag's nicht sagen, entweder Sie können's rathen, oder Sie glauben's nicht.

Endlich langten wir an, und der erste Gedanke, den wir hatten, der auch schon auf dem Wege unsere Freude gewesen war, endigte sich in ein Project, Sie bald wieder zu sehen.

Es ist ein gar zu herziges Ding um die Hoffnung, wieder zu sehen. Und wir Anderen mit den verwöhnten Herzchen, wenn uns ein bischen was leid thut, gleich sind wir mit der Arznei da und sagen: Liebes Herzchen, sei ruhig, du wirst nicht lange von ihnen entfernt bleiben, von den Leuten, die du liebst; sei ruhig, liebes Herzchen! Und dann geben wir ihm inzwischen ein Schattenbild, daß es doch was hat, und dann ist es geschickt und still wie ein kleines Kind, dem die Mama eine Puppe statt des Apfels gibt, wovon es nicht essen sollte.

Genug, wir sind nicht hier, und sehen Sie, daß Sie Unrecht hatten! Sie wollten nicht glauben, daß mir der Stadtlärm auf Ihre süße Landfreuden mißfallen würde. Gewiß, Mamsell, Straßburg ist mir noch nie so leer vorgekommen, als jetzo **). Zwar hoffe ich, es

Ueberhaupt hat Goethe ohne Zweifel in Nebenumständen Mancherlei anders dargestellt, da er das Meiste aus dämmernder Erinnerung niederschrieb. So spricht auch der früher angeführte Brief vom 14. October von einem Aufenthalte von „einigen Tagen" zu Sesenheim, während nach Wahrheit und Dichtung der erste Besuch nicht zwei ganze Tage gedauert haben könnte.

*) Vielleicht der mit dem Sesenheimer Schulmeister angefertigte erste Entwurf eines neu zu erbauenden Pfarrhauses, wornach er in der Stadt mit mehr Bequemlichkeit einen genauen Riß ausarbeiten wollte. Freilich hätte dann Goethe in Wahrheit und Dichtung dem zweiten Besuche in Sesenheim zugetheilt, was beim ersten geschah.

**) „Als ich in der Stadt wieder an meine Geschäfte kam, fühlte ich die Beschwerlichkeiten derselben mehr als sonst." W. u. D., Buch XI, im Anfange.

soll besser werden, wenn die Zeit das Andenken unserer niedlichen und muthwilligen Lustbarkeiten ein wenig ausgelöscht haben wird, wenn ich nicht mehr so lebhaft fühlen werde, wie gut, wie angenehm meine Freundin ist. Doch sollte ich das vergessen können oder wollen? Nein, ich will lieber das wenig Herzwehe behalten und oft an Sie schreiben.

Und nun noch vielen Dank, noch viele aufrichtige Empfehlungen Ihren theuren Aeltern; Ihrer lieben Schwester viel hundert — was ich Ihnen gern wieder gäbe."

Um uns die Bewegung vorzustellen, in welche damals sein Inneres versetzt war, bemerken wir vorgreifend, daß eben in jene Zeit auch seine erste Bekanntschaft mit Herder fiel. Dieser entschieden geniale junge Mann, der, wie Vieles und Großes er später geleistet, damals noch bei Weitem mehr und Größeres versprach, der von den kühnsten Gedanken und Entwürfen, dem regsten Schaffensdrange glühte, ließ unsern Freund in sein reich bewegtes Geistesleben blicken. Einen so ebenbürtigen Geist, als Herder, hatte Goethe bis dahin noch nicht kennen gelernt, einen gleich kräftigen Anstoß noch von Keinem empfangen. Er mußte sich seinen Eindrücken um so williger hingeben, je mehr ihm Herder an Weite der Umsicht über das literarische Wesen überlegen war. Zu dieser mächtigen Anregung gesellte sich nun noch eine rasch entglühende Leidenschaft, so daß des Beglückenden fast zu viel auf ihn eindrang. Wir würden einen hellern Einblick in seine damalige Gemüthsstimmung gewinnen, wenn uns ein in Goethe's Nachlaß verschlossener Brief des Dichters an seinen Freund Horn vom December 1770 vorläge, von welchem Eckermann (II, 136 f.) sagt: „Es zeigten sich schon Spuren vom Werther. Das Verhältniß zu Sesenheim ist angeknüpft, und der glückliche Jüngling scheint sich im Taumel der süßesten Empfindungen zu wiegen, und seine Tage halb träumerisch hinzuschlendern. Die Handschrift ist ruhig, rein und zierlich." Das Schlimme nur war, daß sein körperlicher Zustand nicht immer gegen die Gewalt und Fülle der geistigen Eindrücke sich im Gleichgewichte erhielt. Er fühlte häufig nach Tische sich die Kehle wie zugeschnürt, ein Uebel, das er erst später los wurde, als er einem rothen Weine entsagte, den er in der Pension zu trinken pflegte.

Als er eines Tages, von diesem Leiden bedrängt und mißstimmt, dem Clinicum beiwohnte, schloß der Lehrer, der seinen Zustand bemerkt haben mochte, den Vortrag mit der Aufforderung, die bevorstehenden kurzen Ferien zu erheiternden Excursionen in die schöne Umgegend zu benutzen. Goethe ließ sich das nicht umsonst gesagt sein und bestellte sogleich ein Pferd, um noch desselben Tages nach Sesenheim zu reiten. Diesen Ausflug schildert ohne Zweifel das schöne Gedicht „Willkommen und Abschied":

Mir schlug das Herz: geschwind zu Pferde!
Und fort, wild, wie ein Held zur Schlacht*)!
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht**);
Schon stund im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgethürmter Riese, da,
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von seinem Wolkenhügel
Schien kläglich aus dem Duft hervor***),
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsaus'ten schauerlich mein Ohr†);
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer —
Doch tausendfacher war mein Muth;
Mein Geist war ein verzehrend Feuer,
Mein ganzes Herz zerfloß in Gluth††).

Bei den kurzen Ferien, zu deren Benutzung der Professor ermahnt hatte, denkt man, nach dem früher Erzählten, am nächsten an die Weihnachtstage 1770, als die Zeit dieses Besuches zu Se-

*) Wir geben hier die beiden ersten Strophen in ihrer ältesten Form (vgl. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten 1, S. 111 ff.).

**) „Leider verzogen sich die Anstalten (zur Abreise), und ich kam nicht so früh weg, als ich gehofft hatte. So stark ich ritt, so überfiel mich doch die Nacht." Wahrheit und Dichtung, Buch XI, unfern des Anfanges.

***) „Der Mond beleuchtete mein leidenschaftliches Unternehmen." Ebendaselbst.

†) „Die Nacht war windig und schauerlich." Ebendaselbst.

††) „Ich sprengte zu, um nicht bis morgen früh auf ihren Anblick warten zu müssen." Ebendaselbst.

senheim, der in Wahrheit und Dichtung als der zweite dargestellt wird. Allein bei dieser Annahme befremdet es, daß es dort so gar sommerlich zuging. An der Seite seines lieben Mädchens, erzählt Goethe, habe er, während Mutter und Schwester Alles zum Empfange zahlreicher Gäste vorbereiteten, der herrlichen Sonntagsfrühe auf dem Lande genossen, wie sie uns der unschätzbare Hebel vergegenwärtigt. Nach der Predigt sammelte Friederike die von mehreren Seiten angekommenen, lustig durch einander schwirrenden Gäste zu einem Spaziergange nach einem schönen Platze in einem nahen Wäldchen, „Friederikens Ruhe" genannt, wo eine reichliche Collation sie erwartete und die Zeit bis zum Mittagessen mit geselligen Spielen verbracht wurde. Alles dieß deutet auf eine schönere Jahreszeit; und so läßt sich nicht zweifeln, daß Goethe später in Wahrheit und Dichtung den Weihnachtbesuch, der auch zu einem zweiten Besuche etwas fern von dem ersten im Anfange des Octobers liegt, mit einem oder mehreren dazwischen liegenden Ausflügen nach Sesenheim, oder vielleicht auch mit Besuchen in der schönen Jahreszeit 1771 zusammengeschmolzen hat*). Ueberhaupt hat der Dichter in seinem idyllischen Gemälde sich um den Wechsel der Jahreszeiten wenig bekümmert; jene ganze Zeit lag ihm in der Erinnerung wie ein Kranz von lauter sonnigen Frühlingstagen da, und so läßt er auch Friederike meistens auf einem Hintergrunde von blauem Aether, grünenden Bäumen und beblümten Wiesen erscheinen.

Die eben erwähnten Gesellschaftsspiele legten den Liebenden, wenn wir seiner eigenen spätern Erzählung trauen dürfen, eine schwere Prüfung auf. Seit jene Lucinde seine Lippen verwünscht hatte, nahm er sich, wie er selbst berichtet, sorgfältig in Acht, ein Mädchen zu küssen, aus Furcht, sie „auf eine unerhörte geistige Weise zu beschädigen." So kam es denn auch hier darauf an, da solche Spiele großentheils auf Pfandlösungen durch Küsse hinauslaufen, alles Talent und allen Humor aufzubieten, um durch einen Vers aus dem Stegreife oder sonst einen glücklichen und geistreichen Kunstgriff einem Kusse auszuweichen. Die Gewandtheit, womit er sich hierbei benahm, und die erhöhte Aufmerksamkeit gegen Friederike, wodurch seine Leidenschaft sich für diese Entsagung zu entschädigen suchte, mußten ihm rascher ihre Gegenliebe erwerben. Damals schrieb wahrscheinlich Goethe die tiefgefühlten Zeilen, die sich im Sesenheimer Liederbuche fanden*), worüber unten weiter die Rede sein wird:

Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle,
Ihr Herz gewann ich mir beim Spiele,
Und sie ist nun von Herzen mein.
Du gabst mir, Schicksal, diese Freude,
Nun laß auch**) morgen sein wie heute,
Und lehr' mich ihrer würdig sein.

Unterdeß ging es immer tiefer in den Winter hinein; aber den feurig Liebenden hielt weder Frost noch Schnee von einem raschen Ritte nach Sesenheim ab; und wenn er der Geliebten fern war, so wob ein unausgesetzter Briefwechsel zwischen ihnen ein geistiges Band. Mitunter wanderten auch poetische Herzensergüsse nach Sesenheim hinüber, von denen sich folgende Verse erhalten haben***):

Ich komme bald, ihr gold'nen Kinder,
Vergebens sperret uns der Winter
In unsre warmen Stuben ein.
Wir wollen uns zum Feuer setzen,
Und tausendfältig uns ergötzen,
Und lieben, wie die Engelein.
Wir wollen kleine Kränzchen winden,
Wir wollen kleine Sträußchen binden,
Wir wollen kleine Kinder sein.

Aus dem nächsten Frühlinge (1771) hat sich uns ein Morgenständchen erhalten, zwar leicht hingeworfen und der polirenden Nachfeile entbehrend, aber voll seelenvoller Natürlichkeit und Einfachheit. Wir schalten es hier ein, da es in der Gedichtsammlung fehlt:

*) Düntzer überträgt, was Goethe selbst (Bd. 22, S. 6 f.) vom zweiten Besuch erzählt, unbedenklich auf den unten zu erwähnenden Besuch um Pfingsten 1771.

*) Vergl. Goethe's Werke (Ausg. in 40 Bdn.), VI, 63.
**) In der Gedichtsammlung: Nun laß mich morgen sein wie heute.
***) Ebendaselbst VI, 64.

Erwache, Friederike!
Vertreib' die Nacht,
Die einer deiner Blicke
Zum Tage macht!
Der Vögel sanft Gestüster
Ruft liebevoll,
Daß mein geliebt Geschwister*)
Erwachen soll.

Ist dir dein Wort nicht heilig
Und meine Ruh?
Erwache! Unverzeihlich!
Noch schlummerst du?
Ach, Philomelens Kummer
Schweigt heute still,
Weil dich der böse Schlummer
Nicht meiden will.

Es zittert Morgenschimmer
Mit blödem Licht
Erröthend durch dein Zimmer,
Und weckt dich nicht.
Am Busen deiner Schwester,
Der für dich schlagt,
Entschläfst du immer fester,
Je mehr es tagt.

Ich seh' dich schlummern, Schöne;
Vom Auge rinnt
Mir eine süße Thräne
Und macht mich blind.
Wer kann es fühllos sehen,
Wer wird nicht heiß,
Und wär' er von den Zehen
Zum Kopf von Eis.

Vielleicht erscheint dir träumend,
O Glück! mein Bild,
Das halb voll Schlaf und träumend
Die Musen schilt.

*) Collectiv für: Schwestern (Friederike und Salome). Düntzer läßt mich sagen: Friederike und Sophie, und polemisirt dann in seiner Weise dagegen. Es ist freilich nicht schwer, die Behauptung eines Andern zu discreditiren, wenn man sich erlaubt, dieselbe zu verdrehen.

Erröthen und Erblassen
Sieh sein Gesicht;
Der Schlaf hat ihn verlassen,
Doch wacht er nicht.

Die Nachtigall im Schlafe
Hast du versäumt,
Drum höre nun zur Strafe,
Was ich gereimt.
Schwer lag auf meinem Busen
Des Reimes Joch,
Du schönste meiner Musen,
Du — schliefst ja noch.

Aber jetzt hatte auch diese Liebe schon ihre Mittagshöhe erreicht. In den schäumenden Becher seines Glückes begann die Ahnung, „daß er nach Schatten greife," daß dieses Verhältniß ein schöner, aber flüchtiger Jugendtraum sei, manchen Tropfen Wermuth fallen zu lassen. Das vorher mitgetheilte Morgenständchen gehört wahrscheinlich einem längeren Aufenthalte Goethe's in Sesenheim vor und um Pfingsten 1771 an. Aus dieser Zeit sind uns glücklicher Weise einige Briefe an Salzmann aufbewahrt worden, die uns einen tiefern Blick in seinen damaligen Gemüthszustand eröffnen, als es irgend eine erzählende Darstellung vermöchte*). „Ich komme," schreibt er aus Sesenheim an Salzmann, „oder nicht, oder — das alles werd' ich besser wissen, wenn's vorbei ist, als jetzt. Es regnet draußen und drinnen, und die garstigen Winde von Abend rascheln in den Rebenblättern vor'm Fenster, und meine animula vagula ist, wie das Wetterhähnchen drüben auf dem Kirchthurme: dreh dich! dreh dich! das geht den ganzen Tag, obschon das bück dich! streck dich! eine Zeit her aus der Mode gekommen ist. Punctum. Meines

*) Durch Auslassungen verstümmelt, finden sich diese Briefe schon mitgetheilt in H. Döring's Schrift: „Goethe in Frankfurt a. M., in den Jahren 1757 bis 1775". Die dort beigefügten Data der einzelnen Briefe sind erfunden; in den Originalen fehlen die Data. Pfeiffer in seinem Buche: „Goethe's Friederike", der überhaupt ohne Kritik verfahren und Dichtung und Wahrheit mit der Absicht, zu mystificiren, gemischt hat, ist in der Datirung der Briefe aus Sesenheim der Döring'schen Schrift gefolgt.

Wissens ist das das erste auf dieser Seite. Es ist schwer, gute Perioden und Puncte zu seiner Zeit zu machen; die Mädchen machen weder Komma, noch Punctum, und es ist kein Wunder, wenn ich Mädchennatur annehme. Doch lern' ich schön Griechisch, denn, daß Sie's wissen, ich habe in der Zeit, daß ich hier bin, meine griechische Weisheit so vermehrt, daß ich fast den Homer ohne Uebersetzung lese. Und dann bin ich vier Wochen älter; Sie wissen, daß das viel bei mir gesagt ist, nicht weil ich viel, sondern weil ich Vieles thue. — Behüt' mir Gott meine liebe Aeltern. Behüt' mir Gott meine liebe Schwester. Behüt' mir Gott meinen lieben Herrn Actuarius. Und alle frommen Herzen. Amen."

Es fühlt sich schon in diesem Briefe, und noch mehr in den sogleich mitzutheilenden, bei jedem Worte durch, daß eine geheime Unruhe in ihm zitterte, die ihm keinen friedlichen Genuß seines Glückes gestattete. Etwas mochte dazu auch sein körperlicher Zustand beitragen. Es quälte ihn ein anhaltender Brustkatarrh, welcher Husten und Athembeengung verursachte. „Nun wär' es wohl bald Zeit, daß ich käme," heißt es im nächsten Briefe an Salzmann; „ich will auch und will auch, aber was will das Wollen gegen die Gesichter um mich herum! Der Zustand meines Herzens ist sonderbar, und meine Gesundheit schwankt wie gewöhnlich durch die Welt, die so schön ist, als ich sie lange nicht gesehen habe. Die angenehmste Gegend, Leute, die mich lieben, ein Cirkel von Freuden! Sind nicht die Träume meiner Kindheit alle erfüllt? frage ich mich manchmal, wenn sich mein Aug' in diesem Horizonte von Glückseligkeiten herumweidet. Sind das nicht die Feengärten, nach denen du dich sehntest? — Sie sind's, sie sind's. Ich fühl' es, lieber Freund, daß man um kein Haar glücklicher ist, wenn man erlangt, was man wünschte. Die Zugabe! die Zugabe! die uns das Schicksal zu jeder Glückseligkeit drein wiegt! Lieber Freund, es gehört viel Muth dazu, in der Welt nicht mißmuthig zu werden." Fragen wir, was er mit dieser Zugabe meint, so läßt sich wohl an nichts Anderes denken, als an das tiefe Gefühl, daß es ein Treubruch an ihm selbst wäre, wenn er solchen Verhältnissen treu bliebe, wenn er die Seele, die bestimmt war, einen unendlich großen Kreis von Freuden und Leiden zu durchmessen, so frühe und für immer in diese idyllisch begränzte Sphäre einschränkte.

Jene Zugabe war, wie sie ein Kritiker treffend bezeichnet hat, „das fortstrebende Feuer, welches ihn drängte, seine Leidenschaft an immer höheren Erscheinungen zu prüfen und die Flügel seines Genius zu immer ferneren Gestirnen empor zu heben." Aber wen verletzt es nicht, den Jüngling bei dem hellsten Bewußtsein von der Unbeständigkeit seiner Neigungen dennoch immer neue und neue Verhältnisse dieser Art anknüpfen zu sehen? Er wußte im Voraus, daß er schwerlich in einer Liebe ein volles Genügen der Seele finden werde, und doch setzte er immer von Neuem die Ruhe eines weiblichen Herzens auf's Spiel. „Als Knabe pflanzt' ich ein Kirschbäumchen im Spielen," so fährt der obige Brief an Salzmann fort, „und ich hatte die Freude, es blühen zu sehen; ein Maifrost verderbte die Freude mit der Blüthe, und ich mußte ein Jahr warten, da wurden sie schön und reif; aber die Vögel hatten den größten Theil gefressen, eh' ich eine Kirsche versucht hatte; ein ander Jahr waren's die Raupen, dann ein genäschiger Nachbar, dann der Mehlthau; und doch, wenn ich Meister über einen Garten werde, so pflanz' ich dennoch wieder Kirschbäumchen."

Die zarten Fühlfäden, welche feineren Frauengemüthern für die Seelenzustände ihrer Geliebten eigen sind, fehlten auch Friederiken nicht. Daraus erklärt sich leicht ihr damaliges „Traurigkranksein," wovon Goethe im folgenden Briefe an Salzmann schreibt: „Unserm Herrn Gott zu Ehren geh' ich dießmal nicht aus der Stelle, und weil ich Sie so lang nicht sehen werde, denk' ich, es ist gut, wenn du schreibst, wie dir's geht. Nun geht's freilich so ziemlich gut; der Husten hat sich durch Cur und Bewegung so ziemlich gelöst, und ich hoffe, er soll bald ziehen. Um mich herum ist's aber nicht sehr hell: die Kleine fährt fort, traurig krank zu sein, und das gibt dem Ganzen ein schiefes Ansehen. Nicht gerechnet Conscia mens, und leider nicht recti, die mit mir herumgeht." Hierauf bestellt er an Salzmann zwei Pfund „Zuckerbäckerwesen", durch dessen Uebersendung er zu süßeren Mäulern Anlaß geben werde, als man seit einiger Zeit zu sehen gewohnt sei. „Getanzt hab' ich und die Aelteste," heißt es dann weiter, „Pfingstmontags, von 2 Uhr nach Tisch bis 12 Uhr in der Nacht, an Einem fort, außer einigen In-

termezzo's von Essen und Trinken. Der Herr Amtsschulz von Reschwog hatte seinen Saal hergegeben; wir hatten brave Schnurranten erwischt, da ging's wie Wetter! Ich vergaß des Fiebers, und seit der Zeit ist's auch besser. Sie hätten's wenigstens nur sehen sollen. Das ganze Mich in das Tanzen versunken! — Und doch, wenn ich sagen könnte: ich bin glücklich, so wäre das besser, als das alles. — Wer darf sagen: ich bin der Unglückseligste? sagt Edgar. Das ist auch ein Trost, mein lieber Mann. Der Kopf steht mir wie eine Wetterfahne, wenn ein Gewitter heraufzieht und die Windstöße veränderlich sind."

Es läßt sich denken, daß es seinem Mentor Salzmann zu Herzen gehen mußte, den jungen Freund in einem so unentschiedenen Gemüthszustande zu sehen. Salzmann's Antwortschreiben sind uns zwar nicht erhalten; aber aus Goethe's Briefen erhellt, daß sein Pädagog, als ein wahrer zweiter Sokrates, nicht mit Ermahnungen auf ihn eindrang. Wohl aber mag er im Stillen auf ein wirksameres Mittel gesonnen haben, dem von Liebesbanden Umschlungenen die zu einem Entschlusse nöthige Gemüthsfreiheit wiederzugeben. Unterdeß erhielt er von Goethe noch ein Paar Billete, worin sich die Fortdauer derselben Unschlüssigkeit kund gab. Das erste mit dem Datum „Mittwoch Nachts" lautet: „Ein paar Worte ist doch immer mehr, als nichts. Hier sitz' ich zwischen Thür' und Angel. Mein Husten fährt fort; ich bin zwar sonst wohl, aber man lebt nur halb, wenn man nicht Athem holen kann. Und doch mag ich nicht in die Stadt. Die Bewegung und freie Luft hilft wenigstens, was zu helfen ist, nicht gerechnet. — Die Welt ist so schön! so schön! Wer's genießen könnte! Ich bin manchmal ärgerlich darüber, und manchmal halte ich mir erbauliche Erbauungsstunden über das Heute, über diese Lehre, die unserer Glückseligkeit so unentbehrlich ist, und die mancher Professor der Ethik nicht faßt, und keiner gut vorträgt. Adieu, Adieu. Ich wollte nur ein Wort schreiben, Ihnen für's Zuckerdings zu danken, und Ihnen sagen, daß ich Sie liebe." — Das andere Billet ist auf ein Quartblatt von blauem Conceptpapier geschrieben, vermuthlich ein Stück des Umschlags jener Zuckersachen: „Die Augen fallen mir zu; es ist erst Neun. Die liebe Ordnung! Gestern Nachts geschwärmt, heute früh von Projecten aus dem Bette

gepeitscht! O, es sieht in meinem Kopfe aus, wie in meiner Stube; ich kann nicht einmal ein Stückchen Papier finden, als dieses blaue. Doch alles Papier ist gut, Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe, und dieses doppelt: Sie wissen, wozu es bestimmt war. Leben Sie vergnügt, bis ich Sie wiedersehe. In meiner Seele ist's nicht ganz heiter; ich bin zu wachend, als daß ich nicht fühlen sollte, daß ich nach Schatten greife. Und doch — Morgen um 7 Uhr ist das Pferd gesattelt und dann Adieu!"

Hatte der Pfingstaufenthalt in Sesenheim Goethe lange von Straßburg und seinen Studien ferngehalten, so führte ihn bald darauf in den Johanniferien ein neuer Ausflug in eine weitere Entfernung. Wir meinen die in Wahrheit und Dichtung ausführlich erzählte Reise nach Saarbrück, deren Beschreibung wahrscheinlich nach einem genau geführten Reisediarium ausgearbeitet worden ist, und daher nur einen geringen Zusatz von Dichtung erhält. Nachweislich fällt sie in das letzte Drittel des Juni 1771. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß Salzmann bei dieser Reise insgeheim seine Hand im Spiele hatte. Um dem jungen Freunde, der sich, „verwöhnten Herzens," wie er war, seiner Leidenschaft überließ und dem Schicksale die Wendung der Dinge anheimgab, einen Anstoß zu freier Besinnung und kräftiger Selbstermannung zu geben, schien eine zerstreuende Reise, die zugleich einen Blick in die Weite der Welt und des Lebens eröffnete, ein sehr zweckmäßiges Mittel zu sein. Zwei werthe Tischgenossen, Weyland und Engelbach, boten sich ihm zu Reisegenossen an. Goethe sagt selbst, daß dieser Ausflug „in manchem Sinne für ihn folgereich" gewesen sei. Natur, Gartenkunst, Architektur, industrielles und geselliges Leben, Alterthümer gewährten ihm eine Fülle von Anschauungen, die in näherer und fernerer Zukunft fruchtbringend nachwirkten. Der Weg ging über Zabern, wo das bischöfliche Schloß mit seinem Garten die Bewunderung der Reisenden erregte. Am andern Morgen staunten sie die im Glanze der aufgehenden Sonne vor ihnen liegende berühmte Zaberner Steige an, eine über die fürchterlichsten Felsen aufgemauerte, schlangenweise bequem hinaufführende Chaussee. Sie übernachteten in Buchsweiler, dem Geburtsorte Weylands, der ihnen eine gute Aufnahme vorbereitet hatte. Hier fand Goethe Gelegenheit,

einen Blick in die Zustände einer kleinen Stadt zu thun, welche durch die größere Nähe und Fühlbarkeit der Familienverhältnisse und die intensivere Geselligkeit seinem jugendlichen Sinne sehr zusagten. Eine nahgelegene Anhöhe, der Baschberg, ganz aus Muscheln zusammengehäuft, machte ihn zuerst auf solche Documente der Vorwelt aufmerksam, und gewährte zugleich einen herrlichen Blick auf das Elsaß, von dem er feierlich Abschied nahm, um sich am andern Morgen nach Lothringen zu wenden. Als nun die Freunde nordwestwärts, an dem alten Bergschlosse Lützelstein vorbei, in die Region der Saar und Mosel hinabritten, begann der Himmel sich zu trüben. Ueber Saargemünd gelangten sie nach Saarbrück, das ihnen wie ein lichter Punct in dem felsigen Waldlande erschien. Präsident von Günderode empfing sie hier und bewirthete sie drei Tage lang auf's Gastfreundlichste.

Vom nächsten Tage nach der Ankunft in Saarbrück hat sich ein Briefconcept Goethe's erhalten, welches schon den Beginn einer solchen Wirkung dieser Reise erkennen läßt, wie Salzmann sie, nach unserer Annahme, beabsichtigte. Bilder früherer Geliebten waren wieder lebhaft in seinem Innern aufgetaucht, ältere Verhältnisse, die seinem Gemüthe größere Freiheit gelassen, waren mit dem jetzigen, das ihm so enge Fesseln anlegte, verglichen worden, und der Vergleich war nicht zum Vortheile des letztern ausgefallen. Das Concept ist „Saarbrück, am 27. Juni" datirt und „an Mamsell F." gerichtet, vermuthlich dieselbe Freundin, der sich Goethe in der ersten Regung seiner Liebe zu Friederiken erinnert hatte. „Wenn das alles aufgeschrieben wäre, liebe Freundin," so lautet der Brief, „was ich an Sie gedacht, da ich diesen schönen Weg hierher machte, und alle herrlichen Abwechselungen eines herrlichen Sommertages in der süßesten Ruhe genoß: Sie würden Mancherlei zu lesen haben und manchmal empfinden, und oft lachen. Heute regnet's, und in meiner Einsamkeit finde ich nichts Reizenderes, als an Sie zu denken, an Sie, das heißt zugleich an Alle, die Sie lieben, die mich lieben, und auch sogar an Käthchen, von der ich doch weiß, daß sie gegen meine Briefe sein wird, was sie gegen mich war, und daß sie — Genug, wer sie auch nur als Silhouette gesehen hat, der kennt sie. — Gestern waren wir den ganzen Tag geritten, die Nacht kam

herbei, und wir kamen eben auf's Lothringische Gebirg, da die Saar im lieblichen Thale unten vorbei fließt. Wie ich so rechter Hand über die grüne Tiefe hinaussah *), und der Fluß in der Dämmerung so graulich und still floß, und linker Hand die schwere Finsterniß des Buchenwaldes vom Berg über mich herabhing, wie um die dunkelen Felsen durch Gebüsch die leuchtenden Vögelchen **) still und geheimnißvoll zogen, da wurd's in meinem Herzen so still, wie in der Gegend, und die ganze Beschwerlichkeit des Tages war vergessen, wie ein Traum, man braucht Anstrengung, um ihn im Gedächtnisse aufzusuchen. — Welch' Glück ist's, ein leichtes, ein freies Herz zu haben! Muth treibt uns an zu Beschwerlichkeit, zu Gefahren; aber große Freuden werden nur mit großer Mühe erworben. Und das ist vielleicht das Meiste, was ich gegen die Liebe habe. Man sagt, sie mache muthig; nimmermehr! Sobald unser Herz weich ist, ist es schwach. Wenn es so ganz warm an seine Brust schlägt, und die Kehle wie zugeschnürt ist, und man Thränen aus den Augen zu drücken sucht, und in einer unbegreiflichen Wonne dasitzt, wenn sie fließen: o, da sind wir so schwach, daß uns Blumenketten fesseln, nicht weil sie durch irgend eine Zauberkraft stark sind, sondern weil wir zittern, sie zu zerreißen. — Muthig wird wohl der Liebhaber, der in Gefahr kommt, sein Mädchen zu verlieren; aber das ist nicht mehr Liebe, das ist Neid. Wenn ich Liebe sage, so verstehe ich die wiegende Empfindung, in der unser Herz schwimmt, immer auf einem Flecke sich hin und her bewegt, wenn irgend ein Reiz es aus der gewöhnlichen Bahn der Glückseligkeit gerückt hat. Wir sind, wie Kinder auf dem Schaukelpferde, immer in Bewegung, immer in Arbeit und nimmer vom Fleck. Das ist das wahrste Bild eines Liebhabers. Wie traurig wird die Liebe, wenn man so genirt ist; und doch können Verliebte nicht leben, ohne sich zu geniren. —

*) Vergl. Wahrheit und Dichtung, Buch X (Bd. XXI, S. 252) der Ausg. in 40 Bdn.: „Das Thal der Saar ist zu beiden Seiten von Bergen begleitet, die traurig heißen könnten, wenn nicht an ihrem Fuße sich eine unendliche Folge von Wiesen und Matten, die Huhnau genannt, erstreckte."

**) Vergl. ebendaselbst S. 257: „Wie vor einigen Nächten, an den Ufern der Saar, leuchtende Wolken Johanniswürmer zwischen Fels und Busch um uns schwebten."

Sagen Sie meinem Fränzchen, daß ich noch immer ihr bin. Ich habe sie viel lieb, und ich ärgerte mich oft, daß sie mich so wenig genirte; man will gebunden sein, wenn man liebt. — Ich hatte einen Freund, dessen Mädchen oft die Gefälligkeit hatte, bei Tisch des Liebsten Füße zum Schemel der ihrigen zu machen*). Es geschah eines Abends, daß er aufstehen wollte, ehe es ihr gelegen war; sie drückte ihren Fuß auf den seinigen, um ihn durch diese Schmeichelei festzuhalten; unglücklicher Weise kam sie mit dem Absatze auf seine Zehen; er stand viele Schmerzen aus, und doch kannte er den Werth einer Gunstbezeugung zu sehr, um seinen Fuß zurückzuziehen."

Wir können uns nicht versagen, eine geistreiche Bemerkung hier aufzunehmen, wozu A. Schöll durch diesen Brief veranlaßt worden. Das Schreiben aus Saarbrück, sagt er, verräth bereits, daß den Liebenden „sein leidenschaftliches Verhältniß zu Friederiken nunmehr zu ängstigen anfing." Von dieser Empfindung, die er der Geliebten nicht gestehen konnte, sucht er sich durch Ergüsse an die ferner gerückte ehemalige Herzensfreundin zu erleichtern. Ihr vertraut er, daß Liebe nicht muthig mache, sondern beklommen, weich, schwach; daß sie traurig werde, „weil man so genirt ist." Nach solchen Geständnissen war es nicht allzu verfänglich, wenn er, in den scherzhaften Ton übergehend, beifügte: „Sagen Sie meinem Fränzchen, daß ich noch immer ihr bin. Ich habe sie viel lieb, und ich ärgerte mich oft, daß sie mich so wenig genirte," womit er sich hier, da es eben erst hieß: „Verliebte können nicht leben, ohne sich zu geniren," auf die artigste Weise für ungebunden erklärt. Es ist wohl Niemand anders, als Fränzchen selbst, dem er diesen Auftrag an Fränzchen gibt, wie ja der Brief jenem frühern an Mamsell F. sich anschließt (er steht mit ihm auf demselben Bogen). Auch des Schreibenden guter Freund, den sein Mädchen einst dadurch angenehm genirte, daß sie ihm auf den Fuß trat, und das Mädchen selbst waren vermuthlich genau so gut dem Fränzchen, als der Empfängerin des Auftrags an Fränzchen bekannt. Er fand aber in dieser Erinnerung an die zärtliche Fußklemme ein scherzhaftes Symbol seiner jetzigen ernsthaftern Lage; und der ganze Text, der in den Augen der Freundin (wenn sie ihn

*) Siehe S. 209 oben.

wirklich zu lesen bekam) nur die halb sentimentale, halb neckende Wiederholung früherer Tändeleien sein konnte, war für ihn selbst Beichte einer wahren gegenwärtigen Leidenschaft für jene Dritte, die, der Freundin unsichtbar, hier heimlich unter allen denen hereingeführt war, „die Sie lieben, die mich lieben," vor die als deckende Vexir-Maske noch das böse Käthchen vorgeschoben wurde. Dieß Ineinanderverkleiden von Einst und Jetzt, Bekenntniß und Heimlichkeit, dieß Verknüpfen aus einander liegender Reize, um einen am andern zu mildern, und mit der geschmeidigen Phantasie der Jugend das ringende Herz in der Schwebe zu erhalten, ist nicht leichtsinniger als treu, nicht schlauer als unschuldig. Im arglos aufgeschlossenen Gemüthe selbst fließt Wahrheit in Täuschung und aus der Täuschung wieder Wahrheit. Wenn am Ende die guten Mädchen zu kurz kamen, war es, weil dieselbe Gemüthsenthaltung fortging, die sich an ihnen bewegt hatte, und er hatte ihnen nicht zu viel, sondern zu wenig gestanden.

Indeß war der Saarbrücker Aufenthalt keineswegs ganz so zärtlichen Rückerinnerungen und sentimentalen Betrachtungen gewidmet; Goethe benutzte ihn, sobald der Himmel sich aufzuklären begann, zu Excursionen in die Umgegend, die ihn vielseitig unterrichteten. Namentlich ward er hier in das Interesse der Berggegenden eingeweiht und jene Lust zu ökonomischen und technischen Betrachtungen, die ihn so viel in seinem Leben beschäftigten, zuerst in ihm erregt. Er besuchte die Duttweiler Steinkohlengruben und lernte Eisen- und Alaunwerke, ja sogar einen brennenden Berg, und im Vorbeigehen die Friedrichsthaler Glashütte kennen. Als er nach einem unter so bedeutenden Anschauungen und Erfahrungen verlebten Tage, von der Nacht überrascht, mit dem begleitenden Freunde in Neunkirchen einkehrte, trieb es ihn noch spät wieder in's Freie hinaus. Ganz allein suchte er das höher gelegene, leer stehende Jagdschloß auf, das weit über Berg und Wälder blickte, und setzte sich auf die Stufen vor den großen Glasthüren hin. „Hier, mitten im Gebirge," so erzählt er selbst, „über einer waldbewachsenen, finstern Erde, die gegen den heitern Horizont einer Sommernacht nur noch finsterer erschien, das brennende Sterngewölbe über mir, saß ich an der verlassenen Stätte lange mit mir selbst und glaubte niemals eine solche Einsamkeit em-

pfunden zu haben. Wie lieblich überraschte mich daher aus der Ferne der Ton von ein paar Waldhörnern, der auf einmal wie ein Balsamduft die ruhige Atmosphäre belebte. Da erwachte in mir das Bild eines holden Wesens, das von den bunten Gestalten dieser Reisetage in den Hintergrund gewichen war; es enthüllte sich immer mehr und mehr, und trieb mich von meinem Platze nach der Herberge, wo ich Anstalten traf, mit dem Frühesten abzureisen."

Der Rückweg wurde, mit größerer Eile als der Hinweg, über Zweibrücken, Bitsch und Niederbrunn eingeschlagen. In der Gegend des letzten Ortes wehte ihn der Geist des Alterthumes an, „dessen ehrwürdige Trümmer in Resten von Basreliefs und Inschriften, Säulenknäufen und Schäften ihm aus Bauerhöfen, zwischen wirthschaftlichem Wust und Geräthe, gar wundersam entgegenleuchteten." An der nahe gelegenen Wasenburg, den Ruinen eines deutschen, auf römische Reste gebauten Schlosses, „verehrte" er eine gut erhaltene Inschrift, die dem Merkur ein dankbares Gelübde abstattet. Dann ging es weiter durch Reichshofen und Hagenau auf Richtwegen, welche ihm die Neigung schon andeutete, nach dem geliebten Sesenheim zurück.

Wenn er hier nun auch nicht wieder so lange, als vor und um Pfingsten verweilte, sondern der Studien und übrigen Verhältnisse wegen sich öfters in die Stadt begeben mußte, so scheint er doch mehr in Sesenheim als in Straßburg gewesen zu sein, woraus sich denn auf die Regelmäßigkeit seiner Collegienbesuche ein Schluß machen läßt. In diese Zeit fallen vielleicht auch einige Ausflüge, deren die Selbstbiographie erwähnt *), „diesseits und jenseits des Rheins, nach Hagenau, Fort-Louis, Philippsburg, der Ortenau" und den Rheininseln gefallen sein, die er mit Friederiken, in kleinerer oder

*) Düntzer findet es „unbegreiflich", wie ich diese Ausflüge nach der Saarbrücker Reise setzen konnte, „also in den Juli, zu welcher Zeit die Familie Brion nach Straßburg kam." Aber warum verschweigt er dabei, daß ich den Besuch der Sesenheimer Frauen zu Straßburg in die letzte Hälfte des Juli oder die erste des August versetze? Und was berechtigt ihn, denselben der ersten Hälfte des Juli zuzuweisen? Deutet nicht der Umstand, daß es Goethe'n damals „unmöglich fiel, innerhalb vierzehn Tagen auf's Land zu kommen," auf die Zeit der Promotion (6. August) hin?

größerer Gesellschaft, unternahm, und wobei er die Personen, die er in Sesenheim als Gäste vereinigt gesehen, als freundliche, gastfreie Wirthe zerstreut wieder fand. Aber auch, wenn er in Straßburg war, lebte und beschäftigte er sich häufig nur für Friederike. So malte er ihr ein paar Bänder, wie sie eben erst Mode geworden waren, und sandte sie ihr mit einem allerliebsten Gedichtchen zu, welches später in die Sammlung der Lieder aufgenommen worden:

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen dir mit leichter Hand
Gute junge Frühlingsgötter
Tändelnd auf ein luftig Band *) u. s. w.

Dieses Liedchen zeichnet sich unter den für Friederike gedichteten durch seinen zauberischen Wohlklang und den leichten und lieblichen Fluß der Sprache aus. Der Schluß desselben:

Fühle was dieß Herz empfindet,
Reiche frei mir deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein schwaches Rosenband!

scheint darauf hinzudeuten, daß er damals auf Augenblicke wenigstens noch sehr ernstlich entschlossen war, sein Verhältniß auch in der Entfernung nicht aufzugeben, wie er denn auch selbst in Wahrheit und Dichtung gesteht, daß er sich zuweilen „über die Zukunft ganz eigentlich geblendet" habe. Noch bestimmter spricht sich dieß in dem Gedichte: „An die Erwählte" aus:

Hand in Hand! und Lipp' auf Lippe!
Liebes Mädchen, bleibe treu!
Lebewohl, und manche Klippe
Fährt dein Liebster noch vorbei u. s. w.

Hier ist es ihm so sehr Ernst um Fortsetzung des Verhältnisses, daß er ausruft:

*) Die älteste Form des Gedichtes s. in meinem Commentar zu Goethe's Ged. I, S. 106 f.

Aber wenn er einſt den Hafen,
Nach dem Sturme, wieder grüßt,
Mögen ihn die Götter ſtrafen,
Wenn er ohne dich genießt!

Daß er ſich ſchon eine Lebenslage, einen Ort ausgedacht hatte, wo ſie ſpäter als Verbundene mit einander leben ſollten, zeigen die Verſe:

Schon iſt mir das Thal gefunden,
Wo wir einſt zuſammen geh'n,
Und den Strom in Abendſtunden
Sanft hinunter gleiten ſehn;
Dieſe Pappeln auf den Wieſen,
Dieſe Buchen in dem Hain!
Ach! und hinter allen dieſen
Wird doch auch ein Hüttchen ſein.

Dieſes Gedicht verſetzt uns indeß ſchon in die Zeit unmittelbar vor dem Aufbruche aus Straßburg, in welcher ſich, nach ſeinem eigenen Berichte, „Alles gar gewaltſam über einander drängte, wie es immer zu gehen pflegt, wenn man ſich von einem Orte loslöſen ſoll." Darauf beziehen ſich die Verſe:

Wär ich müßig dir zur Seite,
Drückte noch der Kummer mich;
Doch in aller dieſer Weite
Wirk' ich raſch und nur für dich*).

Wir müſſen aber den Leſer noch einmal in eine etwas frühere Zeit, etwa in die zweite Hälfte des Juli, oder die erſte des Auguſt 1771 zurückführen. Um dieſe Zeit war Friederike mit ihrer Mutter und der ältern Schweſter in der Stadt bei verwandten Familien zu Beſuche, welche in gutem Anſehen und behaglichen Vermögensum-

*) Der ausdrücklichen Angabe der „chronologiſchen Ueberſicht von Goethe's Schriften" zuwider ſetzt Düntzer dieſes Gedicht in die neunziger Jahre, und ſucht dieſes durch Hinweiſung auf „den ganzen Ton und die hohe Vollendung" deſſelben zu rechtfertigen, als ob es nicht Goethe'ſche Gedichte von gleicher Formvollendung und ähnlichem Tone aus der Straßburger, und ſelbſt aus der Leipziger Zeit (ich erinnere nur an das Hochzeitlied) gäbe.

ſtänden lebten. Die drei Frauen hatten, ungeachtet dringender Einladungen, dieſen Beſuch wegen ihrer Abneigung vor dem ſtädtiſchen Aufenthalte, lange hinausgeſchoben, bis der Umſtand, daß Goethe einmal innerhalb vierzehn Tagen (vielleicht der Promotion wegen), gar nicht auf's Land kommen konnte, den Ausſchlag gab. Auch über dieſen Aufenthalt iſt uns ein Document erhalten, ein Gedicht, welches Goethe, wie es ſcheint, gleich nach der Rückkehr der Frauen nach Seſenheim an Friederike richtete:

Ach, biſt du fort? aus welchen güld'nen Träumen
Erwach' ich jetzt zu meiner Qual!
Kein Bitten hielt dich auf, du wollteſt doch nicht ſäumen,
Du flogſt davon zum zweiten Mal.

Zum zweiten Mal ſah ich dich Abſchied nehmen,
Dein göttlich Aug' in Thränen ſteh'n,
Für deine Freundinnen — des Jünglings ſtummes Grämen
Blieb unbemerkt, ward nicht geſehn.

O warum wandteſt du die holden Blicke
Beim Abſchied immer von ihm ab?
O warum ließeſt du ihm nichts, ihm nichts zurücke,
Als die Verzweiflung und das Grab?

Wie iſt die Munterkeit von ihm gewichen!
Die Sonne ſcheint ihm ſchwarz, der Boden leer,
Die Bäume blüh'n ihm ſchwarz, die Blätter ſind verblichen,
Und Alles welket um ihn her.

Er läuft in Gegenden, wo er mit dir gegangen,
Im krummen Bogengang, im Wald, am Bach,
Und findet dich nicht mehr und weinet voll Verlangen
Und voll Verzweiflung dort dir nach.

Dann in die Stadt zurück; doch die erweckt ihm Grauen,
Er findet dich nicht mehr, Vollkommenheit!
Ein Andrer mag nach jenen Puppen ſchauen,
Ihm ſind die Närrinnen verleid't.

O laß dich doch, o laß dich doch erflehen,
Und ſchreib ihm einmal nur — ob du ihn liebſt!
Ach, oder laß ihn nie dich wiederſehen,
Wenn du ihm dieſen Troſt nicht gibſt.

Wie? nie dich wiederseh'n? — Entsetzlicher Gedanke,
Ström' alle deine Qual auf mich!
Ich fühl' — ich fühl' ihn ganz — es ist zu viel — ich wanke —
Ich sterbe, Grausame, für dich.

Kann irgend ein Gedicht des Sesenheimer Liederbüchleins Zweifel an seiner Aechtheit hervorrufen, so ist es dieses. Es klingt wie der forcirte Liebesausbruch eines der alltäglichsten Versemacher. Dazu kommt, daß es gar nicht recht zu Goethe's Mittheilungen in Wahrheit und Dichtung über Friederikens Stadtbesuch stimmen will. Goethe sagt, er habe die Frauen gern von der Stadt scheiden sehen, es sei ihm bei ihrer endlichen Abfahrt wie ein Stein vom Herzen gefallen, weil er bemerkt habe, wie unbehaglich sich besonders Olivie (Salome) in den städtischen Verhältnissen fühlte. Auch mochte er lieber Friederikens Bild „auf einem Hintergrunde von schwankenden Baumzweigen, beweglichen Bächen, nickenden Blumenwiesen und einem meilenweit freien Horizonte, als in städtischen, zwar weiten Zimmern, aber doch in der Enge, in Bezug auf Tapeten, Spiegel, Sanduhren und Porzellanpuppen erblicken." Ferner erscheint dort das Verhältniß der beiden Liebenden als ein so durchaus sicheres und vertrauensvolles, daß man nicht begreift, warum Friederike beim Abschied ihr Auge von ihm wendet, warum er an ihrer Liebe zweifelt, von Verzweiflung und Gram spricht u. s. w. Wenn aber dennoch das Gedicht, wie sich nicht wohl bezweifeln läßt, authentisch ist, so lassen sich nicht uninteressante Folgerungen daraus ziehen. Einmal bestätigt es, was wir auch sonst zu bemerken mehrfach Gelegenheit hatten, daß auf Goethe's reizende Darstellung seines Verhältnisses zu Friederiken ganz besonders die Bezeichnung „Wahrheit und Dichtung" passe, daß er hier über Manches einen verschönernden Flor gebreitet. Er mochte über die „Laune des Verliebten", womit er vor ein paar Jahren ein Leipziger Käthchen so sehr gepeinigt hatte, auch jetzt noch nicht ganz Herr geworden sein; so würde sich wenigstens Friederikens Benehmen gegen ihn, wie es hier im Gedichte erscheint, und seine Stimmung, erklären. Oder hatte Friederike, weil sie seine Unschlüssigkeit, seinen innern Kampf bemerkte, sich entschieden, die Initiative zur Auflösung des Verhältnisses zu ergreifen? Dann zeigt sich ferner, wie wenig Goethe's

Poesie, wenn er im Taumel der Leidenschaft dichtete, jenes ihr sonst eigene Zaubersiegel des schönsten Maßes, des zartesten Geschmackes, trägt, und wie sehr wir uns zu freuen haben, daß er in der Regel erst, nachdem er sich aus der unruhigen Hast der Leidenschaft, aus der dunkeln Gährung der Empfindungen herausgearbeitet hatte, die Leier ergriff und alsdann nur noch, wie Vilmar sagt, das Gefühl der Leidenschaft und der Herzensunruhe, in die reinste Harmonie verschmolzen, durch die Töne des Gedichtes leise hindurchbeben ließ.

Wir haben wiederholt das Sesenheimer Liederbüchlein genannt, und vor und nach eine Reihe Gedichte aus demselben ausgehoben. Es scheint hier nun die geeignete Stelle, darüber dem Leser etwas Näheres mitzutheilen. Im Jahre 1838 machte Aug. Stöber im Musenalmanach von Chamisso und Schwab vier Gedichte Goethe's an Friederike bekannt*), wovon sich drei nicht in der Sammlung der Goethe'schen Gedichte befinden: „Erwache, Friederike"**), dann das zuletzt angeführte Lied: „Ach, bist du fort" und das folgende, welches dem Herbste 1771 angehören muß:

Ein grauer, trüber Morgen
Bedeckt mein liebes Feld;
Im Nebel tief verborgen
Liegt um mich her die Welt.
O liebliche Fried'rike,
Dürft' ich nach dir zurück!
In einem deiner Blicke
Liegt Sonnenschein und Glück.

Der Baum, in dessen Rinde
Mein Nam' bei deinem steht,
Wird bleich vom rauhen Winde,
Der jede Lust verweht.
Der Wiesen grüner Schimmer
Wird trüb wie mein Gesicht,
Sie seh'n die Sonne nimmer,
Und ich Fried'riken nicht.

*) Nochmals abgedruckt in Stöber's Schrift: „Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim." (Basel, 1842.) S. 111 ff.

**) Siehe oben S. 270.

Bald geh' ich in die Reben
Und herbste Trauben ein,
Umher ist Alles Leben,
Es sprudelt neuer Wein.
Doch in der öden Laube
Ach! denk' ich, wär' Sie hier!
Ich brächt' ihr diese Traube,
Und Sie — was gäb' Sie mir?

Diesen Gedichten folgt als Nr. 4 eines, das in der Goethe'schen Gedichtsammlung in drei Gedichte zerlegt ist, mit den Ueberschriften: Friederike („Jetzt fühlt der Engel"), Ueber Tisch („Nun sitzt der Ritter an dem Orte") und Nach Sesenheim („Ich komme bald, ihr goldnen Kinder"). Wie Stöber uns berichtet, fanden sich diese Gedichte im Besitze von Sophie Brion, die im Jahre 1838 noch als Greisin zu Niederbronn lebte. Die Originalien waren ihr abhanden gekommen; aber sie versicherte, die Abschriften seien getreu. Abgerissen standen noch dabei: „Es schlägt mein Herz, geschwind zu Pferde!" (bis: „Sah schläfrig aus dem Duft hervor") und: „Kleine Blumen, kleine Blätter." Im folgenden Jahre veröffentlichte H. Döring in dem Werkchen: „Goethe in Frankfurt am Main" nochmals die obigen Gedichte, ohne seine Quelle zu bezeichnen; wahrscheinlich entlehnte er sie aus dem Musenalmanach. Dann machte Fr. Laun im Jahre 1840 im Morgenblatte*), mit Beziehung auf Näke's bekannte Schrift: „Wallfahrt nach Sesenheim" interessante Mittheilungen über Goethe's Gedichte an Friederike. Näke hatte nach seinem Besuche in Sesenheim noch weitere Erkundigungen durch einen seiner ehemaligen Zuhörer, Herrn Kr., eingezogen. Diesen zufolge besaß Sophie Brion noch ein ganzes Bändchen Gedichte, theils von Friederikens Hand, theils von Goethe's bald höchst zierlicher, bald nachlässiger Hand geschrieben. Außerdem hatte Sophie wohl dreißig Briefe Goethe's an die Geliebte gehabt, sie aber verbrannt, weil „diese Briefe sie ärgerten." Mehrere, sagte sie, seien noch im Besitze eines Neffen, deßgleichen ein Manuscript der Mitschuldigen. Anderes und eine Uebersetzung

*) Nr. 213 ff.

des ganzen Ossian von Goethe's Hand, waren ihr durch einen Pfarrer Spohr, dem sie es zum Abschreiben geliehen, unter nichtigen Vorwänden zurückbehalten worden. Aus jenem Bändchen nun wurden im Morgenblatte abermals die bereits von Stöber veröffentlichten Gedichte mitgetheilt, nebst einem neuen, mit der Ueberschrift: „Als ich in Saarbrücken war."

Endlich hat Freimund Pfeiffer im Jahre 1841 in einer besondern Schrift: „Goethe's Friederike," als Anhang das Sesenheimer Liederbuch, und zwar viel vollständiger, als wir es bis dahin kannten, herausgegeben*). Einige Lieder rühren nicht von Goethe her, sondern sind Volkslieder („O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt", „Vom Wald bin ich kommen, wo's stockfinster ist", „Es wirbt ein schöner Knabe", „Frag' alle Bekannte"). Dann enthält die Pfeiffer'sche Sammlung außer den früher von Stöber und Laun bekannt gemachten Gedichten noch das schöne „Mailied" („Wie herrlich leuchtet mir die Natur"), ferner das Gedicht, welches im Götz von Berlichingen, nach seiner ältesten Gestalt, Liebetraut im ersten Auftritte des zweiten Actes zur Cither singt („Berg auf und Berg ab und Thal aus und Thal ein"), Willkommen und Abschied („Mir schlug das Herz, geschwind zu Pferde!"), das Lied, von einem selbstgemalten Bande begleitet („Kleine Blumen, kleine Blätter"), und vier bisher unbekannte Gedichte („Du küssest deinen kleinen Hund", „Was nützt die Rose, wenn man sie nicht bricht", „Ach Chloe, von der schönen Linde" und „Das letzte Roth am Himmel wich"). Pfeiffer will diese Liedersammlung im Jahre 1838 in Sophien's Besitz gefunden haben. Hierbei fällt es nun auf, daß Stöber zu derselben Zeit nur eine unvollständige Copie, und Pfeiffer das ganze Originalbändchen vorfand. Besaß vielleicht Sophie eine Abschrift und das Original zugleich, und wollte, durch die Erfahrungen mit dem Pfarrer Spohr ängstlich gemacht, letzteres dem Herrn Stöber nicht anvertrauen? Wir wollen aber auch eine andere Möglichkeit oder vielmehr Wahrscheinlichkeit nicht verschweigen, daß nämlich Pfeiffer sein Sesenheimer Liederbuch selbst zusammengesetzt habe. Die Schrift, worin er es mittheilt, enthält

*) Abgedruckt in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten I, S. 97 ff.

mancherlei Mystificationen, z. B. Briefe von Friederike, die augenfällig unächt sind, ein angeblich von Goethe herrührendes französisches Gedicht, das gleichfalls untergeschoben ist, fingirte Data Goethe'scher Briefe u. s. w., so daß ein Zweifel an der Aechtheit seines Sesenheimer Liederbuches sehr nahe liegt*).

Keinen Verdacht gegen seine Authenticität erregt ein kleines Gedicht: „Auf einen Baum, im Wäldchen bei Sesenheim" **), welches der oben erwähnte Herr Kr. von Sophie Brion erhielt. Diese wollte von der in Wahrheit und Dichtung vorkommenden „Friederikensruhe", d. h. von diesem Namen nichts wissen. „Nachtigallwäldel" habe man den Ort genannt, weil die Nachtigallen, wie die Bauern gesagt, so viel darin plärrten, daß man des Nachts kaum schlafen könne. Sie sprach besonders von vier schönen Buchen, die dort gestanden, mit oben in einander verschränkten Aesten, so daß sie ein Schutzdach gegen den Regen bildeten. Eines Tages habe man eine vom Schreiner besorgte Tafel mit den Namen vieler Freunde dort aufgehängt, und ganz zu unterst habe Goethe seinen Namen geschrieben mit folgenden Versen:

Dem Himmel wachs' entgegen
Der Baum, der Erde Stolz.
Ihr Wetter, Stürm' und Regen,
Verschont das heil'ge Holz!
Und soll ein Name verderben,
So nehmt die obern in Acht!
Es mag der Dichter sterben,
Der diesen Reim gemacht ***).

Wir kommen noch mit ein paar Worte auf die oben beiläufig erwähnte Uebersetzung von Ossian von Goethe zurück. Daß er, nach

*) Seitdem ich die obigen Bemerkungen über Pfeiffer's Schrift in der ersten Auflage dieses Werks veröffentlicht habe, ist die Unächtheit jener Schrift und zugleich des darin enthaltenen „Sesenheimer Liederbuchs" in dem von Herrig und mir herausgegebenen Archiv für das Studium der neuern Sprachen und Literaturen durch H. Düntzer nachgewiesen worden.

**) Es ist in die neuesten Ausgaben von Goethe's sämmtl. Werken übergegangen; s. Ausg. in 40 Bdn., Bd. 6, S. 63.

***) Ueber der Correctur erfahre ich, daß in einer eben erschienenen Schrift von Prof. Bergk in Freiburg noch zwei auf Friederike bezügliche Lieder mitgetheilt sind, die sich durch reine Empfindung und gefällige Sprache auszeichnen.

Sophien's Angabe, den Ossian ganz übertragen, unterliegt einigem Zweifel. Von dieser Arbeit, die ihn eine geraume Zeit in Anspruch genommen hätte, findet sich weder in Wahrheit und Dichtung, noch in dem, was sich aus jener Periode an Briefen und Papieren erhalten hat, eine Andeutung. Wohl aber steht es fest, daß die später in Werther's Leiden aufgenommene Uebertragung der Gesänge von Selma in ihrer ältesten Form der Sesenheimer Periode angehört und für Friederike angefertigt worden ist. Aug. Stöber hat sie in seiner Schrift „Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim" aus Friederiken's Nachlasse und nach Goethe's Handschrift, mit Beibehaltung der Orthographie des Originals, abdrucken lassen. Sie weicht bedeutend von der spätern Gestalt ab, wie schon die Vergleichung des ersten Abschnittes zeigen kann, der ursprünglich so lautete*):

„Stern der niedersinkenden Nacht! Schön ist dein Licht im Westen! Du hebest dein lockiges Haupt aus deiner Wolke: ruhig wandelst du über deinen Hügel. Was siehst du nach der Ebene? Es ruhen die stürmischen Winde. Das Murmeln der Ströme kommt aus der Ferne. Brüllende Wellen klettern den entlegenen Felsen hinan. Die Fliegen des Abends schweben auf ihren zarten Schwingen, das Summen ihres Zuges ist über dem Fels. Wonach blickst du, schönes Licht? Aber du lächelst und gehst. Fahre wohl, du schweigender Strahl, daß das Licht in Ossian's Seele heraufsteige."

Ein von Stöber seiner Schrift angehängtes Facsimile zeigt uns, mit wie zierlicher Hand Goethe diese Uebersetzung für seine Geliebte aufgeschrieben, und läßt vermuthen, daß er keinen geringen Werth auf sie gelegt habe.

Wie die Sesenheimer Liedersammlung und die Uebersetzung der Gesänge von Selma, so schließt sich auch das Märchen: „Die neue Melusine" an Goethe's Liebesverhältniß zu Friederiken an. Er trug es in der Sesenheimer Laube vor, und schrieb es erst in späterm Lebensalter nieder, um es in die Wanderjahre aufzunehmen **). Da er, was hier dem Barbier in den Mund gelegt ist, in Sesenheim ohne Zweifel in erster Person von sich selbst erzählte, so fällt es auf, daß er

*) Vergl. Goethe's sämmtl. Werke (Ausg. in 40 Bdn.). Bd. 14, S. 133.

**) S. Goethe's sämmtl. Werke (Ausg. in 40 Bdn.) Bd. 19, S. 56 ff.

einen Abenteurer zum Helden seines Märchens machte, der den Mädchen so schlechte Begriffe von den Männern geben mußte. Goethe meint, dieß Märchen verhalte sich zum neuen Paris, wie ungefähr der Jüngling zum Knaben. In mancher Beziehung mag man diesen Ausspruch gelten lassen; aber der Held der neuen Melusine erscheint doch nicht wie der fortentwickelte Held des Knäbenmärchens; der Letztere versprach etwas Größeres für die Jünglingsjahre. Göschel hat auch dieses Märchen zu deuten versucht*), und namentlich einen innigen Zusammenhang desselben mit der Grundidee des Wilhelm Meister nachweisen wollen. Allein wir wissen, daß Goethe dergleichen Deutungen ganz ablehnte. „Ich hätte gar nicht anzugeben gewußt," sagt er ausdrücklich von der neuen Melusine, „wie ich auf den Einfall gekommen. In Gedanken mochte ich mich gern mit solchen Späßen, ohne weitere Beziehung, beschäftigen, und so, glaube ich, sollte es auch Andern sein, wenn ich sie erzählte." So meisterhaft die Darstellung dieses Märchens in den Wanderjahren ist, so meint doch Goethe, daß es damals, mündlich vorgetragen, von ungleich größerer Wirkung gewesen sei. „Der Mensch," sagt er, „ist eigentlich nur berufen, in der Gegenwart durch seine Persönlichkeit zu wirken; Schreiben ist ein Mißbrauch der Sprache, stille für sich Lesen ein trauriges Surrogat der Rede." Ohne Zweifel wird der liebende Jüngling im Feuer des Erzählens, durch die gespannte Theilnahme der Hörerinnen entzückt, manchen glücklichen Zug improvisirt haben, den Goethe sechsunddreißig Jahre später **) nicht wieder aufzufrischen vermochte, wofür andererseits dem mündlichen Vortrage gewiß die streng kunstmäßige Fassung der schriftlichen Darstellung abging. Goethe scheint mit diesem Märchen ganz besonders zufrieden gewesen zu sein. „Daß eine gewisse humoristische Anmuth," schrieb er 1827, „aus der Verbindung des Unmöglichen mit dem Gemeinen, des Unerhörten mit dem Gewöhnlichen entspringen könne, davon hat der Verfasser der neuen Melusine ein Zeugniß zu geben getrachtet. Er hütete sich aber den Versuch zu wiederholen, weil das Unternehmen schwieriger ist, als man denkt."

*) Vergl. S. 61 ff.

**) Er schrieb 1807 die neue Melusine auf.

Vierzehntes Capitel.

Bekanntschaft mit Herder. Herder's Einwirkung auf Goethe. Interesse für die Volkspoesie, für Homer, Ossian, den Landprediger von Wakefield, Shakespeare. Abwendung von französischer Literatur und Sprache. Anfänge des Götz von Berlichingen, Faust, Julius Cäsar. Dissertation. Promotion. Schöpflin, Koch, Oberlin. Interesse für Alterthümer. Excursionen. Abschiedsbesuch bei Friederiken. Heimreise über Mannheim. Besuch des Antikensaales.

Indem wir im vorigen Capitel Goethe's Verhältniß zu Friederike von Sesenheim und die daraus hervorgegangenen poetischen Productionen im Zusammenhange zu skizziren versuchten, berührten wir, um eine zerstückelte Darstellung zu vermeiden, ein gleichzeitig entstandenes, noch bedeutenderes Verhältniß nur im Vorbeigehen. Es ist die Verbindung mit Herder, worüber jetzt das Nähere nachzuholen ist. Goethe's persönliches Bekanntwerden mit Herder fiel wahrscheinlich noch in den September 1770. Aus des Letztern Briefwechsel geht hervor, daß er anfangs dieses Monats nach Straßburg kam, wo er über ein halbes Jahr, bis in den April 1771, verweilte. Ob Goethe schon in den ersten Tagen von Herder's Anwesenheit mit ihm zusammentraf, läßt seine Erzählung nicht bestimmt erkennen; er sagt nur, daß seine Tischgesellschaft, sobald sie von der Gegenwart des berühmten Mannes hörte, großes Verlangen getragen, sich demselben zu nähern, und daß ihm dieses Glück zuerst ganz unvermuthet und zufällig im Gasthofe zum Geist zu Theil geworden. Jedenfalls fand diese erste Begegnung vor der Operation statt, die Herder im October 1770 durch Lobstein in Straßburg wegen einer Augenfistel vornehmen ließ; denn Goethe wohnte jener Operation bei und besuchte Herder'n fleißig die ganze Zeit der Cur hindurch bis zu seinem Abschiede. Demnach drückt sich Goethe in Wahrheit und Dichtung nicht genau aus, wenn er von „wenigen Wochen" seines Zusammenlebens mit Herder spricht.

Man darf unbedenklich behaupten, daß, die ersten ganz unmeßbaren Eindrücke abgerechnet, die Goethe in der Kinderzeit von seinen Aeltern empfing, kein einziger von allen Menschen, mit denen er bisher zusammengetroffen, so tief und nachhaltig auf ihn einge-

wirkt habe, als Herder. Dieser war aber auch unstreitig die bedeutendste Persönlichkeit, die ihm bis dahin vorgekommen war. Die Natur hatte ihn nicht, wie Goethe'n, zum Schaffen genialer, unvergänglicher Kunstwerke bestimmt, er trat in der Geschichte der Poesie nur als ein Bahn brechender, das Verständniß erschließender, das Bewußtsein weckender Geist auf, aber als solcher auch so großartig, wie kaum ein zweiter. Die ihm verliehene, durch Hamann geförderte, durch Homer's und Shakespeare's Werke genährte Fähigkeit, die er der Mitwelt eingeflößt und auf die Nachwelt vererbt hat, war, wie Vilmar vortrefflich erörtert hat, „die, sich an das eigenthümliche, innerste, edelste Leben aller Nationen anzuschließen, das eigene Innere diesen fremden Elementen liebend zu eröffnen, sie zu erfassen, und in das eigene Herz, in das eigene Blut und Leben aufzunehmen; seine Fähigkeit war der Universalismus in der großartigsten, damals noch von keinem Menschen auf Erden erreichten, ja von keinem nur gedachten und begriffenen Weise." „Durch ihn wurde," so fügt Vilmar an einer andern Stelle hinzu, „das, was Klopstock und Lessing begonnen, und Wieland nach seiner Art vorbereitet hatte, ausgeführt und so weit vollendet, daß es nunmehr nur eines Genies bedurfte, welches an lebensvollen Dichtergestalten diese Vermählung des deutschen Geistes mit dem Geiste der fremden Völker zur Offenbarung und Wirklichkeit brachte," — und dieser Genius war Goethe.

Daß Goethe zu einem so großen Berufe ausersehen war, davon scheint Herder damals keine Ahnung gehabt zu haben. In seinen Briefen aus Straßburg, so weit uns diese jetzt vorliegen, geschieht Goethe's keine Erwähnung; selbst in den Berichten von den langwierigen Leiden der Augencur, wobei Goethe ihm doch über so manche trübe Stunde getreulich hinweghalf, gedenkt er seiner mit keinem Worte*). In späteren Briefen Herder's gibt sich mitunter eine starke Verstimmung gegen Goethe kund; so nennt er ihn in einem Briefe an Merck vom 17. Nov. 1772, mit undeutlicher Beziehung „einen elenden Wahrsager, Naturkenner und Zeichendeuter," mit dem er es

*) Die jüngst erschienene Schrift „Aus Herder's Nachlaß" zeigt, daß Goethe aus Straßburg an ihn schrieb, und einen „Riesewurzbrief" zur Antwort erhielt, der „sein ganzes Ich erschütterte".

kaum der Mühe werth halte, so viele Worte zu wechseln, als der geplagte Hiob mit seinen Freunden, unter denen Goethe just zuletzt komme, wie Elihu. Etwas früher schrieb er aus Bückeburg an seine Braut: „Goethe ist wirklich ein guter Mensch, nur etwas leicht und spatzenmäßig, worüber er meine ewigen Vorwürfe gehabt hat. Er war mitunter der Einzige, der mich in Straßburg in meiner Gefangenschaft besuchte, und den ich gern sah; auch glaube ich ihm, ohne Lobrednerei, einige gute Eindrücke gegeben zu haben, die einmal wirksam werden können." Zu dieser Verkennung von Goethe's hoher Bestimmung trug ohne Zweifel das Verhalten desselben bei. Als der Jüngere, Anregungsbedürftige war er dem reichen, angestaunten Freunde gegenüber empfänglich und passiv. Zwar behauptet er, gegen Herder besonders zutraulich gewesen zu sein; aber an einer andern Stelle bekennt er, ihm gerade das Interesse an Gegenständen, die ihn auf's Tiefste bewegten, wie an seinem Götz und Faust, sorgfältig verheimlicht zu haben. Kein Wunder, daß er ärmer erschien, als er wirklich war.

Um so imponirender mußte aber der Eindruck sein, den Herder auf Goethe machte. Eine ungeheure Belesenheit rechtfertigte den Namen „lebendige Bibliothek", den man ihm schon damals gab; und zwar hatte er in seinem grenzenlosen Wissensdurste sich diese Fülle der Kenntnisse sicher und folgerecht angeeignet, während Goethe, der sich auch in allerlei Gebieten umgesehen, nur das festgehalten hatte, was ihm angeflogen war. Herder überschaute den damaligen Stand der Literatur, von welcher Goethe in seiner Frankfurter Einsamkeit nur spärliche und zerstückelte Kenntniß genommen. Als Schriftsteller hatte Herder bereits durch seine Fragmente zur deutschen Literatur (1767) und die kritischen Wälder (1768) die Aufmerksamkeit der Nation auf sich gezogen. Man staunte den jungen Mann an, der mit Geist und Gelehrsamkeit, in dem kühnen Tone der antiquarischen und Literaturbriefe, über die Notabilitäten der Schriftstellerwelt Gericht hielt. Was in Goethe nur als Ahnung schlummerte, das war in ihm zur hellen, wirkenden Einsicht geworden. Er erkannte, mit Hamann, die Poesie als die Muttersprache der Völker, als ein inniges Bedürfniß, und zwar als eines der ersten und höchsten Bedürfnisse des menschlichen Geistes an, und drang auf

wirkt habe, als Herder. Dieser war aber auch unstreitig die bedeutendste Persönlichkeit, die ihm bis dahin vorgekommen war. Die Natur hatte ihn nicht, wie Goethe'n, zum Schaffen genialer, unvergänglicher Kunstwerke bestimmt, er trat in der Geschichte der Poesie nur als ein Bahn brechender, das Verständniß erschließender, das Bewußtsein weckender Geist auf, aber als solcher auch so großartig, wie kaum ein zweiter. Die ihm verliehene, durch Hamann geförderte, durch Homer's und Shakespeare's Werke genährte Fähigkeit, die er der Mitwelt eingeflößt und auf die Nachwelt vererbt hat, war, wie Vilmar vortrefflich erörtert hat, „die, sich an das eigenthümliche, innerste, edelste Leben aller Nationen anzuschließen, das eigene Innere diesen fremden Elementen liebend zu eröffnen, sie zu erfassen, und in das eigene Herz, in das eigene Blut und Leben aufzunehmen; seine Fähigkeit war der Universalismus in der großartigsten, damals noch von keinem Menschen auf Erden erreichten, ja von keinem nur gedachten und begriffenen Weise." „Durch ihn wurde," so fügt Vilmar an einer andern Stelle hinzu, „das, was Klopstock und Lessing begonnen, und Wieland nach seiner Art vorbereitet hatte, ausgeführt und so weit vollendet, daß es nunmehr nur eines Genies bedurfte, welches an lebensvollen Dichtergestalten diese Vermählung des deutschen Geistes mit dem Geiste der fremden Völker zur Offenbarung und Wirklichkeit brachte," — und dieser Genius war Goethe.

Daß Goethe zu einem so großen Berufe ausersehen war, davon scheint Herder damals keine Ahnung gehabt zu haben. In seinen Briefen aus Straßburg, so weit uns diese jetzt vorliegen, geschieht Goethe's keine Erwähnung; selbst in den Berichten von den langwierigen Leiden der Augencur, wobei Goethe ihm doch über so manche trübe Stunde getreulich hinweghalf, gedenkt er seiner mit keinem Worte*). In späteren Briefen Herder's gibt sich mitunter eine starke Verstimmung gegen Goethe kund; so nennt er ihn in einem Briefe an Merck vom 17. Nov. 1772, mit undeutlicher Beziehung „einen elenden Wahrsager, Naturkenner und Zeichendeuter," mit dem er es

*) Die jüngst erschienene Schrift „Aus Herder's Nachlaß" zeigt, daß Goethe aus Straßburg an ihn schrieb, und einen „Riesewurzbrief" zur Antwort erhielt, der „sein ganzes Ich erschütterte".

kaum der Mühe werth halte, so viele Worte zu wechseln, als der geplagte Hiob mit seinen Freunden, unter denen Goethe just zuletzt komme, wie Elihu. Etwas früher schrieb er aus Bückeburg an seine Braut: „Goethe ist wirklich ein guter Mensch, nur etwas leicht und spatzenmäßig, worüber er meine ewigen Vorwürfe gehabt hat. Er war mitunter der Einzige, der mich in Straßburg in meiner Gefangenschaft besuchte, und den ich gern sah; auch glaube ich ihm, ohne Lobrednerei, einige gute Eindrücke gegeben zu haben, die einmal wirksam werden können." Zu dieser Verkennung von Goethe's hoher Bestimmung trug ohne Zweifel das Verhalten desselben bei. Als der Jüngere, Anregungsbedürftige war er dem reichen, angestaunten Freunde gegenüber empfänglich und passiv. Zwar behauptet er, gegen Herder besonders zutraulich gewesen zu sein; aber an einer andern Stelle bekennt er, ihm gerade das Interesse an Gegenständen, die ihn aufs's Tiefste bewegten, wie an seinem Götz und Faust, sorgfältig verheimlicht zu haben. Kein Wunder, daß er ärmer erschien, als er wirklich war.

Um so imponirender mußte aber der Eindruck sein, den Herder auf Goethe machte. Eine ungeheure Belesenheit rechtfertigte den Namen „lebendige Bibliothek", den man ihm schon damals gab; und zwar hatte er in seinem grenzenlosen Wissensdurste sich diese Fülle der Kenntnisse sicher und folgerecht angeeignet, während Goethe, der sich auch in allerlei Gebieten umgesehen, nur das festgehalten hatte, was ihm angeflogen war. Herder überschaute den damaligen Stand der Literatur, von welcher Goethe in seiner Frankfurter Einsamkeit nur spärliche und zerstückelte Kenntniß genommen. Als Schriftsteller hatte Herder bereits durch seine Fragmente zur deutschen Literatur (1767) und die kritischen Wälder (1768) die Aufmerksamkeit der Nation auf sich gezogen. Man staunte den jungen Mann an, der mit Geist und Gelehrsamkeit, in dem kühnen Tone der antiquarischen und Literaturbriefe, über die Notabilitäten der Schriftstellerwelt Gericht hielt. Was in Goethe nur als Ahnung schlummerte, das war in ihm zur hellen, wirkenden Einsicht geworden. Er erkannte, mit Hamann, die Poesie als die Muttersprache der Völker, als ein inniges Bedürfniß, und zwar als eines der ersten und höchsten Bedürfnisse des menschlichen Geistes an, und drang auf

die Rückkehr von der gemachten, conventionellen, tändelnden Dichtkunst der letzten Jahrhunderte zur wahren und nothwendigen der ältesten Zeit. In ihm stellte sich jener Sturm gegen alle abstruse Schulgelehrsamkeit, jener Drang nach der Entwickelung des ganzen Menschen, jene Emancipation der Empfindung und Leidenschaft, welche die mit ihm erst recht anhebende Genie-Periode charakterisiren, gleichsam verkörpert dar. Wie jung er war, so hatte er doch schon die bedeutendsten Erfahrungen durchlebt. Er hatte schon ein wichtiges Lehr- und Predigtamt zu Riga bekleidet, und war, „geliebt von Stadt und Gemeine, dennoch vom Gipfel des Beifalls, taub zu allen Vorschlägen, unter Thränen Aller, die ihn kannten, weggegangen, weil ihm sein Genius unwiderstehlich zurief: „Nutze deine Jahre und blicke in die Welt" *). Im J. 1769 war er nach Nantes und Paris gereis't, um in einer neuen Welt ein neues Leben zu beginnen. Auf der Seefahrt dorthin brachen vollends, wie Gervinus sagt, „die Dämme, die den Strom seiner inneren Thätigkeiten bisher noch zurückgehalten hatten." Ein während derselben geführtes Tagebuch gibt das sprechendste Zeugniß von der prometheischen Himmelsstürmerei, dem wahrhaft Faustischen Geiste, der sich damals in Herder regte. Zu dieser ungeheuren Bewegung hatte sich noch, als er in Straßburg ankam, so eben der Aufruhr gesellt, den die erste ernste Liebe in sein Gemüth warf. Es läßt sich denken, wie mächtig der Einblick in einen solchen Geist auf Goethe wirken mußte.

Insbesondere für Goethe's Charakter war dieser Umgang mit Herder eine zwar unbehagliche, aber wohlthätige Bildungsschule. Wir wissen aus dem Frühern, wie sanft unser Zögling des Glücks bisher auch von den Menschen, die ihn umgaben, behandelt worden war. Die Liebenswürdigkeit seines Gemüthes, wenn er in guter Stimmung war, seine Talente, sein gewinnendes, ja eroberndes Aeußere bestachen Jedermann, so daß selbst ältere Personen sich in seine Launen fügten. Ueberdieß herrschte seit der Zeit der anakreontischen Dichter und der Bremer Beiträge unter den Literaten ein wechselseitiges Loben und Schönthun, und so war auch Goethe bisher nur in Kreise gekommen, wo dieses „Geltenlassen, Heben und

*) Brief von 1770.

Tragen" Sitte war. Jetzt wurde nun durch die Bekanntschaft mit Herder, der das Schimpfen und Schelten, welches er von Hamann hatte erdulden müssen, an seinen jungen Freunden wieder reichlich übte, Alles was in Goethe von „Selbstgefälligkeit, Bespiegelungslust, Stolz und Hochmuth" lag, einer sehr harten Prüfung ausgesetzt. In Herder's Gemüth, der seine Kindheit und Jugend unter dem Drucke der Armuth und eines pedantischen Schulzwanges verbrachte, hatte sich schon frühe eine Reizbarkeit, eine Bitterkeit eingeprägt, die er nie ganz zu bemeistern vermochte. In Straßburg gab vollends das Augenübel mit dem daraus entspringenden Leiden seinem Widerspruchsgeiste, seinem bissigen Humor das Uebergewicht. So fühlte sich Goethe täglich und stündlich abgestoßen und wieder angezogen; denn es kamen dazwischen Augenblicke, wo Herder sich „allerliebst einnehmend" zeigte; und jederzeit waren seine Gespräche bedeutend und spendeten freigebig die reichen Schätze seines Geistes aus. Es war, wie Goethe selbst gesteht, der erste Zwiespalt dieser Art, den er in seinem Leben empfunden hatte. Gewiß, eine Schule der Selbstbeherrschung ist jenes Zusammensein mit Herder, dem „gutmüthigen Polterer", für ihn geworden; aber das Gefühl, daß dieser ihn oft verkannte, ihm oft Unrecht that, mochte auch einen stillen, passiven Trotz in ihm unterhalten und sein Selbstgefühl mehr nähren als schwächen; und ungeachtet jener Prüfungszeit finden wir später in Goethe noch immer einen etwas verzogenen Liebling der Menschen, wie des Schicksals, wieder.

Herder's Einflüsse waren zunächst mehr negativer Art. Er verleidete Goethe'n durch Spott und Satyre die kleinlichen, von seinem Vater überkommenen Liebhabereien, z. B. das Interesse an einer Siegelsammlung, die er größtentheils durch den correspondenzreichen Hausfreund zusammengebracht hatte. Besonders mußte Goethe wegen seiner Freude an Ovid's Metamorphosen den strengsten Tadel erfahren; es ward diesen Dichtungen Originalität und unmittelbare Wahrheit abgesprochen und eine manierirte Darstellung zur Last gelegt, wie sie von einem Uebercultivirten nur erwartet werden könne. Eben so wurde der Kunstenthusiasmus, den Goethe für die, in der Dresdener Gallerie befindlichen Werke des Domenico Feti bezeigte, in einem improvisirten Spottgedichte verhöhnt. Unter seinen poeti-

die Rückkehr von der gemachten, conventionellen, tändelnden Dichtkunst der letzten Jahrhunderte zur wahren und nothwendigen der ältesten Zeit. In ihm stellte sich jener Sturm gegen alle abstruse Schulgelehrsamkeit, jener Drang nach der Entwickelung des ganzen Menschen, jene Emancipation der Empfindung und Leidenschaft, welche die mit ihm erst recht anhebende Genie-Periode charakterisiren, gleichsam verkörpert dar. Wie jung er war, so hatte er doch schon die bedeutendsten Erfahrungen durchlebt. Er hatte schon ein wichtiges Lehr- und Predigtamt zu Riga bekleidet, und war, „geliebt von Stadt und Gemeine, dennoch vom Gipfel des Beifalls, taub zu allen Vorschlägen, unter Thränen Aller, die ihn kannten, weggegangen, weil ihm sein Genius unwiderstehlich zurief: „Nutze deine Jahre und blicke in die Welt" *). Im J. 1769 war er nach Nantes und Paris gereis't, um in einer neuen Welt ein neues Leben zu beginnen. Auf der Seefahrt dorthin brachen vollends, wie Gervinus sagt, „die Dämme, die den Strom seiner inneren Thätigkeiten bisher noch zurückgehalten hatten." Ein während derselben geführtes Tagebuch gibt das sprechendste Zeugniß von der prometheischen Himmelsstürmerei, dem wahrhaft Faustischen Geiste, der sich damals in Herder regte. Zu dieser ungeheuren Bewegung hatte sich noch, als er in Straßburg ankam, so eben der Aufruhr gesellt, den die erste ernste Liebe in sein Gemüth warf. Es läßt sich denken, wie mächtig der Einblick in einen solchen Geist auf Goethe wirken mußte.

Insbesondere für Goethe's Charakter war dieser Umgang mit Herder eine zwar unbehagliche, aber wohlthätige Bildungsschule. Wir wissen aus dem Frühern, wie sanft unser Zögling des Glücks bisher auch von den Menschen, die ihn umgaben, behandelt worden war. Die Liebenswürdigkeit seines Gemüthes, wenn er in guter Stimmung war, seine Talente, sein gewinnendes, ja eroberndes Aeußere bestachen Jedermann, so daß selbst ältere Personen sich in seine Launen fügten. Ueberdieß herrschte seit der Zeit der anakreontischen Dichter und der Bremer Beiträge unter den Literaten ein wechselseitiges Loben und Schönthun, und so war auch Goethe bisher nur in Kreise gekommen, wo dieses „Geltenlassen, Heben und

*) Brief von 1770.

Tragen" Sitte war. Jetzt wurde nun durch die Bekanntschaft mit Herder, der das Schimpfen und Schelten, welches er von Hamann hatte erdulden müssen, an seinen jungen Freunden wieder reichlich übte, Alles was in Goethe von „Selbstgefälligkeit, Bespiegelungslust, Stolz und Hochmuth" lag, einer sehr harten Prüfung ausgesetzt. In Herder's Gemüth, der seine Kindheit und Jugend unter dem Drucke der Armuth und eines pedantischen Schulzwanges verbrachte, hatte sich schon frühe eine Reizbarkeit, eine Bitterkeit eingeprägt, die er nie ganz zu bemeistern vermochte. In Straßburg gab vollends das Augenübel mit dem daraus entspringenden Leiden seinem Widerspruchsgeiste, seinem bissigen Humor das Uebergewicht. So fühlte sich Goethe täglich und stündlich abgestoßen und wieder angezogen; denn es kamen dazwischen Augenblicke, wo Herder sich „allerliebst einnehmend" zeigte; und jederzeit waren seine Gespräche bedeutend und spendeten freigebig die reichen Schätze seines Geistes aus. Es war, wie Goethe selbst gesteht, der erste Zwiespalt dieser Art, den er in seinem Leben empfunden hatte. Gewiß, eine Schule der Selbstbeherrschung ist jenes Zusammensein mit Herder, dem „gutmüthigen Polterer", für ihn geworden; aber das Gefühl, daß dieser ihn oft verkannte, ihm oft Unrecht that, mochte auch einen stillen, passiven Trotz in ihm unterhalten und sein Selbstgefühl mehr nähren als schwächen; und ungeachtet jener Prüfungszeit finden wir später in Goethe noch immer einen etwas verzogenen Liebling der Menschen, wie des Schicksals, wieder.

Herder's Einflüsse waren zunächst mehr negativer Art. Er verleidete Goethe'n durch Spott und Satyre die kleinlichen, von seinem Vater überkommenen Liebhabereien, z. B. das Interesse an einer Siegelsammlung, die er größtentheils durch den correspondenzreichen Hausfreund zusammengebracht hatte. Besonders mußte Goethe wegen seiner Freude an Ovid's Metamorphosen den strengsten Tadel erfahren; es ward diesen Dichtungen Originalität und unmittelbare Wahrheit abgesprochen und eine manierirte Darstellung zur Last gelegt, wie sie von einem Uebercultivirten nur erwartet werden könne. Eben so wurde der Kunstenthusiasmus, den Goethe für die, in der Dresdener Gallerie befindlichen Werke des Domenico Feti bezeigte, in einem improvisirten Spottgedichte verhöhnt. Unter seinen poeti-

schen Idealen räumte Herder mit schonungsloser Kritik auf; er zerriß den Vorhang, der Goethe'n die Armuth der deutschen Literatur verdeckte; nur wenige bedeutende Sterne ließ er an dem vaterländischen Himmel stehen, die übrigen behandelte er sämmtlich wie vorüberfahrende Sternschnuppen. Ja, was Goethe von sich selbst hoffte und wähnte, verkümmerte er ihm so sehr, daß dieser an seinen Fähigkeiten zu verzweifeln begann.

Andererseits schüttelte er ihn aber wieder kräftiger auf, als er ihn gebeugt hatte, und riß ihn auf den herrlich breiten Weg mit fort, den er selbst zu durchwandeln geneigt war. Er wies Goethe'n auf Swift und Hamann hin; er ließ ihm die Bibel, das Lieblingsbuch seiner Kindheit und Jugend, in einem neuen Lichte erscheinen, er zeigte ihm an der hebräischen Dichtkunst und an den Volksliedern, daß die Poesie eine Welt- und Völkergabe sei, nicht ein Privat-Erbtheil einiger feinen, gebildeten Männer. Besonders das Letzte, die Wiedereinsetzung der so lange verkannten und verachteten Volksdichtung in ihre Rechte, war für Goethe's Poesie, namentlich für seine Lyrik, von den größten Folgen. Wie lebendig er hier in Herder's Geist und Absichten einging, das zeigen so manche lyrische und balladenartige Gedichte der folgenden Jahre, die mit dem Volksliede in der innigsten Verwandtschaft stehen, ja zum Theil sich daraus entwickelt haben. Noch ungedruckte Briefe*) Goethe's, nach Bückeburg an Herder geschrieben, enthalten Beweise, daß Herder's Aufforderung, „die Ueberlieferungen der Volkspoesie im Elsaß aufzusuchen," bei ihm auf den empfänglichsten Boden fiel. In einem Briefe, womit er eine Sammlung von Volksliedern begleitet, heißt es: „Ich habe noch aus Elsaß zwölf Lieder mitgebracht, die ich auf meinen Streifereien aus den Kehlen der alten Mütterchens aufgehascht habe. Ein Glück, denn ihre Enkel singen alle: ‚Ich liebte nur Ismenen'. Sie waren Ihnen allein bestimmt, so daß ich meinen besten Gesellen keine Abschrift auf's dringendste Bitten erlaubt habe. Ich will mich nicht aufhalten, etwas von ihrer Fürtrefflichkeit, noch von dem Unterschiede ihres Werthes zu sagen. Aber ich habe sie bisher als einen

*) Jüngst veröffentlicht in der Schrift: „Aus Herder's Nachlaß" herausgegeben von H. Düntzer und F. G. v. Herder. Bd. I.

Schatz an meinem Herzen getragen; alle Mädchen, die Gnade vor meinen Augen finden wollen, müssen sie lernen und singen; meine Schwester soll Ihnen die Melodieen, die wir haben (sind NB. die alten Melodieen, wie sie Gott erschaffen hat), sie soll sie Ihnen abschreiben u. s. w." Daß dieses von Herder geweckte Interesse für die Volkspoesie auch bei Goethe nicht auf die heimathlichen Lieder beschränkt blieb, davon bieten die oben genannten Ephemeriden mehrfache Belege. Wir finden dort die „Ancient Scottish Poems," herausgegeben von G. Bannatyne, zur Lectüre angemerkt, deßgleichen eine ganze Reihe Bücher zur Skaldischen Literatur (Werke von Hickes, Worm, Bartholin, Saxo Grammaticus, die Edda u. A.), und sogar „Stenders Lettische Grammatik", die Goethe sicher nur aus dem Grunde zu studiren, sich vornahm, weil ihm durch Herder die Lettische Volkspoesie höchlich gerühmt worden war. Es scheint, daß überhaupt Goethe's Betheiligung an des Freundes Volksliedersammlung stärker war, als man gewöhnlich annimmt. In seinem letzterwähnten Briefe an Herder heißt es: „Von Celtischen, Gallischen Sachen soll nächstens Etwas folgen; es fehlen mir noch gewisse Bücher, die ich bald kriegen muß."

Es war natürlich, daß Herder, der damals schon in den kritischen Wäldern seiner Nation den Homer an's Herz gelegt, und ihr das innere Verständniß seiner Werke geöffnet hatte, Goethe'n in seinen Enthusiasmus für dieselben hineinzureißen suchte. So fanden wir ihn denn auch oben schon in Sesenheim mit der Lectüre Homer's im Original beschäftigt; und ein Brief Herder's an Merck, aus dem J. 1772, gibt gleichfalls Zeugniß von diesen Studien: „Goethe fing Homer," sagt er, „in Straßburg zu lesen an, und alle Helden wurden bei ihm so schön, groß und frei watende Störche; er steht mir allemal vor, wenn ich an eine so recht ehrliche Stelle komme, da der Altvater über seine Leier sieht (wenn er sehen konnte) und in seinen ansehnlichen Bart lächelt." Von langer Dauer scheint diese Beschäftigung mit Homer nicht gewesen zu sein; und daran mochten zum Theil die Schwierigkeiten Schuld sein, die Goethe im Verstehen des Griechischen fand; denn seine Kenntnisse dieser Sprache erstreckten sich früher, wie er selbst gesteht, nicht über das neue Testa-

ment hinaus*). Ein tieferer Grund lag aber darin, daß Homer noch nicht in seine damalige Entwickelungsstufe paßte. Sein Geschmack für's Gothische, seine Hinneigung zu Ossian, seine Gewöhnung an Shakespeare und dessen individuelle Wahrheit ließen ihm, wie Gervinus sagt, „den alten Dichter noch immer in einem Lichte von hyperpoetischem Pathos erscheinen." Erst in Italien sollte ihm dieser zu einem lebendigen Worte werden.

Mit wärmerm und dauernderm Interesse ergriff er den Ossian und übersetzte, wie uns schon bekannt ist, daraus Einiges für seine Friederike. Wie seine Begeisterung für diese Dichtung, so verschlang sich auch die für Goldsmith's Landprediger von Wakefield auf's Innigste mit dem Sesenheimer Liebesverhältnisse. Als er ihn im Hause des Landpredigers Brion vorlas, war eine stille Heiterkeit auf den Gesichtern der Zuhörer zu lesen; man erblickte sich in einem Spiegel, der keineswegs verhäßlichte, und empfand sich unter Geistes- und Gefühlsverwandten. Herder war es wieder, dem Goethe die Bekanntschaft mit diesem Dichter zu danken hatte. Jener schwärmte für das Werk und pries es Jedermann als „eines der schönsten Bücher an, die in einer Sprache existiren." — „Ich mache es beinahe," schrieb er aus Straßburg, „mit meinem Landprediger von Wakefield, wie jener ehrliche Mann, der alle Leute fragte: Haben Sie den Propheten Baruch gelesen? Er ist von Seiten der Laune, der Charaktere, des Lehrreichen und Rührenden ein wahres Buch der Menschheit."

Eben so trug Herder das Seinige dazu bei, daß Shakespeare der Abgott Goethe's und seiner Gesellen ward, deren Kreis sich gegen das Ende der Straßburger Periode noch durch einen eben so seltsamen, als talentvollen jungen Mann, Namens Lenz**), erweiterte. Wie es bibelfeste Männer gibt, erzählte Goethe selbst, so

*) Die Ephemeriden zeigen keine Spuren vom Studium des Griechischen außer einzelnen Griechischen Ausdrücken in ausgehobenen Stellen lateinischer Autoren und einem Citat, wornach er sich für das Lexikon des Hesychius interessirt zu haben scheint.

**) Näheres über ihn im zweiten Theile, wo er zu Goethe in ein bedeutenderes Verhältniß tritt. Dort wird auch noch von einem andern Mitgliede des Straßburger Kreises, von Wagner, die Rede sein.

befestigte sich diese Societät nach und nach in Shakespeare, bildete die Tugenden und Mängel seiner Zeit, mit denen er uns bekannt macht, in ihren Gesprächen nach, ergötzte sich höchlich an seinen Quibbles und Clowns, und wetteiferte mit ihm durch Uebersetzung derselben, ja durch originalen Muthwillen. Goethe ging hierin Allen voran; bei den Flügelschlägen des verwandten Genius regten sich die Fittige des seinigen. Er bekannte freudig, daß ein Höheres über ihm schwebe, und sein unbegrenzter Enthusiasmus theilte sich den Uebrigen mit. Zu einer wahren Shakespearomanie gesteigert erscheint dieser Enthusiasmus in Lenzen's Anmerkungen über's Theater, auf welche Goethe selbst als auf einen lebendigen Abdruck der Unterhaltungen jenes Kreises hinweist. „Hier wird der große Brite als der kühnste Genius bestaunt, der Erde und Himmel aufwühlt, um Ausdrücke zu den ihm zuströmenden Gedanken zu finden, dessen Figuren vom Könige bis zum Pöbel überall, auch unter dem Reifrocke, Menschen seien, die warmes Blut im schlagenden Herzen trügen und kitzelnder Galle in schalkhaften Scherzen Luft machten, keine Vapeur's kennten, nicht in müßigen Formularen hinstürben, nichts von dem tödtenden Wohlstande wüßten! Nach Shakespeare's Beispiel, so wird in jener formlosen, hier lächerlich übertriebenen Sprachweise Herder's gelehrt, soll das Individuelle im Schauspiele dominiren, der charakteristische und Carricaturmaler gilt zehnmal höher als der idealische. Alles, was Aristoteles sagt, ist nichts; die Handlungen sind in der Tragödie um der Person willen da; hier gilt der Grundsatz: fabula est una, si circa unum sit."

Nicht minder deutlich, und für uns noch interessanter spricht sich der Geist jenes Gesellschaftskreises in einer von Otto Jahn veröffentlichten Expectoration Goethe's über Shakespeare aus, die an die Mitglieder des Kreises gerichtet war: „Noch zur Zeit," heißt es darin, „habe ich wenig über Shakespeare gedacht; — geahnt, empfunden, wenn's hoch kam, ist das Höchste, wohin ich es habe bringen können. Die erste Seite, die ich in ihm las, machte mich auf Zeitlebens ihm eigen; und wie ich mit dem ersten Stücke fertig war, stand ich wie ein Blindgeborener, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenkt. Ich erkannte, ich fühlte auf's Lebhafteste meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert — Alles war

mir neu, unbekannt, und das ungewohnte Licht machte mir Augenschmerzen. Nach und nach lernte ich sehen und, Dank sei meinem erkenntlichen Genius, ich fühle noch immer lebhaft, was ich gewonnen habe. Ich zweifelte keinen Augenblick dem regelmäßigen Theater zu entsagen. Es schien mir die Einheit des Orts so kerkermäßig ängstlich, die Einheiten der Handlung und der Zeit lästige Fesseln unserer Einbildungskraft; ich sprang in die freie Luft, und fühlte erst, daß ich Hände und Füße hatte. Und jetzo, da ich sehe, wie viel Unrecht mir die Herrn der Regel in ihrem Loch angethan haben, wie viel freie Seelen noch drinnen sich krümmen, wäre mir mein Herz geborsten, wenn ich ihnen nicht Fehde angekündigt hätte, und nicht täglich suchte ihre Thürme zusammenzuschlagen . . . Shakespeare's Theater ist ein schöner Raritätenkasten, in dem die Geschichte der Welt vor unsern Augen an dem unsichtbaren Faden der Zeit vorüberwallet. Seine Plane sind, nach dem gemeinen Styl zu reden, keine Plane; aber seine Stücke drehen sich alle um den geheimen Punkt (den noch kein Philosoph gesehen und bestimmt hat), in dem das Eigenthümliche unsers Ich's, die prätendirte Freiheit unsers Wollens, mit dem nothwendigen Gang des Ganzen zusammenstößt. Unser verdorbener Geschmack aber umnebelt dergestalt unsere Augen, daß wir fast eine neue Schöpfung nöthig hätten, uns aus dieser Finsterniß zu entwickeln. Alle Franzosen und angesteckte Deutsche, selbst Wieland, haben sich bei dieser Gelegenheit wenig Ehre gemacht. Voltaire, der von jeher Profession machte, alle Majestät zu lästern, hat sich auch hier als ein ächter Thersit bewiesen. Wäre ich Ulysses, er sollte seinen Rücken unter meinem Scepter verzerren! Die meisten von diesen stoßen sich besonders an seinen Charakteren an. Und ich rufe: Natur, Natur! nichts so Natur, als Shakespeare's Menschen!"

„Da hab' ich sie alle über'm Hals. Laßt mir Luft, daß ich reden kann! Er wetteiferte mit dem Prometheus, bildete ihm Zug vor Zug seine Menschen nach, nur in colossalischer Größe; darin liegt es, daß wir unsere Brüder verkennen; und dann belebte er sie mit dem Hauche seines Geistes; er redet aus allen, und man erkennt ihre Verwandtschaft. — Und was will sich unser Jahrhundert unterstehen, von Natur zu urtheilen? Wo sollten wir sie her

kennen, die wir von Jugend auf Alles geschnürt und geziert an uns fühlen und an Andern sehen? Ich schäme mich oft vor Shakespeare; denn es kommt manchmal vor, daß ich beim ersten Blick denke: das hätt' ich anders gemacht; hintendrein erkenne ich, daß ich ein armer Sünder bin, daß aus Shakespeare die Natur weissagt, und daß meine Menschen Seifenblasen sind, von Romanengrillen aufgetrieben."

„Und nun zum Schluß, ob ich gleich noch nicht angefangen habe. Das, was edle Philosophen von der Welt gesagt haben, gilt auch von Shakespeare: das, was wir bös nennen, ist nur die andere Seite vom Guten, die so nothwendig zu seiner Existenz und in das Ganze gehört, als zona torrida brennen und Lappland einfrieren muß, daß es einen gemäßigten Himmelsstrich gebe. Er führt uns durch die ganze Welt; aber wir verzärtelte, unerfahrene Menschen schreien bei jeder fremden Heuschrecke, die uns begegnet: Herr, er will uns fressen! — Auf, meine Herren, trompeten Sie mir alle edlen Seelen aus dem Elysium des sogenannten guten Geschmacks, wo sie schlaftrunken in langweiliger Dämmerung halb sind, halb nicht sind, Leidenschaften im Herzen und kein Mark in den Knochen haben, und, weil sie nicht müde genug sind, zu ruhen, und doch zu faul sind um thätig zu sein, ihr Schattenleben zwischen Myrten- und Lorbeergebüschen verschlendern und vergähnen."

Indem so in Goethe's Gesellschaftskreise nichts gelten sollte, als Wahrheit, Natur, aufrichtige Empfindung, Geradheit, Derbheit, mußte man sich von der französischen Literatur und überhaupt von französischer Art und Sitte, wenn diese gleich durch den Ort so nahe gelegt wurden, mit jedem Tage mehr abwenden. Die Literatur der Encyklopädisten erschien den jugendfrohen Gesellen abgelebt, greisenhaft, übercomplicirt; es war ihnen, wenn sie einen Band ihres ungeheuren Werkes aufschlugen, nicht anders zu Muthe, als ob sie zwischen unzähligen schnarrenden und rasselnden Spuhlen und Webestühlen einer großen Fabrik einhergingen. Bücher, wie Holbach's Système de la nature kamen ihnen „so grau, so chimärisch, so todtenhaft vor, daß sie vor ihnen, wie vor Gespenstern schauderten;" sie wurden dadurch aller Philosophie, besonders aber der Metaphysik, gram, und warfen sich um so leidenschaftlicher auf's lebendige Wis-

sen, Erfahren, Thun und Dichten hin. Voltaire war ihnen ein altes eigenwilliges Kind; sein unermüdliches Fortarbeiten betrachtete man als eitles Bestreben eines abgelebten Alters. Goethe'n hatte er besonders durch sein Bekämpfen der heiligen Schriften manche unangenehme Empfindung erregt. Indeß mußte man sich doch gestehen, daß auch unter den Franzosen sich hier und da ein neuer, frischer Geist regte. Rousseau und Diderot stellten sich der Verschrobenheit der gesellschaftlichen Verhältnisse entgegen und drängten in Leben und Kunst zum Natürlichen zurück. Der Schauspieler Aufresne, der in jener Zeit nach Straßburg kam, machte in seinem tragischen Spiele Opposition gegen den alten, feierlichen, vornehmen Styl und erschien mit der wahrsten, natürlichsten Würde auf der Bühne.

Wie sich Goethe an der Grenze Frankreichs von der französischen Literatur lossagte, so ward er auch in Straßburg der französischen Sprache untreu, deren gründliche Erlernung doch der Hauptzweck war, welcher ihn diese Stadt vor anderen Hochschulen hatte wählen lassen. Die Ephemeriden zeugen zwar noch von mannichfacher französischer Lectüre, es finden sich darin Stellen aus Sully's Memoiren, aus de Thou, Malebranche, Montesquieu, Voltaire, Rousseau u. A., ferner ein Couplet aus dem Mercure de France, auch Bemerkungen in französischer Sprache, die nicht aus Büchern ausgehoben, sondern von Goethe selbst zu eigener Uebung im Französischen gemacht zu sein scheinen. Aber einzelne Notizen deuten auch schon auf die sich bildende Ueberzeugung hin, daß alle Bemühungen eines Fremden, sich vollkommen französisch auszudrücken, erfolglos bleiben müßten. „Wer in einer fremden Sprache schreibt oder dichtet," heißt es S. 15 des Tagebuchs, „ist wie Einer, der in einem fremden Hause wohnt." Goethe mochte wohl fühlen, daß die stereotypen Ausdrucksformen, die glatten, abgezirkelten Wendungen der französischen Sprache keine Gefäße werden konnten für die sprudelnde Fülle von Gedanken, Empfindungen, Ahnungen eines jungen Geschlechts, das eine neue Periode der Literatur herbeizuführen berufen war; und wahrscheinlich in diesem Sinne nahm er in den Ephemeriden folgende Sentenz aus Malebranche auf: »Quand on parle comme les autres et selon les idées vulgaires, on ne dit pas toujours ce que l'on pense.« Der Eigensinn, womit

die Franzosen, an der herkömmlichen Redeweise haftend, jede leise Abweichung davon in der Sprache des Fremdlings zwar nicht zu belachen, aber zu verbessern pflegen, mußte ihm doppelt lästig fallen, da er sein Französisch aus alten und neuen Schriftstellern, aus dem Umgange mit Bedienten, Kammerdienern und Schildwachen, aus den Vorträgen von Schauspielern und französischen reformirten Geistlichen gesammelt hatte, und so ein recht buntscheckiges Idiom redete, welches auf jedem Schritt und Tritt einen gebildeten Franzosen zum Tadel aufforderte. So kam er denn zuletzt zu dem Entschlusse, die französische Sprache gänzlich abzulehnen, und sich mehr als bisher mit Gewalt und Ernst der Muttersprache zu widmen. Von diesem Entschlusse zeugen denn auch die vier letzten Blätter der Ephemeriden, welche die auf's Deutsche gerichtete Aufmerksamkeit bis in's einzelne Lexikalische veranschaulichen. Es erhellt daraus, daß er damals Dietrich's von Stade Erklärung deutscher Wörter las, und die Aufzeichnung einer Reihe von elsassischen Ausdrücken beweis't sein Interesse für die Landesmundart.

Auf eine gänzliche Abwendung von der französischen Poesie deuten auch die drei dramatischen Arbeiten, deren Grundlinien oder vielmehr embryonische Ansätze in die Straßburger Periode fallen: Götz von Berlichingen, Faust und Julius Cäsar. Namentlich hing die Conception des Götz auf's Engste zusammen mit seiner durch die nähere Anschauung des französischen Wesens gesteigerten Achtung und Neigung für deutsche Sinnesart, dann aber auch mit der wachsenden Vorliebe für die mittleren Zeiten unserer Geschichte, die besonders in seinem Studium des ehrwürdigen Münstergebäudes reiche Nahrung fand, mit seiner „Herüberwendung vom historischen, pergamentenen, in Herkommen und Gelehrsamkeit verdunkelten und behinderten Rechte zum natürlichen, ursprünglichen, in That und Mitgefühl beglaubigten*)," und was die Form im weitesten Sinne betrifft, mit seiner Begeisterung für Shakspeare's Poesie. Daß in Straßburg schon Etwas von Götz aufgeschrieben wurde, ist nicht wahrscheinlich. Wir dürfen es indessen unbedenklich mit diesem dramatischen Plane in Verbindung bringen, wenn wir Goethe in den

*) A. Schöll a. a. O. S. 136.

Ephemeriden beschäftigt finden, in der deutschen Geschichte den Ursprung der Selbsthilfe zwischen den Reichsgliedern, die Gründung freier Städte und ihr Verhältniß zu den Rittern u. dgl. aufzusuchen *).

Für den Faust hatte sich gleichfalls nach Goethe's eigenem Berichte schon in Straßburg ein tiefes Interesse bei ihm eingewurzelt. „Die bedeutende Puppenspielfabel," sagt er, „klang und summte gar vieltönig in mir wieder. Auch ich hatte mich in allem Wissen umhergetrieben, und war früh genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen worden. Ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weise versucht, und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen. Nun trug ich diese Dinge, so wie manche andere, mit mir herum, und ergötzte mich daran in einsamen Stunden, ohne jedoch etwas davon aufzuschreiben." Mit diesem Interesse stand ohne Zweifel auch die Lectüre magischer und mystischer Schriften im Zusammenhange, worauf, wie uns bereits bekannt ist, die Ephemeriden hindeuten. Denn „wenngleich," wie A. Schöll richtig bemerkt, „auf solche Stoffe seine medicinische Liebhaberei, sein theologisches Bedürfniß und die Art Philosophie, womit er diesen Richtungen eine gewisse Einheit gab, ihn hinführten, so waren es auch gerade diese Neigungen, die ihn zum Dichten eines Faust befähigten, ja dieses Dichten war für dieselben der vollkommenere Abschluß, den seine Philosophie nicht erreichte; und sobald es zur Absicht geworden war, mußte es jene Stoffe sich zu Gebrauch oder Vorübung in größerer Ausdehnung, als der eigene Gemüthsbedarf heischte, heranziehen. Es war nöthig, die Vorstellungswelt des Zaubers, des Aberglaubens, der Dämonologie und der hier sich ihr verknüpfenden, dort entgegenstellenden christlichen Mystik sich geläufig zu machen. Die Gegensätze von Vorurtheil und Kritik, Glauben und Zweifel, wie wir sie für alle Gedankenkreise des Studirenden neben und durch einander gestellt sahen, gehörten beide gleich sehr in einen Faust."

Von dem Plane, Cäsar zum Helden eines Drama's zu machen, kannten wir, bevor Schöll die Ephemeriden veröffentlichte, nur

*) Schöll S. 136 f. — Eine nähere Betrachtung des Götz wird im zweiten Theile dieser Schrift folgen.

Spuren aus späteren Jahren. In einem Briefe Goethe's an den Consul Schönborn in Algier vom 1. Juni 1774 heißt es: „Noch einige Plane zu großen Drama's habe ich erfunden, d. h. das interessante Detail dazu in der Natur gefunden, und in meinem Herzen. Mein Cäsar, der euch nicht freuen wird, scheint sich auch zu bilden." Er trug, wie es scheint, den Gedanken noch mehrere Jahre mit sich herum. Wenigstens enthält das Theater-Journal für Deutschland vom Jahre 1777 eine Probe von einem Drama Cäsar, von Meißner, welches der Verfasser unvollendet gelassen, weil er hörte, daß Goethe denselben Gegenstand bearbeite. Aus den Ephemeriden sehen wir jetzt, daß Goethe schon in Straßburg mit dem Plane umging, und wir finden sogar von diesem unausgeführt gebliebenen Stücke bestimmtere Spuren, als von den wirklich gewordenen Götz und Faust. „Auf den letzten Seiten des Tagebuches begegnen uns einige Zeilen, welche dem Drama Cäsar zugedacht waren. Sie athmen so ziemlich den Sturm- und Drangstyl. Vom Plane verrathen sie, daß er nicht minder weitschichtig und episch-dramatisch angelegt war, als der nächst ausgeführte des Götz. Man sollte den Helden schon in seiner bedrängten Jugend sehen, da er, von Familie zum Anhange des Marius gehörig, von dessen Besieger Sulla am Leben bedroht, allmälig mit Vorsicht und Kühnheit sich unter diesem Tyrannen heraufarbeitete. Pompejus sollte gleichfalls, wie es scheint, mit Sulla, dem er zu seinem Parteisiege verholfen hatte, und nun unter ihm sich hob, im Vordergrunde stehen, bis sich, nach dem Tode des Dictators, Cäsar mit ihm verband, um erst neben, dann über ihn zu steigen *). Als Belege des hier Gesagten können folgende auf dem letzten Blatte der Ephemeriden mit flüchtiger Hand hingeworfene Bruchstücke dienen:

„P.(ompejus?) — Sie hassen dich von Herzen.

Sylla. Wenn sie nur erkennen, was ich bin; das Uebrige steht bei ihnen, Liebe und Haß."

*) A. Schöll a. a. O. S. 138 f.

Ephemeriden beschäftigt finden, in der deutschen Geschichte den Ursprung der Selbsthilfe zwischen den Reichsgliedern, die Gründung freier Städte und ihr Verhältniß zu den Rittern u. dgl. aufzusuchen *).

Für den Faust hatte sich gleichfalls nach Goethe's eigenem Berichte schon in Straßburg ein tiefes Interesse bei ihm eingewurzelt. „Die bedeutende Puppenspielfabel," sagt er, „klang und summte gar vieltönig in mir wieder. Auch ich hatte mich in allem Wissen umhergetrieben, und war früh genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen worden. Ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weise versucht, und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen. Nun trug ich diese Dinge, so wie manche andere, mit mir herum, und ergötzte mich daran in einsamen Stunden, ohne jedoch etwas davon aufzuschreiben." Mit diesem Interesse stand ohne Zweifel auch die Lectüre magischer und mystischer Schriften im Zusammenhange, worauf, wie uns bereits bekannt ist, die Ephemeriden hindeuten. Denn „wenngleich," wie A. Schöll richtig bemerkt, „auf solche Stoffe seine medicinische Liebhaberei, sein theologisches Bedürfniß und die Art Philosophie, womit er diesen Richtungen eine gewisse Einheit gab, ihn hinführten, so waren es auch gerade diese Neigungen, die ihn zum Dichten eines Faust befähigten, ja dieses Dichten war für dieselben der vollkommenere Abschluß, den seine Philosophie nicht erreichte; und sobald es zur Absicht geworden war, mußte es jene Stoffe sich zu Gebrauch oder Vorübung in größerer Ausdehnung, als der eigene Gemüthsbedarf heischte, heranziehen. Es war nöthig, die Vorstellungswelt des Zaubers, des Aberglaubens, der Dämonologie und der hier sich ihr verknüpfenden, dort entgegenstellenden christlichen Mystik sich geläufig zu machen. Die Gegensätze von Vorurtheil und Kritik, Glauben und Zweifel, wie wir sie für alle Gedankenkreise des Studirenden neben und durch einander gestellt sahen, gehörten beide gleich sehr in einen Faust."

Von dem Plane, Cäsar zum Helden eines Drama's zu machen, kannten wir, bevor Schöll die Ephemeriden veröffentlichte, nur

*) Schöll S. 136 f. — Eine nähere Betrachtung des Götz wird im zweiten Theile dieser Schrift folgen.

Spuren aus späteren Jahren. In einem Briefe Goethe's an den Consul Schönborn in Algier vom 1. Juni 1774 heißt es: „Noch einige Plane zu großen Drama's habe ich erfunden, d. h. das interessante Detail dazu in der Natur gefunden, und in meinem Herzen. Mein Cäsar, der euch nicht freuen wird, scheint sich auch zu bilden." Er trug, wie es scheint, den Gedanken noch mehrere Jahre mit sich herum. Wenigstens enthält das Theater-Journal für Deutschland vom Jahre 1777 eine Probe von einem Drama Cäsar, von Meißner, welches der Verfasser unvollendet gelassen, weil er hörte, daß Goethe denselben Gegenstand bearbeite. Aus den Ephemeriden sehen wir jetzt, daß Goethe schon in Straßburg mit dem Plane umging, und wir finden sogar von diesem unausgeführt gebliebenen Stücke bestimmtere Spuren, als von den wirklich gewordenen Götz und Faust. „Auf den letzten Seiten des Tagebuches begegnen uns einige Zeilen, welche dem Drama Cäsar zugedacht waren. Sie athmen so ziemlich den Sturm- und Drangstyl. Vom Plane verrathen sie, daß er nicht minder weitschichtig und episch-dramatisch angelegt war, als der nächst ausgeführte des Götz. Man sollte den Helden schon in seiner bedrängten Jugend sehen, da er, von Familie zum Anhange des Marius gehörig, von dessen Besieger Sulla am Leben bedroht, allmälig mit Vorsicht und Kühnheit sich unter diesem Tyrannen heraufarbeitete. Pompejus sollte gleichfalls, wie es scheint, mit Sulla, dem er zu seinem Parteisiege verholfen hatte, und nun unter ihm sich hob, im Vordergrunde stehen, bis sich, nach dem Tode des Dictators, Cäsar mit ihm verband, um erst neben, dann über ihn zu steigen *). Als Belege des hier Gesagten können folgende auf dem letzten Blatte der Ephemeriden mit flüchtiger Hand hingeworfene Bruchstücke dienen:

„P.(ompejus?) — Sie hassen dich von Herzen.

Sylla. Wenn sie nur erkennen, was ich bin; das Uebrige steht bei ihnen, Liebe und Haß."

*) A. Schöll a. a. O. S. 138 f.

„Es ist etwas Verfluchtes, wenn so ein Junge neben einem aufwächst, von dem man in allen Gliedern spürt, daß er einem über'n Kopf wachsen wird. Sylla."

„Er ist ein Sakermentskerl. Er kann so zur rechten Zeit respectuos und stillschweigend dastehen und horchen, und zur rechten Zeit die Augen niederschlagen und bedeutend mit dem Kopfe nicken."

„Cäsar. Du weißt, ich bin Alles gleich müde, und das Lob am ersten und die Nachgiebigkeit. Ja, Servius, ein braver Mann zu werden und zu bleiben, wünsch' ich mir bis an's Ende große, ehrenwerthe Feinde."

„So lange ich lebe, sollen die Nichtswürdigen zittern, und sie sollen das Herz nicht haben, auf meinem Grabe sich zu freuen."

Nichts kann uns eine größere Vorstellung geben von der Weite und Fülle der Welt, die sich damals in Goethe's Brust bewegte, als wenn wir bedenken, daß drei Sujets, wie Faust, Götz und Cäsar neben einander in seinem Geiste sich entwickelten. Wenn das erste einen universellen Charakter hatte, und die Keime zu einer Gesammttragödie des Menschen enthielt, so beschäftigten sich die beiden anderen mit zwei Hauptseiten des Gesellschafts- und Culturlebens, mit Freiheit und Herrschaft. Schöll meint, es erkläre sich leicht, warum Cäsar nicht, wie die beiden gleichzeitigen Dramenentwürfe, zur Ausbildung gelangt sei, dieser Gegenstand sei lange nicht mit so tiefen Fasern als jene beiden in Goethe's eigene Geistesentwickelung verflochten gewesen. Aber einem Geiste, wie dem seinigen, ist die Idee

der Herrschaft eingeboren, und er mußte mit einem Cäsar sich noch verwandter fühlen, als mit jenem „rohen, wohlmeinenden Selbsthelfer in wilder, anarchischer Zeit." Man denke nur an sein Interesse für Mahomet, als erobernden, Staaten und Dynastieen stiftenden Religionsgründer, und an seine Vorliebe für Napoleon. Jedenfalls haben wir es zu bedauern, daß Goethe jenen Stoff unausgeführt gelassen; es hätten sich in dieser Dichtung wahrscheinlich Seiten seines Wesens hervorgekehrt, die nun keinen vollen Ausdruck gefunden haben, und von denen Mancher vielleicht nicht sehr erbaut worden wäre, wie er ja auch an Schönborn schreibt, daß sein Cäsar ihn nicht freuen werde.

Unter so mannichfachen Interessen, Anregungen und Beschäftigungen vernachlässigte Goethe doch nicht ganz seine Vorbereitung zur Promotion, wenn er sie gleich als eine Nebensache behandelte. Für das Examen hatte er, wie wir wissen, schon frühe gesorgt, aber auch für die Dissertation legte er sich bei Zeiten Collectaneen an, und begann spätestens im Herbste 1770 daran zu arbeiten; denn in einem Briefe an Engelbach vom 10. September 1770 *) heißt es: „Alle Jungen in der Stadt verfertigen Drachen, und ich poßle par compagnie an meiner Disputation." Indeß ließ er diese Arbeiten fallen, da er klug genug war, bald zu sehen, „daß, um eine besondere Materie abzuhandeln, auch ein besonderer und anhaltender Fleiß erforderlich sei, ja daß man nicht einmal ein solches Besondere mit Glück vollführen werde, wenn man nicht im Ganzen, wo nicht Meister, doch wenigstens Altgeselle sei." Seine Freunde gaben ihm nun den Rath, über Theses statt über einen Tractat zu disputiren, was in Straßburg nichts Ungewöhnliches sei; allein sein Vater, dem er darüber schrieb, erklärte sich damit nicht einverstanden. So war denn Goethe genöthigt, sich auf etwas Allgemeines zu werfen, und wählte das Thema: „daß der Gesetzgeber nicht allein berechtigt, sondern verpflichtet sei, einen gewissen Cultus festzusetzen, von welchem sich weder die Geistlichkeit noch die Laien lossagen dürften," eine Behauptung, die er theils raisonnirend, theils historisch

*) Schöll S. 47.

„Es ist etwas Verfluchtes, wenn so ein Junge neben einem aufwächst, von dem man in allen Gliedern spürt, daß er einem über'n Kopf wachsen wird. Sylla."

„Er ist ein Sakermentskerl. Er kann so zur rechten Zeit respectuos und stillschweigend dastehen und horchen, und zur rechten Zeit die Augen niederschlagen und bedeutend mit dem Kopfe nicken."

„Cäsar. Du weißt, ich bin Alles gleich müde, und das Lob am ersten und die Nachgiebigkeit. Ja, Servius, ein braver Mann zu werden und zu bleiben, wünsch' ich mir bis an's Ende große, ehrenwerthe Feinde."

„So lange ich lebe, sollen die Nichtswürdigen zittern, und sie sollen das Herz nicht haben, auf meinem Grabe sich zu freuen."

Nichts kann uns eine größere Vorstellung geben von der Weite und Fülle der Welt, die sich damals in Goethe's Brust bewegte, als wenn wir bedenken, daß drei Sujets, wie Faust, Götz und Cäsar neben einander in seinem Geiste sich entwickelten. Wenn das erste einen universellen Charakter hatte, und die Keime zu einer Gesammttragödie des Menschen enthielt, so beschäftigten sich die beiden anderen mit zwei Hauptseiten des Gesellschafts- und Culturlebens, mit Freiheit und Herrschaft. Schöll meint, es erkläre sich leicht, warum Cäsar nicht, wie die beiden gleichzeitigen Dramenentwürfe, zur Ausbildung gelangt sei, dieser Gegenstand sei lange nicht mit so tiefen Fasern als jene beiden in Goethe's eigene Geistesentwickelung verflochten gewesen. Aber einem Geiste, wie dem seinigen, ist die Idee

der Herrschaft eingeboren, und er mußte mit einem Cäsar sich noch verwandter fühlen, als mit jenem „rohen, wohlmeinenden Selbsthelfer in wilder, anarchischer Zeit." Man denke nur an sein Interesse für Mahomet, als erobernden, Staaten und Dynastieen stiftenden Religionsgründer, und an seine Vorliebe für Napoleon. Jedenfalls haben wir es zu bedauern, daß Goethe jenen Stoff unausgeführt gelassen; es hätten sich in dieser Dichtung wahrscheinlich Seiten seines Wesens hervorgekehrt, die nun keinen vollen Ausdruck gefunden haben, und von denen Mancher vielleicht nicht sehr erbaut worden wäre, wie er ja auch an Schönborn schreibt, daß sein Cäsar ihn nicht freuen werde.

Unter so mannichfachen Interessen, Anregungen und Beschäftigungen vernachlässigte Goethe doch nicht ganz seine Vorbereitung zur Promotion, wenn er sie gleich als eine Nebensache behandelte. Für das Examen hatte er, wie wir wissen, schon frühe gesorgt, aber auch für die Dissertation legte er sich bei Zeiten Collectaneen an, und begann spätestens im Herbste 1770 daran zu arbeiten; denn in einem Briefe an Engelbach vom 10. September 1770 *) heißt es: „Alle Jungen in der Stadt verfertigen Drachen, und ich poßle par compagnie an meiner Disputation." Indeß ließ er diese Arbeiten fallen, da er klug genug war, bald zu sehen, „daß, um eine besondere Materie abzuhandeln, auch ein besonderer und anhaltender Fleiß erforderlich sei, ja daß man nicht einmal ein solches Besondere mit Glück vollführen werde, wenn man nicht im Ganzen, wo nicht Meister, doch wenigstens Altgeselle sei." Seine Freunde gaben ihm nun den Rath, über Theses statt über einen Tractat zu disputiren, was in Straßburg nichts Ungewöhnliches sei; allein sein Vater, dem er darüber schrieb, erklärte sich damit nicht einverstanden. So war denn Goethe genöthigt, sich auf etwas Allgemeines zu werfen, und wählte das Thema: „daß der Gesetzgeber nicht allein berechtigt, sondern verpflichtet sei, einen gewissen Cultus festzusetzen, von welchem sich weder die Geistlichkeit noch die Laien lossagen dürften," eine Behauptung, die er theils raisonnirend, theils historisch

*) Schöll S. 47.

zu beweisen suchte. In der Selbstbiographie heißt es, er habe diese Arbeit, weil er mit der Kirchengeschichte schon von früher her ziemlich vertraut war, fast ganz aus sich selbst schöpfen können. Indeß deuten die Ephemeriden auf mehrfache Lectüre hin, welche mit seiner Dissertation im Zusammenhange zu stehen scheint; so finden sich Citate aus den Vorlesungen über Schiller's kanonisches Recht von Leyser, den er auch in der Selbstbiographie „zum Vorbilde" gewählt zu haben bekennt, aus Mosheim's Kirchengeschichte, aus Schulting's Vergleichung mosaischer und römischer Gesetze, aus der Baseler Reformationsordnung u. a. Absichtlich ging er bei der Behandlung des Gegenstandes im Sinne eines kühnen Protestanten zu Werke, weil er, bei seiner Abneigung gegen den Druck seiner Sachen, nichts lebhafter wünschte, als daß die Schrift nicht die Censur der Facultät passiren möchte. Zum großen Verdrusse seines Vaters, der sich mit der Arbeit sehr zufrieden bezeugt hatte, ging jener Wunsch in Erfüllung. Der Decan erklärte nach vielen Lobeserhebungen, daß es nicht räthlich sei, die Schrift als akademische Dissertation bekannt zu machen, und forderte Goethe'n auf, über Theses zu disputiren*).

Die Promotion erfolgte am 6. August 1771. Nach den Mittheilungen aus Böttiger's Nachlasse**) war Lerse Respondent, und trieb Goethe'n so in die Enge, daß dieser deutsch anfing: „Ich glaube, Bruder, du willst an mir zum Hektor werden!" Als Lerse merkte, daß dem Decan der Spaß zu arg wurde, schloß er mit einem feingedrechselten Complimente, und die Sache hatte damit ihr Bewenden. Einem Briefe zufolge, den Goethe nach der Universitätszeit aus Frankfurt an Salzmann richtete, muß er bei der Promotion nur den Grad eines Licentiaten (licencié en droit) erlangt haben. „Lieber Mann," so beginnt das Schreiben, „der Pedell hat schon Antwort: Nein, der Brief kam etwas zur ungelegenen Zeit, und auch das Ceremoniel weggerechnet, ist mir's vergangen, Doctor zu sein. Ich hab' so satt am Licentiaten, so satt an aller Praxis, daß ich

*) Sie sind abgedruckt in Hirzel's „Fragmenten aus einer Goethe-Bibliothek". S. 4 ff.

**) Literar. Zustände und Zeitgenossen, S. 60. Indeß wimmelt die Schrift gerade an dieser Stelle besonders von nachweislichen Irrthümern.

höchstens nur des Scheines wegen meine Schuldigkeit thue, und in Deutschland haben beide Gradus gleichen Werth. Ich danke Ihnen für Ihre Vorsorge; wollten Sie das mit einem Höflichkeitsfäftchen dem Herrn Professor andeuten u. s. w." Ob ihm nicht dennoch später das Doctordiplom zugefertigt worden ist, hat nicht ermittelt werden können; so viel ist gewiß, daß ihm vom Schlusse der Universitätszeit bis zur Ernennung zum Geheimen Legationsrathe gewöhnlich der Doctortitel gegeben wurde; sogar der Vater und die Mutter pflegten ihn mit Behagen den Doctor zu nennen.

Am Tage nach Goethe's Promotion starb der ehrwürdige Schöpflin, der vortreffliche Geschichtsforscher, welcher dem Elsaß, dem südlichen Deutschland seine Vorzeit aufgeschlossen, in der allgemeinen Geschichte zuerst die Germanen von den Celten gesondert, den Entscheidungspunct der Erfindung der Buchdruckerkunst festgestellt, in Mannheim die Akademie der Wissenschaften gestiftet hat, und bis in's höchste Alter das Vertrauen von Staatsmännern und Fürsten genoß. Auch ohne nähere Berührung mit Goethe hatte er durch seine glänzenden Eigenschaften spornend und stärkend auf den Jüngling eingewirkt. In näherem Verhältnisse zu ihm standen Schöpflin's Schüler und Studienverwandte Koch und Oberlin. Mit Salzmann befreundet, hatten Beide auf eine liebreiche Weise von Goethe Kenntniß genommen. Indem sie auf sein sicheres Ergreifen äußerer Gegenstände, sein glückliches Gedächtniß, seine Fähigkeit, den Sinn der Sprachen zu fassen, seine Gabe leichter und lebhafter Darstellung großen Werth legten, gedachten sie, ihn für das Studium der Geschichte, des Staatsrechtes und der Redekunst zu gewinnen, und stellten ihm dabei eine akademische Professur in Straßburg, und weiterhin einen Platz bei der deutschen Canzlei in Versailles in Aussicht, ein Plan, der sich an jener wachsenden Abneigung Goethe's gegen französische Sprache und Literatur, gegen französische Art und Sitte zerschlug.

Beide Männer machten sich dadurch um Goethe verdient, daß sie seiner leidenschaftlichen Liebhaberei für alterthümliche Reste zu Hilfe kamen. Sie gestatteten ihm den Besuch des Museums, welches vielfache Belege zu Schöpflin's großem Werke Alsatia illustrata enthielt. Diese Schrift, die er erst nach der Saarbrücker Reise ken-

nen lernte, kam ihm jetzt gegen den Schluß seines Aufenthaltes zu Straßburg bei größeren und kleineren Excursionen gut zu Statten. Oberlin wies ihn insbesondere auf die Denkmale der Mittelzeit hin, und machte ihn mit den daher noch übrigen Ruinen und Resten, Siegeln und Documenten bekannt; ja er bemühte sich, ihm Neigung zu den Minnesängern und Heldendichtern einzuflößen, wobei ihm jedoch von Goethe's Seite keine rechte Empfänglichkeit begegnete.

Die eben erwähnten Ausflüge, die besonders nach dem obern Elsaß gerichtet waren, hätten ihm noch größere Belehrung eingebracht, wenn er sie nicht mit seinen aufgeregten Shakespeare-Genossen angestellt hätte. Die leider verloren gegangene Hauptausbeute derselben war eine Fülle kleiner Verse, welche den lustigen Gesellen bei jeder Veranlassung entsprudelten. So ließen sie in der fruchtbaren Gegend zwischen Colmar und Schlettstadt possierliche Hymnen an Ceres ertönen. Eine mit unzähligen Gläubigen auf den Ottilienberg begangene Wallfahrt ist uns deßhalb interessant, weil Goethe sich bei dieser Gelegenheit aus den Erzählungen der frommen Pilger das Bild und den Namen der schönen Ottilie einprägte, womit er nach langen Jahren die Hauptfigur in seinen Wahlverwandtschaften ausstattete.

Solchen zerstreuenden Lustfahrten gab sich der Jüngling um so leidenschaftlicher hin, als ihn die Ueberzeugung, daß mit nahe bevorstehenden Abschiede von Straßburg sich das Verhältniß zu Friederiken auflösen müsse, mit jedem Tage mehr zu ängstigen begann. Seine Besuche in Sesenheim wurden um diese Zeit seltener; aber der Briefwechsel mit der Geliebten ging desto lebhafter fort, und erhielt seine Leidenschaft immer gleich rege. Ungeachtet aller Beschäftigungen, die sich gegen das Ende des Aufenthaltes zu Straßburg gewaltsam über einander drängten, konnte er sich nicht versagen, Friederike noch einmal zu sehen. Das Andenken an diesen peinlichen Abschiedsbesuch hat Goethe so sehr gemieden, daß er sich in späteren Jahren der Einzelnheiten nicht mehr zu erinnern wußte. Es blieb ihm nur Friederikens Bild gegenwärtig, wie sie, mit Thränen in den Augen, ihm noch auf's Pferd hinauf die Hand zum Lebewohl reichte. Als er kummervoll den Fußpfad auf Drusenheim zu ritt, sah er mit den Augen des Geistes sich selbst denselben Weg zu Pferde entgegen-

kommen, und zwar in einem hechtgrauen Kleide mit etwas Gold, wie er es nie getragen. Die Gestalt verschwand, sobald er sich aus dem Traume aufschüttelte. Acht Jahre später fand er sich gerade in einem Kleide, wie es ihm der Traum gezeigt, das er nicht aus Wahl, sondern aus Zufall trug, auf dem nämlichen Pfade, um Friederiken noch einmal zu besuchen*).

In den letzten Tagen seines Straßburger Aufenthaltes nahm ihn noch einmal das herrliche Münstergebäude lebhaft in Anspruch. Er machte in ansehnlicher Gesellschaft auf einem Landhause die Bekanntschaft des über die Baulichkeiten gesetzten Schaffners, und erhielt von diesem die Originalrisse zur Einsicht. Hier fand er nun bestätigt, was ihm schon längst aus der Ansicht des Gebäudes selbst eingeleuchtet hatte, daß nicht bloß der zweite Thurm fehlte, sondern auch der eine nicht ganz ausgeführt sei. Mit großem Bedauern, von dem Dasein jener unschätzbaren Rollen nicht früher unterrichtet gewesen zu sein, zeichnete er noch eilig die unausgeführt gebliebenen Thurmspitzen durch ölgetränktes Papier.

Die Rückreise nach Frankfurt ging über Mannheim. Von dem Director der dortigen Zeichenakademie und erstem Bildhauer, Peter von Verschaffelt, freundlich empfangen, eilte er sogleich in den vielgerühmten Antikensaal. Er trat in einen großen, viereckigen, bei außerordentlicher Höhe fast kubischen, wohlerleuchteten Raum, worin die herrlichsten Statuen des Alterthums nicht bloß an den Wänden gereiht, sondern auch innerhalb der ganzen Fläche durch einander, auf ihren Postamenten beweglich, aufgestellt waren. Nachdem er sich erst eine Zeitlang dem Gesammteindrucke dieses Bildsäulenwaldes, dieser „großen, idealen Volksgesellschaft", hingegeben hatte, wandte er sich einzelnen, ihn besonders anziehenden Gestalten zu, und verweilte lange beim Apoll von Belvedere, bei dem sterbenden Fechter und den Gruppen von Kastor und Pollux. Vor allen aber fesselte ihn Laokoon. Er vergegenwärtigte sich, was über ihn verhandelt und

*) Ueber die weiteren Schicksale des liebenswürdigen Mädchens, an dem jene Verwünschung der Tanzmeisterstochter Lucinde nur zu sehr in Erfüllung gehen sollte, werden wir im folgenden Theile unter dem Jahre 1779, wo Goethe sie zum letzten Male sah, das Ermittelte gedrängt zusammenstellen.

gestritten worden war, und entschied sich die berühmte Frage, warum er nicht schreie, dahin, daß er, den augenblicklichen Biß der Schlange fliehend, den Unterleib einziehe und daher nicht schreien könne, ein Gedanke, den er, wie so manchen andern, viele Jahre lang im Stillen wachsen und reifen ließ, bis er ihn später in den Propyläen ausführlich darlegte*). Auch von antiker Architektur sollte ihm hier ein Vorschmack zu Theil werden: er fand den Abguß eines Capitäls der Rotonde, und fühlte beim Anblicke der eben so ungeheuern als eleganten Akanthblätter, daß sein Glaube an die nordische Baukunst doch nicht ganz unerschütterlich sei. Indeß fielen diese Anschauungen wie ein Samen in sein Inneres, der erst in späterer Zeit zu einer reichen Fülle von Blüthen und Früchten sich entfalten sollte. Noch war die Epoche nicht gekommen, wo er mit der reinen, stillen Kunst der Alten sich innig befreunden konnte; er mußte zuvor noch eine stürmisch bewegte Periode durchleben, und wurde, wie er selbst sagt, erst auf einem großen Umwege in diesen Kreis zurückgeführt.

So kam denn unser Freund, von Kunst und Leben gleich aufgeregt, wieder im Vaterhause an. Groß war die Umwandlung, die inzwischen mit ihm vorgegangen war. Die Trübheit, der hypochondrische Druck, der auf seinem Geiste gelastet hatte, war hinweggeräumt; an die Stelle des zagenden und schwankenden Wesens war ein hohes Selbstbewußtsein, ein frisches Kraftgefühl, ein freudiger Lebensmuth getreten, die eigentlichen Lehrjahre waren vorüber, die Schwingen seines Genius hatten sich entfaltet, aus dem lenksamen, hingebungsvollen, unsichern Lehrlinge war ein kecker, wohlgemuther Kunstgeselle geworden, der fortan sich kühner die eigenen Pfade suchte, und bald durch leuchtende Geisteswerke die Augen der Welt auf sich ziehen sollte.

*) S. Goethe's Werke (Ausg. in 40 Bdn.) Bd. 30, 303.

Druck von C. Hoffmann in Stuttgart.

VOLUME 2

Goethe's Leben.

Von

Heinrich Viehoff.

Zweiter Theil.

Dritte verbesserte und vielfach bereicherte Auflage
in 4 Bänden.

Stuttgart.
Ad. Becher's Verlag.
(Gustav Hoffmann.)
1864.

Zweite Periode.

Sturm und Drang. Mäßigung und Vorbereitung zum Höhern.

Vom

Ende der Universitätsjahre bis zur ersten Reise nach Italien.

1771 — 1786.

Erstes Capitel.

Wintersemester zu Frankfurt. Stellung zum Vater. Freunde: Horn, Riese, die beiden Schlosser. Beschäftigungen mit dem Götz von Berlichingen. Bekanntwerden mit Merck; der Darmstädtische Gesellschaftskreis. Von deutscher Baukunst. Hamann's Verhältniß zu Goethe. Zwei theologische Schriften. Bibelstudien. Götz im ersten Entwurf vollendet. Drama Sokrates projectirt. Musik. Fußwanderungen. Wanderers Sturmlied. Schlittschuhlaufen. Ausflüge nach Darmstadt und Homburg. Drei Gedichte.

Als Goethe gegen Ende August (nach dem Frankfurter „Raths- und Stadtkalender" wurde er am 31. August als Advocat vereidigt) in das Aelternhaus zurückgekehrt war, konnte es nicht fehlen, daß manchmal Differenzen zwischen Vater und Sohn hervortraten, wobei sich die Mutter ausgleichend und vertuschend in's Mittel schlagen mußte. Die Stellung eines von der Akademie heimgekommenen Sohnes zum Vater gibt leicht in der ersten Zeit zu Reibung und Spannung Anlaß. Der Jüngling hat sich durch eine Reihe von Jahren an Freiheit und Ungebundenheit gewöhnt und seine eigenen Wege suchen und gehen gelernt, und der Vater möchte noch immer gern den alten Gehorsam, die alte Fügsamkeit in Anspruch nehmen. In unserm besondern Falle kam aber noch ein sehr bedeutender Umstand hinzu, der die vielfachsten und tiefsten Conflicte hervorrufen konnte. Dem pedantischen, ordnungsliebenden Reichsstädter, dem treu anhänglichen Zöglinge einer alten Zeit trat ein excentrischer Weltbürger, einer der Hauptbannerträger einer neu heraufziehenden Periode gegenüber. Der Sohn gehörte mit Geist und Herz einer

andern Generation an, die sich den nächstvorigen revolutionär entgegenstellte.

Schon die Literaturbriefe, Winckelmann's Kunstgeschichte, Lessing's Laokoon, Herder's Fragmente u. A. hatten auf eine baldige Regeneration aller Künste, auf eine neue Wendung des ganzen geistigen Lebens vorausgedeutet. In dem letzten Jahre, welches Goethe in Leipzig zubrachte, 1768, waren dann auf einmal, von den verschiedensten Seiten her, neue kräftige Anregungen gefolgt, so daß Gervinus nicht mit Unrecht dieses Jahr in der Geschichte der Umwälzungen unserer Poesie ungefähr für gleich bedeutend ansieht, wie das Jahr 1789 in der Geschichte der französischen politischen Revolution. Lessing's Briefe antiquarischen Inhalts, Herder's kritische Wälder, Wieland's Musarion, Gerstenberg's Ugolino, Bode's übersetzter Yorick und der Ossian von Denis, die Bardengesänge, Lavater's Aussichten in die Ewigkeit, Basedow's erster Aufruf zur Reform des Schulwesens — Alles war zusammengetroffen, um auf den verschiedensten Gebieten eine außerordentliche Gährung der Geister und Gemüther hervorzurufen. Besonders die begabtere Jugend wurde von dieser Bewegung ergriffen; es bildete sich in ihr die Ueberzeugung, daß man mit der bisherigen Bildung und ganz vorzüglich mit der herkömmlichen Poesie brechen, daß man in der Dichtung, wie im Leben, auf den Naturstand zurückgehen, den sumpfig schleichenden Strom des Herkommens preisgeben, und der Cultur von ihrer reinen Quelle an eine ganz neue, frische Bahn eröffnen müsse. Eigentlich hatte das Geistesleben der Nation schon eine geraume Zeit her zu dieser Krisis hingedrängt. Brockes, Drollinger, Kleist, Geßner hatten die Freude an der Natur geweckt; das Interesse an dem Urzustande der Menschheit war durch Klopstock's Gesänge, durch die Herüberpflanzung Milton's belebt; Klopstock, Ossian u. A. hatten zugleich die Gemüther zu einer großen Reizbarkeit und Empfindsamkeit gestimmt; durch biblische Epen und Patriarchaden waren die Anfänge des Völker- und Staatslebens vergegenwärtigt worden, auch die deutsche Urzeit hatte man poetisch zu veranschaulichen gesucht. Dazu kam die Wirkung von Homer, die Aufdeckung englischer Romanzen und deutscher Volkslieder. Unter andern Formen hatte sich dasselbe Streben auf religiösem Gebiete einerseits im Lossagen von aller

positiven Religion und in der Aufstellung einer sogenannten natürlichen Religion, andererseits, wie bei Lavater, in der Wiederverkündigung des alten Prophetenthums gezeigt. Außerhalb Deutschlands war es auf politischem Felde in Montesquieu's und Rousseau's neuen Lehren von Gesellschaft und Staat hervorgetreten *). Alle diese verschiedenen vorbereitenden Wirkungen schlugen nun in der deutschen Jugend zu einem großen, durchgreifenden, leidenschaftlichen Ausbruche zusammen. Natur, Originalität, Freiheit von allem Regelnzwange, Kampf gegen alles Pedantische und Veraltete, gegen alle schwerfällige Gelehrsamkeit waren ihre Losungsworte.

Wir wissen bereits, daß Goethe erst in Straßburg von dieser mächtigen Zeitströmung recht ergriffen ward. Der geist- und lebensreiche Kreis seiner Shakespeare-Genossen, und vor Allen Herder waren es, welche ihn in diese Bewegung, wohin aber schon durch Naturanlagen, wie durch vorgängige Einflüsse, seine Richtung ging, vollends hineinzogen. So stand er jetzt seinem Vater als ein möglichst heterogenes Wesen gegenüber. Alle jene später in ihm hervortauchenden Charakterzüge, wodurch er dem Vater verwandt war, Ordnungsliebe, Besonnenheit, ökonomisches Talent, Sammlergeist und dergleichen, lagen jetzt tief unter den wühlenden, gährenden Kräften seiner Seele verdeckt. Kein Wunder, daß die Mutter sich, wie er selbst sagt, genöthigt sah, „manche Vorfälle in ein gewisses Mittel zu richten und zu schlichten." Die Selbstbiographie hebt einen hervor. Er hatte von Mainz einen harfespielenden Knaben mitgebracht, den er in Frankfurt gastlich aufzunehmen und zu befördern versprochen hatte. Goethe's Mutter, die wohl voraussah, wie seltsam es dem Vater vorkommen würde, wenn ein musikalischer Meßläufer von einem so ansehnlichen Hause her in Gasthöfe und Schenken ging, besorgte ihm ein Unterkommen in der Nachbarschaft, und Goethe empfahl ihn seinen Freunden, so daß der Knabe sich gut stand. Wir werden diesen Charakterzug — den sich diejenigen merken mögen, welche Goethe'n des Egoismus anklagen —, diese Bereitwilligkeit, sich mit dem Schicksale anderer, besonders jüngerer Personen zu belasten, noch mehrmals in seinem Leben hervortreten

*) Gervinus, IV, 413—416 (2. Aufl.).

sehen. So nahm er sich, um nur ein Beispiel vorgreifend zu erwähnen, später in Weimar eines durch verwickelte Schicksale, nicht ohne eigene Schuld verarmten, äußerst hypochondrischen und schwer zu behandelnden Mannes an, der sich unter dem fremden Namen Kraft in Ilmenau aufhielt, und suchte mit unendlicher Langmuth und Wohlthätigkeit ihn vom gänzlichen Untergange zu retten. Es geht daraus hervor, daß Wilhelm Meister auch in diesem Zuge das Portrait seines Verfassers ist. Goethe's Hilfsfertigkeit in Geldbedrängnissen seiner Freunde und Bekannten verwickelte ihn nicht selten in Schulden; und da er, in dem Rausche der Jugendjahre, über die gemachten Anlehen keine genaue Uebersicht zu halten pflegte, so gerieth er bisweilen selbst unvermuthet in Verlegenheit.

Für den Frieden in Goethe's Aelternhause war es noch ein Glück, daß der Vater eine ganze Zeit mit der nähern Betrachtung der Dissertation seines Sohnes, mit dem Lesen, Rubriciren und Ordnen der vielen kleinen Gedichte, Aufsätze, Reisebemerkungen, fliegenden Blätter, die er im Elsaß geschrieben, angenehm beschäftigt war. Die Erwartung, daß Wolfgang die Abneigung, seine Geisteserzeugnisse gedruckt zu sehen, nun endlich überwinden werde, hielt ihn in guter Stimmung. Unterdessen erneuerte Goethe, der in Straßburg sich mehr an Geselligkeit gewöhnt hatte, frühere Bekanntschaften und knüpfte neue an. In Horn fand er den unveränderlichen treuen Freund und heitern Gesellschafter wieder. Er erlangte eine Gerichtsschreiberstelle in Frankfurt und blieb so ein Bürger seiner Vaterstadt. Auch mit Joh. Jacob Riese, Actuar des Kastenamtes zu Frankfurt, blieb er in Verbindung, welcher durch fortwährendes Polemisiren im Gespräche Goethes Scharfsinn übte und seine Neigung zu einem dogmatischen Enthusiasmus bekämpfte. Besonders häufig verkehrte Goethe mit den Gebrüdern Schlosser. Mit dem ältern, Hieronymus, einem gründlichen und eleganten Rechtsgelehrten, der als Sachwalter allgemeines Zutrauen genoß, berieth er sich öfters über seinen einzuleitenden Lebens- und Geschäftsgang, ward aber immer wieder durch hundertfältige Neigungen, Leidenschaften und Zerstreuungen von dem ausersehenen Wege abgezogen. Ebenso lebhaft war sein Umgang mit dem jüngern Bruder, Joh. Georg, der sich mittlerweile aus den Diensten des Herzogs Friedrich

Eugen von Württemberg wieder zurückgezogen hatte. Indessen gewährte ihm dieser Verkehr doch bei Weitem keinen Ersatz für die vielseitige Anregung, die er in Straßburg gefunden.

An brieflichen Documenten, die in der Regel am tiefsten in das innere Leben blicken lassen, sind uns aus dieser Zeit einige flüchtige Billete Goethe's an Herder und an den Actuar Salzmann erhalten. An Herder schrieb er bald nach der Ankunft in Frankfurt, bei Uebersendung der im Elsaß gesammelten Volkslieder, und lud ihn auf den 14. October ein, wo Shakespeares Namenstag „mit großem Pomp gefeiert werden sollte". Einige Tage später schickte er ihm eine Anzahl Stellen aus dem siebenten Buche der von Macpherson veröffentlichten angeblichen Urschrift der „Temora" mit gegenüberstehender wörtlicher Uebersetzung, und zog dabei eine Parallele zwischen Ossian und den Reliques of ancient Poetry (von Percy edirt), in denen er eine „ganz verschiedene Wirkung auf Ohr und Seele" fand. „So viel," fügte er hinzu, „können Sie hieraus sehen, daß ich mich mit Ihnen, für Sie eine Zeit her beschäftigt habe, und daß ich keiner von den Letzten bin, für die Sie schreiben. Wenn Sie noch mehr aus dem Schottischen übersetzt haben wollen, so schreiben Sie's . . . Schicken Sie Ihre Abhandlung (über Shakespeare) auf den 14. October. Die erste Gesundheit nach dem Will of all Wills soll Ihnen getrunken werden. Ich habe schon dem Warwickshirer ein schön Publikum zusammen gepredigt, und übersetze Stückchen aus dem Ossian, damit ich auch den aus vollem Herzen verkündigen kann."

Indeß gewährte ihm doch diese Beschäftigung kein Genüge und er sehnte sich nach einer stetigern Thätigkeit. In einem wahrscheinlich dem October angehörigen Schreiben an Salzmann heißt es: „Was ich mache, ist nichts! Desto schlimmer! Wie gewöhnlich, mehr gedacht als gethan; deßwegen wird auch nicht viel aus mir werden. Wenn ich was vor mich bringen werde, sollen Sie's erfahren." Mitunter beschäftigte ihn noch das Straßburger Münstergebäude; so ersucht er im eben erwähnten Briefe Salzmann, ihm eine flüchtige Copie des Münsterfundaments durch Herrn Silbermann, ohne Zweifel jenen „über die Baulichkeiten gesetzten Schaff-

ner"*), zu besorgen. Diesen bittet er auch unter der Hand zu fragen, ob und wie man zu einer Copie des großen Risses kommen könne. Vermuthlich sollten ihm diese Copien als Hilfsmittel für seine Abhandlung von deutscher Baukunst dienen, wovon er schon damals in arbeitslustigen Augenblicken Einiges geschrieben haben mag.

Aber schon im November hatte sich seine Thätigkeit concentrirt, und zwar auf den Götz von Berlichingen. In einem Schreiben vom 28. an Salzmann, dem er, ebensowohl als Herder'n bisher seinen Antheil an dieser historischen Gestalt verheimlicht hatte, heißt es: „Sie kennen mich so gut, und doch wett' ich, Sie rathen nicht, warum ich schreibe. Es ist eine Leidenschaft, eine ganz unerwartete Leidenschaft! Sie wissen, wie mich dergleichen in ein Cirkelchen werfen kann, daß ich Sonne, Mond und die lieben Sterne darüber vergesse. Ich kann nicht ohne das sein, Sie wissen's lange; und, es koste, was es wolle, ich stürze mich drein. Dießmal sind keine Folgen zu befürchten. Mein ganzer Genius liegt auf einem Unternehmen, worüber Homer und Shakespeare und Alles vergessen werden. Ich dramatisire die Geschichte eines der edelsten Deutschen, rette das Andenken eines braven Mannes, und die viele Arbeit, die mich's kostet, macht mir einen wahren Zeitvertreib, den ich hier so nöthig habe. Denn es ist traurig, an einem Orte zu sein, wo unsere ganze Wirksamkeit in sich selbst summen muß. Ich habe Sie nicht ersetzt, und ziehe mit mir selbst im Feld und auf dem Papier herum. In sich selbst gekehrt, es ist wahr, fühlt sich meine Seele Essorts, die in dem zerstreuten Straßburger Leben verlappten. Aber eben das wäre eine traurige Gesellschaft, wenn ich nicht alle Stärke, die ich in mir selbst fühle, auf ein Object würfe, und das zu packen und zu tragen suchte, so viel mir möglich, und was nicht geht, schlepp' ich. Wenn's fertig ist, sollen Sie's haben, und ich hoffe, Sie nicht wenig zu vergnügen, da ich Ihnen einen edlen Vorfahr (die wir, leider! nur von ihren Grabsteinen kennen) im Leben darstelle. Dann weiß ich auch, Sie lieben ihn auch ein Bischen, weil ich ihn bringe."

*) S. den Schluß des 11. Buchs von Wahrheit und Dichtung.

„Sehr einfach," fährt der Brief fort, „ist meine Beschäftigung, wie Sie sehen, da meine Praxis noch wohl in Nebenstunden bestritten werden kann." In diese scheint ihn der Vater sehr bald nach seiner Ankunft eingeführt zu haben; denn schon in einem frühern Billet an Salzmann heißt es, er habe die Praxis so satt, daß er höchstens nur des Scheins wegen seine Schuldigkeit thue. Ebenso wenig konnte er sich in Frankfurt und seinen dortigen Umgang recht finden. „Wie oft wünscht' ich Sie," so lautet der Brief an Salzmann weiter, „um Ihnen ein Stückchen Arbeit zu lesen, und Urtheil und Beifall von Ihnen zu hören! Sonst ist Alles um mich herum todt. Wie viele Veränderungen dennoch mit mir diese Monate vorgegangen, können Sie ahnen, da Sie wissen, wie viel Papier zum Diarium meines Kopfs für eine Woche gehörte. — Frankfurt bleibt das Nest — Nidus, wenn Sie wollen, wohl um Vögel auszubrüten, sonst auch figürlich Spelunca, ein leidig Loch. Gott helf' uns aus diesem Elend! Amen."

Nicht lange mehr sollte es ihm an einem lebhaft anregenden Geistesverkehr fehlen; denn die beiden Schlosser machten ihn mit Merck in Darmstadt bekannt, dem er schon von Straßburg aus durch Herder vortheilhaft angekündigt war. Wir begegnen hier abermals einem Manne, dessen Einwirkung auf Goethe unberechenbar groß und vielleicht wohlthätiger gewesen, als dieser es selbst gewürdigt hat. Joh. Heinrich Merck, von Geburt ein Darmstädter, war um acht Jahre älter als Goethe. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, welches unter des gelehrten Joh. Martin Wenck Leitung blühte, erhielt er eine tüchtige Schulbildung und strengte sich um so mehr an, als er mit mehreren talentvollen Mitschülern zu wetteifern hatte, unter denen der spätere Gymnasialdirector Joh. Helfr. Bernh. Wenck und Ludw. Balthas. v. Schrautenbach sich auszeichneten. Während der akademischen Jahre, die er wahrscheinlich zu Altdorf und Göttingen zubrachte, scheint er sich allgemeineren Studien, besonders aber der englischen Literatur und seiner Neigung zur Kunst und ihrer technischen Uebung hingegeben zu haben. Die Rohheit der damaligen Studirenden beleidigte den an feinere Cirkel Gewöhnten so sehr, daß sich eine übermäßige Abneigung gegen das Studententreiben bleibend in ihm festsetzte. Nach beendigtem Universitäts-

cursus führte er als Erzieher einen Herrn v. Bibra auf Reisen, zunächst in die Schweiz. Diese Stellung ließ ihm noch immer Freiheit und Muße, seinen Lieblingsstudien zu leben. Als eine Frucht derselben ließ er im 21sten Jahre eine Uebersetzung von Hutcheson's Untersuchung unserer Begriffe von Schönheit erscheinen, worauf im nächsten Jahre das Trauerspiel Cato von Addison und bald Shaw's Reisen in der Levante folgten, — Alles ohne Namen des Uebersetzers. Am reizenden Ufer des Genfersee's, in Morges, lernte er die geistreiche Tochter eines dortigen Justizbeamten, Fräulein Charbonier, kennen und führte sie bald als Gattin in seine Heimath. Im Jahre 1767 fand er in Darmstadt eine Anstellung als Secretair bei der Geh. Kanzlei und ward schon im nächsten Jahre zum Kriegscassier befördert. Dieses Amt nahm, da er ein rasch entschlossener Geschäftsmann und fertiger Rechner war, weder seine Zeit noch Geisteskraft ganz in Anspruch; er konnte sein Haus zum Sammelplatz eines geistreichen Gesellschaftskreises machen, unter dessen einheimischen Mitgliedern wir den Rector Wenck, Professor Petersen, von Schrautenbach, den Geh. Rath Hesse, so wie dessen Gattin und Schwägerin, Demoiselle Flachsland, Herder's Verlobte, hervorheben. Herder stand, ehe Goethe in diesen Cirkel kam, mit Merck schon in naher Verbindung; er hatte in seinem und Hesse's Hause die Geliebte zuerst kennen gelernt.

Goethe gesteht selbst, es sei nicht auszusprechen, wie sehr er durch diesen geselligen Kreis belebt und gefördert worden sei. Man hörte theilnehmend seine Arbeiten an, z. B. was er bereits vom Faust, vom Götz und über das Straßburger Münstergebäude geschrieben hatte, ermunterte ihn durch Beifall zur Fortsetzung, schalt ihn, wenn er bei jedem neuen Anlasse Früheres unterbrach. Aber mehr, als alle Uebrigen, war Merck, der Mittelpunkt dieses Kreises, für Goethe von Bedeutung. Merck's höchste Kraft lag, wie Wagner sagt*), im scharfen Blick und treffenden Urtheile. Zum Kritiker war er berufen, und er übte das Kunstrichteramt furchtlos und strenge, und doch mit Gefühl und einnehmender Bescheidenheit. Ueber Kunst und Leben dachte er ungefähr, wie Lessing, dessen religiöses Glaubensbekenntniß er auch ausdrücklich für das seinige erklärte. Für Recht und Wahrheit trat er immer als rüstiger Kämpfer in die Schranken; alles Schiefe, Halbe, alles Alberne und Lächerliche fand an ihm entweder einen ernsten Gegner, oder noch lieber züchtigte er es mit der Geißel des Spottes und der Satire. „Das ewige Geltenlassen," sagt Goethe, „das Leben und Lebenlassen war ihm ein Gräuel." Er theilte indeß mit Goethe den Widerwillen gegen alle Systemsucht; das in einer jeden Menschenbrust liegende Schönheitsgefühl sollte sich in erfreulicher Mannigfaltigkeit, nicht nach starren, alleingültigen Normen entwickeln. Er hatte die gleiche Toleranz, wie Goethe, gegen das Bestehende, gegen das Sinnliche, Poetische, Anschauliche in der Religion, wenn es auch nicht sein Glaube war. Ueberzeugt, daß in den Bildungen der Zeit Politik, Moral, Kunst, Religion so zusammenhangen und in einander spielen, wie die verschiedenen Kräfte der Einen Menschenseele, faßte er bei seinen Urtheilen immer den ganzen Geist und die Richtung der Zeit in's Auge*).

Die Art, wie Goethe diesen Mann charakterisirt, so scharf und treffend sie in den meisten Zügen sein mag, gibt doch von einer Seite kein treues Bild. Er rühmt die Leichtigkeit, womit Merck überall eingetreten, seine Gewandtheit im Gesellschaftsleben, nennt ihn einen von Natur braven, edlen und zuverlässigen Mann, hebt aber wohl zu stark einen „grillenkranken Zug," eine gewisse „unüberwindliche Neigung hervor, vorsätzlich ein Schalk, ja ein Schelm zu sein." Er habe in sich ein Bedürfniß gefühlt, „die Menschen tückisch und hämisch zu behandeln." Goethe mag hierbei wohl Manches aus Mercks letzten Lebensjahren auf eine frühere Zeit übertragen haben. Nach vielfacher häuslicher Trübsal (er verlor vier blühende Kinder), oft von Gichtschmerzen gepeinigt, in vielen Erwartungen bitter getäuscht, verfiel Merck allerdings gegen sein Lebensende hin oft in Argwohn, Mißtrauen, Kälte und Misanthropie, bis eine höchst schmerzhafte Leberkrankheit ihn endlich zur düstersten Schwermuth und zum Selbstmord führten. Allein, so weit wir Merck's Wirksamkeit in seinen besseren Jahren übersehen können, tritt uns eine

*) Vorwort zu den Briefen an Merck.

*) Gervinus, IV, 550 (2. Aufl.).

rege, zartfühlende Menschenliebe, Wohlthätigkeitssinn, lebendige Theilnahme an Kunst und Wissenschaft, Geselligkeit, Feinheit im Umgange entgegen. Wenn Goethe ihm eine Mephistophelesnatur beilegt, so ist nicht zu vergessen, wie empfindlich unser verwöhnter Zögling des Schicksals und der Menschen bei jeder rauhen Berührung von Freundeshand war, selbst wenn sie ihn unverkennbar auf den rechten Weg zog. Merck's Einwirkung auf Goethe erläutert Gervinus treffend durch folgende Parallele mit Herder's Einflüssen: „Dieser schürte das romantische Feuer, das Merck nur duldete; Herder's Swiftische Galle hatte sich gegen das Obsolete und Alte in Literatur und Leben gekehrt, Merck richtete die seine eben so oft gegen die Enormitäten der neuen Titanen; Herder's Bitterkeiten flossen aus einem ungemein gesteigerten Selbstgefühle, Merck's aus der bloßen natürlichen Geradheit seines Urtheils; Jener wollte die Welt umkehren und öffentlich Etwas bedeuten, er unterdrückte daher auch den Dichtungstrieb in Goethe, der ihm seine Poesieen verhehlte; aber Merck zog diese an's Licht, begründete durch Herausforderung und Herausgabe des Götz den Ruhm des jungen Dichters, und hätte sich gern an diesem begnügt, wenn ihm Goethe überall Genüge gethan hätte. Frühe erkannte er in ihm und warnte ihn vor der Neigung zum Verschwenden seiner Zeit und seiner Kräfte an unbedeutende Dinge; er warnte ihn vor den Verirrungen der schrankenlosen Jünglinge, die sich an ihn herandrängten. Goethe ward unter diesen neuen Freunden (des Darmstädtisch-Frankfurtischen Kreises) an einen nicht minder freien und kühnen, aber gehaltvollern Umgang, als in jenem Straßburger Cirkel, gewöhnt."

Die lebhafte Theilnahme, die er hier für seine Productionen fand, bestimmte ihn, nun auch endlich die Gedanken über gothische Baukunst, die ihm vor dem Straßburger Münster aufgegangen waren, zu einer bestimmten Darstellung zu bringen. Er schrieb, wahrscheinlich gegen Ende des Jahres 1771, den Druckbogen von deutscher Baukunst D. M. Ervini a Steinbach, der zuerst anonym erschien und nochmals in Herder's Schrift von deutscher Art und Kunst abgedruckt wurde. Goethe war in späteren Jahren nur mit Mühe zu bewegen, diese Blätter seinen Werken einzuverleiben, und erinnerte sich kaum des Zustandes, worin er einer solchen

Schwärmerei für die nordische Architektur fähig gewesen. Ganz in Herder's Sturm- und Drangstyle werden hier die Italiener und Franzosen apostrophirt: „Hat nicht der seinem Grab entsteigende Genius der Alten den deinen gefesselt, Welscher? Krochst an den mächtigen Resten, Verhältnisse zu betteln, flicktest aus den heiligen Trümmern die Lusthäuser zusammen, und hältst dich für Verwahrer der Kunstgeheimnisse, weil du auf Zoll und Linie von Riesengebäuden Rechenschaft geben kannst." Der junge Kunstenthusiast erklärt sich nicht nur gegen die Alleingiltigkeit der antiken Normen, er will überhaupt nicht das Genie durch feste Kunstprincipien gebunden wissen. „Schädlicher, als Beispiele, sind dem Genius Principien. Vor ihm mögen einzelne Menschen einzelne Theile bearbeitet haben. Er ist der Erste, aus dessen Seele die Theile in Ein ewiges Ganzes zusammengewachsen hervortreten. Aber Schule und Principium fesselt alle Kraft der Erkenntniß und Thätigkeit. Was soll uns das, du neufranzösischer philosophirender Kenner, daß der erste zum Bedürfniß erfindsame Mensch vier Stämme einrammte, vier Stangen drüber verband, und Aeste und Moos drauf deckte? Daraus entscheidest du das Gehörige unserer heurigen Bedürfnisse, eben als wenn du dein neues Babylon mit einfältigem patriarchalischem Hausvatersinn regieren wolltest. Und es ist noch dazu falsch, daß deine Hütte die erstgeborne der Welt ist. Zwei an ihrem Gipfel sich kreuzende Stangen vorne, zwei hinten, und eine Stange quer über zum First, ist und bleibt, wie du alltäglich an Hütten der Felder und Weinberge erkennen kannst, eine weit primärere Erfindung, von der du doch nicht einmal ein Principium für deine Schweinställe abstrahiren könntest." — „Die charakteristische Kunst," heißt es an einer andern Stelle weiter, „ist die einzige wahre. Wenn sie aus inniger, einiger, eigener, selbstständiger Empfindung um sich wirkt, unbekümmert, ja unwissend alles Fremden, da mag sie aus rauher Wildheit, oder aus gebildeter Empfindsamkeit geboren werden, sie ist ganz und lebendig."

Indem er so jede Prüfung der nordischen Baukunst nach dem Maßstabe der griechischen und römischen ablehnt, preist er den Genius, der für uns Nordländer, die wir uns gegen Unbilden der Witterung mit Mauern umgeben müssen, das Mittel fand, massiven

Wänden Mannigfaltigkeit zu geben, sie dem Scheine nach zu durchbrechen und das Auge würdig und erfreulich auf der umfassenden Fläche zu beschäftigen. Nicht bloß die großen Massen des Münstergebäudes erscheinen harmonisch, auch alle Theile derselben, bis auf die kleinsten Zierathen, wodurch sie belebt sind, stimmen zum Ganzen, wie in Werken der ewigen Natur, bis auf's geringste Zäserchen, Alles Gestalt ist, und Alles zum Ganzen zweckend." Diese Gedanken führt die Abhandlung als Hauptaufgabe durch. Daneben aber drängt Goethe mit Eifer darauf, daß man jene Baukunst nicht gothisch, sondern deutsch nennen, nicht für ausländisch, sondern für vaterländisch halten solle.

Der orakelmäßige, springende, prismatisch schillernde Styl, worin diese Ansichten ausgesprochen sind, schrieb sich eigentlich von Hamann her. Wenngleich Goethe zu diesem merkwürdigen Manne in keinem unmittelbaren persönlichen Verhältnisse gestanden hat, so ist die Einwirkung desselben auf unsern Dichter doch so bedeutend gewesen, daß keine Biographie Goethe's ihn ganz umgehen darf. Ein äußerst strenges Gericht hat Gervinus in seiner Literaturgeschichte über den „Magus aus Norden" ergehen lassen, wogegen ihn Vilmar mit Wärme in Schutz genommen. So viel ergibt sich selbst aus Gervinus' Charakteristik, daß seine Wirksamkeit jedenfalls ein sehr fruchtbares Ingrediens gewesen, um jene Krisis der Sturm- und Drangperiode zu befördern, aus der unsere Poesie verjüngt hervorgegangen ist. Vilmar aber schreibt ihm das hohe Verdienst zu, daß er zuerst auf die Rückkehr zum einfachen Zustande der ältesten Poesie gedrungen habe, auf die Rückkehr zum Kindesalter der Völker, zur Einfalt eines kindlichen Glaubens, aus welchem allein eine neue Einheit des Bewußtseins, mithin eine neue Poesie, die nur auf dieser Einheit und Unmittelbarkeit des Wissens und Empfindens beruht, hervorgehen kann; und zwar habe er auf diese Rückkehr nicht mit den Gründen eines zerlegenden Verstandes, sondern mit der vollen Energie des Charakters gedrungen. Er sei es gewesen, der zuerst im alten Testamente die Elemente der höchsten und vollendetsten Dichtung aufgezeigt, und er habe es nicht oft genug wiederholen können, daß die späten Geschlechter nur in der Rückkehr zum Evangelium die Einfachheit, Frische und Naturkraft wieder zu erlangen

vermöchten, welche zuc Erzeugung großer Dichtungen erfordert werde. Er sei es gewesen, — und in diesen Ausspruch stimmt Goethe ein, — der zuerst das Bewußtsein hatte und weckte, daß alles Große, was in der Welt gewirkt werde, nur von dem ganzen Menschen, nicht von dem Verstande, oder der Empfindung, oder der Vernunft, oder wie man die einzelnen in der Betrachtung gesonderten Vermögen nun nennen will, sondern von Leib und Seele und Geist zugleich, von allen Kräften des menschlichen Wesens in ihrer ungetrennten Einheit, in ihrem vollen, ungestörten und eben darum unbegreiflichen Zusammenwirken geschaffen worden sei und geschaffen werden könne. Darnach stände allerdings Hamann in einer höchst wichtigen Beziehung zu Goethe; er verhielte sich zu ihm, wie Einsicht zur Ausübung, wie Verheißung zur Erfüllung. Die von Hamann gewonnene Ueberzeugung pflanzte sich theils unmittelbar durch die Lectüre seiner Schriften, theils durch Filiation, mittelst des von ihm persönlich angeregten Herder, auf unsern Dichter fort, und ward in diesem zur lebendigen That. Goethe bewahrte auch bis in die spätesten Lebensjahre ein hohes Interesse für jenen Mann, wie er denn namentlich sich lange mit dem Plane getragen hat, eine Herausgabe der Hamann'schen Werke entweder selbst zu besorgen, oder wenigstens zu befördern.

In der Schreibweise, und selbst in tieferen Eigenschaften zeigt sich Hamann's und Herder's Einfluß auch an zwei anderen kleineren Productionen von Goethe, deren Entstehung in diese Zeit fällt (gegen Ende 1771 *), an dem Briefe des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***. Aus dem Französischen, und der Schrift: Zwo wichtige, bisher unerörterte biblische Fragen, zum erstenmal gründlich beantwortet. Von einem Landgeistlichen in Schwaben. Sie erschienen beide im Jahre 1773 anonym und wurden erst spät in Goethe's Werke aufgenommen.

*) Oder vielleicht zu Anfang 1772. Für diese letztere Annahme spricht die Erklärung Goethe's in Wahrheit und Dichtung, er habe diese Schriften „im folgenden Jahre (nach ihrer Entstehung), um sich am Publikum zu versuchen, auf seine Kosten drucken lassen" (sie erschienen 1773). Die Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften setzt sie in's Jahr 1771.

Der erstern, deren Hauptthema religiöse Toleranz, die Losung jener Zeit, ist, müssen wir eine nähere Betrachtung widmen, weil sie uns Goethe's damaligen religiösen Standpunkt erkennen läßt. Nicht Alles freilich, was er hier unter der Maske eines Landgeistlichen sagt, darf als genauer Ausdruck seiner eigensten Meinung betrachtet werden; namentlich nicht, was er den Pastor über das im Menschen vorwaltende Sündhafte, und wohl eben so wenig, was er ihn über seinen festen Christusglauben äußern läßt. Goethe accommodirte sich hier im Einzelnen, um für das Andere desto leichter Eingang zu gewinnen. Wir heben eine Reihe charakteristischer Stellen aus dem Briefe heraus:

„Ich muß Euch gestehen, lieber Bruder, daß die Lehre von Verdammung der Heiden eine von denen ist, über die ich, wie über glühendes Eisen, eile. Ich bin alt geworden und habe die Wege des Herrn betrachtet, so viel ein Sterblicher in ehrfurchtsvoller Stille darf; wenn Ihr eben so alt sein werdet, als ich, sollt Ihr auch bekennen, daß Gott und Liebe Synonymen sind; wenigstens wünsche ich's Euch. Zwar müßt Ihr nicht denken, daß meine Toleranz mich indifferent gemacht habe... Ich danke Gott für nichts mehr, als für die Gewißheit meines Glaubens; denn darauf sterb' ich, daß ich kein Glück besitze und keine Seligkeit zu hoffen habe, als die mir von der ewigen Liebe Gottes mitgetheilt wird, welche sich in das Elend der Welt mischte und auch elend ward, damit das Elend der Welt mit ihr herrlich gemacht werde ... Es war eine Zeit, da ich Saulus war; Gottlob, daß ich Paulus geworden bin! Gewiß, ich war sehr erwischt, daß ich nicht mehr läugnen konnte. Man fühlt Einen Augenblick, und der Augenblick ist entscheidend für das ganze Leben, und der Geist Gottes hat sich vorbehalten, ihn zu bestimmen. So wenig bin ich indifferent, darf ich deßwegen nicht tolerant sein? Um wie viele Millionen Meilen verrechnet sich der Astronom? Wer der Liebe Gottes Grenzen bestimmen wollte, würde sich noch mehr verrechnen ... Weiß ich, wie mancherlei seine Wege sind? So viel weiß ich, daß ich auf meinem Wege gewiß in den Himmel komme, und ich hoffe, daß er Andern auch auf dem ihrigen hineinhelfen wird."

Klingt dieß Alles schon wie aus der Seele der Fräulein von

Klettenberg gesprochen, so gibt sich in anderen Stellen noch entschiedener eine gewisse Sympathie mit den Pietisten kund, mit denen Goethe vielfach verkehrt hatte, und zugleich tritt uns darin ein Zug jener Genieperiode entgegen, worin dem revolutionären Anstürmen gegen alle positive Religion ein enthusiastisches Schwärmen für die Wunderkraft des Geistes und Gebetes, für ein prophetisches Schauen zur Seite ging: „Wehe uns, daß unsere Geistlichen nichts mehr von einer unmittelbaren Eingebung wissen, und wehe dem Christen, der aus Commentaren die h. Schrift verstehen lernen will! Wollt ihr die Wirkungen des h. Geistes schmälern? Bestimmet mir die Zeit, wann er aufgehört hat, an die Herzen zu predigen, und euren schalen Discursen das Amt überlassen hat, von dem Reiche Gottes zu zeugen?" Damit hängt auf's innigste die Abneigung gegen die Aufklärerei kalter und seichter Rationalisten zusammen: „Ihr habt in Eurer vorigen Pfarre, wie ich höre, viel von den Leuten um Euch gehabt, die sich Philosophen nennen und eine sehr lächerliche Person in der Welt spielen. Es ist nichts jämmerlicher, als Leute unaufhörlich von Vernunft reden zu hören, mittlerweile sie allein nach Vorurtheilen handeln. Es liegt ihnen nichts so sehr am Herzen, als die Toleranz, und ihr Spott über Alles, was nicht ihrer Meinung ist, beweis't, wie wenig Friede man von ihnen zu hoffen hat." Auch die fortdauernde innige Anhänglichkeit Goethe's an die h. Schriften spricht sich lebhaft in dem Sendschreiben aus; aber in Streitigkeiten darüber mit Zweiflern und Spöttern will sich der Landprediger nicht einlassen. „Wer die Süßigkeit des Evangelii schmecken kann," sagt er, „der mag so was Herrliches Niemanden aufdringen." Er räth seinem Amtsbruder, die Leute so viel in der Bibel lesen zu lassen, als sie nur wollen. „Ich habe sonst auch gesorgt, die Leute möchten Anstoß an Dingen nehmen, die hier und da in der Bibel vorkommen; aber ich habe gefunden, daß der Geist Gottes sie gerade über die Stellen wegführt, die ihnen nichts nutzen dürften. Ueberhaupt ist es ein eigenes Ding um die Erbauung. Es ist oft nicht die Sache, die Einen erbaut, sondern die Lage des Herzens, worin sie uns überrascht, ist das, was einer Kleinigkeit den Werth gibt." Daher kann der Pastor auch die Liederverbesserungen nicht leiden. „Das möchte für Leute sein, die dem

Verstande viel und dem Herzen wenig geben. Was ist daran gelegen, was man singt, wenn sich nur meine Seele hebt, und in den Flug kommt, in dem der Geist des Dichters war. Aber wahrhaftig, das wird einem bei den gedrechselten Liedern sehr einerlei bleiben, die mit aller kritisch richtigen Kälte hinter dem Schreibpult mühsam polirt worden sind."

Einen besonders großen Aerger zeigt der Pastor über die Streitigkeiten der verschiedenen christlichen Confessionen: „Nicht daß ich meine, man solle eine Vereinigung suchen," sagt er, „das ist eine Sottise, wie die Republik Heinrich's IV. Wir sind Alle Christen, und Augsburg und Dortrecht machen so wenig einen wesentlichen Unterschied der Religionen, als Frankreich und Deutschland in dem Wesen des Menschen ... Warum sollte ich leugnen," heißt es an einer andern Stelle, „daß der Anfang der Reformation eine Mönchszankerei war, und daß es Luther's Intention im Anfange gar nicht war, das auszurichten, was er ausrichtete? Was sollte mich antreiben, die Augsburgische Confession für was Anderes, als eine Formel auszugeben, die damals nöthig war, und noch nöthig ist, etwas festzusetzen, das mich aber nur äußerlich verbindet, und mir übrigens meine Bibel läßt? Kommt aber ein Glaubensbekenntniß dem Worte Gottes näher, als das andere, so sind die Bekenner desto besser daran; aber das bekümmert Niemand anders." Auch die katholische Kirche nimmt er gegen ihre Verächter in Schutz. „Hat sie doch wenige menschliche Satzungen, die nicht auf etwas göttlich Wahres gegründet wären. Laßt sie, leidet sie und segnet sie. Warum lästert ihr ihre Messe? Sie thun zu viel, das weiß ich; aber laßt sie thun, was sie wollen. Verflucht sei der, der einen Dienst Abgötterei nennt, dessen Gegenstand Christus ist!"

Schneller können wir über die zweite Schrift, welche die „zwo biblischen Fragen" beantwortet, hinweggehen. Sie ist gleichfalls in der Form eines Briefes an einen Amtsbruder abgefaßt. Die Einleitung enthält sehr interessante Aussprüche, von denen wir ein paar herausheben, die Goethe's Denkweise, und nicht bloß seine damalige, charakterisiren. Der schwäbische Landgeistliche ist kein besonderer Freund von Büchern, am wenigsten von exegetischen. Er gibt zu, daß einem Geistlichen nichts angelegener sein könne, als die Auslegung der Sammlung von Schriften, woran sein zwiefaches Leben hange. Bei alledem habe er sich nie genug über Männer wundern können, die sich hinsetzen, ein ganzes Buch, ja viele Bücher unserer Bibel, an einem Faden weg zu exegesiren, da er Gott danke, wenn ihm hier und da ein Spruch aufgehe; und das sei auch Alles, was man nöthig habe. Kernbücher, wie die Bibel, lerne man erst allmählig im Lebens- und Amtsgange verstehen. „Die einzige brauchbare Religion," lehrt er ferner, „muß einfach und warm sein; von der einzig *wahren* haben wir nicht zu urtheilen. Wer will das ächte Verhältniß der Seele gegen Gott bestimmen, als Gott selbst?" — Aecht Goetheisch ist die Maxime, wornach der Landgeistliche seinen anders denkenden Sohn ruhig gewähren läßt, bis er von selbst gescheiter werde: „Die Erkenntniß wächs't in jedem Menschen nach Graden, die ein Lehrer weder übertreiben soll, noch kann; und den hielt' ich für den geschicktesten Gärtner, der für jede Epoche jeder Pflanze die erforderliche Wartung verstünde."

Von den beiden Fragen bezieht sich die eine auf das alte, die andere auf das neue Testament. Ausgehend von dem Gedanken, daß die Geschichte und Lehre des jüdischen Volkes ganz *particular* gewesen und erst da universell geworden sei, nachdem der ewige Gärtner das edle Reis Jesum Christum auf den unfruchtbaren Stamm gepfropft, beantwortet er die erste Frage: *Was stund auf den Tafeln des alten Bundes?* dahin: es seien unmöglich die bekannten zehn Gebote gewesen, sondern eine Reihe von Vorschriften, wovon die meisten speciell das jüdische Volk im Auge gehabt. Ein so particularer Bund, wie der des Herrn mit dem jüdischen Volke, habe nicht auf Universalverbindlichkeiten, wie unsere zehn Gebote, gegründet werden können. Etwas abstrus und ganz in Hamann's und Lavater's Geiste gehalten, ist die Beantwortung der andern Frage: *Was heißt mit Zungen reden?* Diese Sprache des Geistes sei als unmittelbare Ausströmung der göttlichsten Empfindung einfach wie das Licht, und eben so allgemein gewesen; mehr als Pantomime, doch unarticulirt. Sie verhalte sich zu der ruhigen, sanften Unterweisung, wie Vater und Sohn, wie Keim und Pflanze; „*Πνευμα! πνευμα!*" ruft er aus, „was wäre *νους* ohne dich!"

Die beiden theologischen Schriften, die wir hier besprochen haben, waren nur ein paar einzelne Früchte von sehr umfassenden Bibelstudien, die er in diesem Semester anstellte. Hatte er sich früher, wie uns aus dem sechsten Capitel des ersten Theiles bekannt ist, besonders in die urweltlichen Zustände hinein zu versetzen gesucht, welche das erste Buch Mosis schildert, so griff er jetzt, nach langer Unterbrechung, das zweite Buch an und arbeitete sich mit unsäglicher Mühe, „mit unzulänglichen Hülfsmitteln und Kräften," wie er selbst meint, durch die fünf Bücher hindurch. Dabei glaubte er, außer dem Inhalt der Bundestafeln, noch andere wichtige Entdeckungen zu machen; namentlich, daß die Israeliten keine vierzig Jahre, sondern nur kurze Zeit durch die Wüste gewandert, und ebenso meinte er den Charakter des Moses in einem ganz neuen Lichte zu erblicken. Selbst das neue Testament verschonte er nicht mit seiner Forschungs- und Sonderungslust, stimmte aber doch gerne in das Wort ein: „Die Evangelisten mögen sich widersprechen, wenn sich nur das Evangelium nicht widerspricht."

Ueber so eifrigen Studien war aber sein Götz von Berlichingen nicht liegen geblieben. Er sandte eine Abschrift des ersten Entwurfs an Herder mit einem Briefe, der dem Ende 1771 anzugehören scheint. „Das Resultat meiner hiesigen Einsiedelei," schreibt er, „kriegen Sie hier in einem Skizzo, das zwar mit dem Pinsel auf Leinwand geworfen, an einigen Orten sogar einigermaßen ausgemalt, und doch weiter nichts als Skizzo ist. Keine Rechenschaft geb' ich Ihnen, lieber Mann, von meiner Arbeit, noch sag' ich meine jetzigen Empfindungen darüber, da ich aufgestanden und in die Ferne getreten bin; es würde aussehen, als wollt' ich Ihr Urtheil leiten, weil ich fürchtete, es wandelte an einem Platz, wo ich's nicht wünschte. Das aber darf ich sagen, daß ich recht mit Zuversicht arbeitete, die beste Kraft meiner Seele dran wendete, weil ich's that, um Sie drüber zu fragen, und wußte, Ihr Urtheil wird mir nicht nur über dieses Stück die Augen öffnen, sondern vielmehr über diesem Stück dich lehren, wie Oeser, es als Meilensäule pflanzen, von der wegschreitend du eine weite, weite Reise anzutreten, und bei Ruhestunden zu berechnen hast. Auch unternehm' ich keine Aenderung, bis ich Ihre Stimme höre; denn ich

weiß doch, daß alsdann radicale Wiedergeburt geschehen muß, wenn es zum Leben eingehen soll." — Zugleich meldet er, daß er jetzt Leben und Tod eines andern Helden studire, und es in seinem Gehirn dramatisire. Sokrates war es, den er sich zur Aufgabe gestellt hatte, „der philosophische Heldengeist", sein göttlicher Beruf zum Lehrer der Menschen, die gaffende Menge und die Wenigen, die Ohren haben ihn zu hören, „das pharisäische Philisterthum der Meliten und Anyten (Ankläger des Sokrates)" u. s. w. Er brauche aber Zeit, setzte er hinzu, um alles das „zum Gefühl zu entwickeln". Und dann wisse er auch nicht, ob es ihm gelingen werde, das Bild des Sokrates von seinem verhüllenden Nimbus zu befreien, ob „er sich vom Dienste des Götzenbildes, das Plato bemale und vergolde, dem Xenophon räuchere, zu der wahren Religion hinaufschwingen werde, der statt des Heiligen ein großer Mensch erscheine, den er mit Liebesenthusiasmus an seine Brust drücken könne mit dem Zuruf: Mein Freund und Bruder!" Mit dieser Project gebliebenen Aufgabe stand denn auch das eifrigere Studium der Griechen in Verbindung, worüber er ein halb Jahr später an Herder berichtete. Nachdem er sich früher auf den Homer beschränkt hatte, forschte er jetzt des Sokrates wegen in Xenophon und Plato. Da gingen ihm, wie er schreibt, die Augen über seine Unwürdigkeit erst auf, er gerieth an Theokrit und Anakreon, und fühlte sich dann zu Pindar hingezogen.

Bei dieser Vielthätigkeit muß er indessen noch Zeit zu manchem Andern gefunden haben. Aus einem Billet an Salzmann vom 3. Februar 1772 sehen wir, daß er sich in diesem Winter einmal ausnahmsweise ernstlicher mit Musik beschäftigte. Er bittet den alten Freund, bei Gelegenheit seinen Straßburger Violoncellmeister Buschen zu fragen, ob er die Sonate für zwei Bässe, die sie zusammen gespielt, noch habe; er treibe jetzt die Kunst etwas stärker, als sonst. Dazu kamen in der ersten Hälfte des Semesters häufige Wanderungen durch Frankfurt und seine Umgebungen, und tiefer in den Winter hinein Fechtübungen, Reiten und vor Allem Schlittschuhlaufen.

Jenes Umherschweifen in der Gegend aber, jene Fußwanderungen bei rauher Jahreszeit, „in Thälern und auf Höhen, in Ge-

filden und Wäldern," und zum Theil auch die Beschäftigung mit dem Götz, hingen mit einer Bewegung, wovon sein Gemüth damals ergriffen war, zusammen. Auf einen brieflichen Abschied hatte ihm Friederike Brion eine Antwort geschickt, die sein Herz zerriß. „Ich fühlte nun erst den Verlust, den sie erlitt," so erzählt er selbst, „und sah keine Möglichkeit, ihn zu ersetzen, ja nur ihn zu lindern." Warum er eine solche Möglichkeit nicht sah, darüber läßt er uns im Dunkel. Fühlte er seine Neigung zu ihr erloschen? Es scheint nicht, wenn man nach der Art, wie er in der Selbstbiographie seinen damaligen Gemüthszustand schildert, urtheilen darf. Oder gestatteten seine Verhältnisse nicht, an eine Heirath zu denken? Aber kaum ein paar Jahre nachher, wo er eben so wenig noch eine feste Stellung gewonnen, suchten ihn seine Aeltern ja selbst dafür zu stimmen. Oder fürchtete er, das einfache Landmädchen werde dem patricischen Familienkreise nicht zusagen? Aber sein Vater wünschte ja selbst keine „Staatsdame," wie jene spätere Geliebte, Lili, zur Schwiegertochter, und seine Mutter, eine durchaus gesunde Kernnatur, hätte sich gewiß mit der liebevollen, verständigen, unverbildeten Friederike vortrefflich verstanden. Vermuthlich lagen die Hindernisse sehr tief in seinem Innern. Das Gefühl, daß er jetzt eben in eine neue, bedeutende Entwickelungsperiode getreten, von der sich nicht absehen ließ, was sie noch bringen werde, machte es ihm zu einer sittlichen Unmöglichkeit, sich jetzt schon durch ein so ernstes Verhältniß dauernd zu binden. Unstatthaft ist Pfeifer's Vermuthung, daß Merck es gewesen, der Goethe von Friederiken trennte; denn, wie uns aus Früherm bekannt, schied Goethe schon von Straßburg, ehe er noch Merck's Bekanntschaft gemacht hatte, mit der bestimmten Ueberzeugung, daß sich die Verbindung mit Friederike lösen müsse. Er mag sich um jene Zeit bisweilen ungefähr dasselbe zugerufen haben, was er später Carlos zu Clavigo sagen ließ: „Heirathen! Heirathen just zur Zeit, da das Leben erst recht in Schwung kommen soll! Sich häuslich niederlassen, sich einschränken, da man noch die Hälfte seiner Wanderung nicht zurückgelegt, die Hälfte seiner Eroberungen noch nicht gemacht hat!"

Dieß hinderte indeß nicht, daß er jetzt oft in Frankfurt einer quälenden, düstern Reue zum Raube ward. „Gretchen," sagte er

selbst, „hatte man mir genommen, Annette mich verlassen, hier war ich zum erstenmal schuldig; ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet." Seiner Gewohnheit nach suchte er Hilfe bei der Dichtkunst und „setzte die hergebrachte poetische Beichte wieder fort, um durch diese selbstquälerische Büßung einer innern Absolution würdig zu werden." Die Maria im Götz von Berlichingen, und die schlechte Figur, welche ihr Liebhaber spielt, hält er selbst für Resultate seiner reuigen Betrachtungen. Zugleich aber gesellte er sich häufig zu Andern, suchte ihre Verlegenheiten zu entwirren, und was sich trennen wollte, zu verbinden, damit es ihnen nicht ergehen möchte, wie ihm selbst. Man nannte ihn daher wohl den Vertrauten, auch seines Umherstreifens wegen, den Wanderer. Diese Bewegung in der freien Natur gereichte ihm besonders zur Beruhigung des Gemüthes. Er gewöhnte sich, auf der Straße zu leben und wie ein Bote zwischen dem Gebirg und dem flachen Lande hin und her zu wandern. Oft ging er durch seine Vaterstadt, als ob sie ihn nichts anginge, speis'te in einem der großen Gasthöfe in der Fahrgasse und zog nach Tische seines Wegs weiter fort. Unterwegs sang er seltsame Hymnen und Dithyramben vor sich hin, wovon sich eine: Wanderers Sturmlied, erhalten hat.

In der freien metrischen Form dieses Gedichtes ist noch Klopstocks Einfluß zu erkennen, wenngleich Goethe das durch Klopstock zuerst in Aufnahme gebrachte Quasi-Metrum auf eine eigenthümliche Weise behandelt hat *). Auch die Kühnheit der Wortstellungen und Satzwendungen, wodurch man an die Freiheit der Dichtersprache der Alten erinnert wird, haben wir ohne Zweifel mit auf Rechnung der Einwirkung Klopstock's und wohl auch Pindar's zu setzen, wie denn auch die Hindeutung auf Anakreon, Theokrit und Pindar in dem Gedichte sich aus Goethe's damaligen griechischen Studien erklärt. Die Dunkelheit, woran manche Stellen der Dithyrambe leiden, rühren zum Theil eben von dieser kühnen Behandlung der

*) Vergl. über diese freien Rhythmen mein „Archiv für den Unterricht im Deutschen", Jahrg. 1844, Hft. I. S. 82 ff. und das „Archiv für das Studium neuerer Sprachen und Literaturen", herausgegeben von Herrig und Viehoff, Jahrg. 1846, Hft. I. S. 127 ff.

Sprache, zum Theil aber davon her, daß es sich nah an ein specielles Erlebniß anschließt, wie denn in der Regel solche Gelegenheitsproductionen der unmittelbaren Verständlichkeit leicht ermangeln. Nach den eigenen Bekenntnissen des Dichters fällt es auf, daß sich in dem Gesange nichts von jener quälenden Reue kund gibt, die er über sein Verhältniß zu Friederiken empfand; es spricht sich vielmehr sogleich im Anfange ein begeisterndes Gefühl des innewohnenden Genius aus, der ihn gegen alle Stürme des Lebens stählt. Denn daß wir „das schreckliche Wetter", gegen welches er unter dem Singen ankämpft, auch in höherm, symbolischem Sinne zu fassen haben, unterliegt keinem Zweifel. Goethe sagt selbst in seinen Bemerkungen zur „Harzreise im Winter": „Was von meinen Arbeiten durchaus, und so auch von den kleinen Gedichten gilt, ist, daß sie alle, durch mehr oder minder bedeutende Gelegenheit, im unmittelbaren Anschauen irgend eines Gegenstandes verfaßt worden, deßhalb sie sich nicht gleichen, darin jedoch übereinkommen, daß bei besonderen äußeren, oft gewöhnlichen Umständen, ein Allgemeines, Inneres, Höheres dem Dichter vorschwebte" *).

Goethe's Fußwanderungen waren aber nicht immer so rüstiger Art, wie die, welche das Sturmlied hervorrief; nicht selten war es ein langsames, melancholisches Hinschlendern, wodurch er keine Erfrischung gewann. Es trat daher bald das lustigere Reiten an seine Stelle, und nach eingetretenem Frostwetter die herrliche Bewegung des Schlittschuhfahrens. Goethe hatte sich bis dahin in dieser Kunst nicht versucht; Klopstock's Oden flößten ihm zuerst die Lust dazu ein. An einem heitern Wintermorgen rief er sich, aus dem Bette springend, jene Strophen zu:

Schon von dem Gefühle der Gesundheit froh,
Hab' ich, weit hinab, weiß an dem Gestade gemacht
Den bedeckenden Krystall.

Wie erhellt des Winters werdender Tag
Sanft den See? Glänzenden Reif, Sternen gleich,
Streute die Nacht über ihn aus!

*) Eine Erläuterung des Einzelnen s. in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten, I. 139 ff.

Rasch entschlossen eilte er hinaus, suchte sich einen Platz, wo er, als ein so alter Anfänger, schicklich die ersten Versuche anstellen konnte, und brachte es durch ausdauernde Uebung und Nachdenken in kurzer Zeit so weit, daß er sich unter die Läufer einer froh belebten Eisbahn mischen durfte. Mit übermäßiger Lust gab er sich jetzt dieser Bewegung hin. Es genügte ihm nicht, einen sonnigen Wintertag so auf der Eisfläche hinzubringen; er verweilte dort mit heitern Gesellen bis in die späte Nacht. Und wenn dann der Vollmond, aus Wolken hervortretend, sein zweifelhaftes Licht über die weiten überfrorenen Wiesen ausgoß, die Nachtluft ihrem raschen Laufe entgegen säuselte, das Eis sich bei abnehmendem Wasser mit ernsthaftem Donner senkte, so glaubten sie sich in eine Ossian'sche Welt gezaubert. In declamatorischem Halbgesange ließ hier und da Einer eine Klopstock'sche Ode ertönen; und fanden sie sich im Dämmerlichte zusammen, so ward von ganzer Seele das Lob des Stifters ihrer Freuden angestimmt:

Und sollte der unsterblich nicht sein,
Der Gesundheit uns und Freuden erfand,
Die das Roß, muthig im Lauf, niemals gab,
Welche der Ball selber nicht hat?

Goethe hat diese Uebungen viele Jahre hindurch fortgesetzt und verdankte ihnen gewiß zum großen Theile die lange Bewahrung jugendlicher Körper- und Geistesfrische. Wenn er darüber mitunter, wie er selbst sagt, nur allzu leicht seinen Beruf zu ernsteren Dingen vergaß, so war der Gewinn an Gesundheit, der ihm für die Stunden geistiger Thätigkeit erwuchs, ein hinreichender Ersatz; und dann gesteht er auch, gerade solchen Augenblicken die schnellere Ausbildung älterer Vorsätze schuldig geworden zu sein. Manches, was eine Zeit lang in seinem Innern geschlafen hatte, wachte bei dieser oft einsamen Bewegung, bei „diesem gemächlichen Schweben im Unbestimmten" wieder auf.

Das Frühjahr 1772 rief ihn aus diesen Winterbelustigungen wieder in die fernere Umgebung der Vaterstadt hinaus. Im Anfange März verweilte er einige Tage bei Merck in Darmstadt und lernte Herder's Braut kennen. „Goethe ist so ein gutherziger, muntrer

Mensch," schrieb diese am 9. März an Herder, „ohne gelehrte Ziererei, und hat sich mit Merck's Liedern so viel zu schaffen gemacht... Der erste Nachmittag wurde uns verdorben durch ein Trisettspiel und zwei Leute aus der Stadt ... Den zweiten haben wir auf einem hübschen Spaziergange und in unserm Hause bei einer Schale Punsch zugebracht. Wir waren nicht empfindsam, aber sehr munter, und Goethe und ich tanzten nach dem Clavier Menuetten; und darauf sagte er uns eine vortreffliche Ballade von Ihnen her, die ich noch nie gehört: dein Schwert, wie ist's von Blut so roth? Edward! Edward!" Eben so finden wir ihn gegen Anfang April wieder in Darmstadt, wo er einige der besten Scenen aus seinem Götz und das Gedicht „der Wanderer" (in seiner ältern Gestalt) zum Besten gab. Merck begleitete ihn nach Frankfurt zurück; und von dort machten sie zusammen einen Ausflug nach Homburg. Von dem Landgrafen und seiner Gemahlin auf's Freundlichste aufgenommen, durchfuhren sie in einem herrschaftlichen Wagen die dortigen Parkanlagen, lustwandelten mit den Hofdamen in der Gegend und freuten sich der pittoresken Schönheit derselben. Dieser Aufenthalt in Homburg gab Veranlassung zur Entstehung zweier Gedichte Goethe's: „Elysium (An Uranien)" und „Pilgers Morgenlied (An Lila)," die ich früher, durch eine Notiz von Merck in meiner Ansicht bestärkt, irrthümlich auf Charlotte Buff und die Wetzlarer Verhältnisse gedeutet habe. Beide sprechen die Erinnerung an das erste Bekanntwerden mit zwei Homburgischen Hofdamen, Fräulein von Ziegler (Lila) und Fräulein von Roussillon aus, und gewähren einen klaren Einblick in Goethe's damalige Erregbarkeit, wie in die allgemeine Empfindsamkeit jener Zeit, worin die Freundschaft so leicht die Gestalt der Liebe annahm. In beiden Gedichten tritt besonders Lila als diejenige hervor, die den lebhaftesten Eindruck auf ihn gemacht. Herder's Braut schilderte sie diesem als „ein außerordentlich empfindsames Mädchen, von welchem Merck ganz begeistert sei, und das er fast mit Maria von Yorik vergleiche." Indem sie (am 25. Mai) an Herder eine Abschrift der beiden Gedichte übersandte, fügte sie noch ein drittes bei, „Fels-Weihesang (An Psyche)", welches Goethe ihr selbst gewidmet hatte. Dieses Gedicht, zuerst in den von K. Wagner herausgegebenen Briefen an J. H. Merck (Darmstadt 1835) veröffentlicht, ist bisher noch nicht in Goethe's Werke aufgenommen, doch eines Platzes in denselben vollkommen würdig. Gleich den beiden andern Gedichten in freien Rhythmen, Goethe's damaliger Lieblingsform, verfaßt, stellt es in den ersten acht Strophen die Weihe eines Felsen (bei Darmstadt) zu seinem und der Freunde Lieblingssitze dar. Dann schildert es den Darmstädter Kreis im Sommerabendroth um einen Teich zu einem Reihentanz versammelt,

Und warme Jugendfreude
Webt in dem Abendroth,
Sie drücken sich die Hände
Und glühn einander an.

„Und aus dem Reihen verlieret sich Psyche zwischen Felsen und Gesträuchen weg, und trauernd um den Abwesenden (Herder) lehnt sie sich über den Fels u. s. w." Herder nahm Anstoß an dem Gedichte, weil ihm darin seine Braut eine zu traurige Figur zu machen schien; er trug ihr auf, dem „Felsweiher" bei Gelegenheit zu sagen, er solle in Zukunft „artiger Opfer austheilen, oder von seinem Amte abgesetzt werden", und legte als Antwort auf das Gedicht ein stellenweise sehr scharfes und derbes poetisches Impromptu*) bei, wofür unser Dichter ihn denn einen „intoleranten Pfaffen" schalt.

Goethe wiederholte, wie wir jetzt aus den Briefen von Herder's Braut sehen, seine Besuche in Darmstadt den April hindurch bis in die erste Hälfte des Mai, wobei augenscheinlich auch Lila, die sich damals in Darmstadt befand, eine starke Anziehungskraft übte. „Wenn Goethe von Adel wäre," schrieb Caroline Flachsland am 8. Mai, „so wollte ich, daß er sie vom Hof wegnähme, wo sie auf die unverantwortlichste Art verkannt wird — aber so geht's nicht. Goethe ist ein äußerst guter Mensch, und sie wären einander werth."

*) Aus Herder's Nachlaß III, 265 ff.

Zweites Capitel.

Abreise nach Wetzlar. Theilnahme an einem Ritterbunde. Bekanntschaft mit Gotter. Beziehung zum Göttinger Dichterkreise. Kleinere Gedichte. Charakteristik seiner damaligen Lyrik. Mäßige Productivität; ästhetische Speculationen. Verhältniß zu Kestner und Charlotte Buff. Uebersetzung des deserted village von Goldsmith. Ausflug nach Gießen; Bekanntschaft mit Höpfner; Recensionen für die Frankfurter gelehrten Anzeigen. Rückkehr nach Wetzlar. Abschied von Wetzlar und Lotte. Auf das Verhältniß zu ihr bezügliche Gedichte.

Mit dem Eintritt der schönen Jahreszeit, um die Mitte Mai 1772, verließ Goethe nochmals das Aelternhaus und die Vaterstadt, wohin er erst im Herbste zurückkehren sollte. Er ging, ohne Zweifel auf den Wunsch seines Vaters, nach Wetzlar, damit er sich dort beim Reichskammergericht mit dem deutschen Civil- und Staatsrecht und der höhern juridischen Praxis vertrauter mache. Was ihn selbst diese abermalige Entfernung von Hause wünschen ließ, war, nach seinem eigenen Geständnisse, nicht sowohl der Trieb nach Erweiterung seines Wissens, als die Lust, seinen Zustand zu verändern. Wie wenig ihm Frankfurt zusagte, hörten wir ihn früher in einem Briefe an Salzmann bekennen. Mehr aber mochte er sich noch in seiner Familie, durch das Verhältniß zum Vater, beengt fühlen. Wenn man in Goethe's Confessionen über sein Leben bisweilen zwischen den Zeilen lesen muß, so dürfte dieß hier ganz besonders der Fall sein. Wie mancher vom Selbstbiographen verschwiegene Conflict mag in dem eben abgelaufenen Halbjahre vorgekommen sein, wobei die Mutter von ihrem Vermittlungstalente Gebrauch machen mußte! So erklärt es sich leicht, wie ihm eine Veränderung seiner Lage willkommen war. Daß aber gerade Wetzlar nun sein Aufenthaltsort werden sollte, war ihm keine reizende Aussicht. Die Stadt war zwar angenehm gelegen, aber klein und übel gebaut; für den anregungsvollen Kreis seiner Darmstädter und Frankfurter Freunde durfte er dort keinen Ersatz erwarten; ein wissenschaftlicher Verkehr, den juristischen abgerechnet, und eine poetische Mittheilung stand

nicht zu hoffen. Dazu kam, daß seit einigen Jahren in Wetzlar eine Visitation des Reichskammergerichtes im Gange war, wobei man schon grobe Mißbräuche und schändliche Verbrechen einzelner Assessoren aufgedeckt hatte. Er mußte erwarten, dort eine trübe und ängstliche Stimmung über die Gesellschaft verbreitet zu finden.

Statt dessen trat ihm, zu seiner größten Verwunderung, in Wetzlar ein drittes akademisches Leben entgegen. An einer langen Wirthstafel fand er beinahe sämmtliche Gesandtschafts-Untergeordnete, geistreiche und muntere junge Leute, die, zur Erheiterung ihres mittägigen Beisammenseins, eine Rittertafel vorstellten. Obenan saß der Heermeister, ihm zur Seite der Kanzler, dann folgten die wichtigsten Staatsbeamten, hierauf die Ritter nach ihrer Ancienneté. Der Stifter dieses Ordens war der braunschweigische Gesandtschaftssecretair Aug. Friedr. von Goué, ein wilder närrischer Geselle, der später seiner Trinksucht erlag. Wie jedem der Theilnehmenden ein Rittername beigelegt war (z. B. Ritter Coucy — so nannte sich von Goué —, St. Amand der Eigensinnige, Lubomirsky der Streitbare, Eustach der Vorsichtige): so wurde unser neuer Ankömmling, seiner Begeisterung für jenen biedern deutschen Altvater wegen, Götz von Berlichingen, der Redliche, genannt. Das Gespräch bewegte sich meist in Ritterausdrücken und allerlei Anspielungen, die für einen Neuling größtentheils unverständlich waren. Das ganze Fratzenspiel wurde mit äußerlich großem Ernste betrieben. So durfte es Niemand lächerlich finden, wenn man eine gewisse Mühle als Schloß, den Müller als Burgherrn behandelte, die vier Haimonskinder für ein canonisches Buch erklärte und Abschnitte daraus, unter allerlei Ceremonien, mit Ehrfurcht vorlas. In dieses Ritterwesen verschlang sich ein seltsamer anonymer Orden, der philosophisch und mystisch sein sollte. Der erste Grad hieß der Uebergang, der zweite des Uebergangs Uebergang, der dritte des Uebergangs Uebergang zum Uebergang, und der vierte des Uebergangs Uebergang zu des Uebergangs Uebergang. Keine Spur eines ernstern Zweckes war hinter allen diesen zeitvergeudenden Thorheiten zu entdecken.

Goethe ging in der ersten Zeit auf dieses Possenwesen ein, brachte die Perikopen aus den vier Haimonskindern in Ordnung,

that Vorschläge, wie sie bei Feierlichkeiten zu lesen seien, und trug sie auch wohl selbst mit großer Emphase vor. Aber er hatte sich nicht bloß früher mit Behrisch und in Straßburg an solchen Dingen müde getrieben, sondern zweifelsohne war es auch eine Nachwirkung des gehaltreichen Umganges mit dem Darmstädter und Frankfurter Cirkel, wenn er jetzt nur kurze Zeit an jenen Thorheiten Geschmack fand. Unter diesen Umständen war es ihm sehr willkommen, an Fr. W. Gotter aus Gotha, der ein paar Jahre älter war, einen aufrichtigen Freund zu gewinnen. Daß Goethe zu diesem jungen Manne in ein näheres Verhältniß treten konnte, beweist, wie wenig er selbst damals in der Richtung der Starkgeisterei einseitig befangen war. Denn Gotter war von der Natur in mancher Hinsicht zu einem Antipoden der Originalgenies bestimmt. Goethe charakterisirt seinen Sinn als zart, klar und heiter, sein Talent als geübt und geregelt; die Eleganz der französischen Dichter sagte ihm besonders zu, und in der englischen Literatur zogen ihn am meisten die Schriften an, die sich mit angenehmen und sittlichen Gegenständen beschäftigen. Wie sein Umgang ohne Frage auf Goethe beruhigend, mäßigend, regelnd einwirkte, so scheint dieser umgekehrt ihn etwas den kraftgenialischen Tendenzen angenähert zu haben. So stimmt Gotter in einer den Götz betreffenden Epistel an Goethe vom Jahre 1774 *) ganz in den Ton der jungen Genies ein, und sein Trauerspiel Mariane (1776) gehört in die Classe der Klinger-Wagner'schen Familientragödien. Dagegen spricht er sich in seiner berühmten Epistel über die Starkgeisterei entschieden gegen diese Richtung aus, und zuletzt sagte er sich förmlich von ihr los und schloß sich unsern französirenden Graziendichtern an.

Durch Gotter kam unser Dichter auch in einige Beziehung zu den Göttingern **). In Verbindung mit Boie hatte Gotter im

*) S. Goethe's W. in 40 B. VI, 68.

**) So berichtet Goethe selbst. Schäfer bestreitet es, ohne zureichende Gründe beizubringen. Wenn Goethe erst im folgenden Jahre Beiträge zum Göttinger Musenalmanach eingesandt, und der engere Bund der Göttinger sich um Voß und die beiden Stolberge erst im Herbste 1772 gebildet hat, mit welchem Gotter nicht weiter in Verbindung bleiben wollte: so ist damit nicht nothwendig ausgeschlossen, daß in der Zeit, wovon wir jetzt reden, Gotter für

Jahre 1770 die Herausgabe des berühmten Göttinger Musenalmanachs begonnen, zu welchem er jetzt von Goethe einige Beiträge verlangte. Dieser lehnte das Gesuch nicht ab, obwohl er sich nicht von allen Seiten mit den Gesinnungen jenes Dichterbundes in Einklang fühlte. Gerade in diesem Jahre 1772, wo Voß nach Göttingen ging und die Seele des Bundes ward, kam der eigenthümliche Geist desselben zu völligem Durchbruch. Feiheitsliebe, Patriotismus, Freundschaft, Religion, Tugend wurden mit Begeisterung und nicht selten mit einem bis zum Komischen gesteigerten Pathos gefeiert; Klopstock war seitdem der geistige Mittelpunkt des Kreises; an den Versammlungstagen lagen seine Oden auf dem Tische aufgeschlagen, bei den Gelagen wurde seine Gesundheit in Rheinwein getrunken; man feierte seine Geburtstage, ließ dann für ihn einen Stuhl ledig und bekränzte seine Werke, während Wieland's Idris zerrissen unter dem Stuhle lag, und mit den Blättern die Pfeifen angezündet wurden. Dieses forcirte Wesen konnte Gotter'n nicht behagen, der sich schon 1771 von der Redaction des Almanachs losgesagt hatte und später auch aus Verdruß über die Anfeindung Wieland's seine Beiträge zurückzog. Eben so war Goethe's Natur zu gesund, um mit einem solchen Empfindungszwange ganz zu sympathisiren. Indeß war er doch nicht Augenzeuge der Excentricitäten des Göttinger Kreises, die übrigens auch erst in den nächsten Jahren den Höhenpunkt erreichten, und dann waren sie immerhin besondere Aeußerungsarten des Geistes einer neuen Zeit, der auch in ihm pulsirte. So entschloß er sich denn zum Mitarbeiten an jenem Musenalmanach, der, als literarischer Sammelplatz der jungen Talente, eine große innere Bedeutung in der Geschichte unserer Poesie gewonnen hat, und er that dieß um so eher, als er sich wohl bewußt war, daß er häufig einer äußern Anregung für die Vollendung seiner Arbeiten bedurfte.

Wir finden aber erst in den Jahrgängen 1774 und 1775 des Almanachs einige Goethe'sche Poesieen, mit verschiedenen Chiffern unterzeichnet, die wir indessen hier schon zusammenfassen wollen.

Boie's Almanach etwas von Goethe verlangt und die spätere Verbindung desselben mit dem Almanach angebahnt habe.

Die umfangreichste derselben, „der Wanderer" verdient, daß ihr eine nähere Betrachtung gewidmet werde. Wir müssen die bedeutungsvolle Dichtung zu der Gattung der symbolischen zählen, in so fern sie ein großes, weit und tief eingreifendes Verhältniß den Gegensatz der Cultur und Natur, in einem einzelnen, schön begrenzten Gemälde versinnlicht. Ein Zögling der Cultur, oder specieller, ein Verehrer der antiken Kunst, wird einem einfachen Zöglinge der Natur gegenüber gestellt; zwei ganz verschiedene Weltanschauungen werden dargelegt, anfangs, wenn auch nicht feindlich entgegenstehend, doch durchaus von einander geschieden, allmählig aber sich freundlich annähernd, zuletzt gänzlich versöhnt, und zwar in der Weise, daß der Zögling der Cultur sich zur einfachen Weltansicht des Naturkindes bekehrt, oder wenigstens sich das Vollglück desselben zum Ziel seiner Wünsche und seines Strebens setzt. Die Form des Gedichtes ist dialogisch, das Gespräch recht lebendig und leicht, das Ganze bildet eine anmuthige dramatische Scene. J. G. Jakobi's Tadel, den er in Wieland's Merkur über dieses Stück aussprach, scheint mir ganz ungegründet; er wünscht ihm einen leichtern Ausdruck und geschmeidigern Dialog. Auch was er weiter hinzusetzt, daß die Rede des Fremdlings zuweilen ohne Noth geheimnißvoll sei, kann nicht zugegeben werden; für die junge Frau, die sich mit dem Wanderer unterhält, ist sie allerdings geheimnißvoll; aber für diese kann sie auch nicht klar sein; der noch ungestörten, ungetheilten Natur ist das streit- und drangvolle innere Leben der Cultur ein tiefes Geheimniß. Die Zeit, die Oertlichkeit, die ganze äußere Situation ist mit meisterhafter Kunst, ohne Hilfe erzählender oder beschreibender Partieen, bloß durch natürlichen und leichten Gesprächswechsel vor unser inneres Auge gestellt. Alles ist Bild, Bewegung, Leben, Empfindung, kein müßiges Wort! Auf welch beschränktem Raume, mit welchem geringen Redeaufwande sind die wechselnden Bilder hingezeichnet: die junge Frau, den Säugling an ihrer Brust, an der Felswand, im Ulmbaumschatten; neben ihr der Reisende sich niederlassend, die Bürde abwerfend, die er durch des Tages Hitze den staubigen Pfad her getragen hat, — und nun das ganze Local, das sich, wie in Hermann und Dorothea, successiv vor den handelnden Personen entwickelt! Dieser plastischen Darstellung kommt das gewählte Versmaß trefflich zu Hilfe. In wechselnden, bald jambischen, bald trochäischen und daktylischen Rhythmen schmiegt es sich dem herrlichen Inhalte, wie ein weiches, leichtes Gewand einem schönen blühenden Körper an. Von der Prosa, auch noch von der sogenannten poetischen Prosa, unterscheidet es sich nicht bloß durch den bestimmter hervortretenden Numerus, sondern noch mehr durch den syntaktischen Bau der Diction, durch kürzere Satzglieder, die sich dem Gewichte nach einander mehr entsprechen, wenn gleich die Verse nicht genau in der Zahl der Hauptaccente, und noch weniger in der Sylbenzahl übereinstimmen. — Was die Entstehungszeit des Gedichtes betrifft, so theilt Goethe es in seiner Selbstbiographie der Zeit zu, womit wir uns beschäftigen. In einem Briefe an Zelter vom 29. Juni 1831 schreibt er aber: „Was du nicht verrathen mußt, ist, daß jenes Gedicht der Wanderer im Jahre 1771 geschrieben ist, also viele Jahre vor meiner italienischen Reise. Das aber ist der Vortheil des Dichters, daß er das voraus ahnt und werth hält, was der die Wirklichkeit Suchende, wenn er es im Dasein findet und erkennt, doppelt lieben und höchlich sich daran erfreuen muß" *). Aehnlich heißt es in einem Aufsatz über Tischbeins Idyllen, daß er das Gedicht geschrieben, „ohne den sinnlichen Eindruck erfahren zu haben." In Beziehung auf das Letztere hat man mit Recht an die auf der Rückreise von Saarbrücken nach Sesenheim im Sommer 1771 empfangenen Eindrücke erinnert, wie ihn nämlich in der Gegend von Niederbrunn ehrwürdige Trümmer des Alterthums überraschten, die ihm „in Resten von Basreliefs und Inschriften, Säulenknäufen und Schäften zwischen wirthschaftlichem Wust und Geräthe gar wundersam entgegenleuchteten." Wir haben oben erzählt, daß Goethe schon im Frühjahr 1772 das Gedicht dem Darmstädter Kreise vortrug. Es muß aber, wie sich unten, gegen den Schluß dieses Capitels zeigen wird, erst in Wetzlar seine letzte Gestalt gewonnen haben.

*) Die letzten Worte beziehen sich auf einen ihm von Zelter in Excerpt mitgetheilten Brief von Felix Mendelssohn aus Neapel vom 7. Mai 1831, worin dieser das Local des Gedichtes zwischen Pozzuoli und Bajä aufgefunden zu haben behauptete.

Außer dem Wanderer enthält der Jahrgang 1774 des Göttinger Almanachs noch drei Goethe'sche Gedichte: Adler und Taube, Mahomet's Gesang (hier bloß „Gesang" überschrieben), und das Epigramm „Sprache". Das erste, eine Parabel, stellt unter dem Bilde des Adlers und der Taube zwei ganz verschiedene Arten von Charakteren einander gegenüber, einen reichbegabten, hochstrebenden, von feurigem Thatendrang erfüllten, und einen von Natur sanften, genügsamen, in harmlosem Genuß befriedigten Menschen. Der Letztere hat keine Ahnung von dem tiefen Schmerze des Erstern, wenn er durch widriges Geschick sich in einen engen und unwürdigen Wirkungkreis gebannt sieht. Es braucht dem Leser nicht gesagt zu werden, an wen insbesondere der Dichter beim Adler gedacht habe. Das ganze Bild ist mit den wärmsten Farben, mit sparsamen, aber kecken und genialen Zügen ausgeführt. — Von „Mahomet's Gesang" ist es befremdend, ihn schon hier zu finden, da der Almanach 1774 doch spätestens zu Anfang des Jahres, wenn nicht gar im vorhergehenden erschien, und dieser Hymnus, nach Goethe's eigener Erklärung, einem Drama zugedacht war, dessen Idee Goethe erst in der Mitte des Jahres 1774 durch das nähere Bekanntwerden mit Lavater und Basedow concipirt zu haben bekennt. Ich vermuthe, daß der Hymnus anfangs ohne Rücksicht auf dramatischen Gebrauch gedichtet war, und Goethe erst nachher auf den Gedanken kam, ihn für die projectirte Tragödie zu benutzen. Auf eine Veränderung in der Bestimmung des Gedichtes deutet auch der Umstand hin, daß es im Almanach als Wechselgesang zwischen Ali und Fatema vertheilt war, während es im Drama von Ali allein vorgetragen werden sollte. Die Geschichte Mahomet's hatte Goethe schon vor der Bekanntschaft mit jenen Männern eifrig studirt; und so konnte ihm leicht der Gedanke dieses allegorischen Preisgedichtes aufgehen, das unter dem Bilde eines mächtigen Stromes das hohe Geschick, die erhabene Bestimmung großer, gotterfüllter Genien besingt, die ganzen Völkern ein Licht, ein Leitstern für Jahrtausende werden. — In anderer Weise fällt es auf, im Almanach, dem Organ des Hainbundes, das Epigramm „Sprache" zu finden, da es gegen Klopstock gerichtet scheint, welchen der Dichterbund mit Begeisterung verehrte. — Im Jahrgange 1775 erschienen anonym (mit der Chiffre H. D.)

die Gedichte: „Ein Gleichniß" („Ueber die Wiese, den Bach hinab") und „Der unverschämte Gast" („Da hatt' ich einen Kerl zu Gast"). Das erste schildert die Uneigennützigkeit des ächten Dichters, das andere drückt Goethe's Ingrimm gegen die Recensenten aus. Der Jahrgang 1776*) brachte endlich noch „Kenner und Künstler" mit der Chiffre G. und „Kenner" (jetzt „Kenner und Enthusiast") mit seinem vollen Namen unterzeichnet.

Ueberblicken wir diese kleineren Poesien nach Gegenstand und Behandlungsweise, so erkennen wir recht die Kraft und Selbstständigkeit der Goethe'schen Natur, die gegen mächtige Zeitinfluenzen ihre Eigenthümlichkeit zu bewahren wußte. Gegen die Seuche der bombastischen vaterländischen Bardenpoesie war er, wie wir bereits wissen, durch eine schon vor Jahren geschöpfte Abneigung geschützt worden**). So ließ er sich auch jetzt nicht durch die Freiheitsoden der Dichter des Hainbundes zu ähnlichen Poesieen hinreißen; des Wenigen, was von dem Unabhängigkeitsgeiste, dem kriegerischen Trotzgefühle der Zeit in ihn gedrungen war, meint er sich kurz nachher im Götz von Berlichingen entledigt zu haben. Im Allgemeinen fuhr er fort, wie er selbst sagt, „die Dichtkunst zum Ausdruck seiner (individuellen) Gefühle und Grillen zu benutzen." Eben so wenig wollte die von Klopstock eingeführte nordische Mythologie oder vielmehr die Nomenclatur ihrer Gottheiten bei ihm verfangen. Er kannte die Fabeln der Edda längst aus der Vorrede zu Mallet's dänischer Geschichte (Monuments de la mythologie et de la poésie des Celtes, enthalten in der Introduction à l'histoire de Danemark, Copenhague 1755—56), die wir auch in den Ephemeriden aus den Jahren 1770 und 1771 verzeichnet finden, und Herder hatte ihm den Resenius (Edda Islandorum 1665) in die Hände gegeben, wodurch er mit den Heldensagen noch mehr bekannt geworden war. Allein Gestalten, die sich der sinnlichen Anschauung entzogen, pflegte er nicht in den Kreis seiner Dichtung aufzunehmen.

*) Poetische Blumenlese für das Jahr 1776, von den Verfassern der bisherigen Göttinger Blumenlese. Herausgegeben von J. H. Voß (Lauenburg).

**) Vgl. Thl. I, S. 151.

Wie hätte er solche nordische Nebelbilder, ja leere Wortklänge in seine Poesieen einführen können; ließ er doch nicht einmal gerne die griechischen und römischen Götter, obwohl die größten Bildner sie in leichtfaßliche Gestalten gekleidet, in seinen Gedichten auftreten, weil sie ihm noch außerhalb der Natur, die er nachzubilden verstand, ihren Wohnsitz hatten. Indeß wußte er doch auf seine Weise von jenen nordischen Mythen Gebrauch zu machen; er nahm sie in den Vorrath seiner Märchen auf, und sie gehörten zu denen, die er, von einer Gesellschaft aufgefordert, am liebsten erzählte. Auf gleiche Weise hielt er es mit den indischen Fabeln, die er aus Dapper's Reisen zuerst kennen lernte. Der Altar des Ram gelang ihm besonders gut im Nacherzählen, und bei aller Mannichfaltigkeit der Personen dieses Märchens blieb doch der Affe Hannemann der Liebling seines Publikums. Die nachtheilige Wirkung, die aus der Beschäftigung mit diesen kunstwidrigen, un- und überförmlichen Ungeheuern für seinen Geschmack hätte erwachsen können, ward durch die eifrige Betrachtung der Homerischen Werke paralysirt, für welche damals gerade eine allgemeine Begeisterung erwachte.

So blieb also unser Dichter, was Stoff und Form seiner Lieder betrifft, ungeachtet der mächtigen Zeitströmungen, unerschütterlich in seiner alten Gewohnheit, „seine innere Natur nach ihren Eigenheiten gewähren, und die äußere nach ihren Eigenschaften auf sich einfließen zu lassen," wodurch sich Gegenstand und Gestalt seiner Gedichte mit innerer Nothwendigkeit von selbst ergaben. Diese innige Hingebung an die Natur erreichte in der Zeit seines Aufenthaltes zu Wetzlar vielleicht ihren höchsten Grad. „Ich suchte mich innerlich," so erzählt er selbst, „von allem Fremden zu entbinden, das Aeußere liebevoll zu betrachten, und alle Wesen, vom menschlichen an, so tief hinab, als sie nur faßlich sein möchten, jedes in seiner Art auf mich wirken zu lassen. Dadurch entstand eine wundersame Verwandtschaft mit den einzelnen Gegenständen der Natur, und ein inniges Anklingen, ein Mitstimmen in's Ganze, so daß ein jeder Wechsel, es sei der Ortschaften und Gegenden, oder der Tags- und Jahreszeiten, oder was sonst sich ereignen konnte, mich auf's Innigste berührte. Der malerische Blick gesellte sich zu dem dichterischen, die schöne ländliche, durch den freundlichen Fluß belebte

Landschaft vermehrte meine Neigung zur Einsamkeit, und begünstigte meine stillen, nach allen Seiten sich ausbreitenden Betrachtungen."

Trotz dieser äolsharfenartigen Erregbarkeit seiner Seele für jede leise Einwirkung der Natur und ihrer wechselnden Erscheinungen, war doch im Ganzen, während des Aufenthaltes zu Wetzlar, Goethe's dichterische Productivität nicht besonders stark. Er selbst sieht den Hauptgrund davon in dem verstimmenden Eindrucke, den das leidige Visitationsgeschäft, die fortwährende Entdeckung neuer Gebrechen, „das kleine Detail aller Anekdoten von Nachlässigkeiten und Versäumnissen, Ungerechtigkeiten und Bestechungen" auf ihn, als einen das Gute ernstlich wollenden jungen Mann, ausüben mußte. Vielleicht ist ein anderer Grund in einem Liebesverhältnisse zu suchen, wovon sogleich die Rede sein soll. Dieses scheint nicht bloß seine Zeit so sehr in Anspruch genommen zu haben, daß für poetische Production nicht viel Raum blieb; sondern es lag auch in dem Verhältnisse etwas, wodurch der freie Ausdruck seiner Gefühle gehindert ward. So geschah es, daß während seinen Liebesverhältnissen in der Regel eine ganze Flora von Liedern entsproß, das jetzige nur ein paar vereinzelte Blüthen hervortrieb, deren wir bald weiter gedenken werden.

Das sicherste Zeichen, daß in seinem Productionstriebe sich wirklich eine Stockung eingestellt hatte, war die jetzt wiederholt hervortretende Neigung zu ästhetischen Speculationen. Wie im vergangenen Semester mit Merck, so bemühte er sich nun mit Gotter, allgemeinere Kunstregeln und Gesetze zu finden, an die er sich beim Hervorbringen halten könnte. So wenig stand es noch bei ihm fest, was er vor Kurzem in der Abhandlung von deutscher Baukunst über die Schädlichkeit der Principien und Maximen für den Genius gesagt hatte, und was er bald nachher wieder im Götz in den Ausspruch des Franz so energisch zusammenfassen sollte, daß nur ein von Einer Empfindung volles Herz den Dichter mache. Dieses Theoretisiren war ein momentanes Heraustreten aus dem Charakter der Genieperiode, und deutete, wie manche andere damalige Symptome bei Goethe, von ferne schon auf eine neue Entwickelungsepoche voraus. Für jetzt aber war es noch ein erfolgloses Bemühen. Er hatte schon seit einigen Jahren die Schriften von Aristoteles, Cicero, Longin,

mit Eifer, wenn auch nur sprungweise, gelesen, und studirte jetzt, was von Sulzer's allgemeiner Theorie der schönen Künste bereits erschienen war. Aber bei dem letztern Werke stieß er sich daran, daß hier vor Allem sittliche Wirkungen von einem Kunstwerke verlangt wurden, während, nach seiner Ueberzeugung, der Künstler sich keine moralischen Zwecke vorsetzen durfte; und jene Alten unterstellten überall einen Reichthum von Anschauungen und Erfahrungen, der ihm noch abging. Er überzeugte sich durch ihre Lectüre immer mehr, daß „erst eine große Fülle von Gegenständen vor uns liegen müsse, ehe man darüber denken könne, daß man erst selbst etwas leisten, ja daß man fehlen müsse, um seine eigenen Fähigkeiten und die der Anderen kennen zu lernen."

Das oben angedeutete Liebesverhältniß entspann sich im Juni 1772. Gegen Anfang des Monats hatte Goethe unter den jungen Männern, die sich in Wetzlar zu ihrem künftigen Dienstlaufe vorüben sollten, den Legationssecretär der kurfürstlich hannöver'schen Gesandtschaft Joh. Christ. Kestner kennen gelernt. Acht Jahre älter als Goethe (1741 am 28. August, dem Geburtstage unsers Dichters, geboren), mit glücklichen Geistes- und Herzensanlagen ausgestattet, in einem schönen Familienkreise, unter der sorgsamen Leitung eines Hauslehrers herangewachsen, war Kestner im Jahre 1767 nach Wetzlar gekommen, und hatte bald für das, was er zu Hause verlassen, in der Familie des Deutschordens-Amtmanns Buff Ersatz gefunden. Diese Familie war, nach Vieler Zeugniß, ein Bild heiterer und gemüthlicher Häuslichkeit, der Vater ein kräftiger Biedermann, die Mutter, in der Stadt „die Mutter der schönen Kinder" genannt, eine Frau von seltener Vortrefflichkeit. Goethe hat ihr im Werther, im letzten Briefe des ersten Buches, eine dem Leben entnommene Scene schildernd, indem er die Tochter reden läßt, ein ehrendes Denkmal gesetzt *). Als sie im Jahre 1770 starb, erbte die Zweitgeborne der Töchter, Charlotte, als ob eine Familienwahl es so entschieden hätte, die mütterlichen Sorgen für zehn Kinder. Lotte, schon seit 1768, ihrem fünfzehnten Lebensjahre,

*) Vergl. auch „Goethe und Werther", herausgegeben von A. Kestner, S. 302 ff.

mit Kestner verlobt, wird von dem Verfasser der „Berichtigung der Geschichte des jungen Werther" (Frankfurt 1775) als ein schlankes, blauäugiges, naives, in jedem Betracht liebenswürdiges Mädchen geschildert *). Goethe bezeichnet sie als eine reine, gesunde Natur, der eine frohe Lebensthätigkeit, eine unbefangene Behandlung des täglich Nothwendigen angeboren war. Sie gehörte zu den Mädchen, die mehr ein allgemeines Wohlwollen, als heftige Leidenschaften einzuflößen geschaffen sind. Indem sie sich, nach dem Tode der Mutter, durch unermüdliche Sorgfalt für die jüngern Geschwister und das ganze Hauswesen als die kräftigste Stütze ihres Vaters in seinem Wittwerstande erwies, gab sie dadurch zugleich ihrem künftigen Gatten die Aussicht eines schönen häuslichen Glückes. Da sie, als ein ruhiges, anspruchsloses Gemüth, nicht zu sehr mit sich selbst beschäftigt war, so hatte sie Zeit gehabt, die Außenwelt zu betrachten, und war, ohne viel Bücher, gebildet, klug und verständig geworden.

Kestner's Bekanntschaft mit Goethe wurde durch Gotter angebahnt. Von diesem zu einem Spaziergange nach dem Dorfe Garbenheim, einem Vergnügungsort bei Wetzlar, beredet, fand er dort den jungen Frankfurter, der unter den Wetzlarern Schöngeistern schon viel von sich reden machte, unter einem Baume im Grase liegen und in behaglicher Unterhaltung mit einigen Umstehenden begriffen, einem Anhänger der epikuräischen Philosophie, dem schon genannten von Goué, einem Stoiker von Kielmannsegge, und einem Dr. König, der zwischen beiden Philosophieen schwankte. „Schon jetzt fand ich," so berichtet Kestner selbst, „daß er Genie und eine lebhafte Einbildungskraft hatte; aber dieß war mir doch noch nicht genug, ihn hochzuschätzen."

Als Kestner später seine nähere Bekanntschaft gemacht hatte, versuchte er folgende Charakteristik unseres jungen Freundes, die wir, weil sie aus der Feder eines mit Goethe so genau bekannten und so ruhig urtheilenden Mannes geflossen ist, unsern Lesern unverkürzt mittheilen zu müssen glauben: „Er hat sehr viele Talente,

*) Ihr Bildniß ist als Titelblatt der eben erwähnten Schrift „Goethe und Werther" herausgegeben von A. Kestner (Stuttgart und Tübingen 1854), einer der Hauptquellen für diesen Theil unserer Erzählung, beigefügt.

ist ein wahres Genie, und ein Mensch von Charakter; er besitzt eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er sich meistens in Bildern und Gleichnissen ausdrückt. Er pflegt auch selbst zu sagen, daß er sich immer uneigentlich ausdrücke, niemals eigentlich ausdrücken könne; wenn er aber älter werde, hoffe er die Gedanken selbst, wie sie wären, zu denken und zu sagen. — Er ist in allen seinen Affecten heftig, hat jedoch oft viel Gewalt über sich. Seine Denkungsart ist edel; von Vorurtheilen frei, handelt er, wie es ihm einfällt, ohne sich darum zu bekümmern, ob es Andern gefällt, ob es Mode ist, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang ist ihm verhaßt. — Er liebt die Kinder und kann sich mit ihnen sehr beschäftigen. Er ist bizarre und hat in seinem Betragen, seinem Aeußerlichen Verschiedenes, das ihn unangenehm machen könnte. Aber bei Kindern, bei Frauenzimmern und vielen Andern ist er doch wohl angeschrieben. — Für das weibliche Geschlecht hat er sehr viel Hochachtung. — In principiis ist er noch nicht fest, und strebt noch erst nach einem gewissen System. — Er hält sehr viel von Rousseau, ist jedoch nicht ein blinder Anbeter desselben. — Er ist nicht, was man orthodox nennt; jedoch nicht aus Stolz oder Caprice, oder um etwas vorstellen zu wollen. Er äußert sich auch über gewisse Hauptmaterien gegen Wenige, stört Andere nicht gern in ihren ruhigen Vorstellungen. — Er haßt zwar den Skepticismus, strebt nach Wahrheit und nach Determinirung über gewisse Hauptmaterien, glaubt auch schon über die wichtigsten determinirt zu sein; so viel ich aber gemerkt, ist er es noch nicht. Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch selten; denn, sagt er, ich bin dazu nicht genug Lügner. Zuweilen ist er über gewisse Materien ruhig, zuweilen aber nichts weniger wie das. Vor der christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsere Theologen vorstellen. Er glaubt ein künftiges Leben, einen bessern Zustand. Er strebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derselben, als von ihrer Demonstration. — Er hat Viel gethan und viele Kenntnisse, viel Lectüre, aber noch mehr gedacht und raisonnirt. Aus den schönen Wissenschaften und Künsten hat er sein Hauptwerk gemacht, oder vielmehr aus allen Wissenschaften, nur nicht aus den sogenannten Brodwissenschaften." — Am Rande des flüchtig hingeworfenen Brouillons fügte Kestner noch hinzu: „Ich wollte ihn schildern, aber es würde zu weitläufig werden; denn es läßt sich gar Viel von ihm sagen. Er ist, mit einem Worte, ein sehr merkwürdiger Mensch."

Umgekehrt bot auch Kestner's Persönlichkeit interessante Seiten genug dar, um Goethe's Aufmerksamkeit und Zuneigung zu erregen; denn er unterschied sich von dem Bräutigam und Ehemann in Werther's Leiden, obwohl diesem mehrere seiner Züge geliehen sind, sehr zu seinem Vortheile. Nach Goethe's Selbstbiographie zeichnete er sich durch ein ruhiges, gleiches Betragen, Klarheit der Ansichten und Bestimmtheit im Handeln und Reden aus. Im December 1785 schrieb ihm Goethe: „Ihr wart mir eine Art von Ideal eines durch Genügsamkeit und Ordnung Glücklichen, und Euer musterhaftes Leben mit Frau und Kindern war mir ein fröhliches und beruhigendes Bild." Einen hellern Einblick in seinen Charakter eröffnen uns die jüngst in der Schrift „Goethe und Werther" mitgetheilten Briefe von ihm, in denen uns ein edler, gerader Sinn, ein klarer Verstand, ein wohlwollendes Gemüth und eine vielseitige Bildung entgegentritt.

Indeß war doch das Hauptband, wodurch Goethe an ihn geknüpft wurde, seine Verlobte Charlotte. Die Bekanntschaft Goethe's mit ihr datirt vom 9. Juni 1772. An diesem Tage, so berichtet Kestner selbst, „fügte es sich, daß Goethe mit bei einem Balle auf dem Lande (zu Wolpertshausen*) war, wo mein Mädchen und ich auch waren. Ich konnte erst nachkommen und ritt dahin. Mein Mädchen fuhr also in einer andern Gesellschaft hin; der Dr. Goethe war mit im Wagen und lernte Lottchen hier zuerst kennen . . . Noch kein Frauenzimmer hier hatte ihm ein Genüge geleistet. Lottchen zog gleich seine ganze Aufmerksamkeit an sich. Sie ist noch jung, sie hat, wenn sie gleich keine ganz regelmäßige Schönheit ist, eine sehr vortheilhafte, einnehmende Gesichtsbildung; ihr Blick ist wie ein heiterer Frühlingsmorgen, zumal den Tag, weil sie den Tanz liebt; sie war lustig; sie war in ganz ungekünsteltem Putz. Er

*) Dieser Ball hat im Werther zur Schilderung der ersten Begegnung Werther's mit Lotten (Erstes Buch, Brief vom 16. Juni) den Stoff gegeben.

bemerkte bei ihr Gefühl für das Schöne der Natur und einen ungezwungenen Witz, mehr Laune, als Witz. — Er wußte nicht, daß sie nicht mehr frei war. Ich kam ein paar Stunden später; und es ist nie unsere Gewohnheit, an öffentlichen Orten mehr als Freundschaft gegeneinander zu äußern. Er war den Tag ausgelassen lustig; — dieses ist er manchmal, dagegen zu andern Zeiten melancholisch —; Lottchen eroberte ihn ganz, um desto mehr, da sie sich keine Mühe darum gab, sondern sich nur dem Vergnügen überließ. Andern Tages konnte es nicht fehlen, daß Goethe sich nach Lottchens Befinden auf den Ball erkundigte. Vorhin hatte er in ihr ein fröhliches Mädchen kennen gelernt, das den Tanz und das ungetrübte Vergnügen liebt; nun lernte er sie auch von der Seite, wo sie ihre Stärke hat, von ihrer häuslichen Seite kennen."

Aber nicht Lotte allein fesselte ihn an das deutsche Haus, dessen täglicher Gast er nun bald wurde. Hier kamen, so erzählt uns A. Kestner, die blühenden Kinder, eines schöner als das andere, um ihn her gesprungen, und nahmen ihn mit zwanzig Händen in Besitz, jubelnd über den schönen neuen Vetter oder Onkel, der ihnen Märchen erzählte, oder, auf dem Boden unter ihnen, sich von den wilden Buben zerzausen ließ. Von dem Amtmann ward er wie ein Sohn, von den mehr herangewachsenen Geschwistern wie ein älterer Bruder geliebt. Kestner stellte ihn in seinem Herzen seinem Jugendfreunde von Hennings zunächst. Lotte aber und Goethe waren bald, wie er selbst berichtet, „bei einer ausgedehnten Wirthschaft, auf dem Acker und den Wiesen, auf dem Krautland wie im Garten, unzertrennliche Gefährten. Erlaubten es dem Bräutigam seine Geschäfte, so war er an seinem Theil dabei; sie hatten sich alle drei an einander gewöhnt, ohne es zu wollen, und wußten nicht, wie sie dazu kamen, sich nicht entbehren zu können. So lebten sie den herrlichen Sommer hin eine ächt deutsche Idylle, wozu das fruchtbare Land die Prosa, und eine reine Neigung die Poesie hergab. Durch reife Kornfelder wandernd, erquickten sie sich am thaureichen Morgen, das Lied der Lerche, der Schlag der Wachtel waren ergötzliche Töne; heiße Stunden folgten, ungeheure Gewitter brachen herein, man schloß sich nur desto mehr an einander, und mancher kleine Familienverdruß ward leicht ausgelöscht durch fortdauernde Liebe. Und so

nahm ein gemeiner Tag den andern auf, und alle schienen Festtage zu sein; der ganze Kalender hätte müssen roth gedruckt werden."

Goethe's leidenschaftliche Lust an der ländlichen Natur, die er jetzt wieder mit dem verklärenden Auge der Liebe betrachtete, wurde durch zweierlei Kunstproductionen, welche ihm in die Hände kamen, genährt, durch Geßner'sche Radirungen und Goldsmith's deserted village. Die ersteren hatten sich in dem Wetzlarer Kreise durch einen jungen Mann, dessen wir später noch weiter gedenken müssen, den Sohn des verdienstvollen Gottesgelehrten Jerusalem, verbreitet. Goldsmith's Dichtung war Goethe'n wahrscheinlich durch Merck zugekommen, welcher in eben diesem Jahre eine Ausgabe des englischen Originals veranstaltete *). Was Goethe in der Wirklichkeit so gern mit Augen sah und leidenschaftlich aufsuchte, Fest- und Feiertage auf dem Lande, Kirchweihen, Jahrmärkte, die ernste Versammlung der Aeltesten unter der Dorflinde, verdrängt von der Tanzlust der Jüngern — Alles fand er hier in dem Zauberspiegel der Poesie wieder. Voll Enthusiasmus für die liebliche Dichtung unternahm er, mit Gotter wetteifernd, eine Uebersetzung derselben; indeß gesteht er, daß sie ihm nicht so gut, wie dem Freunde gelungen, indem er allzu ängstlich die zarte Bedeutsamkeit des Originals nachzubilden getrachtet, und daher wohl einzelne Stellen, aber nicht das Ganze glücklich wiedergegeben habe. — An Kestner schenkte er ein Exemplar des deserted village mit folgenden vorgeschriebenen Versen:

Wenn einst nach überstandner Lebens-Müh und Schmerzen
Das Glück dir Ruh- und Wonnetage gibt,
Vergiß nicht den, der — ach! von ganzem Herzen
Dich, und mit dir geliebt!

So lebte unser Freund, durch edle künstlerische Bestrebungen, durch innige Betrachtung der Natur und süße Liebesfreuden und Leiden beglückt, den seligen Jugendtraum fort. Die Einzelnheiten seines damaligen Daseins hat uns seine Biographie nicht, wie bei der Sesenheimer Idylle, überliefert, weil er das Meiste schon in

*) The deserted village, a poem of Ol. Goldsmith. Darmstadt and Frankfort, Fleischer, 1772.

einer Jugenddichtung mit glühenden Farben gemalt hatte. Er verweist ausdrücklich auf das Büchlein Werther, worin er „in vermögender Jugendzeit die lieblichen Verhältnisse vergegenwärtigt habe, welche ihm den Aufenthalt im Lahnthale so hoch verschönten." Namentlich sind in den ersten Theil Goethe's eigene Erlebnisse in großer Fülle hineinverarbeitet, wenn gleich der Verfasser der „Berichtigung der Geschichte des jungen Werther's" zu viel behauptet, indem er den ganzen ersten Theil für des Dichters eigene Geschichte ausgibt. So sind auch die Localitäten der Dichtung meist aus der Umgebung Wetzlars entlehnt. Der Brunnen, der gleich Anfangs in dem Briefe vom 12. Mai beschrieben wird, liegt nahe am Wilbacher Thore, das von ihm den Namen führt. Das im Briefe vom 26. Mai geschilderte Wahlheim ist das Dorf Garbenheim, welches kaum eine halbe Stunde von Wetzlar entlegen ist. In gleicher Entfernung von der Stadt, auf dem sogenannten Jägerhause, wurde der Ball gehalten, worüber der Brief vom 16. Juni handelt *).

Aus diesen Zuständen ward Goethe im August **) auf einige Zeit durch einen literarischen Congreß herausgezogen, zu welchem ihn seine Freunde Schlosser und Merck nach Gießen beschieden. Es sollte dort eine Zusammenkunft mit Höpfner, Professor der Rechte,

*) Berichtigung der Geschichte des jungen Werther's (Freistadt, 1775) Seite 4.

**) Die von Karl Wagner (Leipzig 1847) veröffentlichten „Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck" geben nähere Auskunft. Der Brief Nr. 22, datirt „Giessen, le 28. d'Août 1772" gehört, wie sein Inhalt zeigt, vor den Brief Nr. 21 (Francfort, le 23. d'Août); wahrscheinlich soll das Datum heißen: „le 18. d'Août". — Düntzer bezweifelt es, daß damals die Zusammenkunft wegen der Zeitschrift stattgefunden haben solle, da in den eben angeführten Briefen Merck's Schlosser's Anwesenheit in Gießen nicht erwähnt wird, und glaubt, Goethe vermische in seiner Erzählung einen zweifachen Aufenthalt in Gießen. Ich meine, daß dieser Umstand allein nicht genügt, um Goethe's detaillirte, und wie es scheint, auf genaue Notizen gegründete Erzählung unwahrscheinlich zu machen. Merck fuhr allerdings nach dem Briefe Nr. 22 allein von Frankfurt nach Gießen; aber konnte Schlosser nicht durch Geschäfte augenblicklich abgehalten sein, ihn zu begleiten, und ihm bald nachfolgen? Merck's Briefe sind augenscheinlich so lückenhaft mitgetheilt, daß sich daraus die Nichterwähnung von Schlosser's Anwesenheit zu Gießen erklären läßt.

zur Berathung über die von Schlosser in diesem Jahre herausgegebenen „Frankfurter gelehrten Anzeigen" stattfinden. Goethe, der längst Höpfner's Bekanntschaft gewünscht hatte, fröhnte dießmal wieder seiner uns schon bekannten Lust am Versteckenspielen, und schritt an einem heitern Morgen, vor Sonnenaufgang, in einen Studenten verkleidet, das schöne Lahnthal hinauf nach Gießen. Seine Vermummung gab dort bei Tische zu einer sehr ergötzlichen Scene Veranlassung, die er uns in der Selbstbiographie mit behaglicher Ausführlichkeit geschildert hat *). Hierdurch ward auf eine geistreich heitere Art die Besprechung eingeleitet, auf welche es abgesehen war. Die neue kritische Zeitschrift war eigentlich auf des mercantilisch und industriell sowohl, als literarisch thätigen Merck Betreiben von Schlosser unternommen worden. Sie hatten sich zu diesem Zwecke nicht bloß Höpfner, sondern auch andere Akademiker in Gießen, so wie den verdienten Rector Wenck in Darmstadt und sonst manchen tüchtigen Mann zugesellt. Auch Goethe, der bereits zu den Februarblättern der Zeitschrift einige Anzeigen beigesteuert hatte, wurde, obwohl ihm ein zusammenhängendes Wissen in Lite-

*) Die in der vorigen Anmerkung erwähnte Correspondenz enthält (unter Nr. 88) einen Brief von Goethe an Höpfner aus dem Jahre 1776, welcher beginnt: „Wie angenehm sollte es mir sein, wenn unsere so wunderbar angefangene Bekanntschaft Gelegenheit geben sollte, Ew. Wohlgeboren an einen Platz (eines Ordinarii zu Jena) zu versetzen, der Ihrer würdig wäre." Der Herausgeber bemerkt hierzu: „So geschickt auch Goethe diesen wunderbaren Anfang seiner Bekanntschaft mit Höpfner erzählt, so ist doch eben seine Schilderung ein neuer Beweis, wie ein solcher flüchtiger Scherz, wenn er im trockenenen Buchstaben erscheint, so Vieles von seinem Salz und Leben einbüßt. Ganz anders nahm sie sich (nach glaubwürdigster Erzählung) im Munde Höpfner's aus, wenn er sie dramatisirte, die seltsame Erscheinung des wunderschönen jungen Menschen mit den feuervollen Augen und dem linkischen Anstande beschrieb, seine komischen Reden wiederholte und dann endlich zur Explosion kam, wie der blöde Student aufsprang und Höpfner'n um den Hals fiel mit den Worten: Ich bin Goethe! Verzeihen Sie mir meine Posse, lieber Höpfner; aber ich weiß, daß man bei der gewöhnlichen Art, durch einen Dritten mit einander bekannt gemacht zu werden, lange sich gegenüber steif und fremd bleibt; und da dachte ich, wollte ich in Ihre Freundschaft lieber gleich mit beiden Füßen hineinspringen, und so, hoff' ich, soll's zwischen uns sein und werden durch den Spaß, den ich mir erlaubt habe."

ratur, Weltgeschichte und andern Wissenschaften abging, dringend zu weiterer Betheiligung eingeladen; man baute auf seine leichte Fassungskraft, seine Fähigkeit, sich die Gegenstände auch außer ihrem Zusammenhange lebendig zu machen, und auf einen gewissen theoretisch praktischen Sinn, wodurch er, ohne festes philosophisches System, aber sprungweise treffend, von den Dingen, mehr wie sie sein sollten, als wie sie waren, Rechenschaft geben konnte.

So trat denn jetzt unser Dichter als Kritiker und Recensent auf, aber ganz in dem Geiste der Zeit jugendlich, keck, entschieden und reformatorisch, in einem Tone, der theilweise an Lessing, theilweise an Herder erinnert, aber auch seine Eigenthümlichkeit nirgendwo verkennen läßt. „Mit Heftigkeit zieht er gegen kleinliche Moralisten, schwache Dichterlinge, vornehme Zeloten, neue Propheten, gegen Unsitte und Ungeschmack des Jahrhunderts, gegen Systemmacherei und Dilettantismus, gegen finstere Religionseiferer zu Felde, aber auch gegen kritische Ketzer und Freigeister, wie Unger und Mauvillon; das wahrhafte Genie schützt er selbst in seinen Thorheiten" *). Eine flüchtige Uebersicht über die wichtigsten von ihm beigesteuerten Recensionen wird uns näher mit seinen damaligen Ansichten über ästhetische, moralische, religiöse und politische Fragen bekannt machen.

In der Beurtheilung von Sulzer's Theorie gibt sich die Ueberzeugung kund, die ihm durch seine speculativen Bemühungen mit Gotter klar geworden war, daß man, um eine Poetik zu schreiben, sich als Poet versucht haben müsse. Er nennt sein Buch Nachrichten eines Mannes, der in das Land der Kunst gereis't, aber nicht darin geboren und erzogen ist, nicht darin gelebt, gelitten und genossen hat, der nur Observationen, aber keine Experimente angestellt hat. Es sei Polybius, der Taktiker, aber nicht Thucydides und Xenophon, der Feldherr, Hume, der Schriftsteller, aber nicht Burnet, der Staatsmann, der hier rede. Er vermißt bei ihm ferner die Bestimmung der Grenzen jeder Kunst und ihrer Bedürfnisse. Besonders tadelt er Sulzer's „trübsinnigen Eifer" und beständiges Strafpredigen gegen Wieland, Gleim und Jacobi. Den Verfasser des Aga-

*) Gervinus IV, 526.

thon und des Musarion hält er über die Moralität seiner Schriften bei allen gesunden Köpfen für längst gerechtfertigt; „Kenner des menschlichen Herzens möchten entscheiden, ob eine Leitung und Verfeinerung des Gefühls durch Blumenpfade einer lachenden Landschaft nicht geschwinder zum Ziele führe, als die kürzeste mathematische Linie des moralischen Raisonnements." Bei Gelegenheit eines anonymen, gegen die vulgaire Orthodoxie des Geschmackes gerichteten Briefwechsels meint er, man thue klug, aus der freigeisterischen Geschmackslehre, welcher alle lebenden wahrhaften Dichter und Kunstrichter huldigten, um der lieben Ruhe willen, eine esoterische Lehre zu bilden; man dürfe die Cur „des lullenden, schlafenden und blinzelnden Theils des Publicums" nicht damit beginnen, daß man ihm seine Puppe raube. Eine Uebersetzung von Wood's Schrift über den Homer wird mit großem Beifall begrüßt. Auf das günstige Urtheil über Boie's Musenalmanach mag wohl die jüngst durch Gotter eingeleitete Verbindung mit demselben einigen Einfluß geübt haben; sein neuer Freund Gotter kommt aber nicht ganz ohne Tadel weg; die Epistel an Madame Hensel, heißt es, sei stückweise gut gerathen; er hätte gewünscht, sie in dem drolligen Tone des Anfangs fortgeführt zu sehen, ohne die ernsthaften moralischen Betrachtungen am Ende. Ueber die Bardenpoesie hat sich seine Meinung günstiger gestellt *), wenn er gleich selbst nicht in ihren Ton einstimmen kann. In einer rühmenden Recension der „Lieder Sined's des Barden" heißt es: „Rechtschaffenheit und Patriotismus wird in diesem, oder dem Tone der Gleimischen Kriegslieder am besten verbreitet; und der Dichter selbst setzt sich lieber in die Zeiten der Sittenunschuld und der starken Heldengesinnung zurück, als daß er unsere tändelnden Zeiten besänge. Wo sind denn die schönen Thaten, die ein deutscher Ossian in unseren Zeiten besingen könnte, nachdem wir den Franzosen, unseren Nachbarn, unser ganzes Herz eingeräumt haben?"

Von ganz besonderem Interesse ist eine Stelle, worin er einen Dichter nach seinem Herzen malt; man erkennt in dem Bilde leicht das Portrait des damaligen Goethe. „Laß, o Genius unseres

*) Vgl. Thl. I. S. 151.

Vaterlandes," so fleht er, „bald einen Jüngling aufblühen, der voller Jugendkraft und Munterkeit, zuerst für seinen Kreis der beste Gesellschafter wäre, das artigste Spiel angäbe, das freudigste Liedchen sänge, im Rundgesange den Chor belebte, dem die beste Tänzerin freudig die Hand reichte, den neuesten mannichfaltigsten Reihen vorzutanzen, den zu fangen die Schöne, die Witzige, die Muntere alle ihre Reize ausstellten, dessen empfindendes Herz sich auch wohl fangen ließe, sich aber stolz im Augenblicke wieder losrisse, wenn er, aus dem dichtenden Traume erwachend, fände, daß seine Göttin nur schön, nur witzig, nur munter sei, dessen Eitelkeit, durch den Gleichmuth einer Zurückhaltenden beleidigt, sich ihr aufdrängte, sie durch erzwungene und erlogene Seufzer und Thränen, hunderterlei Aufmerksamkeiten des Tages, schmelzende Lieder und Musiken der Nacht, endlich auch eroberte und — auch wieder verließe, wenn sie nur zurückhaltend war; der uns dann all' seine Freuden und Siege und Niederlagen, all' seine Thorheiten und Resipiscenzen, mit dem Muth eines unbezwungenen Herzens vorjauchzte, vorspottete; des Flatterhaften würden wir uns freuen, dem gemeine, einzelne weibliche Vorzüge nicht genugthun. Aber dann, o Genius! daß offenbar werde, nicht Fläche, nicht Weichheit des Herzens sei an seiner Unbestimmtheit Schuld, laß ihn ein Mädchen finden, seiner werth." — Auch das Bild dieses Mädchens entwirft er uns, und Lotte hat unverkennbar ihre Züge dazu geliehen. „Wenn ihn heiligere Gefühle aus dem Geschwirre der Gesellschaft in die Einsamkeit leiten, laß ihn auf seiner Wallfahrt ein Mädchen entdecken, deren Seele ganz Güte, zugleich mit einer Gestalt ganz Anmuth, sich im stillen Familienkreise häuslich thätiger Liebe glücklich entfaltet hat; die, Liebling, Freundin, Beistand ihrer Mutter, die zweite Mutter ihres Hauses ist, deren stets liebwirkende Seele jedes Herz unwiderstehlich an sich reißt, zu der Dichter und Weise willig in die Schule gingen, mit Entzücken schauten eingeborne Tugend mit eingebornem Wohlstand und Grazie." — Wenn jener Jüngling ein solches Mädchen gefunden, so verspricht er: Wahrheit werde in seinen Liedern sein und lebendige Schönheit, nicht bunte Seifenblasenideale, wie sie in hundert deutschen Gesängen herumwallten.

In religiös-moralischen Fragen tritt Goethe als Kritiker einer-

seits den fanatisch-rigorösen Orthodoxen, wie Haller, mit Ernst entgegen und behauptet, daß allzu strenge und über die Grenzen gedehnte Religionsmoral Feinde der Religion mache. Tausende gebe es, die Christum als ihren Freund geliebt haben würden, wenn man ihn als einen Freund, und nicht als einen mürrischen Tyrannen ihnen vorgemalt hätte, der immer bereit ist, mit dem Donner zuzuschlagen, wo sich nicht die höchste Vollkommenheit findet. Durch Voltaire, Hume, Helvetius, Rousseau und ihre Schule sei der Moralität und der Religion nicht so viel Schaden zugefügt worden, als durch den strengen, kranken Pascal und seine Schule. Andererseits schlägt er mit noch größerem Ingrimm auf die modernen Reformatoren, wie Bahrdt, los, die auf einmal die Welt von dem Ueberreste des Sauerteiges säubern und ihrem Zeitalter die mathematische Linie zwischen nöthigem und unnöthigem Glauben vorzeichnen wollen, welche die Bilder der morgenländischen Dichtkunst mit einer homiletischen Sündfluth ersäufen, und in jedem abgerissenen und zerhauenen Gliede dieses Torso Bestandtheile deutscher Universitätsbegriffe des achtzehnten Jahrhunderts aufdecken.

Ueber die in jenen Tagen oft wiederholte Klage, daß wir ohne Vaterland und keines Patriotismus fähig seien, spricht sich Goethe in folgender Weise aus: „Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da mit unsern Besitzthümern zu ruhen; ein Feld, uns zu nähren; ein Haus, uns zu decken: haben wir da nicht Vaterland? und haben das nicht Tausende und Tausende in jedem Staat? und leben sie nicht in dieser Beschränkung glücklich? Wozu nun das vergebene Aufstreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können, noch mögen, die bei gewissen Völkern, nur zu gewissen Zeitpuncten, das Resultat vieler glücklich zusammentreffenden Umstände war und ist? Römerpatriotismus! Davor bewahre uns Gott, wie vor einer Riesengestalt! Wir würden keinen Stuhl finden, darauf zu sitzen; kein Bett, d'rin zu liegen!" Man sieht, auch hier ist es der Drang nach Wahrheit der Empfindung, warum er das Vaterlandsgefühl aus seinen einfachsten und natürlichsten Quellen hergeleitet wissen will.

Durch die Conferenzen über die Zeitschrift, worin Goethe diese Ansichten und Maximen niedergelegt hat, war er sehr bald mit

Höpfner in ein näheres Verhältniß getreten. Er unterhielt sich mit ihm, wenn sie allein waren, über juristische Gegenstände, und fand, weil er besser im Gespräch als durch den zusammenhängenden Kathedervortrag lernte, über manche Zweifel und Bedenken eine sehr befriedigende Aufklärung. Dieß erregte in ihm den Wunsch, auf längere Zeit bei Höpfner in Gießen zu verweilen, wobei er, neben dem Gewinn eines angemessenen Unterrichtes, die erfreuliche Aussicht im Auge hatte, länger in Lotte's Nähe bleiben zu dürfen. Allein das Vorhaben scheiterte an den dringenden Gegenvorstellungen seiner Freunde Schlosser und Merck. Ersterer vertraute Goethe'n, daß er sich mit seiner Schwester Cornelia verlobt habe und nach einer Anstellung umsehe, um sich mit ihr zu verbinden. Für die nächste Zukunft aber wünschte er sehnlichst Goethe's Rückkehr nach Hause, um durch seine Vermittelung freiern Zutritt bei der Braut zu haben, und nahm ihm daher bei seinem baldigen Abschiede von Gießen das Versprechen ab, in Kurzem nach Frankfurt zu folgen. Wie Schlosser durch die Liebe, so wurde Merck durch den Haß von Gießen fortgetrieben. Seine Abneigung gegen das rohe Studentenwesen machte ihm einen längern Aufenthalt in der Universitätsstadt unerträglich, und er ließ Goethe'n keine Ruhe, bis dieser mit ihm den Weg nach Wetzlar einschlug.

Der feurig Liebende konnte kaum die Stunde erwarten, wo er Merck bei Lotte'n einführte *), aber wie fand er sich in seiner Hoffnung getäuscht! Merck schien keineswegs seine Begeisterung zu theilen, sondern gab der „Junonischen Gestalt einer ihrer Freundinnen" den Vorzug. Er schalt Goethe'n, daß er sich nicht um diese prächtige Gestalt bemüht habe, zumal, da sie nicht, wie Lotte, schon

*) Nach Wahrheit und Dichtung scheint dieß zu Wetzlar geschehen zu sein. Dagegen zeigt der oben in der zweiten Anmerkung zu S. 42 erwähnte Brief von Merck, daß es in Gießen stattfand. Merck schreibt von dort an seine Gattin: „Dans ce moment je reviens de Mr. Pfaff, où j'ai trouvé aussi l'amie de Goethe de Wetzlar, cette fille, dont il parle avec tant d'enthousiasme dans toutes ses lettres. Elle mérite réellement tout ce qu'il pourra dire de bien sur son compte. Nous passerons la soirée avec elle, et demain nous partirons ensemble à Wetzlar."

durch ein Verhältniß gebunden sei. Wir möchten Merck dieses Benehmens wegen nicht mit Goethe als einen Mephistopheles betrachten, der überall, wo er hintritt, keinen Segen mitbringt; vielmehr war es ein edler Freundesdienst, daß er durch sein Zureden in Goethe den Entschluß beschleunigte, Wetzlar zu verlassen. Er mochte sich bald überzeugt haben, daß es noch Zeit, aber auch hohe Zeit war, jene Verwickelungen zu lösen, wenn nicht sein Freund in ein unabsehbares Irrsal gerathen sollte *). Gesteht dieser doch selbst, daß auch das Verhältniß zu Lotte durch Gewohnheit und Nachsicht leidenschaftlicher als billig von seiner Seite geworden war, wogegen sie und ihr Bräutigam sich in dem schönsten, liebenswürdigsten Maße gehalten hatten. Goethe konnte auch bei ruhiger Betrachtung nicht umhin, dem Rathe seines Freundes beizupflichten. Es war vorauszusehen, daß Kestner bald eine Anstellung erhalten und dann sogleich sich mit Lotte verbinden würde, wie er sie denn auch, wenige Zeit nachher, nachdem er Archivsecretair zu Hannover geworden war, heimgeführt hat. So trennte sich denn Goethe von Lotte, zwar nicht ohne Schmerz, aber nicht mit Werther's Krankhaftigkeit, nicht mit Zwiespalt und Reue. Hatte sich in der Sesenheimer Idylle seine Poesie mit der Wirklichkeit verwickelt, so daß sein Gemüth nach der Trennung von der Geliebten schmerzlich fortkrankte, so lös'te sich, wie Schöll treffend sagt, „bei dem Roman von Wetzlar in der auf sich zurückgetriebenen Leidenschaft die Poesie von der Wirklichkeit ab, nahm das Peinliche und Gefährliche der letztern hinüber in ihre freie, erschöpfende Selbstthätigkeit und ließ dem wirklichen Verhältnisse Frieden, dem persönlichen Gefühle Lauterkeit und Gleichgewicht."

Seitdem ich zuerst die vorliegende Biographie Goethe's der Oeffentlichkeit übergab, hat sich über diese bedeutende Epoche seines Lebens, wie über das ganze Verhältniß zu Kestner und Lotte, durch die schon erwähnte Schrift „Goethe und Werther", herausgeg. von

*) Das in der vorigen Anmerkung citirte Urtheil Merck's über Lotte zeigt, wie der Herausgeber des Briefes richtig bemerkt, „daß Merck nicht aus Geringschätzung gegen Lotte, sondern aus praktischem Sinne und Liebe zu seinem Freunde, diesen aus seinem Zeit vertändelnden Verhältnisse riß."

A. Kestner, ein helleres Licht verbreitet. Der 11. September 1772 war der Tag, wo er den schweren, aber schönen Entschluß der Trennung ausführte. Ueber den Vorabend desselben ist uns folgendes Blatt aus Kestner's Tagebuch erhalten: „Mittags aß Dr. Goethe bei mir im Garten; ich wußte nicht, daß es das letzte Mal war .... Abends kam Dr. Goethe nach dem deutschen Hause. Er, Lottchen und ich hatten ein merkwürdiges Gespräch von dem Zustande nach diesem Leben, vom Weggehen und Wiederkommen ꝛc., welches nicht er, sondern Lottchen anfing. Wir machten miteinander aus, wer zuerst von uns stürbe, sollte, wenn er könnte, dem Lebenden Nachricht von dem Zustande jenes Lebens geben. Goethe wurde ganz niedergeschlagen, denn er wußte, daß er am andern Morgen weggehen würde." Vergleichen wir nun Werther's Leiden, so zeigt sich, daß der 10. September gleichfalls das Datum des Briefes ist, der am Ende des ersten Buchs den Vorabend der Trennung darstellt; und wir begreifen nun, warum dort aus jedem Worte die Wärme einer wirklich empfundenen Freundschaft und die Gluth einer wirklich empfundenen Liebe spricht; „denn es war," wie A. Kestner sagt, „der von dem Dichter selbst erlebte, entscheidende Moment, den im Gemälde seiner Liebe zu verewigen, ihm so sehr am Herzen lag, daß er selbst das Datum dieses in seinem Jugendleben entscheidenden Tages heilig gehalten hat."

Als er am Vorabend der Abreise spät allein auf seinem Zimmer war, schrieb er in leidenschaftlicher Aufregung an Kestner: „Er ist fort, Kestner, wenn Sie diesen Zettel kriegen; er ist fort! Geben Sie Lottchen inliegenden Zettel. Ich war sehr gefaßt, aber Euer Gespräch hat mich auseinander gerissen. Ich kann Ihnen in dem Augenblicke nichts sagen, als: Leben Sie wohl! Wäre ich einen Augenblick länger geblieben, ich hätte nicht gehalten. Nun bin ich allein, und morgen gehe ich. O, mein armer Kopf!" — Der Einschluß an Lotte lautete: „Wohl hoff' ich wiederzukommen, aber Gott weiß, wann! Lotte, wie war mir's bei deinem Reden um's Herz, da ich wußte, es ist das letzte Mal, daß ich Sie sehe! Nicht das letzte Mal, und doch gehe ich morgen fort. Fort ist er! Welcher Geist brachte Euch auf den Diskurs! Da ich Alles sagen durfte, was ich fühlte — ach! mir war's um Hienieden zu thun, um Ihre

Hand, die ich zum letzten Mal küßte. Das Zimmer, in das ich nicht wiederkehren werde, und der liebe Vater, der mich zum letzten Mal begleitete! Ich bin nun allein, und darf weinen. Ich lasse Euch glücklich, und gehe nicht aus Euern Herzen. Und sehe Euch wieder, aber nicht morgen ist nimmer! Sagen Sie meinen Buben: Er ist fort. Ich mag nicht weiter." — Am folgenden Morgen fügte er diesen Billetten vor der Absendung noch eines an Lotte bei nebst Bildern, die er den Kindern auszutheilen vergessen hatte, und trat seine Reise früh um sieben Uhr an. Ein Herr von Born begleitete ihn zu Pferde bis gegen Braunfels.

Wohl hatte er Recht: er ging, aber er ging nicht aus ihren Herzen. Lotte'n traten die Thränen beim Lesen seiner Billette in die Augen; doch gestand sie Kestner'n, daß ihr sein Abschied lieb sei, „da sie ihm nicht geben konnte, was er wünschte." Kestner hatte ein plötzliches Scheiden erwartet, und war doch ganz niedergeschlagen; die Kinder im deutschen Hause riefen sich einander betrübt zu: „Doctor Goethe ist fort!"

Ehe wir die ferneren Wege unseres „Wanderers" oder „Pilgers" (wie er sich damals so gerne nannte) weiter verfolgen, fassen wir einen Augenblick in ihm den Dichter in's Auge. Die Gluth der Liebesleiden pflegt aus dem Dichterherzen eine Liederflora hervorzulocken. Sehen wir uns nach den poetischen Documenten von Goethe's jetziger Liebe um, so begegnet uns zwar in etwas späterer Zeit ein hochwichtiges Denkmal derselben: Werther's Leiden; aber kleinerer Poesien finden wir, wie schon angedeutet, nur wenige. Es sind ihrer, nachdem es sich herausgestellt hat, daß die Gedichte „Pilger's Morgenlied" und „Elysium" aus anderweitigen Anlässen entsprungen sind, kaum zwei oder drei zu nennen. Das Gedicht „An Lottchen" *) scheint Goethe etwas später an die Geliebte gerichtet zu haben, nachdem sich auf der Reise durch die Lahn- und Rheingegenden sein Herz weiter zurecht gefunden hatte. Ist unsere Annahme richtig, so ist das Gedicht doppelt interessant, weil es zugleich aus naher Erinnerung den Gemüthszustand schildert, worin Goethe Lotte'n zuerst entgegentrat. Es bestätigt dann, was er in

*) Goethe's Werke I, 61 ff.

Wahrheit und Dichtung sagt, daß ihm damals keine Gegenwart genügte, daß er aber in Lotte eine Vermittlerin mit der Alltagswelt gefunden, ein Herz, welches, des reizbarsten, wärmsten Mitgefühls fähig, bei einem höhern Flug und Adel der Empfindungen, doch dem gewöhnlichen, täglichen Leben mit Liebe zugewandt war, und ihn daher auch mit diesem Leben aussöhnte. Ungefähr ein Jahr nach seinem Abschiede von Wetzlar entstanden die Verse „Das garstige Gesicht" *), die seine für Lotte bestimmte Silhouette begleiten sollten. Endlich müssen wir, außer den oben mitgetheilten Widmungsversen zum deserted village, noch das bereits erörterte Gedicht „der Wanderer" in gewisser Beziehung in den Kreis der aus dem Verhältniß zu Lotte entsprungenen kleinern Poesien zählen. Im Frühjahr 1773 schrieb Goethe an Kestner: „Etwas verdrießt mich. In Wetzlar hatte ich ein Gedicht gemacht, das von Rechts wegen Niemand besser verstehen sollte, als Ihr. Ich möcht' es Euch so gern schicken; habe aber keine Abschrift mehr davon. Boie hat eine durch Mercken, und ich glaube, es wird in den Musenalmanach kommen. Es ist überschrieben der Wandrer, und fängt an: Gott segne dich, junge Frau. Ihr würdet's auch ohne das gleich gekannt haben." In einem Briefe an Kestner vom 15. September 1773 heißt es dann weiter: „Heute früh hab' ich von Falcken einen Brief bekommen mit dem ersten Bogen des Musen-Almanachs. Du wirst auf S. 15 den Wanderer antreffen, den ich Lotten an's Herz binde. Er ist in meinem Garten, an einem der besten Tage gemacht, Lotten ganz im Herzen, und in einer ruhigen Genüglichkeit all' Eure künftige Glückseligkeit vor meiner Seele. Du wirst, wenn du's recht ansiehst, mehr Individualität in dem Dinge finden, als es scheinen sollte; du wirst unter der Allegorie Lotten und mich, und was ich so hundertmal bei ihr gefühlt,

*) G's. W. II, 235 f. Ich hatte die Beziehung dieses Gedichtes auf Lotte schon längst vermuthet, ehe die Schrift „Goethe und Werther" die Gewißheit, und das Gedicht nebst Silhouette als Fac simile brachte. Düntzer hatte unterdessen mich, nach seiner Weise, darüber zurecht gewiesen, daß ich „wider Fug und Recht" die Verse auf Lotte deutete, und zuversichtlich behauptet: „die humoristischen Verse können eher an jede andere Freundin gerichtet sein, als an Kestner's Gattin."

erkennen. Aber verrath's keinem Menschen. Darob soll's Euch aber heilig sein, und ich hab' Euch auch immer bei mir, wenn ich was schreibe." Der Leser, der das Gedicht aufmerksam betrachtet, wird das hier von Goethe Gesagte selbst auf das rechte Maß zurückzuführen wissen. Nur der oben in der Erörterung des Gedichtes hervorgehobene Gegensatz des Wanderers und der jungen Frau findet ein Analogon, und selbst dieser nicht einmal vollständig, in Goethe und Lotte. Die Aussöhnung mit der Wirklichkeit, die er Lotte'n verdankte, ist auch hier der Brennpunkt des Ganzen.

Drittes Capitel.

Lahnreise. Artistisch-empfindsamer Congreß bei der Frau von La Roche. Leuchsenring. Pater Brey. Rückkehr nach Frankfurt. Weiteres Verhältniß zu Kestner und Lotte. Ausflüge nach Wetzlar, Friedberg, Homburg, Darmstadt. Frankfurter Freundinnen. Antoinette Gerock. Mariage-Spiel. Kunstinteresse. Advocatur. Lottens Vermählung. Götz von Berlichingen umgearbeitet. Charakteristik des Dramas.

Wir begleiten unsern Freund auf seiner Reise von Wetzlar nach Coblenz weiter, wie er „in Betrachtung der Nähen und Fernen, der bebuschten Felsen, der sonnigen Wipfel, der feuchten Gründe, der thronenden Schlösser und der fernher lockenden blauen Bergreihen schwelgte." Indem er so, mit geübtem Auge die malerischen und übermalerischen Schönheiten der Landschaften schnell entdeckend und unterscheidend, den anmuthigen Fluß entlang wanderte, stieg noch einmal der alte Wunsch in ihm auf, jene wechselnden Bilder in würdiger Darstellung nachahmen zu können. Durch ein in die Lahn geschleudertes Taschenmesser suchte er sich ein Orakel zu verschaffen, ob er von seinen Bemühungen in bildender Kunst abstehen solle oder nicht. Würde ihm das Eintauchen des Messers durch die Weidenbüsche am Ufer verdeckt, so wolle er dieß als ein Zeichen nehmen,

daß er jene Bestrebungen aufgeben solle. Das Orakel fiel zweideutig aus, indem er das Eintauchen nicht bemerkte, aber das dem Sturz entgegenwirkende Wasser deutlich wie eine Fontaine emporspringen sah. Er legte es indeß nicht zu seinen Gunsten aus, und setzte deßhalb in der Folge jene Uebungen unterbrochener und fahrlässiger fort. Auch für den Augenblick ergab er sich, beim Anschauen der schön gelegenen Schlösser und Ortschaften: Weilburg, Limburg, Diez und Nassau ganz seinen Einbildungen und Empfindungen, und gelangte so nach einer angenehmen Wanderung von einigen Tagen nach Ems. Hier genoß er einige Male des sanften Bades und fuhr sodann in einem Kahne flußabwärts dem herrlichen Rheinthale zu.

Zu Ehrenbreitstein ward er von der Familie La Roche freundlich empfangen und bald wie ein Glied derselben angesehen. Mit dem Vater, einem wackern Geschäftsmanne, fühlte er sich durch heitern Weltsinn, mit der zu ihrer Zeit berühmten und beliebten Schriftstellerin durch sein belletristisches und sentimentales Streben, mit den Töchtern durch seine Jugend verbunden. Besonders zog ihn die älteste, Maximiliane, lebhaft an, eine höchst anmuthige, wenn gleich etwas kleine Gestalt, von niedlichem Wuchse, dunkelschwarzen Augen und der reinsten und blühendsten Gesichtsfarbe. Er bekennt, daß es ihm eine angenehme Empfindung gewesen, da sich jetzt eine neue Leidenschaft in ihm zu regen begann, ehe noch die alte verklungen war.

Es währte nicht lange, so fand sich in dem Hause ein neuer Gast zu dem artistisch-empfindsamen Congresse ein, der hier gehalten werden sollte. Leuchsenring kam von Düsseldorf, von der Familie Jacobi, herauf. Wir begegnen hier einem interessanten Manne, von dem Varnhagen von Ense mit Recht sagt *), daß er in einer Gallerie Goethe'scher Personen einen ausgezeichneten Platz ansprechen dürfe. Er stand eine Zeit lang mit Goethe, und noch länger mit seinen Freunden in lebhaftem, und selbst innigem Verkehre. Wenn er auch nicht durch bedeutende Schriften in seine Zeit eingegriffen

*) S. vermischte Schriften von Varnhagen von Ense, I. S. 494 ff. (2. Aufl.), wo sich eine sehr anziehende Lebensskizze dieses Mannes findet, aus welcher Mehreres im Nächstfolgenden entnommen ist.

hat, so wirkte er dafür um so mehr durch persönliche Gegenwart und Briefwechsel. Im Jahre 1746 zu Langenkandel im Elsaß geboren, hatte er im Hause wohlhabender Eltern eine gute Erziehung genossen und sodann auf der Universität seine Studien weniger auf ein bestimmtes Fach, als auf allgemeine historische und literarische Kenntnisse gerichtet. Er vereinigte gründliche Gelehrsamkeit mit Weltgewandtheit und wußte sehr gut zu sprechen; auch an Kunde fremder Sprachen fehlte es ihm nicht, und das Französische besonders handhabte er mündlich und schriftlich mit vollkommener Geläufigkeit *). Durch einen Verwandten in Darmstadt ward er mit dem dortigen Hofe bekannt und ging 1769 als Hessen-Darmstädtischer Rath mit dem Erbprinzen zur Universität nach Leyden, wo er Fr. H. Jacobi's Bekanntschaft machte, und von da nach Paris und in die Schweiz. Auf diesen Reisen knüpfte er viele Bekanntschaften an und erwarb sich manche Freunde, Bewunderer und Gönner. Er führte eine Anzahl von Schatullen mit sich, worin sich Correspondenzen interessanter Personen befanden, unter anderen die der geistreichen Julie Bondelli, deren Briefwechsel mit Rousseau ihrem Namen ein dauerndes Denkmal sichert. Auszüge aus diesen Correspondenzen theilte jetzt Leuchsenring dem bei der Frau von La Roche versammelten Kreise mit, zum Aerger des Hausherrn, der sich gewöhnlich der Gesellschaft entzog, wenn die Schatullen eröffnet wurden. Goethe dagegen wohnte den Vorlesungen gerne bei, weil er durch sie mit der Breite der moralischen Welt mehr bekannt ward und in das Innere mancher kurz vergangenen Begebenheit blickte.

In dieß vergnügliche Zusammenleben kam ein störendes Ingrediens, als auch Merck mit seiner Familie eintraf. Er hatte kaum eine Zeit lang jene Briefwechsel mit angehört, als er über die darin besprochenen Verhältnisse, wie über die Personen, manchen satirischen Einfall laut werden ließ. Im Stillen machte er aber Goethe'n in Leuchsenring auf eine Gattung von Menschen aufmerksam, die, ohne sonderliche Talente, durch ausgebreitete persönliche Bekanntschaften, durch ein geschicktes Einmischen, Theilnehmen und Vermitteln eine gewisse Geltung und Bedeutung zu erborgen wissen. Die Abneigung

*) Ebendaselbst S. 500.

Merck's gegen Leuchsenring leitet Varnhagen aus einer zweifachen Quelle ab: „Erstlich war es die scharfe Entgegensetzung beider Naturen, von denen die eine weich, geschmeidig, sentimental und in aller Thätigkeit müßig war, die andere hingegen kalt und streng, schroff und höhnisch, auf Wirklichkeit gerichtet, und in aller Muße immerfort thätig. Sodann aber trennte auch ihre Aehnlichkeit beide Männer ganz entschieden; denn eigentlich war Merck, ungeachtet der stärksten Entgegensetzung in Stoff und Richtung, doch in vielen wesentlichen Bezügen nur auch eine Art Leuchsenring, von unruhiger Thätigkeit, überall eingreifend, wirksam, vermittelnd, ohne jemals ein eigentliches Fach und eine feste Stellung zu finden, in der seine Kenntnisse und Gaben ihre gesammelte Kraft auf ein namhaftes Ziel hätten richten können. In Leuchsenring mußte ihm ein gespenstisches Abbild seiner selbst erscheinen, und weil er dieß in der ihm am meisten entgegengesetzten Weise, in sentimentalen und gesellig-eiteln Täuschungen, auftreten sah, so mußte es ihn bis zum Abscheu anwidern."

Aus diesem, vielleicht auch mit Neid vermischten Widerwillen, den Merck unserm Dichter bald eingeimpft hatte, würde sich dann weiter der herbe Ausfall Goethe's auf Leuchsenring in dem satirischen Fastnachtspiel Pater Brey erklären, der durch des Letztern Persönlichkeit nicht hinreichend gerechtfertigt scheint. Wir wollen diese Production, des Zusammenhanges wegen, hier schon besprechen, wenn sie gleich erst, wie sich unten zeigen wird, im folgenden Jahre entstanden sein kann. Die ganze Form des Stückes, der Vers, die Sprache, sowie die Anlage erinnert sogleich an Hans Sachs, und überhaupt an das altdeutsche Schauspiel. Gutzkow bestreitet nun zwar, daß unser Dichter bei seinem Puppenspiele und den satirischen Kleinigkeiten Hans Sachs und dessen Weise zum Vorbild gehabt habe; er behauptet, Goethe sei erst später mit dem alten Meistersänger bekannt geworden, und sieht in der kecken, lakonischen, volksthümlichen Sprache seiner Puppenspiele etwas Angeborenes und Anerzogenes. Ohne Zweifel hat die heimische Ausdrucksweise, die Naivetät des oberdeutschen Dialekts, der sich gern in kernhaften, derben Wendungen bewegt, und dann oft, „statt vieles Hin- und Herfackelns, den Nagel gleich auf den Kopf trifft," ohne Zweifel

hat diese sprachliche Atmosphäre, worin er heranwuchs, und besonders die jene Eigenthümlichkeiten concentrirende Sprechweise seiner Mutter den entschiedensten Einfluß auf Goethe's frühern poetischen Styl gehabt. Allein aus den Puppenspielen und Fastnachtstücken blickt Hans Sachsen's Einfluß zu deutlich hervor, und daraus, daß Goethe dieses Dichters etwas später in Wahrheit und Dichtung erwähnt, folgt nicht, daß er damals zuerst seine Bekanntschaft gemacht.

Den nähern Anlaß zum Pater Brey erhielt Goethe durch gewisse Vorfälle zu Darmstadt im Frühjahre 1773, worüber uns K. Wagner in seinen Nachträgen zu den Briefen an Merck das Besondere mitgetheilt hat. Nach ihm fand Leuchsenring bei der Rückkehr von Leyden eine freundliche und ehrenvolle Aufnahme in dem Hause des Geh. Raths von Hesse in Darmstadt und lernte dort Herder's Braut, Caroline Flachsland, kennen. „Leuchsenring," fügt Wagner hinzu, „war ein redlicher Mann, hatte aber eine unselige Neigung, den Damen in gutem Sinne den Hof zu machen und sie durch Vorlesen und Unterhaltungen zu bilden und zu veredeln." Dieß scheint er nun besonders bei Fräulein Flachsland versucht zu haben, und daß er dabei nicht ohne Egoismus verfahren, wenigstens ihre Neigung von dem entfernten Herder abzulenken gesucht habe, verräth eine Stelle in ihren „Erinnerungen aus Herder's Leben." Indem sie von der Zeit ihrer Vermählung mit Herder (den 2. Mai 1773) spricht, knüpft sie die Reflexion an: „Es scheint oft, als ob zwischen dem Genusse einer vorbereiteten, lang ersehnten, glücklichen Stunde sich Dämonen hineindrängten, um das ersehnte Glück zu vermindern. So erging es uns einigermaßen mit einigen unserer gemeinschaftlichen Freunde, besonders mit Leuchsenring. Sie konnten's nicht begreifen, warum er mich nicht früher nach Bückeburg geholt hatte, und tadelten mehr oder minder seinen Charakter, noch ehe er selbst kam." Hierdurch scheint sich zu bestätigen, was Wagner versichert, daß unter der Maske des Paters Leuchsenring, unter der des Würzkrämers Merck stecke, daß Balandrino Herdern, und Leonore dessen Braut vorstelle. Goethe hat diese bestimmten, individuellen Bezüge des Stückes nur leise angedeutet, was einmal aus seiner Abneigung gegen persönliche Polemik, dann aber auch viel-

leicht aus dem dunkeln Gefühle von der Unbilligkeit dieser Charakterzeichnung sich erklärt.

Ist nun auch zum Genusse solcher Dichtungen, eben weil sie sich aus ihren Beziehungen auf eine bestimmte Wirklichkeit herausgelöst haben, die Kenntniß ihrer eigentlichen Veranlassung keineswegs nöthig, so gibt diese doch jenen Stücken noch einen besondern Reiz und rückt namentlich manches Einzelne in ein Licht, worin es pikanter, nachdrucksvoller, bedeutender erscheint. So freut es uns, hier unter der Maske eines Gewürzkrämers den ironischen, witzigen, scharfzüngigen Merck zu finden. Die Abneigung gegen das dürre Systematisiren, gegen das „Einrichten nach dem Alphabet", welche der Würzkrämer zeigt, war ein Grundzug in Merck's Geiste. „Er war in Allem Eklektiker," sagt Wagner im Vorwort zu den Briefen an Merck, „und darum auch mehr verneinend und zerstörend, als vorschreibend und aufbauend. Keine feststehenden, überall giltigen Normen anerkennend, wollte er das in jeden Menschen niedergelegte Schönheitsgefühl in Kunst und Literatur individuell und mannigfaltig, nicht stereotyp ausgebildet wissen." Und wie hier der Würzkrämer mit scharfem Blicke das Treiben des Pfaffen im Nachbarhause durchschaut, so konnte, nach Wieland's Ausdrucke*), „vor Merck's verwünschter Scharfsinnigkeit kein Nebel schützen, keine Täuschung bestehen." Daß Herder zu einem Hauptmanne unter den Dragonern gemacht ist, entspricht seinem frischen und kühnen reformatorischen Auftreten in der literarischen Welt. Ebenso stimmt die ganze Zeichnung des Paters mit dem, was über Leuchsenring berichtet wird, wenn auch nur wie ein Zerrbild mit dem Urbilde, zusammen. Auf sein unstetes Leben, sein Umherschweifen von Ort zu Ort, von Familie zu Familie, auf sein Geschick, sich überall einzuschmeicheln und einzunisten, deuten die Worte Balandrino's:

> Ich habe so viel Gut's vernommen
> Von Vielen, die da- und dorther kommen,
> Wie Sie überall haben genug
> Der Menschen Gunst und guten Geruch u. s. w.

*) Briefe an Merck, S. 340.

In köstlicher Weise veranschaulicht das Stück Leuchsenring's Bemühen, sich die Neigung der Frauen zu erschleichen, indem er es nur auf Bildung ihres Geistes und Herzens abgesehen zu haben scheint *). Auf sein weichlich-süßliches, frömmelndes Wesen ist schon durch den Namen Pater Brey hingedeutet. Dann erscheint er ferner als Repräsentant einer Menschenclasse, die da „Berg und Thal vergleichen, alles Rauhe mit Kalk und Gyps bestreichen will", als Vertreter jener egoistischen Gleichmacher, die, wie Vilmar sagt, in Alles sich mengen und Alles vermitteln wollen, ohne eine Ahnung von dem wahren Wesen der Dinge, ihrer innern Einheit oder ihres Widerspruchs zu besitzen, — eine Figur, die noch spät in dem Mittler der Wahlverwandtschaften, unter etwas verändertem Gesichtspunkte, wiederkehrt.

Die Opposition gegen Leuchsenring's Wesen und Treiben, die sich in dem Stücke ausspricht, kam jedoch in dem bei Frau von La Roche versammelten Zirkel noch nicht zum Ausbruche; denn Merck gab eben zur rechten Zeit das Signal zum Abschiede, so daß sich die Gesellschaft in gutem Vernehmen trennte; Goethe fuhr mit ihm und den Seinigen in einer rückkehrenden Yacht langsam den Rhein aufwärts nach Mainz, und prägte sich, trotz jenes ungünstig scheinenden Orakels, durch fleißiges Zeichnen die herrlichen Rheinufer tiefer ein.

Bei der Ankunft in Frankfurt brachte er, wie früher bei der Rückkehr von Leipzig und von Straßburg, die Schmerzen einer frischen Liebeswunde mit, und Cornelia, die Vertraute seines Herzens, hatte wieder vollauf zu thun, ihn zu trösten und zu beschwichtigen. Er suchte sich durch einen lebhaften Briefwechsel mit dem geliebten „Deutschen Hause" in Wetzlar in steter Verbindung zu erhalten; und Kestner, den Schmerz des Freundes ehrend, ließ sich, ungeachtet gehäufter Amtsgeschäfte, die Correspondenz eifrigst angelegen sein, während Lotte, die zum Schreiben keine Zeit hatte, oder auch vielleicht geflissentlich aus begreiflichen Rücksichten sich des Schreibens enthielt, ihm durch Kestner erbetene Gedächtnißgaben zukommen ließ. Blieben diese eine Zeit lang aus, so bat er drin-

*) Vgl. S. H. Jacobi's auserles. Briefwechsel. I. 401 f.

gend um neue, um irgend „ein sinnliches Zeichen", — so drückt er sich selbst in einem Briefe aus, „wodurch die geistlichen unsichtbaren Gnadengüter u. s. w., wie's im Katechismus klingt." Noch im Laufe des Septembers (den 22.) hatte er die Freude, Kestner in Begleitung des Herrn von Hardenberg, des nachmaligen preußischen Staatskanzlers, damals Kammerraths in Hannover, und zweier andern Freunde aus Wetzlar, bei sich in Frankfurt zu sehen und in sein älterliches Haus einzuführen. Aber auch seine geliebte Lotte sollte er bald wiedersehen. Anfangs November begleitete er Schlosser, der Geschäfte halber nach Wetzlar mußte, und verweilte mit diesem dort vom 6. bis zum 10. November. Wie tief sein Gemüth noch immer erregt war, läßt ein Brief, den er am 10. November aus Friedberg an Kestner schrieb, deutlich genug erkennen. „Ich bin der Rechte!" heißt es darin. „Ausgeschickt auf eine Local-Commission, phantasire ich über's Vergangene und Zukünftige. Gestern Abend war ich noch bei Euch, und jetzt sitz' ich im leidigen Friedberg und harre auf einen Steindecker, mit dem ich die Reparatur meines verwünschten Schlosses berathen will. Der Weg hierher ward mir sehr kurz, wie Ihr denken könnt; und wie ich heut vom Kronprinzen hinauffuhr, und ich die Deutschhaus-Mauern sah und den Weg, den ich so hundertmal (gemacht), und dann rechts in die Schmidtgasse lenkte — — ich wollte, ich hätte gestern Abend förmlich Abschied genommen; es war eben so viel, und ich kam um einen Kuß zu kurz, den sie mir nicht hätte versagen können. Fast wäre ich heute früh noch hingegangen; S. (Schlosser) hielt mich ab, dafür spiel' ich ihm nächstens einen Streich; denn ich will doch nicht allein leiden. Gewiß, Kestner, es war Zeit, daß ich ging. Gestern Abend hatt' ich recht hängerliche und hangenswerthe Gedanken auf dem Canapee — .... Und wenn ich wieder denke, wie ich von Wetzlar zurückkomme, so ganz über meine Hoffnung liebempfangen worden zu sein, bin ich viel ruhig. Ich gesteh's Ihnen, es war mir halb angst; denn das Unglück ist mir schon oft wiederfahren. Ich kam mit ganzem, vollem, warmem Herzen; lieber Kestner, da ist's ein Höllenschmerz, wenn man nicht empfangen wird, wie man kommt. Aber so — Gott gebe Euch ein ganzes Leben, wie mir die paar Tage waren!" Zwischen und nach diesen Besuchen wanderten

Gaben der Liebe und Freundschaft von Frankfurt nach Wetzlar und umgekehrt. Goethe schickte Exemplare der Frankfurter gelehrten Anzeigen, des Büchleins von deutscher Baukunst, Kleiderzeug für Lotte, Bilder für die geliebten Buben in des Amtmanns Hause, Zeug zu Wams und Pumphosen u. dgl. In den begleitenden Briefen spricht sich überall die Fortdauer der wärmsten Zuneigung für Lotte aus. Sie beglückte ihn schon Anfangs October durch Uebersendung der blüthenfarbenen Busenschleife, die sie am 9. Juni trug, als er im Wagen zuerst ihre Bekanntschaft machte. Im November erhielt er von Kestner eine höchst wichtige Manuscript-Sendung, die „Nachrichten über den Tod Jerusalems", auf die wir später zurückkommen werden.

Bei der tiefen Bewegung, in die ihn namentlich die letztgenannte Sendung versetzen mußte, gereichte es zu seiner Beschwichtigung, daß er um die Zeit des Empfangs derselben mehrere Wochen hindurch zu Darmstadt an der Seite des nüchtern verständigen Merck verweilte. Von Friedberg war er nach Homburg gereis't, und hatte dort, wie er an Kestner schrieb, „das Leben wieder lieb gewonnen, da das Erscheinen solch eines Elenden so trefflichen Geschöpfen (wie Fräulein von Ziegler und von Roussillon) Freude machen könne." Dann begab er sich, nach einer kurzen Rast in Frankfurt, Mitte November nach Darmstadt, und blieb dort bis gegen den 10. December. „Es hat mir viel Wohl durch meine Glieder gegossen der Aufenthalt hier," schrieb er den 6. December an Kestner, „doch wird's im Ganzen nicht besser werden. Fiat voluntas!« Indeß scheint es, nach dem heitern Sinne, den die folgenden Briefe an Kestner athmen, dennoch besser geworden zu sein; und hierzu möchten besonders der Verkehr mit einigen ihm befreundeten Mädchen und fleißiges Ueben im Zeichnen das Ihrige beigetragen haben.

Zu Goethe's damaligen Freundinnen in Frankfurt gehörten vor Allen ein paar Töchter des für sehr reich geltenden Kaufmanns Gerock, der ein schönes Haus auf dem Markt bewohnte, entfernte Verwandte des Schlosser'schen Hauses. Eine derselben, Antoinette, hing von früher Jugend auf leidenschaftlich an Goethe, und soll Anlaß zum Bilde der Mignon im Wilhelm Meister gegeben haben. In welchem Verhältnisse Goethe zu den Mädchen stand, cha-

rakterisirt sich schon durch eine einfache Notiz aus Kestner's Tagebuch, der über seinen Besuch bei Goethe unter dem 22. September bemerkt: „Wir (Goethe und Kestner, Schlosser und Merck) gingen auf den Römer, wo die Mercken nebst der Demoiselle Goethe auch war. Wir gingen vor's Thor, auf dem Walle ꝛc. spazieren. Unvermuthet begegnet uns ein Frauenzimmer. Wie sie den Goethe sah, leuchtete ihr die Freude aus dem Gesicht; plötzlich lief sie auf ihn zu, und in seine Arme. Sie küßten sich herzlich; es war die Schwester der Antoinette." So berichtet Goethe selbst (gegen Ende Januar 1773) an Kestner, er habe gestern Abend einige Freundinnen auf den Ball geputzt, obgleich er selbst nicht mitgegangen sei, und habe einer aus der Fülle ihres Reichthums eine prächtige Aigrette von Juwelen und Federn zusammengestutzt; dann habe er mit Antoinetten und einer andern Freundinn einen Nachtspaziergang auf der Brücke gemacht, und ihnen nach der Rückkehr in's Haus den Homer, die jetzige Lieblingslektüre, übersetzt. Es läßt sich denken, daß ein so freies Benehmen bei den guten Reichsstädtern mannigfachen Anlaß zu Gerede bieten mußte.

Goethe erwähnt in Wahrheit und Dichtung dergleichen „Anomalien des Betragens" erst an einer spätern Stelle, und gedenkt dort auch einer besondern „Licenz", die, wenn nicht zum Stadt-, doch zum Familienmärchen geworden sei. Jene Gesellschaft von jungen Männern und Frauenzimmern, womit er kurz vor seiner Abreise nach Leipzig viel umging, und welche eigentlich seiner Schwester Cornelia ihre Consistenz verdankte, pflegte sich noch immer einen Abend in der Woche zu versammeln. Auch der Timonische Humorist, den wir dort kennen gelernt, war nach mancherlei Schicksalen gescheidter und verkehrter zurückgewandert und spielte abermals den Gesetzgeber des kleinen Staats. Er hatte sich jetzt den Scherz ausgedacht, daß die Gesellschaft alle acht Tage auf's Neue losen sollte, um Ehepaare zu bestimmen. Es sei jetzt, bei zunehmenden Jahren, meinte er, vor Allem nöthig, daß die Mitglieder lernten, wie sie sich als Gatte und Gattin in Gesellschaft zu benehmen hätten. Indem nun das Loos durch manche barocke Paarungen zu großem Spaß und Lachen Anlaß gab, fügte es sich wunderlich genug, daß es Goethe'n gleich von Anfang zweimal dasselbe Frauenzimmer zu-

theilte. Er schildert sie als „ein sehr gutes Wesen, gerade von der Art, die man sich gern als Frau denken mag. Ihre Gestalt war schön und regelmäßig, ihr Gesicht angenehm, und in ihrem Betragen waltete eine Ruhe, die von der Gesundheit ihres Körpers und ihres Geistes zeugte. Sie war sich zu allen Tagen und Stunden völlig gleich. Ihre häusliche Thätigkeit wurde höchlich gerühmt. Ohne daß sie gesprächig gewesen wäre, konnte man an ihren Aeußerungen einen geraden Verstand und eine natürliche Bildung erkennen." Als nun aber das Loos sie und Goethe'n gar zum drittenmal zusammenbrachte, erklärte der neckische Gesetzgeber feierlichst, der Himmel habe gesprochen und das Paar müsse nunmehr bei einander bleiben. Sie ließen es sich beiderseits gern gefallen und fügten sich nicht bloß für den Gesellschaftsabend vortrefflich in die offenbaren Ehestandspflichten, sondern auch in der Zwischenzeit, wenn sie sich begegneten, redeten sie einander ohne Weiteres mit dem gemüthlichen Du an; ja, Goethe bekennt, sie sei ihm allmählig so werth geworden, daß er sich wohl gelegentlich, wenn ein Priester zugegen gewesen wäre, mit ihr hätte zusammengeben lassen.

Nach der Stelle, wo er von diesem „wunderlichen Mariage-Spiel" in Wahrheit und Dichtung spricht, sollte man geneigt sein, es in eine spätere Zeit zu versetzen. Da es aber, wie er selbst berichtet, den Anstoß zum Clavigo gegeben, der, nach einem Briefe an Schönborn, bereits vor dem Juni 1774 gedichtet war, so habe ich schon in der frühern Auflage dieser Schrift es spätestens dem im nächsten Capitel behandelten Zeitraume vom Frühlinge 1773 bis zum Juni 1774 zutheilen zu müssen geglaubt. Nun ergibt sich aber neuerdings aus Goethe's Briefen an Kestner, daß wenigstens die ersten Anfänge dieses Verhältnisses einer noch frühern Zeit angehören. Schon gegen Ende Januar 1773 schrieb er an Kestner: „Lotten sagt: ein gewisses Mädchen hier, das ich von Herzen lieb habe, und das ich, wenn ich zu heirathen hätte, gewiß vor allen andern griffe, ist auch den 11. Januar (wie Lotte) geboren. Wäre wohl hübsch, so zwei Paare*)! Wer weiß, was Gottes Wille ist?"

*) Man erinnere sich, daß auch Kestner's und Goethe's Geburtstage zusammentrafen.

In einem Briefe aus der ersten Hälfte des Februar heißt es dann weiter: „Das Mädchen grüßt Lotten ... Hätten wir einander so lieb, wie Ihr zwei — ich heiße sie indessen mein liebes Weibchen; denn neulich, als sie in einer Gesellschaft um uns Junggesellen würfelten, fiel ich ihr zu. Sie sollte 17 abwerfen, hatte schon den Muth aufgegeben, und warf glücklich alle 6."

Durch die erste der eben angeführten Briefstellen sehen wir das dritte von Düntzer's „Frauenbildern aus Goethe's Jugendzeit", worin er mit so großer Zuversicht einen neuen Namen „Anna Sibylla Münch" in die Goethe-Literatur eingeführt hat, sich in Nebel auflösen. Vermißte man schon früher jeden triftigen Beweis, daß die von Goethe als „die Mäßige, Liebe, Verständige, Tüchtige, sich immer Gleiche, Neigungsvolle und Leidenschaftslose" charakterisirte Halbgeliebte und Anna Sibylla Münch eine und dieselbe Person seien, so zeigt sich jetzt vollends die gänzliche Unrichtigkeit dieser Annahme, da jene, wie Lotte, am 11. Januar ihren Geburtstag feierte, diese aber am 3. Juli 1758 geboren war. Dann ergibt sich ferner aus der zweiten der oben citirten Briefstellen, daß Düntzer in dem erwähnten Frauenbilde auch sonst, indem er von Goethe's eigener Darstellung auf's Willkürlichste abwich, den wahren Sachverhalt gänzlich entstellt hat. Goethe berichtet in seiner Selbstbiographie von Lustparthien, die er im Sommer 1765 in zahlreicher Gesellschaft jüngerer Freunde unternommen *), und von dem humoristischen Menschenverächter, der eine Hauptrolle dabei gespielt habe. Bei einem jener Ausflüge sei dieser mit dem Vorschlage einer Paarungslotterie hervorgetreten. Aus einem Beutel, worin sich die Namen der Herrn befanden, sollten die Damen sich ihr Loos ziehen, wen sie bis zur nächsten Versammlung als ihren begünstigten Diener anzuerkennen hätten, ein Lotteriespiel, welches so viel Beifall fand, daß es bei der nächsten Versammlung für den ganzen Sommer 1765 festgesetzt ward. Mit Bezugnahme hierauf geschah es, daß derselbe Timonische Humorist, wie wir oben erzählten, später den Vorschlag machte, nunmehr bei zunehmenden Jahren, statt liebender Paare, Ehegatten durch das Loos zu bestimmen. Alles Jenes aber versetzt

*) Vgl. Thl. I, S. 136.

Düntzer aus dem Sommer 1765 in den Sommer 1773, und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil er in dem humoristischen Freunde den allerdings zu Goethe's Bekannten gehörigen Rath Bernhard Crespel (geb. den 27. März 1747) sieht, dieser aber nachweislich erst im August 1765 aus Paris nach einem längeren Aufenthalte daselbst zurückkehrte. Es unterliegt nun aber schon die Behauptung, daß Crespel und jener Humorist identisch seien, vielfachen Bedenken. Schon das Alter von etwa zweiundzwanzig Jahren, das Goethe diesem bei der ersten Erwähnung zutheilt, trifft nicht zu, da Crespel im Sommer 1765 achtzehn, im Sommer 1773 sechsundzwanzig Jahre alt war. Auch räumt Düntzer selbst ein, daß in Crespel's Charakter keine Neigung zur Menschenverachtung gelegen habe, so daß kaum ein anderer Aehnlichkeitspunkt übrig bleibt, als eine gewisse Hinneigung zum Barocken und eine kahle Stelle auf der Mitte des Kopfes, die sich Crespel durch einen unglücklichen Fall zugezogen hatte, was sich dann noch von dem „jungkahlen Haupte" des Goethe'schen Humoristen unterscheidet. Wie dem auch sein mag, so steht das wenigstens fest, daß an eine Verlegung jenes Lotteriespiels der liebenden Paare aus dem Sommer 1765 in den Sommer 1773 nicht gedacht werden darf, indem sogar das spätere „Mariage-Spiel" seinem ersten Ursprunge nach in den Winter 1772 bis 1773 fällt.

Noch mehr, als dieser heitere Umgang mit einem Kreise jüngerer Freundinnen und Freunde mochte die Beschäftigung mit bildender Kunst zur Beruhigung von Goethe's Gemüth gereichen, worin noch immer die leidenschaftlichen Wetzlarer Gefühle nachbebten. Er berichtet selbst in Wahrheit und Dichtung, daß nach der Heimkehr sich sein durch die Natur geschärfter Blick wieder auf die Kunstbeschauung geworfen habe, wozu die Frankfurter Sammlungen reiche Gelegenheit boten. Die Natur in der Kunst zu sehen, war bei ihm eine wahre Leidenschaft geworden, daher er denn vorzüglich sich an die besten Werke der Niederländer hielt. Zugleich suchte er sich aber praktisch zu fördern und malte, unter Nothnagel's Anleitung, einige einfache Stillleben nach dem Wirklichen in Oel, worunter ihm eines, ein Messerstiel von Schildpatt mit Silber, zum Erstau-

nen des Meisters gelang. Indeß blieb er in den meisten Unternehmungen stecken, weil er, nach Dilettantenart, mit dem Schwersten anfing, und nicht die erforderliche Geduld und Ausdauer besaß. Auch ward er wieder durch ein verwandtes Interesse höherer Art abgelenkt. Es fand sich nämlich Gelegenheit, von Italienern, welche die Messe bezogen, einige schöne Gypsabgüsse antiker Köpfe, wie des Laokoon und seiner Söhne, anzukaufen; desgleichen Nachbildungen der bedeutendsten Werke des Alterthums im Kleinen aus der Verlassenschaft eines Sammlers zu erwerben; und so finden wir hier abermals die Keime einer spätern höhern Periode seines Kunstinteresses neben der jetzt in Blüthe stehenden Begeisterung für die niederländische Kunst.

In den Briefen an Kestner*) tritt das Interesse an bildender Kunst wiederholt auf's Lebendigste hervor. „Gestern," schrieb er am Weihnachtmorgen in seiner mit Köpfen nach Raphael ausgezierten Stube, „gestern war ich mit einigen guten Jungen auf dem Lande; unsre Lustbarkeit war sehr laut, und Geschrei und Gelächter von Anfang zu Ende. Das taugt sonst nichts für die kommende Stunde; doch was können die heiligen Götter nicht wenden, wenn's ihnen beliebt! Sie gaben mir einen frohen Abend; ich hatte keinen Wein getrunken, mein Auge war ganz unbefangen über die Natur. Ein schöner Abend, als wir zurückgingen; es ward Nacht. Nun muß ich Dir sagen: das ist immer eine Sympathie für meine Seele, wenn die Sonne lang hinunter ist, und die Nacht von Morgen herauf nach Nord und Süd um sich gegriffen hat, und nur noch ein dämmernder Kreis von Abend heraufleuchtet. Seht, Kestner, wo das Land flach ist, ist's das herrlichste Schauspiel! Ich habe jünger und wärmer Stunden lang so ihr zugesehn hinabdämmern auf meinen Wanderungen. Auf der Brücke hielt ich still. Die düstere Stadt zu beiden Seiten, der stillleuchtende Horizont, der Wiederschein im

*) Vgl. Goethe's Brief an Herder vom 5. December: „Ich bin jetzt ganz Zeichner, habe Muth und Glück," und den Brief von Herder's Braut vom 27. November: „Unser guter Goethe ist hier, lebt und zeichnet, und wir sitzen beim Wintertisch um ihn herum und sehen und hören. Es ist bei Merck eine Akademie; sie zeichnen und stechen in Kupfer zusammen."

Fluß machte einen köstlichen Eindruck in meine Seele, den ich mit beiden Armen umfaßte. Ich lief zu den Gerock's, ließ mir Bleistift geben und Papier, und zeichnete, zu meiner großen Freude, das ganze Bild so dämmernd warm, als es in meiner Seele stand. Sie hatten alle Freude mit mir darüber, empfanden Alles, was ich gemacht hatte, und da war ich's erst gewiß. Ich bot ihnen an, drum zu würfeln; sie schlugen's aus, und wollen, ich soll's Mercken schicken. Nun hängt's hier an meiner Wand, und freut mich heute, wie gestern. Wir hatten einen schönen Abend zusammen, wie Leute, denen das Glück ein großes Geschenk gemacht hat, und ich schlief ein, den Heiligen im Himmel dankend, daß sie uns Kinderfreude zum Christ bescheeren wollen." Nicht lange nachher meldete er, er sei jetzt ganz Zeichner, und besonders glücklich im Portrait, und bald nach der Mitte Januars schrieb er an Kestner: „Ich bin glücklich, ist in mir selbst wohl; denn von außen fehlt mir nie was. Adieu, ihr Lieben, schreibt mir doch oft, Kestner; ich bin sehr Künstler jetzt, und Künstler, wißt Ihr, schreiben nicht gern."

Unter solchen Bestrebungen, die edleren Talente in sich zu entwickeln, versäumte er aber nicht, sich, dem Wunsche seines Vaters gemäß, der Advocatur zu widmen. Sein Oheim Textor, der nach des Großvaters Tode in den Rath gekommen war, und die Gebrüder Schlosser übergaben ihm die kleineren Sachen. Er las und besprach mit dem Vater die Acten und machte dann, unter Beistand eines trefflichen, in den Canzleiförmlichkeiten bewanderten Copisten, die nöthigen Aufsätze mit großer Leichtigkeit. Auch diese Bemühungen waren für seine allgemeinere Bildung nicht verloren, und gewährten ihm fast mehr Gelegenheit, sein schriftstellerisches Talent, als den juristischen Sinn, zu üben. Denn nach der allgemeinen Richtung jener Zeit war auch in das Rechtsgebiet der Humanismus eingedrungen. Verbrechen wurden entschuldigt, Strafen gelindert, Legitimationen erleichtert, Scheidungen und Mißheirathen befördert, Duldsamkeit der Religionsparteien, selbst gegen die Juden, gelehrt und geübt, so daß jetzt die Gegenstände rechtlicher Behandlung, zu großer Genugthuung der jüngeren Juristen, manchmal eine mehr gemüthliche Theilnahme und einen natürlichen, lebhaften Styl verlangten.

Amtsgeschäfte, Kunstbestrebungen und gesellschaftliche Zerstreuungen, Alles war doch beim Herannahen des Frühjahrs 1773 nicht im Stande, ihn vor einem wachsenden Unmuthe zu schützen; denn es näherte sich die Zeit, auf welche Lottens Vermählung und ihre Abreise in die weite Ferne angesetzt war. Er beklagte sich bitter, daß die Verlobten einen Andern mit der Besorgung der Trauringe beauftragt hatten, und übernahm auch gegen ihre Absicht die Bestellung derselben. Den Hochzeittag, den Palmsonntag, hatten sie ihm geflissentlich verheimlicht; er hatte die Vermählung auf den ersten Ostertag erwartet, und schrieb, als er die Nachricht davon erhielt: „Gott segn' Euch, denn Ihr habt mich überrascht! Auf den Charfreitag wollt' ich heilig Grab machen und Lottens Silhouette begraben. So hängt sie noch, und soll denn auch hängen, bis ich sterbe. Lebt wohl! Grüßt mir Euren Engel ... Ich wandre in Wüsten, da kein Wasser ist, meine Haare sind mir Schatten, und mein Blut mein Brunnen. Und Euer Schiff doch mit bunten Flaggen und Jauchzen zuerst im Hafen freut mich!" Da die Vermählten von Wetzlar nach Hannover übersiedeln sollten, so knüpfte er mit einem Bruder Lottens, dem Primaner Hans, eine Correspondenz an, und wünschte von ihm auch das Geringfügigste, was sich auf Lotte und ihre Angehörigen bezog, zu erfahren. Aber auch mit Kestner ging der Briefwechsel noch eine Reihe von Jahren hindurch bis gegen dessen im Jahre 1800 erfolgten Tod fort. Goethe's letzter noch vorhandener Brief an ihn ist vom 16. Juli 1798.

Die oben erwähnten Beschäftigungen und Zerstreuungen in dem Wintersemester 1772 bis 1773 nahmen doch nur einen Theil des Tages in Anspruch; so daß ihm noch eine schöne Zeit für poetische Thätigkeit übrig blieb, welche der Vater, durch seine Leistungen in der Advocatur ganz befriedigt, um so eher unverkümmert ließ, als er den reichbegabten Sohn nun bald auch als Schriftsteller glänzen zu sehen wünschte. Goethe widmete seine Muße vorzüglich dem Götz von Berlichingen; namentlich scheint er sich im Februar lebhaft damit beschäftigt zu haben, wo er an Kestner schrieb: „Ich bereite jetzo ein stattlich Stück Arbeit zum Drucke; wenn's fertig ist, komm' ich, es Euch vorzulesen." Schon in Straßburg hatte er sich mit dem Werke de pace imperii publica von Joh. Philipp Datt

bekannt gemacht. Seine Hauptquelle war aber die „Lebens-Beschreibung Herrn Götzens von Berlichingen, Zugenannt mit der Eisern Hand, Eines zu Zeiten Kaysers Maximiliani I. und Caroli V. kühnen und tapfern Reichs-Cavaliers. — Mit verschiedenen Anmerkungen erläutert und mit einem vollständigen Indices versehen, zum Druck befördert von Verono Franck von Steigerwald," welcher eine Abhandlung von Wilh. Friedr. Pistorius beigefügt ist: „Historische Nachrichten von dem Ursprung, Art und Beschaffenheit ꝛc. derer in Teutschland ehemals im Schwang gegangenen Fehden und Diffidationen" (Nürnberg, 1731). Nachdem Goethe von der Universität zurückgekehrt war, baute sich der Gegenstand mehr und mehr in seinem Geiste zusammen. Als würdiger Hintergrund zu seiner Dichtung diente der ernste Eindruck, den die Betrachtungen des Straßburger Münsters in ihm zurückgelassen hatten. Was die Form betrifft, so hatte er sich durch fortwährendes Studium der Shakspeare'schen Werke so vollständig von den Fesseln der französischen Dramaturgie befreit und seinen Geist so ausgeweitet, daß ihm der enge Bühnenraum und die kurze einer Vorstellung zugemessene Zeit als allzu beschränkende Rahmen für eine große, bedeutende Handlung erschienen. Wie eifrig er aber auch sich mit Shakespeare beschäftigt hatte, und wie enthusiastisch auch seine Verehrung desselben war, so ist Götz darum doch keine sklavische Nachahmung der Werke des britischen Meisters geworden; er zeugt vielmehr von einer wunderbaren Selbstständigkeit und Originalität, und erinnert an Shakespeare hauptsächlich nur durch die freie Behandlung des Stoffes, die kräftige Objectivität und frische Natürlichkeit und Kühnheit der Darstellung.

Wie Goethe es noch später mit größeren Werken hielt, daß er sie lange bei sich hegte und bis ins Einzelne ausbildete, ehe er nur eine Sylbe davon aufzeichnete, so behauptet er es auch mit seinem Götz gemacht zu haben; ja er hätte, wie er sagt, auch jetzt noch mit dem Niederschreiben gezögert, wenn er nicht von seiner Schwester gedrängt worden wäre, doch endlich Hand anzulegen. So begann er denn eines Morgens zu schreiben, ohne vorher auch nur einen Entwurf aufgesetzt zu haben, und las Abends schon die ersten Scenen der Schwester vor. Durch Beifall und zugleich durch Aeußerungen

des Zweifels an seiner Beharrlichkeit reizte sie ihn zur Fortsetzung; und so hatte er in sechs Wochen die Freude, das ganze Manuscript geheftet zu erblicken. Er theilt es Mercken mit, der es verständig und wohlwollend beurtheilte; er sandte es an Herder, von dem er behauptet, daß er sich unfreundlich und hart geäußert habe. Es hat sich uns zwar nicht das Antwortschreiben Herder's erhalten, worin es geheißen haben muß, daß Shakespeare nachtheilig eingewirkt habe, und Alles nur gedacht sei; indeß wissen wir, daß damals wenigstens Goethe nicht unzufrieden über Herder's Kritik war; denn er schrieb ihm aus Wetzlar (etwa Anfang Juli): „Von Berlichingen ein Wort. Euer Brief war Trostschreiben; ich setzte ihn weiter schon herunter als Ihr. Die Definitio: „„daß Euch Shakespeare ganz verdorben ꝛc.““ erkannte ich gleich in ihrer ganzen Stärke; genug, es muß eingeschmolzen werden, von Schlacken gereinigt, mit neuem, edlerm Stoff versetzt und umgegossen werden. Dann soll's wieder vor Euch erscheinen. Es ist Alles nur gedacht. Das ärgert mich genug. Emilia Galotti ist auch nur gedacht u. s. w." Daß Herder aber keineswegs die großen Vorzüge des Stückes verkannte, zeigen die Briefe an seine Braut, worin er es „eine wirklich schöne Production" nennt und den Verfasser „des braven Berlichingen" recht sehr von ihm zu grüßen bittet. Im Juni (1772) schrieb er ihr, er werde nächstens Goethe's Berlichingen zurückschicken. „Da wird er ihn wohl Mercken schicken, und dann werden auch Sie einige himmlische Freudenstunden haben, wenn Sie ihn lesen. Es ist ungemein viel deutsche Stärke, Tiefe und Wahrheit drin, obgleich hin und wieder es auch nur gedacht ist." Wie es scheint, hatte Herder in seiner Antwort an Goethe aus pädagogischen Rücksichten sich über das Stück weniger günstig ausgesprochen, als er dachte. Wie dem auch sein mag, Goethe ließ sich glücklicher Weise durch seinen Tadel nicht niederbeugen; er hegte nun, ohne die Lebensbeschreibung seines Helden ganz außer Augen zu setzen, vorherrschend sein eigenes Werk im Sinne, und suchte die Mängel, auf die ihn Herder hingewiesen, oder die er selbst erkannt hatte, möglichst auszulöschen.

Was wir oben von dem ersten Niederschreiben des Götz erzählten, theilt Goethe in seiner Selbstbiographie der Zeit nach dem

Wetzlarer Aufenthalte zu. Wie aber bereits im ersten Capitel dieses Theils unserer Schrift angedeutet worden, war schon gegen Ende des Jahrs 1771 ein Manuscript des Götz an Herder abgesandt worden, desgleichen an Lerse und Salzmann. Goethe schrieb dem Letztern am 3. Februar 1772: „Berlichingen und das Beigeschlossene habe ich erhalten; es freut mich Ihr Beifall." Hiernach müssen wir das, was Goethe von der ersten Aufzeichnung des Drama's und der Einwirkung seiner Schwester auf dieselbe berichtet, in das Spätjahr 1771 zurückversetzen. In die uns jetzt beschäftigende Zeit aber, in den Anfang des Jahrs 1773, gehört ohne Zweifel die Umformung des Drama's, die Bearbeitung desselben für den Druck. Wir wollen von dieser dem Leser theilweise eine Anschauung zu geben versuchen, nachdem wir vorher das Verhältniß der Dichtung zur Quelle in der Kürze angedeutet haben.

Wie viel ist in dem Drama geschichtlich? Was verdankt der Dichter insbesondere der Lebensbeschreibung, die seine Hauptquelle war? Was ist seine eigene Erfindung? Das sind Fragen, über die der billige Leser nur von dem Commentator der Dichtung, nicht vom Biographen des Dichters eine in's Detail gehende Auskunft verlangen wird. Wir bezeichnen jedoch wenigstens einige Punkte. Geschichtlich begründete Hauptbegebenheiten, die in unserer Dichtung zur Behandlung kommen, sind: Die Fehde mit dem Bischofe von Bamberg, die Fehde mit den Nürnbergern, die Reichsacht, die Haft zu Heilbronn, der Bauernkrieg. An Besonderheiten hat der Dichter Manches aus seiner Quelle entnommen. Die Geschichte, wie Götz zu der eisernen Hand gekommen, die Goethe im Schauspiel zu einer so ergreifenden Stelle benutzt hat, ist in der Lebensbeschreibung ausführlich erzählt zu finden. Der fromme Ausruf: „Und wenn ich zwölf Händ hätte, und deine Gnad wollt mir nicht, so würden sie mir doch nicht fruchten!" ist beinahe wörtlich von Götz entlehnt. Die Vorbedeutungsgeschichte von den fünf Wölfen, die im ersten Act der Reiter Elisabethen erzählt, ereignete sich bei einem Ausritt des Grafen von Waldeck. Der Jugendstreich, dessen sich Götz in der Scene erinnert, wo er mit dem gefangenen Weislingen eine Flasche aussticht, ist gleichfalls keine Erfindung. Bei dem Vorfall auf der Treppe des Wirthshauses zum Hirsch in Heidelberg

(Goethe nennt Heilbronn, und Franz statt Martin von Sickingen), wo der Bischof von Bamberg so zornig über Götz wurde, hat der Dichter Götzens eigene Worte benutzt. Eben so hat dieser das Unglück der Nürnberger Kaufleute in seiner Selbstbiographie berichtet. Mit Wohlgefallen erwähnt er den Einfall des Kaisers über die Eine Hand und das Eine Bein und den Pfeffersack. Das Schmelzen der Kugeln bei der Belagerung gründet sich auf eine wirkliche Geschichte. Die Antwort, die der Trompeter zum Fenster heraus bekommt, erhielt nach der Lebensbeschreibung der Amtmann von Krautheim u. s. w.

Hat so der Dichter keinen Anstand genommen, manchen Zug für sein Gemälde zu entlehnen, so hat er andrerseits auch kein Bedenken getragen, das ihm in der Quelle Dargebotene nach seinem Bedürfnisse zu modificiren und Neues dazu zu ersinnen. So hat er, wo es ihm zu seinen Zwecken nothwendig schien, die Begebenheiten näher zusammengerückt, wie die Achtserklärung und den Bauernkrieg, oder ihnen einen Einfluß auf das Schicksal seines Helden beigelegt den sie in der Wirklichkeit nicht gehabt haben. Dahin gehört Götzens Tod, welcher, der Geschichte zufolge, erst in seinem hohen Greisenalter, über dreißig Jahre nach dem Bauernkriege erfolgte. Ueberhaupt kümmerte sich der Dichter nicht sehr um Anachronismen. Götzens Gefangennahme und Befreiung verlegt er in Maximilians Regierungszeit, während sie in der Wirklichkeit erst unter seinem Nachfolger stattfanden. Götzens Hausfrau spricht schon von Kartoffeln, Liebetraut und Adelheid kennen Ariost's rasenden Roland, und Adelheid erwähnt des Theuerdanks, der nicht vor 1517 erschien. Es fehlt nicht an erfundenen Ortsnamen, und reine Geschöpfe der Phantasie sind der Mönch, auf dem das Gefühl seines Standes so schwer lastet, die fromme Maria, die hochstrebende, mit verführerischer Schönheit ausgestattete Adelheid, der brave Reiterbursche Georg, in welchem die deutsche Lesewelt nach dem Philotas von Lessing und dem heroischen Burschen in der Hermannsschlacht den dritten Heldenknaben deutscher Poeten bewunderte, der liebeglühende Franz, der schwankende Weislingen und andere Personen.

Das dramatische Kunstwerk nun, welches auf diese Weise,

theils die Quelle benutzend, theils frei schaffend, des Dichters Phantasie gebildet hat, wich ursprünglich in seiner Gestalt bedeutend von derjenigen ab, worin es zuerst veröffentlicht wurde. Wir sind jetzt, nachdem die neuern Ausgaben der Goethe'schen Werke die Dichtung in ihrer ältesten Form mitgetheilt haben, im Stande, von der Umarbeitung, worüber Goethe schon in Wahrheit und Dichtung Andeutungen gegeben hatte, uns eine genaue Anschauung zu verschaffen.

Die bedeutendste Aenderung wurde mit dem letzten Acte vorgenommen. Hier trat Adelheid in der ältesten Bearbeitung des Stückes weit stärker hervor. Der Act eröffnet sich nicht mit den Bauernkrieg-Scenen, sondern mit einem schauerlichen Zigeunerliede (Im Nebelgerieſel, im tiefen Schnee"), welches Goethe später, etwas verändert, unter die geselligen Lieder aufgenommen. Unter die Zigeuner tritt die im Nachtdunkel verirrte Adelheid. Goethe bekennt, daß er sich auf diese Scene viel zu gut gethan; und in der That ist auch das schauerlich romantische Leben des seltsamen Wandervolkes mit kecken und energischen Meisterstrichen gezeichnet. Adelheid's Schönheit wirkt überwältigend auf den ganzen Trupp, besonders auf einen Zigeunerknaben. Als dieser sie eben, mit beiden Armen umfassend, küssen will, erscheinen Franz, Sickingen und Reiter. Auch an Sickingen beginnt Adelheid's Schönheitszauber sogleich seine Macht zu bewähren; aber er macht auch auf ihr Herz, zu Franzen's Ingrimm, einen mächtigen Eindruck. Nun erst werden wir unter die aufrührerischen Bauern geführt und begegnen auch hier in der „dramatisirten Geschichte Gottfriedens von Berlichingen" (so ist die älteste Bearbeitung überschrieben) zunächst anderen Auftritten, als in dem Schauspiel. Namentlich führt uns eine furchtbare Scene zwischen dem Bauernanführer Metzler und der Gemahlin des gefangenen Otto von Helfenstein, die zum Ergreifendsten gehört, was je aus der Feder eines dramatischen Dichters geflossen, tief in die Hauptmotive des Bauernkrieges ein. Dagegen fehlt aber die Scene, wo Götz von den Aufrührern sich die Hauptmannsstelle aufdringen läßt; wir erfahren erst durch die Scene in Jaxthausen zwischen Elisabeth und Lerse, daß er sie angenommen hat. Vielleicht ließ Goethe zuerst die Motive, die Götz zu diesem Entschlusse brachten, geflissentlich im Dunkel; vielleicht wollte er den Leser an der

bedenklichen Stelle rasch vorüberziehen und ihm zur Prüfung jener Motive keine Veranlassung bieten. Im Ganzen tritt, nach der ältesten Bearbeitung, Götz im fünften Acte weniger hervor. So fehlt auch das Zigeunerlager, wohin sich der verwundete Götz flüchtet, und in dessen Nähe er gefangen wird. Wir finden ihn dort bald nach seinem Streit mit den Bauernanführern als Gefangenen mit Elisabeth im Kerker wieder. Um so breitern Raum hat dagegen der Dichter Adelheiden und ihrem ehrgeizigen, buhlerischen Treiben gegönnt. Uns will bedünken, daß mit der galanten Deutung, die sich hiervon in Wahrheit und Dichtung findet, der ältere Goethe dem jüngern, der Biograph dem Dichter etwas untergeschoben hat. Es läßt sich nicht wohl einsehen, warum der Dichter, wenn er sich wirklich in dieß Geschöpf seiner Einbildungskraft verliebt hatte, es zu einem so ränkevollen, unweiblich ehrsüchtigen Wesen machte. Eine bessere Erklärung dürfte in Goethe's vorherrschender Hinneigung zu dem Individuellen zu suchen sein. Mit Recht bemerkt Schäfer*), es sei ein charakteristischer Zug der Goethe'schen Poesie, am liebsten beim Individuellen zu verweilen, die Irrwege und Verkettungen leidenschaftlicher Neigungen zu verfolgen, worüber denn in historischen Dramen das Geschichtliche nothwendig in den Hintergrund trete. Daß er aber gerade Adelheidens Schicksal gegen den Schluß hin so ausführlich darlegte, dazu mochte ihn, wenn auch nicht das bestimmte Bewußtsein, doch das Gefühl leiten, daß sie, wie unten noch weiter dargethan werden soll, der am meisten dramatische Charakter des Stückes, die wirksamste Triebfeder des Ganzen ist. Sie verstrickt in der „dramatisirten Geschichte" — und das ist wieder ein Umstand, der bei der Umarbeitung wegfiel — auch noch den Mann Mariens, Sickingen, wie früher Weislingen, den Bräutigam, ganz in ihre Netze. Der Abschied Sickingen's von ihr, nach einer Nacht, die sie ihm geschenkt, erinnert, nicht zu seinem Vortheil, an die bekannte Scene in Shakespeare's Romeo und Julie. Endlich finden wir noch in der ältesten Bearbeitung Adelheidens grauenvollen Tod dargestellt und mit Götzens gleich folgendem Tode in einen wirksamen Contrast gebracht.

*) Gesch. der deutsch. Lit. II, S. 236.

Indem Goethe dieß alles aus dem Stücke ausschied, näherte er sich allerdings, wie er selbst sagt, der Erfüllung des Gesetzes der höhern innern Einheit, die um so strenger gefordert wird, wenn man auf die Einheit der Zeit und des Ortes verzichtet. Aber daß er durch die Umformung dem Drama auch, wie er meint, „mehr historischen und nationalen Gehalt" gegeben, will uns nicht einleuchten. Er hat es so ziemlich beim alten Quantum desselben gelassen und für den tadelhaften Ueberfluß, den er aussonderte, nichts oder wenig Neues in die Dichtung gebracht. Freilich traten aber, durch die Auslöschung jener leidenschaftlichen individuellen Partien, Götzens Schicksal und die historischen Elemente von selbst kräftiger in den Vordergrund, und wurden wirksamer, ohne daß ihnen eine größere Breite gegeben ward. Ueberdieß gewann der Ausdruck, durch Tilgung mancher kraftgenialischen, überderben Auswüchse, an schönem Maß, Klarheit und Bestimmtheit.

Goethe wollte auch bei der zweiten Bearbeitung nicht stehen bleiben; er gedachte keineswegs sie drucken zu lassen, sondern betrachtete sie gleichfalls nur als Vorübung, die er künftig bei einer nochmaligen, ernstlichern Behandlung des Gegenstandes zu Grunde legen wollte. Aber Merck ermahnte ihn mit den Worten: „Bei Zeit auf die Zäun', so trocknen die Windeln!" zur Herausgabe, und erbot sich, da Goethe die Verhandlungen mit Verlegern scheute, für den Druck zu sorgen, wenn der Dichter das Papier beschaffen wollte. So wurde denn das Drama auf ähnliche Weise, wie Schiller's dramatisches Erstlingswerk, an's Licht gefördert, und erregte sogleich ein außerordentliches Aufsehen. Der Gedanke an eine fernere Umarbeitung ward für den Augenblick aufgegeben, und erst 1804, als Goethe sich mit Schiller vereinigt hatte, allmälig ein würdiges Repertorium des deutschen Theaters zu bilden, versuchte er sich nochmals, jetzt im hohen Mannesalter von 55 Jahren stehend, an dem Jugendwerke, ohne sich jedoch bei dieser Arbeit zu genügen. Wir werden dieser dritten Bearbeitung an ihrem gehörigen Orte gedenken. Bei der folgenden Betrachtung halten wir uns vorzugsweise an die mittlere Bearbeitung (das Schauspiel), weil hier die Dichtung in ihrer vollendetsten Gestalt erscheint, besser gegliedert, als in der ältesten, und mehr aus Einem Guß, als in der neuesten Form.

Richten wir zunächst unsere Aufmerksamkeit auf die Handlung des Drama's, so entdecken wir bald, daß es ihr an einem stetigen und sichern Gange durchaus gebricht, ja, daß die Dichtung, strenge genommen, gar nicht, wie man bei einem eigentlichen Drama fordern darf, von einer bestimmten Handlung getragen wird. Götz ist der Hauptcharakter, ist der Mittelpunkt der ganzen Dichtung; in ihm müßten wir also auch erwarten, den Hauptträger der Handlung zu finden. Nun frage man sich aber einmal, welches bestimmte Ziel er sich vorgesetzt, welchem besondern Gedanken er die widerstrebenden Verhältnisse unterwerfen will. Im Anfange finden wir ihn von Racheplänen gegen den Bischof von Bamberg bewegt, der ihm einen Buben hat niederwerfen lassen. Er hat dem Bischof, als dieser aus dem Bad kam, aufgelauert; und weil ihm der Anschlag mißlang, will er nun den Weislingen, des Bischofs rechte Hand, seinen ehemaligen Freund und jetzigen Widersacher, aufheben. Weislingen wird gefangen; Götz hat seinen Zweck erreicht. Nun folgen die Scenen an der bischöflichen Tafel zu Bamberg, die lediglich, wenn ich so sagen darf, durch ein episches Interesse fesseln können; denn als Glied einer dramatischen Handlung fühlt sie der Zuschauer nicht; es sind ja keine Fäden angeknüpft, mit denen er sie zu verbinden gezwungen wäre. Am Schlusse jener Tischscenen erregt freilich die Hiobspost von Weislingen's Gefangennahme große Aufregung, und wir ahnen, daß der Bischof Alles aufbieten werde, ihn zu befreien; aber darin fühlt man kein entschiedenes Fortrücken einer bestimmten Handlung; wir streben und ringen hier wenigstens nirgendwo mit dem Haupthelden nach einem festen, klar gedachten Ziele. Unterdessen ist Weislingen's schwankendes Gemüth durch die biedere Treuherzigkeit seines alten Freundes so umgestimmt worden, daß er sich entschlossen hat, dem Bischof zu entsagen und sich mit Götz durch Verschwägerung fest zu verbünden. Er wird von Götz vertrauensvoll entlassen; und so würde sich der erste Act schließen, ohne irgend eine Spannung im Gemüthe des Zuschauers zu lassen, ohne irgendwie eine Fortsetzung, einen zweiten Act zu fordern, wenn nicht der Dichter noch ganz am Schlusse das Auftreten des Franz dazu benutzt hätte, uns für die Beständigkeit des eben

geschlossenen oder vielmehr erneuerten Freundschaftsbundes einige Besorgniß einzuflößen.

Im zweiten Acte finden wir den Faden einer neuen Particularhandlung angeknüpft. Götz hat den Nürnbergern Fehde angesagt, weil er in Erfahrung gebracht, daß sie seinen Buben an die Bamberger verrathen haben. Der zuletzt angeführte Grund bildet das schwache Band, wodurch diese Particularhandlung doch wenigstens einigermaßen mit der Gefangennehmung Weislingen's im Zusammenhange steht. In der ersten Bearbeitung fehlte auch noch dieser Zusammenhang; denn da bindet Götz mit den Nürnbergern an, weil sie ihm vor Jahr und Tag einen gewissen Hans von Littwach weggeraubt. Mittlerweile spinnt sich am Hofe zu Bamberg eine Nebenhandlung an, die in solcher Bedeutsamkeit und auf so breitem Raume uns vorgeführt wird, und neben welcher Götzens Thätigkeit und Verhältnisse im zweiten Acte so weit zurücktreten, daß man wohl begreift, wie Lessing's Bruder schreiben konnte: „Man weiß nicht, ob man sich für Götz oder Weislingen interessiren soll. Zu Anfang scheinen Beide durch ihre neue Verbindung Ein Interesse ausmachen zu wollen; aber das verliert sich nachher ganz, und am Ende, könnte man sagen, werden von zwei Schauspielen die Scenen untereinander gemischt." Mit noch größerem Rechte ließe sich behaupten, daß man vom zweiten Acte an zweifeln könnte, ob nicht Adelheid im Mittelpuncte des Ganzen stehe, wenn nicht der Dichter, seinen Mißgriff bemerkend, bei der zweiten Bearbeitung ihre Rolle mit Gewalt eingeschränkt hätte. Sie ist die strebendste, activste Figur des Stückes, und so erklärt es sich auch, warum der Dichter in der „dramatisirten Geschichte" unwillkürlich in eine so ausführliche Darstellung ihres Schicksals hinein gerieth. Der Bischof von Bamberg will sich ursprünglich ihrer als eines Werkzeuges bedienen, um Weislingen wieder an sein Interesse zu ketten. Sie geht hierauf ein, verfolgt aber dabei ihre eigenen Plane. Der gewandte, einflußreiche Weislingen, in gewisser Beziehung ein anderer Clavigo, soll für sie ein Mittel sein, zunächst ihre Güter wieder zu gewinnen, die in der Gewalt ihrer Feinde sind; dann geht sie in ihren ehrgeizigen Entwürfen unaufhaltsam weiter; und als Weislingen, ihre Absichten auf den Thronerben Carl ahnend, eine dro-

hende Sprache annimmt, enthüllt sie uns ganz ihren kühnen Sinn in dem Monologe: „Fängst du's so an? Das fehlte noch. Die Unternehmungen meines Busens sind zu groß, als daß du ihnen im Wege stehen solltest u. s. w." Ihr gegenüber erscheint Weislingen als ein schwaches Rohr, mit dem Wind und Welle spielt, und Götz zwar als ein Felsen, der dem anstürmenden Unglück lange mit ungebrochener Kraft widersteht, aber leider in zu passiver Haltung, zu sehr in der Defensive. Adelheid allein ist Trägerin einer stetig durchgeführten Handlung.

Verfolgen wir Götzens Schicksal weiter, so finden wir ihn im dritten Acte, aus Veranlassung eines Raubanfalls auf Nürnberger Kaufleute, in die Reichsacht erklärt. In dem Kampfe gegen das Executionsheer und besonders bei der Vertheidigung seines belagerten Schlosses zeigt sich seine ritterliche Tüchtigkeit im hellsten Glanze. Da sich diese Vorgänge aus den Fehden mit den Nürnbergern folgerecht entwickelt haben, so können wir zugeben, daß sich hier die Handlung mit genügender Stetigkeit fortspinnt; eben so noch im vierten Acte, wo der gefangene Götz vor den kaiserlichen Räthen sich mit unbeugsamem Sinne vertheidigt — bis zu seiner Befreiung durch Sickingen. Hier tritt aber wieder eine Unterbrechung in den Gang des Dramas, wie sie eigentlich nur dem Epos gestattet ist. Götz, dessen Muth durch den Verrath, den man an ihm verübt hat, besonders durch Weislingen's Treulosigkeit schon gebrochen ist, benutzt den durch Sickingen erlangten Vortheil nur dazu, um auf sein ritterlich Wort nach seiner Burg entlassen zu werden, wo er sich still zu halten verspricht. So schließt der vierte Act, ohne daß man absieht, wie diese für ihn so drückende Mußezeit, die er durch Beschreibung seiner Lebensgeschichte sich zu erleichtern sucht, enden soll. Um ihn herauszureißen, bedient sich nun der Dichter im Anfange des fünften Actes des Bauernkriegs, eines Mittels, das in mehrfacher Beziehung Bedenken erregt. Ein so bedeutendes historisches Ereigniß tritt hier zu sehr als ein deus ex machina in das Stück hinein; wenigstens hätte es früher mit der Handlung verflochten und nicht durch bloße Andeutungen vorbereitet sein sollen. Auch lenkt es vielleicht zu stark die Aufmerksamkeit auf die Wichtigkeit der Epoche, worin sich die Handlung bewegt, und erinnert uns

zum Nachtheil des Stückes daran, daß das Historisch-Imposante, das Große jener Zeit, die Erschütterung der ganzen Geisteswelt durch die Reformation nicht, wie man erwarten sollte, durch die ganze Dichtung vibrirt.

Götz würde durch seine Theilnahme an diesem Ereignisse, das einen ganz andern Eindruck macht, als seine Händel mit Bamberg und Nürnberg, zu einer bedeutsamern Gestalt vor unserer Phantasie heranwachsen, wenn er nicht auch hier so passiv, so vom Strom der Begebenheiten fortgerissen erschiene. Goethe hat das Mißliche wohl erkannt, und in den verschiedenen Bearbeitungen des Stückes stufenweise zu mildern gesucht. In der dramatisirten Geschichte wird uns der Auftritt, wo Götz von den rebellischen Bauern zur Annahme der Hauptmannsstelle bewogen wird, nicht vorgeführt; wir hören einfach von Lerse, daß er gezwungen worden, obwohl er die Bedingung an die Annahme geknüpft, daß sie keine Mordbrennereien mehr verüben sollten. Im Schauspiel wird uns doch wenigstens gezeigt, daß Götz während der Unterhandlung als ein kühner und kräftiger Mann den Rebellen gegenüber gestanden, und der Dichter läßt uns in Zweifel, ob auf seinen Helden die Vorstellung der drohenden Gefahr oder des Guten, das er durch Uebernahme der Stelle stiften könnte, stärkeren Einfluß gehabt. Mit weit größerer Sorgfalt ist, wie wir an seinem Orte näher zeigen werden, diese Stelle im Bühnenstücke vom Jahr 1804 behandelt, worin es der Dichter entschieden darauf angelegt hat, uns zu überzeugen, daß Götz die Freiheit seines Entschlusses den Drohungen der Bauern gegenüber behauptet.

Es läßt sich nicht wohl leugnen, daß erst an dieser Stelle des Drama's, freilich etwas gar spät, sich ein ächt tragisches Interesse an die Hauptperson des Stückes anknüpft, ähnlich wie in Schiller's Jungfrau von Orleans die Hauptperson erst weit über die Hälfte der Tragödie hinaus, in der Scene, wo sie Lionel gegenüber das Gebot des Himmels verletzt, aus einem epischen Charakter zu einem wahrhaft tragischen, zur Trägerin einer wahrhaft tragischen Handlung wird. Götzens Kampf wird hier zu einem Seelenkampfe; der Streit wird in seine Brust verlegt. Er hat sein Wort gegeben, keine Fehde einzugehen, sein Gebiet nicht zu verlassen, bis seine Sache entschieden ist; und dennoch läßt er sich von den Aufrührern die

Hauptmannsstelle aufdringen. Dadurch wird der Frieden aus seinem Herzen gescheucht. Erfahren wir es nicht durch ihn selbst, so sagt es uns um so eindringlicher Elisabeth, die in seiner Seele las: „Ach, Lerse, die Thränen stunden ihm in den Augen, wie er Abschied von mir nahm. Es ist grausam, grausam!... Wenn er auszog, rühmlichen Sieg zu erwerben, da war mir's nicht weh um's Herz; ich freute mich auf seine Rückkunft, vor der mir nun bang ist u. s. w." In diesem innern Streite wird Götzens Kraft ganz gebrochen, und wir finden ihn am Ende des Stückes in tiefer Seelenfinsterniß. Man hat es schon einigemal ausgesprochen, daß Götzens Tod einen zu niederbeugenden Eindruck mache, man vermisse das gigantische Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt. Mir scheint, der Dichter hätte leicht seinem Stücke eine andere Wendung geben können, wodurch diese Forderung befriedigt wurde: er konnte seinen Helden unter den Empörern und im Ankämpfen gegen ihre Ausschweifungen und Grausamkeiten auf eine Weise sterben lassen, daß seine moralische Kraft und sein Ruf sich glänzend aufschwangen im Augenblick, wo er physisch unterging. Wenn es der Dichter nicht that, so hatte dieß eine tief in seinem Innern liegende Ursache, worüber an einem andern Orte mehr.

Viele der Ausstellungen, die wir gemacht haben, fallen weg, sobald wir das Stück nicht mehr aus dem streng dramatischen und theatralischen Gesichtspuncte betrachten, sondern es als ein Zeit- und Charakter-Gemälde in dramatischer Form ansehen. In wie fern diese Gattung dramatischer Dichtungen eine berechtigte sei, lassen wir hier dahin gestellt. So viel ist aber gewiß, daß aus diesem Gesichtspuncte die Dichtung sogleich als ein geniales Meisterwerk erscheint. Lessing legte den Maßstab eines strengen Drama's an den Götz und urtheilte daher minder günstig; Wieland, der ihn liberaler ansah, schrieb im Merkur: „Immerhin sei dieß Schauspiel, das man nicht aufführen kann, bis uns irgend eine wohlthätige Fee ein eigen Theater und eigene Schauspieler dazu herzaubert, immerhin sei es ein schönes Ungeheuer. Möchten wir viele solcher Ungeheuer haben! Der Fortschritt zu wahren Meisterstücken würde dann sehr leicht sein. Wer hat es gelesen, ohne zu fühlen (wenn er auch nicht sagen konnte, wie und warum), daß ihn nicht leicht eine

andere Lectüre (immer nehme ich Emilia Galotti aus) mit solcher Gewalt ergriffen, so durchaus vom ersten Zuge bis zum letzten in die Begeisterung des Dichters hineingezogen, und an das ununterbrochene Anschauen der lebendigen Gemälde, die er, ut Magus, an unsern Augen vorüberführt, angeheftet habe?"

Eine der trefflichsten Eigenschaften dieser großen Reihe von Gemälden ist die Einheit, die in ihr herrscht, das Zusammenlaufen aller Radien in Einen Mittelpunct. Götz beherrscht, wenn man nur von der Forderung absieht, daß er der Hauptträger der dramatischen Handlung sein soll, in viel höherm Grade die ganze Composition, als man auf den ersten Blick vielleicht glauben mag. Allerdings, das Stück ist ein Zeitgemälde, aber noch weit mehr ein Charaktergemälde. Alles, was man bei flüchtigem Zusehen für Züge halten sollte, die lediglich zur Charakteristik der damaligen Weltepoche dienen, enthüllt uns bei genauerer Betrachtung seine Beziehungen auf die Hauptperson. Goethe sagt selbst, er habe im Götz einen rauhen, biedern Selbsthelfer in wilder, anarchischer Zeit dargestellt; wir müssen noch hinzufügen: er hat in ihm den Gegensatz einer geraden, treuen Seele gegen ein schon zu ränkevoller Schlauheit und Hinterlist neigendes Zeitalter dargestellt, eines von natürlichem Rechtsgefühl beseelten Mannes gegen ein Geschlecht, das sich tückisch hinter künstlichen Gesetzen zu verschanzen begann, eines uneigennützigen, weiten Herzens gegen eine in Selbstsucht versinkende Welt, den Gegensatz eines unabhängigen, freien Sinnes gegen politische Zahmheit, frischer naturwüchsiger Einfachheit gegen überhandnehmende Verschrobenheit der Gesinnung, gediegener, tüchtiger Kraft und Tapferkeit gegen wachsende Schlaffheit und Weichlichkeit. Sollten diese Gegensätze in dem Einen Götz alle veranschaulicht werden, so mußte der Dichter diese Gestalt unter den mannigfachsten Reflexen zeigen, und so finden wir es auch wirklich. Jene Tüchtigkeit und Bravheit, jene freie Menschlichkeit konnte unter den damaligen Verhältnissen der Gesellschaft nicht wohl anders als in dem Stande gedeihen, dem Götz angehörte. Um das zu zeigen, werden der Reihe nach die andern Stände damit in Contrast gestellt. Aus diesem Gesichtspuncte hat man sogleich im Anfange die Scene mit dem

Bruder Martin anzusehen, dem das Gefühl seines Standes das Herz frißt, eines Standes, „der die besten Triebe, durch die wir werden, wachsen und gedeihen, aus mißverstandener Begierde, Gott näher zu rücken, verdammt." Dann wird uns weiterhin das Leben der höhern Geistlichkeit am Hofe zu Bamberg an zwei charakteristischen Exemplaren, dem ränkevollen Bischof und dem „Weinfaß von Fulda", versinnlicht. Alles, was bei ihnen an der Tafel verhandelt wird, steht in Beziehung zu Götz, besonders das Gespräch über Jurisprudenz. Die Reichsfürsten und ihr heuchlerisches, selbstsüchtiges Treiben werden in der Scene zwischen Götz und Weislingen im ersten Aufzuge und später an mehreren Stellen, dem niedern Rittersmanne gegenüber, charakterisirt. Selbst der Kaiser wird uns in der bedauerlichsten Lage vorgeführt, wie er mit seinem guten Willen überall auf Hindernisse stößt und zuletzt entmuthigt wird. Der Bauernstand, der Jahrhunderte lang unter schwerem Drucke geseufzt, kann in dem Augenblicke, wo er zum ersten Male seine Bande zu brechen sucht, keine Menschlichkeit zeigen. Die aus dem Bürgerstande zu Einfluß, Gunst der Großen und Theilnahme an den Vortheilen ihrer Lage emporstreben, wie Liebetraut und Olearius, verlieren entweder im Hofleben Geradheit und Würde des Charakters und werden zu verschmitzten, schmarotzenden Schmeichlern, oder büßen über langwierigen und verwickelten Studien Geistesfrische und Natürlichkeit ein und werden dürre Pedanten. Und selbst unter Götzens Standesgenossen gibt es viele, die den Werth eines freien Rittersmannes verkennen, „der nur abhängt von Gott, seinem Kaiser und sich selbst." Ein Weislingen „verkriecht sich zum ersten Hofschranzen eines eigensinnigen, neidischen Pfaffen." So finden wir einen ganzen Kreis von Ständen, hohen und niederen, um den Reichsritter gestellt, der aus ihnen allen allein in freier Menschlichkeit hervorragt; und kunstvoll hat der Dichter das Ganze so anzuordnen gewußt, daß Alles auf ihn als Mittelpunct hinweis't. Der niedere Geistliche bewundert ihn und beneidet sein Leben, die hohen und die Fürsten hassen und verfolgen ihn; der Kaiser will im Herzen ihm wohl, sieht sich aber genöthigt, Strafe gegen ihn zu verhängen; die Bauern, die ihn verehren, wollen gewaltsam ihr Schicksal an das seinige ketten; die Bürger der Reichsstädte müssen ihn

fürchten, weil sie ihm zu nahe getreten; seine Standesgenossen sind, je nach ihrer Denkart, entweder auf seiner Seite, wie Sickingen und Selbitz, oder seine Gegner, wie Weislingen. So ist Götz, wenn auch nicht Träger einer kräftig und stetig fortschreitenden Handlung, doch Centrum des ganzen dramatischen Gemäldes.

A. W. Schlegel nennt den Götz die „Darstellung des Kampfes zweier Zeitalter, eines abscheidenden und eines beginnenden, des Jahrhunderts rauher, aber kräftiger Unabhängigkeit, und des folgenden politischer Feinheit und Zahmheit." Dieß ist richtig, sobald man hinzufügt, daß jene abklingende Zeit hauptsächlich durch Götz repräsentirt wird, der somit als der letzte Ritter erscheint. Der Dichter hat durchaus auf diesen Eindruck hingearbeitet. Er hat Alles darauf angelegt, daß wir mit Götzens Tod jenen Zeitraum als geschlossen betrachten sollen. Er hat den ritterlichen Kaiser, hat Selbitz und Georg vor ihm sterben lassen, Sickingen ist schon, wie das Gerücht meldet, von den Fürsten eingeschlossen und belagert, Götzens Sohn im Kloster. „Es kommen die Zeiten des Betrugs," sagt der sterbende Götz, „es ist ihm Freiheit gegeben; die Nichtswürdigen werden regieren mit List, und der Edle wird in ihre Netze fallen." Was sonst befremdlich erscheinen könnte, daß der Dichter seinem Helden einen so unähnlichen Sohn gegeben, das erklärt sich eben aus jener Absicht; Götz soll am Schlusse einsam, ohne Hoffnung auf einen Erben seines Geistes und seiner Kraft, noch hereinragen in die neue Zeit, und mit ihm soll die alte Zeit vollends zu Grabe getragen werden. Aber warum stellte ihn der Dichter nicht vielmehr als einen Kinderlosen dar? Abgesehen von anderen Zwecken, wozu er den Knaben verwandte (Charakteristik der neuern Erziehungsweise, Vermittelung einer raschen Aussöhnung zwischen Götz und Weislingen u. s. w.), mochte der Dichter dadurch symbolisch andeuten wollen, daß der Stand, dem Götz angehörte, zwar noch fortbestehen blieb, aber sich von seinem alten Beruf abwandte.

Schlegel's Bezeichnung der Aufgabe unsers Drama's scheint jedoch noch einer andern nähern Bestimmung bedürftig. Wir müssen hinzusetzen, daß Götz nicht sowohl das neu heraufziehende Zeitalter bekämpft, als sich vielmehr seiner erwehrt und die Idee offener, freier Männlichkeit dagegen vertheidigt; und dieß ist ein Um-

stand, wodurch sich unser Drama von den meisten anderen modernen Trauerspielen unterscheidet, und worin der niederbeugende Eindruck, den es macht, eine Erklärung findet. Sonst erscheint gewöhnlich der Held der modernen Tragödie als Vertreter einer Idee, die in Kampf mit den bisherigen Formen der Gesellschaft, mit habituell gewordenen Zuständen, mit einer erstarrten Cultur tritt. Erliegt nun auch der tragische Held in diesem Kampfe seiner sinnlichen Existenz nach, ja wird selbst die ideale Welt, für die er streitet, augenblicklich noch überwältigt, so fühlen wir doch in der Regel, daß sein Kampf nicht vergeblich war, daß er an dem alten Gebäude machtvoll gerüttelt hat, daß aus seinem Streben in der Zukunft schöne Folgen emporblühen werden. So gesellt sich zu dem erhabenen Eindruck, den die muthvolle Vertheidigung einer Idee gegen die Macht des Herkommens, der Gewohnheit, der verderbten Zustände macht, noch die tröstliche Aussicht auf dereinstige Verwirklichung jener Idee. Anders im Götz von Berlichingen. Des Helden physische und moralische Kraft sinkt vor unseren Augen mehr und mehr zusammen, und die neue Zeit, gegen die er sich zu vertheidigen strebte, steht am Schlusse triumphirend da, ohne daß uns eine erhebende Perspective in eine bessere Zukunft geöffnet würde.

Daß es dem Dichter, wie wir schon oben sagten, weniger um ein Zeit-, als ein Charaktergemälde zu thun war, geht auch aus der fast gänzlichen Ignorirung der Reformation hervor. Hätte er ein treues Bild dieser Periode liefern wollen, so mußte er uns das Rauschen jenes gewaltigen Geistesstromes, der Staat und Kirche erschütterte, ganz anders vernehmen lassen. So sorgfältig ist vielmehr die Erinnerung daran vermieden, daß den wenigsten Lesern die Frage eingefallen sein wird, zu welcher Confession sich Götz bekenne. Ueberall ist die Kirchenspaltung, die in der Wirklichkeit damals in alle Verhältnisse schneidend eingriff, in der Dichtung weit aus dem Gesichtskreise weggerückt. Darin möchte ich nun weniger, wie es geschehen ist, Mangel an Fähigkeit, historische Stoffe ganz zu bewältigen, als vielmehr Klugheit des Dichters sehen, der seine Aufgabe sich rein begrenzt halten will. Goethe hatte nur die Wahl, entweder die Reformation möglichst zu ignoriren, oder sie auf eine Weise eingreifen zu lassen, daß ihm sein Plan dadurch gänzlich alterirt wor-

den wäre. Wohl aber müssen wir zugeben, daß Goethe nicht dazu hinneigte, beim Großen und Imposanten in der Entwickelung der Völker und Staaten, bei historischer Charaktergröße zu verweilen, daß er lieber das allgemein Menschliche darstellte, wozu er den tiefsten Gehalt aus seiner Seele schöpfen könnte. Götz verhält sich, den großen historischen Begebenheiten gegenüber, ähnlich, wie Goethe später zu seinem nicht unwichtigern Zeitalter stand. Beiden war es vor Allem darum zu thun, die freie Entwickelung ihrer Persönlichkeit unter den Beschränkungen und Hemmnissen der Gesellschaft zu retten, in sich und ihrem Thun die Menschlichkeit in möglichst vollendeter Gestalt darzustellen; nur so viel als dadurch geschehen kann, aber nicht auf directere Weise wollten sie in den Strom der großen Weltbegebenheiten eingreifen. Auch Goethe verhielt sich mehr abwehrend den Zeitereignissen gegenüber, und hätte man ihm, wie Götzen, eine Theilnahme daran aufdringen wollen, er hätte sich auch dazu nur in dem Gedanken verstanden, Unheil verhüten oder mildern zu können.

Sonst fehlte es Goethe'n wahrlich nicht an Talent für das historische Schauspiel. Dieß zeigt schon die Meisterschaft, womit er im Götz ungeheure Massen von Stoff auf verhältnißmäßig geringen Raum zusammenzudrängen und mit solchem Geschick anzuordnen wußte, daß die Uebersicht nicht schwer wird. Nach unzähligen Seiten hin wird eine Perspective eröffnet, und zwar immer im rechten Augenblicke, wo die Aufmerksamkeit des Lesers oder Hörers dafür am regsten ist. Eben so bewundernswürdig ist die Geistesgeschmeidigkeit, die Accommodationsgabe, wodurch er sich in den Ton einer untergegangenen Zeit, in die Lebensanschauung und Ausdrucksweise aller Stände versetzt. Mag er uns an die Tafel des reichen Prälaten, in den Saal des Ritters, in den der Rathsherren, in's Lager, oder in die Kinderstube, in die Schenke, den Stall, die Zigeunerhütte führen, überall müssen wir den Dichter bewundern, der dem Leben die feinsten, die bezeichnendsten Züge abgelauscht hat; Jeder redet den Ton, der ihm zukommt. Und wie Schiller im Tell, so hat Goethe im Götz durch hier und da eingestreute vestigia veteris leporis die alterthümliche Färbung erhöht, dabei aber ebenso, wie Schiller, mit feinem Tacte das rechte Maß gehalten.

Es bliebe uns nun noch übrig, dem Leser die lange und wechselreiche Galerie der Charaktere unsres Drama's vorzuführen und auf die wundervolle Kunst aufmerksam zu machen, welche der Dichter in der Zeichnung und Gruppirung derselben bewährt hat; allein wir müssen fürchten, in einer Schrift, deren Aufgabe ein übersichtliches Gesammtbild von dem Leben und Wirken unsers Dichters ist, schon zu lange bei einer einzelnen Production desselben verweilt zu haben, glauben jedoch eine Entschuldigung in dem Umstande zu finden, daß der Götz das erste Werk war, worin der Genius des Dichters sich auf eine glänzende Weise kund gab, und welches den Grund zu seinem Ruhme gelegt hat.

Viertes Capitel.

Lebensbezüge vom Frühlinge 1773 bis zum Juni 1774: Aufenthalt in Darmstadt. Merck's Entfernung. Johanna Fahlmer. Frau Jacobi. Heirath der Schwester. Verhältniß zu Maximiliane La Roche. Licenzen im äußern Betragen. Frankfurter Freundeskreis. Klinger, Wagner, Lenz. Advocatur. Zeichnen. — **Werke dieses Zeitabschnittes:** Leiden des jungen Werther; Götter, Helden und Wieland; Jahrmarktsfest zu Plundersweilern; Pater Brei; Bahrdt; Clavigo.

Mit der Beendigung des Götz finden wir uns in das Frühjahr 1773 versetzt. Goethe brachte einen Theil desselben, die zweite Hälfte des April, in Darmstadt bei seinem Freunde Merck zu, feierte dort am 2. Mai noch Herder's Hochzeit mit, und kehrte am folgenden Tage nach Frankfurt zurück. „Wir haben wunderbare Scenen gehabt," berichtete er sofort an Kestner, „und bald wird Alles ausgerauscht haben." Er sah einem einsamen Sommer entgegen. „Meine arme Existenz starrt zum öden Fels," heißt es in einem etwas frühern Briefe an Kestner. „Diesen Sommer geht Alles: Merck mit dem Hofe nach Berlin, sein Weib in die Schweiz, meine Schwester (seit dem October vorigen Jahres mit Schlosser

verlobt *), die Flachsland, Ihr, Alles!" Merck trat schon in der ersten Hälfte des Mai, als Begleiter der trefflichen Landgräfin Caroline von Hessen-Darmstadt, eine Reise nach Petersburg an, und wurde hierdurch über ein halbes Jahr lang Goethe'n entzogen. Dieser entbehrte in dem Beginne seiner Autorlaufbahn höchst ungern des Freundes einsichtigen Rath; doch gaben ihm dafür Merck's ausführliche Briefe eine weitere Aussicht in die Welt, die er um so mehr sich zu eigen machen konnte, als die Schilderungen von bekannter Freundeshand entworfen waren.

Doppelten Werth mußte für ihn, wegen der augenblicklichen Zerstreuung des Darmstädtischen Kreises, der Umgang mit einem anmuthigen Frauenzirkel in Frankfurt haben, dessen in Wahrheit und Dichtung erst bei einer spätern Zeit gedacht ist. Johanna Fahlmer, angeheirathete Tante von Fr. H. Jacobi, daher in der Familie meist die Tante genannt, jung und liebenswürdig, war von Düsseldorf nach Frankfurt gezogen; sie sprach Goethe'n durch die große Zartheit ihres Gemüthes und ungemeine Geistesbildung an; er konnte damals nicht ahnen, daß sie ihm einst noch Schwester werden sollte. Bis dahin hatte er gegen den Jacobi'schen Kreis in einer gewissen Opposition gestanden; jene Briefe und Gedichte, worin Gleim und Georg Jacobi sich öffentlich an einander erfreuten, hatten den muthwilligen oberrheinischen Gesellen, in ihrem grellen, durch Herder geschärften Humor, zu mancherlei Scherzen und Unarten Anlaß gegeben. Fritz Jacobi gesteht in einem Briefe an Wieland vom 22. April 1775, daß ihm Goethe Anfangs wie ein feuriger Wolf vorgekommen sei, der Nachts an honetten Leuten hinaufspringe und sie in den Koth werfe. Johanna Fahlmer beschämte Goethe und seine Genossen nach und nach durch Geduld, und lehrte ihnen Schonung, indem sie ihnen fühlbar machte, daß sie mit ihrer oberdeutschen Manier auch wohl der Nachsicht bedürften. Auf kürzere und längere Zeit fand sich von Düsseldorf Jacobi's Gattin zu Besuch ein, desgleichen seine Halbschwester, Charlotte Katharina, von Goethe die Hannöver'sche Lotte genannt, weil sie jüngst aus einer Erziehungsanstalt in Hannover zurückgekehrt war. Frau

*) Goethe und Werther, herausgeg. von A. Kestner, S. 59.

Jacobi, geborne Helene Elisabeth von Clermont, die in jenem Kreise den Beinamen Mamachen führte, nahm Goethe'n ganz durch ihre große Heiterkeit ein; er charakterisirt sie als richtig fühlend, ohne eine Spur von Sentimentalität, sich munter ausdrückend, eine herrliche Niederländerin, die, ohne Ausdruck von Sinnlichkeit, durch ihr tüchtiges Wesen an die Rubens'schen Frauen erinnerte. Ihr Briefwechsel mit Goethe gibt merkwürdige Belege von dem naiven, freien, aller Prüderie feindseligen Tone, der in jenem Zirkel zwischen den jungen Frauen und Männern herrschte. Aus der Correspondenz sieht man, daß Frau Jacobi ein paar Monate vor ihrer Niederkunft (im October 1773) mit Charlotte eine Zeit lang in Frankfurt war, jedoch ihres Zustandes wegen sich manchmal von den größern Gesellschaften ausschließen mußte. Zu diesem Zirkel gehörten die oben genannten Schwestern Gerock, ferner ein Paar Töchter des Juwelenhändlers Crespel, Maria Catharina, und Franzisca Jacobea; so wie ohne Zweifel der ganze Kreis junger Männer und Frauen, dessen Mittelpunct Cornelia Goethe bildete, mit den Düsseldorfer Frauen in Verbindung trat. Die wöchentlichen Gesellschaftskränzchen desselben mit dem „Mariage-Spiel" müssen auch in dieser Zeit ihren Gang fortgenommen haben; erwuchs doch aus ihnen für Goethe noch der Anlaß zu seinem Clavigo. Durch den Umgang mit den Düsseldorferinnen aber wurde seine spätere persönliche Bekanntschaft mit Fr. H. Jacobi vorbereitet, und es ward ihm schon jetzt in Frankfurt, wie er sich ausdrückt, „ein Düsseldorf, ein Pempelfort dem Geist und Herzen nach zu Theil." Auch auf seine Schwester übten die beiden Frauen eine wohlthätige Wirkung, indem sie ihr ernstes und starres Wesen aufschlossen und erheiterten.

Indeß sollte Goethe die geliebte Schwester bald auf immer aus seiner Nähe verlieren. Am 1. November 1773 ward ihre Heirath mit Schlosser gefeiert, und am 14. November verließen die Neuvermählten Frankfurt. Schlosser war im Herbste von Karlsruhe als markgräflich-baden'scher Hof- und Regierungsrath, wie er in der Copulationsanzeige genannt wird, mit der Aussicht nach Frankfurt gekommen, seine Frau mit sich nach Carlsruhe zu führen. Leider ging diese Hoffnung nicht in Erfüllung; Schlosser mußte als Oberbeamter der Markgrafschaft Hochberg nach Emmendingen zie-

hen; und so sah sich Cornelia aus dem heitern, anregungsvollen Kreise ihrer Freunde und Freundinnen in Frankfurt an einen zwar reizend gelegenen, aber höchst einsamen Wohnort, aus der Nähe ihres genialen Bruders an die Seite eines durchaus achtungswerthen, aber ernsten und etwas trockenen Gatten versetzt. Anfangs scheint sich das Verhältniß noch ziemlich gut gestaltet zu haben; wenigstens schrieb Goethe am ersten Weihnachttage 1773 an Kestner: „Meine Schwester ist brav. Sie lernt leben, und nur bei verwickelten, mißlichen Fällen erkennt der Mensch, was in ihm steckt. Es geht ihr wohl, und Schlosser ist der beste Ehemann, wie er der zärtlichste und unverrückteste Liebhaber war." Goethe aber empfand den Schmerz der Trennung von ihr auf's Tiefste, und fühlte eine große Lücke in seinem Dasein.

Doch die unversiegliche Huld des Glückes, das ihn Zeitlebens begleitete, gewährte ihm bald einen Ersatz. Frau von La Roche verheirathete ihre älteste Tochter Maximiliane nach Frankfurt, die, wie uns schon bekannt ist, Goethe'n gleich nach dem Abschiede von Charlotte Buff eine lebhafte Neigung einzuflößen vermocht hatte. Er meldete diese Nachricht an Frau Jacobi am Sylvestertage 1773 mit den Worten: „Max La Roche heirathet hieher; ihr Künftiger scheint ein Mann zu sein, mit dem sich leben läßt und also heisa! u. s. w." Dann heißt es ferner in einem Briefe, ebenfalls an Jacobi's Gattin, aus dem Februar 1774: „Diese dritthalb Wochen her ist geschwärmt worden, und nun sind wir so zufrieden und glücklich, als man's sein kann. Wir sag' ich, denn seit dem 15. Jenner ist keine Branche meiner Existenz einsam. Und das Schicksal, mit dem ich mich so oft herumgebissen habe, wird jetzt höflich betitelt das schöne, weise Schicksal; denn gewiß, das ist die erste Gabe, seit es mir meine Schwester nahm, die das Ansehen eines Aequivalents hat. Die Max ist noch immer der Engel, der mit den simpelsten und wertheſten Eigenschaften alle Herzen an sich zieht, und das Gefühl, das ich für sie habe, worin ihr Mann eine Ursache zur Eifersucht finden wird, macht nun das Glück meines Lebens." Ihren Gatten schildert er in demselben Briefe als „einen würdigen Mann, von offenem, starkem Charakter, großer Schärfe des Verstandes, und höchst tüchtig zu seinem Geschäfte," also gewissermaßen als einen

zweiten Kestner, sowie Maximiliane in einiger Beziehung eine zweite Lotte gewesen zu sein scheint. Aus erster Ehe hatte Brentano schon einige „muntere, einfache und gute Kinder," mit denen Goethe, der Freund der Kleinen, sich gern zu schaffen machte. „Thun Sie noch," fährt er in dem Briefe fort, „den lieben Dumeiz dazu und eine Freundin, so haben Sie unser ganzes Klümpchen." Ohne Zweifel ist mit der Letztern die „wohlgebildete, obgleich nicht junge Frau Servières" (oder vielmehr Serviere) gemeint, deren in Wahrheit und Dichtung Erwähnung geschieht. Sie stand damals in den ersten vierziger Jahren und wird als eine geistreiche und angenehme, aber ernste Frau geschildert. Ihr Gatte, aus Lunel bei Montpellier stammend, besaß dort eine ansehnliche Parfümeriefabrik, und hielt sich jährlich nur um die Meßzeit einige Wochen in Frankfurt auf, wo seine Frau das Geschäft allein führte. Dumeiz (oder Dumeix, wie er selbst seinen Namen schrieb) war Dechant am kaiserlichen Collegiatstift zu St. Leonhardi, der erste katholische Geistliche, mit welchem Goethe in nähere Berührung kam, und der ihm, als ein helldenkender Mann, über Glauben, Gebräuche und Verhältnisse der alten Kirche schöne Aufschlüsse gab. Das Brentano'sche Haus stand außerdem in verwandtschaftlicher Verbindung mit der sehr reichen, katholischen Familie des Kaufmanns Schweizer, der mit einer geborenen Allesina vermählt war und in seinem prächtigen Hause auf der Zeil (dem jetzigen Russischen Hofe) heitere gesellige Zirkel um sich versammelte.

Es bleibe, nach Mittheilung der obigen Briefstellen, dem Leser selbst überlassen, zu beurtheilen, ob Goethe sein Verhältniß zu Maximilianen in Wahrheit und Dichtung ganz richtig charakterisirt, wenn er es ein geschwisterliches, bloß auf kindlichem Vertrauen beruhendes nennt, in das sich nichts Leidenschaftliches gemischt habe; wir erinnern nur noch daran, daß er das Gefühl für sie gleich im Beginne ihrer Bekanntschaft als eine „neue Leidenschaft" bezeichnet und zugibt, sein früheres Verhältniß zu ihr nach der Heirath fortgesetzt zu haben. So sehr wir ihn aber auch das „schöne, weise Schicksal" preisen hörten, das ihm seine Max wieder zugeführt hatte, so ward ihm doch auf die Dauer dieses Verhältniß sehr peinigend. Die junge Frau, obwohl mit Glücksgütern reich gesegnet, sah sich

aus dem heitern Ehrenbreitstein und einem fröhlichen Jugendleben in ein düster gelegenes Handelshaus und in Mutterpflichten versetzt, und wußte sich in die neuen Zustände nicht recht zu finden. Eben so fühlte sich ihre Mutter, die oft zu Besuch kam, in den Verhältnissen nicht behaglich, die sie doch selbst ausgewählt hatte. Wandten sie sich nun in verdrießlichen Fällen an Goethe, so pflegte er diese durch leidenschaftliche Theilnahme mehr zu verschlimmern, als zu verbessern; und so ward ihm dieser Zustand bald unerträglich, so daß es eines neuen gewaltsamen Entschlusses, wie in Wetzlar, bedurfte, um sich aus diesen Halbverhältnissen herauszuretten *).

In die Zeit, wo die Freude über Maximilianen's Nähe noch in voller Blüthe stand, in den Anfang des Jahres 1774, gehört eine kleine charakteristische Begebenheit, von der es uns nicht irren darf, daß Goethe sie in Wahrheit und Dichtung erst im Anfange des vierten Theils erzählt; denn er bevorwortet diesen Theil ausdrücklich mit der Erklärung, daß er in seinen Mittheilungen nicht streng chronologisch verfahren wolle. In dem oben erwähnten Briefe an Frau Jacobi aus dem Februar 1774 ist darauf in folgender

*) Eine interessante Stelle über Goethe's Verhältniß zu Max La Roche enthalten die „Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck," herausgegeben von Wagner (Leipzig 1847). Merck schreibt am 29. Jan. 1774 an seine Gattin: „La semaine passée je fus à Francfort voir notre amie de la Roche. C'est un assez singulier mariage que celui qu'elle a fait faire à sa fille. C'est un homme assez jeune, mais chargé de 5 enfants. D'ailleurs assez riche, mais un négociant qui a fort peu d'esprit au-delà de celui de son état. C'était un triste phénomène pour moi d'aller chercher notre amie à travers des tonneaux de harengs, des fromages. Il paraît qu'elle s'est laissée induire par Mr. Dumeiz, qui n'a consulté que la fortune et l'avantage particulier pour lui d'avoir une maison agréable à fréquenter. Tu aurais dû voir Madame de la Roche faire tête à tous ces propos et badinages de ces gros marchands, supporter leurs dîners magnifiques et amuser leurs lourds personnages. Il s'est passé des scènes terribles, et je ne sais, si elle ne sera pas accablée sous le fardeau de ses regrets. Goethe est déjà l'ami de la maison, il joue avec les enfants et accompagne le clavecin de Madame avec la basse. (Vergl. Thl. I, S. 98, Anmerk.) Mr. Brentano, quoique assez jaloux pour un Italien, l'aime et veut absolument qu'il fréquente la maison." Man vergesse aber nicht, aus wessen Feder diese Andeutungen geflossen sind.

Stelle hingedeutet: „Vor zehn Tagen ohngefähr waren unsere Damen hinausgefahren, unsern pantomimischen Tanz mit anzusehen. Da haben wir uns prästirt!" Bettine Brentano, Maximilianens Tochter, berichtet die Geschichte in ihren Briefen an Goethe in folgender Weise: „An einem hellen Wintermorgen, an dem deine Mutter Gäste hatte, machtest Du ihr den Vorschlag, mit den Fremden an den Main zu fahren: Mutter, Sie hat mich ja doch nicht Schlittschuh laufen gesehen, und das Wetter ist heut so schön! Ich zog meinen karmoisinrothen Pelz an (so läßt Bettine die Mutter erzählen), der einen langen Schlepp hatte und vorn herunter mit goldenen Spangen zugemacht war, und so fahren wir denn hinaus. Da schleift mein Sohn herum, wie ein Pfeil, zwischen den Andern durch; die Luft hatte ihm die Backen roth gemacht, und der Puder war aus seinen braunen Haaren geflogen. Wie er nun den karmoisinrothen Pelz sieht, kommt er herbei an die Kutsche und lacht mich ganz freundlich an. Nun, was willst Du? sag' ich. — Ei Mutter, Sie hat ja doch nicht kalt im Wagen, geb' Sie mir Ihren Sammetrock. — Du wirst ihn doch nicht gar anziehen wollen? — Freilich will ich ihn anziehen. — Ich zieh' halt meinen prächtig warmen Rock aus, er zieht ihn an, schlägt die Schleppe über den Arm, und da fährt er hin wie ein Göttersohn, auf dem Eise! Bettine, wenn du ihn gesehen hättest! So was Schönes gibt's nicht mehr; ich klatschte in die Hände vor Lust! Mein Lebtag seh' ich noch, wie er den einen Brückenbogen hinaus und den andern wieder hereinlief, und wie da der Wind ihm den Schlepp lang hinten nachtrug! Damals war Deine Mutter mit auf dem Eise, der wollte er gefallen!"

Konnten solche Anomalieen in seinem Betragen, die unter den pedantischen Reichsstädtern kein geringes Aufsehen erregten, ihm den Verdacht der Eitelkeit zuziehen, so offenbarte sich in anderen ein sittlicher Enthusiasmus, der begierig nach jeder Gelegenheit griff, etwas wirklich oder scheinbar Gutes zu vollführen. In der Nacht vom 28. auf den 29. Mai *) brach Feuer in der engen Judengasse aus, das

*) Brief an den dänischen Consul Schönborn in Algier vom 1. Juni 1774. Es ist auffallend, daß Goethe nirgendwo in Wahrheit und Dichtung dieses Mannes gedenkt, zu dem er und seine Aeltern längere Zeit hindurch in freundschaftlichem Verhältnisse standen. Fr. Ernst von Schönborn, aus Stolberg (geb. 1737, gest. 1817), entzückte die Stolberg, Gerstenberg und die Göttinger mit seinen schwungreichen Freiheitsoden. Von den Humanitätsideen seiner Zeit entzündet, machte er eine Reise von Algier nach Petersburg, um Rußland zur Vertilgung der Raubstaaten zu bewegen. (S. Gervinus, V, 42.)

schnell und gräßlich überhand nahm. Goethe eilte hin, stellte sich, in seinen Schuhen und seidenen Strümpfen, mit ein paar vollen Eimern auf und bewirkte durch Beispiel und Zuruf, daß eine Gasse gebildet wurde, worin man die Eimer herauf und hinab reichte. Kaum aber war diese lebendige, zweckmäßig wirkende Maschine, die damals noch etwas Neues gewesen zu sein scheint, in Thätigkeit, so begann sich in den Theilnehmenden der Muthwille zu regen. Armselige Flüchtende, die mit ihrer elenden Habe auf dem Rücken in die bequeme Gasse geriethen und nun unausweichlich hindurch mußten, wurden von ausgelassenen Jünglingen angespritzt und verhöhnt. Goethe brachte sie durch rednerische Strafworte zur Einstellung des Frevels. Umsonst war aber sein Bemühen, Freunde, die sich aus Neugier eingefunden, zu dem feuchten Geschäft heranzuziehen; es gelang ihm nur bei Wenigen, die Andern lachten und schüttelten die Köpfe; denn es war damals noch nicht Sitte, daß sich Patricier zu so gemeinen Hilfsleistungen herbeiließen; und so ward denn Goethe's „wunderliche Licenz" zur Stadtgeschichte des Tages. Er selbst schrieb aber an den Consul Schönborn: „Ich habe bei dieser Gelegenheit das gemeine Volk wieder näher kennen gelernt, und bin aber und abermal vergewissert worden, daß das doch die besten Menschen sind."

Der glänzende Erfolg, den unser Dichter durch sein erstes literarisches Auftreten errungen hatte, mußte ihn natürlich in dem Kreise seiner jüngeren Freunde, von denen einige sich selbst eine productive Kraft zutrauten, mehr und mehr zum Haupt und Mittelpuncte machen. Shakespeare und die Alten waren hochverehrt in dem Kreise; kraftgenialischer Witz, frische Natürlichkeit, sprudelnder Humor und derbe Satyre belebten und würzten den gesellschaftlichen Verkehr; der Geist der Sturm- und Drangperiode stellte sich hier concentrirt dar. Besonders herrschte unter den jungen Gesellen die

Leidenschaft, Alles zu dramatisiren; die geringfügigsten Vorfälle riefen kleine dramatische Improvisationen hervor. Zu jenem Zirkel gehörten außer den mehrerwähnten Jugendgenossen Horn und Riese und dem Postaccessisten Bernhard Crespel wahrscheinlich jetzt schon Ludwig Passavant und der Componist Joh. André aus Offenbach, deren beider wir später noch zu gedenken haben werden; ferner Fr. Maxim. Klinger aus Frankfurt, um einige Jahre jünger als Goethe (geboren 1753), ein ächter Repräsentant der Genieperiode, von dem daher auch Gervinus eine Menge von Hauptzügen zur Charakteristik jener Zeit entlehnt hat. Sein Drama „Sturm und Drang" hat bekanntlich der ganzen Periode den Namen gegeben. Als er damals mit Goethe zuerst in Berührung kam, war seine Thätigkeit, wie die des Freundes, vorzüglich auf's Dramatische gerichtet. Eben in der Zeit, worin unsere Biographie weilt (im Jahr 1774), stritt er mit Leisewitz um einen Preis, den Schröder auf die beste Tragödie über Brudermord ausgesetzt hatte. Das bessere Stück Leisewitzens, Julius von Tarent, wurde Klinger's Zwillingen, als dem ungestümern und wildern, nachgesetzt; und während Leisewitz, durch den Spruch der Preisrichter tief gekränkt, seine poetische Laufbahn mit dem ersten Versuche schloß, ward Klinger durch die ihm günstige Entscheidung zu einer so hastigen Production aufgestachelt, daß er im nächsten Jahre mit nicht weniger als fünf Dramen auftrat, die in manchen Partieen und Charakteren den Einfluß Goethe's erkennen lassen. Dieser gibt in Wahrheit und Dichtung ein ziemlich günstiges Urtheil über Klinger's Productionen ab, wenn er gleich zugesteht, daß der Genuß derselben hier und da durch ein bitteres Mißwollen verkümmert werde. Dagegen lautet der Ausspruch unserer besten neueren Kunstrichter ziemlich einstimmig dahin, daß Klinger's Charaktere durchgängig bis in's Fratzenhafte unwahr seien, voll einer titanischen, gänzlich bewußtlosen Naturkraft, die sich in furchtbaren Phrasen und gräulichen Handlungen bloß gebe*).

Ein anderes Mitglied des jetzt in Frankfurt um Goethe versammelten Kreises, wie früher der Straßburger Gesellschaft, war

*) Vergl. Gervinus IV, 583 ff., Vilmar, S. 639 f.

Leopold Wagner (geb. 1747 in Straßburg). Da Goethe ihm, als einem anhänglichen Gesellen, seine Absichten mit Faust, namentlich die Katastrophe von Gretchen, mittheilte, so griff Wagner den Gegenstand auf und benutzte ihn zu einem Trauerspiele, der Kindsmörderin, „einem Stücke voll entsetzender Gemeinheit und Rohheit, das des Beneidens nicht werth war" *). Unrichtig ist Gervinus' und Vilmar's Annahme, daß Goethe sich für diesen Gedankenraub durch die Figur des Famulus im Faust gerächt habe, indem schon im alten Volksbuche Faust's Famulus den Namen Christoph Wagner führt.

Als Geistesgenossen des Frankfurter Kreises, wenn auch nicht in Frankfurt wohnend, können wir Reinhold Lenz (geb. 1750 in Liefland) betrachten, dessen Verhältniß zu Goethe sich, wie das Wagner's, noch aus der Straßburger Zeit herschrieb: Goethe hatte ihn in den letzten Monaten seines dortigen Aufenthaltes kennen gelernt, und war seitdem mit ihm in brieflicher Verbindung geblieben. Ueber den Charakter dieses seltsamen Mannes, den Vilmar und Gervinus gleich strenge beurtheilen, spricht sich Goethe in Wahrheit und Dichtung, so wie in den „Biographischen Einzelnheiten" glimpflich und schonend, und vielleicht auch gerechter als jene beiden Literarhistoriker aus. Er nennt ihn ein „seltsamstes und indefinibelstes Individuum." „Neben seinem Talente," sagt er, „das von einer genialen, aber barocken Ansicht der Welt zeugte, hatte er ein travers, welches darin bestand, Alles, auch das Simpelste, durch Intrigue zu thun, dergestalt, daß er sich Verhältnisse erst als Mißverhältnisse vorstellte, um sie durch politische Behandlung wieder in's Gleiche zu bringen. In dem Umgange mit seinen Freunden, Eleven (er kam als Hofmeister liefländischer Cavaliere nach Straßburg) und Bekannten war es seine Art, sich die närrischsten Irrwege auszusinnen, um aus Nichts Etwas zu machen, und ohne in der damaligen Epoche etwas Böses oder Schädliches zu wollen, übte er sich doch immer dergestalt, um in der Folge bei anderen Zwecken, die er sich vorsetzen mochte, auf die tollste Weise zu einer Art von Schelmen zu werden." Eine „fast in jeder Beziehung unedle

*) Gervinus, IV, 580.

Natur," wie ihn Vilmar nennt, kann Lenz nicht gewesen sein; wie hätte er dann bei einem Salzmann, Goethe, Wieland, Schlosser, Oberlin, bei der Sesenheimer Familie u. A. so lebhafte Theilnahme erregen können? Auch in Beziehung auf seine Productionen gebietet die Billigkeit, Gervinus' herber Kritik, der seine Stücke sämmtlich als eine Art schauderhafter Komödien, als moralisch und ästhetisch ungenießbare Conglomerate tragischer, grasser und lustiger Situationen bezeichnet, das Urtheil Goethe's gegenüber zu stellen. Dieser nennt sein Talent „ein aus wahrhafter Tiefe, aus unerschöpflicher Productivität hervorgegangenes, in welchem Zartheit, Beweglichkeit und Spitzfindigkeit mit einander wetteiferten," wobei er indeß zugibt, daß es, bei aller seiner Schönheit, durchaus gekränkelt habe.

Kaum war Götz von Berlichingen erschienen, als Lenz einen weitläufigen Aufsatz, „Ueber unsere Ehe" betitelt, an Goethe übersandte, worin er Beider Talente neben einander zu charakterisiren suchte. Da er in diesen Blättern auf die innigste Verbindung drang, so theilte ihm Goethe von nun an Alles vertrauensvoll mit, sowohl das schon Gearbeitete, als was er noch vorhatte, und umgekehrt schickte Lenz nach und nach seine Manuscripte: den Hofmeister (1774), den neuen Menoza (1774), die Soldaten (1776), die Nachbildungen des Plautus u. A. Wie ernstlich sich Goethe die Productionen des Freundes angelegen sein ließ, davon mag folgende, auf das letzte Werk bezügliche Stelle aus einem Briefe an Salzmann (vom 6. März 1773) als Beleg dienen, die uns zugleich einen Beweis gibt, daß sich mitten in der Sturm- und Drangzeit seine künstlerische Besonnenheit bis auf das kleinste Detail erstreckte. „Die Komödien anlangend," schrieb Goethe, „geht ja Alles nach Wunsch; ein Autor, der sich rathen läßt, ist eine seltene Erscheinung, und die Herren haben auch meist nicht Unrecht, ein Jeder will sie nach seiner Art zu denken modeln. Also, lieber Freund, hier keine Kritik, sondern nur die Seite, von der ich's ansehe. Unser Theater, seit Hanswurst verbannt ist, hat sich aus dem Gottschedianismus noch nicht losreißen können. Wir haben Sittlichkeit und Langeweile; denn für jeux d'esprit, die bei den Franzosen Zoten und Possen ersetzen, haben wir keinen Sinn, unsere Societät und Charakter bieten auch keine Modelle dazu; und also ennuyiren wir uns regelmäßig, und willkommen wird Jeder sein, der eine Munterkeit, eine Bewegung auf's Theater bringt. Und ich hoffe, von dieser Seite werden diese Lustspiele sehr Beifall haben. Nur wissen Sie, um in honnette Gesellschaft zu entriren, bedarf's eines Kleides, zugeschnitten nach dem Sinne des Publikums, dem ich mich produciren will, und über dieses Röckchen wollen wir rathschlagen. Zuvörderst keine Singularität ohne Zweck! Das ist, was gegen die lateinischen Namen spricht. Die allerunbedeutendsten sind besser. Leander, Leonora sind Geschöpfe, mit denen wir schon bekannt sind, wir sehen sie als alte gute Freunde auftreten. Besonders da übrigens das Costüm neu ist, der König in Preußen vorkommt und der Teufel. Bei Gelegenheit des Teufels muß ich meine Gedanken über's Fluchen und Schwören im Drama sagen. Wenn gemeine Leute streiten, ist die Exposition der Gerechtsame sehr kurz; es geht in's Fluchen, Schimpfen und Schlagen über, und der Vorhang fällt zu. Leute von Sitten werden höchstens in einem Anfall von Leidenschaft in einen Fluch ausbrechen, und das sind die beiden Arten, die ich dem Drama vergönnen möchte, doch nur als Gewürz. Nun aber die Betheuerungsflüche möcht' ich vom Theater ganz verbannen. Im gemeinen Leben sind sie schon lästig uud zeugen von einer leeren Seele, wie alle Gewohnheitsworte, und im Drama mag es gar leicht für einen Mangel der dialogischen Verbindungsfähigkeit angesehen werden. Auch hat der Uebersetzer sie oft hingestellt, wo Plautus gar nichts hat u. s. w." So einläßlich beschäftigte sich Goethe mit Lenzens Schriften und bemühte sich auch, Verleger dafür zu gewinnen, ohne zu ahnen, daß dieser ihn unterdessen zum Hauptgegenstande seines imaginären Hasses und einer grillenhaften Verfolgung ausersehen hatte. Wir werden auf diesen Punkt noch später bei zwei Gelegenheiten zurückkommen.

Kehren wir zu dem Frankfurter Freundeskreise zurück, so drängt sich uns die Bemerkung auf, daß Goethe's Verkehr mit demselben einer stillen, folgerechten Entwickelung seines Talents nicht günstig sein mußte. Er gesteht auch selbst, daß namentlich jene unwiderstehliche Lust, jedes nur einigermaßen bedeutende Begegniß zu einem kleinern dramatischen Produkt, wie wir deren bald ein Paar kennen

lernen werden, zu verarbeiten, ihn von der Vollendung größerer dramatischen Entwürfe abgehalten habe. Wie aus einem Briefe an Schönborn erhellt, trug er damals noch einige Plane zu umfassenden Dramen mit sich herum; namentlich beschäftigte er sich mit seinem Cäsar, dessen wir bei der Straßburger Zeit gedachten; aber das muntere Treiben im Kreise seiner Freunde; und der Zudrang von Personen, welche den so unvermuthet und kühn hervorgetretenen jungen Autor kennen zu lernen wünschten, zersplitterten Zeit und Kräfte. Dazu kam die fortdauernde juristische Praxis. Wie er im Juni 1773 an Kestner berichtete, daß er „garstige Prozesse führe", so finden wir ihn ein Jahr später als Bevollmächtigten der Erben der Vorstadt- und budneischen Handlung *) in öffentlichen Zahlungsaufforderungen die säumigen Schuldiger mit „ernsthaftern Maßregeln" bedrohen. Eben so wurden die Uebungen im Zeichnen fortgesetzt, und es gehören ungefähr in diese Zeit sein Portrait Crespel's, das jetzt im Besitz der Tochter desselben, der Frau Bergrath Buderus zu Frankfurt, sich befindet, die Zeichnung von Fräulein Klettenberg und ihrer Umgebung, deren Goethe selbst gedenkt, das Bild Riese's in schwarzer Kreide, das von Riese's noch lebendem Neffen aufbewahrt wird, so wie der gemalte Ofenschirm mit dem Kopfe Virgil's nebst Emblemen, den er seinem Freunde Hieronymus Peter Schlosser verehrte. Das lateinische Dankgedicht des Letztern **) erwiderte Goethe mit den Versen „An Schlosser", die sich in seinen Werken unter der Rubrik „An Personen" finden.

Damit hätten wir übersichtlich die Lebensbezüge Goethe's bis zum Ende des Zeitraums verfolgt, den wir für das vorliegende Capitel abgesteckt haben, und wenden uns nunmehr zur Betrachtung der in denselben fallenden Geisteserzeugnisse. Das erste unter ihnen, wenn auch vielleicht nicht der Zeit, doch jedenfalls der Wichtigkeit nach, sind die Leiden des jungen Werther's, die in noch höherm Grade, als selbst der Götz von Berlichingen, die Augen der Welt auf den jungen Dichter hinlenken sollten. Goethe erzählt selbst, wie die damals herrschende psychische Krankheit des Lebensüberdrusses

*) S. Maria Belli VI, 56. 59.
**) S. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten, III, 452 f.

auch ihn ergriffen, und er, nach seiner Weise, durch ein poetisches Werk sich davon zu befreien gesucht habe. Jene Zeitkrankheit, der Grundlage nach schon länger vorhanden, aber durch Klopstock, und noch mehr durch die Engländer, namentlich durch Young und Ossian genährt, bestand „in einer völligen Herabstimmung aller sittlichen, oft auch aller physischen Kraft des Menschen; in einer schmerzlichen Passivität, die sich von Gefühlen, Stimmungen, Launen, Anwandlungen aller Art hin und her wiegen ließ, und in diesen Gefühlen und Stimmungen das eigentliche Leben und den Werth des Lebens suchte; in einer Weichheit, die stets von Thränen überquoll und durch die geringste Berührung mit der wirklichen Welt sich bis in's Innerste verletzt, bis auf den Tod verwundet fühlte; in einer Empfindlichkeit, die vor den Menschen und den menschlichen Verhältnissen, als grausamen Zerstörern der innern Welt, der süßen Gefühle, Ideale und Träume, zurückfloh, und sich dafür mit krankhafter Innigkeit, mit brennender, verzehrender Leidenschaftlichkeit an die unbelebte Natur und die Thierwelt anschloß, als die einzigen wahren Freunde, die das geheime Weh verstünden, achteten und darum ungestört ließen; in einer Todessehnsucht und Verzweiflung am Leben, welche alsbald eintrat, wenn der Conflict des reizbaren Gefühls und der träumerischen Ideale mit der Wirklichkeit des prosaischen Lebens sich offenbarte" *).

In unserm Roman ist nun diese herrschende Krankheit in einem genialen Individuum dargestellt, das seine Aehnlichkeit mit dem Dichter nicht verleugnet. Er selbst hatte diese Zustände, alle Stadien dieser Krankheit bis zu den Gedanken an Selbstmord in sich durchgelebt, und mit um so größerer Energie, je reger und reicher sein Gemüthsleben, je weicher sein Herz, je schwungvoller seine Phantasie war. Schon seit ein paar Jahren her, so erzählt er, trieben sich die Elemente zu der Dichtung in seinem Innern herum, aber sie wollten sich nicht zu einem abgerundeten künstlerischen Ganzen gestalten; es fehlte eine Begebenheit, eine Fabel, worin sie sich verkörpern konnten. Da erhielt er auf einmal die Nachricht von dem

*) Vilmar, Literaturgesch. S. 549.

Selbstmord eines jungen Mannes, dessen oben bei seinem Aufenthalte zu Wetzlar gedacht ist, des jungen Jerusalem, und unmittelbar nach dem allgemeinen Gerüchte die umständlichste Beschreibung des Vorgangs, und „in diesem Augenblicke", sagt er selbst, „war der Plan zu Werther'n gefunden; das Ganze schoß von allen Seiten zusammen und ward eine solide Masse, wie das Wasser im Gefäße, das eben auf dem Punkte des Gefrierens steht, durch die geringste Erschütterung in Eis verwandelt wird." Er suchte sich jetzt äußerlich völlig zu isoliren, verbat sich sogar die Besuche seiner Freunde, legte auch innerlich Alles bei Seite, was keinen unmittelbaren Bezug auf seinen Vorsatz hatte, und schrieb „nach so langen und geheimen Vorbereitungen" den Werther in vier Wochen, ohne daß vorher ein Schema des Ganzen oder der Behandlung eines Theiles aufgesetzt gewesen wäre.

Nun bringt aber Goethe in seiner Selbstbiographie auch das Verhältniß zu Maximiliane La Roche mit dem Ursprunge des Romans in Verbindung, und erklärt die leidenschaftliche Wärme, die er seiner Dichtung eingehaucht, theilweise daraus, daß ihm zur Zeit der Abfassung etwas Aehnliches mit der jungen Frau Brentano, wie dem Helden des Romans mit seiner Geliebten, widerfahren sei. Hier muß aber Eines von Beiden, entweder der Zusammenhang des Romans mit diesem Verhältnisse, oder die Angabe über die Zeit der Abfassung, auf einer irrthümlichen Erinnerung beruhen. Denn, wie oben gezeigt worden, knüpfte sich ein näheres Verhältniß zur jungen Frau Brentano erst in der zweiten Hälfte des Januars 1774 an; die ausführlichen Nachrichten üben den Tod Jerusalems*) sandte ihm aber Kestner bereits im November 1772 zu. Ich halte es nicht für unwahrscheinlich, daß Goethe den ersten Plan zu seinem Werther, wenn auch nur in ganz allgemeinen Umrissen, schon gleich nach dem Empfange der Kestner'schen Mittheilungen gefaßt, daß also die erste innere Conception der Dichtung schon dem Ende des Jahrs 1772 angehört. Aber wahrscheinlich trug er den Gedanken eine geraume Zeit im Stillen mit sich herum, ehe er die Feder dazu ansetzte. Daß

*) S. „Goethe und Werther", herausgeg von A. Kestner, S. 86 ff.

dieses jedoch erst 1774 nach der Vermählung von Maximiliane La Roche geschehen sei, steht nicht so fest, als Düntzer in seinen Studien zu Goethe's Werken es (S. 114) behauptet. Um die Mitte Juni 1773 meldete Goethe an Kestner: „Und so träume ich denn und gängle durch's Leben, schreibe Dramata und Romane und dergleichen." Eine bestimmtere Hindeutung auf unsere Dichtung finden wir schon in einem Briefe an Kestner aus dem Juli 1773. Mit Beziehung auf den Götz heißt es darin: „Ich bin recht fleißig, und wenn's Glück gut ist, kriegt Ihr bald wieder was, auf eine andere Manier .... Heute vorm Jahr war's doch anders; ich wollte schwören; in dieser Stunde vorm Jahr saß ich bei Lotten. Ich bearbeite meine Situation zum Schauspiel*), zum Trutz Gottes und der Menschen. Ich weiß, was Lotte sagen wird, wenn sie's zu sehen kriegt, und ich weiß, was ich ihr antworten werde." Am 15. September 1773 vertraute er Kestner'n, daß das Gedicht „der Wanderer" in Wetzlar entstanden sei, und unter der Allegorie Lotte und ihn verhülle. „Ich hab' Euch immer," fügte er hinzu, „bei mir, wenn ich etwas schreibe. Jetzt arbeite ich einen Roman, es geht aber langsam." In einem andern Briefe an Lotte, von dem der Herausgeber freilich nicht wußte, ob er ihn dem Jahr 1773 oder dem Jahre 1774 zutheilen sollte (er hat ihn zwischen beiden Jahrgängen eingereiht), heißt es: „Liebe Lotte, es fällt mir den Augenblick so ein, daß ich lange einen Brief von Dir habe, auf den ich nicht antwortete. Das macht, Du bist diese ganze Zeit, vielleicht mehr als jemals, in, cum et sub (laß Dir das von Deinem gnädigen Herrn erklären) mit mir gewesen. Ich lasse es ehestens drucken — es wird gut, meine Beste." Hierzu kommt, daß Frau Jacobi am 6. November 1773 an Goethe schrieb: „Ueber Ihren mir zugeschickten Roman freue ich mich herzlich." Der Zusatz „er hat mich amüsirt" läßt freilich nicht gleich an Werther denken, ließe sich aber, bei der Annahme einer Beziehung auf denselben, daraus erklären, daß es die ersten Bogen des Romans sein mochten,

*) Goethe will damit nicht sagen: zum Drama, sondern zur Schau für die Menschen, und zum Trutz Aller, die sich daran ärgern mögen.

worin sich Werther's tragisches Schicksal noch nicht entwickelt. Wie dem auch sein mag, so bleibt es wahrscheinlich, daß unser Roman, wie ich bereits in der ersten Auflage dieser Schrift angenommen habe, zum Theil wenigstens im Jahr 1773 abgefaßt worden; und auf Goethe's Behauptung, ihn auf Einen Guß in vier Wochen geschrieben zu haben, möchte nicht viel zu geben sein. Die Nachricht, welche Merck seiner Gattin am 14. Februar 1774 gab, daß Goethe, von dem Erfolge seines Götz berauscht, jetzt ganz in neuen Compositionen lebe (»il n'existe que dans les compositions qu'il prépare pour le public«), dürfte nicht sowohl auf Werther, als auf jene projectirten dramatischen Stücke zu beziehen sein, worin Goethe, gleich nach Vollendung des Götz, „sich von diesem Wendepunkt der deutschen Geschichte vor- und rückwärts zu bewegen und die Hauptereignisse in gleichem Sinne zu bearbeiten" suchte. Den Roman aber mußte Merck damals wohl schon gelesen oder gehört haben; auch war schon die Zeit des Erscheinens vorläufig festgesetzt; denn er schreibt an seine Gattin: »Je prévois qu'un roman, qui paraîtra de lui à pâques, sera aussi bien reçu que son drame.«

Immerhin ist es aber möglich und selbst wahrscheinlich, daß Goethe nach der Vermählung von Maximiliane La Roche das Ganze noch einmal überarbeitet, und aus dem neuangeknüpften Verhältnisse noch Einiges eingewebt habe; und diese schließliche Redaction der ersten Ausgabe mochte etwa in den März 1774 fallen, wo er an Kestner schrieb: „Die Max La Roche ist hierher verheirathet, und das macht einem das Leben noch erträglich, wenn anders dran etwas erträglich zu machen ist. Wie oft ich bei Euch bin, heißt das in Zeiten der Vergangenheit, werdet Ihr vielleicht ehestens ein Document zu Gesichte kriegen." Weiterhin in den Briefen an Kestner ist von dem Roman als einem bereits fertigen die Rede. So schrieb er im Mai: „Ich sehe sie (Lotte'n) immer noch, wie ich sie verlassen habe, daher ich auch weder Dich als Ehemann kenne, noch irgend ein ander Verhältniß als das alte, — und sodann, bei einer gewissen Gelegenheit, fremde Leidenschaften aufgeflickt und ausgeführt habe, daran ich Euch warne, Euch nicht zu stoßen," — und in

einem andern Briefe desselben Monats: „Adieu, ihr Menschen, die ich so liebe, daß ich auch der träumerischen Darstellung des Unglücks unseres Freundes die Fülle unserer Liebe borgen und anpassen mußte." Der Roman erschien nicht, der anfänglichen Absicht gemäß, zu Ostern. Erst im September schickte er ein Exemplar an Kestner; und die Leipziger Messe brachte ihn um jene Zeit ins Publikum. Vielleicht hatte ihn die Besorgniß, daß Kestner und Lotte an dem Buche Anstoß nehmen würden, die Veröffentlichung hinausschieben lassen.

Goethe sagt in einem Briefe an Lavater (den 26. April 1774), er habe der Geschichte Jerusalem's seine Empfindungen geliehen, und so mache es ein wunderbares Ganze. Richtiger könnte man noch sagen, er habe die Fabel aus eigenen Erlebnissen und der Geschichte Jerusalem's zusammengeschmolzen, und das Ganze mit seinen Empfindungen und Gedanken beseelt. Während im ersten Buche das Leben des Verfassers in Wetzlar vorherrschend zu Grunde gelegt ist, besteht das factische Gerüst des zweiten Buches zum guten Theile aus den Schicksalen Jerusalem's. Freilich fehlt es in beiden Theilen auch nicht an mehrfachen Abweichungen von den wirklichen Umständen und dem thatsächlichen Verlauf; und diese Abweichungen waren theils durch dichterische Zwecke bedingt, theils flossen sie wohl auch aus dem Bestreben, die copirten Figuren und Verhältnisse durch Veränderung einzelner Züge unkenntlich zu machen. So läßt Goethe im Roman den Amtmann auf einem fürstlichen Jagdhofe anderthalb Stunden von der Stadt wohnen, während das deutsche Haus, die Wohnung des Amtmanns Buff, in Wetzlar lag. Albert ist zur Zeit, wo Werther Lotten's Bekanntschaft macht, abwesend, wogegen, wie wir oben hörten, Goethe's Bekanntschaft mit Charlotte Buff durch Kestner vermittelt wurde. Gegen die Ohrfeigen, die Werther's Lotte austheilt, protestirte Kestner selbst (in einem Briefe aus dem Jahr 1783), und erklärte sie für „weder in der wahren Geschichte gegründet, noch dem Charakter der geschilderten Lotte genug angemessen." Eben so fand er den Umstand anstößig, daß Lotte dem Werther gleich auf dem Balle ihr Verlobtsein zu verstehen gegeben; seine Lotte habe solches schon aus dem Grunde nicht äußern können, weil sie nie eigentlich miteinander versprochen gewesen seien. Ueberhaupt, meinte er in einem Briefe an Hennings

vom 7. November 1774, hätte Goethe darin seine Lotte „treuer schildern sollen, daß sie viel zu klug und zu delicat war, als ihn einmal so weit kommen zu lassen, als im ersten Theil geschehen;" doch gab er zu, daß im Ganzen Lottens Portrait das seiner Frau sei, so wie auch Werther viel von Goethe's Charakter und Denkart habe; Albert aber hätte ein wenig wärmer sein müssen, um seinem Original zu gleichen. — Es begegnet uns hier eine wunderbare Umkehrung des gewöhnlichen Verhältnisses von Dichtung und Wirklichkeit zu einander. Sind in der Regel die aus der Wirklichkeit genommenen Charaktere in der Dichtung veredelt und idealisirt, so sah sich Goethe hier genöthigt, wie seinen eigenen Charakter, so auch die von Kestner und Lotte, tiefer zu stellen, um die poetische Wahrscheinlichkeit zu retten. Er selbst hatte Werther's Seelenzustände, wie sie im ersten Buche geschildert werden, durchgelebt, aber er war eine zu kräftige und gesunde Natur, um wie Werther unterzugehen; er besaß, besonders in seinem poetischen Talent, eine unversiegbare Wiederherstellungskraft. Aber auch Kestner's und Lottens Seelenadel hatten wesentlich dazu beigetragen, ihm den Sieg über sich selbst zu erleichtern; und so rückte er denn im Roman alle drei Charaktere tiefer hinab, damit es möglich würde, aus seinen und Jerusalem's Erlebnissen ein Ganzes zu bilden.

Goethe stand, ebensowenig wie Kestner, mit dem unglücklichen jungen Manne zu Wetzlar in einem nähern Verhältnisse; er traf ihn nur bisweilen bei Freunden. „Der arme Junge!" schrieb Goethe auf die Nachricht von seinem Tode an Kestner, „wenn ich zurückkam vom Spaziergange, und er mir begegnete hinaus im Mondenschein, sagte ich: er ist verliebt. Gott weiß, die Einsamkeit hat sein Herz untergraben und —. Seit sieben Jahren*) kenn' ich die Gestalt; ich habe wenig mit ihm geredet; bei meiner Abreise nahm ich ihm ein Buch mit, das will ich behalten und sein gedenken, so lange ich

*) Der Herausgeber der Schrift „Goethe und Werther" bemerkt hierzu: „Es ist uns nicht bekannt, daß Er den Jerusalem in früheru Zeiten gekannt habe. Sollten etwa sieben Monate gemeint sein?' Schwerlich, denn auch das ist eine etwas zu lange Zeit für den Aufenthalt in Wetzlar; vielmehr müssen Goethe nnd Jerusalem zusammen in Leipzig gewesen sein.

lebe*)." Er schildert ihn als einen hübschen, blonden, blauäugigen Jüngling von weichen, ruhigen Zügen und mehr rundem, als länglichem Gesicht, wohlgebaut und mittlerer Größe. Seine Kleidung war die unter den Niederdeutschen, in Nachahmung der Engländer, hergebrachte: blauer Frack, ledergelbe Weste und Unterkleider, und Stiefel mit braunen Stolpen. Seine Aeußerungen waren mäßig und wohlwollend. Er nahm an den verschiedensten Productionen Antheil; besonders liebte er Zeichnungen und Skizzen, worin man einzelnen Gegenden ihren stillen Charakter abgewonnen hatte. Nach Kestner las er sehr viele Romane, und von den Trauerspielen gerade die tragischsten am liebsten; auch liebte er philosophische Schriftsteller, besonders Leibnitz und Mendelssohn's Phädon, und grübelte darüber viel. Er schrieb selbst einige philosophische Aufsätze, die Lessing 1776 mit Zusätzen und einem Vorwort herausgab, worin es unter Anderm heißt: „Seine Laufbahn war kurz, sein Leben schnell; doch lange leben ist nicht viel leben. Und wenn viel denken allein viel leben ist, so waren seiner Jahre nur für uns zu wenig. — Der junge Mensch, als er hier in Wolfenbüttel sein bürgerliches Leben antrat, schenkte mir seine Freundschaft. Ich genoß sie nicht viel über Jahr und Tag; aber gleichwohl wüßte ich nicht, daß ich einen Menschen in Jahr und Tag lieber gewonnen hätte, als ihn."

Jerusalem war im September 1771 als Braunschweig-wolfenbüttel'scher Gesandtschaftssecretair nach Wetzlar gekommen und bekleidete diese Stelle bis zu seinem Tode gegen Ende October 1772. An jenem Ritterwesen und Mummenspiele nahm er keinen Antheil, sondern lebte sich und seinem Sinnen und Träumen. Er besuchte häufig das Haus des Geheim-Secretairs H... von der pfälzischen Gesandtschaft und faßte eine entschiedene Leidenschaft für die Gattin seines Freundes. Nach den Nachrichten Kestner's verbot dieser ihm zuletzt, auf das Verlangen der Gattin, den fernern Besuch des Hauses; und dieß gab ohne Zweifel den Ausschlag zur Ausführung des Selbst-

*) Goethe hat Wort gehalten. Noch nach fünfzig Jahren widmete er dem „vielbeweinten Schatten" in der Trilogie der Leidenschaft ein tiefempfundenes Gedicht.

mordes. Die „Berichtigung der Geschichte des jungen Werther" leitet dagegen die Motive seiner letzten That nicht sowohl aus leidenschaftlicher Liebe, als aus Ehrbegierde und den Verdrießlichkeiten her, die ihm sein Beruf und das Verhältniß zu einem störrischen Vorgesetzten (dem braunschweigischen Gesandten Höffler) bereiteten; und auch Kestner räumt ein, daß diese, nebst Jerusalem's Hang zur Einsamkeit, mitgewirkt haben können, den schrecklichen Entschluß zur Reife zu bringen. Er hatte sich schon lange mit dem Gedanken des Selbstmordes beschäftigt und dessen Rechtmäßigkeit bei mehrern Gelegenheiten zu vertheidigen gesucht. Der im zweiten Buche, im Briefe vom 15. März, erzählte Vorfall ereignete sich, nach der „Berichtigung", bei dem Präsidenten Grafen von B. (Bassenheim), gleich nach Jerusalem's Ankunft zu Wetzlar, unter etwas abweichenden Umständen. In der Darstellung des Selbstmordes folgte, wie sich jetzt aus der Schrift „Goethe und Werther" zeigt, der Dichter genau dem Berichte Kestner's; und so wurde dieser, ohne es zu ahnen, Mitarbeiter an einem Werke, dessen Erscheinen ihn auf's tiefste kränken sollte. Einzelne Stellen sind aus seinen Nachrichten wörtlich in den Roman aufgenommen worden; auch das Schluß wort: „kein Geistlicher hat ihn begleitet." Kestner's Pistolen haben wirklich als Werkzeug des Selbstmordes gedient; ein Facsimile des Billets, worin er sie von Kestner verlangte, ist in der Schrift „Goethe und Werther" mitgetheit; Goethe hat auch dieses Billet für den Roman benutzt.

So finden wir in dem Kunstwerk Wahrheit und Dichtung, fremde und eigene Erlebnisse, allgemeine Zeitstimmungen und individuelle Gefühle zu einem Ganzen verbunden; aber die Verschmelzung ist so innig, daß kaum irgendwo eine Spur von Heterogenität zu bemerken ist. Ueberhaupt gehört diese Dichtung in Beziehung auf Darstellungskunst zu den Meisterwerken ersten Ranges, obwohl ihr weder eine complicirte, kunstreich durchgeführte Handlung zu Grunde gelegt ist, noch eine Fülle mannichfaltiger Charaktere sich darin ausbreitet. Für Beides war in dem Werke kein Raum, weil es Schilderung einer Seelenstimmung, ein psychologisches Gemälde sein sollte. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, kann man die Production nicht genug bewundern; je näher man sie analysirt, desto

mehr erstaunt man, wie ein Werk, das auf den ersten Blick ein bloßer Erguß des feurigsten Gefühls, der jugendlichsten Einbildungskraft zu sein scheint, sich zugleich als eine weise berechnete Schöpfung des ordnenden Künstlerverstandes darstellt. Der Fortschritt ist höchst besonnen, die retardirenden, wie die beschleunigenden Motive sind äußerst wirksam und klug vertheilt; kein Stadium jener allgemeinen Seelenstimmung und der besondern Leidenschaft der Liebe, die aus ihr die höchste Kraft schöpft, so wie sie umgekehrt zu ihrer Steigerung und Zeitigung gereicht, ist übersprungen; wir sehen ein Gemüth, durch hundert kleine Stufen hindurch, in unheilbare, verzehrende Leidenschaft und Verwirrung gerathen, aus der es sich nur durch den Tod zu retten weiß.

Wenn wir sagten, daß für einen großen Reichthum verschiedenartiger Charaktere sich in dem Werke kein Raum darbot, so ist dagegen anzuerkennen, daß die wenigen Hauptcharaktere mit desto größerer Sorgfalt ausgeführt sind; und zwar ist der erste derselben, Werther, durchaus nicht als ein stehender und fertiger, sondern, ächt dichterisch, als ein werdender und wachsender, in steter Entwickelung begriffener dargestellt. Goethe charakterisirt ihn selbst in einem Briefe an Schönborn als „einen jungen Menschen, der, mit einer tiefen, reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, sich in schwärmende Träume verliert, sich durch Speculation untergräbt, bis er zuletzt durch dazu tretende unglückliche Leidenschaften, besonders eine endlose Liebe, sich eine Kugel vor den Kopf schießt." Es entwickelt sich in ihm ein Charakter vor uns, dem, wie Gervinus ihn treffend skizzirt, „alles Bestehende Hinderniß und Schranke ist." Wie er in der Kunst der Regel spottet, so auch in der bürgerlichen Gesellschaft, welche die Natur in uns zerstöre und nichts als Anständigkeit dafür biete. Collegien und Aemter scheinen ihm den Menschen nur zu vernichten, und an seiner Stelle nur Philister und Strohmänner zu bilden; die Gesetze sind ihm kaltblütige Pedanten; Regel und Ordnung ist ihm in Wohnung, Kleid, Amt, Schrift und Rede verhaßt; er schlägt aus gegen alle Mäkeleien an der Handlungsweise des Gefühls, an dem Glauben des Volks, an Allem, was Empfindung und Phantasie angeht; ihn reut keine Leidenschaft, die auch an Wahnsinn und Trunkenheit grenzte, denn er hat begrei-

fen gelernt, warum man alle außerordentlichen Menschen von jeher für Trunkene und Wahnsinnige ausschreien mußte. Ein solcher Mensch bekriegt alle Welt und verzärtelt nur sein eigenes Herz; lebt ihm ganz zu Gefallen, und verübelt sich's nicht, weil ein Gefühl des Menschlichen in diesem Herzen schlägt; er wendet sich von den Erwachsenen weg zu den Kindern, die ihm nicht wehe thun, von den Menschen zur Natur, die ihm nicht widerspricht, von der Wirklichkeit weg zur Dichtung, und innerhalb der Dichtung von der bewegten Welt des Homer zu den formlosen, schwermüthigen Schatten Ossian's; über Klopstock und Kleist begegnet seine Seele einem gleichgestimmten Wesen, das ihm die Verhältnisse entziehen; an Entbehren ist er nicht gewöhnt, an einen Vertrag, das Band des Lebens nicht einseitig aufzulösen, kann der Feind des Lebens nicht glauben. Er wird ein Raub der Empfindung, die mit einer Gluth und Wahrheit geschildert ist, daß wir nie ohne Seelenbewegung der Entfaltung dieses Charakters folgen werden, der die Marionetten in Grandison und in der Heloise in gewaltigen Schatten warf."

Ihm steht contrastirend gegenüber der Charakter Albert's. Seine Gesetztheit, Fassung und Mäßigung bilden einen starken Gegensatz zu der Erregtheit und den Maßlosigkeiten Werther's. Er ist, ohne darum kalt und gefühllos zu sein, frei von der düstern Schwermuth, der zerfließenden Weichheit, dem schmerzhaften Naturgefühle, der Selbstquälerei mit gemachter oder wenigstens durch Grübeln gesteigerter Empfindung, kurz von der psychischen Krankheit der Zeit, woran Werther leidet. Ohne den Sinn für höhere Gemüthsforderungen, für edlere Geistesbildung ganz zu entbehren, weiß er sich in die Ansprüche des Lebens, in die Pflichten des Amtes, in die Convenienzen der Gesellschaft mit Geduld zu fügen. Scheint es hiernach nun, als ob er, als der geistig Gesunde, dem Bilde des psychisch Kranken zur Folie dienen sollte, so ist doch nicht zu verkennen, daß das Gleichgewicht seiner Seele eher die Folge einer gewissen Schwäche der Empfindung und der Phantasie, als einer starken Willenskraft und Selbstüberwindung ist. Wo nur ohnmächtige Feinde sind, da ist der Sieg leicht und nicht ruhmvoll. Albert erscheint als ein wohlgerathener Zögling der damaligen Gesellschaft mit ihren geistlosen und verknöcherten Formen, die ihm unverkennbar

etwas von dem Gepräge der Philisterei und Pedanterei aufgedrückt hat.

Zwischen ihm und Werther in der schönen Mitte steht Lotte. Sie vereinigt Tiefe und Reizbarkeit des Gefühles mit Selbstbeherrschung, reiche Fülle des Geistes und Herzens mit schönem Maße. In mancher Hinsicht gleicht sie der Heldin in dem epischen Gedicht Hermann und Dorothea, dessen Held dagegen ein ächter Anti-Werther ist. Es gewährt einen hohen Genuß, die Kunst des Dichters in der Entfaltung dieses Charakters zu verfolgen. Gleich in dem Briefe vom 16. Junius, wo wir zuerst Lottens Bekanntschaft machen, werden uns für ihr Körper- und Geistesbild so feste und prägnante Grundzüge gegeben, daß weiterhin nun eine deutliche Gestalt vor unserer Seele steht. In Beziehung auf ihr körperliches Bild befolgt der Dichter die Regeln, die alle großen poetischen Gestaltenmaler, wenn auch unbewußt und bloß von genialem Instinct geleitet, angewandt haben. Zuerst prädisponirt er Werther's, und zugleich des Lesers Phantasie: „Sie werden ein schönes Frauenzimmer kennen lernen, sagte mir meine Gesellschafterin, da wir durch den weiten, schön ausgehauenen Wald fuhren. Nehmen Sie sich in Acht, versetzte die Base, daß Sie sich nicht verlieben u. s. w." Dann kommt die genaue Bezeichnung des Locales, die glücklich gewählte Umgebung unserer Einbildungskraft zu Hilfe; sie erscheint im Vorsaal als ruhig hervorragende Gestalt unter den wimmelnden Kleinen, in einfach schöner Tracht. Darauf setzt der Dichter sie in Bewegung; sie holt Handschuh und Fächer und zeigt sich in ihrer leichten Behendigkeit, in ihrer ganzen gefälligen Art zu sein. Weiter malt uns der Dichter ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit in dem plötzlichen Eindrucke, den sie auf Werther macht; er weidet sich an den schwarzen Augen, den blühenden Lippen, den frischen, munteren Wangen. Solche specieller schildernde Züge sind wie absichtslos und mit großer Sparsamkeit eingeflochten, um der Phantasie des Lesers freiern Spielraum zu lassen. Ebenso kunstreich wird gleich in dem Briefe vom 16. Juni ihr Charakterbild skizzirt. Erst spiegelt sich allgemein und unbestimmt der Werth und die Schönheit ihres Charakters in der Wirkung ab, die sich in Werther's Aufregung schon zu Anfange des Briefes kund gibt. Dann läßt der Dichter unmittelbar

die anmuthige, leichte und gefällige Seite ihres Wesens hervortreten und zeigt sie zugleich, wie Dorotheen, in liebevoller Geschäftigkeit, wobei ihr der Umstand, daß sie die Geschäfte der Mutter übt, eine gewisse Würde gibt. Der Eindruck, den sie auf die Kinder macht, ist das zuverlässigste Zeugniß für ihre Herzensgüte, das bestgewählte Mittel einer indirecten Darstellung ihres Charakters, weil die Kinder fein fühlen und wahr sind im Ausdrucke ihrer Zuneigung und Abneigung. Und nun werden sogleich die zwei Hauptseiten ihres Wesens hervorgekehrt: einmal ihr reiches Gefühl, die Fülle ihres Gemüthes, der ideale Zug ihres Herzens, wodurch sie Werther'n verwandt ist, und dann ihre harmonisch beglückte Natur, die Zufriedenheit mit ihrem engen Dasein, ihre kindliche Theilnahme an den Freuden und Genüssen des Augenblickes, worin Werther ihr so wenig gleicht. Sie denkt nicht daran, sich vor anderen Mädchen auszuzeichnen, sie schwatzt mit ihnen über Kleider und Hüte, sie liebt leidenschaftlich, wie sie, den Tanz. Dagegen läßt der Dichter am Schlusse des Briefes, wo sie und Werther am Fenster stehen, und in die Gewitterlandschaft hinausschauen, ihr Charakterbild idealisch aufstrahlen; höchst glücklich ist das Klopstock'sche Gedicht benutzt, um mit Einem Schlage eine mächtige Wirkung zu erzielen.

Wir müssen darauf verzichten, die bewunderungswürdige Charakteristik Lotten's weiter zu verfolgen, so wie auch die Kunst zu betrachten, womit die Localitäten vergegenwärtigt, und Jahreszeiten, Landschaftbilder und Natur überhaupt als Hintergrund und Folien der Dichtung behandelt sind. Nur über Form und Styl derselben im engern Sinne seien uns noch ein paar Worte erlaubt. Wie das Werk mitten in einer Reihe dramatischer Productionen entstanden ist, so nähert es sich auch in seiner Darstellungsart der dramatischen Gattung; denn der Briefwechsel hat, wenn er lebhaft geführt wird, mit dem Dialog eine innige Verwandtschaft. Der Verfasser erzählt uns selbst in Wahrheit und Dichtung von einer Eigenheit, die ihn sogar das einsame Selbstgespräch zum Zwiegespräche umbilden ließ. Gewöhnt, seine Zeit in Gesellschaft zuzubringen, verwandelte er auch das stille Denken zur geselligen Unterhaltung, indem er irgend eine Person seiner Bekanntschaft, meist solche, die mehr empfänglicher, als ausgebender Natur waren, im Geiste zu sich rief, und

mit ihnen einen ideellen Dialog anknüpfte. Mit einem Gespräche dieser Art sind die Werther'schen Briefe fast identischer Natur; und eine angemessenere Form läßt sich kaum für die Herzensergüsse eines in seinen Gefühlen verstockten Lebensüberdrüssigen ersinnen, dem jede heitere Gesellschaft zuwider, jeder frohe Lebensgenuß Anderer ein peinlicher Vorwurf, jeder rasche Widerspruch und Tadel unerträglich sind. Die eigenthümlichen Schwierigkeiten, welche die epistolarische Form in der Regel bei Romanen verursacht, traten hier weniger hervor, wo nicht sowohl ein Verlauf äußerer Begebenheiten, als die verschiedenen Phasen eines Gemüthszustandes darzustellen waren.

Die ungemeine Frische des Styls, die seelenvolle Lebendigkeit der Sprache, der wechselnde Reiz der Darstellung erklärt sich nun zum Theil daraus, daß, wie Goethe selbst bekennt, der Inhalt der Werther'schen Briefe erst in solchen ideellen Unterhaltungen mit mehreren Individuen durchgesprochen wurde, ehe er in der schriftlichen Abfassung an einen Freund und Theilnehmer gerichtet ward. Eine so natürliche und hinreißende, so von Wärme und Leben pulsirende Prosa war bis dahin nicht, und ist auch vielleicht seitdem nicht wieder in deutscher Sprache geschrieben worden. Vermißt man bei anderen erzählenden Productionen Goethe's bisweilen die Gleichmäßigkeit der Darstellung, so ist hier Alles Ein Geist, Ein Feuer, Eine Haltung des Ganzen, was sich freilich auch leichter, als etwa in Wilhelm Meister erreichen ließ, weil der Umfang des Werkes kleiner war und die volle, reife Frucht rasch vom Baume abgeschüttelt werden konnte. An einzelnen Stellen erhebt sich Sprache und Darstellung zur höchsten Sphäre der Poesie. So werden namentlich die beiden Landschaften im Werther, musikalisch und plastisch zugleich, wie Jean Paul sagt, „als ein Doppelstern und Doppelchor durch alle Zeiten glänzen und klingen."

Bei solcher Macht der Darstellung und der nahen Beziehung des Stoffes zu den herrschenden Gefühlen der Zeit begreift sich denn auch die ungeheure Wirkung, die das kleine Werkchen hervorbrachte. Schon vor der Veröffentlichung durch den Druck richtete es Verwirrung unter Goethe's näheren Freunden an, denen er es im Manuscript mittheilte. Fühlte er sich selbst nach der Abfassung, wie nach

einer Generalbeichte, leicht und frei und wie zu einem neuen Leben berechtigt, weil er die Wirklichkeit zur Poesie verklärt hatte: so glaubten sie umgekehrt die Poesie in Wirklichkeit verwandeln und den Roman nachspielen zu müssen, und weckten und steigerten dadurch die Krankheit, deren Keim schon in ihnen lag. Dasselbe wiederholte sich, nach der Herausgabe der Schrift, in weiteren und weiteren Kreisen: alle Welt wurde von dem „Wertherfieber" ergriffen; in Schrift und Bild wanderten Werther und Lotte durch ganz Europa, bis nach China hin; mit leidenschaftlichem Eifer suchte man die historische Grundlage des Romanes zu ermitteln, der junge Jerusalem ward wie ein Heiliger verehrt, und noch heut zu Tage pilgern reliquiensüchtige Engländer nach einem Erdhaufen, den ein speculativer Wirth bei Wetzlar in seinem Garten als „Werther's Grab" hat bezeichnen lassen*).

Zur Erklärung und Entschuldigung dieser krankhaften stoffartigen Theilnahme des Publikums an dem Werke muß man gestehen, daß es freilich auch nur eine Krankheit der Zeit und nicht die Heilung darstellt. Ist es wahr, daß ein ächtes Dichterwerk, wie die Achilleus-Lanze, die Wunden heilen muß, die es schlug, so entsprechen Werther's Leiden nicht in jeder Beziehung vollkommen dem Begriffe eines wahrhaft poetischen Kunstwerkes. Wir sehen hier, wie ein edles Gemüth von einer verzehrenden Leidenschaft mehr und mehr umstrickt wird, zwar nicht ganz ohne Kampf, und über diesem Kampfe zeigen sich uns allerdings schöne Seiten des Geistes und Herzens; allein der Widerstreit ist doch zu schwach, um einen erhebenden Eindruck zu machen; und die Katastrophe wirkt vollends niederbeugend. Werther reißt sich vom Leben los, nicht etwa um seine Geliebte aus unlöslichen Verwickelungen zu retten, sondern weil ihm sein Zustand unerträglich geworden. Ebenso wenig als ein Selbstmord, um physischen Leiden zu entgehen, im Drama oder Romane behandelt werden dürfte, ebenso wenig eignet sich dazu ein Selbstmord, der psychische Schmerzen abschneiden soll. Man könnte hiergegen einwenden, daß, wenn auch nicht im Hauptcharakter eine Reinigung der Leidenschaft vor sich gehe, der Roman im Ganzen doch

*) Pilmar, S. 551.

diese Wirkung hervorbringe, indem er Albert und Lotte dem Werther gegenüberstellt. Allein da Werther das Interesse zu vorherrschend auf sich concentrirt, da der Dichter selbst mit dem Hauptheldeu und seinen Grundsätzen zu sympathisiren scheint, so stellt sich sein Werk in der That beinahe als eine Apologie der Naturgewalt, als ein Protest gegen die menschliche Willenskraft dar. Auch das müssen wir zu Gunsten Goethe's einräumen, daß sein Werk die Heilung jener Zeitkrankheit vorbereitete, es verwandelte das schleichende, chronische Wertherfieber in ein acutes und beschleunigte die Krisis; aber die nächste Wirkung war immer doch eine Steigerung der Krankheit.

Schon Lessing war der Ansicht, wenn ein so warmes Product nicht mehr Unheil, als Gutes stiften solle, so müsse es noch eine kleine, kalte Schlußrede haben, ein paar Winke, wie ein anderer Jüngling, dem die Natur einen Werther'schen Charakter gegeben habe, sich vor einem gleichen Schicksal bewahren könne. Goethe scheint selbst, nach einem von Schöll veröffentlichten Blatte zu urtheilen, ursprünglich die Absicht gehabt zu haben, im Vorwort einige Worte der Warnung an den Leser zu richten. „Schöpfe nicht nur wollüstige Linderung aus seinen Leiden," heißt es im Entwurf, „laß, indem du es liesest, nicht den Hang zu einem unthätigen Mißmuth in dir sich vermehren, sondern ermanne dich, und laß dir dieses Büchlein einen tröstenden, warnenden Freund sein, wenn du aus Geschick oder eigener Schuld keinen nähern finden kannst, dem du vertrauen magst u. s. w." Statt dessen brachte die erste Ausgabe nur das kurze, leicht mißzuverstehende Vorwort, worin der Dichter von „Bewunderung und Liebe" spricht, die man „dem Geist und Charakter" Werther's nicht versagen könne. Erst der zweiten Ausgabe waren einige Verse vorangeschickt, die mit der Mahnung schließen:

Sieh, dir winkt sein Geist aus jener Höhle,
Sei ein Mann und folge mir nicht nach!

Aber in der neuen, im Jahre 1787 erschienenen Bearbeitung des Romans, worauf wir später zurückkommen werden, fielen diese Verse wieder weg.

Es konnte nicht fehlen, daß Werther's Leiden, bei mannichfacher enthusiastischer Anerkennung, auch vielseitigen Widerspruch hervorriefen*), wie denn namentlich Nicolai mit seinen „Freuden des jungen Werther's" dagegen auftrat. Goethe, der über die Schrift nur aus ferner Erinnerung urtheilte, — denn sie war ihm seitdem nie wieder unter Augen gekommen, — bezeichnet sie treffend als ein „aus roher Hausleinwand zugeschnittenes Machwerk"; allein sie hat ohne Zweifel das Ihrige dazu beigetragen, der grassirenden Sentimentalität zu steuern. Bei Manchem mochten doch Stellen, wie die folgende, nicht ohne Anklang bleiben: „Werther hatte, seit er an der Mutter Brust lag, die Wohlthaten der Gesellschaft genossen, er war ihr dagegen Pflichten schuldig. Sich ihnen entziehen war Undank und Laster; sie ausüben würde Tugend und Beruhigung gewesen sein. Selbst nachdem er schon die hoffnungslosen Todesbriefe geschrieben hatte, selbst da noch, hätt' er gedacht, daß er Sohn, Bürger, Vater, Hausvater, Freund sein könnte und sein müßte, so konnte noch Trost und Zufriedenheit von vielen Seiten her auf seine bedrängte Seele fließen, wenn er nicht mit einem Stoße die Thüre zuwarf." Die Schrift enthält „Boran und zuletzt ein Gespräch" über Goethe's Roman; den Kern derselben bilden „die Freuden des jungen Werther's", worin die Katastrophe der Goethe'schen Dichtung so abgeändert wird, daß daraus, wie Goethe sagt, zwar ein schmutziger Spectakel entsteht, aber die Sache doch zu Jedermanns Zufriedenheit endigt. Dann folgen noch zwei Abschnitte: „Leiden und Freuden Werther's des Mannes," worin Werther noch manche Prüfungen erleben muß, sogar für einige Zeit eine Scheidung von Lotte, bis wir ihn zuletzt als glücklichen Hausbesitzer, Gatten und Vater, gemäßigt in seinen Lebensansprüchen und mit einem bescheidenen Loose begnügt, verlassen.

So wenig Goethe übrigens von der Kritik Notiz nahm**), so

*) Eine lange Reihe durch Werther veranlaßter Schriften, die bis zum zweiten Viertel unsers Jahrhunderts reicht, hat Boas in seinen Nachträgen zu Goethe's Werken (I, 229 ff.) verzeichnet. Vergleiche ferner Studien zu Goethe's Werken von H. Düntzer (S. 183 ff.) und Lewes' Leben Goethe's. Wir glauben den Leser damit verschonen zu müssen.

**) Nach einem Briefe von F. Jacobi an Wieland (vom 22. März 1775)

scheint ihn doch Nicolai's Angriff etwas näher berührt zu haben. Wenigstens verfaßte er „zur stillen und unverfänglichen Rache" ein Spottgedicht: Nicolai auf Werther's Grabe. Goethe erklärt in Wahrheit und Dichtung, es lasse sich nicht mittheilen; dennoch ist es von Boas in seinen Nachträgen zu Goethe's Werken*) an's Licht gezogen worden. Mit cynischer Derbheit, die aber nicht über die Keckheit gewisser Stellen in den Fastnachtspielen oder im Götz hinaus geht, geißelt es Nicolai's philisterhaft beschränkte Sinnesart. Auch schrieb er noch gegen den unberufenen Kritiker einen prosaischen Dialog zwischen Lotte und Werther, der verloren gegangen, dem Hauptinhalte nach aber in Wahrheit und Dichtung skizzirt ist**).

Wie Werther's Leiden, so fällt auch die Farce „Götter, Helden und Wieland" spätestens in das erste Viertel des Jahrs 1774. In einem Briefe ohne Datum an Johanna Fahlmer, der nach der Stelle, wo ihn der Herausgeber eingereiht hat, dem Ende des Jahres 1773 angehören müßte, von Düntzer aber in den Februar oder März 1774 gesetzt wird, heißt es: „Ich muß Ihnen melden, gute Tante, daß ein gewisses Schand- und Frevelstück, Götter, Helden und Wieland, durch öffentlichen Druck vor Kurzem bekannt gemacht worden. Ich habe der Erste sein wollen, Sie davon zu benachrichtigen, daß, wenn Sie etwa darüber mit dem Verfasser zu brechen Willens wären, Sie's de bonne grace thäten, und ohne weiter zu brummen und zu mutzen, ihm einen Tritt vor'n H— gäben und sagten: Schert Euch zum Teufel, ich habe nichts Gemeines mehr mit Euch***!" In einem Briefe an Schönborn vom 1. Juni 1774 nennt er das Stück „ein schändlich Ding, worin er Wielanden auf eine garstige Weise über seine moderne Mattherzigkeit in Darstellung jener Riesengestalten der markigen Fabelwelt turlupi-

dichtete Goethe an demselben Abend, wo er die Freuden Werther's erhielt, die Arie in Erwin und Elmire: „Ein Schauspiel für Götter ꝛc."

*) I, S. 13. Vergleiche meinen Commentar zu Goethe's Gedichten. I, S. 322 f.

**) Goethe's W. B. 22, S. 175.

***) Vgl. Goethe's Brief an Kestner, Mai 1774 (S. 206): „Mein garstig Zeug gegen Wieland macht mehr Lärm, als ich gedacht u. s. w."

nire." Es verdankte seinen Ursprung dem oben erwähnten Kreise junger Männer. Als ächte oberrheinische Gesellen kannten sie in Neigung, wie in Abneigung, keine Grenzen, und so ging auch die Verehrung Shakspeare's bei ihnen bis zur Anbetung. Wie sehr sie nun auch Wieland als Dichter schätzten, so verdroß es sie doch auf's Aeußerste, daß er in den Noten zu seiner Uebersetzung des großen Briten Mancherlei auf eine launische, einseitige Weise getadelt. Außerdem hatte er das Vergehen begangen, sich gegen die Abgötter jenes Zirkels, gegen die Griechen, zu erklären. Daß er in seiner Alceste Helden und Halbgötter zu modernen Gestalten umgebildet, hätte man ihm vielleicht hingehen lassen; aber unverzeihlich schien es und einer Züchtigung werth, daß er in einer Reihe von Briefen im Merkur (Febr. u. März 1773) seine Behandlungsweise der antiken Fabeln allzu parteiisch hervorhob und die derbe gesunde Natur, die den Productionen der Alten zu Grunde liegt, nicht anerkennen wollte. Und so ward denn eines Sonntags Nachmittags, als man eben diese Beschwerden leidenschaftlich durchgesprochen hatte, unser Dichter von der in der kleinen Societät herrschenden Wuth, Alles zu dramatisiren, plötzlich ergriffen, und schrieb, bei einer Flasche guten Burgunders, das ganze Stück in einer Sitzung nieder. Seine Genossen begrüßten es bei der Vorlesung mit großem Jubel, und das Manuscript ward sofort an Lenz nach Straßburg geschickt, der gleichfalls davon entzückt schien und sich vom Dichter die Erlaubniß zu erwirken wußte, es in Straßburg unter die Presse zu geben. Goethe erfuhr erst sechs Jahre nachher, von Friederike Brion, daß dieses einer von Lenzens ersten Schritten war, wodurch er ihm zu schaden gesucht hatte. Wieland benahm sich klug genug und empfahl in seinem Merkur „die kleine Schrift allen Liebhabern der pasquinischen Manier als ein Meisterstück von Persiflage und sophistischem Witze', der sich aus allen möglichen Standpunkten sorgfältig denjenigen auswählt, aus dem ihm der Gegenstand schief vorkommen muß, und dann sich recht herzlich lustig darüber macht, daß das Ding so schief ist."

Die Farce hat für uns noch ein besonderes Interesse, weil sie den Geist, der in dem kleinen Gesellschaftskreise herrschte, auf's Lebendigste veranschaulicht und die ästhetischen, moralischen und religiösen Principien desselben unumwunden darlegt. Als Vertreter der Poetik der jungen Starkgeister erscheint Euripides, ihre sittlichen und religiösen Grundsätze verficht besonders Herkules. Euripides hält so wenig, wie der Verfasser des Götz, etwas auf das Talent, „ein Theaterstück so zu lenken und zu ründen, daß es sich sehen läßt." Er meint, bei Licht betrachtet, sei es nichts, als „eine Fähigkeit, nach Sitte und Theaterconventionen und nach und nach aufgeflickten Statuten, Natur und Wahrheit zu verschneiden und einzugleichen." Was die moderne Welt Tugend nennt, ist dem Herkules ein „Unding, wie alle Phantasie, die mit dem Gange der Welt nicht bestehen kann." Ein braver Kerl ist ihm, wer (wie Götz und Egmont und Goethe selbst) mittheilt, was er hat. Als die Cardinaltugend wird die Liebe gepriesen, Freude am Lebensgenuß Anderer, die Erweiterung des eigenen Daseins durch das Mitempfinden fremder Lebensluft. Selbstbeherrschung, Keuschheit, Friedsamkeit stehen nicht in dem Canon der jungen Titanen. Ein Halbgott kann, seiner Gottheit unbeschadet, auch mitunter ein Flegel sein und sich betrinken. Tugend und Religion zählt Herkules zu den phantastischen Wolkengebilden; „die überläßt ein gescheidter Mann dem Winde, der sie zusammengeführt hat, wieder zu verwehen." Das Christenthum nennt Euripides „eine Secte, die allen Wassersüchtigen, Auszehrenden, an Hals und Bein tödtlich Verwundeten einreden will, todt würden ihre Herzen voller, ihre Geister mächtiger, ihre Knochen markiger sein."

War der Kreis junger Leute, der sich um Goethe versammelt hatte, mit seiner Leidenschaft Alles zu dramatisiren, der Ausführung größerer Compositionen hinderlich, so begünstigte er dafür um so mehr die Entstehung kleinerer dramatischen Arbeiten. „Ein einzelner, einfacher Vorfall", berichtet Goethe selbst, „ein glücklich naives, ja albernes Wort, ein Mißverstand, eine Paradoxie, eine geistreiche Bemerkung, persönliche Eigenheiten oder Angewohnheiten, ja eine bedeutende Miene, und was nur immer in einem bunten, rauschenden Leben vorkommen mag, Alles ward in Form des Dialogs, der Katechisation, einer bewegten Handlung, eines Schauspiels dargestellt, manchmal in Prosa, öfter in Versen." Dabei

habe man nun, berichtet Goethe weiter, die Gegenstände, Begebenheiten, Personen so gelassen, wie sie sich vorfanden, d. h. man habe sie nicht idealisirt, nicht ihrer individuellen Beziehungen entkleidet, sondern nur sie deutlich zu fassen und lebhaft abzubilden gesucht. Alles Urtheil, billigend oder mißbilligend, sollte sich vor den Augen des Zuschauers in lebendigen Formen bewegen. Solche Productionen, meint er, könne man belebte Sinngedichte nennen, die, ohne Schärfe und Spitzen, mit treffenden und entscheidenden Zügen reichlich ausgestattet wären; und als eine Sammlung solcher Epigramme bezeichnet er das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern. Unter allen darin auftretenden Masken seien wirkliche Mitglieder der Societät, worin er sich damals bewegte, oder wenigstens ihr verbundene oder einigermaßen bekannte Personen gemeint.

Es möchte indessen bei den unzureichenden Nachrichten, die uns über die einzelnen Charaktere jenes Kreises zu Gebote stehen, schwer, ja unmöglich sein, die unter den Masken steckenden Personen herauszufinden; und wenn man sich das Jahrmarktsfest genauer ansieht, so kann man sich einiger Bedenken gegen die eben mitgetheilten Eröffnungen des Dichters nicht erwehren. Schwerlich möchten doch der Tyroler, der Bauer, der Nürnberger, die Tyrolerin, das Pfefferkuchenmädchen, der Wagenschmiermann, der Schweinmetzger und Ochsenhändler, der Zigeunerhauptmann und sein Bursche, der Citherspielbub, Marmotte, Ahasver, Esther, Haman, Mardochai sämmtlich als Masken von Mitgliedern jener Societät oder von Personen, die zu ihr in Beziehung standen, angesehen werden können; wenigstens sind nicht die Verhältnisse, die Personen gelassen, wie sie sich im Leben darboten, sondern das Ganze ist in ein phantastisches Licht gerückt, welches die individuellen Farben und Züge nicht hervortreten läßt, wie denn auch Goethe selbst sagt, der Sinn des Räthsels sei den meisten Betheiligten verborgen geblieben, alle hätten gelacht, aber nur wenige gewußt, daß ihnen ihre eigensten Eigenheiten zum Scherze dienten. Vielmehr erscheint das Jahrmarktsfest, wenn man es unbefangen betrachtet, trotz seines engen Rahmens und des kleinen Raumes, worauf es ausgeführt ist, als ein sehr universelles Gemälde, als ein mit kecken und flüchtigen Pinselstrichen hingeworfenes mikrokosmisches Miniaturbild*). Es ist das ganze große Spiel des Lebens, welches der Dichter in der kleinen, anspruchlosen dramatischen Skizze uns vorführt. Die Hauptclassen und Stände, die Haupthebel des gesellschaftlichen Lebens, die Leidenschaften und Bedürfnisse, die es in Bewegung setzen, werden uns veranschaulicht; und so erscheinen Personen wie Begebenheiten in dem „neu eröffneten moralisch-politischen Puppenspiel" als durchaus symbolisch.

Der Zusatz moralisch könnte aber leicht etwas Anderes erwarten lassen, als man findet. Der Dichter betrachtet hier nicht mit sittlich bewegtem Antheil, sondern in humoristisch satyrischer Laune das Spiel des Lebens. In dieser Beziehung verdient das Stück eine besondere Aufmerksamkeit. Vielleicht in keinem andern seiner komischen Dramen erscheint die Geistesfreiheit, die objective Weltanschauung, welche den ächt komischen Dichter charakterisirt, in solcher Reinheit wie im Jahrmarktsfest. In der Regel hat, wie Ulrici**) richtig bemerkt hat, das Komische bei Goethe zu sehr den Ernst und das Absichtliche der Satyre. „Jene harmlose, lustige, scherzende Stimmung, jene Shakespeare-Sterne'sche Laune, das Vive la bagatelle!" welche das Herz der komischen Lebensansicht bildet, konnte bei ihm über dem lyrischen Ernst, dem regen Gefühl, der tiefgemüthlichen Theilnahme, womit er die Welt betrachtete, nicht recht aufkommen. Daher wird seine Poesie, wo sie das Leben von seinen komischen Seiten auffaßt, meist bestreitend und verspottend; so im Pater Brey, im Satyros, im Prolog zu Bahrdt's neuesten Offenbarungen, im Groß-Cophta, im Bürgergeneral und in den Aufgeregten; ja im Triumph der Empfindsamkeit verhöhnt er sogar die von ihm selbst genährte Werther'sche Gefühlsschwärmerei. Bei Weitem humoristischer, harmloser und freier, als in all' diesen Stücken, ist nun die Satyre in unserm Jahrmarktsfeste, und dieses

*) Den Beweis dieser Behauptung, sowie eine Erläuterung des Einzelnen, habe ich in dem „Archiv für das Studium moderner Sprachen und Literaturen" (Heft II, S. 351 ff.) zu geben gesucht.

**) Ueber Shakspeare's dramatische Kunst u. s. w. (Halle, 1839) S. 575.

erklärt sich am leichtesten aus der universalen Natur der Dichtung. Hier bildet weniger eine der besondern Verkehrtheiten, Thorheiten und Gebrechen der Zeit, wie sie dem Dichter in seinen eigenen Verhältnissen störend und widerwärtig entgegengetreten waren, als vielmehr das ganze Treiben der Menschen den Gegenstand der Satyre, wenn gleich der literarische Jahrmarkt und namentlich die Unnatur des französischen Trauerspiels besonders in's Auge gefaßt sind.

Ursprünglich hatten die zwei Acte der im Stücke vorkommenden Tragödie einen ganz andern Inhalt und eine andere Form als jetzt. In seiner ersten Gestalt nämlich, wie das Jahrmarktsfest im Jahre 1774 zu Frankfurt und Leipzig anonym erschien, waren jene beiden Acte, wie alles Uebrige, in den kurzen Reimpaaren der Hans Sachsischen Schauspiele verfaßt. Der erste bezog sich auf die damalige Freigeisterei und Aufklärerei, der zweite geißelte die frömmelnden Lämmleinsbrüder, so daß das Jahrmarktsfest damals die Satyre gegen Bahrdt und den Pater Brey dem Inhalte nach in sich vereinigte. Vielleicht eben weil in den genannten Stücken sich die Polemik der Tragödie wiederholte, hat Goethe diese Scenen später gänzlich umgeschmolzen.

Wie aber die letzterwähnten drei Productionen ursprünglich in einem Ideenkreise lagen, so sind sie auch wahrscheinlich bald nach einander entstanden und zwar zuerst das Stück von allgemeinerm Inhalte, das Jahrmarktsfest. Nach einer Andeutung in einem Briefe der Frau Jacobi muß es schon vor dem Ende Octobers 1773 fertig gewesen sein. „Orgelum Orgeley Dudeldumdey," schrieb sie aus Düsseldorf den 6. Nov. an Goethe, „haben wir gestern einigemal angestimmt." Das nächste Stück mochte nun das bereits oben besprochene Fastnachtsspiel vom Pater Brey sein, das er gegen Ende des Jahres 1773 der Frau Jacobi in Aussicht stellte: „Ich habe gar keine Zeit, meine Sinne zu sammeln, und habe dazu ein Stückchen Arbeit angefangen, stricte für Sie und alle lieben Seelen, die Ihnen gleichen, nicht zur Nahrung, doch hoff' ich zur Ergötzung *). Auf Fastnacht könnt's anmarschiren, wenn die Sterne

*) Man vergleiche damit den Zusatz beim Titel: „Zur Lehr, Nutz und

nicht gar zu grob zuwider sind." Und am Sylvestertage 1773 bestätigt er das Versprechen: „Auf Fastnacht, bleibt's dabei, kommt was angefahren." Da aber nun, nach der Ankunft von Maximiliane La Roche, eine ganze Zeit lang „geschwärmt ward," so mochte sich die Vollendung des Stücks bis gegen Ostern hinziehen *).

Hatte er so die herrsch- und genußsüchtige pfäffische Frömmelei in einem besondern Stücke gezüchtigt, so drängte es ihn, auch andererseits den Dünkel eines seichten Rationalismus eigens zu strafen. Wir wissen, wie er einen Hauptvertreter dieser Richtung, den Dr. Carl Friedr. Bahrdt zu Gießen, bereis in den Recensionen der Frankfurter gelehrten Anzeigen angegriffen. Bahrdt, der anfangs ein Hyperorthodoxer, ein Schwärmer und Exorcist gewesen war, hatte sich allmälig bis in die kahlsten Höhen eines ganz nüchternen, gefühl- und phantasielosen Rationalismus verstiegen, wo er das Christenthum nur als eine Art von Moralreligion und seinen Stifter als einen ausgezeichneten Menschen, als einen Wohlthäter und Aufklärer der Gesellschaft ansah, mit dem er sich, neben Luther, Sokrates und Semler, ungefähr auf einer Linie glauben zu dürfen meinte **). Daher schleuderte Goethe gegen ihn den Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch Dr. C. Fr. Bahrt. Gießen, 1774. Bahrdt machte gute Miene zu dem bösen Spiel, besuchte Goethe'n, scheinbar höflich und zutraulich, scherzte über den Prolog und wünschte ein gutes Verhältniß. Der Kreis der geistreichen jungen Männer fuhr indeß fort, kein geselliges Fest zu begehen, „ohne mit stiller Schadenfreude sich der Eigenheiten zu erinnern, die sie an Andern bemerkt und glücklich dargestellt hatten." Viele dieser lustigen Productionen sind zerstoben und verloren gegangen; andere mußten als unmittheilbar zurückgehalten werden, die kleinsten bekennt Goethe unter die gemischten Gedichte gereiht zu haben; und dahin gehören vielleicht: „Den

Kurzweil gemeiner Christenheit, insonders Frauen und Jungfrauen zum goldenen Spiegel."

*) Darauf deutet vielleicht der Zusatz beim Titel: „auch wohl zu tragiren nach Ostern."

**) Gervinus V, 263 f.

Männern zu zeigen" ("Ach! ich war auch in diesem Falle"), „Ein Gleichniß" („Ueber die Wiese, den Bach herab"), „Der Recensent" („Da hatt' ich einen Kerl zu Gast") und „Sprache" („Was reich und arm"), die in der Ausgabe von 1780 den Schluß der vermischten Gedichte bilden.

Endlich bleibt uns hier noch einer größern dramatischen Production unsers Dichters, die, wenn sie auch nicht zu seinen Werken ersten Ranges gehört, doch jedenfalls ein schätzenswerther Beweis seines dramatischen und theatralischen Talentes ist, seines Clavigo zu gedenken. Den Anstoß dazu gab ihm jenes wöchentliche Gesellschaftskränzchen, worin man sich unter Andern mit dem „wunderlichen Mariagespiel" belustigte. Er brachte in dasselbe eines Abends, als frischeste literarische Novität, das erst im Januar 1774 geschriebene vierte Memoire des Beaumarchais mit, worin dieser eine „eclatante Ehrensache" mittheilt, die er vor zehn Jahren in Madrid gegen den Custos der Kronarchive Joseph Clavigo*) gehabt. Dieses Memoire, vielleicht das vorzüglichste von Beaumarchais in Hinsicht der Dialektik und des feinen Tones, welche darin herrschen, erwarb sich den Beifall der Gesellschaft und erregte in Goethe's lieber Ehehälfte den Wunsch, daß er den Gegenstand dramatisiren möchte. Er versprach, ihn über acht Tage als Theaterstück vorzulesen, und hielt Wort. Diese immerhin staunenswürdig rasche Entstehung des Dramas wird uns begreiflicher, wenn wir es mit seiner Quelle vergleichen. Goethe hielt sich im Ganzen sehr nahe an den überlieferten Stoff und änderte nur die Katastrophe. Es gelang in der Wirklichkeit dem Beaumarchais, seine wiederholt treulos verlassene Schwester dadurch an Clavigo zu rächen, daß er diesen aus seinem Amt brachte **). Unser Dichter wählte eine mehr

*) Im Spanischen wird der Name Clavijo geschrieben; Beaumarchais schreibt Clavico.

**) Professor Link berichtet über ihn in seiner Reise durch Frankreich, Spanien und Portugal: „Don Clavijo, der Aufseher des K. Naturaliencabinets, ist ein liebenswürdiger Alter ... Er weiß es, daß er auf der deutschen Bühne erscheint; aber er versteht die deutsche Sprache nicht. Weniger ist er bei uns wegen seiner großen Verdienste um die spanische Literatur bekannt. Seine Uebersetzung von Büffon's Naturgeschichte ist ein Meisterstück in ihrer

tragische Katastrophe, die er aus einer englischen Ballade entlehnt zu haben behauptet*), und ließ Clavigo an der Leiche der Geliebten durch Beaumarchais' Hand sterben. Im Uebrigen aber legte er das Memoire zu Grunde, und erlaubte sich sogar, nach Shakspeare's Vorgang, einen Haupttheil des Dramas daraus wörtlich zu entnehmen. In der Hauptscene des zweiten Actes ist von den Worten Beaumarchais' an: „Eine Gesellschaft gelehrter, würdiger Männer hat mir den Auftrag gegeben u. s. w." bis zu dessen Weggehen fast Alles eine ziemlich getreue Uebersetzung des Memoires. Nur ein paar Stellen dieser Scene sind nach Andeutungen der Quellenschrift weiter ausgeführt, so z. B. die Worte Clavigo's: „Kein Vorschlag in der Welt könnte mir erwünschter sein, meine Herren u. s. w." bis zu Ende, wofür es bei Beaumarchais heißt: „Er schien von diesem Antrage entzückt zu sein. Um meinen Mann besser kennen zu lernen, ließ ich ihn lange Zeit über die Vortheile sich verbreiten, welche den Nationen aus solchen Correspondenzen erwachsen dürften. Er liebäugelte mit mir und nahm einen huldvollen Ton an; er sprach wie ein Engel und strahlte gleichsam von Ruhm und Wonne. Mitten in seiner Freude fragte er mich endlich, was für Geschäfte mich nach Spanien geführt, und fügte hinzu, er würde sich sehr glücklich schätzen, mir darin von einigem Nutzen sein zu können."

Was die Charaktere des Dramas betrifft, so waren, von den vier Nebenrollen abgesehen, drei Personen: Beaumarchais, Marie und Clavigo in dem Memoire gegeben. Unter diesen führte der Dichter den Beaumarchais ganz so ein, wie er sich in seiner eigenen Schrift darstellt, kühn und entschlossen, feurig und heftig als Franzose, aber auch versöhnlich und edelmüthig. Auch Mariens Charakter und selbst ihr körperlicher Zustand sind in dem Memoire

Art; keine erreicht die Fülle und den Schwung des Originals in dem Maße, als diese; Don-Clavijo ist Meister dieser Sprache, ungeachtet er von den canarischen Inseln gebürtig ist; er zeigt in Allem, sogar was neu in ihr ist, den feinsten Geschmack."

*) Nach Düntzer („Aus Herder's Nachlaß", I, S. 159 Anm.) ist sie aus einem deutschen Volksliede „Das Lied vom Herren und der Magd" (vgl. Wunderhorn I, 50) entnommen, welches zu den von Goethe an Herder übersandten Volksliedern gehörte.

angedeutet. In einem Briefe, den die ältere Schwester an den Vater Beaumarchais richtete, heißt es: „Die Reizbarkeit der gekränkten Schwester hat sie in einen tödtlichen Zustand versetzt, aus dem wir sie schwerlich zu erretten Hoffnung haben." Sie wird auch im Memoire als ein Mädchen voll Geist, Anmuth und Tugend dargestellt; Goethe gab ihr noch einen Anstrich deutscher Sentimentalität und läßt über Clavigo's erneuerte Treulosigkeit ihr Herz brechen. In die Rolle des Haupthelden hat der Dichter, wie sehr der dramatische Clavigo dem des Memoires auf den ersten Anblick gleichen mag, doch Vieles aus seinem Geist und Herzen und aus eigenen Lebenserfahrungen hineingetragen; und die Figur des Carlos endlich ist eine von ihm rein geschaffene, weßhalb wir diesen beiden Charakteren eine nähere Aufmerksamkeit widmen.

Goethe hat selbst darauf hingedeutet, daß in dem Clavigo eine Art poetischer Beichte liege *); die schlechte Figur, meint er, die Clavigo seiner Geliebten gegenüber spiele, möge wohl ein Resultat seiner reuigen Betrachtungen über das Verhältniß zu Friederiken gewesen sein. Indeß tritt hier derselbe Fall ein, wie in Werther's Leiden, daß der Dichter sich im Leben größer erweis't, als der nach ihm copirte Held in der Dichtung. Goethe und Clavigo geriethen in einen gleichen innern Conflict; aber während Goethe diesen Streit durch einen kräftigen Entschluß zur Entscheidung brachte, sehen wir Clavigo zwischen widerstrebenden Wünschen schwanken; er ist weder stark genug, den für recht gehaltenen Herzensdrang, der ihn zu Marien zurückkehren heißt, zu einem entschiedenen Siege zu bringen, noch ihn zu überwinden und selbstbewußt gegen ein höheres Recht zu opfern **). Wenn diese Charakterschwäche, die Goethe seinem Helden beilegte, ihm die Neigung des Lesers entfremden könnte, so hat er ihm dagegen eine liebenswürdige Persönlichkeit geliehen, welche einen mächtigen Zauber auf seine Umgebung ausübt und ihm von Seiten der Zuschauer ein lebhaftes Mitleid über sein Schicksal sichert. Gerade die „Schwäche und Halbheit, die ihn sittlich herabsetzen und als deren Opfer er mit

*) S. Goethe's W., Bd. 22, S. 90.
**) Rötscher, Cyklus dramat. Charaktere, 2. Thl. S. 211.

Recht fällt, geben seiner Persönlichkeit zugleich eine gewisse Weichheit und etwas Anschmiegendes, wodurch er die Herzen gewinnt, da seiner Elasticität der Empfindung eine gleiche Elasticität des Geistes entspricht, ein lebhaftes Ergreifen geistiger Interessen und eine Kunst, dem Empfundenen auch stets eine edle Hülle zu geben *)." Es ist derselbe Zauber, den auch Goethe durch die Wärme und Fülle seines Gemüths, den Reichthum und die Biegsamkeit seines Geistes, seine Beredtsamkeit und sein ganzes Aeußere auf die Menschen übte. Die Verwandtschaft des Clavigo mit einer von Goethe früher geschaffenen dramatischen Gestalt hebt er selbst in einem Briefe an Schönborn vom 1. Juni 1774 hervor: „Ich hab' ein Trauerspiel gearbeitet: Clavigo, moderne Anekdote dramatisirt, mit möglichster Simplicität und Herzenswahrheit; mein Held ein unbestimmter, halb groß, halb kleiner Mensch, der Pendant zum Weislingen im Götz, vielmehr Weislingen selbst in der ganzen Rundheit einer Hauptperson."

Zu dem Charakterbilde des Carlos, ist behauptet worden, habe dem Dichter Merck als Urbild gedient. Ich möchte eher sagen, daß auch dieser Charakter eine Seite von Goethe's eigenem Wesen darstelle. Wie in Clavigo sich die ideale Richtung seiner Natur, seine lebendige Phantasie, seine edle Wärme des Gefühles, die Hingebung seines Gemüthes an den gegenwärtigen Augenblick, die Liebenswürdigkeit seines Wesens ausspricht, so in Carlos die ruhige Besonnenheit, die mit freiem Blicke über den Situationen schwebt, die kühl realistische Weltansicht, die sich nicht von Illusionen der Einbildungskraft umgarnen läßt, die starke Willenskraft, welche den Forderungen des Herzens Schweigen gebietet, — Eigenschaften, die sich in Goethe mit allem Schwunge der Phantasie, mit aller Erregbarkeit des Gefühles vereinigten. Indem aber der Dichter diese zwei Seiten seines Wesens, die sich in ihm gegenseitig mäßigten und im Gleichgewicht hielten, an zwei verschiedene Personen vertheilt und sie bei ihnen zur Grundlage ihres Charakters gemacht hat, kann es nicht fehlen, daß beide Charaktere, mit dem Dichter selbst verglichen, sich unvortheilhaft darstellen müssen. Zeigt

*) Ebendaselbst S. 213.

sich Clavigo gegen ihn schwach und haltungslos, so erscheint Carlos dafür schroff und kalt; aber gerade durch diese Einseitigkeit eignen sie sich zu Personen eines Trauerspiels, welche die Halbheit ihres Wesens schwer büßen müssen, während der Dichter, der sie schuf, in der Ganzheit und Harmonie seines Charakters siegesfroh durch das Leben schreitet. Wir finden also, daß Goethe im Clavigo ähnlich verfuhr, wie später im Tasso, wo er den Dichter und Weltmann zu einander in scharfen Gegensatz stellte, die er in sich selbst harmonisch zu verbinden wußte. Damit soll aber nicht in Abrede gestellt werden, daß er von Merck manche Züge zu seinem Carlos entlehnt habe, wie z. B. Merck's warme Freundschaft für Goethe neben einer allgemeinen Verstimmung gegen die Welt in Carlos ein Analogon findet.

Betrachten wir das Stück im Ganzen, so zeigt sich uns eine einfache und schöne Architektonik. Der Stoff in wenige große, leicht übersichtliche Massen geordnet und diese in die verschiedenen Acte vertheilt. Der erste Aufzug exponirt Clavigo's und Mariens gegenwärtigen Zustand und scheidet sich darnach in zwei symmetrische Hälften. Der zweite, der, wie Goethe sie selbst bezeichnet, „die Hauptscene" des Drama's, das erste Zusammentreffen Clavigo's und Beaumarchais', enthält, gibt zugleich von den vorhergehenden Ereignissen und Zuständen eine so wirksam in die Handlung eingreifende Exposition, wie sie kaum noch in einem andern Drama zu finden ist. Das Zwiegespräch am Ende des Actes zwischen Carlos und Clavigo läßt uns weitere Verwickelungen vorahnen. Im dritten Aufzuge kehrt Clavigo zu Marien zurück, und erwirbt ihre Verzeihung, und hier sind vielleicht die Scenen zu suchen, von denen Goethe in dem Briefe an Schönborn vom 1. Juni 1774 schreibt, daß er sie „im Götz, um das Hauptinteresse nicht zu schwächen, nur habe andeuten können." Der vierte Act zerfällt wieder, wie der erste, in zwei Hauptgruppen: Clavigo wird durch Carlos umgestimmt, Marie erfährt es und stirbt. Von dem fünften Aufzuge urtheilt A. W. Schlegel, daß er zu den übrigen nicht recht passe. „Wenn wir bemerken," sagt er, „daß die Katastrophe gar sehr an die Beerdigung Ophelia's und an das Zusammentreffen des Hamlet und Laertes an ihrem Grabe erinnert, so ist damit

auch schon ausgesprochen, wie sehr sie gegen den Ton und das Colorit des Uebrigen verstößt." Allerdings erinnert das Stück im Ganzen an Lessing's bürgerliches Trauerspiel, während der Schluß mehr in Shakspeare's Weise gehalten ist; allein für mein Gefühl ist der Uebergang nicht schroff, und da einmal die Tragödie, ihrer Anlage nach, nicht füglich einen andern Ausgang zuließ, so finde ich die Erhebung des Tones gerade an dem Schlusse nicht unnatürlich.

Goethe berichtet, Mephistopheles Merck habe ihm bei diesem Stücke zum erstenmal durch ein entmuthigendes Urtheil großen Schaden gethan. Als er es ihm mittheilte, erwiederte Merck: „Solch einen Quark mußt Du mir künftig nicht mehr schreiben; das können die Andern auch *)." Goethe gab ihm, wie später in Wahrheit und Dichtung, so auch schon damals Unrecht. „Daß mich nun," schrieb er den 21. August 1774 an Jacobi, „die Memoiren des Beaumarchais de cet aventurier français freuten, romantische Jugendkraft in mir weckten, sich sein Charakter, seine That mit Charakteren und Thaten in mir amalgamirten, und so mein Clavigo ward, das ist Glück; denn ich habe Freude darüber, und, was mehr ist, ich fordere das kritische Messer auf, die bloß übersetzten Stellen abzutrennen vom Ganzen, ohne es zu zerfleischen, ohne eine tödtliche Wunde, nicht zu sagen, der Historie, sondern der Struktur, der Lebensorganisation des Stückes zu versetzen. Also — was red' ich über meine Kinder; wenn sie leben, so werden sie fortkrabbeln unter diesem weiten Himmel!" Wieland's Urtheil über den Clavigo zeigt ein Brief desselben von Jacobi vom 15. August 1774. „Goethe's Clavigo," schreibt er, „habe ich nun gesehen. Wenn ich nicht selbst Autor wäre, so wollte ich den Kunstrichter von Profession spielen, und als solcher wollt' ich einem ehrsamen Publico leicht beweisen, daß noch viel fehlt, daß Goethe der Wundermann sei, für den man ihn hält; und dazu sollte mir

*) Vergleiche Merck's Briefe an Nicolai vom 19. Januar 1776 (Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe ꝛc., herausgegeben von K. Wagner, Leipzig 1847, Seite 133 f.): „Stella und Clavigo sind, aufrichtig, nichts als Nebenstunden."

gerade dieſer Clavigo Stoff genug geben. Man muß dergleichen blendende Dinge nur drei bis vier Mal leſen, ſo fallen einem die Schuppen ziemlich von den Augen. Indeſſen fühle ich ſo gut als Einer, daß ſchöne Stellen darin ſind, und daß die Wärme und Wahrheit des Dialogs viele Sünden zudeckt. Nur die Verwandlung des Herrn Beaumarchais in einen Kannibalen finde ich ſehr unglücklich ... Und was dünkt Ihnen zu der Franzöſin Marie, die vor Liebe und Liebesſchmerz ihr zartes Seelchen aushaucht?" Fritz Jacobi nahm das Stück mit Feuer gegen dieſes Urtheil in Schutz, und fand in Marie ein herrliches Geſchöpf und beſonders in Carlos nicht bloß ein Meiſterſtück, ſondern ein „Wunder des Genies!" So ſehr theilten ſich ſchon damals die Ausſprüche der Kritik über dieſe Production unſeres Dichters.

Fünftes Capitel.

Lectüre. Correſpondenz mit Klopſtock und Lavater. Der Letztere zu Beſuch bei Goethe. Desgleichen Baſedow. Aufenthalt zu Ems. Lahnfahrt und Rheinreiſe. Zuſammenkunft mit Jacobi. Ausflug von Pempelfort nach Elberfeld zu Jung-Stilling. Rückkehr nach Frankfurt. Keſtner zürnt über Werther's Leiden. Mahomet. Satyros. Der ewige Jude. Prometheus. Kunſtlieder. An Schwager Kronos. Der König in Thule. Der untreue Knabe.

Sahen wir im vorigen Capitel den jungen Dichter mit ſeinen Genoſſen die Geißel der Satyre in keckem Uebermuthe ſelbſt über literariſche Notabilitäten, wie einen Wieland, ſchwingen: ſo dürfen wir nicht unerwähnt laſſen, daß er auch fremdes Verdienſt mit freudiger Bereitwilligkeit anerkannte. Die eben erſchienene „Aelteſte Urkunde des Menſchengeſchlechtes" von Herder begrüßte er mit Enthuſiasmus und nannte ſie in einem Briefe an Schönborn (vom 8. Juni 1774) ein ſo myſtiſch weitſtrahlſinniges Ganze, eine in der Fülle

verſchlungener Geäſte lebende Welt, daß weder eine Zeichnung nach verjüngtem Maßſtabe einigen Ausdruck der Rieſengeſtalt nachäffen, noch eine treue Silhouette einzelner Theile melodiſch ſympathetiſchen Klang in der Seele anſchlagen könne. „Herder iſt in die Tiefen ſeiner Empfindung hinabgeſtiegen," fährt der Brief fort, „hat d'rin alle die hohe, heilige Kraft der ſimpeln Natur aufgewühlt und führt ſie nun in dämmerndem, wetterleuchtendem, hier und da morgenfreundlich lächelndem, Orphiſchem Geſang vom Aufgang herauf über die weite Welt, nachdem er vorher die Laſterbrut der neueren Geiſter, De- und Atheiſten, Philologen, Textverbeſſerer, Orientaliſten u. ſ. w. mit Feuer und Schwefel und Fluthſturm ausgetilgt." Iſt Goethe's Begeiſterung für dieſe Schrift, bei ſeiner damaligen Sinnesweiſe, ganz wohl begreiflich, ſo befremdet es dagegen etwas, daß auch Klopſtock's deutſche Gelehrtenrepublik mit ihren ſeltſamen Grillen, ihren wunderlichen Formen, ihren Spuren beginnender Altersſchwächen ihm den feurigſten Beifall ablockte. „Klopſtock's herrliches Werk", ſchrieb er am 10. Juni an Schönborn, „hat mir neues Leben in die Adern gegoſſen. Die einzige Poetik aller Zeiten und Völker, die einzigen Regeln, die möglich ſind! Das heißt Geſchichte des Gefühles, wie es ſich nach und nach feſtigt und läutert, und wie mit ihm Ausdruck und Sprache ſich bildet, und die biederſten Aldermanns-Wahrheiten von dem, was edel und knechtiſch iſt am Dichter. Das alles aus dem tiefſten Herzen, eigenſter Erfahrung mit einer bezaubernden Simplicität hingeſchrieben!" Freilich ſtellte ſich dieſes Werk auch für die Wenigen, die es faſſen konnten, wie Gervinus ſagt, „gleichſam als ein Symbol der republikaniſchen Freiheit unſerer Literatur hin gegen alles Abſolute des Königthums und der Hierarchie, gegen alle franzöſiſchen Dictaturen und mäcenatiſchen Joche, gegen das Regelbuch der Aeſthetiker, gegen alle Kritik, die nicht auf Natur, Erfahrung und Seelenkunde ruht!"

Etwas mochte zu dieſem Enthuſiasmus der mit Klopſtock angeknüpfte briefliche Verkehr beitragen. „Ich habe Klopſtocken geſchrieben," meldete er Anfangs Juni an Schönborn, „und ihm zugleich was geſchickt; brauchen wir Mittler, um uns zu communiciren?" So war er auch ſchon ſeit einiger Zeit, wahrſcheinlich beſon-

ders in Folge jenes Briefes des Pastors, mit einem andern Manne, der die Augen von ganz Deutschland auf sich zog, mit Lavater, und dessen Seelenfreunde Joh. Konr. Pfenninger in Correspondenz getreten. In den Briefen an Beide herrscht, ehe er sie noch gesehen, die größte Herzlichkeit mit dem brüderlichen Du. Ein Schreiben an den Letztern müssen wir aufnehmen, damit Goethe's religiöser Standpunkt vor der Epoche, wo er mit Lavater und Fritz Jacobi persönlich bekannt und durch sie eine Zeitlang stärker auf die religiösen Interessen hingelenkt wurde, möglichst klar dem Leser vor Augen trete.

„Danke Dir, lieber Bruder," schreibt Goethe an Pfenninger, „für Deine Wärme um Deines Bruders Seligkeit. Glaube mir, es wird die Zeit kommen, da wir uns verstehen werden. Lieber, Du redest mit mir als einem Ungläubigen, der begreifen will, der bewiesen haben will, der nicht erfahren hat. Und von all dem ist gerade das Gegentheil in meinem Herzen. Du wirst viel Erläuterung finden in dem Manuscript, das ich Euch bald schicke *). Bin ich nicht resignirter im Begreifen und Beweisen als Ihr? Hab' ich nicht eben das erfahren, als Ihr? — Ich bin vielleicht ein Thor, daß ich Euch nicht den Gefallen thue, mich mit Euern Worten auszudrücken, und daß ich nicht einmal durch eine reine Experimental-Physiologie meines Innersten Euch darlege, daß ich ein Mensch bin, und daher nicht anders sentiren kann, als andere Menschen, daß Alles, was unter uns Widerspruch scheint, nur Wortstreit ist, der daraus entsteht, weil ich die Sachen unter anderen Combinationen sentire, und darum, ihre Relativität ausdrückend, sie anders benennen muß, — was aller Controversien Quelle ewig war und bleiben wird. — Und daß Du mich immer mit Zeugnissen packen willst! Wozu die? Brauch' ich Zeugniß, daß ich bin? Zeugniß, daß ich fühle? Nur so schätze, liebe, bet' ich die Zeugnisse an, die mir darlegen, wie Tausende oder Einer vor mir eben das gefühlt haben, das mich kräftiget und stärket. Und so ist das Wort der Menschen mir Gottes Wort, es mögen's Pfaffen oder H— gesammelt und zum Canon gerollt, oder es als Fragmente hingestreut haben. Und mit inniger Seele fall' ich dem Bruder um den Hals: Moses, Prophet, Evangelist, Apostel, Spinoza oder Machiavell! Darf aber auch zu Jedem sagen: Lieber Freund, geht Dir's doch wie mir! Im Einzelnen sentirst Du kräftig und herrlich; das Ganze ging in Euern Kopf so wenig, als in meinen!"

*) Werther's Leiden, wie der nächstfolgende Brief an Lavater (Briefe von Goethe an Lavater, Nr. 2, S. 7) höchst wahrscheinlich macht.

Vergegenwärtigen wir uns diese Gesinnungsweise und diesen Zustand seines Innern, so begreifen wir die Herzlichkeit seines ersten Begegnens mit Lavater, der ihm doch in vieler Beziehung so durchaus unähnlich war. Den bevorstehenden Besuch desselben kündigte Goethe am 8. Juni 1774 in einem Briefe an Schönborn an: „Lavater, der mich recht liebt, kommt in einigen Wochen her. Wenn ich ihm nur einige Tropfen selbstständigen Gefühls einflößen kann, soll's mich hoch freuen. Die beste Seele wird von dem Menschenschicksale so innig gepeinigt, weil ein kranker Körper und ein schweifender Geist ihm die collective Kraft entzogen, und so der besten Freude, des Wohnens in sich selbst, beraubt hat. Es ist unglaublich, wie schwach er ist, und wie man ihm, der doch den schönsten, schlichtesten Menschenverstand hat, den ich je gefunden, wie man ihm gleich Räthsel und Mysterien spricht, wenn man aus dem in sich und durch sich lebenden und wirkenden Herzen redet." Dagegen lautet sein Urtheil, nach dem ersten Zusammensein mit Lavater, in einem Briefe vom 4. Juli: „Lavater war fünf Tage bei mir, und ich habe auch da wieder gelernt, daß man über Niemand reden soll, den man nicht persönlich gesehen hat. Wie ganz anders wird doch Alles! Er sagt so oft, daß er schwach sei, und ich habe Niemand gekannt, der schönere Stärken hätte, als er. In seinem Elemente ist er unermüdet, thätig, fertig, entschlossen und eine Seele voll der herzlichsten Liebe und Unschuld. Ich habe ihn nie für einen Schwärmer gehalten, und er hat noch weniger Einbildungskraft, als ich mir vorstellte. Aber weil seine Empfindungen ihm die wahrsten, so sehr verkannten Verhältnisse der Natur in seine Seele prägen, er nun also jede Terminologie wegschmeißt, aus vollem Herzen spricht und handelt, und seine Zuhörer in eine fremde Welt zu versetzen scheint, indem er sie in die ihnen unbekannten Winkel ihres eigenen Herzens führt: so kann er dem Vorwurfe eines Phantasten nicht entgehen."

Die erste Zusammenkunft, die gegen den 24. Juni statt fand, läßt Georg Geßner in seiner Biographie Lavater's diesen selbst in folgender Weise erzählen: „Das war eine schöne Stunde, deren noch viel schönere folgten, ohne die dunkeln der Trennung, die noch in fernem Hintergrunde standen, nur ahnen zu lassen. „„Bist's? — Ich bin's!"" Unaussprechlich süßer, unbeschreiblicher Auftritt des Schauens, sehr ähnlich und unähnlich der Erwartung! Alles war Geist und Wahrheit, was Goethe mit mir sprach. In ziemlich großer Gesellschaft sagte mir Goethe einmal: „„Sobald man in Gesellschaft ist, nimmt man vom Herzen den Schlüssel ab und steckt ihn in die Tasche; die, welche ihn stecken lassen, das sind Dummköpfe."" Viel las er mir aus seinen Papieren vor, und las — las, man hätte sich verschworen, er spräche eben dieß das erstemal im Feuer mit mir. Seine Arbeiten, o Scenen voll wahrer, wahrester Menschennatur; unbeschreibliche Naivetät und Wahrheit!"

Indessen wurde Goethe'n zu dergleichen Vorlesungen und zu vertrauten Gesprächen mit Lavater über Angelegenheiten des Geistes und Herzens nicht viel Raum gelassen; denn von allen Seiten drängte man sich heran, den merkwürdigen Mann zu sehen, oder sich durch ihn über sittliche und religiöse Dinge aufzuklären. Lavater fühlte sich dabei ganz wohl; er liebte, wie Goethe sagt, seine Wirkungen in's Weite und Breite auszudehnen; er stand gerne belehrend und belebend vor einer Gemeine, wobei ihm seine große physiognomische Gabe, seine rasche und scharfe Unterscheidung der Geister und Gemüther trefflich zu statten kam. Umgekehrt schloß sich Goethe, wie wir ihn eben gegen Lavater bekennen hörten, unter einer größern Gesellschaft, in Beziehung auf die höheren Interessen des Menschen, zu. Er fühlte jetzt recht den Abstand zwischen seiner und des neuen Freundes Wirksamkeit; die des Letztern galt in der Gegenwart, die seinige dagegen in der Abwesenheit; wer mit Lavater in der Ferne unzufrieden war, befreundete sich mit ihm in der Nähe; wer Goethe'n nach seinen Werken für liebenswürdig gehalten, fand sich oft getäuscht, wenn er an einen starren, ablehnenden Menschen stieß. Höchst merkwürdig war es ihm, seine Freundin von Klettenberg und Lavater einander gegenüber zu sehen. Er fand, daß, wie entschiedene Christen beide waren, sich doch ihr Bekenntniß und namentlich das

Verhältniß zu ihrem Heilande verschieden gestaltet hatte. „Fräulein von Klettenberg," sagt er, „verhielt sich zu dem ihrigen, wie zu einem Geliebten, dem man sich unbedingt hingibt, alle Hoffnung auf seine Person legt und ihm ohne Zweifel und Bedenken das Schicksal des Lebens anvertraut; Lavater hingegen behandelte den seinen als einen Freund, dem man neidlos und liebevoll nacheifert, seine Verdienste anerkennt, sie hochpreis't, und eben deßwegen ihm ähnlich, ja gleich zu werden bemüht ist." Er selbst konnte weder der einen, noch dem andern völlig beistimmen; denn er hatte sich auch einen Christus nach seinem Sinne gebildet. Wollten ihm nun Beide den seinigen gar nicht gelten lassen, so kehrte er allerlei Paradoxien und Extreme hervor, und entfernte sich, wenn sie ungeduldig wurden, mit einem Scherze.

Um aber die Gegenstände, die ihm am Herzen lagen, ungestörter mit Lavater abhandeln zu können, entschloß er sich, diesen am 29. Juni nach Ems zu begleiten. Ein herrliches Sommerwetter begünstigte die Reise, die unter den bedeutendsten Unterhaltungen vorüberflog. Lavater zeigte sich heiter, theilnehmend, geistreich und witzig, und Goethe's künstlerisch beschauliches Wesen war durch des Freundes mächtige Anregungen in lebhaftern Umtrieb gesetzt. Wagte er sich bisweilen mit seinen titanischen Ideen über die Grenzen hinaus, innerhalb deren es Lavatern bei seiner zarten Gesinnung wohl war, so klopfte dieser dem Verwegenen mit einem treuherzigen „Bisch guet!" auf die Schulter. Geßner berichtet über die Fahrt: „Die höchst interessanten Gespräche, welche da gewechselt worden, von denen ich freilich nur Brosamen habe, zeigen, wie tief und ganz Lavater und Goethe einander saisirten. Ueber die wichtigsten Dinge des Christenthums und der Literatur sprachen und trafen sie in einander (?). Aus seinen Gedichten las und recitirte Goethe eine Menge; Sache und Recitation, Drama, Epopöe und Knittelvers, es hatte Alles nur Ein Gepräge, hauchte nur Einen Geist."

In Ems ward Lavater wieder sogleich von Gesellschaft aller Art umringt, weßhalb Goethe bald nach Frankfurt zurückreis'te, um einige Arbeiten, die er unter Händen hatte, weiter zu führen. Aber er sollte dazu nicht gelangen, denn Basedow, auf einer Reise zur

Förderung seiner pädagogischen Reformationsplane begriffen, traf schon in den nächsten Tagen in Frankfurt ein. Daß Goethe auch diesem Manne ein lebhaftes Interesse widmete, ist ein starker Beweis, wie sehr ihn damals jede entschiedene Natur anzog, mochte sie von der seinigen noch so abweichend sein. Er ließ sich Basedow's abstoßendes Aeußere, seine wunderlichen Grillen, sein schadenfrohes Necken, seine cynischen Gewohnheiten gefallen, er übersah es, daß er hier in mancher Beziehung einen Geistesverwandten Bahrdt's vor sich hatte, oder vielmehr, er begrüßte es als eine willkommene Gelegenheit, um sich in den Fechterstreichen des Disputirens zu üben. Obwohl Basedow auf seiner Reise das Publicum durch seine Persönlichkeit für sein großes philanthropisches Unternehmen zu gewinnen und nicht etwa bloß die Gemüther, sondern auch die Beutel aufzuschließen dachte, widerstand er doch nicht einem unruhigen Kitzel, über allerlei Glaubenssachen heterodoxe Meinungen auszukramen, namentlich die Lehre von der Dreieinigkeit heftig anzufeinden, und verletzte dadurch Viele, die er für sein Vorhaben zu begeistern gewußt hatte. Goethe griff bei solchen Gelegenheiten zu den Waffen der Paradoxie, überflügelte seine Meinungen und wagte das Verwegene mit Verwegenerm zu bekämpfen. In dieser Geistesgymnastik gefiel er sich so gut, daß er Basedow, als dieser am 12. Juli ebenfalls seinen Weg nach Ems richtete, eine Strecke weit begleitete und seinen schlechten Tabak und stinkenden Zündschwamm aushielt, den er unter dem Namen „Basedow'scher Stinkschwamm" in die Naturgeschichte eingeführt wissen wollte.

Nach Frankfurt zurückgekehrt, ließ ihn die Sehnsucht nach der geistigen Anregung, die er in dem Verkehr mit den beiden Reisenden und besonders mit Lavater gefunden, nicht ruhen, und er machte sich schon am 15. Juli gleichfalls nach Ems auf. Sein dortiger Aufenthalt müßte, der Darstellung in Wahrheit und Dichtung zufolge, längere Zeit gedauert haben. Goethe erzählt von Abend-, Mitternacht- und Morgenständchen, wie die Gesellschaft mit jedem Tage zugenommen, wie man unmäßig getanzt, und er, unter anderen Scherzen, auch seiner Verkleidungslust wieder gefröhnt habe. So oft er einen Tanz aussetzte, sei er auf Basedow's Zimmer hinaufgesprungen, der sich nie zu Bette legte, sondern die Nacht hindurch

mit kurzen Pausen, wo er schlummerte, seinem Tiro dictirte. Auch sei „manche Fahrt" in die Nachbarschaft, besonders nach den Schlössern adeliger Frauen unternommen worden, die mehr als die Männer geneigt waren, etwas Geistiges und Geistliches aufzunehmen. Zu Nassau habe man bei Frau von Stein (der Mutter des berühmten Staatsministers von Stein) eine große Gesellschaft getroffen, wo er durch Fragen über die Wahrhaftigkeit von Werther's Leiden bedrängt *), Lavater auf physiognomische Proben gestellt und Basedow, zum Aergerniß Aller, von seinem bösen antitrinitarischen Geist ergriffen ward. Nach den Daten, welche Geßner in seiner Biographie Lavater's gibt, währte aber der gemeinsame Aufenthalt Goethe's, Lavater's und Basedow's nur zwei bis drei Tage. Schon am 18. Juli traten sie zusammen eine Fahrt die Lahn hinunter an, um die Rheingegenden von Coblenz abwärts zu bereisen. Der Anfang eines Briefes von Lavater an die Seinigen, vom Morgen dieses Tages lautet: „Ich schreib' Euch den letzten guten Tag von Ems aus. Ihr Lieben! So ist's! ja Traum ist's! Bald verträumter Traum, daß ich Euch fern war, und Traum der Wonne wird sein das Wiedersehen. Ja wahrlich, ich darf oft vor Freude und Heimwehsucht nicht daran denken, daß ich, noch so wirklich und eigentlich, ein so liebes Weibchen und zwei so liebe Kinder, und so viele, viele Liebende zu Hause habe. „„Unterdeß (dictirt mir Goethe aus seinem Bett' herüber) unterdeß geht's immer so gerade in die Welt 'nein. Es schläft sich, ißt sich, trinkt sich und liebt sich auch wohl an jedem Orte Gottes, wie am andern, folglich, also — itzt schreib' Er weiter!"

Die Lahnfahrt ward in ziemlich großer, sehr unterhaltender Gesellschaft unternommen. „Goethe's genialischer Muthwill", berichtet Geßner, „Basedow's ruhiger Witz und Lavater's weise Laune gaben freilich den Ton an, in welchen dann die Andern, jedes nach seiner Art, mit einstimmten." Beim Anblicke einer merkwürdigen

*) Werther's Leiden waren, wie wir aus Früherm wissen, damals noch nicht erschienen. Es müßte also, wenn Goethe sich hier in seiner Selbstbiographie nicht gänzlich geirrt hat, ein Manuscript des Werkchens, etwa das an Lavater und Pfenninger gesandte, der Gesellschaft bekannt geworden sein, was freilich nicht sehr wahrscheinlich ist.

Burgruine schrieb Goethe in das Stammbuch von Schmoll aus Ludwigsburg *) (nicht von Lips, wie Goethe selbst angibt), der Lavater'n als Zeichner begleitete, das Gedicht „Geistesgruß" („Hoch auf dem alten Thurme steht"), und als es gut aufgenommen wurde, fügte er auf den nächsten Blättern allerlei Knittelverse und Possen hinzu, um den Eindruck wieder zu verderben. Das Andenken eines Mittagstisches zu Coblenz hat er in dem Gedicht „Diner zu Coblenz" aufbewahrt. Er saß zwischen Lavater und Basedow. Jener, der über die Räthsel der Offenbarung Johannis im Reinen zu sein glaubte, interpretirte dieselben einem Landgeistlichen,

Eröffnete die Siegel kurz und gut,
Wie man Theriaksbüchsen öffnen thut,
Und maß mit einem heiligen Rohr
Die Cubusstadt und das Perlenthor
Dem hoch erstaunten Jünger vor.

Basedow, der nicht bloß die Glaubenslehren, sondern auch die äußerlichen kirchlichen Handlungen gern nach seinen Grillen umgemodelt hätte, bemühte sich vergebens, einem hartnäckigen Tanzmeister zu beweisen, daß die Taufe ein veralteter Gebrauch sei,

Und zeigt' ihm, was die Taufe klar
Bei Christ und seinen Jüngern war,
Und daß sich's gar nicht ziemet jetzt,
Daß man den Kindern die Köpfe netzt.

Von sich selbst aber sagt Goethe:

Und ich behaglich unterdessen
Hatt' einen Hahnen aufgefressen.

Als sie nun fürder nach Neuwied zogen, wo Lavater an einem bestimmten Tage zu predigen versprochen hatte **), schrieb Goethe in ein Album die Anhangsverse des Gedichtes:

*) S. Geßner II, 120. 133.

**) S. Geßner II, 138. Goethe selbst erwähnt des Aufenthaltes in Neuwied nicht.

Und, wie nach Emaus, weiter ging's
Mit Sturm und Feuerschritten,
Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.

Dann ging die Reise weiter nach Cöln, wo, wie man leicht denken kann, vor Allem der Dom den Verehrer und Lobredner der deutschen Baukunst anziehen mußte. Das Gefühl des Staunens, womit er ihn betrachtete, war indeß jetzt und auch noch in späteren Jahren mit einer gewissen Apprehension vermischt, der er keinen rechten Namen zu geben wußte. Hat eine bedeutende Ruine etwas Ehrwürdiges, indem sie den Conflict eines doch einmal siegreich vollendet gewesenen Menschenwerkes mit der still, aber übermächtig wirkenden Zeit vergegenwärtigt: so trat ihm hier ein mitten in seiner Erschaffung, fern von seiner Vollendung erstarrtes Riesenkunstwerk entgegen, das auf eine niederbeugende Weise an die Unzulänglichkeit der Kräfte des Menschen erinnert, sobald er sich unterfängt, etwas Uebergroßes leisten zu wollen. Er hätte sich von diesem drückenden Gefühl durch speciellere Kunstbetrachtungen, durch detaillirtere Vergleichung des Geleisteten und Beabsichtigten einigermaßen befreien können; allein es fand sich damals noch Niemand, der ihm, wie er selbst sagt, „aus dem Labyrinth der That und des Vorsatzes, des Erbauten und Angedeuteten hätte heraushelfen können." Ein anderes Gefühl, welches damals bei ihm gewaltig überhand nahm, ergriff ihn mächtig vor diesem Denkmale einer großen, längst verschwundenen Zeit; es war „die Empfindung der Vergangenheit und Gegenwart in Eins, eine Anschauung, die etwas Gespenstermäßiges in die Gegenwart brachte." Dieses Gefühl klingt in manchen seiner früheren und späteren Dichtungen durch, von denen wir als Beispiele nur den schon erwähnten Geistesgruß und das Gedicht Bergschloß aus dem Jahre 1804 nennen.

In wohlthuenderer Weise, als beim Anblicke des Doms, erwachte diese Empfindung, als man ihn in die Wohnung des ehemaligen Rathsherrn, Banquiers und Kunstliebhabers Everard von Jabach (den sogenannten Jabach'schen Edelhof in der Sternengasse, jetzt mit Nr. 25 bezeichnet) führte. Die Familie mochte längst ausgestorben sein; aber in dem Untergeschoß hatte man Alles in

seinem alten Zustande gelassen; das bunte Estrich, die hohen geschnitzten Sessel, künstlich eingelegte Tischblätter auf schweren Füßen, metallene Hängeleuchter, ein ungeheurer Kamin, und darüber ein großes Familienbild von Lebrun, den stattlichen Hausherrn mit seiner wohlgebildeten Gattin und frischen rundbäckigen Kindern vorstellend (jetzt im Museum zu Berlin befindlich), Alles rief die vergangene Zeit auf's Lebhafteste zurück, und versetzte unsern Dichter in eine so unendliche Herzensbewegung, daß, wie er selbst bekennt, „der tiefste Grund seiner menschlichen Anlagen und dichterischen Fähigkeiten aufgedeckt ward, und alles Gute und Liebevolle, was in seinem Gemüthe lag, sich aufschloß und hervorbrach."

Diese Stimmung trug das Ihrige bei, um sein erstes persönliches Begegnen mit einem andern, gleichfalls hoch aufgeregten Manne, mit Friedrich Jacobi, desto herzlicher zu machen. Auch ihn hatte, schon im Knabenalter, oft plötzlich ein ähnliches Ineinsempfinden der Vergangenheit und Gegenwart, eine Vorstellung von ewiger Fortdauer beim Nachgrübeln über die Ewigkeit a parte ante mit solcher Klarheit angewandelt und so ergriffen, daß er in eine Art Ohnmacht sank. Allmählig seltener geworden und vom 17. bis zum 23. Jahre ganz zurückgetreten, kehrte auf einmal diese Erscheinung wieder; aber nun konnte er die gräßliche Gestalt ertragen, er wußte jetzt mit Gewißheit: sie war. Seitdem vermochte er sie zu jeder Zeit willkürlich in sich aufzurufen, glaubte aber, er könne sich in wenigen Minuten das Leben nehmen, wenn er sie einigemal nach einander wiederhole. In dieser verwandten Empfindung, die ohne Zweifel bald zwischen Beiden zur Sprache kam, zeigte sich, wie Schöll treffend bemerkt, sogleich Jacobi's disjunctive, Goethe's synthetische Natur.

Nach Wahrheit und Dichtung fand ihr erstes Zusammentreffen zu Cöln statt, wohin sich, wie es dort heißt, „die Gebrüder Jacobi mit andern vorzüglichen und aufmerksamen Männern den Reisenden entgegen bewegt hatten." Dagegen spricht aber folgender Brief Goethe's an Jacobi's Gattin, welche damals in Vaels bei Aachen, ihrem Geburtsorte, war. „Sie erwarten," schrieb er, „keinen Brief von mir, am wenigsten datirt: Düsseldorf, den 21. Juli 1774, gegen 12 Uhr Mittags, im Gasthofe des Prinzen von Oranien;

kommend von der Galerie, die meines Herzens Härtigkeit erweicht, gestärkt und folglich gestählt hat. Vor acht heute früh lief ich nach Ihrem Hause, in die Neustraße, an's Flinger- oder Flinder-Thor (deßwegen geh' ich so in's Detail, daß Sie sich deß überzeugen, daß ich hier bin, was ich selbst kaum glaube); Katharine macht auf, und große Augen, stutzte, erkannte mich und schien vergnügt zu sein. Das Haus war leer! Die Herrschaft verreis't, der Jüngste schlief, die Anderen in Pempelfort. Ich hinaus nach Pempelfort: Lottchen, Lenchen, Papa, Fritz, Georg, der Kleine ꝛc. *). — Daß mir's weh thut, Sie nicht zu treffen, fühlen Sie — just jetzo — eben jetzo! Was weiter wird? Steht in der Götter Hand." Und in einem etwas spätern Briefe heißt es: „Wie schön, wie herrlich, daß Sie nicht in D.(üsseldorf) waren, daß ich that, was mich das einfältige Herz hieß! Nicht eingeführt, marschallirt, excusirt; grad herabgefallen vor Fritz Jacobi hin! Und er und ich, und ich und er! Und waren schon, ehe noch ein schwesterlicher Blick drein präliminirt hatte, was wir sein sollten und konnten."

Nehmen wir die Nachrichten hinzu, welche uns Jung Stilling über Goethe's damaligen Besuch bei ihm hinterlassen hat **), so stellt sich Folgendes als höchst wahrscheinlich heraus. In Cöln oder Mülheim trennte sich das reisende Trifolium: Lavater besuchte einen Freund in Mülheim, Basedow setzte seine philanthropischen Streifzüge fort, Goethe begab sich nach Düsseldorf, um Jacobi's Bekanntschaft zu machen. Da er diesen hier verfehlte, so reis'te er, wohl noch am 21. Juli Nachmittags, nach Elberfeld, wozu ihn der doppelte Grund bestimmen mochte, daß Jacobi eben dort in Amtsgeschäften, und Goethe's Freund aus der Straßburger Zeit Jung

*) Charlotte und Helene Susanne, Jacobi's beide Halbschwestern, sein Vater, sein ältester Sohn Fritz, sein zweiter Georg und der etwa 10 Monate alte Max sind gemeint.

**) Jacobi hat freilich in späteren Jahren (in einem Briefe an Dohm vom 20. Juni 1818) behauptet, Jung sei in seiner Erzählung manchmal durch Untreue des Gedächtnisses irre geführt worden; die Darstellung sei aus Dichtung und Wahrheit zusammengesetzt. Es fragt sich aber, ob hier nicht auf Jacobi's Seite der Irrthum war; denn er scheint sich selbst, wie sich uns bald an einem Beispiele zeigen wird, später nicht genau mehr der einzelnen Umstände aus dieser Zeit erinnert zu haben.

Stilling daselbst als Arzt ansässig war. Jung wurde des folgenden Morgens früh in einen Gasthof zu einem fremden Patienten gerufen. Der Kranke lag im Bette, Kopf und Hals in Tücher verhüllt, und streckte dem Eintretenden die Hand entgegen, indem er mit matter Stimme sagte: „Herr Doctor, fühlen Sie mir einmal den Puls, ich bin gar krank und schwach." Jung erklärte den Puls für regelmäßig und gesund; da hing ihm, aus seiner Vermummung hervorspringend, Goethe am Halse. Nachdem Jung ihn zu Hause seiner Gattin Christine vorgestellt hatte, machten sie zusammen einen Spaziergang auf eine Anhöhe bei der Stadt, von wo man eine schöne Aussicht über das ganze Thal genoß. Unterdeß war Jacobi zu Pferde vor Jung's Thüre gesprengt und hatte durch die Magd ihrem Herrn sagen lassen, er kehre nach Düsseldorf zurück, weil dort Goethe in seiner Abwesenheit eingetroffen sei. Nach Tisch machte sich Goethe in Begleitung von Heinse, dem von ihm geschätzten Dichter und Hausfreunde der Jacobi'schen Familie, zu Pferde auf den Weg nach Düsseldorf, um dort Jacobi aufzusuchen. Aber kaum waren sie aufgebrochen, als Lavater, mit dem Rector Hasenkamp aus Duisburg und dem Dr. Cöllenbusch eintreffend, Jacobi zurückbrachte und mit ihnen bei einem frommen Kaufmanne einkehrte. Jung eilte den beiden Reitern nach und führte auch sie in das Haus des Kaufmanns. Den Kreis interessanter Personen, der sich hier Nachmittags um eine große, ovalrunde, mit Erfrischungen wohlbesetzte Tafel bildete, hat uns Jung mit lebhaften Farben gemalt: Voran saß, durch Lavater's Ruf herbeigelockt, ein alter, ehrwürdiger Tersteegianer mit ernsten, sanften Zügen, ruhigem Blick, in runder Stutzperrücke, braunem Rock und schwarzen Unterkleidern. Er war Mystiker und schaute mit einer Art freundlicher Unruhe umher, denn er witterte Geister von ganz anderen Gesinnungen. Ihm folgte der Hofkammerrath Friedrich Jacobi, dem Aeußern nach ein feiner Weltmann, im Reisehabit, doch nach der Mode gekleidet; sein lebhafter Geist sprühte Witzfunken. An ihn schloß sich sein Bruder, der Dichter, in buntem Sommerfrack; sein grauer Flockenhut lag hinter ihm auf dem Fenster *); von seinem ganzen Wesen floß sanfte,

*) Jacobi bestreitet, daß sein Bruder damals in Elberfeld gewesen.

gefällige Empfindung und Wohlwollen gegen Gott und die Menschen, sie mochten denken und glauben, was sie wollten, wenn sie nur gut und brav waren. Darauf der Hauswirth in pechschwarzer Perrücke mit einem Haarbeutel, in braunem zitzenem Schlafrock, von einer grünen seidenen Schärpe umgürtet; unter hoher, breiter Stirne starrten seine großen verständigen Augen hervor; er horchte lieber, als er redete, und paarte Schlangenklugheit mit Taubeneinfalt: dann kam Lavater in der Reihe mit seinem Evangelisten-Johannis-Gesicht; durch gefälligen Witz und muntere Laune machte er sich alle Anwesenden zu eigen, während unter der Hand seine physiognomischen Fühlhörner geschäftig waren, und sein Zeichenmeister die Hände nicht in den Schooß legte. Neben ihm saß Hasenkamp, ein etwas gebückter, hektischer Vierzigjähriger mit länglichem Gesicht und merkwürdiger Physiognomie, voll anregender Paradoxien. Auf ihn folgte Collenbusch, ein theologischer Arzt, aus dessen blatternarbigen Zügen eine geheime, stille Würde hervorleuchtete; seine gefällige Sprache, sein bescheiden artiges Wesen fesselten jedes Herz. Sein Nachbar war der Dichter Heinse, ein kleines junges, rundköpfiges Männchen, den Kopf etwas nach einer Schulter geneigt, mit schalkhaften hellen Augen und immer lächelnder Miene; er sprach nichts, sondern beobachtete nur. Einen ziemlich starken Contrast gegen ihn bildete sein Nebensasse, ein junger frommer Elberfelder Kaufmann, ein Freund von Jung. Sodann folgte dieser selbst, mit tiefem, geheimem Kummer auf der Stirne, den bedrängte Umstände verursachten, aber die Freude des Augenblicks ein wenig erhellte. Weiter schlossen den Kreis einige unbedeutende, lückenbüßende Physiognomieen. Goethe aber konnte nicht sitzen; er tanzte um den Tisch herum, machte Gesichter und zeigte allenthalben nach seiner Art, wie königlich ihn dieser Zirkel von Menschen ergötzte. Die Elberfelder glaubten, der junge Mann müsse nicht recht klug sein; Jung aber und die Andern, die sein Wesen besser kannten, konnten sich kaum vor Lachen halten, wenn ihn Einer mit starren, bemitleidenden Augen ansah, und er dann mit großem, hellem Blick ihn darniederschoß.

In solcher Gesellschaft, wo sich Goethe und Jacobi zuerst sahen, konnten sich natürlich ihre Herzen nicht sogleich einander ganz

erschließen. Aber als sie nun bald darauf nach Düsseldorf zurückkehrten, umfaßten sich ihre Gemüther in ungestörterm Zusammensein alsbald mit leidenschaftlicher Wärme. Goethe fand in Jacobi, was er in jenem Briefe an Schönborn vom 8. Juni indirect als das Höchste und Wünschenswertheste eines Charakters bezeichnete: „Selbstständigkeit, collective Kraft, das Wohnen in sich selbst, ein in sich und durch sich lebendes und wirkendes Herz." Die Gedanken, sagt er, die Jacobi ihm mittheilte, entsprangen unmittelbar aus seinem Gefühl. Auch er empfand ein unaussprechliches geistiges Bedürfniß, auch er wollte es nicht durch fremde Hülfe beschwichtigt, sondern aus sich selbst herausgebildet und aufgeklärt haben. Ganz das Gleiche rühmte Jacobi von Goethe (in einem Briefe an Frau La Roche vom 10. Aug. 1774): „Der Mann ist selbstständig vom Scheitel bis zur Fußsohle." Diese Uebereinstimmung in der Originalität ihres Strebens verhüllte Beiden noch die Verschiedenheit seines Inhalts, oder entschädigte sie dafür. Goethe bekennt, daß er nicht habe fassen können, was Jacobi ihm von dem Zustande seines Gemüthes mittheilte; allein ihm genügte schon, hier einen Menschen zu finden, der für seine tiefsten Seelenforderungen, für seine höchsten Geistes- und Herzensbedürfnisse den festen Punkt in sich zu gewinnen suchte. Daher ließ er sich denn auch mit Jacobi auf Gespräche über das Religiöse und Unerforschliche mit leidenschaftlicher Theilnahme ein, während er gewöhnlich dergleichen Unterhaltungen entweder sachte ablehnte, oder durch muthwillige Paradoxieen und Seitensprünge gewaltsam abriß.

Glücklicher Weise fehlte es ihnen für diesen Austausch höherer Ideen nicht an einem Vermittler; es war Spinoza. Ein förmliches Studium dieses Philosophen hatte Goethe nicht gemacht; aber was er aus seiner Ethik heraus- oder in sie hineingelesen, war ihm zur Beruhigung seines leidenschaftlich aufgeregten Wesens gediehen. Er bewunderte die große Freiheit des Gemüthes, womit Spinoza die sittlichen Interessen, gleich mathematischen Objecten, betrachtet und behandelt, und fühlte deutlich, daß auch für ihn kein volles Glück, als in einer gleich großen und freien Aussicht über die sittliche Welt zu finden sei. Er empfand aber gewiß eben so deutlich, daß er dazu nicht durch Spinoza's mathematisches Verfahren, sondern nur auf einem parallelen Wege, durch die reine Kunstform der Poesie gelangen konnte *). Rückte Spinoza durch eine streng wissenschaftliche, uneigennützige Betrachtung die Dinge in eine Ferne, wo er sie mit rein objectivem Interesse anschauen konnte, so fühlte er sich, seiner innersten Natur gemäß, gedrungen, durch künstlerische Wiedererschaffung die Welt seinem Geiste zu unterwerfen und einen freien und klaren Blick darüber zu gewinnen. „Sieh', Lieber," so lautet eine Stelle in einem Briefe an Jacobi vom 21. Aug. 1774, „was doch alles Schreibens Anfang und Ende ist, die Reproduction der Welt um mich, durch die innere Kraft, die Alles packt, verbindet, neu schafft, knetet und in einer Form wieder hinstellt, das bleibt ewig Geheimniß, Gott sei Dank, das ich auch nicht offenbaren will den Gaffern und Schwätzern." In dieses Streben, worauf Goethe's ganze fernere künstlerische Thätigkeit beruht, ward er durch Spinoza zwar nicht eingeführt, aber doch darin bestärkt und befestigt, und so durfte er mit Recht ihn, Shakespeare und Linné als die drei Schriftsteller bezeichnen, die auf seine Geistesrichtung den mächtigsten Einfluß gehabt. Jacobi war ihm, wie überhaupt im streng philosophischen Denken, so auch im folgerechten Studium Spinoza's, voraus. Um so reichlicher quoll jetzt bei ihrem Zusammensein der Stoff zu der anregendsten Unterhaltung, und Goethe war so ungenügsam im Mittheilen und Aufnehmen, daß er Nachts, wenn sie sich zum Schlafengehen getrennt hatten, nochmals zum Freunde zurückkehrte, und mit ihm in der Fülle des Hin- und Wiedergebens schwelgte.

Nach kurzem, etwa zweitägigem Aufenthalte, schied Goethe von Düsseldorf und Pempelfort, um die Heimreise anzutreten. Des Einzelnen, was ihm auf der Rückfahrt hinaufwärts begegnete, erinnerte er sich in spätern Jahren nicht mehr. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er von Jacobi nach Cöln begleitet ward; und seinem diesmaligen Aufenthalte daselbst (denn der vorhergehende war sicher nur ein flüchtiger) ist wohl das Meiste von dem zuzuschreiben, was er in der Selbstbiographie der Hinabreise zugetheilt hat. Auf seine eigene Darstellung dieser Epoche in Wahrheit und Dichtung scheint

*) Vergl. Danzel, über Goethe's Spinozismus (Hamburg 1843). S. 69 ff.

ein späterer Brief Jacobi's nicht ohne Einfluß gewesen zu sein. Goethe hatte ihm am 10. Mai 1812 gemeldet, daß er bald den dritten Theil seines biographischen Versuches angreifen wolle, worin er ihm erlauben möge, „seiner in allem Guten zu gedenken." Darauf antwortete Jacobi am 28. December: „Ich hoffe, du vergissest in dieser Epoche nicht des Jabach'schen Hauses, des Schlosses zu Bensberg, und der Laube, in der Du über Spinoza, mir so unvergeßlich, sprachst; des Saals in dem Gasthofe zum Geist, wo wir über das Siebengebirge den Mond heraufsteigen sahen, wo Du in der Dämmerung, auf dem Tische sitzend, uns die Romanze: Es war ein Buhle frech genug — und andere hersagtest .. Welche Stunden! Welche Tage! — Um Mitternacht suchtest Du mich noch im Dunkeln auf — Mir wurde wie eine neue Seele. Von dem Augenblicke an konnte ich Dich nicht mehr lassen." Auf dem Schlosse zu Bensberg bewunderte Goethe die Wandverzierungen des holländischen Malers Weenix. Mit dem begeisterten Lobe, das er ihnen in seiner Selbstbiographie spendet, vergleiche man Merck's Urtheil, welcher von ihnen rühmt, es sei nicht möglich, „für stillliegende einzelne Gegenstände mehr wahres Perspectiv der Ansicht, mehr individuelle und täuschendere Localfarben, mehr Wissenschaft der Reflexe und ein simpleres Tractament zu erdenken." Unter den von Goethe damals recitirten Balladen nennt er selbst außer dem untreuen Knaben („Es war ein Bube frech genug") noch den König von Thule. Man hat dagegen erinnert, daß die letztere für den Faust gedichtet worden, und also frühestens dem Herbste 1774 angehöre. Allein es läßt sich ganz wohl denken, daß das Gedicht früheren Ursprungs und später zur Aufnahme in den Faust geeignet gefunden worden sei. Mehr Wahrscheinlichkeit hat die Annahme, daß der untreue Knabe schon ursprünglich für das Singspiel Claudine von Villabella bestimmt gewesen und daher in's Jahr 1775 zu setzen sei; und zur Erwähnung dieses Gedichtes dürfte sich Goethe leicht durch Jacobi's irrthümliche Erinnerung haben bestimmen lassen.

Auf der weitern Rückreise muß er zu Ems nochmals mit Basedow zusammengetroffen sein; denn am 13. August Nachts meldete er an Jacobi, er habe die vorige Nacht durch Basedow's Grille auf

dem Postwagen sitzen müssen, und die „Dillenburgischen Intelligenz-Nachrichten" vom 20. August 1774 nennen Basedow und Goethe unter den in der vorigen Woche abgereisten Kurgästen. In seiner Vaterstadt fand unser Dichter, nach den vielfachen Zerstreuungen der Reise, eine schöne Beruhigung in dem Umgange mit Fräulein von Klettenberg, bei welcher er jedoch sich ebenfalls, wie bei Lavater und Jacobi, in einer ernsten, religiösen Sphäre sah. Es konnte aber seiner Freundin nicht entgehen, daß er sich von dem christlichen Standpunkte, und insbesondere von dem Bekenntniß der Brüdergemeinde, wofür er früher so viel Sympathie gezeigt hatte, immer weiter entfernte. Was ihn von dieser Gesellschaft entschieden lostrennte, war, seinem eigenen Geständniß zufolge, ihre Lehre, daß der Sündenfall die menschliche Natur in solchem Grade verdorben habe, daß bis in ihren innersten Grund nicht das mindeste Gute zu finden sei, und daher der Mensch nichts von sich, sondern Alles von der Gnade zu erwarten habe. Er hätte sich selbst entsagen müssen, um diese Lehre anzunehmen. Denn schon seit Jahren drängte es ihn unabläßig, durch Uebung der eigenen Kraft, durch Entwickelung der in ihm liegenden Keime zu moralischer Ausbildung zu gelangen. Dessenungeachtet blieb Fräulein von Klettenberg immer gleich sanft und freundlich gegen ihn und schien seiner und seines Heiles wegen nicht die mindeste Sorge zu hegen. Ja, sie erklärte sogar, wenn er einmal in einem poetischen Produkt oder sonstwie sich als einen Nichtchristen gab, daß er ihr so lieber als früher sei, wo er sich der christlichen Terminologie bediente, deren Anwendung ihm doch nie recht habe glücken wollen.

Im nächsten Monate, im September, ward Goethe's Gemüth durch die Besorgniß, Lotten's und Kestner's Zuneigung zu verlieren, in die lebhafteste Aufregung versetzt. Er hatte Lotten ein Exemplar von Werther's Leiden zugesandt, welche die Leipziger Messe so eben in's Publikum bringen sollte. Ein darauf bezügliches Billet beginnt: „Lotte, wie lieb mir das Büchelchen ist, magst Du im Lesen fühlen, und auch dieses Exemplar ist mir so werth, als wär's das einzige in der Welt. Du sollst's haben, Lotte, ich hab' es hundertmal geküßt, hab's weggeschlossen, daß es Niemand berühre. O Lotte!" Man

sieht, er ahnte jetzt wenigstens nicht, wenn ihm auch früher in einzelnen Augenblicken der Gedanke aufgestiegen war, wie sehr sich das Ehepaar durch das Büchlein verletzt fühlen würde. Kestner schrieb ihm einen Zornbrief, von dessen Concept sich ein Fragment erhalten hat. „Ihr habt zwar," heißt es darin, „in jede Person etwas Fremdes gewebt, oder mehrere in eine geschmolzen. Das ließ ich schon gelten. Aber wenn Ihr bei dem Verweben und Zusammenschmelzen Euer Herz ein wenig mit (hättet) rathen lassen, so würden die wirklichen Personen, von denen Ihr Züge entlehnt, nicht dabei so prostituirt sein. Ihr wolltet nach der Natur zeichnen, um Wahrheit in das Gemälde zu bringen; und doch habt Ihr so viel Widersprechendes zusammengesetzt, daß Ihr gerade Euern Zweck verfehlt habt." Und nun folgt in sehr starken Ausdrücken der Vorwurf, daß die wirkliche Lotte, von der das Gemälde zu viel enthalte, um nicht auf sie zu deuten, so tief herabgesetzt, und ihr Mann zu einem so elenden Geschöpfe, „zu so einem Klotze" gemacht sei. Tief ergriffen antwortete Goethe sogleich mit der rührendsten Bitte um Verzeihung. „Ich will nichts von Euch hören," schrieb er, „bis der Ausgang bestätigt haben wird, daß Eure Besorgnisse zu hoch gespannt waren, bis Ihr dann auch im Buche selbst das unschuldige Gemisch von Wahrheit und Lüge reiner an Euern Herzen gefühlt haben werdet." Aber schon jetzt muß er ihnen „die frohe Ahnung hinhalten, daß das ewige Schicksal das zugelassen habe, um sie fester an einander zu knüpfen." Und als nun sogleich ganz Deutschland von staunender Bewunderung ergriffen ward, als ihm von allen Seiten enthusiastische Beweise der Anerkennung zukamen, da schrieb er, selbst von dem Beifalle überrascht und berauscht, an Kestner: „Könntet Ihr den tausendsten Theil fühlen, was Werther tausend Herzen ist, Ihr würdet die Unkosten nicht berechnen, die Ihr dazu hergebt ... Bruder, lieber Kestner, wollt Ihr warten, so wird Euch geholfen. Ich wollt' um meines eigenen Lebens Gefahr willen Werther'n nicht zurückrufen, und glaub' mir, glaub' an mich, Deine Besorgnisse, Deine Gravamina schwinden, wie Gespenster der Nacht, wenn Du Geduld hast, und dann — binnen hier und einem Jahr versprech' ich Euch auf die lieblichste, einzigste, innigste Weise Alles, was noch übrig sein möchte von Verdacht, Mißdeutung 2c. im schwätzenden Publikum, obgleich das eine Heerde Schwein' ist, auszulöschen, wie ein reiner Nordwind Nebel und Duft. Werther muß — muß sein! Ihr fühlt ihn nicht, Ihr fühlt nur mich und Euch, und was Ihr angeklebt heißt, — und, trutz Euch und Andern, eingewoben ist. Wenn ich noch lebe, so bist Du's, dem ich's danke — bist also nicht Albert — und also —." Goethe hielt das gegebene Versprechen nicht, aber Kestner und Lotte hatten dennoch dem arglosen, von genialem Schaffensdrange fortgerissenen Jünglinge bald verziehen; und das schöne Verhältniß dauerte ohne weitere Störung fort. Erlosch auch mit Kestner's Tode (1800), wie es scheint, der Briefwechsel ganz, so behielt Goethe doch stets die Jugendgeliebte in freundlichem Andenken. Er hatte die Freude, dem Dr. Riedel, der eine jüngere Schwester Lottens heirathete, zu einer Anstellung in Weimar zu verhelfen; und als Lotte diese Schwester im Jahr 1816 besuchte, erwies Goethe ihr große Aufmerksamkeit.

Indem wir nun wieder auf einen Augenblick die Darstellung von Goethe's Lebensbezügen unterbrechen, um eine Reihe in diese Zeit gehörender Dichtungen zu betrachten, wird der Leser, weil bei Goethe Poesie und Leben in engster Verbindung stehen, schon im Voraus erwarten, daß diese Dichtungen in demjenigen Gebiete, welches ihn jetzt am lebhaftesten beschäftigte, im Kreise der religiösen Interessen liegen. Und so verhält es sich in der That mit den vier in diese Epoche fallenden Productionen: Mahomet, Satyros, der ewige Jude, und Prometheus.

Zu der Idee, Mahomet's Geschichte dramatisch zu behandeln, ward Goethe durch die Reise mit Lavater und Basedow geführt, und zwar durch Vergleichung seiner eigenen Thätigkeit mit der ihrigen. Er thut sich selber Unrecht, wenn er sein damaliges Leben und Handeln völlig plan- und zwecklos nennt, wenn er von absichtslosem Vergeuden seines Talents und seiner Tage spricht; er war sich durchaus klar über die Aufgabe, die ihm zunächst oblag, Reinheit und Sicherheit in sich und eine weite und freie Aussicht über die Welt durch Entfaltung und Uebung seiner künstlerischen Anlagen zu gewinnen. Um eine ausgebreitete literarische Wirksamkeit war es ihm vor der Hand nicht zu thun, wie sehr ihn auch der Erfolg seiner

ersten Schriften zu einem solchen Streben hätte verlocken können; und in diesem Sinne warnt er auch Jacobi in einem Briefe vom 31. August 1774 vor dem Jagen nach literarischer Herrschaft. „Denn das raubt," fügt er hinzu, „dem Menschen alle Freude an sich selbst. Er wird herumgeführt von Dem und Jenem, hier in ein Gärtchen, da in eine Baumschule, in einen Irrgarten und Irrgärtchen, und weiset ihm Jeder an seiner Hände Werk; und endlich sieht er in seine Hände, die ihm auch Gott gefüllt hat mit Kraft und allerlei Kunst, und es verdrießt ihn des Gaffens und Schmarotzens an Anderer Schöpfungsfreude und kehrt zurück zu seinem Erbtheil, säet, pflanzt und begießt, und genießt sein und des Seinigen in herzlich wirkender Beschränktheit."

Verglich er nun mit seinem eigenen Streben, das er in den letzten Worten treffend bezeichnet, Lavater's und Basedow's Wirksamkeit, so mußte ihm bald auffallen, daß beide Männer, indem sie zu lehren und zu überzeugen bemüht waren, doch auch gewisse, mehr persönliche Absichten im Hintergrunde verbargen. Es bildete sich in ihm die Ueberzeugung, daß der vorzügliche Mensch allerdings das in ihm wohnende Göttliche auch außer sich verbreiten möchte, aber beim Zusammenstoß mit der rohen Welt gar viel von seinen hohen Vorzügen opfere, und sich am Ende ihrer gänzlich begebe; das Himmlische, Ewige wird in den Körper irdischer Absichten eingesenkt und zu vergänglichen Schicksalen mit fortgerissen. Da er nun kurz vorher das Leben des orientalischen Propheten mit großem Interesse gelesen hatte, so beschloß er jene von ihm in der Wirklichkeit an seinen zwei modernen Propheten angeschauten Wege, die anstatt zum Heil, vielmehr zum Verderben führen, dramatisch zu veranschaulichen. Der Plan des Stückes gestaltete sich in folgender Weise: Im ersten Act theilt Mahomet, nachdem er sich selbst bekehrt, seine Gefühle und Gesinnungen den Nächstangehörigen mit; seine Frau und Ali fallen ihm unbedingt zu. Im zweiten Act versucht er selbst, heftiger aber Ali, diesen Glauben in dem Stamme weiter auszubreiten; hier zeigt sich Beistimmung und Widersetzlichkeit, der Streit wird gewaltsam, Mahomet muß fliehen. Im dritten Act bezwingt er seine Gegner und macht seine Religion zur öffentlichen; aber er muß auch zur List seine Zuflucht nehmen; das Irdische wächst, das

Göttliche tritt zurück. Im vierten verfolgt Mahomet seine Eroberungen; die Lehre wird mehr Vorwand als Zweck, es fehlt nicht an Grausamkeiten; eine Frau, deren Mann er hat hinrichten lassen, vergiftet ihn. Im fünften fühlt er sich selbst vergiftet; seine große Fassung, seine Wiederkehr zu sich selbst machen ihn bewunderungswürdig; er reinigt seine Lehre, befestigt sein Reich und stirbt.

Von Goethe's Vorstudien zu diesem leider nur Entwurf gebliebenen Werke ist unlängst Einiges aufgefunden worden *); es sind mehrere aus dem Koran nach dem Lateinischen des Maraccius übersetzte Stellen, darunter die sechste Sura, das Vorbild jener Hymne, womit das Stück beginnen, und welche Mahomet's eigene Bekehrung darstellen sollte. Auch diese Hymne selbst, die Goethe für verloren hielt, hat sich wiedergefunden und lautet:

(Feld. Gestirnter Himmel.)
Mahomet allein.

Theilen kann ich euch nicht dieser Seele Gefühl,
Fühlen kann ich euch nicht allen ganzes Gefühl.
Wer, wer wendet dem Flehn sein Ohr?
Dem bittenden Auge den Blick?

Sieh, er blinket herauf, Gad, der freundliche Stern.
Sei mein Herr du, mein Gott! Gnädig winkt er mir zu!
Bleib! Bleib! Wend'st du dein Auge weg?
Wie? Liebt' ich ihn, der sich verbirgt?

Sei gesegnet, o Mond, Führer du des Gestirns!
Sei mein Herr du, mein Gott! Du beleuchtest den Weg!
Laß, laß nicht in der Finsterniß
Mich irren mit irrendem Volk.

Sonne, dir glühenden, weiht sich das glühende Herz!
Sei mein Herr du, mein Gott! Leit', Allsehende, mich!
Steigst auch du hinab, Herrliche?
Tief hüllet mich Finsterniß ein.

Hebe, liebendes Herz, dem Erschaffenden dich!
Sei mein Herr du, mein Gott! Du, Alliebender, du,
Der die Sonne, den Mond, die Stern'
Schuf, Erde und Himmel und mich!

*) S. Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe, S. 148 ff.

Daran schließt sich ein Dialog in ungebundener Rede zwischen Mahomet und seiner Pflegemutter Halima, der seine Umwandlung noch deutlicher ausspricht, und ein kurzer Monolog der Halima. Außerdem hat sich nur noch der bekannte allegorische Lobhymnus auf den Propheten erhalten, der mit der Ueberschrift „Mahomet's Gesang" *) unter Goethe's Gedichte aufgenommen ist. Ihn sollte, nach des Dichters Erklärung, Ali, zu Ehren seines Meisters auf dem höchsten Punkt des Gelingens, kurz vor der Umwendung durch das Gift, vortragen, während er sich im Göttinger Almanach 1774 als Wechselgesang zwischen Ali und Fatema vertheilt findet **).

Nach Gervinus' und Vilmar's Vermuthung war die zweite der oben genannten Dichtungen „Satyros, oder der vergötterte Waldteufel," gleichfalls eine Frucht von Goethe's Reise mit den beiden Propheten; sie sehen darin zunächst eine persönliche Satyre auf Basedow. Goethe selbst erwähnt die Dichtung mit Pater Brey zusammen, und in der That können beide Stücke, ungeachtet großer Verschiedenheiten, doch als Pendants zu einander gelten. Beide Hauptheldeu sind Egoisten: der Pater Brey ein feiner, schlauer, der Satyros ein derber und frecher; beide ziehen, als abgesagte Feinde der Häuslichkeit, durch die Welt umher und legen sich überall dreist vor Anker; beide mißbrauchen die ihnen gewährte Gastlichkeit; der Pater, indem er Unkraut unter der Wirthe Weizen säet, der Satyros, indem er seinen gastlichen Wohlthäter ausschimpft, bestiehlt, in's Verderben zu stürzen sucht; beide haben es auf die Weiber abgesehen, jener, um empfindsam zu naschen, dieser, um wild zu genießen; jener

*) Eine Erläuterung desselben s. in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten, I, 216 ff.

**) Vergleiche oben Capitel 2, S. 32. Düntzer nennt meine dort ausgesprochene Vermuthung, daß der allegorische Preisgesang „Mahomet's Gesang" ursprünglich ohne Rücksicht auf dramatischen Gebrauch gedichtet und durch die der persönlichen Bekanntschaft mit Basedow vorhergehende Lectüre von Mahomet's Leben hervorgerufen worden sei, eine „wunderliche", eine „durch nichts berechtigte Annahme". Findet hier nicht eine solche Vermuthung (und für mehr habe ich sie nicht ausgegeben) eben darin ihre Berechtigung, daß es gilt, eine ausdrückliche Angabe Goethe's über die Veranlassung des Schauspiels, so lange es möglich ist, aufrecht zu erhalten? Düntzer macht es sich freilich bequemer, indem er, wie so oft, Goethe frischweg des Irrthums zeiht.

mäkelt an allen Dingen, will Alles nach seinen dürren Theorieen bessern, dieser stürzt gewaltsam Sitte und Religion um und läßt sich selbst als neue Gottheit declariren.

Zu Gunsten jener Vermuthung über die nächste Beziehung des Stückes sprechen viele übereinstimmende Züge im Charakter Basedow's und des Satyros. Wir heben, um die Verwandtschaft in's Licht zu stellen, Einiges aus Gervinus' scharfer Charakteristik des pädagogischen Reformators aus. Ursprünglich der Klopstock'schen Schule zugethan, glitt er allmälig zur Freiheit des genialen Lebens, ja er sank bis zum Cynismus eines rohen Studententreibens hinab. In seinem spätern, wie frühern Leben, bewies er gleichmäßig, daß er nichts von häuslichem Sinn und Gemüth besaß; als ein Naturkind ohne Ausbildung, machte er die Unbeständigkeit des Betragens zum System und nannte es „Lappalien," sich in den Ton der Welt und ihre Conventionen zu fügen. In religiösen Dingen fühlte er, wie uns schon bekannt, einen unwiderstehlichen Verneuungskitzel. Seine pädagogischen Schriften erinnerten schon früh an Locke und Rousseau; er wollte die Kinder kalt baden, zu rauher Luft und Witterung, zu zerrissenen Schuhen gewöhnen. Als später die Rousseau'sche Naturdoctrin sich gänzlich der Geister bemächtigt und für Basedow's Ansichten einen fruchtbaren Boden bereitet hatte, kündigte er sein berühmtes Elementarwerk, eine neue Art orbis pictus an, und ließ das Publikum nicht weniger als 15,000 Thaler dazu beisteuern *). — Vergleichen wir den Satyros, so stellt sich zuerst in ihm ebenfalls der ausgemachteste Cyniker dar, der im Gebirg die wilden Ziegen bei den Hörnern greift, „mit dem Maul ihre vollen Zitzen faßt, sich mit Macht die Gurgel benetzt u. s. w." Er treibt sich frei in den Landen herum:

Mein ist die ganze, weite Welt,
Ich wohne, wo mir's wohlgefällt.

*) Darauf zielt vielleicht das Gedicht: „Ein Gleichniß":

Das sind Autoren, wie es scheint;
Der Eine streut seine Freuden herum
Seinen Freunden, seinem Publicum,
Der Andere läßt sich pränumeriren.

Er will von Religion nichts wissen, raubt dem wohlthätigen Einsiedler seinen Herrgott und wirft ihn in den Gießbach; es ist ihm aber ganz recht, wenn man ihn selbst für einen Gott hält und ihm göttliche Ehren erweist. An die Stelle der umgeworfenen Glaubenslehren setzt er eine mit großem Redepomp entwickelte heidnische Kosmologie. Sein Naturevangelium verkündet er dem Volke auf eine sehr beredte Weise. Er ist stolz auf sein ungekämmtes Haar, seine nackten Schultern, Brust und Lenden, und verabscheut die Kleider. Mit der größten Unverschämtheit fordert er Wohlthaten und erwiedert sie durch Frechheit.

Riemer sieht in dem Stücke eine Satyre auf den Schweizer Christoph Kaufmann *), dessen Persönlichkeit allerdings auch der Art war, daß er in mancher Hinsicht zum Vorbilde des Satyros gedient haben könnte. Allein die Zeit, wo Goethe durch nähere Bekanntschaft mit Kaufmann über ihn enttäuscht ward, stimmt nicht zur Entstehungszeit der Dichtung. Denn aus den „Briefen aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck," herausgegeben von Wagner, erhellt, daß der Satyros schon Anfangs November 1774 fertig war. Goethe verlangte ihn in einem Briefe vom 14. von Böckmann zurück. — Sehen wir von aller persönlichen Beziehung des Drama's ab, so erscheint es uns als eine wahrhaft prophetische Schilderung jener späteren Verkünder des crassesten Naturevangeliums, der rohesten Emancipation des Fleisches, jener revolutionären Aufklärer, die hinter der Maske des Volksfreundes und Volksbeglückers den rücksichtslosesten Egoismus verbergen. Dem Satyros, der diese Menschen repräsentirt, steht der Einsiedler contrastirend gegenüber als der rechte Naturfreund. Er hat sich, wie Goethe selbst, nicht aus Menschenhaß in die Einsamkeit zurückgezogen; er ergötzt sich am Anblicke der Natur mehr, als an dem des tollen Menschentreibens und singt in seinem Herzen: „Lob Gott mit allen Würmelein." Andrerseits unterscheidet er sich eben so strenge von den weichlich sentimentalen Naturenthusiasten; er verkennt nicht, daß es auch hier „in Gottes Stadt drüber und drunter geht," und, „wie das Würmlein das Lerchlein satt macht,"

*) Siehe unten Capitel 9.

so trägt er auch kein Bedenken, sich das Lerchlein zu Gemüthe zu führen. Er ist ein thätiger, häuslicher Mann, der sein Gärtchen vor Hitze und Kälte und Raupen zu schützen sucht. Gegen die Menschen erweis't er sich liebevoll und hilfreich; im Unglücke benimmt er sich gefaßt, besonnen und klug. Hermes repräsentirt die schwachen Männer, die, weil sie nicht auf eigenen Füßen stehen können, weil sie „ihr Herz bedürftig fühlen," sich leicht von falschen Propheten umgarnen lassen. Ihm sehr unähnlich ist seine Tochter Arsinoe; als ein gesundes Frauengemüth fühlt sie zuerst die Thier- und Teufelsnatur des Satyros heraus, wogegen die sentimentale Psyche in seine Netze geht.

Goethe scheint aber bald nach Vollendung des Stückes gefühlt zu haben, daß es seiner Satyre, wenn auch nicht an trefflichem Humor, „doch an Billigkeit" gebreche. Daraus würde sich wenigstens erklären, warum er das Gedicht so sorgfältig bei Seite schaffte und vor dem Drucke bewahrte. Es wurde nicht einmal in das wahrscheinlich von Merck herausgegebene Büchlein: „Rheinischer Most, Erster Herbst 1775" aufgenommen, worin sich die andern kecken kleinern Productionen Goethe's aus jener Zeit zusammengestellt finden. Später kam es ihm ganz abhanden, und erst im Jahre 1808 erhielt er durch Jacobi wieder eine Abschrift desselben. Goethe dankte ihm in einem Briefe mit den Worten: „Mit dem Satyros hast Du mir eine große Freude gemacht. Dieses Document der göttlichen Frechheit unserer Jugendjahre hielt ich für gänzlich verloren. Ich wollte es einmal aus dem Gedächtnisse wieder herstellen; aber ich brachte es nicht mehr zusammen."

Gelang es unserm Dichter, den Satyros, weil er nur auf einen mäßigen Umfang berechnet war, glücklich zu Ende zu führen, so mußte die dritte der oben zusammen genannten Dichtungen, „der ewige Jude," als eine umfassende, großartige Composition wieder Fragment bleiben. In Goethe war, als er sich von der Brüdergemeinde schied, die Neigung zu den heiligen Schriften und zum Stifter der christlichen Religion nicht geschmälert worden; und so bildete er sich nun in seiner Isolirtheit „ein Christenthum zu seinem Privatgebrauch" und suchte dieses durch fleißiges Geschichtstudium zu begründen und aufzubauen. Indem er aber für seine Ideen sich,

dem Bedürfniß seiner Natur gemäß, nach einer dichterischen Form umsah, führte ihn derselbe geniale Instinkt, der ihn die Sage vom Faust und die Fabel vom Prometheus ergreifen ließ, auf die Geschichte des ewigen Juden; und er beschloß, an dem Leitfaden dieser Sage, die sich ihm schon als Knaben durch die Volksbücher fest eingedrückt hatte, die hervorstehenden Punkte der Religions- und Kirchengeschichte episch darzustellen. An jenem Schuster in Dresden hatte er eine interessante Persönlichkeit kennen gelernt, die er, mit einigen veredelnden Zuthaten, seinem Hauptheldeu füglich leihen konnte. Ueber den Gang der Fabel berichtet er in Wahrheit und Dichtung bis zu dem Punkte, wo der ewige Jude seine Wanderung durch die Welt antritt. Ahasver, ein Schuster zu Jerusalem, der bei offener Werkstatt sich gerne mit den Vorübergehenden unterhielt, ward auf diese Weise auch mit dem Heilande und seinen Jüngern bekannt und faßte eine besondere Neigung zu unserm Herrn, die sich indessen hauptsächlich dadurch äußerte, daß er den hohen Mann, dessen Sinn er nicht faßte, aus seiner Beschaulichkeit, seinem Herumziehen mit Müßiggängern, seinem Einwirken auf die Menge herauszuziehen und zu seiner eigenen Denk- und Handlungsweise zu bekehren suchte. Christus suchte ihn dagegen von seinen höheren Zwecken sinnbildlich zu belehren, was aber bei dem derben, aller öffentlichen Agitation abgeneigten und auf eine heitere, gleichmäßige Thätigkeit gerichteten Manne nichts fruchten wollte. In dem Maße, wie nun Christus immer bedeutender und mehr und mehr eine öffentliche Person ward, regte sich in Ahasver ein immer stärkerer Unwille über sein Treiben; und als der Heiland endlich vor seiner Werkstatt vorbei zum Tode geführt wurde, ereignete sich hier die bekannte Scene, daß der Leidende unter der Last des Kreuzes erlag. Ahasver trat heraus, wiederholte alle früheren Warnungen und verwandelte sie in heftige Beschuldigungen gegen Jesus. Dieser antwortete nicht, aber in dem Augenblicke bedeckte die liebende Veronica des Heilands Gesicht mit dem Tuche, und da sie es wegnahm und in die Höhe hielt, erblickte Ahasver darauf das verklärte Antlitz des Herrn und vernahm die Worte: „Du wandelst auf Erden, bis du mich in dieser Gestalt wieder erblickst." Der Bestürzte kommt erst einige Zeit nachher zu sich, findet, da Alles sich zum Gerichtsplatz gedrängt hat, die

Straßen Jerusalems öde und beginnt, von Unruhe und Sehnsucht getrieben, seine Wanderung.

Aus einer andern Stelle in Wahrheit und Dichtung erfahren wir noch, daß Ahasver auch einen Besuch bei Spinoza abstatten sollte, wobei recht an's Licht getreten sein würde, wie viel sich damals Goethe aus Spinoza's Schriften zugeeignet hatte. Endlich kommt er noch einmal in den Briefen aus Italien (vom 22. und 27. Oct. 1786) auf den ewigen Juden zurück. Beim Anblick „des unförmlichen, ja barocken Heidenthums", das er in Italien auf die „reinen, gemüthlichen Anfänge des Christenthums" aufgeladen fand, fiel ihm der ewige Jude wieder ein, „der Zeuge aller dieser wundersamen Ent- und Aufwickelungen gewesen und so einen wunderlichen Zustand erlebte, daß Christus selbst, als er zurückkommt, um sich nach den Früchten seiner Lehre umzusehen, in Gefahr geräth, zum zweiten Male gekreuzigt zu werden. Jene Legende: venio iterum crucifigi sollte bei dieser Katastrophe zum Stoffe dienen." Und an einer andern Stelle (vom 22. Oct.) heißt es: „Heute früh saß ich ganz still im Wagen und habe den Plan zu dem großen Gedicht der Ankunft des Herrn, oder dem ewigen Juden recht ausgedacht." Sogar noch im Jahre 1808 hatte er die Idee nicht völlig aufgegeben; denn er äußerte im April dieses Jahres gegen Riemer, er wolle ein Gedicht schreiben: „Maran Atha oder der Herr kommt."

Außer diesen zerstreuten Winken über den Gang des Stückes haben wir nun auch noch durch die neuesten Ausgaben von Goethe's Werken den Anfang, einzelne Stellen aus der Mitte und Fragmente des Schlusses, die Goethe damals schon niedergeschrieben, kennen gelernt. Wir sehen daraus, daß das Epos in seinem ganzen Tone von dem gewöhnlichen der ernsten Epopöe durchaus abweichen sollte. Der Hans Sachsische Ton sollte mit dem der kraftgenialischen Zeit in einander spielen; in einer scheinbar nachlässigen, oft burlesken Sprache sollten die ernstesten Wahrheiten, die strafendsten Satyren vorgetragen werden. Auf die kurze Introduction folgt erst eine Charakteristik des Hauptheldeu, der als „halb Essener, halb Methodist, Herrnhuter, mehr Separatist" dargestellt wird. Dann werden die Priester der jüdischen Hauptkirche geschildert, „die Priester, die vor

so vielen Jahren waren, als wie sie immer waren, und wie ein Jeder wird zuletzt, wenn man ihn hat in ein Amt gesetzt." Davon lenkt der Dichter wieder auf den Schuster und „seines Gleichen" zurück; und in dem Bilde, das er von ihrem Treiben entwirft, erkennt man sogleich die Brüdergemeinde und ihre Bestrebungen wieder, deren Schattenseiten unserm Dichter nicht entgangen waren. Darauf kommen sechs kurze Fragmente, die über den Gang des Gedichtes nur sehr schwache Andeutungen geben. Sodann nähern wir uns schon der Katastrophe bei den Worten:

Der Vater saß auf seinem Thron,
Da rief er seinen lieben Sohn u. s. w.

Auch innerhalb des Schluß-Fragmentes sind noch bedeutende Lücken gelassen. So ging den Versen:

Er war nunmehr der Länder satt,
Wo man so viele Kreuze hat,

ohne Zweifel die Wanderung des Heilandes durch die katholische Christenheit voran.

Zu genauer Feststellung der Zeit, wann Goethe diese Bruchstücke aufgeschrieben, fehlt es an sicheren Anhaltspunkten. Vermuthlich ging die Conception des ewigen Juden und die Abfassung der Fragmente dem Mahomet und dem Satyros voran, da in diesen beiden letzteren (und im Prometheus) sich eine stufenweise zunehmende Abneigung gegen das öffentliche Prophetenwesen und eine wachsende Hinneigung zu einem stolzen Isoliren und Zurückziehen auf die eigenen Kräfte und Anlagen ausspricht. Damit würde denn auch die oben erwähnte Notiz des Biographen Lavater zusammenstimmen, daß Goethe diesem bei ihrem ersten Zusammensein unter Anderm aus einer Epopöe etwas vorgelesen habe.

Bekanntlich ist die Sage vom ewigen Juden von spätern Dichtern noch vielfach dargestellt worden. Aber einen Bearbeiter in dem Sinne, wie ihn Gervinus wünscht, einen Dichter, der sie in ähnlich großartigem Geiste behandle, wie Goethe seinen Faust, und sie zu einem Gefäße für die Entwickelungsgeschichte der christlichen

Menschheit, zu einem cultur- und kirchengeschichtlichen Weltepos gestalte, einen solchen Genius muß sie noch erwarten.

In dem vierten der hier zusammen gruppirten Stücke endlich, im Prometheus, finden wir die religiöse Geistesbewegung, worin wir Goethe seit einiger Zeit her begriffen sahen, auf ihrem Gipfelpunkt angelangt. Hier hat sich das Vertrauen auf die „collective Kraft," auf das „in sich und durch sich lebende und wirkende Herz," der Stolz auf die geistige Unabhängigkeit des Menschen zu einem Grade gesteigert, daß der Dichter sich von der Gottheit emancipirt und sogar mit Trotz auf sich selbst und die Kräfte, die er in sich gewahrt, zurückzieht. Dieses Selbstgefühl fand einen fruchtbaren Boden an dem ganzen Geiste der Zeit, dessen sämmtliche Tendenzen ja, wie Gervinus treffend sagt, „aus jenen titanischen Bemühungen flossen, die des Menschen Eigenkraft und Größe unter die Waffen riefen und ihn von den Göttern sich zu sondern hießen." So grell aber und auf die Spitze getrieben, so zur Verachtung der überirdischen Mächte, zu ingrimmigem Hasse gegen dieselben gesteigert, wie bei Goethe in der vorliegenden Dichtung, erscheint doch fast nirgendwo der stolze, himmelstürmende Sinn jener Periode, und Delbrück hat Recht, wenn er das Gedicht und die darin ausgesprochene Gesinnung „heidnischer als heidnisch" nennt. Goethe scheint in späteren Jahren selbst über dieses Phänomen erstaunt gewesen zu sein, und erklärte es sich damit, daß bei seinem Charakter und seiner Denkweise Eine Gesinnung jederzeit die übrigen verschlungen und abgestoßen habe.

Indem er sich für die Darstellung solcher Gesinnung, seiner Weise gemäß, nach einem Bilde, einem Symbol umsah, fiel ihm die mythologische Figur des Prometheus auf, der sich ebenfalls, seiner Geisteskraft und seinem edeln, sittlichen Willen vertrauend, in unbeugsamem Trotze von den Göttern absonderte. So hatte ihn schon die antike Poesie, namentlich Aeschylus in seinem gefesselten Prometheus, aufgefaßt. Aber Goethe fand diese mythische Gestalt auch noch von einer besondern Seite vortrefflich geeignet, um die Art und Weise, wie er seine Unabhängigkeit zu befestigen suchte, symbolisch darzustellen: er faßte den Prometheus in seiner selbstständig schöpferischen, künstlerischen Thätigkeit auf, wie er, sich streng isoli-

so vielen Jahren waren, als wie sie immer waren, und wie ein Jeder wird zuletzt, wenn man ihn hat in ein Amt gesetzt." Davon lenkt der Dichter wieder auf den Schuster und „seines Gleichen" zurück; und in dem Bilde, das er von ihrem Treiben entwirft, erkennt man sogleich die Brüdergemeinde und ihre Bestrebungen wieder, deren Schattenseiten unserm Dichter nicht entgangen waren. Darauf kommen sechs kurze Fragmente, die über den Gang des Gedichtes nur sehr schwache Andeutungen geben. Sodann nähern wir uns schon der Katastrophe bei den Worten:

Der Vater saß auf seinem Thron,
Da rief er seinen lieben Sohn u. s. w.

Auch innerhalb des Schluß-Fragmentes sind noch bedeutende Lücken gelassen. So ging den Versen:

Er war nunmehr der Länder satt,
Wo man so viele Kreuze hat,

ohne Zweifel die Wanderung des Heilandes durch die katholische Christenheit voran.

Zu genauer Feststellung der Zeit, wann Goethe diese Bruchstücke aufgeschrieben, fehlt es an sicheren Anhaltspunkten. Vermuthlich ging die Conception des ewigen Juden und die Abfassung der Fragmente dem Mahomet und dem Satyros voran, da in diesen beiden letzteren (und im Prometheus) sich eine stufenweise zunehmende Abneigung gegen das öffentliche Prophetenwesen und eine wachsende Hinneigung zu einem stolzen Isoliren und Zurückziehen auf die eigenen Kräfte und Anlagen ausspricht. Damit würde denn auch die oben erwähnte Notiz des Biographen Lavater zusammenstimmen, daß Goethe diesem bei ihrem ersten Zusammensein unter Anderm aus einer Epopöe etwas vorgelesen habe.

Bekanntlich ist die Sage vom ewigen Juden von spätern Dichtern noch vielfach dargestellt worden. Aber einen Bearbeiter in dem Sinne, wie ihn Gervinus wünscht, einen Dichter, der sie in ähnlich großartigem Geiste behandle, wie Goethe seinen Faust, und sie zu einem Gefäße für die Entwickelungsgeschichte der christlichen

Menschheit, zu einem cultur- und kirchengeschichtlichen Weltepos gestalte, einen solchen Genius muß sie noch erwarten.

In dem vierten der hier zusammen gruppirten Stücke endlich, im Prometheus, finden wir die religiöse Geistesbewegung, worin wir Goethe seit einiger Zeit her begriffen sahen, auf ihrem Gipfelpunkt angelangt. Hier hat sich das Vertrauen auf die „collective Kraft," auf das „in sich und durch sich lebende und wirkende Herz," der Stolz auf die geistige Unabhängigkeit des Menschen zu einem Grade gesteigert, daß der Dichter sich von der Gottheit emancipirt und sogar mit Trotz auf sich selbst und die Kräfte, die er in sich gewahrt, zurückzieht. Dieses Selbstgefühl fand einen fruchtbaren Boden an dem ganzen Geiste der Zeit, dessen sämmtliche Tendenzen ja, wie Gervinus treffend sagt, „aus jenen titanischen Bemühungen flossen, die des Menschen Eigenkraft und Größe unter die Waffen riefen und ihn von den Göttern sich zu sondern hießen." So grell aber und auf die Spitze getrieben, so zur Verachtung der überirdischen Mächte, zu ingrimmigem Hasse gegen dieselben gesteigert, wie bei Goethe in der vorliegenden Dichtung, erscheint doch fast nirgendwo der stolze, himmelstürmende Sinn jener Periode, und Delbrück hat Recht, wenn er das Gedicht und die darin ausgesprochene Gesinnung „heidnischer als heidnisch" nennt. Goethe scheint in späteren Jahren selbst über dieses Phänomen erstaunt gewesen zu sein, und erklärte es sich damit, daß bei seinem Charakter und seiner Denkweise Eine Gesinnung jederzeit die übrigen verschlungen und abgestoßen habe.

Indem er sich für die Darstellung solcher Gesinnung, seiner Weise gemäß, nach einem Bilde, einem Symbol umsah, fiel ihm die mythologische Figur des Prometheus auf, der sich ebenfalls, seiner Geisteskraft und seinem edeln, sittlichen Willen vertrauend, in unbeugsamem Trotze von den Göttern absonderte. So hatte ihn schon die antike Poesie, namentlich Aeschylus in seinem gefesselten Prometheus, aufgefaßt. Aber Goethe fand diese mythische Gestalt auch noch von einer besondern Seite vortrefflich geeignet, um die Art und Weise, wie er seine Unabhängigkeit zu befestigen suchte, symbolisch darzustellen: er faßte den Prometheus in seiner selbstständig schöpferischen, künstlerischen Thätigkeit auf, wie er, sich streng isoli-

rend, von seiner Werkstatt aus eine Welt bevölkert. Auch Goethe hatte die sicherste Basis seiner Selbstständigkeit in seinem productiven Talente erkannt, das ihn seit einigen Jahren keinen Augenblick verließ, ja oft sogar Nachts dasjenige zu regelmäßigen Träumen ausbildete, was er wachend am Tage gewahr wurde; und so schnitt er sich denn das alte Titanengewand nach seinem Wuchse zu, und fing, ohne weiter darüber nachgedacht zu haben, ein Stück an, worin das Mißverhältniß dargestellt ist, in welches Prometheus zu dem Zeus und den neuen Göttern geräth, indem er auf eigene Hand Menschen bildet, sie durch Gunst der Minerva belebt und eine dritte Dynastie stiftet.

Wir haben sehr zu bedauern, daß Goethe dieses Stück, eine Dichtung von sehr freier Form, nicht ausgeführt hat. Was uns davon überliefert worden, zeigt eine Kraft und eine Kühnheit, die ihn dem Aeschylus an die Seite setzen. Den ersten Act eröffnet ein Zwiegespräch zwischen Prometheus und Mercur. Die Anfangs- und Schlußworte dieser Scene, die Prometheus an Mercur richtet, mögen den Inhalt andeuten: „Ich will nicht, sag' es den Göttern! Und kurz und gut, ich will nicht! Geh! ich diene nicht Vasallen!" Nun wendet sich Prometheus zu seiner Arbeit zurück und bedauert, ihr auch nur einen Augenblick entzogen worden zu sein. Hierauf Epimetheus, der ihn vergebens zur Nachgiebigkeit zu stimmen sucht. Nach seiner Entfernung kurzer Monolog des Prometheus („Hier meine Welt, mein All!"); dann erscheint Minerva. Gegen sie spricht er sich vertrauter, dankvoller, weniger trotzig aus; beim Scheiden fordert sie ihn auf, ihr zu folgen zum Lebensquell, um dort Leben für seine Statuen zu schöpfen. — Zweiter Act: Jupiter und Mercur. Letzterer berichtet, wie Prometheus durch Minerva's Hilfe seine Welt von Thon belebt. Jupiter: „Das Wurmgeschlecht vermehrt die Zahl meiner Knechte," und später: „Sie werden dich nicht hören, bis sie dein bedürfen. Ueberlaß sie ihrem Leben!" Nun wechselt die Scene vom Olymp zu einem Thal am Fuße des Olympus; das Menschengeschlecht ist durch das ganze Thal in mannigfachster spielender Geschäftigkeit verbreitet. Prometheus lehrt einem Mann eine Hütte bauen; das Privateigenthum tritt als eines der ersten Culturprincipien hervor. Streit zweier Männer. Pandora

kommt und berichtet, erschüttert, den Tod ihrer Freundin Mira; Wechselgespräch über Tod und Lebenswonne.

An den Anfang des dritten Actes finden wir nun als Monolog das bekannte Gedicht Prometheus („Bedecke deinen Himmel, Zeus") *) gestellt, und Goethe bemerkt in einem Briefe an Zelter (vom 11. Mai 1820) ausdrücklich, das Gedicht habe den dritten Act des Drama's eröffnen sollen. Ich möchte aber, trotz dieser authentischen Erklärung, noch zweifeln, daß der Monolog, wenigstens in der Gestalt, wie er uns jetzt vorliegt, ursprünglich diese Bestimmung gehabt. Schon der Umstand spricht als ein bedeutendes Moment dagegen, daß wir dann die Gesinnung des Prometheus im dritten Acte um nichts vorgerückt, um nichts geändert fänden; des Epimetheus, der Minerva Vermittlung hätte nichts gefruchtet. Jetzt, wo er Menschen geschaffen hat, wo er eine belebte Welt um sich erblickt, jetzt durfte sein Trotz, wie mir däucht, nicht mehr in der anfänglichen Herbheit erscheinen. Dazu kommt, daß der Monolog im Wesentlichen nur frühere Gedanken wiederholt, ja Manches ganz wörtlich wiederholt. Ich denke mir, daß Goethe damals, als er den Prometheus fallen ließ, die Hauptgedanken, die bezeichnendsten Züge aus dem ersten und zweiten Acte des dramatischen Bruchstückes zu einem Monolog gesammelt, der nun füglich als ein selbstständiges Gedicht gelten konnte. So hatte er sich den Gegenstand doch auf irgend eine Weise, wie er zu sagen pflegte, „vom Halse geschafft." Später mochte ihm das nicht mehr erinnerlich sein, wie er denn auch in dem oben bezeichneten Briefe an Zelter den Prometheus „ein von ihm selbst vergessenes Gedicht" nennt. Die beiden ersten Acte waren vollständig, der Monolog schien offenbar dem gleichen Stücke angehörig; wo sollte er anders hinzusetzen sein, als an den Anfang des dritten Actes **)?

*) Erläutert in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten I, 242 ff.

**) Düntzer spricht dieser Vermuthung, nach seiner Weise, ohne Weiteres „jede Berechtigung" ab, und sieht in dem Monolog den Anfang, die Exposition eines Drama's, einer zweiten Bearbeitung desselben Gegenstandes, wobei der Dichter nicht über den Monolog hinausgekommen sei. Es ist eben nichts, als eine andere Vermuthung, die nur ja nicht mit dem Anspruch auf Gewißheit auftreten sollte. Noch weniger läßt sich seine Behauptung halten, daß das

Gutzkow meint, Prometheus hätte leicht, wenn er fertig geworden wäre, ein Titanendrama von gräßlicherer Wirkung, als Werther's Leiden, werden können. Ich halte es im Gegentheil nicht für unwahrscheinlich, daß das vollendete Drama die religiösen Gemüther weit weniger verletzt haben würde, als der Monolog, der die schroffsten Gedanken concentrirt und ohne alle Lösung ausspricht. Im Drama würde zweifelsohne Minerva eine Vermittelung herbeigeführt haben, sie, die den Prometheus liebt und zugleich den Vater ehrt, als dessen Feind Prometheus anfänglich erscheint. Diese Vermittelung konnte nicht ohne eine Sinnesänderung des Prometheus stattfinden, und zwar mußte er in den Sinn der Minerva eingehen, die hier als Personification des zugleich religiösen und selbstständigen Geistes erscheint, desjenigen Geistes, in dem Goethe später, in den besten Stunden seines Daseins, gelebt und gehandelt hat. Der Monolog aber, der, für sich allein, jenen übermüthigen Freiheitstrotz auf seinem Höhepunkt fixirt, mußte unzählige Gemüther auf's Heftigste abstoßen und eine große Bewegung verursachen. Goethe erinnert selbst in jenem Briefe an Zelter daran, „daß der gute Mendelssohn an den Folgen einer voreiligen Publication desselben gestorben sei" *).

Drama Prometheus, wie es uns vorliegt, kein Fragment, sondern sogar übervollendet sei. Wenn auch Goethe sich in spätern Jahren bisweilen nicht in die Productionen seiner Jugendzeit zu finden wußte, so dürfen wir ihm doch wahrlich zutrauen, daß er ein Ganzes von einem Fragment zu unterscheiden verstand. Als Ganzes betrachtet, ist das Drama eine so durchaus verfehlte Composition, wie wir sie Goethe'n nicht zuschreiben können. Aber auch dem Geiste, der Gesinnung nach stellen die beiden Acte Goethe's damaligen religiösen Standpunkt, wie er sich aus seinen damaligen Briefen und anderweitigen Dichtungen nachweisen läßt, keineswegs vollständig dar; sie vergegenwärtigen den Conflict ohne die Lösung, wie er sie damals schon gewonnen hatte. Düntzer's Ansicht ist aus einer einseitigen Deutung der vorliegenden zwei Acte geflossen, wobei manches sehr Wesentliche als ganz bedeutungslos aufgefaßt wird. Die von ihm angezogene Stelle des Briefes von Jacobi vom 6. Nov. 1774, worin dieser den Prometheus als Drama und nicht als Fragment bezeichnet, läßt, abgesehen davon, daß auf eine Bezeichnung in einem rasch hingeworfenen Brief kein großes Gewicht zu legen ist, höchstens vermuthen, daß Jacobi das Ueberschickte irrig als ein Ganzes aufgefaßt habe.

*) Das Nähere s. in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten I, 250 ff. Vergl. Schöll, Briefe u. Aufsätze von Goethe, S. 197 ff.

Was die Entstehungszeit des dramatischen Fragmentes betrifft, so gehört es wahrscheinlich dem October 1774 an. „Lieber Goethe, da hast Du Deinen Prometheus zurück," schrieb Jacobi am 6. Nov., „und meinen besten Dank dabei! Kaum mag ich Dir sagen, daß dieses Drama mich gefreut hat, weil es mir unmöglich ist, Dir zu sagen, wie sehr." Nach Riemer beabsichtigte Goethe auch einen gefesselten Prometheus zu schreiben, wovon er auch den ersten Monolog sammt dem Chor der Nereiden, die ihn in seiner Einsamkeit besuchen und bedauern, zu Papier brachte *). Auch habe er einen befreiten Prometheus gedichtet, und schon ziemlich weit gefördert.

In der Epoche, worin der Prometheus entstand, suchte Goethe als ein neuer Prometheus nicht bloß durch Dichten, sondern auch durch Bilden eine Welt künstlerischer Gestalten um sich hervorzurufen. Er zeichnete die Portraits seiner Freunde im Profil auf grau Papier mit weißer und schwarzer Kreide; wenn er dictirte oder sich vorlesen ließ, entwarf er die Stellung der Schreibenden und Lesenden mit ihrer Umgebung. Weil er jedoch das Unzulängliche dieser Bemühungen empfand, griff er wieder zu Sprache und Rhythmus und dichtete eine Reihe Kunstlieder, die ich in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten in eine Gruppe zusammengestellt habe **). Von mehreren derselben läßt es sich wenigstens mit Bestimmtheit nachweisen, daß sie dieser Zeit angehören. So deutet auf das Gedicht, „Kenner und Enthusiast," oder: „Wahrhaftes Mährchen," wie es ursprünglich überschrieben war, folgende Stelle eines Briefes an Jacobi vom 21. August 1774: „Es ist eines braven Jungens, etwas wohl über die Schnur zu hauen zu Schirm des Mädchens, das ihm Alles gab, was es hat, frisch, junges, warmes Leben" ***). Am 4. Dec. sandte er an Merck das Sendschreiben von V. 13 an, und am nächsten Tage die zwölf ersten Zeilen desselben mit den jetzt „des Künst-

*) S. Goethe's u. Schiller's Briefwechsel Nr. 290 u. Nr. 321, a.

**) S. den ersten Band des Commentars, S. 262.

***) Vergl. V. 3 u. 4 des Gedichtes.

lers Abendlied" bildenden Strophen zusammengeschrieben. Eben so dürfen wir annehmen, daß „Guter Rath" und „Künstlers Morgenlied" in dieselbe Zeit gehören, da sie zusammen mit dem „Wahrhaften Mährchen" in „Mercier's neuem Versuch über die Schauspielkunst" (Leipzig, 1776) als Anhang „aus Goethe's Brieftasche" zuerst veröffentlicht wurden. In allen diesen Liedern fühlt er sich noch als Künstler, aber als einen solchen, der, was ihm die Seele lebendig füllt, nur stotternd zu sagen vermag, dem die innere Schöpfungskraft in den Fingern nicht nach Wunsche bildend werden will.

Zum Schlusse des Capitels erwähnen wir noch einiger anderen Gedichte, welche in diese Zeit fallen, eines odenartigen: „An Schwager Kronos," zweier Balladen: „Der König in Thule" und „der untreue Knabe," und eines Gelegenheitsgedichtes: „Dem Passavant- und Schüblerischen Brautpaare." Das letzte sollte von den Geschwistern des Bräutigams am Hochzeitstage, den 25. Juli 1774, überreicht werden. Die Passavant's gehörten zu den angesehensten reformirten Familien von Frankfurt. Mit einem Sohne dieses Hauses, Jacob Ludwig, der später reformirter Pfarrer und Consistorialrath in seiner Vaterstadt wurde, war unser Dichter, wie bereits angedeutet worden, befreundet. Ein Bruder desselben, Jacob Passavant, war der Bräutigam. Das Gedicht, welches Goethe vom Rheine her (während der Reise mit Lavater) einsandte, kam zu spät an, und ward daher von den Geschwistern nicht mehr benutzt und auch nicht gedruckt. Der eben erwähnte Pfarrer bewahrte es aber sorgfältig auf, und überreichte es dem Ehepaar bei der Feier seiner goldenen Hochzeit. Der beiden genannten Balladen haben wir schon oben gedacht. Sie bilden, dem Sujet, wie dem Tone der Behandlung nach, einen Gegensatz zu einander. Treue bis in den Tod ist das Thema des „Königs in Thule," und dem Ernste dieses Gegenstandes entsprechend ist der würdige, ja feierliche Ton, der sich durchgängig in den Sprachklängen, zumal in den tönenden Endreimen kund gibt. Dabei ist jedoch der Ausdruck schlicht und einfach; und trotz aller Innigkeit, wovon das Gedicht durchströmt ist, drängt sich nirgendwo ein sentimentaler Zug vor; vielmehr trägt es in seiner naiven Haltung ganz das Gepräge der Volkslieder, sowie auch der jambische Rhythmus nicht strenge festgehalten, sondern nach Art des Volksliedes jedem Verse eine gleiche Anzahl von Hebungen (drei) zugetheilt ist. In dem „untreuen Knaben" macht sich der Dichter, wie noch später im Todtentanz und in der wandelnden Glocke, mit der Darstellung des Schauerlichen einen Spaß. Er nahm das Stück in die Oper Claudine auf und legte es dort darauf an, die wieder erwachte Neigung für grausige, gespensterhafte Balladen, wozu eben Bürgers Lenore einen kräftigen Anstoß gegeben, damit ein wenig zu persifliren. Wie in der Sprache dieses Gedichtes, so athmet auch in dem Ausdruck der Ode „An Schwager Kronos" der Geist der Genie-Periode. Nichts widerstrebte jenem Geiste mehr, als ein ängstlich bedächtiges Zurathhalten der Kräfte; mochte man auch nur kurze Zeit leben, es mußte rasch und energisch gelebt sein; die zugemessene Spanne Zeit mußte man mit der größtmöglichen Summe von Genuß und Thätigkeit erfüllen. In solchem Sinne ist diese Ode gedichtet. Mit genialem Takt sind einige Stellen, besonders der Schluß, auf dem gemeinsamen Grenzrain des Komischen und Erhabenen gehalten. Ist gleich der uralt-ehrwürdige Kronos in einen modernen Postknecht verwandelt („Töne, Schwager, in's Horn!"), so hält doch der dithyrambische Schwung der Gefühle jeden Anflug des Gemeinen und Niedrigen fern. — Was die Entstehungszeit des Gedichtes betrifft, so soll es, nach einer Angabe der Quartausgabe, den 10. Oct. 1774 in der Postchaise entstanden sein. Es würde darnach der sogleich zu erzählenden Epoche aus dem Leben unsers Dichters angehören, und eine sehr interessante Verwebung von Bild und Wirklichkeit darstellen.

Sechstes Capitel.

Besuch von Klopstock. Bekanntschaft mit den Prinzen von Weimar. Reise nach Mainz. Prometheus, Deukalion und seine Recensenten. Studien (Spinoza). Besuche von Jacobi und Stilling. Verhältniß zu Lili (Elisabeth Schönemann). Lieder an Lili. Häufiger Aufenthalt zu Offenbach. André. „Sie kommt nicht," ein Drama. Verlobung. Verhältniß zu Auguste Stolberg. Erwin und Elmire. Claudine von Villabella. Stella.

Ueber den Arbeiten, die wir zuletzt betrachtet haben, war das Spätjahr 1774 herangerückt. Lud jetzt das unfreundliche Wetter nicht mehr zu Ausflügen in die Nähe und Ferne ein, so ward Goethe dafür durch angenehme und förderliche Besuche interessanter Männer wenigstens theilweise entschädigt. „Eins, was mich glücklich macht," schrieb er zu Anfang des folgenden Jahres an eine Freundin, „das sind die vielen edeln Menschen, die von allerlei Enden meines Vaterlandes, zwar freilich unter vielen unbedeutenden, unerträglichen, in meine Gegend zu mir kommen, manchmal vorübergehen, manchmal verweilen. Man weiß erst, daß man ist, wenn man sich in Anderen wiederfindet." Zu den „unerträglichen" gehörten besonders dürftige und unverschämte Abenteurer, die sich an den zutraulichen und hilfseifrigen Jüngling wandten, indem sie ihre dringenden Forderungen durch wirkliche wie durch vorgebliche Verwandtschaften oder Schicksale unterstützten. Sie borgten ihm Geld ab und brachten ihn in den Fall, wieder borgen zu müssen, so daß er mit begüterten Freunden darüber in das unangenehmste Verhältniß gerieth. Dergleichen mißliche Erfahrungen wurden jedoch durch den Zuspruch mancher bedeutenden und geistreichen Männer mehr als aufgewogen, und von diesen ist vor Allen Klopstock zu nennen.

Wir haben schon früher erwähnt, wie Goethe mit ihm einen Briefwechsel angeknüpft. Jetzt, im Herbste, Anfangs October, erhielt er von ihm die Anzeige, daß er nach Carlsruhe zu ziehen und auf der Reise einzusprechen gedenke. Goethe fand sein Benehmen ernst und abgemessen, seine Unterhaltung klar und bestimmt und zugleich gefällig und angenehm. Im Ganzen hatte seine Gegenwart etwas von der eines Diplomaten. Er schien sich als ein Mann von Eigenwerth und dabei als Stellvertreter höherer Wesen, der Religion, der Sittlichkeit und Freiheit zu betragen. Auch hatte er die Eigenheit mit den Weltleuten gemein, daß er nicht von Gegenständen redete, worüber man gerade ein Gespräch erwartete und wünschte. Anstatt sich auf Unterhaltungen über poetische und literarische Dinge einzulassen, sprach er weitläufig über die edle Kunst des Eislaufs, eiferte gegen das Wort Schlittschuh, wofür man Schrittschuh zu sagen habe, indem man, den Homerischen Göttern gleich, auf den geflügelten Sohlen über das zum Boden gewordene Meer einherschreite, empfahl angelegentlich statt der hohen, hohlgeschliffenen Schrittschuhe die breiten flachgeschliffenen Isländischen, und erging sich sogar in Belehrungen über Kunstreiten und Bereiten der Pferde. Daß er, wie Goethe berichtet, Gespräche über sein Metier ablehnte, ist auffallend genug; denn er kam eben vom Göttinger Dichterbunde her, mit dem er große Projecte hatte, woran auch Goethe betheiligt war. Er gedachte den Hainbund zu einem allgemeinen Bunde deutscher Dichter, zu einer wirklichen Gelehrtenrepublik zu erweitern und als solche zu organisiren; und zur Theilnahme wollte er vor Allen Goethe, Schönborn, Gerstenberg und einige andere Männer von ächt deutschem Sinne einladen *). Sollte er über diese Angelegenheit, die ihn so lebhaft beschäftigte, kein Wort mit Goethe gewechselt haben? Vielleicht überzeugte er sich durch die persönliche Anschauung Goethe's, daß dieser eine zu selbstständige Natur sei, um sich in ein literarisches Gemeinwesen, wie er es beabsichtigte, hineinzufügen, und verschwieg ihm daher seine Plane.

Folgenreicher für die Zukunft war ein anderer Besuch, von dem Goethe etwas tiefer in den Winter hinein überrascht ward. Eines Tages (es war am Abend des 11. Decembers) trat ein wohlgebildeter schlanker Mann in sein Zimmer, der sich als Begleiter des Prinzen Constantin von Weimar zu erkennen gab und sich von Knebel nannte. Nach einem interessanten Gespräche über literarische Verhältnisse und den Weimarischen Hof, eröffnete er

*) S. Prutz, der Göttinger Dichterbund, S. 321 ff.

Goethe'n, daß sein Herr und dessen Bruder, der Erbprinz Carl August von Weimar, so eben in Frankfurt angelangt seien und des jungen Dichters Bekanntschaft zu machen wünschten. Goethe war sogleich bereit, den beiden Fürsten aufzuwarten, und ward von ihnen frei und freundlich empfangen. Ein günstiger Zufall bot die schönste Gelegenheit zu einer Unterhaltung, die ein gutes Vorurtheil für Goethe bei dem Prinzen erregen mußte. Es lag nämlich der erste Theil von Möser's patriotischen Phantasieen frisch geheftet und unaufgeschnitten auf dem Tische. Dieses Werk hatte Goethe mit dem wärmsten Interesse gelesen, und vermochte so den damit noch unbekannten hohen Reisenden eine ausführliche Relation zu liefern. Hieran knüpfte sich ein Gespräch, worin Goethe dem jungen Erbprinzen, der den besten Willen hatte, an seiner Stelle Gutes zu wirken, sich im vortheilhaftesten Lichte darstellte, indem er in Möser vorzüglich solche Schriftsteller zu schätzen schien, deren Talent aus dem thätigen Leben ausgeht und in dasselbe unmittelbar nützlich zurückfließt. Bei fortgesetzter Unterhaltung schob sich, wie in den Mährchen der Tausend und Einen Nacht, ein bedeutendes Thema in und über das andere; manches klang nur an, ohne daß man es hätte verfolgen können; und so wurde, weil der Aufenthalt der jungen Herrschaften in Frankfurt nur kurz sein konnte, Goethe'n das Versprechen abgenommen, daß er nach Mainz folgen und dort einige Tage zubringen wolle, was er denn auch herzlich gern zusagte.

Er eilte freudig mit der Nachricht nach Hause, fand aber damit bei dem Vater nicht den gehofften Empfang. Dieser hatte, seinen reichsbürgerlichen Gesinnungen gemäß, sich stets von den Großen entfernt gehalten und pflegte durch manche lateinische und deutsche Kernworte, wie »Procul a Jove, procul a fulmine,« „Lang bei Hofe, lang bei Höll!" vor dem Umgange mit Fürsten zu warnen. So behauptete er jetzt, die Einladung sei nur geschehen, um den jungen Dichter in eine Falle zu locken und für den an Wieland verübten Muthwillen Rache zu nehmen. Goethe war vom Gegentheil völlig überzeugt, konnte aber doch nicht gerade gegen des Vaters Ansicht handeln, und andererseits auch nicht wohl sein Versprechen zurücknehmen, ohne undankbar und unhöflich zu erscheinen. In solchen Fällen wandte er sich gewöhnlich um Vermittelung an Fräulein von Klettenberg und seine Mutter, welche beide er Rath und That zu nennen pflegte. Allein die Freundin war leider bettlägerig krank; so wurde denn die Mutter an sie abgesandt, um ihr Gutachten einzuholen, und da dieses für Goethe's Seite günstig ausfiel, gab endlich auch der Vater, obwohl ungläubig und ungern, seine Einwilligung zur Reise nach Mainz.

Knebel, von Goethe sogleich auf's Lebhafteste angezogen, hatte sich entschlossen, den 12. December noch bei ihm in Frankfurt zu bleiben, und fuhr nun am 13ten mit ihm nach Mainz, von wo er sogleich an seine Schwester Henriette berichtete: „Ich blieb gestern allein in Frankfurt, um den besten aller Menschen zu genießen. Heute bin ich mit ihm hierher gefahren, wo wir unsere Prinzen wieder angetroffen haben, und diesen Abend werden wir in die Komödie gehen." In Mainz wurden die zu Frankfurt begonnenen Gespräche fortgesetzt und neue angeknüpft; und indem hierbei der jüngsten deutschen Literatur und ihrer Kühnheiten gedacht ward, fügte es sich ganz natürlich, daß jene famose Farce gegen Wieland zur Sprache kam. Goethe bemerkte gleich Anfangs mit Vergnügen, daß man die Sache heiter und lustig nahm; er erzählte mit aller Naivetät seinen neuen Gönnern den arglosen Ursprung des Stückes, wie er uns schon bekannt ist *); und, um sie völlig zu überzeugen, daß hierbei keine Persönlichkeit noch eine andere Absicht obwalte, theilte er auch die lustige und verwegene Art mit, wie sich die jungen oberrheinischen Gesellen einander zu necken und zu verspotten pflegten, und heiterte dadurch die Gemüther vollends auf. Nach manchem Hin- und Wiederreden über den Gegenstand ward er endlich veranlaßt, Wielanden einen freundlichen Brief zu schreiben, oder auch vielleicht nur einem Briefe Knebel's an Wieland einige freundliche Worte hinzuzufügen, wozu er die Gelegenheit um so lieber ergriff, als Wieland sich schon im Mercur über jenen Jugendstreich sehr liberal erklärt hatte. So flogen die wenigen Tage des Mainzer Aufenthaltes für Goethe angenehm und belebend vorüber. Waren die fürstlichen Gönner durch Visiten und Gastmähler außer dem Hause gehalten, so blieb er bei ihren Reisebegleitern, portraitirte

*) S. oben S. 115 f.

Manchen und vergnügte sich auch wohl auf dem eingefrorenen Festungsgraben mit Schlittschuhlaufen. Voll des genossenen Guten kehrte er nach Frankfurt zurück und gedachte sich dort durch umständliche Erzählung bei den Aeltern und Fräulein von Klettenberg das Herz zu erleichtern. Allein er fand nur verstörte Gesichter und erfuhr, daß mittlerweile seine edle Freundin gestorben sei. Dieser Verlust mußte ihm in seiner jetzigen Lage, wo er ihres Rathes, ihrer Theilnahme mehr als je bedurfte, doppelt schmerzhaft sein, und dazu kam noch, daß im älterlichen Hause der fortdauernde hartnäckige Argwohn des Vaters gegen die Absichten der weimarischen Fürsten jeder freien und gemüthlichen Mittheilung ein Hinderniß in den Weg legte. So fand sich Goethe denn mit seinen Erzählungen zu den jüngeren Freunden hingedrängt, denen er denn freilich die Sache recht umständlich überlieferte.

Allein daraus sollte für ihn bald eine sehr unangenehme Folge entspringen; denn im nächsten Frühjahr erschien eine Flugschrift in dramatischer Form, „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten" betitelt, worin sich Einiges auf den Mainzer Aufenthalt und dortige nicht weiter mitzutheilende Aeußerungen bezog. Goethe, der in Wahrheit und Dichtung, wie es scheint, aus ferner Erinnerung über die Farce berichtet (wie er denn auch den Titel unvollständig angibt), spricht von kleinen Holzschnittfiguren, die man statt der Personennamen zwischen den Dialog gesetzt; durch allerlei satyrische Bilder habe man diejenigen Kritiker zu bezeichnen gesucht, die sich über seine Arbeiten, besonders über Werther's Leiden und was ihnen verwandt war, öffentlich hatten vernehmen lassen. In dem mir vorliegenden Exemplar fehlen diese Holzschnitte *), und als Dramatis personae treten außer Prometheus (Goethe) und Deukalion (Werther) noch folgende auf: Papagei (Buchhändler Weygand in Leipzig), Gans (?), Esel (Hauptpastor Götze in Hamburg), Nachteule und Frösche (Claudius im Wandsbecker Boten,

*) Seit dem Erscheinen der ersten Auflage dieser Schrift hat Düntzer in seinen „Studien zu Goethe's Werken" Elberfeld u. Iserlohe 1849, S. 212 ff. die Farce mit den Holzschnittfiguren als Anhang zu dem Aufsatz „Goethe's Lotte und die Leiden des jungen Werther's" abdrucken lassen.

auf dessen Vignette sich eine Nachteule und Frösche befanden), Reiter ohne Kopf (der Altonaer Postreiter), Löwe (Hamburger Correspondent), Staarmatz (der Verfasser der „Berichtigung der Geschichte des jungen Werther's"), Mercur (Wieland), Iris (J. G. Jacobi), Orangutang (Nicolai), Hanswurst, aber kein brummender Bär, wovon Goethe spricht. Ein Epilogus des Hanswursts im Volksdialekt eifert gegen das Aufdecken des wirklich Thatsächlichen, das der Dichtung zu Grunde liegt:

Sagt mer, was thät wohl kumme herus,
Zögt ihr d'Jack und d'Hosen mir us?
Würd bym Teufel schön do stahn!
Mehnt ihr denn, i hätt' sie umsunst an?
S'ist ä Flegelay, das ufzdecke,
Was äner mühsam erst thäte verstecke;
Und wer was hat geschenkt bekumme,
Muß nit lang froge, woher men's genumme.

Auch der Löwe spricht sich gegen das „Viertheilen und Anatomiren, Seciren und Exenteriren, Kritisiren und Epitomisiren" aus; Prometheus aber, der seinen neu geschaffenen Deukalion in die Welt schickt, will einmal „zum Spaß sondiren, was Andere von ihm raisonniren." Iris hat das zärtliche Herz voll von Deukalion und schwatzt

A la J(acobi) viel Stunden lang
Von Herz und Empfindung und Minonens Gesang;

aber aus Furcht vor dem Orangutang zieht sie sich zurück; Mercur bietet ihr aus Politik den Arm. Orangutang setzt dem Deukalion einen andern Kopf auf, — nicht, wie Gervinus meint, ein Stich auf den Sebaldus, der sich an Thümmel's Wilhelmine anlehnt, sondern zunächst auf Nicolai's „Freuden des jungen Werther's", von dem daher der Papagei sagt: „Der will uns einen zweiten Sebald geben."

Goethe war über diese unerwartet und anonym hervortretende Production sehr betroffen. Dem Styl und Tone nach mußte sie aus der Gesellschaft entsprungen sein, welche sich um ihn gebildet hatte,

ja, man hätte das Werkchen für seine eigene Arbeit halten sollen, wie er denn auch wirklich selbst seine Manier darin wiederfand. Aeußerst verdrießlich, daß nach den eben an Wieland geschriebenen zutraulichen Worten hier wieder neuer Anlaß zu Mißtrauen und Unannehmlichkeiten gegeben war, schalt er heftig auf den unbekannten Verfasser, der sich gut zu verstellen wußte. Die Ungewißheit über den Urheber des Scherzes dauerte indeß nicht lange; Goethe glaubte bald bei lautem Lesen der Schrift in einzelnen Einfällen und Wendungen ganz deutlich Wagner zu hören; und in der That hatte sich dieser schon, durch Goethe's Zorn beängstigt, bei dessen Mutter als Verfasser bekannt und um ihre Fürsprache gebeten. In dem Behagen über seine glückliche Spürkraft war Goethe leicht zur Versöhnung zu bewegen. Um aber in weiteren Kreisen dem Vorurtheil über die Autorschaft entgegenzutreten, ließ er folgende Erklärung drucken, welche Riemer unter Goethe's Correspondenz mit Knebel vorgefunden: „Nicht ich, sondern Heinrich Leopold Wagner hat den Prometheus gemacht und drucken lassen, ohne mein Zuthun, ohne mein Wissen. Mir war's, wie meinen Freunden und dem Publico, ein Räthsel, wer meine Manier, in der ich manchmal Scherz zu treiben pflege, so nachahmen und von gewissen Anekdoten unterrichtet sein konnte, ehe sich mir der Verfasser vor wenig Tagen entdeckte. Ich glaube diese Erklärung denen schuldig zu sein, die mich lieben und mir auf's Wort trauen." Er übersandte ein Exemplar des Druckblattes an Knebel mit dem eigenhändigen Postscriptum: „Ich vermuthe, daß Sie was von der Sache wissen, drum schicke ich das mit. Weiter mag ich darüber nichts sagen." Hiernach dürfen wir die Zweifel, die der Herausgeber der Merck'schen Briefe in den Berichtigungen und Nachträgen gegen Goethe's eigene Mittheilungen in Wahrheit und Dichtung erhoben hat, als gänzlich beseitigt ansehen. Die Verwandtschaft des Prometheus mit Goethe's kleineren satyrischen Productionen in Styl und Gedanken erklärt sich zur Genüge aus Rousseau's Beobachtung: „daß in einer sehr innigen Gesellschaft die Schreibarten sich einander so nähern, wie die Charaktere, und daß, wie die Seelen der Freunde sich vermischen, eben so auch ihre Arten

zu denken, zu empfinden und sich auszudrücken, in einander fließen" *).

Kehren wir von dieser für Goethe sehr unangenehmen Angelegenheit, womit wir vorgreifend in das Jahr 1775 hinübergetreten sind, in die letzte Zeit des Jahrs 1774 zurück, so erwähnen wir zunächst seiner damaligen Studien und Arbeiten. Sehr anhaltend beschäftigten ihn die oben genannten patriotischen Phantasieen von Möser, und so groß war seine Begeisterung für die Schrift, daß er am 28. December 1774 folgenden Brief an Möser's Tochter, Frau von Voigts zu Osnabrück, richtete: „Madame! Man ergötzt sich wohl, wenn man auf einem Spaziergange ein Echo antrifft; es unterhält uns; wir rufen, es antwortet. Sollte denn das Publikum härter, untheilnehmender, als ein Fels sein? Schändlich ist's, daß die garstigen Recensenten aus ihren Höhlen im Namen aller derer antworten, denen ein Autor oder Herausgeber Freude gemacht hat. Hier aber, Madame, nehmen Sie meinen einzelnen Dank für die patriotischen Phantasieen Ihres Vaters, die durch Sie erst mir und hiesigen Gegenden erschienen sind. Ich trage sie mit mir herum; wann, wo ich sie aufschlage, wird mir's ganz wohl und hunderterlei Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe entfalten sich in meiner Seele. Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Vater, nehmen Sie diesen Gruß so mit ganzer Seele auf, wie ich ihn gebe, und lassen sich nicht an der Ausgabe des zweiten Theiles hindern." Man sieht, die Keime regten sich jetzt schon in seinem Innern, die später in Weimar zu einer so reichen Fruchtfülle amtlicher Wirksamkeit sich entfalten sollten.

*) S. Jacobi's auserles. Briefwechsel. Nr. 83. Merck wollte trotz der gedruckten Erklärung nicht den Glauben aufgeben, daß Goethe die Farce gedichtet habe. „Er scheint die Folgen (seiner muthwilligen literarischen Scherze) schon zu empfinden," schrieb Merck an Nicolai den 6. Mai 1775, „weil er sogar gegen mich, als Herzensfreund, auf Ehre und Treue läugnet, daß er der Verfasser des Prometheus sei. Aus einer gedruckten Erklärung werden Sie gesehen haben, daß ein gewisser Wagner der Verfasser davon ist, ob ich's gleich nicht glaube." — Dagegen schrieb Jacobi an Wieland den 22. März 1775: „Die Unmöglichkeit (daß Goethe der Verfasser sei) ist mir so auffallend, daß mir ganz schwindelig wird, wenn ich nur einen Augenblick versuche, das Gegentheil zu denken."

ja, man hätte das Werkchen für seine eigene Arbeit halten sollen, wie er denn auch wirklich selbst seine Manier darin wiederfand. Aeußerst verdrießlich, daß nach den eben an Wieland geschriebenen zutraulichen Worten hier wieder neuer Anlaß zu Mißtrauen und Unannehmlichkeiten gegeben war, schalt er heftig auf den unbekannten Verfasser, der sich gut zu verstellen wußte. Die Ungewißheit über den Urheber des Scherzes dauerte indeß nicht lange; Goethe glaubte bald bei lautem Lesen der Schrift in einzelnen Einfällen und Wendungen ganz deutlich Wagner zu hören; und in der That hatte sich dieser schon, durch Goethe's Zorn beängstigt, bei dessen Mutter als Verfasser bekannt und um ihre Fürsprache gebeten. In dem Behagen über seine glückliche Spürkraft war Goethe leicht zur Versöhnung zu bewegen. Um aber in weiteren Kreisen dem Vorurtheil über die Autorschaft entgegenzutreten, ließ er folgende Erklärung drucken, welche Riemer unter Goethe's Correspondenz mit Knebel vorgefunden: „Nicht ich, sondern Heinrich Leopold Wagner hat den Prometheus gemacht und drucken lassen, ohne mein Zuthun, ohne mein Wissen. Mir war's, wie meinen Freunden und dem Publico, ein Räthsel, wer meine Manier, in der ich manchmal Scherz zu treiben pflege, so nachahmen und von gewissen Anekdoten unterrichtet sein konnte, ehe sich mir der Verfasser vor wenig Tagen entdeckte. Ich glaube diese Erklärung denen schuldig zu sein, die mich lieben und mir auf's Wort trauen." Er übersandte ein Exemplar des Druckblattes an Knebel mit dem eigenhändigen Postscriptum: „Ich vermuthe, daß Sie was von der Sache wissen, drum schicke ich das mit. Weiter mag ich darüber nichts sagen." Hiernach dürfen wir die Zweifel, die der Herausgeber der Merck'schen Briefe in den Berichtigungen und Nachträgen gegen Goethe's eigene Mittheilungen in Wahrheit und Dichtung erhoben hat, als gänzlich beseitigt ansehen. Die Verwandtschaft des Prometheus mit Goethe's kleineren satyrischen Productionen in Styl und Gedanken erklärt sich zur Genüge aus Rousseau's Beobachtung: „daß in einer sehr innigen Gesellschaft die Schreibarten sich einander so nähern, wie die Charaktere, und daß, wie die Seelen der Freunde sich vermischen, eben so auch ihre Arten

zu denken, zu empfinden und sich auszudrücken, in einander fließen" *).

Kehren wir von dieser für Goethe sehr unangenehmen Angelegenheit, womit wir vorgreifend in das Jahr 1775 hinübergetreten sind, in die letzte Zeit des Jahrs 1774 zurück, so erwähnen wir zunächst seiner damaligen Studien und Arbeiten. Sehr anhaltend beschäftigten ihn die oben genannten patriotischen Phantasieen von Möser, und so groß war seine Begeisterung für die Schrift, daß er am 28. December 1774 folgenden Brief an Möser's Tochter, Frau von Voigts zu Osnabrück, richtete: „Madame! Man ergötzt sich wohl, wenn man auf einem Spaziergange ein Echo antrifft; es unterhält uns; wir rufen, es antwortet. Sollte denn das Publikum härter, untheilnehmender, als ein Fels sein? Schändlich ist's, daß die garstigen Recensenten aus ihren Höhlen im Namen aller derer antworten, denen ein Autor oder Herausgeber Freude gemacht hat. Hier aber, Madame, nehmen Sie meinen einzelnen Dank für die patriotischen Phantasieen Ihres Vaters, die durch Sie erst mir und hiesigen Gegenden erschienen sind. Ich trage sie mit mir herum; wann, wo ich sie aufschlage, wird mir's ganz wohl und hunderterlei Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe entfalten sich in meiner Seele. Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Vater, nehmen Sie diesen Gruß so mit ganzer Seele auf, wie ich ihn gebe, und lassen sich nicht an der Ausgabe des zweiten Theiles hindern." Man sieht, die Keime regten sich jetzt schon in seinem Innern, die später in Weimar zu einer so reichen Fruchtfülle amtlicher Wirksamkeit sich entfalten sollten.

*) S. Jacobi's auserles. Briefwechsel. Nr. 83. Merck wollte trotz der gedruckten Erklärung nicht den Glauben aufgeben, daß Goethe die Farce gedichtet habe. „Er scheint die Folgen (seiner muthwilligen literarischen Scherze) schon zu empfinden," schrieb Merck an Nicolai den 6. Mai 1775, „weil er sogar gegen mich, als Herzensfreund, auf Ehre und Treue läugnet, daß er der Verfasser des Prometheus sei. Aus einer gedruckten Erklärung werden Sie gesehen haben, daß ein gewisser Wagner der Verfasser davon ist, ob ich's gleich nicht glaube." — Dagegen schrieb Jacobi an Wieland den 22. März 1775: „Die Unmöglichkeit (daß Goethe der Verfasser sei) ist mir so auffallend, daß mir ganz schwindelig wird, wenn ich nur einen Augenblick versuche, das Gegentheil zu denken."

Wie aber Goethe's geistige Thätigkeit überhaupt leicht die heterogensten Gegenstände verknüpfte, so schlossen sich an jene auf das praktische Leben gerichtete Betrachtungen sogleich höhere metaphysische Studien an. Er hatte die Lectüre Spinoza's eine geraume Zeit ruhen lassen und ward nun durch Widerrede zu ihm zurückgetrieben. Eine Controverse gegen den Philosophen, die er in seines Vaters Bibliothek fand, veranlaßte ihn, den Artikel Spinoza in Bayle's Wörterbuch nachzuschlagen, und da ihm auch dieser Unbehagen und Mißtrauen erregte, so wandte er sich wieder zum Studium der Werke selbst, denen er schon so viel schuldig geworden war, und fühlte sich abermals von derselben Friedensluft angeweht. Indem wir hier mit einigen Worten auf Goethe's Verhältniß zu Spinoza zurückkommen, wiederholen wir vorerst die Bemerkung, daß bei dem, was Goethe mit ihm Uebereinstimmendes zeigt, nicht von einer Entlehnung die Rede sein kann; vielmehr diente ihm das Studium dieses Denkers nur zur Aufhellung dessen, was er mitbrachte, zu einer reinern Selbstverständigung. Er rühmte und bewunderte aber vor Allem an Spinoza seine großartige Resignation, die nicht darin bestand, daß er in der Ueberzeugung von der Eitelkeit aller Dinge, sich möglichst außer Beziehung zu ihnen setzte, sondern nichts Anderes als die Kraft seines Geistes und Gemüthes war, an den Dingen ein uneigennütziges, intellectuelles Interesse zu nehmen. Um aller partiellen Resignation überhoben zu sein, resignirte er ein- für allemal im Ganzen; d. h. wie Goethe es selbst erläutert, „er probirte nicht der Reihe nach eine Menge von Beschäftigungen, Neigungen, Liebhabereien und Steckenpferden durch, um zuletzt in den gotteslästerlichen Spruch einzustimmen, daß Alles eitel und nichtig sei, sondern er suchte sich des Gedankens der Dinge zu versichern, und ließ sich an dessen Besitz und Entfaltung genügen; er überzeugte sich vom Ewigen, Nothwendigen, Gesetzlichen, und bildete sich solche Begriffe, welche unverwüstlich sind, ja durch die Betrachtung des Vergänglichen nicht aufgehoben, vielmehr bestätigt werden." Der Unterschied dieser beiden Resignationsarten in allen ihren Folgen und Wirkungen ist unermeßlich; führen jene partiellen, successiven Entsagungen allmälig zu einem alle Kraft und Lebenslust untergrabenden Mißmuth und Ueberdrusse an der Welt hin, so entspringt im

Gegentheil aus dieser allgemeinen Resignation erst die rechte und dauernde Lebensfreude; wer sich mit Spinoza entschließen kann, statt in der ewig wechselnden Hingabe an das einzelne Lebendige Befriedigung zu suchen, sich des Mittelpunktes der Lebendigkeit zu bemächtigen, der Quelle, wohin der Strom nicht aufwärts fließen kann, ihn zu ertränken, der wird auch mit ihm das vivere momento zu seinem Lebenssymbolum wählen.

Auch Goethe war frühe von der Nothwendigkeit durchdrungen, sich durch eine solche Resignation geistig frei und unabhängig zu machen. „Je ungebundener ich lebte," sagt er selbst, „und je froher ich mich gegen meine Gesellen und mit meinen Gesellen äußerte, wurde ich doch sehr bald gewahr, daß uns die Umgebungen, wir mögen uns stellen, wie wir wollen, immer beschränken, und ich fiel auf den Gedanken, es sei das Beste, uns wenigstens innerlich unabhängig zu machen." Zur Aufhellung dieses Gedankens, zur Beschleunigung dieser Krisis in seinem Gemüthe hat nun ohne Zweifel das Studium Spinoza's wesentlich beigetragen, und das ist die wichtigste Einwirkung, die Goethe von ihm erfahren hat. Uebrigens finden sich bei ihm, namentlich in späteren Jahren, wo der Gedanke bei ihm in größerer Reinheit hervortrat, manche einzelne Resultate und ausdrückliche Lehren des Spinozismus wieder, welche W. Danzel vortrefflich nachgewiesen hat. So ist seine Unerkennbarkeit Gottes ganz die der Spinozischen Substanz, welche anders, als in den Attributen, nicht erkannt werden kann, weil diese eben die Seiten sind, mit welchen sie sich der Erkenntniß darbietet. „Der Verstand," heißt es in den Gesprächen mit Eckermann, „reicht zu der Natur nicht hinauf; der Mensch muß fähig sein, sich zur höchsten Vernunft zu erheben, die sich in Urphänomenen, physischen wie sittlichen, offenbart, hinter denen sie sich hält, und die von ihr ausgehen." Und an einer andern Stelle: „Was wissen wir denn von den Ideen des Göttlichen, und was wollen denn unsere engen Begriffe vom höchsten Wesen sagen? Wollte ich es, gleich einem Türken, mit hundert Namen nennen, so würde ich doch zu kurz kommen, und im Vergleich so grenzenloser Eigenschaften (Attribute) nichts gesagt haben." Anderes erscheint geradezu wie Reminiscenz aus Spinoza: „Ich frage nicht, ob dieses höchste Wesen Verstand und Vernunft habe,

sondern ich fühle, es ist der Verstand, die Vernunft selber. Alle Geschöpfe sind davon durchdrungen, und der Mensch hat davon so viel, daß er Theile des Höchsten erkennen kann." Denn auch Spinoza faßt das menschliche Denken als ein zerstücktes göttliches *).

Verfolgen wir nun den Lebensfaden unseres Freundes in das Jahr 1775 hinüber, so haben wir zunächst abermals einiger Besuche, die Goethe von bedeutenden Männern empfing, zu gedenken. Im Januar verweilte Jacobi, auf einer Reise nach Mannheim und Carlsruhe begriffen, mehrere Wochen, bis in den Februar hinein zu Frankfurt, wo denn der am Rheine geschlossene Freundschaftsbund noch fester und inniger geknüpft ward. Sie verkehrten viel mit Johanna Fahlmer und dem Brentano'schen und Gerock'schen Kreise, und Goethe machte seinen Freund mit Klinger und seinen übrigen Frankfurter Genossen bekannt. Ferner hatte zu Anfange des Jahrs Jung-Stilling gemeldet, daß er nach Frankfurt kommen werde, um dort an einem angesehenen und sehr reichen Manne (dem Oberhofmeister von Lersner), der schon längere Zeit erblindet war, eine Staaroperation vorzunehmen. Jung hatte sich durch mehrere gelungene Operationen dieser Art am Niederrhein ein großes Zutrauen erworben, und gedachte nun, durch ein jedenfalls zugesichertes Honorar von tausend Gulden angelockt, in der Gegend von Frankfurt seinen Ruf weiter auszubreiten. Er scheint nach der Mitte Februars angekommen zu sein, und fand in der Goethe'schen Familie die freundlichste Aufnahme. „Goethe freute sich innig," so erzählt Jung selbst, „seinen Freund Stilling auf einige Zeit bei sich in Frankfurt zu haben; seine Aeltern boten ihm während seines Aufenthaltes den Tisch an und mietheten ihm in ihrer Nachbarschaft ein hübsches Zimmer; dann ließ auch Goethe eine Nachricht in die Zeitung rücken, um damit mehrere Nothleidende herbeizuziehen." Nach einigen ärztlichen Vorbereitungen ward der Staarstich auf beiden Augen unternommen, aber leider ohne den gewünschten Erfolg. Als einige Tage zwischen Furcht und Hoffnung hingegangen waren, blieb kein

*) Den Leser, der diesen Gegenstand weiter zu verfolgen wünscht, müssen wir auf Danzel's tiefsinnige, nur leider in etwas schwerfälliger Form sich bewegende Schrift „Ueber Goethe's Spinozismus" (Hamburg, 1843) verweisen.

Zweifel, daß die Cur mißlungen sei. Jung gerieth darüber in einen Zustand, worin er sich gegen die innerste, tiefste Verzweiflung wehren mußte; und seine theilnehmenden Tischgenossen hatten Mühe, ihn nur einigermaßen aufrecht zu halten. Goethe bekennt in Wahrheit und Dichtung, daß ihm Jung's Umgang in seiner damaligen Lebensepoche weder erfreulich noch förderlich gewesen sei. Zwar überließ er es einem Jeden gern, wie er sich das Räthsel seiner Tage zurecht legen wollte; aber Jung's Art und Weise, auf einem abenteuerlichen Lebensgange Alles, was ihm vernünftiger Weise Gutes begegnete, einer unmittelbaren göttlichen Einwirkung zuzuschreiben, schien ihm doch zu anmaßlich; und die Vorstellungsart, alle schlimmen Folgen, die aus Leichtsinn, Dünkel, Uebereilung, Nachlässigkeit entspringen, gleichsam für eine göttliche Pädagogik zu halten, wollte ihm auch nicht in den Sinn. Er ließ ihn jedoch, wie so viele Andere, ruhig gewähren und schützte ihn nach wie vor gegen verletzende Angriffe allzu weltlich gesinnter Menschen. Des Freundes tiefer Seelenkummer hätte auf ihn selbst niederdrückend wirken müssen, wäre er nicht jetzt schon gewohnt gewesen, in Spinozistischer Weise „solche Seelenzustände einer ernsten, freundlichen Betrachtung zu unterwerfen, und sich auf seine Weise zurechtzulegen." Jung schied trostlos und kehrte mit ängstlichem Blick in die Zukunft nach Elberfeld zurück.

Im Vorbeigehen sei noch erwähnt, daß gegen Ende Februar Jacobi auf seiner Rückreise abermals einige Tage bei Goethe zubrachte. Er fand unsern Dichter in lebhafter Gemüthsaufregung, deren Ursache wir bald kennen lernen werden, so daß der Austausch ihrer Gedanken und Gefühle sehr gestört sein mochte. Dasselbe war bei Klopstock's Besuch gegen Ende März, auf dessen Rückreise von Carlsruhe, der Fall. „Klopstock," heißt es in einem Briefe Goethe's an Knebel vom 14. April, „fand mich in sonderbarer Bewegung; ich habe von dem Theuren nur geschlürft."

Nun aber müssen wir eines sehr bedeutenden Verhältnisses gedenken, welches eben in der Epoche, zu der unsere Erzählung vorgerückt ist, in Blüthe stand, aber bereits zu Anfange des Jahres, oder gar schon zu Ende des vorigen sich angeknüpft hatte. Durch seine bisherigen Schriften und vielleicht noch mehr durch jene Anomalien

des Betragens, deren oben Erwähnung geschehen, hatte der junge Dichter die Aufmerksamkeit des Publikums in solchem Grade auf sich gelenkt, daß an ein ungestörtes Schaffen in stiller Zurückgezogenheit nicht mehr zu denken war. Er erhielt Einladung auf Einladung von den angesehensten Familien in Frankfurt. Eines Abends (es mochte an einem der letzten Tage Decembers 1774 sein) ersuchte ihn ein Freund, mit ihm ein kleines Concert zu besuchen, welches im Hause*) der Wittwe eines reichen reformirten Banquiers, Schönemann, geb. d'Orville, gegeben ward. Ein Liebhaber von Allem, was aus dem Stegreif geschah, nahm Goethe sogleich den Vorschlag an, und fand eine zahlreiche Gesellschaft versammelt. Ein Flügel stand in der Mitte des Salons, an dem alsbald die einzige, fast siebenzehnjährige Tochter**) des Hauses, Elisabeth oder Lili, Platz nahm und mit bedeutender Fertigkeit und Anmuth eine Sonate vortrug. Die gefällige Leichtigkeit ihrer Bewegungen beim Spiel, eine gewisse Kindlichkeit in ihrem Betragen, die ungezwungene Artigkeit ihrer Unterhaltung übten schon an diesem Abend eine große Anziehungskraft auf ihn aus, so daß er beim Abschiede die Einladung der Mutter zu baldiger Erneuerung des Besuches mit einer sehr angenehmen Empfindung annahm. Er verfehlte auch nicht, nach schicklichen Pausen, den Besuch zu wiederholen, wo sich denn ein heiteres, verständiges Gespräch bildete, welches kein leidenschaftliches Verhältniß zu weissagen schien.

Allein es währte nicht lange, so wurden diese Unterhaltungen traulicher und inniger. Lili erzählte ihm die Geschichte ihrer Jugend und wie sie im Genusse aller geselligen Vortheile und Weltvergnügungen herangewachsen, schilderte ihm ihre Verwandten, ihre nächsten Zustände, gedachte auch kleiner Schwächen, läugnete namentlich nicht, daß sie eine „gewisse Gabe anzuziehen an sich bemerkt habe, womit zugleich eine gewisse Eigenschaft fahren zu lassen verbunden sei;" und damit kam sie denn im Hin- und Wiederreden auf das

*) Es war das schöne Eckhaus auf dem großen Kornmarkte neben der deutsch-reformirten Kirche, jetzt Eigenthum des Kaufmanns Peter Bonn.

**) Sie war den 23. Juni 1758 geboren. Nach dem Tode des Vaters 1763 hatte die Mutter das Bankgeschäft fortgesetzt.

Geständniß, daß sie diese Gabe auch an ihm geübt habe, jedoch bestraft worden sei, indem sie auch von ihm sich angezogen fühle. Nach solchen, aus einer reinen, kindhaften Natur hervorgegangenen Eröffnungen fühlte sich Goethe bald von der heftigsten Leidenschaft umstrickt, — aber nicht ohne Widerstreben. Dieß spricht sich sogleich in einem der Lieder aus, die aus jenem Verhältnisse erwachsen sind: „Neue Liebe, neues Leben." Erstaunt über die Gewalt, womit ihn Lili sich zu eigen gemacht hat, fragt hier der Dichter sich selbst: „Herz, mein Herz, was soll das geben? u. s. w." Er sieht sich auf einmal in ein neues, ihm bisher fremdes Leben gerissen, in Assembleen und Concerte, in ein geräuschvolles Gesellschaftstreiben, das in all seinem bunten Wechsel für Geist und Gemüth doch so wenig wahre Ausbeute gewährte; und sein Herz, früher diesem Weltgetriebe so abhold, fügte sich zu seinem eigenen Erstaunen in so „viele Mißtage und Fehlstunden," weil Lili sich in diesen glänzenden Kreisen bewegte. Dahin waren seine wehmüthigen Rückerinnerungen an die idyllischen Tage in Sesenheim und Wetzlar, dahin der stille Fleiß, womit er in den letzten Jahren einen Götz, einen Werther, Clavigo und Anderes geschaffen, dahin der Eifer, womit er die nicht dichterisch productiven Stunden zu nützlicher Geschäftsthätigkeit verwandt hatte:

Weg ist Alles, was Du liebtest,
Weg, warum Du Dich betrübtest,
Weg Dein Fleiß und Deine Ruh' —
Ach! wie kamst Du nur dazu?

In dieselbe Zeit fällt das Gedicht an „Belinden," wie er Lili auch in den Widmungsversen vor Erwin und Elmire nennt. Es führt die Gedankenreihe des vorigen Gedichtes weiter. So lange er Lili nur in vertraulicher Häuslichkeit sah, fühlte er sich glücklich; durfte er sie auch nur selten besuchen, so träumte er desto mehr von ihr. Aber wie die beiden Liebenden sich mit jedem Tage unentbehrlicher wurden, mußte er, um nicht manchen Tag und manchen Abend von ihr getrennt zu sein, sich entschließen, ihren glänzenden Cirkeln beizuwohnen, wo er sich denn wie gänzlich umgewandelt vorkam:

Bin ich's noch, den Du bei so viel Lichtern
An dem Spieltisch hältst?
Oft so unerträglichen Gesichtern
Gegenüber stellst?

In diesen manchmal peinlichen Zustand kam ein erfreulicher Wechsel, als Lili im Frühlinge 1775 auf längere Zeit nach dem nahe gelegenen, eben im Uebergange vom Dorf zur Stadt begriffenen Offenbach auf Besuch bei Verwandten *) ging. Goethe war in jener Zeit gleichfalls häufig dort und quartirte sich dann bei dem als Componist bekannt gewordenen Joh. André ein. Sein Leben theilte sich damals zwischen Frankfurt und Offenbach, zwischen frischer, kräftiger Thätigkeit und idyllischem Lebensglück. War er in Frankfurt, so widmete er die frühesten Morgenstunden der Dichtkunst, den wachsenden Tag den weltlichen Geschäften. Die letzteren bezogen sich theils auf die Verwaltung des väterlichen Vermögens, theils auf Rechtsangelegenheiten und mancherlei Aufträge der Freunde seines Vaters. Denn wenn diesem gleich sein Charakter als kaiserlicher Rath keine juristische Praxis erlaubte, so war er doch vielen Vertrauten als gründlicher und zuverlässiger Rechtsfreund zur Hand, indem er die ausgefertigten Schriften von einem ordinirten Advocaten unterzeichnen ließ. Er studirte die Acten zuerst bedächtig und sorgfältig durch, ehe er die Sache dem Sohne vorlegte, welcher sodann die Ausfertigung mit solcher Leichtigkeit vollbrachte, daß der Vater wohl einmal sagte, er würde ihn beneiden, wenn er ihm fremd wäre.

War aber Goethe in Offenbach, so flogen ihm die Stunden in geistreich heiterer Geselligkeit, in vertrautem Gespräche mit der Geliebten, im Anschauen der schönen Natur und in poetischen und musikalischen Kunstgenüssen dahin. Unter Anderem wurde Bürger's Lenore, welche damals eben erschienen war, abwechselnd von André nach eigener Composition und von Goethe in lebhafter Declamation

*) Es war Lili's Onkel d'Orville, ein noch ziemlich junger lebhafter und liebenswürdiger Mann. Ihm gegenüber wohnte der Fabrikherr Nikolaus Bernhard, ein älterer Mann, der eine Schwester der Frau Schönemann geheirathet hatte, bei Goethe „Onkel Bernard" genannt.

vorgetragen. Durch Lili's Pianospiel ward André oft ganze Tage, bis nach Mitternacht, an die Gesellschaft gefesselt, wodurch denn die beiden Liebenden Gelegenheit zu längerem Beisammensein gewannen. Trat Goethe dann am nächsten Morgen aus dem Hause, so fand er sich in der freiesten, wenn gleich nicht ganz ländlichen Umgebung. Ueber ansehnliche Gebäude, zum Theil von städtischer Bauart, über terrassenartige Gärten mit Blumen und sonstigen Prunkbeeten schweifte der Blick über den Fluß bis an's jenseitige Ufer hin. Das einsame Vorüberwogen und Schilfgeflüster eines leise bewegten Stromes in erster Morgenfrühe, und bald darauf eine sanft hingleitende lebendige Welt von Flößen, Marktschiffen und Kähnen klang harmonisch und beruhigend mit den Empfindungen der Liebenden zusammen, wenn sie, von den ersten Strahlen der Frühlingssonne begrüßt, einander wieder fanden.

Ein heller Glanzpunkt in der Reihe jener glücklichen Tage war ein Familienfest *), welches Goethe irrthümlich auf Lili's Geburtstag, den 23. Juni 1775 verlegt, wo er sich in der Schweiz befand. Sie hatte versprochen, nur den Morgen in Frankfurt zuzubringen und zu Mittag nach Offenbach zu kommen. Allein am Vorabende ließ sie Goethe'n, der gleichfalls in Frankfurt war, durch einen ihrer Brüder melden, daß es ihr unmöglich sei, an dem morgigen Feste Theil zu nehmen, und daß sie erst gegen Abend sich einfinden könne. Rasch entschlossen heftete Goethe mehrere Bogen mit schöner Seide zusammen und schrieb den Titel eines Drama's: „Sie kommt nicht, ein jammervolles Familienstück, welches, geklagt sei es Gott, den 23. Juni 1775 **) in Offenbach am Main auf das allernatürlichste wird aufgeführt werden. Die Handlung dauert vom Morgen

*) Düntzer's Vermuthung, daß es Goethe's und Lili's Verlobungsfeier gewesen sei, hat sehr wenig Wahrscheinlichkeit. Aus Allem geht hervor, daß die Verlobung eine selbst in den beiden Familien nicht öffentlich anerkannte war. Eher könnte man an den Geburtstag eines andern Mitgliedes des Offenbacher Freundekreises denken. Lili mußte bei jedem Familienfeste von Allen schmerzlich vermißt werden.

**) Goethe trug seinen Irrthum selbst in den Titel des Stückes hinein, den er, weil das Ganze verloren gegangen war, aus dem Gedächtnisse wiederherzustellen suchte.

bis auf'n Abend." Mit laufender Feder wurde das Stück einen Theil der Nacht durch niedergeschrieben und einem Boten übergeben, der es am nächsten Morgen Punkt zehn Uhr dem Offenbacher Cirkel überreichen sollte. Der Inhalt dieser Gelegenheitsdichtung, von der sich weder Concept noch Abschrift erhalten hat, ist in Goethe's Selbstbiographie ziemlich detaillirt angegeben. Es schilderte den ganzen Gesellschaftskreis zu Offenbach, Herren und Frauen, bis zu den Kindern, den Domestiken und dem Briefträger, Jeden genau nach dem Leben. Die Handlung bestand in den mannigfachen Vorbereitungen und Anordnungen zum Feste und sodann in den verschiedenen Aeußerungen des Eindrucks, den die Nachricht von Lili's Nichtkommen verursachte. Goethe fand, als er Mittags in Offenbach eintraf, Alles in guter Laune über den Scherz, und Lili ward am Abende von so heiteren, ja lustigen Gesichtern bewillkommt, daß sie beinahe über die Munterkeit betroffen war, die sich trotz ihres Außenbleibens über die Gesellschaft verbreitet hatte, bis sich ihr das Räthsel durch den Vortrag des schmeichelhaften Stückes auflöste.

Uebrigens brachte Goethe manchmal eine dichterische Gabe, fremdes, wie eigenes Neue, in den empfänglichen Cirkel mit; und da auch André stets Vorrath von neuen Compositionen hatte, so regnete es von poetischen und musikalischen Blüthen auf die Gesellschaft herab. „Es war eine durchaus glänzende Zeit," erzählte Goethe selbst, „eine gewisse Exaltation waltete in dem Kreise, man traf niemals auf nüchterne Momente. Ganz ohne Frage theilte sich dieß den Uebrigen aus unserem Verhältnisse mit." In dem Maße jedoch, wie es ihm mit diesem Verhältnisse ernster zu werden begann, mußten seine Besuche in Offenbach seltener und kürzer werden; um der Zukunft willen opferte er einen Theil der Gegenwart, indem er sich zu Hause in Geschäfte vergrub. Zum Theil aber mochte er auch durch solche Arbeiten einer geheimen Unruhe, einem innern Schwanken entfliehen wollen; denn er hatte sich früher fest vorgenommen, „kein schleppendes Verhältniß wieder anzuknüpfen," und fand sich nun doch wieder, ohne völlige Sicherheit eines günstigen Erfolgs, in ein neues verschlungen. In diesem Zustande kam dem liebenden Paare eine Hausfreundin, Demoiselle Delf aus Heidelberg, zu

Hilfe, die ohne egoistische Zwecke in solchen Fällen mit Geschick und Behagen die Mittlerin spielte. Seit vielen Jahren mit Lili's Mutter vertraut, ward sie von Goethe auch bei seinen Aeltern eingeführt. Wie sie es in beiden Häusern angefangen, um die Schwierigkeiten einer Verbindung zu beseitigen, hat Goethe nicht erfahren; genug, sie trat eines Abends zu dem jungen Paare und rief, die Einwilligung der Aeltern bringend, mit ihrem pathetisch gebietenden Wesen aus: „Gebt euch die Hände!" und die Liebenden sanken einander als Verlobte lebhaft bewegt in die Arme.

So erfuhr denn Goethe auf seinem wundersamen Lebensgange auch einmal, wie es einem Bräutigam zu Muthe war, und der Greis fand darin, nach fünfundfünfzig Jahren, „für einen gesitteten Mann die angenehmste aller Erinnerungen." Aber das Behagen dieses Zustandes sollte nicht lange ungestört bleiben; denn es drängten sich ihm bald beunruhigende Zweifel und Bedenken auf. Seine Aussichten in die Zukunft, die Mittel, worüber er verfügen konnte, schienen ihm zu Lili's Persönlichkeit, zu ihrer bisherigen Lebensweise nicht in dem rechten Maße zu stehen; bei der Einrichtung seines älterlichen Hauses war freilich auf eine künftige Schwiegertochter Bedacht genommen, aber nicht auf eine solche, die glänzende Cirkel um sich zu vereinen gewöhnt war. Unter den beiderseitigen Aeltern hatte sich, selbst nach der von Demoiselle Delf eroberten Einwilligung, kein Verhältniß, kein Familienzusammenhang bilden wollen; verschiedene Sitten, verschiedene Religionsgebräuche hielten sie aus einander. Andererseits fand er wieder Beruhigung in dem Gedanken, daß ein rühriger Geist überall Fuß zu fassen vermöge; es waren ihm, wie er sagt, von Außen her (vielleicht schon von Weimarischer Seite) Aussichten zu „einer gedeihlichen Anstellung" eröffnet, und in Frankfurt selbst gab es gewisse collective Stellen, wie Residentschaften und Agentschaften, die sich durch Thätigkeit in's Grenzenlose erweitern ließen.

In diesen schwankenden Gemüthszustand, so wie überhaupt in die Geschichte des Verhältnisses zu Lili, werden uns tiefere Blicke durch einen schon gegen Anfang des Jahres angeknüpften Briefwechsel Goethe's eröffnet, der in vielfacher Beziehung den jungen Dichter und die ganze damalige Zeit charakterisirt. Er war, wie

uns bekannt ist, durch Gotter und den Musenalmanach mit den Göttingern, und so auch mit den beiden Grafen Stolberg in ein freundliches Verhältniß getreten. Die Letzteren zogen nun in ihre lebhafte Correspondenz mit Goethe auch ihre jugendliche, für Poesie glühende Schwester Auguste hinein, welche, wie man aus unsers Dichters Antworten sieht, zuerst ein paar anonyme Briefe an ihn richtete. Goethe's erster Brief, vom 26. Januar 1775, aus der frühesten Zeit seiner Bekanntschaft mit Lili, ist „Der theuern Ungenannten" überschrieben und beginnt: „Meine Theure — ich will Ihnen keinen Namen geben; denn was sind die Namen Freundin, Schwester, Geliebte, Braut, Gattin oder ein Wort, das einen Complex von all' den Namen begriffe, gegen das unmittelbare Gefühl, zu dem — ich kann nicht weiter schreiben; Ihr Brief hat mich in einer wunderlichen Stunde gepackt. Adieu, gleich den ersten Augenblick! — — Ich komme doch wieder — ich fühle, Sie können ihn tragen, diesen zerstückten, stammelnden Ausdruck, wenn das Bild des Unendlichen in uns wühlt u. s. w." Der zweite Brief, vom 13. Februar, gibt dann nähere Auskunft, warum es ihm bisweilen nur möglich wird, „ihr einige dumpfe, tiefe Gefühle vorzustolpern," und entwirft zugleich ein unvergleichlich lebendiges Doppelbild des damaligen Goethe: „Der theuern Ungenannten. Wenn Sie sich, meine Liebe, einen Goethe vorstellen können, der im galonirten Rock und sonst auch von Kopf zu Fuße in leidlich consistenter Galanterie, umleuchtet vom bedeutungslosen Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten von ein paar schönen Augen am Spieltische gehalten wird *), der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft in's Concert, und von da auf den Ball getrieben wird, und mit allem Interesse des Leichtsinns einer niedlichen Blondine den Hof macht: so haben Sie den gegenwärtigen Fastnachts-Goethe, der Ihnen neulich einige dumpfe, tiefe Gefühle vorstolperte, der nicht an Sie schreiben mag, der Sie auch manchmal vergißt, weil er sich in Ihrer Gegenwart ganz unausstehlich fühlt. — Aber nun gibt's noch einen, den im grauen Biber-Frack mit dem braunseidenen Halstuche und Stiefeln, der in der streichenden

*) Vergl. das Gedicht „An Belinden" (s. oben S. 177 f.)

Februarluft schon den Frühling ahnt, dem nun bald seine liebe weite Welt wieder geöffnet wird, der, immer in sich lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Dramen, die Gestalten seiner Freunde, seiner Gegenden und seines geliebten Hausraths mit Kreide auf grauem Papier nach seiner Weise auszudrücken sucht, weder rechts noch links fragt, was von dem gehalten werde, was er machte, weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher steigt, weil er nach keinem Ideale springen, sondern seine Gefühle sich zu Fähigkeiten, kämpfend und spielend, entwickeln lassen will. Das ist der Goethe, dem Sie nicht aus dem Sinne kommen, der auf einmal am frühen Morgen einen Beruf fühlt, Ihnen zu schreiben, dessen größte Glückseligkeit ist, mit den besten Menschen seiner Zeit zu leben." ... „Ob mir übrigens verrathen worden ist," heißt es gegen Ende des Briefes, „wer Sie sind, thut nichts zur Sache; wenn ich an Sie denke, fühle ich nichts, als Gleichheit, Liebe, Nähe!"

Einen Brief vom 6. März finden wir schon in Offenbach geschrieben „auf dem Lande, bei sehr lieben Leuten, in Erwartung —" wessen? das verräth er seiner „lieben Auguste" noch nicht; er fügt nur hinzu: „Gott weiß, ich bin ein armer Junge." Auf eine wunderbare Weise mischt sich die Schwärmerei für die entfernte, nie gesehene Freundin mit der Leidenschaft für die gegenwärtige Geliebte. „Liebe, Liebe," schreibt er an Auguste, „bleiben Sie mir hold! Ich wollt', ich könnt' auf Ihrer Hand ruhen, in Ihrem Auge rasten! Großer Gott, was ist das Herz des Menschen!" ... „O, wenn ich jetzt nicht Drama's schriebe," heißt es später, „ich ginge zu Grunde." Ihr vertraut er auch seinen Aerger über die Recensenten: „Ich bin das Ausgraben und Seciren meines armen Werther's so satt. Wo ich in eine Stube trete, sind ich das Berliner ꝛc. Hundezeug, der Eine schilt drauf, der Andere lobt's, der Dritte sagt, es geht doch an, und so hetzt mich Einer wie der Andere. — Nun denn, Sie nehmen mir auch das nicht übel! Nimmt mir's doch nichts an meinem innern Ganzen, rührt und rückt's mich doch nicht in meinen Arbeiten, die immer nur die aufbewahrten Freuden und Leiden meines Lebens sind." — Mit jedem weitern Briefe

wächst nun die Innigkeit Goethe's; schon im vierten, aus Billeten vom 19. bis zum 25. März zusammengesetzt, wird die Reichsgräfin mit dem traulichen Du angeredet, wenn auch später mitunter das Sie wiederkehrt; sie tauschen ihre Silhouetten, theilen die kleinsten Lebensereigniſſe, „Tritt und Schritt," in Tagebuchform einander mit. „Wenn Du leidest," schreibt Goethe, „meld' es mir; ich will Alles theilen, — dann laß mich auch nicht stecken, edle Seele, zur Zeit der Trübsal, die kommen könnte, wo ich Dich flöhe und alle Lieben! Verfolge mich, ich bitte Dich, verfolge mich mit Deinen Briefen dann und rette mich vor mir selbst!"

Das selige Leiden, „die Anmuth des Unglücks," worin wir unsern Freund in dieser Epoche befangen sehen, spricht sich auf eine sehr zarte Weise in den Gedichten „Wehmuth" und „Haidenröslein" aus, welche ursprünglich Gesangstücke der kleinen Oper „Erwin und Elmire" bildeten. Nach der Stelle, wo Goethe dieses Singspiels in Wahrheit und Dichtung erwähnt, möchte man seine Entstehung in die letzte Hälfte des Jahres 1775 setzen. Es gehört aber dem ersten Vierteljahre an, da die Iris es schon in dem dritten Stücke des zweiten Bandes, im Märzhefte 1775, brachte, und André am 12. Juni bereits eine Composition desselben fertig hatte *). Die Anregung zu dieser Dichtung empfing Goethe aus der Ballade Turn gentle hermit of the dale in Goldsmith's Landprediger von Wakefield. Eine durchgängig metrische Gestalt hat das Stück erst später in Italien erhalten; anfänglich war es ein Drama in ungebundener Rede mit eingelegten Liedern, „ein Schauspiel mit Gesang," wie damals der Zusatz zum Titel lautete. Auch in der Anlage unterscheidet sich die ältere Bearbeitung wesentlich von der neuern. Das „Schauspiel mit Gesang" besteht nur aus Einem Aufzuge, während das „Singspiel" in zwei Acte zerlegt ist; in jenem treten außer Erwin und Elmire noch Elmirens Mutter Olympia und Bernardo, ihr „französischer Sprachmeister" und Freund, auf, welcher letztere das Haupttriebrad der Handlung ist; in diesem ist, statt Olympia's und Bernardo's, dem Hauptpaare ein zweites Paar von Liebenden, Rosa und Valerio, zur Seite gestellt, welches

*) S. dessen Bekanntmachung in der Iris am Ende des 3. Bandes.

auf eine weniger bewußte und planmäßige Weise, als Bernardo, die Handlung in Gang bringt. Dem Dialoge des ältern Stückes fehlt es nicht an den Derbheiten der Genieperiode, aber auch nicht an jugendlicher Frische und geistreicher Beweglichkeit. Besonders interessant ist die erste Scene, ein Gespräch Elmirens und ihrer Mutter, worin die letztere von der modernen und der ältern Erziehung der Mädchen ein vergleichendes Gemälde mit sehr markigen Pinselstrichen entwirft.

Ohne Zweifel war es die Bekanntschaft mit André, was unserm Dichter den Anstoß gab, noch ein zweites „Schauspiel mit Gesang," Claudine von Villa Bella, zu schreiben. Wie die Epoche seines Zusammenlebens mit Breitkopf durch das Leipziger Liederbüchlein bezeichnet ist, so konnte es nicht fehlen, daß auch jetzt, wo er mit einem Componisten oft unter demselben Dache lebte, einige Productionen entstanden, zu denen sich der Dichter und der Musiker einander die Hand boten. Bei Goethe war das Bedürfniß eines Anschlusses an Tonkünstler um so größer, je mehr er die Poesie jenem ursprünglichen Standpunkte, wo sie mit der Musik noch innig verschwistert, ja unzertrennlich verbunden war, wieder anzunähern strebte. Da er aber jetzt eben in einer vorherrschend dramatischen Epoche begriffen war, so lag gerade die Entstehung von Singspielen sehr nahe. Hatte er in Erwin und Elmire dem musikalischen Freunde Anlaß zu zart bewegter, der Liebe Glück und Leid aussprechender Composition gegeben, so mochte er ihm jetzt durch Claudine von Villa Bella Gelegenheit zu mannigfaltigerm und kräftigerm musikalischen Ausdruck bieten wollen. Jenen kleinen Strauß pflückte er, wie es in den Widmungsversen an Belinde heißt, ganz aus seinem Herzen; in dieser Dichtung stellte er mehr den Geist und Charakter der Genieperiode, ihren Unabhängigkeitssinn, ihren Ingrimm gegen die Beschränkungen der Gesellschaft dar. Man könnte Rugantino oder Crugantino, wie er in dem ältern Stücke heißt, einen heitern Vorgänger von Carl Moor nennen: „Wo habt Ihr einen Schauplatz des Lebens für mich?" ruft er aus. „Eure bürgerliche Gesellschaft ist mir unerträglich! Will ich arbeiten, so muß ich Knecht sein; will ich mich lustig machen, muß ich Knecht sein. Muß nicht Einer, der halbweg was werth ist, lieber in die weite Welt

gehen?" — Wahrscheinlich entstand das Stück gleich nach Erwin und Elmire; am 14. April berichtete Goethe an Knebel, daß er ein Schauspiel bald fertig habe, und am 4. Juni übersandte er ihm bereits eine Abschrift des Stückes, mit der Bitte, es dem Herzoge auf seiner Reise in freien Stunden vorzulesen und sodann an seine Schwester nach Emmendingen zurückzusenden. Die neuere Bearbeitung weicht, wie beim Erwin, bedeutend von der ältern ab; wir werden auf beide Stücke bei der Betrachtung der classischen Kunstperiode unsers Dichters zurückkommen.

Schließlich haben wir hier noch eines freilich erst im Spätherbst 1775 erschienenen Drama's, der Stella, zu gedenken. Schon im März dieses Jahres scheinen die Hauptscenen fertig gewesen zu sein. „Lieber Bruder," schrieb Goethe am 21. März an Jacobi, „daß du meine Stella so lieb hast, thut mir sehr wohl." Aber erst im October sehen wir den Buchhändler Mylius mit Merck*) über den Verkauf des Manuscripts unterhandeln, wofür er, nach schwerem Entschlusse, ein Honorar von zwanzig Thalern (!) bietet. Anregung zu diesem Drama soll die Geschichte des Grafen von Gleichen gegeben haben, die Goethe auch im letzten Acte wirkungsvoll benutzt hat. Ein Graf von Gleichen, so lautet die Sage, zog in das heilige Land. Er gerieth in große Gefahr, ward durch ein liebendes Weib gerettet, das ihm zehn Jahre lang treu blieb und darauf in die Heimath folgte. Die zurückgebliebene Gräfin empfing sie als den Schutzgeist ihres geliebten Gemahls, der fortan mit höchster kirchlicher Genehmigung Beiden angehörte. Dagegen behauptet der Verfasser der Schrift „Goethe und sein Jahrhundert," daß „diese Sage nicht die Veranlassung, sondern nur einen Vorwand zu diesem Schauspiele gegeben." „Goethe," fährt er fort, „der den Stoff aller seiner Gedichte aus der Wirklichkeit nahm, oder wenigstens von ihr angeregt wurde, mag von einem Vorfalle gehört haben, der damals in ganz Europa Aufsehen machte. Ein deutscher Graf, der durch besondere Verhältnisse in Verbindungen am portugiesischen Hofe gerathen war, entführte ein Fräulein von einem der ersten Geschlechter aus einem Kloster, lebte mit ihr einige

*) Briefe an und von Merck, Nr. 21.

Zeit, ward ihrer überdrüssig, entwandte ihre Juwelen und floh damit nach Wien. Daselbst wiederholte er das Bubenstück: wieder ein Fräulein von hohem Geschlechte und eine Entführung aus dem Kloster." Offenbar fehlt hier aber ein wesentlicher Aehnlichkeitspunkt in dem Verlauf der Geschichte; und der deutsche Graf kann nicht sowohl für ein Vorbild des Fernando, als für einen zweiten Don Juan gelten.

Es möchte wohl gerathen sein, die Hauptquelle dieses Drama's mehr in Goethe's inneren Erfahrungen, als in etwas äußerlich Gegebenem zu suchen, wenn gleich dadurch nicht ausgeschlossen wird, daß ein äußeres Factum, welches ihm aufstieß, auf die Gestalt der Dichtung, ungefähr auf die Weise wie beim Werther, Einfluß geübt. Durch jene ganze Zeit ging ein Geist der Kritik und Opposition, dem selbst die altehrwürdigsten und heiligsten gesellschaftlichen, staatlichen und kirchlichen Institutionen nicht zu ehrwürdig und heilig waren; er richtete sich gegen jede Schranke, welche die individuellen menschlichen Gefühle einzuengen drohte; und so konnte auch das Institut der Ehe, und namentlich die Monogamie nicht unangefochten bleiben. Von Goethe insbesondere weiß der Leser, der uns gefolgt ist, wie oft und schnell, zumal in der letzten Zeit, seine leicht erregten Gefühle von einem weiblichen Wesen zum andern hinüberschwankten, ja er schrieb an seine Auguste von mehreren gleichzeitigen Verhältnissen zu „recht lieben und edlen weiblichen Seelen", die sein warmes Herz und seine feurige Einbildungskraft ohne Zweifel sämmtlich etwas über den Temperaturgrad der bloßen Freundschaft hinauftrieb. Da lag ihm nun der Gedanke an den Conflict nahe genug, in welchen man bei einem solchen Gemüthszustande als ein ehelich Gebundener gerathen könnte; und vielleicht war dieser Gedanke mit ein Grund, weßhalb das so weit gediehene Verhältniß zu Lili wieder rückgängig ward.

Der Gang des Stückes ist lebhaft und ächt dramatisch; und mit besonderer Kunst sind die exponirenden Züge eingefügt. Was die Charaktere betrifft, so steht Fernando, den man in gewisser Beziehung mit Clavigo vergleichen könnte, in Einer Hinsicht doch in bedeutendem Nachtheil gegen diesen. Die persönliche Liebenswürdigkeit Clavigo's, sein Geist, die großen Talente, welche der Dichter

gegen sein halbes, schwankendes, flatterhaftes Wesen in die andere Wagschale gelegt hat, zeigen sich kräftiger, directer, unmittelbarer; während Fernando's Werth sich fast nur in der Wirkung abspiegelt, die er auf zwei edle Frauengemüther gemacht hat. Um diesen männlichen Hauptcharakter sind nun mehrere sorgfältig unterschiedene und abgestufte weibliche Charaktere gruppirt: Stella mit „ihrer unzerstörlichen Neigung, ihrer heißen Liebe, ihrem glühenden Enthusiasmus," Cäcilie, anfänglich etwas gedrückt und niedergebeugt, bald aber „zur freien Gemüths- und Verstandesheldin" sich erhebend, Lucie, die, in einem behaglichen Leben frei gebildet, den äußern Druck, der auf sie eindringt, nicht empfindet, ja von sich abstößt, die Postmeisterin, welche sich der Dichter als „eine junge, heitere, thätige Wittwe" gedacht, „die nur wieder heirathen möchte, um besser gehorcht zu sein."

Ursprünglich hatte das Stück einen sentimental versöhnenden Schluß und bildete daher nach unseren neuen Begriffen kein eigentliches Trauerspiel. Der Titel führte damals den seltsamen Zusatz: „Schauspiel für Liebende". Nachdem Cäcilie im letzten Acte ihrem Gatten die Geschichte des Grafen von Gleichen erzählt hat, ruft sie Stella herein und spricht zu ihr begeistert: „Stella, nimm die Hälfte deß, der ganz Dein ist! Du hast ihn gerettet — von ihm selbst gerettet — Du gibst mir ihn wieder!" Und das Drama endigt sich damit, daß Fernando, Beide umarmend, ausruft: „Mein, mein!" Dieser Schluß fand sogleich zahlreiche Widersacher. „Stella hab' ich gelesen," schrieb Nicolai am 28. December 1775 an Merck, „und ich gestehe, ich hätte mir einen ganz andern Ausgang vorgestellt, nämlich daß die beiden Weiber den Schurken Fernando, der sie ohne Ursache verlassen hat und gewiß nächstens wieder verlassen wird, würden verabschiedet haben. Beim Grafen von Gleichen war die Sache ganz anders motivirt. Doch, ob ich gleich verliebt gewesen bin und noch sein kann, so mag vielleicht ein Liebender ein ganz anderes Ding, und das Schauspiel nicht für mich geschrieben sein." So erschienen denn auch Gegenschriften oder vielmehr Fortsetzungen, in dem Geiste von Nicolai's „Freuden des jungen Werthers", namentlich ein sechster Act, wovon Nicolai die Autorschaft ausdrücklich ablehnte, und eine „Stella, Nummer

Zwei"*). Selbst in der Matinée eines Recensenten, von Merck**), liegt ein gewisser Ernst hinter dem Scherz verborgen, wenn er den Metropolitan sagen läßt:

Daß Herr Goethe auf solche Materien fällt,
Die so großen Schaden für die Welt
Und doch so wenig Nutzen stiften mögen,
Dabei ist doch gewiß kein Segen.
Letzt hat er erst den Selbstmord vorgetragen,
Und nun die Bigamie sogar.

Wie der Dichter dazu gekommen, den Ausgang des Stückes zu ändern, berichtet er selbst in dem Aufsatze „Ueber das deutsche Theater". Nachdem er erwähnt, daß Stella ihr Erscheinen auf dem Theater Schillern zu verdanken gehabt, fährt er fort: „Da das Stück an sich selbst schon einen regelmäßigen, ruhigen Gang hat, so ließ er es in allen seinen Theilen bestehen, verkürzte nur hier und da den Dialog, besonders wo er aus dem Dramatischen in's Idyllische und Elegische überzugehen schien. Sehr gut besetzt, ward das Stück den 15. Januar 1806 zum ersten Mal gegeben und sodann wiederholt; allein bei aufmerksamer Betrachtung kam zur Sprache, daß nach unseren Sitten, die ganz eigentlich auf Monogamie gegründet sind, das Verhältniß eines Mannes zu zwei Frauen, besonders wie es hier zur Erscheinung kommt, nicht zu vermitteln sei, und sich daher vollkommen zur Tragödie qualificire. Fruchtlos blieb daher jener Versuch der verständigen Cäcilie, das Mißverhältniß in's Gleiche zu bringen. Das Stück nahm eine tragische Wendung und endigte auf eine Weise, die das Gefühl befriedigt und die Rührung erhöht." Allein im Publicum fehlte es auch nicht an Stimmen, die sich über den neuen Schluß unzufrieden aussprachen. „Fast die einzige interessante Vorstellung in diesem Winter (auf dem Weimar'schen Theater)," heißt es in einem Briefe von Gries vom 28. März 1806, „war Goethe's Stella, nach einer, wie mir scheint, nicht sehr vortheilhaften Veränderung. Denken Sie nur: Fernando er-

*) Nicolovius, über Goethe, S. 25.
**) S. Briefe an und von Merck, S. 61 f.

schießt sich, und die arme Stella vergiftet sich am Ende. Wem fällt da nicht die Xenie ein:

Oedipus reißt die Augen sich aus, Jokaste erhängt sich,
Beide schuldlos; das Stück hat sich harmonisch gelöst."

Siebentes Capitel.

Besuch der beiden Stolberge. Reise mit diesen nach der Schweiz. Abstecher nach Emmendingen zur Schwester. Goethe zu Besuch bei Lavater. Mit Passavant auf dem St. Gotthard. Rückkehr. Schwankendes Verhältniß zu Lili. Lili's Park und andere Gedichte. Egmont. Zimmermann zu Besuch. Durchreise des Herzogl. Weimarischen Paares. Reise nach Heidelberg. Rückkehr. **Schriften:** Briefe aus der Schweiz; dritte Wallfahrt nach Erwin's Grabe; Künstlers Erdenwallen; Hanswursts Hochzeit.

Im April 1775 meldeten die beiden Stolberge, daß sie mit dem Grafen Haugwitz auf einer Schweizerreise in Frankfurt bei Goethe zusprechen würden. „Wie erwart' ich unsre Brüder", schrieb dieser hocherfreut den 26. April an Auguste Stolberg; „welch' ein lieber Brief von Euch Dreien!" Das gräfliche Trifolium wurde von Goethe „mit offener Brust" empfangen, und war, wenn gleich im Gasthofe wohnend, in seinem Aelternhause meistens zu Tische. „Das erste heitere Zusammensein," erzählt er selbst, „zeigte sich höchst erfreulich; allein gar bald traten excentrische Aeußerungen ein." Das reich begabte Brüderpaar war in der ersten Jugend von den harzischen Dichtern, von Gleim und Lichtwer, angeregt, dann von Klopstock begeistert, von dem Sturm der Genieperiode ergriffen, und besonders in dem Göttinger Dichterkreise für Liebe, Freundschaft, Natur, Freiheit und Patriotismus entzündet worden. Leopold war dazu noch augenblicklich durch eine vom Schicksal nicht begünstigte Liebe zu einer schönen Engländerin aufgeregt, mit welcher Umstände und Rücksichten eine Verbindung

untersagten, der Hauptgrund, warum er auf einer weitern Reise Zerstreung suchte. Haugwitz, obwohl der Jüngste der Gesellschaft, zeigte die meiste Schicklichkeit und Mäßigung im Betragen, weßhalb er oft den Spott seiner Gesellen dulden mußte.

Goethe's Mutter, von den jungen Leuten gewöhnlich Frau Aja genannt*), ging leicht in die Phantastereien derselben ein, während der Vater lächelnd den Kopf schüttelte. Eines Tages, als nach ein und der andern genossenen Flasche der poetische Tyrannenhaß der Stolberge zum Vorschein kam, und sie nach dem Blute der Wütheriche zu lechzen schienen, verfügte sie sich in den Keller, wo von den trefflichen Jahrgängen 1706, 19, 26, 48 wohlunterhaltene große Fässer lagen; und indem sie in geschliffener Flasche den hochfarbigen Wein brachte, rief sie aus: „Hier ist das wahre Tyrannenblut! Daran ergötzt Euch, aber alle Mordgedanken laßt mir aus dem Hause!"

Die Reisenden forderten Goethe auf, sie nach der Schweiz zu begleiten. Diese Einladung war ihm, wie er selbst gesteht, trotz seiner Verlobung mit Lili, willkommen; denn er fühlte sich „durch eine gewisse peinliche Unruhe zu allem bestimmten Geschäft unfähig" und mochte gern einmal „den Versuch machen, ob er Lili entbehren könne." Ein Rest von Bedenklichkeit ward durch das Zureden des Vaters beseitigt, der ihm dringend empfahl, einen Uebergang nach Italien, wenn es sich fügen sollte, nicht zu versäumen. So machte er sich denn, rasch entschlossen, um den 20. Mai wie es scheint, „mit einiger Andeutung, aber ohne eigentlichen Abschied von Lili," auf den Weg, und sah sich nach ein paar Stunden schon mit seinen lustigen Gefährten in Darmstadt. Während diese bei Hofe ihre Aufwartung machten, brachte Goethe seine Zeit bei Merck zu, dem die bevorstehende Reise nicht gefallen wollte. „Daß Du mit diesen Burschen ziehst," rief er aus, „ist ein dummer Streich," und charakterisirte sie dann mit schonungsloser Verständigkeit. Bei dieser Gelegenheit sprach er das merkwürdige, tief gedachte Wort: „Dein Bestreben, Deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die Andern suchen das sogenannte Poetische, das

*) Vergl. Thl. I, S. 25 Anmerk.

Imaginative zu verwirklichen; und das gibt nichts, als dummes Zeug." Der Refrain seiner Unterhaltung mit Goethe war aber stets: „Du wirst es nicht lange bei ihnen aushalten."

Schon in Darmstadt schienen die Stolberge Merck's Charakteristik rechtfertigen zu wollen. Ihrem Naturevangelium getreu, badeten sie sich am hellen Tage in einem der Stadt benachbarten Teiche, und erregten dadurch in einer Gegend, wo man nicht gewohnt war, nackte Jünglinge im Sonnenschein herumspringen zu sehen, keinen geringen Scandal. Zu Mannheim angelangt, bezogen sie schöne Zimmer eines anständigen Gasthofes; und beim Dessert des ersten Mittagessens, wo man den Wein nicht geschont hatte, forderte Leopold die Gesellschaft auf, seiner Schönen Gesundheit zu trinken, worauf denn unter ziemlichem Getöse die Gläser geleert wurden. „Nun aber ist," fuhr er fort, „aus solchen geheiligten Bechern kein Trunk mehr erlaubt; eine zweite Gesundheit wäre Entweihung, deßwegen vernichten wir diese Gefäße!" Und damit warf er sein Stengelglas hinter sich gegen die Wand. Die Anderen folgten seinem Beispiel, auch Goethe; nur war es ihm, als ob ihm Merck am Kragen zupfte. In Carlsruhe ward das Geniewesen, als „auf einem anständigen, gleichsam heiligen Boden," einigermaßen beschwichtigt. Mit dem hochverehrten fürstlichen Senior, dem regierenden Markgrafen, unterhielten sich die Reisenden über staatswirthschaftliche Dinge, mit der Markgräfin über Literatur und Kunst. Am wichtigsten war aber für Goethe ein Zusammentreffen mit dem Herzoge von Weimar und seiner Braut, der Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt, die sich hier zur Abschließung eines förmlichen Ehebündnisses eingefunden hatten. Beide kamen ihm gütig und zutraulich entgegen und forderten ihn bei der Abschieds-Audienz wiederholt zu einem baldigen Besuch in Weimar auf. Wenn aber Goethe in Carlsruhe auch noch einige besondere Gespräche mit Klopstock gehabt und ihm bei dieser Gelegenheit die neuesten Scenen des Faust gezeigt haben will, so muß dieß auf Irrthum beruhen, da Klopstock Carlsruhe nachweislich schon vor dem Anfange Aprils 1775 verlassen hatte.

Goethe behauptet in seiner Selbstbiographie, sich in Carlsruhe auf einige Zeit von seinen Reisegefährten getrennt und einen Seitenweg eingeschlagen zu haben, um in Emmendingen, wo sein Schwager Schlosser Oberamtmann war, diesen und seine Schwester zu besuchen. Wie ich aber bereits in der ersten Auflage dieser Schrift (II, 261) andeutete, muß er noch mit den Stolbergen zusammen nach Straßburg gereist sein; denn er berichtete später (am 25. Juli) an Auguste Stolberg, er sei dabei gewesen, als Fritz Stolberg in Straßburg die letzte Nachricht von seiner schönen Engländerin erhalten habe. Nachdem er sich hierauf von den Reisegenossen verabschiedet hatte, trat er den Weg nach Emmendingen mit ernsten Gefühlen an; denn er wußte, Cornelia lebte nicht glücklich, ohne daß man ihr oder ihrem Gatten hätte Schuld geben können. Allein beim Abschiede von Emmendingen, nach kurzem Aufenthalt, lag es ihm noch schwerer auf dem Herzen, daß seine Schwester ihm auf das Dringendste eine Trennung von Lili empfohlen, ja befohlen hatte. Wie sie selbst viel an einem langwierigen Brautstande gelitten, so glaubte sie vor einem Verhältnisse warnen zu müssen, das noch auf so unsicheren Aussichten ruhte. Auch schien es ihr hart, ein Mädchen, wie Lili, von der sie sich die höchsten Begriffe gemacht hatte, aus einer glänzenden, wenigstens lebhaft bewegten Existenz herauszuzerren und in ein zwar löbliches, aber doch nicht zu bedeutenden Gesellschaften eingerichtetes Haus zu bringen, zwischen einen ungesprächigen, wenn gleich bisweilen didaktischen und immer wohlwollenden Vater, und eine häuslich thätige Mutter, die nach vollbrachtem Geschäft bei einer bequemen Handarbeit ein stillgemüthliches Gespräch mit jüngeren, ausgewählten Personen liebte. Goethe versprach Nichts, konnte sich jedoch nicht verhehlen, daß sie ihn überzeugt habe. Ob indeß ihre Gründe wirklich so triftiger Art waren, läßt sich noch bezweifeln. „Lili war allerdings ein Weltkind, und ein schönes, liebenswürdiges," sagt der Herausgeber der Briefe an Auguste Stolberg; „es gibt Mädchen, die immer als die ersten ihres Kreises angesehen werden und ihn beherrschen, ohne es zu wollen, bloß durch eine bedeutende Persönlichkeit, durch die Zauberkraft, ein gewisses frischeres Leben um sich anzuregen. Lili scheint zu diesen Mädchen gehört zu haben. Daß sie Huldigungen ungern entbehrt hätte, nahm ihr Nichts an ihrem innern Werthe. Man sieht es oft, daß diese anreizenden,

gleichsam die Bewunderung herausfordernden Mädchen die vortrefflichsten, sittsamsten Hausfrauen werden, daß die liebenswerthesten Eigenschaften mit dieser dem Uebermuth der Jugend angehörigen Coquetterie verbunden sind. Von der anderen Seite gibt es gewisse vortreffliche, regelrechte, gewöhnlich nicht schöne Frauen, die keinen Fehler unverzeihlicher finden, als den, Männern gern gefallen zu wollen. Andere Fehler, wie Launen, Egoismus, Trägheit, Verschrobenheit, werden von ihnen leicht übersehen, und die Besitzerin solcher Fehler, wenn sie sonst nur bescheiden und vollkommen sittsam auftritt, wird für ein Mädchen gehalten, das dereinst einen Mann beglücken werde, wogegen ein großmüthiges, selbstvergessenes Mädchen von freiem, offenem Sinne, ein Wildfang — aber voll des tiefsten Gefühls, von jenen Frauen mit übermäßiger Strenge beurtheilt wird. Wenn Lili, wie es scheint, ein solches Mädchen war, so gehörte zu den strengen Sittenrichterinnen wohl Goethe's übrigens gewiß ausgezeichnete Schwester."

Für den Aufenthalt in Emmendingen ergibt sich die Zeitbestimmung aus einem Briefe an Knebel vom 4. Juni 1775, dem Goethe unter diesem Datum von dort eine Abschrift seiner Claudine von Villabella (vergl. oben S. 186) zusandte. Von der weitern Reise bis Zürich erinnerte er sich später nur des herrlichen Rheinfalles bei Schaffhausen deutlich. In Zürich eilte er sogleich zu Lavater, während seine Reisegenossen, von denen er nicht angibt, wo sie mit ihm wieder zusammengetroffen waren, sich anderswo einquartirten. „Der Empfang bei Lavater," erzählt Goethe selbst, „war heiter und herzlich, und man muß gestehen, anmuthig ohne Gleichen; zutraulich, schonend, segnend, erhebend, anders konnte man sich seine Gegenwart nicht denken. Seine Gattin, mit etwas sonderbaren, aber friedlichen, zart-frommen Zügen, stimmte völlig, wie alles Andere um ihn her, in seine Sinnes- und Lebensweise." Die Hauptunterhaltung betraf Lavater's großes Werk: „Physiognomische Fragmente," wovon der erste Theil schon abgedruckt war. An dieser Arbeit nahm Goethe einen lebhaften und thätigen Antheil, wie der Anhang zu seinem Briefwechsel mit Lavater bezeugt. Die Spedition des Manuscripts mit den zum Text eingeschobenen Plattenabdrücken ging durch seine Hände an den Buchhändler Reich, und

er hatte das Recht, Alles zu tilgen, was ihm mißfiel, zu ändern und einzuschalten, was ihm beliebte, wovon er indeß nur mäßigen Gebrauch machte. Für ihn, der, bevor er weiter schritt, immer festen Fuß zu fassen suchte, war es eine der mißlichsten Aufgaben, die seiner Thätigkeit gestellt werden konnte. Denn da Lavater sich die Zeichnungen und Kupfer zu seinem Werke von den verschiedensten Künstlern anfertigen ließ, wie er denn überhaupt die ganze Welt gern zu Mitarbeitern gehabt hätte, so fehlte es nicht an Platten, die durchaus nicht zu ihrer Bestimmung paßten; fast überall mußte getadelt, bedingt, manchmal sogar das Bild durch die Erklärung verneint und vernichtet werden. Nichts desto weniger hielt Goethe getreulich mit Rath und Beistand aus, und bewährte sich hier als eben den selbstverläugnenden, hilfsfertigen literarischen Freund, den später Schiller an ihm kennen lernte.

Da er in Zürich getrennt von seinen Reisegenossen wohnte, so wurde er diesen unvermerkt mit jedem Tage fremder, und war auf Landausflügen selten mit ihnen zusammen. Doch besuchten sie gemeinschaftlich den alten Bodmer, der auf einer Höhe über der am rechten Ufer, wo der See sich als Limmat zusammendrängt, gelegenen alten Stadt eine Wohnung mit paradiesischer Aussicht besaß. Der würdige Patriarch empfing sie mit Herzlichkeit und freute sich über das Entzücken der jüngeren Männer beim Anblick des herrlichen Panoramas, das ihm durch den langjährigen Genuß alltäglich geworden war.

Die ferne blaue Reihe höherer Gebirgsrücken, welche dieses Landschaftsbild begrenzten, hatte schon in Goethe die Sehnsucht nach ihrem nähern Anschauen erregt; die Stolberge waren, indeß er mit Lavater seine Verhandlungen über die Physiognomik fortsetzte, auf anderen Wegen hierhin und dorthin ausgezogen; da traf er, zu seiner großen Freude, in Zürich mit einem jungen, eng befreundeten Landsmann, jenem Jacob Ludwig Passavant*), zusammen, der jetzt hier in der Schweiz an der Quelle derjenigen Lehre lebte, die er einst als Prediger verkündigen sollte. Dieser that ihm den Vorschlag, die kleinen Cantone mit einander zu durchwandern, und

*) S. oben S. 94 u. S. 162.

gleichsam die Bewunderung herausfordernden Mädchen die vortrefflichsten, sittsamsten Hausfrauen werden, daß die liebenswerthesten Eigenschaften mit dieser dem Uebermuth der Jugend angehörigen Coquetterie verbunden sind. Von der anderen Seite gibt es gewisse vortreffliche, regelrechte, gewöhnlich nicht schöne Frauen, die keinen Fehler unverzeihlicher finden, als den, Männern gern gefallen zu wollen. Andere Fehler, wie Launen, Egoismus, Trägheit, Verschrobenheit, werden von ihnen leicht übersehen, und die Besitzerin solcher Fehler, wenn sie sonst nur bescheiden und vollkommen sittsam auftritt, wird für ein Mädchen gehalten, das dereinst einen Mann beglücken werde, wogegen ein großmüthiges, selbstvergessenes Mädchen von freiem, offenem Sinne, ein Wildfang — aber voll des tiefsten Gefühls, von jenen Frauen mit übermäßiger Strenge beurtheilt wird. Wenn Lili, wie es scheint, ein solches Mädchen war, so gehörte zu den strengen Sittenrichterinnen wohl Goethe's übrigens gewiß ausgezeichnete Schwester."

Für den Aufenthalt in Emmendingen ergibt sich die Zeitbestimmung aus einem Briefe an Knebel vom 4. Juni 1775, dem Goethe unter diesem Datum von dort eine Abschrift seiner Claudine von Villabella (vergl. oben S. 186) zusandte. Von der weitern Reise bis Zürich erinnerte er sich später nur des herrlichen Rheinfalles bei Schaffhausen deutlich. In Zürich eilte er sogleich zu Lavater, während seine Reisegenossen, von denen er nicht angibt, wo sie mit ihm wieder zusammengetroffen waren, sich anderswo einquartirten. „Der Empfang bei Lavater," erzählt Goethe selbst, „war heiter und herzlich, und man muß gestehen, anmuthig ohne Gleichen; zutraulich, schonend, segnend, erhebend, anders konnte man sich seine Gegenwart nicht denken. Seine Gattin, mit etwas sonderbaren, aber friedlichen, zart-frommen Zügen, stimmte völlig, wie alles Andere um ihn her, in seine Sinnes- und Lebensweise." Die Hauptunterhaltung betraf Lavater's großes Werk: „Physiognomische Fragmente," wovon der erste Theil schon abgedruckt war. An dieser Arbeit nahm Goethe einen lebhaften und thätigen Antheil, wie der Anhang zu seinem Briefwechsel mit Lavater bezeugt. Die Spedition des Manuscripts mit den zum Text eingeschobenen Plattenabdrücken ging durch seine Hände an den Buchhändler Reich, und

er hatte das Recht, Alles zu tilgen, was ihm mißfiel, zu ändern und einzuschalten, was ihm beliebte, wovon er indeß nur mäßigen Gebrauch machte. Für ihn, der, bevor er weiter schritt, immer festen Fuß zu fassen suchte, war es eine der mißlichsten Aufgaben, die seiner Thätigkeit gestellt werden konnte. Denn da Lavater sich die Zeichnungen und Kupfer zu seinem Werke von den verschiedensten Künstlern anfertigen ließ, wie er denn überhaupt die ganze Welt gern zu Mitarbeitern gehabt hätte, so fehlte es nicht an Platten, die durchaus nicht zu ihrer Bestimmung paßten; fast überall mußte getadelt, bedingt, manchmal sogar das Bild durch die Erklärung verneint und vernichtet werden. Nichts desto weniger hielt Goethe getreulich mit Rath und Beistand aus, und bewährte sich hier als eben den selbstverläugnenden, hilfsfertigen literarischen Freund, den später Schiller an ihm kennen lernte.

Da er in Zürich getrennt von seinen Reisegenossen wohnte, so wurde er diesen unvermerkt mit jedem Tage fremder, und war auf Landausflügen selten mit ihnen zusammen. Doch besuchten sie gemeinschaftlich den alten Bodmer, der auf einer Höhe über der am rechten Ufer, wo der See sich als Limmat zusammendrängt, gelegenen alten Stadt eine Wohnung mit paradiesischer Aussicht besaß. Der würdige Patriarch empfing sie mit Herzlichkeit und freute sich über das Entzücken der jüngeren Männer beim Anblick des herrlichen Panoramas, das ihm durch den langjährigen Genuß alltäglich geworden war.

Die ferne blaue Reihe höherer Gebirgsrücken, welche dieses Landschaftsbild begrenzten, hatte schon in Goethe die Sehnsucht nach ihrem nähern Anschauen erregt; die Stolberge waren, indeß er mit Lavater seine Verhandlungen über die Physiognomik fortsetzte, auf anderen Wegen hierhin und dorthin ausgezogen; da traf er, zu seiner großen Freude, in Zürich mit einem jungen, eng befreundeten Landsmann, jenem Jacob Ludwig Passavant*), zusammen, der jetzt hier in der Schweiz an der Quelle derjenigen Lehre lebte, die er einst als Prediger verkündigen sollte. Dieser that ihm den Vorschlag, die kleinen Cantone mit einander zu durchwandern, und

*) S. oben S. 94 u. S. 162.

Goethe ließ sich durch ihn um so eher vor der Rückkehr der Stolberge in die Gebirge locken, je erwünschter ihm selbst eine ungestörte Ruhe für diesen lang ersehnten Ausflug war. So machten sie sich denn an einem glänzenden Sommermorgen selbander auf den Weg und fuhren den herrlichen See hinauf. Auf dieser Fahrt entstand das liebliche Gedicht „Auf dem See“:

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertact hinauf,
Und Berge, wolkig, himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

Aber mitten im Genuß der unvergleichlichen Naturscene ergreift ihn die Erinnerung an Lili:

Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum, so gold du bist!
Hier auch Lieb' und Leben ist.

In Richterschwyl gelandet, wurden sie von Doctor Hotze, an den sie durch Lavater empfohlen waren, auf's Beste bewirthet und über die nächsten Stationen ihrer Wanderung unterrichtet; und so erstiegen sie die dahinter liegenden Berge. Als sie in das Thal von Schindellegi wieder hinabsteigen sollten, wandten sie sich nochmals, um die entzückende Aussicht über den Züricher See in sich aufzunehmen. Hier schrieb Goethe in ein Gedenkheftchen die Verse „Vom Berge“:

Wenn ich, liebe Lili, Dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, Dich nicht liebte,
Wär', was wär' mein Glück!

Dann zogen sie wohlgemuth auf rauhem Weg nach Maria Einsiedeln, wo Goethe „das Kirchlein in der Kirche, die ehemalige

Einsiedlerwohnung, mit Marmor incrustirt,“ bewunderte. Unter den alterthümlichen Kostbarkeiten des Klosters ergötzte ihn besonders ein außerordentlich geschmackvolles Zackenkrönchen von sorgfältigster Goldschmiedsarbeit. Indem er es betrachtend in der Hand hielt und in die Höhe hob, dachte er nicht anders, als er müßte es Lili auf die hellglänzenden Locken drücken und sie damit vor den Spiegel führen. Von dem Naturalien-Cabinet des Klosters prägte sich ihm wenig ein, da Geognosie und Geologie seinem Interesse noch zu fern lagen; um so lebhafter zog ihn unter den Kunstsachen ein Kupferstich von Martin Schön an, und er ruhte später nicht, als bis er ebenfalls zu einem Abdruck des trefflichen Blattes gelangt war.

Am 16. Juni (mit diesem Tage fand Goethe zuerst das Datum in seinem Reisediarium verzeichnet*) ging es über einsame, wilde, steinige Höhen nach Schwyz, wo sie Abends zehn Uhr müde und munter zugleich, hinfällig und doch aufgeregt, ankamen. Nachdem sie jählings ihren heftigen Durst mit Wein gelöscht, dauerte, wie es im Tagebuch heißt, „Lachen und Jauchzen bis um Mitternacht.“ Den 17ten Morgens sahen sie vor ihren Fenstern die Schwyzer Haken, zwei ungeheure, unregelmäßige Naturpyramiden, neben einander mächtig in die Luft ragen. Sie brachen um ein Uhr Nachmittags von Schwyz auf, ließen sich von zwei kräftigen Schweizermädchen über den sonnig glänzenden Lauerzer See fahren, stiegen den Rigi hinan und standen um halb acht bei der Mutter Gottes im Schnee, worauf es sodann an der Capelle, am Kloster vorbei in's Wirthshaus zum Ochsen ging. Von hier aus zeichnete Goethe am nächsten Morgen die Capelle. Mittags machten sie sich auf den Weg nach dem Kaltenbad oder zum Dreischwestern-Brunnen. Auf der Höhe angelangt, fanden sie sich, zu ihrem Verdrusse, in Wolken dicht eingehüllt, freuten sich aber destomehr, als der wogende Nebel-

*) Goethe selbst gibt den 16. Juli, und so auch weiterhin überall Juli statt Juni an. Aber anderweitige feststehende Data nöthigen zu der Annahme, daß er entweder selbst Juni in Juli geändert, weil er den 23. Juni an Lili's Geburtstage noch in Frankfurt gewesen zu sein glaubte, oder, was viel weniger wahrscheinlich ist, daß durch eines Andern Hand der Irrthum in den Text gekommen ist.

schleier hier und da zerriß und wechselnde Bilder einer herrlichen, sonnenbeschienenen Welt, von wallenden Rahmen eingefaßt, erblicken ließ. Abends acht Uhr waren sie wieder vor der Wirthshausthüre zurück und wurden mit einbrechender Dämmerung von einem Concert ahnungsreicher Töne, von dem Glockengebimmel der Capelle, dem Plätschern des Brunnens, dem Säuseln wechselnder Lüftchen, dem Klang ferner Waldhörner in sanfte, wohlthuende Gefühle eingewiegt.

Am 19ten ging die Reise über einen Boden, der später, wenn auch nicht unmittelbar durch Goethe, doch auf seine Anregung, die ewige Weihe der Poesie empfangen sollte. Sie befuhren einen Theil des Waldstätter Sees, berührten Gersau, waren Nachmittags zwei Uhr dem Rütli gegenüber, bald darauf an der Tellsplatte, um drei Uhr in Flüelen, um vier in Altdorf. Gegenwart und Vergangenheit, Natur und Geschichte oder Sage, verschlangen sich zu wunderbar ergreifenden Eindrücken.

Den nächsten Tag brachen sie nach Amstäg auf, wo Goethe sich durch ein Bad in dem rauschenden frischen Schneegewässer der Reuß erquickte. Von dort zogen sie Nachmittags hinter einer Reihe von Saumrossen her, über eine kolossale natürliche Schneebrücke, die ein paar Tage nachher zusammenbrechen sollte. In eine Bergschlucht, um die man sonst herumgehen mußte, hatte sich der Winterschnee eingelegt, und bildete, von unten durchströmenden Wassern allmälig ausgehöhlt, jetzt einen wegabkürzenden, breiten Brückenbogen. Sie übernachteten in Wasen und setzten am 21. Juni ihre Wanderung aufwärts fort, dem St. Gotthard zu. Mit jedem Schritte wurden die granitenen Felswände immer mächtiger und schrecklicher, der Weg immer mühseliger. Bei der Teufelsbrücke wollte Goethe die großartigen Ansichten zeichnen; aber nur an beschränkteren Gegenständen dieser Art geübt, gewahrte er in einer solchen Welt bald das Unzulängliche seiner Fertigkeit, weßhalb er sich auf wenige allgemeine Striche und Umrisse beschränkte und das Detail gleich daneben in Worten andeutete. Das berühmte Urner Loch durchschritt er halb verdrießlich, weil hier „die Finsterniß Alles aufhob." Um so freudiger war aber sein Erstaunen, als beim Austritt aus demselben das „heitere Thal der Freude," wie Schiller es nennt, das liebliche

Urseren-Thal mit seinen von der Reuß durchschlängelten, blumigen Wiesenflächen sich vor ihm aufthat. Ihr Nachtquartier nahmen die Reisenden in dem schönen Oertchen Urseren an der Matte, über welchem sich ein uraltes, unverletzliches Fichtenwäldchen erhebt, als Schirm wider die Schneelawinen. Am folgenden Tage traten sie in's steinigte Liviner-Thal ein, wo sogleich alle Fruchtbarkeit wieder verschwunden war. Ringsum schauerliche Schnee- und Eisgefilde und das Rauschen mächtiger Wasserfälle, mit dem seltsamen Klingeln ferner Saumrosse vermischt, erhöhte das Melancholische der öden Gegend. Endlich sahen sie ein Gebäude aus dem Nebel jener hohen Regionen hervortreten, es war das berühmte Hospitium, das ihnen für die Nacht ein gastliches Obdach gewährte.

Nach einigen Stunden erquickenden Schlafs stand Goethe früh auf und ließ sich an dem nach Italien hinabführenden Fußpfade nieder, um zu zeichnen. Hier fand ihn Passavant und drang lebhaft in ihn, durch die vor ihnen liegenden Schluchten in die Lombardei hinabzusteigen. Goethe schwankte. Als Jener immer dringender wurde, antwortete er: „Geh! mach' Alles zum Abschied fertig; entschließen wollen wir uns alsdann." Aber in der Einsamkeit entstand in ihm der feste Entschluß zur Umkehr. Die Lombardei und Italien lag als ein ganz Fremdes vor ihm; in Deutschland winkten ihm freundliche Aussichten, wie die nähere Verbindung mit dem trefflichen Herzoge von Weimar; manches vertraute Herz harrte seiner Rückkunft, und vor Allem schien Lili's Anziehungskraft mit zunehmender Entfernung zu wachsen. Ein goldenes Herzchen, das er in einer schönen Stunde von ihr erhalten hatte, hing noch an demselben Bändchen, an dem sie es umknüpfte, lieberwärmt an seinem Halse. Er drückte jetzt einen Kuß auf dieses Liebespfand, welchem das in der Sammlung befindliche Gedicht „An ein goldenes Herz, das er am Halse trug" („Angedenken du verklungener Freude") gewidmet ist. Dem wiederkehrenden Reisegefährten erklärte er seinen Entschluß, und bestimmte den Zaudernden und Sträubenden endlich zu seinen Gunsten; und so wanderten sie denn über Küßnacht und Zug nach Zürich zurück.

Hier fand Goethe bei seiner Ankunft die Stolberge schon abgereis't; und was ihren Aufbruch beschleunigte, war das Aergerniß,

das sie durch ihre unwiderstehliche Lust am Baden in freiem Gewässer gegeben. Sie hatten sich zuerst an den hellen Seeufern halb nackt, wie poetische Schäfer, oder ganz nackt, wie heidnische Götter, sehen lassen, dann aber, von Freunden gewarnt, sich in abgelegenen Thälern gebadet; allein auch hier waren sie nicht ungestört geblieben. Als sie eines Tages hinter dem Albis in dem dunkeln Sihl-Thale Erquickung in den schäumenden Stromwellen suchten, kam Steinwurf auf Steinwurf aus dem obern Gebüsch herab, so daß sie es rathsam fanden, ihre Kleider zu suchen. Auch auf Lavater erstreckten sich unangenehme Folgen, daß er mit jungen Leuten von so wilder, unbändiger, heidnischer Sinnesart verkehre, wodurch sich denn die Stolberge veranlaßt sahen, ihren Aufenthalt in Zürich abzukürzen *).

Goethe gehörte in Zürich, auch nach seiner Rückkehr, die meiste Zeit Lavater'n an, mit dem er besonders über die Fortsetzung der Physiognomik verhandelte. Ohne Zweifel verkehrte er aber auch dazwischen mit Pfenninger, mit Lavater's Bruder, einem geschätzten Arzt und Apotheker, mit seinem Landsmanne Kayser, der als Musiklehrer in Zürich lebte, und vor Allen mit Frau Schultheß, geb. Barbara Wolf, in Goethe's Briefen an Lavater meist Bäbe genannt, die seit einigen Jahren zu Lavater's Freundeskreise gehörte, und als eine geistvolle und belesene, aber etwas verschlossene Frau von achtunggebietendem Charakter geschildert wird.

*) Düntzer (in den Frauenbildern aus Goethe's Jugendzeit, S. 310 f.) stellt die Reise der Stolberge ganz abweichend von Goethe dar, indem er dieselben kurz vor oder nach der Abreise Goethe's in die kleinern Kantone in Zürich ankommen, und unsern Dichter dort nach der Rückkehr mit ihnen wieder zusammentreffen läßt. Ich habe, wie überall, so auch hier geglaubt, ohne zwingende Gründe mich von Goethe's eigener Darstellung nicht entfernen zu dürfen. Daß Goethe in Zürich, wie er nach der Heimkehr an Auguste Stolberg schrieb, von ihren Brüdern Abschied genommen, läßt sich mit seiner Erzählung vereinigen, da ja der Abschied vor seinem Aufbruch in die kleinern Kantone gemeint sein kann; und wenn anderswo berichtet wird, daß die Stolberge erst einige Wochen in Zürich verweilten und von dort aus Streifzüge in's Gebirge unternahmen, ehe sie die Reise in die einzelnen Kantone antraten, so geschah dieß wohl in der Zeit von ihrer gemeinsamen Ankunft mit Goethe zu Zürich bis kurz vor seiner Rückkehr aus den kleinen Kantonen.

Die Heimreise scheint Goethe in Begleitung von Klinger, welcher zum Besuche Kayser's nach Zürich gekommen war, angetreten und den Weg über Stuttgart genommen zu haben. Wenigstens schreibt Schubart am 17. November 1775 *), nachdem er des Besuches der Stolberge erwähnt hat: „Goethe war auch hier — ein Genie groß und schrecklich, wie's Riesengebirge; Klinger war bei ihm — unser Shakespeare. Die Kerls haben mich alle liebgewonnen." Dann muß unser Dichter, wie aus der unten zu besprechenden „dritten Wallfahrt nach Erwin's Grabe im Julius 1775" erhellt, auch auf der Rückreise wieder einen Abstecher nach Straßburg gemacht haben, wo er mit Lenz und ohne Zweifel auch mit seinem alten Mentor Salzmann ein paar frohe Tage verlebte. Er selbst berichtet von der Heimreise nur, daß er in Darmstadt dem Mephistophelischen Freunde den Triumph habe gönnen müssen, die baldige Trennung von den Stolbergen vorausgesagt zu haben, worauf er in Frankfurt wohlbehalten und herzlich empfangen angelangt sei.

Gleich nach seiner Ankunft erfuhr er, man habe Lili in seiner Abwesenheit völlig überzeugt, sie müsse sich von ihm trennen, und dieses sei um so nothwendiger, weil er durch seine Reise sich genugsam selbst erklärt habe. Es ward ihm aber auch vertraut, daß sie, als ihr die Hindernisse einer Verbindung vorgestellt wurden, geäußert habe, sie unternehme es wohl, aus Neigung zu ihm alle ihre jetzigen Verhältnisse aufzugeben und mit ihm nach Amerika zu gehen. Man sollte denken, eine solche Erklärung hätte ihn in solchem Alter, bei dem Feuer seiner Gefühle, bei dem Bewußtsein seiner Kräfte über alle Bedenklichkeiten hinwegheben müssen. Ueber den Ernst ihrer Neigung ließ dieses Wort keinen Zweifel übrig; von dem „Werth ihres Charakters, ihrer Sicherheit in sich selbst, ihrer Zuverlässigkeit in Allem" **) scheint er vollkommen überzeugt gewesen zu sein; und der Grund, daß ein an so glänzende Verhältnisse gewöhntes Mädchen sich nicht in des Geliebten Aelternhaus hätte fügen können, zeigt sich bei näherer Beleuchtung nicht triftig genug; war es doch eine

*) Strauß I, 328.

**) Goethe's W. B. 22, S. 317. Vergl. S. 388: „In ihr allein, glaubt' ich, wußt' ich, lag eine Kraft, die Alles überwältigt hätte."

der Patricierfamilien, in die sie eingeführt worden wäre, besaß der Vater Goethe doch bei aller Pedanterie auch ein tiefes Gemüth und Sinn für Poesie und literarischen Ruhm genug, um den Sohn, mit Hintansetzung seiner Brodstudien, fortwährend zur Dichtung zu ermuntern und sich den Zudrang literarischer Gäste gefallen zu lassen: und Mutter Aja vollends wußte sich in die verschiedensten Charaktere zu schicken, und wäre einer Schwiegertochter, die ihren Sohn innig liebte, gewiß nicht fremder geblieben, als später der seltsamen, ebenfalls in glänzenden Verhältnissen herangewachsenen Bettina. Freilich sagt uns Goethe, daß Cornelia's „wahrhaft schmerzlich mächtige Briefe damals mit immer kräftigerer Ausführung denselben Text verfolgten." Allein ich vermuthe, ihre Vorstellungen würden bei Goethe nicht so wirksam gewesen sein, wenn ihnen nicht in seinem Innern Etwas zu Hülfe gekommen wäre. Dieselbe geheime innere Stimme, dasselbe halbdunkle Gefühl, welches ihn von Friederike entfernt hatte, mochte ihn auch jetzt hemmen, sich seinem Glücke mit voller Seele hinzugeben. Die Zukunft lag noch so unbestimmbar vielgestaltig, so dunkel reich vor seinem ahnenden Geiste, daß ihm der Entschluß schwer werden mußte, durch ein so bindendes Verhältniß sein Leben in eine bestimmte Bahn einzuschränken.

Wie dem auch sein mag, so viel ist gewiß, daß er jetzt länger als drei Monate hindurch zeitweise in dem schmerzlichsten Gemüthszustande verlebte, „in der unseligsten aller Lagen," wie er selbst sagt, „die sich in gewissem Sinne dem Hades, dem Zusammensein jener glücklich-unglücklich Abgeschiedenen vergleichen ließ." Jenen Herzenszustand legen uns Goethe's damalige Briefe an Auguste Stolberg mit lyrischem Feuer und dramatischer Anschaulichkeit dar. „Gustchen, Gustchen! Ein Wort, daß mir das Herz frei werde, nur einen Händedruck!" so beginnt ein Brief vom 3. August aus Offenbach, von dem hier einige Bruchstücke folgen mögen: „Ich kann Ihnen nichts sagen, hier! Wie soll ich Ihnen nennen das Hier! Vor dem stroheingelegten Schreibzeuge — daraus sollten seine Briefchen geschrieben werden, und diese Thränen und dieser Drang! Welche Verstimmung! O daß ich Alles sagen könnte! Hier in dem Zimmer des Mädchens, das mich unglücklich macht, ohne ihre Schuld,

mit der Seele eines Engels, dessen heitere Tage ich trübe, ich!... Vergebens, daß ich drei Monate in freier Luft herumfuhr, tausend neue Gegenstände in alle Sinnen sog. Engel, und ich sitze wieder in Offenbach, so vereinfacht wie ein Kind, so beschränkt als ein Papagei auf der Stange; Gustchen, und Sie so weit! Ich habe mich so oft nach Norden gewandt. Nachts auf der Terrasse am Main, ich seh' hinüber und denk' an Dich. So weit! so weit! Und dann Du und Fritz und ich, und Alles wirrt sich in einen Schlangenknoten! Und ich finde nicht Luft zu schreiben" ... Später nach einer Reihe von Gedankenstrichen fährt er mit der merkwürdigen Confession fort: Ich mache Ihnen Striche, denn ich saß eine Viertelstunde in Gedanken, und mein Geist flog auf dem ganzen bewohnten Erdboden herum. Unseliges Schicksal, das mir keinen Mittelzustand erlauben will! Entweder auf einem Punkt, fassend, festklammernd, oder schweifen gegen alle vier Winde! Selig seid ihr, verklärte Spaziergänger, die mit zufriedener, anständiger Vollendung jeden Abend den Staub von ihren Schuhen schlagen und ihres Tagewerks göttergleich sich freuen! — — Hier fließt der Main, grad drüben liegt Bergen *) auf einem Hügel hinter Kornfeld. Da links unten liegt das graue Frankfurt mit dem ungeschickten Thurm, das jetzt für mich so leer ist, als mit Besemen gekehrt; da rechts hinauf artige Dörfchen, der Garten da unten, die Terrasse auf den Main hinab. Und auf dem Tisch hier ein Schnupftuch, ein Panier, ein Halstuch darüber, dort hängen des lieben Mädchens Stiefel (NB. heut reiten wir aus); hier liegt ein Kleid; eine Uhr hängt da, viel Schachteln und Pappedeckel zu Hauben und Hüten — Ich höre ihre Stimme — **) Ich darf bleiben, sie will

*) Vgl. Thl. I, S. 190.

**) „Dieser Gedankenstrich hat beim Anblick des Originalbriefes wirklich etwas Ergreifendes; es ist, als sähe man durch die offene Lücke in das Herz des Schreibenden, wie es beim Laut ihrer Stimme vom Gefühl des leidenschaftlichen Entzückens erzitterte; es erinnert an Othello's there she comes. Man meint das nun folgende Gespräch im gebildeten und doch starken Frankfurter Dialekt mit leiblichen Ohren zu hören: ihre Verwunderung, ihn da zu finden, ihre verlegene Erlaubniß, er möge nur bleiben, sie wolle ihre Sachen nehmen und sich im andern Zimmer ankleiden. Nichts könnte das durchaus unschuldige,

sich drinnen anziehen. Gut, Gustchen, ich habe Ihnen beschrieben, wie's um mich herum aussieht, um die Geister durch den sinnlichen Blick zu vertreiben. — Lili war verwundert, mich da zu finden; man hatte mich vermißt. Sie fragte, an wen ich schreibe; ich sagt's ihr. Adieu, Gustchen."

Im August hielt sich Goethe wiederholt in Offenbach auf, so daß er auch wohl mit Jung Stilling, der um diese Zeit zu einem abermaligen Besuche seines Augenpatienten, des Herrn von Lesner, nach Frankfurt gekommen war, nicht häufig verkehrt haben mag. Am 13. August schrieb er an Lavater: „Ich sitze in Offenbach, wo freilich Lili ist," und versprach, ihm nächstens ihre Silhouette zu schicken. Am folgenden Tage berichtete er: „Gestern waren wir ausgeritten, Lili, d'Orville und ich. Du hättest den Engel im Reitkleide zu Pferde sehen sollen! In Oberrad wartete die übrige Gesellschaft auf uns, und ein Gewitter trieb die alte Fürstin von Waldeck mit ihren Töchtern, der Herzogin von Kurland und der Fürstin von U. (Usingen) in unser Haus und Saal. Da sie mich erkannte, wurde gleich viel nach Dir gefragt, und die alte Fürstin hat mit solcher Wahrheit und Wärme von Dir geredet, daß mir's wohl wurde ... Und mir wird Gott gnädig sein. Bruder, ich bin eine Zeit her wieder fromm, habe meine Lust an dem Herrn, und sing' ihm Psalmen, von denen Du ehestens eine Schwingung erhalten sollst." Er kann unter den Psalmen immerhin, wie Schäfer vermuthet, die Uebersetzung des Hohenliedes*) verstanden haben, wenn er gleich erst im October an Merck berichtete, er habe das Hohelied Salomonis, „die herrlichste Sammlung Liebeslieder, die Gott erschaffen hat," übersetzt. Drei Tage nach dem Briefe an Lavater meldete er der Karschin, er treibe sich auf dem Lande herum, um das Leid und die Freude, was eben Gott jungen Herzen zum Theil gegeben habe,

wenn auch freie Verhältniß der jungen Leute klarer in's Licht stellen, als diese Situation und dieser Gedankenstrich in dem Briefe an sein Gustchen, welcher er so treu berichtet, was in und um ihn vorgeht. Wie hätte er das gekonnt, wenn nicht Alles rein und lauter gewesen wäre!" Anmerkung des Herausgebers der Briefe an Auguste Stolberg.

*) S. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten III, 448 ff., wo einige Bruchstücke der Uebersetzung mitgetheilt sind.

in freier Luft zu genießen. „Geschrieben hab' ich Allerlei," heißt es weiter in dem Briefe, „gewissermaßen wenig und im Grunde nichts. Wir schöpfen den Schaum von dem großen Strome der Menschheit mit unsern Kielen und bilden uns ein, wenigstens schwimmende Inseln gefangen zu haben. — Von meiner Reise in die Schweiz hat die ganze Circulation meiner kleinen Individualität viel gewonnen. Vielleicht peitscht mich bald die unsichtbare Geißel der Eumeniden wieder aus meinem Vaterlande, wahrscheinlich nicht nordwärts, ob ich gleich Loth und seine Hausgenossen in Eurem Sodom (Berlin) einmal grüßen möchte. Die Aufgabe von der Männer Schlappsinn unter gewissen Umständen kann und darf ich heut nicht erörtern. Die Ursache liegt in dem Schreibtisch hier, dem Kaffeetisch dort und der Figur im Negligé, die mir den Rücken kehrt und ihr Frühstück schlürft" *). Man sieht, selbst in Lili's unmittelbarer Nähe wandelt ihn der Gedanke an eine abermalige Flucht nach Süden, und der Aerger über den „Schlappsinn" an, dem er sich auch verfallen glaubte. Und so schrieb er auch gegen Ende des Monats an Merck: „Ich bin wieder garstig gestrandet, und möchte mir tausend Ohrfeigen geben, daß ich nicht zum Teufel ging, da ich flott war. Ich passe wieder auf neue Gelegenheit abzudrücken; nur möcht' ich wissen, ob Du mir in dem Falle mit einigem Geld beistehen wolltest, nur zum ersten Stoß. Allenfalls magst Du meinem Vater beim künftigen Congreß klärlich beweisen, daß er mich auf's Frühjahr nach Italien schicken müsse;" — ja er fügte sogar verbessernd hinzu: „das heißt, zu Ende des Jahres muß ich fort."

Zu fast unleidlicher Qual ward ihm das Verhältniß zu Lili, als die Zeit der Messe (sie begann am 10. September) herankam. Zwar hatte sie ihm schon früher, wie uns bekannt ist, gestanden, daß sie von Kind auf manche Neigung eingeflößt; allein solche vergangene Verhältnisse sah er wie Nachtgespenster an, welche der an-

*) Düntzer (Frauenbilder, S. 326) vermuthet, daß Alles, was Goethe von dem Zusammensein der Geliebten bei André bis nach Mitternacht, von dem Vortrage von Bürger's Lenore u. s. w. (s. oben S. 178 f.) erzählt, nicht in die Zeit vor der Schweizerreise, sondern in den September zu setzen sei. Es ist eben nichts als eine Vermuthung, wodurch ich mich nicht bestimmt fühlen kann, von Goethe's eigener Erzählung abzugehen.

brechende Tag der Liebe verscheucht habe. Jedoch nun erschien auf einmal der Schwarm jener Gespenster in der Wirklichkeit; zahlreiche Handelsfreunde des bedeutenden Hauses fanden sich ein; die Jüngeren, obwohl nicht zudringlich, benahmen sich doch als Wohlbekannte; die Mittleren, unter ihnen schöne Männer mit dem Behagen eines gründlichen Wohlstandes, erschienen mit einem gewissen verbindlichen Betragen, wie Solche, die sich beliebt machen und allenfalls mit höheren Ansprüchen hervortreten möchten; aber vollends unerträglich waren die alten Herren mit ihren Onkelsmanieren, die ihre Hände nicht im Zaum zu halten wußten. Man unterhielt sich von vergangenen mit Lili bestandenen Abenteuern, von Lustfahrten zu Wasser und zu Lande, Bällen und Abendpromenaden, Verspottung lächerlicher Werber und was sonst nur eifersüchtigen Aerger in dem Herzen des Liebenden aufregen konnte. Lili erwies sich, nach ihrer Art, freundlich gegen Alle, versäumte aber darüber nicht den Geliebten und wußte, wenn sie sich zu ihm wandte, mit flüchtigem Wort das Herzlichste zu äußern.

Goethe meinte selbst, daß das Gedicht „Lili's Park" ungefähr dieser Epoche angehöre, wenn es gleich nicht jenen zarten empfindlichen Zustand ausdrücke, sondern nur mit genialer Heftigkeit das Widerwärtige zu erhöhen, und durch komisch-ärgerliche Bilder das Entsagen in Verzweiflung umzuwandeln trachte. Es trägt unter den Lili-Liedern am meisten das Gepräge der Sturm- und Drangperiode. Während in den übrigen das geniale Gebaren durch die Zartheit und Lieblichkeit der Empfindungen zurückgedrängt ist, tritt es hier mit seinen kecken Bildern, seiner freien Behandlung der Sprache wieder kräftig hervor. Das ganze Gemälde ist meisterhaft angelegt und ausgeführt. Jener Schwarm von alten, mittleren und jungen Herren ist hier als eine Menagerie, oder vielmehr als ein Gehege verzauberter Thiere dargestellt *). Die Artigkeit, die Lili nach allen Seiten ausspendet, erscheint unter dem Bilde des Futter-

*) „Bei Lili's Park muß ich noch erwähnen, daß der Einfall, eine Schaar Anbeter als Menagerie vorzustellen, nicht Goethe'n oder Lili'n angehört, sondern der berühmten Frau von Tencin." Varnhagen von Ense (briefliche Mittheilung).

körbchens, woraus sie Jedem Etwas zuwirft. Ganz vortrefflich ist der Bär geschildert, der kein Anderer als Goethe selbst ist, wie er ja schon gleich Anfangs dem Gesellschaftskreise in Lili's Hause als Bär, „wegen oftmaligen unfreundlichen Abweisens," als Hurone Voltaire's, als Cumberland's Westindier angekündigt gewesen war *).

Das Lied aus Erwin und Elmire: „Ihr verblühet, süße Rosen," worin Goethe, „die Anmuth seines damaligen Unglücks" ausgedrückt findet, gehört, wie oben nachgewiesen ist, einer frühern Zeit an. Dagegen ist das tief empfundene Gedicht „Herbstgefühl," das ich in meinem Commentar einer ältern Epoche zugetheilt habe, um diese Zeit seinem Herzen entquollen, und spiegelt ganz jene „zart empfindliche" Stimmung ab. Es trägt in der Iris (IV, 249), wo es zuerst erschien, die Ueberschrift: „Im Herbst 1775."

Dann ist hier noch eines andern schönen Liedes zu gedenken, das ich früher irrthümlich in die Zeit vor der Schweizerreise versetzt habe. Zu dem geselligen Kreise in Offenbach gehörte auch der Pfarrer Ewald, den Goethe als einen in Gesellschaft geistreich heitern Mann charakterisirt, „welcher dabei die Studien seiner Pflichten, seines Standes im Stillen für sich durchzuführen wußte, wie er denn auch in der Folge innerhalb des theologischen Feldes sich ehrenvoll bekannt gemacht." Seinem Hochzeitstage **), dem 10. September, nicht seinem Geburtstage, wie es in Wahrheit und Dichtung heißt, zu Ehren dichtete Goethe das „Bundeslied." Es führt in seiner ursprünglichen Gestalt bei der Ueberschrift den Zusatz: „Einem jungen Paare gesungen von Vieren." Besonders die vierte Strophe vergegenwärtigt uns kräftig den Sinn, der in jenem Cirkel herrschte:

*) Goethe's Werke, B. 22, S. 285.

**) „Ihre (im Commentar zu Goethe's Gedichten geäußerte) Annahme, das Bundeslied sei zu Ewald's Hochzeit gedichtet, kann ich mit Zuverlässigkeit bestätigen. Der Kirchenrath Ewald, den ich während meines Aufenthalts in Carlsruhe (1816 — 1819) genau gekannt, hat mir ausdrücklich gesagt, das Lied sei auf seinen Hochzeitstag gedichtet und an demselben gesungen worden. Er trug mir dasselbe auch in den alten Lesarten vor, die ihm lieber waren als die spätern." Varnhagen v. Ense (briefliche Mittheilung).

Uns hat ein Gott gesegnet
Ringsum mit freiem Blick,
Und wie umher die Gegend,
So frisch sei unser Glück!

Durch Grillen nicht gedränget,
Verknickt sich keine Lust;
Durch Zieren nicht geenget,
Schlägt freier unsre Brust.

Statt der jetzigen vier Schlußverse hieß es im ältern Liede:

Und bleiben lange, lange,
Fort, ewig so gesellt —
Ach! daß von Einer Wange
Hier eine Thräne fällt!

Daran schloß sich dann noch weiter folgende schöne, ohne Zweifel auf den Dichter selbst bezügliche Strophe:

Doch Ihr sollt nichts verlieren,
Die Ihr verbunden bleibt,
Wenn Einen einst von Vieren
Das Schicksal von Euch treibt.
Ist's doch, als wenn er bliebe.
Euch ferne sucht sein Blick;
Erinnerung der Liebe
Ist, wie die Liebe, Glück.

Auch hier finden wir also wieder seine Absicht angedeutet, sich in die Ferne zu flüchten. — Durch die spätere Umformung des Stückes suchte Goethe speciellere Beziehungen auszuscheiden und es zu einem allgemeinen Gesellschaftsliede zu machen; übrigens sind die neuen Schlußverse:

Uns wird es nimmer bange,
Wenn Alles steigt und fällt ..

ganz in dem Sinne jenes Cirkels gehalten, wie aus einer Stelle in Wahrheit und Dichtung erhellt, die sich an die Erzählung des Verhältnisses zu Lili anschließt. Indem Goethe dort das Interesse beschreibt, welches damals Friedrich der Große noch immer beim

Publicum erregte, die Theilnahme, die man Katharinen von Rußland und ihrem Kampf gegen die Türken, dem jungen nordischen Könige, der aus eigener Gewalt die Zügel des Regiments ergriff, dem kühnen Unternehmen der Amerikaner und anderen politischen Ereignissen zollte, fügt er hinzu: „An allen diesen Ereignissen nahm ich jedoch nur in so fern Theil, als sie die größere Gesellschaft interessirten; ich selbst und mein engerer Kreis befaßten uns nicht mit Zeitungen und Neuigkeiten; uns war darum zu thun, den Menschen kennen zu lernen; die Menschen überhaupt ließen wir gern gewähren."

Das Hochzeitsfest hatte Goethe auf's Tiefste bewegt, und, wie er selbst in einem Briefe jener Zeit sich ausdrückt, in die „grausamst feierlichst süßeste Lage seines ganzen Lebens" gebracht. In dieser Gemüthsbedrängniß wandte er sich, nach längerer Correspondenz-Pause, wieder an Auguste Stolberg; und wie es zu geschehen pflegt, daß sich Freundinnen, denen man seine Herzensangelegenheiten anvertraut hat, leicht in Geliebten verwandeln, so wäre es auch beinahe ihm mit Augusten ergangen. „Gustchen ist ein Engel," schreibt er in einem Briefe von unbestimmtem Datum an die Stolberge; „hol's der Teufel, daß sie Reichsgräfin ist!" Und am 14. September an Auguste selbst: „Hören Sie, ich hab' immer eine Ahnung, Sie werden mich retten aus tiefer Noth, kann's auch kein weibliches Geschöpf, als Sie. Danke zuerst für Ihre lebendige Beschreibung alles dessen, was Sie umgibt; hätt' ich jetzt nur noch einen Schattenriß von Ihrer ganzen Figur! Könnt' ich kommen! Neulich reis't ich zu Ihnen, durchzog in trauriger Gestalt Deutschland, sah mich weder rechts noch links um, nach Kopenhagen und kam und trat in Ihr Zimmer und fiel mit Thränen zu Ihren Füßen und rief: Gustchen, bist Du's!" Legte sich nun schon das durch Entfernung und Dichterphantasie idealisirte Bild Augusten's in die Wagschale gegen die Leidenschaft für Lili, so kamen dazu noch bestimmte Abmahnungen, womit die Freundin die „schmerzlich mächtigen" Briefe der Schwester unterstützte. „Was Sie von Lili sagen," schrieb ihr Goethe am 14. September, „ist ganz wahr. Unglücklicher Weise macht der Abstand von mir das Band noch fester, das mich an sie

zaubert. Ich kann, ich darf Ihnen nicht Alles sagen. Es geht mir zu nahe, ich mag keine Erinnerungen. Engel, Ihr Brief hat mir wieder in die Ohren geklungen, wie die Trompete dem eingeschlafenen Krieger. Wollte Gott, Ihre Briefe würden mir Ubald's Schild und ließen mich tief mein unwürdiges Elend erkennen!"

Ohne Zweifel hatte ihm Auguste zu bedenken gegeben, daß Lili ihn nicht zu fassen, seinen vollen Werth nicht zu schätzen vermöge, daß der leichte Sinn des heitern Weltkindes nicht seinen tieferen Gemüthsforderungen entspreche. Dagegen wandte nun, wie er an Auguste berichtet, die innere Stimme nicht ohne Grund ein: „Sollt's nicht übermäßiger Stolz sein zu verlangen, daß Dich das Mädchen ganz erkennte und so erkennend liebte? Erkenn' ich sie vielleicht auch nicht, und da sie anders ist, wie ich, ist sie nicht vielleicht besser?" Gewiß, wenn die Siebenzehnjährige nicht in alle seine Ideen und Empfindungen eingehen konnte, so ist das nicht zu verwundern, und wenn sie frei war von der reizbaren Sentimentalität, woran auch Auguste mit ihrer Zeit litt, so war sie darum nicht weniger eines Goethe werth. Das Gefühl hiervon mochte ihn, obwohl sich Alles wider das Verhältniß verschworen hatte, fortwährend mit geheimem Zauber an Lili binden. Er versuchte Mancherlei, um die magischen Fesseln zu zerreißen, er warf sich in Geschäfte, in Zerstreuungen, in Liebeständeleien mit anderen Mädchen; doch umsonst. So schreibt er an Auguste: „Offenbach, Sonntag den 17. September Nachts zehn Uhr. Der Tag ist leidlich und stumpf herumgegangen. Da ich aufstund, war mir's gut; ich machte eine Scene an meinem Faust; vergängelte ein paar Stunden; verliebelte ein paar mit einem Mädchen, davon Dir die Brüder erzählen mögen, das ein seltsames Geschöpf ist; aß in Gesellschaft eines Dutzends guter Jungen, so grad wie sie Gott erschaffen hat; fuhr auf dem Wasser selbst auf und nieder (ich hab' die Grille, selbst fahren zu lernen); spielte ein paar Stunden Pharao und verträumte ein paar mit guten Menschen. Und nun sitz' ich, Dir gute Nacht zu sagen. Mir war's in all dem, wie einer Ratte, die Gift gefressen hat; sie läuft in alle Löcher, schlürft alle Feuchtigkeit, verschlingt alles Eßbare, das ihr in den Weg kommt, und ihr Innerstes glüht von unauslöschlich verderblichem

Feuer*). Heut vor acht Tagen war Lili hier; und in dieser Stunde war ich in der grausamst feierlichst süßesten Lage meines ganzen Lebens (möcht' ich sagen). O Gustchen, warum kann ich nichts davon sagen! Warum! Wie ich durch die glühendsten Thränen der Liebe Mond und Welt schaute, und mich Alles seelenvoll umgab! Und in der Ferne Waldhörner und der Hochzeitsgäste laute Freuden!"

In die nächsten Tage, etwa um den 20. September, scheint, wie Düntzer (Frauenbilder, S. 348 ff.) sehr wahrscheinlich gemacht hat, der Besuch Zimmermanns und seiner Tochter in Goethe's Aelternhause zu fallen, dessen in Wahrheit und Dichtung bei einer frühern Zeit gedacht ist. Goethe war mit Zimmermann, der sich durch seine Schriften „vom Nationalstolz" und „von der Einsamkeit" einen Platz in der deutschen Literaturgeschichte verdient hat, und durch sein Werk „von der Erfahrung in der Arzneikunst" noch jetzt den Aerzten achtungswürdig ist, schon auf der Rückreise aus der Schweiz zu Straßburg zusammengetroffen. In Betreff dessen, was jetzt in Frankfurt zwischen Goethe und seinem Gaste verhandelt worden, verweist Jener auf das Werk über die Erfahrung. Die Unterhaltung Zimmermann's bezeichnet er als mannichfaltig und höchst unterrichtend; allein seine leidenschaftliche Weltverbesserungswuth, seinen ungestümen Eifer gegen Vorurtheil und Aberglauben, Pedanterie und Charlatanerie, Harnpropheten und Alchymisten konnte der heitere Dichter nicht theilen. Dieser hatte sich schon an den Gedanken gewöhnt, daß das Absurde eigentlich die Welt erfülle, und war daher nicht erstaunt, wenn die sämmtlichen Hydraköpfe des Unsinns, die Jemand eben zertreten zu haben glaubte, ihm sogleich wieder ganz frisch von unzähligen Hälsen die Zähne wiesen. Als berühmter Arzt war Zimmermann vorzüglich in den höhern Ständen beschäftigt; und da hier die Verderbniß der Zeit durch Verweichlichung und Uebergenuß jeden Augenblick zur Sprache kam, so drängten auch seine ärztlichen Reden, wie die der Philosophen und dichterischen Freunde, Goethe'n wieder auf die Natur hin. Er zog sich daher, nach Zimmermann's Abschiede, sogleich in sein eigenthüm-

*) „Als hätt' sie Lieb' im Leibe" (Faust, Auerbach's Keller).

liches Fach zurück, und ließ das ihm inwohnende dichterische Talent, welches er ganz als Natur betrachten mußte, walten und wachsen.

Zu einer gesteigerten dichterischen Thätigkeit fühlte er sich jetzt aber auch schon durch seinen augenblicklichen Gemüthszustand gedrungen. Das Verhältniß zu seiner Lili war in den letzten Tagen, wie man aus den Briefen an Auguste Stolberg deutlich erkennt, der Auflösung nahe gekommen; und so warf er sich denn, um die immer fürchterlicher werdende Lücke, die ihn von Lili trennte, einigermaßen auszufüllen, auf eine größere dramatische Dichtung. Die bürgerlichen Geschäfte, denen er, so lange ihm noch Hoffnung blühte, manche Stunde gewidmet hatte, waren zu unschmackhaft, um Zerstreuung zu gewähren; es bedurfte einer geistreichen und seelenvollen Beschäftigung. Glücklicher Weise traf des Vaters Wunsch mit dem seinigen zusammen; dieser freute sich über den Erfolg, den Götz und Werther errungen hatten, so sehr, daß er manchmal den Sohn zu einem ähnlichen größern Unternehmen ermunterte. So blickte sich Goethe denn, nachdem er im Götz das Symbol einer bedeutenden Weltepoche abgespiegelt hatte, jetzt nach einem ähnlichen Wendepunkte der Staatengeschichte um, und ward auf den Aufstand der Niederlande und darin besonders auf die Gestalt Egmont's aufmerksam. Er fing auch bald an, das Stück zu Papier zu bringen, und zwar nicht, wie die erste Bearbeitung des Götz, in Reih und Folge, sondern er griff sogleich die Hauptscenen an, ohne sich um die allenfallsigen Verbindungen viel zu bekümmern. Damit behauptete er nun so weit gekommen zu sein, daß er das Drama schon damals beinahe zu Stande gebracht. Wir werden ihn jedoch in Weimar noch ein paar Mal zu dem Stücke zurückkehren sehen, ohne es ganz zu Ende zu führen; erst in Italien sollte es zu seinem völligen Abschluß gelangen *).

Ueber manche böse Stunde in dieser Zeit ward Goethe auch durch die Gegenwart eines wackern Künstlers hinweggehoben. Georg Melchior Kraus, ein geborner Frankfurter, in Paris gebildet, seit Kurzem dem Weimar'schen Kreise angehörig, kam auf einige Zeit in seine Vaterstadt zurück und suchte unsern Dichter sogleich auf. Er

*) Eine nähere Betrachtung des Egmont wird im dritten Theile folgen.

verstand es, häusliche, freundschaftliche Vereine portraitmäßig zierlich darzustellen; auch glückten ihm landschaftliche Zeichnungen. Im Umgange erwies er sich als heiterer, bequemer Lebemann, dienstfertig ohne Demuth, gehalten ohne Stolz. Bei seinem jetzigen Aufenthalte in Frankfurt suchte er Goethe's feurigen Kunstdilettantismus zu einer richtigern, folgerechtern Praxis anzuleiten. Diesem gelang wohl durch eine gewisse Naturanlage und Uebung ein Umriß; auch gestaltete sich leicht zum Bilde, was er in der Natur vor sich sah; allein es fehlte die plastische Kraft, die Fähigkeit, dem Umriß durch wohlabgestuftes Hell und Dunkel Körper zu verleihen. Durch Lavater's physiognomische Hetzerei hatte er sich einige Uebung im Portraitiren der Freunde auf grau Papier mit schwarzer und weißer Kreide erworben; die Aehnlichkeit war nicht zu verkennen; allein auch hier bedurfte es der Hand seines künstlerischen Freundes, um die Portraite aus dem düstern Grunde hervorzuheben.

Trotz dieser künstlerischen und poetischen Thätigkeit wollte der Friede doch nicht dauernd in Goethe's Gemüth zurückkehren; es wechselten in ihm, wie er am 8. October an Auguste Stolberg schrieb, „wunderbare Kälten und Wärmen," weßhalb er sich zur Beschleunigung seiner Flucht aus Lili's Nähe entschloß. Für diese Absicht kam es nun höchst erwünscht, daß das neuvermählte Herzoglich Weimarische Paar von Carlsruhe über Frankfurt reisen, und er, wiederholten Einladungen gemäß, nach Weimar folgen sollte. Die jungen Herrschaften erschienen am 12. October, und verabredeten mit ihm, es werde ein in Carlsruhe zurückgebliebener Cavalier, der einen zu Straßburg verfertigten Landauer Wagen erwarte, zu bestimmter Stunde in Frankfurt eintreffen, und Goethe möge sich bereit halten, mit diesem sogleich nach Weimar abzufahren. So wurde denn eilig gepackt, überall Abschied genommen und der Reisetag verkündet. Allein die verabredete Stunde verging, der Tag verging, und noch ein und ein anderer, ohne daß sich der Cavalier mit dem Wagen einfand. Goethe blieb, weil er seit dem anberaumten Morgen sich als abwesend angegeben hatte, still in seinem Zimmer und schrieb fleißig an seinem Egmont fort. Er würde sich in dieser, weder von Freunden noch Fremden verkümmerten Einsamkeit glücklich gefühlt haben, wenn nicht sein Vater ihn durch allerlei bedenk-

liche Glossen über das Ausbleiben des Wagens belästigt hätte. Der argwöhnische Mann erklärte das Ganze für eine reine Erfindung, für einen lustigen Hofstreich, wodurch man den Dichter zur Strafe für seine begangenen Unarten habe kränken und beschämen wollen. Goethe hielt Anfangs am Glauben fest und führte, obwohl mit innerer Agitation, den Egmont rüstig weiter. Als aber acht Tage und darüber verstrichen waren, wurde dem an Geselligkeit Gewöhnten die Einkerkerung beschwerlich, die Tragödie verlor ihre Anziehungskraft, Unruhe und Ungeduld hob seine Productivität auf, und er konnte sich nicht versagen, wenigstens spät im Dunkeln, in einen Mantel gehüllt, durch die Straßen zu schleichen. So trat er eines Abends an Lili's Fenster, die im Erdgeschoß eines Eckhauses wohnte. Die grünen Rouleaux waren heruntergelassen; er konnte aber recht gut bemerken, daß die Lichter am gewöhnlichen Platze standen. Sie stimmte zum Clavier das Lied „An Belinden" an („Warum ziehst du mich unwiderstehlich"), und es schien ihm, als ob sie es heute mit besonderem Ausdruck sänge. Nach Beendigung des Liedes sah er an dem Schatten auf dem Rouleaux, daß sie aufgestanden war; sie ging hin und her, aber vergebens suchte er den Umriß der lieblichen Gestalt durch das dichte Gewebe zu erhaschen. Nur der feste Vorsatz, ihr zu entsagen, und die Vorstellung des Aufsehens, das sein Wiedererscheinen verursachen würde, hielt ihn ab, sie noch einmal zu sehen.

Als abermals einige Tage in vergeblichem Harren vorübergegangen waren, und der Vater darauf drang, diesem Zustande durch eine Reise nach Italien ein Ende zu machen, versprach Goethe, wenn am 29. October weder Wagen noch Nachricht angekommen sei, nach Heidelberg und von da durch Graubündten oder Tyrol über die Alpen zu gehen. Der letzte Termin war vorüber, und am nächsten Tage finden wir Goethe schon bei guter Zeit an der Bergstraße. Von diesem Tage ist uns durch A. Schöll ein kleines, aber köstliches Document, der Anfang eines Reisediariums, mitgetheilt worden, das wir dem Leser nicht vorenthalten dürfen. Es legt uns mit unvergleichlicher Anschaulichkeit das Innere des tiefbewegten jungen Mannes vor Augen, der mitten in dem Sturm der Gefühle, die ihn bedrängten, einen ungebeugten Lebensmuth, ein

kühnes Vertrauen zum Schicksal, ja einen übermüthigen Humor bewahrte:

„Eberstadt*), den 30. Oct. 1775. Bittet, daß eure Flucht nicht geschehe im Winter, noch am Sabbath, ließ mir mein Vater zur Abschiedswarnung auf die Zukunft noch aus dem Bette sagen. Dießmal, rief ich auch, ist nun ohne mein Bitten Montag Morgens sechse, und was das Uebrige betrifft, so fragt das liebe unsichtbare Ding, das mich leitet und schult, nicht, ob und wann ich mag. Ich packte für Norden und ziehe nach Süden; ich sagte zu, und komme nicht; ich sagte ab und komme. Frisch also! Die Thorschließer klimpern vom Burgemeister weg, und ehe es tagt und mein Nachbar Schuhflicker Werkstätte und Laden öffnet, fort! Adieu, Mutter! — Am Kornmarkte machte der Spenglersjunge rasselnd seinen Laden zurecht, begrüßte die Nachbarsmagd in dem dämmerigen Regen; es war so was Ahnungsvolles auf den künftigen Tag in dem Gruß. Ach, dachte ich, wer doch — Nein, sagt' ich, es war auch eine Zeit — Wer Gedächtniß hat, sollte Niemanden beneiden. — Lili, Adieu! Lili, zum zweiten Mal! Das erste Mal schied ich noch hoffnungsvoll, unsere Schicksale zu verbinden! Es hat sich entschieden — wir müssen unsere Rollen einzeln ausspielen. Mir ist in dem Augenblick weder bange für Dich, noch für mich, so verworren es aussieht. Adieu! — Und Du! wie soll ich Dich nennen, Dich, die ich wie eine Frühlingsblume am Herzen trage! Holde Blume, wie nehm' ich Abschied von Dir! — Getrost! denn noch ist es Zeit! Noch die höchste Zeit. — Einige Tage später — und schon — O lebe wohl — bin ich denn nur in der Welt, mich in ewiger, unschuldiger Schuld zu winden!**) — — Und Merck, wenn Du wüßtest, daß ich hier der alten Burg nahe sitze und Dich

*) Eberstadt an der Bergstraße, eine Stunde von Darmstadt.

**) Offenbar hatte sich in der letzten Zeit schon wieder ein neues Verhältniß angeknüpft. Vergl. Briefe an Aug. Stolberg, S. 106: „Auf dem Ball bis sechs heut früh (20. Sept.), Gesellschaft gehalten einem süßen Mädchen, die den Husten hatte. Wenn ich Dir mein gegenwärtig Verhältniß zu mehreren recht lieben und edlen weiblichen Seelen sagen könnte! Wenn ich Dir lebhaft — Nein, wenn ich's könnte, ich dürft's nicht, Du hieltest es nicht aus."

vorbei fahre, der so oft das Ziel meiner Wanderung war, die geliebte Wüste, Riedesel's Garten, den Tannenwald und das Exereierhaus — Nein, Bruder, Du sollst an meinen Verworrenheiten nicht Theil nehmen, die durch Theilnehmung noch verworrener werden. — Hier läge denn der Grundstein meines Tagebuchs! Und das Weitere steht bei dem lieben Ding*), das den Plan zu meiner Reise gemacht hat. — Ominöse Ueberfüllung des Glases. Projecte, Plane und Aussichten!

„Weinheim, Abends sieben. Was nun aber der politische, moralische, epische oder dramatische Zweck von diesem allen? — Der eigentliche Zweck der Sache, meine Herren, ist, daß sie gar keinen Zweck hat. So viel ist gewiß, treffliches Wetter ist's, Stern und Halbmond leuchten, und der Nachmittag war herrlich. Die Riesengebeine unserer Erzväter auf'm Gebirg', Weinreben zu ihren Füßen hügelab gereiht, die Nußallee und das Thal den Rhein hin, voll keimender frischer Wintersaat, das Laub noch ziemlich voll, und da ein heiterer Blick untergehender Sonne drein! — Wir fuhren um eine Ecke. Ein malerischer Blick! wollt' ich rufen. Da faßt' ich mich zusammen und sprach: Sieh, ein Eckchen, wo die Natur in gedrungener Einfalt uns mit Lieb' und Fülle sich an den Hals wirft! Ich hätte noch viel sagen können, möcht' ich mir den Kopf noch wärmer machen. Der Wirth entschuldigte sich, wie ich eintrat, daß mir die Herbstbutten und Zuber im Wege stünden; wir haben, sagt' er, eben dieß Jahr, Gott sei Dank! reichlich eingebracht. Ich hieß ihn sich gar nicht stören; denn es sei sehr selten, daß einen der Segen Gottes incommodire — zwar halt' ich's schon mehr gesehen. Heut' Abend bin ich communicativ; mir ist, als redet' ich mit Leuten, da ich das schreibe. Will ich doch allen Launen den Lauf lassen!"

„In dieser Laune," fügt der Herausgeber des Fragments hinzu, „der man sogar etwas von dem Weinsegen der Gegend anzumerken scheint, endigt die Handschrift, und wie es scheint, das ganze

*) Ein Terminus, den Goethe damals liebte. Vergl. oben „das liebe unsichtbare Ding" und den Brief an Auguste Stolberg vom 15. April 1775: „Das liebe Ding, das sie Gott heißen, sorgt doch sehr für mich."

Tagebuch, obwohl die italienische Reise noch bis Heidelberg ging." Daß er den Weg über diese Stadt einschlug, hatte einen doppelten Grund. Einmal konnte er dort mit Demoiselle Delf, der Vertrauten und Mittlerin in seinem Verhältniß zu Lili, noch einmal sich in jene glücklichen Tage vertiefen; und dann hatte er gehört, der Weimar'sche Cavalier werde über Heidelberg kommen, weßhalb er dort bei der Ankunft auf der Post ein Billet für den Durchreisenden zurückließ.

Nach der Darstellung seines Heidelberger Aufenthaltes in Wahrheit und Dichtung müßte dieser etwas länger gedauert haben, als sich mit anderweitigen Documenten recht vereinigen läßt. Er erzählt uns, wie er in manche Familie eingeführt worden sei und sich besonders im Hause des Oberforstmeisters von W. *) sehr wohl gefallen, und es vergessen habe, daß er nach ein paar verschwätzten Abenden die Reise fortzusetzen gedachte. Eine Tochter des Hauses ähnelte Friederiken; es war gerade die Zeit der Weinlese, das Wetter schön, und so lebten die elsässischen Gefühle in dem herrlichen Rhein- und Neckarthale wieder auf. Demoiselle Delf zeigte sich, wenn er das Gespräch auf Lili lenken wollte, nicht so theilnehmend, als er gehofft hatte; sie trug sich schon wieder mit einem andern Plan für Goethe, den sie auf die keimende Neigung der Fräulein von W.... zu ihm gründete. Hierüber unterhielt sie sich eines Abends mit ihm bis tief in die Nacht hinein, und er mußte die Gesinnungen der Freundin dankbar anerkennen, obwohl er dabei die Absicht eines gewissen Kreises durchschaute, sich durch ihn und seine mögliche künftige Gunst bei Hofe zu verstärken. Sie trennten sich erst gegen ein Uhr. Bald ward Goethe aus tiefem Schlaf durch das Horn eines reitenden Postillons geweckt, und gleich darauf erschien Demoiselle Delf mit einem Licht und Brief in den Händen. Es war eine Staffete von Frankfurt, er erkannte Siegel und Hand, der

*) Düntzer substituirt dafür ohne Weiteres von Buchwitz, weil Carl Freiherr von Buchwitz nachweislich damals und noch viele Jahre später Oberstforstmeister war. Ich bemerke dagegen nur, daß in der Stadt, wo ich dieses schreibe, bis vor Kurzem außer dem fungirenden Oberforstmeister noch drei ehemalige Forstbeamten diesen Titel führten.

Cavalier war dort angelangt. Dieser hatte auf den neuen Wagen, der von Straßburg kommen sollte, Tag für Tag, Stunde für Stunde geharrt, war dann Geschäfte halber über Mannheim nach Frankfurt gegangen und hatte hier den Dichter zu seinem Schrecken nicht gefunden. Nach kurzem Entscheidungskampfe war Goethe entschlossen, zurückzukehren; die Freundin widersetzte sich mit hundert Argumenten, es gab eine bewegte Scene. Zuletzt riß er sich von ihr los, indem er leidenschaftlich und begeistert die Worte Egmont's ausrief: „Kind, Kind, nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts als muthig gefaßt die Zügel festzuhalten, und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze dort die Räder abzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam!"

Bevor wir aber unsern Freund nach dem Orte begleiten, der ihm eine zweite Heimath werden sollte, sind noch einige Arbeiten nachzuholen, durch deren Betrachtung wir den Lauf der Erzählung ungern unterbrechen mochten. Die erste derselben, „Briefe aus der Schweiz," in Goethe's Werken unpassend als „erste Abtheilung" mit der Schweizerreise vom Jahre 1797 zusammengestellt, war eine Frucht des mit den Stolbergen unternommenen Ausfluges. Er suchte darin, wie er selbst sagt, „den Gegensatz der schweizerischen löblichen Ordnung und gesetzlichen Beschränkung mit einem in jugendlichem Wahn geforderten Naturleben zu schildern." Als besonders löblich ist indessen jene Ordnung nicht in der Schrift dargestellt; es spricht sich vielmehr ein gleicher Unmuth gegen die Gewohnheiten, Vorurtheile, „Philistereien und Fraubasereien" der Schweizer aus, wie die Stolberge empfunden haben mögen, als man im Sihlthale die nackten Naturfreunde zu steinigen drohte. „Frei wären die Schweizer?" heißt es im zweiten Briefe; „frei diese wohlhabenden Bürger in den verschlossenen Städten? Frei diese armen Teufel an ihren Klippen und Felsen? Was man dem Menschen nicht Alles weiß machen kann! Sie machten sich einmal von einem Tyrannen los und konnten sich einen Augenblick frei denken; nun erschuf ihnen die liebe Sonne aus dem Aas des Unterdrückers einen Schwarm von kleinen Tyrannen durch eine sonderbare Wiedergeburt u. s. w." Es widern den Reisenden die schwarzen Städtchen, diese „Schindel- und Steinhaufen" mitten in der großen herrlichen Natur an. Eine besonders interessante Stelle, die Goethe's damaligen Enthusiasmus für die bildende Kunst und das auch in jenen Kunstliedern ausgedrückte schmerzliche Vermissen productiver Kraft schildert, ist folgende: „Seh' ich eine gezeichnete oder gemalte Landschaft, so entsteht eine Unruhe in mir, die unaussprechlich ist. Die Fußzehen in meinen Schuhen fangen an zu zucken, als ob sie den Boden ergreifen wollten; die Finger der Hände bewegen sich krankhaft, ich beiße in die Lippen und es mag schicklich oder unschicklich sein, ich suche der Gesellschaft zu entfliehen, ich werfe mich der herrlichen Natur gegenüber auf einen unbequemen Sitz, ich suche sie mit meinen Augen zu ergreifen, zu durchbohren, und kritzle in ihrer Gegenwart ein Blättchen voll, das nichts darstellt und doch mir so unendlich werth ist, weil es mich an einen glücklichen Augenblick erinnert, dessen Seligkeit mir diese stümperhafte Uebung ertragen half. Was ist denn das, dieses sonderbare Streben von der Kunst zur Natur, von der Natur zur Kunst zurück? Deutet es auf einen Künstler, warum fehlt mir die Stetigkeit? Ruft's mich zum Genuß, warum kann ich ihn nicht ergreifen?" Sehr bestimmt kehrt hier auch der Gedanke wieder, „daß seine Neigung bis dahin nur solchen Kunstwerken gelten konnte, deren natürliche Gegenstände ihm bekannt waren, die er mit seinen Erfahrungen vergleichen konnte," also ländlichen Gegenden, Blumen- und Fruchtstücken, gothischen Kirchen, einem der Natur unmittelbar abgewonnenen Portrait. Dagegen lag ihm das Interesse für die ganze Menschengestalt noch ferne, weil unsere Sitten den Anblick derselben verwehren. Einen schönen männlichen Körper hatte jetzt der Reisende Gelegenheit gehabt an seinem badenden Freunde zu sehen; nun nahm er sich fest vor, es koste, was es wolle, „auch ein schönes Mädchen in dem Naturzustande, wie seinen Freund, zu schauen," damit er das Meisterwerk der Natur, den menschlichen Körper in seinen beiden Grundformen, der Einbildungskraft so fest eindrücke, „wie die Gestalt der Trauben und Pfirsichen." Die Schilderung der Scene, worin dieß geschieht, gehört zu den wärmsten und anschaulichsten, aber auch üppigsten Gemälden, die Goethe's Feder entworfen hat. — Das

Ganze ist in der Form von Reisebriefen Werther's dargestellt, welche dieser vor der Bekanntschaft mit Lotte geschrieben; Dichtung und Wahrheit bilden hier ein eben so dichtverschlungenes Gewebe, wie in Werther's Leiden. Goethe beabsichtigte Anfangs eine Fortsetzung, „welche das Herankommen Werther's bis zur Epoche, wo seine Leiden geschildert sind, einigermaßen darstellen, und dadurch den Menschenkennern willkommen sein sollte." Allein sie unterblieb, wie er behauptet, weil die Schweizer sich über das veröffentlichte Fragment sehr unwillig zeigten.

Eine andere kleinere Production, „dritte Wallfahrt nach Erwin's Grabe im Julius 1775," ging ebenfalls aus der Reise nach der Schweiz hervor. Daß sie auf dem Rückwege entstanden, deutet außer dem beigefügten Datum auch das „Gebet" vor dem Münster an, worin ihm die Bilder der Reise vorschweben: „Du bist Eins und lebendig, gezeugt und entfaltet, nicht zusammengetragen und geflickt. Vor dir, wie vor dem schaumstürmenden Sturze des gewaltigen Rheins, wie vor der glänzenden Krone der ewigen Schneegebirge, wie vor dem Anblick des heiter ausgebreiteten Sees, und deiner Wolkenfelsen und wüsten Thäler, grauer Gotthard, wie vor jedem großen Gedanken der Schöpfung, wird in der Seele reg, was auch Schöpfungskraft in ihr ist." Der Aufsatz besteht aus einer Vorbereitung, einem Gebet und drei Stationen; dann wird die Andacht des Schreibenden durch Lenzens Ankunft unterbrochen; die Empfindung ging in Gespräche über, „unter welchen die übrigen Stationen vollendet wurden. Mit jedem Schritte überzeugte man sich mehr, daß Schöpfungskraft im Künstler sein müsse, aufschwellendes Gefühl der Verhältnisse, Maße und des Gehörigen, und daß nur durch diese ein selbstständig Werk entstehe, wie andere Geschöpfe durch ihre individuelle Keimkraft hervorgetrieben werden." In Goethe's Werken finden wir den Aufsatz mit zwei anderen: „Dramatische Form" und „Nach Falconet und über Falconet" zu einem Ganzen zusammengestellt, das den Titel führt: „Verschiedenes über Kunst aus der nächsten Zeit nach dem Götz und Werther."

Ein Ausfluß derselben warmen Theilnahme an Kunst und Künstlerthätigkeit, welche diese kleinen Schriften hervorrief, ist die

dramatische Skizze „Künstlers Erdenwallen". Sie entstand wahrscheinlich in der Zeit, wo das Verhältniß zu Lili ihn veranlaßte, den Conflict schärfer in's Auge zu fassen, in welchen der Künstler, wie der Dichter, durch den Widerstreit der gesellschaftlichen Anforderungen und seiner freien Kunstbestrebungen geräth. Mit einem ähnlichen Troste, wie ihn die Muse am Schlusse des Drama's dem Künstler gibt, mochte er sich selbst beschwichtigen, wenn er, um Lili zu gewinnen, halbe Tage sich mit geistlosen Geschäften abgeplagt hatte. Das Stück ist mit denselben kecken, kräftigen Pinselstrichen hingeworfen, wie die Puppenspiele. Das in Goethe's Werken ihm angereihte Drama, „Künstler's Apotheose," gehört einer spätern Periode an und wird an seinem Orte zur Sprache kommen.

Goethe erwähnt mitten zwischen der Darstellung seines Verhältnisses zu Lili noch eines andern, gleichfalls im Tone der Puppenspiele gehaltenen Drama's, „Hanswurst's Hochzeit" betitelt, welches er nach Anleitung eines ältern deutschen Puppen- und Budenspiels ersonnen habe. Ich bin aber geneigt, dieß „tolle Fratzenwesen" einer etwas frühern Epoche zuzuweisen, jener Zeit, wo er sich mit Klinger, Wagner und anderen lustigen Gesellen in dramatischen Possen und Farcen erging. Indem Goethe der damals entstandenen Stücke gedenkt, spricht er auch von „manchen noch erhaltenen, die sich nicht mittheilen ließen;" unter diesen war vermuthlich „Hanswursts Hochzeit" mit gemeint. Er hat den Plan desselben in Wahrheit und Dichtung mitgetheilt, demzufolge Alles sich eigentlich darum drehte, daß das Verlangen Hanswursts und seiner Braut Ursel Blandine, einander ganz zu besitzen, durch die weitläufigen und umständlichen Hochzeitsanstalten hingehalten wird. Indeß beruhte ein großer Theil der Wirkung des Stückes auf komischen und satirischen Einzelnheiten. So lag schon in der Decoration eine Satire auf die Anhänger des Gesetzes von der Einheit des Ortes, das Personal bestand aus lauter herkömmlichen deutschen Schimpf- und Ekelnamen, und unter Andern wurde der Buchhändler Macklot zu Carlsruhe wegen seines Nachdrucks stark mitgenommen. Was uns in den neueren Ausgaben von Goethe's Werken unter dem Titel: „Hanswursts Hochzeit, oder der Lauf der Welt, ein

mikrokosmisches Drama" mitgetheilt worden, besteht nur aus wenigen Fragmenten; darf man von ihnen, worin schon manche Stellen durch Punkte ausgefüllt werden mußten, einen Schluß auf die unterdrückten Partieen machen, so mögen diese allerdings zum Derbsten und Ausgelassensten gehört haben, was aus Goethe's Feder geflossen ist.

Achtes Capitel.

Erste Weimarische Zeit bis zu Goethe's Anstellung. Ankunft in Weimar. Verhältniß zu Wieland. Besuch der Stolberge. Ausflug nach Waldeck. Geniewirthschaft. Matinées. Liebhabertheater. Goethe als Schauspieler. Er versucht sich auf dem Theatro mundi. Gartenwohnung. Ausflüge. Hans Sachsens poetische Sendung. Vielgeschäftigkeit. Ernennung zum Geh. Legationsrath.

Am 7. November 1775, Morgens mit dem Glockenschlag fünf Uhr, traf Goethe in Weimar ein. Der nachmalige Kammerpräsident von Kalb, damals Kammerjunker in der Suite des Herzogs, war es, der den Befehl erhalten hatte, den gefeierten Dichterjüngling in dem von Straßburg erwarteten Staatswagen mit nach Weimar zu bringen.

Ein paar Decennien früher hatte die Reisestatistik von Weimar kaum etwas Anderes zu berichten, als: Eine kleine Stadt mit einem herzoglichen Schlosse, an der Ilm gelegen; in der Nähe eine Höhe mit dem Lustschloß Belvedere, weiter entfernt der höhere Ettersberg mit dem Waldschlosse Ettersburg; rechts und links Universitäten zu Jena und Erfurt. Jetzt aber glänzte schon die kleine Residenz unter den Städten Deutschlands als Mittelpunkt einer freiern, edlern Bildung; und diesen Glanz verdankte sie einer geist- und lebensvollen, hochsinnigen Fürstin. Anna Amalia von Braunschweig, eine Urenkelblüthe des Hauses Este und Nichte des großen

Friedrich II., 1756 in ihrem siebenzehnten Jahre mit dem Herzoge Ernst August Constantin von Weimar vermählt und in ihrem neunzehnten Jahre Wittwe und Regentin geworden, hatte, mitten unter den Sorgen ihrer vormundschaftlichen Regierung und den Gefahren und Drangsalen einer kriegbewegten Zeit, die ihr inwohnende geistige Empfänglichkeit, Frische und Lebenslust zu bewahren gewußt und Weimar zum Sitz der Musen und Musenkünste erhoben. Schön, liebenswürdig, vielseitig gebildet, nach Kunst- und Geistesgenüssen begierig, mit unermüdlichem Aneignungstalent begabt, bildete sie den Centralpunkt eines Kreises ausgezeichneter Persönlichkeiten, worin die Anmuth das Rosenscepter führte und das Gesetzbuch der Etikette keine Geltung hatte. Besonders seit Wieland (1772) zum Unterricht des Erbprinzen nach Weimar berufen war, begann hier eine geistige Wahlverwandtschaft ihr belebendes Spiel. Sein Deutscher Mercur ward ein Vereinigungspunkt achtbarer literarischer Kräfte, während zugleich der fast um dieselbe Zeit eingewanderte Bertuch durch seine industrielle Thätigkeit Weimars mercantilisch-literarischen Verkehr zu einer bis dahin in dem kleinen Orte nicht gekannten Blüthe erhob. Der humoristische Musäus, vordem Pagenhofmeister, dann Gymnasialprofessor in Weimar, paßte vortrefflich in die geistige Atmosphäre des Hofes. Von Wieland angezogen und, wie er, auf feine Aristippische Lebensphilosophie gerichtet, schloß sich im Jahr 1774 auch Knebel, als Erzieher des jüngern Prinzen, Amaliens poetischer Tafelrunde an. Der Graf Görtz, mit der Oberleitung der Erziehung beider Prinzen beauftragt, imponirte durch Ernst und würdige Haltung, ohne jedoch den harmlos frohen Kreis zu stören. Eine der liebenswürdigsten Persönlichkeiten dieses Kreises war F. H. von Einsiedel, wegen seiner Pagenstreiche längst im Munde der Hof- und Stadtchronik, ergötzlich selbst in seinen Schwächen und Abneigungen, von Humor und Laune sprudelnd, mit vielseitigen Talenten ausgestattet, die er aber nur dem Tage und dem Augenblicke widmete, Orchestermitglied, Schauspieler, Verfasser von Operetten und Dramen, als Mensch voll Herzensgüte und Freundschaft, weßhalb er allgemein in seinem Kreise l'ami genannt wurde. Ihm zur Seite stand K. S. von Seckendorf, ein nicht verächtlicher Componist, der aber, wie Einsiedel, mit sei-

nem Talent nur das Leben an Amalia's Hofe zu würzen bemüht war *).

In den Kreis solcher Persönlichkeiten, in das genuß- und bildungsreiche Getriebe dieses Musenhofs trat nun der sechsundzwanzigjährige Goethe, selbst voll Lebensdrang und rheinischer Jovialität, ein Musterbild edler Männlichkeit in Kraft, Gesundheit, Schönheit und Geistesfülle, das junge Dichterhaupt schon durch seinen Götz und Werther mit einem doppelten Strahlenkranze geschmückt. „Wie ein Stern," sagt Knebel, „ging er auf. Jedermann hing an ihm, besonders die Damen. Er hatte noch die Werther'sche Montirung an, und Viele kleideten sich darnach. Er hatte noch von dem Geist und den Sitten des Romans an sich, und dieses zog an, sonderlich den jungen Herzog, der sich dadurch in die Geistesverwandtschaft seines jungen Helden zu setzen glaubte." Goethe brachte, was dem Musenleben an Amaliens Hofe noch gemangelt hatte, entschiedene geniale Kraft, und begründete dadurch Weimars Principat unter den Pflegestätten deutscher Cultur. An ein schüchternes, prüfendes Auftreten in den neuen Verhältnissen war bei ihm nicht zu denken; er glaubte sich der höchsten und schwierigsten Stellung gewachsen. „Ich habe niemals einen präsumtuösern Menschen gekannt, als mich selbst," gesteht er irgendwo. „Man hätte mir eine Krone aufsetzen können, und ich hätte gedacht, das verstehe sich von selbst. Und doch war ich gerade dadurch ein Mensch, wie andere. Aber daß ich das über meine Kräfte Ergriffene durchzuarbeiten, das über mein Verdienst Erhaltene zu verdienen suchte, dadurch unterschied ich mich bloß von einem wahrhaft Wahnsinnigen."

Der Kammerjunker von Kalb logirte unsern Dichter, bis er eine eigene bequeme Wohnung fände, bei seinem Vater, dem damaligen alten Kammerpräsidenten, ein; und da er merken mochte, daß Goethe bald der allvermögende Liebling des achtzehnjährigen Herzogs werden würde, erwies er ihm alle mögliche Gastfreundschaft und Gefälligkeit, und ließ es sogar ruhig geschehen, daß sich zwischen seiner Schwester, der spätern Frau von Seckendorf, und dem liebebedürftigen jungen Manne, der sich doch erst eben von seiner Lili

*) Nach Wachsmuth, Weimars Musenhof, S. 17 ff.

losgerissen, ein Herzensverhältniß entspann. Nur der alte von Kalb rief seiner Tochter ein warnendes „Mädchen, mit Rath!" zu und bewahrte sie vor dem Verlust ihrer Ruhe *).

Wieland wurde gleich am Tage der Ankunft Goethe's vom Geh. Rath Kalb zu Tisch geladen und saß bei Tafel, in den Ankömmling ganz verliebt, an seiner Seite. Beim ersten Anblick hatte der jugendliche Dichterheros, der in „Götter, Helden und Wieland" eine so scharfe Geißel über ihn geschwungen hatte, sein ganzes Herz geraubt **). „Alles, was ich Ihnen," schrieb er am 10. November an Fritz Jacobi, „nach mehr als einer Krisis, die diese Tage über in mir vorging, jetzt von der Sache sagen kann, ist dieß: Seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Goethe, wie ein Thautropfen von der Morgensonne. Denkt Euch das und alles Uebrige dazu; — ich bin zu voll, um schreiben zu können. Aber dieß hab' ich freilich bei dieser Gelegenheit erfahren: es ist unmöglich, Gott selbst lange zu lieben, wenn man nicht gewiß ist, nicht fühlt, oder zu fühlen glaubt, daß er uns auch liebt. Der göttliche Mensch wird, denk' ich, länger bei uns bleiben, als er Anfangs selbst dachte, und wenn's möglich ist, daß aus Weimar etwas Gescheites wird, so wird es seine Gegenwart wirken ... Wenn nun auch Fritz noch bei uns wäre! Doch es ist besser so; ich könnt' Euch beide zugleich nicht aushalten; das Feuer von zwei Dämonen, wie Ihr seid, würde mein Körperlein verzehren ... Sie können sich völlig darauf verlassen, daß es zwischen Goethe und mir schon so weit gekommen ist, daß Welt, Sünde, Tod, Teufel und Hölle nichts mehr dagegen ausrichten können" ***).

*) Böttiger, Literar. Zustände und Zeitgenossen, I, S. 52, eine Schrift, die freilich an vielen Stellen der Zuverlässigkeit entbehrt.

**) Nach Absprache mit dem Herzog hatte Goethe bereits von Frankfurt aus einige vertrauliche Worte an Wieland gerichtet und seinen Alcestengroll ganz überwunden. „Ich bin," schrieb W. am 3. Jan. 1775 an Knebel, „inzwischen radicaliter von allem Mißmuth gegen diesen großen Sterblichen geheilt worden." Dazu hatte Fritz Jacobi, wie aus dessen Briefwechsel hervorgeht, das Seinige beigetragen.

***) Aus einem Briefe, dessen Original sich auf der Großherzogl. Bibliothek zu Weimar befindet. Vergl. Jacobi's auserlesenen Briefwechsel, I, 228 ff.

Diese Expectorationen Wieland's sind, wenn man auch des gutmüthigen Mannes leicht entzündbaren Enthusiasmus mit in Anschlag bringt, doch immer ein starker Beweis von der unwiderstehlichen Gewalt, die Goethe über die Herzen übte. Man erwäge, daß Wieland in ihm doch sogleich den gefährlichsten Nebenbuhler um die höchste Stufe in der Gunst der fürstlichen Personen erblicken mußte. Bis dahin war der „verwittwete Hof", auch nachdem der Herzog Carl August volljährig geworden war und die Zügel der Regierung ergriffen hatte, fortdauernd der eigentliche Herd des edlern, geistigen Lebens geblieben, dem Weimar seinen Ruhm verdankte, und Wieland, der unentbehrliche Gesellschafter, Rathgeber und Freund der Herzogin Mutter, hatte mit Recht für die bedeutendste geistige Potenz dieses Kreises gegolten. Schloß sich dem jungen geistreichen und lebenslustigen regierenden Herzoge ein so hervorragender, mit so überwältigender Anziehungskraft begabter Genius, wie Goethe, an, so konnte sich leicht um das congeniale Jünglingspaar eine zweite Tafelrunde bilden, welche die ältere mitsammt ihrem Chorführer in Schatten stellte; oder, wenn auch die Herzogin Amalia nach wie vor die Seele und der Mittelpunkt des gesammten Weimarischen Musenhofs blieb, so war bei ihrer Empfänglichkeit für die verschiedenartigsten Gestaltungen im Reiche der Musen und bei ihrer Unermüdlichkeit in geistigem Genuß zu besorgen, daß Goethe mit seiner unerschöpflichen Fülle von Geist, Talent und Lebenslust ihm auch hier den Vorrang streitig machen werde. Solche Gedanken mußten sich dem gefeierten Lieblinge der Herzogin nothwendig aufdrängen. Aber Goethe's Zauber war zu mächtig. Wieland's Briefe an seine Freunde aus jener Zeit athmen überwallende Liebe und Begeisterung für Goethe; und wenn dazwischen auch bisweilen Töne des Unmuths und der Klage über Goethe sich vernehmen ließen, so geschah dieß, weil er sich mitunter von ihm vernachlässigt glaubte, nicht aber, weil er seinen Einfluß reißend wachsen sah. „Wissen Sie ein ander Beispiel," heißt es in etwas späteren Briefen an Merck, „daß jemals ein Dichter den andern so enthusiastisch geliebt hat?" — „Für mich ist kein Leben mehr ohne diesen wunderbaren Knaben, den ich als meinen eingebornen einzigen Sohn liebe, und, wie einem ächten Vater zukommt, meine innige Freude daran habe, daß er mir

so schön übern Kopf wächst, und alles das ist, was ich nicht habe werden können." Und nach mehr als zwanzig Jahren äußerte Wieland gegen Böttiger: „Er kann, wenn er will, Alles; sein Zauber hat mich in der ersten Zeit seines Hierseins dahin gebracht, daß ich ganz in ihn verliebt war und ihn wirklich anbetete" *).

Gleich in den ersten vierzehn Tagen seines Aufenthalts zu Weimar gerieth Goethe, wie er in einem Billet vom 22. November an Auguste Stolberg schreibt, „in das Treiben und Weben des Hofs" hinein. „O Gustchen," ruft er aus, „was ist die Zeit Alles mit mir vorgegangen!" Er erwartete damals ihre Brüder, die noch vor Absendung des Billets, am 27. November, ankamen. Auf die Rückseite des Blattes schrieb Christian Stolberg: „Da ist ein Briefchen von Goethe'n und zwei Zeilen von mir, mein Gustchen ... Hier wird's uns recht wohl. Wir leben mit lauter guten Leuten, mit unserm Wolf und den hiesigen Fürstlichkeiten, die sehr gut sind, gehen auf die Jagd, reiten und fahren aus und gehen auf die Maskerade. Mit Wieland sind wir bras dessus bras dessous." Letzterer war ganz in den Seelenrausch der jüngeren Männer mit fortgerissen. „Seit vier Wochen," schrieb er am 1. Dec. an Lavater, „haben wir Goethe'n hier und seit vier Tagen die Grafen Stolberg. Ich fühle mich seit dieser Zeit neu belebt. Wir sind alle Tage beisammen, lieben uns alle Tage inniger, durchschauen uns und sind glücklich."

Auch Goethe fühlte sich, für den Augenblick wenigstens, durch dieses neue Treiben und durch Wieland's Freundschaft beglückt. Am 22. December **) finden wir ihn Abends, nach einem herrlichen Wintertage, den er meist in freier Luft, Morgens mit dem Herzog, Nachmittags mit Wieland zugebracht, ziemlich müd und ausgelüftet von der Eisfahrt auf des Letztern Zimmer sitzen und den Versuch machen, ob er etwas an Lavater über die ihm zugeschickten Capitel

*) Literar. Zustände und Zeitgenossen, I, S. 202.

**) Nicht am 21. Dec., wie das Datum in den Briefen von Goethe an Lavater angegeben ist. S. „Goethe in Waldeck" von H. Düntzer, in dem Archiv für das Studium moderner Sprachen und Literaturen v. Herrig und Viehoff (Bd. 3, Heft 1, S. 237 f.).

der Physiognomik zusammenstoppeln könne, — „kurz genug," schreibt er an diesen, „und, will's Gott, bündig und treffend; denn Ausspinnens ist jetzt nicht Zeit, da ich in verbreiteter Wirthschaft und Zerstreuung von Morgens zu Nacht umgetrieben werde. — Wieland hat mir seine Gefühle gegeben, und so wird Alles gut werden. Ich bin hier wie unter den Meinigen, und der Herzog wird mir täglich werther, und wir einander täglich verbundener. — Morgen gehe ich über Jena nach Waldeck, wilde Gegenden und einfache Menschen zu sehen. Mir geht Alles nach Herzenswunsch."

Die Reise nach Waldeck und die dafür angegebenen Motive deuten aber schon darauf hin, daß er sich auf Augenblicke lebhaft aus dem Gewühle des Hofes hinaussehnen mochte. Doch schloß sich ihm auch jetzt wieder ein Kreis von guten Gesellen an. Von diesem Ausfluge ist uns im Morgenblatt ein Document mitgetheilt worden, ein Brief Goethe's an den Herzog, aus Waldeck datirt*), der in seinen damaligen Gemüthszustand und in sein Verhältniß zum Herzog, wie es sich schon nach so kurzem Zusammensein entwickelt hatte, tief hineinblicken läßt. Wir nehmen den Brief um so eher unverkürzt auf, da uns die Correspondenz Goethe's mit Carl August wohl noch eine Zeit lang vorenthalten bleiben wird. Das Schreiben beginnt mit dem Zigeunerlied: „Im Nebelgerieſel, im tiefen Schnee" **) und fährt dann fort: „Daß mir in diesem Winkel der Welt, Nachts in dieser Jahreszeit, mein alt Zigeunerlied wieder einfällt, ist eben so natürlich, lieber gnädiger Herr, als daß ich mich gleich hinsetze, es Ihnen aufzuschreiben und hintendrein einen Brief zu sudeln; denn ich vermisse Sie wahrlich schon, ob wir gleich nicht zwölf Stunden aus einander sind. Drunten sitzen sie noch nach aufgehobenem Tische und schmauchen und schwatzen, daß ich's durch den Boden höre. Ich bin heraufgegangen, es ist halb Neun. Wind und Wetter hat uns hergetrieben, auch Regen und was daran hängt. Die Kluft nach Jena hinein hat mich

*) Das Datum „den 14. Dec. 1775" ist unrichtig; es muß heißen: den 24. Dec. 1775. Siehe das Archiv für das Studium neuerer Sprachen ꝛc. a. a. O.

**) Goethe's W. I, S. 124 (Ausg. in 40 Bdn.).

im glücklichen Abendsonnenblick mit all ihrer dürren Herrlichkeit angelächelt, die Lage von Jena selbst mich erfreut, der Ort mich gedrückt, und zwischen da und hier war nicht viel Gaffens: es kam ein Regen aus Italien, wie uns ein Alter versicherte, der mit dem Schubkarren an uns vorbeifuhr. In Italien sei es warm, da komme der warme Wind her; in den Dreißigern sei er da gewesen, erzählte er so ganz flüchtig weg. — Hier liegen wir recht in den Fichten drin bei natürlich guten Menschen. Unterwegs haben wir in den Schenken den gedruckten Carl August gegrüßt, und haben gefühlt, wie lieb wir Sie haben, daß uns Ihr Name auch neben dem (L. S.) Freude machte. Einsiedel ist zu Bette. Sein Magen liegt schief; Kaffee und Branntwein wollen's nicht bessern. Ich will auch gehen. Gute, herzliche Nacht! — Noch ein Wort, ehe ich schlafen gehe. Wie ich so in der Nacht gegen das Fichtengebirge ritt, kam das Gefühl der Vergangenheit, meines Schicksals und meiner Liebe über mich, und sang so bei mir selber:

Holde Lili, warst so lang
All meine Lust und all mein Sang,
Bist, ach! nun all mein Schmerz, und doch
All mein Sang bist du noch.

Nun aber und abermal gute Nacht!

Gehab dich wohl bei den hundert Lichtern,
Die dich umglänzen,
Und all den Gesichtern,
Die dich umschwänzen
Und umkredenzen;
Find'st doch nur wahre Freud' und Ruh'
Bei Seelen, grad und treu wie du.

Sonntags (24. Dec.) früh bei Tagesanbruch. Fatales Thauwetter, und so der ganze Ton des Tages verstimmt; wollen sehen, wie wir ihn wieder aufbringen. Der herrliche Morgenstern, den ich mir von nun an zum Wappen nehme, steht hoch am Himmel. Ich habe die ganze Nacht von Heerzügen geträumt, die alle wohl abgelaufen sind, besonders von einer Reise aus der Schweiz nach Polen, die ich that, den Marschall de Saxe zu sehen und unter

ihm zu dienen, der eben in meiner Traumwelt noch lebte. Die Kirche geht an, in die wir nicht gehen werden; aber den Pfarrer laß ich fragen, ob er die Odyssee nicht hat; und hat er sie nicht, so schicke ich nach Jena; denn unmöglich ist die zu entbehren in dieser Homerisch einfachen Welt. Besonders fielen mir einige Verse ein und recht auf, da ich heute früh lang ausgeschlafen hatte, und es nicht Tag werden wollte, was ungefähr so heißt: „Und in ihre Felle gehüllt, lagen sie am glimmenden Heerde; über ihnen wehte der nasse Sturm durch die unendliche Nacht, und lagen und schliefen den erquicklichen Schlaf bis zum spät dämmernden Morgen." — Ich muß nach Bürgel zum Rector schicken um den Homer, hab' indessen in der Bibel gelesen. Hier ein Stück Jesaias: „Siehe, der Herr macht's Land leer und zerstreut seine Einwohner. — Der Most verschwindet, die Rebe verschmachtet, und Alle, die herzlich fröhlich waren, ächzen. Der Pauken Jubel feiert, das festliche Jauchzen verstummt und der Harfen Gesang ist dahin. Niemand singt mehr zum Weintrinken, das beste Getränk ist bitter dem Munde. Die leere Stadt ist zerbrochen, die Häuser sind geschlossen. Niemand gehet aus noch ein. Eitel Wüstung ist in der Stadt und die Thore stehen öde; denn im Land und Volk geht's eben, als wenn ein Oelbaum abgepflückt ist, als wenn man nachlieset, so die Weinernte aus ist." — Nun muß ich meinen Boten fortschicken, der das nach Weimar trägt. Lassen Sie, lieber gnädiger Herr, den Brief Niemand sehen, als Wedeln. Alles, was mich umgibt, Einsiedel, Kalb, Bertuch, das ganze Haus legt sich zu Füßen.

Der Pflicht vergessen
Wir Fische nie. Goethe"

Die Antwort des Herzogs, der unterdessen nach Gotha gegangen war, lautet: „Lieber Goethe, ich habe Deinen Brief erhalten, er freut mich unendlich. Wie sehr wünschte ich mit freierer Brust und Herzen die liebe Sonne in den Jenaischen Felsen auf- und untergehen zu sehen, und das zwar mit Dir. Ich sehe sie hier alle Tage, aber das Schloß ist so hoch und in einer so unangenehmen Gegend, von so vielen dienstbaren Geistern erfüllt, welche ihr leichtes, luftiges Wesen in Sammt und Seide gehüllt, daß mir's ganz schwindelig und übel wird. — Ich komme erst den Freitag wieder. Mache doch, daß Du hieher kommst. Die Leute sind ganz neugierig auf Dich."

In die Zeit dieses Aufenthaltes zu Waldeck gehört ohne Zweifel *) auch folgendes Tagebuchblatt von Goethe aus einem für den Herzog geschriebenen Diarium, welches Dorow aus der schätzbaren Sammlung des Herrn von Gerstenbergk in Weimar bekannt gemacht hat **). Mehr, als irgend sonst Etwas, lassen solche leichte Ergüsse des Moments den jedesmaligen Gemüthszustand und die äußeren Lebensverhältnisse des Schreibenden erkennen, weßhalb wir das Blatt dem Leser nicht vorenthalten wollen.

„Sonntags früh eilfe. Unser Bote ist noch nicht da, der Schrittschuhe mitbringt; ihm sind tausend Flüche entgegengeschickt worden; wir sind in der Gegend herumgekrochen und geschlichen. Gleich hinter dem Hausgarten führt ein wilder Pfad nach einem Felsen, worauf ein altes Schloß der Grafen von Gleichen stand, mitten im Fichtenthal. Bertuch hat mit seinem Mägdlein ***) Rasen- und Moosbänke und Hüttchen und Plätzchen angelegt, die sehr romantisch sind; die Felsen hinab sind wilde Blicke, und ein offener, freundlicher über die Felsentiefen nach Bürgel hin. Die Morgensonne war lieb. Ich stieg mit Bertuch seitwärts einen Felsenstieg ab zu einem Brunnen mit Fischkasten, die Eiszapfung die Felsen herab! — Der Bote ist da und nun auf's Eis. Segen

*) Das Blatt spricht von derselben Gesellschaft, derselben Oertlichkeit, wie der Brief aus Waldeck, und die Ueberschrift des zweiten Abschnitts: „Den ersten Feiertag früh acht" deutet auf Weihnacht. Nur ist es auffallend, daß im ersten Abschnitt („Sonntags früh eilf"), welcher mit der zweiten Hälfte jenes Briefes an demselben Tage (24. Dec.) geschrieben sein müßte, von einer „lieben Morgensonne" und vom Schlittschuhlaufen die Rede ist, während der Brief von Thauwetter spricht. Indeß wurde der Brief, „früh bei Tagesanbruch" geschrieben, und eine beginnende Aufheiterung des Himmels ist auch dort durch den herrlich strahlenden Morgenstern angedeutet.

**) In der Schrift „Krieg, Literatur und Theater." Leipzig 1845.

***) Der ältesten Tochter eines dortigen Forstmannes, in dessen Hause wir uns die lustige Gesellschaft als Gäste zu denken haben; vergl. Goethe's Werke, Bd. 22. S. 397 (Ausg. in 40 Bdn.).

zum Morgen und Mahlzeit, lieber gnädiger Herr — — die Schrittschuhe sind vergessen! Ich habe gestampft und geflucht und eine Viertelstunde am Fenster gestanden und gemault; nun laben sie mich mit der Hoffnung, es käm' noch ein Bote nach. Muß also ohne geschritten zu Tische. — Abends vier. Sind gekommen, habe gefahren und mir ist's wohl."

„Den ersten Feiertag früh acht (25. Dec.). Hab' ziemlich lang geschlafen, die Sonne steht schon am Himmel. Der Abend gestern ward mit Würfeln und Karten vervagabundet. — Abends sechs. So auch der ganze heutige Tag. Nach Bürgel geritten. Das Amthaus ist schön. Wäre wohl einmal ein Sommerritt für Ew. Durchlaucht. Und das Revier Waldend ist recht schön. Die Waldungen in gutem Stande, daß es wohl Freude ist. Der Hofrath Hochhausen hat ein Porträt vom Herzog Ernst August. Es hat was Starres, Scheues, bezeichnet einen Mann, der eigentlich nicht nachdenkt, mehr durch die ersten gegenwärtigen Eindrücke sich bestimmen läßt, trocken, schroff, aber gut, und ohne einen einwägenden Zug von Güte, bei übrigen trefflichen Anlagen Tyrann. — Auch hing da der letzte Herzog von Weißenfels. Einsiedel mußte mir seinen Charakter machen, traf's: Geradheit, Güte, vorschwebende Schwäche, Unthätigkeit und Alles, was daran hängt. Darauf nach Hause. Die Odyssee war endlich aufgetrieben. Nach Tische rammelten sich Rugantino und Basko, nachdem wir vorher unsere Imagination spazieren geritten, wie's sein möchte, wenn wir Spitzbuben und Vagabunden wären, und, um das natürlich vorzustellen, die Kleider gewechselt hatten. Krause*) war auch gekommen und sah in Bertuch's weißem Tressenrock und einer alten Perrücke des Wildmeisters wie ein verdorbener Landschreiber, Einsiedel in meinem Frack mit blauem Krägelchen wie ein verspielt Bübchen, und ich in Kalb's blauem Rock mit gelben Knöpfen,

*) In Wahrheit und Dichtung Kraus (vergl. oben S. 212 f.). Durch ihn war Goethe schon in Frankfurt auf diese Gegend aufmerksam gemacht worden. „Unter seinen Zeichnungen fanden sich mehrere bezüglich auf die Wald- und Berggegend um Bürgel. Ein wackerer Forstmann hatte daselbst, vielleicht mehr seinen anmuthigen Töchtern, als sich selbst zu Liebe, rauhgestaltete Felsparthieen, Gebüsch und Waldstrecken durch Brücken, Geländer und

rothem Kragen und vertrotteltem Kreuz und Schnurrbart wie ein Capitalspitzbube aus."

Goethe scheint der Einladung des Herzogs im obigen Briefe gefolgt zu sein; wenigstens schrieb er am letzten Tage des Jahres an Lavater von Erfurt aus. „Ich lerne täglich", heißt es in dem Briefe, „mehr steuern auf der Woge der Menschheit. Bin tief in See."

Das ungebundene, genialllustige Leben, in welches uns das bisher Mitgetheilte schon hineinblicken ließ, wurde in's folgende Jahr 1776 fortgesetzt. Wenn wir Böttiger's Berichten trauen dürfen*), so ging Goethe's Muthwille und Lebenslust bisweilen in ein wahres Wüthen über, wie denn auch „wüthig" das Lieblingswort Wieland's zur Bezeichnung von Goethe's Wesen war. Dieser soll sich damals oft in Bertuch's Zimmer im Schlosse, vom Tollheitskitzel übermannt, die schönen langen Haare aufgelöst und sich auf dem Boden gewälzt haben. Als die beiden Stolberge in Weimar zu Besuch waren, hielt man auf Bertuch's Stube ein Geniegelage, welches gleich damit anfing, daß alle Trinkgläser zum Fenster hinausgeworfen und ein paar schmutzige, in einem alten Grabhügel aufgefundene Aschenkrüge zu Pokalen gemacht wurden. Fritz Stolberg hielt eine pathetische Anrede an das heilige Gefäß, das die Asche eines ächten alten Deutschen umschlossen habe und brachte Thuiskon's Gesundheit aus, die Einer nach dem Andern aus dieser Scherbe trank. Eine gewisse Gemeinschaft machte die Genies den Quäkern ähnlich. So heißt es, daß Goethe oft zu Bertuch's Frau geschickt und sich ein Schnupftuch habe holen lassen. Hatte er keine weiße Cannevasweste und Hosen, die damalige Genietracht, so verlangte er das Nöthige aus der herzoglichen Garderobe, ohne es wieder

sanfte Pfade gesellig wandelbar gemacht; man sah die Frauenzimmer in weißen Kleidern auf anmuthigen Wegen nicht ohne Begleitung. An dem einen jungen Manne sollte man Bertuch erkennen, dessen ernste Absichten auf die älteste nicht geläugnet wurden, und Kraus nahm nicht übel, wenn man einen zweiten jungen Mann auf ihn und seine aufkeimende Neigung für die Schwester zu beziehen wagte." Goethe's Werke Bd. 22. S. 397 (Ausg. in 40 Bdn.).

*) Literar. Zustände und Zeitgenossen, S. 61, 54 und a. a. O.

zurückzugeben *). Oft ließ er sich in einem Hause ohne Umstände zum Abendessen ansagen. Ueberhaupt hatten die Genies vom Eigenthum besondere Begriffe und erlaubten sich, Alles, was ihnen beim Besuch auf eines Andern Stube gefiel, geradezu einzustecken oder heimlich zu entwenden, was man mit dem Studentenausdruck „schießen" bezeichnete **).

Wir wollen Böttiger's Mittheilungen über die Weimarische Geniewirthschaft, die noch stärkere Züge der Art enthalten, nicht weiter nacherzählen, da sie an manchen Stellen zu deutlich den Stempel der Uebertreibung, wo nicht gänzlicher Unglaubwürdigkeit tragen. Wie viel man aber auch von ihnen abziehen muß, so viel ist sicher, daß mit Goethe ein titanisches Geberden, eine brausende Ausgelassenheit in Weimar eingezogen zu sein schien. Der zuverlässige Knebel deutet selbst darauf hin, indem er in seiner Skizze zu einer Selbstbiographie von jenen Tagen bemerkt: „Manche Excentricitäten gingen zur selbigen Zeit vor, die ich nicht zu beschreiben Lust habe, die uns aber auswärts nicht in den besten Ruf setzten." Und Goethe gesteht in Briefen an Merck vom 5. Januar und 8. März 1776: „Ich treib's hier freilich toll genug und denk' oft an Dich." — „Wir machen des Teufels Zeug." Besonders frei und ungebunden war das Leben und Treiben in Stützerbach, einem Dorfe bei Ilmenau, wohin manchmal eine gemeinsame Fahrt unternommen wurde. „Hier ließ man, mit Beiseitsetzung aller Etikette, übermüthiger und genialer Laune gänzlich den Zügel, und, unter Anführung des Herzogs und Goethe's, ergötzte man sich an mancher Aventüre in diesem ländlichen Aufenthalt. Ein eigenes vertrautes Tagebuch wurde über die Thaten und Abenteuer in Stützerbach geführt, indem jeder der Theilnehmenden abwechselnd eine Seite davon beschrieb" *). Goethe hat in späterer Zeit (1783) in dem Gedichte „Ilmenau" ein nächtliches Gelage der lustigen Gesellschaft aus der Erinnerung geschildert. Er sieht sich plötzlich im Geiste in die Zeit um 1776 zurückversetzt und ruft aus:

Wo bin ich, ist's ein Zaubermärchenland?
Welch nächtliches Gelag am Fuß der Felsenwand?
Bei kleinen Hütten, dicht mit Reis bedecket,
Seh' ich sie froh an's Feuer hingestrecket.
Es dringt der Glanz hoch durch den Fichtensaal,
Am niedern Heerde kocht ein rohes Mahl;
Sie scherzen laut, indessen, halb geleeret,
Die Flasche frisch im Kreise wiederkehret.
Sagt, wem vergleich' ich diese munt're Schaar?
Von wannen kommt sie? um wohin zu ziehen?
Wie ist an ihr doch Alles wunderbar?
Soll ich sie grüßen? soll ich vor ihr fliehen?
Ist es der Jäger wildes Geisterheer?
Sind's Gnomen, die hier Zauberkünste treiben?
Ich seh' im Busch der kleinen Feuer mehr;
Es schaudert mich, ich wage kaum zu bleiben.
Ist's der Aegyptier verdächt'ger Aufenthalt?
Ist es ein flüchtger Fürst wie im Ardenner-Wald?

Wohl mochte das phantastische Kostüm, das ganze seltsame Aeußere der Gesellschaft solche Fragen rechtfertigen. Auf die Gesundheit ward bei solchem Leben wenig Rücksicht genommen. Noch fast zwei Jahre später (21. Oct. 1777), wo doch schon die hohe Fluth der genialen Extravaganzen sich zu legen begann, schrieb Wieland an Merck: „Goethe leidet zeither immer an Zahnschmerz comme un damné. Aber er macht's auch darnach mordiable; man muß die bestialische Natur brutalisiren, pflegte der alte Mordiable von Bassenheim zu Mainz zu sagen. Goethe und

*) Aehnliches berichtet Falk: „Bertuch, der Vater, der damals Schatzmeister beim Herzoge war, sprach später mit Vergnügen von einer eigenen Rubrik in seinen Rechnungen, die er damals besonders anlegen mußte, und die fast nichts als Hosen, Westen, Strümpfe und Schuhe für deutsche Genies enthielt, welche, schlecht mit diesen Artikeln versehen, zu Weimars Thoren einwanderten."

**) Im Vorwort zu Knebel's literar. Nachlaß (XXXVIII.) heißt es damit übereinstimmend: „Es ist nicht zu leugnen, daß die rücksichtslose Freiheit, die Goethe im persönlichen Umgange zeigte, nicht selten verletzend wurde für seine Umgebungen. Auch hatte er die Eigenheit, Alles mit sich fortzunehmen, was ihm Behagendes er irgend bei einem Freunde erblickte, und Keiner ließ sich dieß lieber gefallen, als der gutmüthige Knebel, dem Goethe einmal mehr als hundert Stück Albrecht Dürer'scher Handzeichnungen von der Stube holte, um sie ihm nie wieder zu bringen."

*) Ebendas. S. XXXIX.

der Herzog sind auch von diesem Glauben; aber sie befinden sich meistens so übel dabei, daß ich keine Versuchung kriege, ihr Proselyt zu werden."

Daß aber diese Geniewirthschaft, trotz augenblicklichem Schwelgen in tollem Humor, nicht den Charakter der Rohheit und Gemeinheit annahm, hatte sie, neben dem edeln Sinne des Herzogs, vor Allem der Genialität Goethe's zu verdanken. Er wußte eine Fülle von Poesie in dieß Leben zu tragen und konnte nicht von demselben absorbirt werden, da er es weniger um seiner selbst willen, denn als Mittel zu poetischen und, so wunderlich es klingen mag, zu pädagogischen Zwecken genoß. Es war daher auch vorauszusehen, daß das kraftgenialische Gebaren bei ihm nicht lange andauern werde. Er, der Tonangeber und Chorführer des jovialen Kreises, sollte auch der Erste sein, der, nach Wieland's Ausdruck, zu einer „untadeligen σωφροσύνη und aller ziemlichen Weltklugheit" zurückkehrte. Auch die andern Mitglieder der Gesellschaft hatten einen Fonds von Geist, Bildung und Gemüth, der das kräftigste Schutzmittel gegen ein Versinken in wilde Genußsucht war, so daß Goethe in dem oben angeführten Gedichte Ilmenau mit Recht von den lustigen Gesellen sagen konnte:

Unbändig schwelgt ein Geist in ihrer Mitten,
Doch durch die Rohheit fühl' ich edle Sitten.

Goethe brachte in die Unterhaltungen und Lustbarkeiten des Hofes einen ernstern und tiefern Gehalt, eine größere Natur und Frische, indem er, wie sein Vater bezeugt, „seine noch ungedruckten Werke vorlas, das Schlittschuhlaufen*) und andern guten Geschmack einführte." Durch ihn wurde, was überhaupt in jenem Kreise an Genialität, Witz und Humor, an poetischem und künstlerischem Talent enthalten war, neu belebt und aufgeregt, und die Frauen, wie die Männer, suchten durch eine Beisteuer geistreicher Jovialität sich der Theilnahme an der auserlesenen Gesellschaft würdig zu erweisen.

**) Auch die Herzogin Luise zeigte sich, zum Erstaunen der Weimaraner, als eine gewandte und zierliche Schlittschuhläuferin.

Uebrigens trat auch selbst in den Epochen der höchsten Ausgelassenheit die weiche und sentimentale Gemüthsstimmung Goethe's nur momentan in den Hintergrund. Sie überfiel ihn oft mitten im Taumel der Lustbarkeiten, und dem burschikosen „Freiweg-Humor" folgte unmittelbar eine fast mädchenhafte Zärtlichkeit und Weichheit. „Unter seiner schon mitgebrachten Herzensunruhe", sagt Schöll (in der Einleitung zu Goethe's Briefen an Frau von Stein), „und unter der Unruhe des äußern Lebens gingen natürlich die Wellen dieses Gefühls desto höher, und was er Zartes enthielt, stieg, reizbarer nach Innen gekehrt, durch den Contrast mit dem Wildfang-Humor." Wie viel Zwang ihm bisweilen die Theilnahme an dem tollen Treiben kostete, wie viel Pein sie ihm zurückließ, davon mochten nur Wenige in der lustigen Gesellschaft, deren Mittelpunkt er war, eine Ahnung haben.

Zu den Würzen ihrer Unterhaltung gehörte auch ein wechselseitiges Aufziehen und Satyrisiren. Dieß geschah besonders in einer Art launiger Stegreifgedichte, welche Matinées genannt wurden. Alle Eigenheiten, Gewohnheiten, Arten und Unarten der betheiligten Personen wurden in leichten Knittelversen mit oft derbem Spotte gegeißelt. Von einer dieser Matinées, welche unter der Aufschrift: „Schreiben eines Politikers an die Gesellschaft, vom 6. Januar 1776", die sämmtlichen Mitglieder charakterisirt und von Einsiedel verfaßt ist, hat uns Riemer die auf Goethe bezügliche Stelle mitgetheilt. Sie lautet:

Dem Ausbund Aller, dort von weiten,
Möcht' ich auch ein Süpplein zubereiten,
Fürcht' nur sein ungeschliffenes Reiten;
Denn sein verfluchter Galgenwitz
Fährt aus ihm wie Geschoß und Blitz.
's ist ein Genie, von Geist und Kraft:
(Wie eb'n unser Herr Gott Kurzweil schafft)
Meint, er könn' uns Alle überseh'n,
Thäten für ihn 'rum auf Vieren geh'n.
Wenn der Fratz so mit Einem spricht,
Schaut er Einem stier in's Angesicht,
Glaubt, er könn's fein riechen an,
Was wäre hinter Jedermann.
Mit seinen Schriften unsinnsvoll
Macht er die halbe Welt itzt toll,

Schreibt e' Buch von ein'm albern Tropf,
Der heiler Haut sich schießt vor'n Kopf;
Meint Wunder, was er ausgedacht,
Wenn Ihr einem Mädel Herzweh macht.
Parodirt sich drauf als Doctor Faust,
Daß 'm Teufel selber vor ihm graust.
Mir könnt' er all gut sein im Ganzen,
Thät mich hinter meinen Damm verschanzen;
Aber wär' ich der Herr im Land,
Würd' er und all sein Zeugs verbannt.

Auch von Merck liefen mehrere Compositionen dieser Art unter dem Titel „Matinées des Recensenten" ein und wurden mit großem Beifall aufgenommen *). Ein Bruchstück einer solchen, die Goethe's damalige Stellung am Weimarischen Hofe zum Gegenstand hat, ist in Merck's Briefwechsel aufgenommen worden **).

In großartigerm Maßstabe sorgte aber Goethe für das Vergnügen des geistreichen Kreises, dem er jetzt angehörte, durch Errichtung eines Liebhabertheaters ***). Seit dem Schloßbrand zu Weimar (1774), der auch das Schauspielhaus in Asche legte, mußte der Hof theatralischer Lustbarkeiten entbehren. Jetzt organisirte Goethe eine Liebhaberbühne, welche durch Vereinigung glücklicher Umstände bald zu einer Blüthe gedieh, wie sie schwerlich ein anderes Dilettantentheater jemals erreicht hat. Zum Local diente, bis später (1779) der Redoutensaal dazu eingerichtet ward, ein Theil der herzoglichen Wohnung, und außerhalb Weimars ein Flügel des Ettersburger Schlosses, oder auch wohl der benachbarte Wald, wo man noch jetzt einen Aushau als Erinnerung an die einst hier unter freiem Himmel errichtete Waldbühne sieht; im Tiefurter

*) S. Briefe an und von Merck, S. 58.

**) Ebendas. S. 59 ff. Eine andere, die, gleich der oben erwähnten, in's Jahr 1776 gehörte und als poetische Epistel an Wieland behandelt war, „in höchst geistreichen, aber etwas derben Knittelversen verfaßt", bekam Eckermann von Goethe zur Ansicht (s. Eckermann's Gespräche mit Goethe II, 60.).

***) Das Nächstfolgende in gedrängtem Auszuge nach einem Artikel in der Zeitung für die elegante Welt (1823): „Das Weimarische Liebhabertheater unter Goethe."

Parke wurden in der Mooshütte Operetten und kleine Schauspiele aufgeführt. Die Poesie bestritten Goethe, Einsiedel, Seckendorf, Knebel, Bertuch und Musäus; Seckendorf war auch fruchtbar in Composition der Operetten; der Herzog stellte Mitglieder der Hofcapelle zum Orchester, woran aber auch Einsiedel mit dem Violoncell und andere Dilettanten sich betheiligten. Der anstellige, gefällige und fleißige Kraus lieferte Zeichnungen, Malereien und was man sonst von Artistischem bedurfte, obwohl er mit der eigentlichen Decorationsmalerei sich nicht gerne abgab. Ein wahres Genie für mechanische Leistungen besaß man an dem Maschinenmeister Mieding; und da es auch nicht an ein paar gewandten Schneidern fehlte, die sich in die Türken und Heiden zu finden wußten (Thiel und Hauenschild), so war für alle Bedürfnisse einer Bühne trefflich gesorgt. Wem man nur immer Talent zum Spielen, Singen oder Tanzen zutraute, der ward herangezogen, und weil der Hof neben anderen Kosten auch die Garderobe bestritt, wobei übrigens damals noch weniger Aufwand gemacht wurde, so fiel für Manchen ein Beweggrund, sich zurückzuziehen, weg. Das Personal wurde unter diesen Umständen allmählig so zahlreich, daß man mit den Spielenden häufig wechseln konnte und so auch der Zeitaufwand nicht so störend war, wie bei anderen Liebhaberbühnen. Nebenrollen zu übernehmen, weigerte sich Niemand; denn einmal wollte man sich nicht ungefällig gegen den Hof erweisen, und dann wünschte man auch an den fröhlichen Proben und den sich daran schließenden vergnügten Soupers und anderen Lustbarkeiten Theil zu nehmen. Rollenstreitigkeiten fielen nur selten vor, da für die ersten Rollen bestimmte Subjecte da waren und Goethe als Dirigent monarchisch verfuhr. Er verstand es, die Mitspieler, ja das Publikum selbst in seine genialen Intentionen hineinzuziehen, und das war es, was diese Bühne zu einer einzigen Erscheinung ihrer Art machte. Viele Darstellungen derselben griffen ihrer Zeit vor, andere möchte man noch jetzt für zu phantastisch halten. Es gab auch unter den Zuschauern nicht Wenige, über deren Fassungskraft oft der Sinn der Stücke und Einzelnheiten hinausgingen; da man aber nichts bezahlte, so freuten sich diese an dem, was sie verstehen konnten, und ließen sich durch das Dunkelgebliebene den Theaterbesuch nicht verleiden. Zuweilen gab

man Vorstellungen, zu denen nur der Plan entworfen war und der Dialog aus dem Stegreif gesprochen werden mußte. Hierzu konnten natürlich nicht Alle gebraucht werden. Ein Schauspieler, der bei einer solchen Gelegenheit sich überbreit machte und nicht aufhörte, ward mit der Behauptung, daß er krank sei, gewaltsam davon geführt; hatte die vorgebliche Krankheit auch nicht im Plane gelegen, so webte man sie hinein, und das Publikum meinte, es habe eben so sein müssen.

Goethe's eigenes Spiel wollte man in einigen Rollen, z. B. in der des Alcest in den Mitschuldigen, zu ungestüm und die Bewegungen dabei doch etwas steif finden. Auch memorirte er nicht sorgfältig; da er aber sich vortrefflich auf das Improvisiren verstand, so hatte außer dem Souffleur und gelegentlich dem Mitspieler, wenn das Stichwort ausblieb, Niemand darunter zu leiden. In humoristischen Rollen war er, nach aller Urtheilsfähigen Versicherung, unübertrefflich, wie er sich denn namentlich in Hans-Sachsischen Fastnachtspielen und als Haman und Marktschreier im Jahrmarkt von Plundersweilern glänzend hervorthat.

So war also Goethe in der allerersten Zeit seines Aufenthaltes zu Weimar dem Hofe ein Beförderer genialer Vergnügungen und dem Herzoge ein Genosse in heiteren Stunden der Muße. Bald aber sollte er ihm mehr werden; er sollte ihm auch die Lasten und Sorgen des fürstlichen Berufes tragen helfen. „Dafür, daß der Fürst dem Menschen sich zur Brüderlichkeit hingab, hatte dieser von seiner Ungebundenheit zu opfern" *). War es gleich zu Anfange des Jahres 1776 noch nicht fest entschieden, ob und unter welchen Verhältnissen Goethe bleiben werde, so war es den heller Schauenden doch nicht mehr zweifelhaft, daß der Herzog ihn um jeden Preis zu halten suche. „Goethe kommt nicht wieder von hier los", meldete Wieland am 26. Januar an Merck, „C. A. kann nicht mehr ohne ihn schwimmen noch waten." Und noch früher, am 5. Januar, schrieb Goethe an Merck: „Wirst hoffentlich bald vernehmen, daß ich auch auf dem Theatro mundi was zu tragiren weiß und mich in allen tragikomischen Farcen leidlich betrage." In einem Briefe vom

*) Wachsmuth, Weimars Musenhof, S. 38.

22. Januar *) heißt es weiter: „Ich bin nun in alle Hof- und politische Händel verwickelt und werde fast nicht wieder weg können. Meine Lage ist vortheilhaft genug, und die Herzogthümer Weimar und Eisenach immer ein Schauplatz, um zu versuchen, wie Einem die Weltrolle zu Gesicht stünde. Ich übereile mich drum nicht, und Freiheit und Genüge werden die Hauptconditionen der neuen Einrichtung sein." Im Februar finden wir ihn schon, wenn auch vorläufig noch als Gast, an den Sitzungen des geheimen Conseils Theil nehmen; und am 8. März schreibt er: „Den Hof hab' ich nun probirt, nun will ich auch das Regiment probiren."

Die zuletzt angeführte Stelle läßt deutlich genug erkennen, in welchem Sinne er sich entschloß, die Regierungssorgen des fürstlichen Freundes zu theilen. Hofleben und Regiment sollten ihm nicht letzter Zweck seiner Thätigkeit sein; er gedachte an ihnen sich selbst zu versuchen und seinen geistigen Horizont zu erweitern. Indeß mochte ihn doch in manchen Augenblicken ein ernstliches Bedenken anwandeln, ob er nicht durch diese Verbindungen zu weit von seinem eigentlichen Ziele abgelenkt werde; und so heißt es denn auch in einem Billet vom 29. Januar: „Es geht mir verflucht durch Kopf und Herz, ob ich bleibe oder gehe." Dazu kam die Anknüpfung eines neuen Herzensverhältnisses, das sich nahe an dem Rande des Gefährlichen bewegte. Ein Ausfluß der tiefen Gemüthserregung, in die ihn alles dieß versetzte, scheint das Billet an Auguste Stolberg vom 11. Februar zu sein: „Könntest Du mein Schweigen verstehen, liebes Gustelchen! — Ich kann, ich kann nichts sagen!" und am folgenden Tage strömte er, „am Hange des Ettersberges", seine tiefe Sehnsucht nach einem ruhigen Dasein in „Wanderers Nachtlied" aus:

Der du von dem Himmel bist,
Alle Freud' und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest;

**) Dieser Brief kann nicht in's Jahr 1778 gehören, unter welchem ihn Wagner eingereiht hat, da er von Goethe's Schwester als einer noch Lebenden spricht. Warum ihn Wachsmuth in den Juni 1777 versetzt, sehe ich nicht ein. Mir scheint Riemer's Annahme, der ihn dem Jahr 1776 zutheilt, die unbezweifelbar richtige zu sein.

Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all die Qual und Lust!
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

Auch seine Freunde scheinen damals nicht ohne Besorgniß um ihn gewesen zu sein; und selbst die Art, wie er in einem Briefe vom 6. März Lavater zu beruhigen sucht, deutet auf Kampf und Erregung seines Innern. „Lieber Bruder", schreibt er, „sei nur ruhig um mich und ermatte Dich nicht ohne Noth ... Verlaß Dich — ich bin nun ganz eingeschifft auf der Woge der Welt — voll entschlossen, zu entdecken, gewinnen, streiten, scheitern, oder mich mit aller Ladung in die Luft zu sprengen" *).

Bedrängt vom eigenen Lebensschicksal, wie er war, trug er doch auch die Schicksale Anderer in warmem Herzen. So hatte er schon gegen Ende Februars eine Subscription zu einem Geldgeschenke für Bürger veranstaltet, um ihn zur Fortführung seiner begonnenen Uebersetzung der Homerischen Gedichte zu ermuntern. „Daß Bürger Dichter ist", sagt Goethe in dem betreffenden Aufsatze, „sind wir alle überzeugt; daß er den Homer ganz fühlen und innig lieben muß, als einer, der selbst die größten epischen Anlagen hat, konnte man auch schon vermuthen; daß Homer's Welt in ihm wieder ganz auflebt, ... sieht man mit einem Blicke auf die Uebersetzung! .. Darum wünschen wir, er möge in guten Humor gesetzt werden, fortzufahren ..." Der Wunsch ging nicht in Erfüllung; dennoch ließen die Unterzeichner dem hülfsbedürftigen Dichter den Ertrag der Subscription (65 Louisd'or) als Unterstützung zukommen. Wir werden noch wiederholt Gelegenheit haben zu bemerken, wie theilnehmend unser als Egoist verschrieener Freund sich gegen andere, zum Theil fern stehende Menschen erwies.

Schon im März hatte Goethe sich ein besonderes Haus gemiethet, das ehemalige sogenannte kleine Jägerhaus an der Belvedereschen Allee, jetzt zu einem Stadtgerichtssaal umgewandelt. Das Gebäude glich einer kleinen Burg, und es machte ihm, wie Wieland an Merck (den 25. März) schrieb, sehr großen Spaß, daß er mit

*) Vergl. das Gedicht „Seefahrt", welches Goethe Briefen vom September dieses Jahrs an Lavater und Merck beilegte.

seinem Bedienten Philipp Seidel ganz allein sich im Nothfall einige Tage gegen ein ganzes Corps darin wehren könnte, wofern sie ihm nicht das Nest über'm Kopfe anzündeten. Aber bald sollte er auch durch ein festeres Besitzthum an Weimar gebunden werden. Eines Tages, als der Herzog in ihn drang, sich zum Bleiben fest zu entschließen, warf Goethe hin, wenn er nur so ein Fleckchen Eigenthum hätte, wie Bertuch, der jenseits der Ilm an der Wiese von Oberweimar ein Feldstück mit einem Bauernhäuschen angekauft hatte und nun in einen Garten zu verwandeln beschäftigt war. Der Herzog begab sich sogleich zu Bertuch, verlangte es von ihm, entschädigte den unangenehm Ueberraschten durch ein werthvolleres Grundstück reichlich und zu voller Zufriedenheit, und schenkte Goethe'n den erst eben von ihm gepriesenen Garten, von dem er den 16. April Besitz nahm *). Das alte, ziemlich verfallene Häuschen ließ er sich sofort zu einer Wohnung für die schöne Jahrszeit wieder in Stand setzen. Die Nachbarschaft war höchst anmuthig; besonders freute ihn der Blick auf die schönen Wiesenflächen im Ilmthale.

Was ihm dieses Geschenk seines fürstlichen Freundes besonders werth machte, das war der Wunsch nach Einsamkeit und Ruhe, der in dem bewegten Hofleben ihn bisweilen mit erhöhter Gewalt ergriff. Der Umgang mit so reich- und hochgebildeten Menschen schärfte seine Sehnsucht nach der schlichten, einfachen Natur; daher machte er auch häufig Ausflüge in die nahen Gebirgsgegenden. „Ich streife was Ehrliches in Thüringen herum", schrieb er am 8. März an Merck, „und kenne schon ein brav Fleck davon. Das macht mir auch Spaß, ein Land so auswendig zu lernen." Aber diese Excursionen waren immer nur von kurzer Dauer; denn Weimar übte eine mächtige Anziehungskraft; des Herzogs Freundschaft, so viele andere werthe Verhältnisse, und bald auch die Bekanntschaft mit einer liebenswürdigen, geist- und gemüthreichen Frau wirkten auf ihn als kräftige Magnete. Am 25. März meldete Wieland an Merck, daß sein junger Freund den Tag vorher auf einmal nach Leipzig abgefurrt sei. Früh Morgens am 25. in Naumburg eintreffend, schrieb

*) Nach Andeutungen in Wieland's Briefen hätte Goethe den Garten gekauft. Vgl. Merck's Briefe II, 58., Jacobi's Briefe I, 241.

er: „Wie anders, lieber Gott, wie anders, als ich vor zehn Jahren als ein kleiner eingewickelter seltsamer Knabe in eben das Posthaus trat! Wie viel hat nicht die Zeit her durch den Kopf und das Herz müssen, und wie viel wohler, freier, besser ist mir's nicht!" In Leipzig besuchte er seinen alten Freund und Lehrer Oeser und verhandelte mit ihm über Kunst und Kunstgegenstände. Am 14. Febr. 1769 hatte ihm der dankbare Zögling zuletzt aus Frankfurt gemeldet, daß er nicht bald zu ihm wiederkehren werde; „verzeihen Sie mir," schrieb er, „die Eitelkeit, die Dankbarkeit, wenn Sie es so nennen wollen, daß Ihr Schüler gern was zu Ihrer Freude beitragen möchte. — Werden Sie nicht ungeduldig, wenn ich lang ausbleibe und bleiben Sie immer hübsch auf Ihrem Schlosse. Und wenn Sie an einem hübschen Sommerabend am Fenster stehen und ein Mensch in seltsamem Anzuge über die Brücke getrabt kommt, da bin ich's, der irrende Ritter, der von den Abenteuern Rechnung zu tragen kommt, die er bestanden hat." Jetzt kam er, in der weltberühmt gewordenen Werthertracht, nicht mehr ein unbekannter, hingebungsvoller Jüngling, sondern als ruhmgekrönter Mann voll Selbstgefühl. Aber es mochte ihm schwer werden, dem verehrten Lehrer von seinen jüngsten poetischen Thaten Rechenschaft zu geben; denn wie sehr hatte er sich unterdeß von Oeser's Kunst-Evangelium entfernt! Indeß mochte dieser doch ahnen, daß auch in der jetzt so stürmisch erregten Brust seines Zöglings noch immer ein zarter Sinn für Ordnung, Maß, Harmonie und Schönheit sich regte, der vielleicht bald wieder sich stärker geltend machen würde; wenigstens schieden sie im besten Vernehmen. Wir finden sogar Oeser seit jener Zeit gewissermaßen als Weimarischen Hofmaler engagirt, und er kam fast alljährlich nach Weimar, wo er mit künstlerischem Rath und Beistand besonders der Herzogin Mutter zur Hand ging. Es ist schon früher erwähnt worden, daß Goethe jetzt die einst so warm geliebte Annette (Käthchen Schönkopf) nach achthalbjähriger Trennung als Dr. Kanne's Gattin wiedersah. Auch die frühe bewunderte Corona Schröter wurde aufgesucht, und sie nahm ihn auch jetzt durch ihre Liebenswürdigkeit und ihr Talent so sehr ein, daß er den Herzog bewog, sie als Kammersängerin und Primadonna des Liebhabertheaters zu berufen.

Goethe kehrte am 4. April nach Weimar zurück, und brachte, nach Riemer, als eine poetische Ausbeute der Reise einen Monolog zur Stella mit, der am 25. März entstanden sein soll. Indeß dürfte diese Angabe, nach Schöll's wahrscheinlicher Vermuthung, nur auf mißverstandenen Anfangsbuchstaben einer Tagebuchnotiz beruhen; denn aus Goethe's Briefen an Frau von Stein ergibt sich, daß er auf dem Wege nach Leipzig auf einem schlechten Pappendeckel „mitunter das Gedicht auf Hans Sachsen anfing." Es ist damit Hans Sachsens poetische Sendung gemeint, die, nach Riemer's Zeugniß am 27. April beendigt, eine Zierde des Aprilheftes von Wieland's Mercur wurde. Merkwürdig genug debutirte der neue Höfling mit einem möglichst bürgerlichen poetischen Glaubensbekenntnisse. Den schlichten Schuster und Meistersänger hält sich hier der Fürstengünstling, der Hofmann als Ideal und Spiegel vor. Vielleicht geschah es, um sich das Gewissen wach zu erhalten, um sich gegen die möglichen schädlichen Einflüsse der neuen Umgebung zu stählen. Er hatte Hans Sachs, „den wirklich meisterlichen Dichter", schon früher lieb gewonnen, und eine Frucht seines Studiums desselben war, wie uns schon bekannt, das neu eröffnete Puppenspiel gewesen. Die leichte, kecke Behandlung des Reims bei Hans Sachs, der kräftig treuherzige Ton, die frischen, populären Sprachwendungen, der didaktische Realismus seiner Poesie hatten ihn lebhaft angesprochen und zur Nachahmung aufgefordert. Mehr noch fühlte sich Goethe durch die Persönlichkeit des Dichters und sein ganzes poetisches Leben und Treiben angezogen. Es war aber natürlich, daß ihn besonders die Seiten seines Wesens am meisten interessirten, von denen er sich ihm am nächsten verwandt fühlte, und daß er sie gerade, wenn er ein Bild des Mannes entwerfen wollte, am stärksten hervortreten ließ. Das ganze Gedicht ist weniger ein objectiv treues und vollständig ausgeführtes Portrait des alten Meistersängers, als vielmehr eine Apologie der damaligen Goethe'schen Denk-, Dicht- und Lebensweise; namentlich blickt gegen den Schluß aus allen Zügen der Goethe jener Epoche deutlich genug hervor *).

*) Eine Erläuterung s. in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten, I, 328 — 347.

den lange vergessenen und verkannten trefflichen Dichter wieder zu gebührenden Ehren zu bringen.

Aus der nächsten Zeit, dem Mai 1776, ist uns in Goethe's Briefen an Auguste Stolberg ein Tagebuch, vom 17. bis zum 24. reichend, aufbewahrt, das in den aufgeregten Zustand seines Innern wie in sein zerstreutes Leben einen gleich hellen Einblick gewährt. Wir theilen daraus ein Bruchstück mit:

Den 18. Mai. Gestern konnt' ich Dir nichts mehr sagen. Der Husarenrittmeister kam in meinen Garten. Ich ritt um eilf Uhr nach dem Lustschloß Belvedere, wo ich hinten im Garten eine Einsiedelei anlege, allerlei Plätzchen drin für arme Kranke und bekümmerte Herzen. Ich aß mit dem Herzoge. Nach Tisch ging ich zu Frau von Stein, einem Engel von einem Weibe (frag' die Brüder!), der ich so oft die Beruhigung meines Herzens und manche der reinsten Glückseligkeiten zu verdanken habe, — der ich noch nichts von Dir erzählt habe, was mir viel Gewalt gekostet hat. Heute aber will ich's thun, will ihr tausend Sachen von Gustchen sagen. Wir gingen in meinen Garten: ihr Mann, ihre Kinder, ihr Bruder, ein paar Fräulein Ilten. Es kamen Mehrere zu uns; wir gingen spazieren, begegneten der Herzogin Mutter und dem Prinzen, die sich zu uns gesellten. Wir waren ganz vergnügt. Ich verließ die Gesellschaft, ging noch einen Augenblick zum Herzog und aß mit Frau von Stein zu Nacht. — Nun ist's wieder schöner, heitrer Tag. So viel jetzt, halb neun. — Zwölf Uhr in meinem Garten. Da lass' ich mir von den Vögeln was vorsingen und zeichne Rasenbänke, die ich will anlegen lassen, damit Ruhe über meine Seele komme und ich wieder von vorne mög' anfangen zu tragen und zu leiden. Gustchen, könnt' ich Dir von meiner Lage sagen! die erwünschteste für mich, die glücklichste, und dann wieder ... Ich sagte immer in meiner Jugend zu mir, da so viel tausend Empfindungen das schwankende Ding bestürmten: Was das Schicksal mit mir will, daß es mich durch all die Schulen durchgehen läßt, — es hat gewiß vor, (mich dahin zu stellen, wo mich die gewöhnlichen Qualen der Menschheit gar nicht mehr anfechten müssen; und jetzt noch sehe ich Alles als Vorbereitung

an) *). Ich habe das ausgestrichen, weil's dunkel und unbestimmt gesagt war. Nach Tische mehr. Nachts zehn Uhr in meinem Garten. Ich habe meinen Philipp nach Hause geschickt und will allein hier zum ersten Mal schlafen, und so meinen Schlaf einweihen, daß ich Dir schreibe. Die Maurer haben gearbeitet bis Nacht, wollte sie aus dem Hause haben, wollte — o, ich kann Dir nicht in's Detail gehen. Den ganzen Nachmittag war die Herzogin Mutter da und der Prinz, und waren guten, lieben Humors, und ich hab' denn so herumgehausvatert, und, wie Alles weg war, ein Stück kalten Braten gessen und mit meinem Philipp (laß Dir von den Brüdern von ihm erzählen) von seiner und meiner Welt geschwatzt, war ruhig, und bin's, und hoffe gut zu schlafen zu holdem Erwachen. Gute Nacht, Beste. — Es geht gegen eilf, ich habe noch gesessen und einen englischen Garten gezeichnet. Es ist eine herrliche Empfindung, dahaußen im Felde allein zu sitzen. Morgen frühe, wie schön! Alles ist so still: ich höre nur meine Uhr tacken und den Wind und das Wehr von ferne. Gute Nacht!"

So deckt auch das Weitere des Tagebuchs eine zerstreuende Vielgeschäftigkeit, ein stets unruhig vibrirendes Gemüth auf. Bald ist er in seinem Garten mit allerlei beschäftigt und leitet die Arbeiten in demselben, bald macht er Besuche beim Herzog, bei der Herzogin Mutter oder empfängt Besuche von ihnen. Dann ist er wieder beim Prinzen Constantin, bei Wieland, beim Maler Kraus, bei Frau von Stein. Jetzt läßt er durch wandernde Italiener sich gute Abgüsse von Antiken machen, dann wohnt er dem Husaren-Manöver bei und studirt gar in Guibert's Taktik. Oder er begleitet den Prinzen nach Tiefurt, wo sie von den Bauern „mit Musik, Böllern, ländlichen Ehrenpforten, Kränzlein, Kuchen, Tanz, Feuerwerkspuffen und Serenaden" empfangen werden; oder er reitet mit dem Herzog zu einer großen Feuersbrunst hinaus in's Hatzfeldische, wo sie bei der Ankunft ein ganzes Dorf (Neckeroda) in Trümmern liegen sehen **). Und wie Vieles mag er diesem Tagebuche nicht haben

*) Die eingeklammerte Stelle ist im Original durchgestrichen, aber vollkommen leserlich.

**) Bei Feuersbrünsten pflegte Goethe von jeher mit Rath und That bei

anvertrauen wollen, da er zu gut wußte, daß der Inhalt desselben kein Geheimniß bleiben werde. So findet sich hier nicht die geringste Andeutung einer in diesen Tagen mit Klopstock geführten Correspondenz, an den er, wie wir später hören werden, am 21. Mai einen Brief richtete, der einen förmlichen Bruch herbeiführte. Besonders aber ist Goethe sehr schweigsam über seine Verhandlungen mit dem Herzog, von dem es in einer Stelle heißt: „Er ist ein trefflicher Junge und wird, will's Gott, auch ausgähren."

Der Herzog urtheilte umgekehrt nicht minder günstig über Goethe und beschloß ihn daher durch eine Stellung und ein Gehalt, wie sie sonst nur die Frucht und der Lohn langjähriger Staatsdienste zu sein pflegen, an Weimar und seine Person zu fesseln. Das vom 11. Juni 1776 datirte Anstellungsdecret lautet wörtlich: „Von Gottes Gnaden, Wir Carl August, Herzog zu Sachsen ꝛc. ꝛc. Urkunden hiermit: Nachdem wir den Doctorem juris Johann Wolfgang Goethe wegen seiner Uns genug bekannten Eigenschaften, seines wahren Attachements zu Uns und Unsers daher fließenden Zutrauens und Gewißheit*), daß Uns und Unserm fürstlichen Hause er, bei dem von Uns ihm anvertrauten Posten, treue und nützliche Dienste zu leisten, eifrigst beflissen sein werde, zu Unserm Geheimden Legations-Rath, mit Sitz und Stimme in Unserm geheimden Consilio zu ernennen, auch ihm einen jährlichen, mit Johannis a. c. seinen Anfang nehmenden Gehalt von 1200 Thalern auszusetzen die Entschließung gefaßt haben: Als ist demselben hierüber gegenwärtiges Decret, welches Wir eigenhändig vollzogen und mit Unserm Fürstlichen Insiegel bedrucken lassen, ausgefertigt und zugestellt worden. (L. S.) Carl August."

Muß schon das, was dieses Decret gewährte, als ein hoher Beweis von Gunst betrachtet werden, so war Goethe's Stellung in der Wirklichkeit doch noch viel beneidenswerther, als sich nach dem bloßen Documente erkennen läßt. In dem Schreiben, worin aus Auftrag des Herzogs die Zustimmung von Goethe's Aeltern zu seiner Anstellung nachgesucht wurde, heißt es, daß er dabei seine gänzliche Freiheit behalte, die Freiheit, Urlaub zu nehmen, die Dienste zu verlassen, wenn es ihm beliebe; ja, es wird ausdrücklich darin ausgesprochen, daß die Ertheilung jenes Titels nur eine Förmlichkeit, nur ein dem Herkommen gebrachtes Opfer sei und keinen Maßstab für seinen Platz in der Gunst des Herzogs abgeben könne. „Nie würde der Herzog," so heißt es in dem Briefe, „darauf verfallen sein, für Goethe'n eine andere Stelle, einen andern Charakter als den seines Freundes anzutragen. Der Herzog weiß zu gut, daß alle anderen unter seinem Werthe sind, wenn nicht die hergebrachten Formen solches nöthig machten."

Es läßt sich denken, wie diese außerordentliche, alle Regeln der Anciennetät umstoßende Beförderung des jungen Mannes von vielen Seiten Mißgunst und Empfindlichkeit aufregen mußte. Die Stimmen des Neides und der Unzufriedenheit drangen selbst bis zum Ohr des Fürsten, und er hielt es für nöthig, folgende merkwürdige eigenhändige Erklärung zu den Acten zu geben: „Einsichtsvolle wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf, sein Genie ist bekannt. Einen Mann von Genie an anderm Orte zu gebrauchen, als wo er selbst seine außerordentlichen Gaben gebrauchen kann, heißt ihn mißbrauchen. Was aber den Einwand betrifft, daß durch den Eintritt viele verdiente Leute sich für zurückgesetzt erachten würden, so kenne ich erstens Niemand in meiner Dienerschaft, der, meines Wissens, auf dasselbe hoffte, und zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in so genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner gesammten Unterthanen steht, nach Anciennetät, ich werde ihn immer nur nach Vertrauen vergeben. Das Urtheil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtigstes Collegium setze, ohne daß er zuvor

---

der Hand zu sein, und gerieth bisweilen selbst in Lebensgefahr. Es kamen um diese Zeit, vom 16. April bis 22. Mai in der Nähe von Weimar ihrer nicht weniger als drei bedeutende vor. Noch am 26. Juni 1780 schrieb der Herzog an Merck, als wieder siebenzig Häuser in Brembach abgebrannt waren: „Wann diese Epoche des Brennens aufhören wird, weiß Gott."

*) Die oben gesperrt gedruckten Worte sind eigenhändige Correctur des Herzogs; ursprünglich hieß es dafür im Concept: „in Betracht dessen zu Unserer eigenen Kenntniß gediehenen vielen rühmlichen Qualitäten, Begabnisse und Wissenschaften, wie auch aus besonderer, gegen denselben hegender Gnade und Affection und in der dabei habenden zuversichtlichen Hoffnung, daß u. s. w."

Amtmann, Professor, Kammerrath oder Regierungsrath war, ändert gar nichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen; ich aber sorge und arbeite, wie jeder Andere, der seine Pflicht thun will, nicht um des Ruhmes, nicht um des Beifalles der Welt willen, sondern um mich vor Gott und meinem Gewissen rechtfertigen zu können."

So war also das verhängnißvolle Loos gefallen: Goethe war an den Herzog, an Weimar gebunden, mehr durch Dankbarkeit und Zuneigung, als durch die glänzenden Verhältnisse, die ihm geboten wurden. Ob es ihm zum Heil, ob zum Unheil gereicht hat, darüber sind die Stimmen der Einsichtsvollen getheilt. Auf der einen Seite hören wir es beklagen, daß das Hof- und Geschäftsleben sein Dichtervermögen entnervt, das frisch aufschießende Prachtgewächs seiner Poesie, wenn nicht in der Wurzel, doch in seinen edelsten Zweigen geknickt, daß es ihn aus der rühmlich betretenen Bahn der volksmäßigen Dichtung herausgerissen habe; alle seine späteren Erzeugnisse, selbst die edelsten, seien unter den Erwartungen geblieben, zu denen seine früheste Lyrik, Götz und Werther berechtigten. Auf der andern Seite entgegnet man, daß nur auf einem solchen Boden, in einer solchen Atmosphäre, der Dichter der Iphigenie, des Tasso reifen konnte, daß sein Leben in Weimar die großartige Einwirkung Roms und Italiens auf ihn vorbereitete, daß alles Staunenswürdige, was er in der classischen Periode geleistet, durch die vorhergehende Weimarische Periode bedingt gewesen. Wir enthalten uns für jetzt noch eines Urtheils und lassen vorläufig nur die Thatsachen reden.

Neuntes Capitel.

Mißstimmung in Weimar gegen Goethe. Die Herzogin Luise. Nachtheilige Gerüchte über die Weimarische Musenzunft. Fritz Stolberg's vereitelte Anstellung. Goethe's Zerwürfniß mit Klopstock. Lenz. Klinger. Kaufmann. Gleim. Herder's Berufung. Goethe und der Herzog. Ausflug nach Ilmenau. Gedichte. Das Drama „die Geschwister." Anderweitige poetische Productionen.

Indem Goethe sich der Zuneigung und Bewunderung zahlreicher Freunde und vor Allem der Gunst seines Fürsten in vollem Maße erfreute, konnte er sich nicht verhehlen, daß er auch nach gewissen Seiten hin Abneigung und Mißstimmung erregte. Nicht bloß seine rasche, regelwidrige Erhebung auf einen hohen Posten war es, was bei Vielen böses Blut setzte; auch die Excesse des Genielebens und die Nichtbeachtung, ja Verspottung des Ceremoniels unter den Schöngeistern mußten in der Stadt wie am Hofe Manchem zum Aergerniß gereichen. Noch ein paar Jahre später, wo man sich doch schon zu mäßigen begonnen hatte, schrieb Wieland an Merck: „Du kannst Dir kaum vorstellen, wie verhaßt hier (bei der städtischen Bewohnerschaft) der Name eines schönen Geistes ist, und was für ein verdammtes Galimathias von confusen Begriffen die Leute mit diesem Namen verbinden." In den Hofkreisen gingen der Herzog und seine lebensfrohe Mutter in die genialen Unregelmäßigkeiten ein oder lächelten nachsichtig dazu; die junge Herzogin dagegen leuchtete, wie Knebel in einer autobiographischen Skizze sagt*), „gleich einem verdunkelten Stern aus einer für sie noch etwas düstern Atmosphäre hervor. Die ersten Zusammenkünfte (fährt er fort) wollten sich nicht schicken, und sie hatte zum Theil wohl Ursache, sich über den Mangel so mancher Schicklichkeiten an ihrem Hofe zu beklagen. Sie ertrug Vieles mit großer Geduld und erhielt ihre Würde in gleicher Stetigkeit. So kam es denn wohl,

*) S. Knebel's literar. Nachlaß und Briefwechsel, I, XXIX.

daß die Charaktere der beiden Fürstinnen nicht ganz zusammenstimmen wollten, was Gelegenheit zu mancher Spaltung gab. Daß dieses auf Personen, die sie umgaben, manchen widrigen Einfluß hatte, läßt sich leicht erachten; doch kam es nie zu heftigen Ausbrüchen, woran die Vorsicht der Umgebung, die Moderation der Herzogin, die liebevolle Neigung ihrer Frau Schwiegermutter hauptsächlich Ursache waren." Auch Goethe deutet in einem Briefe an Lavater (vom 16. Sept. 1776) auf eine geheime Disharmonie in den Neigungen und Lebensanschauungen des herzoglichen Paares. „Ueber C(arl) und L(ouise)," schreibt er, „sei ruhig; wo die Götter nicht ihr Possenspiel mit den Menschen treiben, sollen sie doch noch eines der glücklichsten Paare werden, wie sie eines der besten sind; nichts Menschliches steht dazwischen, nur des unbegreiflichen Schicksals verehrliche Gerichte." Die Herzogin hatte nicht weniger als der Herzog Goethe'n mit freundlicher, ja zutraulicher Güte nach Weimar eingeladen und ihn daselbst bewillkommt. Aber als nun nach seinem Einzuge das kraftgenialische Wesen begann, als der größte Theil des Hofes von diesem Geist ergriffen ward und vor Allem der Herzog, von Goethe bei Jagd und Abenteuer, wie auf dem Zimmer, gleich unzertrennlich, mit dem titanisch brausenden Dichter in sprudelnder Lebenslust wetteiferte: da war es natürlich, daß sich der Unmuth der Herzogin über dieses Treiben besonders gegen Goethe, als Mittelpunkt und Urheber des Genielebens, richtete, was dann dem scharfblickenden Günstlinge des Herzogs, selbst mitten im Taumel des geistreich tollen Wesens, nicht entging. Goethe hatte für die Vorzüge der edlen Fürstin das vollste und reinste Gefühl, das sich oft zu schwärmerischer Verehrung steigerte. Er empfand es schmerzlich, wenn er ihren Zartsinn, ihr Schicklichkeitsgefühl durch sein eigenes augenblickliches Gebaren oder durch eine Zwanglosigkeit des Herzogs verletzt sah. Um so eifriger war er darauf bedacht, bei Gelegenheiten, wie am 30. Januar, dem Geburtsfeste der regierenden Herzogin und dem Höhenpunkte sämmtlicher Weimarischen Wintervergnügungen, durch Kundgebung seiner aufrichtigen Verehrung sich die Gunst der edeln Fürstin zu erwerben. Wie mögen, namentlich in den ersten Jahren seines Aufenthaltes zu Weimar, bei dem jungen Dichter Phantasie, Geist, Witz und Laune gesprudelt

haben, um dieses Fest in der Weise jener Zeit würdig zu begehen! Leider fehlen aber gerade aus jenen Jahren die Festprogramme und die zu den Masken-Aufzügen bestimmten Gedichte. Vielleicht jedoch würden sie, wenn sie uns auch erhalten wären, nur eine unvollkommene Vorstellung von diesen Festen geben, indem darin wahrscheinlich nur im Allgemeinen der Plan vorgezeichnet, im Einzelnen aber auf den Fonds von Geist und Humor, den jener auserlesene Kreis besaß, gerechnet und der augenblicklichen Erfindung ein weiter Spielraum gegönnt war. Goethe bemerkt nur, daß Symbolik und Allegorie, Fabel, Gedicht, Historie und Scherz den mannichfaltigsten Stoff und die verschiedensten Formen dargeboten. In den uns erhaltenen Redoutengedichten Goethe's aus etwas späterer Zeit, die wir unten an ihrem Orte betrachten werden, spricht sich seine Verehrung gegen die regierende Herzogin auf eine ungemein zarte Weise aus, der man es sogleich anfühlt, daß in dem ganzen Weimarischen Kreise diese durch fürstliche Hoheit und stillen Ernst imponirende Gestalt die „Naturwildheit" unsers Dichters neben der Frau von Stein am wirksamsten zu zügeln vermochte.

Von den Aeußerungen dieser Naturwildheit, von Goethe's Verkehr mit dem Herzoge und überhaupt von dem Treiben des Weimarer Musenhofes waren nah und fern die wunderlichsten Gerüchte verbreitet. Aus Wieland's damaligen Briefen geht hervor, daß man dem Grafen Görz, der einige Zeit Oberhofmeister der jungen Herzogin war, die Hauptschuld beimaß. Auch nach Darmstadt waren diese Gerüchte gedrungen und hatten Merck beunruhigt. Wieland beschwichtigte seine Besorgnisse durch einen Brief vom 5. Juli 1776, worin es heißt: „Wegen Goethe'n bitte ich Sie, ruhig zu sein. Das Schicksal hat ihn in Affection genommen; es ist Cäsar und sein Glück, und Ihr werdet sehen, daß er sogar in diesen Hefen der Zeit, worin wir leben, große Dinge thun und eine glänzende Rolle spielen wird. Laß die schäbigen Kerls schwatzen. Graf Görz rüstet sich, um auch in Eure Gegenden und nach Mainz und Mannheim zu gehen und dort Alles gegen Goethe'n und mich aufzuwiegeln. Der Elende! Nichts weiter von dem Geschmeiß. Kommt nur einmal und sehet selbst, wie wir's treiben. Es gereut Euch gewiß nicht." — „Daß Görz uns überall mit Dreckfarbe malt,"

heißt es weiter in einem Briefe vom 24. Juli, „wußte ich; aber daß auch Dalberg, der mit dem Herzog und Goethe'n sehr liirt war — Dalberg, von dem ich so viel schriftliche Zeugnisse der größten, wärmsten Hochachtung und Liebe in Händen habe — schlecht von uns und von mir besonders reden sollte, hätte ich ihm nicht zugetraut. Sind Sie auch gewiß, daß die Rapporteurs nichts vergrößern?" Das nachtheilige Gerede muß sich, trotz aller Gegenbetheuerungen von Goethe's Freunden, noch Jahre lang erhalten haben. In einem Briefe Merck's aus dem Herbste 1777 (dessen Adresse fehlt) heißt es: „Goethe spielt allerdings groß Spiel in Weimar, lebt aber doch am Hofe nach seiner eigenen Sitte. Der Herzog ist, man mag sagen, was man will, ein trefflicher Mensch und wird's in seiner Gesellschaft noch mehr werden. Alles, was man ausspreng t, sind Lügen der Hofschranzen. Sie können sich darauf verlassen, daß es Lügen sind; denn Flachsland, der bei mir im Hause wohnt, ist neuerlich von Weimar zurückgekommen und hatte sich neun Monate bei seiner Schwester (Herder's Gattin) aufgehalten. Es ist wahr, die Vertraulichkeit geht zwischen dem Herrn und Diener weit, allein was schadet das? Wär's ein Edelmann, so wär's in der Regel." Und noch im Jahr 1779 schreibt Wieland an Merck: „Das odium Vatinianum gegen unsern Mann (Goethe), der im Grunde doch keiner Seele Leids gethan hat, ist, seitdem er Geh. Rath heißt, auf eine Höhe gestiegen, die nahe an die stille Wuth grenzt. Sed vana sine viribus ira. Was mir leid thut, ist, daß jede Polissonerie, die man zu Weimar oder Ettersburg ausgehen läßt, Gott weiß, durch welche Kanäle, in die weite Welt eventirt."

Daß dieß geschah, dazu trug Wieland als geschwätziger Berichterstatter über Großes und Geringes das Seinige bei. Wandelbarer Laune, wie er war, ließ er bisweilen mitten zwischen der Vertheidigung des Weimarischen Treibens eine Spur von Mißbilligung durchblicken. So gestand er in dem Briefe an Merck vom 24. Juli 1776, daß Goethe in den ersten Monaten seines Aufenthaltes zu Weimar „die Meisten durch seine damalige Art zu sein scandalisirt und dem Diabolus prise über sich gegeben," fügte aber hinzu, daß die Cabale gegen Goethe und seine Freunde nichts als Neid und

Jalousie und Mißvergnügen über fehlgeschlagene Hoffnungen zur Quelle habe. Am 12. August berichtet er, Goethe sei mit dem Herzog in Ilmenau und zeichne die ganze Hennebergische Natur, unbekümmert, daß die Welt, die er vergessen habe, so viel von ihm und gegen ihn spreche. „Bei alledem," meint er jedoch, „würde Fielding's Padridge manchmal den Kopf über ihn schütteln und sein orandum est ut sit mens sana in den Bart hineinmurmeln." Aber noch keine zwei Wochen später (24. Aug.) heißt es wieder: „Goethe ist lieb und brav und fest und männlich. Alles geht, so gut es kann, und die Welt, die so viel dummes Zeug von uns sagt und glaubt, hat groß Unrecht."

Trotz allem Scandal, den Neid und Eifersucht über die Weimarische Musenzunft in Umlauf brachte, blickte das jüngere Geschlecht bewundernd und sehnsuchtsvoll nach einem Hofe hin, wo Geist und Charakter, poetisches und künstlerisches Talent höher galt, als Rang und Geburt, und besonders Goethe's frühere Gesellen fühlten sich lebhaft zu einem Kreise hingezogen, wo ihr Freund eine so hohe Geltung genoß. Goethe bot, entweder weil er der Eifersucht unzugänglich war oder weil er sich zu stark wußte, um einen Nebenbuhler zu fürchten, gerne seinen Einfluß beim Herzog zu Gunsten der Freunde auf. So brachte er es zunächst dahin, daß dem jüngern Stolberg, der bei dem oben erwähnten Besuche in Weimar sehr gefallen hatte, eine Kammerherrnstelle angetragen ward. Stolberg nahm den Antrag an, ließ sich aber durch Klopstock bewegen, der gegebenen Zusage untreu zu werden. Wie nahe dieß Goethe'n ging, zeigt ein Billet an August Stolberg vom 30. August 1776: „Von Fritz hab' ich noch keinen Brief. Der Herzog glaubt noch, er komme, und man fragt nach ihm, und ich kann nichts sagen. Lieb Gustchen, mir ist lieber für Fritzen, daß er in ein wirkendes Leben kommt, als daß er sich hier in Kammerherrlichkeit abgetrieben hätte. Aber, Gustchen — er nimmt im Frühjahr den Antrag des Herzogs an, wird öffentlich erklärt, in allen unsern Etats steht sein Name, er bittet sich noch aus, den Sommer bei seinen Geschwistern zu sein; man läßt ihm Alles und nun kommt er nicht. — Und die, die man so behandelt, sind Carl August, Herzog zu Sachsen, und dein Goethe, Gustchen." — Dieß Benehmen von Fritz Stolberg wirkte

auf Goethe's Verhältniß zu beiden Brüdern erkältend ein; doch trat die Divergenz der Gemüther erst in der Xenienzeit offen an den Tag. Auch der Briefwechsel mit Auguste Stolberg wird vom Sept. 1776 an spärlicher: noch einige Zeilen im folgenden Jahre, wieder einige im Jahre 1778, dann ein Zettelchen im Jahre 1780, worin schon das trauliche „Du" dem „Sie" gewichen ist, und endlich eines im Jahre 1782, womit die Correspondenz abbricht. Vierzig Jahre später werden wir Beide über die weite Kluft ihrer ganz verschiedenen Lebensanschauung hinüber noch einmal und zum letzten Mal ein freundliches Wort wechseln hören.

Um dieselbe Zeit, wo sich das Verhältniß zu den Stolbergen zu lockern begann, trat ein damit in Zusammenhang stehender förmlicher Bruch zwischen Goethe und Klopstock ein. Die Gerüchte von Goethe's und des Herzogs Treiben waren auch nach Hamburg zu Klopstock gelangt, der, in seiner ehrenhaften Geradheit, unter dem 8. Mai 1776 folgenden Brief an Goethe richtete: „Hier ein Beweis von Freundschaft, liebster Goethe! Er wird zwar ein wenig schwer, aber er muß gegeben werden. Lassen Sie mich nicht damit anfangen, daß ich es glaubwürdig weiß; denn ohne Glaubwürdigkeit würde ich ja schweigen. Denken Sie auch nicht, daß ich Ihnen, wenn es auf Ihr Thun und Lassen ankommt, einreden werde; auch das denken Sie nicht, daß ich Sie deßwegen, weil Sie vielleicht in diesem oder jenem andere Grundsätze haben, als ich, strenge beurtheile. Aber Grundsätze, Ihre und meine, beiseite, was wird denn der unfehlbare Erfolg sein, wenn es fortwährt? Der Herzog wird, wenn er sich ferner bis zum Krankwerden betrinkt, anstatt, wie er sagt, seinen Körper dadurch zu stärken, erliegen und nicht lange leben. Es haben sich wohl starkgeborne Jünglinge, und das ist denn doch der Herzog gewiß nicht, auf diese Art frühe hingeopfert. Die Deutschen haben sich bisher mit Recht über ihre Fürsten beschwert, daß diese mit ihren Gelehrten nichts zu schaffen haben wollten. Sie nehmen jetzo den Herzog von Weimar mit Vergnügen aus. Aber was werden andere Fürsten, wenn Sie in dem alten Tone fortfahren, nicht zu ihrer Rechtfertigung anzuführen haben? Wenn es nun wird geschehen, was ich fühle, daß es geschehen wird! Die Herzogin wird vielleicht ihren Schmerz jetzo noch niederhalten können; denn

sie denkt sehr männlich. Aber dieser Schmerz wird Gram werden, und läßt sich der denn auch etwa niederhalten? Louisens Gram, Goethe! — Nein, rühmen Sie sich nur nicht, daß Sie lieben, wie ich! — — Ich muß noch ein Wort von meinem Stolberg sagen. Er kommt aus Freundschaft zum Herzog. Er soll also doch wohl mit ihm leben? Wie aber das? Auf seine Weise? Nein, er geht, wenn es sich nicht ändert, wieder weg. Und was ist dann sein Schicksal? Nicht in Kopenhagen, nicht in Weimar. Ich muß Stolberg schreiben; was soll ich ihm schreiben? Es kommt auf Sie an, ob Sie dem Herzog diesen Brief zeigen wollen, oder nicht. Ich für mich habe nichts dawider. Im Gegentheil; denn da ist er gewiß noch nicht, wo man die Wahrheit, die ein treuer Freund sagt, nicht hören will."

Mag immerhin dieser Brief von dem Vorwurfe ungeschickter Zudringlichkeit nicht ganz freizusprechen sein, so hätte er doch, als Ausfluß einer ehrenwerthen Gesinnung und aufrichtiger Freundschaft, von dem jüngern Manne, der dem Dichter des Messias und so mancher schönen Ode viele glückliche Stunden verdankte, eine andere Antwort verdient, als folgende (vom 21. Mai 1776): „Verschonen Sie uns künftig mit solchen Briefen, lieber Klopstock! Sie helfen uns nichts und machen uns immer ein paar böse Stunden. Sie fühlen selbst, daß ich darauf nichts zu antworten habe. Entweder ich müßt' als ein Schulknabe ein Pater peccavi anstimmen, oder sophistisch entschuldigen, oder als ein ehrlicher Kerl vertheidigen, und käme vielleicht in der Wahrheit ein Gemisch von allen Dreien heraus, und wozu? Also kein Wort mehr zwischen uns über die Sache. Glauben Sie mir, daß mir kein Augenblick meiner Existenz überbliebe, wenn ich auf alle solche Anmahnungen*) antworten sollte. — Dem Herzog that's einen Augenblick weh, daß

*) Aus G.'s Briefen an Frau von Stein sieht man, daß auch Zimmermann „eine solche Anmahnung" an ihn hatte ergehen lassen. „Grüße Zimmermann," schrieb er ihr den 5. Juli 1776, „sag' ihm, ich hab' ihn nicht verkannt, aber ich hab' einen Pik auf all' meine Freunde, die mich mit Schreiben von dem, was man über mich sagte, wider ihren Willen plagten. Du kennst meine Lage am besten; also sage ihm, was Dir's Herz sagt."

es ein Klopstock wäre. Er liebt und ehrt Sie; von mir wissen und fühlen Sie eben das. Leben Sie wohl. Stolberg soll immer kommen. Wir sind nicht schlimmer, und will's Gott, besser, als er uns gesehen hat. Goethe." — Die unsers Bedünkens wohlverdiente Antwort (Hamburg, den 29. August 1776) lautete: „Sie haben den Beweis meiner Freundschaft so sehr verkannt, als er groß war, besonders deßwegen, weil ich unaufgefordert mich höchst ungern in das mische, was Andere thun. Und da Sie sogar unter all solche Briefe, und all solche Anmahnungen (denn so stark drücken Sie sich aus) den Brief werfen, welcher diesen Beweis enthielt, so erkläre ich Ihnen hiemit, daß Sie nicht werth sind, daß ich ihn gegeben habe. — Stolberg soll nicht kommen, wenn er mich hört, oder vielmehr, wenn er sich selbst hört. Klopstock."

Während Stolberg einer freundlichen Einladung nach Weimar nicht entsprach, erschien Lenz, das Naturkind, ungeladen. Er hatte von seines Freundes Glücksstern vernommen und wünschte in seiner Nähe zu sein. Eines Tages traf er, mit einer ziemlich heruntergekommenen Garderobe, im Gasthofe zum Erbprinzen zu Weimar ein und schickte sogleich an Goethe, der dem Herzog in einer Unpäßlichkeit Gesellschaft leistete, eine Karte mit den Worten: „Der lahme Kranich ist angekommen; er sucht, wo er seinen Fuß hinsetze. Lenz." Goethe zeigte unter lautem Lachen das Billet dem Herzog, welcher den wunderlichen Ankömmling sogleich zu holen befahl. Es erschien eine kleine, zusammengedrückte Figur, aber voll Selbstgefühl und Keckheit, die er auch gleich den folgenden Abend bewies. Es war an demselben bal paré bei Hofe; und der ceremoniöse Graf Görz leitete das Ganze. Lenz verwechselte bal paré und bal masqué, läßt sich einen Domino holen und begibt sich in diesem Aufzuge an den Hof. Groß war Aller Erstaunen, als plötzlich in den Kreis der zum Tanz geschmückten Herren und Damen ein rother Domino tritt. Lenz bemerkt nicht, was er für eine Rolle spielt, und fordert ein Fräulein von Laßberg zum Tanze auf. Da wird es denn sogleich ruchbar, daß ein Fremder, ein Unebenbürtiger in die Gesellschaft eingedrungen, und der Kammerherr von Einsiedel meldet eiligst den Vorfall dem Herzog. Dieser läßt den Huronen zu sich bescheiden und hält ihm eine Strafpredigt, gewährt ihm aber Herberge, weil er an dem

närrischen Kauz Gefallen fand *). Lenz ließ es sich in Stadt, Wald und Gebirge wohl sein, ermüdete jedoch endlich Aller Geduld durch seine Albernheiten. Am 16. März 1776 meldet Goethe an Lavater: „Lenz ist unter uns wie ein krankes Kind." Wieland berichtet über ihn am 10. Mai an Jacobi, er mache alle Tage regelmäßig seinen dummen Streich und wundere sich hinterdrein darüber wie eine Gans, wenn sie ein Ei gelegt. In einem Briefe an Merck vom 9. September nennt er ihn „eine seltsame Composition von Genie und Kindheit. So ein zartes Maulwurfsgefühl und so ein nebligter Blick!" Und in einem spätern Briefe ist ihm Lenz ein heteroklites Geschöpf, gut und fromm wie ein Kind, aber zugleich voller Affenstreiche, daher er oft ein schlimmerer Kerl zu sein scheine, als er es zu sein vermöge. Zuletzt verursachte er Goethe'n einen starken, durch mehrere Tage sich hinziehenden Verdruß, den dieser in seinem Tagebuch unter dem 26. November 1776 als eine „Eselei" bezeichnet. Nach Böttiger hatte er eine Klatscherei zwischen der Herzogin Mutter und der Frau von Stein angestiftet. Jedenfalls muß der Streich arg gewesen sein, da er Lenzens Entfernung veranlaßte. Auf seine schriftliche Bitte vom 30. November ward ihm nur ein Tag Frist gewährt. Zu seinem Unglück wandte er sich wieder nach dem Elsaß, wo er, nach Goethe's Entfernung, ein Liebesverhältniß mit Friederike von Sesenheim angeknüpft hatte. Hier brach sein stilles Hinbrüten in vollen Wahnsinn aus. Er hielt sich auch später eine Zeitlang bei Goethe's Schwager in Emmendingen auf und kam zuletzt außer Beziehung zu ihm und den Weimaranern. Er starb in Armuth und beinahe vergessen zu Moskau am 24. Mai 1792. Man darf wohl behaupten, daß Lenz zum Theil an Goethe, ohne dessen Schuld, zu Grunde gegangen ist, er beneidete seine Liebe, sein Glück und seinen Ruhm.

Am 24. Juni 1776 fand sich auch Klinger, Goethe's Landsmann und früher Genoß des Frankfurter Kreises, unerwartet in Weimar ein. Seine Aufnahme bei Goethe und

*) S. Böttiger, I, 18 f., und Falk, 126 ff., welche dieselbe Geschichte mit einigen Varianten erzählen.

Wieland schildert ein Brief an Christoph Kayser in Zürich: „Am Montag kam ich hier an, lag an Goethe's Halse, und er umfaßte mich mit inniger, mit aller Liebe: „Närrischer Junge," und kriegte Küsse von ihm: „Toller Junge!" und immer mehr Liebe. Denn er wußte kein Wort von meinem Kommen, so kannst Du denken, wie ich ihn überraschte. O was ist von Goethe zu sagen! ich wollte eher Sonne und Meer verschlingen! Gestern brachte ich den ganzen Tag mit Wielanden zu. Er ist der größte Mensch, den ich nach Goethe gesehen, den Du nie imaginiren kannst als von Angesicht zu Angesicht. Größe, Liebe, Güte, Bescheidenheit — Hier sind die Götter! Hier ist der Sitz des Großen! Lenz wohnt unter mir und ist in ewiger Dämmerung. Der Herzog ist vortrefflich, und ich werd' ihn bald sehen. Glaub' von Allem nichts, was über das Leben hier geredet wird, es ist kein wahres Wort daran. Es geht Alles den großen simpeln Gang, und Goethe ist so groß in seinem politischen Leben, daß wir's nicht begreifen." Trotz dieser Begeisterung für Goethe und des warmen Empfangs, den er gefunden, stellten sich bald Mißverhältnisse ein. Klinger's harte und herbe Persönlichkeit sowie der schrankenlose Ungestüm und die Schroffheit und Rohheit seiner Schriften verletzten Goethe, in welchem sich schon ein geheimer Widerwille gegen das Naturevangelium, wie es seine kraftgenialischen Genossen auffaßten, zu regen begann *). „Klinger ist unter uns wie ein Splitter im Fleisch," meldete Goethe an Lavater am 16. September 1776; „er schwürt und wird sich herausschwüren leider." Und fast die nämlichen Worte schrieb er über ihn an demselben Tage an Merck. Goethe hatte es schon ein paar Monate früher, im Juli, deutlich empfunden, daß er nicht „mit Klinger wandeln könne," er gestand es ihm sogar, daß seine Nähe ihn drücke; aber Klinger, ganz außer sich über dieß Bekenntniß, verstand Goethe nicht, der eine nähere Erklärung weder geben konnte, noch mochte **). Eines Morgens kam Klinger zu Goethe, zog ein großes Paket Manuscript aus der Tasche und las daraus der Gesellschaft vor. Eine Weile hielt Goethe Stand; dann aber sprang er auf und

*) Wachsmuth, Weimars Musenhof, S. 62.

**) Brief an Merck vom 24. Juli 1776.

lief davon mit dem Ausruf: „Was für verfluchtes Zeug ist's, was Du da wieder einmal geschrieben hast! Das halte der Teufel aus!" Klinger ließ sich dadurch nicht aus der Fassung bringen, sondern, nachdem er ruhig aufgestanden war und das Manuscript eingesteckt hatte, äußerte er nur: „Curios! das ist nun schon der Zweite, mit dem mir das heute begegnet ist." Als man es Goethe'n berichtete, bemerkte dieser prophetisch, eine „so verteufelte Contenance" zeige, daß Klinger zum General geboren sei. Nach Böttiger soll er als ein Tracassier, wegen Klatschereien, die er zwischen hohen Damen angeregt, von Weimar verabschiedet worden sein *). Wahrscheinlich waltet hierbei eine Verwechselung mit Lenz ob. Der Herausgeber der Briefe an und von Merck sagt in einer Note (S. 271), Goethe sei in Weimar kalt gegen Klinger geworden, weil er den Ohrenbläsereien Kaufmann's Glauben geschenkt. Als Klinger später der Sache auf den Grund gekommen war und sich kurzer Hand bei Goethe gerechtfertigt hatte, sei die alte Freundschaft schnell wieder hergestellt gewesen.

Der eben erwähnte Kaufmann, ein Schweizer aus Winterthur, geb. 1753, gest. 1795 als Arzt der Brüdergemeinde zu Herrenhut, ein Intriguant und Abenteurer von Groß-Cophtaischer Art, ein Panurgos, dessen Devise war: „Man kann Alles, was man will; man will, was man kann," und der damals eine Zeitlang Hohe und Niedere, Fürsten und Gelehrte durch vorgespiegelte Geheimkünste berückte, hielt sich gleichfalls gegen Ende des Jahres 1776 in Weimar auf. Hier scheint ihn Goethe ganz durchschaut zu haben; denn als er 1779 in das Haus des nunmehr verheiratheten und auf seinem Landgut lebenden Mannes kam, schrieb er folgendes Epigramm an die Thüre:

Ich hab' als Gottes Spürhund frei
Mein Schelmenleben stets getrieben;
Die Gottesspur ist nun vorbei,
Und nur der Hund ist übrig blieben.

In einem Briefe Goethe's an Lavater vom 5. Juni 1780 heißt es über Kaufmann: „Der Fürst von Dessau ist auch einer von

*) Literar. Zustände und Zeitgenossen II, 20.

denen, die sich jetzo wundern, daß man sich von dem falschen Propheten die Eingeweide konnte bewegen lassen. Alle, auf die der Kerl gewirkt hat, kommen mir vor, wie vernünftige Menschen, die einmal des Nachts vom Alp beschwert worden sind und bei Tage sich keine Rechenschaft zu geben wissen." — „Hüte Dich vor dem Lumpen," so lautet die Fortsetzung des Briefes (bei Hegner, S. 128), „und wenn Du jemals Ursache haben solltest, ihn wieder auf- und anzunehmen, so bedenk unter Anderem auch vorher dabei, daß ich von dem Augenblick an aufhören werde, gegen Dich ganz frei und offen zu sein."

Eine harmlose, gegen diesen heuchlerischen Gaukler lebhaft contrastirende Erscheinung war der alte Vater Gleim*). Er wurde bald nach seiner Ankunft in Weimar zu einer Abendgesellschaft bei der Herzogin Amalie geladen und trug hier Einiges aus dem neuesten Göttinger Musenalmanach vor. Indem er noch las, hatte sich ein junger Mann mit schwarzglänzenden italienischen Augen, gestiefelt und gespornt, in einem kurzen, grünen, aufgeschlagenen Jagdrock unter die Zuschauer gemischt. Gleim machte eine kleine Pause, worin man das Vorgelesene besprach; da erhob sich der feine Jägersmann und erbot sich, damit Gleim nicht ermüdete, ihn im Vorlesen auf einen Augenblick abzulösen. Gleim reichte ihm das Buch, und nun trug er die Gedichte von Voß, Leopold Stolberg, Bürger u. A. trefflich vor. Aber auf einmal war es, als ob den Vorleser der Satan des Uebermuths beim Schopf ergriff, und Gleim meinte, den wilden Jäger leibhaftig vor sich zu sehen. Dieser las Gedichte, die gar nicht im Almanach standen, und wich in alle möglichen Tonarten und Weisen aus. Hexameter (?), Jamben, Knittelverse wurden nach und unter einander herausgeschüttelt; Jeder der Anwesenden erhielt einen Hieb, auch Gleim bekam einen kleinen Stich. Der Vortragende verglich ihn in einer improvisirten Fabel in Knittelversen mit einem frommen und dabei über die Maßen geduldigen Truthahn, der eigene und fremde Eier in großer Menge und mit großer Langmuth besitze und ausbrüte, dem es aber mitunter auch wohl begegne, daß ihm ein Ei von Kreide statt eines

*) Goethe's W. Bd. 27, S. 201.

wirklichen untergelegt werde. „Das ist entweder Goethe oder der Teufel!" rief plötzlich Gleim dem gegenüber sitzenden Wieland zu. „Beides," gab dieser zur Antwort, „denn heute hat er einmal wieder den Teufel im Leibe; da ist er wie ein muthiges Füllen, das vorn und hinten ausschlägt, und man thut wohl, ihm dann nicht zu nahe zu kommen" *).

Waren die bisher genannten Männer nur flüchtige Meteore an dem Weimarischen Musenhimmel, so ging diesem am 1. October 1776 mit dem Einzuge Herder's ein bleibender und glänzender Stern auf. Schon am 10. December 1775 hatte Goethe, durch Wieland auf den Gedanken gebracht, eine vorläufige Anfrage an Herder gerichtet, ob er zu der vacanten Stelle eines Weimar'schen Generalsuperintendenten Neigung habe, worauf eine freudig bejahende Antwort erfolgt war. Anfangs Februar 1776 konnte Goethe ihm schon Hoffnung geben, wenn er gleich mit manchen Gegenwirkungen von Neidern und Widersachern zu kämpfen hatte, die Herder's Orthodoxie anfochten. Er trieb zuletzt, wie er an Herder schrieb, „die Kerls mit trefflichen Hetzpeitschen zusammen", und so erging denn an diesen ein bestimmter Ruf. Goethe schickte ihm eine poetische Epistel, worin es heißt:

Und wie dann unser Herr und Christ
Auf einem Esel geritten ist,
So werdet Ihr in diesen Zeiten
Auf hundert und fünfzig Eseln reiten,
Die in Euer Herrlichkeit Dioces
Erlauern sich die Rippenstöß **).

Mit Eifer nahm sich Goethe der Herstellung von Herder's Amtswohnung auf dem Topfberge (hinter dem hohen Schieferdache der Stadtkirche) an; und bei der Ankunft in Weimar wurden Herder und seine Gattin, wie die Letztere in ihren „Erinnerungen" berichtet, von ihm, „als einem treuen, liebenden Freunde" aufgenommen. Allein das Verhältniß beider Männer gestaltete sich, wie es bei Her-

*) Falk, S. 139—142.

**) Aehnlich schrieb Wieland an Merck den 19. Febr.: „Der Messias-Herder wird am Palmarum auf 150 Eseln (seiner subordinirten Geistlichkeit) einreiten."

der's Charakter nicht anders zu erwarten war, zu einer mehr ernsten, als traulichen Freundschaft, die noch einmal einer größern Innigkeit, aber dann zuletzt einer Entfremdung und stillen Gesinnungsopposition Platz machte. „Nach seinem Naturell nicht zu jovialem Lebensgenuß geeignet, stand Herder nur mit Einem Fuße innerhalb des heiteren Kreises um Herzogin Amalia, dem Herzoge aber immer mit ernster Würdigkeit des Amtscharakters gegenüber. Er war, fast mehr als Klopstock, von innerster Bestimmung, die Religion durch Veredlung des Gefühls und poetische Befruchtung der Gemüther aufzurichten; wie hätte er seinen Beruf, die Kirche wieder zu rechten Ehren zu bringen, und die seinem Amte gebührende Würde zu behaupten, verleugnen mögen!" *) Es war natürlich, daß besonders die ernste Herzogin Louise einen solchen Mann verehrte und gern in seiner Gesellschaft war, sowie auch ihr Oberhofmeister, der Graf Görz, der an manchen Vorgängen in Weimar ein Aergerniß nahm, sich eng an Herder anschloß und sein vertrauter Freund ward. Ferner hielten sich zu ihm der originelle, gutmüthige Weltverächter Einsiedel und der gleichfalls mißvergnügte, auf den Rückzug vom Genieleben bedachte Knebel, welchen Herder den „menschenfreundlichen Timon, den lieben, weisen Grämling" nennt. Wieland schwärmte Anfangs für Herder, bald aber beklagte er sich bei Merck über die „Eminenz" und gesteht, daß er es für den Tod nicht leiden könne, wenn ein Mensch seinen eigenen Werth so stark fühle, und wenn vollends ein starker Kerl ewig seine Freude daran habe, Andere zu necken und zu gecken; er möchte dann gleich ein Dutzend Pyrenäen zwischen sich und ihm haben. Herder sei wie eine elektrische Wolke; von ferne mache das Meteor einen ganz stattlichen Effect; aber der Henker möge solch einen Nachbar über seinem Haupte haben. Das waren indeß nur Ausbrüche augenblicklicher Gereiztheit, worauf schnell wieder herzliche Anerkennung Herder's und seines Werthes folgte. Von dem übermüthigen, kraftgenialischen Treiben hielt sich natürlich Herder ganz zurück; ja er lebte, wie er im Januar 1777 an Hartknoch schrieb, mitten im Strudel der zum Theil verdrießlichen Amtsgeschäfte, sogar stiller und eingezogener, als in Bückeburg. Dennoch ließ ihn

*) Weimars Musenhof, S. 47 f.

die Fama, welche sich damals so viel mit Weimar zu schaffen machte, nicht verschont. Er erscheine, hieß es, gestiefelt und gespornt, in galonnirten Kleidern auf der Kanzel, reite nach jeder Predigt dreimal um die Kirche und zum Thor hinaus u. dgl. m.

Inmitten des Kreises von bedeutenden Personen, die am Weimarischen Musenhofe festen Fuß gefaßt oder nur flüchtig vorüberzogen, sehen wir Goethe bald eine etwas zurückgezogene Stellung einnehmen. Es war unvermeidlich, daß er nicht durch freundschaftliche Hingebung eines Jeden Wünsche befriedigen konnte; er hätte sein ganzes Dasein an die Liebe und Bewunderung der Umgebenden opfern müssen. In den ersten Jahren zog auch sein inniges, fast brüderliches Verhältniß zum Herzog geheime Schranken zwischen ihm und den Freunden. Die Vertraulichkeit Beider ging, nach Riemer's Zeugniß *), damals so weit, daß Goethe unter vier Augen den Herzog duzte, der ihm zeitlebens und überall das Du zurückgab. Sie speis'ten oft tête à tête zusammen, und Goethe schlief in der ersten Zeit zuweilen in des Herzogs Zimmer. Hätte die Welt damals gewußt, was zwischen diesen edlen und feurigen Jünglingsseelen verhandelt wurde, so wäre ihnen die geniale Ungebundenheit in Beider Leben weniger anstößig gewesen. Jede kecke Verletzung der Sitte und des Herkommens ward ausposaunt, aber von ihrem innigen Zusammenstreben nach Selbstläuterung, ihren edlen Vorsätzen, „Gutes zu wirken ohne Hast und ohne Geräusch," wußte das geschwätzige Gerücht nichts zu sagen. Goethe war acht Jahre älter als der Herzog und ihm ohne Zweifel an Lebenseinsicht und Erfahrungen weit überlegen; er sah es auch als eine seiner wichtigsten Aufgaben an, die trefflichen Anlagen des jungen fürstlichen Freundes zum Besten zu leiten und zu entfalten. Aber er stand ihm nicht wie ein ernst mahnender und berathender Mentor, sondern wie ein Mitstrebender, ein Mitgenießender und Mitleidender zur Seite. Für die Rolle eines ruhig führenden Erziehers war er selbst noch zu sehr im Sturm und Drang der Entwickelung begriffen. Zudem widerstritt jeder directe Eingriff in eines Andern Gemüths- und Geistesentfaltung durchaus seiner Ueber-

*) Mittheilungen über Goethe II, 46.

zeugung. Gerade mit Beziehung auf die damalige Entwickelungsstufe des Herzogs heißt es in dem Gedichte „Ilmenau“:

Wer kann der Raupe, die am Zweige kriecht,
Von ihrem künft'gen Futter sprechen?
Und wer der Puppe, die am Boden liegt,
Die zarte Schale helfen durchzubrechen?
Es kommt die Zeit, sie drängt sich selber los
Und eilt auf Fittigen der Rose in den Schooß.

In eben diesem Gedichte schildert er den Herzog, wie sich sein Charakter in der Erstlingszeit ihrer Freundschaft darstellte:

Noch ist bei tiefer Neigung für das Wahre
Ihm Irrthum eine Leidenschaft.
Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
Kein Fels ist ihm zu schroff, kein Steg zu schmal;
Der Unfall lauert an der Seite
Und stürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die schmerzlich überspannte Regung
Gewaltsam ihn bald da bald dort hinaus,
Und von unmuthiger Bewegung
Ruht er unmuthig wieder aus.
Und düster wild an heitern Tagen,
Unbändig, ohne froh zu sein,
Schläft er, an Seel' und Leib verwundet und zerschlagen,
Auf einem harten Lager ein.

Goethe war sein treuer Gefährte bei den verwegensten Abenteuern und gab sich mit ihm unbändiger Jugendlaune hin. Aber er ging ihm zugleich im Lebensernst mit seinem Beispiele voran. Mitten „in dem bunten Treiben der Welt, unter Verdruß, Hoffnung, Liebe, Abenteuern, Langeweile, Haß, Albernheiten, Thorheit, Freude, Festen, Tänzen, Schellen, Seide und Flittern“ *) vergaß Goethe nicht der ernsten „Arbeit“; sein Erstes war, den ihm zur Wirksamkeit angewiesenen Boden kennen zu lernen, ihn anzuschauen; er bewährte, was Wieland am 5. Juli 1776 über ihn geschrieben hatte: „Bis man 1777 zählt, wird ihm vom Detail unsrer Sachen wenig fehlen.“ Und so fühlte auch der Herzog, trotz seiner Abneigung gegen die „elende Philisterei des Geschäftlebens“ **), trotz mancher fürst-

*) Brief an Lavater vom 8. Januar 1777.
**) Brief an Knebel vom 17. Juli 1780.

lichen Passionen und seiner Freude am Leben in freier Natur, doch immer lebhafter die Pflichten seines Berufs und widmete sich mit jedem Tage mehr einer ernsten Thätigkeit für sein Land. Es wäre unrecht, darin bloß eine Folge der Einwirkung Goethe's sehen zu wollen; Carl August's edle Natur, die Friedrich der Große und der Coadjutor Dalberg schon früh erkannten *), würde auf die Dauer schon selbst den Weg zum schönen Maß und zur Berufstüchtigkeit gefunden haben. Aber, daß er ihn so bald fand, und daß seiner Regierung eine so reiche Fülle des Schönen und Segensreichen entsproß, das dürfen wir zum großen Theil auf Rechnung von Goethe's Einfluß setzen. „Wenn Sie den Herzog lieb haben,“ heißt es in einem Briefe von Knebel an Lavater aus dem Jahr 1780, „so bedenken Sie, daß ihm Goethe zwei Drittheile seiner Existenz gegeben.“ Aber auch noch über die Zeit hinaus, wo Knebel dieses schrieb, dauerte Goethe's leise Einwirkung fort. „Der Herzog ist sehr gut und brav,“ vertraut er Lavater'n im August 1780; „wenn ich nur noch einigen Raum für ihn von den Göttern erhalten kann! Die Fesseln, an denen uns die Geister führen, liegen ihm an einigen Gliedern gar zu enge an, da er an anderen die schönste Freiheit hat.“

Wir kehren von diesen vorgreifenden Bemerkungen in's Jahr 1776 zurück, wo der Herzensbund Goethe's mit seinem Fürsten in der ersten frischen Blüthe stand. Gegen den 18. Juli machten sie zusammen eine Excursion nach Ilmenau und blieben daselbst bis in die Mitte Augusts. Goethe schrieb von dort an Merck (24. Juli): „Wir wollen sehen, ob wir hier das alte Bergwerk wieder in Bewegung setzen.“ Ohne Zweifel wurden aber Beide vorzüglich durch ihre Liebe zur freien Natur so lange in der anmuthigen Gegend festgehalten. Während der Herzog Hirschen nachstellte, ging Goethe, noch immer von gleicher Dilettanten-Leidenschaft für's Zeichnen befangen, auf Landschaften aus und nahm selbst zur Jagd sein Porte-

*) In des Grafen Görz Denkwürdigkeiten wird berichtet, daß Friedrich, als der vierzehnjährige Prinz ihm in Braunschweig aufwartete, zum Herzoge Carl von Braunschweig sagte, er habe noch nie einen jungen Menschen von diesem Alter gesehen, der zu so großen Hoffnungen berechtigte. Und Dalberg nannte 1775 in einem Briefe den jungen Herzog „eine Fürstenseele, wie er sie noch nie sah.“

feuille mit. Es gehe aber auch bald, meint er in dem Briefe an Merck, „wie sich's gehört." In der Einsamkeit des schönen waldigen Thales, zu dem er später noch so oft „mit wechselndem Geschicke" wiederkehren sollte, warf er prüfende Blicke auf sein bisheriges Weimarisches Leben zurück und war mit dem Erfolge nicht unzufrieden. „Hab' mich immer lieb," so lautet der Brief an Merck weiter, „glaub', daß ich mir immer gleich bin; freilich hab' ich was auszustehen gehabt; dadurch bin ich nun ganz in mich gekehrt. Der Herzog ist eben so, daran die Welt freilich keine Freude erlebt; wir halten zusammen und gehen unsern eigenen Weg, stoßen so freilich allen Schlimmen, Mittelmäßigen und Guten für'n Kopf, werden aber doch hindurchdringen; denn die Götter sind sichtbar mit uns.

Der Gedanke, daß man durchaus, um zu innerer Beruhigung zu gelangen, seinen eigenen Weg wandeln müsse und sich selbst durch abweichende Urtheile, durch Warnungen und Rath der Guten nicht irren lassen dürfe, war jetzt bei Goethe zur entschiedensten Ueberzeugung geworden. In den fragmentarischen Andeutungen über sein Leben, die unter den „Biographischen Einzelnheiten" mitgetheilt sind*), sagt er uns selbst, wie sich diese Ueberzeugung in ihm entwickelte. Er hatte schon früher auf seinem Lebenswege manchen „trefflichen Mentor" gefunden, ohne daß ihm einer derselben eine zuverlässige Magnetnadel für die gefährliche Reise überliefert hätte. „Der Eine," sagt er, „setzte die Hauptmaxime des Lebens in die Gutmüthigkeit und Zartheit, der Andere in eine gewisse Gewandtheit, der Dritte in Gleichgiltigkeit und Leichtsinn, der Vierte in Frömmigkeit, der Fünfte in Fleiß und pflichtmäßige Thätigkeit, der Folgende in eine imperturbable Heiterkeit und immer so fort, so daß ich vor meinem zwanzigsten Jahre fast die Schulen sämmtlicher Moral-Philosophen durchlaufen hatte." Kein Wunder, wenn er bei solchen unausgleichbaren Differenzen und Widersprüchen zuletzt ganz allein an sich selbst appellirte. Dann wurde ihm aber auch eine innere Freistätte, wo ihm Niemand hemmend entgegen treten durfte, mit den Jahren um so mehr zum Bedürfniß, als er die unausweichlichen Beschränkungen des äußern Lebens immer stärker empfand. „Wie

*) Goethe's W. (Ausg. in 40 B.) Bd. 27, S. 505 ff.

frei und ungebunden ich lebte," sagt er selbst in jenen fragmentarischen Andeutungen, „wie froh ich mich gegen meine Gesellen und mit meinen Gesellen äußerte, so wurde ich doch sehr bald gewahr, daß uns die Umgebungen, wir mögen uns stellen, wie wir wollen, immer beschränken, und ich fiel daher auf den Gedanken, es sei das Beste, uns wenigstens innerlich unabhängig zu machen."

Das Gefühl dieser innern Freiheit, verbunden mit einer religiösen Resignation, die, im Vertrauen auf ein liebreich leitendes Schicksal, allem ungeduldigen Kampfe gegen augenblicklich nicht zu beseitigende Verhältnisse entsagt, spricht sich in einem damals entstandenen schönen Gedichte, „Dem Schicksal" überschrieben, aus. Goethe dichtete es am 3. August 1776 im Thüringer Walde, Morgens unter dem Zeichnen. Es lautet in seiner ursprünglichen Form:

Was weiß ich, was mir hier gefällt,
In dieser engen kleinen Welt
Mit leisem Zauberband mich hält!
Mein Carl und ich vergessen hier,
Wie seltsam uns ein tiefes Schicksal leitet;
Und ach! ich fühl's, im Stillen werden wir
Zu neuen Scenen vorbereitet.
Du hast uns lieb, Du gabst uns das Gefühl,
Daß ohne Dich wir nur vergebens sinnen,
Durch Ungeduld und glaubenleer Gewühl
Voreilig Dir niemals was abgewinnen.
Du hast für uns das rechte Maaß getroffen,
In reine Dumpfheit*) uns gehüllt,
Daß wir, von Lebenskraft erfüllt,
In holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen.

Aus diesen Versen ist später das Lied entstanden, das sich in Goethe's Werken**) unter dem Titel „Einschränkung" findet. Durch die Umformung hat das Gedicht bedeutend verloren; nament-

*) „Dumpfheit haben bloß gescheite Menschen, sonst ist's Dummheit. Es ist die Qualität aller Künstler und Liebenden; es ist der schöne zauberische Schleier, der Natur und Wahrheit in ein heimliches Licht stellt" (Tiefurter Journal, S. 292). Daher sagt Goethe: „Auch mache ich Manches in der Dumpfheit, das wohl oft das Beste ist" (Briefe an und von Merck, S. 125.)

**) I, 81 (Ausg. in 40 B.) Vergl. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten, I, 348 ff.

lich ist der Ausdruck jenes religiösen Vertrauens daraus weggetilgt. Früher sagte der Dichter, er wolle nicht vorzeitig vom Schicksal sich saure Früchte ertrotzen, nicht durch glaubenleeres, wühlendes Schaffen ihm seine Schätze abzwingen, sondern geduldig der lieben Zukunft harren; er wisse, daß das Schicksal ihm und dem Freunde das rechte Maß zutheile; für den Augenblick habe es ihnen auferlegt, rein und unverfälscht mit ihrem reichen Geistesgehalt sich dumpf in sich selbst zu hüllen und noch nicht in klaren Geisteswerken und Thaten aus sich heraus zu treten, sondern die Gaben, welche die holde Gegenwart bietet, im lebenskräftigen Busen künftigen Tagen aufzubewahren. — Dagegen ruft jetzt der Dichter mit schmerzlicher Sehnsucht aus: O wäre doch das rechte Maß getroffen! d. h. wäre mir doch nicht zu viel aufgebürdet, mehr, als Geist und Herz bewältigen können! Die Beziehung auf den Herzog ist gleichfalls bei der Umarbeitung ausgeschieden worden, was sich daraus erklärt, daß Goethe mit zunehmendem Alter mehr und mehr die Familiarität, die zwischen ihm und dem Fürsten bestand, den Augen des Publicums entzog.

Bei der Rückkehr von Ilmenau empfingen ihn wieder die vielverschlungenen amtlichen, höfischen und geselligen Verhältnisse. Wieland rühmt in einem Briefe an Merck vom 24. August, wie sich Goethe in denselben so „lieb und brav und fest und männlich" benehme. „Alles geht so gut es kann," setzt er hinzu, „und die Welt, die so viel dummes Zeug von uns sagt und glaubt, hat groß Unrecht. Die Zeit wird auch uns Gerechtigkeit widerfahren lassen." Gegen Ende Augusts oder zu Anfang Septembers kam der Erbprinz von Darmstadt nach Weimar zu Besuch, wodurch Goethe eine Reihe von Tagen hindurch wieder stark für den Hof in Anspruch genommen wurde. Der Prinz gefiel ihm sehr, und er übte an ihm unter all den kleinen parties de plaisir, wovon Wieland in einem Briefe an Merck (vom 9. Sept.) berichtet, im Stillen seine Fürstenpädagogik. „Der hiesige Aufenthalt," schreibt Wieland an Merck, „ist dem Erbprinzen im Ganzen vortheilhaft gewesen, denken wir, und Ihr, lieber Herr und Freund, werdet's spüren, wenn er wieder nach Darmstadt kommt. Goethe bittet Sie nur, etwas von Ihrer gewöhnlichen Reserve mit dem Fürstenvolk bei ihm nachzulassen und so offen und natürlich zu sein, als er Sie seines Orts durch sein

Betragen dazu einladen wird. Er hat hier starke Eindrücke bekommen, was ein Mann, wie Ihr, werth ist" *).

Mitten in diesen äußerlich bewegten Tagen, am 11. September, entstand das schöne und in biographischer Hinsicht sehr interessante Gedicht „Seefahrt". Der kühne Seereisende ist Goethe selbst. Das Gedicht stellt uns, bis zu seinem letzten Aufenthalt in Frankfurt zurückgehend, in allegorischer Weise seine damalige Lebenslage dar. Nach der Universitätszeit hielt er sich, wie wir wissen, ein paar Jahre in der Vaterstadt auf, nicht ganz entschlossen, welche Lebensbahn er einschlagen sollte. Im Grunde stand es ohne Zweifel bei ihm fest, daß die eigentliche Aufgabe seines Lebens eine möglichst volle Entwickelung seines Wesens und der ihm verliehenen Talente sein müsse; die äußeren Verhältnisse aber, in denen dieß geschehen sollte, wollte er sich nicht gewaltsam schaffen und bereiten; er ließ hier das Schicksal gewähren und wartete auf günstigen Wind, um sich auf der hohen See des Weltlebens einzuschiffen. Reich befrachtet war sein Schiff; er hatte so Vieles in und an sich ausgebildet, so schöne Fertigkeiten und Kenntnisse sich erworben, und, was das Wichtigste war, er sah sich von der Natur so reich ausgestattet, daß er die Fahrt mit kühnen Hoffnungen antreten konnte. Er brachte jene Zeit, wo er in seiner Vaterstadt, wie in einem sichern Hafen, lebte, nicht in mißmuthigem und gespanntem Harren zu; schaffend und genießend freute er sich seines Daseins, freute sich eines lebhaften mündlichen und schriftlichen Verkehrs mit näheren und ferneren Freunden. Nicht lange währte es, da zeigte sich ein lockendes, vielversprechendes Verhältniß. Seine Freunde jauchzten „Hoffnungslieder nach im Freudetaumel," als sie einen edeln jungen Fürsten ihn zum Günstlinge, zum Führer wählen sahen. Aber bald zeigten sich auch die Schwierigkeiten seiner Stellung. Er erkannte, wie er Vielen zum Aergerniß gereichte, wie man um ihn her stutzte und scheel sah; die schlimmsten Gerüchte wurden über ihn ausgesprengt; die tausendfachen Beziehungen zur Gesellschaft, zum Hofe, die Sorgen des fürstlichen Berufs, die er mit dem Herzoge theilen mußte, schienen seine Dichterader vertrocknen, seinen Genius erlöschen zu lassen. Da mußte es seinen Freunden bange um

*) Vergl. den Brief Goethe's an Merck vom 16. Sept. 1776.

ihn werden; sie glaubten ihn „weg verschlagen von dem Glücke“ und fürchteten, er möge „zu Grunde gehen“. Wie aber Goethe in seinen damaligen Briefen an Merck und Lavater sich vertrauensvoll über seine Lage ausspricht, so auch in diesem Gedichte. Er rühmt von sich selbst, daß er „mannlich an dem Steuer stehe;“

Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.
Herrschend blickt er in die grimme Tiefe
Und vertrauet landend oder scheiternd
Seinen Göttern *).

Eine ähnliche Stimmung spricht sich in einem etwas früheren Gedichte aus, das sich jetzt mit der Ueberschrift „Muth“ unter Goethe's Liedern findet. Es erschien bereits zu Anfange des Jahres 1776 in Wieland's Mercur unter dem Titel „Eis-Lebens-Lied“. Vielleicht sang es sich Goethe im ersten Winter zu Weimar beim Schlittschuhlaufen vor, indem seine bedenklichen Verhältnisse einen Augenblick an seiner Seele vorüber gingen:

Sorglos über die Fläche weg,
Wo vom kühnsten Wager die Bahn
Dir nicht vorgegraben Du siehst,
Mache Dir selber Bahn!
Stille, Liebchen, mein Herz!
Kracht's gleich, bricht's doch nicht!
Bricht's gleich, bricht's nicht mit Dir!

Das letzte Viertel des Jahres 1776 schwand unserm Freunde noch besonders in großer Vielgeschäftigkeit hin. „Goethe ist bald da, bald dort,“ meldet Wieland an Merck den 7. October 1776, „und wollte Gott, er könnte wie Gott allenthalben sein!“ Und zehn Tage später: „Goethe ist immer der nämliche — immer wirksam, uns Alle glücklich zu machen, oder glücklich zu erhalten — und selbst nur durch Theilnahme glücklich — ein großer, edler, herrlicher, verkannter Mensch, eben darum verkannt, weil so Wenige fähig sind, sich einen

*) Vergl. oben S. 242 die Stelle in dem Briefe an Lavater: „Ich bin nun ganz eingeschifft auf der Woge der Welt u. s. w.“ Goethe legte Abschriften des Gedichtes einem Briefe an Merck vom 11. Sept. und einem an Lavater vom 16. Sept. bei.

Begriff von einem solchen Menschen zu machen.“ In seine Beschäftigungen im November läßt ein Tagebuchfragment bei Riemer blicken: „Den 1. pflanzte er Linden, den 7. brachte er die Bienen zur Winterruhe; Abends Baugrillen im Garten und Feldzug gegen die Jahreszeit; am 15. Probe der Mitschuldigen; am 21. spielte er in seinen Geschwistern.“ Den folgenden Tag schrieb er an Merck: „Dein Schicksal (der Verlust eines Kindes) drückt mich, da ich so rein glücklich bin. Ich wohne noch im Garten und balge mich mit der Jahreszeit herum, und die Abwechselungen der Witterung und der Welthändel um mich frischen mich immer wieder neu an; ich bin weder Geschäftsmann noch Hofmann und komm in Beidem fort. Der Herzog und ich kriegen uns täglich lieber, werden täglich ganzer zusammen; ihm wird's immer wohler und ist eben eine Creatur, wie's keine wieder gibt. Uebrigens ist eine tolle Compagnie von Volk hier beisammen; auf so einem kleinen Fleck, wie in einer Familie, find't sich's nicht wieder so.“

Die „rein glückliche“ Stimmung, von welcher er spricht, athmet auch in dem eben erwähnten kleinen, einactigen Drama „Die Geschwister.“ Nach einer Notiz bei Riemer wurde es am 26. Oct. ersonnen und bis zum 31. abschriftlich fertig gemacht. Böttiger's handschriftlichem Nachlaß zufolge soll der Dichter das liebliche Stück der damals reizend aufknospenden Amalie Kotzebue (nachmaligen Gildemeister, Schwester des Lustspieldichters) zu Gefallen geschrieben und sich und die Geliebte darin copirt haben. Letzteres kann nicht ganz ohne Einschränkung angenommen werden*). Amalie Kotzebue, die Goethe wiederholt in seinen biographischen Bekenntnissen als ein sehr liebenswürdiges Mädchen bezeichnet**), mag ganz ein so naives, gefühlvolles Gemüth gewesen sein, wie Mariane, und dabei so schön und anmuthig, wie ihr Bruder, ein munterer Knabe, welcher in jener Zeit oft in Goethe's Garten Sprenkel stellte und

*) Schöll (im Deutschen Museum, 1851 Heft 1, S. 1 ff.) hat auf eine geistreiche Weise das Stück aus Goethe's Verhältniß zur Frau von Stein herzuleiten versucht.

**) Goethe's W. B. 22, S. 398; B. 27, S. 503.

diesen durch sein freies, frisches Wesen ergötzte. Goethe rühmt von ihr später noch besonders, daß sie sich „als Gattin und Mutter stets verehrungswürdig gezeigt," worin vielleicht eine leise, selbstgefällige Andeutung liegt, daß er ihr in den Geschwistern kein unrichtiges Prognostikon gestellt. Aber Wilhelm kann nur in einigen Zügen für ein Abbild des Dichters gelten. Seine Freude an der alten Käsefrau, mit der Brille auf der Nase, die er beim nächtlichen Spaziergange durch die Stadt lange betrachtet, ist allerdings ächt Goetheisch und erinnert an den Aufenthalt beim Dresdener Schuster, wo Goethe überall Bilder von Schalken und Ostade zu erblicken glaubte. Ebenso fühlt man sich an des Dichters Lebensschicksale in folgender Stelle gemahnt, wo Wilhelm Marianens vermeintliche Untreue als eine Strafe für seine eigenen früheren, leichtsinnig geknüpften und gebrochenen Liebesverhältnisse betrachtet: „Du liegst schwer über mir und bist gerecht, vergeltendes Schicksal! — Warum stehst Du da? Und Du? Just in dem Augenblicke! — Verzeiht mir! Hab' ich nicht gelitten dafür? Verzeiht! es ist lange! — Ich habe unendlich gelitten. Ich schien euch zu lieben; ich glaubte euch zu lieben; mit leichtsinnigen Gefälligkeiten schloß ich euer Herz auf und machte euch elend!" Darin scheint die in früheren Dramen ausgesprochene Reue wieder anzuklingen, und Wilhelm erinnert hier an Weislingen und Clavigo. Und so ließe sich noch anderes „interessante Detail" in der Figur Wilhelm's nachweisen, das er aus seinem eigenen Herzen und seinen Erlebnissen geschöpft hat. Aber dafür gibt es auch wieder Züge, die nicht wohl eine Vergleichung mit Goethe selbst zulassen.

Es ist ein merkwürdiges, aber nicht schwer zu erklärendes Phänomen, daß der Dichter gerade zu der Zeit, wo er sich in eine hohe Stellung, in geist- und gemüthzerstreuende Verhältnisse einlebte, mit solcher Innigkeit und Wärme dieses Bild eng abgeschlossener, bürgerlicher Häuslichkeit ausführen konnte. Die Sehnsucht nach stillem ehelichen Glücke, welches ihm durch seine neuen Verbindungen ferner gerückt war, färbt das ganze Gemälde. Sie ist die herrschende Empfindung in beiden Hauptcharakteren und selbst eine Triebfeder in dem Nebencharakter des Fabrice, der doch eigentlich nur als Werkzeug zur Belebung der Handlung und des Spiels der Gefühle jener Beiden dient, indem er Marianen zum deutlichen Bewußtsein und zum

Geständniß ihrer Liebe treibt, in Wilhelm die Eifersucht erweckt und so die Katastrophe befördert. Bewundernswürdig ist die psychologische Tiefe und Wahrheit aller Züge, aber ebenso die Feinheit und Delicatesse, womit der Gegenstand behandelt ist. Die hier zu lösende Aufgabe war nicht minder zart, als das Sujet der Stella, denn es galt die Darstellung der Geschlechtsliebe bei vermeintlichem Geschwisterverhältniß. Dann ist auch die feste Beschränkung auf die gestellte Aufgabe zu rühmen. Kein Satz, kein Wort in dem Drama, welches nicht in engster Beziehung zur Grundidee stände. Jedes Glied des Ganzen ist aus einer und derselben Wurzel emporgeschossen; das Stück ist durch und durch aus Einem Princip organisirt, aber nicht aus einem abstracten Gedanken heraus, sondern aus der lebendigen Anschauung und Empfindung eines bestimmten Verhältnisses. Zelter schrieb über dieses Kleinod unsrer dramatischen Literatur am 15. Juni 1828 an Goethe: „Gestern habe ich zum ersten Male Dein liebes Stück „die Geschwister" im Königsstädter Theater vernommen und mich gleich sehr an dem gefälligen Stoff, als an dem allerliebsten Spiele der artigen Nina Sonntag von Herzen ergötzt. Das verdächtig Bewußte in Wilhelm's Neigung, gegen die zärtliche, keusche mehr als Schwesterliebe des Mädchens, schwebt in feinster Sittlichkeit ohne Affectation, wenn dagegen ein Ehepaar, wie Geschwister lebend, mir abgeschmackt vorkommt. — Denke ich mir die bequeme Conception von Innen heraus, so stellt es den Dichter selber als reinen Jüngling dar, wie er, beiden Welten angehörig, aus der productiven Natur sich zur geistigen Höhe erhebt. Man weiß Alles von vorn herein, wie es kommen muß; der ganze Stoff breitet sich selber vor Herz und Geist aus und wirkt wie die Erfüllung einer schönen Verheißung. Die wohlthätige Angst, ja die letzte höchste Freude ist ein seliger Schmerz, den die schöne Seele ohne Ende wünschen möchte."

Zum Abschluß des Jahres 1776 sei noch eines Ausfluges gedacht, den Goethe den 2. December nach Leipzig und von dort nach Dessau machte. Unterwegs, hinter Holzweissig, ward er vom Herzog, dem Erbprinzen von Darmstadt und Kaufmann eingeholt; und Alle blieben bis zum 21. December in Wörlitz. Dann wurde am folgen-

den Tage der Rückweg nach Weimar von Goethe und dem Herzoge durch einen Courierritt von früh Morgens halb sieben bis Nachmittags drei Uhr zurückgelegt. Auf dieser Reise entstand wahrscheinlich ein Theil des Schauspiels Lila, das für den nächsten Geburtstag der Herzogin Luise (d. 30. Januar) bestimmt war. Wir werden im folgenden Capitel diese Dichtung, so wie das ungefähr gleichzeitige Monodram Proserpina, desgleichen ein interessantes Gedicht vom 2. November 1776 „An den Geist des Johannes Secundus" näher betrachten. Auf anderweitige poetische Plane, die Goethe'n im Laufe des Jahrs 1776 beschäftigten, aber nicht zur Ausführung kamen, deuten die Briefe an Frau von Stein. Im Mai berichtete er ihr, er wohne in tiefer Trauer über einem Gedichte, das er für Gluck über den Tod seiner Nichte machen wolle; und während der Ilmenauer Excursion schrieb er an einem wahrscheinlich dramatischen Stücke, „der Falke" betitelt. „Meine Giovanna," heißt es darüber in einem Billet an Frau von Stein vom 8. August, „wird viel von Lili haben; Du erlaubst mir aber doch, daß ich einige Tropfen deines Wesens drein gieße, nur so viel es braucht, um zu tingiren." Endlich ging, wenn Riemer's Annahme richtig ist, schon in diesem Jahre die erste Idee der Iphigenie in seiner Seele auf, als ein Zeichen, daß die Fluthen der Sturm- und Drangzeit sich in ihm zu glätten und zu klären begannen. Was diesen Läuterungs- und Beruhigungsproceß besonders förderte und beschleunigte, werden wir sogleich im Beginne des nächsten Capitels erfahren.

Zehntes Capitel.

Verhältniß zur Frau von Stein. Corona Schröter. — **Das Jahr 1777:** Geburtstagsfest der Herzogin Louise; das Melodram Proserpina; das Schauspiel Lila. Goethe's Zurückgezogenheit. Tod seiner Schwester. Ausflüge nach Kochberg. Peter Imbaumgarten. Aufenthalt in Eisenach und auf der Wartburg; Anfänge von Wilhelm Meister's Lehrjahren; der Triumph der Empfindsamkeit concipirt; Zusammentreffen mit Merck. Gartenaufenthalt in Weimar. Harzreise.

Ehe wir in das Jahr 1777 hinübertreten, liegt uns ob, eines im Vorhergehenden schon wiederholt angedeuteten, höchst wichtigen Herzensverhältnisses ausführlicher zu gedenken, das, bald nach Goethe's Ankunft in Weimar angeknüpft, von da an durch eine ganze Reihe von Jahren hindurch einen unberechenbaren Einfluß auf seine Geistes- und Gemüthsentwickelung, wie auf seine poetischen Productionen, geübt hat. Es ist das Verhältniß zu Charlotte Albertine Ernestine, der ältesten Tochter des Hofmarschalls von Schardt, geboren am Weihnachtstage 1742, also beinahe sieben Jahre älter als Goethe, seit 1764 vermählt mit dem herzoglichen Stallmeister Baron Friedrich von Stein, Erbherrn auf Kochberg. Die volle Bedeutsamkeit dieses Verhältnisses ist erst durch die von Schöll herausgegebenen Briefe Goethe's an Frau von Stein an den Tag getreten, womit sich ein überraschend helles Licht über eine der wichtigsten Perioden aus Goethe's Leben verbreitet hat*).

Charlotte entwickelte schon früh, bei einnehmenden, sprechenden Gesichtszügen und schöner Gestalt**), ein natürlich lebhaftes, leicht fassendes, wohlwollend offenes Wesen. Als Hofdame der Herzogin Amalia war sie durch Sicherheit der Haltung, wie sie aus frühzeitiger gesellschaftlicher Bildung erwächst, und durch Eleganz der äußern Erscheinung eine der anmuthigsten Gestalten im Kreise der Fürstin.

*) Im Weiterfolgenden sind Schöll's umsichtige Einleitungen zu den von ihm herausgegebenen Briefen vielfach benutzt worden.

**) Ihr Bildniß ist dem Schöll'schen Werke beigegeben.

Sie besaß künstlerische Anlagen, sang angenehm zu Guitarre und Piano, liebte und übte nicht ohne Glück das Zeichnen, und nahm an der damals erwachenden schönen Literatur des Vaterlandes lebhaften Antheil. Auch nach ihrer Verheirathung blieb sie mit dem Hofe in geselliger und freundschaftlicher Verbindung; der Herzog, so wie der Prinz Constantin, schenkten ihr fortdauernd Vertrauen und Zuneigung, und nach Karl August's Vermählung knüpfte sich bald zwischen ihr und der jungen Herzogin ein auf Geistes- und Gemüthsverwandschaft beruhendes Freundschaftsband, welches erst der Tod löste, während anderseits auch die Herzogin Mutter ihr Wohlwollen gegen sie bewahrte, so daß sie durch ihre Stellung zu beiden Fürstinnen nicht minder, als durch die klare Ruhe und Milde ihres Gemüthes, zur Ausgleichung von Differenzen berufen war. Ihrer Ehe mit dem Baron von Stein, einem Manne von sehr schätzenswerthem Charakter, entsproßten vier Töchter und drei Söhne; die Töchter starben sämmtlich im ersten Kindesalter, auch der mittlere der Söhne erreichte kaum die Jünglingsjahre; der älteste, Carl, und der jüngste, Friedrich, an dem später Goethe seine pädagogische Kunst versuchte, blühten glücklich auf. Frau von Stein lebte im Sommer meistens mit ihren Kindern auf dem Gute Kochberg, wohin der Vater, seines Amtes wegen, nur wochenweise kam. Aber auch, wenn sie in der Stadt wohnte, hatte sie fast allein die Erziehung der Kinder, mit Beihülfe eines Hofmeisters, zu besorgen. Daneben bildete sie mit freundlicher Anmuth den Mittelpunkt eines geselligen Kreises, der sich bisweilen in ihrem Hause versammelte.

Goethe's Aufmerksamkeit auf Frau von Stein datirte sich schon von Zimmermann's Besuch in Frankfurt her. Dieser zeigte ihm damals ihre Silhouette und erzählte ihm so viel von der liebenswürdigen Frau, daß, nach des galanten Arztes brieflicher Versicherung, Goethe darüber drei Nächte schlaflos zubrachte. Unter die Silhouette schrieb dieser, als ob er dunkel geahnt hätte, was ihm die Frau von Stein einst werden sollte: „Es wäre ein herrliches Schauspiel zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durch's Medium der Liebe. So ist auch Sanftheit der allgemeine Ausdruck." Als sie Goethe's Clavigo kennen gelernt hatte, rühmte sie das Werk in einem Briefe an Zimmermann,

bat ihn, ihr noch mehr vom Dichter zu sagen, und sprach den Wunsch aus, ihn zu sehen. Zimmermann gab ihr die ominöse Antwort, die Freundin wisse nicht, in welchem Grade der bezaubernde Mann ihr gefährlich werden könne.

In der That lag das Leidenschaftlich-Gefährliche nahe genug dem Herzensbunde, der sich alsbald nach Goethe's Ankunft in Weimar zwischen ihnen anknüpfte. Er sah sie in glänzenden Gesellschaftskreisen und im stillen häuslichen Zirkel — schon im Spätherbst 1775 war er mit ihr zu Kochberg —, und die Bewunderung ihrer schönen Haltung, ihrer Anmuth und sittlichen Würde steigerte sich bald zur wärmsten Verehrung und Liebe. Mancherlei traf zusammen, was ihn an Frau von Stein noch inniger ketten mußte. Mitten zwischen den Ausbrüchen toller Munterkeit, zwischen Festen, Schlittenfahrten, Eislauf, Jagden und Ausflügen, wodurch Goethe im ersten Winter zu Weimar auch die weichen Nachklänge seiner Liebe zu Lili zu übertäuben suchte, kehrte oft das Bedürfniß, seine zarten Empfindungen in einem traulichen Verhältnisse zum Ausdruck zu bringen, mit verdoppelter Stärke zurück. Dazu kam seine schon erwähnte eigenthümliche Stellung zur Herzogin Louise. „Es mußte ihm viel werth sein," bemerkt Schöll, „auch in diesem Betracht eine Stätte des Vertrauens, der Aufklärung und Rathserholung bei einer in jenen Verhältnissen heimischen, nicht einseitig fühlenden, der jungen Herzogin rein ergebenen Seele zu finden." Weiter gesellte sich hierzu der Austausch von Fürsorge für Beider Angehörige oder Freunde. So trat Frau von Stein mit Goethe's Schwester Cornelia in liebevollen Briefwechsel und nahm sich seines Schützlings Lenz an, wogegen er sich ihren Kindern und Verwandten mit Herzlichkeit anschloß und zu allerlei Dienstleistungen willig zeigte. Dann fand er aber auch bei ihr eine Empfänglichkeit für sein Dichten und seinen Kunstsinn, wie nicht leicht bei Andern, und ihre beiderseitige Freude am Zeichnen bildete ebenfalls einen Berührungspunkt.

Schon die Briefe Goethe's an sie aus dem Jahre 1776 enthüllen uns die Innigkeit und Wärme der Neigung, die sie ihm eingeflößt hatte, lassen aber auch zugleich erkennen, wie sie seine Leidenschaft in Schranken hielt und sein aufgeregtes Innere beschwichtigte und klärte. Um die Mitte des Jahrs hatte die neue Liebe den

Schmerz um Lili so gänzlich verdrängt, daß er den 9. Juli an Frau von Stein schreiben konnte: „Gestern Nachts liege ich im Bette, schlafe schon halb, Philipp bringt mir einen Brief, dumpfsinnig les' ich — daß Lili eine Braute ist!! kehre mich um, und schlafe fort. — Wie ich das Schicksal anbete, daß es so mit mir verfährt! So Alles zur rechten Zeit — — Lieber Engel, gute Nacht." So lange sie in seiner Nähe verweilte, war sie ihm ein schützender Genius gegen die Gefahren, welche „die Lust auf ihrem Taubenwagen" bringt; war sie aber auf einige Zeit entfernt, so mußte er ihr selbst bekennen:

Von mehr als einer Seite verwaist
Klag' ich um Deinen Abschied hier;
Nicht allein meine Liebe verreist,
Meine Tugend verreist mit Dir.

So hören wir ihn denn auch im Spätherbst 1776 nach einer längern Trennung von der Freundin, welche damals, von ihm sich zurückhaltend, auf dem Lande lebte, dieselbe Klage aussprechen: „Ach! die acht Wochen haben doch viel verschüttet in mir, und ich bleibe der ganz sinnliche Mensch!" Daraus erklärt es sich, wie wir auch noch in dieser Zeit einem Gedichte, wie „Christel" *), oder wie „Liebebedürfniß" begegnen. Letzteres entstand, eben in der Abwesenheit der Freundin, am 2. November 1776, und ist, in der sehr abweichenden ursprünglichen Gestalt **), „An den Geist des Johannes Secundus" (Jan Everhard, geb. 1511 im Haag, Verfasser erotischer Gedichte, worunter die Basia), des „lieben, heil'gen, großen Küssers", gerichtet.

So unterhielt also der liebebedürftige junge Mann ohne Zweifel neben dem schönen und dauernden Verhältnisse zu Frau von Stein andere mehr oder weniger leichte und flüchtige „Liaison's". Daß seine männliche Unwiderstehlichkeit, sagt Wachsmuth in der mehrerwähnten Schrift, „bei den Weimarischen Frauen Verwirrung anrichtete, würde man in der Geschichte, auch wenn sie davon schwiege, zwischen den Zeilen lesen. Der stolze, schlanke und doch nervige Gliederbau, die prachtvolle Stirne, das glühende Auge, die gebie-

*) Zuerst gedruckt in Wieland's Merkur, Jahrg. 1776.
**) S. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten, III, 464 ff.

terische Nase, die zauberischen Lippen Goethe's schienen nicht ihres Gleichen zu haben; er war Virtuos als Reiter, Tänzer, Fechter, Schwimmer *), Schlittschuhfahrer; selbst die Werther-Uniform half zur Eroberung der Herzen und Sinne." Sein Kopf glich damals dem des Apoll, wie später, als er stärker und älter geworden war, dem des Zeus, was die Künstler schon aus dem Haarwuchs beweisen wollten; auch behaupteten sie, es gebe antike Büsten, die über seine Aehnlichkeit mit dem Apollo- und Zeus-Typus keinen Zweifel ließen. Kein Wunder, daß, wenn er in einem Theaterstücke eine Liebhaberrolle übernahm, allerlei Minen angelegt wurden, um neben ihm die Liebhaberin zu spielen. Nur, wenn es eine tragische Rolle war, verstand es sich von selbst, daß sie Corona Schröter zufiel.

Ueber Goethe's Verhältniß zu dieser liegt noch ein Dunkel, das vielleicht künftig erscheinende Briefe aufhellen werden. Riemer, der wahrscheinlich aus des Dichters Tagebuchnotizen uns mehr darüber hätte mittheilen können, als ihm beliebt hat, sagt nur, es sei „mehr leidenschaftlicher" Art, als das zu Frau von Stein gewesen. Wir wissen, daß sich die Zuneigung Goethe's für sie aus den Leipziger Universitätsjahren her datirte, und daß sie, bald nach Goethe's Aufenthalt zu Leipzig gegen Ende März 1776, nach Weimar berufen ward. „Die Schröter ist ein Engel," schrieb er damals an Frau von Stein; „wenn mir doch Gott so ein Weib bescheeren wollte, daß ich euch könnt' in Frieden lassen — doch sie sieht Dir nicht ähnlich genug." Und in einem Billet vom nächsten Tage heißt es: „Ich bin bei der Schröter — ein edel Geschöpf in seiner Art — ach, wenn die nur ein halb Jahr um Sie wäre! Beste Frau, was sollte aus der werden!" Nach den Nachrichten, die wir von ihr haben, besaß sie eine angeborene Grazie in jeder Bewegung, in Allem, was sie that. Ihr hoher Wuchs, womit sich das schönste

*) Das Schwimmen lernte er erst im August 1778. Er hatte es früher schon mit einem Korkwams versucht; jetzt stellte er mit mehr Erfolg ohne dieses Hülfsmittel Versuche im Floßgraben vor seinem Garten, dann in der Ilm an. Er badete und schwamm damals sehr häufig, oft Nachts bei Mondenschein in der Ilm, selbst in November- und Decembertagen, und trieb auch wohl spuckhafte Neckereien mit den bei Nachtzeit Vorübergehenden. (Riemer, Mittheilungen II, 67.)

Ebenmaß verband, gab ihrer ganzen Erscheinung etwas Idealisches, was sie noch durch eine geschmackvoll einfache Kleidung zu erhöhen wußte. Sie hatte sich eine ungewöhnliche Bildung verschafft und manches schöne Talent in sich ausgebildet; sie zeichnete und malte in Pastell und Oel, spielte Piano und Guitarre, und besaß sogar hübsche theoretische Kenntnisse in der Musik. Als Sängerin hatte sie sich in Leipzig, wie schon erzählt worden, neben der berühmten Mara behauptet, freilich mehr durch die Anmuth ihres ganzen Wesens, als durch glänzenden Gesang. In Weimar boten die Singspiele, die an der Tagesordnung waren (große Opern konnte und wollte man nicht geben) selten eine ihrer Persönlichkeit ganz angemessene Rolle. Fand sich aber einmal eine brillante Singpartie, so überstrahlte sie das ganze übrige Sängerpersonal. Sie spielte aber auch meistens die bedeutendern Liebhaberin-Rollen im recitirenden Schauspiel, und war dann in Gang, Bewegungen, Mienenspiel und Declamation ausgezeichnet; nur wollte man die letzte mitunter etwas zu pathetisch und gesucht finden. Ihre Glanzrollen waren Mandandane (Proserpina) und Iphigenie. Die griechische Tracht kleidete sie am besten, und ihre Vorliebe dafür war so groß, daß sie auch den Schnitt ihrer Kleider diesem Costüm möglichst anzunähern suchte. Goethe setzte später (im Jahre 1782) in dem Gedichte „Auf Mieding's Tod" gelegentlich auch der schönen Freundin ein Denkmal, worüber er sich noch zwanzig Jahre nachher, 1802, als sie starb, lebhaft freute *). Es heißt darin von ihr:

Es gönnten ihr die Musen jede Gunst,
Und die Natur erschuf in ihr die Kunst.
So häuft sie willig jeden Reiz auf sich,
Und selbst Dein Name ziert, Corona, Dich.
Sie tritt herbei. Seht sie gefällig stehn,
Nur absichtslos, doch wie mit Absicht schön,
Und, hocherstaunt, seht ihr in ihr vereint
Ein Ideal, das Künstlern nur erscheint.

Wie nahe sie aber Goethe'n gestanden haben mag, so griff doch das Verhältniß zu ihr bei Weitem weniger tief in sein inneres Leben

*) S. Goethe's Annalen unter dem Jahre 1802.

ein, als das zur Frau von Stein, „das reinste, schönste, wahrste Verhältniß," wie er selbst bekennt, „das er außer seiner Schwester je zu einem Weibe gehabt." Mehr als zwölf Jahre stand es wie ein erwärmendes und befruchtendes Gestirn über seinem Lebenshorizonte und durchströmte mit seinen Strahlen die edelsten Dichtungen, die er geschaffen hat, ohne Nachtheil für das häusliche Glück der Geliebten, unangefochten selbst vom Gerede der Welt, welche doch an dieser Verbindung so leicht Anstoß nehmen konnte. Unter dem Einfluß dieser Liebe gewann das unruhig brausende Dichtergemüth allmählig jene Klarheit, ohne welche nimmermehr eine Iphigenie, ein Tasso zu der classischen Vollendung, die wir an ihnen bewundern, hätten heranreifen können.

Der Beginn dieser Läuterung und Beruhigung gibt sich schon deutlich in dem Jahre 1777, zu welchem wir nunmehr übergehen, zu erkennen. Es begann für Goethe wieder in vielfacher Zerstreuung. Einerseits lasteten auf ihm mancherlei Sorgen, die er mit dem Herzoge theilen mußte. „Es ist ein wunderbar Ding um's Regiment dieser Welt," schrieb er am 5. Januar an Merck, „so einen politisch-moralischen Grindkopf nur halbwege zu säubern und in Ordnung zu halten." Dann aber lebte er auch „noch immer in der tollen Welt," wie es in demselben Briefe heißt, in den bunten, geräuschvollen Festen der Wintersaison. Ein Glanzpunkt derselben war der am 30. Januar bevorstehende Geburtstag der jungen Herzogin, wofür er diesmal eine besondere theatralische Festlichkeit vorbereitet hatte. Er schrieb darüber am 7. Januar an Oeser: „Wir wollen der Herzogin Louise auf ihren Geburtstag auf unsern Brettern ein neu Stück geben, und bedürfen dazu eines hintersten Vorhangs zum Wald. Wir möchten auf diesem Prospect gern eine herrliche Gegend vorvorstellen, mit Hainen, Teichen, wenigen Architekturstücken u. s. w.; denn es soll einen Park bedeuten." Oeser kam selbst nach Weimar herüber, und befriedigte Goethe's Wünsche. Riemer, dem wir diese Mittheilung verdanken, bezieht die Briefstelle auf das schon erwähnte Monodrama Proserpina *). Dagegen ist aber zu bemerken, daß

*) Die „Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften" setzt es, einstimmend mit unserer Annahme über die Entstehungszeit, in das Jahr 1776.

der Schauplatz dieses Stückes ausdrücklich als „eine öde, felsige Gegend, Höhle im Hintergrund u. s. w. bezeichnet ist. Auch hat man darauf hingewiesen, wie unzart es von Goethe gewesen wäre, zur Feier des Geburtstages der Herzogin, die sich in die neuen Verhältnisse noch nicht recht zu finden wußte, die geraubte Proserpina vorzuführen, die sich von dem Ort der Freude und aus dem Kreise der Gespielinnen in den Tartarus verbannt sieht, und den Zuruf der Parzen: „Du bist unser!" — mit Ausbrüchen des Hasses gegen ihren Gemahl und ihre neue Umgebung erwidert. Was das Letztere betrifft, so bleibt immerhin die Wahl des Gegenstandes auffallend, auch wenn das Stück nicht zur Geburtstagsfeier bestimmt war. Wie dem auch sein mag, die interessante Dichtung, welche unzweifelhaft der uns jetzt beschäftigenden Zeit angehört, verdient, daß wir einige Augenblicke bei ihr verweilen.

Proserpina tritt in dem Stücke als so eben geraubte Gattin Pluto's auf, noch ganz im ersten Schrecken über das Begebniß; ermattet vom Umherirren in der Wüste des Orcus hält sie ihren Fuß an, den Zustand zu übersehen, worin sie sich befindet. Ein Rückblick in den unlängst verlorenen läßt sie noch einmal die unschuldige Wonne desselben fühlen. Sie entladet sich des lästigen Schmucks der ihr verhaßten Frauen- und Königswürde. Sie ist wieder das reizende, liebliche, mit Blumen spielende Götterkind, wie sie es unter ihren Gespielinnen war; der ganze idyllische Zustand tritt mit ihrer Nymphengestalt uns vor Augen, in welcher sie die Liebe des Gottes reizte und ihn zum Raube begeisterte. Unglücklich, seine Gattin zu sein, unglücklich, über Schatten zu herrschen, deren Leiden sie nicht abhelfen, deren Freuden sie nicht theilen kann, wendet sie ihr bedrängtes Herz zu ihrer göttlichen Mutter, zu Vater Zeus, der die Verhängnisse, wenn auch nicht aufhebt, doch zu lenken vermag; Hoffnung scheint sich zu ihr herabzuneigen und ihr den Ausgang zum Licht zu eröffnen. Ihr erheiterter Blick entdeckt zuerst die Spuren einer höhern Vegetation. Die Erscheinung ihrer Lieblingsfrucht, ein Granatbaum, versetzt ihren Geist wieder in jene glücklichen Regionen der Oberwelt, die sie verlassen. Die freundliche Frucht ist ihr ein Vorbote himmlischer Gärten. Sie kann sich nicht enthalten, von dieser Lieblingsfrucht zu genießen, die sie an alle verlassenen Freuden erinnert. Weh

der Getäuschten! Was ihr als Unterpfand der Befreiung erschien, urplötzlich wirkt es als magische Verschreibung, die sie unauflöslich dem Orcus verhaftet. Sie fühlt die plötzliche Entscheidung in ihrem Innersten. Angst, Verzweiflung, der Huldigungsgruß der Parzen, Alles steigert sie wieder in den Zustand der Königin, den sie abgelegt glaubte; sie ist die Königin der Schatten; unwiderruflich ist sie es; sie ist die Gattin des Verhaßten, nicht in Liebe, in ewigem Haß mit ihm verbunden. Und in dieser Gesinnung nimmt sie von dem Throne den unwilligen Besitz *).

Goethe hat wenige Dichtungen geschrieben, worin ein so kräftiges und hohes Pathos herrscht, wie in dieser. Vorwaltend sind darin die heroisch-leidenschaftlichen und hochtragischen Motive; aber diese ermüden nicht, weil sie auf's Schönste mit elegisch-idyllischen abwechseln. Die edle und schwungreiche Sprache ergießt sich in freien und kühnen Rhythmen **). Wahrscheinlich ergriff der Dichter ein Sujet von so tief tragischem Charakter zum Theil aus dem Grunde, weil es zu einer für Corona Schröter angemessenen dramatischen Production ganz neuer Art sich zu eignen schien. Einmal gestattete der Gegenstand, die Huldigung der Parzen abgerechnet, eine ganz monodramatische Behandlung; Eine Person konnte den ganzen Aufwand an Recitation, Declamation und Mimik bestreiten. Dann ließ er auch eine stärkere Mitwirkung anderer künstlerischer Elemente zu, malerischer Costümirung, effectvoller Musik, und ganz besonders einer immer imposanten Decoration. Wie viel in diesen Beziehungen bei der ersten Aufführung des Stückes geleistet worden, dafür fehlt es an Nachrichten. Im Jahre 1815 wurde es, mit Eberwein's Composition, von der ausgezeichneten Schauspielerin Madame Wolff dargestellt. Der Schauplatz zeigte die Gegenden des Schattenreichs nicht sowohl öde als verödet. In einer ernsten Landschaft, Poussinischen Styls, sah man Ueberreste alter

*) So ist im Modejournal 1815 (S. 226 ff.) der Inhalt des Melodrams, wahrscheinlich von des Dichters eigener Hand, skizzirt.

**) Ursprünglich war das Stück (wie die Iphigenie in ihrer ersten Gestalt) in einer Art poetischer Prosa, wenigstens ohne Versabtheilung, verfaßt; in dieser Form findet es sich noch in der Carlsruher Ausgabe von 1780. Ich habe die Varianten in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten, III, 467 f., mitgetheilt.

Gebäude, zerstörte Burgen, zerbrochene Aquäducte, verfallende Brücken, Fels, Wald und Busch, völlig der Natur überlassen, alles Menschenwerk der Natur zurückgegeben, womit an die vergeblichen Bemühungen der Abgeschiedenen, an die Hinfälligkeit aller Menschenwerke erinnert werden sollte. Die Gesticulation der Darstellenden schloß sich in größter Mannigfaltigkeit einer jeden Stelle der Dichtung musterhaft an. Sehr bedeutend wirkte die Kleidung mit. Proserpina trat auf als Königin der Unterwelt; prächtige, über einander gefaltete Mäntel, Schleier und Diadem bezeichneten sie; aber kaum findet sie sich allein, so kommt ihr das Nymphenleben wieder in den Sinn; sie entäußert sich alles Schmuckes und steht auf einmal wieder als blumenbekränztes Mädchen da. Dieß Entäußern der faltenreichen Gewänder gab zu den schönsten Bewegungen Anlaß, und anmuthig überraschend war der Contrast der königlichen Figur mit einer daraus sich entwickelnden Nymphengestalt. Aber bald erwachte die Nymphe aus ihrer Täuschung, sie fühlte ihren abgesonderten, beklagenswerthen Zustand und ergriff eins der Gewänder, womit sie nun, den größten Theil der Vorstellung über, ihre Bewegungen begleitete, indem sie bald sich darin verhüllte, bald sich wieder hervorwand und so zur Rede überall den mannigfachsten pantomimischen Ausdruck gesellte. Die Musik, gleichsam der See, wie Goethe sagt, der den künstlerisch geschmückten Nachen sanft schaukelnd trug, die günstige Luft, welche die Segel gelind erfüllte, förderte die Vorstellung mit keuscher Sparsamkeit, ohne sich irgendwo vorzudrängen. Geschlossen und gekrönt wurde endlich das Ganze durch ein großes unbewegliches Tableau, das Schattenreich vorstellend, worin man die Parzen in ihrer Höhle, Pluto und Proserpina auf dem Doppelthron, seitwärts Tantalus, Ixion, Sisyphus, und auf der lichten Gegenseite mannigfache Gruppen der Seligen erblickte*).

Merkwürdig für die Einsicht in Goethe's innere Geschichte ist uns die Thatsache, daß er, kaum ein Jahr nach Vollendung des Stückes, davon einen Mißbrauch zu satyrischen Zwecken machen konnte, indem er es in den „Triumph der Empfindsamkeit" einschaltete. Es liegt darin eine Hindeutung, daß gerade in die Zwischenzeit eine

*) Goethe's Werke, B. 35, S. 390.

wichtige Epoche seiner Geschmacksentwickelung fallen muß, worüber er selbst nur folgenden Wink in seinen Annalen*) gegeben: „Eine schale Sentimentalität überhandnehmend veranlaßte manche harte realistische Gegenwirkung." Wir werden weiter unten auf den Gegenstand zurückkommen**).

Ist die Darstellung der Proserpina am Geburtstage der Herzogin mindestens zweifelhaft, so steht es dagegen fest, daß dieser Tag durch die Aufführung des gleichfalls schon erwähnten Schauspiels mit Gesängen, Lila, gefeiert wurde. In der Olla Potrida von Vulpius (Jahr 1778) und in ältern Ausgaben von Goethe's Schriften***) steht über den aus diesem Stücke aufgenommenen Liedern der Titel: „Gesänge aus Lilla, einem Schauspiel, aufgeführt auf dem Privattheater zu Weimar am Geburtstage der Herzogin 1777" †). Auch die Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften setzt die Dichtung in dieses Jahr, und Riemer erwähnt der Aufführung derselben unter demselben Jahre, ohne Angabe jedoch des Tages. Nach den eben erwähnten „Gesängen aus Lilla" zu urtheilen, muß das Drama anfänglich eine von der jetzigen sehr abweichende Gestalt gehabt haben. Es wurde später nicht bloß Manches hinzugedichtet und Anderes weggelassen, sondern auch die Abtheilung in Aufzüge war eine verschiedene, indem früher einzelne Lieder anderen Acten zugetheilt waren, z. B. das Lied „Feiger Gedanken bängliches Schwanken", welches jetzt der Magus im zweiten Act singt, und früher die im gegenwärtigen Personal fehlende Fee Sonna im dritten Acte sang. Ja, es geht sogar aus den älteren Gesängen bestimmt hervor, daß ursprünglich die psychologische Cur nicht, wie jetzt, an Lila, sondern an einem Hauptheldeu des Stückes vorgenommen ward ††), wobei freilich der Titel Lila oder Lilla auffallend ist.

*) Goethe's Werke, Bd. 27, S. 5.

**) Goethe fand damals an rhetorischen Monodramen von der Art der Proserpina Gefallen; so entwarf er auch noch ein anderes, das jedoch nicht zur Aufführung gelangte: „Nero, wie er vor dem Volke agirt, und während dessen die Nachricht von einer Verschwörung erhält."

***) In der Carlsruher Ausgabe von 1780, Bd. IV, S. 219.

†) Der erste Gesang ist auch an die Herzogin Louise gerichtet und erwähnt „des geliebten Tages".

††) Den nähern Nachweis werde ich im Archiv für das Studium der

Die Aufgabe, die sich hier der Dichter vorgesetzt hatte, war die Darstellung des Meisterstücks, wie „Phantasie durch Phantasie geheilt wird". Lila, Baron Sternthal's Gemahlin, durch eine falsche Nachricht von dem Tode ihres Mannes in Wahnsinn verfallen, hält alle ihre Freunde, sogar ihren heimgekehrten Gatten für Schattenbilder und von den Geistern untergeschobene Gestalten. Sie traut Niemanden, vermeidet alle Menschen, hält sich in einem abgelegenen Theile des Schloßparkes auf, schläft des Tages in einer Hütte, die man ihr zurecht gemacht, und wandelt Nachts mit aufgelöstem Haar, mit halb unsicherm Tritt in ihren Phantasieen herum. Ein Kammermädchen, das einzige Geschöpf, dem sie traut, darf ihr mitunter wenige einfache Speisen bringen. Diesem hat sie unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit bekannt, es sei ihr offenbaret worden, daß ihr Sternthal noch lebe, aber von feindseligen Geistern gefangen gehalten werde, die auch ihr nach der Freiheit strebten, weßhalb sie heimlich und unerkannt herumwandern müsse, bis sie Mittel finde, ihn zu befreien; und daran hat sie eine weitläufige Geschichte von Zauberern, Feen, Ogern und Dämonen geknüpft. Ein Arzt, Verazio, der im Schlosse angekommen ist, baut hierauf den Plan ihrer Heilung. Er will der Geisteskranken „die Geschichte ihrer Phantasieen spielen", er will ihre Einbildungen in die Wirklichkeit treten lassen, oder vielmehr an wirkliche, wohlbekannte Gestalten anknüpfen und sie mit diesen identificiren, um dadurch die Kranke mit Geist und Sinnen wieder auf den Boden der Wirklichkeit herüberzuziehen. Alles dieses exponirt sich in dem ersten Aufzuge; in den drei folgenden wird dann die Cur stufenweise zum Ziel geführt. Zuerst sucht der Arzt als Magus Lila's Vertrauen zu gewinnen und ihre Zustände näher auszuforschen. Er spricht ihr Muth und Hoffnung ein und bereitet sie auf die Erscheinung gütiger Feen vor, in denen sie wohlbekannte Gestalten finden werde, da Jeder die Geister als gestaltlose Wesen „mit den Augen seiner Seele in bekannte Formen gekleidet" schaue. Ihre Freundinnen nahen,

neueren Sprachen und Literaturen geben. — Nachschrift. Er ist unterdessen von Düntzer in den Blättern für literar. Unterh. 1847, Nr. 63 gegeben worden.

als Feen, mit Gesang, Almaide an der Spitze. Schon dadurch ist viel gewonnen, daß Lila sich mit ihnen einläßt und durch Musik und Tanz aus ihrer einsamen, dunkeln Traurigkeit gerissen wird. Die Feen nöthigen sie in eine Laube an einen mit Speisen besetzten Tisch, wo sie mit Almaide'n Einiges genießt. Almaide bestärkt sie in den dem Kammermädchen geäußerten Phantasieen; aber als sie nun die Kranke auffordert, thätig zur Befreiung ihres gefangenen Gatten, ihrer Freunde zu wirken, sinkt diese wieder in ihre Schlaffheit und Todessehnsucht zurück. Der Magus läßt sich durch diesen Rückfall, den ihm Almaide im Anfange des dritten Aufzuges berichtet, nicht irre machen. Er führt Lila'n neue Erscheinungen vor, den Chor der Gefangenen, die in Oger's Gewalt sind. Lila's fortschreitende Heilung gibt sich darin kund, daß sie den jetzt auftretenden Grafen Friedrich als ihren leibhaftigen Vetter erkennt. Dieser stellt ihr in den Gefangenen wohlbekannte Personen vor, die sich heandrängen und ihre Hände küssen. Aber noch einmal droht ein Rückfall; die Liebe der Anwesenden ängstigt sie. Erst das Erscheinen Oger's weckt ihre Thatkraft wieder auf; sie tritt dem Ungeberdigen kühn und trotzig entgegen und wird auf dessen Befehl gleichfalls gefesselt. Friedrich belehrt sie, daß nun ihre Sache gewonnen sei, Oger habe sie zum Siege gefesselt. Frohen Muthes brennt sie vor Begierde, nun auch bald den Gemahl zu finden und zu befreien. Im vierten Acte wird ihr nun noch der Chor der gefangenen Freundinnen vorgeführt. Lila ist so weit in ihrer Heilung fortgerückt, daß sie nicht bloß statt des Trauergewandes ein weißes Kleid angezogen und sich mit Blumen und fröhlichen Farben geschmückt hat, sondern sich auch über die seltsamen Gewänder ihrer Freundinnen wundert. Sie erkennt den Garten, das Gartenhaus wieder, erstaunt über die Mummerei am hellen Tage und glaubt an dem herbeitretenden Magus zu erkennen, daß er älter scheine, als er sei, und daß ihm der Bart nicht recht an's Kinn schließe. Darin sieht dieser ein Zeichen, daß er am Ziele ist und führt ihren Gatten herbei, den sie mit Entzücken umarmt.

So finden wir hier den Plan der Heilung auf den ächt Goethe'schen Gedanken gebaut: eine zärtlich schwärmerische, den

Geist umnebelnde Melancholie lasse sich am sichersten dadurch zerstreuen, daß man den Leidenden zu lebhafter Theilnahme an äußeren, wirklichen Dingen und zu thätigem Streben zurückführe, — eine Idee, die uns noch einmal am Schlusse dieses Capitels bedeutsam entgegentreten wird.

Fragen wir, wie Goethe zu dem Gegenstande gekommen sein möge, so ist der nächste Zweck des Stückes, die Verherrlichung eines Hoffestes, nicht außer Acht zu lassen. Für dergleichen Feste war die Entfaltung eines bunten, glänzenden und reich bewegten Lebens und Treibens, wie es Zauberer- und Feen-Opern darbieten, sehr wünschenswerth; auch konnten sich an dem zahlreichen Personal der Chöre viele Herren und Damen des Hofes betheiligen. Nun begann aber damals in dem Weimarischen Kreise sich eine gewisse realistische Sinnesart hervorzuthun, mit der es sich nicht wohl vertrug, daß das Feen- und Geisterwesen, rein als solches, vorgeführt wurde; es mußte, wenn es Gnade finden sollte, sich zu allegorischen, satirischen oder ähnlichen Zwecken hergeben. Da war es nun ein höchst sinnreicher Gedanke des Dichters, es hier in den Dienst eines rein realistischen Zweckes zu stellen. Es konnte sich in diesem besondern Falle in seinem vollen Glanze, von Musik und Decoration unterstützt, darstellen, und machte doch nicht den Anspruch, mit kindlich gläubigem Sinne aufgenommen zu werden. Die Ausführung dieses Gedankens ist edel, gewandt, geistreich und seelenvoll, und durch feine, humoristische und ironische Züge gewürzt.

Je mehr aber Goethe durch solche Hoffeste und seine Beziehungen zum Herzoge in Anspruch genommen ward, desto mehr mußte er, um sich nicht selbst zu verlieren, in den kurzen Zwischenpausen seine Zeit zu Rath halten. So schrieb er denn auch am 19. Februar, Nachts in seinem warmen Gartenstübchen, während draußen über Schnee und hellen Mondschein Waldhörner durch's Thal herüber bliesen, an seinen Freund Lavater, er sei, unter dem anhaltenden Reiben und Treiben des Lebens, stiller in sich als je, schreibe an Niemand, höre von Niemanden, und es kümmere ihn außer seinem Kreise nun gar nichts. Mit dieser Zurückgezogenheit waren aber entfernte und nahe Freunde gleich unzufrieden. So zürnte sein Schwager Schlosser, daß er durch seinen Bedienten ihm einen Brief hatte

schreiben lassen, ohne auch nur ein „Grüß' Dich Gott" beizufügen. „Das Ding hat mich Anfangs entsetzlich geärgert und im Ernst geschmerzt," schrieb Schlosser an Merck (den 3. Mai 1777); „nun fühl' ich's nicht mehr! Er war innig von mir geliebt; er hat mich aber vorbereitet, erstaunlich gleichgiltig gegen ihn zu sein." Mit ähnlichen Klagen wandte sich Wieland schon im Februar an Merck: „Goethe und Herder sind für mich wenig besser, als ob sie gar nicht da wären. Mit Jenem — was für herrliche Stunden und halbe Tage lebte ich im ersten Jahre! Nun ist's, als ob in den fatalen Verhältnissen, worin er steckt, ihn sein Genius ganz verlassen hätte; seine Einbildungskraft scheint erloschen; statt der allbelebenden Wärme, die sonst von ihm ausging, ist politischer Frost um ihn her. Er ist immer gut und harmlos, aber — er theilt sich nicht mehr mit — und es ist nichts mit ihm anzufangen. Auch sehen wir uns selten, wiewohl ich fest glaube, daß er nichts wider mich hat, und von mir überzeugt ist, daß ich ihn herzlich liebe."

Wir wollen diese Klagen den Männern nicht verdenken, denen für ihre warme Liebe so dürftige Zeichen der Erwiederung zu Theil wurden. Bei Wieland haben ohnedieß dergleichen Aeußerungen nicht viel Gewicht; seine Empfindungen gingen rasch von einem Extrem zum andern über, und schon im Juli desselben Jahres schrieb er an Merck: „Ich habe Goethe wieder gefunden, wo ich ihn nun bald vor Jahr und Tag gelassen hatte, habe auch mir selbst geschworen, daß mich nimmer und nimmermehr nichts an ihm irre machen, und von seiner Liebe scheiden soll." Aber auch in die Vorwürfe derer, die mit größerem Rechte, als er, sich über Goethe's Zurückgezogenheit beschwerten, darf der unbefangene Beurtheiler nicht einstimmen. In Goethe war nun einmal von der Natur ein unwiderstehlicher Trieb gelegt, sich rein aus sich selbst zu entwickeln, sich zur entschiedensten Individualität auszubilden, und damit ist eine hingebungsvolle Liebe, die ihre Kräfte verschwendet, unvereinbar. In jedem Verhältnisse gab ihm ein treuer Instinkt den Moment an, wo es Zeit war, übermächtig werdende Einflüsse abzulehnen und die Fortificationslinien seines Daseins, wie er sich selbst ausdrückt, zu bewachen und zu vertheidigen. Es war nicht kalter und armer Egoismus, was ihn oft verschlossen und kühl erscheinen ließ, es war das

Gefühl von der Nothwendigkeit der Entsagung. Ein solcher Charakter mag immerhin in dem Betrachtenden mehr Bewunderung als Liebe erzeugen. Aber wie sollten wir ihm zürnen, daß er die schwere Lebenskunst mit solcher Meisterschaft geübt, wenn wir dieser Kunst allein die volle Erscheinung eines so unvergleichlich großen Menschen zu danken haben?

Goethe genoß unterdeß, während mancher Freund ihm grollte, schöne Stunden und Tage in seiner stillen Gartenwohnung. Er hatte schon im Januar an Lavater geschrieben, er sei in sich und seinen wahren Endzwecken ganz glücklich; er habe keine Wünsche, als die er wirklich mit schönem Wanderschritt sich entgegenkommen sehe. Und so drücken auch spätere Briefe ein gleiches Gefühl der Befriedigung aus. Anfangs April sehen wir ihn im Garten mit Pflanzen und Zeichnen beschäftigt. Wieland fand auch hier die Wunder seines Genies staunenswürdig; er meinte (Brief an Merck vom 4. April): Goethe zeichne völlig, wie er dichte und schreibe. Zugleich überwachte und leitete er den Bau eines Altans, zu dem am 17. März der Grundstein gelegt ward und worauf er am 19. Mai bereits schlief und später oft Gewitter und andere Naturphänomene abwartete *). Wieland beschreibt die Annehmlichkeiten desselben in einem Briefe an Merck vom 8. November dieses Jahres: „Ich war

*) Wie sehr schon damals sein Sinn auf die Natur gerichtet war; bestätigt folgende Erzählung, die Eckermann 1828 aus dem Munde seines frühern Kammerdieners vernahm: „Einst (in der ersten Weimarischen Zeit) klingelte er mitten in der Nacht; und als ich zu ihm in die Kammer trete, hat er sein eisernes Rollbette vom untersten Ende der Kammer herauf bis an's Fenster gerollt und liegt und beobachtet den Himmel. „„Hast Du nichts am Himmel gesehen,““ fragte er mich, und als ich dieß verneinte: „„So laufe einmal nach der Wache und frage den Posten, ob der nichts gesehen.““ Ich lief hin, der Posten hatte aber nichts gesehen, welches ich meinem Herrn meldete, der noch eben so lag und den Himmel unverwandt beobachtete. „„Höre,““ sagte er dann zu mir, „„wir sind in einem bedeutenden Moment; entweder wir haben in diesem Augenblick ein Erdbeben, oder wir bekommen eins.““ Und nun mußte ich mich mit ihm auf's Bett setzen, und er demonstrirte mir, aus welchen Merkmalen er das abnehme.“ Nach des Alten Versicherung lief einige Wochen später wirklich die Nachricht ein, daß in derselben Nacht ein Theil von Messina durch ein Erdbeben zerstört worden sei.

gestern Nachmittag bei Goethe auf seinem Altan. Kein lieberes, sich wärmer an einen anlegendes, oder, wie die Schwaben sagen, ein mehr anheimelndes Plätzchen auf Gottes Boden müssen Sie nie gesehen haben. Es ist recht, als ob Goethe's Genius das alles vor Jahrhunderten so angelegt und gepflanzt hätte, damit er es einst in Weimar völlig und fertig fände und sich nur hineinzulegen brauchte.“ Die Pflanzungen, wovon eben die Rede war, bestanden, wie Riemer berichtet, in den noch erhaltenen Hecken, womit er seinen Garten umziehen ließ, in Eichen und anderen Bäumen, wie er bereits im vorigen November die Linden gesetzt hatte, „die in herrlichem Wuchs emporstrebend, noch jetzt das hochgewölbte, schattige Laubdach bilden, unter dem er ein halbes Jahrhundert lang nicht nur einsam sinnend und dichtend zu wandeln liebte, sondern auch gastlich Fremde wie Einheimische gern empfing und geistig und leiblich zu bewirthen pflegte.“ Die Zeichnungen betrafen landschaftliche Gegenstände oder waren Portraits, sein eignes und die seiner Freunde, Wieland's, der Frau von Stein, der Corona Schröter u. A.

In diese heiter zufriedene Zeit fiel, wie ein erschütternder Gewitterschlag, die Trauerbotschaft vom Tode seiner Schwester Cornelia. Der 16. Juni ist in seinem Tagebuche mit den inhaltschweren Worten bezeichnet: „Brief des Todes von meiner Schwester. Dunkler, zerrissener Tag,“ und die nächstfolgenden Tage: „Leiden und Träume.“

Ueber Beides, was er damals gelitten und was er geträumt, läßt sich aus Goethe's eigenen Bekenntnissen näherer Aufschluß gewinnen. Wie tief sein Schmerz gewesen sein muß, ermißt sich leicht, wenn man bedenkt, was ihm seine Schwester von früheste Kindheit an war. Mit reichem Gemüth, mit trefflichen Geistesanlagen begabt, hatte sie ihres Bruders Entwickelung fortwährend begleitet. Wie viel fruchtbarer mußte für den Knaben seine Lectüre, zumal die der Dichter, schon dadurch werden, daß er sie mit der tieffühlenden Schwester gemeinsam las! Wie mancher Strahl mag dabei aus ihrem Geist in den seinigen erwärmend und belebend gefallen, wie mancher Keim seines Innern, der später erst zu Blumen- und Fruchtfülle emporsproßte, durch sie geweckt und genährt worden sein! „Jenes Interesse der Jugend,“ sagt Goethe ferner selbst, „jenes Er-

staunen beim Erwachen sinnlicher Triebe, die sich in geistige Formen, geistiger Bedürfnisse, die sich in sinnliche Gestalten einkleiden, alle Betrachtungen darüber, die uns eher verdüstern als aufklären, wie ein Nebel das Thal, woraus er sich emporheben will, zudeckt und nicht erhellt, manche Irrungen und Verirrungen, die daraus entspringen, theilten und bestanden die Geschwister Hand in Hand, und wurden über ihre seltsamen Zustände um desto weniger aufgeklärt, als die heilige Scheu der nahen Verwandtschaft sie, indem sie sich einander mehr nähern, mehr in's Klare treten wollten, nur immer gewaltiger auseinander hielt." Cornelia hatte sich allmälig mit allen Ranken ihres Herzens so an den Bruder angeklammert, daß ihr das Leben ohne ihn schaal und werthlos erschien. Sie war eifersüchtig auf seine Geliebten; sie fühlte sich verwaist und unglücklich, wenn er längere Zeit entfernt war; sie war überselig, wenn sie ihn wieder in der Nähe hatte, und suchte ihm das Leben auf jede mögliche Weise zu erheitern. Als sich sein poetisches Talent zu reicherer Productivität entwickelte, griff sie fördernd ein und half ihm manches bedenkliche Schwanken und Zaudern überwinden, wie z. B. der Götz von Berlichingen erst durch ihr unabläßiges Zusprechen zur Vollendung gedieh. Er führte sie hinwieder in die weit ausgebreitete Weltpoesie, die ihm Herder erschlossen, in die Volkslieder und Homer ein. Er zog sie in seine Verhältnisse zu den Darmstädtern, und selbst seine kurzen Entfernungen und Wanderungen knüpften das Seelenband der Geschwister nur noch fester, indem er von Allem, was ihm begegnete, sich brieflich mit ihr unterhielt, ihr jedes kleine Gedicht, das er machte, „und wenn es auch nur ein Ausrufungszeichen gewesen wäre," jeden Brief, den er erhielt, jede Antwort, die er schrieb, sogleich mittheilte. Dieser lebhafte Geistes- und Gemüthsverkehr stockte, während Goethe zu Wetzlar in der Neigung zu Lotte befangen war; und gerade in dieser Zeit, wo sich die Schwester allein, „vielleicht vernachläßigt" fühlte, gab sie den Bewerbungen Schlosser's Gehör. Als Goethe mit dem Verhältniß bekannt wurde, glaubte er vorauszusehen, daß es seiner Schwester nicht zu rechter Lebensfreude gereichen werde, und blieb auch von Regungen der Eifersucht gegen den Freund nicht frei; aber das Geschehene ließ sich nicht rückgängig machen. Seine Ahnungen gingen

nur zu sehr in Erfüllung. „Schlosser und seine Frau," schrieb Merck bald nach ihrem Tode, „haben gut zusammen gelebt, obgleich sie's nur getragen hat." Es war ein Unglück für Cornelia, daß sie durch den Bruder verwöhnt war; wie hätte sie, die sich an und mit dem reichsten Geist entwickelt hatte, in dem Bunde mit einem zwar zuverläßigen, achtungswerthen und gebildeten, aber verschlossenen Manne ein volles Seelengenüge finden können? Sie gehörte nicht zu den weiblichen Gemüthern, die sich mit tausend zarten Liebesranken selbst an dem Stamm eines ernsten, rauhen Männercharakters hinaufschlingen; im Gegentheil wirkte ihr Inneres, wie Goethe selbst sagt, durch eine gewisse Würde eher ablehnend als anziehend. Ein Brief von ihr an Auguste Stolberg vom 10. December 1776 läßt in ihren damaligen Gemüthszustand blicken. „Wir sind hier allein," schreibt sie, „auf dreißig, vierzig Meilen ist kein Mensch zu finden — meines Mannes Geschäfte erlauben ihm nur sehr wenige Zeit bei mir zuzubringen, und da schleiche ich denn ziemlich langsam durch die Welt, mit einem Körper, der nirgends hin, als in's Grab taugt. Der Winter ist mir immer unangenehm und beschwerlich, hier macht die schöne Natur unsere einzige Freude aus; und wann die schläft, schläft Alles." Sie starb im Wochenbett nach der Geburt des zweiten Kindes.

Welchen Riß mußte Goethe in seinem Innersten beim Verlust eines Wesens fühlen, welches mit seiner ganzen Kindheit und Jugendzeit so innig verschlungen war! Dazu mochte sich noch die Reue gesellen, daß er aus dem Strudel des Weimarischen Lebens heraus so selten sie mit einem Zeichen der Liebe erquickt hatte. Denn auch sie, wie die Mutter, mußte in Zeiten, wo er in das Treiben um ihn her oder in sich selbst verschlungen war, manchmal lange darben. Ein tiefer Schmerz spricht sich in seinem Briefe an die Mutter vom 28. Juni aus. „Ich kann Ihnen nichts sagen," schreibt er, „als daß mir der Tod der Schwester nur desto schmerzlicher ist, da er mich in so glücklichen Zeiten überrascht, wo das Glück sich gegen mich immer gleich bezeigt. Ich kann nur menschlich fühlen, und überlasse mich der Natur, die uns heftigen Schmerz nur kurze Zeit, Trauer lange empfinden läßt. Leben Sie glücklich; sorgen Sie für des Vaters Gesundheit; wir sind nur einmal so bei-

sammen." Dieselben Gedanken klingen noch in den Versen fort, die er am 17. Juli an Auguste Stolberg sandte:

Alles geben die Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden die unendlichen,
Alle Schmerzen die unendlichen ganz.

Und welche ergreifende Trauer zittert noch in jedem Worte des Glückwunschschreibens, das er im November dieses Jahres an Johanna Fahlmer schickte, die Schlosser sich zur zweiten Gattin ausersehen hatte! „Gott segne Dich," lautet der Brief, „und lasse Dich lange leben auf Erden, wenn's Dir wohl geht. Mir ist's wunderlich auf Deinen Brief; mich freut's, und ich kann's noch nicht zurecht legen. — Daß Du meine Schwester sein kannst, macht mir einen unverschmerzlichen Verlust wieder neu; also verzeihe meine Thränen bei Deinem Glücke. Das Schicksal habe seine Mutterhand über Dir, und halte Dich so warm, wie's mich hält, und gebe, daß ich mit Dir Freuden genieße, die es meiner armen ersten versagt hat!" An seine Mutter schrieb er damals über diese neue Vermählung Schlosser's: „Mir ist's, als wenn in der Herbstzeit ein Baum gepflanzt würde. Gott gebe seinen Segen dazu, daß wir dereinst darunter sitzen und Schatten und Früchte haben mögen. Mit meiner Schwester ist mir so eine starke Wurzel, die mich an der Erde hielt, abgehauen worden, daß die Aeste von oben, die davon Nahrung hatten, auch absterben müssen. Will sich in der lieben Fahlmer wieder eine neue Wurzel-Theilnehmung und Befestigung erzeugen, so will ich auch von meiner Seite mit Euch den Göttern danken."

Goethe suchte das Heilmittel für die Wunden seiner Seele, wie immer, bei der Poesie. Er sagt selbst, daß sich damals, wo er das geliebte Wesen verlor, „der Begriff eines dichterischen Ganzen" in ihm gebildet habe, worin es möglich gewesen wäre, ihre Individualität darzustellen. „Allein es ließ sich dazu," fährt er fort, „keine andere Form denken, als die der Richardson'schen Romane. Nur durch das genaueste Detail, durch unendliche Einzelnheiten, die lebendig alle den Charakter des Ganzen tragen und, indem sie aus

einer wundersamen Tiefe hervorspringen, eine Ahnung von dieser Tiefe geben, nur auf solche Weise hätte es einigermaßen gelingen können, eine Vorstellung dieser merkwürdigen Persönlichkeit mitzutheilen; denn die Quelle kann nur gedacht werden, in sofern sie fließt. Aber von diesem frommen und schönen Vorsatz zog mich, wie von so vielen anderen, der Tumult der Welt zurück." Das waren wohl die „Träume," womit er in der ersten Zeit nach dem schweren Schlage seine Leiden versüßte.

Der Zufall wollte es — oder war es absichtliche Veranstaltung seiner Freunde? —, daß der „Tumult der Welt" ihn jetzt vier Wochen hindurch besonders stark erfassen sollte. Nach Riemer's Zeugniß verging ihm diese Zeit unter allen möglichen Zerstreuungen durch Geschäfte, Hof- und Weltleben. Um so wohlthuender mußte ihm die herzliche Theilnahme sein, die er dazwischen bei Frau von Stein fand. Er besuchte die Freundin in Kochberg; und da sie, während er wieder in Weimar war, sich zu einer Reise veranlaßt sah, so machte er in der ersten Hälfte des Juli wiederholte Ausflüge nach Kochberg zu ihren Kindern, wo er denn wieder zur Beschwichtigung seines Innern zum Zeichnen griff, „dem Saugläppchen," wie es ihm selbst mitunter vorkam, „dem Kind in den Mund gegeben, daß es schweige und in eingebildeter Nahrung ruhe." Am 17. Juli, demselben Tage, wo er die oben angeführten Verse an Auguste Stolberg schickte, schrieb er aus Weimar an Frau von Stein: „Das Wetter hält uns alle gefangen an Katharren, Zahnweh und Unbehaglichkeit. Dieses schreib' ich unter Bäumen in meinem Garten; es ist schön, doch feuchtlich warm. Der Herzog ist wohl, sonst seh' ich Niemanden." Beigefügte Verse von des Herzogs und Goethe's Hand*) geben einen Einblick in das trauliche Zusammenleben Beider.

Als die Freundin nach Kochberg zurückgekehrt war, überraschte er sie an seinem Geburtstage durch einen Besuch und führte ihr für die Dauer seiner bevorstehenden Herbstausflüge einen neu angekommenen Mündel zu. Es war ein Schweizer Hirtenknabe, Peter im Baumgarten, der dem mit Goethe befreundeten Baron von Lin-

*) Mitgetheilt in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten III, 470 f.

dau auf einer Reise durch die Schweiz das Leben gerettet hatte, und dafür von diesem als Pflegling angenommen worden war. Bei Lindau's Tode empfing Peter ein Vermächtniß, und Goethe wurde sein Vormund.

Die väterliche Fürsorge für diesen Knaben, die sich in Goethe's Briefen kund gibt, erinnert lebhaft an den verwandten schönen Charakterzug des Helden in Wilhelm Meister's Lehrjahren, einem Roman, der eben jetzt im ersten Keimen begriffen war. Zwei Monate später (den 31. October) hatte er schon, wie er an Frau von Stein berichtete, „eine salto mortale über drei Capitel, vor denen er schon so lange scheute," gemacht, und hoffte nun den ersten Theil bald ganz produciren zu können. Es kehrte hier umfassender und höher die sinnige Betrachtung von krankhaften Seelenzuständen und Seelenheilungen zurück, zu welcher das Schauspiel Lila uns schon den Uebergang gezeigt hat, wogegen, nach Schöll's treffender Bemerkung, in den frühern Dramen das Pathologische feuriger spielte. Aber noch hatte er selbst zu wenig die gährenden Elemente in seinem Innern dauernd beschwichtigt, als daß er jetzt schon dieses große und reiche Gemälde einer der seinigen verwandten Seelenentwickelung rein und ruhig hätte ausführen können; und so gewahren wir denn, wie Goethe selbst in den Annalen sagt, „die Anfänge des Wilhelm Meister in dieser Epoche nur kotyledonenartig; die fernere Entwickelung und Bildung zieht sich durch viele Jahre."

Nach kurzem Zuspruch in Kochberg brach er am 28. August über Manebach nach Ilmenau auf, wo sich der Herzog mit Gefolge zum Ausschußtage der Landstände befand. An den lustigen Gebirgsstreifereien der Freunde nahm er dort wenig Theil; nur in Stützenbach kam wieder der Brausegeist über ihn: er tanzte, wie er an Frau von Stein berichtete, „mit allen Bauermädels im Nebel und trieb eine lüderliche Wirthschaft bis Nacht Eins." Dafür hatte er denn in Eisenach, wohin am 4. September aufgebrochen wurde, „ein Monster von dicken Backen, ganz wider allen Sinn seiner dürren Constitution, mußte sich im Zimmer halten, warme Kräutermilch im Munde halten und konnte nicht auf Misel's*) ausgehen." Wäh-

*) Nach der damaligen Terminologie des Weimar'schen Hofkreises bezeichnete Misel eine Schöne, und miseln schön thun.

rend er nun so zu Eisenach „in dem weitschichtigen Schlößchen" saß, und Alles in Wilhelmsthal und auf Jagden sich herumtrieb, erfand er, wie es in einem Briefe an Frau von Stein vom 12. September heißt, „eine Tollheit, eine komische Oper, die Empfindsamen, so toll und grob als möglich," und hatte bereits angefangen, sie seinem Bedienten Philipp zu dictiren. Es ist das dramatische Stück gemeint, das wir jetzt unter dem Titel „Triumph der Empfindsamkeit" besitzen, und im folgenden Capitel näher betrachten werden. Zu einer andern Stelle desselben Briefes vom 12. September: „Den ganzen Nachmittag habe ich mit tollen Imaginationen gewirthschaftet," bemerkt Schöll, daß auch das Fragment: „Was ist der Himmel, was ist die Welt, als das, wofür eben einer sie hält — — Liedlein .. vom Prinz, er heißt, ich weiß nicht, wie, mit dem Zunamen Radegiki," von eben demselben Datum, dem 12. September 1777 ist.

Am folgenden Tage finden wir ihn auf der Wartburg, von wo er Abends begeistert an seine Freundin schrieb: „Hier wohn' ich nun, Liebste, und singe Psalmen dem Herrn, der mich aus Schmerzen und Enge wieder in Höhe und Herrlichkeit gebracht hat. Der Herzog hat mich veranlaßt heraufzuziehen ... Hier oben! wenn ich Ihnen nur diesen Blick, der mich nur kostet aufzustehen vom Stuhl, hinübersegnen könnte! In dem grausen, linden Dämmer des Mondes die tiefen Gründe, Wieschen, Büsche, Wälder und Waldblößen, die Felsenabhänge davor, und hinten die Wände, und wie der Schatten des Schloßberges und Schlosses unten Alles finster hält und drüben an den sachten Wänden sich noch anfaßt; die nackten Felsspitzen im Monde röthen, und die lieblichen Auen und Thäler ferner hinunter, und das weite Thüringen hinterwärts im Dämmer sich dem Himmel mischt! Liebste, ich hab' eine rechte Fröhlichkeit dran, ob ich gleich sagen mag, daß der belebende Genuß mir heute mangelt; wie der lange Gebundene, reck' ich erst meine Glieder; aber mit dem ächten Gefühl von Dank, wie der Durstige ein Glas Wasser nimmt, und die Heiligkeit des Brunnens und die Liebheit der Welt nur nebenweg schaut. — Wenn's möglich ist zu zeichnen, wähl' ich mir ein beschränkt Eckchen; denn die Natur ist zu weit herrlich hier auf jeden Blick hinaus! Aber auch was für Eckchen

hier! O man sollte weder zeichnen noch schreiben!" — Nach einer Meldung Wieland's zeichnete er aus den Fenstern der Wartburg den Mönch und die Nonne und ließ es sich „unter all den Geistern aus der alten Ritterzeit, die auf dieser edlen Burg ihr Wesen haben, recht wohl sein." Bei dieser Gelegenheit hören wir Wieland gegen Goethe's Mutter die alte Klage über seine Schweigsamkeit erneuern. „Vielleicht macht er's Ihnen nicht besser," fügt er hinzu; „aber darum liebt er uns doch nicht weniger. Er ist und bleibt halt mit allen seinen Eigenheiten einer der besten, edelsten und herrlichsten Menschen auf Gottes Erdboden!"

Am 21. September traf Merck in Eisenach zu einem achttägigen Aufenthalte bei Goethe und dem Herzoge ein. Ganze Stunden, bei Tag und bei Nacht, brachten die drei Männer in vertraulichen Gesprächen zu; und es ward hier der Grund zu dem schönen Verhältniß zwischen dem edlen, jungen Fürsten und dem tüchtigen Merck gelegt, „dem Virtuosen des sichersten, kritischen Geschmacks und der ungezwungensten Mittheilung, dem übrigens eine gewisse ehrerbietige réserve *), dem Fürsten gegenüber, nicht mangelte" **). Sie unterhielten nachher eine lebhafte Correspondenz mit einander, und ihre Briefe sind Ehrendocumente für Beider Charakter. Merck blieb bis zu seinem Ende dem Herzoge der betraute Rathgeber bei Ankäufen von Kunstwerken. Auch für Goethe war dieß Zusammensein mit Merck erquickend. Als er am 28. September früh Morgens um 8 Uhr mit Merck zum Burgthor hinausging, fühlte er den Abschied tief; er nannte den Tag einen „dunkeln" und hatte noch am 4. October das Gefühl des Alleinseins und gänzlicher Abgeschnittenheit ***). Bloß mit Knebel sprach er über „die Armuth des

*) Wieland an Merck, 1, 36.

**) Wachsmuth, Weimars Musenhof, S. 64.

***) Wie Merck nach diesem Zusammensein über Goethe und den Herzog urtheilte, zeigt ein Brief an Nicolai vom 3. Nov. 1777: „Ich habe Goethe'n neuerlich auf der Wartburg besucht, und wir haben zehn Tage zusammen wie die Kinder gelebt. Mich freut's, daß ich von Angesicht gesehen habe, was an seiner Situation ist. Das Beste von Allem ist der Herzog, den die Esel zu einem schwachen Menschen gebrandmarkt haben, und der ein eisenfester Charakter ist. Ich würde aus Liebe zu ihm eben das thun, was Goethe thut. Die

Hoftreibens" und überhaupt der Societät. Er war stumpf gegen die Menschen. Die Ankunft des Statthalters „schloß ihn für ihn Augenblicke wieder auf, aber Grimm's Erscheinen wieder zu." Er fühlte innig, „daß er, alles Andere bei Seite, dem Manne nichts zu sagen hatte, der von Petersburg nach Paris gehe." Zu dieser Stimmung wirkte aber auch das fortdauernde Zahnübel mit, indem es ihn verhinderte, an dem Tanzvergnügen, „einem Vehikel für die Kluft, die ihn von den Menschen trennte," Theil zu nehmen. Er meinte der Gesellschaft sichtlich zur Last zu sein und ging in's Freie. Draußen sah er den Mond still glänzend über dem Schlosse stehen und eilte hinauf. Hier, auf der reinen, ruhigen Höhe, im Rauschen des Herbstwindes, fühlte er sich befriedigter und das Heimweh nach Weimar, nach seinem Garten, das ihn unten ergriffen hatte, sich wieder verlieren *).

Seine lebhafte Sehnsucht nach der stillen Gartenwohnung spricht sich in folgenden, von Riemer mitgetheilten Zeilen aus jenen Tagen aus: „Gern kehr' ich doch zurück in mein enges Nest, nun bald in Sturm gewickelt, in Schnee verweht, und, will's Gott, in Ruhe vor den Menschen, mit denen ich doch nichts zu theilen habe. Hier (in Eisenach) habe ich weit weniger gelitten, als ich gedacht habe, bin aber in viel Entfremdung bestimmt, wo ich doch noch Band glaubte. Der Herzog wird mir immer näher und näher, und Regen und rauher Wind rückt die Schafe zusammen. — — Regieren!!" Am 10. October kehrte er nach Weimar zurück und konnte nun, nachdem er in den nächsten Tagen noch wegen einer Unpäßlich-

Mährchen kommen alle von Leuten, die ohngefähr so viel Auge haben zu sehen, wie die Bedienten, die hinterm Stuhl stehen, von ihren Herren und deren Gespräch urtheilen können. Dazu mischt sich die scheußliche Anekdotensucht unbedeutender, negligirter, intriguanter Menschen, oder die Bosheit Anderer, die noch mehr Vortheil haben, falsch zu sehen. Ich sage Ihnen aufrichtig, der Herzog ist einer der respectabelsten und gescheitesten Menschen, die ich je gesehen habe — und, überlegen Sie, dabei ein Fürst und ein Mensch von 20 Jahren. Ich dächte, Goethe's Gesellschaft, wenn man nicht muthwillig voraussetzen will, er sei ein Schurke, sollte doch mit der Zeit ein wenig guten Einfluß haben. Das Geträtsche, daß er sich nach Goethe bilde, ist so unleidlich unwahr als Etwas; denn es ist ihm Niemand unausstehlicher als Goethe's Affen."

*) Riemer, Mittheil. über G. II, 49.

keit des Herzogs meist in dessen Nähe hatte verweilen müssen, endlich der ersehnten Häuslichkeit genießen. Er fühlte sich darin so beglückt, daß er eines Morgens (am 14. Nov.) beim Erwachen seinen Dank in das Gebet ergoß: „Heiliges Schicksal! Du hast mir mein Haus gebaut und ausstaffirt über meine Bitten. Ich war vergnügt in meiner Armuth unter meinem halbfaulen Dache; ich bat Dich, mir's zu lassen, aber Du hast mir Dach und Beschränktheit vom Haupte gezogen wie eine Nachtmütze. Laß mich nun auch frisch und zusammengenommen der Reinheit genießen! Amen, ja Amen winkt der erste Sonnenblick!"

Aber selbst mitten im Winter sollte er noch einmal durch eine abenteuerliche Fahrt von mehr als vierzehn Tagen seinem schneeverhüllten Gartenhäuschen entzogen werden. Häufige Klagen des Landvolkes im Eisenachischen bestimmten den jungen Fürsten, mit der um ihn versammelten Gesellschaft am 27. November eine Jagdpartie auf wilde Schweine anzustellen. Goethe bat um die Erlaubniß, sich dem Zuge erst nach einem kleinen Umwege anzuschließen, aus dem er, nach seiner beliebten Art, einstweilen ein Geheimniß machte.

Werther's Leiden hatten jene zärtlich leidenschaftliche Ascetik, die man das Sentimentalitätsfieber genannt hat, wie Goethe meint, nicht sowohl erregt, als vielmehr das Uebel aufgedeckt, das in jungen Gemüthern verborgen lag. Er selbst hatte sich durch jenes Werk von der Krankheit zu befreien gewußt; aber weil man ihn den darin ausgesprochenen Gesinnungen für zugeneigt hielt, so mußte er sich von Manchen, die an dem Uebel litten, brieflichen und persönlichen Zudrang gefallen lassen. So hatte er auch um die Mitte des Jahres ein Schreiben aus Wernigerode erhalten, Plessing unterzeichnet, beinahe das Seltsamste, was ihm in der selbstquälerischen Art vor Augen gekommen war. Der Briefsteller zeigte sich schreibseligberedt, und dabei so durchdrungen von Mißbehagen, daß es unmöglich war, sich irgend eine Persönlichkeit zu denken, die zu solchen Seel-Enthüllungen passen möchte. Alle seine wiederholten zudringlichen Aeußerungen waren anziehend und abstoßend zugleich, weßhalb endlich in Goethe schon im Interesse der damals beliebten Physiognomik die Begierde rege werden mußte, zu erfahren, was

für einen Körper sich ein so wunderlicher Geist gebildet habe. Dieß war eines der Hauptmotive seines geheimen Reiseplans. Außerdem wünschte er, weil schon damals von der Wiederaufnahme des Ilmenauer Bergwerks häufig die Rede war, von dem Bergwesen in seinem ganzen Complex eine, wenn auch nur flüchtige Anschauung zu gewinnen, und hatte daher schon längst eine Reise in den Harz projectirt. Seit uns Goethe's Briefe an Frau von Stein vorliegen, lassen sich noch andere, tiefere Anlässe zu dieser Reise erkennen, die seine eigene spätere Erzählung derselben (in der „Campagne in Frankreich") verschweigt. Er wollte auf einige Zeit aus der vornehmen Umgebung sich retten, um den Anblick der einfachern Existenz der sogenannten niedern Classen zu seiner innern Auferbauung zu genießen; er floh aus bunten und verwickelten Lebenskreisen, um sich an dem rein Menschlichen zu erquicken; er entzog sich seinen Freunden, um in völliger Einsamkeit sich ganz selbst wiederzufinden; er gab sein behagliches Dasein auf, um sich durch Entbehrungen und Mühseligkeiten innerlich zu kräftigen. „Er stürzte sich in Frost," sagt Schöll, „um ganz die Erwärmung zu fühlen, tauchte in Nacht, um fröhlich zum Lichte aufzufahren, in Müdigkeit und Hunger, um die Wohlthat der Labe und des Lagers zu segnen, in Winter und Gefahr, um im einfachsten Lebensgefühl sich zu erbauen." Besonders aber sehnte er sich, in der erhabenen winterlichen Gebirgswelt einen Naturgottesdienst nach seiner Weise zu begehen, und das, was ihm dort begegnen würde, als Symbol und Pfand für seine Schicksale, für seine geheimsten Wünsche zu nehmen.

So verließ er denn am 29. November, zwei Tage, nachdem der Herzog die Jagdfahrt angetreten, in der Morgenfrühe zu Pferde seinen behaglichen Gartenwohnsitz und begann, dem Ettersberge zureitend, jene berühmte Ode Harzreise im Winter, die er selbst nachher ausführlich commentirt hat*). Er übernachtete in Sondershausen und kam des andern Tages so früh nach Nordhausen,

*) S. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten I, 366 ff. und III, 473 ff. In den kurzen Tagebuch-Notizen über die Reise, die zwischen Goethe's Briefen an Frau von Stein mitgetheilt sind, ist erst auf dem Tageblatt vom 1. Dec. angemerkt: „Dem Geier gleich ꝛc."

daß er gleich nach Tische weiter zu gehen beschloß, aber erst sehr spät mit Boten und Laterne nach mancherlei Gefährlichkeiten in Ilefeld ankam. In einem glänzend erleuchteten Gasthofe eingekehrt, erhielt er vom Wirthe den Bretterverschlag in der Wirthsstube mit dem weißüberzogenen Ehebette zur Schlafstelle eingeräumt. Hier konnte er durch eine Astlücke der Bretter in die Stube blicken und sah an einer langen, von Kerzen hell erleuchteten Tafel eine stattliche und zahlreiche Gesellschaft sitzen. Commissarien der höchsten Höfe, die hier schon längere Zeit über wichtige Einrichtungen und verschiedene Interessen unterhandelt hatten, gaben heute Abend einen allgemeinen Schmaus. Er konnte die Tafel von unten auf ganz überschauen und musterte die Gesellschaft von den Gehülfen, Schreibern und Secretairen hinauf bis zu den Räthen und Vorsitzenden. Heiteres, freies Gespräch, Gläserklang, Toaste, Scherz und Witz belebten das Mahl. Nach der düstern Winternachtreise in dem Harz kam ihm das Bild ganz zauberhaft vor, als sähe er in einer Berghöhle wohlgemuthe Geister sich ergötzen.

Am nächsten Morgen, Montags den 1. December, brach er frühe um sieben Uhr mit einem Boten von Ilefeld auf, war gegen Mittag in Elbingenrode und genoß bei gelindem Wetter eines herrlichen Eintritts in den Harz. Nachmittags begab er sich in die Baumannshöhle, der er auch noch den folgenden Tag beinahe ganz widmete. Er durchkroch sie nach allen Seiten, und betrachtete mit Aufmerksamkeit das in krystallinischen Bildungen fortwebende Leben der Natur. Weil er hier mit dem reinen, ruhigen Blick des Naturforschers schaute, so wollte sich ihm nichts von den Wunderbildern zeigen, die sich eine aufgeregte Einbildungskraft sonst so gern aus formlosen Gestalten schafft; dafür prägte sich aber ein um so treueres Bild der Wirklichkeit seinem Gedächtnisse ein. Wieder an's Tageslicht zurückgekehrt, schrieb er, außer einigen Notizen, die ersten Strophen der obengenannten Ode nieder. Die Stelle:

> Aber abseits, wer ist's
> In's Gebüsch verliert sich sein Pfad u. s. w.,

worin sich die damalige liebevolle Stimmung seines Gemüthes abspiegelt, bezieht sich auf Plessing.

Von Elbingerode, wo er übernachtete, ging er am folgenden Tage (den 3. December) nach Wernigerode, und ließ sich, nach seiner Ankunft im dortigen Gasthofe, durch den Kellner zu dem räthselhaften jungen Manne, dem Sohne des dortigen Superintendenten, hinführen. Goethe gab sich, seiner Neigung zum Incognito getreu, für einen Zeichenkünstler aus Gotha aus, der wegen Familienangelegenheiten in dieser unfreundlichen Jahreszeit nach Braunschweig müsse. Mit Lebhaftigkeit erkundigte sich Plessing nach Weimar, und als der Fremde ihm eine Reihe Weimarischer Persönlichkeiten vorführte und noch immer von Goethe schwieg, unterbrach er ihn mit Ungeduld, und verlangte eine Schilderung des seltsamen Menschen, der so viel von sich reden mache. Goethe befriedigte seinen Wunsch mit so großer Ingenuität, daß der junge Mann, wenn er nur etwas Scharfblick besessen hätte, in dem Geschilderten seinen Gast erkannt haben würde. Darauf erging sich Plessing in Klagen über Goethe's Theilnahmlosigkeit, der ihn auf die herzlichste briefliche Darlegung seiner Leiden, auf die dringendsten Bitten um Rath und Hülfe ohne Antwort gelassen. Der Fremde führte zu Goethe's Entschuldigung an, „daß ein gewaltiger, sowohl ideeller als reeller Zudrang diesen sonst wohlgesinnten, wohlwollenden und hülfsfertigen Mann oft außer Stand setze, sich zu bewegen, geschweige zu wirken." Nun erbot sich Plessing, den an Goethe gerichteten Brief vorzulesen, damit der Gast selbst urtheilen könne, ob er nicht irgend eine Erwiederung verdient habe. Goethe fand über dieser Vorlesung auf eine schlagende Weise die Behauptung der Physiognomisten bewährt, daß ein lebendiges Wesen in all seinem Handeln und Betragen vollkommen übereinstimmend mit sich selbst sei. Der Lesende paßte genau zu dem Gelesenen, und denselben Eindruck, wie früher der Brief, machte jetzt auf ihn die ganze Persönlichkeit des jungen Mannes; sie wirkte ebenfalls anziehend und abstoßend. Man konnte ihm eine gewisse Theilnahme und Achtung nicht versagen; denn ein ernstliches Wollen, ein edler Sinn und Zweck gab sich kund; allein obschon von den zärtlichsten Gefühlen die Rede war, blieb sein Vortrag ohne Anmuth und in Allem sprach sich eine beschränkte Selbstigkeit aus. Goethe bemerkte ihm, als die Vorlesung beendigt war, er glaube

einzusehen, warum der Mann, an den er sich um Rath gewandt, gegen ihn stumm geblieben sei; die jetzige Denkweise desselben sei eine zu abweichende, als daß man eine Verständigung hoffen könne. In Goethe's Kreise gelte es als ausgemacht, daß man sich aus einem schmerzlichen, selbstquälerischen, düstern Seelenzustande nur durch Naturbeschauung und herzliche Theilnahme an der äußern Welt retten und befreien könne; man sei überzeugt, daß die Richtung geistiger Kräfte auf wirkliche und wahrhafte Erscheinungen allmälig Behagen, Klarheit und Belehrung gewähre *). Ihm, als Landschaftsmaler, habe dieß zu allererst einleuchten müssen, da ja auch seine Kunst unmittelbar auf die Natur gewiesen sei, und er habe seitdem mit erhöhter Liebe sich der Betrachtung der Naturbilder und Phänomene gewidmet. Und nun schilderte er ihm mit malerischer Poesie, und doch unmittelbar und natürlich, den Verlauf seiner Reise, den morgendlichen Schneehimmel über den Bergen, die mannigfaltigen Tageserscheinungen, die wunderlichen Thurm- und Mauerbefestigungen von Nordhausen, bei einbrechender Abenddämmerung gesehen, die nächtlich rauschenden, von des Boten Laterne zwischen Bergschluchten flüchtig blinkenden Gewässer, die Baumannshöhle und Anderes. Als aber Plessing dem allen mit der entschiedenen Versicherung entgegentrat, es könne und solle ihm nichts in der Welt genügen, so fühlte Goethe sein Inneres sich zuschließen, und glaubte sein Gewissen durch den beschwerlichen Weg, im Bewußtsein des besten Willens, völlig befreit und sich von jeder weitern Pflicht gegen ihn entbunden.

Aus dem Hause heraustretend, fand er den aufgehellten Himmel von Sternen blinken, Straßen und Plätze mit Schnee überdeckt, blieb auf einem schmalen Stege stehen und beschaute sich die mitternächtliche Welt. Zugleich überdachte er sein Abenteuer und fühlte sich fest entschlossen, den jungen Mann, der ihn auf morgen zu Tisch geladen hatte, nicht wieder zu sehen. Und so bestellte er im Gasthofe sein Pferd auf Tagesanbruch und übergab dem Kellner ein anonymes, entschuldigendes Bleistiftblättchen für Plessing **).

*) Vergl. oben die Bemerkungen über das Schauspiel Lila S. 288 ff.

**) Folgende Notiz aus Goethe's Tageblättern in den Briefen an Frau von Stein stimmt nicht genau zu der oben gegebenen eigenen Erzählung Goethe's: „3. Dec. Auf Wernigerode. Mit P(lessing) spazieren auf die Berge ꝛc."

Ueber den weitern Verlauf der Reise (Goethe's eigene Darstellung derselben bricht mit der Ankunft in Goslar ab) geben, außer den von Riemer mitgetheilten Bruchstücken aus Goethe's Tagebuche, die Briefe des Dichters an Frau von Stein mit den eingeschalteten Tageblättern, willkommene Auskunft. Am 4. December ritt er an dem Nordosthange des Harzes in grimmigem Schnee-, Schlossen- und Regengestöber über Ilsenburg nach Goslar, und schrieb von dort an seine Herzensfreundin, „bei einem Wirthe, der gar viel Väterliches hatte." — „Es ist eine schöne Philisterei im Hause," heißt es in dem Briefe, „es wird einem ganz wohl. Wie sehr ich wieder auf diesem dunkeln Zug Liebe zu der Classe von Menschen gekriegt habe, die man die niedere nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist! Da sind doch alle Tugenden beisammen: Beschränktheit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden, Ausharren u. s. w. — Ich trockene nun jetzt an meinen Sachen; sie hängen um den Ofen. Wie wenig der Mensch bedarf, und wie lieb es ihm wird, wenn er fühlt, wie sehr er das Wenige bedarf!" — Am 5. December besuchte er den Rammelsberg, am 6. die Hütten an der Ocker, und sah die Messingarbeiten und das Hüttenwerk, versuchte sich auch, wie bisweilen an den frühern Reisetagen, im Zeichnen, doch ohne Erfolg, und schrieb Abends wieder aus Goslar an seine Freundin: „Mir ist's eine sonderbare Empfindung, unbekannt in der Welt herumzuziehen; es ist mir, als wenn ich mein Verhältniß zu den Menschen und den Sachen weit wahrer fühlte. Ich heiße Weber, bin ein Maler, habe Jura studirt, oder bin ein Reisender überhaupt, betrage mich sehr höflich gegen Jedermann, und bin überall wohlaufgenommen." Den 7. December ging es nach Klausthal, wo ihn eine seltsame Empfindung ergriff, „aus der Reichsstadt, die in und mit ihren Privilegien vermodert, hier heraufzukommen, wo vom unterirdischen Segen die Bergstädte fröhlich nachwachsen." — „Das Schönste von dieser Wallfahrt ist," schrieb er Abends an Frau von Stein, „daß

ich meine Ideen auf jedem Schritt bestätigt finde über Wirthschaft, es sei ein Bauergut oder ein Fürstenthum, und daß sie so simpel sind, daß man gar nicht zu reisen brauchte, wenn man bei sich etwas lernte." — Am folgenden Tage entging er beim Einfahren in die Carolinen- und Dorotheengrube glücklich einer großen Gefahr. „Der Geschworene," berichtete er darüber an Frau von Stein, „ward einen Schritt vor mir von einem Stück Gebirg, das sich ablöste, zu Boden geschlagen. Da er ein sehr robuster Mann war, so stemmte er sich, als es auf ihn fiel, daß es in mehrere Stücke auseinander brach und an ihm herabrutschte. Es überwältigte ihn aber doch; und ich glaubte, es würde ihm wenigstens die Füße sehr beschädigt haben; es ging aber so hin. Einen Augenblick später, so stand ich an dem Fleck; denn es war eben vor einem Ort, den er mir zeigen wollte; und meine schwanke Person hätte es gleich niedergedrückt und mit der völligen Last zerquetscht. Also daß Ihre Liebe bei mir bleibe, und die Liebe der Götter!" — Am 9. Dec. war er früh auf den Hütten, und besah nach Tisch Ilsemann's Kabinet, worauf er Nachts zu Altenau sich durch einen „unendlichen" Schlaf erquickte. „Der Nutzen," schrieb er an diesem Tage an seine Freundin, „den das auf meinen phantastischen Sinn hat, mit lauter Menschen umzugehen, die ein bestimmtes einfaches, dauerndes, wichtiges Geschäft haben, ist unsäglich. Es ist wie ein kaltes Bad, das einen aus einer bürgerlich wollüstigen Abspannung wieder zu neuem kräftigem Leben zusammenzieht ... Die Menschen streichen sich recht auf mir auf, wie auf einem Probirstein; ihre Gefälligkeit, Gleichgültigkeit, Hartleibigkeit und Grobheit, Eins mit dem Andern macht mir Spaß."

Mit dem 10. December culminirte sein Reiseglück in der Besteigung des Brockens. Früh Morgens brach er nach dem Torfhause auf, einer Försterwohnung, zwei Stunden vom Brocken entfernt, und machte sich von da, ein Viertel nach zehn Uhr, auf den Weg nach dem Gipfel, den er ein Viertel nach Eins erreichte. Wie sehr ihn dies Gelingen beglückte, zeigt sein Bericht an Frau von Stein: „Als ich zum Torfhause kam, saß der Förster bei seinem Morgenschluck in Hemdsärmeln, und discursive redete ich vom Brocken; und er versicherte die Unmöglichkeit hinaufzugehen, und

wie leichtfertig es wäre, jetzt es zu versuchen. — Die Berge waren im Nebel, man sah nichts; und so, sagte er, ist's auch oben, nicht drei Schritte vorwärts können Sie sehen; und wer nicht alle Tritte weiß u. s. w. Da saß ich mit schwerem Herzen, mit halben Gedanken, wie ich zurückkehren wollte. Und ich kam mir vor, wie der König, den der Prophet mit dem Bogen schlagen heißt, und der zu wenig schlägt *). Ich war still, und bat die Götter, das Herz dieses Menschen zu wenden und das Wetter, und war still. So sagte er zu mir: Nun können Sie den Brocken sehen! Ich trat an's Fenster, und er lag vor mir, klar, wie mein Gesicht im Spiegel; da ging mir das Herz auf, und ich rief: Und ich sollte nicht hinaufkommen! Haben Sie keinen Knecht? Niemanden — Und er sagte: Ich will mit Ihnen gehen. — — Ich habe ein Zeichen in's Fenster geschnitten zum Zeugniß meiner Freudenthränen, und wär's nicht an Sie, hielt ich's für Sünde es zu schreiben. Ich hab's nicht geglaubt bis auf der obersten Klippe. Alle Nebel lagen unten, und oben war herrliche Klarheit ..." Ohne Zweifel war dieses derselbe Besuch des Brockens, den Goethe in seinen Erläuterungen zur Ode Harzreise irrthümlich drei Tage früher ansetzt: „Ich stand am 7. December in der Mittagsstunde, gränzenlosen Schnee überschauend, auf dem Gipfel des Brockens, zwischen jenen ahnungsvollen Granitklippen, über mir den vollkommen klarsten Himmel, von welchem herab die Sonne gewaltsam brannte, so daß in der Wolle des Ueberrocks der bekannte branstige Geruch erregt ward. Unter mir sah ich ein unbewegliches Wolkenmeer nach allen Seiten die Gegend überdecken und nur durch höhere und tiefere Lage der Wolkenschichten die darunter befindlichen Berge und Thäler andeuten." Gegen Abend beim Hinabsteigen hatte er Gelegenheit, die herrliche Erscheinung farbiger Schatten zu beobachten, die er in seinem Entwurf der Farbenlehre (§. 75) beschrieben. Die weiten Flächen auf- und abwärts waren beschneit, die Haide von Schnee bedeckt, alle zerstreut stehenden Bäume und vorragenden Klippen, auch alle Baum- und Felsenmassen völlig bereift, die Sonne senkte sich eben gegen die Oderteiche hinunter. Waren den Tag über, bei dem gelblichen Ton des

*) Buch der Könige II. 13, V. 17—19.

Schnees, schon leise violette Schatten bemerklich gewesen, so mußte man sie nun für hochblau ansprechen, als ein gesteigertes Gelb von den beleuchteten Theilen wiederschien. Als aber die Sonne sich endlich ihrem Niedergange näherte und ihr durch die stärkern Dünste höchst gemäßigter Strahl die ganze umgebende Welt mit der schönsten Purpurfarbe überzog, da verwandelte sich die Schattenfarbe in ein Grün, das nach seiner Klarheit einem Meergrün, nach seiner Schönheit einem Smaragdgrün verglichen werden konnte. Die Erscheinung ward immer lebhafter, Goethe glaubte sich in einer Feenwelt zu befinden; denn Alles hatte sich in die zwei lebhaften und schön übereinstimmenden Farben gekleidet, bis endlich mit dem Sonnenuntergang die Prachterscheinung sich in eine graue Dämmerung und nach und nach in eine mond- und sternenhelle Nacht verlor.

Ein poetisches Document der Dankbarkeit, die Goethe's Herz nach dem glücklich bestandenen Abenteuer erfüllte, lag uns, wenn auch nur halb verstanden, schon längst in jener herrlichen Ode „die Harzreise im Winter" vor:

„Und Altar des lieblichsten Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangener Scheitel,
Den mit Geisterreihen
Kränzten ahnende Völker.

Jetzt aber geben uns die Briefe an Frau von Stein dazu den schönsten Commentar. „Was soll ich vom Herrn sagen mit Federspulen?" schrieb er ihr Abends beim Förster im Torfhause; „was für ein Lied soll ich ihm singen? Es ist schon nicht möglich, mit der Lippe zu sagen, was mir widerfahren ist; wie soll ich's mit dem spitzen Ding hervorbringen! Liebe Frau, mit mir verfährt Gott, wie mit seinen alten Heiligen, und ich weiß nicht, woher mir's kommt. Wenn ich zum Befestigungszeichen bitte, daß möge das Fell trocken sein und die Tenne naß *), so ist's so, und umgekehrt auch; und mehr als Alles die übermütterliche Leitung zu meinen Wünschen! ...

*) Buch der Richter 7, 36—40.

Ich sagte: ich habe einen Wunsch auf den Vollmond! — Nun, Liebste, tret' ich vor die Thüre hinaus, da liegt der Brocken im hohen, herrlichen Mondschein über den Fichten vor mir; und ich war oben heut, und habe auf dem Teufelsaltar meinem Gott den liebsten Dank geopfert!" — Und welch' ein helleres Licht fällt jetzt durch das Verständniß seiner Liebe zu Frau von Stein auf die Verse der Ode:

Aber den Einsamen hüll'
In deine Goldwolken!
Umgib mit Wintergrün,
Bis die Rose wieder heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, deines Dichters;
Mit der dämmernden Fackel
Leuchtest du ihm
Durch die Furten bei Nacht,
Ueber grundlose Wege
Auf öden Gefilden;
Mit dem tausendfarbgen Morgen
Lachst du in's Herz ihm;
Mit dem beizenden Sturm
Trägst du ihn hoch empor;
Winterströme stürzen vom Felsen
In seine Psalmen.

Er bedurfte dieses Geleits der Liebe auch noch in den nächsten Tagen, wo er mit vielen Mühseligkeiten die Bergwerke von Andreasberg, die Königshütten und andere besuchte und durch Nebel und Schmutz über Duderstadt und Mühlhausen nach Eisenach ritt. Hier langte er am 15. December gegen Mittag glücklich an, und schloß sich wieder an den Herzog und „die Brüder der Jagd" an. Er theilte noch an dem Tage „ihre heroischen Freuden, um Nachts, in Gegenwart einer prasselnden Kaminflamme, sie durch Erzählung seiner wunderlichen Abenteuer zu ergötzen und zu rühren."

Den folgenden Tag traf er schon in Weimar ein, und hielt sich nun meist „still in seiner Hütte", um den Triumph der Empfindsamkeit zu beendigen. Zugleich bereitete er die Aufführung der Mitschuldigen vor, welche am 30. December zu Ettersburg stattfand. Er selbst spielte mit Beifall den Alcest.

Am Sylvesterabend räumte er seiner Gewohnheit nach auf, und zog, wie Riemer sagt, ein Resumé oder eine Bilance des ganzen Jahres.

Eilftes Capitel.

Das Jahr 1778. Beschäftigungen im Januar. Tod der Fräulein von Laßberg. Der Triumph der Empfindsamkeit. Ruhigeres Vierteljahr. Reise nach Dessau und Berlin. Parkanlagen und andere Bauten. Louisenfest. Illumination des Parks. Geburtstagsfest der Herzogin Amalia. Gedichte. Egmont. Studium der Architektur.

Goethe begann das neue Jahr „rein und ruhig, da er das alte zusammengepackt hatte, schrieb am W. Meister, dessen erstes Buch er beendigte, und hatte mit dem Herzog viele und gute Unterredungen über innere und äußere Gegenstände, Theater, Kunst u. s. w. Der Herzog, dessen Gefühl sich schnell aufschloß, ergötzte sich mit ihm an einer Sendung Kupferstiche, welche, von Merck zu rechter Zeit eingeschickt, den Grund zu einer langjährigen Liebhaberei und zu mannigfachen Kunstsammlungen legte" *). Dann folgte aber wieder, vierzehn Tage hindurch, ein buntes, tolles Treiben: Morgens Schweinhatze, Nachmittags Theaterproben, Abends fratzenhafte Ständchen, Schlittenfahrt mit Fackeln, extemporirte Komödie in Ettersburg, allerlei Tollheiten, Tanz, Concerte, Redouten. Am 13. Januar fand eine Aufführung des Westindiers statt, worin Goethe als Belcourt in weißem Frack mit silbernen Tressen, in blauseidener Weste und gleichen Beinkleidern auftrat. Auch der Herzog, Prinz Constantin, Knebel, Einsiedel und Musäus hatten eine Rolle übernommen. Der vor Kurzem angekommene berühmte Eckhof machte den Vater, und unter den mitspielenden Damen befand sich Fräulein von Göchhausen, eine neu acquirirte Hofdame der Herzogin Amalie, von dieser gewöhnlich Thusnelda genannt. An diesem lebensfrohen, aufgeweckten Fräulein hatte der verwittwete Hof eine sehr angenehme Persönlichkeit gewonnen; sie trug zur Ergötzung eben so sehr durch ihre witzigen Einfälle bei, als durch die Neckereien, die mit ihr, besonders vom Herzoge, getrieben wurden.*) Uebrigens gehörte sie mehr zu den anempfindenden und anschmiegsamen, als selbstständigen Geistern, weßhalb Wieland sie in einem Briefe an Merck bezeichnend „Echo-Thusnelda" nennt.

*) Riemer nach Goethe's Tagebüchern.

Der 16. Januar brachte abermalige Schweinhatze und für Goethe keine geringe Gefahr, da ihm ein Eisen in einem angehenden Schweine unter der Feder wegbrach. Er kam unverletzt davon, während ein Jäger geschlagen ward. Dafür sollte er am nächsten Tage, als er mit dem Herzoge Schlittschuh lief, eine desto schlimmere Seelenwunde empfangen. Fräulein von Laßberg, deren oben schon einmal gedacht ist, wurde von seinen Leuten in der Ilm an der Schloßbrücke unter dem Wehr gefunden. Sie war den Abend vorher ertrunken, wie es heißt, mit Werther's Leiden in der Tasche, ob durch Unglück oder freiwillig, bleibt schwerlich, wie Riemer meint, unentschieden. In einer Anmerkung zu Goethe's Briefen an Frau von Stein von der Hand Friedrich's von Stein heißt es ausdrücklich: „Fräulein von Lasberg, sich von ihrem Geliebten, dem Schweden v. Wrangel, verlassen glaubend, endete ihr Leben in der Ilm an einer Stelle, die Goethe alle Abende, nach seinem Garten heimkehrend, allein betrat. Die Finsterniß der dichten Linden, das Brausen des damals hohen Wehrs und die Einsamkeit der Gegend machten die Stelle ziemlich schauerlich." Schon der große Antheil, den Goethe an dem Ereigniß nahm, deutet darauf hin, daß man ihren Tod als einen selbsterwählten betrachtete. Er brachte den Nachmittag bei der Ertrunkenen zu, die man zu Frau von Stein getragen hatte, und versuchte Abends die unglücklichen Aeltern zu trösten. Am nächsten Tage wurde er wieder in allerlei Zerstreuungen hineingezogen, so daß er erst in der folgenden Nacht mit Knebel „viel über den Tod des jungen Mädchens, ihr ganzes Wesen, ihre letzten Pfade u. s. w. sprechen" konnte. Aus den Briefen an Frau von Stein sieht man,

*) Weimars Album, 126.

daß er mit dem Gedanken umging, der Unglücklichen ein Denkmal zu widmen. „Da ich von Ihnen wegging," schrieb er ihr den 19. Januar, „konnte ich nicht zeichnen. Es waren Arbeiter unten, und ich erfand ein seltsam Plätzchen, wo das Andenken der armen Christel verborgen stehen wird. Das war, was mir heut noch an meiner Idee mißfiel, daß es so am Wege wäre, wo man weder hintreten und beten, noch lieben soll. Ich habe mit Jentschen (dem Hofgärtner) ein gut Stück Felsen ausgehöhlt; man übersieht von da in höchster Abgeschiedenheit ihre letzten Pfade und den Ort ihres Todes. Wir haben bis in die Nacht gearbeitet, zuletzt noch ich allein bis in ihre Todesstunde. Es war eben so ein Abend: Orion stand so schön am Himmel, als wie wir (am 16. Januar, von der Jagdfahrt) von Tiefurt fröhlich herauf ritten. Ich habe an Erinnerungen und Gedanken just genug, und kann nicht wieder aus meinem Hause. Gute Nacht, Engel, schonen Sie sich und gehen nicht herunter. Diese einladende Trauer hat etwas gefährlich Anziehendes, wie das Wasser selbst, und der Abglanz der Sterne des Himmels, der aus beiden leuchtet, lockt uns."

Nachdem er noch einige Tage in stiller Trauer dem Andenken der Unglücklichen gewidmet hatte, sah er sich wieder „zu theatralischem Leichtsinn gezwungen"; es waren die Proben des Triumphs der Empfindsamkeit, welche ihn jetzt vor dem nahe bevorstehenden Geburtstage der Herzogin dringend in Anspruch nahmen. Das Stück mußte, nach jenem traurigen Vorfalle, etwas Peinliches für ihn haben. Eben jene Werther'sche Gefühlsschwärmerei, welcher hier ein Opfer gefallen war, wurde in dem Drama in hart realistischer Gesinnung durch Parodie verhöhnt. Mußte auch der Unglücksfall den Widerwillen gegen die Werther'sche Selbstquälerei, dessen Ausfluß das neue Drama war, noch bestärken, so ließ doch die Darstellung desselben schwerlich in ihm einen reinen ergötzlichen Eindruck aufkommen, da zu frische Wunden dadurch schmerzlich berührt wurden.

A. W. Schlegel nennt den Triumph der Empfindsamkeit*) eine höchst genialische Verspottung der eigenen Nachahmer

*) Der ursprüngliche Titel des Stückes hieß „Die Empfindsamen". Es wich in seiner ersten Gestalt vielfach von der gegenwärtigen ab. „Einmal war es kürzer, einfacher, man könnte sagen, ländlicher, idyllischer; dagegen wieder sarkastischer, durch eine humoristische Schilderung des bis auf den letzten Diener geldsüchtigen Personals am Tempel des Orakels." (Riemer, II, 626.) Seckendorf lieferte die Musik zu den Gesängen und den Ballets, deren acht darin vorkamen. Vergl. Weimars Album, S. 70.

Goethe's, die sich zur komischen Willkür und phantastischen Symbolik des Aristophanes hinneige; aber der Dichter erscheine als „ein züchtiger Aristophanes in seiner Gesellschaft und am Hofe." Man muß hinzusetzen, daß der Spott nicht weniger seinem eigenen Werther und dessen Vorgängern, so wie der ganzen sentimentalen Zeitstimmung gilt, welche jene Schriften hervorrief und in ihnen Nahrung fand. Unstatthaft ist die Ansicht der Frau von Staël von diesem Drama, die in Goethe einen Zauberer sah, dem es Vergnügen mache, seine eigenen Gaukeleien zu zerstören, einen mystificirenden Dichter, der irgend einmal ein System festsetze, und nachdem er es geltend gemacht, auf einmal wieder grillenhaft aufgebe, um die Bewunderung des Publicums irre zu führen und die Gefälligkeit desselben auf die Probe zu stellen. Sehr richtig wurde dagegen von einem Kritiker im Globe bemerkt, solche Eulenspiegeleien seien nicht dem Genie zuzutrauen, der Dichter habe auch diese Production tief aus seinem Innern geschöpft, auch sie bezeichne eine seiner verschiedenen Entwicklungsepochen. Fragt man aber, wie Goethe zu dieser Reaction gegen jene leidenschaftliche, sentimentale Selbstquälerei gekommen sei, so erinnern wir an den lebhaften „brieflichen und persönlichen Zudrang", den er von Plessing und seinen zahlreichen Gesinnungsverwandten zu erdulden hatte. Wie oft mochte er da Gelegenheit gehabt haben, zu erfahren, daß einer scheinbar edeln Aufregung der Gemüther nur ein schales, hohles, selbstgefälliges Spiel mit Empfindungen und Einbildungen zu Grunde lag, weßhalb auch bei ihnen, wie bei Plessing, keine ernst gemeinte Cur verfangen wollte. Vielleicht trug aber auch der innige Umgang mit dem Herzoge dazu bei, in Goethe diese Crisis zu beschleunigen. Denn, wie aus Andeutungen der Frau von Wolzogen in Schiller's Leben hervorgeht, war, bei allem Adel der Gesinnung, in des Herzogs Charakter eine gewisse realistische Tendenz vorwaltend.

Das Drama, oder „die dramatische Grille", wie Goethe selbst das Stück bezeichnet, soll uns veranschaulichen, daß die Gefühle der Empfindsamen in der Regel nur einem aus der Lectüre sentimentaler Romane geschöpften Hirngespinnste gelten. So liebt der Prinz Oronaro, der, wie Werther für eines Andern Braut, so für eines Andern Gattin schwärmt, eigentlich nicht diese letztere, sondern eine ihr täuschend ähnliche Puppe, deren Kern und Geweide aus Büchern, wie der Siegwart, die neue Heloise und Werther's Leiden, besteht. Die Frauen, welche von den täuschenden Huldigungen solcher Phantasten angesteckt sind, werden am leichtesten geheilt, wenn man ihnen die Ueberzeugung beibringt, daß nicht sie selbst, sondern jenes Unding der Phantasie der wahre Gegenstand der Schwärmerei ihrer Anbeter ist. Mit der Werther'schen Liebesüberschwänglichkeit hing ein gemachter, krankhafter Enthusiasmus für die schöne Natur zusammen. Es war wieder nicht die wirkliche Natur in ihrer oft unbequemen Größe und Schönheit, sondern ein schwächliches Phantasiegebilde, wofür man begeistert war. Auch diese Krankheit wird in dem Stücke verspottet. Der Prinz hat nicht bloß die Zimmer seines Schlosses in Lauben, die Säle in Wälder, die Cabinette in Grotten verwandelt und seinen Hofstaat durch einen Directeur de la nature vermehrt, sondern er führt auch auf seinen Zügen überall eine Reisenatur, sprudelnde Quellen, Vogelgesang, Mondschein in Kisten und Kasten eingepackt mit sich herum. Nebenbei erhalten die empfindsamen Schauspieler einen Hieb, die immer den Leib vorwärts gebogen haben und die Kniee geknickt, als fehlte ihnen das Mark in den Knochen, eine Hand an der Stirne und eine am Herzen, als wenn's zu Stücken springen wollte. An einer andern Stelle werden die damals beliebten Monodramen mitgenommen und die Wirkung der erst vor einem Jahre gedichteten Proserpina durch „freventliche" Einschaltung in unser Drama vernichtet. Und so liegen noch manche besondere und selbst persönliche Bezüge in dem Stücke, die uns jetzt zum Theil unverständlich geworden sind.

Zur Verlegung der Handlung in die höchsten Gesellschaftskreise mochte den Dichter schon der große Aufwand an äußeren Mitteln bestimmen, welchen die Ausführung seiner Idee verlangte. Die kostspieligen Zurüstungen zu der Reisenatur ließen sich füglich nur von

einem Prinzen bestreiten. Die Decorationen aber, Tanz und Musik, wozu die Handlung Anlaß gab, kamen dem Stücke als einem Festspiele gut zu Statten. Im Zeitcostüm ist Mancherlei phantastisch verknüpft und durch einander geworfen. Deuten die Orakel und Priester auf Altgriechenland und Heidenthum, so erinnern wieder einzelne Personennamen, wie Oronaro und Merculo, die Reise in's Bad auf vier Wochen (Act II, Sc. 1) u. A. an neuere Zeit und Sitte. Der Orakelspruch ist glücklich als ein Faden zu festerem Zusammenhalt des Ganzen benutzt; solche phantastische Handlungen, worin so muthwillig mit den Dingen umgesprungen wird, verlieren sonst gleich Geschlossenheit und stetigen Gang. Aber auch so ist das aus der Handlung fließende Interesse nicht sehr spannend; sie steht sogar stellenweise ganz still. Die Anzahl der Personen hätte zur Ausführung der Hauptidee nicht so bedeutend zu sein brauchen; sie war aber für die Nebenzwecke des Dichters, so wie zur Erhöhung der Lebendigkeit der Vorstellung, als einer Geburtstagsfestlichkeit, erforderlich; und dann war auch wohl die Rücksicht auf diese und jene Persönlichkeit des Weimarischen Hofkreises mit im Spiele, welche der Dichter an der Aufführung gerne Theil nehmen ließ. Die Sprache ist fein, geistreich, gewandt und vornehm, wie Goethe sie nur bei Hofe hatte lernen können; sie bildet einen großen Abstich gegen den Ausdruck der komischen Stücke aus der vorhergehenden Frankfurter Zeit, wo er mit übermüthigem Behagen gegen die glatte Sprache seiner Leipziger Schulmeisterinnen reagirt hatte. Auf Form und Ton des Ganzen hat ohne Zweifel das Studium des Aristophanes eingewirkt, mit dem wir auch Goethe in jener Zeit, laut seines Tagebuchs, beschäftigt finden*).

Auf das bunte, bewegte Treiben dieses Festtages, an dem er selbst im Schauspiel als Andrason auftrat, folgte ein größtentheils in ruhigem und stillem Lebensgenuß hinfließendes Vierteljahr. In

*) S. Niemer, Mittheilungen II, 58. Uebrigens ist der Triumph der Empfindsamkeit, wie Rosenkranz (Goethe und seine Werke) treffend erinnert, für die romantische Schule sehr wichtig geworden. Tieck's Zerbino u. A. hat hier seine Quelle; selbst das Spielen mit der Bühne und dem Publicum, das Ironisiren des Theaters durch das Theater, ein Lieblingszug der romantischen Dramatik, läßt sich auf unser Stück zurückführen.

den nächsten Wochen des Februars war Goethe viel auf der Eisbahn *), „in immer gleicher, fast zu reiner Stimmung, gewann schöne Aufklärung über sich selbst und den Herzog; Stille und Vorahnung künftiger Weisheit, immerwährende Freude an Wirthschaft, Ersparniß, Auskommen; bestimmteres Gefühl von Einschränkung und dadurch der wahren Ausbreitung; fortdauernde reine Entfremdung von den Menschen; Bestimmtheit im Leben und Handeln" **). Dazwischen hatte er „viel fröhliche, bunte Imagination," so daß er Lila in Gedanken umschuf und am 15. Abends den ersten Act neu dictirte. In dem Stillleben der nächsten Wochen wechselten mitunter Theaterproben (von Erwin und Elmire, dem Médecin malgré lui u. a. Stücken) und Besuche bei Freunden, mit Beschäftigungen im Garten und Ballspiel, welches er zuweilen mit Kindern auf seiner Wiese trieb. An Merck schrieb er am 18. März, daß er neuerdings über allerlei Kunst überhaupt schöne Aufschlüsse erhalten, die er in allerlei Werklein möchte sehen lassen; auch mache er Manches in der Dumpfheit, das wohl oft das Beste sei. Der 2. April brachte ein so schönes Frühlingswetter, als man seit fünfundzwanzig Jahren in Weimar nicht erlebt hatte. Wieland schrieb am 12. April an Merck, es sei ihm seit zehn Tagen, als ob er mit sammt seinem Garten durch Feerei mitten in Jemen oder in eine der glückseligen Inseln versetzt sei; er schlendere von Morgen in die Nacht in seinem Garten herum, sehe der allgemeinen Entwickelung aller Keime, Knospen, Eierchen und Puppen zu, und mache in dieser Art von vegetabilem Leben weder Prosa noch Verse. Gleich ihm ergab sich Goethe einem dolce far niente, ließ jedoch mittlerweile die Felsen- und Uferarbeiten im Park fleißig fortsetzen. Wieland bezeichnet in einem

*) Der Kammermusicus Kranz schreibt darüber an Goethe's Mutter den 16. Febr. 1778: „Neues wüßte ich Ihnen nichts zu schreiben, als daß der Geh. Leg.-Rath dann und wann mit den Herrschaften Abends Schlittschuhe läuft, und zwar en masque. Die Herzoginnen, gnädigen Frauen und Fräuleins lassen sich im Schlitten schieben. Der Teich, welcher nicht klein ist, wird rundum mit Fackeln, Lampen und Pechpfannen erleuchtet. Das Schauspiel wird auf der einen Seite mit Hautboisten- und Janitscharenmusik, auf der andern mit Feuerrädern, Raketen, Kanonen und Mörsern vervielfaltigt. Es dauert oft zwei bis drei Stunden."

**) Riemer Mittheilungen, II, 57.

spätern Briefe „diese neuen Poëmata, die der Herzog nach Goethe's Invention und Zeichnung dort am Wasser angelegt," als eine wunderbar künstliche, anmuthig wilde, einsiedlerische und doch nicht abgeschiedene Art von Felsen- und Grottenwerk, wo Goethe, der Herzog und Wedel oft selbdrei zu Mittag speisten, oder in Gesellschaft einer oder der andern Göttin oder Halbgöttin den Abend zubrächten." Zugleich aber war Goethe in tausend Gedanken an Weimars Schicksal und Verhältnisse; denn der eindringende Erbfolgekrieg drohte, wie er an Merck schrieb, „den Weimarischen Kahn zwischen den Orlogschiffen zu quetschen," und in dem jungen Fürsten war ein Kriegsgefühl erwacht, welches Goethe'n sehr beunruhigte. Da kam zu rechter Zeit ein Brief des Fürsten von Dessau an, in Folge dessen der Herzog vorerst auf die Auerhahnbalz nach Ilmenau ging. Goethe folgte ihm dorthin und verbrachte ein paar Tage unter lustigen, originellen Thorheiten. Am grünen Donnerstage, den 16. April, war er wieder in Weimar zurück und gab sein gewohntes Kinderfest, das sogenannte Haseneiersuchen, das er sonst in seinem oder im Welschen Garten, dießmal aber, des unterdeß wieder schlecht gewordenen Wetters wegen, im Komödienhause veranstaltete. In die nächsten Tage (auf den 21. April) fällt noch ein Ausflug nach Erfurt, worauf er, mit dem Statthalter und dessen Bruder zurückgekehrt, einige Zeit hindurch „still und rein mit den Seinigen" verlebte *).

Ueber Goethe's eingezogenes Leben war wieder Niemand unzufriedener als Wieland. „Goethe'n bekomme ich gar nicht mehr zu sehen," schrieb er am 12. April an Merck, „denn er kommt weder an Concerttagen nach Hof, noch zu mir; und zu ihm zu kommen, wiewohl unsere Domänen eben nicht weit von einander liegen, ist auch keine Möglichkeit, seitdem er beinahe alle Zugänge barricadirt hat. Denn alle näheren Wege zu seinem Garten gehen über die Ilm und theils durch eine ehemals öffentliche Promenade, der Stern genannt, theils über eine herrschaftliche Wiese. Nun hat er zwar, pour faciliter la communication, im vorigen Jahre drei bis vier Brücken über die Ilm machen lassen; aber, Gott weiß warum, sie sind mit Thüren versehen, die ich, so oft ich noch zu ihm gehen

*) Riemer, Mittheilungen II, 59.

wollte, verschlossen angetroffen habe. Da man nun nicht anders zu ihm dringen kann, als mit einem Zuge Artillerie, oder wenigstens mit ein paar Zimmerleuten, die einem die Zugänge mit Aexten öffnen, so ist ein gemeiner Mann, wie unser einer, gezwungen, das Abenteuer gar aufzugeben und auf seinem Eigenen zu bleiben."

Aber aus dieser Zurückgezogenheit sollte Goethe bald wieder in das Geräusch der Welt herausgezogen werden. Er machte sich am 10. Mai nach Leipzig auf, um seinen Freund und Lehrer Oeser zu besuchen. Der Herzog reiste ihm nach und that ihm den Vorschlag, sein Begleiter auf einer weitern Reise nach Dessau und Berlin zu sein. Rasch entschlossen, begab Goethe sich am 13. mit dem fürstlichen Freunde auf den Weg nach Wörlitz. Der prächtige Park wurde, nach Riemer, im Regen besehen, so daß es ihm nur „wie das Vorüberschweben eines leisen Traumbildes war." Damit stimmt freilich nur theilweise, was er am 14. Mai aus Wörlitz an Frau von Stein schrieb: „Hier ist's jetzt unendlich schön. Mich hat's gestern Abend, wie wir durch die Seen, Kanäle und Wäldchen schlichen, sehr gerührt, wie die Götter dem Fürsten erlaubt haben, einen Traum um sich herum zu schaffen. Es ist, wenn man so durchzieht, wie ein Märchen, das einem vorgetragen wird, und hat ganz den Charakter der Elysischen Felder. In der sachtesten Mannigfaltigkeit fließt Eins in das Andere; keine Höhe zieht das Auge und das Verlangen auf einen einzigen Punkt; man streicht herum, ohne zu fragen, wo man ausgegangen ist und hinkommt. Das Buschwerk ist in seiner schönsten Jugend, und das Ganze hat die reinste Lieblichkeit."

In Dessau traf er seinen alten Freund Behrisch, den man dorthin als Erzieher des Erbprinzen berufen hatte*). „Hab' ich es Dir nicht gesagt," rief er Goethe'n gleich entgegen, „war es nicht gescheit, daß Du damals die Verse nicht drucken ließest, und daß Du gewartet hast, bis Du etwas ganz Gutes machtest? Freilich, schlecht waren damals die Sachen auch nicht, denn sonst hätte ich sie nicht geschrieben. Aber wären wir zusammen geblieben, so hättest Du

*) Vergl. Bd. I, S. 166, wo durch ein Versehen das Jahr 1776 statt 1778 angegeben ist.

auch die andern nicht sollen drucken lassen; ich hätte sie Dir auch geschrieben, und es wäre eben so gut gewesen." Und so fand Goethe ihn in all seinem Geschwätz ganz als den Alten wieder. Er war bei Hofe sehr wohl gelitten, und Goethe sah ihn immer an der fürstlichen Tafel*). Beim Aufbruch am 14. Mai gab Behrisch ihm das Geleit.

Am 15. Mai Abends gelangten die Reisenden über Potsdam nach Berlin. Von hier berichtete er den 17. Abends, nach einem Diner beim Prinzen Heinrich, an Frau von Stein: „Durch die Stadt und durch mancherlei Menschen Gewerb und Wesen hab' ich mich durchgetrieben. Von den Gegenständen selbst mündlich mehr. Gleichmuth und Reinheit erhalten mir die Götter auf's Schönste; aber dagegen welkt die Blüthe des Vertrauens, der Offenheit, der hingebenden Liebe täglich mehr ... Es ist ein schön Gefühl, an der Quelle des Kriegs zu sitzen in dem Augenblick, da sie überzusprudeln droht. Und die Pracht der Königsstadt, und Leben und Ordnung und Ueberfluß, das nichts wäre ohne die tausend und tausend Menschen, bereit für sie geopfert zu werden! Menschen, Pferde, Wagen, Geschütz, Zurüstungen, es wimmelt von Allem! ... Wenn ich nur gut erzählen kann von dem großen Uhrwerk, das sich vor einem treibt! Von der Bewegung der Puppen kann man auf die verborgenen Räder, besonders auf die große alte Walze, FR gezeichnet, mit tausend Stiften, schließen, die diese Melodien eine nach der andern hervorbringt." Er besuchte die gute Karschin, die ihn „beverste", und Chodowiecky, hörte Spalding predigen, sah die Porzellanfabrik, das Opernhaus, die katholische Kirche, das Arsenal, den Thiergarten, und wohnte einem Manöver bei. Seine Bewunderung des großen Königs blieb, aber seine Umgebung fand er jeden Tag unerträglicher. „Wenn ich nur könnte bei meiner Rückkunft Ihnen Alles erzählen," schrieb er den 19. an Frau von Stein, „wenn ich nur dürfte! Aber ach, die eisernen Reifen, mit denen mein Herz eingefaßt wird, treiben sich täglich fester an, daß endlich gar nichts mehr durchrinnen wird ... So viel kann ich sagen, je größer die Welt wird, desto garstiger die Farce; und ich schwöre, keine Zote

*) Eckermann, II, 78.

und Eselei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft, als das Wesen der Großen, Mittlern und Kleinen durcheinander. Ich habe die Götter gebeten, daß sie mir meinen Muth und Geradheit erhalten wollen bis an's Ende, und lieber mögen das Ende vorrücken, als mich den letzten Theil des Weges lausig hinkriechen zu lassen."

Auf der Rückkehr über Potsdam, wo er Abends den 20. Mai ankam, wurde dort Sanssouci zum zweiten Male, ferner die Bildergallerie, der Garten, das Sternhaus, das alte Schloß, die Garnisonskirche und die Gewehrfabrik besichtigt. Dann ging die Reise am 23. weiter nach Wörlitz, wo Goethe diesmal, bei besserm Wetter, Einiges zeichnete. In Dessau sprach er auch bei Basedow zu, und am 27. wohnte er abermals einem Manöver in Aken bei. Er schrieb darüber später (den 15. August) an Merck: „Ein großer Theil von Prinz Heinrich's Armee, den wir passirt sind, Manövers und die Gestalten der Generale, die ich halbdutzendweis bei Tisch gegenüber gehabt, machen mich auch bei dem jetzigen Kriege gegenwärtiger. — Mit Menschen (heißt es weiter) habe ich sonst gar nichts zu verkehren gehabt, und hab' in preußischen Staaten kein laut Wort hervorgebracht, das sie nicht können drucken lassen; dafür ich gelegentlich als stolz u. s. w. ausgeschrieen bin." Ueber Berlin sagt er: „Wir waren wenige Tage da, und ich guckte nur drein, wie das Kind in den Schön-Raritäten-Kasten. Aber Du weißt, wie ich im Anschauen lebe; es sind mir tausend Lichter aufgegangen. Und dem alten Fritz bin ich recht nah worden, da ich hab' sein Wesen gesehen, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien, und zerrissene Vorhänge, und hab' über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde räsonniren hören."

Wie hoch man damals Goethe's Einwirkung auf den Herzog anschlug, das zeigen die Worte, womit Wieland die Rückkehr der Reisenden am 1. Juni an Merck berichtet: „So eben höre ich, daß der Herzog und Goethe wieder angekommen sind. Alle Lande, wo sie gewesen, sind ihres Ruhmes voll. In ganzem Ernst, zu Leipzig, Dessau, Berlin ist alle Welt von unserm Herzog eingenommen. Das hat der Bruder Wolf hübsch gemacht." Und in einem Briefe vom 3. Juni heißt es: „Des Herzogs Anschauen war mir eine rechte Herzstärkung, so gesund und kräftig sah er aus, und

so edel, gut, bieder und fürstlich zugleich fand ich ihn im Ganzen seines Wesens. Ich werde je länger, je mehr überzeugt, daß ihn Goethe recht geführt, und daß er am Ende vor Gott und der Welt Ehre von seiner sogenannten Favoritenschaft haben wird."

Die Reise nach Berlin war fast in jedem Betracht ein Gegenstück zu der vorigjährigen Harzreise. Hatte er sich damals, allein und unerkannt, in die Einsamkeit der winterlichen Gebirgswelt, in unterirdische Gänge, in den Verkehr mit einfachen, schlichten Menschen geflüchtet, so war er jetzt, als Begleiter und Freund seines Fürsten, in den Lärm der Welt und der Kriegsrüstungen, in das Getümmel einer Königsstadt, in die Pracht königlicher und fürstlicher Paläste und Gärten, in die höchsten Kreise der Gesellschaft geführt worden. Damals hatte er erhöhte Anhänglichkeit zu den niedern Volksklassen, diesmal gesteigerte Verachtung gegen das Treiben in den höhern Schichten mitgebracht. Aber in Einem stimmten doch die Nachwirkungen beider Ausflüge überein: er fühlte sich nach ihnen doppelt glücklich in seinem „stillen Thale" und gab sich mit neuem Eifer der Ausschmückung desselben hin.

Den Parkanlagen widmete er im Laufe des Juni um so mehr Zeit und Sorgfalt, als er im Stillen den Plan hegte, den 9. Juli, den Namenstag der regierenden Herzogin, durch eine besondere Festlichkeit auszuzeichnen. In seiner eigenen Darstellung dieses Festes (mit dem irrigen Datum d. 25. August) erörtert er, wie mit der Rückkehr von dem verrotteten conventionellen Wesen zu frischer Natürlichkeit, wodurch sich die Poesie jener Zeit charakterisirte, auch die Neigung zum Leben und Genießen in freier Luft zusammenhing. Aus dieser entwickelte sich, durch den Anblick des Wörlitzer Parkes neubelebt, der leidenschaftliche Wunsch, eine Gegend durch Anlagen zu verschönern. In der Nähe von Weimar entsprach damals nur der sogenannte Stern, ein mit Bäumen und Büschen wohl ausgestatteter Raum, jenem Zeitbedürfniß. Es fanden sich dort uralte geradlinige Gänge, Alleen, von hohen, stämmigen Bäumen gebildet, breite Plätze zu Versammlung und Unterhaltung. Goethe war, vielleicht eben so sehr um sich in Allem zu versuchen, als um den Herrschaften einen stets neuen Genuß zu bereiten, auf möglichst

große Abwechselung in der poetischen Verherrlichung der Hoffeste bedacht; und so war er denn, wie er in der Proserpina ein neues dramatisches Genre vorgeführt hatte, jetzt auf den Einfall gerathen, durch die heitere, trockene Witterung begünstigt, ein Fest zu bereiten, welches an die älteren italienischen Favole boschereccie (Wald- und Buschspiele) geistreich erinnern sollte. Manche Anstalten dazu waren schon im Stillen getroffen, das Dramatische schon ausgedacht; es sollte nicht an Nymphen, Faunen, Jägern, Schäfern und Schäferinnen fehlen; glückliche, wie verschmähte Liebe, Eifersüchtelei und Versöhnung war nicht vergessen. Da trat zum Unglück, nach gewaltsamem Ungewitter, eine Fluth ein und setzte Wiesen und Stern unter Wasser. Und so mußte, weil alle Vorbereitungen genau diesem Local angepaßt waren, auf etwas Anderes gesonnen werden.

Eine abgelegene, fast nie betretene Höhe am Ilmufer, zu der die Ueberschwemmung nicht hinanstieg, wurde zu einer unerwarteten Festlichkeit ausersehen. Es erhob sich dort eine Gruppe alter Eschen, die zufälliger Weise ein schönes Oval bildeten. Man ebnete darunter einen anständigen Platz und baute gleich davor, in dem schon damals sich verbreitenden Mönchssinne, eine sogenannte Einsiedelei, ein Zimmerchen von mäßiger Größe, welches man eilig mit Stroh überdeckte und mit Moos bekleidete. Goethe hatte dieses alles in drei Tagen und Nächten zu Stande bringen lassen, ohne daß man bei Hofe oder in der Stadt etwas davon vermuthete. An dem Festtage kleidete sich nun eine Gesellschaft geistreicher Freunde in weiße, reinliche Kutten, Kappen und Ueberwürfe und bereitete sich zum Empfange. Der Hof war zur gesetzlichen Tagesstunde eingeladen worden; die Mönche gingen den Herrschaften bis auf einen weitern Felsenraum entgegen, wo man sich anständig ausbreiten konnte; und hier wurde nun ein von Seckendorf gedichtetes Dramolet gesprochen, welches uns Goethe in seinen „biographischen Einzelnheiten" *) aufbewahrt hat. Es beginnt mit der Rede des Paters Orator:

Memento mori! die Damen und Herrn
Gedachten wohl nicht uns zu finden am Stern,

*) Goethe's W., Bd. 27, S. 483 ff.

Es sei denn, sie hätten im Voraus vernommen,
Daß, eben am Tag, wie das Wasser gekommen,
Auch wir mit dem Kloster hieher sind geschwommn.
Zwar ist die Capelle, der schöne Altar,
Die Heiligenbilder, die Orgel sogar
Erbärmlich beschädigt, fast Alles zerschlagen;
Doch Keller und Küche, zwar ein wenig verschlemmt,
Hat auch sich, Gottlob! mit uns feste gestemmt.

Goethe steckte ohne Zweifel in der Gesellschaft unter der Maske des Paters Decorator, von dem der P. Florian sagt:

Der hat nun beinahe drei Nacht nicht geschlafen,
Um uns hier im Thal ein Paradies zu verschaffen;
Denn wenn der was angreift, so hat er nicht Ruh,
Stopft Tag und Nacht die Löcher mit Heckenwerk zu,
Macht Wiesen zu Felsen und Felsen zu Gänge,
Bald gradaus, bald zickzack die Breit' und die Länge.
Sogar auch den Ort, den sonst Niemand ornirt,
Hat er mit Lavendel und Rosen verziert.

Zuletzt folgten, auf die einladenden Verbeugungen des Pater Guardian, die Herrschaften mit dem Hofe in die Einsiedelei, wo um eine Tafel, auf einem reinlichen, aber groben Tischtuche um eine Bierkaltschale eine Anzahl irdener tiefer Teller und Blechlöffel zu sehen war. Bei der Enge des Raumes und den kümmerlichen Anstalten mochte es Manchem unter den Hofleuten schlecht zu Muthe werden; namentlich konnte die Oberhofmeisterin, Gräfin Gianini, ihr Mißbehagen nicht verbergen; da begann wieder:

P. Guardian.
Herr Decorator, der Platz ist sehr enge,
Und unsere Clausur ist eben nicht strenge;
Ich dächte, wir führten die Damen in's Grüne.

P. Decorator.
Ja, wenn die Sonne so warm nur nicht schiene.

P. Guardian.
Es wird ja wohl Schatten zu finden sein.

P. Küchenmeister.
Ich meines Orts esse viel lieber im Frei'n!

P. Guardian (zum P. Decorator).
Es fehlt ihm ja sonst nicht an guten Ideen.

P. Decorator.
Nun, wenn Sie's befehlen, so wollen wir seh'n.
(Geht ab.)

P. Guardian.
Es ist ein gar fürtrefflicher Mann.

P. Küchenmeister.
Ich zweifle, daß er uns dießmal helfen kann;
Die Plätze sind alle mit Wasser verschlemmt
Und noch nicht peignirt —

P. Orator.
Sag' Er doch gekämmt!
Daß Er doch sein Frankreich, wo die Küch' Er studirt,
Noch immer und ewig im Munde führt!

P. Decorator (kommt wieder).
Ew. Hochwürden, der Platz ist erseh'n;
Wenn's Ihnen gefällig ist, wollen wir geh'n.

In diesem Augenblick eröffnete sich die hintere Thüre und man sah eine gegen den Vordergrund lebhaft abstechende prächtig-heitere Scene. Unter der schattigen Wölbung des Eschenrundes stand eine wohlbesetzte fürstliche Tafel, an der man sich, unter den Tönen einer vollständigen symphonischen Musik, nach herkömmlicher Weise niederließ. Den Mönchen ward die angebotene Aufwartung verwehrt, und die Herrschaften luden sie zu den sonst gewohnten Plätzen bei Tafel ein. Das Wetter erzeigte sich vollkommen günstig, das umgebende Grün voll und reich. Ein über Felsen herabstürzender, malerisch angebrachter Wasserfall, welcher durch einen kräftigen Zubringer unabläßig unterhalten wurde, gab dem Ganzen einen romantischen Anstrich. Das Lokal war künstlerisch abgeschlossen, alles Gemeine daraus beseitigt; man fühlte sich so nah und fern vom Hause, daß es fast einem Mährchen glich. Dieses Fest, das wir Goethe'n selbst mit einigen Abkürzungen nacherzählt haben, bildete in der Geschichte der Weimarischen Parkanlagen eine Epoche, indem die sämmtlichen

Wege an dem Abhange nach Ober-Weimar zu von diesem dem Herzoge lieb gewordenen Orte ihren Fortgang gewannen.

Es war unvermeidlich, daß Goethe über seinen Parkanlagen, über Bauten vom Fürstenhause und Amtsgeschäften manche nähere und entferntere Freunde auf einige Zeit vernachläßigte. So wiederholt sich denn auch in damaligen Briefen Wieland's die Klage, daß er äußerst verschlossen und inaccessible sei. In einem Briefe vom 5. August an Merck, der kurz vorher die Herzogin Amalie auf einer Rheinreise begleitet hatte, gestand Goethe selbst: „Es hält jetzt schwer, daß ich aus mir herausgehe; an dem ruhigen Abend sollst Du doch ein paar Worte haben ... In meinem Thal wird's immer schöner, d. h. es wird mir immer näher und Anderen und mir genießbarer, da ich die vernachläßigten Plätzchen alle mit Händen der Liebe polstere und putze, und jederzeit mit großer Sorgfalt die Fugen der Kunst der liebkn, immer bindenden Natur zu befestigen und zu decken übergebe. Das herzige Spielwerk ist ein Kahn, auf dem ich oft über flache Gegenden meines Zustandes wegschwimme. Im Innersten aber geht Alles nach Wunsch. Das Element, in dem ich schwebe, hat alle Aehnlichkeit mit dem Wasser*); es zieht Jeden an, und doch versagt dem, der auch nur bis an die Brust hineinspringt, im Anfange der Athem; muß er nun gar gleich tauchen, so verschwinden ihm Himmel und Erde. Hält man's dann eine Weile aus und kriegt nur das Gefühl, daß einen das Element trägt, und daß man doch nicht untersinkt, wenn man gleich nur mit der Nase hervorguckt, nun so findet sich im Menschen auch Glied und Geschick zum Froschwesen. und man lernt mit wenig Bewegung viel thun. Bäume pflanze ich jetzt, wie die Kinder Israels Steine legten zum Zeugniß."

Unterdessen war die Herzogin Mutter von ihrer Reise zurückgekehrt und wurde von Goethe, der ihr die inzwischen entstandenen Parkanlagen zu zeigen wünschte, nebst Wieland, Einsiedel, der Frau von Stein und dem Fräulein von Göchhausen auf den Abend des

*) Man erinnere sich, daß er jetzt eben das Schwimmen eifrig trieb. (S. oben S. 281 Anm.) Goethe's lebensfrische Schreibart charakterisirt sich auch dadurch, daß er gern seine Bilder und Gleichnisse von den Dingen hernahm, die ihn augenblicklich lebhaft beschäftigten.

22. August in seinen Garten eingeladen. Sie speis'ten zusammen in einer anmuthigen kleinen Einsiedelei und gedachten in ihren Gesprächen Merck's, dessen Werth die Herzogin auf ihrer Reise hatte schätzen lernen, und der Frau Aja, bei welcher die Fürstin in Frankfurt einen Besuch abgestattet hatte. Auf Beider Gesundheit ward eine Flasche Johannisberg 60er ausgeleert; und als nun die Gesellschaft aufgestanden war und sich die Thür öffnete, — siehe, da stellte sich durch geheime Veranstaltung des Archi-Magus Goethe, wie ihn Wieland nennt, ein Anblick dar, der mehr einer verwirklichten Dichtervision, als einer Naturscene glich: Das ganze Ufer der Ilm, in Rembrand's Geschmack beleuchtet, ein wunderbares Zaubergemisch von Hell und Dunkel, das in seiner Gesammtheit eine unbeschreibliche Wirkung machte. Die Herzogin und Alle waren davon entzückt. Indem sie nun die kleine Treppe der Einsiedelei hinabstiegen und zwischen den Felsstücken und dem Buschwerk längs der Ilm gegen die Brücke hingingen, welche diesen Platz mit einer Ecke des Sterns verband, zerfiel die ganze Vision nach und nach in eine Menge Rembrandischer Nachtstücke, welche durch die dazwischen herumwandelnden Personen ein wunderbares Leben bekamen. In diesem überraschenden Schauspiel lag zugleich eine feine Schmeichelei für die Herzogin. Denn Tags zuvor hatte die Gesellschaft einen Disput über Rembrand gehabt, wobei die Herzogin mit großem Eifer diesen Liebling Merck's gegen die Angriffe von Wieland und Einsiedel vertheidigte.

Es läßt sich denken, wie lieb Goethe der Herzogin Mutter durch solche vergeistigte, mit Poesie gewürzte Naturgenüsse werden mußte; denn Niemand fühlte ein lebhafteres Bedürfniß, als sie, die alltägliche Wirklichkeit durch heitere Dichtung und Kunst zu verschönern. So gehörte auch zu ihren größten Ergötzungen das Tiefurter Erntefest, welches mit einem Aufzuge zierlich gekleideter Schnitter, Winzer und Fischer und ihrer Mädchen, mit Tanz und Festmahl, mit Decoration und Illumination des Parkes, unter rauschendem Beifall des bäuerlichen Publicums, begangen wurde *). Bisweilen

*) S. Peucer in Weimars Album, S. 63.

ward, wie Falk erzählt *), noch ganz spät eine Waldpartie auf den nächsten Morgen beschlossen. War es in der Nähe, so genügten zum Tragen des Mundvorrathes ein Paar Küchenesel; sonst mußte ein Wagen gerüstet werden. „In der herrschaftlichen Küche ging es nun an ein Kochen, ein Sieden, ein Braten, ein Halsabschneiden von Kapaunen, Truthähnen, Tauben und anderm Geflügel. Die Ilmteiche mußten noch spät ihre Fische, der Wald seine Rebhühner, der Keller seine ausgelegensten Weine liefern. Eine Gesellschaft von Herren und Damen, oft fröhlich unter einander gemischt, machte sich sodann gleich am frühen Morgen auf den Weg. Die Bäume in der tiefsten Einsamkeit, die sonst nur gleichgiltige Geier an sich vorüberziehen sahen, oder dem gaffenden Wilde noch an der Hütte des Kohlenbrenners eine Freistätte gewährten, wunderten sich über den fröhlichen, singenden Zug."

Da aber theatralische Darstellungen zu Amalia's Lieblingsgenüssen gehörten, so ward beschlossen, auch in diesem Jahre ihren Geburtstag, der in die letzte Hälfte des Octobers fiel, durch eine besonders reiche und lustige dramatische Vorstellung auf dem Ettersburger Theater zu feiern. Als Hauptstück ward dazu der von Einsiedel übersetzte Médecin malgré lui und zum Nachspiel Goethe's Jahrmarktfest zu Plundersweilern ausersehen. Ungemein war die Aufregung in Weimar, denn der halbe Hof und ein guter Theil der Stadt sollte mitspielen. Drei Wochen vorher war, wie Fräulein von Göchhausen später an Goethe's Mutter berichtete, „des Malens, des Lärmens und Hämmerns kein Ende, und die Fürstin, Dr. Wolf (Goethe), Kraus u. s. w. purzelten immer über einander, ob der großen Arbeit und Fleißes." Kraus, als Decorateur, und der Concertmeister Kranz hielten sich fast beständig in Ettersburg auf; Goethe kam wiederholt hin, um das Werk in Gang zu erhalten, die Herzogin aber lebte und webte darin, wie Wieland an Merck schrieb, „von ganzer Seele, von ganzem Gemüth und von allen Kräften." Sie malte mit Goethe und Kraus gemeinschaftlich das Gemälde vom Bänkelsänger. So kam der 20. October heran, und es traten in dem Médecin malgré lui unter Andern der Herzog als Valère,

*) Goethe aus persönlichem Umgange dargestellt, S. 132.

Goethe als Lucas in Bauerntracht, Corona Schröter als Lucinde, Einsiedel als Sgannarell auf. Thusnelde rühmt in ihrem Bericht an Frau Aja besonders Einsiedel's und Goethe's Spiel und fährt dann fort: „Zum Nachspiel erschien nun das gepriesene Jahrmarktsfest. Der Doctor sagte, er hätt's Ihnen schon geschickt. Das Bänkelsängergemälde, weil es von Kennern und Nichtkennern für ein rares und treffliches Stück Arbeit gehalten wird, und Sie als eine Kunstkennerin und Liebhaberin von dergleichen Dingen berühmt sind, wird Ihnen in einer Copie, in's Kleine gebracht, nebst der Romanze auch zugeschickt. Dr. Wolf spielte alle seine Rollen über alle Maßen trefflich und gut, hatte auch Sorge getragen, sich mächtiglich, besonders als Marktschreier, heraus zu putzen. O hätten Sie unsere Wünsche nur auf ein paar Stunden zu uns zaubern können! Nach der Komödie wurde ein großes Bankett gegeben, nach welchen sich die hohen Herrschaften sämmtlich, außer unserer Herzogin, empfahlen; uns Komödianten-Pack aber wurde noch ein mächtiger Ball bereitet, der bis an den hellen Morgen dauerte, und Alles war lustig und guter Dinge. Um auch etwas von mir zu sagen, so kann ich nicht umhin, mit aller Bescheidenheit zu melden, daß ich die edle Gouvernante im Puppenspiel überaus zierlich vorgetragen habe."

Wie der Triumph der Empfindsamkeit, so wurde auch das Jahrmarktsfest nicht genau in der Form, die uns jetzt vorliegt, dargestellt. „Im nachherigen Drucke," sagt Riemer, „wurde Manches weggelassen, was damals der Augenblick theils forderte, theils ertrug." So wie wir jetzt das Stück in Goethe's Werken finden, hat es wahrscheinlich mehr seine ursprüngliche Gestalt. Für diese Vorstellung in Ettersburg hatte er noch allerlei persönliche, örtliche und temporelle Anspielungen hineinverwebt, wie er denn überhaupt bei Aufführung seiner Dramen sich nicht strenge an das einmal Dastehende band, sondern Vieles veränderte, einschob und hinauswarf. So pflegte er auch, wie wir wissen, in den Rollen, die er selbst in seinen Stücken spielte, den Eingebungen des augenblicklichen Humors gemäß zu improvisiren.

Mittlerweile rückte das Jahr 1778 seinem Ende zu, ohne daß es Goethe'n eine bedeutende Ausbeute neuer Dichtungen gebracht

hatte. An kleineren Poesieen gehören hieher, außer dem vermuthlich in diesem Jahre entstandenen Gedichte „Dem Herzog Carl August" noch einige Verse aus einem Briefe an Auguste Stolberg vom 27. März:

Ich war ein Knabe warm und gut,
Als Jüngling hatt' ich frisches Blut,
Versprach einst einen Mann.
Gelitten hab' ich und geliebt,
Und liege nieder ohnbetrübt,
Da ich nicht weiter kann.

In diesem oder spätestens dem nachfolgenden Jahre entstand auch das Gedicht „Physiognomische Reisen", durch ein gleichnamiges, 1778 erschienenes Werk von Musäus hervorgerufen. Goethe hatte den Herzog und Andere aus seiner Umgebung in sein Interesse am Silhouettiren und Portraitiren im Dienst der Physiognomik hereingezogen. Da erhob sich nun auf einmal in seiner Nähe ein Protest gegen dieses Treiben, indem Musäus in seinen Reisen einen physiognomischen Don Quixote vorführte, der nach manchen Fahrten und Erfahrungen endlich von seiner Krankheit geheilt wird. Damit traf ein Angriff Lichtenberg's auf die Physiognomik (im Göttinger Taschenkalender 1778) zusammen. Der Dichter sucht nun die Physiognomisten, zumal die in seiner Umgebung, durch ein paar Worte zu beruhigen. Seine Erklärung ist eigentlich eine ausweichende und widerlegt nicht die von den Gegnern erhobenen Einwürfe. Sie gibt zu, daß hier an feste Principien, an eine ächt wissenschaftliche Erkenntniß nicht zu denken sei; die Physiognomik solle nur im Dienst der Musenkünste und speciell der Poesie und der bildenden Kunst stehen; sie solle mehr eine „edle, stille Betrachtung," als ein verstandesmäßiges Suchen und Forschen sein — womit er der Ansicht Lichtenberg's von der Physiognomik ziemlich nahe trat.

Wahrscheinlich gehört in diese Zeit auch Goethe's unvergleichlich schöne Ballade: „Der Fischer"; wenigstens wurde sie damals zuerst in Herder's Volksliedersammlung veröffentlicht mit der Bemerkung des Herausgebers: Die deutsche Poesie dürfe, wenn sie wirkliche Volksdichtung werden wolle, nur den Weg gehen, welchen dieses Gedicht zeige. Es ist kaum zu bezweifeln, daß die Entstehung

der Ballade mit Goethe's damaliger Neigung zum Wasserelement, mit seiner großen Schwimm- und Badelust zusammenhing *); denn zufolge des Dichters eigener Erklärung in den Gesprächen mit Eckermann hat er hier „bloß das Gefühl des Wassers ausgedrückt, das Anmuthige, was uns im Sommer lockt, zu baden." Wir haben darum aber doch nicht unser Gedicht als eine Allegorie im gemeinen Sinne des Wortes zu betrachten. Wie in den alten Volksmythen, hat sich in dieser Ballade ein dunkles, geheimnißvolles Naturgefühl zu einer weit lebenvollern und selbstständigern Dichtung ausgebildet, als die gewöhnlichen Allegorieen sind. Eckermann legt dem Stücke noch eine andere Beziehung unter. In der Versinnlichung der lockenden und einschmeichelnden Gewalt des listigen Wasserelements, das auf seiner Fläche den Himmel mit seinen Gestirnen trügerisch abspiegelt, das unser „eigen Angesicht" in freundlichem Wiederschein uns entgegenstrahlt, und doch den Unbesonnenen, der sich ihm widerstandslos vertraut, auf immer der Licht- und Tageswelt entrückt, sieht er ein Gleichniß der sinnlichen, der bloß natürlichen Liebe, die wie das „feuchte Wasserweib" denjenigen, der sich willenlos ihr ganz zu eigen gibt, mit ihren Lockungen um seine Seele bringt. Was die Darstellung betrifft, so finden wir hier, wie im Erlkönig, jene bloß andeutende „mysteriöse Behandlungsweise", wie sie Goethe bei der Ballade verlangt, „durch welche das Gemüth und die Phantasie des Lesers in diejenige ahnungsvolle Stimmung versetzt wird, die sich, der Welt des Wunderbaren und den gewaltigen Naturkräften gegenüber, im schwächern Menschen nothwendig entfalten muß." Durch ein glückliches Ergreifen der Naturelemente der Sprache und Metrik, durch bildliche Worte, malerischen Rhythmus, onomatopoetische Lautverbindungen, weiß der Dichter die wunderbare, unserm Bewußtsein entfremdete Welt schnell in Gefühl und Anschauung entstehen zu lassen. Mit Recht läßt er den Fischer, obwohl nach ihm das Stück benannt ist, eine passive Rolle spielen, und dagegen das Wasserweib sprechend und handelnd hervortreten, denn es soll ja die geheimnißvolle, unwiderstehliche Gewalt ihres Elementes geschildert werden.

*) S. oben S. 281, Anmerk.

Vielleicht war es das unangenehme Gefühl beim Rückblick auf den im Ganzen geringen poetischen Ertrag des Jahres, was Goethe'n im Anfang des December wieder einmal versuchen ließ, den lange unterbrochenen Egmont fortzuführen. Er schrieb einige Scenen weiter, wovon Riemer die zwischen Alba und seinem Sohne, und den Monolog Alba's namentlich anführt; aber Mangel an Stimmung unterbrach die Arbeit bald wieder. Er hatte damals, wie es im Tagebuche heißt, „zu Nichts Lust," auch „ärgerte ihn Alles an den Menschen," er fühlte sich „ganz zugefroren gegen sie." Daran mochte zum Theil die trübe Jahreszeit Schuld sein, die gewöhnlich einen verstimmenden Einfluß auf ihn übte; zum Theil lag aber die Ursache in gesellschaftlichen Verhältnissen, in den „Schiefheiten der Societät", worüber er sich in jenen Tagen mit Knebel unterhielt. „Ich bin zu dieser Welt nicht gemacht," so lautet eine Stelle seiner damaligen Tagebuch-Confessionen. „Wie man aus seinem Hause tritt, geht man auf lauter Koth, und weil ich mich nicht um Lumpereien kümmere, nicht klatsche und solche Rapporteurs nicht halte, handle ich oft dumm." Dann trugen aber auch ohne Zweifel die amtlichen Beziehungen zu seiner Verstimmung bei. „Es wachsen täglich neue Beschwerden," klagt er, „und niemals mehr, als wenn man eine glaubt gehoben zu haben," — und an einer andern Stelle: „Viel Arbeit in mir selbst, zu viel Sinnens, daß Abends mein ganzes Wesen zwischen den Augenknochen sich zusammenzudrängen scheint." Das Schlimmste war, daß er selbst mit den Nächststehenden sich nicht offen über seine Intentionen besprechen durfte, weil sie leicht schief aufgefaßt werden konnten. So unterhielt er sich damals mit dem Herzog über Ordnung, Polizei und Gesetze, und traf bei ihm auf eine verschiedene Ansicht. „Die meinige," sagt er im Tagebuch, „darf ich nicht mit Worten ausdrücken: sie wäre leicht mißverstanden und dann gefährlich. Indem man unverbesserliche Uebel an Menschen und Umständen verbessern will, verliert man die Zeit und verdirbt noch mehr; anstatt daß man diese Mängel annehmen sollte, gleichsam als Grundstoff, und nachher suchen diese zu contrebalanciren. Das schönste Gefühl des Ideals wäre, wenn man immer rein fühlte, warum man's nicht erreichen kann." Dazu standen ihm für die nächste Zukunft „neue Eckelverhältnisse"

durch eine Kriegscommission bevor, zu deren Präsidenten er ausersehen war. Alles dieses läßt uns wohl begreifen, warum jetzt keine poetischen Arbeiten gedeihen wollten. Weil er aber ohne eine edlere Geistesbeschäftigung nicht leben konnte, so warf er sich im December mit Eifer auf das Studium der Baukunst, zeichnete nach Blondel Gesimse und hierauf nach und nach die verschiedenen Säulenordnungen, und beschloß so, von der Gesellschaft abgezogen, das Jahr in stiller, wissenschaftlich-künstlerischer Thätigkeit.

Zwölftes Capitel.

Das Jahr 1779. Goethe mit der Direction des Militair- und Straßenwesens beauftragt. Iphigenie; älteste Gestalt; Aufführungen. Merck zu Besuch in Weimar. Grenzenlose Thätigkeit Goethe's. Verhältniß zu einem anonymen Schützling. Ernennung zum Geh. Rath. Woldemar's Kreuzerhöhung. Schweizerreise mit dem Herzoge. Abstecher nach Sesenheim. Friederikens spätere Schicksale. Besuch bei Lili in Straßburg. Fortsetzung der Reise. Besuch bei Lavater. Goethe in der Carlsschule (Schiller). Heimkehr.

Das erste Viertel des Jahres 1779 entschwand Goethe'n beinahe ganz in zerstreuenden Amtsgeschäften. Gleichzeitig mit jener Kriegscommission ward ihm auch die Direction des Wegbaues übertragen, weßhalb ihn Herder in einem Briefe an Knebel *) den Weimarischen „Pontifex maximus, zu deutsch: obersten Wegaufseher und Straßenkehrer" nennt. So finden wir ihn denn bald mit Sessionen, Actenkrämerei, Durchstörung der unordentlichen Reposituren, worin es durch ihn erst sich zu lichten anfing, beschäftigt; bald zieht er (von der Mitte des Februars bis gegen Ende März) auf den

*) Knebel's literar. Nachlaß, Briefe von Herder, Nr. 57.

Straßen des Herzogthums besichtigend einher und wählt, in Begleitung des Artilleriehauptmanns de Castrop, in den Amtshäusern die junge Mannschaft zum Kriegsdienste aus. Er suchte diese Geschäfte, nachdem er sie einmal übernommen, so gut als möglich auszuführen, vertiefte sich ganz in dieselben und „badete sich", nach seinem Ausdrucke, darin. In der Gewißheit des Ausharrens war er frohen Muthes und hoffte, er werde beide Commissionen gut versehen, „da er bei diesen Geschäften gar keine Imagination habe, gar nichts hervorbringen, nur das, was da ist, recht kennen und ordentlich haben wolle." Indem er aber, als ein Neuling in diesen Fächern, sich manchmal bei Andern Raths erholen mußte, so machte er eine Erfahrung, die seinen Muth leicht hätte dämpfen können. „So schwer ist der Punkt," schrieb er damals in sein Tagebuch, „wenn einem ein Dritter etwas räth oder einen Mangel aufdeckt oder die Mittel angibt, wodurch dieser gehoben werden könne, weil so oft der Eigennutz der Menschen in's Spiel kommt, die nur neue Etats machen wollen, um bei der Gelegenheit sich und den Ihrigen eine neue Zulage zu verschaffen; neue Einrichtungen, um sich's bequemer zu machen, Leute in Versorgung zu schieben u. s. w. Durch diese wiederholten Erfahrungen wird man so mißtrauisch, daß man sich zuletzt scheut, den Staub abwischen zu lassen. In keine Lässigkeit und Unthätigkeit zu fallen, ist deßwegen schwer." Zu solchen Geschäftssorgen kam noch eine unerwartete Beunruhigung hinzu, indem preußische Husaren Excesse in dem Amt Großen-Rudstädt verübten, wegen deren der General von Möllendorf sich noch im Jahr 1785 in einem Briefe an den Herzog entschuldigte *). Bei dem allen fand Goethe doch, „daß der Druck der Geschäfte der Seele wohlthue; wenn sie entladen sei, spiele sie freier und genieße des Lebens; elender sei nichts als ein behaglicher Mensch ohne Arbeit; das Schönste der Gaben werde ihm eckel."

Diese Bemerkung sollte sich gerade an ihm selbst im Laufe des ersten Vierteljahrs 1779 auf's Schönste bewähren. Denn eben in

*) S. des Herzogs Briefe an Knebel, Nr. 57, in des Letztern literar. Nachlaß.

dieser Zeit, wo er am Tage die Straßen inspicirte und mit der „Menschenklauberei" (Rekrutenaushebung), wie er an Frau von Stein schrieb, beschäftigt war, arbeitete er Abends und Nachts, in den kleinen Ortschaften rastend, an seiner Iphigenie. Schon am 14. Februar hatte er an Frau von Stein gemeldet: „Den ganzen Tag brüt' ich über Iphigenien, daß mir der Kopf ganz wüst ist, ob ich gleich zur schönen Vorbereitung letzte Nacht zehn Stunden geschlafen habe. So ganz ohne Sammlung, nur den Einen Fuß im Steigriemen des Dichter-Hippogryphs, will's sehr schwer sein, etwas zu bringen, das nicht ganz mit Glanzleinwandlumpen gekleidet sei. Gute Nacht, Liebste. Musik hab' ich kommen lassen, die Seele zu lindern und die Geister zu entbinden." Acht Tage später (22. Febr.) heißt es dann weiter: „Meine Seele löst sich nach und nach durch die lieblichen Töne aus den Banden der Protokolle und Akten. Ein Quatro nebenan in der grünen Stube, sitz' ich und rufe die fernen Gestalten leise herüber. Eine Scene soll sich heute absondern, denk' ich." Vortrefflich kam ihm während des Herumziehens ein kurzer Aufenthalt zu Dornburg (vom 2. bis 5. März) zu Statten, dessen Anmuth er noch fünfzig Jahre später seinem Freunde Zelter so reizend schilderte (Brief Nr. 604). Von dort ging es nach Apolda, wo indeß der Lärm von Kindern und Hunden ihn aus aller Stimmung brachte. „Ehrlicher alter König!" schrieb er von hier an Knebel, dem er die Rolle des Thoas zugedacht hatte; „ich muß Dir gestehen, daß ich als ambulirender poëta sehr geschunden bin; und hätte ich die paar schönen Tage in dem ruhigen und überlieblichen Dornburger Schlößchen nicht gehabt, so wäre das Ei, halb angebrütet, verfault. Denn von hier sehe ich keine Hoffnung, vielleicht in Allstedt." In dieser Aussicht fand er sich nicht getäuscht: er beendigte dort glücklich den dritten Act. Der vierte ward, nach Riemer, am 19. März auf dem Schwalbensteine bei Ilmenau „Sereno die, quieta mente, nach einer Wahl von drei Jahren*), an Einem Tag" geschrieben, und das Ganze den 28. März

*) Düntzer conjicirt „drei Tagen" statt „drei Jahren", und vermuthet, daß Riemer's Angabe, Iphigenie sei bereits 1776 ersonnen worden, auf diesem Irrthum beruhe.

abgeschlossen, und am folgenden Tage in Gegenwart der Gothaischen Herrschaften vorgelesen.

Es läßt sich kaum ein stärkerer Beweis dafür denken, wie sehr Goethe mitten unter dem Tumult des Lebens im tiefsten Grunde des Gemüthes einen heiligen Götterfrieden bewahrte, als daß er zu einer Dichtung, wie die Iphigenie, vielleicht schon im Jahr 1776 die erste Idee empfangen, und sie im Jahr 1779 zwischen den heterogensten Beschäftigungen ausführen konnte. Zwar sagt er selbst in den Mittheilungen aus seiner ersten Reise nach Italien, das Drama sei in der Form, wie es jetzt entstanden war, „mehr Entwurf als Ausführung und in poetischer Prosa geschrieben gewesen, die sich manchmal in einen jambischen Rhythmus verliere, auch wohl anderen Sylbenmaßen ähnele." Allein hierüber müssen wir, seitdem uns die älteste Bearbeitung vorliegt, etwas anders urtheilen. Der Gesammtanlage und selbst der Composition im Einzelnen nach war das Stück ganz dasselbe, wie jetzt, mit Ausnahme einer Abweichung im vierten Acte (IV, 4), wo jetzt das Auftreten des Pylades besser motivirt ist, und einer andern im fünften Acte. Die Schlußscene des Drama's vereinigte nämlich damals die sämmtlichen handelnden Personen zu einer Gruppe, was auf den ersten Anblick etwas für sich hat, aber bei näherer Betrachtung doch die Weisheit des Dichters erkennen läßt, der später die Nebenpersonen ausschied. Denn Arkas und Pylades sind ungleich weniger von den sittlichen Mächten ergriffen, welche für Iphigenie, Thoas und Orest den Inhalt ihres Pathos in dem Augenblicke des Scheidens bilden, und wirkten daher durch ihre Anwesenheit störend, indem sie die Aufmerksamkeit des Zuschauers von den Hauptpersonen ablenkten. Was die rhythmische Form der ersten Bearbeitung betrifft, so zeigt sich uns die höchst merkwürdige Thatsache, daß der jambische Rhythmus nicht bloß manchmal, sondern fast durchgängig hervortritt, ja daß die Sprache unverkennbar zum fünffüßigen Jambus hinstrebt. Ganze Stellen jener Bearbeitung bedurften nur geringer Veränderungen, um sich zu jambischen Quinaren zu gestalten; z. B. Act I, Sc. 2: „Den edlen Stolz, daß Du Dich unnütz nennst, | verzeih' ich Dir, so sehr ich ihn bedaure. | Er raubt Dir den Genuß des

Lebens. (Wie!) | Du hast hier nichts gethan seit Deiner Ankunft? | Wer hat des Königs trüben Sinn erheitert? | Wer hat das harte (— v —) Gesetz, | daß am Altar Dianens jeder Fremde | sein Leben blutend läßt, von Jahr zu Jahr | mit sanfter Ueberredung aufgehalten? | u. s. w." Diese Erscheinung ist um so merkwürdiger, als der fünffüßige Jambus, wie es scheint, nicht in der klaren Intention des Dichters lag, sondern nur der Instinkt des Genies, das tiefe Gefühl des Schönen und Nothwendigen ihn zu dieser Form hindrängte; und es möchte darin der schlagendste Beweis zu finden sein, daß eben dieser Vers die naturgemäße Form der deutschen Tragödie oder wenigstens der Gattung sei, wozu die Iphigenie gehört. Derselbe geniale Instinkt trieb ihn auch zu gänzlicher Vermeidung des Reims schon in der ältesten Bearbeitung an, ließ ihn ferner in raschen Wechselreden sich der strengen Regelmäßigkeit der griechischen Tragödie annähern, die dem einzelnen Verse oder Verspaare immer wieder einen Vers oder ein Verspaar entgegenstellt, und führte ihn an bewegten, leidenschaftlichen Stellen zu aufgeregten Rhythmen, zu dem freien Tanze daktylischer, anapästischer, päonischer Verse *). Es erhellt hieraus, daß die Iphigenie, dem Wesentlichen des Inhalts und der Form nach, nicht, wie man gewöhnlich annimmt, der spätern classischen Periode angehört, und wir müssen Gervinus' schönes, und doch nicht ganz wahres Wort über sie **) dahin abändern, daß wir sagen: Dieses edle, reine Dichtungswerk voll Milde und Friede steht als ein Symbol da, worin der wie Prometheus und Tantalus gefolterte Dichter vorahnend seine eigene künftige Versöhnung in der des Atridenhauses besang. Wer aber in seinem Leben die Rolle der Iphigenie gespielt, wissen wir, seitdem durch die Briefe an Frau von Stein ein neues helles Licht, wie auf sein ganzes damaliges Seelenleben, so auch auf diese seelenvolle Dichtung gefallen ist. Kindlich und klug zugleich, theilnahmvoll und abwehrend, begeisternd und zügelnd, das Herz erschließend und die Leidenschaft beschwichtigend, lieh sie ihm Schwung, Farben und Züge, um das Bild der hohen

*) Ausführlicher hierüber Stahr in der Einleitung zur „Iphigenie auf Tauris in ihrer ältesten Gestalt" (Oldenburg, 1839).

**) V, 97 (2te Ausg.).

sühnenden und versöhnenden Priesterin zu entwerfen. — So viel genüge für jetzt. Eine fernere Besprechung des Drama's behalten wir uns für die Epoche vor, wo es seine gegenwärtige Gestalt gewann.

Die erste Aufführung des neuen Stückes fand am 6. April statt, und Goethe hatte die Freude, „eine gar gute Wirkung desselben auf reine Menschen" wahrzunehmen. Er trat selbst als Orest in griechischem Kostüm auf, und Thusnelda berichtet an seine Mutter, er habe meisterhaft gespielt und sei ihr noch niemals in ihrem Leben so schön erschienen. Am 12. April ward Iphigenie mit gleichem Beifall wiederholt. Der berühmte Hufeland, der diesen Vorstellungen beiwohnte, sagt in seinem Nachwort zu Vogel's Schrift „Die letzte Krankheit Goethe's": „Nie werde ich den Eindruck vergessen, den er als Orest im griechischen Kostüm in der Darstellung seiner Iphigenie machte; man glaubte einen Apollo zu sehen. Noch nie erblickte man eine solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheit und Schönheit, als damals an Goethe."

Das schöne Frühlingswetter lockte nun auch wieder den Hof in's Freie zu Vergnügungspartieen hinaus. Es wurden Lustfahrten nach Kahla, Dornburg und Jena angestellt, wo der Herzog die sämmtlichen Professoren zur Tafel lud. Goethe war heiter und guter Dinge, nicht bloß im Nachklange der schönen Wirkung seiner Production, sondern auch weil der Friede, der den Weimarischen Kahn aus seiner Klemme zwischen den großen Orlogschiffen befreite, ihm, nach Wieland's Ausdruck, „wieder Luft um's Herz machte." Die Herzogin Amalia bezog auf's Neue ihr geliebtes Ettersburg, wo am 20. Mai zum ersten Male das Schäferspiel „die Laune des Verliebten" mit gutem Erfolge von Goethe, Einsiedel, Corona Schröter und Fräulein von Wöllwarth aufgeführt wurde.

In den nächsten Tagen war Alles auf den von Merck angekündigten Besuch gespannt. Man kann sich die Verehrung, die für diesen Mann in dem Weimarischen Kreise herrschte, nicht leicht zu groß denken. Von Goethe war es bekannt, wie hoch er ihn hielt; zwischen dem Herzog und Merck hatte sich ein wahrhaft freundschaftliches Verhältniß angeknüpft; Wieland schwärmte für ihn, wie man aus seinen damaligen Briefen sieht, und besonders seit er in der

Casa santa seine persönliche Bekanntschaft gemacht. „Wenn ich Dir untreu werde," schrieb er ihm am 9. December 1778, „so habe ich vorher meine Frau vergiftet und meine sieben Kinder erwürgt." Die Herzogin Amalia hatte auf ihrer Rheinreise von seinem Charakter, wie von seinem Urtheil und Wissen, eine gleich hohe Vorstellung gewonnen. So erklärt es sich leicht, was „Echo-Thusnelda" damals an Goethe's Mutter berichtete: „Jetzt leben wir in beständiger Erwartung unsers Merck. Beim Erwachen und beim Schlafengehen denken wir seiner; und wenn es regnet, oder der Wind ein Bischen stärker bläs't, sollten Sie gleich das Lamento hören: Der arme Merck! jetzt wird er vielleicht naß, der Wind wird ihm auf seinem Fuchs das Reiten sauer machen!" Am 31. Mai wurde er mit Goethe, der ihm bis Erfurt entgegen geritten war, früh Morgens auf der Hottelstädter Ecke von einem ganzen Schwarme seiner Verehrer, Carl August, dessen Mutter und Wieland an der Spitze, empfangen. Sie blieben den Tag über in Ettersburg und begaben sich gegen Abend nach Weimar.

Gervinus sagt, zwischen Merck und Goethe sei von dem Aufenthalt in Weimar an ein heimlicher Bruch eingerissen *). Zu dieser Behauptung, für die Goethe's Briefe an Merck keine Belege bieten, hat wahrscheinlich die Mittheilung Falk's **) Veranlassung gegeben: Merck sei bei dem Besuch in Weimar zuletzt so verstimmt gewesen, daß er Goethe'n gar nicht mehr sehen wollte. „Was Teufel," habe er zürnend ausgerufen, „fällt dem Wolfgang ein, hier am Hofe herumzuschranzen und zu scherwenzen, Andere zu hudeln, oder, was mir Alles eins ist, sich von ihnen hudeln zu lassen? Gibt es denn nichts Besseres für ihn zu thun?" Und so soll er ihm auch in seiner pikant kräftigen Weise gesagt haben: „Siehst Du, in Vergleich mit dem, was Du der Welt sein könntest und nicht bist, ist mir Alles, was Du geschrieben hast, Dreck!" Es wird schwer, diese Mittheilung nicht wenigstens theilweise zu bezweifeln, wenn man dagegen folgende, gleich nach Merck's Abreise geschriebene Stelle aus Goethe's Tagebuch hält: „Gute Wirkung von Merck's Gegenwart.

*) IV, 541 (2te Ausg.).
**) S. 145.

Sie hat mir nichts verschoben, nur wenige dürre Schalen abgestreift und im alten Guten mich befestigt, durch Erinnerung des Vergangenen und seine Vorstellungsart mir meine Handlungen in einem wunderbaren Spiegel gezeigt. Da er der einzige Mensch ist, der ganz erkennt, was ich thue und wie ich's thue, und es doch wieder anders sieht, wie ich, von anderm Standort: so gibt das schöne Gewißheit." Merck konnte auch bald die Ueberzeugung gewinnen, daß Goethe in Weimar etwas mehr und Besseres that, als „am Hofe herumzuschranzen." Selbst während der Anwesenheit des Freundes widmete er sich mit Ernst und Eifer den Amtsgeschäften, kramte viel in Acten, sann über einen Plan, das Militair zu reduciren, und faßte sogar das Steuerfach in's Auge, worin er durchgreifende Veränderungen beabsichtigte. Und daß diese Beschäftigungen auch seine poetische Ader nicht ausgetrocknet hatten, davon konnte sich Merck bei einer Reihe theatralischer Vorstellungen überzeugen. Am 3. Juni wurde nämlich der Jahrmarkt von Plundersweilern in seiner neuesten Gestalt, am 17. Proserpina, und am 12. Juli, dem Tage vor Merck's Abreise *), die Krone von Goethe's bisherigen poetischen Leistungen in Weimar, seine Iphigenie, aufgeführt, worin dießmal, bedeutsam genug, neben Goethe als Orest der Herzog den Pylades spielte.

Wenn Merck bei diesem Besuche durch etwas beunruhigt werden konnte, so war es durch die Beobachtung, daß Goethe die Basis „der Pyramide seines Daseins" zu breit und groß anlegte, als daß eines Menschen Kräfte zum Ausbau zureichen konnten. Ungeheuer war der Kreis seiner Beschäftigungen und Interessen; nach allen Seiten wollte er die Schranken seiner Existenz möglichst weit hinausrücken: sogar für den Ackerbau, gegen den sich noch im Wer-

*) Demnach verweilte Merck nur anderthalb Monate in Weimar, und nicht ein halbes Jahr, wie es bei Falk heißt. — Vielleicht ist aber statt des obigen, von Riemer angegebenen Datums, der 22. Juli zu lesen. Denn Merck schrieb am 1. August an Nicolai: „Ich bin vor ohngefähr 8 Tagen von Weimar, oder vielmehr von Ettersburg zurückgekommen, wo ich einen Besuch von 8 Wochen bei der verwittweten Herzogin abgestattet habe. S. Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck, herausgeg. v. Carl Wagner (Leipzig, 1847).

ther Abneigung kund gibt, zeigte er jetzt eine lebhafte Theilnahme, verhandelte viel mit dem von Merck empfohlenen trefflichen Land-Commissarius Bätty über landwirthschaftliche Gegenstände, und schrieb in sein Tagebuch den Wunsch: „Will's Gott, daß mir Acker und Wiese noch werden, und ich für diesen simpelsten Erwerb der Menschen Sinn kriege!" Aber bald erkannte er auch wieder, daß „sein Dasein nun einmal nicht einfach sei" und wünschte nur „schöne Kraft zu behalten, um die wahren Röhren neben einander in gleicher Höhe hinauf zu pumpen," oder, wie es in einem Briefe an Knebel heißt, „seine Talente und Geschäfte in einen geheimen Knoten zusammen zu knüpfen." „Ich darf mich nicht säumen," schrieb er an Lavater, „ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte, und der babylonische Thurm bleibt stumpf unvollendet. Wenigstens soll man sagen, er war kühn entworfen, und wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen." Gervinus meint, es sei Goethe'n unmöglich deutlich gewesen, was er sich hinter seinem Berufe imaginirte. Gewiß nicht; das Bild eines nach allen Richtungen klar und besonnen sich ausbreitenden Menschengeistes war das sicher bewußte Ideal, dem er mit äußerster Anstrengung seiner Kräfte nachrang.

Das Schlimmste war, daß außer den vielfachen Amtsgeschäften, die er sich auflud, manchmal außerordentliche Ereignisse und Unfälle ihn in Anspruch nahmen. So brach am 25. Juli ein furchtbares Feuer zu Apolda aus, wobei er den ganzen Tag Hilfe leistend sich „braten und sieden" ließ *). Die Sorge für die Abgebrannten verrückte ihm nun auch wieder „seine Plane, Gedanken, Eintheilung der Zeit. So geht das Leben durch bis an's Ende, so werden es Andere nach uns leben. Ich danke nur Gott, daß ich im Feuer und Wasser den Kopf oben habe." Er fand bei diesem Brande seine Ideen über Feuerordnung bestätigt und hoffte, daß der Herzog endlich daran glauben werde. „Das Elend," heißt es im Tagebuch weiter, „wird mir nach und nach so prosaisch, wie ein Kaminfeuer; aber ich lasse doch nicht ab mit meinen Gedanken, und ringe mit dem unerkannten Engel und soll ich mir auch die Hüfte ausrenken.

*) Vergl. oben S. 247 Anmerk. 2.

Kein Mensch weiß, was ich thue und mit wie viel Feinden ich kämpfe, um das Wenige hervorzubringen. Bei meinem Streben und Streiten und Bemühen bitt' ich Euch, nicht zu lachen, zuschauende Götter! Allenfalls lächeln mögt Ihr und mir beistehen!"

„Kein Mensch weiß, was ich thue," durfte er mit schönem Bewußtsein noch in einem andern Sinne sagen. Denn mitten unter so umfassenden Sorgen und Geschäften nahm er ganz im Verborgenen auch an dem Schicksale Einzelner den liebevollsten Antheil. Wir müssen hier ein erst in jüngster Zeit an's Licht gezogenes Verhältniß Goethe's *) mittheilen, welches wahrlich ein schönes Blatt in seiner Lebensgeschichte bildet. Schon im October des vorigen Jahres hatte sich von Gera aus ein dort unter fremdem Namen lebender, zum Theil durch eigene Schuld verarmter und gemüthlich zerrütteter Mann brieflich an Goethe gewandt, der unter dem 2. November mit folgendem Schreiben antwortete: „Dem, der sich mit den Wellen herumarbeitet, ist's wohl der schlimmste Herzensstoß, wenn der Willige am Ufer nicht Kräfte genug hat, Alle zu retten, die der Sturm gegen seine Küste treibt; wenn der, dem ein Menschengeschöpf die reichste Beute des Strandrechts wäre, mit Wenigen sich begnügen, und die Anderen untergehen sehen muß. In der Vorstellung, die ich mir von Ihnen aus Ihren Briefen mache, glaub' ich mich nicht zu betrügen; und was mir am wehesten thut, ist, daß ich einem Manne, der so genügsam verlangt, weder Hilfe noch Hoffnung geben kann ... Nehmen Sie das Wenige, was ich Ihnen geben kann, als ein Brett, das ich Ihnen in dem Augenblicke zuwerfe, um Zeit zu gewinnen. Bleiben Sie in dieser Jahreszeit, wo Sie sind; ich will in der Folge gern für eine kleine Beihilfe sorgen. Melden Sie mir die Ankunft des Geldes, und wie weit Sie damit zu reichen gedenken. Ist Ihnen mit einem Kleide, Ueberrock, Stiefeln, warmen Strümpfen gedient, so schreiben Sie; ich habe zu entbehren. Nehmen Sie diese Tropfen

*) S. Briefe und Aufsätze von Goethe, herausgeg. von A. Schöll (Weimar, 1846) S. 165 ff. Goethe deutet auf dieses Verhältniß in den Annalen unter dem Jahr 1794 (Bd. 27, S. 30, Ausg. in 40 Bdn.) hin; die von Schöll mitgetheilten Briefe reichen nur bis 1783. Wie die Adresse des letzten Briefes zeigt, hielt sich der Unglückliche in Ilmenau unter dem Namen Kraft auf.

Balsams aus der compendiösen Reiseapotheke des dienstfertigen Samariters, wie ich sie gebe."

Mit einem Briefe vom 11. November 1778 schickt ihm nun Goethe die Kleidungsstücke, und verspricht, sich nach einem Quartier, Tisch u. s. w. für ihn umthun zu lassen, auch Tuch, Futter und Geld zu einem Rocke zu schicken. Es macht einen komischen Eindruck, wenn er hinzusetzt: „Einen Rock von mir hab' ich Ihnen darum nicht geschickt, weil man den erkennen möchte." Er gibt ihm den Rath, sich in Jena auf der Akademie einschreiben zu lassen, wo er ihn dem Rector empfehlen wolle, und fügt hinzu: „Fassen Sie wieder Fuß auf der Erde! Man lebt nur einmal. Ich weiß im ganzen Umfange, was das heißt, sich das Schicksal eines Menschen mehr zu den übrigen Lasten auf den Hals binden; aber Sie sollen nicht zu Grunde gehen." Da den reizbaren Unglücklichen diese Stelle des Briefes beunruhigte, so schrieb Goethe im nächsten das schöne Wort: „Sie sind mir nicht zur Last; vielmehr lehrt mich's wirthschaften; ich verdändle viel von meinem Einkommen, das ich für den Nothleidenden sparen könnte. Und glauben Sie denn, daß Ihre Thränen und Ihr Segen nichts sind? Der, der hat, darf nicht segnen, er muß geben; aber wenn die Großen und Reichen dieser Welt Güter und Rangzeichen austheilen, so hat das Schicksal dem Elenden zum Gleichgewichte den Segen gegeben, nach dem der Glückliche zu geizen nicht versteht." Goethe übte an dem hypochondrisch eigensinnigen Manne nicht bloß Wohlthätigkeit, sondern auch die rührendste Geduld und Langmuth. Da er auf den Vorschlag wegen Jena nicht eingehen wollte, so setzte Goethe ihm nochmals umständlich die Vortheile eines dortigen Aufenthalts aus einander, ließ ihm aber freie Wahl, „weil er wisse, daß den Menschen von zitternder Nerve eine Mücke irren könne," und sagte ihm jedenfalls eine jährliche Unterstützung von 100 Thlr. zu. Diese erhöhte er später auf das Doppelte, und versah ihn dabei mit Taschengeld, Zeitungen, Büchern, Papier, Federn, Siegellack u. s. w.

Um ihm das drückende Gefühl zu benehmen, bloß von eines Andern Wohlthaten zu leben, suchte Goethe ihn nützlich zu beschäftigen und ließ, da er Ilmenau zum Aufenthaltsort gewählt, durch ihn über Bergwerks- und Steuersachen berichten. Auch übertrug er

ihm die Aufsicht über einen Knaben, der in Ilmenau die Jägerei lernte; und hier treffen wir schon wieder auf ein Verhältniß, welches uns Goethe in einem rührend schönen Lichte erscheinen läßt. Der mit ihm befreundete Hannoveraner v. Lindau, dessen in Wahrheit und Dichtung gedacht wird *), hatte einen Knaben hinterlassen, Peter Imbaumgarten genannt, weil er angeblich in der Schweiz in einem Baumgarten gefunden war. Goethe nahm sich seiner Erziehung an, und die Verhaltungsregeln, die er darüber dem Ilmenauer Schützling ertheilt, gewähren einen interessanten Blick in seine Pädagogik. „Er hat einen Anfang im Französischen," schreibt er am 13. Juli 1779, „wenn Sie ihm darin weiter hälfen! Er zeichnet hübsch, wenn Sie ihn dazu anhielten! Sie würden mir viel Sorge, die ich oft um ihn habe, benehmen, wenn Sie ihn in freundschaftlichen Unterredungen ausforschten, mir von seinen Gesinnungen Nachricht gäben und auf sein Wachsthum ein Auge hätten. Alles kommt darauf an, ob Sie eine solche Beschäftigung mögen. Wenn ich von mir rechne, der Umgang mit Kindern macht mich froh und jung." Und in einem spätern Briefe heißt es: „Thun Sie nur gelassen Gutes an ihm, wie Sie ihm ankommen können! Ob er lies't, ob er Französisch treibt, zeichnet u. s. w., mir ist Alles recht, nur daß er für die Zeit etwas thue, und daß ich von Ihnen höre, wie Sie ihn finden, und was Sie über ihn denken. Gegenwärtig lassen Sie ihn ja den Jägerstand als sein Erstes und Letztes betrachten, und hören Sie von ihm, wie er sich dabei benimmt, was ihm behagt, was nicht und was weiter. — Denn glauben Sie mir, der Mensch muß ein Handwerk haben, das ihn nähre. Auch der Künstler wird nie bezahlt, nur der Handwerker. Chodowiecki der Künstler, den wir bewundern, äße schmale Bissen, aber Chodowiecki der Handwerker, der die elendesten Sudeleien mit seinen Kupfern illuminirt, wird bezahlt. Wähnen Sie ja nicht, Peter habe die Geduld und das Ausharren zum Künstler; jetzt, da er in den Wald soll, will er zeichnen; er würde eine Begier nach dem Holz haben, wenn er an die Staffelei sollte."

Mit den letzten Brieffragmenten sind wir wieder in den Som-

*) Goethe's Werke, B. 22, S. 368.

mer 1779 versetzt, worin eben unsere Biographie weilt. In den ersten Tagen des August pflog Goethe eifrig Gespräche mit dem Herzog, worin, wie es im Tagebuche heißt, „unaussprechliche Dinge in großer, interessanter Unterredung durchgesprochen wurden." Unter diesen Verhandlungen reifte namentlich auch der Entschluß zu einer größern Excursion im strengsten Incognito, die zunächst nach Frankfurt gerichtet sein sollte. Die nächstliegende, wenn auch nicht die einzige Veranlassung zu dem Entschlusse mochte wohl in dem Gefühle liegen, daß sie beide für einige Zeit einer andern, freiern und frischern Geistesatmosphäre bedurften, um nicht auf die Dauer von den „Schiefheiten der Societät" mit angesteckt zu werden. Sobald das Project fest stand, bestellte Goethe ein Absteigequartier und traf seine Vorbereitungen, wie er es vor jeder längern Reise zu thun pflegte, indem er „zu Hause aufräumte, seine Papiere durchsah und alle alten Schalen verbrannte" *). Zugleich warf er einen „stillen Rückblick auf's Leben, auf die Verworrenheit, Betriebsamkeit, Wißbegierde seiner Jugend, wie sie überall herumschweift, etwas Befriedigendes zu finden; wie er besonders in Geheimnissen, dunkeln imaginativen Verhältnissen eine Wollust gefunden; wie er alles Wissenschaftliche nur halb angegriffen und bald wieder habe fahren lassen; wie eine Art von demüthiger Selbstgefälligkeit durch Alles gehe, was er damals schrieb; wie kurzsichtig in menschlichen und göttlichen Dingen er sich umgedreht habe; wie des Thuns, auch des zweckmäßigen Denkens und Dichtens so wenig; wie in zeitverderbender Empfindung und Schattenleidenschaft gar viele Tage verthan, wie wenig ihm davon zu Nutze gekommen, und wie er nun, da die Hälfte des Lebens vorüber sei, keinen Weg zurückgelegt habe, sondern vielmehr nur dastehe, wie Einer, der sich aus dem Wasser rettete und den die Sonne anfängt wohlthätig abzutrocknen." Die Zeit, daß er im Treiben des Lebens war, seit October 1775, getraute er sich noch nicht zu übersehen. „Gott helfe weiter," so fährt das Tagebuch fort, „und gebe Lichter, daß wir uns nicht selbst so viel im Wege stehen, lasse uns von Morgen zu Abend das Gehörige

*) Tagebuchnotizen bei Riemer.

thun, und gebe uns klare Begriffe von der Folge der Dinge, daß man nicht sei wie Menschen, die den ganzen Tag über Kopfweh klagen und gegen Kopfweh brauchen, und alle Abend zu viel Wein zu sich nehmen. Möge die Idee des Reinen, die sich bis auf den Bissen erstreckt, den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden!"

Der 28. August, sein Geburtstag, an dem er sonst, sowie auch beim Jahresschlusse, dergleichen Betrachtungen anzustellen pflegte, fand ihn dießmal, nach bereits abgelegter Beichte, in freier und ruhiger Stimmung. Aber dieser Gemüthsfrieden sollte noch am Nachmittage durch aufregende „persönliche Gefühle" auf die Probe gestellt werden; denn der fürstliche Freund gab ihm einen neuen Beweis seiner Gunst durch die Ernennung zum Geheimen Rath. Das Tagebuch ist darüber stumm, „weil es sich nicht zieme, diese innere Bewegung aufzuschreiben." Gerade das Verstummen ist sehr bedeutsam; so hielt ihn auch beim Abschied aus Italien eine zarte Scheu ab, den Schmerz in Gedichten auszusprechen, damit er nicht durch Worte „den feinen Duft des Gefühls verwischte," und so freute er sich auch später, daß er „Gott und die liebe Kleine (seine Gattin) im Gedicht erhalten reine." Das Decret, wodurch er „in Ansehung dessen bekannter Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit" zu dem neuen Range erhoben wurde, ist erst vom 5. September datirt. Eine Gehaltserhöhung erfolgte bei dieser Gelegenheit nicht; erst ein Jahr später bekam er zu seiner bisherigen Besoldung von 1200 Thlr. eine Zulage von 200 Thlr. *).

Der starke Eindruck der neuen Gunstbezeugung auf Goethe's Gemüth zeigte sich auch darin, daß er „seit dem Tage wie durch ein Wunder sich in eine frische Gegenwart der Dinge versetzt" fühlte. Es waltete in ihm „eine offene Fröhlichkeit und das Lumpige war ohne Einfluß auf seinen Humor." Diesen bethätigte er denn auch unter der lustigen „Schloß-Etlersburger Nation," welche eben in diesem Sommer sich mit allerlei theatralischen Possen und Farcen höchlich ergötzte. Schon vor seinem Geburtstage, etwa in der ersten

*) S. Goethe in amtlichen Verhältnissen, von Vogel (Jena, 1834).

Hälfte des August *), hatte Goethe in Ettersburg, noch in einem Anfalle von herbem und grimmigem Humor, einen Muthwillen verübt, dessen Kunde jetzt bereits in dem regen Briefwechsel jener Zeit durch Deutschland umherflatterte. Er hatte ein schön eingebundenes Exemplar des eben erschienenen Romans Woldemar von Fritz Jacobi mit in's Freie genommen, unter einer Eiche mehrere Partieen daraus mit parodistischen Zusätzen und Veränderungen der Gesellschaft vorgetragen, dann aus dem belaubtem Gipfel des Baumes eine Standrede, ein hochnothpeinliches Halsgericht über die verdammlich befundene Schrift gehalten, und endlich das Buch zur wohlverdienten Strafe und Anderen zum abschreckenden Beispiel an beiden Enden der Decke an die Eiche genagelt, daß die Blätter zum Jubel der Anwesenden im Winde hin und her wehten. Jacobi, zu dem das Gerücht gedrungen war, richtete, nach vierjährigem Stocken der Correspondenz, einen sehr ernsten Brief an Goethe mit der Anfrage, was an der Sache Wahres sei. „Hätte mir," sagt er, „zu jener Zeit (im Jahr 1775) ein solches Gerücht wie das jetzige zu Ohren kommen können, angespieen hätte ich den, der es geglaubt hätte. Aber seit jenen sind viele andere Tage gekommen. Ich brauche Dir Dein Verhalten gegen mich nicht zu erzählen. Du weißt, was ich erwarten konnte, erwarten mußte, und was alles nicht geschehen ist." Goethe antwortete nicht, theilte aber auf der Reise in Emmendingen die Sache seiner Freundin Johanna Fahlmer, nunmehr verehelichten Schlosser, mit, offenbar in der Absicht, daß sie Fritz Jacobi beschwichtigen möchte. „Goethe erzählte offenherzig den ganzen Verlauf," so berichtet sie an Jacobi, „daß er manche muthwillige Parodieen, nicht geschrieben, aber mündlich über Deinen Woldemar geschwatzt habe. Sagte: so schöner, so viel großer, herrlicher Sinn auch darin sei, so könne er nun einmal für sich das, was man den Geruch dieses Buches nennen möchte (anders wisse er sich nicht auszudrücken), nicht leiden. Auch habe er, wie lieb Du ihm seist und wie ungern er Dir etwas zu Leide sagen oder thun möchte, dem Kitzel nicht entgehen können, zumal den

*) S. Jacobi's Brief an Goethe vom 15. Sept. 1779 im Goethe-Jacobi'schen Briefwechsel (Leipzig, 1846).

Schluß desselben, so wie es ihm einmal aufgefallen sei, zu parodiren, nämlich daß Woldemar der Teufel hole. Man dürfe nur ein paar Zeilen ändern, so sei es unausbleiblich und nicht anders, als der Teufel müsse ihn da holen. Er sprach mit ganz arglosem Wesen davon und suchte mir zu bedeuten, was dergleichen launiges Getriebe in ihm für eine abgesonderte Sache sei u. s. w." Auf eine Anfrage Lavater's im Jahr 1781 wegen des Vorfalls antwortete Goethe: „Ueber Woldemar's Kreuzerhöhungsgeschichte kann ich Dir nichts sagen; das Factum ist wahr. Eigentlich ist's eine verlegene und verjährte Geschichte, eine Albernheit, die Du am besten ignorirst ... Der leichtsinnig trunkene Grimm, die muthwillige Herbigkeit, die das Halbgute verfolgen, und besonders gegen den Geruch von Prätension wüthen, sind Dir in mir zu wohl bekannt. Und die nicht schonenden launigen Momente voriger Zeiten weißt Du auch. Viel von diesem Allem wird verschlungen in thätiger Liebe." Der Leser weiß das Letztere auch, und wird zugleich nicht vergessen haben, daß Goethe, wenn „ihn der Teufel der Parodie ritt," auch sich selbst und seine eigenen Schriften nicht verschonte.

Einen ähnlichen Verdruß, wie Jacobi, erfuhr Wieland. Er mußte am 3. September 1779 mit eigenen Augen und Ohren Zeuge sein, wie in einer von Einsiedel verfaßten Posse „Orpheus und Eurydice" seine Alceste auf die lächerlichste Weise parodirt, und die Arie „Weine nicht, du meines Lebens Abgott" mit dem Posthorn begleitet und auf dem Reim Schnuppe vom Sänger ein langer Triller gemacht wurde. Das war dem Manne, der sonst Spaß verstand, doch zu viel. In einem Briefe vom 21. September an Merck ergießt er seinen Verdruß und klagt, daß „der unsaubere Geist der Polissonerie und der Fratze, der in die Oberen gefahren, nachgerade alles Gefühl des Anständigen, alle Rücksicht auf Verhältnisse, alle Delicatesse, alle Zucht und Scham verdränge." Es ist augenscheinlich, daß seine Verstimmung besonders gegen Goethe gerichtet war, der, wenn auch nicht diesen Spaß angegeben, doch im Allgemeinen jenen ausgelassenen und muthwilligen Geist hervorgerufen.

Unterdessen hatten sich der Herzog und Goethe aus dem tollen

Treiben schon herausgeflüchtet und befanden sich, vom Oberforstmeister von Wedel begleitet, auf dem Wege, wohin? das war dem Publicum in Weimar und selbst Wielanden ein Räthsel, ja, wie wir aus den Briefen an Frau von Stein sehen, hatte Goethe es sogar seiner Herzensfreundin verheimlicht. Die Reise ging zunächst nach Cassel, wo die Gemäldegalerie und andere „Herrlichkeiten" betrachtet, und beim Abendessen der junge Forster über die Südsee ausgefragt wurde. Hier glückte das Incognito noch ziemlich, aber nicht lange mehr blieb die Sache ein Geheimniß; und nun war, wie Frau von La Roche schreibt, „das Wundern der Leute von Adel, der Kaufleute und Wirthe sehr groß." Die Reisenden zogen weiter nach Frankfurt und verweilten hier einige Tage bei Goethe's Aeltern. Es mußte für seinen Vater, der nichts Gutes von der Verbindung mit dem Herzog geweissagt hatte, ein schlagendes, aber höchst angenehmes Dementi sein, daß er jetzt in seinem Hause einen so liebenswürdigen regierenden Herrn und seinen Sohn als dessen Geheimen Rath und vertrautesten Freund beherbergte; und es läßt sich denken, wie anmuthig und ergötzlich Goethe's Mutter die Wirthin machte. Er schrieb am 20. September an Frau von Stein: „Wir sind am schönsten Abend hier angelangt und mit viel freundlichen Gesichtern empfangen worden. Meine alten Freunde und Bekannten haben sich sehr gefreut. Den Abend unsrer Ankunft wurden wir von einem Feuerzeichen empfangen, das wir uns zum Allerbesten deuteten. Meinen Vater hab' ich verändert angetroffen: er ist stiller und sein Gedächtniß nimmt ab; meine Mutter ist noch in ihrer alten Kraft und Liebe."

Auf der fernern, durch schönes Wetter fortdauernd begünstigten Reise schrieb Goethe Freitag den 24. September Speyer gegenüber, am Rhein auf die Fähre wartend, an Frau von Stein: „Wir streichen wie ein stiller Bach immer weiter gelassen in die Welt hin, haben heute den schönsten Tag und bisher das gewünschte Glück. Auf diesem Wege recapitulire ich mein ganz vorig Leben, sehe alle alten Bekannten wieder; Gott weiß, was sich am Ende zusammen summiren wird." So beschloß er denn auch, nachdem sie Mittags zu Speyer beim Domherrn Jos. von Beroldingen „sehr gut gefastet", und Nachmittags den Dom mit seinen Merkwürdigkeiten und die Gemäldesammlung des Dechanten besehen, am nächsten Tage von

Selz aus einen Abstecher nach Sesenheim zu machen. „Den 25ten Abends," so lautet sein Bericht an Frau von Stein, „ritt ich etwas seitwärts nach Sesenheim, indem die Andern ihre Reise grad fortsetzten, und fand daselbst eine Familie, wie ich sie vor acht Jahren verlassen hatte, beisammen, und wurde gar freundlich und gut aufgenommen. Da ich jetzt so rein und still bin, wie die Luft, so ist mir der Athem guter und stiller Menschen sehr willkommen. Die zweite Tochter vom Hause hatte mich ehmals geliebt, schöner, als ich's verdiente, und mehr, als andere, an die ich viel Leidenschaft und Treue verwendet habe. Ich mußte sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete. Sie ging leise drüber weg, mir zu sagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe, betrug sich allerliebst, mit so viel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick, da ich ihr unerwartet auf der Schwelle in's Gesicht trat, und wir mit den Nasen aneinanderstießen, daß mir's ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in jede Laube, und da mußt' ich sitzen, und so war's gut. Wir hatten den schönsten Vollmond. Ich erkundigte mich nach Allem. Ein Nachbar, der uns sonst hatte künsteln helfen, wurde herbeigerufen und bezeugt, daß er noch vor acht Tagen nach mir gefragt hätte; der Barbier mußte auch kommen; ich fand alte Lieder, die ich gestiftet, eine Kutsche, die ich gemalt hatte; wir erinnerten uns an manche Streiche jener guten Zeit, und ich fand mein Andenken so lebhaft unter ihnen, als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre. Die Alten waren treuherzig; man fand, ich war jünger geworden. Ich blieb die Nacht und schied den andern Morgen bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken, und in Friede mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann."

Nach einer Mittheilung Goethe's in den biographischen Einzelnheiten bezog sich der größere Theil der Unterhaltung mit Friederike auf Lenz. „Dieser hatte sich," erzählt er, „nach meiner Abreise im Hause introducirt, von mir, was nur möglich war, zu erfahren gesucht, bis sie endlich dadurch, daß er sich die größte Mühe

gab, meine Briefe zu sehen und zu erhaschen, mißtrauisch geworden. Er hatte sich indessen nach seiner gewöhnlichen Weise verliebt in sie gestellt, weil er glaubte, das sei der einzige Weg, hinter die Geheimnisse der Mädchen zu kommen; und da sie nunmehr gewarnt, scheu, seine Besuche ablehnt und sich mehr zurückzieht, so treibt er es bis zu den lächerlichsten Demonstrationen des Selbstmordes, da man ihn denn für halb toll erklären und nach der Stadt schaffen kann*). Sie klärt mich über die Absicht auf, die er gehabt, mir zu schaden und mich in der öffentlichen Meinung und sonst zu Grunde zu richten, weßhalb er denn auch damals die Farce gegen Wieland drucken lassen."

Es war das letzte Mal, daß Goethe seine frühere Geliebte sah. Ueber ihre spätern Lebensgeschicke weichen die Nachrichten von einander ab. Durch Näke's bekanntes Büchlein „Wallfahrt nach Sesenheim" war auf Friederikens Bild ein böser Schatten geworfen worden, den spätere, durch einen Zuhörer der Vorlesungen Näke's angestellte Nachforschungen wieder ausgetilgt haben (Morgenblatt, 1840, Nr. 212—217). Diesen Erkundigungen zufolge bekam Friederike wiederholt Heirathsanträge, wies sie aber alle zurück, weil „wer von Goethe'n einmal geliebt worden, keinen andern lieben kann." Als ihre Aeltern gestorben waren, trieb sie mit einer ihrer Schwestern im Steinthal eine Zeitlang Handel mit Steingut und soll sich auch mit Privatunterricht beschäftigt haben. Später gaben die beiden Schwestern den Handel auf und wurden von einer Frau von Dieterich zu Reichshofen aufgenommen, die ihnen unentgeltlich einige Zimmer einräumte, sie oft zur Tafel zog und sehr anständig behandelte. Herr von Dieterich, dessen Goethe in Wahrheit und Dichtung (Bd. 21, S. 259 f.) rühmend erwähnt, wurde in der Revolutionszeit nach Besançon geschleppt und dann zu Paris guillotinirt, wodurch seine Gattin in Wahnsinn verfiel, und somit den Geschwistern Brion jene Zufluchtsstätte verschlossen ward. Als die älteste Schwester Salome

*) Auf das hier berührte Verhältniß des unglücklichen Lenz zu Friederiken werfen die von A. Stöber herausgegebenen Briefe desselben an Salzmann (in: „Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim" Basel, 1842, S. 48 ff.) ein helleres Licht.

dem Tode nahe war, ließ sie sich auf dem Sterbebette von Friederike das Versprechen geben, daß sie ihr einziges Kind, eine Tochter aus der Ehe mit einem Pfarrer, erziehen wolle. Friederike erfüllte das Versprechen und erlebte es noch, daß sich ihr Pflegling verheirathete. Nach der Hochzeit sagte sie zu Sophien, die auch beim Feste gewesen war: „Ich fühle, daß ich nicht lange mehr leben werde. Mein Feierabend ist da. Bitte, liebe Schwester, bleibe bei mir; ich fühle mich so allein." Sophie blieb. Sechs Wochen nach der Hochzeit trug man Friederikens Sarg aus dem Hause. Sie war abgelebt, ohne zu altern.

Dieser Erzählung gegenüber steht eine Mittheilung „Vom Neckar" in der Beilage zur Allgem. Zeitung 1842, Nr. 23, deren Einsender seine Notizen nöthigen Falls mit urkundlichen Belegen erhärten zu können erklärt. Friederike Brion ruht nach seinen Angaben auf dem Kirchhofe zu Meißenheim (Oberamts Lahr im Großherzogthum Baden), wo sie im November 1813 in dem ihr verschwägerten Fischer'schen Hause starb. Nach dem Tode ihrer Aeltern hatte sie ihre Heimath verlassen und in Paris Zuflucht bei einer Freundin gesucht, die sich vor der Revolution an einen dortigen angesehenen Beamten Rosenstiel verheirathet hatte. In dessen Hause fand sie Schutz und Aufenthalt bis zu Robespierre's Blutherrschaft, und sie war in den höhern Gesellschaften zu Versailles und Paris eine angenehme Erscheinung. Nachher kehrte sie zu ihrem Schwager, Pfarrer Marx in Dießburg (Oberamts Offenburg) zurück, mit dem sie später nach Meißenheim versetzt ward. Hier lebte sie bis zu ihrem Ende, allgemein geliebt, und als eine bereite Helferin und Wohlthäterin verehrt. Ueber Goethe sprach sie nur mit Achtung; auf bittere Anspielungen über ihr Verhältniß zu ihm äußerte sie sich mit weiblicher Bescheidenheit: er sei zu groß, seine Laufbahn zu hoch gewesen, als daß er sie habe heimführen können.

Sonntag den 26. September 1779 traf Goethe wieder mit der Reisegesellschaft zusammen; gegen Mittag waren sie in Straßburg. Auch hier hatte er Gelegenheit, ein interessantes Stück seines Lebens zu „recapituliren." Die einst so heiß geliebte Lili war hier seit dem 25. August des vorigen Jahres an den Banquier Bernhard

Friedr. von Türckheim verheirathet. Er suchte sie auf und fand, wie er an Frau von Stein berichtete, „den schönen Grasaffen mit einer Puppe von sieben Wochen spielen und ihre Mutter bei ihr." Mit Verwunderung und Freude empfangen, erkundigte er sich nach Allem und „sah in alle Ecken", und fand sie zu seiner Freude in recht glücklichen Verhältnissen. Er blieb zu Tische, ging dann mit dem Herzog auf den Münster, sah Abends mit ihm eine Stunde lang l'Infante di Zamora mit Musik von Paesiello, aß bei Lili zu Nacht und ging beim hellsten Mondschein weg. „Die schöne Empfindung, die mich begleitet," schrieb er an Frau von Stein, „kann ich nicht sagen. So prosaisch als ich nun mit diesen Menschen bin, so ist doch in dem Gefühl von durchgehendem reinen Wohlwollen, und wie ich diesen Weg her gleichsam einen Rosenkranz der treusten, bewährtesten, unauslöschlichsten Freundschaft abgebetet habe, eine reine ätherische Wollust. Ungetrübt von einer beschränkten Leidenschaft, treten nun in meine Seele die Verhältnisse zu den Menschen, die bleibend sind; meine entfernten Freunde und ihr Schicksal liegen nun vor mir, wie ein Land, in dessen Gegenden man von einem hohen Berge oder im Vogelfluge sieht."

Doch sollte es dieser reinen und schönen Seelenstimmung auch nicht an einem tief wehmüthigen Tone fehlen. Den 27ten früh von Straßburg abgereist, gelangten sie Abends nach Emmendingen, wo Goethe das Grab seiner Schwester besuchte. Ihr Haushalt war ihm „wie eine Tafel, worauf eine geliebte Gestalt stand, die nun weggelöscht ist." Die an ihre Stelle getretene Johanna Fahlmer, sein Schwager Schlosser und einige Freundinnen waren ihm noch so nahe, wie sonst. Die Kinder fand er schön, munter und gesund.

Von Emmendingen ward die Richtung über Freiburg nach Basel eingeschlagen, und hier der Gegend, der Bibliothek, Holbein'schen Gemälden, Antiquitäten und Fabriken eine lebhafte Aufmerksamkeit gewidmet. Von dort wandten sich die Reisenden zu Anfang des Octobers durch das Birsch-Thal auf Biel zu. Das Erhabene der Gebirgslandschaften gab der Seele des Dichters eine schöne Ruhe; hier fühlte er, was es für eine herrliche Sache um eine den Geist erhebende und erfüllende Umgebung sei, wobei die Seele nur offen und empfänglich zu sein braucht, um sich groß zu fühlen, während

sie in einer kleinlichen Umgebung sich mühselig aus sich selbst „Futter und Freude bereiten" muß. Wie vielseitig und anregungsreich auch das Leben in Weimar war, so mochten Goethe und sein Freund doch oft schmerzlich solcher großartigen, erhebenden Natureindrücke entbehren, wie ihnen hier zu Theil wurden. Die bunten Bilder des Hoflebens, die gesellschaftlichen Verwickelungen, die tausend Sorgen ihres Berufes, die literarischen Interessen schwebten wie leichte Wölkchen am fernen Horizont; mit freiem Gemüthe gaben sie sich dem Anblick der herrlichen Natur hin, die, mit jedem Schritte wechselnd und doch immer gleich groß und erhaben, sie umringte.

Am Ende der Schlucht, durch welche die Birsch über Felsstücke, von dem Wege fast überall nahe begleitet, einherrauscht, stieg Goethe vom Pferde und kehrte eine Strecke allein zurück, um sich eine Idee zu entwickeln, die er bis zum spätesten Alter festgehalten hat. Noch in der classischen Walpurgisnacht kehrt der Gedanke wieder, daß die vulcanischen Erdrevolutionen nur als einzelne, locale Erschütterungen zu betrachten seien, daß aber die Massen, welche die Erdrinde bilden, sich im Ganzen und Großen nach der Schwere und Aehnlichkeit ihrer Theile, groß und einfach zusammengesetzt haben.

In der Gegend des Bieler See's kamen die Reisenden in die Weinlese. An einem halb stürmischen, aber doch schönen Tage wurde nach Rousseau's Insel hinüber gefahren, wo man eben auch in der Weinlese begriffen war. Mit welchem Interesse mag Goethe hier alle Plätzchen besucht haben, wo Rousseau die glücklichsten Tage seines Lebens zubrachte, wenn gleich schon die Zeit hinter ihm lag, wo er mit demselben sympathisiren konnte. Aber die Erinnerung an die Vergangenheit hielt ihn nicht ab, sich auch der Gaben der Gegenwart zu erfreuen. Er aß, wie es in einem Briefe an Merck vom 17. Oct. heißt, für drei Jahre Trauben.

Die nächstfolgenden Reisetage geben wir in gedrängter Uebersicht nach Goethe's Briefen an Merck und Frau von Stein. Am 6. October ritten sie von Biel aus den See entlang über Erlach nach Anet; von da wollten sie weiter nach La Sange, verirrten sich aber im Ried, und mußten auf die Hauptstraße zurückgehen. Sie kamen nach St. Blaise, zu oberst des Neuenburger Sees gelegen, als eben die Mittagssonne, aus dem Gewölk tretend, den See herrlich be-

leuchtete. Nachdem sie des Anblicks recht genossen, ritten sie wieder nach Anet zurück. Am 7ten ging es bei Regenwetter durch Moor und Moos nach Murten, wo zu Mittag gegessen und aus einem gutgeschriebenen Buche die Geschichte der Murtenschlacht gelesen, auch ein Stückchen Schädel von den Burgundern mitgenommen ward. Dann zogen sie, während das Wetter sich aufklärte, durch die schöne Landschaft nach Bern. Nachdem sie hier am 8ten Morgens, die Straßen durchstreichend, sich am Anblick der schönen und reinlichen Gebäude gefreut hatten, brachen sie nach Thun auf und langten dort zeitig genug an, um noch die schöne Aussicht vom Kirchhof auf den See zu genießen und an der Aar bis gegen den See hin zu spazieren. Abends richtete Goethe an Lavater einige Zeilen, in denen ein Hauch stiller, frommer Beseligung athmet: „Lieber Bruder, Dich wiederzusehen, ist einer meiner beständigsten Wünsche diese vier Jahre her, und wird nun auch bald erfüllt. Ich habe Dir viel zu sagen und viel von Dir zu hören; wir wollen wechselsweis Rechnung von unserm Haushalten ablegen, einander segnen und für die Zukunft stärken, wieder ganz nah zusammenrudern und uns freuen, daß wir noch in Einer Luft Athem holen. Von dem, was ich mitbringe, unterhalt' ich Dich nicht im Voraus. Mein Gott, dem ich immer treu geblieben bin, hat mich reichlich gesegnet im Geheimen; denn mein Schicksal ist den Menschen ganz verborgen. Was sich davon offenbaren läßt, freu' ich mich in Dein Herz zu legen. Adieu, Bruder. Bisher sind wir glücklich gereist; bete auch, daß uns die himmlischen Wolken günstig bleiben, und wir an allen Gefahren vorüber gehen."

Am 9. October fuhren die Reisenden bei regnerischem Wetter früh von Thun ab über den See in einem bedeckten Schiffe, während Goethe einen Gesang aus Bodmer's Homer las. In Unterseen wurde zu Mittag gegessen, und dann auf einem engen Leiterwagen die Reise fortgesetzt; doch zogen sie es bald vor, zu Fuß durch das Thal bis Lauterbrunn zu wandern, wo sie beim Pfarrer einkehrten. Am nächsten Morgen ward der Staubbach, den sie schon am vorigen Abend gesehen hatten, zum zweiten Mal bewundert; dann wurde eine Fußtour auf den Steinberg und weiter hinauf bis an's Tschingelhorn unternommen, von der sie ermüdet in der Nacht in's Pfarrhaus zu Lauterbrunn zurückkehrten. Die vier folgenden Tage (11—14. Oct.)

wurden zu einem Ausflug in die Bernischen Gletscher verwandt, von welchem sie am 14ten Abends wieder in Thun anlangten. Sie nahmen den Weg von Lauterbrunnen aus durch das Thal nach Grindelwald an den untern Gletscher, am 12ten an den obern Gletscher, die Scheidegg hinauf, in's Haslithal, über Hof nach Guttannen, am 13. zurück, nach Meiringen und Brienz, am 14ten über den See nach Interlaken, Unterseen, Thun. Goethe schrieb Abends sogleich an Frau von Stein: „Wir sind glücklich wieder hier angekommen. Diese vier Tage das schönste Wetter, heut und gestern keine Wolke am Himmel, und die merkwürdigsten Gegenden ganz rein in dem himmlischen Lichte genossen... Bisher hat uns das Glück unerhört begünstigt. Kein Gedanke, keine Beschreibung noch Erinnerung reicht an die Schönheit und Größe der Gegenstände und ihre Lieblichkeit in solchen lichtern Tageszeiten und Standpunkten." Dabei bricht gelegentlich ein wenig Unmuth hervor über des Herzogs „böse Art, den Speck zu spicken," und wenn ein Berggipfel mit Müh und Gefahr erreicht war, noch ein Stiegelchen ohne Zweck und Noth mit Müh und Gefahr zu suchen. Doch war gleich wieder Alles weg, wenn er bedachte, wie Jeder seinen Pfahl im Fleisch zu schleppen habe, und wie dem Herzoge sonst diese Reise wahren Gewinn bringe. „Er hat gar eine gute Art von Aufpassen, Theilnehmen und Neugier," schreibt er, „und beschämt mich oft, wenn er da anhaltend und dringend ist, etwas zu sehen oder zu erfahren, wenn ich oft am Flecke vergessen oder gleichgültig bin... Wedel hat des Tags hundert tolle Einfälle; und wenn ihn nicht manchmal der Schwindel ankäme und auf Augenblicke böser Laune machte, wäre kein Gesellschafter über ihn." Von besonderm Interesse ist es, hier schon die schöne, erst 1789 gedruckte Ode „Gesang der Geister über den Wassern" erwähnt zu finden. „Von dem Gesange der Geister," schreibt er, „habe ich noch wundersame Strophen gehört, kann mich aber kaum beiliegender erinnern." Es spiegelt sich nicht bloß in Str. 2 der Anblick des Staubbachs, sondern im Ganzen der Anblick der Wasser der Schweiz, und im Schwung der Empfindung der Eindruck der großen Naturbilder ab.

Am folgenden Tage (15. Oct.) ging es nach Bern, wo man bis zum 20ten verweilte. Dort wurden der natur- und landeskundige

Hospitalprediger Wyttenbach (Bruder des großen Philologen), das Naturalien-Cabinet bei Sprünglin, die Bibliothek, das Zeughaus, der Landschafter Aberli und viele andere interessante Männer besucht; auch unternahm man Ausflüge in die Umgegend, nach Langenau und zum Grabmal der Pfarrerin Langhans zu Hindelbank. Von Bern brachen die Reisenden den 20. October früh auf und zogen über Payerne Peterlingen und Moudon nach Lausanne, wo sie den 22. Mittags anlangten. Hier war für Goethe die interessanteste Persönlichkeit Mad. Branconi (Mutter des Grafen Forstenburg, natürlichen Sohnes des Herzogs von Braunschweig), der er ein Paar Besuche abstattete. „Sie kommt mir so schön und angenehm vor," schrieb er an Frau von Stein, „daß ich mich etliche Male in ihrer Gegenwart stille fragte, ob's auch wahr sein möchte, daß sie so schön sei. Einen Geist! ein Leben! einen Offenmuth, daß man eben nicht weiß, woran man ist!.. Am Ende ist von ihr zu sagen, was Ulyß von dem Felsen der Scylla erzählt: Unverletzt die Flügel, streicht kein Vogel vorbei, auch die schnelle Taube nicht, die dem Jovi Ambrosia bringt; er muß sich für jedes Mal anderer bedienen. — Pour la colombe du jour elle a échappé belle; doch mag er sich für das nächste Mal anderer bedienen!"

Am 24ten früh ritten sie von Lausanne ab und kamen gegen 11 Uhr nach Rolle. Von hier aus machte Goethe allein einen Abstecher nach Mont zu Merck's Schwiegerältern. In Begleitung von Merck's Schwager, Oberforstmeister der dortigen Reviere, kehrte er Nachmittags zu seinen Reisegenossen zurück, und nun ritten sie zusammen gegen Abend den Jura hinan und genossen eines großartigen Anblicks. Wenn sie sich umkehrten, hatten sie die Aussicht auf den Genfersee, die Savoyer- und Wallis-Gebirge, konnten Lausanne erkennen und durch einen leichten Nebelflor auch die Gegend von Genf. Der Montblanc taucht immer höher hervor. Dieses herrliche Landschaftsgemälde sahen sie bei schönem Sonnenuntergang und dann bei hellem Mondglanz, in dessen Wiederschein der See blitzte. Die Begleitung des Oberforstmeisters verschaffte ihnen Quartier in einem wohlhäbigen Bauernhause. Am folgenden Tage ging es in das schöne Thal la Vallée de Joux, ein von der Orbe durchströmtes Längenthal des Jura, hinab. Im Dorfe le Pont nahmen sie einen

Wegweiser auf la Dent de Vaulion, eine der höchsten Spitzen des Jura, die nördlich von jenem Thale sich erhebt. Im Aufsteigen hatten sie, wenn sie umsahen, einen herrlichen Blick auf das Thal mit seinen schimmernden See'n. Ostwärts bildet le noir Mont, an dessen Fuße sie übernachtet hatten, die Grenze, westwärts der Risou, der sich allmälig in die Franche-Comté verliert; südlich wird das Thal von den Septmoncels begrenzt. Die Sonne schien heiß, es war gegen Mittag; nach und nach übersahen sie das ganze Thal bis zum Lac des Rousses hin, der ganz oben am Fuße der Septmoncels liegt. Sie freuten sich auf das Panorama, das auf dem Gipfel der Dent de Vaulion ihrer warten würde; allein, als sie dort anlangten, ragten nur die hohen Gebirgsketten und Gipfel aus einem weiten, von der Sonne glänzenden Nebelmeere in einen klaren Himmel hinauf — ein Schauspiel von ganz eigenthümlich erhabener Schönheit!

Am 26. ward beschlossen, die Dole, den höchsten Gipfel des Jura, der unsern des Thales de Joux liegt, zu besteigen. Einem Boten wurde Proviant aufgepackt, und so setzte sich die kleine Karavane in Bewegung. Welche Fülle des Glücks mag in jenen Tagen in der Brust des herrlichen Menschen gewohnt haben, der damals in der Vollkraft des ersten Mannesalters, mit dem Bewußtsein des Großen, was er geleistet und erreicht, mit dem Vorgefühl des Großen, was er noch leisten könne, mit einem von tausend Vorurtheilen, die Andere fesseln, befreiten Gemüth an der Seite seines fürstlichen Freundes einherritt! Nichts entging seinem Falkenauge, wie er herrschend von dem Pferde, ein Welteroberer in schönerm Sinne als Napoleon, über die Gegend daherblickte! Form der Gebirge und Thäler, Beschaffenheit des Bodens, der Vegetation, die Menschen, ihre Wohnungen, ihre ganze Lebensweise, Nahes und Fernes und der Himmel mit seinen Wolken, der sich über dem Ganzen wölbte, Alles beobachtete und faßte er rasch und rein auf. Gegen Mittag hatten sie das Thal hinter sich und den kahlen Gipfel der Dole vor Augen. Sie saßen von ihren Pferden ab und begannen den Berg hinanzusteigen. Endlich auf dem Gipfel angelangt, genossen sie des herrlichsten Schauspiels. Das ganze Pays de Vaud und de Gex lag wie eine Flurkarte unter ihnen, alle Besitzungen mit grünen Zäunen abgeschnitten, wie die Beete eines Parterres. Dörfer, Städtchen,

Landhäuser, Weinberge, und höher hinauf Sennhütten, meist weiß und hell angestrichen, leuchteten gegen die Sonne; auch von einem Theile des Genfersees hatte sich schon der Nebel zurückgezogen. Vor Allem aber behauptete der Anblick der glänzenden Eis- und Schneeberge seine Rechte, vor denen Goethe gern jede „Prätension an's Unendliche ablegte, da man nicht einmal mit dem Endlichen im Anschauen und Denken fertig werden könne." Hinter einen Felsen im Sonnenschein gelagert, ließen sie sich das Essen und Trinken trefflich schmecken und sahen dem sich verziehenden Nebel zu. Lausanne mit allen Gartenhäusern umher, Vevay und das Schloß von Chillon, eine Menge Städtchen, Dörfchen, Häuschen lagen schon ganz deutlich da; nun enthüllte sich rechts auch Genf aus dem Nebel; linkshin aber lag das ganze Land von Lausanne bis Solothurn in leichtem Duft. Ungern trennten sie sich von dem Anblick und kamen mit Sonnenuntergang auf die Ruinen des Fort de St. Cergue, wohin ihre Pferde gebracht waren. Auf dem Wege von da nach Nyon leuchtete ihnen der Mond, indeß sich ihre angespannten Sinne wieder lieblich entfalteten, um mit frischer Lust aus den Fenstern des Wirthshauses den breitschwimmenden Wiederglanz des Mondes im ganz reinen See genießen zu können.

Von dort ging die Reise nach Genf, wo sie einige Zeit durch trübes Wetter festgehalten wurden. Aus diesen Tagen sind uns zwei Briefe Goethe's an Lavater erhalten, auf die wir später zurückkommen. In einem derselben heißt es: „Vom Herzog sag' ich Dir nichts voraus, noch haben ihn die gescheidtesten Leute falsch beurtheilt. Du sollst ihm das Haupt salben, wie mit köstlichem Balsam, und ich will mich mit Dir im Stillen über ihn freuen." In Genf faßte der Herzog den Entschluß, über Cluse und Salenche in's Chamouni-Thal, und sodann über Valorsine und Trient nach Martinach in's Wallis zu gehen. Herr von Saussure, der auf seinem Landgute besucht und befragt wurde, hob die Bedenklichkeiten wegen der Jahreszeit, und so brachen die Reisenden am 3. November auf. Doch theilte sich die Gesellschaft beim Abschiede; der Herzog, mit Goethe und einem Jäger, wollte nach Savoyen, Herr von Wedel mit den Pferden durch das Pays de Vaud in's Wallis. Jene fuhren in einem leichten Cabriolet nach Cluse, wo übernachtet wurde. Am nächsten Tage be-

suchten sie die Tropfsteinhöhle zu Balme, zu deren Eingange sie mühsam auf einer Leiter und Felsstufen, mit Hülfe übergebogener Baumäste und daran befestigter Stricke hinaufklettern mußten. In Salenche schickten sie das Cabriolet zurück und setzten den Weg zu Fuß fort, indeß ein Maulesel mit dem Gepäck folgte. Als sie sich bei herannahender Dunkelheit dem Chamouni-Thal näherten, wurde ihnen ein wunderbares Schauspiel bereitet. Der Himmel wurde nach und nach sternenhell, und nun bemerkten sie über den dunkeln Berggipfeln rechts vor sich ein Licht, das sie sich nicht zu deuten wußten. Hell, ohne Glanz wie die Milchstraße, doch dichter, fast wie die Plejaden, nur größer, unterhielt es lange ihre Aufmerksamkeit, bis es endlich, da sie ihren Standpunkt änderten, wie eine geheimnißvoll leuchtende Pyramide über alle Bergspitzen hervorragte und sie überzeugte, daß es der Gipfel des Montblanc war. Von einem Sternenkreis umgeben, schien er zu einer höhern Sphäre zu gehören, und es ward schwer, in Gedanken seine Wurzeln wieder an die Erde zu befestigen.

Sie logirten in der Nacht vom 4. auf den 5. November im mittelsten Dorfe des Chamouni-Thals, le Prieuré, und stiegen Morgens, mit Speise und Wein wohlgerüstet, den Mont Anvert hinan, um das Eismeer zu besuchen. Obwohl, nach der Versicherung des Führers, seit 28 Jahren kein Fremder sich so spät, nach Allerheiligen, hatte hinaufbringen lassen, sahen sie doch Alles eben so gut, als ob's im August gewesen wäre, und kehrten Abends, von der Anstrengung ermüdet, in ihr Wirthshaus zu le Prieuré zurück. Am 6. November brachen sie Morgens um 9 Uhr, das Gepäck auf ein Maulthier geladen, zur Fortsetzung der Reise auf. Auf dem Wege entschlossen sie sich, die Richtung über Valorsine aufzugeben und den Stieg über den Col du Balme zu wagen. Sie schritten muthig aufwärts in die Region der Nebel und Wolken, welche die Wandernden bald ganz einhüllten, bald tiefer hinabsanken, bisweilen auch durch Wolkenrisse tief unten das Chamouni-Thal erblicken ließen. Auf dem Gipfel des Col du Balme angelangt, hatten sie vorwärts das Wallisthal und konnten bis Martinach und weiterhin mit Einem Blick mannigfach verschlungene Berge übersehen. Auf rauhem Stieg ging es dann abwärts durch einen alten Fichtenwald und weiter durch das Thal

des Trentflüßchens, bis sie Abends in Martinach auf flachem Wallisboden ankamen.

Das Wallis-Thal oder das Thal der obern Rhone bildet ungefähr einen rechten, nach Norden geöffneten Winkel, an dessen Spitze Martinach liegt. Hier ward nun beschlossen, am 7. November zuvörderst den nordwestlich auf den Genfersee zu gerichteten Winkelarm bis St. Maurice zu verfolgen, wo Freund Wedel mit den Pferden eintreffen sollte. Der Weg führte an der berühmten Pisse vache vorüber, einem hoch aus einer Felskluft flammend hervorschießenden Bache, der sich unten in einem Becken in Staub und Schaum auflöst. Erst spät in der Nacht waren sie wieder in Martinach und ritten am 8. November schon vor Tage wieder weg, um nun auch den andern Arm jenes Winkels zu verfolgen und bei Zeiten in Sion zu sein. Sie gelangten, weil sie eine zu passirende Brücke abgetragen fanden, erst spät, nach Mühen und Gefahren, hin und ritten im Abenddunkel noch bis Seyters. Von dort wandten sich Goethe und der Herzog am 9. November links in's Gebirge nach dem Leukerbade zu, mit der Verabredung, am nächsten Tage mit Wedel und den Pferden in Leuk wieder zusammenzutreffen. Nach einer sehr interessanten Tour durch schauerliche Gebirgsgegenden kamen sie gegen drei Uhr in Leukerbad an und hatten noch Zeit, einen Spaziergang an den Fuß des gewaltigen Gemmiberges zu machen. Gegen Abend stellte Goethe Beobachtungen über das sonderbare Gebäude der Wolken in diesen hohen Gebirgsregionen an und bedauerte, nicht eine Reihe von Tagen solchen Betrachtungen widmen zu können. Indeß meinte er, wie jedem Menschen sicher eine Spur im Innern bleibe, der zufällig bei großen Handlungen gegenwärtig gewesen, so werde auch derjenige, der solche große Naturschauspiele gesehen, und diese Eindrücke zu bewahren und mit anderen Gedanken und Empfindungen zu verbinden wisse, einen „Vorrath von Gewürz" für unschmackhafte Theile seines folgenden Lebens mitnehmen.

Am 10. November stiegen der Herzog und Goethe nach Leuk hinab, schickten dort, weil man erfuhr, daß für die Pferde weiterhin kein gutes Unterkommen zu finden sei, Wedel mit denselben das Wallis hinunter zurück und setzten dann selbst ihren Weg das Wallis hinauf bis Brieg und am nächsten Tage bis Münster fort. Der 12.

November war der beschwerlichste Tag der ganzen Reise; denn es galt, die Furka zu übersteigen. Von ihrem Jäger Hermann und zwei rüstigen Führern begleitet, wagten sich die kühnen Freunde in die ungeheure schneebedeckte Gebirgswüste, wo sie rückwärts und vorwärts auf drei Stunden keine lebende Seele wußten, höchstens ein Lämmergeier über ihnen vorüberrauschte, wo Lawinen drohten und der bahnbrechende Führer oft bis über den Gürtel in den Schnee sank. Nach glücklich überstandenen Gefahren und Mühseligkeiten fanden sie Abends in Realp bei den Kapuzinern gastliche Aufnahme und labten sich, mit den Patres, Knechten und Trägern an Einem Tische, an den aufgetragenen Fastenspeisen und einem guten Rothweine.

Endlich, am 13. November, langten sie auf dem Gipfel des Gotthard's, zugleich dem Gipfel ihrer Reise, an und beschlossen, sich nun wieder der Heimath zuzuwenden. Es läßt sich denken, wie wunderbar sich Goethe hier oben vorkommen mußte, „wo er vor vier Jahren mit ganz anderen Sorgen, Gesinnungen, Planen und Hoffnungen, in anderer Jahreszeit, einige Tage verweilte und sein künftiges Schicksal nicht vorahnend, durch ein unbestimmtes Etwas bewegt, Italien den Rücken zukehrte und seiner jetzigen Bestimmung unwissend entgegen ging."

An dieser Stelle bricht Goethe's eigene Beschreibung der Reise ab. Wie wir aus den Briefen an Frau von Stein sehen, ging der Rückweg über den Luzerner See nach Schwyz und Luzern; und von dort wurde zu Pferde der Weg nach Zürich zu Lavater gemacht, dem Goethe vom Gotthard herab seinen Besuch auf den 19. oder 20. November mit dem Zusatze angekündigt hatte: „So steht mir also das Liebste von der ganzen Reise noch vor." Wie sehr es ihn aber auch zu dem Freunde hindrängte, in dessen Herz er nun schon so manches Jahr her die geheimsten Gedanken, Ahnungen und Bestrebungen niedergelegt hatte, zu dem er über Vieles sogar vertrauensvoller als zu Merck sprach, weil er nicht Gefahr lief, den Mephistopheles in ihm aufzuwecken: so scheint er doch in dem Maße, wie die Reise sie näher zusammenrückte, sich mehr und mehr bewußt geworden zu sein, daß sie sich nur noch „mit ihren Existenzen nahe standen, mit ihren Gedanken und Imaginationen aber gar weit auseinander gingen, gleich zwei Schützen, die, mit den Rücken an einander lehnend, nach

ganz verschiedenen Zielen schießen." Goethe hatte mittlerweile immer mehr „alle Prätension an's Unendliche" aufgegeben, womit sich Lavater immer mehr zu schaffen machte. Daher schrieb Goethe auch zur Vorbereitung aus Genf (am 28. Oct.) an ihn: „Eins werden wir aber doch wohl thun, daß wir einander unsere Particular-Religionen ungehudelt lassen. Du bist gut darin, aber ich bin manchmal hart und unhold; da bitt' ich Dich im Voraus um Geduld. Denn z. E. da hat mir Tobler Deine Offenbarung Johannis*) gegeben; an der ist mir nun nichts noch, als Deine Handschrift; darüber habe ich sie auch zu lesen angefangen. Es hilft aber nicht, ich kann das Göttliche nirgends und das Poetische nur hie und da finden; das Ganze ist mir fatal, mir ist's, als röch' ich überall einen Menschen durch, der gar keinen Geruch von dem gehabt hat, der da ist A und O. Siehst Du, lieber Bruder, wenn nun Deine Vorerinnerung gerade das Gegentheil besagt, und unter dem 29. September 1779! Da werden wir wohlthun, wenn wir irgend ein sittsam Wort sprechen. Ich bin ein sehr irdischer Mensch; mir ist das Gleichniß vom ungerechten Hausvater, vom verlorenen Sohne, vom Säemann, von der Perle, vom Groschen u. s. w. göttlicher (wenn je was Göttliches da sein soll), als die sieben Botschafter, Leuchter, Hörner, Siegel, Sterne und Wehe. Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne, und Gott habe Geduld mit mir, wie bisher." Bei der Zusammenkunft übten sie auch wechselseitig Geduld und rückten wieder nahe zusammen. In einem Briefe an Knebel vom 30. November schreibt Goethe: „Hier bin ich bei Lavater im reinsten Zusammengenuß des Lebens. In dem Kreise seiner Freunde ist eine Engelsstille und Ruhe bei allem Drange der Welt, und ein anhaltendes Mitgenießen von Freud' und Schmerz. Doch hab' ich deutlich gesehen, daß es vorzüglich darin liegt, daß *Jeder sein Haus, Frau, Kinder und eine rein menschliche Existenz in der nächsten Nothdurft hat*; das schließt an einander und speit, was feindlich ist, sogleich aus. — Lavater ist und bleibt ein einziger

*) Die *homiletische* Bearbeitung der Offenbarung Jesu an Johannes, — nicht die *poetische* Bearbeitung desselben Gegenstandes: *Jesus Messias, oder die Zukunft des Herrn*, worüber Goethe günstiger urtheilte.

Mensch, den man nur drei Schritte von ihm gar nicht erkennen kann. Solche Wahrheit, Glauben, Liebe, Stärke, Weisheit, Güte, Betriebsamkeit, Ganzheit, Mannigfaltigkeit, Ruhe ist weder in Israel noch unter den Heiden." So schieden sie den 2. Dec. im besten Vernehmen und unterhielten noch ein paar Jahre lang einen vertrauten Briefwechsel. Aber der vorletzte uns erhaltene Brief Goethe's vom 4. Oct. 1782 spricht noch einmal scharf die unausgleichliche Grunddifferenz Beider aus und fügt hinzu: „Wir sollten einmal unsere Glaubensbekenntnisse in zwei Columnen neben einander setzen und darauf einen Friedens- und Toleranzbund errichten." Der Bund kam nicht zu Stande, sondern statt dessen sollte bald Entfremdung und Kälte eintreten.

Verließ hier Goethe einen befreundeten Mann, von dem sich sein Gemüth nach wenigen Jahren nothwendig ablösen mußte, so führte ihn die weitere Reise, ohne daß er es wußte, einem Jünglinge zu, in welchem für die Zukunft ihm ein wahrhaft ebenbürtiger und treuverbundner Geistesgenosse erwuchs. Nachdem in den nächsten Tagen noch der Bodensee und der Rheinfall bei Schaffhausen, wo am 7. December Lavater die Reisenden durch einen Abschiedsbesuch überraschte, betrachtet worden waren, gingen sie am 8. December nach Stuttgart. Hier zeigte ihnen der Herzog seine Lieblingsschöpfung, die Militair-Akademie mit ihren Zöglingen, unter denen sich Schiller befand, und ließ in Gegenwart des hohen Gastes und Goethe's den Jahrestag der Akademie festlich begehen. Götz, Clavigo, Werther waren durch die eisernen Pforten der klösterlich abgeschiedenen Anstalt gedrungen und hatten in den Gemüthern der Zöglinge, vor Allen in Schiller, eine hohe Begeisterung für Goethe erregt. Wie mochte Schiller's Herz klopfen, als er den Bewunderten von Angesicht zu Angesicht in männlicher Schönheit und Kraft vor sich erblickte! Aber auch Goethe's Brust wäre bewegt gewesen, hätte er ahnen können, daß ihm der Begleiter auf der höchsten und schönsten Höhe seiner Dichterlaufbahn, der Freund, der ihm eine neue Jugend gab, in dem Kreise dieser Zöglinge erblühte.

Zum unerquicklichen Beschluß der Reise wurde nun noch einige Zeit an den übrigen süddeutschen und rheinischen Höfen zu Carlsruhe, Darmstadt und Homburg verweilt. „Wir ziehen an den Höfen

herum," schrieb Goethe Anfangs Januar an Frau von Stein, „frieren und langeweilen, essen schlecht und trinken noch schlechter ... Es ist unglaublich, was der Umgang mit Menschen, die nicht unser sind, den armen Reisenden abzehrt; ich spüre jetzt manchmal kaum, daß ich in der Schweiz war." Um so stärker wuchs täglich seine Sehnsucht nach Weimar, wo sie endlich wohlbehalten den 13. Jan. 1780 wieder eintrafen.

Dreizehntes Capitel.

Die Jahre 1780 und 1781. Einfluß der Schweizerreise auf Goethe und den Herzog. Krankheit Goethe's. Amtsgeschäfte. Beschreibung der Schweizerreise. Jery und Bätely. Tasso. Die Vögel. Lyrisches. Biographie des Herzogs Bernhard von Weimar. Naturwissenschaftliche Studien. Excursionen. — Epiphanias 1781. Maskenspiele. Gespräch über die deutsche Literatur. Kayser. Apologie von Goethe's Weimarischem Leben. Feier seines Geburtstages. Urtheil des Midas. Tiefurter Journal. Das Neueste von Plundersweilern. Elpenor. Anakreontische Lieder. Hymnen. Osteologische und anatomische Studien.

Das beispiellose Glück, das die Reisenden fortwährend begleitet hatte, erregte allgemeines Erstaunen. Wieland zählte die Schweizerreise zu Goethe's meisterhaftesten Dramen. „Man muß aber auch gestehen," fügt er hinzu, „daß er das wahre enfant gâté der Natur und aller Schicksals-, Glücks- und Zufallsgötter ist; denn am Ende hätte er doch mit aller seiner dramatischen Panurgie keine einzige fatale Wolke vom Himmel wegblasen können; und ein einziger unglücklicher Zufall, für den ihn nur ein Narr responsabel machen könnte, und doch die ganze Welt responsabel gemacht hätte, war hinlänglich, das ganze Drama zu ruiniren. Daß nun das nicht geschehen, sondern alle, Elemente und Wetter machende Götter und alle übrigen, die das große Kartenspiel des Zufalls mischen, so freundlich und gutlaunig gewesen sind und von Anfang bis zu Ende lauter

gute Karten gegeben haben, deß sind wir nun alle herzlich froh: sollen und wollen aber anbei das Verdienst dessen, der das Spiel spielte, nicht mißkennen; denn ein schlechter Spieler verliert auch mit guten Karten."

Goethe selbst blickte auf die Reise mit einem religiösen Dankgefühle zurück. „Das erste Mal," schrieb er an Lavater, „daß wir nach einer langen, nicht immer fröhlichen Zeit aus dem Loche in die freie Welt kommen, zusammen den ersten bedeutenden Schritt wagen, gleich mit dem schönsten Hauche des Glückes fortgetrieben zu werden, in der späten Jahreszeit, Alles mit günstiger Sonne und Gestirnen; den ganzen Weg, den wir machen, begleitet zu werden von einem guten Geiste, der überall die Fackel vorträgt, hierhin ladet, dorthin treibt, daß, wenn ich zurücksehe, wir zu so Manchem, das unsere Reise ganz macht, nicht durch unsere Wege und Wollen geleitet worden sind, und dann am Ende, daß wir auch durch den schönen Glückssohn bedeutet wurden, wo wir einen Grenzbogen beschreiben und wieder umkehren sollten, was wieder einen unglaublichen Einfluß auf die Zurückgelassenen hat und haben wird — das Alles zusammen gibt eine Empfindung, die ich nicht schöner zu ehren weiß, als womit alle Zeiten hindurch die Menschen Gott verehrt haben." Und so faßte er den Gedanken, in den Parkanlagen dem guten Glück „einen Stein der Dankbarkeit" zu widmen, ein viereckiges Monument, mit den Figuren der Glücksgöttin, des Genius und des Terminus auf drei Seiten und auf dem hintersten Felde mit der Inschrift: Fortunae Duci Reducique Natisque Genio et Termino ex Voto. In einem Briefe an Lavater *), der eine ausführlichere Beschreibung des projectirten Denkmals enthält, bat er diesen, den Maler Füßli zu einer Zeichnung nach der angegebenen, oder, wenn er es vorziehe, nach einer eigenen bessern Idee zu vermögen. Das Monument kam nicht zu Stande. Ein anderes, welches noch jetzt die ihm zugedachte Stelle einnimmt, ein antiker Altar, von einer Schlange umwunden, mit der Inschrift Genio hujus loci, hat keine Beziehung zur Schweizerreise.

Diese große Excursion, die Krone und der Abschluß der eigent-

*) Nr. 19, S. 56 ff.

lichen Abenteuerfahrten, bildete nach Goethe's eigener Erklärung *) in seinem und des Herzogs Leben eine Epoche. An Beiden ward bei ihrer Heimkehr eine bedeutende Veränderung wahrgenommen. Wenn Böttiger's Mittheilungen hierin zu trauen ist, so kündigte sie sich bei Goethe schon äußerlich an, indem er sich in seiner Tracht mehr dem Hofgebrauche anschloß und zuerst in gestickten Westen und Staatskleidern erschien. Daß aber sein früher oft herber Muthwille mehr und mehr einer wohlthuenden Milde Platz zu machen begann, ließ schon ein aus Zürich an Knebel geschriebener Brief erkennen. „So wohl mir's geht," heißt es darin, „so mannigfaltig das Leben ist, sehn' ich mich doch wieder nach Hause, und ausdrücken kann ich Dir nicht, wie lieb Ihr mir täglich werdet und wie ich Gott bitte, daß er uns, wenn wir wieder näher rücken, immerfort möge fühlen und genießen lassen, was wir an einander haben; daß die ehernen, hölzernen und pappenen Schalen, die uns oft trennen, mögen zertrümmert und auf ewig in's höllische Feuer geworfen werden. Wann werden wir lernen, uns der eingebildeten Uebel entschlagen und die wahren alsdann einander zutraulich im Moment an's Herz legen! Hebe diesen Brief auf, ich bitte Dich, und, wenn ich unhold werde, zeig' ihn mir vor, daß ich in mich kehre!" So meldete denn auch Wieland an Merck am 17. Januar: Goethe sei multum mutatus ab illo zurückgekehrt und habe in einem andern Tone zu musiciren angefangen, und noch ein Vierteljahr später schreibt er: „Ich kann Dir nicht ausdrücken, wie gänzlich ich mit Allem, was er thut und sagt, und kurz mit seiner ganzen Art zu sein, zufrieden bin ... Ueberhaupt bedünkt mich, es gehe im Ganzen merklich besser, als vordem, und daß ich in Goethe's öffentlichem Benehmen eine σωφροσύνην wahrnehme, welche die Gemüther nach und nach beruhigt." Selbst noch vom 1. September d. J. ist uns eine Zeichnung von Goethe's Charakter in einem Briefe Knebel's an Lavater erhalten, welche von dem fortdauernd guten Eindruck Goethe's auf seine Freunde zeugt und für uns um so größeres Gewicht haben muß, da sie aus der Feder eines die Menschen leicht schwarz sehenden Grämlings geflossen ist. „Etwas wehe thut es mir," schreibt Knebel,

*) Briefe an Lavater, Nr. 19.

„daß Sie Goethe'n verkennen. Was soll ich sagen? Ich weiß es wohl, er ist nicht allzeit liebenswürdig; er hat widrige Seiten, ich habe sie wohl erfahren. Aber die Summe des Menschen zusammen genommen ist unendlich gut. Er ist mir ein Erstaunen auch selbst von Güte ... Verkannt muß er werden und er selbst scheint darin zu existiren; die Schönheit, die sich unter der Maske zeigt, reizt ihn noch mehr. Er ist selbst ein wunderbares Gemisch oder eine Doppelnatur von Held und Comödiant, doch prävalirt die erste. Er ist so biegsam, als Einer von uns; aber Eitelkeit hat er noch etwas, seine Schwäche nicht zu zeigen. Da läßt er denn gemeiniglich leere Lücken, oder stellt einen Stein davor, oder wenn er sie sehen läßt, schlägt er mit Fäusten zu, daß man sie nicht berühre. — Wenn er nichts sagt, dann hat er seine Freunde am liebsten."

Jetzt trat auch in Goethe der von seinem Vater ererbte Sinn für Ordnung und Oekonomie, den wir schon in den letztverflossenen Jahren mehrmals sich regen sahen, immer stärker und bestimmter hervor. „Halte künftig meine Briefe hübsch in Ordnung," schrieb er am 6. März an Lavater, „und laß sie lieber heften, wie ich es mit den deinigen auch thun werde; denn die Zeit vergeht, und das Wenige, was uns übrig bleibt, wollen wir durch Ordnung, Bestimmtheit und Gewißheit in sich selbst vermehren." Ein noch deutlicheres Zeichen seiner zunehmenden Mäßigung war der ihm sonst nicht eigene Hang zu Selbstbeobachtungen *), der jetzt in ihm erwachte. Unter den letzten Tagen des März spricht sein Tagebuch den Entschluß aus: „Ich muß den Cirkel, der sich in mir umdreht, von guten und bösen Tagen, näher bemerken: Leidenschaften, Anhänglichkeit, Trieb, dieß oder jenes zu thun, Erfindung, Ausführung, Ordnung, Alles wechselt und hält einen regelmäßigen Kreis. Heiterkeit, Trübe, Stärke, Elasticität, Schwäche, Gelassenheit, Begier eben so. Da ich sehr diät lebe, wird der Gang nicht gestört, und ich muß nur noch herauskriegen, in welcher Zeit und Ordnung ich mich um mich selbst bewege." Aber bei dem bloßen Beobachten ließ er es nicht; er bekämpfte plötzliche Gemüthsbewegungen, raffte sich,

*) Vgl. Thl. I, S. 226 f.

wenn die Seele nach Ruhe begierig war, nochmals zur Thätigkeit auf, scheuchte Morgens die Dämmerung des Schlafs durch Wasser und frische Luft weg und rief sich, wie diät er auch lebte, in dem Tagebuche eine Warnung vor dem englischen Bier zu, indem er den Stoßseufzer hinzu fügte: „Wenn ich den Wein abschaffen könnte, wär' ich sehr glücklich!" Als er dieses schrieb, hatte er seit drei Tagen keinen Tropfen Wein getrunken und machte die Bemerkung, daß er bei der frugalen Lebensweise „täglich mehr in Blick und Geschick zum thätigen Leben gewinne." Auch freute er sich, daß sie „nun alle nicht mehr verliebt seien und die Lava-Oberfläche sich verkühlt habe;" nur in die Ritzen, meinte er, dürfe man noch nicht schauen, da brenne es noch *). So bemühte er sich jetzt ernstlich um Selbstherrschaft, fand jedoch, wie er klagt, noch viele Hindernisse in sich. „Die menschlichen Gebrechen," fährt das Tagebuch fort, „sind rechte Bandwürmer; man reißt wohl einmal ein Stück los, aber der Stock bleibt immer sitzen. Ich will doch Herr werden. Niemand, als wer sich ganz verleugnet, ist *werth* zu herrschen und *kann* herrschen."

In dem Maße, wie er seine Empfindungen beherrschte und concentrirte, steigerte sich jedoch die Intensität und Innigkeit derselben; und so finden wir auch in seinem Verhältnisse zu Frau von Stein nach der Schweizerreise, wie Schöll treffend sagt, „das Leben seines Gefühls noch wärmer, zum Guten mächtiger und freudiger im Ganzen, aber für Momente auch gefährlicher. Es zeigen sich Augenblicke vorübergehender Verstimmung, welche nicht, wie früherhin, seine Eifersucht auf Anlässe, die ihm ihre Gegenwart entzogen, zur Ursache hatten, sondern Aufwallungen seiner Liebe, welche die ihrige verletzten." Vergleichen wir seine Stimmung im vorigen Jahre

*) Vergl. den „Stoßseufzer" in Goethe's W. II, 232 (Ausgabe in 40 Bdn.):

Ach! man sparte viel,
Seltner wär' verrückt das Ziel,
Wär' weniger Dumpfheit, vergebenes Sehnen,
Ich könnte viel glücklicher sein —
Gäb's nur keinen Wein
Und keine Weiberthränen!

dem Frühlingswetter, so ist sie in diesem sommerlich höher und verhält sich zu jener, wie sich zum reinen Aether in der Iphigenie die schwülere Luft verhält, die man im Tasso athmet. Und es war ja eben in diesem Frühjahr, daß das letztere Gedicht seine Keime gewann.

Auch auf den Herzog hatte die Reise eine günstige Wirkung gehabt. Er kehrte, wie Wieland rühmte, in herrlichem Wohlbefinden und ungemein guter Stimmung und mit herzgewinnendem Benehmen gegen seine ganze Umgebung zurück. Mit erhöhtem Ernste widmete er sich seinem Regentenberuf und für sein fortdauerndes Wachsen in allen fürstlichen Tugenden sprechen Bekenntnisse Goethe's vom April bis in den October dieses Jahres, theils im Tagebuch, theils in Briefen an Lavater *). Von dem trefflichen Humor, womit er heim gekommen war, seiner großherzigen Ingenuität gegen Männer, wie Merck, und insbesondere von seinen Gesinnungen gegen Goethe zeugt ein Brief an Merck vom 31. Januar, aus dem wir uns nicht versagen können, ein paar Bruchstücke aufzunehmen. „Meine Frau habe ich ziemlich wohl getroffen, nur ist ihre ohnedieß nicht sehr leichte Natur durch den gänzlichen Mangel von Abwechselung etwas niedergeschlagen, und da, wie bekannt, ein den Prinzessinnen ganz versagtes Ding das Losarbeiten ist, so ist die Ermunterung bei uns etwas Unmögliches. Es hat mich bei meiner Rückkunft gefreut, daß der erste Eindruck, auf welchen ich erstaunlich sehr halte, die Leute, mit denen ich leben muß, betreffend, nicht nur nicht unangenehm, sondern sehr gut gewesen ist. Es hat mich eine gewisse Honneteté angerochen, welche mir wirklich nicht einmal so in Darmstadt vorgekommen ist. Sogar die langnasige Oberhofmeisterin war uns siebenzehn Minuten lang nicht tödtlich zuwider. Meine Mutter fand ich gar brav und vortrefflich. Thusnelden ist der große Orden angehängt worden, nur will sie ihre Barden noch nicht öffentlich avouiren **). — Der Frau *Aja* Wein hat mir treffliche Dienste

*) Zusammengestellt bei Riemer II, 120 f.

**) Der Herzog und Goethe hatten das Bild der von den Brüdern Stolberg selbst zu ihrem Symbol gewählten Gruppe zweier Centauren in ein Goldrähmchen fassen lassen und der enthusiastischen Verehrerin jener Dichter an einem Kettchen als Orden umgehängt.

geleistet; hätte ich nicht noch etwas Phlogiston davon in mir, wahrlich, der hier herrschende entsetzliche Schnupfen hätte mich übermannt. Aber wegen der Frau Aja denke ich so: hierbei schicke ich das, was ich wünschte, daß die Frau Aja gebrauchen wollte. Es muß von ihr nicht anders, als folgendermaßen angenommen werden: 1) ist es kein Präsent. Sie hat mir viel Gefallen gethan, da ich ihrer sehr nöthig hatte, um nicht für mein Geld schlecht im rothen Haus zu wohnen. Ihr macht das Nichtdasein des Geldes große Unannehmlichkeiten und ein Gefallen ist des andern werth; 2) erfährt der K. K. Rath nichts davon, sondern dem wird mein versteinerter Kopf zum Aufstellen übermacht; 3) erfährt Goethe nichts davon, weder heute noch je."

Die Schnupfenseuche, deren der Herzog erwähnt, war eine Art Influenza oder Grippe, wie wir jetzt sagen würden, welche damals in Paris, unter dem Namen la Grenade und bei den Damen la Coquette, ein Drittel der Bevölkerung ergriffen hatte und sich über halb Europa verbreitete. Auch Goethe wurde davon hart befallen. Schon in Frankfurt und bei dem Herumziehen an den Höfen in der Kälte war ihm nicht recht zu Muthe gewesen; aber die Bewegung der Reise und der ersten Tage in Weimar ließ die Krankheit nicht zum Ausbruch kommen. Indeß hatte er, wie er an Merck schreibt, „eine böse Zusammengezogenheit, eine Kälte und Untheilnehmung, die Jedermann auffiel und gar nicht natürlich war." Das zurückgehaltene Unwohlsein machte sich endlich um so stärker Luft und raubte ihm für mehrere Wochen die Fähigkeit zu jeder anstrengenden Geistesarbeit, bis sich seine glückliche Natur wieder durchhalf.

Kaum genesen, faßte er auf's Neue mit Ernst und Eifer seine Amtsgeschäfte in's Auge. Die leidige Kriegscommissions-Repositur machte ihm auch in diesem Jahre zu schaffen. „Hab' ich doch das in anderthalb Jahren nicht können zu Stand bringen," schrieb er im Mai in sein Tagebuch; „es wird doch, und ich will's so sauber schaffen, als wenn's die Tauben gelesen hätten. Freilich, es ist des Zeugs zuviel und der Gehülfen wenig." Dafür hatte er aber ein um so tüchtigeres Werkzeug für die Verbesserung der Kammergüter an dem früher genannten Land-Commissarius Bätty gefunden. Goethe und der Herzog sprechen in ihren Briefen an Merck mit gleichem Lobe von ihm *). In einigen gegen Franken hin gelegenen Aemtern machte er vortreffliche Abzugsgräben und Wässerungen, und eine seiner Anlagen erregte so großes Aufsehen, daß des Nachts Würzburgische Unterthanen herüber kamen, die Gräben heimlich zu messen und seine Art abzulernen. „Er ist in Allem ein Mensch," schrieb Goethe an Merck, „wie es sehr wenige gibt, und wir bleiben Dir immer für die Acquisition verbunden." Darum war ihm dieser Mann auch „sein fast einziger lieber Sohn, an dem er sein Wohlgefallen habe; so lange er lebe, solle es ihm weder fehlen am Nassen noch Trocknen." Geht schon hieraus hervor, wie ernst Goethe's Interesse an diesen Wirkungskreisen war, die weit von seinem Dichterberufe ablagen, so spricht sich darüber eine Confession gegen Lavater, aus dem August d. J., möglichst bestimmt aus: „Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart. Diese Pflicht wird mir täglich theurer und darin wünscht' ich's den größten Menschen gleich zu thun und in nichts Größerm."

Unterdessen ruhten aber auch die freien Musenkünste nicht. Es wurden Versuche gemacht, große Musikstücke aufzuführen, namentlich Händel's Messias, wobei unser Dichter „neue Ideen von Declamation" gewann. Professor Oeser, den die Reisenden bei der Rückkehr aus der Schweiz in Weimar fanden und der in der schönern Jahreszeit nochmals auf mehrere Wochen zu Besuch kam, brachte die Decorationsmalerei auf einen bessern Fuß und Goethe „vernahm ihn darüber recht ad protocollum." Für Lavater bemühte sich Goethe, eine Sammlung von Albrecht Dürer zu completiren und studirte dabei eifrig die Arbeiten dieses Künstlers, deren der Herzog mehrere besaß. Er zeichnete auch bisweilen und suchte sich, wie er an Merck schrieb, „bald in dem geschwinden Abschreiben der Formen zu üben, bald in der richtigern Zeichnung, bald sich an den mannigfaltigern Ausdruck der Haltung theils nach der Natur, theils nach Zeichnungen und Kupfern, auch aus der Imagination zu gewöhnen und so immer mehr aus der Unbestimmtheit und Dämmerung herauszuarbeiten." Bei diesen Bestrebungen fand er eine wichtige Bemerkung bestätigt,

*) S. Briefe an Merck, besonders S. 264 f. und S. 271.

die er schon früher an sich gemacht: „Auch hier sehe ich, daß ich mir vergebliche Mühe gebe, vom Detail in's Ganze zu lernen. Ich habe immer nur mich aus dem Ganzen in's Detail herausarbeiten und entwickeln können. Durch Aggregation begreife ich nichts; aber wenn ich recht lange Holz und Stroh zusammengeschleppt habe und immer mich vergebens zu wärmen suche, wenn auch schon Kohlen darunter liegen und es überall raucht, so schlägt denn doch endlich die Flamme in Einem Wink über's Ganze zusammen."

Wollen wir nun weiter Goethe's dichterische Productionen aus dem Jahre 1780 durchgehen, so können wir dahin füglich die Beschreibung der Schweizerreise *) zählen; denn sie ist, wie Wieland sagt, „ein wahres Poem, so versteckt auch die Kunst ist." Goethe hatte sie zur kleinern Hälfte schon auf der Reise selbst, zur Mittheilung an Frau von Stein, fast ganz in der Form, wie sie später veröffentlicht wurde, dictirt; die größere Hälfte, die Beschreibung des Zugs durch Wallis über die Furka und den St. Gotthard, den kühnsten Theil der Reise, von dem er seiner Freundin am wenigsten geschrieben hatte, componirte er bald nach der Rückkehr, im Februar und März, aus einzelnen im Moment geschriebenen Blättchen und Briefchen mit Hülfe einer lebhaften Erinnerung (Briefe an Merck, S. 228), und benutzte dazu selbst die bessern Stunden in den Krankheitswochen, so daß er sie in der ersten Hälfte Aprils in einer bei der Herzogin Amalia versammelten Gesellschaft vorlesen konnte. Goethe wollte es wenigstens Anfangs bei dem ersten Wurfe nicht bewenden lassen. „Ich habe noch weit mehr damit vor," schrieb er am 7. April an Merck, „und wenn es mir glückt, will ich mit diesem Garn viele Vögel fangen." Er meinte damit wohl psychologische, naturwissenschaftliche und andere Reflexionen, wie sich deren in mehreren Briefen finden, Genrebilder und eingeflochtene Märchen und Legenden, wie in dem Briefe aus Münster vom 11. November, interessante Gespräche, wie jene Peroration des Kapuziner-Paters zu Realp, die vielleicht mit den Feldherrnreden beim Livius verwandt ist, und dergleichen mehr. Solcherlei Würzen hatte er wohl auch dem fernern Theile der Reise zwischen dem

*) Goethe's W. Bd. 14, S. 175 ff.

Münsterthal und Genf zugedacht, den er, nach einer Andeutung in den Briefen an Frau von Stein (8. April 1780), noch auszuführen beabsichtigte. Indeß hat er wohlgethan, es beim interessantesten Theile bewenden zu lassen, in welchem die Begegnisse immer neu und mannigfaltig sind und an Bedeutung wachsen, der Uebergang über die Furka nach dem St. Gotthard die Katastrophe bildet, und der Vorhang auf dem Höhen- und Gipfelpunkte des Ganzen fällt. „Das Ding ist eins von seinen meisterhaftesten Productionen," urtheilte Wieland, „und mit dem ihm eigenen großen Sinne geschrieben. Das Besondere aber, was ihn auch hier, wie fast in allen Werken, von Homer und Shakespeare unterscheidet, ist, daß der Ich, der Ille ego überall durchschimmert, wiewohl ohne alle Jactanz und mit unendlicher Feinheit. Des Herzogs wird darin, wenigstens in der Skizze, die uns Goethe las, selten und nur mit wenigen Zügen gedacht; aber diese Züge sind so charakteristisch und zeichnen einen so edlen und fürstlichen Menschensohn, daß mir's, wenn ich der Herzog wäre, mehr schmeicheln würde, als eine Eloge von Mr. Thomas mit Trompeten und Pauken." Noch bewundernswürdiger aber, als die Beschreibung des Zugs durch Wallis zum St. Gotthard, worauf sich Wielands Lob zunächst bezieht, ist jener Theil der Reisebeschreibung, der beinahe ganz so, wie er in der Schweiz für Frau von Stein dictirt worden war, in die später gedruckte Redaction überging, z. B. die klassische Schilderung des Zuges durch die Vallée de Joux, die trefflichen Berichte aus Cluse, Salenche, Chamouni u. s. w. „Daß sie," bemerkt Schöll sehr richtig, „unter und nach so anstrengenden und spannenden Touren gleich mit dieser Sinnenstärke und Seelenreinheit gemacht werden konnten, läßt uns wunderbar durch all die großen und lautern Bilder das gewaltige Auge des Mannes entgegenleuchten."

Eine andere poetische Frucht der Reise nach der Schweiz war das Singspiel Jery und Bätely. Goethe ersann es auf dem Rückwege, als er wieder in die flache Schweiz gelangte, schrieb es sogleich nieder und konnte es, wie er in den Annalen behauptet, „völlig fertig mit nach Deutschland nehmen" *). Er sandte auch

*) Goethe's W. B. 27, S. 6 f.

bereits am 29. December 1779 von Frankfurt aus das Stück an seinen Landsmann und Jugendfreund Christoph Kayser; allein, daß er sich noch weiter mit der Dichtung beschäftigte, zeigt eine abermalige Sendung derselben an Kayser in zweiter Abschrift unter dem 30. Januar 1780, die er mit einer bis in's Einzelne gehenden Anweisung über die Art, wie er es componirt wünschte, begleitete; und selbst noch im April „tändelte er," zufolge einer Tagebuchnotiz*), „mit dem Drama." In Italien ward endlich das Stück nochmals so „um- und ausgearbeitet," daß es kaum noch zu erkennen war**). A. W. v. Schlegel nennt es „ein reizendes Naturgemälde in schweizerischen Sitten, im Geiste und in der Form der besten französischen Operetten." Die Handlung ist, wie es zum idyllischen Charakter der ganzen Dichtung paßt, sehr einfach und läßt den Grundgedanken klar hervortreten, daß „ein wackerer Mann ein guter Beistand ist." Die spröde Jery, welche bisher die treue Bewerbung Bätely's zurückgewiesen hat, wird durch die Hilfe, die ihr der Liebhaber gegen einen muthwilligen Beleidiger leistet, so gerührt, daß sie ihm Herz und Hand schenkt. Die Dankbarkeit erschließt der Liebe den Weg. In der Schweiz konnte sich leicht dem Dichter die Bemerkung aufdrängen, daß hier, wo der Mensch von einer gewaltigen Natur umringt und oft bloß an sich und seine eigene Kraft gewiesen ist, dem Weibe der Beistand des Mannes wünschenswerther, als anderswo, sein müsse***). Die Ausführung des Gedankens ist gefällig und anmuthig; das Charakteristische der Natur und der Menschen ist treu beobachtet; man fühlt sich, wie Riemer sagt, „von Bergquellen und Mattenduft" angehaucht, und Goethe bekennt selbst, daß er die Gebirgsluft, die darin weht, jedesmal empfunden habe, wenn ihm die Gestalten auf Bühnenbrettern zwischen Leinwand und Pappenfelsen entgegen traten. Vielleicht ist bei der Umarbeitung in Italien, wie nachweislich in anderen Stücken, hier und da ein charakteristischer Zug, der classischen Idealität zu Liebe, weggetilgt worden; allein auch schon in der frühern Bearbeitung muß

*) S. Riemer II, 117.
**) Goethe's W. B. 24, S. 248.
***) Düntzer, Goethe als Dramatiker (Leipzig, 1837) S. 131.

alles Rauhe und Derbe vermieden gewesen sein; denn, wie es in dem Briefe an Kayser vom 30. Januar 1780 heißt, waren hier „edle Gestalten in Bauernkleider gesteckt."

Auf dem Heimwege aus der Schweiz, während er an den Höfen herumstrich, hatte Goethe noch den Gedanken einer dramatischen Arbeit von ganz entgegengesetztem Charakter gefaßt. „Den sogenannten Weltleuten," schrieb er damals an Frau von Stein, „suche ich nun abzupassen, worin es ihnen denn eigentlich sitzt, was sie guten Ton heißen, worum sich ihre Ideen drehen, und was sie wollen, und wo ihr Kreischen sich zuschließt. Wenn ich sie einmal in der Tasche habe, werde ich auch dieses als Drama verkehren. Interessante personae dramatis wären: Ein Erbprinz; ein abgedankter Minister; eine Hofdame; ein apanagirter Prinz; eine zu verheirathende Prinzeß; eine reiche und schöne Dame; eine dito häßlich und arm; ein Hofcavalier, der nie etwas Anderes als seine Besoldung gehabt hat; ein Aventürier in französischen Diensten, eigentlicher in französischer Uniform; ein Chargé d'affaires, bürgerlich; ein Musicus, Virtuose, Componist, beiher Poet; ein alter Bedienter, der mehr zu sagen hat, als die Meisten; ein Leibmedicus; einige Jäger, Lumpen, Kammerdiener ꝛc. Diese Nachricht bitte ich als ein Geheimniß zu bewahren; denn ob es gleich nicht viel gesagt ist, so könnte mir doch ein Anderer den Braten vorm Maul wegnehmen."

Im April 1780 schrieb Goethe an Merck: „Von Drama's und Romanen ist auch Verschiedenes in Bewegung." Es gehörten dazu der vielleicht schon früher concipirte Tasso und Wilhelm Meister. Mit dem Letztern, auf den wir weiter unten zurückkommen werden, finden wir ihn im Juni und September, wenn auch nur vorübergehend, beschäftigt. Sein Tasso, bereits im März durchdacht, begann im Spätjahr eine festere Gestalt zu gewinnen; am 10. November berichtete er an Knebel: „Heute früh ist die erste Scene des Tasso fertig geworden," und am 13. meldete er der Frau von Stein die Beendigung des ersten Actes. Auch noch in der nächsten Zeit rückte die Arbeit weiter, so daß er am 23. November der Freundin berichten konnte, die erste Scene des zweiten Actes sei „so ziemlich fertig." Aber gegen den Schluß des Jahres kamen

wieder mancherlei Störungen. „Mein Taſſo dauert mich ſelbſt", ſchrieb er den 31. December an die Freundin; „er liegt auf dem Pult und ſieht mich ſo freundlich an; aber wie will ich zureichen?" Indem wir eine ausführlichere Beſprechung dieſer Dichtung uns vorbehalten, bemerken wir hier nur, daß aus Goethe's Gemüthskämpfen, wie er ſie in den letztvergangenen Jahren erfahren hatte, aus ſeiner Stellung zum Fürſten, zum Hofe, zur Geſellſchaft, zum Geſchäftsleben, und vor Allen aus ſeinem Verhältniß zu Frau von Stein eine Fülle von Leben und Wärme in dieſe Dichtung gefloſſen iſt. Doch hat man ſich zu hüten, zu allen einzelnen Zügen derſelben Vorbilder in Goethe's Verhältniſſen und Umgebung ſuchen zu wollen. Studium der Quellen, ſchöpferiſche Phantaſie, Beobachtung des eignen Herzens und des Lebens, Ueberliefertes, Imaginirtes und Selbſterlebtes ſchloſſen ſich zu einem organiſchen Ganzen zuſammen. Ohne Zweifel erinnert Taſſo ſelbſt an Goethe, ſo wie die edelzarte Fürſtin, die mit Selbſtverläugnung den Dichter liebt, ermuntert und zu zügeln ſucht, an Frau von Stein; und ſelbſt auf die Geſtalt der liebenswürdigen Gräfin Lenore mag die ſchöne Marquiſe Branconi, welche Goethe in dieſem Jahre ein paar Tage in Weimar bewirthete, nicht ohne Einfluß geblieben ſein; aber zwiſchen den Perſonen der Wirklichkeit und der Dichtung bleibt eben ſo unzweifelhaft in manchen Charakterzügen noch ein großer Abſtand.

Eine dramatiſche Production leichterer Art, die dazu dienen mußte, im Sommer 1780 das theatraliſche Weſen in Ettersburg in luſtigem Fortgange zu erhalten, ſind die aus dem Studium des Ariſtophanes hervorgegangenen Vögel. Goethe dictirte ſie von Mitte Juni bis Anfang Auguſt in einigen Sonntagſtunden dem Fräulein von Göchhauſen. Sie wurden am 18. Auguſt zuerſt in Ettersburg aufgeführt, und machten, wie Wieland berichtete, einen gar poſſierlichen Effect. „Außer der mächtigen Freude", fügte er hinzu, „die der Herzog und die Herzogin Mutter an dieſem Ariſtophaniſchen Schwank gehabt haben, iſt's auch für Goethe's Freunde tröſtlich, zu ſehen, daß er mitten unter den unzähligen Plackereien ſeiner Miniſterſchaft noch ſo viel gute Laune im Satz hat." Goethe ſpielte ſelbſt den Treufreund; den beſchwichtigenden Epilogus ſprach Corona Schröter. Es iſt recht Schade, daß der Dichter der in dieſem Epilog eröffneten Ausſicht, auch „den weitern weitläufigen Erfolg von dieſer wunderbaren, doch wahrhaftigen Geſchichte vorzutragen," ſpäter nicht entſprochen hat. Was uns in Goethe's Werken vorliegt, iſt eine freie Bearbeitung des Anfangs von Ariſtophanes' „Vögeln", aber eine ſo freie, daß Goethe mit Recht in einem Briefe an Merck vom 3. Juli ſein Stück „ein Luſtſpiel nach dem Griechiſchen und nicht nach dem Griechiſchen" nennen konnte. Das Ariſtophaniſche Stück, das zu den Zeiten des Feldzugs nach Sicilien ſpielt, ſtellt die damals in Athen herrſchende Projectmacherei dar. Das Volk iſt von den heimiſchen Dingen überſättigt, der Parteikampf abgeſtumpft, von Sicilien redet man mit Langeweile, man iſt blaſirt, man will Neues, neue Reizmittel des Intereſſes. Nebenbei iſt Alles der überſpannteſten Hoffnungen voll; Jeder, dem es daheim nicht gefällt, malt ſich ein Utopien auf eigene Hand aus. So wandern denn auch zwei Athenienſer, Hoffegut und Rathefreund, der Heimath überdrüſſig, in die Welt hinaus, eine beſſere Exiſtenz zu ſuchen; ſie kommen in's Land der Vögel und beſchwätzen dieſe zur Gründung einer Stadt, von der aus Himmel und Erde beherrſcht werden ſoll *). Goethe hat von dieſen Motiven nur das Allgemeinſte beibehalten, in der Ausführung aber ſich durchaus nicht an das Vorbild gebunden. Sein Hoffegut und Treufreund ſind ein paar ſchlaraffen- und phäakenartig geſinnte junge Leute und zugleich Literaten aus einer modernen Hauptſtadt, die ein Land ſuchen, wo man, von jeder Pflicht und Arbeit entbunden, des Wohllebens die Fülle genießen könnte. Alle localen Beziehungen des Originals ſind in dem Goethe'ſchen Luſtſpiele ausgelöſcht, dafür aber mancherlei Anſpielungen auf neuere Verhältniſſe, z. B. auf den preußiſchen Adler, den öſtreichiſchen Doppelaar u. dgl., eingewebt. In anderen Stellen, wie in der Anrede Treufreunds an die ergrimmten Vögel, wetteifert Goethe mit Ariſtophanes, indem er den Detailmotiven des Vorgängers neue, ſelbſterfundene, für unſere Zeit verſtändlichere gegenüberſtellt. Aus dem Kukuk des Ariſtophanes hat er einen Schuhu und dieſen zum Symbol der Recenſenten gemacht, während ſein Papagei ein höchſt ergötzliches Bild eines Leſers darſtellt. Im

*) Des Ariſtophanes Werke, überſetzt von Droyſen (Berlin 1835) I, 260 f.

Eingange werden noch insbesondere die Botaniker mit ihrer seltsamen Nomenclatur verhöhnt. Das Ganze ist mit dem besten Humor durchgeführt und mit feiner Ironie und Satire gewürzt, und unter dem tollen Scherz liegt manches gediegene Goldkorn ernster, Goethe'scher Weisheit und tiefer Welt- und Menschenkenntniß verborgen.

Auf dem Felde der Lyrik begegnen wir im Jahre 1780 einer Anzahl leicht hingeworfener, aber theilweise tiefempfundener Gedichtchen, die Goethe seiner Herzensfreundin brieflich zukommen ließ. Sie sind nicht in seine Werke übergegangen; der Leser kann sie in meinem Commentar zu seinen Gedichten zusammengestellt finden. Einen der köstlichsten Edelsteine aber im Kranze der Goethe'schen Lyrik bildet die Ode „Meine Göttin", welche er am 15. Sept. 1780 auf einer Rundreise im Lande von Kaltennordheim aus der Freundin zusandte. Dieses und das vorhergehende Jahr, dem der „Gesang der Geister über den Wassern" angehört, bezeichnet Schöll treffend als eine „Periode der Steigerung", worin des Dichters Geist einen edlern und höhern Schwung nahm. Gleichsam als die beiden Brennpunkte in der Ellipse dieses Bienniums betrachtet er die Schweizerreise und die erwähnte Rundreise im Lande, von denen jene durch den „Gesang der Geister", diese durch „Meine Göttin" bezeichnet ist. Auch mit einem Briefchen vom 1. Mai 1780 schickte Goethe eine „Hymne" an Frau von Stein, welche? darüber fehlt jede Andeutung. Schöll denkt an den Gesang der Iphigenie: „Es fürchte die Götter ꝛc." Ich möchte eher auf Ganymed rathen:

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühst,
Frühling, Geliebter!

Eine umfassende Arbeit, gewissermaßen auch poetischer Natur, womit Goethe sich viel vom März bis in den Juni 1780 beschäftigte, war eine Biographie des Herzogs Bernhard von Weimar. „Ich habe dazu", schrieb er am 7. April an Merck, „viel Documente und Collectaneen zusammengebracht, kann sie schon ziemlich erzählen und will, wenn ich erst den Scheiterhaufen gedruckter und ungedruckter Nachrichten, Urkunden und Anecdoten recht

zierlich zusammengelegt, ausgeschmückt und eine Menge schönes Rauchwerks und Wohlgeruchs darauf herumgestreut habe, ihn einmal bei schöner, trockener Nachtzeit anzünden und auch dieses Kunst- und Lustfeuer zum Vergnügen des Publici brennen lassen." Aehnlich lautet darüber sein Bericht an Lavater unter dem 5. Juni, wo er noch hinzufügt: „Uebrigens versuche ich allerlei Beschwörungen und Hocus Pocus, um die Gestalten gleichzeitiger Helden und Lumpe, in Nachahmung der Hexe von Endor, wenigstens bis an den Gürtel aus dem Grabe steigen zu lassen, und ebenfalls irgend einen König, der an Zeichen und Wunder glaubt, in's Bockshorn zu jagen." Indeß wurde ihm nach vielfachem Sammeln und Schematisiren nur allzu klar, daß die Ereignisse des Helden kein Bild machen. Er spielt zwar in der jammervollen Ilias des dreißigjährigen Krieges eine würdige Rolle, läßt sich aber nicht von seiner Gesellschaft absondern. Goethe glaubte jedoch einen Ausweg gefunden zu haben; er wollte „das Leben schreiben wie einen ersten Band, der einen zweiten nothwendig macht, auf den auch schon vorbereitend gedeutet wird; überall sollten Verzahnungen stehen bleiben, damit Jedermann bedaure, daß ein frühzeitiger Tod den Baumeister verhindert habe, sein Werk zu vollenden." Allein auch dieser Gedanke kam, über andere Beschäftigungen und Interessen, nicht zur Ausführung. Verloren war indeß die aufgewandte Zeit und Mühe nicht für Goethe; denn wie die Vorarbeiten zum Götz und Egmont ihn tiefer in's 15. und 16. Jahrhundert eingeführt hatten, so erschloß sich ihm durch diese Bestrebungen das 17. Jahrhundert*).

Die Biographie des Herzogs Bernhard führt uns, als eine halb der Kunst, halb der Wissenschaft angehörige Arbeit, schicklich von Goethe's poetischen Productionen zur Betrachtung seiner wissen-

*) Vergl. Böttiger's literar. Zustände I, 65, wornach Goethe die größtentheils von Gotha bezogenen Materialien später theils an Woltmann, theils an den Geh. Rath Voigt überließ. Als Hauptschwierigkeit des Sujets wird dort hervorgehoben, daß „Bernhard's Größe weit weniger in Thaten, als in großen Entwürfen, in Visionen eines Reichs, das ihm sein Heldenmuth erwerben soll, bestehe." — Wir erinnern noch an Schiller's gleichfalls unausgeführt gebliebenes Project, den Herzog Bernhard durch ein Trauerspiel zu verherrlichen. Hoffmeister, IV, 328 f.

schaftlichen Thätigkeit im Jahr 1780 hinüber; und hier haben wir besonders seiner Bemühungen in der Naturkunde, naturwissenschaftlicher wie naturhistorischer Studien, zu gedenken. Um die Mitte des Jahres stellte er mit der Herzogin Mutter in Ettersburg physicalische Versuche mit dem Elektrophor an. Einen tiefen Eindruck machte auf ihn das Studium des Buffon'schen Werkes Epoques de la Nature; er schrieb darüber den 7. April an Merck, mit Beziehung auf eine Aeußerung von Georg Forster: „Ich acquiescire dabei, und leide nicht, daß Jemand sagt, es sei eine Hypothese oder ein Roman. Es ist leichter das zu sagen, als es ihm in die Zähne zu beweisen. Es soll mir Keiner etwas gegen ihn im Einzelnen sagen, als der ein größeres und zusammenhängenderes Ganze machen kann. Wenigstens scheint mir das Buch weniger Hypothese, als das erste Capitel Mosis zu sein." Seine Begeisterung für Büffon beruhte auf einem ähnlichen Grunde, wie die für Spinoza. Er fand hier einen Schriftsteller, der in gleichem Sinn und Geiste, wie er, sich der Natur zu bemächtigen suchte, der auch „aus dem Ganzen sich in's Detail herausarbeitete," der „mit einer heitern, freien Uebersicht, mit Lust am Leben und am Lebendigen, sich froh für Alles, was da ist, interessirte" und „die Außenwelt, wie er sie fand, in ihrer Mannigfaltigkeit als ein zusammengehörendes, in wechselseitigen Bezügen sich begegnendes Ganze nahm" *). Jetzt begann er sich auch mineralogischen Studien, durch den in Genf besuchten Herrn von Saussüre angeregt und „durch sein Amt dazu berechtigt," wie er an Merck schrieb, mit einer wahren Leidenschaft zu ergeben. Ein junger Mann, der auf der Freiberger Akademie studirt und von daher eine außerordentlich reine Nomenclatur und eine ausgebreitete Kenntniß des Details, — zwei Dinge, woran es Goethe'n gerade fehlte, — mitgebracht hatte, war ihm bei diesen Studien vom größten Nutzen. Er ließ den jungen Naturforscher ein halbes Jahr lang durch das Weimarische Land umherziehen, um die Materialien zu einer mineralogischen Beschreibung desselben zu sammeln, und machte auch selbst kleine Excursionen zu diesem Zwecke; und in der Ueberzeugung, daß der Mineralog wie ein Hirsch sein müsse, „der ohne

*) Goethe's W. Bd. 40, S. 502 u. 503.

Rücksicht des Territoriums sich ätzet" *), schränkte er sich nicht „philisterhaft" auf das Gebiet des Herzogs ein, sondern „trieb seine schnellen Ausflüge und Ausschickungen" bis in's Würzburgische, Fuldaische, Hessische, Churfächsische u. s. w. hinüber und brachte so die meisten Stein- und Gebirgsarten der dortigen Gegend zusammen. Nun erst, „nachdem er selbst die meilenlangen Blätter dieser Landschaften umgeschlagen," vermochte er auch mineralogischen Büchern etwas abzugewinnen, und begann mit Eifer die Erfahrungen Anderer zu studiren. Indeß strebte er vorläufig nur nach „den allgemeinen Ideen und einem reinen Begriff, wie Alles auf einander stehe und liege, ohne die Prätension zu wissen, wie es auf einander gekommen."

Ueber einzelne Lebensvorfälle des Jahres 1780 können wir uns nach dem Vorangeschickten kürzer fassen. Eine größere Reise, wie die vorjährige in die Schweiz, ward nicht unternommen; aber es fehlte nicht an kleinern Ausflügen. So besuchte er in der letzten Hälfte des April mit dem Herzoge Leipzig in der Meßzeit, ritt mehrmals nach Gotha wegen der (im dortigen Archiv aufbewahrten) Materialien zu seiner Biographie des Herzogs Bernhard, wurde oft durch Feuersbrünste nach entfernten Ortschaften gerufen, unterließ nicht im September die gewöhnliche Reise in's Oberland und streifte mineralogisirend in den Gebirgen umher. Auch wurde mancher Tag durch Hoffestlichkeiten, theatralische Proben und Darstellungen, oder durch Besuche interessanter Fremden in Anspruch genommen. In das bunte Gewirre seines Lebens und seiner Thätigkeit eröffnet uns Riemer einen Blick durch folgende Zusammenstellung aus Goethe's Tagebuchnotizen vom 26. Mai bis zum 26. August:

„Theaterproben, Reisen nach Gotha, mineralogische Beschäftigungen, Decorationsmalerei, Wirthschaftseinrichtung des Prinzen Constantin, Feuerspritzenprobe, des Herzogs Vorbereitung und Aufnahme in die Freimaurerloge **), physicalische Versuche zu Etters-

*) Briefe an Merck, S. 267.

**) Auch Goethe wurde am Vorabend des St. Johannisfestes 1780 in den Freimaurer-Orden aufgenommen. S. Briefwechsel mit Zelter VI, 11.

burg, an verschiedenen Tagen in promtu wiederholtes Dictiren an den Vögeln und deren Aufführung; Feuersbrünste in Großbrembach, wobei Goethe sich wieder durch lebensgefährliche Hilfe auszeichnete, in Stadt Ilm, in Apolda, in Lobeda; Fahrten zum Bergsturz bei Kahla, herrschaftlicher Besuch und Diner in Jena; Lust und Leben in Ettersburg, Aufführung von Jery und Bätely; Besuch von benachbarten Herrschaften, von Fremden, als Leisewitz, Schröder und Gotter und zuletzt der Marquise Branconi."

Die mehrmals erwähnte Herbstrundreise mit dem Herzoge begann den 5. September und ging zunächst nach Ilmenau, in dessen Umgegend bis zum 9. fleißig mineralogisirt wurde. In Stützerbach (am 10. Sept.) wollte es ihm nicht wohl werden, da er hier „in vorigen Zeiten so manch Leidiges ausgestanden." Dann zogen sie den 11. September, unterwegs „an allen Felsen klopfend", nach Schmalkalden, und an den folgenden Tagen über Zillbach nach Kaltennordheim. Auf dem Wege freute er sich an Bätty's Wiesenverbesserungen; unschmackhafte Viertelstunden füllte er durch Lectüre aus, oder indem er seine Phantasie spielen ließ. „Das ist die größte Gabe, für die ich den Göttern danke," schrieb er aus Zillbach an Frau von Stein, „daß ich durch die Schnelligkeit und Mannigfaltigkeit der Gedanken einen Tag in Millionen Theile spalten und eine kleine Ewigkeit daraus bilden kann;" und zwei Tage später aus Kaltennordheim: „Wenn ich denke, ich sitze auf meinem Klepper und reite meine pflichtmäßige Station ab, auf einmal kriegt die Mähre unter mir eine herrliche Gestalt, unbezwingliche Lust und Flügel, und geht mit mir durch," worauf dann am nächsten Tage die herrliche Ode „Meine Göttin" folgte. Dann ging es am 18. September weiter über Ostheim nach Meiningen, wo er, statt mit Felsen und Wäldern, mit Menschen zu verkehren hatte. „Die ersten paar Tage," klagte er seiner Freundin am 24. September, „sind mir sauer geworden, weil ich weder Leichtigkeit habe noch Offenheit, mit den Menschen sogleich zu leben; jetzt aber geht's besser." Auf der Rückreise besuchte er mit dem Herzoge die Frau von Stein auf ihrem Gute zu Kochberg. Er ließ sich hier irgend eine Aufwallung seiner Leidenschaft zu Schulden kommen, weßhalb ihn die Freundin

in die Schranken zurückweisen mußte. Ein lebhafter Schmerz hierüber spricht sich in dem Briefe aus, den er ihr am 10. October Abends nach seiner Rückkehr aus Weimar schrieb; und die Anfänge des Tasso, die in diese Zeit fallen, lassen den Abdruck seiner damaligen Gemüthsstimmung deutlich genug erkennen. Aus der noch übrigen Zeit des Jahres 1780 heben wir nur noch ein Zusammentreffen mit Merck hervor, das am 21. October zu Mühlhausen stattfand. Goethe schrieb darüber an Frau von Stein: „Mit Mercken hab' ich einen sehr guten Tag und ein paar Nächte verlebt. Doch macht mir der Drache immer bös Blut; es geht mir wie Psychen, da sie ihre Schwestern wiedersah;" und einige Tage später: „Die Zusammenkunft mit Merck hat mir geschadet und genützt; das läßt sich in dieser Welt nicht trennen."

Ein geräuschvolles Treiben führte ihn in's Jahr 1781 hinüber. „Mein Winter", schrieb der Herzog am 20. Februar an Merck, „ist in mancher Unruhe verlebt worden. Kaum drei Wochen hinter einander, ohne irgend einen fürstlichen Besuch, welches mir zwar viel Ehre immer brachte, doch aber immer so viel Muße, Zeit und endlich gute Laune nahm, daß ich fast nicht weiß, ob ich gewann oder verlor." Dazwischen kamen nun die herkömmlichen Wintervergnügungen, Bälle, Concerte, Redouten und das Geburtstagfest der regierenden Herzogin, zu denen Goethe seinen Tribut zu bringen pflegte. So meldete er am 19. Februar an Lavater, daß er wieder mehrere Tage im Dienste der Eitelkeit zugebracht. „Man übertäubt," setzt er hinzu, „mit Maskeraden und glänzenden Erfindungen oft eigene und fremde Noth. Ich tractire diese Sachen als Künstler, und so geht's noch. Reime, bei dieser Gelegenheit gemacht, schickt Dir vielleicht Kayser. Wie Du die Feste der Gottseligkeit ausschmückest, so schmück' ich die Aufzüge der Thorheit."

Zu diesen poetischen Spenden, wodurch er in die Hofvergnügungen mehr Geist und Geschmack zu bringen suchte, gehört auch das Gedicht Epiphanias. Es wurde am 6. Januar, als dem Tage der heil. drei Könige, von einer Maskengesellschaft bei einem Festmahle dramatisch dargestellt, wie das Gedicht „Auf Mieding's Tod" bezeugt:

Dramatisch selbst erschienen hergesandt
Drei Könige aus fernem Morgenland.

Auf die stattliche Versammlung der Gäste deutet die Schlußstrophe. Ursprünglich war sicher das Ganze als Maskengespräch vertheilt, vielleicht auch ausführlicher; denn nach dem jetzigen Umfange des Gedichtes würde die dramatische Scene etwas zu flüchtig vorübergehen. Den ersten König spielte Corona Schröter, woraus sich die Schlußverse der dritten Strophe erklären.

Am Geburtstage der Herzogin Louise, dem 30. Januar, wurde wieder Iphigenie aufgeführt. Nun findet sich aber in Goethe's Werken dem „Zuge der Lappländer", einem Maskenspiel, worin der Fürstin äußerst feine und edle Huldigungen dargebracht werden, eben jenes Datum beigefügt. „Gewiß irrig", bemerkt hierzu Schöll. „Es war an demselben Abend bloß theatralische Vorstellung. Gehört der Zug der Lappländer in diese Zeit, so könnte er in der Nähe des Geburtsfestes nur am 26. Januar auf der vierten, oder am 2. Februar auf der fünften Redoute vorgekommen sein." Durch Goethe's Briefe an Frau von Stein steht es nunmehr fest, daß, meiner schon früher ausgesprochenen Vermuthung gemäß, der Aufzug des Winters, den die Chronologie der Goethe'schen Werke in's Jahr 1782 setzt, dem Jahre 1781 angehört, und zwar am 16. Febr. auf der siebenten Redoute dieses Winters aufgeführt ward. Unsicher bleibt jedoch noch die chronologische Stelle des Aufzugs der vier Weltalter, den die Chronologie gleichfalls in's Jahr 1782 setzt.

Den Winter mit seinem Gefolge als Maskenzug auftreten zu lassen, war ein nahe liegender, aber auch ein guter Gedanke; und besonders sind seine Begleiter glücklich gewählt. Die zunehmende Herrschaft der Nacht ist es, was den Winter herbeiführt; daher schreitet ihm die Nacht mit dem Schlaf und den Traumgöttern voran. Sodann tritt er selbst hervor und rühmt sich als Freund der Geselligkeit, worauf die Hauptbeförderungsmittel derselben, das Spiel, der Wein, die Liebe, das Schauspiel, in Tragödie und Komödie getheilt, und das Carneval sich der Reihe nach personificirt darstellen. Weniger passend schließen sich ihnen die vier Temperamente an, die in den nachfolgenden bunten Chor der Masken zu

verweisen waren, der sich dann auch besser als dem Carneval untergeordnet dargestellt hätte. Das zuletzt auftretende Studium, das mit dem Carneval nichts gemein hat, lenkt schließlich als unmittelbarer Schützling des Winters die Aufmerksamkeit wieder auf den Mittelpunkt des Ganzen zurück. Die vier Weltalter behandeln denselben Gegenstand, den Schiller in einem gleichnamigen Gedichte ebenfalls für einen geselligen Kreis besungen hat. Aber während in Schiller's Behandlungsweise der culturhistorische Gesichtspunkt festgehalten ist, faßt Goethe, mehr naturphilosophisch, die Reihe der Weltalter als einen Cyclus innerlich nothwendiger Entwickelungsphasen der Menschheit auf, der sich unaufhörlich wiederholen muß *). — Im Ganzen spiegelt sich in den Stoffen, die Goethe nach einander zu den Maskenzügen gewählt, der geschichtliche Gang ab, den die Poesie überhaupt in Beziehung auf die Wahl ihrer Gegenstände zu nehmen gezwungen ist. Wie diese stets von den einfachsten und allgemeinsten Verhältnissen zu immer künstlichern und zusammengesetztern übergehen muß, und dadurch ihre Aufgabe immer schwieriger wird, so finden wir auch hier in den Maskenzügen zuerst Sujets behandelt, welche allgemeine und gemeinsame Bezüge zu der Menschheit haben, wogegen später das Bedürfniß der Mannigfaltigkeit und Neuheit zu speciellern Gegenständen, wie die romantische Poesie und „die einheimischen Erzeugnisse der Einbildungskraft und des Nachdenkens" führte.

Mitten unter dem Getriebe der winterlichen Lustbarkeiten war auch eine ernstere Production entstanden, ein Gespräch über die deutsche Literatur, das er am 6. Januar dictirte. Es ward veranlaßt durch Friedrich's des Großen Schrift De la littérature allemande, worin er über Goethe sich in folgender Weise äußerte: »Voilà un Goetz de Berlichingen, qui parait à la scène, imitation détestable de ces mauvaises pièces anglaises." Goethe schrieb am 14. November 1781 an Merck über sein Gespräch: „Ich will es noch einmal durchgehen, wenn ich es von der Mutter zurückkriege. Mein Plan war, noch ein zweites Stück hinzuzufügen, denn die Materie ist ohne Grenzen. Nun ist aber die erste

*) Vergl. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten, I, 435.

Luft vorbei, und ich habe nichts mehr zu sagen." Mittlerweile waren Andere gegen den königlichen Aristarch aufgestanden, namentlich der berühmte Möser in Osnabrück, der Goethe'n seinen Aufsatz durch Frau von Voigts, seine Tochter, zusandte. Der Brief (vom 21. Juni 1781), worin Goethe seinen Dank abstattet, ist uns erhalten *); er gibt an einer Stelle folgende höchst interessante Charakteristik seiner schriftstellerischen Bestrebungen: „Ich unterschreibe es besonders sehr gern, wenn Ihr Herr Vater meine Schriften als Versuche ansieht, als Versuche in Rücksicht auf mich als Schriftsteller, und auch auf das Jahrzehend, um nicht zu sagen Jahrhundert, unserer Literatur. Gewiß ist mir nie in den Sinn gekommen, irgend ein Stück als Muster aufzustellen, oder eine Manier ausschließlich zu begünstigen, so wenig als individuelle Gesinnungen und Empfindungen zu lehren und auszubreiten. Sagen Sie Ihrem Herrn Vater ja, er solle versichert sein, daß ich mich noch täglich nach den besten Ueberlieferungen und nach der immer lebendigen Naturwahrheit zu bilden strebe, und daß ich mich von Versuch zu Versuch leiten lasse, demjenigen, was vor allen unseren Seelen als das Höchste schwebt, ob wir es gleich nie gesehen haben und nicht nennen können, handelnd, schreibend und lebend, immer näher zu kommen." Ueber das Urtheil des Königs äußert sich der Brief mit Ruhe und Billigkeit: „Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit eisernem Scepter führt, muß die Production eines freien und unerzogenen Knaben unerträglich finden. Ueberdieß möchte ein billiger und toleranter Geschmack wohl keine auszeichnende Eigenschaft eines Königs sein, so wenig sie ihm, wenn er sie auch hätte, einen großen Namen erwerben würde; vielmehr dünkt mich, das Ausschließende zieme sich für Große und Vornehme." Und daß dieses Urtheil kein bloß ostensibles war, zeigt das vertraute Wort in dem oben genannten Briefe an Merck: „Wie er (der König) in seinem verschabten blauen Rock und mit seiner buckligten Gestalt große Thaten gethan hat, so hat er auch mit einer eigensinnigen, voreingenommenen, unrectificirlichen Vorstellungsart die Welthändel nach seinem Sinne gezwungen." — Goethe's Gespräch ist

*) Goethe's W. Bd. 27, S. 491 ff.

nicht erschienen, was um so mehr zu bedauern, da es nach einer Charakteristik, welche Merck davon in einem Briefe an Forster gegeben, „meisterhaft geschrieben" gewesen sein muß.

In dem ersten Vierteljahr 1781, worin die zuletzt besprochenen dichterischen Productionen entstanden, war Goethe indeß nicht durchweg so körper- und geistesfrisch, als der gute Humor, der sie durchweht, vermuthen lassen sollte. „Ich bin zeither krank," schrieb er im Februar an Lavater, „meist ohne es zu sagen, daß Niemand frage, und der Credit aufrecht bleibe. Ich halt' es oft mit den Zähnen, wenn die Hände versagen." An solchen Tagen empfand er die Bürde der Amtsgeschäfte schwerer, als sonst. „Ich lade fast zu viel auf mich," heißt es weiter in dem Briefe an Lavater, „und wieder kann ich nicht anders. Staatssachen sollte der Mensch, der drein versetzt ist, sich ganz widmen; und ich möchte doch so viel Anderes auch nicht fallen lassen." Da gereichte ihm denn manchmal ein Gespräch mit seinem Jugendfreunde, dem Musiker Kayser, zur Erquickung, der sich in diesem Winter zu Weimar aufhielt. Das vertraute Verhältniß zu diesem Manne beruhte weniger auf Beider Jugendbekanntschaft, als auf einem tiefen Bedürfnisse des Dichters. Goethe hatte schon in seinen frühesten Liedern, Balladen und anderen dichterischen Erzeugnissen, die Poesie so nahe zu ihrer ursprünglichen Natur, die eine Vereinigung der Gesangestöne mit dem Worte verlangt, zurückgeführt, daß er oft schmerzlich die Fähigkeit vermissen mußte, selbst sein Wort zum eigentlichen Gesange zu verklären *). Diesen Mangel, den er in sich wahrnahm, suchte er in früheren, wie in späteren Jahren durch engeres Anschließen an Componisten möglichst zu ersetzen; und wie wir ihn jetzt mit Kayser lebhaft verkehren sehen, so fanden wir ihn zu Leipzig mit Breitkopf, zu Offenbach mit André und werden ihn später mit Zelter in innig freundschaftlichem Verhältnisse finden. Es war das tief empfundene Bedürfniß der Ergänzung des Dichters durch den Musiker, was diese Verbindungen hervorrief und unterhielt. Für Kayser's Fortbildung sorgte er, indem er die Einführung desselben bei Gluck vorbereitete; der Herzog schrieb selbst an den Ritter, und nach eingelaufener gün-

*) Vgl. Thl. I, S. 197 ff.

stiger Antwort wurde Kayser über München nach Wien gesandt und von Weimar aus mit reichlicher Geldanweisung versehen.

Wodurch Goethe aber immer am kräftigsten über augenblickliche Verstimmungen emporgehoben wurde, das war die Freundschaft, die er selbst „das schöne Licht aller seiner Tage" nannte. Sein Verhältniß zur Frau von Stein hatte sich jetzt zu einer eben so großen Innigkeit und Wärme, als Besonnenheit und Reinheit veredelt; und in seinem Leben, wie in seiner Dichtung gaben sich davon die schönsten Wirkungen kund. Er rühmt in seinen Briefen an sie, daß ihre Liebe ein schönes Klima um ihn mache und ihn von manchem Ueberrest der Sünden und Mängel heile; er nennt diese Liebe eine Sonne, die sich nie verstecke noch untergehe, wenn auch die Himmelssonne sich verberge. Er gestand ihr, daß sie ihm die Offenheit und Ruhe seines Herzens wiedergegeben; „glaube mir", schrieb er, „ich fühle mich ganz anders; meine alte Wohlthätigkeit kehrt zurück, und mit ihr die Freude meines Lebens. Du hast mir den Genuß im Gutesthun gegeben, den ich ganz verloren hatte; ich that's aus Instinkt, und es ward mir nicht wohl dabei." In der That finden wir ihn jetzt nicht bloß für Kayser, sondern auch für den jungen Maler Tischbein, der mit Studien nach Raphael von Rom zurückgekehrt in Zürich Lavater entzückte, so wie für Andere hülfreich bemüht; er unterhält einen anregenden Verkehr mit Herder, einen brüderlichen Umgang mit Knebel, er nimmt den ernstlichsten Antheil an der Entwickelung des jungen Herzogs, er bemüht sich um eine sichere Haltung im Umgang mit den Menschen und um Klarheit und Besonnenheit im Urtheil über sie. „Ich bitte Dich fußfällig," schrieb er im März an die Freundin, „vollende Dein Werk und mache mich recht gut;" und etwas später rühmt er in einem Briefe an Lavater, daß es mit ihm „besonders innerlich" gut stehe. „In weltlichen Dingen," sagt er, „erwerb' ich täglich mehr Gewandtheit, und vom Geiste fallen mir täglich Schuppen und Nebel, daß ich denke, er müßte zuletzt ganz nackend dastehen; und doch bleiben ihm noch Hüllen genug."

So wie im Frühjahr die Natur wieder aufzuleben anfing, begann auch in Goethe Lebenslust und Lebensmuth sich freudiger zu regen. Er pries Lavatern die ersten Frühlingswochen als reich gesegnet; „jeden Morgen empfängt mich eine neue Blume und Knospe; die stille, reine, immer wiederkehrende leidenlose Vegetation tröstet mich oft über der Menschen Noth, ihre moralischen, noch mehr physischen Uebel." Schon in der ersten Hälfte des März (vom 7. bis zum 15.) war er mit dem Herzoge in Neunheiligen und machte dort an dem Grafen und der Gräfin Werther Studien für seinen Wilhelm Meister, dessen Graf und Gräfin poetische Uebersetzung Jener zu sein scheinen. Auch zeichnete er fleißig nach vortrefflichen Everdingen, die der Graf besaß. Um Ostern beschäftigte ihn eine Durchsicht seiner Iphigenie, worauf er dann wieder, von der Freundin angetrieben und von ihrer Liebe begeistert, seinen Tasso angriff, und bis in den Mai hinein daran lebhaft weiter dichtete. Ende Juni und in der ersten Hälfte Juli finden wir ihn in Ilmenau und der Umgegend Bergwerksgeschäften und mineralogischen Studien hingegeben. In Ilmenau selbst ward es ihm, wie er der Freundin klagte, nicht wohl; „die Geister der alten Zeiten" ließen ihm hier keine frohe Stunde, „die unangenehmen Erinnerungen hatten Alles befleckt." Anfangs Juli ward von dort ein Ausflug nach der Schwarzburg und weiterhin nach Blankenburg unternommen, wo die Bergwerke befahren wurden. In Rudolstadt ward übernachtet, und dann über Teschnitz, des dortigen Marmorbruches wegen, der Rückweg nach Ilmenau eingeschlagen. Zwischen seinen dortigen Geschäften vergaß er nicht der geliebten Freundin. Er malte für sie auf Porzellan und schickte ihr eine Tasse und ein paar Blumentöpfe von seiner Hand mit seinen zärtlichen Briefen zu.

Während er so dem Leben in mannigfachster Thätigkeit mit frischer Seele zugewandt war, hatten sich über seinen Gesundheitszustand und seine ganze Lage in Weimar Gerüchte verbreitet, welche seine entferntern Freunde lebhaft beunruhigen mußten. Das Schreiben (vom 11. August), womit er die Besorgnisse seiner Mutter zu beschwichtigen suchte, ist in vielen Beziehungen so interessant, daß wir das Wichtigste daraus dem Leser nicht vorenthalten dürfen. Nachdem er sie zuerst über sein Befinden beruhigt, fährt er fort: „Was meine Lage selbst betrifft, so hat sie, ungeachtet großer Beschwernisse, auch sehr viel Erwünschtes für mich; wovon der beste Beweis ist, daß ich mir keine andere möglich denken kann, in die

ich gegenwärtig hinüber gehen möchte. Merck und Mehrere beurtheilen meinen Zustand ganz falsch; sie sehen das nur, was ich aufopfere, und nicht, was ich gewinne; und sie können nicht begreifen, daß ich täglich reicher werde, indem ich täglich so viel hingebe. Sie erinnern sich der letzten Zeiten, die ich bei Ihnen, ehe ich hierher ging, zubrachte; unter solchen fortwährenden Umständen würde ich gewiß zu Grunde gegangen sein. Das Unverhältniß des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht. Bei der lebhaften Einbildung und Ahnung menschlicher Dinge wäre ich doch immer unbekannt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meist durch Eigendünkel und alle verwandten Fehler sich und Andern unerträglich wird. Wie viel glücklicher war es, mich in ein Verhältniß gesetzt zu sehen, dem ich von keiner Seite gewachsen war; wo ich durch manche Fehler des Uebergriffs und der Uebereilung mich und Andere kennen zu lernen Gelegenheit genug hatten; wo ich, mir selbst und dem Schicksal überlassen, durch so viele Prüfungen ging, die so vielen hundert Menschen nicht nöthig sein mögen, deren ich aber zu meiner Ausbildung äußerst bedürftig war. Und noch jetzt, wie könnte ich mir, nach meiner Art zu sein, einen glücklichern Zustand wünschen, als einen, der für mich etwas Unendliches hat? Denn wenn sich auch in mir täglich neue Fähigkeiten entwickelten, meine Begriffe sich immer aufhellten, meine Kraft sich vermehrte, meine Unterscheidung sich berichtigte und mein Muth lebhafter würde, so fände ich doch täglich Gelegenheit, alle diese Eigenschaften bald im Großen, bald im Kleinen anzuwenden."

Dieser triftigen Apologie seines Weimarer Aufenthaltes fügen wir noch ein paar Worte theils zur Erläuterung, theils als Zusatz bei. Es war sicher ein gesunder Instinkt seiner Natur, der Goethe in den ersten blühendsten Mannesjahren in eine solche Vielthätigkeit stürzte; denn wie er damals von einer Fülle der regsten Gemüths- und Körperkräfte strotzte, waren seine Leidenschaften so gewaltig, daß nur eine unbegrenzte Geschäftigkeit sein Wesen in einem schönen Gleichgewicht zu erhalten vermochte. Hätte er jene Jahre nicht in Verhältnissen zugebracht, die ihn von tausend Seiten in

Anspruch nahmen, vielleicht hätten ihn seine Leidenschaften aufgezehrt, wie so Manchen aus seiner Sippschaft der Sturm- und Drangperiode. So aber überlebte er jenes wilde Geschlecht der Titanen als ein ruhig kräftiger, selig herrschender Zeus. Und dann ist nicht zu übersehen, daß Goethe's ganze Natur ihn dahin drängte, sich nicht bloß zum Dichter, sondern im weitesten Sinne zum Menschen zu bilden. „Der Mensch gewann, was der Poet verlor," wie es im Tasso heißt. Wohl hätte sich in einer andern Lebenslage bei ihm eine reichere, vollere Blumenkrone von Poesieen entwickeln können, aber schwerlich würde das ganze Gewächs seines Lebens eine solche Kraft, Gesundheit und Tüchtigkeit gewonnen haben.

Was ihm aber alle seine Sorgen und Mühen versüßte, war einmal die Freude, so viele seiner Pflanzungen fröhlich wachsen und gedeihen zu sehen, dann das Gefühl, daß die Opfer, welche er brachte, durchaus freiwillige waren, so daß er nur, wie er an die Mutter schrieb, „Postpferde durfte anspannen lassen, um das Nothdürftige und Angenehme des Lebens mit einer unbedingten Ruhe im Aelternhause wieder zu finden," und drittens die Gunst und Liebe, die ihm in seiner Umgebung, zumal von Seiten der fürstlichen Personen, begegnete. So ward ihm auch jetzt, auf seinen Geburtstag, von der Herzogin Mutter eine überraschende Auszeichnung bereitet. Die lebensfrohe Fürstin, die von diesem Jahre an regelmäßig einen Theil des Sommers in Tiefurt zubrachte, ließ ein dort errichtetes Gartentheater, die berühmte Mooshütte, mit einem komischen Pantomimenstück „Minervens Geburt, Leben und Thaten" eröffnen, welches, nach Art der ombres Chinoises, aber von lebenden Personen hinter durchsichtigem Vorhange aufgeführt und von Seckendorf mit erklärenden Versen und Musik ausgestattet, mit einer Verherrlichung des Goethe'schen Genius und seiner Leistungen schloß. Im dritten Act fand nämlich die Göttin im Buche des Schicksals als einen der glücklichsten Tage den heutigen bezeichnet, der vor 32 Jahren der Welt einen der besten und weisesten Menschen geschenkt. Ein Genius schrieb Goethe's Namen in die Wolken; Minerva umflocht ihn mit einem Kranz und weihte ihm die ihr im vorigen Acte dargebrachten Geschenke: Apoll's Leier, der Musen Blumenkränze u. s. w. Die Peitsche des Momus, an deren Riemen

aves zu lesen war, hatte sie bei Seite gelegt, während in feurigen Inschriften „Iphigenie" und „Faust" hervortraten. Zum Schluß aber kam Momus wieder und hing auch dieses Attribut zu den andern Weihgeschenken. Der Herzog wirkte bei diesem Festspiel als Vulcan mit, der dem Jupiter den Schädel spaltet, der Maler Kraus (mit colossalem Puppenkopf) als Jupiter, Corona Schröter als Minerva. Später im Jahre (den 24. Nov.) wurde wieder ein Schattenspiel, ein von Goethe angeordnetes und mit erklärenden Zwischenreden ausgestattetes pantomimisches Stück „das Urtheil des Midas" aufgeführt.

Näheres über das Stück „Minervens Geburt" *), so wie die erklärenden Prologe und Zwischenreden zu König Midas enthält das Tiefurter Journal, ein handschriftliches Wochenblatt, das kurz vor Eröffnung des Tiefurter Theaters begonnen ward und von dem heitern Geiste des Weimarischen Musenhofes zeugt. Nach dem vom 15. August datirten Avertissement konnte man darauf mit baarem Gelde, mindestens einem Goldstück, oder mit „beschriebenem Papier" als Beiträgen abonniren. Den Inhalt bildete ein buntes Gemisch von humoristischen Aufsätzen, Gedichten, Räthseln, Charaden, Anekdoten, Uebersetzungen aus alten und neuen Sprachen u. dgl. Die Herzogin Amalie schrieb darüber am 6. November 1781 an Merck: „Ich freue mich sehr, daß das Tiefurter Journal seinen leidlichen Weg auch bei Ihnen macht; nächstens soll wieder etwas erscheinen zu beliebigem Amüsement des Herrn Kriegsrathes. Das Incognito hat gewiß seine köstlichen Vorzüge und kann unter diesem Mantel auch noch zuweilen etwas Mephistopheliſches den Nächsten zur Erbauung mit untergehen, das von Nah und Fern den Herausgebern sehr willkommen sein wird."

Höchst wahrscheinlich gehört auch die humoristische Dichtung „das Neueste von Plundersweilern" dem Jahre 1781 und zwar dem Schlusse des Jahres an **). Goethe beabsichtigte die üb-

*) Bergl. Weimars Album, S. 64 ff.

**) Nach der Angabe in Goethe's Werken würde sie dem Jahre 1780 angehören. Ohne Zweifel waltet aber bei dieser Angabe ein Irrthum ob. Die Briefe vom Anfang des Jahres 1781 erwähnen dieser Production, die in dem

lichen Christagsbescheerungen der Herzogin Amalie diesmal mit irgend einer ergötzlichen Gabe zu erwiedern und wählte dazu „die deutsche Literatur der nächstvergangenen Jahre in einem Scherzbilde." Nach seiner Erfindung wurde durch Kraus eine Aquarellzeichnung verfertigt, zu gleicher Zeit aber ein Gedicht geschrieben, welches die bunten und seltsamen Gestalten einigermaßen erklären sollte. Das Bild war auf einem vergoldeten Gestell eingerahmt und verdeckt; und als nun Jedermann sich über die Gaben der Herzogin genugsam gefreut hatte, die man in einem geräumigen Zimmer auf Tischen, Gestellen, Pyramiden u. dgl. vorfand, trat der Marktschreier von Plundersweilern, in der von Ettersburg her bekannten Gestalt, begleitet von der lustigen Person, herein, begrüßte die Gesellschaft, und nach Enthüllung und Beleuchtung des Bildes recitirte er das Gedicht, dessen einzelne Gegenstände der Begleiter, wie sie eben vorkamen, mit der Pritsche bezeichnete. Goethe fügt diesem Berichte noch hinzu, der Scherz sei zur Ergötzung der höchsten Gönnerin gelungen, „nicht ohne kleinen Verdruß einiger Gegenwärtigen, die sich getroffen fühlen mochten," wobei wir vielleicht auch an den leicht verletzlichen Wieland, der sein Theil mitbekam, zu denken haben. Das Gedicht führt uns den literarischen Jahrmarkt vor: die Lesewelt, die leichtfertige Tagesliteratur, den Verlag soliderer Schriften, die Kritik, sodann die Autoren, und hier verschont sich Goethe wieder selbst nicht, denn Werther und die Sentimentalitätsperiode werden hart mitgenommen, weiter die Dichter des Hainbundes, Klopstock und seine Anhänger, Wieland's Mercur, die pomphaften Oden-dichter, die tändelnden Lyriker, hierauf im Gefolge des Götz die wilde Jagd der Geniezeit, die titanenhaften Poeten, alsdann die

Weimarischen Kreise gewiß eine bedeutende Sensation gemacht hat, mit keiner Sylbe. Dagegen kann man füglich mit Riemer folgende Stelle eines Briefes von Fräulein von Göchhausen an Merck vom 11. Februar 1782 auf das Stück beziehen: „Noch etwas ist diesen Winter zu Stande gekommen, wovon ich aber nichts schreibe, weil ich's vielleicht bald selbst schicken kann, und wahre Essenz für Dero Magen sein wird." Eben so scheint Goethe's Brief an Frau von Stein vom 20. Dec. 1781 („Meine Verse zu der Zeichnung sind fertig") darauf hinzudeuten. Bergl. ferner den Brief der Herzogin Amalie an Knebel vom 15. Jan. 1782.

deutschthümelnden Dichter und endlich das deutsche Theater, wo der gravitätische Alte im Reifrock, der Repräsentant des engherzigen französischen Geschmacks, von einer kürzlich angekommenen jungen Rotte bedrängt wird, die eine ganze Welt auf das Theater zusammendrängen will. Das Bild enthielt übrigens noch manchen satirischen Zug, worüber das Gedicht schweigt; so erblickte man durch die Fenster einer Reihe von Dachstuben eine Menge schreibender Hände ohne einen einzigen dazu mitwirkenden Kopf *).

Indem Goethe sich an diesem lustigen literarischen Treiben betheiligte, versäumte er auch nicht eine ernstere poetische Thätigkeit. Er beschäftigte sich in diesem Jahre nicht bloß, wie wir wissen, mit der Durchsicht seiner Iphigenie und der Fortführung Tasso's, sondern begann auch ein neues ernstes Drama, den Elpenor. Dieses Stück ward ursprünglich, wie die Iphigenie, in rhythmischer Prosa mit fortlaufendem Contexte geschrieben, aber sogleich schon mit einer gewissen Tendenz zum jambischen Maße und zwar zum jambischen Quinar. In andern Stellen waltete der trochäische Quinar vor, aber eben so wenig rein gehalten. Die Abtheilung des Textes in Verse rührt von Riemer her. Hätte Goethe das Drama vollendet, und wie die Iphigenie in Italien umgearbeitet, so würde er ihm ohne Zweifel auch eine regelmäßigere metrische Gestalt gegeben haben **). Allein diese Dichtung gerieth, nachdem er sie ein paar Jahre später (1783) etwa bis zum Ende des zweiten Actes geführt hatte, in gänzliches Stocken und ward nie wieder aufgenommen. Goethe bekam plötzlich eine Abneigung gegen das Stück, die wahrscheinlich darin begründet war, daß die Katastrophe, nach dem einmal zu Grunde gelegten Plan, eine zu schreckliche und finster tragische werden mußte. Auf einen solchen Ausgang scheinen alle in dem Bruchstück bereits angeknüpften Fäden, besonders aber die schauerliche, in hochtragischer Weise behandelte Ablegung des Rachegelüb-

*) Zeitung für die elegante Welt, 1823, Nr. 41: „Das Weimarische Liebhaber-Theater unter Goethe's Leitung."

**) Daß es dazu keiner sehr großen Umformung des gegenwärtigen Textes bedurft hätte, zeigen die in meinem Archiv für den deutschen Unterricht (1843, Hft. I.) unter den metrischen Aufgaben mitgetheilten Versuche, worin ein paar Stellen auf regelrechte jambische und trochäische Quinare zurückgeführt sind.

des in der vierten Scene des ersten Actes hinzuweisen; und gerade da, wo dieser düstere Charakter der Dichtung stärker hervorzutreten beginnt, bricht das Fragment ab:

Hervor aus euren Grüften
Ihr alten Larven verborgner schwarzer Thaten u. s. w.

Goethe gibt uns hierüber selbst einen Wink in den Gesprächen mit Eckermann *). Der Künstler, sagt er, thue wohl, bei der Wahl der Gegenstände seine Jahre zu berücksichtigen. In der Jugend müsse man ideellere Sujets behandeln, bei denen nicht schon zu viel Sinnlichkeit und Leidenschaft im Stoffe liege; der jugendliche Dichter werde mit seiner eigenen Sinnlichkeit das Ideelle des Stoffes schon zu durchdringen und zu beleben wissen. Hieraus erkläre es sich, warum ihm sein Tasso und seine Iphigenie gelungen seien. Umgekehrt müsse man im Alter verfahren, und er habe nicht übel Lust, jetzt in seinem neunundsiebzigsten Lebensjahre ein bereits lange durchdachtes Stück zu schreiben von grausamer, erschütternder Art, so daß am Ende zwei Leichname zurückblieben.

Uebertrieben ist freilich das Lob, welches Zelter dem Elpenor gespendet hat. Er meinte, an diesem Torso habe Goethe ein unsterbliches Werk geboren; die Nachwelt werde es nicht glauben, daß die Sonne unserer Tage eine solche Dichtung habe hervorgehen sehen. Andrerseits möchte aber auch Schiller's Urtheil nicht zu unterschreiben sein, der, ehe er den Verfasser kannte, das Drama nur für ein dilettantisches Product erklärte, welches kein Kunsturtheil zulasse, wobei er indeß zugab, daß es von einer sittlich gebildeten Seele, einem schönen und gemäßigten Sinn und von einer Vertrautheit mit guten Mustern zeuge. Hätte es Goethe in seinen kräftigsten Jahren vollendet, so besäßen wir ohne Zweifel in diesem Stücke eine kunstvolle und tief ergreifende Tragödie, die neben Tasso und Iphigenie eine ganz eigene Stellung einnähme. Denn in einer ähnlichen, antik ruhigen Form würde uns, namentlich in der letzten Hälfte, ein ungleich bewegteres Leben, ein weit tragischerer Gehalt entgegen getreten sein. Wie im Sophokleischen Oedipus oder in

*) II, 57 f.

Schiller's Kindern des Hauses (deren Conception vielleicht mit dem Elpenor zusammenhängt) wären alte Frevel auf eine erschütternde Weise an's Licht hervorgesprungen *).

Wir haben, ehe wir die Productionen des Jahres 1781 weiter verfolgen, noch einiger Ausflüge im Spätjahr zu gedenken. Gleich im Herbstanfange (den 22. Sept.) reiste Goethe mit Fritz von Stein nach Leipzig, freute sich auf dem Wege an der Betrachtung des „guten, lieben und reinen" Knaben, dachte seiner Bildung nach, ergötzte sich sinnend an einigen Gedichten, die er für das Tiefurter Journal bestimmt hatte, und kehrte „beladen" in der Mitternacht des 30. Septembers zurück. Dann rief ihn am Abend des 2. Octobers schon wieder eine Einladung des Herzogs von Gotha aus seiner Häuslichkeit, bei dem sein Legationsrath am französischen Hofe, der Baron Grimm eingetroffen war. Goethe freute sich auf die Bekanntschaft mit diesem ami des philosophes et des grands und gedachte „durch seine Augen wie ein Swedenborg'scher Geist ein gut Stück Land zu sehen." Er fand sich in der Erwartung nicht getäuscht und gefiel sich in Gotha so wohl, daß er auch nach Grimm's Abreise (den 8. Oct.) noch einige Tage zu bleiben beschloß. „Ich lerne endlich der Welt gebrauchen," schrieb er von dort an die Freundin, und rühmte sich, daß er „ein neu Leben und ein neu Betragen gegen die Menschen" habe. Von hier aus sandte er das schöne Gedicht „An Lida": „Den Einzigen, Lida (ursprünglich: Lotte), welchen Du lieben kannst u. s. w." der Freundin zu. Gegen Ende Octobers führte ihn „ein beschwerlicher Auftrag" nach Jena. Endlich begleitete er noch in der ersten Hälfte Decembers den Herzog zu einer Jagdpartie nach Eisenach und Wilhelmsthal. Auf dem Wege nach Erfurt, den 7. December, durchdachte er einen neuen Roman über das Weltall, wozu in ihm der Gedanke wahrscheinlich durch die oben erwähnten Epoques de la nature von Buffon angeregt worden war. In Erfurt verbrachte er einen vergnügten

*) Ich habe es für mich versucht, aus den im Fragment angeknüpften Fäden die Handlung weiter fortzuspinnen und das Ganze in eine regelmäßigere metrische Form zu bringen. Proben meines Ergänzungsversuches sind im Archiv für den deutschen Unterricht, Jahrg. 1844, Hft. 2, S. 129 ff. mitgetheilt worden.

Abend mit dem kenntnißreichen, sich für tausend Dinge interessirenden Statthalter, ward am folgenden Tage in Gotha mit außerordentlicher, Aufsehen erregender Freundlichkeit aufgenommen und erhielt seinen Antheil von der Nikolas-Bescheerung, machte dann am 9. December von Eisenach aus einen Ausflug nach Barchfeld, und brachte die nächstfolgenden Tage in Eisenach und Wilhelmsthal zu, indem er sich um das bunte und verwirrte Getreibe der Jagdpartie wenig kümmerte und sich mit Dramen beschäftigte. „Mein Egmont", schrieb er damals der Freundin, „ist bald fertig, und wenn der fatale vierte Act nicht wäre, den ich hasse und nothwendig umschreiben muß, würde ich mit diesem Jahr auch dieses lang verträdelte Stück beschließen." Am 14. December reiste er nach Gotha, brachte dort den folgenden Tag zu, und war am 16. wieder in Weimar.

Die für das Tiefurter Journal bestimmten Gedichte, deren oben gedacht ist, bilden, so wie sie dem Geist und Inhalte nach enge zusammengehören, auch durch ihre metrische Form eine besondere Gruppe, indem sie ganz entschieden den Ton der Anakreontischen Lieder imitiren. Einen Vorläufer haben sie an jenem Gedicht vom 2. November 1776 „An den Geist des Johannes Secundus", welches mit bedeutenden Veränderungen unter dem Titel „Liebesbedürfniß" in die Gedichtsammlung übergegangen ist. Dem Jahre 1781 gehören nachweislich „An die Cicade", „Nachtgedanken" und „der Becher" an. Das erste stand im Tiefurter Journal mit der Ueberschrift „An die Heuschrecke. Aus dem Griechischen." Unmittelbar darauf folgte „der Becher" ebenfalls mit dem Zusatz: „Aus dem Griechischen"; und die „Nachtgedanken" sandte Goethe am 20. September an Frau von Stein mit einem Billet, worin es heißt: „Was beiliegt, ist Dein. Wenn Du willst, gib es in's Tiefurter Journal und sage, es sei nach dem Griechischen." In spätern Jahren folgten dann noch „Amor als Gast", „Amor als Landschaftmaler", „Morgenklagen", „der Besuch", „die Musageten" u. a. In allen diesen Poesien vernehmen wir Klänge, welche unverkennbar an die Anakreontische Lyra erinnern; alle tragen durch ihre antike Naivetät und die feste Plastik der Darstellung ein durchaus griechisches Gepräge.

Vielleicht ist auch noch eine oder die andere jener herrlichen Hymnen, von denen wir ein Paar („Gesang der Geister über den Wassern" und „Meine Göttin") bereits erwähnt haben, etwa „Grenzen der Menschheit" *) in das vorliegende Jahr zu setzen. Wenn das Lied „An die Cicade" und die sich daran schließenden Gedichte durch ihre Form auf die classische Periode vorausdeuten, oder vielmehr, wie Iphigenie, Tasso und Elpenor, anzeigen, daß diese Periode jetzt schon in der Entwickelung begriffen ist: so weisen dagegen jene Hymnen durch ihre rhythmische Gestalt auf eine frühere Periode zurück. Sie sind noch sämmtlich, wie jene ältern Oden an Behrisch, Wanderers Sturmlied, Harzreise im Winter u. s. w. in freien Rhythmen gedichtet. Allein ihr Metrum nähert sich doch weit mehr einem bestimmten, regelmäßigen Schema an, sowohl durch eine constantere Verslänge, als durch ein bestimmteres Hervortreten des daktylischen Maßes; und so deuten auch sie durch ihren mehr stetigen und gesetzmäßigen metrischen Gang auf eine sanfter gewordene Strömung der Gedanken und Empfindungen hin. Es war natürlich, daß wie Goethe's Poesie sich immer mehr der antiken Ruhe und Plastik zuneigte, auch diese metrische Form ihren Charakter wesentlich ändern und bald ganz verschwinden mußte, wie denn in der That die eben genannte Gruppe die letzten in freien Rhythmen verfaßten Gedichte Goethe's umschließt **). — Was den Inhalt dieser Hymnen betrifft, so zeigt auch er, daß die Sturm- und Drangzeit schon hinter unserm Dichter liegt. Jenem überstarken Bewußtsein der Freiheit, das ihn z. B. im Prometheus zu einem titanischen Trotz gegen die Götter führte, hat sich jetzt das Gefühl der Ohnmacht, der Gottheit gegenüber, zugesellt. In den „Gränzen der Menschheit" spricht sich Religiosität als Anerkennung der Allmacht und ewigen

*) „Das Göttliche" gehört in's Jahr 1782.

**) Wir fassen hier „freie Rhythmen" nicht in dem Sinne, daß darunter sämmtliche in wechselndem, nicht ganz regelmäßigem Metrum geschriebenen Gedichte, deren freilich auch in späterer Zeit noch viele bei Goethe vorkommen, mitbegriffen sind, sondern als eine auf einem ganz eigenthümlichen und zwar syntaktischen Principe beruhende Form, worüber ich auf das „Archiv für das Studium neuerer Sprachen und Literaturen" 1846, Hft. I, S. 127 ff. verweisen muß.

Dauer der Götter aus, und im „Ganymed" noch schöner als Zug des Herzens zu einem alliebenden Wesen, das sich in der Schönheit der Natur verkündet. Als „das Göttliche" im Menschen erkennt er vorzüglich die Fähigkeit und die Neigung an, „hilfreich und gut zu sein, unermüdet das Nützliche, Rechte zu schaffen"; und wir wissen, wie er diese Gesinnungen jetzt im Leben bethätigte.

Auch auf wissenschaftlichem Gebiete ließ Goethe es in dem Jahr 1781 nicht an Fleiß und Eifer mangeln. In der Mineralogie hatte er große Fortschritte gemacht und, wie er an Merck schrieb, das Weimarische Stück Land bei allen Zipfeln zu fassen gesucht. Dazu gesellten sich aber nun auch, unter Hofrath Loder's Anleitung *), osteologische und anatomische Studien, deren Nothwendigkeit ihm wohl seine physiognomischen Bemühungen fühlbar gemacht hatten. Er schrieb darüber am 14. November an Merck: „Diesen Winter habe ich mir vorgenommen, mit den Lehrern und Schülern unserer Zeichen-Akademie den Knochenbau des menschlichen Körpers durchzugehen, sowohl um ihnen als mir zu nutzen, sie auf das Merkwürdige dieser einzigen Gestalt zu führen und sie dadurch auf die erste Stufe zu stellen, das Bedeutende in der Nachahmung sinnlicher Dinge zu erkennen zu suchen. Zugleich behandle ich die Knochen als einen Text, woran sich alles Leben und alles Menschliche anhängen läßt, habe dabei den Vortheil, zweimal die Woche öffentlich zu reden und mich über Dinge, die mir werth sind, mit aufmerksamen Menschen zu unterhalten, ein Vergnügen, welchem man in unserm Welt-, Geschäfts- und Hofleben gänzlich entsagen muß. Diejenigen Theile, die abgehandelt werden, zeichnet alsdann ein Jeder und macht sie sich zu eigen. Durch diesen Weg denke ich selbst in der Zeichnung, Richtigkeit und Bedeutsamkeit der Formen zuzunehmen." In einem gleichzeitigen Briefe an Lavater, worin sich das eben Mitgetheilte größtentheils wörtlich **) wieder findet, heißt

*) Goethe's W. B. 36, S. 215.

**) Hatte Goethe einmal für einen Gedanken eine ihm genugthuende Form gefunden, so bemühte er sich weiter nicht sehr um Wechsel und Mannigfaltig-

es noch weiter: „Dabei habe ich mir vorgenommen, das Wort Physiognomik und Physiognomie gar nicht zu brauchen, vielmehr die Ueberzeugung davon durch die ganze Reihe des Vortrages einem Jeden einleuchten zu lassen."

So lief das Jahr 1781 in mannigfacher und schöner Thätigkeit zu Ende und er konnte beim Rechnungsschlusse desselben am Sylvestertage mit frohem Bewußtsein in sein Tagebuch schreiben: „Mehr Ordnung, Bestimmtheit und Consequenz in Allem. Festhalten an meinem Plan, Aufklärung und Entwickelung mancher Dinge. Ueberall Glück und Geschick. Ruhe und Ordnung zu Hause."

Vierzehntes Capitel.

Die Jahre 1782 und 1783: Sehnsucht nach einer Veränderung seiner Lage. Winterlustbarkeiten. Comédie ballet. Maskenspiel. Militairaushebung. Gedicht auf Mieding's Tod. Egmont. Abermalige Excursion. Inschriften. Lieder an Lida. Diplomatische Mission. Tod des Vaters. Goethe Quasi-Kammerpräsident. Er wird geadelt. Die Fischerin. Erlkönig. Er bezieht eine Wohnung in der Stadt. Studien. Fortsetzung des W. Meister. Umarbeitung von Werther's Leiden. Reise nach Leipzig. — Wiederanknüpfung des Verhältnisses zu Fritz Jacobi. Geburt des Weimar'schen Erbprinzen. Beruhigung des Weimar'schen Hoflebens. Das Gedicht Ilmenau. Wanderers Nachtlied. Reise in den Harz, nach Göttingen und Cassel. Arbeiten im letzten Vierteljahr 1783.

Wie zufrieden wir auch Goethe im vorigen Capitel sich über seine Lage in Weimar gegen die Mutter aussprechen hörten, so entwickelte sich doch hier in ihm mit jedem Jahre mehr und mehr ein geheimer innerer Zwiespalt. Seine Sehnsucht nach einer stillen und ernsten künstlerischen Thätigkeit wuchs in demselben Maße, wie er

keit des Ausdrucks. Selbst in Sachen, die für den Druck bestimmt waren, erlaubte er sich in solchen Fällen buchstäbliche Wiederholungen; so hat er z. B. Schiller'n und Winckelmann denselben Nachruf gewidmet.

von ganz heterogenen Beschäftigungen und Sorgen, von tausend Anforderungen des Moments, denen er sich weder entziehen wollte noch konnte, immer mehr bedrängt ward. Nicht umsonst hatte ihn im vorigen Jahre das Anakreontische Lied „An die Cicade" so lebhaft angesprochen, daß er es sich zueignete; es enthielt ja das anmuthigste Bild einer Dichterexistenz, wie er sie oft sich träumen mochte. Mit gleichen Gefühlen schuf er jetzt, im Jahre 1782, die wunderschöne Ballade „Der Sänger", worin dasselbe Thema, wie in dem Anakreontischen Gedichte, ausgeführt ist; und in dem gleichzeitig entstandenen zweiten Buche der Lehrjahre kommen Stellen vor, welche in dieser Beziehung tief in sein Inneres blicken lassen. „Wie sehr irrst Du," sagt z. B. Wilhelm, „wenn Du glaubst, daß ein Dichterwerk, dessen erste Vorstellung die ganze Seele füllen muß, in unterbrochenen, zusammengegeizten Stunden könne hervorgebracht werden. Nein, der Dichter muß ganz sich, ganz in seinen geliebten Gegenständen leben. Er, der vom Himmel innerlich auf's Köstlichste begabt ist, der einen immer sich selbst vermehrenden Schatz im Busen bewahrt, er muß auch, von außen ungestört, mit seinen Schätzen in der stillen Glückseligkeit leben, die ein Reicher vergebens mit aufgehäuften Gütern um sich hervorzubringen sucht ... Der Dichter, der wie ein Vogel gebaut ist, um die Welt zu überschweben, auf hohen Gipfeln zu nisten, und seine Nahrung von Knospen und Früchten, einen Zweig mit dem andern leicht verwechselnd, zu nehmen, er sollte zugleich wie der Stier am Pfluge ziehen, wie der Hund sich auf eine Fährte gewöhnen, oder vielleicht gar, an die Kette geschlossen, einen Meierhof durch sein Bellen sichern?"

Mehr aber als die Amtsgeschäfte, worauf hier hingedeutet wird, waren ihm zu Anfang des Jahres 1782 die Winterlustbarkeiten hinderlich. Der Rausch von Vergnügungen war dießmal besonders stark, das Carneval eines der glänzendsten; Comödien, Bälle, Concerte, Redouten, Festaufzüge drängten und jagten einander. Dazu kamen Besuche von hohen und fürstlichen Gästen (worunter der von Goethe sehr geschätzte Prinz August von Gotha und der regierende Herzog von Meiningen) bis in's Frühjahr hinein; und die Kosten, die, bei des Herzogs großer Hospitalität, damit verbunden

waren, machten Goethe'n mitunter Sorge. „Seit Anfang des Jahres", schrieb er am 3. Februar an Knebel, „hat es viel Treibens zur Komödie und Redouten gegeben, da ich denn freilich meine Hand, den Kreisel zu treiben, habe hergeben müssen, die von anderen Expeditionen schon herzlich müde ist ... Ich unterhalte Dich von nichts als Lust; inwendig sieht's viel anders aus, was Niemand besser, als wir anderen Leib- und Hofmedici, wissen können." Und so heißt es in einem spätern Briefe an denselben (vom 17. April): „Ich steige durch alle Stände aufwärts, und sehe den Bauersmann der Erde das Nothdürftige abfordern, das doch auch ein behaglich Auskommen wäre, wenn er nur für sich selbst schwitzte; Du weißt aber, wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen und sich hübsch dick und grün gesogen haben, dann kommen die Ameisen und saugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leibern; und so geht's weiter; und wir haben's so weit gebracht, daß oben immer in einem Tage mehr verzehrt wird, als unten beigebracht werden kann." Aus solchen Bekenntnissen erhellt, daß bei ihm ein tiefer Ernst zu Grunde lag, wenn er z. B. in jenem Gedichte, das er dem Herzog in der Verkleidung eines Landmanns überreichte *), die scheinbar leichte und scherzhafte Bitte aussprach:

Geb' Euch Gott allen guten Segen,
Nur laßt Euch sein uns angelegen;
Denn wir bäurisch treues Blut,
Sind doch immer Euer bestes Gut,
Und könnt Euch mehr an uns erfreu'n,
Als an Pferden und Stuterei'n.

Der Geburtstag der Herzogin Louise, der 30. Januar, wurde auch dießmal wieder glänzend gefeiert, und Goethe lieferte dazu, als „Goldstück zu Anderer Scherflein", wie Thusnelda an Merck berichtete, eine Comédie ballet, welche größtentheils von Kindern gegeben wurde. Den Inhalt gibt Fräulein von Göchhausen auf folgende Weise an: Eine Fee und ein Zauberer hatten einen mächtigen Geist beleidigt, und ihnen wurde dadurch das Vorrecht, ewig jung zu bleiben, geraubt. Sie wurden alt mit allen Feeen und Zauberern,

*) S. oben S. 331 „Dem Herzog Carl August".

die ihnen ergeben waren. Diese Strafe sollten sie dulden, bis in gewissen Bergklüften der große Carfunkel gefunden würde, dem das verzaubert war, was ihnen Allen fehlte. Diesen Stein zu erhalten, vereinigte nun die Fee und der Zauberer ihre Macht. Die Berggeister wurden beschworen; Feeen, Gnomen und Nymphen thaten durch wunderbare Zaubereien ihr Bestes, und das Abenteuer wurde bestanden, der große Carfunkel herbeigeschafft, geöffnet und — Amor sprang heraus. In diesem Augenblicke gingen die großen Verwandlungen vor sich, und aus einem ganzen Theater voll alter Mütterchen und Gnomen wurden lauter schöne Mädchen und Jünglinge. Diese Verwandlungen gingen sehr gut, und Decoration und Musik waren recht artig. Das Ganze war mit Gesang und Tänzen gemischt und endigte mit einem großen Ballet, wo Amor der Herzogin beiliegende Verse gab." Es sind diejenigen, die sich bis jetzt in Goethe's Werken *) mit der Ueberschrift „Amor" unter den Maskenzügen finden. Das Gedicht gewinnt durch die eben gegebenen Mittheilungen erst sein rechtes Verständniß. Welche zarte Andeutungen, welche leise Confessionen unter der Hülle dieser Allegorie durchschimmern, braucht dem Leser, der uns bisher gefolgt ist, nicht gesagt zu werden. In dem ersten Lustrum von Goethe's Weimarischer Zeit, hatten am Hofe die „falschen Brüder" des edeln Amors vielleicht nur zu viel gegolten; der ächte Amor, der „sich an den Lehren der Treue bildete", hatte vorzüglich in dem Busen der Herzogin eine Zufluchtstätte gefunden, welche darum in dem Gedichte „seine Freundin" genannt wird. Nun aber ist auch für den Hof im Ganzen die Zeit gekommen, worauf der ächte Amor in Str. 7 hindeutet:

Doch auf einmal bilden wieder
Herzen sich, dem meinen gleich,
Ewig jung komm' ich hernieder
Und befestige mein Reich.

Den Freitag darauf (den 1. Febr.), wie Fräulein von Göchhausen an Merck berichtet **), auf der fünften Redoute, traten unter

*) Bd. 6, S. 191 f. (Ausg. in 40 Bdn.)
**) Briefe an und von Merck, S. 200. Das Datum 30. Januar bei

Andern neun weibliche Tugenden auf, worunter die Bescheidenheit die Verse sprach, die unter den Maskenzügen „die weiblichen Tugenden" überschrieben sind. Goethe selbst meldete hierüber an Knebel den 3. Februar: „Auf der letzten Redoute erschien ein Aufzug der weiblichen Tugenden, die in einem Reihen, nachdem jede es zu thun abgelehnt hatte, durch die Bescheidenheit der Herzogin Kränze überreichen ließen, die mit dem auch beiliegenden Bande geflochten waren. Graf Werther führte einen Aufzug der vier Jahrszeiten auf; die französischen Verse sind von ihm." Die Chronologie zu Goethe's Werken theilt auch den Aufzug der vier Weltalter diesem Jahre zu; überdieß wurde am 8. Februar der Aufzug des Winters wiederholt.

Nachwehen vielleicht dieses geräuschvollen Treibens waren kleine Gesundheitsstörungen, wodurch Goethe im Februar belästigt wurde. „Goethe geht gelb und bleich umher und flickt an sich herum," schrieb der Herzog den 8. Februar an Knebel; und zehn Tage später spricht er selbst in einem Billet an Frau von Stein die Absicht aus zu mediciniren. Doch sehen wir ihn wieder von Mitte März an bis zum 25. im „albernen Geschäft" der Rekrutenaushebung durch das Land herumreiten. Am 16. meldete er von Dornburg aus der Freundin die Vollendung des interessanten Gedichtes „Auf Mieding's Tod", einer Production, deren Bedeutsamkeit Goethe selbst dadurch anerkannt hat, daß er sie gewissermaßen als seine eigene Parentation betrachtet wissen wollte *). Johann Martin Mieding, Theatermeister zu Weimar, füllte in dem Kreise von Künstlern höherer und niederer Art, die für den Ruhm des Weimarischen Theaters thätig waren, seine Stelle würdig aus. Goethe war ihm nicht bloß dankbar für diensteifrige Willfährigkeit, sondern bewunderte auch die leidenschaftliche Liebe und den ächt künstlerischen Erfindungsgeist, den er stets in seinem Beruf bewährte. So fühlte er sich denn gedrungen, als Mieding am 27. Januar einer lange schon herumgetragenen Krankheit erlag, ihm ein poetisches

dem Gedichte (Bd. 6, S. 190) ist demnach unrichtig, und das Gedicht „Amor" muß vorangehen.

*) Goethe's Werke, Bd. 24, S. 252.

Todtenopfer zu bringen. Ist nun das Gedicht, womit er dieses that, auch im vollsten Sinne ein Gelegenheitsgedicht, so ist es doch zugleich, wie das bei der Goethe'schen Gelegenheitspoesie durchgehends der Fall ist, in einem allgemeinern und höhern Sinne geschrieben. Es preis't den Mann, der sich einer, wenn gleich untergeordneten künstlerischen Thätigkeit mit Geist und uneigennützigem Eifer hingibt, und zwar rühmt es ihn in einem nicht undeutlichen Gegensatze zu den auf der großen Bühne des wirklichen Lebens beschäftigten Männern, die sich unendlich über Jenen erhaben dünken, und doch nicht freithätige Künstler, sondern Sklaven und Werkzeuge des Schicksals sind. Damit schrieb Goethe indirekt eine Apologie für sich selbst, der, obwohl Staatsmann, doch so viel Zeit der Bretterwelt widmete. Uebrigens dürfte es uns, auch wenn Goethe bei diesem Gedichte nicht an sich und seine Verhältnisse gedacht hätte, dennoch nicht Wunder nehmen, daß er einem Theater-Maschinenmeister eine so ausführliche und warm empfundene dichterische Parentation widmete. Hat er doch in seinem Wilhelm Meister gezeigt, wie lebhaften Antheil er an dem ganzen Leben und Treiben der Priester- und Dienerschaft in Thaliens Tempeln genommen haben muß. So wird denn auch in unserm Gedichte gelegentlich nicht bloß dem Theatermaler Schumann, sondern auch den für's Theater thätigen Hofschneidern Thiel und Hauenschild und dem Hofjuden Elkan ein Andenken gestiftet; und ganz am Schlusse wird Corona Schröter in einem schönen Bilde uns vor Augen geführt *). — Das Gedicht ist keineswegs in dem gewöhnlichen Tone der Poesieen seiner Gattung gehalten, sondern von dem Hauch einer Laune durchweht, welche durch Thränen lächelt. In dieser Beziehung ist eine Vergleichung desselben mit der Elegie Euphrosyne und dem Epilog zu Schiller's Glocke sehr interessant, welche drei Gedichte, hinsichtlich des Styles, als eben so viele Stufen poetischer Todtenklage gelten können. Wie verschieden aber auch in ihnen Stimmung und Ausdruck sein mögen, in allen dreien gibt sich der ächte Dichter zu erkennen, der „die Nothwendigkeit mit Grazie zu umziehen" versteht.

*) Eine ausführliche Erörterung des Gedichtes s. in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten, I, 563—574.

Gleich nach Vollenduug des Gedichtes nahm Goethe den Egmont wieder vor. Er meldete dieß seiner Freundin von Dornburg aus am 17. März, und berichtete weiter am 20. aus Buttstädt: „Nun will ich mich hinsetzen und einen alten Geschichtschreiber (Strada) durchlesen, damit Egmont endlich lebendig werde, oder auch, wenn Du willst, zu Grabe komme;" und am nämlichen Tage Abends: „Zum Egmont habe ich Hoffnung, doch wird's langsamer gehen, als ich dachte. Es ist ein wunderbares Stück. Wenn ich's noch zu schreiben hätte, schrieb' ich es anders und vielleicht gar nicht. Da es nun aber dasteht, mag es stehen; ich will nur das allzu Aufgeknöpfte, Studentenhafte der Manier zu tilgen suchen, das der Würde des Gegenstandes widerspricht." Die Zerstreuung der nächsten vier Wochen ließ ihn mit dem Stücke sich nur wenig beschäftigen. Doch scheint es ihm gegen Ende April gelungen zu sein, es bis zu einem gewissen Abschluß zu bringen. Er schickte es am 5. Mai an Möser's Tochter, Frau von Voigts, mit folgendem Begleitschreiben: „Sie erhalten hier einen Versuch, den ich vor einigen Jahren gemacht habe, ohne daß ich seit der Zeit so viel Muße gefunden hätte, um das Stück so zu bearbeiten, wie es wohl sein könnte. Legen Sie, wie es ist, Ihrem Herrn Vater vor; und dann bitte ich Sie, recht aufrichtig und ausführlich zu sein und mir umständlich zu melden, was er darüber sagt. Mir ist eben so wohl um sein Lob, als um seinen Tadel, zu thun. Ich wünschte zu wissen, von welcher Seite er es ansieht." — Wir werden das Drama bei der Darstellung jener Periode, worin es die völlig abschließende Vollendung erhielt, einer nähern Betrachtung unterziehen.

Kaum drei Tage von seiner Märzrundreise zurückgekehrt, trat Goethe am 29. März einen abermaligen Ausflug an, von dem er erst den 18. April wieder in Weimar anlangte. Am 17. April erstattete er darüber an Knebel von Ilmenau aus folgenden summarischen Bericht: „Seit Charfreitag habe ich einen weiten und oft beschwerlichen Weg über Gotha, Eisenach, Kreuzburg, Gerstungen, Tiefenort, Barchfeld, Kaltennordheim, Ostheim, Meiningen, über den Thüringerwald hieher gemacht, und viel gesehen und erfahren, was mir Freude macht. Du erinnerst Dich noch, mit welcher Sorgfalt und Leidenschaft ich die Gebirge durchstrich und die Abwechselungen der Landesarten zu erkennen mir angelegen sein ließ. Das hab' ich nun wie auf einer Einmaleins-Tafel, und weiß von jedem Berg und jeder Flur Rechenschaft zu geben. Dieses Fundament läßt mich nun gar sicher auftreten; ich gehe weiter und sehe nun, zu was die Natur ferner diesen Boden benutzt, und was der Mensch sich zu eigen macht. Ich kann Dir versichern, daß, wenn ich mit Bätty umher reite, der keine Theorie hat, meine Theorie mit seiner richtigen Praxis immer übereinstimmt, worüber ich denn, wie Du denken kannst, große Freude habe."

Aber auch an minder angenehmen Empfindungen hatte es ihm auf der Reise nicht gefehlt. Voll tiefen Mitleidens mit dem mühevollen Dasein der niedern Volksclassen schrieb er schon aus Eisenach an die Freundin: „Von Gotha, wo es mir so weich, wie einem Schooßkinde, ergangen, komme ich hierher, wo mich die Sorgen wie hungrige Löwen anfallen. Hätte ich die Angelegenheiten unseres Fürstenthums auf so einem guten Fuß, als meine eigenen, so könnten wir von Glück sagen; und wäre alsdann das Glück uns so treu und hold, als Du mir bist, würde man uns vor dem Tode selig preisen können. Liebste Lotte, daß doch der Mensch so viel für sich thun kann und so wenig für Andere! Daß es doch ein fast nie befriedigter Wunsch ist, Menschen zu nützen! Das Meiste, dessen ich persönlich fähig war, hab' ich auf den Gipfel des Glücks gebracht, oder sehe vor mir, es wird werden. Für Andere arbeit' ich mich ab und erlange nichts; für mich mag ich kaum einen Finger rühren, und es wird mir Alles auf einem Kissen überreicht." In einem Billet vom folgenden Tage heißt es: „Es ist hier unter den Menschen ein mehr genießender Geist, als bei uns; die Verdammniß, daß wir des Landes Mark verzehren, läßt keinen Segen der Behaglichkeit grünen." Und so fügte er auch seinem Berichte an Knebel jenes früher schon mitgetheilte Bekenntniß zu, daß in Einem Tage oben immer mehr verzehrt, als unten beigebracht werde.

Nach einer Notiz in Goethe's Tagebuche (Riemer, Mittheilungen über G. II, 148) war es auf diesem Ausfluge, wo er den Plan faßte, „die Steine reden zu lassen" d. h. Inschriften, nach Art der griechischen Epigramme, für die Parkanlagen des Herzogs zu

dichten. Riemer vermuthet, daß eine Inschrift aus dem Alterthum, einem komischen Schauspieler auf sein Grab gesetzt, wovon Goethe zufällig eine Abschrift in seiner Brieftasche fand, ihn zuerst auf diesen Gedanken gebracht habe. Es wäre aber auch möglich, daß die Anregung von Herder ausgegangen wäre, der vielleicht schon damals mit den Epigrammen und Gnomen der griechischen Anthologie beschäftigt war, wenn er gleich erst ein paar Jahre später damit öffentlich hervortrat, oder von Tobler, Lavater's Schüler und Freund, den Goethe im vorigen Jahre bei sich bewirthet, und der ihm jetzt (im März) Uebersetzungen aus der Anthologie zugeschickt hatte. Wie dem auch sei, jedenfalls können wir uns Glück wünschen, daß Goethe um diese Zeit die antike Epigrammenform liebgewann; ohne sie würde mancher poetische Gedanke, der ihm flüchtig durch die Seele ging, für uns verloren gegangen sein. An dichterischen Stimmungen und Ideen fehlte es ihm selten; aber es gebrach häufig an Sammlung und Muße, sie zu ernähren und für größere Productionen zu entwickeln. Da war ihm diese Form nun ein willkommenes Netz, um jene raschen Schmetterlinge einzufangen. Schnell und mühelos sind ohne Zweifel diese Gedichtchen entstanden, einige nachweislich auf seinen Excursionen *), andere vielleicht, indem er in Mußestunden in den Parkanlagen seines fürstlichen Freundes lustwandelte; leicht nahm er es auch mit der metrischen Gestaltung, der man es deutlich ansieht, daß er auch hier ohne vorhergehende theoretische Bemühungen sich an die Praxis wagte. Doch zeugen andrerseits diese Epigramme von einem feinen Gefühl für die Natur und Bestimmung des Distichenmaßes. Im Detail der Verse, in den einzelnen Füßen fehlte er noch vielfach, aber die Vertheilung der Gedanken in die einzelnen Partien des Distichons ist meist vortrefflich.

Mehrere dieser epigrammatischen Gedichte wurden ihm von der Liebe eingegeben, die jetzt alle seine Gedanken und Gefühle beherrschte. So schickte er am 12. April 1782 von Meiningen aus an Frau von Stein das Epigramm „Ferne" mit den Worten:

*) Vergl. meinen Commentar zu G.'s Gedichten: „Erste Epigrammen-Gruppe" (I, 510 — 531, III, 503 ff.).

„Hier, Beste, ein Epigramm, davon die Dichtung Dein ist;" so wie er im vorigen Jahre das Gedichtchen „Versuchung" einem Briefe vom 1. Juni beigelegt hatte. „Erwählter Fels" ward in Goethe's Garten an einem von Blumen umgebenen Ruhesitz einem Steine eingegraben als Denkmal der glücklichen Stunden, wo „der Liebende im Stillen der Geliebten gedachte." Zu den Epigrammen „Zeitmaß", „Erkanntes Glück" und „Warnung" geben die Briefe an die Freundin Parallelstellen genug. Nehmen wir hierzu aus dem vorigen Jahre die in anakreontischem Ton gehaltenen Lieder „der Becher" und „Nachtgedanken", so wie das Gedicht „An Lida", ferner die Gedichte „Für ewig" und „Zwischen beiden Welten", in welchem letztern er die Einwirkung der Geliebten mit Shakespeare's Einfluß in Parallele stellt, außerdem so manche zarte und innige, wenn schon der letzten Feile entbehrende lyrische Gedichte unter seinen Briefen an Frau von Stein: so erhalten wir eine ganze Gruppe von Lida-Liedern, die man jenen früheren, auf Annette, Friederike und Lili bezüglichen Gruppen erotischer Poesien wohl zur Seite stellen kann. Goethe rühmt irgendwo gelegentlich von Delbrück, als Erklärer seiner Poesien: er sei in das Angedeutete, Verschwiegene, Geheimnißvolle dergestalt eingedrungen, daß er ihn selbst in Verwunderung gesetzt, wie er denn namentlich in den Gedichten an Lida größere Zartheit, als in allen übrigen, ausgespürt habe. Diese von Goethe anerkannte Eigenschaft finden wir besonders an den Gedichten „An Lida", „Für ewig" und „Zwischen beiden Welten", minder an den Anakreontischen Liedern „der Becher" und „Nachtgedanken." Vergleicht man aber die ganze Gruppe der Lila-Lieder mit dem tausendfach variirten Ausdruck hingebendster Liebe in den Briefen an die Freundin, so muß der Ertrag dieser Liebe an lyrischen Poesien noch immer als gering und dürftig erscheinen. Edlere, schönere, reizender wechselnde Huldigungen sind wohl noch nie einem weiblichen Gemüthe, als in jenen flüchtig hingeworfenen Blättern, dargebracht worden. Es liegen darin zu Hunderten von Liebesliedern die Keime, mit denen, wenn sie sich wirklich zu Gedichten entfaltet hätten, kein andrer erotischer Liederstrauß sich messen könnte. Denn das reichste und edelste Geistesleben verschmilzt in ihnen mit

dem schönsten und innigsten Seelenleben und gibt ihm fortwährend neuen Reiz und neue Wärme.

Nur kurze Zeit war es Goethe'n vergönnt, sich nach der Rückkehr am 18. April der Nähe der Freundin zu erfreuen; denn schon Anfangs Mai setzte ihn wieder ein Geschäft zu Pferde, dießmal eine diplomatische Mission an alle thüringischen Höfe. Zuerst wieder in Gotha freundlich aufgenommen, reiste er über Friedrichsrode, wo er sich „in den Eingeweiden der Erde was Rechtes zu gute that", nach Meiningen. Von hier meldete er am 12. Mai der Freundin: „Meine Sachen gehen ordentlich und gut; es ist freilich nichts Wichtiges noch Schweres; indessen da ich, wie Du weißt, Alles als Uebung behandle, so hat auch dieß Reiz genug für mich. Ich habe als Gesandter eine förmliche Audienz bei beiden Herzögen gehabt, — die Livreen auf dem Saal, der Hof im Vorzimmer, an den Thürflügeln zwei Pagen und die gnädigsten Herren im Audienzgemach. Morgen gehe ich nach Koburg, dieselbe Komödie zu spielen, will in Hildburghausen mich auch an Hof stellen, und gegen das Ende der Woche nach Rudolstadt gehen." Aus Koburg schrieb er an Knebel, er gedenke sich bei dieser Gelegenheit in den Aemtern Sonneberg und Schalkau „an der Steinjagd recht zu belustigen". Der Freundin aber schickte er folgende Verse, welche, ungeachtet ihres launigen Tons, die das vorliegende Capitel einleitenden Bemerkungen bestätigen:

Man laust, man drängt, man reißt mich mit!
Was hat das zu bedeuten?
Sechs Pferde mit gemess'nem Schritt
Erblick' ich schon von weiten.
Ein Dichter, der so Manches litt,
Fährt her, begafft von Leuten,
Steigt aus und kommt mit stolzem Tritt,
Begrüßt von allen Seiten.
Doch kommt ein Wurm im Herzen mit
Und läßt ihn Vieles leiden.
Er muß bei stolzem Tritt und Schritt
Ein armes Volk beneiden.
O Pegase! o nimm ihn mit
In der Begeistrung Weiten!
Er gibt gewiß für Einen Ritt
Das Sechsgespann mit Freuden.

Den 19. oder 20. Mai traf Goethe wieder in Weimar ein. Das Ende des Monats war für ihn durch eine Trauerpost bezeichnet: er erhielt die Nachricht von Frankfurt, daß am 25. Mai sein Vater gestorben sei. Dieser scheint in der letzten Zeit für die Hausgenossen sehr unbequem geworden zu sein; wenigstens schrieb der Herzog Carl August am 30. Mai*) an Merck: „Goethe's Vater ist ja nun abgestrichen, und die Mutter kann nun endlich Luft schöpfen."

Bald nach Goethe's Rückkehr von der eben erwähnten Excursion trat in seinen Verhältnissen eine nicht unbedeutende Veränderung ein. Der zeitherige Kammerpräsident Kalb, der sich, wie Goethe in einem Schreiben an Knebel ihn charakterisirt, „als Geschäftsmann mittelmäßig, als politischer Mensch schlecht, als Mensch abscheulich aufgeführt hatte," wurde plötzlich, jedoch nach Wieland's Bericht „honorificentissime und mit einer Pension von 1000 Thaler" entlassen. Der Herzog übertrug nun Goethe'n zwar nicht, wie häufig behauptet worden, förmlich die Kammerpräsidentenstelle, sondern erließ ein Rescript an die Kammer zu Weimar**), worin es heißt, daß die currenten und ordinären Geschäfte derselben vorerst in der zeitherigen Ordnung unter der Leitung des jedesmal vorsitzenden geheimen Kammerraths expedirt werden sollten. „So viel hingegen," fährt das Rescript fort, „alle etwas beträchtlichen, aus der gewöhnlichen Bahn herausschreitenden, eine Abweichung von dem, was obgedachtermaßen durch Etat und sonst festgesetzt ist, mit sich führenden Vorfallenheiten anbelanget, geht Unsere Intention dahin, daß, da wir Unserm Geheimen Rath Goethe Gelegenheit, sich mit den Kammer-Angelegenheiten näher bekannt zu machen und uns in diesem Fach in der Folge nützliche Dienste zu leisten, verschaffen wollen, Ihr über alle dergleichen Vorfallenheiten mit demselben Rücksprache halten,

*) Nicht am 30. März, wie das Datum in den Briefen an und von Merck irrthümlich angegeben ist.

**) In Vogel's Schrift, „Goethe in amtlichen Verhältnissen," ist das Rescript vom 11. Jan. datirt, wofür der 11. Juni zu lesen ist.

ihm, wenn er, so oft es seine übrigen Dienstverrichtungen gestatten, denen Sessionen Eures Collegii beiwohnen will, sowie außer denselbigen, mit allen ihm nöthig scheinenden Informationen an Handen gehen, die von ihm verlangten Acten verabfolgen und alle Auskunft geben lassen sollet."

Hieraus erhellt, daß keine eigentliche Ernennung Goethe's zum Kammerpräsidenten stattgefunden, und man demnach in der Erhebung des Geh. Raths Schmid zu diesem Posten im Jahr 1788 nicht, wie böswillige Ausſprengungen sie deuteten, eine Absetzung Goethe's erblicken durfte. In dem Rescript aus dem letztgenannten Jahre, welches die Ernennung Schmid's der Kammer anzeigt, heißt es, daß Goethe, um in beständiger Connexion mit den Kammerangelegenheiten zu bleiben, berechtigt sei, den Sessionen des Collegii von Zeit zu Zeit, sowie es seine Geschäfte erlaubten, beizuwohnen und dabei seinen Sitz auf dem für den Landesherrn reservirten Sessel zu nehmen. Indeß betrachtete man damals, im Jahre 1782, Goethe allgemein als wirklichen Nachfolger Kalb's, und er selbst sah die Sache nicht viel anders an. Wieland's Bericht an Merck darüber lautet: „Goethe soll einstweilen, heißt es, die Kammer-Präsidenten-Stelle nur versehen. Man nenn' es aber, wie man wolle, so wird er, ohne seinen Platz im Geh. Conseil aufzugeben, in der Kammer präsidiren — quod felix faustumque sit! Homer war wohl auch a man of genius? nicht wahr? und baut in seiner Odyssee einen Palast oder ein Boot so gut als der beste Architekt oder Schiffszimmermeister. Ob ihm aber die Amphiktyonen darum den Tempelbau zu Delphi, oder das Commando einer Flotte übergeben, oder er, wenn sie es gethan, sich dazu verstanden hätte — was meint der Herr Bruder? Ich meines Ortes habe den Menschen unter allen Formen und Figuren lieb, und bin überzeugt, daß ich nichts von ihm zu befürchten haben kann; also ist mir Alles recht, wie es ist, und ich bin im eigentlichsten Verstande des Wortes a Well-Wisher und ein bonus civis u. s. w." Goethe selbst aber läßt sich in folgender Weise gegen Merck über seinen neuen Beruf vernehmen: „Es geht mir wie dem Treufreund in meinen Vögeln; mir wird ein Stück des Reichs nach dem andern auf einem Spaziergang übertragen. Dießmal muß mir's nun freilich Ernst

und sehr ernst sein, denn mein Herr Vorgänger hat saubere Arbeit gemacht. Das Leben geht geschwind, und mit mir nimmt's einen frischen Gang. Manchmal wird mir's sauer, denn ich stehe redlich aus; dann denk' ich wieder: Hic est, aut nusquam, quod quaerimus." Eine gleich ernste Ansicht der Sache spricht sich in einem Briefe an Lavater (vom 29. Juli) aus: „Von mir habe ich Dir nichts zu sagen, als daß ich mich meinem Beruf aufopfere, indem ich nichts suche, als wenn es das Ziel meiner Begriffe wäre." Am ausführlichsten aber vertraut er sich Knebel'n, zu dem er damals in besonders innigem Verhältnisse gestanden haben muß: „Nun hab' ich von Johanni an zwei volle Jahre aufzuopfern, bis die Fäden nur so gesammelt sind, daß ich mit Ehren bleiben oder abdanken kann. Ich sehe aber auch weder rechts noch links, und mein altes Motto wird immer wieder in eine neue Expeditionsstube geschrieben: Hic est, aut nusquam, quod quaerimus. Dabei bin ich vergnügter als jemals; denn nun habe ich nicht mehr, wenigstens in diesem Fache, das Gute zu wünschen und halb zu thun, und das Böse zu verabscheuen und ganz zu leiden; was nun geschieht, muß ich mir selbst zuschreiben, und es wirkt nichts dunkel durch den Dritten oder Vierten, sondern hell gleich gerade auf mich. Daß ich bisher so treu und fleißig im Stillen fortgearbeitet habe, hilft mir unendlich. Ich habe nun anschauliche Begriffe fast von allen nothwendigen Dingen und kleinen Verhältnissen, und komme so leicht durch. Du kannst denken, daß ich über diese Dinge mit Niemanden spreche, und also bitte ich Dich, auch keinen Gebrauch, selbst zu meinem Vortheile, zu machen. Die Menschen müssen verschieden über solche Vorfälle urtheilen, und man muß thun, was man muß."

Schon einige Zeit vor der Quasi-Ernennung zum Kammer-Präsidenten war im Stillen eine andere Standeserhöhung Goethe's erfolgt: Kaiser Joseph II. hatte ihn auf des Herzogs Ersuchen in den Adelstand erhoben, worüber er das Diplom am 4. Juni der Freundin mit den Worten zusandte: „Hier schick' ich Dir das Diplom, damit Du auch weißt, wie es aussieht. Ich bin so wunderbar gebaut, daß ich mir gar nichts dabei denken kann. Wie viel wohler wäre mir's, wenn ich, von dem Streit der politischen Ele-

mente abgesondert, in Deiner Nähe, meine Liebste, den Wissenschaften und Künsten, wozu ich geboren bin, meinen Geist zuwenden könnte!" Diese Auszeichnung scheint, wenn sie gleich neu in ihrer Art war, in den Weimarischen Kreisen und anderwärts keine besondere Sensation erregt zu haben. Es geschieht ihrer in den damaligen Briefwechseln kaum eine Erwähnung! Wieland geht darüber in einem Schreiben an Merck vom 26. Juni flüchtig hinweg. Es mochte wohl das Gefühl allgemein sein, daß für denjenigen, dem die Natur den weit höhern Adelsbrief des Genies verliehen, und ein innig befreundeter Herrscher schon seit Jahren den ersten und nächsten Platz in seiner Gunst eingeräumt hatte, dieser Titel kaum eine Bedeutung haben konnte. Wie ernst nun auch Goethe, nach dem oben Mitgetheilten, den neuen Beruf nahm, so versiegte doch nicht ganz über demselben seine poetische Ader. Gerade in der Zeit, wo ihm diese Last aufgebürdet wurde, entstand das Singspiel, „Die Fischerin" *), „ein Wald- und Wasserdrama", wie er es in einem Briefe an Merck nennt. „Uebrigens verzeih, wenn es wie ein Protokoll tractirt ist," fügt er hinzu; denn die Wirkung des ganzen Stücks war auf den natürlichen Schauplatz zu Tiefurt an der Ilm, wo es vorgestellt wurde, berechnet, insbesondere auf den Moment, wo der Vater, in der Meinung, daß Dortchen ertrunken sei, die Nachbarn zu Hilfe aufruft und diese den Chor anstimmen:

Eilt nur geschwinde!
Lauft nach den Reusen!
Wohl blieb sie hangen;
Und zündet Schleißen
Und brennet Fackeln
Und Feuer an!

Die Zuschauer saßen, ohne es zu vermuthen, so daß sie den ganzen schlängelnden Fluß hinunterwärts vor sich hatten. In diesem Augenblicke nun sah man erst Fackeln sich in der Nähe bewegen; auf mehreres Rufen erschienen sie auch in der Ferne; dann loderten auf den ausspringenden Erdzungen flackernde Feuer auf, welche mit

*) Die erste Probe fand am 1. Juli statt, die erste Aufführung am 22. Juli, eine Wiederholung am 18. September.

ihrem Schein und Widerschein den nächsten Gegenständen die größte Deutlichkeit gaben, indessen die entferntere Gegend rings umher in tiefer Nacht lag. Die wundervolle Wirkung dauerte unter mancherlei Abwechselungen bis an's Ende des Stückes fort, wo denn das ganze Tableau noch einmal aufloderte. Aus der Umgegend hatte sich eine Menge Zuschauer eingefunden; und da man auf der einen hölzernen Brücke einen besonders guten Standpunkt hatte, so wurde diese mit Schaulustigen so überladen, daß sie einbrach. Glücklicher Weise kam Niemand dabei zu Schaden; man ward über das in warmer Sommernacht genommene unfreiwillige Bad ausgelacht, und so diente der Vorfall zu einem lustigen Zwischenspiel.

Unter den Gesangstücken zu diesem Melodram sind mehrere balladenartige Gedichte, von denen vier, mit größern oder geringern Abweichungen auch in Herder's Stimmen der Völker vorkommen. Eine poetische Epistel, womit Goethe das Stück am Tage vor der Aufführung Herder'n und seiner Gattin zusandte, beginnt daher:

Dieß kleine Stück gehört, so klein es ist,
Zur Hälfte Dir, wie Du beim ersten Blick
Erkennen wirst, gehört Euch beiden zu,
Die Ihr schon lang für Eines geltet. Drum
Verzeiht, wenn ich so kühn und ohngefragt,
Und noch dazu vielleicht nicht ganz geschickt,
Was er dem Volke nahm, dem Volk zurück
Gegeben habe. Denn wir Andern, die
Wir jeden Tag berupft zu Bette gehn,
Und dennoch kleine, ausgestopfte, bunte,
Erlogen-wahre Vögel auf den Markt
Zu bringen, von den Kunden solcher Lust
Gefordert werden, können's wahrlich nicht
Aus eignen Mitteln immer u. s. w.

Ein fünftes Lied, womit sich das Singspiel eröffnet, findet sich ganz gleichlautend unter dem Titel „Erlkönig" in der Sammlung der Gedichte wieder. Wahrscheinlich ward Goethe zu diesem wunderschönen Liede durch das von Herder aus dem Dänischen übersetzte Volkslied „Erlkönigs Tochter" angeregt. Schon der Anfang desselben, „Herr Oluf reitet spät," und der Schlußvers, „Da lag Herr Oluf, und er war todt," erinnern lebhaft an Goethe's Erlkönig.

In einer Beziehung hat er sein Vorbild weit übertroffen. Das dunkle, geheimnißvolle Naturgefühl, worin der ganze Volksglaube an die Elfen wurzelt, ist von unserm Dichter kräftiger versinnlichet, als im dänischen Liede. „Im Erlkönig haben wir," so deutet Echtermeyer den Sinn des Gedichtes, „das noch unentwickelte Bewußtsein des Kindes, der durch die Nacht und ihre Phantasmagorieen aufgeregten Einbildung erliegend, während der Vater, dessen Verstand sich gegen den Trug behauptet, durch die zunehmende Angst und den Tod des Kindes zuletzt selbst mit in das Grausen hineingezogen wird. Dieser Gegensatz zwischen dem freien Bewußtsein und der überwältigten Phantasie, und der Uebergang von einer gewissen Lust, die den Beginn jedes Schauers, der allmälig an uns heran kommt, zu begleiten pflegt, zum endlichen Gipfel der Angst, der Uebergang von den süßen Verheißungen des Elfen zu seinen erstickenden Drohungen — dieß sind die bewegenden Momente, der lebendige Pulsschlag des Gedichtes." Jenes Grauen nun vor der Nacht und den schwanken Nebelgebilden, die ihrem Schooße entsteigen, dem Flüstern des Windes im herbstlich dürren Laube, den gespensterhaften Gestalten der grauen Weiden, die in zweifelhaftem Lichte aus dem tiefen Dunkel hervorschimmern — alles das spricht nicht so zu uns aus dem dänischen Volksliede. Dagegen möchte dieses in einem Punkte vor dem deutschen Gedichte im Vortheil sein. Die Liebe, die Erlkönigs Tochter zu Herrn Oluf zeigt, erscheint ohne Weiteres in sich besser motivirt, als Erlkönigs Wunsch, den fremden Knaben zu besitzen. Denn die Elfenmädchen lieben, wie die Nixen, schöne Männer der Menschenwelt, sowie auch die Männer der Wasserwelt es auf schöne Jungfrauen abgesehen haben. In Beziehung auf sprachliche und rhythmische Darstellung ist Goethe's Lied ein wahres Meisterstück. „Vielleicht tritt die Macht des Tons an und für sich," sagt Kurz, „abgesehen von dem Inhalte des Gedichtes, nirgends entschiedener und herrlicher hervor, als hier und im Fischer. Im Erlkönig spricht jeder Laut das Düstere und Unheimliche aus, das im Gedichte liegt; man bemerke nur die hohlen, dumpfen Klänge, die geisterhafte Gleichförmigkeit des Tons in den Reden des Erlkönigs, durch die Verschmelzung der Alliteration und der Assonanz auf das Glücklichste hervorgebracht."

Mittlerweile war auch im häuslichen Leben Goethe's eine Veränderung eingetreten. Die Acten und Sammlungen, welche sich durch seine zunehmenden Amtsgeschäfte und die fortwährend sich ausbreitenden Natur- und anderen Studien bei ihm anhäuften, hatten schon einige Zeit her eine Vertauschung des Gartenquartiers mit einer geräumigern und bequemern Wohnung in der Stadt wünschenswerth gemacht. Er sträubte sich lange gegen diesen Wechsel, weil er mit ganzer Seele an seinem Garten hing. Endlich hatte er sich doch, auf wiederholtes Zureden der Herzogin Amalie, schon im vorigen Jahre entschlossen, ein Haus in der Stadt zu miethen, welches er aber erst gegen Ende Mai in diesem Jahre bezog. Die Herzogin stattete es, weil „er so fein artig" gewesen *), ihrem Rathe zu folgen, mit einigen Möbeln aus. Er übernachtete darin zuerst am 2. Juni. Nach dem Maßstabe der damaligen Zeit, die noch genügsamer in dergleichen Ansprüchen war, muß es ein ziemlich stattliches Gebäude gewesen sein; denn die Herzogin Amalie nennt es in einem Briefe an Goethe's Mutter ein Palais, indem sie hinzufügt, es werde von innen und außen prächtig geschmückt und eins der schönsten in der Stadt werden. Und so berichtet auch Wieland an Merck (den 26. Juni), es scheine, daß Goethe in dem Hause sich nach und nach immer mehr auf einen ministerialischen Fuß einrichten wolle. Seine Zufluchtstätte in Mußestunden blieb aber der ungern verlassene Garten. Er hatte ihm ein Abschiedsgedicht widmen wollen, wozu er den Plan am 9. Mai auf seinem Ritt nach Gotha erfunden hatte. Leider kam diese Elegie nicht zu Stande. Als sich Anfangs Juli ein Kauflustiger meldete, schrieb er an die Freundin: „Da ich nicht bei Dir sein konnte, ging ich nach meinem Garten, und jede Rose sagte mir: und Du willst uns weggeben? In dem Augenblick fühlt' ich, daß ich diese Wohnung des Friedens nicht entbehren könnte."

In den größeren Räumen der neuen Wohnung konnte Goethe nunmehr seine Handzeichnungen und Kupferstiche, wie seine mineralogischen und osteologischen Sammlungen um sich ausbreiten und

*) Brief der Herzogin an Goethe's Mutter, s. Riemer's Mittheilungen II, 150.

ward durch den oft wiederholten Ueberblick dieser wohlgeordneten Reihen in seinen Natur- und Kunststudien sehr gefördert und auf manchen glücklichen Gedanken geführt. Ueberhaupt ging jetzt, besonders bei den Naturbetrachtungen, sein Streben immer mehr dahin, durch allerlei sinnliche Hilfsmittel sich die Uebersicht über ein größeres Ganzes zu erleichtern. „Ich habe die Charpentier'sche mineralogische Charte erweitern lassen," schrieb er im November dieses Jahres an Merck, „so daß sie vom Harz bis an den Fichtelberg, vom Riesengebirge bis an die Rhön reicht. Laß Dir doch etwa nur eine Homannische Charte durchzeichnen und trage mit Charpentier's Zeichen darauf die Gebirgsarten ein, wie Du sie erfährst. Es ist das sicherste Mittel, bald Begriffe vom Ganzen zu kriegen." Ja er dachte sogar daran, eine mineralogische Charte von Europa zu veranstalten, wovon er nur eine Anzahl wollte abdrucken lassen, um später das Neuerfahrene auf der Platte nachzustechen. Denselben ordnenden Sinn und zugleich die seine Naturforschung charakterisirende Neigung, durch vergleichende Betrachtung Licht zu gewinnen, bewährte er bei seinen osteologischen Studien. „Ich weiß meine Osteologie," heißt es in einem Briefe an Merck vom 27. October, „auf den Fingern auswendig herzusagen und bei jedem Thierskelet die Theile nach den Namen, welche man den menschlichen beigelegt hat, sogleich zu finden und zu vergleichen." Und wie weit sich schon damals seine Naturstudien ausdehnten, gibt folgende Stelle aus einem Briefe an Knebel vom 21. Nov. zu erkennen: „Die Kosmogonie und die neuesten Entdeckungen darüber, die Mineralogie und neuestens der Beruf, mich der Oekonomie zu nähern, die ganze Naturgeschichte umgibt mich wie Bacon's großes Salomonisches Haus, worüber sich Herder und Nicolai streiten."

Solchen Studien konnte er in der letzten Hälfte des Jahres 1782, trotz der ihm durch die Kammerpräsidentur zugewachsenen Geschäfte, um so fleißiger obliegen, als die Herrschaften in dieser Zeit häufig anderwärts beschäftigt und unterhalten waren. Die Herzogin Mutter studirte seit Villoison's Ankunft Griechisch und las bald einige Oden des Anakreon im Original, machte im September eine Reise nach Dessau und Wörlitz und suchte, durch den dortigen Aufenthalt angeregt, nach der Rückkehr ihr geliebtes Tiefurt durch-

Anlagen zu verschönern; auch stattete ihr Oeser seinen jährlichen Besuch ab. Der Herzog war gleichzeitig mit der Mutter auf einem Ausfluge, über Dessau nach Dresden, in's Lustlager des Churfürsten begriffen. Die Muße, die Goethe'n hiedurch erwuchs, widmete er zum Theil auch poetischen Arbeiten. „Seit einiger Zeit," schrieb er am 21. November an Knebel, „lebe ich sehr glücklich. Ich komme fast nicht aus dem Hause, versehe meine Geschäfte und schreibe in guten Stunden die Mährchen auf, die ich mir selbst zu erzählen gewohnt bin. Du sollst bald die drei ersten Bücher der theatralischen Sendung haben." Es waren die drei ersten Bücher des Wilhelm Meister, auf den wir etwas weiter unten zurückkommen werden. „Meinen Werther habe ich durchgegangen," fährt der Brief fort, „und lasse ihn wieder in's Manuscript schreiben; er kehrt in seiner Mutter Leib zurück, Du sollst ihn nach seiner Wiedergeburt sehen. Da ich sehr gesammelt bin, so fühle ich mich zu so einer delicaten und difficilen Arbeit geschickt." Es war in der That keine leichte Aufgabe, die er sich hier gestellt hatte. Die Uebergänge in diesem psychologischen Gemälde däuchten ihm stellenweise noch etwas zu schroff und so galt es mit leiser Hand hier und da einen verbindenden Zug hinein zu zeichnen. Dazu war es aber nöthig, die Stimmung und den ganzen Geist der Epoche, in welcher die Dichtung entstanden war, in sich zu erneuern; und eine solche Zurückversetzung in überwundene Perioden war für Goethe nicht leicht. Seine innere Entwickelung ging, wie der Wuchs einer lebenskräftigen Pflanze, stetig und unaufhaltsam weiter, und er konnte, eben so wenig wie diese, auf einer spätern Stufe des Wachsthums die Gebilde einer frühern Stufe in völlig ähnlicher Gestalt wiederholen. Dieß zeigte sich z. B. auf eine eminente Weise im Jahr 1804 bei der Einrichtung des Götz für die Bühne und in geringerem Grade auch jetzt bei der Ueberarbeitung des Werther. Ein feineres Gefühl wird auch hier die eingeschobenen Stellen wahrnehmen, wozu aus dem ersten Buche der Brief vom 30. Mai und der Zusatz „Abends" zum Briefe vom 8. August, aus dem zweiten die Briefe vom 8. Februar, vom 16. Juli, vom 4. und 5. September, vom 12. Sept., vom 27. October Abends, vom 22. November, vom 26. Nov., die Zwischenrede „Der Herausgeber

an den Leser" nach dem Brief vom 6. December u. a. gehören. Die Hauptzugabe ist die Geschichte von einem unglücklichen Bauernburschen, der eine Wittwe, bei welcher er in Diensten stand, liebte und seinen Nebenbuhler erschlug, — ein Parallelbild zu Werther's Leiden, das die Gewalt derselben Leidenschaft in einem einfachen, schlichten Gemüthe veranschaulicht. Auch erscheint Lotten's Charakter und Verhalten gegen den Schluß des Romans hin in der neuen Bearbeitung mehrfach modificirt. In Betreff Albert's schrieb er an Kestner (den 2. Mai 1783): „Es war unter andern meine Intention, Alberten so zu stellen, daß ihn wohl der leidenschaftliche Jüngling, aber doch der Leser nicht verkennt. Dieß wird den gewünschten und besten Effect thun. Ich hoffe, Ihr werdet zufrieden sein."

Wenn Goethe bei dieser Arbeit sich in eine zurückgelegte Epoche seiner Geistesentwickelung vertiefen mußte, so war er zugleich bemüht, für den Ueberblick der seitdem verflossenen Zeit die nöthigen Documente zu sammeln. Schon im Jahr 1780 hatte er Lavater'n gebeten, seine Briefe hübsch in Ordnung zu halten und heften zu lassen. Jetzt, im November 1782, schreibt er an Knebel: „Alle Briefe seit 72 und viele Papiere jener Zeiten liegen bei mir in Päcken ziemlich ordentlich gebunden. Ich sondere sie ab und lasse sie heften. Welch ein Anblick! mir wird's doch manchmal heiß dabei. Aber ich lasse nicht ab, ich will diese zehn Jahre vor mir liegen sehen, wie ein langes durchwandertes Thal vom Hügel gesehen wird." So gibt sich sein wachsender Lebensernst jetzt in Allem zu erkennen, und immer stärker tritt der vom Vater überkommene Ordnungs- und Sammlergeist hervor.

Auch darin bewährte sich seine besonnener und kühler gewordene Ansicht der Dinge, daß er sein politisches und gesellschaftliches Leben von dem moralischen und poetischen trennte, die er in der Sturm- und Drangzeit nur allzu sehr mit einander vermischt hatte. „Alle Wochen," schrieb er an Knebel, „gebe ich einen großen Thee, wovon Niemand ausgeschlossen ist, und entledige mich dadurch meiner Pflichten gegen die Societät auf's Wohlfeilste ... Und so fange ich an, mir wieder selber zu leben und mich wieder zu erkennen. Der Wahn, die schönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Dasein reifen, müßten auf diesen Boden gesäet werden (mit andern Worten: der Wahn, die Ideale ließen sich unmittelbar in die Wirklichkeit einführen), hat mich ganz verlassen und ich finde mein jugendliches Glück wieder hergestellt. Wie ich mir in meinem väterlichen Hause nicht einfallen ließ, die Erscheinungen der Geister und die juristische Praxis zu verbinden, eben so getrennt lasse ich jetzt den Geheimerath und mein anderes Selbst, ohne das ein Geheimerath sehr gut bestehen kann. Nur im Innersten meiner Plane, Vorsätze und Unternehmungen bleibe ich mir geheimnißvoll selbst getreu und knüpfe so wieder mein gesellschaftliches, politisches, moralisches und poetisches Leben in einen verborgenen Knoten zusammen."

In der That kamen alle seine gesellschaftlichen und politischen Beziehungen, seine sittlichen Lebenserfahrungen, und auch seine wissenschaftlichen Bemühungen zuletzt doch wieder der Poesie zu Statten, und gaben seinen dichterischen Productionen Gehalt, Fülle, Leben und Farbenreichthum. Dieß zeigt sich uns recht an Wilhelm Meister, von dem er in diesem Jahre ein gutes Stück zu Papier brachte. So hatten sich ihm schon im März des vorigen Jahres bei dem Besuche zu Neunheiligen in dem Grafen und der Gräfin Werther die Urbilder zu dem Grafen und der Gräfin im dritten Buche des Romans dargeboten. Vom Grafen schrieb er damals an seine Freundin: „Er macht mir meine dramatische und epische Vorrathskammer um ein Gutes reicher; ich kann nicht verderben, da ich auch aus Steinen und Erde Brod machen kann." Ehemals Gesandter in Spanien, welterfahren, kenntnißreich, von edeln Gesinnungen, soll er, wie Schöll berichtet, mit hochvornehmem Wesen und grillenhaft angewandter Weisheit durch seine seltsam ceremonielle Hausordnung und paradoxe Behandlung der Dienerschaft, auch durch eigensinnige Artigkeit und Anstandsrücksicht bisweilen unbequem und lächerlich gewesen sein. An die mystische Selbstsicht des Grafen im Roman erinnert ein hellsehender Traum, den Graf Werther in Spanien gehabt haben soll; und der kleine Mohr in der gräflichen Dienerschaft des Romans hatte komische Pendants in Neunheiligen an geschwärzten und kostumirten Bauernjungen, die dort aufwarteten. Die Eigenschaften, die der Roman an der Gräfin hervorhebt, ihre

„Anmuth, Zierlichkeit, feines Betragen", schildern die Briefe an Frau von Stein noch lebhafter als solche der Gräfin Werther: in ihr sei eine Richtigkeit der Beurtheilung, ein ungestörtes Leben und eine Güte, die ihm täglich neue Bewunderung und Freude mache. So oft habe er die Worte Welt, große Welt, Welt haben hören müssen, ohne sich was dabei denken zu können; dieß kleine Wesen habe ihn erleuchtet, diese habe Welt, wisse die Welt zu behandeln (la manier); sicher ihres Werthes und ihres Ranges handle sie zugleich mit einer Delicatesse und Aisance, die man sehen müsse, um sie zu denken u. s. w. Und wie die Gräfin des Romans, so war auch ihr Urbild „für dieß Leben verloren". An den „leidigsten Narren" geschmiedet, glich sie, wie Goethe am 30. März dieses Jahrs der Freundin schrieb, einer schönen Seele, „die aus den letzten Flammenspitzen eines nicht verdienten Fegfeuers scheidet und sich nach dem Himmel sehnend erhebt."

Den Anfang des Romans (wohl das erste Buch) hatte Goethe der Gräfin Werther schon in dem ersten Drittel des vorigen Jahrs zugesandt; er schrieb am 28. Mai 1781 an Frau von Stein: „Die Werthern hat mir ein gar artig Zettelchen bei Zurücksendung des W. Meisters geschrieben." Seitdem war aber, wenn auch nicht die Ausbildung in Gedanken, doch die schriftliche Fortführung in's Stocken gerathen. Erst im Juni dieses Jahrs (1782) griff er die Arbeit wieder ernstlicher an, hatte Ende des Monats das zweite Buch „ziemlich im Ganzen zu Stande", las es am 23. August dem fürstlichen Ehpaare vor, und verwendete dann noch einige Zeit auf die sorgfältigere Ausführung. Am 20. October hatte er vier Capitel des dritten Buches in Ordnung gebracht und beschloß dieses Buch, das aber wohl nur bis zum Ende des jetzigen zweiten reichte, am 12. November, um noch an demselben Tage das vierte zu beginnen.

„Recht schöne Data zu seinem Wilhelm zu sammeln und verschiedene Lücken darin zu ergänzen", gab ihm noch ganz am Schlusse des Jahrs eine Reise nach Leipzig Gelegenheit, die er mit dem Herzog den 20. December antrat. Er blieb dort noch einige Tage nach der Abreise des Herzogs, und fand dießmal in Leipzig „eine neue kleine Welt". Er sah in verschiedenen Gesellschaften eine

Menge Menschen, die er „auf die Täflein seines Geistes aufzeichnete". „Ich wünschte," schrieb er der Freundin, „mich ein Vierteljahr hier aufhalten zu können; denn es steckt unglaublich viel hier zusammen. Die Leipziger sind als eine kleine moralische Republik anzusehen. Jeder steht für sich, hat einige Freunde und geht in seinem Wesen fort; kein Oberer gibt einen allgemeinen Ton an, und Jeder producirt sein kleines Original, er sei nun verständig, gelehrt, albern oder abgeschmackt, thätig, gutherzig, trocken oder eigensinnig, und was der Qualitäten mehr sein mögen. Reichthum, Wissenschaft, Talente, Besitzthümer aller Art geben dem Ort eine Fülle, die ein Fremder, wenn er es versteht, sehr wohl genießen und nutzen kann." Besonders labte er sich an Gemälden und Zeichnungen und verkehrte viel mit Oeser. „Wie süß ist es," heißt es über ihn in einem Brief an die Freundin, „mit einem richtigen, verständigen, klugen Menschen umgehen, der weiß, wie es auf der Welt aussieht und was er will, und der, um dieses Leben zu genießen, keinen superlunarischen Aufschwung nöthig hat, sondern in dem reinen Kreise sittlicher und sinnlicher Reize lebt. Denke Dir hinzu, daß der Mann ein Künstler ist, hervorbringen, nachahmen und die Werke Anderer doppelt und dreifach genießen kann: so wirst Du wohl nicht einen glücklicheren denken können. So ist Oeser, und was müßte ich Dir nicht sagen, wenn ich sagen wollte, was er ist!"

Ehe wir unsern Freund in's Jahr 1783 hinüber begleiten, möge noch der Wiederanknüpfung seines Verhältnisses zu Fritz Jacobi gedacht werden. Eine alte Geldschuld, worin er noch bei Jacobi stand, veranlaßte Goethe'n im Anfange Octobers 1782 zu einem Briefe, der mit den Worten beginnt: „Lieber Fritz, laß mich Dich noch einmal, und wenn Du dann willst, zum letzten Male so nennen, damit wir wenigstens in Frieden scheiden." Jacobi antwortete mit einem herzlichen Schreiben, worauf ihm Goethe seine Iphigenie schickte, „nicht als Werk oder Erfüllung jener alten Hoffnungen werth, sondern daß sich sein Geist mit dem des Freundes unterhalte, so wie ihm das Stück mitten unter kümmerlichen Zerstreuungen, vier Wochen hindurch, eine Unterhaltung mit höheren Wesen war." Ueber sein Leben in Weimar heißt es: „Auch hier bleibe ich meinem alten Schicksale geweiht und leide, wo Andere genießen, ge-

nieße, wo sie leiden. Ich habe unsäglich ausgestanden und freue mich herzlich, daß Du mit Vertrauen nach mir hinsiehst. Laß mich ein Gleichniß brauchen. Wenn Du eine glühende Masse Eisen auf dem Herde siehst, so denkst Du nicht, daß so viele Schlacken darin stecken, als sich erst offenbaren, wenn es unter den großen Hammer kommt. Dann scheidet sich der Unrath, den das Feuer selbst nicht absonderte, und fließt und stiebt in glühenden Tropfen und Funken davon, und das gediegene Erz bleibt dem Arbeiter in der Zange. Es scheint, als wenn es eines so gewaltigen Hammers bedurft habe, um meine Natur von den vielen Schlacken zu befreien und mein Herz gediegen zu machen. Und wie viel, wie viel Unart weiß sich auch noch da zu verstecken!" In Jacobi weckten diese vertraulichen Herzensergüsse die ganze Schwärmerei seiner frühern Liebe wieder auf. „Ich habe Dein Paquet," antwortete er, „und ich hang' an Deinem Halse. O ganz anders, wie ehemals! Bruder! Unaussprechlich! Wortlos; bildlos, begrifflos, heißt Dich mein tiefstes Inneres: Bruder! So viel ich wollte, könnt' ich weinen u. s. w." In diesen enthusiastischen Ton konnte nun freilich Goethe nicht eingehen; aber ein gewisses freundliches Verhältniß, wenn auch mitunter durch Streifwolken verdunkelt, dauerte von da an bis zu Jacobi's Tode fort.

Das Jahr 1783 betrachtet Riemer als „ein im Leben der fürstlichen Personen, wie des gesammten Hofes, Epoche machendes, einen Wendepunkt bezeichnendes Jahr" und leitet die Veränderung zumeist aus einem lang ersehnten Ereigniß in der fürstlichen Familie, aus der am 2. Februar erfolgten Geburt eines Erbprinzen, her. Diese Ansicht scheint sich durch einen Brief Goethe's an Knebel vom 3. März zu bewähren, worin es heißt: „Die Ankunft des Erbprinzen, die größte Begebenheit, die sich für uns zutragen konnte, hat eine zwar nicht sichtbare, doch sehr fühlbare Wirkung. Die Menschen sind nicht verändert, jeder Einzelne ist, wie er war; doch das Ganze hat eine andere Richtung, und wenn ich's sagen soll: Er wirkt in seiner Wiege, wie der Ballast im Schiffe durch die Schwere und Ruhe." Ohne Zweifel hatte das Ereigniß zunächst einen großen Einfluß auf den Herzog und durch ihn auf den ganzen Hof hinab. Der Blick auf seine neuen Hoffnungen und Pflichten gab ihm ein

stilles Glück, Beruhigung und höhern Lebensernst. „Sie haben Recht," schrieb er am 17. Februar an Merck, „daß Sie sich mit mir freuen; denn wenn je gute Anlagen in meinem Wesen waren, so konnte sich Verhältnisse halber bis jetzt kein sicherer Punkt finden, wo sie zu verbinden waren. Nun ist aber ein fester Haken eingeschlagen, an welchen ich meine Bilder aufhängen kann. Mit Hilfe Goethe's und des guten Glücks will ich sie so ausmalen, daß wo möglich die Nachkommenschaft sagen soll: ed egli fu pittore." Allein der Hauptgrund, warum das Weimarische Leben jetzt immer mehr eine andere Physiognomie annahm, lag doch, ohne daß er es vielleicht selbst klar einsah, in Goethe. Was wir ihn eben aussprechen hörten, daß jeder Einzelne noch sei, was er war, galt wenigstens von ihm nicht. Er, die Seele und der Mittelpunkt des Weimarischen Musenhofes, hatte sich seit sieben Jahren und zumal seit der Reise nach der Schweiz bedeutend verändert. Dem Leser, der uns gefolgt ist, haben sich davon die unverkennbarsten Spuren gezeigt, und Goethe's briefliche Confessionen an Knebel am Schlusse des vorigen Jahres legten uns diese Veränderung offen dar.

Zu der Geburtsfeier des Erbprinzen steuerte unser Dichter nur eine kleine poetische Gabe bei, die ziemlich in den Ton der gewöhnlichen Gratulations-Carmina einschlägt *), während Wieland und Herder mit großem Beifall aufgenommene Cantaten dichteten, jener für die fürstliche Capelle, dieser für die Kirche, und Letzterer außerdem noch eine Taufrede hielt, worin er, nach Wieland's Bericht an Merck, wie ein Gott sprach **). Goethe's Mutter meinte, in einem Briefe an die Herzogin Amalie, ihr Sohn müsse sich mit den Musen etwas brouillirt haben; „doch alte Liebe rostet nicht," fügte sie hinzu, „sie werden auf seinen Ruf bald wieder bei der Hand sein." Sie waren aber in der That jetzt bisweilen recht spröde gegen ihn, namentlich die Muse der Hof- und Festpoesie, wie denn auch ein großes, für den Geburtstag der Herzogin Louise bestimmtes Drama (Schöll nimmt an, es sei Elpenor gewesen) nicht hatte zu Stande

*) S. Goethe's W., Bd. VI, S. 5.

**) S. Herder's sämmtl. Werke zur Religion und Theologie, Bd. 10, S. 73 ff.

kommen wollen und selbst bis zur Kirchfahrt der Fürstin nicht fertig ward. Indeß mußte ein vom ganzen Lande mit so freudigem Jubel aufgenommenes Ereigniß doch auf irgend eine Weise im Geiste des bisherigen dramatischen Treibens gefeiert werden; und so erschienen schon am 9. März beim Kirchgang der Herzogin, wo ringsher aus dem Lande und der Nachbarschaft Besuch herbeiströmte, verschiedene Festzüge und geleiteten die Fürstin zur Kirche. Nach der Tafel trat ein ländlicher Festzug mit Huldigungsgaben in den Saal, woselbst Abends eine von Wolf componirte Cantate aufgeführt wurde. Hierauf brachten nach einander zwei Fackelzüge, ein berittener der herzoglichen Jägerei und einer der Jena'schen Studenten, ihre Ständchen. Tags darauf führte der Herzog die berittenen Jäger mit ihren Meuten und mit Wagen voll Jagdgeräth und Trophäen bei Fackelglanz und Musik, durch die Stadt. Am 13. März endlich ward eine Cavalcade in Maskenkleidern — 139 Personen, 89 Pferde — gehalten, ein durch Pracht und Sinnigkeit ausgezeichnetes Hoffest, wogegen der gewöhnliche Feierprunk anderer deutschen Höfe in tiefen Schatten trat *).

Nach diesem hellen Aufglänzen der Weimarischen Lebenslust trat im Sommer 1783 eine große Stille und Beruhigung ein. Goethe widmete sich seiner Kammerpräsidentur und spielte nun auch, wie er den 19. Mai an Merck berichtete, mit Ernst „die Rolle des Al Hafi." Er freute sich über das Glück und Gedeihen seiner Administration, und daß seine Finanzsachen besser gingen, als er es vor einem Jahre gedacht, hielt aber auch fest an seinen Planen und Grundsätzen **). Um ihn bei dieser ernsten Thätigkeit aufzuheitern, kaufte sein fürstlicher Freund dann und wann für ihn eine neue Handzeichnung oder einen Kupferstich an. „Was ich behalte," schrieb der Herzog am 2. Juni an Merck, „ist Alles zu Nutzen und Frommen meines Herrn Kammerpräsidenten, dem man mit so etwas ein bischen Freude machen und seine Taciturnität entrunzeln kann." Indem sich hiedurch Goethe's Kunstsammlungen allmälig

*) S. Weimars Album. — Auffallender Weise berichten weder Goethe's Tagebücher, noch die Briefe jener Zeit etwas von diesem Feste.

**) Riemer, II, 171.

erweiterten, war er auch bemüht, für seine geognostischen und osteologischen Studien von allen Seiten Materialien herbeizuschaffen. Seine Correspondenz mit Merck aus dieser Zeit bezieht sich vorherrschend auf Mineralien und Fossilien, und er sucht den Freund auf alle Weise zu fortgesetztem „Erd- und Bodenstudio" anzufeuern. Merck's Beihülfe mußte ihm jetzt um so willkommener sein, da er selbst zu Ausflügen weniger Zeit oder Neigung, als früher, hatte. Mitte April ging er mit dem Herzog auf ein paar Tage nach Ilmenau zur Auerhahnbalz und des Bergwerks wegen; die letzten Tage des Mai brachte er in Jena, wahrscheinlich der entstandenen naturwissenschaftlichen Sammlungen wegen, zu. Auf diesen Ausflügen begleitete ihn wieder Fritz Stein, der Sohn seiner Freundin, den er auch zu Hause bei sich in liebender Aufsicht behielt. Eine unangenehme Veranlassung *) rief ihn gegen den 11. Juni über Erfurt und Gotha nach Wilhelmsthal, von wo er am 20. zurückkehrte. Außerdem brachte mitunter ein Besuch, wie Blumenbach's (gegen Ende April) und Oeser's (zweite Hälfte Juli), Abwechselung in sein jetziges Stillleben.

Für dichterische Thätigkeit blieb ihm den Sommer hindurch fast keine Zeit übrig; kaum daß ein Capitel des vierten Buchs vom Wilhelm Meister den 18. Juni in Wilhelmsthal entstand. Erst der Geburtstag des Herzogs, der 3. September, entlockte ihm wieder eine schöne poetische Blüthe, das herrliche Gedicht „Ilmenau"**). Um sich neuen Muth zu frischer, nützlicher Wirksamkeit, heitern Sinn für den festlichen Tag zu holen, hat der Dichter die Einsamkeit des anmuthigen Ilmenauer Thals aufgesucht. Er begrüßt den schönen

*) Prinz Constantin, im vorigen Jahr von Rom nach Paris gekommen, hatte sich dort von seinem Reisegefährten, Hofrath Albrecht, losgemacht, um mit seiner Geliebten, Mad. Darsaincourt, nach London zu reisen. Von dort hatte er sie nach Weimar vorausgeschickt. Sie ward in das Haus eines Oberförsters gebracht, wo sie ihr Schicksal abwarten sollte, und später auf ihren eigenen Wunsch nach Frankreich zurückgeleitet. In Wilhelmsthal traf Goethe mit dem zurückkehrenden Prinzen zusammen. Wie es scheint, gab diese Liebesgeschichte die Grundzüge zum Verhältnisse Lydiens zu Lothario im Wilhelm Meister.

**) Vergl. Ein Stück aus Goethe's Leben, von B. R. Abeken (Berlin 1845), S. 1 ff., und meinen Commentar zu Goethe's Gedichten, I, 576 ff.

Tannenwald, „den immer grünen Hain," die obstbedeckten, sanften Anhöhen, den Gickelhahn, „den erhabenen Berg," an dessen Fuß er so oft sich aus dem Geräusche des Hofes geflüchtet. Aber bei der Erinnerung an die umwohnenden Landleute, Knappen und Köhler fällt ihm sogleich ein, was er gern vergessen möchte, wie viel nämlich zu thun sei, ehe der kleine Staat, dem er im Dienste seines fürstlichen Freundes seine Kräfte widmet, sich eines allgemeinen, über alle Volksklassen verbreiteten Glückes freuen kann. Um das Betrübende, das in diesem Gedanken liegt, zu verscheuchen, gibt es kein besseres Mittel als die Fortschritte zum Bessern, die man bereits gemacht hat, zu betrachten, und in der That stellt sich ihm die lebhafte Erinnerung an die Vergangenheit unter der Form eines Traumgesichtes, einer rückblickenden Vision dar. Die erste Weimarische Zeit, die Epoche des Genieswesens, wie sie uns bekannt ist, vergegenwärtigt sich lebhaft seiner Einbildungskraft; dieß Gemälde nimmt den größten Raum des Gedichtes ein. Es ist ganz natürlich, daß, wie der Dichter aus diesem Traum erwacht und zum Bewußtsein der bessern Gegenwart kommt, er nun ermuthigt und vertrauensvoll in die Zukunft blicken kann; und so schließt das Ganze mit einer ermunternden, glückverheißenden Anrede an den Fürsten — einer Geburtstagsgratulation, wie sie vielleicht nie so edel und würdig einem Regenten dargebracht worden *).

Einige Tage später, den 7. September Nachts, entstand auf dem Gickelhahn, der Höhe des Ilmenauer Forstes, das kleine, aber wunderliebliche Gedicht Wanderers Nachtlied:

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch,
Die Vögelein schweigen im Walde;
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

*) Man vergl. im Briefwechsel mit Zelter (Nr. 813) die Schilderung eines Besuchs in Ilmenau nach 48 Jahren.

Goethe schrieb die Verse an die Bretterwand der einsamen Waldhütte auf dem Berge, worin er übernachtete. Die Züge sind später noch einmal mit Bleistift überzogen, und der Dichter hat nach 48 Jahren mit eigener Hand darunter gesetzt: Renov. 29. Aug. 1831.

Die beiden Gedichte bezeichnen die erste Raststelle einer Erholungsreise, die er Ende August auf des Herzogs Zureden mit Fritz Stein angetreten hatte. Von Ilmenau ging er mit seinem kleinen liebenswürdigen Begleiter den 9. September nach Langenstein zur Markise Branconi, machte von dort Ausflüge nach der Roßtrappe, der Baumannshöhle und dem Rübeland, traf am 14. Sept. in Halberstadt mit der von Braunschweig zurückkehrenden Herzogin Amalia zusammen und brachte einen Tag mit ihr und den sie begleitenden fürstlichen Verwandten zu. Hierauf wandte er sich nach Zellerfeld zum Berghauptmann Trebra, bestieg von dort aus, nach einer Zwischenzeit von beinahe sechs Jahren (den 21. Sept.) abermals den Brocken, „fütterte sich" in der Gebirgsgegend, wie er der Freundin schrieb, „recht mit Steinen an," von denen er hoffte, „sie sollten ihm, wie die Kiesel dem Auerhahn, zur Verdauung seiner übrigen schweren Winterspeise helfen," und brach am 26. nach Göttingen auf. Hier besuchte er sämmtliche Professoren, war dann Anfangs October in Cassel, machte hier am Hofe seine Aufwartung, sah mit den Naturforschern Sömmering und Forster „sehr schöne und gute Sachen", war dem Erstern bei der Füllung eines Luftballons, deren Erfolg durch Uebereilung vereitelt ward, behülflich, und reiste den 5. Oct. wieder ab.

Mit neuen Kenntnissen und Anschauungen bereichert, kehrte er den 6. October nach Weimar zurück, und entwickelte in den drei letzten Monaten noch eine vielfache Thätigkeit. Er fand die Weimarische Gesellschaft, wie er am 14. November an Knebel schrieb, „ganz in Welt- und Naturgeschichte, Reisebeschreibungen und was dahin gehört, ausgegossen," und nahm auch an diesen Bestrebungen lebhaften Antheil. Eben so sehr interessirte er sich für die aerostatischen Versuche des Apothekers Dr. Bucholz, eines wohlhabenden, lebenslustigen Mannes, der mit ruhmwürdiger Lernbegierde den Fortschritten der Naturwissenschaften folgte, desselben Mannes, durch welchen Goethe auch zuerst der eigentlichen wissenschaftlichen Botanik näher

geführt wurde. Nach mehrfachen vergeblichen Experimenten gelang es ihm, aber erst im folgenden Jahre, von einer Terrasse in Weimar eine der ersten Mongolfieren, zum Ergötzen der Unterrichteten, in die Höhe steigen zu lassen, indessen die Menge sich vor Erstaunen kaum zu fassen wußte und in der Luft die verschüchterten Tauben schaarenweise hin- und herflüchteten.

Auf poetischem Felde fühlte Goethe sich durch die in diesem Jahre mit Text und englischer Uebersetzung erschienenen arabischen Gedichte Moallakât sehr angesprochen, und er hegte eine Zeit lang den Plan, sie in Verbindung mit Seckendorf und Herder zu übersetzen. Der Verkehr mit Letzterem war damals sehr lebhaft. „Von meinem Leben ist es wieder ein schönes Glück," schrieb er am 12. November an Jacobi, „daß die leidigen Wolken, die Herder'n so lange von mir getrennt haben, endlich, und wie ich überzeugt bin, auf immer sich verziehen mußten." Sie lasen zusammen die eben entstandenen ersten Capitel der Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, über die sich Goethe gegen Knebel mit großem Lobe aussprach. Er selbst führte unterdessen seinen W. Meister fort, vollendete am 12. November, gerade ein Jahr, nachdem er es begonnen, das vierte Buch, und sandte es noch vor Weihnachten an Knebel. Die Hoffnung aber, die er dabei äußerte, „das Werkchen jetzt zu Ende schreiben zu können," ging nicht in Erfüllung. Es sollte noch manches Jahr darüber hinschwinden, ehe es ihm unter Schiller's anregender Einwirkung gelang, diesen Schatz völlig zu Tage zu heben.

Fünfzehntes Capitel.

Die nächste Zeit vor der Reise nach Italien. Wiederaufnahme des Ilmenauer Bergwerks. Eröffnungsrede. Besuch der Grafen Stolberg. Eisenacher Ausschußtag. Reise in den Harz und nach Braunschweig. Fritz Jacobi zu Besuch. Osteologische Abhandlung. Botanische Studien. Aufhören des Liebhabertheaters. Redoutengedicht. Distichen. Die Geheimnisse. Goethe's religiöser Standpunkt. Fortführung des W. Meister. Operette. Das Gedicht „Zueignung". Reise in's Fichtelgebirge. Besuch von Carlsbad. Besuch der Fürstin Galizin. Besuch Lavater's. Wiederholter Besuch von Carlsbad. Gedicht an den Herzog Carl August. Abreise nach Italien.

Die nun von der zweiten Periode noch übrige Zeit, bis zur ersten Reise nach Italien, können wir füglich in unserer Betrachtung zusammenfassen, da sich in ihr keine bedeutenden Epochen mehr darstellen. Der fünfunddreißigjährige Mann steht gefestigt in sich und seinen Bestrebungen, und sicher der Welt gegenüber. Ueberblickt man sein jetziges inneres und äußeres Leben, so muß das erste Urtheil dahin gehen, daß wir einen glücklichen und in sich ganz befriedigten Menschen vor uns haben. Er hat seine Triebe einzuschränken gelernt; aber die gereinigte Flamme glüht um so schöner in seinen poetischen Schöpfungen fort. Den Kreis seiner Freunde hat er möglichst enge gezogen; aber um so inniger ist der Antheil und um so störungsloser das Genüge, das er bei ihnen findet; und in dem Verhältniß zur Frau von Stein hat er sich eine Stätte vertraulicher Hingebung bereitet, die ihm die mannigfaltigen zerstreuenden und beunruhigenden Herzensbezüge früherer Jahre mehr als ersetzt. Er weiß sich den Ansprüchen des Hofes mehr und mehr zu entziehen, ohne daß dadurch die Beziehungen zum Herzog und der Herzogin geschwächt werden. Für die Lustbarkeiten des Hofes hat er nicht mehr zu sorgen, er hat aufgehört, „Großmeister der Affen zu sein;" in geselligen Kreisen zeigt er sich untheilnehmender, ohne doch das Interesse für sie ganz einzubüßen; er hält in ihnen das Herz ver-

schlossen und die Augen offen, und weiß sich für das Opfer an Zeit, das er ihnen bringt, durch Zuwachs an Menschenkenntniß zu entschädigen. Die Bürde seines Amtes ist nicht leicht; aber es läßt ihm, bei seinen reichen Gaben, noch Muße zu freier Thätigkeit und Selbstbildung, und klug weiß er die Vortheile seiner Stellung für seine dichterischen und wissenschaftlichen Zwecke zu benutzen. Der ihm durch sein Amt gebotene Verkehr mit höhern und niedern Ständen muß ihm zur Bereicherung seiner epischen und dramatischen Vorrathskammer dienen; an die Commission für den Ilmenauer Bergbau und andere Kammergeschäfte knüpft er sein Studium des Mineralreichs und der Erdbildungsepochen; an seine Aufsicht über die wissenschaftlichen Anstalten Jena's und die Zeichenschule schließen sich Botanik und Osteologie an. Einstimmigkeit herrscht in allen seinen höhern Interessen. Wie in der Poesie, so nimmt er auch in der Wissenschaft, in der Darstellung der Natur, die Natur zum Vorbilde: nicht einen abstracten Grundgedanken, sondern die Zusammenstimmung des Einzelnen sucht er darzulegen, aus der das Gesetz zunächst mehr zum Gefühl, als zum Verstande sprechen soll; „nur eine Harmonie von Wirkungen," schreibt er seiner Freundin über Geologie, „wolle er an's Licht stellen, die eine gemeinsame Ursache ahnen lasse." Unfähig, wie er ist, durch hingebendes Studiren von Andern zu lernen, schafft er sich selbst in der Wissenschaft feste Stand- und Gesichtspunkte, und fühlt sich durch sein Wissen um so mehr befriedigt, je selbstständiger er es erworben und je geisteigener es ihm dadurch geworden. Als eine sensible Natur, durch Widerspruch leicht verstimmt und beirrt, verheimlicht er die Schätze, die er auf wissenschaftlichem, wie auf poetischem Gebiete hebt, gerne dem großen Publikum, auf dessen ermunternden Beifall er schon lange verzichten gelernt; und wenn er wissenschaftliche Forschungen mittheilt, verschweigt er gerne die Endabsichten und Zielpunkte, als fürchte er die geistigen Schätze zu profaniren, wenn er sie in leicht cursirende Formeln ausprägte. So erscheint er jetzt als ein zwar abgeschlossener, aber durch seinen innern Reichthum und das Gefühl seines Werthes beglückter Mensch.

Und doch steigerte sich in Goethe während der Zeit, die wir noch bis zur Reise nach Italien zu betrachten haben, das Bedürfniß

einer neuen Existenz zur schmerzlichsten Sehnsucht. Schon der verhältnißmäßig schwache Ertrag an poetischen Erzeugnissen, den dieser fast dreijährige Abschnitt seines schönsteu Mannesalters zeigt, deutet nicht auf eine wärmende Glücksepoche hin. Wie eine Pflanze, wenn sie den Kranz der Stengelblätter hervorgebracht hat, ihre Kräfte zusammenzieht und den Stengel eine Strecke schmucklos emportreibt, ehe sie die prächtige Blüthenkrone entfaltet, so nährte jetzt Goethe, still und in sich zurückgezogen, mächtige Empfindungen und Ideen in seiner Seele, ohne ihnen genügende Form und Gestalt geben zu können. Wir werden später, wo der Entschluß, nach Italien zu gehen, gereift ist, die Ursachen, die ihn über die Alpen trieben, zu entwickeln suchen. Daß er diesen Entschluß nicht schon früher faßte, daran war nicht Mangel an Einsicht in seinen Zustand, sondern seine, wie er selbst gesteht, zu einem „gewissen Hocken und Kleben an einem Orte" geneigte Natur Schuld. Dann war ferner das Verhältniß zu Frau von Stein ein mächtiges Band, das ihn festhielt. Auch mochte es ihm feige dünken, den selbstgewählten Posten so bald zu verlassen; er wollte wenigstens lange genug bleiben, um ihn mit Ehren einem Andern abtreten zu können. So harrte er denn stillgefaßten Muthes beinahe noch ein Triennium aus, ehe er sich durch einen raschen Sprung in eine andere Geistesatmosphäre rettete.

Wieland durchschaute schon im Anfange dieser Zeit den Zustand Goethe's. „Er schickt sich überaus gut," schrieb er am 5. Jan. 1784 an Merck, „in das, was er vorzustellen hat, er ist im eigentlichen Verstande l'honnête homme à la cour, leidet aber nur allzu sichtlich an Seel' und Leib unter der drückenden Last, die er sich zu unserm Besten aufgeladen hat. Mir thut's zuweilen im Herzen weh, zu sehen, wie er bei dem allem Contenance hält und den Gram gleich einem verborgenen Wurm an seinem Innern nagen läßt." Goethe selbst war weit entfernt, auch seinen vertrautesten Freunden ein ganz offenes Bekenntniß abzulegen; seiner Mutter, welche durch Gerüchte über seine Gesundheit und seinen Gemüthszustand beunruhigt war, hatte er noch vor Kurzem geschrieben: „Sie haben mich nie mit dickem Kopfe und Bauche gekannt, und daß man von ernsthaften Sachen ernsthaft wird, ist auch natürlich, besonders wenn man von Natur nachdenklich ist und das Gute und Rechte in der Welt will ...

Ich bin nach meiner Constitution wohl, kann meinen Sachen vorstehen, den Umgang guter Freunde genießen, und behalte noch Zeit und Kräfte für eine und andere Lieblingsbeschäftigung. Ich wüßte mir nicht einen bessern Platz zu denken oder zu ersinnen, da ich einmal die Welt kenne und mir es nicht verborgen ist, wie es hinter den Bergen aussieht." Und so sprach er sich auch gegen Knebel in einem Briefe vom 16. Februar 1784 aus: „Ich bin fleißig und meine Sachen gehen gut; und obgleich übrigens unsere Verhältnisse allerlei Schwingungen unterworfen sind, so steht doch das Oeconomicum auf einem guten Grunde, und das ist die Hauptsache. Persönlich bin ich glücklich. Die Geschäfte, die Wissenschaften, ein paar Freunde, — das ist der ganze Kreis meines Daseins, in dem ich mich klüglich verschanzt habe." Nur in den Briefen an Fritz Jacobi aus dieser Zeit blickt das tiefe Gefühl seiner Lebenslage an einzelnen Stellen deutlicher hervor.

Den Amtsgeschäften widmete er sich, da er einmal ihre Bürde noch nicht abwerfen konnte, fortwährend mit Ernst und warmer Liebe für das Weimarische Land. Eine Angelegenheit, die ihn schon seit acht Jahren lebhaft beschäftigt hatte, war die Wiederaufnahme des Ilmenauer Bergwerks. Am 24. Februar 1784 feierte er die Eröffnung des neuen Johannisschachtes durch eine einfach schöne, den Umständen durchaus angemessene Rede*). Man wird darin auch an ein paar Stellen durch den Ausdruck einer Religiosität angenehm überrascht, der ihm sonst eben nicht geläufig war; er fordert am Schlusse die Zuhörer auf, sich vor der Eröffnung des Schachtes noch mit ihm zu dem Hause des Herrn zu begeben, „des Gottes, der

*) Eckermann berichtet, Goethe habe mitten im schönsten Fluß der Rede den Faden verloren und sich auf kein Wort mehr besinnen können. „Dieß hätte jeden Andern in große Verlegenheit gebracht, ihn aber keineswegs; er blickte vielmehr wenigstens zehn Minuten lang (?) fest und ruhig im Kreise seiner zahlreichen Zuhörer umher, die durch die Macht seiner Persönlichkeit wie gebannt waren, so daß während der sehr langen, ja fast lächerlichen Pause Jeder vollkommen ruhig blieb. Endlich schien er wieder Herr seines Gegenstandes geworden zu sein; er fuhr in seiner Rede fort und führte sie sehr geschickt ohne Anstoß bis zu Ende, und zwar so frei und heiter, als ob gar nichts passirt wäre."

die Berge gegründet, die Schätze in ihre Tiefe verborgen und dem Menschen den Verstand gegeben hat, sie an das Licht des Tages zu bringen." Er will ihn bitten, „daß das zweideutige Metall, das öfter zum Guten als zum Bösen angewendet wird, nur zu Seiner Ehre und zum Nutzen der Menschheit gefördert werde." Wiederholt und mit Wärme gedenkt er des Eifers, den der Herzog für das Werk bewiesen, versäumt aber auch nicht, seiner eigenen Bemühungen zu erwähnen: „Auch ich habe mich dieses Unternehmens, das nunmehr zu einer männlichen Stärke gereift ist, als es noch ein Kind war, liebreich angenommen; ich habe es nähren, schützen, erziehen helfen, und es wird nun zu meiner Freude uns die Nachkommenschaft für das, was wir von heute an thun werden, segnen." Leider sollte diese Hoffnung nicht in Erfüllung gehen, denn 1795 machte ein bedeutender Stollenbruch dem Ilmenauer Bergbau ein Ende, und mit Betrübniß sah Goethe ein Werk, worauf so viel Zeit, Geld und Kraft verwendet worden, in sich selbst erstickt und begraben.

Wenige Tage nach diesem Feste hatte Goethe eine minder frohe Veranlassung, seine Theilnahme am Wohl und Wehe der Weimarischen Landesgenossen zu bewähren. Jena gerieth plötzlich in große Noth, ein gewaltiger Eissturz drang in die Vorstadt und setzte alle Gassen und Häuser zwei bis drei Ellen hoch unter Wasser, während zugleich ein Dorf abbrannte, wobei mehrere Menschen ihr Leben einbüßten. Goethe war überall mit Rath und That zur Hand. „Er hat sich bei der hiesigen Gefahr sehr brav gehalten," schrieb der Herzog an Merck (den 6. März 1784), „und die besten Anstalten getroffen." Noch im Mai war er beschäftigt, das Verschwemmte wieder herzustellen.

Gegen Ende des Monats statteten die beiden Grafen Stolberg, Leopold und Christian, mit ihren Frauen einen Besuch in Weimar ab. Goethe fand sich durch das Zusammensein mit ihnen, besonders mit Leopold, der ihm „von Stunde zu Stunde besser gefiel", sehr erheitert, und wünschte sich Glück, „daß er noch einmal in jenen Seen der Jugend durch die Erinnerung gebadet worden."

Diese Gemüthserfrischung kam ihm um so mehr zu Statten, als er Anfangs Juni wieder durch den Eisenacher Ausschußtag auf

längere Zeit zu ernsten Geschäften abberufen wurde. Nachdem er in Gotha ein paar Tage zugebracht hatte, hielt ihn der Ausschuß über einen Monat, vom 7. Juni bis zum 10. Juli, in Eisenach fest. Zur Erheiterung in den Mußestunden gereichte ihm die Nähe des Sohns seiner Freundin, der auch hier die im vorigen Jahr mit Goethe's Mutter angeknüpfte Correspondenz fortsetzte. An den Vergnügungen des Hofes, den der Herzog hier um sich versammelt hatte, nahm Goethe wenig Antheil; er verwandte seine freie Zeit auf das heimliche Studium eines ihm aus Cassel (von Sömmering) zugekommenen Elephantenschädels und osteologische Correspondenz, auf mineralogische und geognostische Ausflüge mit Voigt, und den Briefwechsel mit der Freundin. Zwei Epigramme, zu Felsen-Inschriften bestimmt, gab ihm die Liebe zu ihr ein*). Auch geschah Einiges für Wilh. Meister; er schaltete hier und da ein, „künstelte am Style", wie er der Freundin schrieb, „daß er recht natürlich werde," und machte sich den Schluß des fünften Buches recht gegenwärtig. Ein Besuch des Prinzen Heinrich von Preußen in Eisenach (Anfangs Juli) gab ihm Gelegenheit, „einige Beiträge zu diesem Buche (wohl die Skizzirung der Erscheinung eines heerführenden Prinzen im jetzigen dritten Buche) im Fluge zu schießen." Dazwischen las er in Voltaire's Memoiren, in Rousseau, und Lavater's Pontius Pilatus. Endlich waren die Sitzungen in Eisenach und die herkömmlich sich anschließenden Schmäuse überstanden, und er konnte sich den 10. Juli in's Gebirge flüchten und seinen geologischen Betrachtungen nachhängen, worauf er dann noch einige Tage bei seiner Freundin in Kochberg zubrachte.

Nach seiner Heimkehr (am 19. Juli) sah er sich von Papieren umlagert, und traf mit Knebel zusammen, der zwei Jahre von Weimar fern gewesen war. In den nächsten Wochen folgten mehrere Ausflüge nach Jena, und am 8. August finden wir ihn schon wieder zu einer größeren Reise in den Harz und nach Braunschweig aufgebrochen. Der Herzog, der ihn zu der Reise nach Braunschweig aufgefordert hatte, verband damit ernste politische Zwecke. Es galt nichts Geringeres, als vorbereitende Besprechungen über die Bildung des deutschen Fürstenbundes unter Preußens Hegemonie gegen die drohenden Uebergriffe des Kaisers; und damit hing auch eine Rundreise an den rheinischen Höfen zusammen, die der Herzog von der Mitte Octobers bis in den Beginn des folgenden Jahres machte. Goethe hatte sich ungern zur Reise nach Braunschweig verstanden; aber, einmal entschlossen, suchte er sie für seine Zwecke auszubeuten. Am 8. August in Dingelstedt durch einen Achsenbruch des schwer bepackten Wagens aufgehalten, schrieb er die „Zueignung", die, jetzt als Dedication vor seinen Gedichten stehend, ursprünglich zur Introduction der größern Dichtung „Die Geheimnisse" bestimmt war. Die erste Idee dazu war ihm in der freien Natur in den Bergen von Jena aufgegangen. In den nächstfolgenden Tagen gab er seiner Freundin von Zellerfeld aus Nachricht, wie es mit seinen Felsen-Speculationen vorwärts gehe und er nun gewiß bald auf den rechten Punkt kommen werde, wie er auf Höhen sich umsehe, Gruben befahre und seinen Begleiter Kraus fleißig Felsen zeichnen lasse. Die Sammlung dieser schönen Zeichnungen mit schwarzer Kreide, meist in Großfolioblättern, deren Verzeichniß Goethe in den Heften zur Naturwissenschaft und Morphologie gegeben hat, befindet sich, wie Riemer berichtet, noch wohlerhalten in seinen nachgelassenen Portefeuillen. Mitunter bildete er in Gedanken den Plan der „Geheimnisse" weiter aus, oder beschäftigte sich mit der Operette „Scherz, List und Rache". „Die Operette ist auch bald fertig," schrieb er darüber der Freundin am 14. August; „daran mache ich eine Arie oder ein Stück Dialog, wenn ich sonst gar zu nichts tauge." Am 15. finden wir ihn zu Goslar, und zwei Tage später am Hofe zu Braunschweig. »Après avoir gravi les montagnes,« schrieb er von dort den 18. August an die Freundin, »nous voilà descendus sur le parquet de la cour. Je m'y trouve très-bien, je m'amuse même, parceque j'y existe sans prétentions, sans désirs, et parceque tant de nouveaux objets me font faire mille réflexions ... Que je suis heureux, ma chère Lotte, de voir toutes ces choses avec l'idée de pouvoir te raconter tout à mon retour! Qu'il est aisé de vivre dans le monde, quand on ne prétend rien! Adieu pour cette fois. Nous avons eu un opéra, la cour ras-

*) S. meinen Commentar zu G.'s Gedichten III, 519 f.

semblée, et nous aurons aujourd'hui redoute.« Am folgenden Tage: »Je suis resté longtemps à la redoute, sans danser plus que deux contre-danses avec les dames d'honneur; le reste de temps s'est écoulé à causer et à dire des riens sur rien ... Pour moi, je puis être très-content de la façon dont on me traite. J'ai appris à être sur mes gardes, à observer les gens sans faire semblant de rien, un talent que je tâche de perfectionner tous les jours.« Und so sind alle seine Briefe aus Braunschweig an die Freundin in französischer Sprache, mit sauber ausgeführten Zügen nach Anleitung gestochener Vorschriften geschrieben. Ohne Zweifel hatte er, da an diesem Hofe die Conversation in französischer Sprache geführt wurde, mit der Freundin eine französische Correspondenz verabredet, um sich die fremde Sprache in diesen Tagen geläufiger zu erhalten. Und wie er es jetzt nicht verschmäht, zugleich seine Handschrift zu verbessern, so sehen wir ihn im September auch an den kalligraphischen Uebungen seines Zöglings Fritz von Stein Theil nehmen. Deutsch ist in jenen Briefen nur folgende schöne Octave, die für „die Geheimnisse" bestimmt war, aber in das gedruckte Fragment nicht aufgenommen ist:

Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne,
So weit die Welt nur offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
Die mein Geschick an Deines angehangen,
Daß ich in Dir nun erst mich kennen lerne,
Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
Allein nach Dir und Deinem Wesen drängt,
Mein Leben nur an Deinem Leben hängt.

Am 1. Sept. verließ Goethe Braunschweig mit dem Herzoge. Während dieser sich von Goslar nach Dessau wandte, machte Goethe sich mit Kraus zu einer nochmaligen Brockenfahrt auf, „klopfte alle Felsen der Gegend an," war beim hellsten Wetter wieder auf dem Gipfel, besuchte dann die Roßtrappe, verweilte zwei Tage bei der „Fee von Langenstein" (M. Branconi) und kam Mitte September nach Weimar zurück.

Ein paar Tage nachher kam Fritz Jacobi, noch tief trauernd

um seine unlängst verlorene Gattin, mit seiner Schwester zu Besuch, und bald darauf Claudius, der Wandsbecker Bote. Jacobi schied am 29. September sehr befriedigt von Goethe. „Als ich wegging," schrieb er am 13. October aus Düsseldorf, „war es mir nicht, als ob ich Dich verließe; ich war innig glücklicher, froher, heiterer, als da ich kam." Er hatte Goethe'n seine Ansichten über die Lehre des Spinoza zurückgelassen und schickte bald nachher die Hemsterhuisischen Schriften, wodurch Goethe einmal wieder zur Ethik dieses Philosophen und in metaphysische Gebiete geführt ward. Die genannten Schriften, so wie Herder's damals entstehende Paramythien und die neuen Capitel der „Ideen", deßgleichen die „Blumen aus der griechischen Anthologie" mit den „Anmerkungen über das griechische Epigramm" bildeten die Unterlage zu den traulichen und anregungsreichen Winterabendgesprächen mit dem Herder'schen Ehepaar und Frau von Stein. Wie verwandt sich aber Goethe auch jetzt noch immer mit Spinoza fühlte, so kehrte er doch gern wieder von jenen übersinnlichen Speculationen zu seinen Naturbetrachtungen zurück. Bei der Rücksendung der Schriften an Jacobi sagt er in dem Begleitbriefe, er müsse nothwendig, ehe er eine Sylbe μετα τα φυσικα schreibe, die φυσικα besser absolvirt haben; in diesen sei er so fleißig, als es die Zeit und der Zustand seines Gemüthes leide.

Insbesondere war es die Osteologie, die ihn jetzt lebhaft beschäftigte. Schon seit einiger Zeit arbeitete er eifrig auf einen allgemeinen Knochen-Typus hin. Er fühlte sich zu der Annahme gedrungen, daß alle Abtheilungen des Geschöpfes im Einzelnen wie im Ganzen bei allen Thieren aufzufinden sein müßten, weil ja auf dieser Voraussetzung die schon längst eingeleitete vergleichende Anatomie beruhe. Hier mußte es ihn nun äußerst befremden, wenn man den Unterschied des Menschen und des Affen darin suchen wollte, daß man diesem ein Zwischenkieferbein, jenem aber keines zuschrieb. Er konnte nicht begreifen, wie der Mensch obere Schneidezähne haben und doch des Knochens ermangeln sollte, in den sie eingefügt stehen. Daher suchte er nach Spuren desselben und fand sie leicht, indem die canales incisivi vorwärts die Grenze des Knochens bezeichnen, und die von da aus nach den Seiten auslaufenden Suturen auf eine Absonderung der obern Kinnlade hindeuten. Schon im

ersten Viertel dieses Jahres (1784) hatte er diese Entdeckung gemacht; er meldete sie jubelnd am 27. März an Herder und Frau von Stein. Jenem schrieb er: „Nach Anleitung des Evangelii muß ich Dich auf das Eiligste mit einem Glücke bekannt machen, das mir zugestoßen ist. Ich habe gefunden — weder Gold noch Silber, aber was mir unsägliche Freude macht — das os intermaxillare am Menschen! Ich verglich mit Loder'n Menschen- und Thierschädel, kam auf die Spur, und siehe, da ist es!" Und im Billet an Frau von Stein heißt es: „Ich habe eine solche Freude, daß sich mir alle Eingeweide bewegen."

Seinen Gedanken führte er in einer Abhandlung aus, die wir jetzt in seinen sämmtlichen Werken unter der Ueberschrift wiederfinden: „Dem Menschen wie den Thieren ist ein Zwischenknochen der obern Kinnlade zuzuschreiben." Indem er diesen Aufsatz an Knebel überschickte, sprach er sich über Zweck und Endergebniß desselben so aus: „Ich habe mich enthalten, das Resultat, worauf bereits Herder in seinen Ideen deutet, schon jetzt merken zu lassen, daß man nämlich den Unterschied des Menschen vom Thiere in nichts Einzelnem finden könne. Vielmehr ist der Mensch auf's Nächste mit dem Thiere verwandt. Die Uebereinstimmung des Ganzen macht ein jedes Geschöpf zu dem, was es ist, und der Mensch ist Mensch so gut durch die Gestalt seiner obern Kinnlade, als durch Gestalt und Natur des letzten Gliedes seiner kleinen Zehe, Mensch. Und so ist jede Creatur nur ein Ton, eine Schattirung einer großen Harmonie, die man auch im Ganzen und Großen studiren muß, sonst ist jedes Einzelne ein todter Buchstabe. Aus diesem Gesichtspunkte ist die kleine Schrift geschrieben, und das ist eigentlich das Interesse, das darin verborgen liegt. Könnte ich mehr für die vergleichende Anatomie und Naturlehre thun, so würde das noch lebendiger werden. Leider kann ich nur einen Blick auf die Natur werfen; und ohne Studium der Schriftsteller, die in diesen Fächern gearbeitet haben, läßt sich auch nichts thun. Ich werde es mir aufheben, bis mich das Schicksal quiescirt oder jubilirt."

Goethe ließ seine kleine Schrift, mit Rücksicht auf den berühmten Anatomen Camper, durch Hofrath Loder in's Lateinische

übertragen, durch die kunstgeübte Hand des geheimen Kanzlei-Secretairs Vogel eine kalligraphische Abschrift anfertigen und von einem jungen geschickten Zeichner, Namens Waiz, einem Zöglinge der Weimarischen Akademie, erläuternde Zeichnungen dazu machen. Das Ganze schickte er nun am 19. December 1784 an Merck mit dem Auftrage, es nach der Lectüre an Camper weiter zu besorgen; auf der Reise zu diesem sollte es indeß noch bei Sömmering durchgehen. Letzterer fand den Aufsatz „in manchem Betracht sehr artig;" nur meinte er, die Hauptidee habe schon Blumenbach gehabt; es sei eine alte Theorie, aus der man z. B. auch die vestigia der Blutgefäße im Schädel erklärt habe, wogegen aber Albin sehr schön geschrieben; auch sehe die tabula terminorum ein wenig schulfüchsig aus. Goethe war über dieses Urtheil nicht erstaunt. „Einem Gelehrten von Profession," schrieb er an Merck, „traue ich zu, daß er seine fünf Sinne abläugnet; es ist ihnen selten um den lebendigen Begriff der Sache zu thun, sondern um das, was man davon gesagt hat." Camper *) fand das Manuscript très-élégant, admirablement bien écrit, c'est à dire d'une main admirable. Er war, da er den Verfasser nicht kannte, in Verlegenheit, was er damit machen solle, ob garder, renvoyer, faire imprimer, examiner, indiquer, corriger, rendre l'âme aux dessins froids etc. Jedenfalls aber, meinte er, müsse der Verfasser sich eines bessern lateinischen Styls befleißigen. Aus einem etwas spätern Briefe von ihm an Merck sehen wir aber, daß ihm die Abhandlung zu schaffen machte; er untersuchte auf's Neue eine Anzahl Schädel, und fand zu seiner Verwunderung in der That bei mehreren Thieren ein Zwischenkieferbein, wo man bisher keines angenommen hatte; nur dem Menschen wollte er es nach wie vor nicht zugestehen.

Mit dem Jahre 1785 beginnt nun auch unter Goethe's Naturstudien die Botanik stärker hervorzutreten. Schon im ersten Winter seines Aufenthaltes zu Weimar hatten die Abendunterhaltungen der Jäger und Forstmänner seine Aufmerksamkeit auf die Holzcultur hingelenkt. Der Thüringer Wald mit seinen Nadelhölzern aller

*) Briefe an Merck, Nr. 231.

Art, seinen Buchen- und Birkenhainen und dem niedern Gesträuche bot sich ihm zur Anschauung dar und belebte die mündliche Belehrung, womit man ihm von allen Seiten freundlich entgegen kam. Indem er sich bei seinen geognostischen und geologischen Studien über den Grund und Boden Rechenschaft zu geben suchte, worauf diese uralten Wälder sich angesiedelt hatten, mußte er nothwendig auf die genauere Betrachtung der verschiedenen Baumarten geführt werden, und die mannigfache Anwendung, die er von ihnen machen sah, reizte ihn zu näherer Erkundigung nach ihren Eigenschaften. Auf gleiche Weise ward sein Interesse für die ganze Sippschaft der Moose, ja für die unter der Erde verborgenen Wurzeln erregt. Laboranten, die in jenen Waldgegenden von alten Zeiten her ihr Wesen trieben und geheimnißvoll nach Recepten Extracte aus Wurzeln bereiteten, zogen seine Aufmerksamkeit auf sich und ließen ihn besonders das reiche Geschlecht der Enziane in's Auge fassen. So glich also der Gang seiner botanischen Bildung gewissermaßen der Geschichte der Botanik selbst, indem er vom Augenfälligsten, Allgemeinsten zum Nutzbaren, Anwendbaren, vom Bedarf zur Kenntniß fortschritt. Der eigentlichen wissenschaftlichen Botanik ward er durch den uns schon bekannten Apotheker Bucholz näher gebracht. Um von der Thätigkeit dieses Mannes einen allgemeinern Gewinn zu ziehen, ließ der Herzog durch ihn, mit Hülfe älterer, wohlerfahrener Hofgärtner, einen botanischen Garten anlegen. Jetzt begann die Botanik Goethe'n ernstlich zu fesseln, Linné's Terminologie, Joh. Geßner's Dissertationen zur Erklärung Linné'scher Elemente begleiteten ihn auf Weg und Steg; Linné's Philosophie der Botanik ward sein tägliches Studium. Er gesteht selbst, daß nach Shakespeare und Spinoza die größte Wirkung auf ihn von Linné ausgegangen. Aber er setzt hinzu: „Indem ich sein scharfes, geistreiches Absondern, seine treffenden, zweckmäßigen, oft ganz willkürlichen Gesetze in mich aufzunehmen versuchte, ging in meinem Innern ein Zwiespalt vor: das, was er mit Gewalt aus einander zu halten suchte, mußte nach dem innigsten Bedürfniß meines Wesens zu Vereinigung anstreben."

Wie bei allem Wissenschaftlichen, so kam auch bei seinen botanischen Studien die Nähe der Universität Jena ihm zu Statten, wo

nicht bloß die Wartung officineller Pflanzen seit geraumer Zeit mit Ernst betrieben ward, sondern auch die allgemeinere Botanik eifrige Pfleger fand. Noch größern Einfluß auf seine Belehrung hatte eine Familie Dietrich aus Ziegenhain. Ein Sohn des Hauses, ein frischer Jüngling von offenem Charakter, der alle die seltsamen Benennungen in glücklichem Gedächtnisse festhielt, begleitete später Goethe'n auf einer Reise nach Carlsbad. In den Gebirgsgegenden immer zu Fuße, reichte er ihm die Pflanzen in den Wagen hinein, indem er dabei die Linné'schen Bezeichnungen, Geschlecht und Art, als ein froher Herold der Natur ausrief. In Carlsbad war der junge, rüstige Bursche schon mit Sonnenaufgang im Gebirge, und brachte von dort reiche Ausbeute mit an den Brunnen, ehe Goethe noch seine Becher geleert hatte. Alle Mitgäste, welche sich dieser schönen Wissenschaft befleißigten, freuten sich über die großen Bündel Kräuter und Blumen, die der schmucke Landbursche, in kurzem Westchen daher laufend, vorwies. Goethe prägte sich so allmälig die botanische Terminologie ein und gewann auch etwas mehr Fertigkeit im Analysiren, doch keine bedeutende, „weil Trennen und Zählen nicht in seiner Natur lag." War Dietrich ihm behilflich, sich des Materials zu bemächtigen, so förderte und bestärkte ihn ein anderer Jüngling, August Carl, Sohn des allgemein geschätzten Lehns-Secretairs Batsch zu Weimar, in seiner Art und Weise die Pflanzenwelt zu betrachten. Er lernte den von der Jenaer Universität Heimgekehrten auf der Schlittschuhbahn kennen, wo sich damals die gute Gesellschaft zu versammeln pflegte. Hier unterhielt er sich mit ihm in freier Bewegung über höhere Ansichten der Pflanzenkunde und die verschiedenen Methoden, dieses Wissen zu behandeln, und fand die Denkweise des jungen Mannes seinen Forderungen und Wünschen ganz angemessen; die Ordnung der Pflanzen nach Familien, im aufsteigenden, sich nach und nach entwickelnden Fortschritt, war sein Augenmerk.

Weitere Förderung und Belehrung verdankte Goethe einem bejahrten Manne, dem Hofrath Büttner, der von Göttingen eine außerordentlich umfassende, auch an botanischen Werken reiche Bibliothek mitgebracht hatte. Dieser verhehlte ihm nicht, daß auch er sich mit Linné's System in Widerstreit befinde und sich bemüht

habe, die Anordnung der Gewächse nach Familien zu bearbeiten, von den einfachsten Anfängen an in das Zusammengesetzteste fortschreitend. Indem Goethe so, wie er es am liebsten that, seine Kenntnisse und Einsichten in lebensfroher Geselligkeit erweiterte, wurde er zugleich auf die botanischen Schriften eines Zunftgenossen aufmerksam, eines Dichters, der sich mit ihm auf gleicher dilettantischer Fährte befand. J. J. Rousseau zog ihn durch seine Methode an eine breitere Uebersicht ganzer Massen in der Pflanzenwelt, wodurch er sich der Eintheilung nach Familien näherte. Durch dieses alles war Goethe's innere Opposition gegen Linné's System, mit der gleichwohl große Achtung für den ausgezeichneten Mann fortwährend gepaart blieb, vielfach genährt und verstärkt worden, ehe es ihn über die Alpen nach Italien trieb. Erst dort sollte ihm, am letzten Ziel seiner Reise, in Sicilien, die Haupt- und Grundidee vollständig einleuchten, die fortan der Leitstern seiner botanischen Studien blieb, die Erkenntniß der ursprünglichen Identität aller Pflanzentheile; worüber das Weitere an seinem Orte berichtet werden soll. Jedoch lassen einzelne Aeußerungen in den Briefen an Frau von Stein erkennen, daß selbst schon vor der Reise nach Italien jene Grundidee, die ja auch mit der Idee von einem allgemeinen Knochen-Typus in so naher Verwandtschaft steht, in ihm aufzudämmern begann. „Das ungeheure Reich," schrieb er am 10. Juli 1786 über die Pflanzenwelt, „simplificirt sich mir in der Seele, daß ich bald die schwerste Aufgabe gleich weglesen kann. Wenn ich nur Jemanden den Blick und die Freude mittheilen könnte! Es ist aber nicht möglich. Und es ist kein Traum, keine Phantasie; es ist ein Gewahrwerden der wesentlichen Form, mit der die Natur gleichsam nur immer spielt und spielend das mannigfaltige Leben hervorbringt."

In den beiden letzten Jahren vor der italienischen Reise dehnte er die mikroskopischen Untersuchungen, zu denen ihnen seine botanischen Studien veranlaßt hatten, auch auf die Infusionsthierchen aus, und erweiterte so auch nach dieser Seite hin seine Naturkenntnisse. Er zog auch in diese Untersuchungen seine Freundin herein, ließ Zeichnungen von den beobachteten Thierchen entwerfen, und suchte sich mit der betreffenden Literatur bekannt zu machen.

Indem wir nun zu einem Ueberblick von Goethe's im Ganzen unbedeutender poetischer Thätigkeit in dem letzten Triennium der zweiten Periode übergehen, haben wir zunächst das Aufhören des Liebhabertheaters zu erwähnen, wodurch er bisher in Weimar den Anstoß zu mancher dichterischen Production erhalten hatte. Er war die belebende Seele dieses Instituts gewesen; und so lange seine Begeisterung dafür anhielt, währte die Blüthe desselben fort. Als aber eine immer größere Last von Amtsgeschäften, wachsendes wissenschaftliches Interesse, mit den Jahren zunehmender Lebensernst seine Neigung zu diesen dem Moment gewidmeten Lustbarkeiten abkühlte, begann auch in der übrigen Weimarischen Societät die Theilnahme daran zu erschlaffen; und so wurde denn, weil man theatralische Genüsse nicht wohl entbehren konnte, schon zu Anfang des Jahres 1784 eine Schauspielertruppe unter der Leitung eines Wiener Entrepreneurs Bellomo, zunächst für die ersten drei Monate, angeworben. Da ihre Leistungen befriedigten, so ließ man sie fortbestehen, bis 1791, nach Bellomo's Abgange, das gegenwärtige Hoftheater errichtet und unter Goethe's Direction gestellt ward. Bellomo's Gesellschaft charakterisirte der Herzog in einem Briefe an Knebel vom 15. Januar 1784 als „eben nicht ausnehmend gut"; doch habe sie glücklicher Weise ziemlich gute Stimmen und Geschmack in Auswahl der komischen Opern; die Schönheit der italienischen Musik ersetze die Güte des Spiels und der Uebersetzung. Für die Sommersaison richtete Bellomo zu Lauchstädt eine Bühne, so ökonomisch als möglich, ein; ein paar auf einem freien Platze stehende hohe Brettergiebel, vor welchen auf beiden Seiten das Pultdach bis nahe zur Erde reichte, stellten diesen Musentempel dar; das Innere war der Länge nach durch zwei Wände getheilt; der mittlere Raum war der Bühne und den Zuschauerplätzen gewidmet, die beiden niedrigen schmalen Seiten aber den Garderoben. So war also im Winter und Sommer für das theatralische Bedürfniß des Weimarischen Hofes gesorgt, woraus für Goethe ein nicht unbedeutender Gewinn an Muße erwuchs.

Zu den Maskenfesten konnte er aber nicht umhin, am 30. Jan. 1784 in dem Planetentanz noch einen Tribut zu bringen, den letzten, wie es scheint, für eine Reihe von vierzehn Jahren. Es war

ein glücklicher Gedanke, in diesem Jahre, bei dem ersten Geburtstage der Herzogin, wo man ihr zu einem Erbprinzen Glück wünschen konnte, dem Feste dadurch einen höhern Schwung zu geben, daß man die Planeten, denen ein uralter Glaube Einfluß auf das Schicksal der Erdgeborenen zuschreibt, als personificirte Wesen glückwünschend und glückverheißend auftreten, und sie, die oben seit Aeonen ihren Reigen halten, der Fürstin zu Ehren einen feierlichen Tanz auf Erden begehen ließ. Den Zug eröffneten vier Winde, um in dem dichten Festgedränge Raum für die Eintretenden zu machen. Ihnen folgten die zwölf Himmelszeichen, welche Liebe, Leben und Wachsthum brachten. Die drei schönen Kinder treten vor und begrüßen die Fürstin, indem die Liebe das Wort führte. Sie freuen sich, hier einen Gespielen zu finden, den Sohn der Fürstin, der zwar „nach Jahren" (erst im achten Jahre der Ehe), aber doch zur „rechten Stund' erschien." Unterdessen hat sich der Thierkreis gebildet, der als einfassender Rahmen für den später beginnenden Tanz der Planeten dienen soll. Diese treten nun auch herein. Auffallend genug, sagt die dem Gedichte beigefügte Notiz von ihnen: „Mercur ruft sie zur Feier des Tages; allein noch bezeugen sie ihren Unmuth, denn die Sonne verweilt zu kommen. Doch auch sie naht sich bald mit ihrem Gefolge, sendet ihre wirksamsten Strahlen der Fürstin zum Geschenke, und der feierliche Tanz beginnt." Namentlich ist in den Worten, womit die Planeten die Herzogin anreden, nicht das Geringste von Unmuth wahrzunehmen *).

Außer diesem Redoutengedicht gehören in das Jahr 1784 zunächst noch einige, zum Theil schon angedeutete Epigramme **). An diese reihen sich aus dem nächstfolgenden Jahre eines auf Herzog Leopold von Braunschweig, Bruder der Herzogin Amalia, der im Frühling dieses Jahres zu Frankfurt an der Oder bei einer furchtbaren Wassersnoth ein Opfer seiner heldenmüthigen Menschenliebe ward, dann einige Verse vom 17. März „In das Stammbuch des Fritz von Stein," die in der Gedichtsammlung

*) Eine Erklärung des Einzelnen s. in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten I, 445 ff.

**) S. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten, III, 519 f.

fehlen *), und die anmuthigen Distichen „In das Stammbuch der Gräfin Tina Brühl," am 24. Juli während eines Aufenthaltes zu Carlsbad gedichtet.

Ungleich wichtiger ist das Fragment gebliebene epische Gedicht „Die Geheimnisse", welches, nach Riemer, schon im März 1785 so weit geführt war, als es uns gegenwärtig in der Gedichtsammlung vorliegt. In Beziehung auf seine metrische Form ist uns das Bruchstück als Goethe's erster Versuch in Ottave rime merkwürdig, und bewundernswerth ist die Virtuosität, womit er das neue Versmaß sogleich handhabte. Die Wahl desselben deutet auf seine immer wachsende Neigung hin, sich den kunstmäßigeren Formen in der Poesie zuzuwenden. Dem Inhalte nach war es von vorn herein auf eine gewisse Räthselhaftigkeit angelegt; schon im Beginne ruft uns der Dichter zu:

Es glaube Keiner, daß mit allem Sinnen
Das ganze Lied er je entziffern werde.

Viele Leser hatten auch schon vergebens ihre Auslegungskunst an diesen „Geheimnissen" versucht, als Goethe im Jahr 1816, durch die Anfrage eines Vereins studirender Jünglinge zu Königsberg veranlaßt, sich entschloß, über Plan und Zweck der Dichtung einige Mittheilungen zu machen, die freilich noch immer eine gute Reihe von Fragen unbeantwortet lassen **). Indeß gewährt uns jedenfalls das Bruchstück in Verbindung mit den nachträglich gegebenen Eröffnungen einen ziemlich klaren Blick in Goethe's nunmehrige Stellung zu Religion und Christenthum. Wie sich diese Stellung in den letzten Jahren mehr und mehr befestigte, darüber gibt vor Allem der Briefwechsel mit Lavater Aufschluß. Es erhellt daraus unwidersprechlich, daß Goethe, wie Gelzer sagt, auf Seiten derer stand, die nicht in einem Individuum, sondern in der Gattung, nicht in Christus, sondern in der Menschheit, und, wie man hinzusetzen muß, in der Natur die Offenbarung des göttlichen Lebens verehren.

*) S. meinen Commentar II, 38.

**) Vergl. meinen Commentar II, 41 ff., wo der Versuch gemacht ist, manches noch räthselhaft Gebliebene zu deuten.

Es erinnert sogar an Strauß, wenn Goethe am 22. Juni 1781 an Lavater schreibt: „Deinen Christus hab' ich noch niemals so gern als in Deinen (gedruckten) Briefen angesehen und bewundert. Es erhebt die Seele und gibt zu den schönsten Betrachtungen Anlaß, wenn man Dich das herrliche krystallhelle Gefäß mit der höchsten Inbrunst fassen, mit Deinem eigenen hochrothen Trank schäumend füllen und den über den Rand hinübersteigenden Gischt mit Wollust wieder schlürfen sieht. Ich gönne Dir gern dieses Glück, denn Du müßtest ohne dasselbe elend werden. — Bei dem Wunsch und der Begierde, in einem Individuo Alles zu genießen, und bei der Unmöglichkeit, daß Dir ein Individuum genugthun kann, ist es herrlich, daß aus alten Zeiten uns ein Bild übrig blieb, in das Du Dein Alles übertragen, und in ihm Dich bespiegeln, Dich selbst anbeten kannst. Nur das kann ich nicht anders, als ungerecht und einen Raub nennen, der sich für Deine gute Sache nicht ziemt, daß Du alle köstlichen Federn der tausendfachen Geflügel unter dem Himmel ihnen, als wären sie usurpirt, ausraufest, um Deinen Paradiesvogel damit ausschließlich zu schmücken; dieses ist, was uns nothwendig verdrießen und unleidlich scheinen muß, die wir uns einer jeden durch Menschen und dem Menschen offenbarten Weisheit zu Schülern hingeben, und als Söhne Gottes ihn in uns selbst und allen seinen Kindern anbeten. Ich weiß wohl, daß Du Dich darin nicht verändern kannst, und daß Du vor Dir Recht behältst; doch finde ich es auch nöthig, da Du Deinen Glauben und Deine Lehre wiederholend predigest, Dir auch den unsrigen, als einen ehernen bestehenden Fels der Menschheit, wiederholt zu zeigen, den Du und eine ganze Christenheit mit den Wogen eures Meeres vielleicht einmal übersprudeln, aber weder überströmen, noch in seinen Tiefen erschüttern könnt." In gleichem Sinne heißt es dann weiter in einem Briefe vom 9. August 1782: „Du hältst das Evangelium, wie es steht, für die göttlichste Wahrheit; mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser brennt, und das Feuer löscht, daß ein Weib ohne Mann gebiert, und daß ein Todter aufersteht; vielmehr halte ich dieses für Lästerungen gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur. Du findest nichts

schöner, als das Evangelium; ich finde tausend geschriebene Blätter alter und neuer von Gott begnadigter Menschen eben so schön, und der Menschheit nützlich und unentbehrlich. Und so weiter! Nimm nun, lieber Bruder, daß es mir in meinem Glauben so heftig ernst ist, wie Dir in dem deinen, daß ich, wenn ich öffentlich zu reden hätte, für die nach meiner Ueberzeugung von Gott eingesetzte Aristokratie mit eben dem Eifer sprechen und schreiben würde, als Du für das Einreich Christi schreibst: müßte ich alsdann nicht das Gegentheil von Vielem behaupten, was Dein Pilatus als unwidersprechlich aufsfordernd in's Gesicht sagt?"

Diese Stellen beweisen statt vieler, die sich noch an einander reihen ließen, zur Genüge, wie richtig Goethe sich selbst charakterisirte, wenn er an Lavater schrieb, er sei „zwar kein Widerchrist, aber ein decidirter Nichtchrist." Was er aber in den vertrauten brieflichen Bekenntnissen schroff aussprach, das würden „die Geheimnisse", wie es der alle Gegensätze harmonisch auflösenden Poesie geziemt, in milder, schonender Fassung dargelegt haben. Es sollte zur Anschauung gebracht werden, daß „jede Anerkennung Gottes und der Tugend, sie zeige sich auch in noch so wunderlicher Gestalt, doch immer aller Ehren, aller Liebe würdig sei;" es sollte sich zeigen, wie jede besondere Religion einen Moment ihrer höchsten Blüthe und Frucht erreiche, wo sie dem durch Humanus repräsentirten Ideal ächt menschlicher Gottesverehrung sich annähere, „ja sich vollkommen mit ihm vereinige." Allein dem Christenthum würde doch der Vorrang unter allen Religionen eingeräumt worden sein; es würde sich als die Religion dargestellt haben, welche zu den verschiedensten Denk- und Empfindungsweisen der Menschen, wie sie „durch Atmosphäre, Landstrich, Völkerschaft, Bedürfniß, Gewohnheit entwickelt oder ihnen eingedrückt werden," sich am besten und allgemeinsten eignet; kurz, das Christenthum würde als die wahre Religion der Menschheit erschienen sein; aber nicht das Christenthum, wie es sich im Laufe der Zeiten gestaltet habe, auf dessen „reinen, gemüthlichen Anfängen nun ein unförmliches, ja barockes Heidenthum laste," sondern jenes ursprüngliche schlichte und einfache, von dem auch Schiller meinte, daß es „virtualiter die Anlage zu allem

Höchsten und Edelsten in sich trage." Das Symbol dieses Christenthums ist das dicht mit Rosen umschlungene Kreuz; denn es ist eine Religion der Liebe und der Freude; und das Musterbild eines ächten Christen ist der arme Pilgrim Bruder Marcus, der „ohne ausgebreitete Umsicht, ohne Streben nach Unerreichbarem, durch Demuth, Ergebenheit, treue Thätigkeit im frommen Kreise," sich zu gleich hoher Stufe menschlicher Würdigkeit, wie Humanus, erhoben hat.

Was die Entstehungszeit betrifft, so wissen wir bereits, daß Goethe schon im Sommer 1784 die Ausführung begonnen. Vielleicht reicht aber die Conception in noch frühere Zeit zurück. Ein Billet an Frau von Stein vom 24. Juni 1782 beginnt: „Heute Abend, ehe ich mich in die Geheimnisse vertiefe, bringe ich Dir meinen Schlüssel selbst," und am 17. September desselben Jahres schrieb er ihr: „Ich versuchte nur den ersten Theil, vielmehr den Anfang meines Märchens ausführlicher zu denken und stellenweise Verse zu versuchen," eine Stelle, wobei auch Schöll an „die Geheimnisse" denkt. Vielleicht hängt die Conception der Dichtung mit Lavater's Pontius Pilatus zusammen, wovon dieser im Frühjahr 1782 Goethe'n die ersten Bogen zugesandt hatte. Es ist wohl denkbar, daß dieser, um sich von dem „widrigen" Eindruck, den ein Theil des Buches auf ihn machte, zu befreien, den Entschluß faßte, producirend dagegen zu wirken und sich aus einer unerquicklichen Polemik in die heitere Höhe der Poesie zu erheben. Hierbei kam ihm sein bald wieder freundlicheres und herzlicheres Verhältniß zu Herder, dem Priester der Humanität, zu Hülfe, dessen Glaubensbekenntniß sich allmälig dem seinigen bedeutend angenähert hatte. Wäre die Dichtung vollendet worden, so besäßen wir ohne Zweifel in ihr ein herrliches Denkmal seiner Freundschaft mit Herder; aber auch zugleich der Liebe, die ihn jener Zeit beglückte. „Dieses romantisch-mythische Epos fallen zu lassen," meint Schöll, „ward Goethe gewiß durch die unerquicklichen Eindrücke bestimmt, die Jacobi's theologische Controversphilosophie (in den Briefen über die Lehre des Spinoza) auf sein Wesen machten. Er fühlte um so deutlicher seine Entfernung von abstracter Theologie und ging um

so entschiedener weiter in seinem Gottesdienst einer stillen Beachtung der Naturgesetzmäßigkeit." Es bleibe dahin gestellt, ob dieses, oder Mangel an Muße das Werk in's Stocken gebracht, jedenfalls ist es sehr zu bedauern, daß es ihm nicht gelang, in jener Zeit die Geheimnisse auszuführen. Später war ihm die Vollendung derselben eine Unmöglichkeit; denn in Italien entwickelte sich in ihm eine, man darf sagen, feindselige Stimmung gegen das Christenthum, worin er Männer, wie Lavater, Claudius und selbst Jacobi, als Gegner seiner Natur-Religion, innerlich mit Unwillen und Hohn von sich stieß; und als diese Erbitterung wieder einer mildern Gesinnung Platz gemacht hatte, sprudelte der Born seiner dichterischen Productivität nicht mehr hell und rein genug, um eine so große Composition würdig zu Ende zu führen.

Gerieth so dieses epische Gedicht auf immer in's Stocken, so gelang es ihm dagegen, sein Pseudo-Epos, den Roman W. Meister, wenigstens um eine kleine Strecke zu fördern. Am 16. October 1784 konnte er seiner Freundin die Beendigung des fünften Buches melden. Am 11. November 1785 war er mit dem sechsten glücklich zu Stande gekommen, las es Herder'n und seiner Gattin, der Frau von Stein und Frau von Imhoff vor, und freute sich ihres reichlichen Beifalls. Das Lied Mignon's „Nur wer die Sehnsucht kennt", das sich jetzt im eilften Capitel des vierten Buches findet, gehörte, nach einem Briefe an Frau von Stein (vom 20. Juni 1785) damals dem sechsten Buche an. Dieses deutet wieder darauf hin, daß das damalige sechste Buch wohl nicht über das jetzige vierte hinausreichte. Mit dem nächstfolgenden Buche finden wir ihn im Frühjahre 1786 beschäftigt; auch hatte er bereits am 9. December 1785 den Plan für alle sechs folgende Bücher entworfen, woraus sich ergibt, daß das Ganze im ersten Entwurf auf zwölf Bücher berechnet war, während die herausgegebenen Lehrjahre nur aus acht bestehen.

Man könnte, wenn man die ursprüngliche Idee dieses Werkes berücksichtigt, das langsame Fortschreiten der Arbeit weniger aus Goethe's Amtsgeschäften, Naturstudien und oben angedeutetem Ge-

müthszustande, als vielmehr aus dem besondern Umstande herleiten wollen, daß er jetzt dem Theaterwesen ferner stand. Allerdings war seine Theilnahme an dem in Weimar ständigen Theater nicht lebhaft; aber auf sein fortdauerndes Interesse für dramatische Kunst deuten schon seine wiederholten ernsten Beschäftigungen mit Shakespeare's Hamlet, die seinem Roman zu gut gekommen sind. Wie sich aber zu diesem Interesse eine wachsende Neigung für das Musicalische und Lyrische gesellte, gibt sich in der Operette „Scherz, List und Rache" kund, womit wir ihn schon im August 1784 beschäftigt fanden, und die bereits Anfangs 1785 vorläufig beendet gewesen zu sein scheint. Einzelne Partien der Composition von seinem Jugendfreunde Kayser kamen im Sommer von Zürich an. Am 25. September meldete Goethe der Freundin, daß der Anfang des zweiten Actes angelangt sei, und Tags vorher hatte er die Dichtung der in Weimar anwesenden Fürstin Galizin und ihrer Begleitung vorgelesen. Aber noch in Italien widmete er diesem Stücke eine liebevolle Aufmerksamkeit, ohne daß er durch einen Erfolg desselben beim Publicum jemals belohnt worden. Die Ursachen des Mißlingens entwickelte Goethe selbst in den Annalen und den Briefen aus Italien. „Ein dunkler Begriff des Intermezzo's," sagt er, „verführte mich, und zugleich die Lust, mit Sparsamkeit und Kargheit in einem engen Raum viel zu wirken. Dadurch häuften sich aber die Musikstücke dergestalt, daß drei Personen sie nicht zu leisten vermochten. Sodann hat der freche Betrug, wodurch ein geiziger Pedant mystificirt wird, für einen rechtlichen Deutschen keinen Reiz, wenn Italiener und Franzosen sich daran wohl ergötzen möchten; bei uns aber kann die Kunst den Mangel des Gemüths nicht leicht entschuldigen. Noch einen Grundfehler hat das Singspiel, daß drei Personen, gleichsam eingesperrt, ohne die Möglichkeit eines Chors, dem Componisten seine Kunst zu entwickeln und den Zuhörer zu ergötzen, nicht genugsam Gelegenheit gaben. Es stieg nicht weiter als bis zum Terzett, und man hätte zuletzt die Theriaksbüchsen des Doctors gern beleben mögen, um einen Chor zu gewinnen." Dazu kam noch, daß Kayser, als ein ernster, gewissenhafter Mann, das Werk zu redlich angriff, und die Arien zu ausführlich

nach altem Schnitt, wenn auch stellenweise recht glücklich und nicht, ohne Anmuth des Ganzen, behandelte. Beider Bemühen mit diesem Stücke ging durch Mozart's Auftreten völlig verloren. Die Entführung aus dem Serail schlug alles Frühere nieder, und es ist auf dem Theater von dem sorgsam gearbeiteten Werke nie wieder die Rede gewesen.

In den Annalen bemerkt Goethe am Schlusse des Abschnittes „Bis 1786", es sei bei ihm zu Ende dieser Periode der Entschluß gereift, seine sämmtlichen Arbeiten bei Göschen herauszugeben, und die Redaction der vier ersten Bände sei Michael 1786 vollendet gewesen. An der Spitze dieser Gesammtausgabe finden wir das vortreffliche Gedicht „Zueignung," das, wie bereits oben erwähnt worden *), ursprünglich zum Eingang der Geheimnisse bestimmt war. Diese Production beweist fast mehr, als sonst irgend eine, daß die Umwandlung Goethe's, die meistens ausschließlich auf Rechnung des Aufenthaltes in Italien gesetzt wird, vor der Abreise dahin entschieden begonnen hatte. Wie das Gedicht schon durch den sanften, lieblichen Fluß der Rede, die Melodie der Sprachklänge, die ganze classische Formvollendung den Eindruck macht, als könne es nur unter dem schönen Himmel Italiens entstanden sein, so spricht sich auch im Inhalte die heitere Ruhe, der selige Frieden aus, der ihn dort in so hohem Maße beglücken sollte. Es ist nicht, wie Kannegießer meint, als Darstellung der ursprünglichen Dichterweihe zu betrachten; aber wohl spricht hier Goethe aus, daß er nun erst im ganzen und vollen Sinne des Wortes sich zum Dichter geweiht fühle. Er kannte die Göttin, die ihm erscheint, von längerer Zeit her, und war ihr dankbar für manchen lindernden Balsam, den sie in seine Herzenswunden gegossen; aber er hatte ihr nicht in der rechten Weise gedient. Mit den Genossen der Sturm- und Drangperiode hatte er eine Zeitlang den Irrthum getheilt, „geniales Feuer brenne," wie Jean Paul sagt, „nothwendig als leidenschaftliches, während doch der rechte Genius sich von innen beruhigt, und nicht das hoch-

*) S. oben S. 439 f.

auffahrende Wogen, sondern die glatte Tiefe die Welt spiegelt." Auf jene Periode zielt der Vers:

Ach, da ich irrte, hatt' ich viel' Gespielen.

Wir wissen, wie er allmälig seines Irrthums inne werdend, die Freunde der kraftgenialischen Zeit, einen nach dem andern, aufgab, so daß er mit Recht zur Göttin sagen konnte:

Da ich dich kenne, bin ich fast allein.

Aber diese Isolirtheit, in die er durch seine berichtigten Ansichten von der Poesie gerathen war, konnte ihm auf die Dauer nicht erquicklich sein; er fühlte das Bedürfniß eines gemeinsamen Strebens und Bildens. Daher wendet sich der Dichter in der Schlußstrophe, wo der Hauptgedanke des Ganzen klar hervortritt, an seine Freunde und fordert sie zu vereintem Wirken auf. Von nun an will er, aus seiner bisherigen Isolirung heraustretend, sich wieder einem Kreise von Genossen anschließen, will nicht mehr „sein Pfund vergraben," sondern „das edle Gut für Andere wachsen lassen," will die Werke, die er seit Jahren der Welt vorenthalten, und was ihm ferner gelingen wird, an's Licht des Tages treten lassen. Allein in anderm Sinne und zu anderm Zwecke sucht er sich jetzt einen Freundekreis, als einst in Straßburg und Frankfurt. Es ist nicht mehr das jugendliche Bedürfniß freier Mittheilung, fröhlichen Zusammenlebens, was ihn früher an gleichalterige Gesellen gefesselt hat; er schließt sich als Künstler den Künstlern zu wechselseitiger Förderung an; denn er ist von dem Grundsatze zurückgekommen, daß in dem Dichter Genie und Natur Alles wirken müsse; der Dilettant, selbst der reichbegabte, scheidet sich ihm jetzt strenge von dem Künstler. Und so werden wir denn auch in der folgenden Periode finden, daß sein Verhältniß zu Schiller, Meyer, Humboldt und wie die anderen Männer heißen, mit denen er fürderhin „vereint dem Tag entgegenwandelte", ganz anderer Natur ist, als das frühere zu Lenz, Klinger, Wagner, Jung-Stilling u. s. w.

Ehe wir nun noch seine letzte poetische Production vor dem Abschiede nach Italien besprechen, haben wir noch einiges mehr

Biographische aus den Jahren 1785 und 1786 nachzuholen. Die beiden ersten Monate des Jahres 1785 bewegte Goethe sich in den gewohnten Gleisen, ging am 6. März nach Jena, die wiederangegriffenen Wasserbauten zu revidiren, und setzte, bei Knebel einkehrend, die osteologischen Studien mit Loder, die botanischen mit Büttner fort. Nach sechstägiger Abwesenheit heimgekehrt, blieb er in Weimar bis Ende April, wo er Knebel in Jena noch einmal besuchte, und verweilte dann, mehrmals durch Unwohlsein gestört, zu Hause bis Anfang Juni. Am 2. ward er durch seine alljährliche Geschäftsreise nach Ilmenau geführt, wohin er dießmal Knebel mitnahm. Mineralogische Beobachtungen anstellend, wanderten sie zusammen den Saalgrund hinauf, und blieben in Ilmenau bis zum 16. Juni. Goethe brachte darauf nur einige Tage bei der Freundin in Weimar zu; denn am 20. Juni reiste sie nach Carlsbad voraus, und drei Tage später trat Goethe mit Knebel die schon 1784 projectirte, aber damals nicht zu Stande gekommene Reise in's Fichtelgebirge an.

Am 23. Juni brachen sie, von zwei Bedienten begleitet, im Wagen von Jena auf und gelangten den Abend bis Neustadt an der Orla. Hier zeigte sich, als Knebel eine Pfeife geraucht hatte, Goethe's starke Empfindlichkeit für den Tabaksdampf; er gerieth in einen fieberhaften Zustand, und ward durch eine darauf folgende Unpäßlichkeit bis zum 29. Juni in Neustadt festgehalten. „Ich bemerkte," sagt Knebel, dem wir einen Bericht über diese Reisetour verdanken *), „wie Goethe's Natur leicht bis auf den letzten Augenblick sich unverändert erhält, dann von dem leichtesten Umstande Gelegenheit sich nimmt und ihn gänzlich zu Boden wirft. Dieß trifft in vielen Stücken bei ihm ein." Das Unwohlsein war indeß durch den Tabaksrauch nur zum Ausbruch gelockt worden und eigentlich eine Erkältung, die sich am folgenden Tage in einer Backengeschwulst Luft machte. Während Knebel, in dem auch ein großer Eifer für die Mineralogie erwacht war, die benachbarten Berge durchstrich, beschäftigte sich Goethe mit Lectüre und mikroskopischen Untersuchun-

*) Knebel's liter. Nachlaß und Briefwechsel, III, 274 ff.

gen, unterhielt sich auch viel, wenn Knebel bei ihm war, über Shakespeare's Hamlet. Ohne Zweifel kam hier Manches zur Sprache, was er in den um jene Zeit entstandenen Theil des Wilhelm Meister niedergelegt hat. Am 29. Juni reisten sie endlich über Schleiz nach Hof, indem sie rechts und links fortwährend die Gebirgsarten untersuchten. Sodann ging es am folgenden Tage über Marktleuthen nach Wunsiedel, wo sie gegen Abend den Katharinenberg bestiegen und sich an der schönen Aussicht ergötzten, auch noch einen raschen Ausflug nach dem nahe gelegenen Sichersreuth machten. Am 1. Juli wanderten sie tiefer in's Gebirge hinein nach der Zinnwasche auf den Seeberg. Sie beobachteten genau die Operationen des Zinnwaschens, tranken aus der Quelle des hier entspringenden Mains, bestiegen hierauf die höchsten Felsen des Ochsenkopfes und genossen von diesen herrlichen Granitmassen herab eine großartige Aussicht. Nachdem sie dann noch den Nußhartsberg, ebenfalls ein prachtvolles Granitgebäude, besucht hatten, kehrten sie Abends spät nach Wunsiedel zurück. Hier verweilten sie den folgenden Tag, besahen eine Zeugfabrik und einen Garten, und Abends las Goethe dem Freunde die neuesten Capitel seines Wilhelm Meister vor. Am nächsten Tage ward, bei starkem Gewitterregen, eine Excursion nach der Luxburg unternommen; dann brachen sie am 4. Juli nach Böhmen auf, übernachteten in Zwota, und trafen am 5. Mittags in Carlsbad ein.

Hier fanden sie bereits die regierende Herzogin, die Frau von Stein, Herder nebst Gattin, die Gräfin von Bernstorf und Bode, „mit einem ganzen Heere von umbris und capite censis" aus Weimar *); es war, als ob der Thüringische Musenhof plötzlich nach Böhmen versetzt worden sei. In Weimar herrschte unterdessen, wie in Tiefurt, statt des lustigen Treibens früherer Jahre eine tiefe Stille, um so mehr, als auch der Herzog jetzt oft und lange abwesend war. Schon im Januar dieses Jahres hatte Wieland **) geklagt: „Bisher ist die Herzogin Mutter unser einziger Trost gewesen. Ohne

*) Briefe an Merck, Nr. 222.
**) Briefe an Merck, Nr. 212.

sie würde Weimar nach weniger Zeit wieder ein so unbedeutendes, langweiliges, und seelentödtendes Nest werden, als irgend eins in deutschen und welschen Landen." Jetzt, im Juli, befand sich, wie er weiter an Merck berichtete, „die gute Duchessa Madre wirklich vis à vis von Einsiedel, Thusnelden und ihm im Stande einer verdienstlichen Exinanition und hatte zumal bei dem höchst leidigen Sommerwetter genug zu thun, sich der Langeweile zu erwehren." Ein Glück war es, daß bald „der podagrische Freund Oeser" zu Hülfe kam und fünf Wochen lang bei der Herzogin verweilte. Allein auch nach der Wiederkehr der Carlsbader Gäste wollte sich die Weimarer Gesellschaft nicht mehr beleben; im Spätherbst ward es so still, daß die Herzogin Mutter sagte: „Sie schlafen alle;" und der Herzog schrieb im December an Knebel: „Unsere Gesellschaft ist wirklich die allerennuyanteste vom ganzen Erdboden." Das Haupttriebrad des jovialen Lebens stockte, seit Goethe sich mit höherm Ernste seinem Berufe, der Wissenschaft und ernsteren Kunstbestrebungen zugewandt hatte.

Er verweilte noch eine Zeitlang in Carlsbad *), nachdem die übrige Weimarische Gesellschaft schon Abschied genommen hatte, besuchte Joachimsthal, Johann-Georgenstadt, Schneeberg u. a. O., und kehrte den 20. August gesund und wohl, mit reicher mineralogischer Beute, nach Weimar zurück.

Hier freute er sich nur wenige Tage der Nähe seiner Freundin, da sie bald nach seinem Geburtstage auf fünf Wochen nach ihrem Gute Kochberg ging. Dazu war auch sein Zögling Fritz entfernt, den er für die Meßzeit nach Frankfurt zu seiner Mutter geschickt hatte. So waren ihm denn in dieser Entbehrungszeit einige Gäste, die sich in Weimar einfanden, willkommen. Bisweilen war er mit dem Prinzen August von Gotha zusammen, der vom 30. August bis zum 22. September verweilte. Gegen Mitte Septembers kam

*) Das in Gruppe's Musenalmanach auf das 1851 gedruckte „Bänkelsängerlied" dichtete Goethe zum Geburtstage (den 26. Juli) des in Carlsbad anwesenden Grafen Moritz Brühl, dessen Lebenslauf in einem Bilde (wahrscheinlich von dem Portraitmaler Darbes) dargestellt war.

Georg Forster mit seiner Frau (der als Schriftstellerin bekannten Therese Huber), und gegen den 20. die Fürstin Galizin mit ihren Begleitern von Fürstenberg, Hemsterhuis und Sprickmann. Zu der Fürstin wollte sich in den ersten Tagen, wo sie leidend war, kein rechtes Verhältniß ergeben; dann aber gestaltete sich der Verkehr vertrauter; und als sie gegen Ende Septembers abreiste, stattete ihr Goethe noch in Jena einen Abschiedsbesuch ab. Am 9. October konnte er der zurückgekehrten Frau von Stein wieder aus der Nähe seinen Morgengruß zuschicken, und zehn Tage später hatte er die Freude, die noch einmal durchreisende Fürstin Galizin mit ihr bekannt zu machen. „Diese herrliche Seele," schrieb er an Jacobi den 21. October, „hat uns durch ihre Gegenwart zu mancherlei Gutem geweckt und gestärkt, und die Ihrigen haben uns schöne Stunden und Freude gegeben. Du kennst mich und sie, und wenn ich Dir sage, daß wir dießmal ganz natürlich gegen einander und offen gewesen sind, so kannst Du Dir das Uebrige wohl denken. Am meisten freut mich, daß Frau von Stein und sie sich haben kennen lernen."

Ueber die zwei letzten Monate des Jahres 1785 und die ganze erste Hälfte des folgenden können wir flüchtig hinweggehen. Goethe beschränkte in dieser Zeit seine Bewegung nach außen hin auf die gewohnten kurzen Radien um seinen häuslichen Herd, auf Ausflüge nach Jena, Gotha und Ilmenau. Dazwischen gingen, wenn ihn nicht Gesundheitsstörungen, wie sie mehrmals vorkamen, verhinderten, die Amtsgeschäfte, die wissenschaftlichen Bemühungen, auch die Uebungen im Zeichnen, die er bald in Italien so ernstlich wieder aufnehmen sollte, in herkömmlicher Weise fort. Dann aber ließen ihn eben jene Gesundheitsstörungen einen wiederholten Besuch Carlsbads dringend wünschen. Seine Freundin reiste dorthin schon Anfangs Juli ab; er selbst aber wurde, die bevorstehende Entbindung der Herzogin, und darauf die Taufe der Prinzessin abwartend, noch einige Wochen in Weimar zurückgehalten. Am 21. berichtete er ihr: „Endlich, meine Liebe, ist das Kindlein angekommen, ein Mägdlein, und der Prophet (Lavater) gleich hinter drein." Lavater wohnte bei Goethe, und dieser gab ihm zu

Ehren eine Abendgesellschaft, woran der Herzog, Herder, Wieland und Bode Theil nahmen. Wie sehr aber innerlich sich Goethe von ihm entfernt hatte, zeigt das Weitere in dem Briefe an Frau von Stein: „Kein herzlich, vertraulich Wort ist zwischen uns gewechselt worden, und ich bin Haß und Liebe auf ewig los. Er hat sich in den wenigen Stunden mit seinen Vollkommenheiten und Eigenheiten so vor mir gezeigt, und meine Seele war wie ein Glas rein Wasser. Ich habe auch unter seine Existenz einen großen Strich gemacht, und weiß nun, was mir per saldo von ihm übrig bleibt."

Am 24. Juli endlich konnte auch Goethe aufbrechen; er war noch einen Tag in Jena beschäftigt und langte den 27. in Carlsbad an. Der Herzog folgte ihm den 1. August, und auch Herder mit seiner Gattin begaben sich dahin, so daß Goethe sich auch dießmal von Nahebefreundeten, wie von einem Kreise anderer anmuthiger und vornehmer Badegäste umringt sah. Frau von Stein verließ indeß Carlsbad schon den 14. August. Goethe begleitete sie bis Schneeberg, widmete hier noch zwei Tage der Besichtigung der Bergwerke und kehrte den 17. über Neubeck in's Bad zurück. Der Aufenthalt daselbst war höchst vergnüglich, so daß er sich noch in Italien seiner mit großem Behagen erinnerte, und in Neapel mit einer liebenswürdigen Dame, die er zu Carlsbad angetroffen hatte, „alle die lustigen Scenen zurückrief, die witzigen Neckereien und Mystificationen, die geistreichen Versuche, das Vergeltungsrecht an einander auszuüben. „Schnell fühlten wir uns," fährt er in dem Briefe aus Neapel vom 27. Mai 1787 fort, „auf deutschem Boden, in der besten deutschen Gesellschaft, eingeschränkt von Felswänden, durch ein seltsames Local zusammengehalten, mehr noch durch Hochachtung, Freundschaft und Neigung vereinigt." Der Herzog reis'te früher ab und ward zu Engelhaus, anderthalb Stunden von Carlsbad, unfern der Prager Straße, durch die dortigen Bäuerinnen mit einem von Goethe gedichteten Abschiedsgruß überrascht, den wir jetzt unter den „Zuschriften und Erinnerungsblättern" mit der Ueberschrift „An den Herzog Carl August" *) wiederfinden.

*) Goethe's Werke, Bd. 6, S. 44 ff. (Ausgabe in 40 Bdn.)

In den vier Schlußverſen ſpricht mehr der Dichter, als die Engelhäuſer Bäuerinnen. Er war in den letztvergangenen Jahren Zeuge geweſen, wie des Herzogs Gemüth ſich von dem „Sprudeltrieb" der Jugend gereinigt; aber je mehr der trübenden Elemente ſein Inneres ausgegohren hatte, um ſo treuer, wünſcht der Dichter, möge es die Freunde feſthalten. Die Bedeutſamkeit dieſes Wunſches fühlt man ſogleich, wenn man bedenkt, daß der Dichter ihn vor einem Abſchiede auf eine Zeit ausſpricht, von der er nicht abſah, wie lange ſie währen könne.

Er hatte nach Carlsbad ſeine ſämmtlichen Schriften mitgenommen, um die von Göſchen zu beſorgende Ausgabe ſchließlich zuſammenzuſtellen. Die ungedruckten beſaß er längſt in ſchönen Abſchriften von der trefflichen Hand des Secretairs Vogel, der ihn auch dießmal begleitete. So konnte er, von Herder's treuer Mitwirkung unterſtützt, die vier erſten Bände bald an den Verleger abſenden, und ſtand im Begriffe, mit den vier letzten, welche theils aus neu entworfenen Arbeiten, ja aus Fragmenten beſtanden, ein Gleiches zu thun. Von dieſem Vorhaben brachte ihn die Carlsbader Geſellſchaft ab. Da er, ihren Aufforderungen gern gehorchend, Alles, was bisher von ſeinen Schriften unbekannt geblieben war, vorlas, ſo kamen die Freunde auf den Gedanken, ſeinen dießmaligen Geburtstag damit zu feiern, daß ſie eine Reihe von Gedichten im Namen ſeiner unternommen, aber vernachläſſigten Arbeiten an ihn richteten, worin ſich jedes nach ſeiner Art über des Dichters Verfahren beklagte. Es zeichnete ſich darunter beſonders ein Gedicht im Namen der Vögel aus, wo eine an Treufreund geſandte Deputation dieſe munteren Geſchöpfe inſtändig bat, er möchte doch das ihnen zugeſandte Reich nunmehr auch gründen und einrichten. Dieſe Forderungen und Wünſche gaben Herder'n gewonnen Spiel, der ihn ſchon zu überreden geſucht hatte, dieſen unvollendeten Arbeiten, vor allen aber Iphigenien noch eine nähere Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Und ſo entſchloß er ſich denn, das ganze Paket mit nach Italien zu nehmen.

Goethe meint ſelbſt, die Geſellſchaft, die ſeinen Geburtstag auf eine ſo freundliche Weiſe beging, hätte ſich wohl ein Recht erworben, ihn länger in Carlsbad zu feſſeln; allein es trieb ihn unaufhaltſam über die Alpen. Italien war von Kindheit auf das Land ſeiner Sehnſucht geweſen. Es iſt uns bekannt, wie frühe ihm ſchon dieſes Gefühl durch den Vater eingeimpft wurde. In der letzten Zeit hatte ſich die Sehnſucht, wie er ſelbſt bekennt, zu einer wahren Krankheit geſteigert. Schon einige Jahre her durfte er keinen lateiniſchen Autor anſehen, nichts betrachten, was ihm ein Bild Italiens hervorrief. Geſchah es zufällig, ſo erduldete er unſäglichen Schmerz. Herder ſpottete oft über ihn, daß er all ſein Latein aus dem Spinoza lerne; er wußte nicht, wie ſehr ſich Goethe vor dem Alten hüten mußte, wie er ſich in jene abſtruſen Allgemeinheiten nur ängſtlich flüchtete. Noch zuletzt hatte ihn die Wieland'ſche Ueberſetzung der Satyren höchſt unglücklich gemacht. „Ich hatte kaum zwei geleſen," ſagt er, „ſo war ich ſchon verrückt. Hätte ich nicht den Entſchluß gefaßt, ſo wäre ich rein zu Grunde gegangen; zu einer ſolchen Reiſe war die Begierde, dieſe Gegenſtände mit Augen zu ſehen, in meinem Gemüth geſtiegen. Die hiſtoriſche Kenntniß fördert mich nicht; die Dinge ſtanden nur eine Handbreit von mir ab, aber durch eine undurchdringliche Mauer geſchieden."

Es war indeß der heiße Wunſch, ſo viele ihm jetzt noch leere Wortklänge und weſenloſe Phantaſieſchemen in lebendige Anſchauungen zu verwandeln, nicht das Einzige, was ihn nach Süden zog. Er, der einen für die atmoſphäriſchen Einflüſſe ſo reizbaren Organismus beſaß, war ſeit zehn Jahren in das rauhe Thüringiſche Clima verſchlagen, das ihm, wie angenehm auch ſonſt ſeine Lebensverhältniſſe ſich geſtalteten, ſtets das Gefühl ließ, als ſei er hier „nicht zu Hauſe, ſondern wie geborgt und im Exil." So trieb es ihn denn, einmal den geprieſenen reinen Himmel, die labende Luft, die milden Abende, die herrlichen Mondnächte zu genießen und, wie er ſelbſt ſagt, „dieſe Freude wenigſtens als Ausnahme zu koſten, die uns als eine ewige Naturnothwendigkeit immer zu Theil werden ſollte." Und wie der nordiſchen Luft, ſo wollte er auch den künſtlicheren Geſellſchaftsverhältniſſen des Nordens entrinnen und ſich auf einige Zeit zu naturwüchſigeren Menſchen flüchten. Dann

durfte er auch für seine naturwissenschaftlichen Bestrebungen von Italien eine bedeutende Förderung *) erwarten, und endlich hoffte er dort für seine Poesie feste Normen und Grundsätze zu gewinnen.

Ueber den letztern Punkt hat er selbst gegen den Schluß seiner Geschichte der Farbenlehre eine sehr wichtige, nicht genugsam beachtete Confession abgelegt. Er charakterisirt dort sein früheres Verhältniß zur Poesie als ein „bloß praktisches," indem er einen Gegenstand, der ihn ansprach, ein Muster, das ihn aufregte, einen Vorgänger, der ihn anzog, so lange in seinem innern Sinne trug und hegte, bis daraus etwas entstanden war, das als sein angesehen werden mochte, und das er, nach oft jahrelangem Umhertragen und Ausbilden, endlich auf einmal gleichsam aus dem Stegreife und wie instinctartig, auf dem Papier fixirte. Etwas brauchbares Theoretisches aber, sowohl in Absicht auf die Conception eines würdigen Gegenstandes, als auf die Composition und die Ausbildung der einzelnen Theile, so wie was die Technik des rhythmischen und prosaischen Styls betraf, kam ihm weder von den Lehrstühlen noch aus Büchern entgegen. Er suchte sich daher außerhalb der Dichtkunst eine Stelle, „auf welcher er zu irgend einer Vergleichung gelangen

*) Wie befriedigt Goethe sich wiederholt über seine Fortschritte in der Naturbetrachtung aussprach, so verkannte er doch gewiß nicht, daß in der üppigern Natur Italiens, in seinen vegetationsreichen Wintern, am Vesuv, am Meer sich ein ergiebigeres Feld für seine Forschungen darbieten müsse. Auch empfand er mitunter, welche mächtigen Hebel dieser Wissenschaften ihm fehlten. „In der Mineralogie," schrieb er den 16. August 1786 an Frau von Stein, „kann ich ohne Chemie nicht einen Schritt weiter, das weiß ich lange, und habe sie auch darum bei Seite gelegt, werde aber immer wieder hineingezogen." Und im Mai machte er sogar einen Anlauf, Algebra zu studiren. Aber ein solches Studium war nicht seine Sache. „Es wird Alles darauf ankommen," schrieb er seiner Freundin, „daß ich mir selbst einen Weg suche, über diese steilen Mauern zu kommen. Vielleicht treffe ich irgendwo eine Lücke, durch die ich mich einschleiche . ." Und zwei Tage später: „Wir haben die 4 Species durch und wollen nun sehen, was geblieben ist; so viel merk' ich, es wird historische Kenntniß bleiben, und ich werde es zu meinem Wesen nicht brauchen können, da das Handwerk ganz außer meiner Sphäre liegt."

und dasjenige, was ihn in der Nähe verwirrte, aus einer gewissen Entfernung übersehen und beurtheilen könnte." Diesen Zweck glaubte er am sichersten bei der bildenden Kunst zu erreichen. Daß ihm die Natur dazu die nöthigen Anlagen versagt hatte, sah er zwar lange Zeit nicht deutlich ein, mußte es aber doch allmälig fühlen, weßhalb er sich auf diesem Gebiete um so mehr nach Regeln und Gesetzen umsah; ja er achtete weit mehr auf das Technische der Malerei, als der Dichtkunst. In dem Maße, wie er nun aber durch Anschauung einzelner Kunstwerke, welche im Norden ihm zu Gesichte kamen, durch Unterredung mit Kennern und Reisenden, durch Lectüre geistvoller Schriften über die alte Kunstwelt, an Einsicht zunahm, fühlte er mehr und mehr das Bodenlose seiner Kenntnisse und überzeugte sich, daß nur von einer Reise nach Italien für seine Kunstbestrebungen, wie seine poetischen, etwas Befriedigendes zu hoffen sei.

Indem er so den Weg durch die antike bildende Kunst einschlug, um einen festen Punkt auf poetischem Gebiete zu suchen, war zu erwarten, daß er ihn auf dem Boden der antiken classischen Poesie finden würde. Wir haben indeß gesehen, wie schon seit Jahren eben dahin die ganze Richtung seines Dichtens ging. Bereits in dem Monodram Proserpina gab sich ein Hinüberwenden zu strengeren, begränzteren, gesetzmäßigeren Formen kund, ganz bestimmt aber spricht sich die Tendenz zur classischen Poesie in der Iphigenie, im Tasso und Elpenor aus. Unter seinen kleineren Dichtungen begegnet uns ein Epigrammen-Cyclus als Vorspiel der Venetianischen Epigramme, und eine Gruppe von Anakreontischen Liedern athmet ganz antiken Geist. Kurz, eine nähere Betrachtung von Goethe's Entwickelungsgange gewährt die Ueberzeugung, daß er sich auf dem Boden Latiums in einer Richtung, die früher schon entschieden eingeschlagen und angebahnt war, nur befestigt und gestärkt hat.

Wollte er aber des ganzen Gewinnes theilhaftig werden, den er sich von der Reise versprach, so mußte er sie allein unternehmen. Auch nur ein Gesellschafter, selbst ein Freund, wie Herder oder Knebel, hätte ihn gehindert, sich den tausend neuen Eindrücken, die

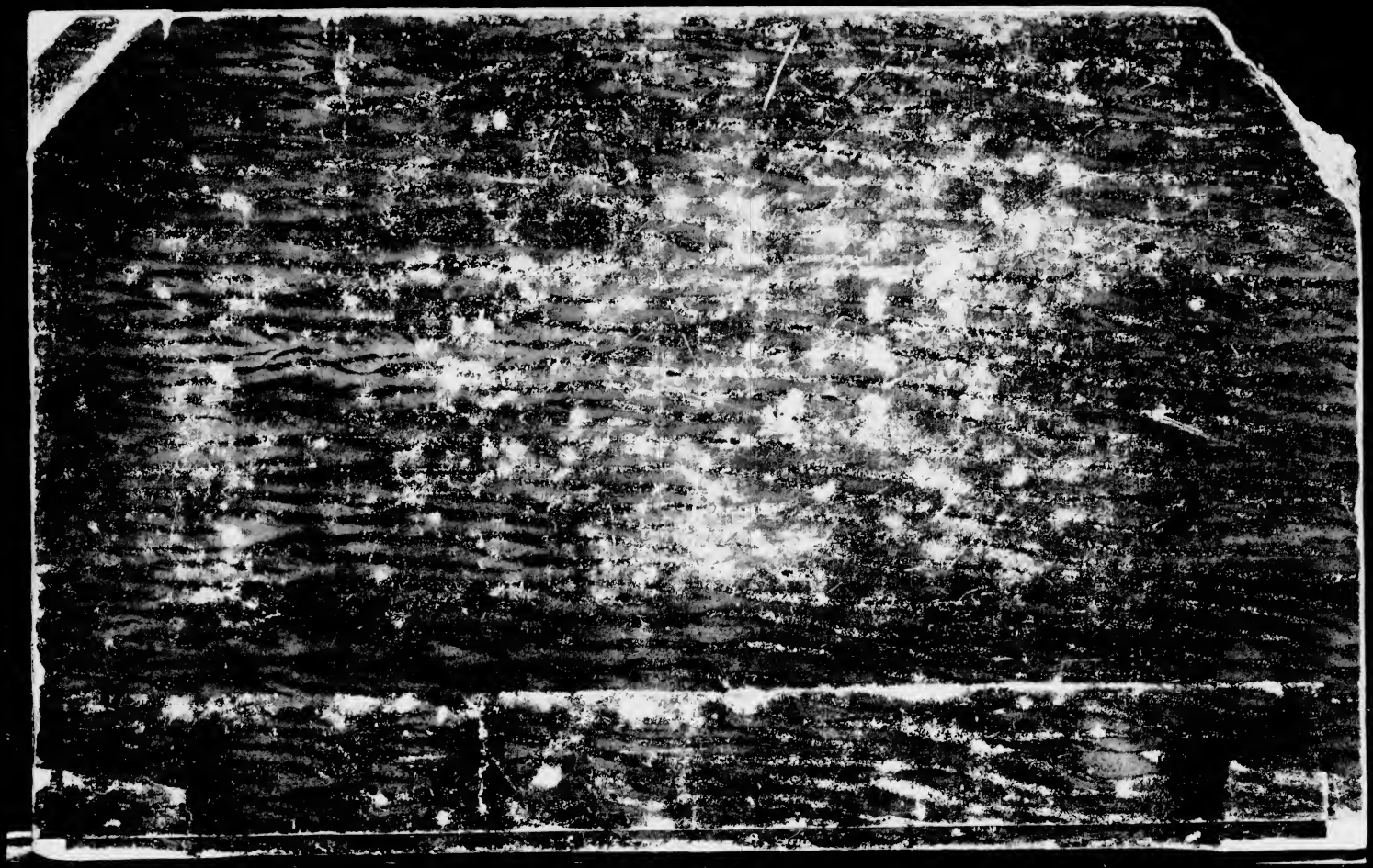
seiner harrten, mit ganz freier und offener Seele hinzugeben. So verheimlichte er denn, mit längst angeübter Verschwiegenheit, selbst denen, die seinem Herzen am nächsten standen, mit alleiniger Ausnahme Carl August's, sein Vorhaben, warf sich am 3. September 1786, früh Morgens drei Uhr, ohne irgend einen Begleiter und nur einen Mantelsack und Dachsranzen aufpackend, in eine Postchaise und stahl sich aus Carlsbad fort, um schöneren Himmelsstrichen entgegen zu eilen.

Druck von C. Hoffmann in Stuttgart.

13222945
COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
0113222945
BUTLER STACKS

BRITTLE DO NOT
PHOTOCOPY

VOLUME 3



Class GB Book V671
Columbia College Library 394
Madison Av. and 49th St. New York.
Beside the main topic this book also treats of

Subject No.	*On page*	*Subject No.*	*On page*

Goethe's Leben.

Von

Heinrich Viehoff.

Dritter Theil.

Dritte verbesserte und vielfach bereicherte Auflage in 4 Bänden.

Stuttgart.
Ad. Becher's Verlag.
(Gustab Hoffmann.)
1864.

Dritte Periode.

Zeit der classischen Kunstpoesie.

Von

der ersten Reise nach Italien bis zu Schiller's Tode.

1786 — 1805.

87969

Erstes Capitel.

Reise nach Rom über München, Verona, Vicenza, Padua, Venedig. Iphigenie in Delphi. Erster Aufenthalt in Rom. Tischbein. Incognito. Aufnahme in die Arcadia. Einwirkung des ersten Aufenthaltes. Angelica Kaufmann. Charakteristik der Iphigenie in Tauris.

Wir verließen am Ende des vorigen Bandes unsern Freund, als er eben im Begriffe stand, die Fahrt nach Italien anzutreten. Die Reise durch Bayern und Tyrol bis auf den Brenner wurde, rasch genug für jene Zeit, in fünf Tagen abgemacht; er ließ rechts und links Unzähliges, was sonst seine Aufmerksamkeit gefesselt hätte, liegen, um den einen Gedanken auszuführen, der, wie er fürchtete, fast schon zu alt in seiner Seele geworden war. An schnelles Auffassen jedoch gewöhnt, nahm er Vieles mit, was sich im Flug ergreifen ließ. Vor Allem beobachtete er fleißig Wind und Wetter und überhaupt die meteorologischen Erscheinungen, nicht aus bloßem wissenschaftlichen Interesse, sondern auch, weil er nach dem trüben Sommer des Jahres 1786 Vorzeichen eines schönen heitern Herbstes suchte. Er stellte sogar unterwegs eine Wettertheorie zusammen, die er den Weimarischen Freunden übersandte, worin die Bewegungen und Wechsel der Atmosphäre von einer nach gewissen Gesetzen pulsirenden Anziehungskraft, welche die Gebirge auf den Luftkreis üben, hergeleitet werden. In Regensburg, wo er einen Tag verweilte, hielt das Thun und Wesen der Jesuiten seine Betrachtungen fest. Er wohnte in ihrem Collegium der Aufführung des jährlichen Schauspiels durch Schüler bei, und überzeugte sich hier auf's Neue von der Klugheit dieses Ordens, der nicht, wie andere Orden, „eine alte, abgestumpfte Andacht fortsetze, sondern sie dem Geist der Zeit

zu Liebe durch Prunk und Pracht wieder aufstutze." Zu München machte er im Antikensaal die Bemerkung, daß „seine Augen auf diese Gegenstände nicht geübt seien," weßhalb er sich nicht zu verweilen beschloß. Ebenso konnte er sich in der Bildergallerie, wie treffliche Sachen sie enthielt, nicht heimisch finden; er meinte seinen Blick erst wieder an Gemälde gewöhnen zu müssen. Wie zur Kunstbetrachtung, so hatte er auch zu näherer Beobachtung der Gebirgsarten, der Vegetation und Menschenwelt nicht Sammlung und Ruhe genug. Seinen Linné führte er zwar bei sich, aber kam nicht zum Analysiren von Pflanzen, das ohnehin nie seine Stärke war. Um so mehr suchte er seinen Blick für Allgemeineres zu schärfen, und machte unter Anderm die Bemerkung, daß sich am Wasser zuerst die neuen Pflanzen einstellten; ferner, daß wachsende Gebirgshöhe nicht bloß neue Pflanzen bringe, sondern auch den Bau der alten verändere. Aehnliche allgemeine Bemerkungen wurden über die Felsarten, desgleichen über die Bevölkerung der durcheilten Gegenden aufgezeichnet. Auf dem Brenner sonderte er seine Iphigenie aus dem Packet der mitgenommenen Schriften; sie sollte seine Gesellschafterin in dem schönen Lande sein, das ihn erwartete; die herrlichen Bilder der Umwelt, hoffte er, würden den poetischen Sinn nicht verdrängen, vielmehr, durch Bewegung und freie Luft unterstützt, ihn erwecken und beleben.

Am 9. September Abends brach er aus seiner Herberge, dem Posthause auf dem Brenner, auf und ließ sich bei Mondenschein von rasch trabenden Pferden, während der Postillon schlief, zwischen hohen Felsen an der reißenden Etsch hinunterfahren. Mit Tagesanbruch erblickte er die ersten Rebhügel. Bei heiterm Sonnenschein kam er auf der Botzener Messe an. Er hatte große Lust, die dort zusammengeflossenen Producte näher in Augenschein zu nehmen; allein der Trieb, die Unruhe ließ ihn nicht rasten; er tröstete sich damit, daß sich dergleichen in unsern statistischen Zeiten gelegentlich aus Büchern erlernen lasse. „Mir ist jetzt nur," schrieb er an seine Freunde, „um die sinnlichen Eindrücke zu thun, die kein Buch, kein Bild gibt. Die Sache ist, daß ich wieder Interesse an der Welt nehme, meinen Beobachtungsgeist versuche und prüfe, wie weit es mit meinen Wissenschaften und Kenntnissen geht, ob mein Auge

licht, rein und hell ist, wie viel ich in der Geschwindigkeit fassen kann, und ob die Falten, die sich in mein Gemüth geschlagen und gedrückt haben, wieder auszutilgen sind. Schon jetzt, daß ich mich selbst bediene, immer aufmerksam, immer gegenwärtig sein muß, gibt mir diese wenigen Tage her eine ganz andere Elasticität des Geistes; ich muß mich um den Geldcours bekümmern, wechseln, bezahlen, notiren, schreiben, anstatt daß ich sonst nur dachte, wollte, sann, befahl und dictirte." Auf dem Wege von Botzen nach Trient erfreute er sich am Anblick der südlich reichern und kräftigern Vegetation. Die Mauern, über welche sich der Attich lebhaft hinüberwarf, der Epheu, der in starken Stämmen die Felsen hinaufwuchs und sich weit über sie verbreitete, die Frauen mit ihren aufgebundenen Zöpfen, die Männer mit bloßer Brust und in leichten Jacken, die trefflichen Ochsen, die sie vom Markt nach Hause trieben, — Alles erinnerte ihn an die liebsten Kunstbilder. Und wenn dann der Abend herankam, bei milder Luft nur wenige Wolken an den Bergen standen, und gleich nach Sonnenuntergang das Glocken- und Schellengeläute der Heuschrecken begann, mit welchen muthwillige Buben um die Wette pfiffen, da fühlt er sich doch einmal in der Welt zu Hause und nicht wie im Exil. „Ich lasse mir's gefallen," schrieb er in die Heimath, „als wenn ich hier geboren und erzogen wäre und nun von einer Grönlandsfahrt vom Walfischfange zurückkäme."

Am 11. September befand er sich zu Roveredo, wo sich die Sprache abschneidet. Wie freute er sich, hier das geliebte Italienisch lebendig werden zu hören! Statt nun gerade nach Verona zu fahren, schlug er einen Umweg nach Torbole am Gardasee ein, und begrüßte dort die ersten Oelbäume, die voll Oliven hingen. An dem herrlichen See, der ehemals Benacus hieß, fand er den Virgil'schen Vers bewährt:

Fluctibus et fremitu resonans Benace marino.

Es war der erste lateinische Vers, dessen Inhalt lebendig vor ihm stand und sich jetzt noch so wahr erwies, als vor vielen Jahrhunderten. In der Abendkühle spazierend, sah er sich nun wirklich in einem neuen Lande, in einer ganz fremden Umgebung, unter Men-

schen, die ihm ein nachläſſiges Schlaraffenleben zu führen ſchienen. Als er am nächſten Morgen (13. Sept.) den See hinab nach Süden fuhr, nöthigte ihn Gegenwind, in den Hafen des Venetianiſchen Oertchens Malſeſine einzulaufen.

Hier ſollte er ein nicht ganz ungefährliches Abenteuer zu beſtehen haben. Er nahm ſich vor, ein altes, am Waſſer liegendes Schloß zu zeichnen, das, ohne Thore und ohne Bewachung, Jedermann zugänglich war. Kaum ſaß er eine Zeit lang, ſo bildete ſich eine immer wachſende Gruppe von Menſchen um ihn. Goethe ließ ſich im Zeichnen nicht ſtören; da drängte ſich zuletzt ein Mann vor und verlangte Rechenſchaft über ſein Beginnen. Weil aber der Dialekt eine Verſtändigung erſchwerte, ſo machte der Italiener kurzen Proceß und zerriß Goethe's Zeichnung. Dieß fand bei Mehreren der Umſtehenden Mißbilligung, und man beſchloß den Podeſta zu rufen. Unterdeß beſchaute ſich Goethe, auf einem höhern Platze ſtehend, das immer ſich vermehrende Publicum und glaubte den Chor der Vögel vor ſich zu ſehen, welchen er zu Ettersburg als Treufreund oft zum Beſten gehabt. Dem mit ſeinem Actuar herbeigekommenen Podeſta ſuchte er nun zunächſt auf die Frage, warum er die Feſtung abzeichne, begreiflich zu machen, daß ein ſo verfallenes Gemäuer nicht für eine Feſtung gelten könne. Als man ihm entgegnete, warum er ſich denn für eine Ruine intereſſire, erinnerte er an das Amphitheater zu Verona, das von ſo vielen Reiſenden beſucht und gezeichnet würde. Man wollte den Vergleich nicht gelten laſſen, indem jenes ein weltberühmtes römiſches Gebäude ſei. Da bewies er nun ausführlich, daß auch die Gebäude der mittleren Zeit Aufmerkſamkeit verdienten, und, während juſt die Morgenſonne Thurm, Felſen und Mauern in das ſchönſte Licht ſetzte, fing er an, das Bild ihnen mit Enthuſiasmus zu beſchreiben. Weil aber ſein Publicum die belobten Gegenſtände im Rücken hatte und ſich nicht ganz vom Sprechenden abwenden wollte, ſo drehten ſie auf einmal, Wendehälſen gleich, die Köpfe herum, dasjenige mit Augen zu ſchauen, was er ihren Ohren anpries; ſelbſt der Podeſta kehrte ſich, obwohl mit etwas mehr Anſtand, nach dem beſchriebenen Bilde hin, — eine Scene, die Goethe in den heiterſten Humor verſetzte und ſeine Beredtſamkeit befeuerte. Der Actuarius meinte indeß noch

immer, der Fremdling könnte ein Abgeordneter des unruhigen Kaiſers Joſeph ſein, der gewiß etwas Böſes gegen die Republik Venedig im Schilde führe. Da ſich nun Goethe gleichfalls als Bürger einer Republik, der guten Stadt Frankfurt am Main, bekannte, ſo ward ein Mann, Namens Gregorio, herbeigerufen, welcher daſelbſt in früheren Jahren lange conditionirt hatte. Hierdurch entſchied ſich die Sache ſo ſehr zu Gunſten Goethe's, daß ihm erlaubt ward, mit Meiſter Gregorio nach Belieben Ort und Gegend zu beſehen.

Auf fortgeſetzter Seefahrt erquickte er ſich an der Herrlichkeit des Waſſerſpiegels und des daran liegenden Brescianiſchen Ufers, und ſchlug, zu Bartolino gelandet, auf einem Maulthier den Weg nach Verona ein, wo er am 16. September gegen ein Uhr anlangte. Hier verweilte er ein paar Tage und widmete vor Allem dem Amphitheater, dem erſten bedeutenden Monumente des Alterthums, das ihm zu Geſicht kam, große Aufmerkſamkeit. Außerdem beſchäftigten ihn das ſchöne, aber immer geſchloſſene Thor Porta ſtupa oder del Pallio, das Portal des Theatergebäudes, die Antiquitätenſammlung und namentlich die Grabmäler der Alten, an denen er beſonders zu rühmen fand, daß ſie auf eine rührende und herzliche Weiſe das Leben fortführen. „Der Künſtler," ſchrieb er den Freunden in der Heimath, „hat mit mehr oder weniger Geſchick nur die einfache Gegenwart der Menſchen hingeſtellt, ihre Exiſtenz dadurch fortgeſetzt und bleibend gemacht. Sie falten nicht die Hände, ſchauen nicht in den Himmel, ſondern ſie ſind hienieden, was ſie waren und was ſie ſind." Bei der Betrachtung der Gemäldeſammlungen geſtand er ſich aufrichtig, daß er vom Handwerk des Malers wenig verſtehe, und hielt ſich daher an den Gegenſtand und die Behandlung im Allgemeinen. Die Altarblätter der Gallerie St. Giorgio ſchienen ihm durchaus merkwürdig; „aber die unglücklichen Künſtler," ruft er in ſeinen Briefen aus, „was mußten die malen! und für wen! Ein Mannaregen vielleicht 30 Fuß lang und 20 hoch! das Wunder der fünf Brode zum Gegenſtück!" In der Gallerie Gherardini fand er ſchöne Sachen von Orbetto und lernte dieſen Künſtler auf einmal kennen; er freute ſich hiebei, daß ihm jetzt, wo er dem Himmel italieniſcher Kunſt näher trete, auch die Sterne zweiter und dritter Größe zu flimmern begannen, und ſo die Welt

weit und die Kunst reich wurde. Auch die Antikensammlung betrachtete er mit großem Interesse. „Es liegt in meiner Natur," fügte er dem brieflichen Bericht über diese Kunstschätze bei, „das Große und Schöne willig und mit Freuden zu verehren, und diese Anlage an so herrlichen Gegenständen Tag für Tag, Stunde für Stunde auszubilden, ist das seligste aller Gefühle." Dazwischen beobachtete er, auf seinen Wanderungen durch und um die Stadt, Charakter, Lebensweise, Tracht, Gebräuche und Spiele der Bewohner; so war er auch Zeuge eines Ballspiels, worin vier edle Veroneser gegen vier Vicentiner, lauter wohlgewachsene, kräftige junge Leute in kurzer, knapper, weißer Kleidung kämpften; die schönen Stellungen der Ausschlagenden erinnerten an den Borghesischen Fechter.

Durch eine reiche, menschenbelebte Gegend fuhr Goethe am 19. September nach Vicenza, wo er ungefähr eine Woche zubrachte. Hier waren es vorzüglich architektonische Kunstwerke, die ihn beschäftigten, namentlich das Olympische Theater, die Basilika und andere Bauten des Palladio. Der alte Baumeister Scamozzi, den er besuchte, der Herausgeber von Palladio's Gebäuden, gab ihm, über seine Theilnahme vergnügt, förderliche Anleitung. Außerhalb der Stadt ward ein auf freier Höhe gelegenes Prachthaus besucht, die Rotonda genannt, ein mit großem Luxus aufgeführtes Gebäude, von der man eine herrliche Aussicht in die Gegend genoß. Nach dem unweit gelegenen Tiene machte er einen Ausflug, um ein in der Anlage begriffenes Gebäude zu besehen, das nach einem alten Risse errichtet wurde. Die Oper zu Vicenza sprach ihn nur mäßig an und reizte nicht zur Wiederholung des Besuchs. Mit größerm Interesse wohnte er an einem andern Abend einer Versammlung der Akademie der Olympier bei. Eine Gesellschaft der gebildetsten Vicentiner, gegen Fünfhundert an der Zahl, behandelte in Prosa und Versen, oft mit Humor und Witz, die vom Präsidenten für die heutige Sitzung aufgegebene Frage, ob Erfindung oder Nachahmung den schönen Künsten mehr Vortheil gebracht. Das lebendigste Publikum applaudirte und lachte. „Wenn man doch auch," schrieb Goethe darüber an die heimischen Freunde, „vor seiner Nation so stehen und sie persönlich belustigen dürfte! Wir geben unser Bestes Schwarz

auf Weiß; Jeder kauzt sich damit in eine Ecke und knoppert daran, wie er kann." Besonders freute es ihn, daß von seinem verehrten Palladio auch hier jeden Augenblick die Rede war, und der treffliche Mann nach so langer Zeit noch immer als Polarstern und Musterbild von seinen Mitbürgern gepriesen wurde.

In der einfachen Sediola eines Vetturinen fuhr Goethe am 26. September durch eine von Fruchtbarkeit strotzende Gegend nach Padua. Hier interessirten ihn besonders der ungeheure Audienzsaal des Rathhauses, gleichsam ein überwölbter Marktplatz, der als ein „abgeschlossenes Unendliches" ihm eine ganz eigene Empfindung gab, die gleichfalls sehr geräumige Kirche der h. Justina, die Kirche der Eremitaner mit Gemälden von Mantegna, deren Wahrheit und scharfe, sichere Gegenwart ihn in Erstaunen setzten, der große Platz Prato della Valle und das ungeheure Oval, ringsum mit Statuen berühmter Männer besetzt, welche hier gelehrt und gelernt haben. Am angeregtesten fühlte er sich aber in dem schönen botanischen Garten. Indem er dort unter der mannigfaltigen, fremden Vegetation umherwandelte, ward ihm der Gedanke immer lebendiger, ob sich nicht alle Pflanzengestalten vielleicht aus Einer entwickeln ließen. Auf diesem Punkte war er in seinen bisherigen botanischen Forschungen stecken geblieben; und er sah noch nicht, wie er sich herauswirren sollte. Die Breite und Tiefe dieses Geschäftes, das ihn erwartete, schien ihm völlig gleich.

Am 28. September Abends konnte Goethe seinen Freunden berichten, daß nun auch Venedig ihm kein bloßes Wort mehr, nicht mehr der hohle Name sei, der ihn, den Todfeind von Wortschällen, so oft geängstigt hatte. Er war auf der Brenta mit dem öffentlichen Schiffe hieher gefahren, unter Andern von zwei Pilgern aus dem Paderbornischen begleitet, mit denen er sich viel zu schaffen machte. Als sie in die Lagunen einfuhren, rief der Anblick der ersten Gondel einen lang entbehrten freundlichen Jugendeindruck zurück; sie erinnerte ihn an ein Kinderspielzeug, ein vom Vater aus Italien mitgebrachtes, schönes Gondelmodell und begrüßte ihn wie eine alte Bekanntschaft. An den beiden nächsten Tagen eilte er, sich zunächst einen Eindruck des Ganzen zu verschaffen, und warf sich, ohne Führer, nur die Himmelsgegenden merkend, in's Labyrinth der Stadt.

So streifte er, theils die engen Gassen durchwandelnd, theils in einer Gondel durch die Canäle fahrend, bis an die letzte bewohnte Spitze, und merkte sich der Einwohner Betragen, Lebensart und Wesen. Dann verschaffte er sich einen Plan von Venedig und bestieg, nachdem er ihn einigermaßen studirt, den Marcusthurm, wo sich ihm ein entzückendes Schauspiel darbot. Hier sah er auch zum ersten Mal in seinem Leben das Meer. Sodann richtete sich, wie in Vicenza, seine Aufmerksamkeit vor Allem auf merkwürdige Gebäude. Er hatte in den zu Padua angekauften Werken des Palladio gefunden, daß der große Meister für Venedig ein Klostergebäude angegeben, worin er die Privatwohnung der reichen und gastfreien Alten darzustellen gedachte. Es war die sogenannte Carità. Der trefflich gezeichnete Plan hatte Goethe'n ein Wunderwerk erwarten lassen; aber er fand kaum den zehnten Theil vollendet, doch auch diesen seines Genius würdig, eine Vollkommenheit in der Anlage, und eine Genauigkeit in der Ausführung, wie Goethe sie noch nicht kannte. „Jahre lang," schrieb er; „sollte man in Betrachtung so eines Werks zubringen. Mich dünkt, ich habe nichts Höheres, nichts Vollkommeneres gesehen." Eben so bewunderte er die Kirche Il Redentore, gleichfalls ein Werk Palladio's; doch entging ihm, bei aller Verehrung für den Meister, nicht, daß sich an seinen ausgeführten Werken, besonders in den Kirchen, manches Tadelnswürdige neben dem Köstlichen finde. Es war ihm, als ob beim Anblick solcher Mängel der Geist des außerordentlichen Mannes zu ihm spräche: „Das und das habe ich wider Willen gemacht, aber doch gemacht, weil ich unter den gegebenen Umständen, nur auf diese Weise meiner höchsten Idee am nächsten kommen konnte."

Von Gemälden sah er im Palast Pisani Moretta ein köstliches Bild von Paul Veronese, die weibliche Familie des Darius vor Alexander und Hephästion knieend. Seine alte Gabe, die Welt mit den Augen desjenigen Malers zu sehen, dessen Bilder er sich so eben eingedrückt hatte, trat auch hier wieder hervor. Als er bei hohem Sonnenschein durch die Lagunen fuhr, und auf den Gondelrändern die Gondolieri leicht schwebend, buntbekleidet, rudernd betrachtete, wie sie auf der hellgrünen Fläche sich in der blauen Luft zeichneten, so stand das beste frischeste Bild der Venetianischen Schule vor ihm.

Er begriff nun, woher die Klarheit in den Gemälden dieser Schule kam. Das Auge bildet sich nach den Gegenständen, die es von Jugend auf erblickt, und so mußte der Venetianische Maler Alles heller und heiterer sehen als andere Menschen, und daher eine solche Fülle von Licht in seine Bilder tragen.

Im Hause Farsetti fand er eine Sammlung von Abgüssen der besten Antiken, „Werke," wie er an die Freunde schrieb, „an denen sich die Welt Jahrtausende freuen und bilden kann, ohne den Werth des Künstlers durch Gedanken zu erschöpfen." Viele bedeutende Büsten versetzten ihn in die alten, herrlichen Zeiten. Nur fühlte er, wie weit er auch auf diesem Gebiete noch zurück war; doch meinte er, es werde vorwärts gehen, wenigstens wisse er den Weg; Palladio habe ihm denselben, so wunderlich es klinge, auch dazu und zu aller Kunst geöffnet. Ein Stück des Gebälks vom Tempel des Antonius und der Faustina erinnerte ihn an jenes Capitäl des Pantheons zu Mannheim *). „Das ist freilich etwas Anderes," ruft er in seinen Briefen aus, „als unsre kauzenden, auf Kragsteinlein über einander geschichteten Heiligen der gothischen Zierweisen, etwas Anderes, als unsere Tabakspfeifen-Säulen, spitze Thürmlein und Blumenzacken, die ich nun, Gott sei Dank, auf ewig los bin!" So weit war er jetzt von jener Begeisterung für die deutsche Architektur zurückgekommen. Nur im Vorbeigehen, aber doch mit Erstaunen und Erbauung sah er die beiden ungeheuren Löwen vor dem Thore des Arsenals, ein paar antike, in der Kirche der h. Justina eingemauerte Basreliefs und eine kolossale Statue des Marcus Agrippa im Hofe eines Palastes. Die Pferde auf der Marcus-Kirche betrachtete er nicht bloß von unten, sondern auch oben in der Nähe, wo sie ihm zu seiner Verwunderung schwer erschienen, während sie unten vom Platz leicht wie Hirsche aussehen.

Auch an musicalischen und poetischen Kunstgenüssen fehlte es ihm nicht in Venedig. In der Kirche der Mendicanti wohnte er einem Oratorium bei, welches Frauenzimmer mit herrlichen Stimmen hinter einem Gitter aufführten. Minder erfreulich war eine Oper mit Ballet, die er im Theater zu St. Moses hörte. Um so

*) S. Thl. I, S. 312.

mehr ergötzte ihn im Theater St. Lukas eine Komödie, ein extemporirtes Stück in Masken. Er fand, daß auch hier wieder das Volk die Basis bilde, worauf Alles ruhe; die Zuschauer spielten mit, und die Menge verschmolz mit dem Theater in ein Ganzes. Wie sie den Tag über auf dem Platz, am Ufer, in den Gondeln, im Palast, schrieen, ausboten, sangen, fluchten und lärmten, so gingen sie Abends in's Theater und hörten und sahen das Leben ihres Tages, künstlich zusammengestellt, artiger aufgestutzt, durch Masken von der Wirklichkeit abgerückt, durch Sitten genähert, und freuten sich kindisch darüber und schrieen und klatschten und lärmten wieder. Ein gleiches Vergnügen machte ihm an einem andern Abend die Aufführung eines Lustspiels von Goldoni, Le Baruffe Chiozzotte („die Rauf- und Schreihändel von Chiozza," wie er den Titel übersetzt). Die Personen stellten lauter Seeleute, Einwohner von Chiozza, und ihre Weiber, Schwestern und Töchter, dar. Goethe hatte eben den Tag vorher einen Ausflug in die Gegend von Chiozza gemacht, und so gewährte es ihm doppelte Freude, das ihm noch im Ohre wiederhallende Geschrei dieser Leute, ihre Händel, ihre Heftigkeit, Gutmüthigkeit, Plattheit, ihren Witz und Humor, ihre ungezwungenen Manieren so treffend nachgeahmt zu finden. Die Elektra von Crebillon, die er auf dem Theater St. Crisostomo in einer metrischen Uebersetzung aufführen sah, kam ihm abgeschmackt vor. Bei einer neuen italienischen Originaltragödie, worin es wild und grausam herging, ward ihm zuerst klar, wie die Italiener ihre eilfsilbigen Jamben behandeln und declamiren; auch begriff er nunmehr, warum das italienische und griechische Trauerspiel so lange Reden enthält; es leuchtete ihm ein, daß Völker, die im wirklichen Leben viel auf's Reden halten, dergleichen auch auf der Bühne lieben müssen; zumal wenn bei ihnen Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen herrscht.

Die juridische Beredtsamkeit der Venetianer lernte Goethe in einer Probe kennen, die ihm ganz wieder den Eindruck einer Komödie machte. Im herzoglichen Palaste hörte er eine Rechtssache öffentlich verhandeln, ein Fideicommiß betreffend, wobei die Klage gegen den Dogen selbst, oder vielmehr gegen seine Gemahlin ging, welche denn auch in Person, in ihren Zendal gehüllt, auf dem Bänkchen

saß. Der Saal war von Zuschauern gedrängt voll. Der eine Advocat glich vollkommen einem übertriebenen Buffo in Gestalt, Beweglichkeit, Stimme und Gesticulation, und ließ es nicht an wahrscheinlich vorbereiteten Scherzen fehlen, die ein unendliches Gelächter veranlaßten. Dennoch gefiel das Ganze Goethe'n weit besser, als die deutschen „Stuben- und Canzlei-Hockereien". Ein paar Redner anderer Art, aus der geringen Classe, hörte er auf einem Uferdamm, im Angesicht des Wassers, einem aufmerksamen ernsten Kreise von Zuhörern Geschichten erzählen. Goethe gedenkt eines solchen zerlumpten Rhapsoden in seiner ersten Epistel *). Alle öffentlichen Redner aber, die er in Venedig kennen lernte, darunter auch ein paar Kanzelredner, hatten etwas Gemeinsames, Leidenschaftliches im Sprechen, und Entschiedenes, Präcises in den Geberden.

Einen andern Genuß mußte Goethe sich, weil er nur selten vorkam, besonders bestellen; es war der berühmte Gesang der Schiffer, die den Tasso und Ariost auf ihre eigenen Melodieen vortragen. Bei Mondenschein bestieg er eine Gondel, worin der eine Sänger vorn, der andere hinten Platz nahm. Sie begannen ihr Lied und sangen abwechselnd Vers für Vers. Aber der eigentliche Sinn dieses Gesanges ward ihm erst aufgeschlossen, als sie am Ufer der Giudecca ausstiegen und sich am Canal hin theilten. Indem er jetzt zwischen den entfernten Sängern in der Mitte auf und ab wandelte, erkannte er, daß es Gesang eines Einsamen in die Weite sei, damit ein Anderer, Gleichgestimmter, höre und antworte. Die fernen Stimmen klangen ihm höchst sonderbar, „wie eine Klage ohne Trauer;" er fühlte sich bis zu Thränen gerührt.

Auch für seine Naturforschung blieb der Aufenthalt zu Venedig nicht nutzlos. Auf dem Fischmarkte beobachtete er mit großem Vergnügen die mannigfachen Seeprodukte; am Meere selbst studirte er den gemeinsamen Charakter der Seepflanzen und die Wirthschaft der Seeschnecken, Patellen und Taschenkrebse. Das Arsenal, obwohl in der Abnahme begriffen, war für ihn noch immer interessant genug, da er bis dahin noch nichts vom Seewesen kannte. Er bestieg ein Kriegsschiff, dessen Gerippe fertig stand, und stellte seine stillen

*) Goethe's W. I, 267. (Ausg. in 40 B.)

Betrachtungen über das Wachsthum der herrlichen Eichen aus Istrien an, die hier verarbeitet wurden. „Ich kann nicht genug sagen," schrieb er darüber an seine Freunde, „was meine sauer erworbene Kenntniß natürlicher Dinge mir überall hilft, um mir das Verfahren der Künstler und Handwerker zu erklären; so ist mir die Kenntniß der Gebirge und des daraus gewonnenen Gesteins ein großer Vorsprung in der Kunst."

Nach einem stark zweiwöchentlichen Aufenthalte schickte sich Goethe zur Weiterreise an. Groß war die Einwirkung der Reise, die er jetzt schon in sich gewahrte. „Könnte ich nur den Freunden," schrieb er, „einen Hauch dieser leichtern Existenz hinübersenden! Jawohl ist dem Italiener das Ultramontane eine dunkle Vorstellung; auch mir kommt das Jenseits der Alpen nun düster vor; doch winken freundliche Gestalten immer aus dem Nebel. Nur das Klima würde mich reizen, diese Gegenden jenen vorzuziehen; denn Geburt und Gewohnheit sind mächtige Fesseln. Ich möchte hier nicht leben, wie überall an keinem Orte, wo ich unbeschäftigt wäre; jetzt macht mir das Neue unendlich viel zu schaffen. Die Baukunst steigt wie ein alter Geist aus dem Grabe hervor; sie heißt mich ihre Lehren, wie die Regeln einer ausgestorbenen Sprache studiren, nicht um sie auszuüben, oder mich in ihr lebendig zu erfreuen, sondern nur um die ehrwürdige, für ewig abgeschiedene Existenz der vergangenen Zeitalter in einem stillen Gemüthe zu verehren." Da Palladio Alles auf Vitruv bezieht, so begann er die Lectüre desselben, obwohl nicht ohne Schwierigkeit. Er las das Buch, wie er in seinem Briefe sagt, mehr aus Andacht, als zur Belehrung. „Gott sei Dank," fügt er dieser Nachricht hinzu, „wie mir Alles wieder lieb wird, was mir von Jugend auf werth war! Wie glücklich befinde ich mich, daß ich den alten Schriftstellern wieder näher zu treten wagen darf!"

In der Nacht des 14. Octobers brach Goethe mit dem Courierschiffe nach Ferrara auf, wo er am 16. früh Morgens anlangte. Die große und schöne, aber entvölkerte und flach gelegene Stadt fesselte ihn nicht lange; er eilte schon am nächsten Tage nach Cento, der Vaterstadt Guercino's. Seiner Gewohnheit nach bestieg er hier sogleich den Thurm und sah, über eine große und reiche Ebene hin-

weg, in der Ferne zum erstenmal die Apenninen. Dann widmete er die Zeit bis zur Nacht der Betrachtung von Bildern Guercino's, dessen Name im Munde von Jung und Alt fortlebte. Am 18. October wollte er auf dem Wege nach Bologna seine Arbeit an der Iphigenie fortsetzen; da führte ihn der Geist auf ein neues dramatisches Sujet, *Iphigenie in Delphi*, dessen Stoff aus Hygin (Fab. 122.) entnommen ist. Die Grundzüge des Plans gestalteten sich in folgender Weise: Elektra, in gewisser Hoffnung, daß Orest das Bild der Taurischen Diana nach Delphi bringen werde, erscheint im Tempel des Apoll, und widmet die grausame Axt, die so viel Unheil in Pelops' Hause angerichtet, als schließliches Sühnopfer dem Gotte. Zu ihr tritt leider einer der Griechen und erzählt, wie er Orest und Pylades nach Tauris begleitet, die beiden Freunde zum Tode habe führen sehen und sich glücklich gerettet. Die leidenschaftliche Elektra kennt sich selbst nicht, und weiß nicht, ob sie gegen Götter oder Menschen ihre Wuth richten soll. Indessen sind Iphigenie, Orest und Pylades gleichfalls zu Delphi angekommen. Iphigenien's heilige Ruhe contrastirt gar merkwürdig mit Elektren's irdischer Leidenschaft, als sie wechselseitig unerkannt zusammentreffen. Der entflohene Grieche erblickt Iphigenien, erkennt die Priesterin, welche die Freunde geopfert, und entdeckt es Elektren. Diese ist im Begriff, mit demselben Beil, welches sie dem Alten wieder entreißt, Iphigenien zu ermorden, als eine glückliche Wendung dieses letzte schreckliche Uebel von den Geschwistern abwendet. Goethe meinte, wenn diese Scene gelänge, so sei nicht leicht etwas Größeres und Rührenderes auf dem Theater gesehen worden. „Wo soll man aber," fügt er hinzu, „Hände und Zeit hernehmen, wenn auch der Geist willig wäre!" Leider ist der Gedanke unausgeführt geblieben, vielleicht auch deßhalb, weil er ihn voreilig den Freunden mitgetheilt *).

In Bologna jagte ihn am ersten Tage der Lohnbediente durch

*) K. L. Kannegießer hat darnach mit geringen Abweichungen vom Plane (Leipzig, 1843) eine Iphigenia in Delphi in drei Acten (nebst einem Vorspiel „Iphigenien's Heimkehr" und einem Nachspiel „Iphigenien's Tod") gedichtet, welche von tiefem Eindringen in Goethe's Geist zeugt.

so viele Paläste und Kirchen, daß er kaum im Volkmann, seinem Reiseführer durch Italien, anzeichnen konnte, wo er überall gewesen war. Ein fesselnder Glanzpunkt in der Reihe der Bilder, woran er vorüberrannte, war die Cäcilia von Raphael. Ihre Betrachtung gereichte ihm zu innerster Beruhigung, und regte zugleich, indem er damit in Gedanken die bereits gesehenen Werke älterer Meister verglich, ein historisches Interesse an. Er erkannte, was Raphael diesen verdankte; „sie legten die breiten Fundamente emsig, ja ängstlich, und bauten mit einander wetteifernd die Pyramide stufenweis in die Höhe, bis er zuletzt, von allen diesen Vortheilen unterstützt, von dem himmlischen Genius erleuchtet, den letzten Stein des Gipfels aufsetzte, über und neben dem kein anderer stehen kann." Den folgenden Tag traten ihm wieder neue Gestirne am Himmel der italienischen Kunst hervor, die er nicht berechnen konnte, und die ihn irre machten; die Carracci, Guido, Dominichin, in einer späteren, glücklicheren Kunstzeit aufgegangen. Ein großes Hinderniß der reinen Betrachtung und der unmittelbaren Einsicht däuchten ihm „die meist unsinnigen" Gegenstände der Bilder, über die er sich fort und fort ereiferte. „Entweder Missethäter oder Verzückte," schrieb er in die Heimath, „Verbrecher oder Narren, wo denn der Maler, um sich zu retten, einen nackten Kerl, eine hübsche Zuschauerin herbeischleppt, allenfalls seine geistlichen Helden als Gliedermänner tractirt und ihnen recht schöne Faltenmäntel überwirft. Da ist Nichts, was einen menschlichen Begriff gäbe!" Aber es ging ihm doch mitunter, „wie Bileam, dem confusen Propheten, welcher segnete, da er zu fluchen gedachte;" er verzieh den unleidlichen Gegenstand und freute sich an der himmlisch schönen Ausführung. Und traf er dazwischen gar auf eine Arbeit von Raphael, so fühlte er sich gleich vollkommen geheilt und befriedigt. So fand er eine heilige Agathe, welcher der Künstler eine gesunde, sichere Jungfräulichkeit, doch ohne Kälte und Rohheit gegeben hatte. Er prägte sich die Gestalt ein, indem er sich vornahm, ihr im Geiste seine Iphigenie vorzulesen und seine Heldin Nichts sagen zu lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte.

Wie er sich jetzt den Bergen näherte, fühlte er sich auch schon wieder vom Gestein angezogen. Er kam sich, „wie ein Antäus vor,

der sich immer neu gestärkt fühlt, je kräftiger man ihn mit seiner Mutter Erde in Berührung bringt." Da er wußte, daß in der Nähe, zu Paderno, der sogenannte Bologneser Schwerspath gefunden wird, machte er einen Ausritt dorthin, stellte auf dem Wege manche mineralogische und geognostische Beobachtungen an, und kehrte mit einem Achtelscentner des Schwerspaths belastet zurück. Er hätte gern sich noch in weitere Untersuchungen eingelassen; aber er fühlte sich unwiderstehlich vorwärts gezogen. So ließ er sich denn am 21. und 22. October in der leidigen Sedia eines Vetturinen durch die Apenninen schleppen, und sah den 23. früh, aus dem Gebirge hervorkommend, Florenz vor sich liegen. Seine Reiseberichte aus den Apenninen sind ziemlich dürftig; die schlechten Herbergen erschwerten das Schreiben; auch fing es ihm an, „ein Bißchen verworren zu werden;" seit dem Abschied von Venedig wollte sich der Reiserocken nicht mehr so schön und glatt abspinnen, ohne Zweifel weil die mit der Nähe wachsende Anziehungskraft Roms das Gemüth verwirrte.

Florenz durchlief er eiligst, und besah flüchtig den Dom, das Baptisterium, den Garten Boboli; er hatte keine Ruhe, um in der neuen Welt, die sich ihm hier aufthat, zu verweilen. Im Fluge nur machte er wenige Beobachtungen über den trefflichen Anbau des Landes und das schöne, grandiose Ansehen der öffentlichen Werke, Wege, Brücken Toscana's. Der fernere Weg ging über Perugia, wo er sich an der Lage der Stadt und dem Anblick des Sees erfreute, auf Foligno zu. Bei Madonna del Angelo stieg er aus und schlug, während der Vetturin die Straße nach Foligno verfolgte, den Weg nach Assisi ein. Aus Palladio und Volkmann wußte er, daß hier ein köstlicher Tempel der Minerva aus den Zeiten des Augustus noch vollkommen erhalten stehe. Es war das erste vollständige Denkmal des Alterthums, das er erblickte, ein bescheidener Tempel, aber so schön gedacht, so vollkommen ausgeführt, so herrlich gelegen, daß Goethe sich fast nicht trennen konnte. „Was sich durch die Beschauung dieses Werkes in mir entwickelt," schrieb er, „ist nicht auszusprechen und wird ewige Früchte tragen." In Foligno mußte er in einer völlig Homerischen Haushaltung vorlieb nehmen und hatte wieder, wie auf den Apenninen, Gelegenheit, den unerhör-

ten Leichtsinn der Italiener kennen zu lernen, der sie in guter Jahreszeit nicht an den Winter denken läßt. Aber weit entfernt, darüber zu jammern, schrieb er: „Ich habe Nichts gewollt, als das Land sehen, auf welche Kosten es sei; und wenn sie mich auf Ixion's Rad nach Rom schleppen, so will ich mich nicht beklagen."

Auf dem weitern Wege bis Rom, wo er Ende Octobers anlangte, war der bedeutendste Punkt für ihn Spoleto mit seiner Wasserleitung, zugleich Brücke von einem Berge zu einem andern. „Das ist nun das dritte Werk der Alten," schrieb er, „das ich sehe, und immer derselbe große Sinn! Eine zweite Natur, die zu bürgerlichen Zwecken handelt, das ist ihre Baukunst; so steht das Amphitheater, der Tempel, der Aquäduct. Nun fühle ich erst, wie mir mit Recht alle Willkürlichkeiten verhaßt waren, z. B. der Winterkasten auf dem Weißenstein, ein Nichts um Nichts, ein ungeheurer Confectaufsatz, und so mit tausend andern Dingen. Das steht nun alles todtgeboren da; denn was nicht eine wahre innere Existenz hat, hat kein Leben und kann nicht groß sein und nicht groß werden."

Am 1. November kündigte er den Freunden in der Heimath seine Ankunft in der Hauptstadt der Welt durch ein paar Briefe an, aus denen ein seliger Frieden wiederstrahlt. Die hochaufgeregte Begierde, die ihn unterwegs rastlos fortgetrieben hatte, legte sich endlich, als er unter der Porta del Popolo sich gewiß war, Rom zu haben. „Nun bin ich hier und ruhig," schrieb er, „und wie es scheint, auf mein ganzes Leben beruhigt. Denn es geht, man darf wohl sagen, ein neues Leben an, wenn man das Ganze mit Augen sieht, das man theilweise in- und auswendig kennt. Alle Träume meiner Jugend sehe ich nun lebendig, die ersten Kupferbilder, deren ich mich erinnere (die Prospecte von Rom im Vorsaal des Vaterhauses), sehe ich nun in Wahrheit, und Alles, was ich in Gemälden und Zeichnungen, Kupfern und Holzschnitten, in Gyps und Kork schon lange gekannt, steht nun beisammen vor mir; wohin ich gehe, finde ich eine alte Bekanntschaft in einer neuen Welt; es ist Alles, wie ich mir's dachte, und Alles neu. Eben so kann ich von meinen Betrachtungen, von meinen Ideen sagen. Ich habe keinen ganz neuen Gedanken gehabt, Nichts ganz fremd gefunden, aber die alten sind so

bestimmt, so lebendig, so zusammenhängend geworden, daß sie für neu gelten können."

Er fand auch sogleich, daß es ihm moralisch heilsam sei, unter einem ganz sinnlichen Volke zu leben, unter Naturmenschen, wie es in einer andern Stelle heißt, die unter der Pracht und Würde der Religion und Künste nicht ein Haar anders sind, als sie in Höhlen und Wäldern auch sein würden. Indeß war es weniger die Nation, weniger das neue als das alte, wenn auch aus Trümmern erst zu enträthselnde Rom, wonach er begierig war. Schon gleich am Allerseelentage hatte er Gelegenheit, Rom, als die Hauptstadt der katholischen Welt anzuschauen, er sah den Papst in seiner Hauscapelle auf dem Quirinal, von Cardinälen umgeben, in einem prächtigen Seelenamte. Beim Anblick des heiligen Vaters, einer schönen würdigen Männergestalt, ergriff ihn ein wunderbares Verlangen, das Oberhaupt der Kirche möge den goldenen Mund aufthun, und von dem unaussprechlichen Heile der seligen Seelen mit Entzücken sprechend, auch die Hörer in Entzücken versetzen. Da er ihn aber, statt dessen, vor dem Altare sich hin und her bewegen sah, bald nach dieser bald nach jener Seite sich drehend und Gebete murmelnd, da regte sich in ihm „die protestantische Erbsünde," und er wandte sich von dem Anblick der Prunkscene zur Betrachtung der benachbarten Kunstwerke hinweg *).

Ein Führer von unschätzbarem Werth bei diesen Kunstwanderungen durch Rom war ihm der Maler Johann Heinrich Wilhelm Tischbein (geb. 1751 zu Hayna in Hessen). Unser Dichter hatte mit ihm schon früher durch Briefwechsel in einem guten Verhältniß gestanden; doch knüpfte sich erst jetzt in Rom eine recht nahe Verbindung an. „Ich werde nie," schrieb Goethe über ihn aus Rom, „und wenn auch mein Schicksal wäre, das schöne Land zum zweiten Male zu besuchen, so viel in kurzer Zeit lernen können, als jetzt in Gesellschaft dieses ausgebildeten, erfahrenen, feinen, richtigen, mir mit Leibe und Seele anhängenden Mannes." Wie umgekehrt

*) Und doch verbreitete sich in Deutschland das Gerücht, Goethe sei in Rom katholisch geworden. (Jacobi's auserles. Briefwechsel I, 430.)

Tischbein über Goethe urtheilte, zeigt ein Brief an Lavater vom 9. December 1786: „Goethe war mir durch Sie und seine andern Freunde schon ziemlich bekannt, durch die vielen Beschreibungen, welche ich von ihm hörte, und habe ihn eben so gefunden, wie ich mir ihn dachte. Nur die große Gesetztheit und Ruhe hätte ich mir in dem lebhaften Empfinder nicht denken können, und daß er sich in allen Fällen so bekannt und zu Hause findet. Was mich noch so sehr an ihm freut, ist sein einfaches Leben. Er begehrte von mir ein kleines Stübchen, wo er schlafen und ungehindert arbeiten könnte, und ein ganz einfaches Essen, das ich ihm denn leicht verschaffen konnte, weil er mit so Wenigem begnügt ist. Da sitzet er nun jetzo, und arbeitet des Morgens an seiner Iphigenie bis neun Uhr, dann geht er aus und sieht die großen hiesigen Kunstwerke. Man wollte ihm eine Ehre anthun, was man den großen Dichtern, die vor ihm hier waren, angethan hat; er verbat sich es aber, und schützte den Zeitverlust vor, und wandte auf eine höfliche Art den Schein der Eitelkeit von sich ab, das ihm gewiß eben so viel Ehre macht, als wenn er wirklich auf dem Capitol wäre gekrönt worden. Ich freue mich, daß ich jetzo lebe, des Goethe und Lavater's wegen."

Was ein besonders starkes Band zwischen Tischbein und Goethe bilden mußte, war der Umstand, daß Jener in seiner Thätigkeit als bildender Künstler fortwährend zur Poesie hinneigte, so wie umgekehrt Goethe aus dem Kreise seines dichterischen Schaffens stets liebend und sehnsüchtig nach dem Gebiete der bildenden Kunst hinüber blickte. So begegneten beide Männer sich auf halbem Wege und förderten und ermunterten sich wechselseitig. Tischbein trug sich um diese Zeit mit allerlei idyllischen Gedanken, und zwar waren die Gegenstände, die er zu bearbeiten wünschte, von der Art, daß weder bildende noch dichtende Kunst, jede für sich allein, zur Darstellung hinreichte. Ehe er nach Italien gekommen war, hatte er in der Schweiz einige Zeit bei Bodmer zugebracht, und hier waren seine Gedanken auf die Urzeiten des menschlichen Geschlechts geführt worden. Er hatte eine ganze Reihe Bilder zur Darstellung jener Geschichtsepoche theils skizzirt, theils projectirt, die er nun von Goethe durch ein Gedicht verknüpft wünschte. Diesem gefiel der ganze Plan so gut, daß er auf die gemeinsame Arbeit eingegangen sein

würde, wenn ihm nicht ohnedieß Italien so viel zu thun gegeben hätte *).

Eben deßhalb aber, weil so mancherlei innere Anforderungen sich um Goethe stritten, suchte er sich vor den äußeren der Gesellschaft durch ein gewisses Incognito zu retten. Schon in München hatte er sich für einen Andern ausgegeben, zu großem Gewinn für eine ungehemmte Fortsetzung der Reise. In Italien trat er unter dem Namen Möller auf und galt bei Vielen für einen reisenden Kaufmann **). Diejenigen, die ihn kannten, verpflichteten sich, zu ignoriren, wer er sei; und da so nicht leicht Jemand mit ihm von ihm selbst reden durfte, so entsprang ihm daraus der Vortheil, daß die Menschen entweder von sich selbst oder von den Gegenständen, die sie interessirten, mit ihm sprachen, und dadurch seine Kenntnisse förderten, während er der Unbequemlichkeit überhoben war, von sich und seinen Arbeiten Rechenschaft geben zu müssen. Es wurden zwar manche Versuche gemacht, ihn aus seinem Dunkel herauszuziehen; allein er ließ sich nicht irren, denn er merkte bei Zeiten, daß es zu den Füßen der Herrscherin der Welt allerlei kleine Cirkel und Coterieen mit allerlei Cabalen und Leidenschaften gab, die ihn gern als Instrument zur Verstärkung ihrer Partei gebraucht hätten. Nur bisweilen zeigte er sich nachgiebiger, z. B. gegen den Fürsten von Liechtenstein, den Bruder der ihm befreundeten Gräfin Harrach, in dessen Gesellschaftscirkel er den Dichter Abbate Monti kennen lernte. Auch konnte er es nicht umgehen, ein Mitglied der Arcadia zu werden. Er schreibt darüber an Friedrich von Stein: „Ferner muß ich dir erzählen, daß ich zum Pastore dell Arcadia bin ausgerufen worden, als ich heut' (den 4. Jan. 1787) in diese Gesellschaft kam. Vergebens habe ich diese Ehre abzulehnen gesucht, weil ich mich nicht öffentlich bekennen will. Ich mußte mir gar schöne Sachen vorlesen lassen, und ich erhielt den Namen Megalio per causa

*) S. einen Brief Tischbein's an Merck vom 10. October 1787 (Briefe an Merck, herausgegeben von Wagner), woraus man sieht, daß Tischbein selbst einen Text zu seinen Zeichnungen gedichtet. Vergl. ferner „Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder ꝛc.," herausgeg. v. Wagner, S. 271 ff.

**) Riemer, Mittheilungen I, 245.

della grandezza oder grandiosita delle mie opere, wie sich die Herren auszudrücken beliebten*). Wenn ich das Sonett, das zu meiner Ehre auch verlesen wurde, erhalte, so schicke ich Dir's."

Vor der Wiederholung solcher Ovationen wußte er sich aber zu hüten und widmete sich dafür mit Tischbein der Betrachtung der herrlichen Kunstschätze Roms. Hatten ihn auf der bisherigen Reise durch Italien vorzüglich die Werke der Architektur beschäftigt, so begann er nunmehr auch an Gemälden ein stärkeres Interesse zu nehmen und sich darüber ein kühneres, freieres Urtheil zuzutrauen. Schon in den ersten Tagen seiner Anwesenheit zu Rom weidete er sich an Bildern von Titian, Guido u. A., ohne jene Klagen über die christlichen Gemäldestoffe wieder laut werden zu lassen. Bald lernte er auch die Logen von Raphael und die großen Gemälde der Schule von Athen kennen; aber es war ihm, als wenn er den Homer aus einer zum Theil verloschenen, beschädigten Handschrift studiren sollte. Das Vergnügen des ersten Eindrucks war unvollkommen, und erst mit anhaltendem Schauen und Studiren wuchs der Genuß. Hoch beglückt berichtete er am 17. November, daß er die Frescogemälde von Dominichin in Andrea della Valle und die Farnesische Gallerie von Carraccio gesehen. Aber noch größer war sein Entzücken, als er in der Sixtinischen Capelle das jüngste Gericht und die mannigfaltigen Deckengemälde von Michel Angelo kennen lernte. Er war in dem Augenblicke für ihn so eingenommen, von den großen Formen und der herrlichen Vollendung aller Theile war sein Auge so ausgeweitet und verwöhnt, daß ihm darnach der erneuerte Anblick der Logen Raphael's, ja selbst die Natur nicht schmecken wollte.

Eine ähnliche Erfahrung machte er beim Pantheon; auch dieses riß eine Zeit seine Theilnahme ausschließend an sich. In St. Peter lernte er begreifen, wie die Kunst sowohl als die Natur alle

*) Vergl. Goethe's W., Bd. 23, S. 187: „Ich habe Fritzen scherzend von meiner Aufnahme in der Arcadia geschrieben; es ist auch nur darüber zu scherzen, denn das Institut ist zu einer Armseligkeit zusammengeschwunden." — Im zweiten Theile seiner italienischen Reise verlegt Goethe irrthümlich diese Aufnahme in den Anfang des Jahres 1788 (Bd. 24, S. 203 ff. der Ausg. in 40 Bdn.).

Maßvergleichung aufheben kann. Er bestieg auch das Dach der Kirche und fand hier das Bild einer wohlgebauten Stadt im Kleinen: Häuser und Magazine, Brunnen (dem Ansehen nach), Kirchen und einen großen Tempel, Alles in der Luft und dazwischen Spaziergänge. Von der Kuppel herab sah er ein unvergleichliches Panorama ausgebreitet: die hell-heitere Gegend der Apenninen, den Berg Soracte, nach Tivoli hin die vulcanischen Hügel, Frascati, Castelgandolfo und die Plaine und weiter das Meer; nahe vor sich die ganze Stadt Rom in ihrer Breite und Weite mit ihren Bergpalästen, Kuppeln u. s. w. Nachdem er das Coliseo angeschaut, erschien ihm wieder alles Andere klein. „Es ist so groß," schrieb er, „daß man das Bild nicht in der Seele behalten kann; man erinnert sich dessen nur kleiner wieder, und kehrt man dahin zurück, so kommt es Einem auf's Neue größer vor."

Der Apoll von Belvedere entrückte ihn ganz der Wirklichkeit, und er überzeugte sich hier, daß, wie von jenen Gebäuden die richtigsten Zeichnungen keinen Begriff geben, so die schönsten Gypsabgüsse dem Original unendlich nachstehen. „Der Marmor ist ein seltsames Material," schrieb er, „deßwegen ist Apoll von Belvedere im Urbilde so grenzenlos erfreulich, denn der höchste Hauch des lebendigen, jünglingsfreien, ewig jungen Wesens verschwindet gleich im besten Gypsabguß."

Das Interessanteste für uns ist, die Wirkung all' dieser Eindrücke in seinem Innern zu verfolgen. Schon nach zehntägigem Aufenthalte in Rom schrieb er: „Ich lebe nun hier mit einer Klarheit und Ruhe, von der ich lange kein Gefühl hatte. Meine Uebung, alle Dinge, wie sie sind, zu sehen und abzulesen, meine Treue das Auge Licht sein zu lassen, meine völlige Entäußerung von aller Prätention kommen mir einmal wieder recht zu statten und machen mich im Stillen höchst glücklich." ... „Ich entdecke in mir ein Gefühl," heißt es in demselben Briefe, „das mich unendlich freut, ja das ich sogar auszusprechen wage. Wer sich mit Ernst hier umsieht und Augen hat zu sehen, muß solid werden; er muß einen Begriff von Solidität fassen, der ihm nie so lebendig ward. Der Geist wird zur Tüchtigkeit gestempelt, gelangt zu einem Ernst ohne Trockenheit, zu einem gesetzten Wesen mit Freude. Mir wenigstens ist es, als wenn

ich die Dinge dieser Welt nie so richtig geschätzt hätte, als hier. Ich freue mich der gesegneten Folgen auf mein ganzes Leben." Etwa sechs Wochen später (den 20. December) schrieb er: „Die Wiedergeburt, die mich von innen heraus umarbeitet, wirkt immer fort. Ich dachte wohl hier was Rechtes zu lernen; daß ich aber so weit in der Schule zurückgehen, daß ich so viel verlernen, ja durchaus umlernen müßte, dachte ich nicht; nun bin ich aber einmal überzeugt, und habe mich ganz hingegeben, und je mehr ich mich selbst verleugnen muß, desto mehr freut es mich. Ich bin wie ein Baumeister, der einen Thurm aufführen wollte und ein schlechtes Fundament gelegt hatte; er wird es noch bei Zeiten gewahr und bricht gern wieder ab, was er schon aus der Erde gebracht hat; seinen Grundriß sucht er zu erweitern, zu veredeln, sich seines Grundes mehr zu versichern, und freut sich schon im Voraus der gewissen Festigkeit des künftigen Baues. Gebe der Himmel, daß bei meiner Rückkehr auch die moralischen Folgen an mir zu fühlen sein möchten, die mir das Leben in einer weitern Welt gebracht hat. Ja, es ist mit dem Kunstsinn auch zugleich der sittliche, welcher große Erneuerung leidet."

Merkwürdiger Weise schien sich ihm auch der Sinn für Geschichte in Rom aufschließen zu wollen. Schon auf der Fahrt dahin begriff er nicht, wie ihm beim Anblick der classischen Localitäten geschah; er fühlte die größte Sehnsucht, den Tacitus in Rom zu lesen. Von dort aus schrieb er am 3. December: „Auch die römischen Alterthümer fangen mich an zu freuen. Geschichte, Inschriften, Münzen, von denen ich sonst Nichts wissen mochte, Alles drängt sich heran." In einem Briefe vom 29. December heißt es: „Von hier aus lies't sich Geschichte ganz anders, als an jedem Orte der Welt. Anderwärts lies't man von Außen hinein, hier glaubt man von Innen hinaus zu lesen; es lagert sich Alles um uns her und geht wieder aus von uns. Und das gilt nicht allein von der römischen Geschichte, sondern von der ganzen Weltgeschichte. Kann ich doch von hier aus die Eroberer bis an die Weser und bis an den Euphrat begleiten, oder wenn ich ein Maulaffe sein will, die zurückkehrenden Triumphatoren in der heiligen Straße erwarten; indessen habe ich mich von Korn- und Geldspenden genährt, und nehme behaglich Theil an aller dieser Herrlichkeit." Aber dieses geschichtliche Interesse war doch nur vorübergehend und mußte bald wieder andern, die ihn seit Langem tiefer und nachhaltiger bewegten, den Platz räumen.

Für seine botanischen Speculationen fand er mitten im Winter in dem warmen Lande Stoff. Zu Anfange des Decembers zeigten sich ihm in den Gartenpartieen einiger Villen, die er besuchte, die Wiesenflächen ganz mit Maßlieben übersäet, welche ihre Köpfchen nach der Sonne hinwandten, blühende Erdbeerbäume, Orangenbäume, mit ganz und halb reifen Früchten und mit Blüthen bedeckt. In der Mitte des Februars begann Alles zu grünen; es drangen Blumen aus der Erde, Blüthen aus den Bäumen, die er noch nicht kannte. „Meine botanischen Grillen," schrieb er damals, „bekräftigen sich an allem diesem, und ich bin auf dem Wege, neue schöne Verhältnisse zu entdecken, wie die Natur, ein Ungeheures, das wie Nichts aussieht, aus dem Einfachsten das Mannigfaltigste entwickelt." Auf einen andern Zweig der Naturwissenschaft, der ihn schon früher ernsthaft beschäftigt hatte, die Anatomie, ward er in Rom durch die Betrachtung der Statuen hingewiesen, aber in einem andern, höhern Sinne. Kam es bei jener medicinisch-chirurgischen Anatomie mehr darauf an, den Theil kennen zu lernen, wozu auch allenfalls ein kümmerlicher Muskel genügte, so wollten dagegen hier für künstlerische Zwecke die Theile Nichts heißen, wenn sie nicht zugleich eine edle, schöne Form darboten. Zu großer Belehrung fand er nun im Lazareth San Spirito den Künstlern zu Lieb einen herrlichen Muskelkörper dergestalt bereitet, daß ihn die Schönheit „dieses geschundenen Halbgottes, dieses Marsyas" in Verwunderung setzte. So pflegte er auch in Rom, nach Anleitung der Alten, das Skelett nicht als eine künstlich zusammengereihte Knochenmaske zu studiren, sondern zugleich mit den Bändern, wodurch es schon Leben und Bewegung erhielt.

Zu all' diesen Beschäftigungen kam nun, bis in den Anfang des Januars 1787, noch eine poetische Bürde hinzu; es war seine griechische Reisegefährtin, das „Schmerzenskind" Iphigenie. Erst am 6. Januar konnte er seinen Freunden melden, daß er das Drama fertig, d. h. in zwei ziemlich gleichlautenden Exemplaren vor sich auf dem Tische liegen habe. Die ersten Linien der neuen Bear-

beitung zog er am Garda-See, als der gewaltige Mittagswind die Wellen an's Ufer trieb, wo er wenigstens so allein war, wie seine Heldin am Gestade von Tauris. In Verona, Vicenza und Padua ward die Arbeit fortgesetzt, am fleißigsten aber in Venedig, gerieth sodann durch Iphigenie in Delphi in's Stocken, wurde indeß in Rom wieder aufgenommen und mit ziemlicher Stetigkeit zu Ende geführt. Abends beim Schlafengehen bereitete er sich auf's morgige Pensum, welches er dann sogleich beim Erwachen angriff. Sein Verfahren dabei war ganz einfach: er schrieb das Stück ruhig ab und ließ es Zeile vor Zeile, Period vor Period erklingen. Zu dieser Uebertragung des Drama's in Jamben gesteht er durch Moritzen's Prosodie ermuthigt worden zu sein. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß er den Verfasser selbst gegen Ende Novembers in Rom kennen lernte und zu ihm, als einem „reinen, trefflichen Manne" große Zuneigung gewann *). Auf einer Spazierfahrt, die sie bald nachher zusammen an's Meer machten, brach Moritz den Arm, und nun verlebte Goethe über einen Monat lang viele Stunden bei dem Leidenden als „Wärter, Beichtvater, Vertrauter, Finanzminister und geheimer Secretair." Während dieses Umganges ward er über Moritzens Ansichten vollends aufgeklärt und befreundete sich namentlich mit seiner Lehre, daß es in Beziehung auf Länge und Kürze „eine gewisse Rangordnung der Silben gebe, und daß die dem Sinne nach bedeutendere gegen eine weniger bedeutende lang sei und diese kurz mache, dagegen aber auch wieder kurz werden könne, wenn sie in die Nähe einer andern geräth, welche mehr Geistesgewicht hat." Goethe zog diese Maxime bei seiner Arbeit öfters zu Rathe und fand sie mit seiner Empfindung übereinstimmend. Als er mit der Umformung zu Ende war, las er sie ein paar Male in einem Kreise junger deutscher Künstler vor und entdeckte hier manche

*) Ueber Moritz und sein Verhältniß zu Goethe vergl. Wilib. Alexis in Prutz' literarhistor. Taschenbuch, 1847, S. 3—71; „Reisen eines Deutschen in Italien in den Jahren 1786—1788, in Briefen von K. Ph. Moritz" I, 148, III, 253; Büsching's „Erinnerungen aus den zehn letzten Lebensjahren meines Freundes Anton Reiser" S. 51 ff.

Stelle, die ihm gelenker aus dem Munde ging, als sie auf dem Papiere stand, und demgemäß nachträglich verbessert wurde.

Goethe war schon zu Anfange des Jahres 1787 ziemlich entschlossen, nur bis nach dem Carneval in Rom zu bleiben, und sodann mit Tischbein nach Neapel zu reisen. Er gedachte vor Ostern wieder in Rom zurück zu sein, hier den Sommer zuzubringen und etwa im September einen Ausflug nach Sicilien zu unternehmen. In allen diesen Planen wurde er durch die Nachricht von einem Unfall irre gemacht, welcher den Herzog getroffen. Er wäre jetzt am liebsten sogleich nach Ostern wieder in die Heimath zurückgekehrt. Aber freundliche Stimmen dorther, die ihn ermahnten nicht zu eilen, damit er um so reicher nach Hause käme, ein gütiger Brief des Herzogs, der ihn auf unbestimmte Zeit von seinen Pflichten entband und über seine Abwesenheit beruhigte, ließen ihn den Plan der Reise nach Neapel wieder aufnehmen. Die letzten drei Wochen in Rom war er vom Morgen bis in die Nacht in Bewegung, um, was er noch nicht gesehen, aufzusuchen. Das Vorzüglichste betrachtete er schon zum zweiten und dritten Mal, wo sich denn Alles in seinem Geiste zu ordnen begann, und das erste Staunen sich in ein Mitleben und reineres Gefühl des Werthes der Dinge auflöst'te. In diesen Tagen erwachte auch plötzlich wieder die alte Leidenschaft für's Zeichnen. Mit kleinen Blättern versehen, durchwanderte er die Tiefen und Höhen der Villen, entwarf, ohne viel Besinnens, charakteristisch südliche und römische Gegenstände und suchte ihnen, so gut es ging, Licht und Schatten zu geben. Die mit ihm befreundeten Künstler waren ihm belehrend zur Hand, und er faßte ihren Unterricht geschwind, merkte aber, was für eine breite Kluft zwischen Begreifen und Ausführen liegt. Indeß fühlte er durch die wenigen Linien, die er, oft übereilt, auf's Papier zog, sich jedenfalls in der Vorstellung von sinnlichen Dingen gefördert. Als er sich zur Abreise von Rom anschickte, ward er noch mit Angelika Kaufmann näher bekannt, wodurch ihm das Scheiden nicht wenig erschwert wurde. Die Thorheiten des Carnevals wollten ihm jetzt, beim ersten Anblick, wenig behagen; er schrieb, man müsse das Carneval in Rom gesehen haben, um den Wunsch los zu werden, es je wieder zu sehen. Gleich nach Beendigung desselben, am 21. Februar, brach er

nach Neapel auf. Er konnte von Rom mit dem Bewußtsein scheiden, daß er von den vier Monaten ungefähr, die er hier zugebracht, keinen einzigen Augenblick verloren hatte.

Diesem ersten Aufenthalte in Rom lassen wir, zum Beschluß des Capitels, schicklich eine nähere Betrachtung der Iphigenie folgen, die, in ihrer vollendeten Gestalt, größtentheils eine Hauptfrucht dieses Aufenthaltes war. Ehe sie diese Gestalt gewann, hatte sie, noch vor der Reise nach Italien, ein paar Metamorphosen durchlaufen. Schon 1780 hatte Goethe das ursprünglich in einer Art rhythmischer Prosa verfaßte Stück in Verszeilen von sehr ungleicher Länge zerschnitten und auch sonst einige, großentheils durch den Vers gebotene Aenderungen des Ausdrucks angebracht. Bei einer dritten Bearbeitung, die in's Jahr 1781 fiel, gab der Dichter die Abtheilung in Verse wieder auf und suchte, auf den ersten Entwurf zurückgehend, dem Stücke mehr Harmonie im Style zu geben, ohne sich jedoch selbst damit genug zu thun *). Im Jahre 1786 versuchte Goethe abermals eine Redaction in Versen. „Gestern Abend," schrieb er den 23. August aus Karlsbad an Frau von Stein, „ward Iphigenie gelesen und gut sentirt. Jetzt, da sie in Verse geschnitten ist, macht sie mir neue Freude; man sieht auch eher, was noch Verbesserung bedarf. Ich arbeite dran und denke morgen fertig zu werden." Aber erst unter Italiens Himmel sollte die Dichtung die wunderbare Schönheit und Harmonie der Form, die sie auszeichnet, erlangen.

Ueber wenige von Goethe's Dichtungen lauten die Urtheile so ungetheilt günstig, als über diese; und mit jeder neuen Erörterung, die man dem Stücke gewidmet hat, scheint die Anerkennung und Bewunderung seines Werthes gewachsen zu sein. Und doch hat es eine Zeit gegeben, wo Goethe selbst von seiner Schöpfung minder vortheilhaft urtheilte; und Schiller, der so freudig das Schöne und Große, was sein Freund geleistet, anzuerkennen pflegte, wies in späteren Jahren der Iphigenie nicht eine so hohe Stelle an, wie man erwarten sollte. „Wir wollen im nächsten Monat," schrieb er

*) Die drei ältesten Bearbeitungen von Goethe's Iphigenie. Von H. Düntzer (Cotta'scher Verlag 1854).

am 21. Januar 1802 an Körner, „Goethe's Iphigenie auf's Theater bringen; bei diesem Anlaß habe ich sie auf's Neue mit Aufmerksamkeit gelesen, weil Goethe die Nothwendigkeit fühlt, Einiges darin zu verändern. Ich habe mich sehr gewundert, daß sie auf mich den günstigen Eindruck nicht mehr gemacht hat, wie sonst; ob es gleich immer ein seelenvolles Product bleibt. Sie ist aber so erstaunlich modern und ungriechisch, daß man nicht begreift, wie es möglich war, sie jemals einem griechischen Stücke zu vergleichen. Sie ist ganz nur sittlich; aber die sinnliche Kraft, das Leben, die Bewegung und Alles, was ein Werk zu einem ächten dramatischen specificirt, geht ihr sehr ab. Goethe selbst hat mir schon längst zweideutig davon gesprochen — aber ich hielt es nur für eine Grille, wo nicht gar für Ziererei; bei näherem Ansehen aber hat es sich mir auch so bewährt. Indessen ist dieses Product in dem Zeitmoment, wo es entstand, ein wahres Meteor gewesen; das Zeitalter selbst, die Majorität der Stimmen kann es auch jetzt noch nicht übersehen; auch wird es durch die allgemeinen hohen poetischen Eigenschaften, die ihm ohne Rücksicht auf seine dramatische Form zukommen, bloß als poetisches Geisteswerk betrachtet, in allen Zeiten unschätzbar bleiben." — Wie hoch wir auch Schiller's Autorität anschlagen, so darf sie doch unser Gefühl nicht trüben, unser Urtheil nicht binden; wir müssen nicht vergessen, daß gerade ein Dichter, der in steter lebendiger Fortentwicklung begriffen ist, von seinem augenblicklichen Standpunkte aus über eigene und fremde Dichtungen, welche diesem Standpunkte nicht zusagen, leicht mit einseitiger Strenge richtet.

Fragen wir, um einen festen Gesichtspunkt zur Bildung eines eigenen Urtheils zu gewinnen, zunächst nach der Grundidee des Stückes, so antwortet Kieser (im Programm des Gymnasiums zu Sondershausen, 1843): Es ist die Kraft, womit sittliche Wahrheit, tief ergreifende Innerlichkeit und Reinheit des weiblichen Gemüthes verklärend, sühnend und versöhnend auf Alles wirkt, was in ihre Nähe kommt. Verklärend wirkt Iphigenie auf ihre ganze Umgebung, auf Thoas und seine Scythen; sühnend erweis't sie sich in der Heilung des Oreſt und der Lösung des alten Fluchs, der auf dem tantalischen Hause ruht; versöhnend erscheint sie in der

Löschung des Streites, der schon zwischen Orest und Thoas zu entbrennen beginnt. Weber *) legt den Hauptaccent auf die heilende, sühnende Kraft, und damit stimmt des Dichters eigene Erklärung überein, in den Versen an den Schauspieler Krüger **), die er in ein Prachtexemplar seines Drama's schrieb.

Was der Dichter diesem Bande
Glaubend, hoffend anvertraut,
Werd' im Kreise deutscher Lande
Durch des Künstlers Wirken laut.
So im Handeln, so im Sprechen
Liebevoll verkünd' es weit:
Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.

Ob aber dadurch in der That die ideelle Grundlage des Stückes erschöpfend bezeichnet sei, läßt sich bezweifeln, wenn man den Inhalt der einzelnen Acte näher in's Auge faßt. Die Heilung des Orest ist mit dem Schlusse des dritten Aufzugs vollendet, und somit wäre das Folgende, wenn auch nicht müßig, doch wenigstens zu weit gedehnt. In den beiden letzten Acten finden wir bei näherm Zusehen einen andern geistigen Gehalt von großer Bedeutung: es ist der Conflict in Iphigeniens eigener Brust, der Seelenkampf, in den sie durch den Rath des Pylades, gegen Thoas zur List ihre Zuflucht zu nehmen, verstrickt wird. Diesem Punkte haben nur wenige Interpreten die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet. Iphigeniens innere Lage läßt sich in gewisser Hinsicht mit derjenigen vergleichen, worin sich die Jungfrau von Orleans befindet. Beiden ist ein hoher Beruf auferlegt; diese soll ihr Vaterland von äußeren Feinden, jene ihr Haus von einem innerlich fortwuchernden Fluche befreien. Beide sind zur Lösung dieser Aufgaben durch ihr bisheriges Leben vorbereitet: in Johanna hat sich, in der Muße des Hirtenlebens, eine tiefe Frömmigkeit, unbezwinglicher Glaubensmuth, prophetische Begeisterung, unbegrenzte Liebe zum Vaterland und König entwickelt; Iphigenie ist im Dienste der jungfräulichen Diana zu einem Muster-

*) Classische Dichtungen der Deutschen, S. 66.
**) Goethe's W. VI, 132.

bilde reiner Menschlichkeit und Weiblichkeit herangereift. Beide beginnen erfolgreich die Lösung ihrer Aufgabe: Johanna schreitet von Sieg zu Sieg, von Triumph zu Triumph; Iphigenie löst ihren Bruder Orest, den Träger des alten Götterfluches, aus den Banden der Erinnyen. Aber nur die geprüfte, und in der Prüfung bewährte Tugend gibt volles Vertrauen und leistet Bürgschaft, daß ihr Werk beständig sein werde; und dazu kommt noch, daß Charaktere, die jeder innern Collision enthoben wären, völlig undramatisch sein würden. Daher bringen beide Dichter ihre Heldinnen in einen innern Conflict, aus welchem diese siegreich hervorgehen: Johanna kämpft ihre Liebe zu Lionel nieder und steht am Ende als zweifache Heldin da, als Ueberwinderin der Feinde und des eigenen Herzens; Iphigeniens edle Natur stößt den unreinen Tropfen der Verstellung, des Trugs, der Unwahrhaftigkeit, der in sie eindringen will, gewaltsam aus, und führt eben dadurch die schönste Lösung des Knotens der Handlung herbei. Wir hätten demnach wohl, um die ideale Aufgabe des Dichters zu bezeichnen, den obigen Ausspruch Kieser's dahin zu erweitern, daß wir sagen: Es wird hier die sittliche Kraft des reinen weiblichen Gemüthes nicht bloß in ihrem verklärenden, versöhnenden und sühnenden Einfluß auf die Umgebung, sondern auch in ihrem siegreichen Kampfe gegen Dasjenige dargestellt, was die Lauterkeit dieses Gemüthes trüben will.

Als eigentliche Handlung, die dem Stücke zu Grunde liegt, erscheint auf den ersten Blick Iphigeniens Heimführung aus dem Barbarenlande, wo sie gezwungen weilt. Wie schon der Eingangs-Monolog diese Heimkehr als das Ziel ihrer Wünsche andeutet, so strebt weiterhin das Drama Schritt vor Schritt nach der Verwirklichung derselben. Es läßt sich aber schwerlich rechtfertigen, wenn man wie Schiller in einem Briefe an Goethe vom 22. Januar 1802 thut, dieses äußere Gewebe der Handlung mit jener ideellen Grundlage des Stückes auf Eine Reihe stellt und von zwei Actionen redet. „Ferner gebe ich Ihnen zu bedenken," heißt es in jenem Briefe, „ob es nicht rathsam sein möchte, zur Belebung des dramatischen Interesses sich des Thoas und seiner Taurier, die sich zwei Acte durch nicht rühren, etwas früher zu erinnern, und beide Actionen, davon die eine zu lange ruht, in gleichem Feuer zu erhalten."

Nein, das ganze Drama ruht nur auf Einer Handlung, der Befreiung Iphigeniens aus dem Lande der Taurier, und was Schiller als eine zweite, mehr innerliche Action betrachtet, die Wiedererkennung der Geschwister, die Sühnung des Orestes, der innere Kampf in Iphigeniens Brust, das ist alles in den Dienst jener Handlung gestellt und auf's Innigste mit ihr verknüpft. Und eben durch diese Verknüpfung gewinnt die Handlung, die an und für sich noch kein ganz würdiges Thema einer Tragödie bilden würde, ihre volle Bedeutsamkeit. Die Rückführung einer edlen Königstochter aus einem Lande menschenopfernder Barbaren, in welches sie durch geheimnißvolle Götterfügung verschlagen worden, wo sie durch zarte Bande der Dankbarkeit und achtungsvoller Zuneigung festgehalten wird, nach ihrem durch den zwiefachen Reiz einer schönen Natur und einer edel-menschlichen Bildung geschmückten Vaterlande — ein solches Thema ist freilich nicht arm an poetischen Motiven; aber wie viel bedeutsamer wird diese Heimkehr, wenn sich an sie die Entsühnung eines von altem Götterfluch belasteten glänzenden Königshauses knüpft, wenn die Rückkehrende den Frieden, den Segen, den Glanz der alten Herrschermacht unter das Dach ihrer Väter zurückführt!

Allein hier zeigt sich eine große Schwierigkeit in der Aufgabe, die sich der Dichter gestellt hatte. Der Friede, das Heil, welches Iphigeniens Heimkehr dem Vaterhause bringt, liegt außerhalb der Grenzen des Stückes in einer nähern oder entferntern Zukunft, und konnte also nicht unmittelbar zur Anschauung gebracht werden. Und doch mußte der Zuschauer von diesen Wirkungen ihrer Heimkehr volle Gewißheit haben, um an der Handlung ein tieferes Interesse nehmen zu können. Wie viel leichter war in dieser Beziehung Schiller's Aufgabe in seiner Jungfrau von Orleans! Er konnte Johanna vor unseren Augen ihre Mission erfüllen lassen. Bei ihrem Hinscheiden ist Englands Macht gebrochen, und auf des Dauphins Haupt die Krone seiner Väter gesetzt. Auch in der Iphigenie in Tauris des Euripides, dem Vorbilde und der Hauptquelle Goethe's, stellt sich die Sache anders, als in unserer Dichtung. Dort war nicht sowohl die Heimkehr Iphigeniens, als die Entführung des Bildes der Artemis das Endziel der Handlung, und an diese Entführung als Bedingung hatte ein Orakelspruch die Versöhnung des Götterzornes geknüpft. Sobald die Bedingung erfüllt war, zweifelte der gläubige Athener nicht mehr an der Vollendung der göttlichen Verheißung. Unser Dichter durfte bei seinem Publicum nicht denselben gläubigen Sinn unterstellen und mußte daher in ihm auf andere Weise die Gewißheit erzeugen, daß Iphigenie „die Weihe des väterlichen Hauses vollbringen werde." Er glaubte mit Recht, diese Ueberzeugung am besten dadurch hervorzurufen, daß er seine Iphigenie schon innerhalb der Grenzen des Stückes nach allen Seiten hin ihren reinigenden, sühnenden, beschwichtigenden und veredelnden Einfluß üben ließ. Daher ist ihre Wirkung auf Thoas und seine Taurier so stark hervorgehoben, daher wird die Heilung des Orest schon innerhalb des Drama's vollzogen, früher sogar, als es der Gott verheißen hatte *); daher mußte überhaupt die Entwickelung der inneren Vorgänge, die Darstellung des Sittlichen einen so breiten Raum einnehmen gegen die äußere Handlung; „Seele" mußte, wie Schiller sagt, den Charakter, den Vorzug des Stückes bilden.

Ich vermuthe, daß Goethe gerade durch das Gefühl der eben bezeichneten Schwierigkeit auf den Gedanken gerieth, den Gegenstand noch in einem andern Drama, der Iphigenie in Delphi, weiter fortzuführen. Auch Zelter scheint mir jene Schwierigkeit empfunden zu haben, wenn er sich gleich darüber nicht klar geworden. „Noch einmal auf Deine Iphigenie zu kommen," schrieb er den 11. Februar 1817 an Goethe, „so habe ich Dir schon längst sagen wollen, wie ausnehmend wohl mir der Schluß gefällt, den Du in der italienischen Reise angibst (er meint eben die Iphigenie in Delphi), ja er ist weit schlagender, als jener im gedruckten Stücke (insofern sich darin die Entsühnung des Atridenhauses anschaulicher hätte darstellen lassen); doch eben deßwegen hätte auch das ganze Stück anders werden können. Wie es nun hier ist, scheint mir das Gedruckte das Ruhigste, Natürlichste: Der Fluch ist gelöst und seine Wirkung versiegt, da die Schwester wiedergefunden ist, eben als noch das Entsetzlichste zur Fortsetzung desselben geschehen sollte. Die

*) S. die Schlußscene: „Bringst du die Schwester .. nach Griechenland, so löset sich der Fluch."

Entdeckung, daß unter der Schwester Niemand anders gemeint sein könne, als Iphigenie, ist höchst glücklich; Doch will mich das Gefühl einer Entschuldigung nicht verlassen, daß nur der Handel geschlossen werde. Zu meiner Beruhigung denke ich mir dabei, daß wohl Iphigenie eine ähnliche Weissagung der Diana gehabt habe, wie Orest des Apollo: daß sie nämlich ihr ganzes Haus durch die Wiederfindung des Bruders entsündigen werde. Weiß ich doch selber nicht recht, was ich da herschreibe. Vielleicht weißt Du es und verzeihst mir, wenn ich irre." Goethe's Antwort konnte nicht sehr zur Aufhellung dieser Gedanken gereichen; er war aber auch der Meinung, daß „eine cyklische Behandlung," in die wir Neueren uns nur leider nicht recht zu finden wüßten, mancherlei Vortheile biete; und darunter halte er ohne Zweifel auch den im Sinne, daß sich das segensreiche Wirken Iphigeniens nach ihrer Heimkehr in einer Folge von Dramen unmittelbar hätte darstellen lassen.

Andrerseits hat aber die Beschränkung auf Ein Stück, wie schon oben angedeutet wurde, den Vortheil gehabt, daß ein so „seelenvolles Product" entstand, daß das innerste, leiseste Spiel der Gemüthskräfte, das geheimnißvolle Einwirken eines Gemüthes auf ein anderes, hier bis zu einem Grade von Anschaulichkeit und mit so unendlich feiner Kunst dargestellt wurde, wie vielleicht in keinem andern dramatischen Werke. Vor Allem gebührt dieses Lob dem dritten Aufzuge, der die Sühnung und Heilung des Orest behandelt. Nicht durch ein Wunder erfolgt die Befreiung des Muttermörders vom Furien-Wahnsinn, nicht durch ein übernatürliches Eingreifen einer göttlichen Macht, sondern Alles entwickelt sich, Schritt vor Schritt, nach den ewigen Gesetzen des menschlichen Gemüthes. Nur von einem Mitgliede des Hauses, an dem sich Orest durch Blutschuld versündigt hatte, konnte die Entsündigung, die Vergebung ausgehen; aber nicht von Elektra, die sich an des Bruders Frevel betheiligte, sondern nur von Iphigenie, weil in ihr, wie Hiecke treffend bemerkt, die Heiligkeit der Familie, die Orest verletzt hatte, durch keinen von ihr selbst verübten Frevel verdunkelt war. Dazu kommt noch, daß eine von ihr ausgehende Vergebung ein doppeltes Gewicht haben mußte, weil ihr Geschick als wirksames Glied

in die Reihe der Gräuel in Agamemnon's Hause verschlungen war. Klytämnestra war von ihres Sohnes Hand gefallen, weil sie an dem Gatten Blutrache wegen Iphigenien genommen. Ein verzeihendes Wort aus Iphigeniens Munde, welcher nach alterthümlicher Vorstellungsweise das Recht der fortgesetzten Blutrache zustand, mußte daher eine verstärkte Kraft haben. Dunkel, aber darum nicht weniger mächtig, sprach aus ihren Zügen, ihrer Stimme eine ferne Erinnerung an die Mutter:

Wer bist Du, deren Stimme mir entsetzlich
Das Innerste in seinen Tiefen wendet?

Wenn nun eben diese Stimme ihm Liebe, Versöhnung zurief, mußte ihn da nicht die Ahnung von der Möglichkeit einer Sühnung durchzucken?

Auch das ist ein bedeutendes Moment, daß er durch den geheimen Zauber, den sie auf ihn übt, zu einem vollen Bekenntniß seines Verbrechens geführt wird. Denn es liegt ein tiefer Sinn in jener Lehre, daß die Beichte der Lossprechung vorangehen müsse. Das Außersichhinstellen der bösen That, die bisher wie ein Alp auf dem Gemüthe gelastet hat, ist die erste Bedingung, um die dumpfe, sinnverwirrende Seelenqual in eine, wenn gleich anfangs doppelt schmerzliche, doch wohlthuende Reue zu verwandeln, welche durch Bußfertigkeit das Herz reinigt und neuem Lebensmuthe öffnet. Bei Elektra konnte er keine Erleichterung suchen; der Gedanke allein schon, daß sie es war, die seine Rache geschürt, mußte ihn von ihr entfernen. Pylades suchte in seiner klugen Verständigkeit, die häufig die tieferen Seelenforderungen verkennt, jede Erinnerung an die Schreckensthat bei Orest abzuschneiden. Als dieser (Act II, Sc. 1) davon zu reden beginnen will, unterbricht er ihn mit den Worten:

O laß von jener Stunde
Sich Höllengeister nächtlich unterhalten!
Uns gebe die Erinnrung schöner Zeit
Zu frischem Heldenlaufe neue Kraft.

So können wir uns denn füglich denken, daß er jetzt zum ersten Male das Bekenntniß seiner vollen Schuld in eine andere Brust, und

dazu in eine reine, tiefsittliche, aber auch liebevolle und erbarmungsreiche niederlegt.

Unübertrefflich ist dann weiterhin der Schmerz der Reue, der innern Buße des Orest durch eine Reihe von Stufen hindurch geschildert bis zu dem Gipfelpunkt, der Akme, die in Erschöpfung und einen kurzen Schlummer umschlägt. Wie er aus diesem erwacht, zeigen sich die ersten Symptome der Genesung. Jetzt bewährt sich, daß der Ruf der Liebe, der aus Iphigeniens Herzen in die Nacht seines Wahnsinns erklang, nicht wirkungslos verhallt ist. Auf die kurze Betäubung folgt zuerst ein traumähnliches Wachen, worin die Phantasie zwar noch jene Todesgedanken festhält, die ihn früher erfüllten, aber damit sanfte Bilder von Sühnung und Vergebung verbindet. Orest sieht die Ahnherren Thyest und Atreus, von den geopferten Knaben umschlüpft, in freundlichen Gesprächen wandeln; Klytämnestra reicht ihrem Gatten vertraut die Hand; so darf auch er Verzeihung von der Mutter hoffen. Allein warum erscheint unter den Versöhnten der Urahnherr Tantalus einzig als Verdammter? Jahn antwortet: weil er nicht, wie jene, gegen Menschen gefehlt, sondern sich an den Göttern selbst vergangen hat. Dieser Figur bedient sich aber der Dichter, wie Kieser feinsinnig erörtert hat, um den Orest aus dem Reiche imaginärer Gebilde in die Wirklichkeit zurückzuführen. Die vorhergehenden Gestalten rief die productive Einbildungskraft, ein rein schöpferisches Vermögen hervor, bei dieser Vorstellung, einer aus der Sage gegriffenen Erinnerung, ist die reproductive Einbildungskraft thätig; und damit ist Orest der Wirklichkeit einen Schritt näher gerückt. Jetzt treten Iphigenie und Pylades auf; Orest erkennt sie, glaubt sich aber mit ihnen noch in der Unterwelt. Diese letzte Selbsttäuschung verscheucht nun theils das Gebet Iphigeniens zur Diana, theils, und zwar vorzugsweise, das Zureden des Pylades. Nachdem die Schwesterliebe den Aufruhr des Gemüths gestillt, woraus die Wolken aufgestiegen, die den Verstand des Orest verdunkelten, vollendet Pylades' Zuruf die Heilung und Sammlung seines noch in Traumregionen umherschweifenden Geistes, indem er ihm feste Haltpunkte in der Wirklichkeit bietet:

Erkennst du uns und diesen heil'gen Hain u. s. w.

Er sucht die krankhafte Thätigkeit des innern Sinnes dadurch zu paralysiren, daß er die wichtigsten äußeren Sinne, Gesicht, Gefühl und Gehör („Erkennst du ... Fühlst du ... Merk auf mein Wort!") kräftig anregt; und zuletzt zieht er noch den Selbsterhaltungstrieb in's Spiel („Jeder Augenblick ist theuer u. s. w."). — So hat Goethe hier das Meisterbild einer Seelencur ausgeführt, welches im Ganzen, wie in mehreren Einzelheiten, an Lila *) erinnert, aber durch tieferes Eindringen in das innerste Weben der Gemüthswelt und durch Zartheit, Adel und Schwung der Darstellung, jenes psychologische Gemälde weit hinter sich zurückläßt.

Ungern versagen wir es uns, die Kunst des Dichters in Entfaltung von Seelenzuständen auch durch andere Partieen des Stückes zu verfolgen; namentlich ist der innere Widerstreit, in den Iphigenie zwischen der Liebe zum Bruder und der Pflicht gegen Thoas geräth, und die Lösung dieses Conflicts unnachahmlich schön geschildert. So müssen wir auch darauf verzichten, die Führung des mehr äußerlichen Fadens der Handlung vollständig darzulegen; doch scheint es Pflicht, den Dichter gegen einige Ausstellungen, die in dieser, wie in anderen Beziehungen gemacht worden sind, in Schutz zu nehmen.

Zuvörderst wirft Schiller dem Stücke „einen zu ruhigen Gang, einen zu großen Aufenthalt" vor; es schlage offenbar in das epische Feld hinüber **). Ohne Zweifel hat er hiebei vorzugsweise an die langen Expositions-Partieen und einige Stellen von lyrischem Charakter gedacht. Die letzteren dürfen in einer Dichtung nicht befremden, in welcher, wie Schiller sagt, „das Sittliche, das im Herzen vorgeht, gleichsam zur Handlung gemacht ist," und sind gerechtfertigt, wenn die Gattung der dramatischen Seelengemälde, wozu Iphigenie gehört, eine berechtigte ist. Diese Berechtigung läßt sich aber nicht wohl bezweifeln, vorausgesetzt, daß die inneren Vorgänge des Seelenlebens wahrhaft veranschaulicht und in lebendiger Entfaltung, in dramatischem Fortschritt dargestellt werden. Beides darf man von Goethe's Iphigenie behaupten; und der Erfolg, den dieses Drama

*) S. Thl. II, S. 287 ff.
**) Brief vom 26. December 1797.

nun schon so oft auf der Bühne errungen hat, beweis't, daß auch die feineren und tieferen Processe der Gemüthswelt unter der Hand des genialen Meisters einer dramatischen Veranschaulichung fähig sind. Die Expositions-Scenen trifft aber noch weniger jener Vorwurf allzugroßer Retardation; denn weit entfernt, die Handlung zu belasten und zu verzögern, greift vielmehr die Exposition in unserm Drama, wie im zweiten Act des Clavigo, als ein höchst wirksames Glied in das Räderwerk des Ganzen ein. In der dritten Scene des ersten Actes theilt sich uns das Interesse des Thoas für die ferneren Vorereignisse, in der zweiten Scene des zweiten Actes und der ersten Scene des dritten die Aufregung der Iphigenie über die Vorgänge seit ihrer Entführung von Aulis mit und läßt unsere Theilnahme keinen Augenblick erkalten. Die von Gottfried Hermann angegriffene Eingangsscene des zweiten Aufzuges, das lange Gespräch zwischen Orest und Pylades (»haec scena non multum promovet«) hat Kieser trefflich gerechtfertigt. Dieser Dialog enthält den ersten Versuch, Orest aus seiner tief gewurzelten Schwermuth, aus den Irrgängen des grübelnden Verstandes zu heiterer Lebensauffassung und Geistesfreiheit zurückzuführen. Das Mißlingen des Versuchs stellt die Schwierigkeit der Aufgabe in's Licht und läßt uns ahnen, daß es einer mehr innerlichen, tiefer ergreifenden, aus reinem Gemüth wirkenden Macht bedarf, um die Heilung zu vollbringen.

Schiller vermißte ferner beim Orest die wirkliche Erscheinung der Eumeniden. „Ohne Furien," sagte er, „ist kein Orest, und jetzt, da die Ursache seines Zustandes nicht in die Sinne fällt, da sie bloß im Gemüth ist, so ist sein Zustand eine zu lange und zu einförmige Qual ohne Gegenstand." Auch dieser Vorwurf geht aus der Verkennung der Gattung hervor, welcher das Stück angehört. Goethe hat die inneren Qualen, welche den Muttermörder verzehren, so lebendig und ergreifend dargestellt, daß wir wahrlich die Personificationen derselben auf dem Theater entbehren können. Dazu kommt, daß uns diese Gestalten, sichtbar vorgeführt, unwahr und als ein hohler Bombast erscheinen würden. „Ein Hellenischer Dichter," sagt Jahn mit Recht, „durfte die Erinnyen den Blicken seiner Zuschauer zeigen, in deren Glauben sie als wirkliche Wesen lebten, die sie in ihren Heiligthümern verehrten, deren uralte, heilige Bilder sie an-

beteten. Für uns haben sie keine Realität mehr; nur im Innern des Menschen erkennen wir diese furchtbare Zwietracht, diesen stets neu gährenden Streit, und von diesem sehen wir den Orest auf's Heftigste ergriffen und unter ihm erliegen." Wie die Heilung bei Goethe eine innerliche ist, so mußte auch das Uebel mehr als ein innerliches behandelt werden, und an die Stelle wirklicher Grauengestalten mußten finstere Visionen treten.

Eben so unbegründet scheint mir Hermann's Einwurf gegen das Vorgeben des Pylades, daß er und Orest Kretenser seien; er tadelt es, daß Pylades die Wahrheit verschweige und doch etwas derselben ganz Aehnliches erdichte. Vergegenwärtigen wir uns den Charakter des Pylades, so erscheint dieses vorsichtige Verhüllen der Wahrheit, dieses Temporisiren für alle Fälle ganz angemessen dem Manne, der sich den Ulysses zum Vorbild genommen *). Eine Blutschuld des Orest konnte er nicht umhin zu gestehen; denn er mußte bei dem Freunde jeden Augenblick eines Furienanfalls gewärtig sein; um aber das Grauenvolle der That zu mildern, verwandelte er den Muttermord in einen Brudermord. Uebrigens leuchtet von selbst ein, wie glücklich Goethe durch dieses Motiv die nachherige ergreifende Erkennungsscene vorbereitete und das bei Euripides vorgefundene unpoetische Motiv der Briefbestellung wegschaffte. Endlich nehme ich auch nicht mit Hermann Anstoß an dem lakonischen Abschiedsworte des Thoas. Vielmehr däucht es mir gerade in seiner Einfachheit und Kürze schön und ergreifend. Ich zweifle wenigstens sehr, daß es Jemanden gelingen möchte, irgend Etwas von größerer oder auch nur gleicher Wirkung an die Stelle desselben zu setzen. In der ersten Scene des Stückes hat uns schon Arkas belehrt: „Der Scythe setzt in's Reden keinen Vorzug, am wenigsten der König;" das ganze Stück hat uns mit dem Charakter des Königs, dem edlen Kerne, der sich unter rauher Schale birgt, hat uns mit seiner tiefgewurzelten Liebe zu Iphigenien bekannt gemacht; wer sollte es nun nicht fühlen, was in dem Einen kurzen Worte Alles liegt? Mit einem Mißklange würde das Stück geschlossen haben,

*) Auch Ulysses pflegte sich für einen Kreter auszugeben, s. Odyss. XIII, 256. XIV, 199. 382. XIX, 172.

wenn der Dichter es bei dem unwilligen Worte des Thoas: „So geht!“ geendigt hätte; wir empfinden aber, daß die folgende Rede der Iphigenie jene Dissonanz ausgleicht und wie ein milder Balsam in das Herz des Königs fließt. Auf die Kunst des Schauspielers, der den Thoas darstellt, hat freilich der Dichter mitgerechnet; und daß der König den Scheidenden bei dem knappen Trennungsworte die Rechte als Pfand der Freundschaft reicht, hat er ohne Zweifel nur darum nicht hinzugesetzt, weil er glaubte, daß die Phantasie des Lesers dieses selbst suppliren werde.

Auf die vielfach angeregte Frage, ob das Stück antiker Art sei, läßt sich die Antwort nicht einfach mit Ja oder Nein geben. Unleugbar fühlen wir uns dadurch im Ganzen und im Einzelnen an die griechische Tragödie gemahnt; und der Grund hiervon liegt nicht etwa bloß im Stoffe, in der Anlehnung an griechische Sagen, Sitten und Gebräuche und in mehrfachen Reminiscenzen an die Iphigenie in Tauris des Euripides, sondern, wie Jahn schön erörtert hat, vorzugsweise darin, daß Goethe das Wesen des Hellenischen Geistes, das, was der Kunst dieses Volkes ihren eigenthümlichen Charakter gab, erkannt oder vielmehr in seiner Natur gefunden hat. Es ist dieß das Maß, das Maß in den sittlichen Motiven, das Maß in der Composition des Drama's, das Maß in Form und Sprache, wodurch die Iphigenie diese vollendete Klarheit und Ruhe, diese in sich geschlossene Sicherheit erlangt hat, welche sie den größten Meisterwerken des Alterthums an die Seite stellen. Im Uebrigen aber ist die Dichtung ganz und gar von modernen, und man darf sagen christlichen Elementen durchdrungen. Schon daß die tragischen Conflicte und ihre Lösung ganz in's Innere der Menschenbrust verlegt sind, ist modern; und der Grundgedanke, welcher der Heilung des Orest zu Grunde liegt: daß die Frevel eines Geschlechtes nur durch die liebende Erbarmung eines ganz rein gebliebenen Mitgliedes desselben gesühnt werden, konnte vollends nur auf dem Boden des Christenthums entsprießen. Es sind keine Hellenen und Barbaren in ihrer nationalen Beschränktheit, die uns hier entgegentreten; es sind zu reinerer Menschheit hinaufgeläuterte Griechen und Scythen. Orestes hat gewissermaßen ein romantisches Gepräge, „dieser an seinen Fittigen gelähmte junge Adler, mit seinem Heldenblick in eine von zuckenden Blitzen unterbrochene Nacht starrend,“ diese dunkle Blume, um die Pylades gleich einem leichten bunten Schmetterlinge gaukelt. Besonders die sentimentale Schwärmerei, womit er an der Vergangenheit hängt, entfernt sich ganz von dem Charakter der antiken Poesie. Wie durchaus modern ist z. B. die Stelle:

Wenn dann wir Abends an der weiten See
Uns an einander lehnend ruhig saßen,
Die Wellen bis zu unsern Füßen spielten,
Die Welt so weit, so offen vor uns lag,
Da fuhr wohl einer manchmal nach dem Schwert,
Und künft'ge Thaten drangen wie die Sterne
Rings um uns her unzählig aus der Nacht.

So viel genüge über die Iphigenie, dieses mild leuchtende, ewige Gestirn am Himmel unserer Poesie. Gewaltsam müssen wir uns von der Betrachtung desselben losreißen, um den Dichter auf seinem weitern Lebensgange zu begleiten.

Zweites Capitel.

Erster Aufenthalt in Neapel. Ausflüge auf den Vesuv, nach Pompeji u. s. w. Hackert. Hamilton. Filangieri. Das Prinzeßchen. Knie. Reise nach Sicilien. Aufenthalt in Palermo. Excursionen. Cagliostro's Familie. Reise durch Sicilien über Girgenti, Catania, Messina. Goethe in Seegefahr. Entwurf der Nausikaa. Das Geheimniß der Pflanzen-Organisation entdeckt.

Nach viertägiger genußreicher Fahrt über Velletri, Fondi und St. Agata kam Goethe am 25. Februar 1787 zu Neapel an. Hier begann nun für ihn wieder ein neues Leben. Hatte er in Rom sich beinahe ganz der Kunst und der Vergangenheit gewidmet, so gab er sich hier der frischen Gegenwart und Wirklichkeit hin; und da er diese voll und kräftig auf sich einwirken ließ, so ward er auch

von der trunkenen Selbstvergessenheit ergriffen, worin die Menschen in diesem Paradiese leben, und sein bisheriger angespannter Fleiß und Aneignungseifer wich einem behaglichen Schauen und Aufnehmen. „Wenn man in Rom gern studiren mag," schrieb er an die Freunde in der Heimath, „so will man hier nur leben; für mich ist es eine wunderliche Empfindung, nur mit genießenden Menschen umzugehen."

Nachdem er einen Tag sich ruhig zu Hause gehalten hatte, um eine kleine Unpäßlichkeit abzuwarten, schwelgte er den 27. Februar in der Anschauung der herrlichsten Gegenstände. „Man sage, erzähle, male was man will," schrieb er spät Abends, „hier ist mehr als Alles! Die Ufer, Buchten und Busen des Meeres, der Vesuv, die Stadt, die Vorstädte, die Castelle, die Lusträume! Wir sind auch noch Abends in die Grotte des Posilippo gegangen, da eben die untergehende Sonne zur andern Seite hereinschien. Ich verzieh es Allen, die in Neapel von Sinnen kommen, und erinnerte mich mit Rührung meines Vaters, der einen unauslöschlichen Eindruck besonders von den Gegenständen, die ich heute zum ersten Male sah, erhalten hatte. Ich bin nun nach meiner Art ganz stille, und mache nur, wenn's gar zu toll wird, große, große Augen." Und wie die Tage, so waren auch die Vollmondnächte entzückend, die er mit seinem Freunde Tischbein auf den Plätzen, durch die Straßen, auf der Chiaga, am Meeresufer hin und her wandelnd genoß. „Es übernimmt dann Einen wirklich das Gefühl von Unendlichkeit des Raumes," heißt es in seinen Briefen; „so zu träumen ist denn doch der Mühe werth!"

Da der Aufenthalt in Neapel nicht lange dauern sollte, so beeilte er sich, die entfernteren Punkte kennen zu lernen; das Nähere, hoffte er, werde sich schon dazwischen geben. So machte er denn in den nächsten Tagen in Gesellschaft des Fürsten von Waldeck, mit dem er schon zu Rom in Verbindung gekommen war, eine höchst vergnügliche Fahrt nach Puzzuoli. Den Vesuv bestieg er dreimal; beim zweiten Besuche wandelte ihn jene Lust am Gefährlichen an, die wir unter Anderm auch in der Campagne in Frankreich und bei der Belagerung von Mainz werden hervortreten sehen: mit einem kühnen Führer wagte er sich in der Zwischenzeit von zwei Eruptionen den Kegelberg hinauf bis an den Rand des Schlundes, in der Hoffnung, vor dem nächsten Ausbruche den Rückweg zu gewinnen. Indem sie an dem dampfenden Abgrunde standen und durch den verhüllenden Qualm etwas vom Innern des Höllenrachens zu erspähen suchten, erscholl auf einmal der Donner, die furchtbare Ladung flog an den unwillkürlich sich Duckenden vorbei, und froh, dem Verderben entgangen zu sein, eilten sie zu dem am Fuße des Kegels harrenden Tischbein zurück, wo sie, die Hüte und Schultern genugsam eingeäschert, anlangten. Zu dem dritten Besuch des Feuerberges reizte ihn die Kunde von einer eben ausbrechenden Lava. Auch dieß Mal wagte er sich, aus Begierde das Hervordringen derselben aus dem Berge zu sehen, so weit vor, bis der immer glühender werdende Boden und der erstickende Qualm unwiderstehlich zur Rückkehr nöthigten. Pompeji setzte ihn durch seine Enge und Kleinheit in Verwunderung: schmale Straßen, kleine Häuser, selbst öffentliche Werke mehr Modell und Puppenschrank als Gebäude; aber die Zimmer, Gänge, Gallericen auf's Heiterste gemalt. Nachdem er das Museum gesehen, welches die ausgegrabenen Sachen enthält, erschienen ihm die Häuser und Zimmer noch enger, wenn er sie von so viel Gegenständen vollgedrängt dachte; dagegen dehnten sie sich in seiner Vorstellung aus, wenn er alle diese Hausgeräthe näher betrachtete, die nicht bloß für das Bedürfniß berechnet, sondern, durch bildende Kunst höchst geistreich und anmuthig verziert, den Sinn erfreuen und erweitern, wie es die größte Hausgeräumigkeit nicht thun könnte. In Herculanum besah er das Theater bei Fackelschein und ließ sich ausführlich erzählen, was dort Alles gefunden und hinaufgeschafft worden. Andere Ausflüge wurden nach Pästum, Caserta und von dort aus nach den Ruinen des alten Capua unternommen.

Bei der Betrachtung der Kunstschätze von Neapel war ihm Tischbein fortwährend als wohlbewanderter Ausleger zur Hand. Hier an Ort und Stelle lernte er auch den Charakter der Neapolitanischen Malerschule begreifen. Er fand die ganze Vorderseite einer Kirche von Unten bis Oben gemalt, in einer andern Kirche den Raum über dem Eingange mit einem großen und reichen Frescogemälde geziert und sah nun wohl ein, wie Luca Giordano sich spu-

ten mußte, um solche Flächen auszufüllen. Das Theater wollte ihm gar keine Freude mehr machen. „Mir ist es ein großer Guckkasten," schrieb er; „es scheint, ich bin für solche Dinge verdorben." Die herrliche Natur, die ihn umringte, die bunte bewegte Menschenwelt, die Schätze der bildenden Kunst, die Alterthümer, die der aufgeschlossene Schooß der Erde zeigte, hatten seinen Sinn zu sehr ausgeweitet, sein Gemüth zu sehr erfüllt, als daß er an dem Schattenspiel des Lebens auf den Brettern noch hätte Geschmack finden können. Besonders zog ihn das Meer in seinen wechselnden Zuständen an. In den stürmischen Tagen zu Anfang des März studirte er vom Ufer aus die Wellen „in ihrer würdigen Art und Gestalt." „Die Natur," schrieb er bei dieser Gelegenheit, „ist doch das einzige Buch, das auf allen Blättern großen Gehalt bietet!" Auch von dem Schiffswesen gewann er neue Eindrücke. Ging die Fregatte nach Palermo ab, so blickte er mit unendlicher Sehnsucht den vollen Segeln nach, wie das Schiff zwischen Capri und Cap Minerva durchfuhr und zuletzt verschwand. „Wenn man Jemand Geliebtes so fortfahren sähe," meinte er, „so müßte man vor Sehnsucht sterben!"

Die reiche Vegetation unter diesem glücklichen Himmel belebte auch seine botanischen Speculationen. Am 13. März meldete er den guten Fortgang seiner Aufklärungen in diesem Gebiete. „Es ist immer dasselbe Princip," schrieb er, „aber es gehörte ein Leben dazu, um es durchzuführen." Und in einem Briefe vom 25. März heißt es: „Während ich am Meer spazierte und still und vergnüglich war, kam mir eine gute Erleuchtung über botanische Gegenstände. Herder'n bitte ich zu sagen, daß ich mit der Urpflanze bald zu Stande bin, nur fürchte ich, daß Niemand die übrige Pflanzenwelt darin wird erkennen wollen. Meine famose Lehre von den Kotyledonen ist so sublimirt, daß man schwerlich wird weiter gehen können."

Aber Natur, Kunst und Alterthum wollten ihm hier nicht genügen; die lebensfrohe Parthenope machte auch an ihm ihre Rechte geltend, und so schloß er sich denn jetzt mehr an die Menschen an, die er in Rom so sorgfältig gemieden hatte. Duldsamer und mäßiger in seinen Ansprüchen geworden, nahm er sich vor, sie fortan „nur

mit dem Krämergewicht, nicht mit der Goldwage zu wiegen." Außer dem Fürsten von Waldeck, und der interessanten Gesellschaft, die sich zu ihm hielt, lernte er in den ersten Tagen den berühmten Landschaftsmaler Philipp Hackert kennen und schloß mit ihm eine folgenreiche Bekanntschaft. Hackert nahm an Goethe's Bemühungen im Zeichnen lebhaften Antheil. „Sie haben Anlage," sagte er zu ihm; „aber Sie können Nichts machen. Bleiben Sie achtzehn Monate bei mir, so sollen Sie etwas hervorbringen, was Ihnen und Andern Freude macht." Ein so aufrichtiges Urtheil mochte Goethe bis dahin noch nicht gehört haben. „Ist das nicht ein Text," fragte er seine Freunde, „über den man allen Dilettanten eine ewige Predigt halten sollte?" Einen Genuß von wunderlicher Art bereitete ihm der englische Gesandte, der alte Ritter Hamilton. Nach langer Kunstliebhaberei, nach langem Naturstudium hatte dieser den Gipfel aller Natur- und Kunstfreude in einem schönen Mädchen, einer Engländerin von etwa zwanzig Jahren, gefunden. In griechischem Gewande, mit aufgelöstem Haare, wußte sie vermittelst einiger Shawls eine wunderbare Abwechslung von Stellungen, Geberden und Mienen hervorzurufen, und die schönsten Antiken zu vergegenwärtigen. „Man schaut," schrieb Goethe, „was so viele Künstler gern geleistet hätten, hier ganz fertig, in Bewegung und überraschendem Wechsel. Stehend, kniend, sitzend, liegend, ernst, traurig, neckisch, ausschweifend, bußfertig, lockend, drohend, ängstlich u. s. w. Eins folgt auf das Andere und aus dem Andern. Sie weiß zu Jedem Ausdruck die Falten des Schleiers zu wählen, zu wechseln, und macht sich hundert Arten von Kopfputz mit denselben Tüchern." Goethe genoß das Schauspiel ein paar Abende, und Tischbein malte die Schöne und benutzte ihr Portrait zum Bilde der Iphigenie in einem Gemälde, welches den Orest darstellt, wie er von seiner Schwester erkannt wird *).

*) S. Briefe an Merck (herausgeg. von Wagner) S. 507 f., wo Tischbein über Hamilton und seine Schöne berichtet. Vgl. noch Wieland's Merkur 1788, I, 266 und die Briefe an und von Merck, S. 271: „Außer unzähligen Andern bezauberte und beglückte die Schöne als eine neue Armida auch den Sieger von Abukir."

Einen Mann von sehr achtungswürdigem Charakter lernte Goethe in Neapel an dem Ritter Filangieri kennen, der sich durch sein Werk über die Gesetzgebung einen Namen gemacht. Sein Gespräch war immer bedeutend; er unterhielt sich mit Goethe über Montesquieu, Beccaria, auch über seine eigenen Schriften, und machte ihn mit einem ältern italienischen Schriftsteller über Gesetzgebung, Joh. Bapt. Vico, bekannt. Eine löbliche Freiheitsliebe und eine begeisterte jugendliche Lust, das Glück der Menschen zu fördern, war die Seele seines Redens und Handelns. Goethe fühlte sich durch ihn an Georg Schlosser erinnert, nur daß Filangieri, als Neapolitaner und Weltmann, eine weichere Natur und bequemer im Umgange war. Einen wunderlichen Gegensatz zu ihm bildete seine Schwester, eine Prinzessin, in ihrem Reden und Benehmen vor der Welt eine Philine aus höherem Stande. Sie hatte sich um so leichter bereden lassen, einen alten und reichen Fürsten zu heirathen, als die Natur sie zu einem zwar guten, aber zur Liebe völlig unfähigen Wesen gebildet hatte. Bei einem, wie der Ruf ging, ganz untadeligen Wandel schien sie sich vorgesetzt zu haben, durch ein unbändiges Reden allen Verhältnissen in's Gesicht zu schlagen und Nichts vorzubringen, als was Religion, Staat und Sitten verletze. Goethe hatte als nächster Tischnachbar bei einem glänzenden Diner, wozu sie ihn geladen, Gelegenheit, ihre lästerliche Zunge kennen zu lernen. Indem sie ihn durch besondere Aufmerksamkeit auszeichnete, neckte und verhöhnte sie unaufhörlich einige gegenübersitzende Benedictiner und machte so gott- und sittenlose Scherze, daß Goethe nicht den Muth hatte, sie alle in den Briefen an seine Freunde mitzutheilen.

Um die Hälfte des März knüpfte Goethe noch ein bedeutendes persönliches Verhältniß an. Nachdem bis dahin ihm Tischbein als treuer Führer durch Natur- und Kunstgegenstände zur Seite gewesen war, ergab sich, daß die Kunstzwecke desselben, so wie die Geschäfte, die er, auf eine Anstellung in Neapel hoffend, in der Stadt und bei Hofe zu betreiben hatte, mit Goethe's Absichten und Wünschen nicht zu vereinigen seien. Tischbein schlug ihm daher als beständigen Gesellschafter einen jungen Mann, den Landschaftsmaler Kniep, vor, der sich früher eine Zeit lang in Rom aufgehalten hatte, jetzt aber

in Neapel, als dem wahren Elemente des Landschafters, lebte. In wenigen Tagen gewann Goethe von Kniep's Talent und Charakter eine so feste Ueberzeugung, daß er mit ihm verabredete, sie wollten von nun an zusammen leben und reisen, ohne daß Kniep weiter für etwas zu sorgen hätte, als zu zeichnen. Alle Contoure sollten Goethe's Eigenthum werden; damit aber auch daraus ein ferneres, einträgliches Wirken für Kniep entspränge, so sollte er später eine Anzahl auszuwählender Gegenstände bis auf eine gewisse Summe für Goethe ausführen.

Ohne Zweifel brachte diese Verbindung, von der er nach Hause schrieb, daß sie ihn ganz glücklich mache, seinen Entschluß, nach Sicilien zu reisen, zur völligen Reife. Er schwankte eine gute Weile, ob er dem lockenden Rufe der Sirenen jenseits des Meeres folgen solle; endlich aber fand er, daß „für seine Sinnesart diese Reise heilsam, ja nothwendig sei." „Sicilien," schrieb er, „deutet mir nach Asien und Afrika; und auf dem wundersamen Punkte, wohin so viele Radien der Weltgeschichte gerichtet sind, selbst zu stehen, ist keine Kleinigkeit."

Donnerstag den 29. März 1787, nach fünfwöchentlichem Aufenthalt in Neapel, fuhr Goethe mit Kniep, in Gesellschaft anständig munterer Operisten und Tänzer, auf einer schnellsegelnden, in Amerika gebauten Corvette nach Palermo ab. Erst mit Sonnenuntergang setzte sich das Schiff des Widerwindes wegen langsam in Bewegung. Bei Tagesanbruch fanden sie sich zwischen Ischia und Capri; die Sonne ging herrlich auf, Kniep zeichnete emsig die Umrisse und Ansichten der Küsten und Inseln. Gegen Abend verlor sich Ischia aus ihren Augen; einem prächtigen Sonnenuntergange folgte eine heitere, schöne Mondnacht; der Horizont war ringsum ein Wasserkreis, nirgendwo mehr Land zu sehen. Goethe hatte jedoch die wundervollen Ansichten nur Augenblicke genießen können, weil ihn die Seekrankheit bald überfiel. Er nahm daher in seiner Kammer, in horizontaler Lage ausgestreckt, die zwei ersten Acte des Tasso vor, die einzigen Papiere, die er über See mitgenommen, und ließ, von der äußern Welt abgeschlossen, die innere walten. Auch den nächsten Tag beschäftigte er sich, in seiner Lage verharrend, mit dem Stücke, und selbst in der Nacht auf den 1. April, als ein heftiger Sturm

oben auf dem Verdeck Alles in Bewegung brachte, setzte er in Schlaf und Halbtraum seine dramatischen Plane fort. Erst am 2. April Morgens gegen acht Uhr war das Schiff Palermo gegenüber. Goethe befand sich wieder wohl und betrachtete vom Verdeck die Küsten Siciliens mit Aufmerksamkeit, während Kniep fleißig zeichnete. Um drei Uhr Nachmittags endlich gelang mit Noth und Anstrengung die Landung im Hafen zu Palermo. Goethe freute sich, nun auch eine Seefahrt unter dem Vorrath seiner Anschauungen zu haben. „Hat man sich nicht ringsum vom Meer umgeben gesehen," schrieb er, „so hat man keinen Begriff von Welt und von seinem Verhältniß zur Welt."

Der Aufenthalt in Palermo dauerte stark zwei Wochen. Sein Erstes war hier, sich mit der Stadt näher bekannt zu machen. Eine herrliche Ansicht derselben und ihrer Umgebung hatte er schon von dem Verdecke des Schiffes genossen. Die dunstige Klarheit, die um die Küsten schwebte, die Reinheit der Contoure, die Schönheit der Formen, zumal des Monte Pellegrino, die Weichheit des ganzen Bildes, das Auseinanderweichen der Töne, die Harmonie von Himmel, Meer und Erde hatte ihn in Entzücken versetzt; er glaubte jetzt erst die Claude Lorrain zu verstehen. In dem Labyrinth der innern Stadttheile konnte er sich nur mit Hilfe eines Führers entwirren; zu seinem Erstaunen sah er selbst die Hauptstraßen mit Stroh- und Rohrschichten, mit Küchenabgang und allerlei Unrath überdeckt. Die Bauart fand er der von Neapel ähnlich, doch noch weiter vom guten Geschmack entfernt; nirgendwo zeigte sich, wie in Rom, ein wahrer Kunstgeist, der die Arbeit geregelt hatte. Dafür ward er aber in der nähern Umgebung der Stadt durch die herrliche Frühlingsvegetation: frischgrünende Maulbeerbäume, immergrünenden Oleander, Citronenhecken u. s. w. und durch die milde, warme, mit Wohlgerüchen erfüllte Luft überreich entschädigt. Besonders weilte er gern in einem öffentlichen Garten, dicht an der Rhede, der, obwohl regelmäßig angelegt, ihm doch wie der Wundergarten einer Fee erschien. Eine erhöhte Bank ließ ein vielfach verschlungenes Gewirre von Gewächsen, die zum Theil ihm ganz fremd waren, überschauen, und lenkte den Blick zuletzt auf große Bassins mit Gold- und Silberfischen. Ueber dem Ganzen war ein starker Duft gleichförmig ausgebreitet, worin die Gegenstände, die auch nur wenige Schritte hinter einander lagen, durch ein immer kräftigeres Blau sich entschieden von einander absetzten. Er glaubte keine Natur mehr, sondern nur Bilder zu sehen, wie sie der künstlichste Maler durch Lasiren aus einander gestuft hätte. Die schwärzlichen Meereswellen am fernen Horizont, das Anstreben der näheren an die Buchtkrümmungen, selbst der eigene Geruch des dünstenden Meeres, dieß alles rief ihm die Insel der seligen Phäaken, den Garten des Alkinoos in's Gedächtniß zurück. Er eilte, sich einen Homer zu kaufen und übersetzte den betreffenden Gesang seinem Freunde Kniep aus dem Stegreife. Ohne Zweifel legte dieser Garten die ersten Keime zur Tragödie Nausikaa in sein Inneres, deren wir später noch weiter zu gedenken haben.

In der weitern Umgebung Palermo's besuchte er das vom Flüßchen Orbito durchschlängelte fruchtreiche und liebliche Thal. Sein Führer, der ihm an dieser classischen Stelle von den Thaten Hannibal's erzählen wollte, wunderte sich sehr über den Fremden, als dieser ihm das Hervorrufen der kriegerischen Gespenster in der anmuthigen Frühlingsnatur etwas unsanft verwies. Noch seltsamer aber däuchte ihm, daß Goethe an den seichten Flußstellen allerlei Steinchen auflas. Er ahnte nicht, wie dieser sich auf solche Weise von den Gesteinarten der Gegend möglichst schnell zu unterrichten, und also „auch durch Trümmer eine Vorstellung von jenen ewig classischen Höhen des Erdalterthums zu gewinnen" suchte. Ueberhaupt trat jetzt das geologische und mineralogische Interesse wieder lebhaft hervor; und in dieser Beziehung fand er durch den Grafen Borch viel vorgearbeitet, dessen Heft in Quart, ganz dem Steinreich Siciliens gewidmet, ihn auf seinen Ausflügen begleitete. Durch ihn unterrichtet, besuchte er auch einige Steinschleifer in Palermo, und bestellte eine Sammlung schöner Achate, die ihm nach Neapel nachgeschickt werden sollten.

Eine seiner anmuthigsten Excursionen aus Palermo war die nach der Kirche der heiligen Rosalie auf dem Monte Pellegrino. Nachdem er einen mit großen Kosten gebauten Weg, der wie eine Wasserleitung auf Pfeilern und Bogen ruht und im Zickzack zwischen Klippen emporführt, hinangestiegen war und die Thüre der

von außen Nichts versprechenden Kirche geöffnet hatte, ward er auf das Wunderbarste überrascht. Er sah das Schiff derselben auf der rechten Seite von rauhen Felsen eingeschlossen, und eine Höhle, worin man die Gebeine der Heiligen entdeckt hatte, zum Chor umgebildet, ohne daß man ihr von ihrer natürlichen Gestalt Etwas genommen hätte. Tief hinten, im Dunkel der Höhle, stand der Hauptaltar in der Mitte. Von einem Geistlichen an einen Altar links in der Höhle, als ein besonderes Heiligthum, gewiesen, erblickte er durch ein Messinggitter, wie durch einen Flor, ein schönes Bild der Heiligen, beim Scheine einiger stillen Lampen, Kopf und Hände von weißem Marmor gefällig gearbeitet, das Gewand aus vergoldetem Blech getrieben; sie lag wie in einer Art von Entzückung, die Augen halb geschlossen, den Kopf nachlässig auf die rechte Hand gelegt; das Ganze war so natürlich, daß ihm däuchte, sie müßte Athem holen und sich bewegen. Unterdessen begannen die Geistlichen des benachbarten Klosters die Vesper in dem Chor. Indem ihr Gesang auf seltsame Weise an der Höhlenwölbung verklang und das Felsenwasser durch angebrachte Rinnen in einen Behälter gleich neben dem Altar herabrieselte, überließ er sich ganz der reizenden Illusion der schönen Gestalt und des wunderbaren Locals, und konnte sich nur mit Mühe von dem Orte losreißen.

Einen ganz entgegengesetzten Eindruck brachte er von einem Ausfluge nach dem Schlosse des Prinzen Pallagonia zurück. Wie viel er auch von dem Unsinn gehört und gelesen hatte, womit dieser in der Ausstattung des Schlosses gegen alle Geschmacksregeln gefrevelt, so fand er doch Alles noch viel ärger und abscheulicher, als er es sich vorgestellt. Schon auf dem Schloßwege, der zwischen zwei hohen Mauern hinführte, ward er wie durch Spitzruthen des Wahnsinns durchgejagt. Von Strecke zu Strecke sah er auf der Mauer Gruppen der seltsamsten und abgeschmacktesten Figuren, völlig plan- und phantasielos zusammengewürfelt: Bettler, Spanier, Mohren, Türken, Buckelige, Zwerge, Pulcinelle, Götter, Pferde mit Menschenhänden, Menschenkörper mit Thierköpfen u. s. w. Aehnliche absurde Gebilde begegneten ihm im Schloßhofe, und im Schlosse selbst hatte das Fieber des Prinzen nicht minder gerasʼt; es standen da Stühle mit ungleich abgesägten Füßen, auf denen Niemand Platz

nehmen konnte, sitzbare Stühle mit verborgenen Stacheln unter den Sammetpolstern u. dgl. Kniep, dessen Künstlersinn in diesem Tollhause zur Verzweiflung gebracht wurde, trieb ungeduldig zum Aufbruch, während Goethe noch den Versuch machte, ob er sich nicht die Elemente dieser Unschöpfung vergegenwärtigen und schematisiren könnte.

Nachdem er nunmehr ein paar Hauptpunkte außerhalb der Stadt näher kennen gelernt, nahm er sich vor, den Antikensaal im Palast des Vicekönigs zu betrachten, welcher ihn einige Tage vorher, am Ostersonntage, durch eine Einladung zur Mittagstafel beehrt hatte. Zum Unglück war eben der Saal, einer beabsichtigten neuen architektonischen Decoration wegen, in der größten Unordnung, so daß Goethe nur einen sehr unvollständigen Begriff von den Statuen gewann. Doch erbaute er sich höchlich an zwei herrlichen Widdern von Erz, aus der besten griechischen Zeit. Sodann führte ihn der Läufer des Vicekönigs außerhalb der Stadt in Katakomben, mit architektonischem Sinn angelegt, und nicht etwa zu Grabstellen benutzte Steinbrüche. Am nächsten Tage besuchte er das Medaillen-Cabinet des Prinzen Torremuzza, ohne besondere Erwartung, weil er sich nur geringer Vorkenntnisse in diesem Fache bewußt war. Indessen sollte dieser Besuch gewissermaßen eine Epoche bei ihm bilden. Hatte er in seiner Jugend nur Familienmünzen gesehen, welche wenig sagten, und Kaisermünzen, worin dasselbe Profil bis zum Ueberdruß wiederholt war, Bilder von Herrschern, die eben nicht als Musterbilder der Menschheit gelten konnten: so lachte ihm aus diesen Schubkasten ein unendlicher Frühling von Blüthen und Früchten der Kunst entgegen; er übersah vorläufig wenigstens, wie die alte Welt mit Städten übersäet war, deren kleinste, wo nicht eine ganze Reihe der Kunstgeschichte, doch einige Epochen derselben uns in köstlichen Münzen hinterließ. „Wie traurig," rief er aus, „hat man nicht unsere Jugend auf das gestaltlose Paläſtina und das gestaltverwirrende Rom beschränkt! Sicilien und Neugriechenland läßt mich nun wieder ein frisches Leben hoffen."

Einige Tage vor seiner Abreise aus Palermo war ihm noch ein sonderbares Abenteuer beschieden, worüber er uns in seiner ita-

lienischen Reise sehr umständliche Nachrichten ertheilt hat. Schon im Jahre 1785 hatte die berüchtigte Halsbandgeschichte einen unaussprechlichen Eindruck auf ihn gemacht. „In dem unsittlichen Stadt-, Hof- und Staatsabgrunde, der sich hier eröffnet," so erzählt er selbst in den Annalen, „erschienen mir die gräulichsten Folgen gespensterhaft, deren Erscheinung ich geraume Zeit nicht los werden konnte; wobei ich mich so seltsam benahm, daß Freunde, unter denen ich mich auf dem Lande aufhielt, als die erste Nachricht hievon zu uns gelangte, mir nur spät, als die Revolution längst ausgebrochen war, gestanden, daß ich ihnen damals wie wahnsinnig vorgekommen sei." Er hatte den Proceß mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt und an dem großartigen Betrüger Cagliostro ein reges Interesse genommen. Da er nun jetzt in Palermo erfuhr, daß hier unter anderen Verwandten desselben auch noch seine Mutter und Schwester lebten, so ließ er sich bei diesen als einen Engländer einführen, welcher von dem eben aus der Gefangenschaft der Bastille nach London abgegangenen Cagliostro seiner Familie Nachricht bringen sollte. Er fand in den Angehörigen des kühnen und verschmitzten Abenteurers fromme, wohlgesinnte und dürftige Leute, deren natürliches und gutes Benehmen einen so tiefen Eindruck auf ihn machte, daß er gern etwas zur Erleichterung ihrer bedrängten Lage thun mochte. Die Mutter gab ihm einen Brief an den Sohn mit, worin sie diesen um eine kleine Unterstützung ansprach. Bei seiner Zurückkunft nach Deutschland wurde Goethe durch „verehrungswürdige Personen" (ohne Zweifel seine fürstlichen Freunde und Gönner), denen er dieses Document vorlegte und die Geschichte erzählte, in den Stand gesetzt, der unglücklichen Familie eine Summe Geldes zu übermachen, die sie zu Ende des Jahres 1788 erhielt. Ein Dankschreiben, welches die Getäuschten an ihren Verwandten richteten, kam Goethe'n zu Händen und überzeugte ihn, welche Freude seine Geldsendung in der Familie verbreitet hatte. Später, als sie von der Gefangenschaft und Verurtheilung ihres Verwandten unterrichtet sein mußte, übersandte er nochmals eine Summe zu ihrem Troste und klärte sie nun über das wahre Verhältniß auf.

Während sich Goethe zum Abschied von Palermo anschickte, beschäftigte ihn noch lebhaft der Gedanke, ob sich nicht der Geschichte

der Nausikaa eine dramatische Seite abgewinnen ließe. Nachdem er am 16. April in dem schönen öffentlichen Garten sein Pensum aus der Odyssee gelesen, durchdachte und verzeichnete er den Plan der Tragödie auf einem Spaziergange nach dem Thale am Fuße des Rosalienberges, und konnte selbst nicht umhin, einige Stellen, die ihn besonders anzogen, sogleich auszuführen. Am nächsten Morgen wollte er in dem Garten seine dichterischen Träume fortsetzen; aber unversehens erhaschte ihn ein anderes Gespenst, das ihm schon einige Tage nachgeschlichen war. Angesichts der vielen schönen und neuen Pflanzengebilde, die ihm hier nicht in Kübeln und Töpfen, sondern frisch und kräftig unter freiem Himmel begegneten, fiel ihm wieder die „alte Grille" ein, ob denn nicht unter dieser Schaar die Urpflanze zu entdecken sein möchte. Aber all sein Bemühen wollte nicht fruchten; es machte ihn unruhig, ohne daß es ihm weiter half. Gestört war sein schöner poetischer Vorsatz, der Garten des Alkinous war verschwunden, ein Weltgarten hatte sich aufgethan. „Warum sind wir Neueren," klagte er, „doch so zerstreut, warum gereizt zu Forderungen, die wir nicht erreichen noch erfüllen können!"

Am 18. April *) ritt Goethe mit Kniep und einem Vetturin die herrliche Straße nach Monreale hinauf und von da durch steinigte Gebirge nach Alcamo, überall auf dem Wege Bodenart und Gesteine, Pflanzenwuchs und Landescultur betrachtend und sich der herrlichen Aussichten, zumal nach dem Meer hin, erfreuend. In dem ruhigen Bergstädtchen Alcamo verweilten sie einen ganzen Tag und besuchten von dort aus am 20. den abseits und einsam gelegenen Tempel von Segest. Sodann ging es in drei Tagereisen über Castel Vetrano und Sciacca nach Girgenti, wo sie den 23. Abends anlangten. Hier wurden vier genußreiche Tage zugebracht. Von einem freundlichen Weltgeistlichen geführt, besahen sie am ersten Tage die auf dem hohen, uralten Burgraume gelegene neue Stadt, weideten sich von den höheren Punkten an den unvergleichlich schönen Aussichten, und bewunderten im Dom eine große und schöne antike Vase mit halberhobener Arbeit und einen wohlerhaltenen Sarkophag,

*) Nach einem Briefe Goethe's an Fritz von Stein erst am 19. April.

worauf Hippolyt mit seinen Jagdgesellen und Pferden dargestellt war, von der Amme Phädra's aufgehalten, die ihm ein Täfelchen zustellen will. Des folgenden Morgens wanderten sie dann in das Labyrinth der Gärten und Weinberge am breiten und sanften Abhange des Berges hinunter, deren grünende und blühende Flächen den Raum des alten Girgenti bedecken. Hier wurden nun die bedeutenden Ruinen, die Goethe schon am vorigen Tage von oben her mit ungeduldiger Sehnsucht bemerkt hatte, näher in Augenschein genommen: die Tempel der Concordia, des Jupiter, des Hercules, des Aesculap und das Grabmal Theron's. Am dritten Tage durchzog Goethe mit seinem kleinen geistlichen Führer, und das treffliche Büchlein von Riedesel über Sicilien wie einen Talisman oder ein Brevier am Busen, abermals die gestrigen Wege, betrachtete die Gegenstände von mehreren Seiten und besuchte hie und da den fleißig zeichnenden Kniep. Zugleich beobachtete er die Thier- und Pflanzenwelt und sammelte sich allerlei Bemerkungen über die dortige Art des Fruchtbaus. Wie es scheint, war ihm auf dem Wege von Palermo hieher der Grundgedanke seiner Lehre von der Pflanzen-Metamorphose zu völliger Klarheit gediehen. Wenigstens schrieb er schon am 20. von Segest aus: „An frischem Fenchel bemerkte ich den Unterschied der unteren und oberen Blätter, und es ist doch nur immer dasselbe Organ, das sich aus der Einfachheit zur Mannigfaltigkeit entwickelt." Damit Kniep alle seine Vorsätze ausführen könnte, ward noch ein Tag in Girgenti verweilt und hierauf am 28. April der Weg quer durch's Land auf Catania zu eingeschlagen.

Goethe ließ Syrakus liegen, weil ihm bekannt war, daß von der herrlichen Stadt wenig mehr als der prächtige Name geblieben sei, und nahm die Querrichtung durch's Land, um doch auch einen anschaulichen Begriff zu bekommen, wie Sicilien zum Ehrennamen einer Kornkammer Italiens hatte gelangen können. Sein Wunsch ward ihm schon am ersten Tage auf dem Wege nach Caltanisetta bis zum Ueberdruß erfüllt; er hätte sich Triptolem's Flügelwagen gewünscht, um der Einförmigkeit dieser von Ceres begünstigten Berg- und Hügelrücken zu entfliehen. Dazu kam, daß sie in Caltanisetta vergebens sich nach einer ländlichen Herberge umsahen; das

Essen mußten sie selber beschaffen, und während man es kochte, mußten sie einen auf dem Markt nach antiker Weise umhersitzenden Kreis der angesehensten Einwohner von den Großthaten Friedrich's II. unterhalten. Am folgenden Tage, auf dem Wege nach Castro Giovanni, trat vollends Regenwetter ein, und sie konnten nur mit Mühe über mehrere stark angeschwollene Gewässer hinüberkommen. Nach kläglichem Nachtquartier ging es weiter durch lange, einsame, dem weidenden Vieh überlassene Thäler. Am Abend des 1. Mai langten sie in Catania an.

Auch hier fanden sie, wie in Girgenti, einen trefflichen geistlichen Cicerone in dem Hauscaplan des Prinzen Biscaris, an den sie ein Empfehlungsschreiben mitgebracht hatten. Der Abbé führte sie zuerst in den Palast, wo sie im Museum Bilder von Marmor und Erz, Vasen und andere Alterthümer betrachteten. Sodann zeigte ihnen der Prinz selbst aus besonderm Vertrauen seine Münzsammlung und gab, als ein völlig Unterrichteter, über Alles bereitwilligen Aufschluß, wobei Goethe'n die in der Sammlung des Prinzen Torremuzza gewonnenen Vorkenntnisse trefflich zu Statten kamen. Als sie sich beurlauben wollten, erbot sich der Prinz, sie noch bei seiner Mutter einzuführen. Eine Dame mit natürlich edlem Benehmen empfing sie freundlich und zeigte ihnen eine Menge Urnen, Becher und andere Dinge, aus schönem sicilianischem Bernstein geschnitten, ausgesuchte Elfenbeinarbeiten und geschnittene Muscheln, wie sie in Trapani gefertigt werden. Nachdem über der Betrachtung dieser Gegenstände einige Stunden in vergnügtem und belehrendem Gespräch verflossen waren, ließ der Geistliche sie in der Benedictiner-Kirche die ungeheure Orgel bewundern, welche die weiten Hallen des Gebäudes bis in den letzten Winkel hinein bald mit leisestem Hauch, bald mit gewaltsamsten Tönen durchsäuselte und durchschmetterte. Es war ihnen unbegreiflich, wie der stille Klosterbruder, der allein das Rieseninstrument zu bändigen wußte, nicht schon längst in diesem Kampfe sich aufgerieben habe.

Beim Ritter Gioeni, Professor der Naturwissenschaften zu Catania, fand Goethe eine schöne Gelegenheit, die schon in Neapel gewonnenen Kenntnisse vulcanischer Produkte zu erweitern. Seine reiche, sehr zierlich aufgestellte Sammlung enthielt die Laven des

Aetna, die Basalte am Fuß desselben und besonders herrliche Zeolithe aus den schroffen, im Meere stehenden Felsen unter Jaci. Gioeni brachte die Reisenden von dem Gedanken ab, den Gipfel des Aetna zu besteigen, und rieth ihnen, sich mit dem Monte Rosso zu begnügen. Seiner Ermahnung folgsam machten sie sich am andern Morgen bei Zeiten auf den Weg, und ließen sich, auf ihren Maulthieren immer rückwärts schauend, bis in die höheren Regionen tragen. Goethe erstieg vollends den Gipfel des ganz aus rothem vulcanischen Grus, Asche und Steinen zusammengehäuften Berges, ward aber durch einen heftigen Sturm, der ihn in den Krater zu werfen drohte, zu baldiger Rückkehr genöthigt. Unterdessen hatte Kniep, etwas tiefer im Schauer sitzend, durch zarte Linien das herrliche Panorama auf dem Papier fixirt, welches der Sturmwind Goethe'n kaum hatte sehen, viel weniger festhalten lassen.

Nachdem sie zuletzt noch, von ihrem geistlichen Führer geleitet, die sehr verschütteten und versenkten Reste alter Baukunst zu Catania besichtigt, traten sie den 7. Mai, nach fünftägigem Verweilen, die Weiterreise nach Messina an. Auf dem Wege dahin wurde noch einmal zu Taormina Halt gemacht, um die merkwürdigen Ueberreste des antiken Theaters zu betrachten. Indem Goethe dort Platz nahm, wo einst die obersten Zuschauer saßen, ergriff ihn Bewunderung und Entzücken über das herrliche Bild, das sich in alten Zeiten dem Theater-Publicum dargeboten haben muß; er konnte das Meeresufer bis Catania, ja bis Syrakus verfolgen, und die majestätische Erscheinung des dampfenden Feuerberges, den die mildernde Atmosphäre ferner und sanfter zeigte, schloß von einer Seite das ungeheure Gemälde. Dessenungeachtet blieb er am folgenden Tage, als Kniep zum Zeichnen des Einzelnen hinaufging, unterhalb Taormina am Meere in einem schlechten, verwahrlos'ten Bauerngarten und vertiefte sich hier, auf Orangenästen sitzend, in poetische Träumereien. Der Plan der Nausikaa, eine dramatische Concentration der Odyssee, war es, was ihn, gleich dem Vogel, der sein Nest bauen will, die Enge suchen ließ. Am nächsten Tage, den 9. Mai, ritten sie, Goethe, Kniep und der sie noch immer begleitende Vetturin aus Palermo, zwischen Felswänden und dem Meere auf Messina zu, den ganzen Tag mit dem Wasserelement im Kampfe. Sie hatten nicht

bloß über unzählige Bäche zu setzen, sondern ein heftiger Ostwind peitschte auch die Meereswellen über den Weg bis an die Felsen, daß sie zurück auf die Wanderer spritzten. So gelangten sie nach Messina und bekamen hier gleich beim Eintritt den fürchterlichsten Begriff einer durch ein Erdbeben zerstörten Stadt: denn sie ritten eine Viertelstunde lang an Trümmern vorbei, bis sie zur Herberge des Vetturins kamen, wo sie beschlossen hatten, die erste Nacht zu verweilen, um sich den andern Morgen nach einem bessern Wohnort umzusehen.

Messina bildete einen höchst unerfreulichen Schlußpunkt der Reise durch Sicilien. Die eigentliche Stadt lag mit Ausnahme weniger sehr solid angelegten Gebäude, wie des Jesuitencollegiums und der zugehörigen Kirche, ganz in Schutt und Graus. Die Einwohner lebten seit drei Jahren in einer nördlich von Messina, auf einer großen Wiese eiligst errichteten Bretterstadt, die Goethe'n an den Frankfurter Römerberg zu Meßzeiten erinnerte. Diese Buden-, Hütten- und Zeltwirthschaft zu betrachten, war freilich interessant genug, um so verstimmender aber der Anblick der Ruinenwüste an der Stelle, wo die Stadt gestanden, und insbesondere der Palazzata, einer sichelförmigen Reihe von Palästen, welche die Rhede einschlossen. Viele Vorderseiten derselben standen noch bis auf's Hauptgesims, andere waren bis auf den dritten, zweiten, ersten Stock heruntergebrochen, so daß die herrliche Fronte ganz zahnlückig erschien; zugleich sah man den blauen Himmel fast durch alle Fenster, da die inneren eigentlichen Wohnungen sämmtlich eingestürzt waren. Als Cicerone geleitete die Reisenden durch diese Trümmerwüste ein freundlicher Consul, der unaufgefordert die dankenswertheste Sorge für sie trug. Dieser rieth Goethe'n, dem Gouverneur aufzuwarten, indem derselbe, als ein wunderlicher alter Mann, nach Laune und Vorurtheil eben so gut schaden als nützen könne. Dem gütigen Führer zu Gefallen ging Goethe mit und hörte schon, in's Vorzimmer kommend, drinnen einen fürchterlichen Lärm. Als sie eingetreten waren, sahen sie den uralten Gouverneur in grimmigem Zorn gegen einen anständigen Mann fluchend und scheltend, der sich mit ruhiger Fassung vertheidigte. Die Scene dauerte eine gute Weile, endigte jedoch ziemlich gelinde, indem der cholerische Alte dem Angeschrieenen

erlaubte, noch ein paar Tage in Messina zu verweilen, worauf er sich aber fortzupacken habe, um nie wiederzukehren. Ungeachtet so drohender Aspecte wurden Goethe und der Consul gnädig genug empfangen; ein ruhiges Gespräch endigte sich damit, daß Goethe, obwohl er auch hier sein beliebtes Incognito behauptete, für die Zeit seiner Anwesenheit vom Gouverneur zur Tafel geladen wurde. Froh, der Höhle des Cyklopen entronnen zu sein, dachte er nicht an die Wiederkehr, und saß am nächsten Tage mit Kniep vergnügt im Gasthofe bei einem frugalen Mahle, als der Bediente des Consuls athemlos hereinsprang und ihm verkündigte, der Gouverneur lasse ihn durch die ganze Stadt suchen, und der Consul bitte inständigst, er möge sich auf der Stelle hin verfügen. Haare und Kleider zurecht putzend, faßte Goethe sich ein Herz und folgte dem Bedienten heitern Sinnes, indem er den Odysseus als Patron anrief und seine Fürsprache bei Pallas Athene erbat. In dem Speisesaal angelangt, fand er eine Gesellschaft von etwa vierzig Personen lautlos an der Tafel sitzen und den Platz zur Rechten des Gouverneurs für sich offen gelassen. Pallas Athene war ihm hold. Der Alte schoß ihm unter den grauen, struppigen Augenbrauen hervor einen glühenden Blick entgegen; aber der würdevollen, einschmeichelnden Freundlichkeit des neuen Odysseus gelang es bald, seinen Zorn zu besänftigen. Nach Tische mußte ihm auf Befehl des Gouverneurs nicht bloß die Jesuitenkirche in allen ihren Theilen gezeigt, sondern auch die Geschichte der Altäre und anderer Stiftungen umständlich erzählt werden.

Goethe speis'te indeß nicht wieder beim Gouverneur; denn am folgenden Mittag, den 14. Mai, saß er schon an Bord des Fahrzeugs eines französischen Kauffahrers, der nach Neapel wollte. Der fürsorgliche Consul hatte ihm dieses Schiff empfohlen, da seine weiße Flagge vor Seeräubern sicherte. Dafür bot es aber auch nicht die Bequemlichkeit jener neapolitanischen Corvette, und als Goethe wieder von der Seekrankheit befallen ward, mußte er in der Kajüte mitten unter anderen Passagieren seine horizontale Lage annehmen. In diesem Zustande wollte ihm nun die ganze sicilianische Reise in keinem angenehmen Lichte erscheinen. Er meinte eigentlich doch Nichts gesehen zu haben, als durchaus eitle Bemühungen des Menschengeschlechts, sich gegen die Gewaltsamkeit der Natur, gegen die hämische Tücke der Zeit und gegen den Groll ihrer eigenen feindseligen Spaltungen zu erhalten. Um diese seekranken Betrachtungen zu verscheuchen, begab er sich mitunter auf's Verdeck und beobachtete die Schaar von Delphinen, welche das Fahrzeug schwimmend und springend begleiteten. Der Wind blieb fortdauernd ungünstig, so daß der Nachmittag des 16. Mai vorbeiging, ohne daß man in den Golf von Neapel eingefahren wäre. Das Schiff wurde vielmehr immer westwärts auf die Insel Capri zu getrieben, indem es sich vom Cap Minerva entfernte. Alle Passagiere waren ungeduldig, nur Kniep und Goethe nicht. Sie genossen beim schönsten Sonnenuntergang des herrlichsten Anblicks, den ihnen die ganze Reise gewährte. Ueber das spiegelebene, glänzende Meer hin sahen sie Cap Minerva in prächtigem Farbenschmuck, und von da aus die ganze Küste bis Sorrent hin erleuchtet. Ueber dem Vesuv im Hintergrunde stand eine ungeheure Dampfwolke aufgethürmt.

In den herrlichen Anblick versunken, bemerkten die Freunde nicht, daß ein großes Unheil sie bedrohe. Die immer wachsende Bewegung unter den Passagieren machte sie endlich aufmerksam, und nun vernahmen sie mit Schrecken, das Schiff befinde sich bereits in der Strömung, die sich um die Insel Capri bewegt und durch einen sonderbaren Wellenschlag so langsam als unwiderstehlich nach dem schroffen Felsen hinzieht, wo auch nicht ein Fuß breit Vorsprung oder Bucht zur Rettung sich darbietet. Die gänzliche Windstille gab keine Hoffnung, dem Verderben zu entgehen; das Schiff näherte sich, schwankend und schwippend immer mehr den Felsen, die immer finsterer dastanden; immer lauter und wilder ward die Menge. Ein furchtbarer Sturm von Schmähungen und Vorwürfen erhob sich gegen den Kapitän und Steuermann, man nannte sie hergelaufene Krämer, die ohne Kenntniß der Schiffskunst das Leben so vieler Menschen ihrem Eigennutz geopfert. Da trat Goethe, dem von Jugend auf Anarchie verdrießlicher war, als der Tod selbst, vor die Tobenden hin und redete zu ihnen, ungefähr mit gleicher Gemüthsruhe wie zu den Vögeln von Malfesine. Er stellte ihnen vor, daß gerade in diesem Augenblick ihr Lärmen denjenigen, von welchen einzig noch Rettung zu hoffen sei, Kopf und Ohr verwirre; er er-

mahnte sie, in brünstigem Gebete sich zur Mutter Gottes zu wenden, auf die es ganz allein ankomme, ob sie sich bei ihrem Sohne verwenden möge, daß er der Luft gebiete, sich zu regen, und so das umgekehrte Wunder von dem thue, welches er einst auf dem stürmenden See Tiberias für seine Apostel gethan. Diese Anrede verfehlte nicht ihre Wirkung; die Menge warf sich auf ihre Kniee und begann leidenschaftlich ihre Litaneien zu beten. Unterdeß ließ der Kapitän ein Boot hinab, das, mit sechs bis acht rudernden Matrosen bemannt, das Schiff an einem langen Seil aus der Strömung ziehen sollte. Der Versuch mißlang. Schon hörte man oben auf den Felsen die Ziegenhirten hohl aufschreien: „da unten strandet ein Schiff!" immer heftiger ward die Brandung, immer stärker schwankte das Fahrzeug, und von der Seekrankheit überwältigt, stieg Goethe in die Kajüte hinab und streckte sich halb betäubt auf seine Matratze hin, nicht ohne eine gewisse angenehme Empfindung, die, wie er meinte, sich vom See Tiberias herschrieb. Eine Weile hatte er so im Halbschlaf gelegen, da weckte ihn ein starkes Getöse auf dem Verdeck, und gleich darauf sprang Kniep herunter und verkündete, man sei gerettet; ein leiser Windhauch habe sich erhoben, der von den Segeln Gebrauch zu machen gestatte. Als Goethe am vierten Tage*) der Fahrt erwachte, befand er sich frisch und gesund, eilte auf das Verdeck und begrüßte bald nachher das herrliche Neapel, das in den Strahlen der Morgensonne vor ihm glänzte.

Als poetische Ausbeute brachte er von der sicilianischen Reise, außer dem neu durchgearbeiteten Plan des Tasso, den Entwurf und ein paar ausgeführte Stellen seiner Tragödie Nausikaa mit. Leider hat er über späteren Arbeiten und Zerstreuungen den Gegenstand ganz liegen lassen, und erst bei der Redaction der italienischen Reise aus ferner Erinnerung den Plan aufgezeichnet. Er glaubte damals Wenig oder Nichts davon niedergeschrieben zu haben, obwohl es

*) So ist Goethe's eigene Angabe (s. seine Werke, Bd. 23, S. 403). Indeß stimmen damit nicht recht die Data des letzten Briefes aus Sicilien („Messina und auf der See, Montag den 14. Mai") und des ersten aus Neapel (vom 17. Mai), worin von einem am 16. gemachten Ausfluge nach Pästum die Rede ist.

doch in dem Briefe aus Palermo vom 16. April 1787 ausdrücklich heißt: „Ich verzeichnete den Plan und konnte nicht unterlassen, einige Stellen, die mich besonders anzogen, zu entwerfen und auszuführen." Dieses Schema und die Bruchstücke der Ausführung haben sich in Goethe's schriftlichem Nachlasse vorgefunden und sind in den neuesten Ausgaben seiner Werke*) unter dem Titel „Nausikaa, ein Trauerspiel" fragmentarisch mitgetheilt worden. Das Schema bezeichnet die einzelnen Scenen jedes der fünf Acte durch bloße Anführung der darin auftretenden Personen, skizzirt jedoch nachträglich einige Auftritte etwas näher durch ganz kurze Andeutungen ihres Inhalts. Es wäre eine interessante, und nicht allzu schwierige Aufgabe für die moderne Philologie, aus diesen lakonischen Andeutungen den Gang, den das Stück nach des Dichters erster Conception nehmen sollte, ausführlicher zu entwickeln. Es würde sich dann deutlich herausstellen, daß der von Goethe später aus dem Gedächtniß hervorgerufene Plan von jenem anfänglichen in manchen Partieen bedeutend abweicht. Sonderbar genug ist in dem aus Goethe's Nachlaß veröffentlichten Schema die Königstochter unter dem Namen ihrer Mutter Arete, und die Amme unter dem Namen Xanthe aufgeführt, während unter den angehängten Bruchstücken der Ausführung der dritte Auftritt mit den Homerischen Namen Nausikaa und Eurymedusa überschrieben ist. Schon in diesem Schwanken der Bezeichnungen mochte ein Beweis liegen, daß das Schema uns jenen ersten Entwurf überliefert, den er am 16. April 1787 auf dem Spaziergang nach dem Thale am Fuße des Rosalienberges bei Palermo durchdachte. Nach beiden Entwürfen aber, diesem ursprünglichen wie dem aus der Erinnerung aufgezeichneten, sollte die Fabel des Stückes ganz einfach sein, und dafür sollte der Reichthum der subordinirten Motive und besonders das Meer- und Inselhafte des ganzen Tones einen Ersatz bieten. Ein großer Theil des Drama's würde einen idyllischen Charakter bekommen haben, der erst in der letzten Hälfte mehr und mehr dem tragischen Platz gemacht hätte. Der Verfasser dieser Biographie wurde schon vor Jahren von dem Reiz des Sujets so lebhaft gefesselt, daß er dem

*) S. Bd. 34, S. 358 ff. der Ausg. in 40 Bdn.

Drange nicht widerstehen konnte, den Goethe'schen Entwurf mit einigen Modificationen auszuführen *). In dem freundlichen Beifall, den die Kritik dem gewagten Versuche gespendet, habe ich nur den Beweis gesehen, was für eine Anziehungskraft in dem Gegenstande liegen muß, daß er, selbst bei schwächerer Ausführung, noch so erfreuliche Theilnahme wecken kann. Weil ich nicht hoffen durfte, den Mangel an spannenden Elementen in der Fabel durch eine Fülle interessanter Nebenmotive und einen gewissen See- und Inselhauch ersetzen zu können, so suchte ich dafür eine bedeutsame Idee dem Ganzen zu Grunde zu legen. Des Odysseus Anwesenheit bildet nicht bloß für Nausikaa, sondern für die ganze Insel eine Epoche:

Des gold'nen Alters sel'ger Kinderfrieden
Muß weichen vor dem Kampf der eh'rnen Zeit.

Ob Goethe dieselbe oder eine ähnliche Intention gehabt, möchte schwer zu entscheiden sein; ein paar Andeutungen im Schema lassen es mich vermuthen. Der Hauptreiz seiner Ausführung würde aber sicher darin gelegen haben, daß sich in dem Stücke der Eindruck Siciliens, des Meers, der Häfen und Buchten, der üppigen fremden Vegetation, des klaren südlichen Himmels abgespiegelt hätte. Ueberhaupt war in der Composition Nichts, was er nicht aus eigenen Erfahrungen nach der Natur hätte ausmalen können. „Selbst auf der Reise," so lauten seine Confessionen, „selbst in Gefahr, Neigungen zu erregen, die, wenn sie auch kein tragisches Ende nehmen, doch schmerzlich genug, gefährlich und schädlich werden konnten, selbst in dem Falle, in einer so großen Entfernung von der Heimath abgelegene Gegenstände, Reiseabenteuer, Lebensvorfälle zu Unterhaltung der Gesellschaft mit lebhaften Farben auszumalen, von der Jugend für einen Halbgott, von gesetzten Personen für einen Aufschneider gehalten zu werden, manche unverdiente Gunst, manches unerwartete Hinderniß zu erfahren: das Alles gab mir ein solches Attachement an diesen Plan, daß ich darüber meinen Aufenthalt zu Palermo, ja den größten Theil meiner übrigen sicilianischen Reise verträumte."

*) Odysseus und Nausikaa, Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Goethe. Ein Ergänzungsversuch von H. Viehoff. Düsseldorf, 1842.

Alles, was er auf dem überclassischen Boden erfahren, gesehen, bemerkt hatte, das sollte in diesem poetischen Gefäße aufbewahrt werden. Welch' ein Verlust für uns, daß Goethe nicht Zeit und Stimmung fand, es zu vollenden!

Dagegen sollte ein anderes Samenkorn, ein wissenschaftliches, das Sicilien zwar nicht in sein Inneres gelegt, aber doch zur Entfaltung gebracht hatte, später zu einem herrlichen, fruchtreichen Baume erwachsen. Das lange gesuchte Geheimniß der Pflanzen-Organisation hatte sich ihm hier endlich verdeutlicht. „Den Hauptpunkt, wo der Keim steckt," schrieb er gleich nach der Rückkehr an Herder, „hab' ich ganz klar und zweifellos gefunden; alles Uebrige sehe ich auch schon im Ganzen, und nur noch einige Punkte müssen bestimmter werden." Es ist auffallend genug und ein Beweis, wie durchaus gegenständlich sein Denken war, daß er auch jetzt noch nicht von der Vorstellung einer Urpflanze ablassen konnte. „Sie wird das wunderlichste Geschöpf von der Welt," schrieb er, „um welches mich die Natur selbst beneiden soll. Mit diesem Modell und dem Schlüssel dazu kann man alsdann noch Pflanzen in's Unendliche erfinden, die consequent sein müssen, d. h. die, wenn sie auch nicht existiren, doch existiren könnten, und nicht etwa malerische und dichterische Schatten und Scheine sind, sondern eine innerliche Wahrheit und Nothwendigkeit haben. Dasselbe Gesetz wird sich auf alles Lebendige anwenden lassen." Wir werden später, wo von der Schrift „Metamorphose der Pflanzen" die Rede sein wird, den Gegenstand im Zusammenhange wieder aufnehmen.

Drittes Capitel.

Einfluß der ſicilianiſchen Reiſe. Zweiter Aufenthalt in Neapel. Des zweiten römiſchen Aufenthalts erſter Abſchnitt. Künſtlerleben. Reiffenſtein, Angelica, Hirt, Meyer, Lips, Moritz, Frieß. Streit zwiſchen bildender Kunſt und Poeſie. Nähere Betrachtung des Egmont.

Der Einfluß der ſicilianiſchen Reiſe auf Goethe, wie raſch er ſie auch vollendete, iſt keineswegs gering anzuſchlagen. Als Dichter war es ihm ſchon von unberechenbarem Gewinne, daß ihm jetzt die Odyſſee ein lebendiges Wort geworden war. Nun er alle dieſe Küſten und Vorgebirge, Golfe und Buchten, Inſeln und Erdzungen, Felſen und Sandſtreifen, dieſe buſchigen Hügel, ſanften Weiden, fruchtbaren Felder, dieſe geſchmückten Gärten, gepflegten Bäume, hangenden Reben, dieſe Wolkenberge und das Alles umgebende Meer im Geiſte gegenwärtig hatte, war es ihm bei der Lectüre der Odyſſee, als bewegte ſich ein Zug der anſchaulichſten Bilder an ſeinem Auge vorüber. Und was Homer's Schilderungsweiſe betrifft, ſo war ihm ein neues Licht aufgegangen. Die Beſchreibungen, die Gleichniſſe, die ihm früher poetiſch erſchienen, kamen ihm jetzt unſäglich natürlich vor, aber freilich mit einer Reinheit und Innigkeit gezeichnet, vor der ein Neuerer erſchrecke. Der Unterſchied der antiken und modernen, der naiven und ſentimentalen Poeſie hatte ſich ihm auf's Lebhafteſte aufgedrängt. „Laß mich meine Gedanken kurz ſo ausdrücken," ſchrieb er an Herder, „die Alten ſtellten die Exiſtenz dar, wir gewöhnlich den Effect; ſie ſchilderten das Fürchterliche, wir fürchterlich; ſie das Angenehme, wir angenehm u. ſ. w. Daher kommt alles Uebertriebene, alles Manierirte, alle falſche Grazie, aller Schwulſt. Denn wenn man den Effect und auf den Effect arbeitet, ſo glaubt man ihn nicht fühlbar genug machen zu können." Die Früchte der hier gewonnenen Einſicht treten unter ſeinen ſpäteren Dichtungen am deutlichſten in Hermann und Dorothea hervor. Die Vorſicht, man darf faſt ſagen die Aengſtlichkeit, womit dort Goethe ſich vor einem Worte hütet, das im Geringſten über den

Gegenſtand hinausginge, datirt ſich ohne Zweifel von dieſer Epoche her; er ſucht dort, wie Homer, nur die Sache, wenn gleich die ganze Sache in ihrem vollen Gehalte, zu ſchildern.

Für eine wahre Anſchauung von Italien glaubte er mit Recht erſt durch Sicilien einen Schlüſſel bekommen zu haben. „Italien ohne Sicilien macht kein Bild," ſchrieb er an Herder. Er pries ſich glücklich, den großen, ſchönen, unvergleichlichen Gedanken der Inſel ſo klar, ganz und lauter in der Seele zu haben. Und doch hatte er ſich hier nicht, wie früher ſeine Gewohnheit war, mit begieriger Betrachtung an das Einzelne angeklammert. Mancherlei war zuſammen gekommen, was ihn mit freierem, umfaſſenderem Blicke ſchauen ließ. Schon der vorhergehende Aufenthalt in Neapel hatte die allzugroße Spannung ſeines Innern gemildert. Dazu kam das Bewußtſein, daß ihm durch Kniep's kunſtfertige Hand von den intereſſanteſten Gegenſtänden wohlgewählte Bilder im Umriß wenigſtens erhalten blieben. Die poetiſchen Träume, in die er ſich Behufs ſeiner Tragödie Nauſikaa verſenkte, ließen ihn zwar ſeine Umgebung mit erhöhtem Intereſſe in's Auge faſſen; und der botaniſche Grundgedanke, dem er nachhing, reizte ihn zu ſchärferer Betrachtung der vielfachen und wunderſamen Pflanzengebilde; aber andererſeits hoben ſie ihn wie Mongolfieren über ein allzuſehr verweilendes Anſchauen des Realen und Einzelnen hinweg. So konnte er denn an Herder melden, daß er „die Reiſe durch Sicilien leicht und ſchnell getrieben," er meinte aber, das frühere Kleben und Haften an den Gegenſtänden ſei ihm dabei zu Gute gekommen, es habe ihm eine unglaubliche Fertigkeit verſchafft, jetzt „Alles gleichſam vom Blatte wegzuſpielen."

In ſeiner Anſicht von der Menſchheit im Ganzen, hatte er ſich durch den Beſuch Siciliens nur befeſtigt; nach wie vor konnte er ſich in Herder's große, weltumfaſſende Humanitätsträume nicht finden; er meinte, es ſei ſchon viel, wenn es hier und da einem Einzelnen gelinge, ſich zu einem ſchönen, harmoniſchen und reichen Weſen zu entwickeln; in ſeinem nächſten Kreiſe habe freilich der Menſch, ſo viel in ſeinen Kräften ſtehe, das Gute und Edle zu fördern, für das Heil der Menſchheit im Großen aber ſolle man, wie für Regen und Sonnenſchein, den Himmel ſorgen laſſen. „Ich bin freilich, wie

Du sagst," schrieb er an Herder, „sehr an's Gegenwärtige geheftet, und je mehr ich die Welt sehe, desto weniger kann ich hoffen, daß die Menschheit je eine weise, kluge, glückliche Masse werden könne. Vielleicht ist unter den Millionen Welten eine, die sich dieses Vorzugs rühmen kann; bei der Constitution der unsrigen bleibt mir so wenig für sie, als für Sicilien bei der seinigen zu hoffen." Und mit Beziehung auf den ihm angekündigten dritten Theil von Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte heißt es: „Er wird gewiß den schönen Traumwunsch der Menschheit, daß es dereinst besser mit ihr werde, trefflich ausgeführt haben. Auch, muß ich selbst sagen, halte ich es für wahr, daß die Humanität endlich siegen wird; nur fürcht' ich, daß zu gleicher Zeit die Welt ein großes Hospital, und Einer des Andern humaner Krankenwärter sein werde." Es läßt sich denken, wie bei seiner jetzigen Richtung auf „das Gegenwärtige" jene Freunde, wie Jacobi und Lavater, und ihr ganzes Treiben tief in den Hintergrund rücken mußten. Dennoch nahm er in diesen Tagen lebhaften Antheil an der Geschichte eines Heiligen, des Philippus Neri, und feierte „andächtig-munter" seinen Festtag, den 26. Mai. Aber es war auch ein Heiliger nach seinem Geschmack, bei dem zu den höchsten Gaben des religiösen Enthusiasmus sich ein durchaus klarer Menschenverstand, reine Würdigung oder vielmehr Abwürdigung der irdischen Dinge, liebreiche Hilfsfertigkeit in leiblicher und geistiger Noth, und ein nimmer versiegender Humor gesellte. Seine Lebensgeschichte interessirte Goethe'n so sehr, daß er nicht bloß jetzt aus Neapel eine Skizze derselben seinen Freunden übersandte, sondern auch in späterer Zeit dem „humoristischen Heiligen" einen ganzen Aufsatz widmete, den er seiner Schilderung der italienischen Reise einschaltete *).

Bei dem nunmehrigen zweiten Aufenthalt in Neapel hätte Goethe sich gern die Stadt und ihre Umgebungen noch zu guter Letzt recht vergegenwärtigt; aber der Strom des Tages riß ihn fort und vorzügliche Menschen suchten ihn auf, die er als alte und neue Bekannte unmöglich geradezu abweisen konnte. Sein lockeres Prinzeßchen fand er zwar nicht mehr; sie war unterdeß nach Sorrent

*) S. Bd. 24, S. 180 ff. der Ausg. in 40 Bdn.

gereis't und hatte vorher noch recht auf ihn gescholten, daß er ihr das steinigte und wüste Sicilien habe vorziehen können. Auch Tischbein's Gesellschaft, der nach Rom zurückgekehrt war, mußte er entbehren. Aber der Ritter Hamilton und seine Schöne setzten gegen ihn ihre Freundlichkeit fort. Auf Hackert's Antrieb, dessen Neigung zu Goethe sich fortwährend steigerte, zeigte Hamilton ihm sein geheimes „Kunst- und Gerumpelgewölbe." Da fanden sich denn die Produkte aller Epochen nach Zufall unter einander gestellt: Büsten, Torse, Vasen, Bronze, allerlei Hauszierrath von sicilianischen Achaten, Geschnitztes, Gemaltes u. s. w. In einem langen Kasten an der Erde lagen zwei herrliche Candelaber von Bronze, von denen Goethe sogleich vermuthete, daß sie sich aus den Pompejischen Grüften seitwärts hieher verloren hatten. Eine anziehende Bekanntschaft war die des Herzogs und der Herzogin von Ursel aus Brüssel. Goethe charakterisirt Beide als „treffliche Personen von hohen Sitten, reinem Natur- und Menschensinne und entschiedener Kunstliebe." Nicht minder freundlich, als diese, kamen ihm der Marquis Lucchesini, der Cavaliere Venuti und die Herzogin Giovane entgegen.

Goethe konnte mit den Stunden, die er so geist- und kenntnißreichen Männern und Frauen widmete, nicht ganz unzufrieden sein; indeß machte es ihn unruhig, daß sie ihn zuletzt doch von seinen ernstlichen Zwecken ablenkten; und er beschloß daher um so mehr, Neapel bald zu verlassen, als auch das Klima und das ganze neapolitanische Leben zur Unthätigkeit verlockte. Der 1. Juni war herangekommen, ohne daß er etwas Bedeutendes gesehen hätte, außer dem Museum der Schätze von Portici, freilich auch dem *A* und *Ω* aller Antiquitäten-Sammlungen, wie er es nannte, und dem Tempel des Jupiter Serapis bei Puzzuoli, den er gleich nach der Rückkehr aus Sicilien besuchte. An den übrig gebliebenen Säulen des Tempels zeigte sich ein seltsames Phänomen, das den Erd- und Naturforschern längst zu schaffen gemacht hatte: von Pholaden eingefressene Vertiefungen in einer Höhe von fünf Fuß über dem Erdboden. Goethe betrachtete sich alle Umstände genau, und setzte bald bei sich fest, wie die Erscheinung zu erklären sei. Hatten frühere Forscher

das ganze mittelländische Meer 30 Fuß über seinen wagerechten Stand hinansteigen lassen, um die Pholaden herbeizuschaffen, so nahm er an: durch einen vulkanischen Aschenregen, der die Priesterwohnungen am Tempel zu Aschenhügeln anschwellte, sei der freie Hofraum des Tempels nur bis zu einer gewissen Höhe angefüllt worden, und daher eine Vertiefung entstanden, in welcher der zur Reinigung durch den Tempel geleitete Bach sich stockend gesammelt und einen fünf Fuß hohen Teich gebildet habe. Innerhalb dieses süßen, aber durch vulcanische Asche angesalzenen Wassers habe sich jene sonst freilich nur das Meer bewohnende Thierart entwickelt. Wir müssen den Geologen und Zoologen die Entscheidung überlassen, welche von beiden Annahmen die desperateste sei. Goethe hielt bei der Redaction der italienischen Reise seine Hypothese zurück und veröffentlichte sie erst 1823 in den Heften zur Naturwissenschaft und Morphologie *).

Vor dem 7. Juni, dem Frohnleichnamsfeste, wollte Goethe in Rom sein, weil dann die herrlichen nach Raphael gewirkten Teppiche dort öffentlich ausgehängt wurden. Indem er sich nun zur Abreise rüstete, erfuhr er, daß eine starke Lava, aus dem Vesuv hervorgebrochen, ihren Weg nach dem Meere zu nehme. Jetzt befand sich unser Natur- und Kunstfreund in einer bösen Klemme. Er wäre gern sogleich hinausgefahren; aber die nöthigen Abschiedsbesuche nahmen die übrige Zeit in Anspruch. So mußte er sich denn begnügen, sobald es Nacht geworden war, nach dem Molo zu eilen, und bewunderte hier alle die Feuer und Lichter mit ihren Widerscheinen, die im bewegten Meere schwankten: die Lampen des Leuchtthurms, die Sterne des Himmels, den Vollmond in seiner ganzen Pracht neben dem Sprühfeuer des Vesuvs, und die Lava auf ihrem glühenden, ernsten Wege. Er konnte sich an dem Anblick nicht satt sehen und blieb, unter der zu- und abströmenden Menge, auf dem Molo sitzen, bis ihm die Augen zufallen wollten. Auf den folgenden Abend, den letzten, den er in Neapel verlebte, hatte er noch der Herzogin

*) S. Bd. 40, S. 114 ff. seiner sämmtlichen Werke (Ausg. in 40 B.), wo der Aufsatz unter der Ueberschrift „Architektonisch-naturhistorisches Problem" mitgetheilt ist.

von Giovane, die auf dem königlichen Schlosse wohnte, einen Besuch versprochen. Durch viele Treppen und Corridore wandernd, fand er sie in einem großen und hohen Zimmer, an dessen einer Seite die Fensterläden verschlossen waren. Indem sie hier in einem interessanten literarischen Gespräch auf- und abgingen, brach die Dämmerung ein. Da stieß die Herzogin plötzlich einen Laden auf, und vor Goethe stand ein Bild, wie er es in seinem Leben nie wieder sehen sollte: in der Mitte der Vesuv; die herabfließende Lava, nach längst niedergegangener Sonne schon deutlich glühend und den begleitenden Rauch vergoldend; der Berg gewaltsam tobend, über ihm eine ungeheure, feststehende Dampfwolke, ihre verschiedenen Massen bei jedem Auswurf blitzartig gesondert und körperhaft erleuchtet; von da herab bis gegen das Meer ein Streif von Gluthen und glühenden Dünsten; übrigens Meer und Erde, Fels und Wachsthum deutlich in der Abenddämmerung, klar, friedlich, in einer zauberhaften Ruhe — und endlich der Vollmond, hinter dem Bergrücken hervortretend, der bald wie eine zweite Sonne glänzte. Goethe vergaß über dem Anschauen, wie spät es wurde, so daß ihn zuletzt die Herzogin auf den nahen Augenblick aufmerksam machen mußte, wo ihre Gallerieen klostermäßig abgesperrt wurden.

Am nächsten Tage, dem Dreieinigkeitsfeste, fuhr er durch das unendliche Leben Neapels halb betäubt hinaus; jedoch vergnügt, „daß weder Reue noch Schmerz hinter ihm blieb." Von Kniep schied er, „wie Personen selten von einander scheiden, die sich zufällig auf kurze Zeit verbunden."

Den zweiten Aufenthalt in Rom theilen wir, der leichtern Uebersicht wegen, in zwei Abschnitte, von denen der erste bis zum 25. September reicht, dem Anfange einer Land-Saison oder Villeggiatur zu Frascati, Albano und Castel Gandolfo, welche eine mehrwöchentliche Unterbrechung in seinem römischen Leben bildete. Jene vier ersten Monate brachte er, ein paar kurze Ausflüge nach Tivoli und in die Gebirge von Albano und Frascati abgerechnet, ganz in der Hauptstadt zu.

Der feierliche Frohnleichnamstag, der 7. Juni, weihte ihn alsbald wieder zum Römer ein und beschwichtigte seine Sehnsucht nach der imposanten Naturscene, die er in Neapel hinter sich gelassen,

nicht sowohl durch das fromme Festgewirre, als durch die Anschauung der Teppiche nach Raphael's Cartonen. Die wahre Bestimmung dieser Teppiche trat ihm hier recht klar entgegen; er sah Colonnaden und offene Räume durch sie zu prächtigen Sälen und Wandelgängen umgestaltet. Mit immer wachsender Bewunderung erfüllte ihn, je länger er sie betrachtete, die Weisheit der Composition, der sittliche Ernst, die ahnungsvolle Größe, die in dem Ganzen waltete; und noch in späten Jahren bekannte er, daß das Studium der Zeichnungen von Dorigny nach den Cartons zu den schönsten Freuden eines langen Lebens gereicht habe. In dem römischen Kunstelemente trat sogleich wieder sein alter Fleiß und Bildungseifer an die Stelle des behaglich-träumerischen Wesens, womit ihn Neapel und Sicilien anzustecken gedroht hatte. Schon am 20. Juni meldete er den Freunden in Deutschland, daß er wieder treffliche Kunstwerke gesehen, und sein Geist sich reinige und bestimme. In Begleitung von Hackert besuchte er jetzt auf's Neue die Gallerie Colonna, welche Pouſſin's, Claude's, und Salvator Rosa's Arbeiten enthielt, und freute sich, daß Alles, was Hackert ihm über die Bilder sagte, seine eigenen, früher gebildeten Begriffe nicht änderte, sondern nur erweiterte und bestimmte. „Wenn man nun gleich," schrieb er nach dem Besuch der Gallerie, „wieder die Natur ansehen und wieder finden und lesen kann, was Jene gefunden und mehr oder weniger nachgeahmt haben, das muß die Seele erweitern, reinigen und ihr zuletzt den höchsten anschauenden Begriff von Natur und Kunst geben. Ich will auch nicht mehr ruhen, bis mir Nichts mehr Wort und Tradition, sondern Alles lebendiger Begriff ist." Angelica Kaufmann führte ihn in die Farnesina. Er wußte die Bilder dieses Saals oder vielmehr dieser Gallerie, die Fabel der Psyche darstellend, beinahe auswendig; so oft hatte er daheim die bunten Copieen mit seinen Freunden betrachtet. Jetzt beim Anblick der Originale mußte er sich aber gestehen, daß es das Schönste sei, was ihm je von Decoration zu Gesicht gekommen.

Als im August die wachsende Hitze ihm solche Räume wünschenswerth machte, wo er in Kühlung und Ruhe den Tag zubringen könnte, bot gerade die Sixtinische Capelle dazu die schönste Gelegenheit. Michel Angelo war eben an der Tagesordnung und hatte die Verehrung der Künstler auf's Neue gewonnen; diese theilte sich den Liebhabern mit und so gab der reiche Kunstfreund Graf Frieß den Malern Bury und Lips den Auftrag, für ihn Aquarell-Copieen in der Sixtinischen Capelle anzufertigen. Goethe versäumte nicht, sich dabei einzufinden. Der gutbelohnte Custode ließ ihn durch die Hinterthür neben dem Altare ein, und mit einigem Mundvorrath ausgerüstet, hauſete er darin Stunden lang nach Belieben, ja hielt sogar einmal, von der großen Tageshitze ermüdet, auf dem päpstlichen Stuhle einen erquickenden Mittagsschlaf. Da wurden nun die unteren Köpfe und Figuren, die sich mit der Leiter erreichen ließen, sorgfältig durchgezeichnet, erst mit weißer Kreide auf schwarze Florrahmen, dann mit Röthel auf große Papierbogen. Goethe war unermüdlich im Sehen und Aufmerken, und konnte nicht genug bewundern, wie viel hier durch Einen Mann geleistet worden. „Ohne die Sixtinische Capelle gesehen zu haben," schrieb er, „kann man sich keinen anschauenden Begriff machen, was Ein Mensch vermag. Man hört und lies't von viel großen und braven Leuten; aber hier hat man es noch ganz lebendig über dem Haupte, vor den Augen." Einen neuen Anstoß gab der Ritter Worthley, der, aus Aegypten und Griechenland zurückgekommen, die mitgebrachten Zeichnungen wohlwollend sehen ließ. Einen unauslöschlichen Eindruck machten auf Goethe die Nachbildungen der Arbeiten des Phidias im Fronton der Akropolis; sein Interesse dafür war um so stärker, als er, durch die mächtigen Gestalten des Michel Angelo veranlaßt, dem menschlichen Körper jetzt ein besonderes Studium zugewandt hatte. Dann bildete die Ausstellung der Arbeiten der französischen Akademie zu Ende des Augusts wieder eine Epoche in dem regsamen Kunstleben, woran er sich so innig betheiligte. „Was ich thun kann, thue ich," meldete er in die Heimath, „ich häufe von allen diesen Begriffen und Talenten so viel auf mich, als ich schleppen kann, und bringe auf diese Weise doch das Reellste mit." Es war aber auch, als ob sich Alles zu seinen Gunsten verschworen hätte, damit er beladen mit einer Fülle der herrlichsten Kunstanschauungen in die Heimath zurückkehrte. So mußte denn gerade der Bildhauer Trippel,

der Goethe's Büste für den Fürsten von Waldeck in Marmor arbeiten sollte, auf einen unvergleichlichen, später berühmt gewordenen Apollokopf aufmerksam werden, der bisher unbeachtet in der Sammlung des Palastes Giustiniani gestanden hatte. Selbst daß der große Obelisk des Sesostris damals noch zerbrochen zwischen Schutt und Koth in einem Hofe lag, kam Goethe'n zu Statten; denn er konnte nun die zierlichen Figuren der Spitze, die, wenn er aufgerichtet stand, keinem menschlichen Auge erreichbar waren, betrachten und nachbilden lassen. Zur Belebung seines Interesses für die ägyptischen Kunstwerke gereichte die Ankunft des französischen Architekten Cassas, der von einer Reise in den Orient zurückkehrte. Er brachte nicht bloß Abbildungen von Pyramiden, sondern auch von manchen asiatischen Monumenten, z. B. eine Generalansicht der Ruinen von Palmyra, der großen Moschee von Jerusalem und vieles Andere mit, Alles sammt den umringenden Gegenden geschmackvoll mit der Feder umrissen und durch Aquarellfarben belebt.

Indem Goethe sich in diesem reichen Kunstkreise beschauend und, wie sich später zeigen wird, auch ausübend bewegte, war es natürlich, daß er jede Berührung mit der hohen und vornehmen Welt abzulehnen und sein Halb-Incognito möglichst zu behaupten suchte. Man gab sich Mühe genug, ihn aus seiner fleißigen Stille herauszuziehen; namentlich wünschte der Cardinal Staatssecretär Buoncompagni seine Bekanntschaft; aber er spielte den Italiener mit den Italienern, wich aus, versprach, verzögerte, versprach wieder und ließ unterdessen die Zeit des Landaufenthaltes heranrücken, wo die Sache ganz in Vergessenheit kommen konnte. „Ich scheue mich," schrieb er in die Heimath, „vor den Herren und Damen, wie vor einer bösen Krankheit; es wird mir schon weh, wenn ich sie fahren sehe." So mied er auch alle zärtlichen Verhältnisse und Werther-Abenteuer, die ihn von seinem Hauptzweck hätten abhalten können. Ueber einen kleinen Ball im Garten hinter seiner Wohnung, wozu er auch eingeladen ward, schrieb er am 30. Juli: „Ungeachtet jetzt keine Jahreszeit des Tanzes ist, so war man doch ganz lustig. Die italienischen Mäuschen haben ihre Eigenthümlichkeiten, vor zehn Jahren hätten einige passiren können; nun ist diese Ader vertrocknet." Dafür war aber sein Verkehr mit Künstlern um

so reger, und auf Rechnung eben dieses Verkehrs können wir zum guten Theil die innere Umwandlung setzen, welche Goethe in Italien erfuhr. Das frische, jugendliche, natürliche, akademisch-ungebundene Wesen, das den Kreisen solcher Männer eigen ist, die sich freien, idealen Bestrebungen hingeben, die wechselseitige Duldsamkeit, die sich dort zur entschiedensten Ausprägung der Individualität gesellt, die sittliche und religiöse Liberalität, die heitere Jovialität, die in solcher Atmosphäre am leichtesten gedeiht, konnten auf Goethe nicht ihre Wirkung verfehlen. Je mehr er die Süßigkeit des jetzigen Lebens empfand, je verhaßter mußten ihm die verschrobenen Gesellschaftsverhältnisse, von denen er selbst an dem liberalen weimarischen Musenhofe nicht verschont geblieben war, und die Sisyphuslast der Berufsarbeiten werden, an denen er sich Jahre lang abgemüdet hatte.

Ueberblicken wir den Cirkel von Künstlern und Kunstliebhabern, der ihn hier umgab, so finden wir Hackert und Tischbein nur eine kurze Zeit demselben angehörig, da ihre Verbindungen in Neapel sie bald dorthin zurückriefen *). In Tischbein's Charakter konnte sich Goethe auch auf die Dauer nicht recht finden; er zeigte sich nicht ganz so rein, natürlich und offen, wie Goethe es wünschte; doch mußte dieser seine vielen trefflichen Eigenschaften hochschätzen und blieb mit ihm in gutem Verständniß und lebendigem Briefverkehr. Sehr erfreulich gestaltete sich das Verhältniß zu Angelica Kaufmann und ihrem Gatten, dem Maler Antonio Zucchi aus Venedig. Angelica's große Empfänglichkeit für alles Schöne, Wahre

*) Tischbein hatte schon im December 1786 ein Bildniß von Goethe begonnen, das sich jetzt der Vollendung näherte. Vergl. darüber außer Goethe's Briefen vom 29. December 1786, vom 17. Februar und vom 27. Juni 1787 noch die „Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder ꝛc." (herausgegeben von Wagner) S. 273 ff. Er ward in Lebensgröße dargestellt als Reisender, in einen weißen Mantel gehüllt, im Freien zwischen Sitzen und Liegen auf einem umgestürzten Obelisken ruhend, die tief im Hintergrund liegende Campagna di Roma gedankenvoll überschauend. Neben ihm liegt ein verstümmeltes Basrelief, die Erkennung der Iphigenie und des Orestes vorstellend. Das Bild fand seinen Platz in des Dichters Vaterstadt, in einem Saale des Freiherrn von Rothschild. Keßler's „Gedenkblätter an Goethe" enthalten eine schöne Lithographie nach demselben.

und Zarte, ihre schätzenswerthen Talente und eine unglaubliche Bescheidenheit machten ihren Umgang äußerst angenehm. Es stand bald als hergebracht fest, daß Goethe an Sonntagen ihre wohlbesetzte Mittagstafel theilte, nachdem sie vorher zusammen durch eine wahre Backofenhitze in irgend eine Gemäldesammlung gefahren waren. Zur Tischgesellschaft gehörte dann auch regelmäßig der schon hochbejahrte sachsengothaische und russische Hofrath Reiffenstein, einst der vertraute Freund Winckelmann's, der seit dem Anfange der sechsziger Jahre in Italien ganz dem Studium des Alterthums und der schönen Künste lebte und einen Jahrgehalt von der Kaiserin von Rußland bezog, ein Mann, der ungeachtet einiger Schwächen, wegen seiner seltenen Güte und Würde des Charakters allgemeine Achtung und Zuneigung in dem römischen Künstlerkreise genoß. Ein Mitglied dieses Kreises war ferner der Maler Hirt, schon längere Zeit her in Rom dem Studium der alten und neuern Bau- und Bildwerke ergeben. Goethe hatte ihn schon in einem Briefe vom 17. November 1786 an Wieland empfohlen, und diesem für den Merkur eine ganze Reihe von Aufsätzen Hirt's als Beiträge zur Kunst und zur Kenntniß Roms angeboten, worauf aber Wieland in der Besorgniß, dadurch den Merkur in ein Kunst-Journal umzuwandeln, eine ablehnende Antwort gab. Weiter hielt sich zu jenem Kreise der schon erwähnte Moritz, obgleich selbst kein bildender Künstler. Er war nach Rom gekommen, um durch eine Reisebeschreibung sich die Mittel einer Reise zu verschaffen. Ein Buchhändler hatte ihm Vorschuß geleistet; aber tagtägliche Gespräche mit den Künstlern und das fortwährende Anschauen vieler Kunstwerke ließen ihn den Plan fassen, zunächst eine Götterlehre der Alten in rein menschlichem Sinne zu schreiben, wobei ihm der Verein belehrend an die Hand ging. Auf Abendspaziergängen theilte er Goethe'n die Resultate seines täglichen Studiums mit und füllte dadurch in dessen Kenntniß der Antiquitäten manche Lücke auf eine bequeme Weise aus. Der Schweizer Heinrich Meyer, der seit einigen Jahren in Rom studirte, die antiken Büsten in Sepia trefflich nachbildete und bedeutende Kenntnisse in der Kunstgeschichte besaß, gehörte auch schon zu Goethe's Freunden, obwohl er als ein fleißiger, in der Anwendung der Zeit gewissenhafter Künstler ihm weniger Stunden, als Andere

widmete. Seine Einwirkung auf Goethe beginnt erst in der letzten Zeit des Aufenthaltes in Rom stärker hervorzutreten. Dasselbe gilt von dem Maler Friedrich Bury aus Hanau *). Mit Lips war Goethe schon von der Lavater'schen Zeit her bekannt. Endlich ist noch des reichen englischen Buchhändlers Jenkins, des römischen Zeichners und Kupferstechers Volpato und des Grafen Frieß zu gedenken, des liberalen Kunst- und Literaturfreundes, in dessen Gesellschaftscirkel Goethe die Bekanntschaft des Abbate Casti machte und diesen eine seiner damals noch ungedruckten galanten Erzählungen recitiren hörte.

Hatten die Versammlungen dieser befreundeten Männer in Goethe's Wohnung auf dem Corso, dem Palast Rondanini gegenüber, geraume Zeit keine Aufmerksamkeit erregt, so wäre er beinahe, gegen den 20. Juli, durch einen Vorfall ganz aus seinem Incognito herausgezogen worden. Als leidenschaftliche Bühnenfreunde wünschten er und seine Genossen, Frau Angelica, die nie das Theater besuchte, mit Cimarosa's Musik und der Virtuosität der Opernsänger bekannt zu machen. Bei den Letzteren stand unser Künstlerkreis in besonderer Gunst, weil von ihm, der eine der vordersten Bänke im Parterre einzunehmen pflegte, immer die lebhafteste Anerkennung, der lauteste Beifall ausging. Um so bereitwilliger nahmen Jene den Vorschlag auf, gelegentlich einmal in dem großen, kühlen Saale, den Goethe bewohnte, Cimarosa's Musik zum Besten zu geben. Die unvermuthete Ankunft des weimarischen Concertmeisters Kranz gab den Ausschlag zur Ausführung des Vorhabens. So ließ denn Goethe seinen Saal durch Juden und Tapezierer ausschmücken, übertrug einem benachbarten Kaffeewirth, die Erfrischungen zu besorgen, und lud seine Freunde und wem er eine Gegenartigkeit schuldig war, zu dem Concerte ein. Unter den offenen Fenstern versammelte sich in der schönen Sommernacht eine Masse von Menschen,

*) Er kommt in Goethe's Briefen aus Italien auch unter dem Namen Fritz der Zweite vor. Vgl. die Briefe Goethe's an seinen ersten Fritz (Friedrich von Stein) in den von Ebers und Kahlert herausgegebenen Briefen Goethe's und seiner Mutter (Leipzig 1847) S. 48 u. S. 50, wo es unrichtig heißt: „Herr Burg von Hanau, sonst Fritz der Zweite."

die, als wären sie im Theater, die Gesänge weidlich beklatschten. Ja, ein großer, mit einem Orchester von Musikfreunden besetzter Gesellschaftswagen hielt auf seiner nächtlichen Lustrunde unter den Fenstern still, ließ gleichfalls lebhaftes Beifallklatschen erschallen und gesellte dann eine von allen Instrumenten begleitete Baßarie aus eben der Oper hinzu, die man im Saale stückweise vortrug. Von oben wurde nun hinwieder voller Beifall gespendet, das Volk stimmte mit ein, und so ward das Privatconcert unsers Dichters zu einem öffentlichen römischen Nachtfeste.

Goethe ließ es sich nicht irren, daß er hierdurch in seinem ganzen Stadtviertel in den Ruf des Reichthums und vornehmer Geburt kam, und verharrete nach wie vor in seinem stillen Fleiße. Es war ihm nicht bloß um das Schauen, sondern auch um das Leisten zu thun; noch einmal war jetzt in Rom, besonders auf Hackert's Anregung, jener alte Wunsch erwacht, daß „die innere Schöpfungskraft, die seine Seele füllte, ihm in den Fingerspitzen nun auch bildend würde." Schon in der ersten Hälfte Juni's, wo er mit Hackert eine Excursion nach Tivoli machte, ließ er sich von diesem in der Kunst, „die Natur abzuschreiben" unterrichten. Dann heißt es zu Anfange Juli's: „Im Zeichnen fahr' ich fort, Geschmack und Hand zu bilden; ich habe Architektur angefangen ernstlicher zu treiben. Nun muß ich mich an die Gypsköpfe setzen. Die rechte Methode wird mir von den Künstlern angedeutet. Ich halte mich zusammen, was möglich ist." Unter dem 22. Juli meldete er, er habe eine Landschaft erfunden und gezeichnet, die ein geschickter Künstler, Dies, in seiner Gegenwart colorire. Am 31. wurden einige Mondscheine auf's Papier gebracht und „sonst allerlei gute Kunst getrieben." Und so heißt es auch noch in einem Briefe ohne Datum aus dem August, er müsse in der Landschaft und im Zeichnen überhaupt fortrücken, es koste was es wolle. Als ihn aber, seit dem häufigen Besuche der Sixtinischen Capelle, in der letzten Hälfte des August „das A und O aller bekannten Dinge, die menschliche Figur, angefaßt," meinte er, mit dem Zeichnen gehe es gar nicht, und warf sich daher auf's Modelliren. Allein unter dem 15. September, wo er von dem bevorstehenden Aufenthalt auf dem Lande spricht, heißt es wieder: „Es wird dort recht fleißig nach der Natur gezeichnet werden. Ich

mag nun gar Nichts mehr wissen, als Etwas hervorzubringen und meinen Sinn recht zu üben. Ich liege an dieser Krankheit von Jugend auf krank, und gebe Gott, daß sie sich einmal auflöse. Seinem eigenen rastlosen Eifer kamen aber auch alle Künstler, alt und jung, entgegen und halfen ihm, wie er schrieb, „sein Talentchen zuzustutzen und zu erweitern." So unterwies ihn Verschaffeldt, der Sohn jenes Mannheimer Directors *), in der Perspective, und Reiffenstein, der sich in der enkaustischen Malerei und der Kunst, Glaspasten von Cameen mit vielfarbigen Lagen zu verfertigen, mit glücklichem Erfolge versucht hatte, gab ihm in Beidem die bereitwilligste Anleitung.

Der Kampf zwischen bildender Kunst und Poesie mußte einmal von Goethe bis zu völliger Entscheidung durchgekämpft werden, und aus diesem Kampfe sind auch dem Dichter große Vortheile erwachsen; sonst hätten wir es zu beklagen, daß er in Italien sich nicht ausschließlicher der Kunst gewidmet hat, wofür er von der Natur bestimmt war. Welche herrliche poetische Blüthen hätten sich nicht auf diesem Boden, in dieser Umgebung, in dieser freien und frohen Gemüthsstimmung entwickeln können! So aber beschränkt sich der dichterische Ertrag der vier Monate, die wir hier zunächst betrachten, auf die Vollendung seines Egmont und den Anfang einer Umarbeitung von Erwin und Elmire. An neuen poetischen Ideen fehlte es nicht, aber es kam Nichts über die erste dunkle Conception hinaus. Mit dem, was er über „allerlei Kunst" gedacht, wollte er später seinen Wilhelm Meister recht anschwellen. Selbst an jene dramatischen Sachen hätte er auch vielleicht noch nicht die letzte Hand gelegt, wenn nicht das Erscheinen seiner Schriften bei Goeschen ihm ein Sporn gewesen wäre. Er erhielt die vier ersten Bände zugesandt und schrieb darüber am 22. September: „Es ist mir wirklich sonderbar zu Muthe, daß mich diese vier zarten Bändchen, die Resultate eines halben Lebens, hier in Rom aufsuchen. Ich kann wohl sagen: es ist kein Buchstabe drin, der nicht gelebt, empfunden, genossen, gelitten, gedacht wäre. Meine Sorge und Hoffnung ist, daß die vier folgenden nicht hinter diesen bleiben."

*) S. Thl. I, S. 311.

Zu dem Streit der Interessen für bildende Kunst und Poesie gesellte sich noch ein anderer, nicht minder bewegter. Das botanische ἓν καὶ πᾶν, das ihm in Sicilien zur Klarheit geworden war, die gewonnene Einsicht, daß in demjenigen Organe der Pflanze, welches wir als Blatt anzusprechen pflegen, der wahre Proteus verborgen sei, der sich in allen Gestaltungen verstecken und offenbaren könne, dieser geniale Grundgedanke erlaubte keinen Stillstand, sondern trieb zu unabläßigem Forschen vorwärts. Da ihm aber, um sich selbst aufzuklären, mündliche Mittheilung fast unentbehrlich war, so versuchte er es mit Moritz, und hatte die Freude, an ihm einen empfänglichen, immer selbst mit Schlüssen vorrückenden Schüler zu finden. Weniger mittheilend zeigte er sich über sein Grundprincip, die Kunstwerke zu erklären, obwohl es ihn auf Schritt und Tritt beschäftigte. Es war „eigentlich auch ein Columbisches Ei," wie er sagte, „ein Capitalschlüssel, der ihm das auf einmal aufschloß, woran sich Künstler und Kenner schon seit der Wiederherstellung der Kunst zersucht und zerstudirt hatten." Die geliebte Göttin, die Natur, erschien ihm selbst als eine Künstlerin, die nach geheimen Intentionen und Ideen im Stoffe wirkt, aber in der Kreuzung so vieler äußerlichen Bedingungen, hinter ihren Absichten zurückbleibt. Das Schöne war ihm nun die wirkliche, reine Erscheinung jener Naturideen, und die Kunst die würdigste Auslegerin der Geheimnisse, welche die Natur ihren auserwählten Lieblingen deutbar genug entgegenbringt. „Die hohen Kunstwerke der Alten," schrieb er damals, „sind zugleich als die höchsten Naturwerke von Menschen hervorgebracht worden. Alles Willkürliche, Eingebildete fällt zusammen, da ist die Nothwendigkeit, da ist Gott!" Und an einer andern Stelle seiner Briefe heißt es: „Die Kunst wird mir wie eine zweite Natur, die, gleichwie Minerva aus dem Haupte Jupiter's, so aus dem Haupte der größten Menschen geboren worden."

Ungeachtet so Theorie und Ausübung, Kunst und Natur sich um sein Interesse stritten, und er, nach seinem eigenen Geständnisse, „vielleicht nie in seinem Leben operosere, mühsamer beschäftigte Tage zubrachte," als damals: so war er doch vielleicht auch nie in seinem Leben glücklicher und zufriedener. Denn er fühlte sich täglich, stündlich von Außen bereichert, von Innen wachsend. Es war ihm, als wäre er „umgeboren, erneuert und ausgefüllt." Besonders freute es ihn, zwei „Capitalfehler" entdeckt zu haben, die ihn bisher sein ganzes Leben hindurch verfolgt und gepeinigt hatten. Der eine war, daß er nie das Handwerk einer Sache, die er treiben wollte, lernen mochte. Daher, meinte er, sei es gekommen, daß er mit so viel natürlicher Anlage so wenig gemacht und gethan habe. Der andere, nahe verwandte Fehler bestand darin, daß er nie so viel Zeit auf eine Arbeit oder Geschäft hatte verwenden mögen, als dazu erfordert wurde. Man muß gestehen, daß diese Entdeckungen von der schärfsten und aufrichtigsten Selbstbeobachtung zeugen. Und so ward er auch noch auf einen dritten Mangel aufmerksam, der ihm bis dahin angehaftet hatte. „Gott sei Dank," schrieb er am 20. Juli, „ich fange an, von Anderen lernen und annehmen zu können." Er würdigte jetzt ganz den Vortheil, der in einem regen Tausche der Geister liegt, und erkannte das Bedenkliche des autodidaktischen Treibens. „Wenn man sich selbst lehrt," sagte er, „so ist die arbeitende und verarbeitende Kraft eins, und die Vorschritte müssen kleiner und langsamer sein."

Indem wir nun auf einen Augenblick die Darstellung seines zweiten Aufenthaltes zu Rom unterbrechen, wie er ihn selbst durch eine Villeggiatur von einigen Wochen unterbrach, haben wir zunächst den Egmont näher zu betrachten, der, obwohl in seiner ersten Conception und Bearbeitung sogar bis in die vorweimarische Zeit zurückreichend, doch jetzt erst zu seinem völligen Abschluß gelangte.

Diese Tragödie wurde schon im Jahr 1775 in Frankfurt begonnen, und nach Goethe's eigener freilich nicht genau zu nehmenden Angabe beinahe „zu Stande gebracht" *). Seine Hauptquelle war das treffliche Werk des Jesuiten Famiano Strada de bello Belgico, neben welchem er Emanuel von Meeren's „Niederländische Geschichte" benutzte. Handlung und Charaktere mußten sich jedoch auch hier die Umwandlungen, die seine poetischen Zwecke erforderten, gefallen lassen. Er schrieb an dem Stücke fleißig in den letzten

*) Goethe's W., B. 22, S. 406.

Tagen vor der Uebersiedelung nach Weimar in der lebhaften Gemüthsaufregung, die sein Verhältniß zu Lili hervorgerufen hatte; und diese Seelenstimmung, meint er, möge dem Drama wohl zu Gute gekommen sein, „das, von so viel Leidenschaften bewegt, nicht gut von einem ganz Leidenschaftlosen hätte geschrieben werden können." In Weimar ward es zu verschiedenen Zeiten wieder aufgenommen, im Frühjahr 1782, so gut es gehen wollte, zu einem gewissen Abschluß gebracht, und am 5. Mai an Möser's Tochter abgeschickt. Aber erst in Rom sollte das Stück zu einer den Dichter selbst befriedigenden Vollendung gedeihen. Am 5. Juli 1787 meldete er, sein Egmont sei in der Arbeit, und er hoffe, er werde gerathen; wenigstens habe er immer unter dem Machen Symptome gehabt, die ihn noch nicht betrogen hätten. Der erste Act sei in's Reine und zur Reife, es seien ganze Scenen im Stücke, an die er nicht zu rühren brauche. „Ich bin fleißig," berichtet er am 9. Juli weiter, „mein Egmont rückt sehr vor. Sonderbar ist's, daß sie eben jetzt in Brüssel die Scenen spielen, wie ich sie vor zwölf Jahren aufschrieb; man wird Vieles jetzt für Pasquill halten." Am 16. Juli war er schon bis in den vierten Act gekommen, am 30. damit so gut wie fertig. „Ich fühle mich recht jung wieder," fügt er dieser Nachricht bei, „da ich das Stück schreibe; möchte es auch auf den Leser einen frischen Eindruck machen!" Ein Brief endlich vom 5. September beginnt: „Ich muß an einem Morgen schreiben, der ein festlicher Morgen für mich wird; denn heute ist Egmont eigentlich recht völlig fertig geworden. Der Titel und die Personen sind geschrieben, und einige Lücken, die ich gelassen hatte, ausgefüllt worden; nun freue ich mich schon im Voraus auf die Stunde, in welcher Ihr ihn erhalten und lesen werdet."

Es wäre gewiß von Interesse, genau zu wissen, was von dem Stücke der Frankfurter, der Weimarischen und der Römischen Zeit angehört; allein die uns hierüber hinterlassenen Andeutungen sind sehr unzureichend, und das Chorizontengeschäft nach dem Eindruck anzustellen, den die verschiedenen Scenen machen, hat sein Bedenkliches, indem wahrscheinlich nur wenige Scenen später ganz neu hinzugekommen, dagegen die meisten überarbeitet und manche Lücken darin ausgefüllt worden sind. So viel dürfen wir aber als sicher

annehmen, daß, wie die Conception, so auch die Hauptmasse der Ausführung dem Jahre 1775 zugehört, und daß namentlich die mehr in Shakespeare's Styl oder in niederländischer Art behandelten Partieen (von den Brüsseler Volksscenen hörten wir ihn oben es selbst bekennen) schon damals bis in's Einzelne ausgearbeitet wurden. Ein ziemlich großer Theil des vierten Aufzuges scheint gegen Ende 1778 entstanden zu sein; von der Scene zwischen Alba und seinem Sohne und dem Monologe Alba's berichtet Riemer es ausdrücklich, daß sie zu Anfange des Decembers 1778 gedichtet worden. Andere Partieen, die sich dem idealisirenden Style Tasso's und der Iphigenie annähern, wie die zweite Scene des fünften Actes (Egmont allein im Gefängniß) und noch Vieles aus diesem Aufzuge möchte man der Italienischen Zeit zutheilen; die Sprache geht hier stellenweise in förmliche Rhythmen über, häufig in fünffüßige Jamben, bisweilen in jambische Senare oder in Alexandriner, z. B.:

> Warum denn jetzt, der du so oft gewalt'ge Sorgen,
> Gleich Seifenblasen, dir vom Haupte weggewiesen,
> Warum vermagst du nicht die Ahnung wegzuscheuchen,
> Die tausendfach in dir sich auf und nieder treibt?

Mit Sicherheit läßt sich jedoch von diesen Partieen die Entstehungszeit nicht angeben, da eine solche rhythmische Prose ja auch in der ältesten Form der Iphigenie erscheint und also Goethe'n schon in den ersten Weimarischen Jahren geläufig war. Nach der Zeit zu urtheilen, die er in Italien auf die einzelnen Acte verwandt, muß er allerdings zum fünften Aufzuge das Meiste hinzugethan haben. Der opernartige Schluß gehört wohl ziemlich sicher dieser Epoche an und gibt den Einfluß von Goethe's damaliger Beschäftigung mit dem Singspiele zu erkennen.

Daß ein Drama, dessen Gestaltung sich durch zwölf Jahre hindurchzieht, nicht, gleich dem Götz und Clavigo, wie aus Einem Gusse hervorgegangen aussieht, darf uns nicht Wunder nehmen. Indeß können wir nicht in das Urtheil einstimmen, daß die ungleichartigen Bestandtheile des Stückes ganz unverbunden neben einander liegen, sondern finden sie vielmehr so glücklich mit einander verschmolzen, als bei der Heterogeneität der Theile nur immer möglich

war. Die Götzischen Volksscenen stechen gegen die in edlerm Styl gehaltenen Partieen gewiß nicht stärker ab, als so manche possenhaft humoristische Scene bei Shakespeare gegen eine benachbarte hochpathetische. Und was besonders das Verletzende der Ungleichartigkeit im Egmont mildert, ja aufhebt, das ist, daß sich das Stück im Ganzen mit jedem Acte stufenweise zu dem idealisirenden Tone emporhebt, bis es zuletzt mit lyrischem Schwunge ausklingt.

Diese Verknüpfung des frühern individualisirenden Styls, wie ihn Götz von Berlichingen zeigt, mit dem idealisirenden späterer Dramen in Einem und demselben Stücke ist jedoch nicht ganz allein auf Rechnung des Umstandes zu setzen, daß die Entstehung desselben so verschiedenen Entwickelungs-Epochen des Dichters angehört. Wäre auch das Drama im Jahre 1775 vollendet worden, so würde es ohne Zweifel immer noch, mit dem Götz verglichen, eine Annäherung zur strengern, beschränktern Form kundgegeben haben. Wär der Dichter doch schon mittlerweile im Clavigo, bei einem freilich einfachen Sujet, zur regelmäßigern Gestaltung des dramatischen Stoffes zurückgekehrt. Nachdem er sich einmal im Götz den Shakespeare, wie er es selbst ausdrückt, größtentheils „vom Halse geschafft," mußte sein angeborner Formsinn sich wieder stärker geltend machen. Wie uns jetzt der Egmont vorliegt, hat er eine sehr einfache und symmetrische Gliederung, und ist, wenn auch nicht nach den griechisch-französischen Regeln gebaut, doch sehr weit von dem stürmischen Scenengewühl des Götz entfernt. Der ganze Stoff zerfällt durch die Acteinschnitte in gut gesonderte Gruppen, und die Scenen der einzelnen Aufzüge sind, wie Riemer treffend bemerkt, gewissermaßen antistrophisch an einander gereiht.

Weicht nun hierin unser Drama vom Götz von Berlichingen ab, so ist es ihm dagegen in einer andern Beziehung innig verwandt. Auch hier bildet weder eine außerordentliche Handlung, noch eine besondere Leidenschaft den innersten Kern des Stückes, sondern ein Charakter ist sein Gegenstand; die Einheit liegt im Helden. „Hier ist keine hervorstechende Begebenheit," sagt Schiller in seiner bekannten Recension, „keine vorwaltende Leidenschaft, keine Verwickelung, kein dramatischer Plan, Nichts von dem Allen; eine bloße Aneinanderstellung mehrerer einzelnen Handlungen und Gemälde,

die beinahe durch Nichts als durch den Charakter zusammengehalten werden, der an Allem Antheil nimmt, und auf den sich alle beziehen." Warum Goethe dieser Gattung des Drama's treu bleiben mußte, hat Ulrici in seinem Werke über Shakespeare's dramatische Kunst vortrefflich erörtert; die Ursache lag in seiner ganzen Weltanschauung. Der Grundton des ganzen Goethe'schen Zeitalters und der organische Mittelpunkt der Goethe'schen Poesie ist das lebendige Bewußtsein der Unendlichkeit des subjectiven Geistes, das sich in dem Ringen nach einer unbegrenzten Freiheit, in dem Streben, alle Fesseln, auch die innersten, geistigsten, zu zerbrechen, äußert, und sich in Faust auf seinem Gipfelpunkte zeigt. Daraus folgt nun, daß von einem historischen Drama im Shakespeare'schen Sinne bei Goethe nicht füglich die Rede sein kann. „Denn die Geschichte," sagt Ulrici, „hört auf Geschichte zu sein, wenn sie nur aus der Subjectivität einzelner Helden oder bedeutender Männer hervorfließen, nur darin sich concentriren und abspiegeln soll. Götz von Berlichingen und Egmont haben zwar einen historischen Charakter; in der That aber ist es nicht die Geschichte, sondern nur das Leben und der Charakter Götzen's und Egmont's, was zur unmittelbaren Anschauung kommt; und will man daher das geschichtliche Element in ihnen urgiren, so kann man sie nur als dramatische Biographieen, nicht als historische Dramen gelten lassen. Denn die Objectivität des allgemeinen Lebens und Geistes der Zeit, Charakter und Schicksal der Völker, die großen historischen Verhältnisse und Zustände, kurz das Geschichtliche, das überall über das Einzelleben hinausragt, kommt nur so weit zur Darstellung, als es zur Charakteristik jener Männer nöthig war. Diese Objectivität greift außerdem nicht unmittelbar thätig in die Action ein, sondern bildet nur einen passiven, repräsentativen Hintergrund, oder wirkt höchstens durch Unterlassungen und Hemmungen auf negative Weise."

Fragt man, wie Goethe gerade auf diese Partie der Geschichte, die im Egmont behandelt ist, und auf diesen Charakter geführt ward, so gewinnen wir die zuverlässigste Antwort, wenn wir seine eigenen zerstreuten Andeutungen zusammenstellen. „Im Götz von Berlichingen," sagt er, „hatte ich das Symbol einer bedeutenden

Weltepoche nach meiner Art abgespiegelt," d. h. auf einem bedeutungsvollen historischen Hintergrunde hatte er ein Charakterbild entworfen, wie er es aus seinem eigenen Innern mit reichem Leben, mit „interessantem Detail" ausstatten konnte. Jetzt wünschte er auf politischem Hintergrunde einen ähnlichen Charakter auszuführen, welcher gleichfalls Fleisch von seinem Fleische, Blut von seinem Blute wäre, und so gewann die Geschichte des Aufstandes der Niederlande, und darin vor Allem der „menschlich ritterliche" Egmont seine Aufmerksamkeit. Um aber das Bild mit größerer Liebe ausführen, um sich selbst in seinem Helden voller und reiner reflectiren zu können, verwandelte er den bejahrten historischen Egmont in einen jugendlichern, den Hausvater in einen Unbeweibten, den durch mancherlei Verhältnisse Begrenzten in einen Freien und Unabhängigen, und gab ihm nun die Eigenschaften, die er selbst besaß, die ungemessene Lebenslust, das grenzenlose Zutrauen zu sich und Anderen, die freie Kühnheit, die Unerschrockenheit und Großmuth, die Gabe, alle Menschen an sich zu ziehen, die er auch seinem Clavigo geliehen hatte. So ward Egmont ein Abbild des Dichters selbst, und man darf behaupten: Goethe würde, wenn ihn als Jüngling das Schicksal auf einen ähnlichen Schauplatz gesetzt hätte, nicht viel anders, als Egmont, sich den Weltereignissen gegenüber gestellt haben; sie hätten ihn nicht abgehalten, das Dasein zu genießen, und, wie Schiller von Egmont sagt, jede Blume aufzulesen, die er auf seinem gefährlichen Wege fand. Ja, es läßt sich in gewisser Beziehung Egmont als eine poetische Anticipation Goethe's betrachten, wie dieser sich nachher den großen Zeitereignissen gegenüber verhielt, wie er in der Champagne unter Mühen und Gefahren den heitersten Sinn, das offenste Auge für alles Schöne bewahrte, unter dem Zusammensturz aller politischen Verhältnisse sich an Kunst und Wissenschaft labte, und in die „Verwüstung hinein harfenirte" *).

Man hat es auffallend gefunden, daß Goethe in Egmont und Götz die Idee der Freiheit verherrlicht hat, die er später in den „Aufgeregten" und im „Bürgergeneral" satirisch angegriffen. Um diesen anscheinenden Widerspruch zu lösen, braucht man nicht einmal

*) Weissagungen des Bakis, Nr. 11.

in Betracht zu ziehen, daß jene vor, diese nach der französischen Staatsumwälzung gedichtet worden. Bei näherer Betrachtung zeigt sich, wie wenig die beiden Paare von Dramen unter einem solchen Gesichtspunkte einander entgegengesetzt werden können. Greift Goethe in den späteren Dramen die politischen Neuerer an, so steht er in den beiden älteren nicht minder auf conservativem Standpunkte. Vom Götz ist dieß früher von uns nachgewiesen worden, und vom Egmont deutet der Dichter es selbst an, daß er auf der Seite althergebrachter Zustände sei, die sich vor dem revolutionären Treiben strenger, gut berechneter Despotie nicht halten könne. Und dann bildet ja nicht sowohl die Begeisterung für Volksfreiheit, als vielmehr das Vollgefühl seiner persönlichen Freiheit den Nerv seines Charakters. Gerade wie Götz, und wie der Dichter selbst, will er mitten unter den Beschränkungen und Gefahren der Zeit, und diesen Gefahren zum Trotz, seine volle Persönlichkeit frei und froh entfalten. Wie sollte sich auch ein Charakter, wie Schiller den Goethe'schen Egmont treffend skizzirt, „ein wohlwollender, heiterer und offener Mensch, Freund mit der ganzen Welt, voll leichtsinnigen Vertrauens zu sich selbst und zu Anderen, liebenswürdig, sanft, ein Charakter der schönen Ritterzeit, prächtig und etwas Prahler, sinnlich und verliebt, ein fröhliches Weltkind" — wie sollte dieser Charakter sich zu einem politischen Freiheitshelden qualificiren? Zwar haben seine Gastmahle und Gelage, wie die Regentin sagt, „den Adel mehr verbunden und verknüpft, als die gefährlichsten heimlichen Zusammenkünfte." Seine Scherzreden setzten die Gemüther des Volkes in Bewegung, der Pöbel stutzte über die neuen Livreen, die thörichten Abzeichen seiner Bedienten. Aber der scharfblickende Machiavell erkannte die Absichtslosigkeit dieser Possen. Und Egmont nennt sie selbst ein Fastnachtsspiel, „Thorheiten, in einem lustigen Augenblick empfangen und geboren, kurze bunte Lumpen, die ein jugendlicher Muth um des Lebens arme Blöße hängt." Er ist bei aller Freundlichkeit gegen das Volk ein ächter Aristokrat, der von den Adelsprivilegien Nichts wegzugeben gesonnen ist. Der Gedanke aber, sich des Einflusses, den er auf das Volk hat, zur Vertheidigung jener Privilegien zu bedienen, liegt ihm sehr fern; er ermahnt die Bürger, sich nicht auf den Straßen zusammenzurotten.

„Ein ordentlicher Mann," ruft er ihnen zu, „der sich ehrlich und fleißig nährt, hat überall so viel Freiheit, als er braucht." Dem Herzog Alba gegenüber erscheint er allerdings als ein kühner Wortführer der Freiheit; allein gerade die Kühnheit, womit er spricht, beweis't, daß er sich nicht als Volksführer gegen die despotischen Anschläge des Königs denkt. Den letzten schweren Gang zum Tode erleichtert er sich freilich durch die Vorstellung, daß er als ein Opfer für die Freiheit falle; aber er ist zum Märtyrer derselben geworden, nicht weil er ein heroisches Wagestück für sie unternommen, sondern weil ihn dämonische Arglosigkeit verblendete.

Bekanntlich vermißte Schiller im Goethe'schen Egmont Größe des Charakters und konnte es nicht billigen, daß in dem Trauerspiele aus einem Gatten und Vater zahlreicher Kinder ein unverheiratheter Liebhaber ganz gewöhnlichen Schlages gemacht sei; durch diese Verwandlung habe der Dichter den ganzen Zusammenhang in Egmont's Verhalten zerstört. Jetzt erscheine sein Bleiben, welches beim historischen Egmont in der zärtlichen Sorge für die Familie begründet gewesen, durchaus nicht gehörig motivirt. Das Letztere muß man bestreiten. Das Betragen des Goethe'schen Egmont's ist vollkommen durch seinen Charakter motivirt, und dieser Charakter ist ganz in sich zusammenhängend und poetisch wahr. Daß es ihm an Größe fehle, kann man zugeben, und dennoch Goethe's Stück in seiner Art vortrefflich finden. „Nach Schiller's Idee," sagt Hoffmeister, „wäre ein ganz anderes, und bei gleich musterhafter Ausführung sicherlich ein Drama höheren Styls entstanden. Aber wer will es Goethe'n verargen, daß er sich die Aufgabe niedriger stellte, wenn er sie so herrlich lös'te?" Oder, wie wir lieber sagen würden, wer kann es ihm verdenken, daß er den Charakter so auffaßte und darstellte, wie er in dem Kreise seiner Lebensansicht und innern Erfahrung lag? Goethe hatte nun einmal nicht den heroischen Sinn Schiller's, welcher von dem Helden einer Tragödie die Würde und den Ernst verlangte, die nur im Streben nach höheren Zielen leben. „Schiller's ganzer Tadel," fügt Hoffmeister treffend hinzu, „stammt aus eigenen, mitgebrachten Ideen, nicht aus dem lebensreichen, edelmenschlichen dramatischen Gemälde, welches ein

Gesetz nicht anzuerkennen braucht, unter dem es nicht geboren ist" *).

Ueber die anderen Charaktere des Stückes müssen wir uns kürzer fassen. Oranien, den eine einzige Scene meisterhaft zeichnet, bildet in mancher Rücksicht einen Contrast zu Egmont. Scharfblickend, vorsichtig, diplomatisch, entschlossen, ist er der Mann, wie ihn ein unterdrücktes Volk, das sich der Tyrannei erwehren will, als Haupt bedarf. Er steht immer, nach seinem eigenen Bekenntniß, wie über einem Schachspiel und hält keinen Zug des Gegners für unbedeutend; ihm däucht es Pflicht, Beruf eines Fürsten, die Gesinnungen, die Rathschläge aller Parteien zu kennen. Der Gedanke, vor dem sich Egmont entsetzt, daß ein kühner Schritt von Seiten der Fürsten sogleich den Krieg entzünden und Tausende dem Verderben weihen werde, vermag ihn nicht zu entmuthigen. Er fühlt seinen Werth und antwortet: „Ziemt es sich, uns für Tausende hinzugeben, so ziemt es sich auch, uns für Tausende zu schonen."

Den Charakter der Regentin hielt Schiller für entbehrlich, und ließ ihn bei der Bühnenbearbeitung des Stückes weg. Das Publikum vermißte ihn ungern, und Goethe opferte diese Figur nur mit Widerstreben, fand aber in Schiller's „grausamer Redaction" doch eine solche Consequenz, daß er sie nicht wieder einzulegen wagte. Noch im spätesten Alter sprach er sich mißbilligend über jene Redaction gegen Eckermann aus. Dieser äußerte, es scheine ihm in vielfacher Hinsicht nicht gut, daß die Regentin fehle, denn nicht allein, daß das Ganze durch die Fürstin einen höhern, vornehmern Charakter gewinne, so sehe man auch die politischen Verhältnisse, besonders in Bezug auf den spanischen Hof, durch ihren Dialog mit Macchiavell reiner und entschiedener hervortreten. „Ganz ohne Frage," er-

*) Goethe sagte selbst in den Gesprächen mit Eckermann (I, 327): „Der Dichter muß wissen, welche Wirkungen er hervorbringen will („und kann," hätte er hinzusetzen können), und darnach die Natur seiner Charaktere einrichten. Hätte ich den Egmont so machen wollen, wie ihn die Geschichte meldet, als Vater von einem Dutzend Kindern, so würde sein leichtsinniges Handeln sehr absurd erschienen sein. Ich mußte also einen andern Egmont haben, wie er besser mit seinen Handlungen und meinen dichterischen Absichten in Harmonie stände; und dieß ist, wie Clärchen sagt, mein Egmont.

wiederte Goethe; „und dann gewinnt auch Egmont durch den Glanz, den die Neigung der Fürstin auf ihn wirft, so wie auch Clärchen gehoben erscheint, wenn wir sehen, daß sie, selbst über Fürstinnen stiegend, Egmont's ganze Liebe besitzt. Dieses sind alles sehr delicate Wirkungen, die man freilich ohne Gefahr für das Ganze nicht verletzen darf." Eckermann bemerkte noch, es wolle ihm scheinen, daß auch, bei den vielen bedeutenden Männerrollen, eine einzige weibliche Figur zu schwach erscheine, und durch die Regentin das Gemälde mehr Gleichgewicht erhalte. Auch dieser Ansicht stimmte Goethe bei, indem er hinzufügte: „Schiller hatte in seiner Natur etwas Gewaltsames; er handelte oft zu sehr nach einer vorgefaßten Idee, ohne hinlängliche Achtung vor dem Gegenstande, der zu behandeln war." Der Charakter der Fürstin ist meisterhaft ausgeführt; sehr heterogene Elemente, hohe Regentenweisheit, durch vieljährige Erfahrung in Staatssachen gereift, und weibliche Reizbarkeit und Neigungsbedürftigkeit sind zu einem lebendigen und wahren Bilde verschmolzen. Eben so hat der Dichter ihren Vertrauten, Macchiavell, mit wenigen Strichen als einen Mann von dem klarsten und feinsten politischen Scharfblick gezeichnet — freilich eine anachronistische Figur, wenn Goethe dabei den (1527 gestorbenen) berühmten Florentiner im Sinne hatte.

In Betreff Clärchen's mußte Goethe sogleich von den Weimarischen Freunden, denen er zuerst das fertige Stück mitgetheilt hatte, mancherlei Ausstellungen vernehmen. Herder's Bedenken waren ihm nicht ganz klar, doch es schien ihm, daß dieser „eine Nuance zwischen der Dirne und der Göttin vermisse." Darauf antwortete der Dichter: „Da ich das Verhältniß zu Egmont so ausschließlich gehalten habe; da ich ihre Liebe mehr in den Begriff der Vollkommenheit des Geliebten, ihr Entzücken mehr in den Genuß des Unbegreiflichen, daß dieser Mann ihr gehört, als in die Sinnlichkeit setze; da ich sie als Heldin auftreten lasse; da sie im innigsten Gefühl der Ewigkeit ihrem Geliebten nachgeht (oder vielmehr vorangeht, wogegen sich vielleicht Einiges erinnern ließe), und endlich vor seiner Seele durch einen verklärenden Traum verherrlicht wird: so weiß ich nicht, wo ich die Zwischen-Nuance hinsetzen soll, ob ich gleich gestehe, daß aus Nothdurft des dramatischen Puppen-

und Lattenwerks die Schattirungen, die ich eben hererzähle, vielleicht zu abgesetzt und unverbunden, oder vielmehr durch zu leise Andeutungen verbunden sind." Er hätte, wie uns scheint, nicht bloß hinzufügen können, was wir ihn oben aussprechen hörten, daß Clärchen durch die Neigung der Fürstin zu Egmont gehoben wird, sondern auch, daß die reine, entsagungsvolle Liebe des edeln Brackenburg einen höhern Glanz auf Clärchen wirft; und darin möchte wohl eine Hauptbestimmung Brackenburg's liegen, dessen tieftragisches Schicksal jedoch auf Kosten der Gesammtwirkung vielleicht etwas zu einläßlich dargestellt ist.

Goethe's Weimarische Freundinnen tadelten ferner noch das allzu laconische Vermächtniß, womit Egmont sein Clärchen an Ferdinand empfiehlt. Darüber beruhigte den Dichter seine Freundin Angelica zu Rom. Abgesehen davon, daß in jener Scene Clärchen's nur auf eine untergeordnete Weise gedacht werden dürfe, um das Interesse des Abschiedes von dem jungen Freunde nicht zu schmälern, der ohnehin in diesem Augenblicke Nichts zu hören noch zu erkennen im Stande war, so meinte Angelica, es sei dasjenige, was man von dem Helden mündlich erklärt wünschte, in der Erscheinung implicite enthalten. Da die Erscheinung nur vorstelle, was in dem Gemüthe des schlafenden Helden vorgehe, so könne er mit keinen Worten stärker ausdrücken, wie sehr er sie liebe und schätze, als es dieser Traum thue, der das liebenswürdige Geschöpf nicht zu ihm herauf, sondern über ihn hinauf hebe. Ja, es wolle ihr wohlgefallen, daß der, welcher durch sein ganzes Leben wachend geträumt, Leben und Liebe mehr als geschätzt, oder vielmehr nur durch den Genuß geschätzt, daß dieser zuletzt noch gleichsam träumend wache, und uns still gesagt werde, wie tief die Geliebte in seinem Herzen wohne, und welche vornehme und hohe Stelle sie darin einnehme.

Sehr unvortheilhaft urtheilte, wie bekannt, Schiller über die Traumerscheinung; er fand, daß man dadurch aus der wahrsten und rührendsten Situation mit einem Salto mortale in eine Opernwelt versetzt werde, während Riemer im Gegentheil in der Vision die ächte künstlerische Katharsis des Stückes sah. Näher, als das Für und Wider dieser Frage zu erörtern, liegt es uns nachzuweisen, daß ein solcher Abschluß aus einer tiefen Eigenthümlichkeit Goethe's fast

mit Nothwendigkeit hergeflossen sei. Wie seine Mutter sich vor jeder heftigen und gewaltsamen Gemüthsbewegung hütete, so mied er auch mit zunehmenden Jahren mehr und mehr alle ergreifend tragischen Eindrücke; ja, er sprach sich im Jahre 1797 in einem Briefe an Schiller die Fähigkeit zur Tragödie ab, weil sie ihn zu mächtig erschüttere. Er habe tragische Situationen, schrieb er, lieber abgelehnt als aufgesucht, indem ihn dabei ein zu großes pathologisches Interesse in Anspruch genommen; er kenne sich zwar selbst nicht genug, um zu wissen, ob er eine wahre Tragödie schreiben könne, aber er erschrecke bei dem Gedanken an das Unternehmen, und sei überzeugt, daß er sich durch den bloßen Versuch zerstören könne. Diese gewaltsame Wirkung des Tragischen auf ihn war aber in seiner ganzen Weltanschauung begründet. Ihr zufolge war ihm das Tragische, wie Ulrici trefflich erörtert hat, die Vernichtung des menschlich Edlen, Großen, Schönen in und durch sich selbst, die innere Unmöglichkeit, seine eigene Idealität, seine Freiheit und Unendlichkeit durch sich selbst zu verwirklichen und in sich selbst zu behaupten, — mithin etwas ganz Allgemeines, alle Menschen, das ganze menschliche Dasein Treffendes. Vergleicht man damit das Tragische, wie es Shakespeare zufolge seiner Weltansicht aufgefaßt, so stellt sich dieses nicht als ein nothwendiges Geschick alles Menschlichen dar, sondern es ist nur, weil und sofern das menschlich Große und Edle der Selbstsucht, der blinden Leidenschaft sich hingibt, oder sein Recht mit verletzender Einseitigkeit verfolgt. Hieraus erhellt, warum für Goethe das Tragische herber, erschütternder, niederbeugender sein mußte; ihm fiel der tragische Held ohne eigentliche Schuld dem Schicksal anheim. Dieses tritt in Egmont besonders deutlich hervor. „Die eigentliche Ursache seines Unterganges," sagt Ulrici treffend, „ist die innere Unmöglichkeit, die volle wahre Freiheit, die ihm vorschwebte, eine Freiheit von aller Sorge, Vorsicht und Besonnenheit, eine spielende, mit der Liebe vermählte Freiheit, der das Leben nur ein bunter, heiterer Frühlingstag ist, zu erringen und zu behaupten." Und dieses Ideal der Freiheit wird nicht vom Dichter für ein falsches, und Egmont's Schicksal nicht als Strafe für eine Verirrung aufgefaßt; vielmehr steht er ganz auf der Seite seines Helden und muß daher um so schmerzlicher mit ihm leiden. Auch ist

er weit entfernt, den Egmont Reue über seinen Leichtsinn äußern zu lassen. Als Ferdinand diesem andeutet, daß er ihn nicht ganz von eigener Schuld freisprechen könne, antwortet er: „Dieß sei bei Seite gelegt. Es glaubt der Mensch sein Leben zu leiten, sich selbst zu führen, und sein Innerstes wird unwiderstehlich nach seinem Schicksale gezogen. Laß uns darüber nicht sinnen, dieser Gedanken entschlage ich mich leicht." Stellte sich nun hiernach unserm Dichter das Tragische nothwendig herber und schneidender dar, so mußte er um so mehr den Eindruck desselben durch künstlerische Mittel zu mäßigen und zu mildern suchen, und so zog er, vielleicht weniger mit Bedacht, als aus dunkelm Instinkt, die versöhnende und beschwichtigende Macht der Musik heran und spielte den Gegenstand zuletzt in eine mehr phantastische Region hinein, um dem Gemüthe eine größere Freiheit zu geben.

Von diesem Gesichtspunkte aus möchte sich auch am besten die Einführung Ferdinand's erklären, den der Dichter aus einem blutdürstigen Spanier, wie die Geschichte Alba's Sohn darstellt, in einen für Egmont und seine Tugenden schwärmerisch begeisterten Jüngling umgewandelt hat. Einsam, in seinem düstern Kerker, sitzt Egmont, nach Anhörung des Todesurtheils dem vollen Eindruck seines entsetzlichen Schicksals hingegeben. Woher soll er Trost und Erhebung schöpfen? Religiöse Tröstungen liegen dem heitern Weltkinde so fern, wie sie Goethe'n selbst, zumal in der italienischen Periode, lagen. Als eine Strafe, eine Buße für Vergehen und Fehler, kann er sein Geschick nicht hinnehmen, denn er ist sich keiner Schuld bewußt. Der Gedanke, daß er als ein Opfer für die Freiheit falle, kann ihn unmöglich tief durchdringen, wenn er ihn gleich gegen das Ende des Stückes ausspricht; denn er muß sich im Innersten sagen, daß der Genuß an der Fülle, Freiheit und Schönheit seines eigenen Daseins die Haupttriebfeder seines Lebens gewesen. Einem solchen Gemüth kann ein frischer Todesmuth nur aus einem Blicke auf das reiche, volle Leben zurück erwachsen; und diesen Blick eröffnet unserm Helden der begeisterte Verehrer und Bewunderer. „Durch ihn," gesteht uns Egmont selbst, „bin ich der Sorgen los und der Schmerzen, der Furcht und jedes ängstlichen Gefühls." Und zu Ferdinand sagt er: „Eines jeden Tages hab' ich mich gefreut;

an jedem Tage mit rascher Wirkung meine Pflicht gethan, wie mein Gewissen sie mir zeigte. Nun endigt sich mein Leben, wie es sich früher, früher, schon auf dem Sande von Gravelingen, hätte endigen können. Ich höre auf zu leben, aber ich habe gelebt." Die Liebe des jungen Freundes zersprengt die Fesseln, womit die Ungerechtigkeit, die er dulden muß, sein Innerstes umschnürte; der verzweifelnde Gram desselben ruft seine Fassung und seinen Muth zurück. Und so dient der Charakter Ferdinand's ganz besonders zur Milderung und Mäßigung der tragischen Katastrophe, zur Katharsis des Stückes.

Was endlich die in den Volksscenen erscheinenden Charaktere betrifft, so hat Schiller die Genialität, womit sie ausgeführt sind, unbedingt anerkannt und trefflich entwickelt. „Nicht genug," sagt er, „daß wir diese Menschen vor uns leben und wirken sehen, wir wohnen unter ihnen, wir sind alte Bekannte von ihnen. Auf der einen Seite die fröhliche Geselligkeit, die Redseligkeit, die Großthuerei dieses Volkes, der republikanische Geist, der bei der geringsten Neuerung aufwallt, und sich oft eben so schnell auf die seichtesten Gründe wieder gibt; auf der andern die Lasten, unter denen es jetzt seufzt, von den neuen Bischofsmützen an bis auf die französischen Psalmen, die es nicht singen soll — Nichts ist vergessen, Nichts ohne die höchste Natur und Wahrheit herbeigeführt. Wir sehen hier nicht bloß den gemeinen Haufen, der sich überall gleich ist, wir erkennen darin den Niederländer, und zwar den Niederländer dieses und keines andern Jahrhunderts; in diesem unterscheiden wir noch den Brüsseler, den Holländer, den Friesen, und selbst unter diesen noch den Wohlhabenden und den Bettler, den Zimmermeister und den Schneider. So etwas läßt sich nicht wollen, nicht erzwingen durch Kunst. Das kann nur der Dichter, der von seinem Gegenstande ganz durchdrungen ist. Diese Züge entwischen ihm, wie sie demjenigen, den er dadurch schildert, entwischen, ohne daß er es will oder gewahr wird; ein Beiwort, ein Komma zeichnet einen Charakter." Und so liese denn auch hier unsere Betrachtung auf dieselbe Bemerkung, wie beim Götz, hinaus*), daß Goethe nach einer Seite

*) Vgl. Thl. II, S. 84 ff.

hin wenigstens ein ausgezeichnetes Talent für das historische Drama besaß und mit Shakespeare um den Siegeskranz in dieser Gattung hätte ringen können, wenn nur nicht seine durch den ganzen Zeitgeist begünstigte subjective Richtung mit dem rechten historischen Sinne so unverträglich gewesen wäre.

Viertes Capitel.

Villeggiatur in Frascati und Castel Gondolfo. Die schöne Mailänderin. Rückkehr nach Rom. Kayser. Interesse für Musik und musikalisches Drama. Verzichtleistung auf die Praxis der bildenden Kunst. Carneval. Faust fortgesetzt. Vorbereitungen zur Abreise. Aufbruch von Rom. Zwei Anakreontische Gedichte. Künstlers Erdenwallen und Apotheose. Erwin und Elmire und Claudine von Villabella.

Nachdem gegen den 25. September die große Hitze etwas nachgelassen hatte, führte der Hofrath Reiffenstein unsern Dichter, in Gesellschaft von einigen Künstlern, nach Frascati hinaus. Hier trat nun das Landschaftszeichnen, welches in der letzten Zeit dem Interesse für die menschliche Gestalt und jenen Bemühungen in der Pasten-Fabrikation und Enkaustik hatte weichen müssen, wieder auf's Lebhafteste hervor. Mit einem Landsmanne, Georg Schütz, von Frankfurt gebürtig, einem geschickten Künstler, wenn gleich nicht von eminentem Talent, wegen eines gewissen behaglich anständigen Wesens von den Römern il barone genannt, streifte Goethe den ganzen Tag im Freien und selbst noch Abends in den Villen umher, beim herrlichsten Mondschein die frappantesten Motive nachzeichnend, worauf man sich in einem wohleingerichteten Privathause, in welchem Reiffenstein den Wirth machte, um einen großen Ahorntisch zu unterrichtender, aber oft auch neckischer Unterhaltung versammelte. Mitunter wurde eine kleine Excursion nach Albano gemacht und auch auf diesem Wege manche interessante Skizze hingeworfen, oder,

wie Goethe sich ausdrückt, „viele Vögel im Fluge geschossen," auch wohl nach der Hauptstadt in die Oper, wo dann die deutsche Künstlerbank dem befreundeten Sängerpersonal kräftig Beifall zuklatschte und sich im hellen, vollgedrängten Saale für die vermißte Himmelsfreiheit entschädigte.

In dem stillern Leben zu Frascati, nicht mehr von dem zahlreichen römischen Künstlerkreise und den Kunstwerken der Hauptstadt umringt, gedachte er oft auf seinen Wanderungen und über dem Zeichnen, so glücklich er sich fühlte, der Weimarischen Freunde mit Sehnsucht. Namentlich stand Herder jetzt seinem Herzen wieder sehr nahe. Das Büchlein „Gott," und die Fortsetzung der „Ideen," welche dieser ihm sandte, las er mit dem größten Interesse, obwohl sie in seine eigene innere Entwickelung unmöglich ganz harmonirend eingreifen konnten, und spendete dem Verfasser das reichste und freundlichste Lob. Weimar stand doch immer zuletzt als der Hafen vor seiner Seele, wo er die Fülle seiner Schätze auszuschiffen und zu jahrelanger Ergötzung seiner Freunde zu entfalten gedachte. Nichts Unwillkommeneres hätte jedoch ihm begegnen können, als wenn diese in Italien ihn durch einen Besuch überrascht hätten. Er fühlte, daß seit dem Abschied vom Vaterlande seine Art, die Dinge zu sehen, sich weiter und weiter von der ihrigen entfernt hatte, daß sie noch allerlei chimärische Vorstellungen und Denkweisen des Nordens mitgebracht haben würden, von denen er sich unter dem himmelblauen Gewölbe des südlichen Himmels befreit hatte. Durch Irren und Halbgewahrwerden, ja selbst durch Eingehen in seine Denkart hätten sie ihn gestört und so den innern Frieden verscheucht, der ihn hier beseligte. Er bemerkte daher mit Unruhe, daß sein Beispiel und seine Glück und Befriedigung athmenden Briefe in dem kunstliebenden Kreise der Herzogin Amalia, dem von jeher Italien als das neue Jerusalem wahrer Gebildeten galt, den Entschluß hervorgerufen, ihm nachzufolgen und das gleiche Glück zu kosten. Von der einen Seite machten die Herzogin und ihre Umgebung, von der andern Herder und der jüngere Dalberg Anstalt, über die Alpen zu gehen. Goethe war entschlossen, ihre Ankunft nicht abzuwarten, und suchte einstweilen die Ungeduld der Herzogin zu beschwichtigen. Durch einen ausführlichen Brief redete er ihr den Plan aus, die Reise schon im

October anzutreten, wo der Umschlag des Wetters gerade beim Eintritt in das schöne Land ihr den ersten Eindruck hätte verderben können.

Gereichte Goethe'n schon der Aufenthalt in Frascati zur Abspannung von dem unausgesetzten Fleiße, womit er seine Zeit in Rom benutzt hatte, so war dieß noch in höherm Grade mit einer förmlichen Villeggiatur zu Castel Gondolfo der Fall, die er etwa vom 6. bis zum 24. October bei mildem, durchaus heiterm und herrlichem Wetter genoß. Er war dort mit Reiffenstein bei dem wohlhabenden Kunsthändler Jenkins einquartirt, welcher ein stattliches Gebäude, den ehemaligen Wohnsitz des Jesuitengenerals, bewohnte. Nach und nach fand sich eine große Anzahl von Gästen ein, unter Andern Angelica und ihr Gemahl, der Schwager von Mengs mit seiner Frau, eine hübsche römische Nachbarin von Goethe, nicht weit von ihm im Corso wohnend, nebst ihrer Mutter, eine schöne Mailänderin, Schwester eines Commis von Herrn Jenkins, u. s. w. Unter diesen gestaltete sich nun sogleich ein geselliges Leben, wie an einem Badeorte. Morgens machte sich Goethe bei Zeiten auf seine artistische Wanderung in's Gebirge hinaus, gehörte aber nach seiner Rückkehr für den ganzen übrigen Tag der Gesellschaft an, unter welcher gemeinschaftliches Frühstück und Mittagsessen, Spaziergänge, Lustpartieen, ernst- und scherzhafte Unterhaltungen schnell Bekanntschaft und Vertraulichkeit hervorriefen. Für die Abende fehlte es nicht an einem Theater, wo ein Schuster als Pulcinell sie mit schlagenden bon-mots ergötzte.

In diesem vergnüglichen Leben zeigte sich denn auch, daß jene zärtliche Ader in unserm Dichter nicht so gänzlich vertrocknet war, als er noch vor Kurzem glaubte. Die hübsche Römerin hatte schon, seitdem er durch das Concert in den Ruf der Mylordschaft gelangt war, seine Begrüßungen, wenn sie Abends vor der Thüre saß, freundlicher als sonst erwiedert; doch war es zwischen ihnen noch zu keinem Gespräch gekommen. Jetzt fanden sie sich auf einmal wie völlig Bekannte zusammen. Das Concert gab Stoff genug zur ersten Unterhaltung, und Goethe versäumte nicht, den Faden derselben geschickt fortzuspinnen. Aber bald gerieth sein Herz in einen eigenen Zwiespalt. Die Mailänderin, mit der Römerin, wie es schien, eng

befreundet, übte gleichfalls eine ſtarke Anziehungskraft auf ihn. Beide Schönen bildeten einen entſchiedenen Gegenſatz: die Römerin von dunkelbraunem Haar, die Mailänderin von hellbraunem; jene braun von Geſichtsfarbe, dieſe klar, von zarter Haut; jene braunäugig; dieſe mit faſt blauen Augen; jene einigermaßen ernſt und zurückhaltend, dieſe offener und zutraulicher. Eine Zeit lang hielten ſich die beiden anziehenden Pole einander ziemlich das Gleichgewicht; aber auf einmal entſchied ſich Goethe's Neigung für die Mailänderin. Da ſie es beklagte, an der engliſchen Unterhaltung von Herrn Jenkins, Madame Angelica, Herrn Zucchi u. A. nicht Theil nehmen zu können, ſo erbot er ſich, ihr Unterricht im Engliſchen zu geben, und die Liebe ſteigerte ſeine Lehrgabe, wie ſie umgekehrt aus der Uebung derſelben immer neue Nahrung ſchöpfte.

Sein aufgeregter Zuſtand ſollte indeſſen bald eine Umwälzung erfahren. Eines Abends fand er, nach dem jungen Frauenzimmer ſich umſehend, die älteren Damen in einem Pavillon, wo ſich die herrlichſte der Ausſichten darbot. Goethe ſchweifte mit ſeinem Blick in die Runde und überzeugte ſich, daß Amor als der höchſte Landſchaftsmaler erſt einem ſolchen Bilde die Weihe vollendeter Schönheit gebe. „Es hatte ſich ein Ton," erzählt er ſelbſt, „über die Gegend gezogen, der weder dem Untergang der Sonne noch den Düften des Abends allein zuzuſchreiben war. Die glühende Beleuchtung der hohen Stellen, die kühlende blaue Beſchattung der Tiefe ſchien herrlicher als jemals in Oel oder Aquarell." Auf die Einladung der Damen am Fenſter ſich niederlaſſend, hörte er lange in halber Zerſtreuung einem Geſpräch über Ausſtattung einer Braut und die Verdienſte des Bräutigams zu, und fragte zuletzt, wer denn aber die Braut ſei. Da vernahm er, eben im Augenblicke als die Sonne untertauchte, zu ſeinem Entſetzen, es ſei Niemand anders, als ſeine geliebte Schülerin. Um ſeine Bewegung zu verbergen, verließ er augenblicklich unter irgend einem Vorwande die Geſellſchaft. So ſah er ſich denn in Italien abermals von den Wetzlarer Leiden bedroht; aber durch Erfahrungen und Jahre begünſtigt, riß er ſich dießmal raſcher von der erſt im Keimen begriffenen Leidenſchaft los. Des andern Morgens früh machte er, die Mappe unter dem Arme, einen weiten Weg, indem er ſich an der Mittagstafel

entſchuldigen ließ, warf ſich mit erhöhtem Eifer auf das Landſchaftszeichnen, wich den engliſchen Studien aus und ſuchte der heimlich Geliebten nur im Beiſein mehrerer Perſonen ſich zu nähern. Auf dieſe Weiſe legte ſich das Verhältniß in ſeinem Gemüthe bald auf die anmuthigſte Weiſe zurecht. Indem er ſie nunmehr als Braut, als künftige Gattin anſah, erhob ſie ſich vor ſeinen Augen aus dem trivialen Mädchenzuſtande, und in ſeinem Begegnen ſprach ſich fortan eine höhere, uneigennützige Neigung, mit Ehrfurcht verbunden, aus.

Am 27. October berichtete Goethe aus Rom: „Ich bin in dieſem Zauberkreiſe wieder angelangt und befinde mich gleich wieder wie bezaubert, zufrieden, ſtille hinarbeitend, vergeſſend Alles, was außer mir iſt. Dieſe erſten Tage habe ich mit Briefſchreiben zugebracht und die Zeichnungen, die ich auf dem Lande gemacht, ein wenig gemuſtert; die nächſte Woche ſoll es an neue Arbeit gehen." Er meinte nicht nur ſein Zeichnen, worüber ihm Angelica die ſchmeichelhafteſte Ermunterung gab, ſondern auch poetiſche Arbeiten. Denn, nach Vollendung des Egmont, waren noch ein Paar ſolcher Steine: Fauſt und Taſſo, bergan zu wälzen, und da die barmherzigen Götter, ſchrieb er an die Freunde, ihm für die Zukunft die Strafe des Siſyphus erlaſſen zu haben ſchienen, ſo hoffe er auch dieſe Klumpen hinaufzubringen. Allein die Ausführung dieſer Plane mußte ausgeſetzt werden; denn die Ankunft ſeines Landsmannes und Freundes Kayſer leitete wieder eine neue Epoche ein und brachte für einige Zeit Muſik und muſikaliſches Drama an die Tagesordnung. Kayſer hatte, wie wir wiſſen*), ſchon vor ein paar Jahren die Oper Scherz, Liſt und Rache zu componiren unternommen, auch mittlerweile eine zu Egmont paſſende Muſik angefangen. Es hatte ſich darüber zwiſchen dem Dichter und dem Componiſten eine Correſpondenz angeknüpft; allein, ſtatt ſie fortzuführen, ward räthlich befunden, daß Kayſer unverzüglich ſelbſt nach Rom komme. Nicht ſäumend flog er mit dem Courier durch Italien und ward in dem Künſtlerkreiſe, der ſein Hauptquartier im Corſo, Rondanini gegenüber, aufgeſchlagen, freundlich aufgenommen. „Es

*) S. Thl. II, S. 454.

ist nun ein dreifach Leben," meldete Goethe den 10. November, „da die Musik sich anschließt. Kayser ist ein trefflich guter Mann und paßt zu uns, die wir wirklich ein Naturleben führen, wie es nur irgend auf dem Erdboden möglich ist." „Er ist sehr brav," heißt es in einem spätern Briefe, „verständig, ordentlich, gesetzt, in seiner Kunst so fest und sicher, als man sein kann, einer von den Menschen, durch deren Nähe man gesunder wird. Dabei hat er eine Herzensgüte, einen richtigen Lebens- und Gesellschaftsblick, wodurch sein übrigens strenger Charakter biegsamer wird, und sein Umgang eine eigene Grazie gewinnt."

Die ersten Tage nach Kayser's Ankunft gingen hin, bis ein Clavier herbeigeschafft, probirt, und nach des Künstlers Willen zurecht gerückt war. Aber nun ward auch Goethe für den Zeitverlust durch Kayser's treffliche Leistungen auf dem Instrumente entschädigt. Die von ihm gewandt und geschmackvoll vorgetragenen mannigfaltigen Stücke erhöhten und erweiterten das musikalische Interesse des Künstlerkreises, das sich bisher auf die Oper beschränkt hatte; man merkte sich sorgfältig die Kirchenfeste und besuchte die an solchen Tagen aufgeführten solennen Messen und andere Musiken. Goethe'n insbesondere gab er durch die fertig mitgebrachte Symphonie zu Egmont für die nächste Zukunft eine entschiedene Richtung auf das musikalische Theater hin. Eine Umarbeitung von Erwin und Elmire war, in Erwartung Kayser's, schon vor der Villeggiatur begonnen und während derselben beinahe beendigt worden. Auch Claudine von Villabella wurde jetzt angegriffen; das Stück sollte gleichfalls beinahe ganz neu ausgeführt, und, wie er am 3. November schrieb, „die alte Spreu seiner Existenz herausgeschwungen werden."

Der Besuch Kayser's und die neubelebte Neigung für das musikalische Drama ist insofern als ein bedeutendes Moment in Goethe's Entwickelungsgeschichte zu betrachten, als dadurch seine Ablösung von der Praxis der bildenden Kunst und seine Rückkehr zur ausschließlichen Uebung der Dichtkunst angebahnt wurde. Es kostete ihm keinen geringen Kampf, der bildenden Kunst zu entsagen. War doch, wie wir wissen, sein bisheriger Aufenthalt in Italien größtentheils ein hartnäckiges Ringen gewesen, sich dieser

Kunst zu bemächtigen. Er war fast nur mit Künstlern und Liebhabern dieses Fachs umgegangen, und sie, die sich durch seine große Begeisterung, seinen feinen Geschmack und tiefen Blick über seine praktischen Anlagen täuschten, hatten ihn in seinem Irrthum bestärkt, statt ihn über seine wahre Bestimmung aufzuklären. Den Hoffnungen, welche ihm Hackert und Angelica machten, öffnete er gar zu gern sein Ohr, da eine endliche Befriedigung der Sehnsucht, woran er seit früher Jugend krankte, ihm zu unaussprechlichem Glücke gereicht haben würde. Jetzt legte sich die Tonkunst gegen die bildende Kunst in die andere Wagschale. Erwin und Claudine führten zu Tasso, die musikalische Poesie zur reinen hinüber. An Schwankungen und Rückfällen fehlte es freilich nicht in der nächsten Zeit, doch, ehe Goethe Italien verließ, hatte sich in ihm die Ueberzeugung festgestellt, daß er als ausübender Künstler für die Poesie berufen sei.

Ueber die Beschäftigung mit den Singspielen war der December herangerückt, da wollte es mit der Dichtung nicht mehr fort, und, um jede Zeit zu nützen, griff Goethe wieder zum Zeichnen und zwar von Theilen des menschlichen Körpers. Nebenbei studirte er Perspective und freute sich an Kayser's Musik, oder ging in Moritzen's etymologische Grübeleien ein, der ein Verstandes- oder Empfindungs-Alphabet erfunden hatte, wodurch er zeigen wollte, daß die Buchstaben nicht willkürlich, sondern in der menschlichen Natur gegründet sind und alle gewissen Regionen des innern Sinnes angehören. Daran schloß sich in der zweiten Woche des Decembers, bei dem herrlichsten Wetter, in Gesellschaft Kayser's und Bury's, ein Ausflug nach Frascati, Monte Caro, Rocca di Papa, Albano, Castel Gandolfo und Marino, von dem sie am 15. December nach Rom zurückkehrten. In größerer Gesellschaft wurde die Stadt und die nächste Umgebung durchzogen, um sich einmal einen raschen Gesammtüberblick über die sehenswürdigsten Gegenstände zu verschaffen. So besuchte man unterhalb Roms, unfern der Tiber, die Kirche zu den drei Brünnlein und bewunderte die Bilder von Christus und den zwölf Aposteln, der Reihe nach an den Pfeilern des Schiffs, nach Zeichnungen Raphael's farbig in Lebensgröße ge-

malt *). Von dort hatten sie nicht weit bis zur Kirche St. Paul vor den Mauern, einem aus den Trümmern alter, herrlicher Paläste groß und kunstreich zusammengestellten Monumente. Sodann gab die Rennbahn des Caracalla, obwohl großentheils verfallen, doch noch einen Begriff eines solchen immensen Raumes. Weiter ward die Pyramide des Cestius begrüßt, doch konnte ein malerisch geübtes Auge den Trümmern der Antoninischen oder Caracallischen Bäder wenig Befriedigung abgewinnen. Auf dem Platze vor St. Peter in Montorio betrachtete man alsdann den Wasserschwall der Acqua Paola, welcher durch die Pforten eines Triumphbogens in fünf Strömen in ein großes Becken hereinbrauste, und verfügte sich hierauf in das zunächst gelegene Kloster, um das herrliche Bild der Transfiguration zu bewundern. Goethe fühlte sich beim Anblick dieser und anderer Kunstwerke nicht mehr, wie früher, durch ihren Glanz geblendet; „ich wandle nun," schrieb er am 25. December, „im Anschauen, in der wahren, unterscheidenden Erkenntniß."

Daß er zu einer solchen Erkenntniß gelangt war, verdankte er zumeist jenem stillen und fleißigen Schweizer, Heinrich Meyer. „Er hat mir zuerst," rühmte er dankbar unter demselben Datum, „die Augen über das Detail, über die Eigenschaften der einzelnen Formen aufgeschlossen, hat mich in das Machen initiirt. Er ist in Wenigem genügsam und bescheiden. Er genießt die Kunstwerke eigentlich mehr, als die großen Besitzer, die sie nicht verstehen, mehr als andere Künstler, die zu ängstlich von der Nachahmungsbegierde des Unerreichbaren getrieben werden. Er hat eine himmlische Klarheit der Begriffe und eine englische Güte des Herzens. Er spricht niemals mit mir, ohne daß ich Alles aufschreiben möchte, was er sagt, so bestimmt, richtig, die einzige wahre Linie beschreibend sind seine Worte. Sein Unterricht gibt mir, was mir kein Mensch geben konnte, und seine Entfernung wird mir unersetzlich bleiben. In seiner Nähe, in einer Reihe von Zeit, hoffe ich noch auf einen Grad im Zeichnen zu kommen, den ich mir jetzt selbst kaum denken darf. Alles, was ich in Deutschland lernte, vernahm, dachte, verhält sich zu seiner Leitung, wie Baumrinde zum Kern der Frucht. Ich habe keine Worte, die stille, wache Seligkeit auszudrücken, mit der ich nun die Kunstwerke zu betrachten anfange; mein Geist ist erweitert genug, um sie zu fassen, und bildet sich immer mehr aus, um sie eigentlich schätzen zu können."

*) S. Bd. 30, S. 43 ff. (der Ausg. in 40 Bdn.) den betreffenden Aufsatz.

Goethe beschloß das Jahr 1787 in einem mehr aufnehmenden und passiven Zustande, begann aber dafür das nächste Jahr mit desto ernsterer Selbstthätigkeit. „Nach einem Stillstande von einigen Wochen," schrieb er den 5. Januar, „in denen ich mich leidend verhielt, habe ich wieder die schönsten, ich darf wohl sagen Offenbarungen. Es ist mir erlaubt, Blicke in das Wesen der Dinge und ihre Verhältnisse zu werfen, die mir einen Abgrund von Reichthum eröffnen. Diese Wirkungen entstehen in meinem Gemüthe, weil ich immer lerne, und zwar von Anderen lerne." An den Singspielen wurde im Laufe des Januars weiter gearbeitet, Erwin beendigt, und Claudine um ein gutes Stück fortgeführt. Aber ein rechtes Herz konnte er zu dieser Arbeit nicht mehr fassen. „Die Opern unterhalten mich nicht," schrieb er am 5. Januar, „nur das innig und ewig Wahre kann mich noch erfreuen." Namentlich war es das Studium des menschlichen Körpers, wogegen beinahe alles Andere verschwand. „Das Interesse an der menschlichen Gestalt," heißt es in einem Briefe vom 10. Januar, „hebt nun alles Andere auf. Ich fühlte es wohl und wendete mich immer davon weg, wie man sich von der blendenden Sonne wegwendet; auch ist Alles vergebens, was man außer Rom darüber studiren will. Ohne einen Faden, den man nur hier spinnen lernt, kann man sich aus diesem Labyrinthe nicht herausfinden. Leider wird mein Faden nicht lang genug, indessen hilft er mir doch durch die ersten Gänge." Und in einem Briefe von gleichem Datum, worin er das Studium der Menschengestalt das non plus ultra alles menschlichen Wissens und Thuns nennt, setzt er hinzu: „Meine fleißige Vorbereitung im Studium der ganzen Natur, besonders der Osteologie, hilft mir starke Schritte machen. Jetzt seh' ich, jetzt genieße ich erst das Höchste, was uns vom Alterthum übrig blieb, die Statuen."

Ungeachtet dieser leidenschaftlichen Begeisterung für die bildende Kunst, oder vielleicht eben weil diese Begeisterung jetzt ihren

Gipfelpunkt erstieg, scheint gerade in der letzten Hälfte des Januars der Entschluß zum Durchbruch gelangt zu sein, auf die Ausübung jener Kunst zu verzichten, oder sie wenigstens nur zum Zwecke eines tiefern und innigern Verständnisses zu üben. Denn im nächsten Monat begegnen wir ihm sogleich als einem ruhig und gefaßt Resignirten. Vielleicht trug dazu auch die in jene Zeit fallende Revision kleiner Gedichte für die neue Ausgabe seiner Werke bei. Indem er den geringen Ertrag all' seines eifrigen Bemühens in der bildenden Kunst mit Demjenigen verglich, was er in der Poesie leicht und spielend geleistet hatte, mochte sich ihm die Ueberzeugung, daß er zum Dichter geboren sei, unwiderstehlich aufdrängen. Allerdings erschien ihm auch die poetische Ausbeute seines bisherigen Lebens auffallend klein. „Es ist ein wunderlich Ding," sagt er in einem Briefe vom 1. Februar in Beziehung auf die Redaction seiner Gedichte, „so ein Summa Summarum seines Lebens zu ziehen; wie wenig Spur bleibt doch von einer Existenz zurück!"

Als Goethe diese Worte schrieb, stand ihm eben der sinnverwirrende Lärm des römischen Carnevals bevor. „Es ist eine entsetzliche Seccatur," heißt es darüber in demselben Briefe, „Andere toll zu sehen, wenn man nicht selbst angesteckt ist." Indessen betrachtete er es jetzt doch mit ganz anderm Interesse, als das erste Mal. Seitdem durch den frühern Aufenthalt in Rom der erste heiße Durst nach Kunstanschauungen einigermaßen gestillt war, widmete er, schon in Neapel und Sicilien, dem Leben und Treiben des Volks eine höhere Aufmerksamkeit und suchte auch hier das Einzelne sich zurecht zu legen und auf ein Allgemeineres zurück zu führen. So war ihm denn auch das Carneval, als eine prägnante Aeußerung römischer Volkseigenthümlichkeiten, nicht unwillkommen, und er machte sich über den ganzen Verlauf desselben sehr sorgfältige Notizen, aus denen dann später, nach der Heimkehr, die meisterhafte Darstellung dieses Volksfestes erwachsen ist, die er in den zweiten Theil der italienischen Reise eingelegt hat*). Mitten aber im Gewühl der Fastnachtsthorheiten sollte auch seinem Herzen eine Erquickung bereitet sein. Seit jener Villeggiatur in Castel Gandolfo hatte er mit

*) Hierüber ausführlicher unten im Capitel 5.

schmerzlichem Gefühl erfahren, daß der Bräutigam der schönen Mailänderin unter irgend einem Vorwande sein Wort zurückgenommen, und die liebenswürdige Braut darüber in ein Fieber verfallen sei, welches ihr Leben bedrohe. Jeden Tag hatte er sich nach ihrem Zustande erkundigen lassen, und zwar allmälig beruhigendere Nachrichten bekommen; doch mußte er sich noch fortwährend ihr heiteres, schönes Auge durch Thränen getrübt, das frische Jugendroth ihrer Wangen durch Kummer und Krankheit gebleicht vorstellen. Indem er nun an den Carnevalstagen in der Reihe der Kutschen den Wagen der Madame Angelica bemerkte und hinantrat, um sie zu begrüßen, gewahrte er mit freudigem Erschrecken neben ihr die genesene Mailänderin, in vollkommen hergestellter Jugendfrische sitzend, mit freudig glänzendem Auge, dessen Blick ihn bis in's Innerste durchdrang. Sprachlos blieben sie einige Augenblicke einander gegenüber, bis Angelica das Wort nahm und, als Dolmetscherin der Gefühle ihrer jungen Freundin, den Dank für den Antheil aussprach, den Goethe an ihrer Krankheit, ihrem Schicksal genommen. Die Hand aus dem Wagen reichend, bestätigte sie mit einfachen kurzen Worten Angelica's Versicherung, und still zufrieden und voll Dankbarkeit gegen Angelica, daß sie sich des guten Mädchens tröstend angenommen, entfernte sich Goethe wieder in das Gedränge der Thoren.

Am 6. Februar endlich, bei Uebersendung des dritten Actes der Claudine, hören wir das wichtige Bekenntniß: „Ich bin recht still und rein, und jedem Rufe ergeben und bereit. Zur bildenden Kunst bin ich zu alt; ob ich also ein bischen mehr oder weniger pfusche, ist Eins. Mein Durst ist gestillt, auf dem rechten Wege bin ich, der Betrachtung und des Studiums; mein Genuß ist friedlich und genügsam. Zu dem Allem gebt mir Euren Segen. Ich habe nichts Näheres nun, als meine drei letzten Theile zu endigen, dann soll's an Wilhelm (Meister) u. s. w." Und noch bestimmter heißt es in einem Briefe vom 22. Februar: „Täglich wird mir's deutlicher, daß ich eigentlich zur Dichtkunst geboren bin, und daß ich die nächsten zehn Jahre, die ich höchstens noch arbeiten darf, dieses Talent excoliren und noch etwas Gutes machen sollte, da mir das Feuer der Jugend Manches ohne großes Studium gelingen

ließ. Von meinem längern Aufenthalt in Rom werde ich den Vortheil haben, daß ich auf das Ausüben der bildenden Kunst Verzicht thue."

Nun einmal die Ueberzeugung von seinem Dichterberufe fest stand, warf er sich sogleich mit Eifer auf die Vollendung älterer Dichtungen. Zuerst ward der Plan des Faust in Angriff genommen. Hier galt es nicht bloß, wie damals, als er die früheren Fragmente schrieb, sich ahnend und sinnend in eine untergegangene Welt zu versetzen, sondern er mußte auch eine selbst gelebte Vorzeit in sich erneuern. Indeß war er mit dem Erfolge zufrieden. Er glaubte, wie er am 1. März schrieb, den Faden wieder gefunden zu haben, und fühlte sich, nachdem ihm die Scene der Hexenküche im Garten Borgheſe auszuführen gelungen war, auch was den Ton des Ganzen betraf, getrosten Muthes. Er meinte, wenn er die Blätter, worauf er die Scenen geschrieben, räuchere, so werde sie ihm aus den alten vergilbten Papieren Niemand heraus finden. Hierbei war es ihm merkwürdig, wahrzunehmen, wie sehr er sich gleiche, wie wenig sein Inneres durch Jahre und Erfahrungen sich verändert habe; und er erklärte dieses sich daraus, daß er durch die lange Abgeschiedenheit in Rom ganz auf das Niveau seiner eigenen Existenz zurückgebracht worden sei. Der Plan des Tasso war, wie uns bekannt, schon früher in Ordnung gebracht worden. Jetzt faßte er den Entschluß, auch Künstlers Erdenwallen neu auszuführen, und dessen Apotheose hinzuzufügen. „Zu diesen Jugendeinfällen," schrieb er, „habe ich nun erst die Studien gemacht, und das Detail ist mir nun recht lebendig." Die vermischten kleinen Gedichte ließ er in's Reine schreiben, und meldete Herder'n, er habe sich zur Stellung derselben seine Sammlungen der zerstreuten Blätter als Muster dienen lassen; er hoffe, zur Verbindung so disparater Dinge gute Mittel gefunden zu haben, wie auch eine Art, die allzu individuellen und momentanen Stücke einigermaßen genießbar zu machen.

Diesen nunmehr zur Hauptbeschäftigung gewordenen poetischen Arbeiten lief freilich noch Manches beschränkend und störend zur Seite: nicht bloß Betrachtung von Werken bildender Kunst, sondern auch fortwährendes Verfolgen der Gesetzlichkeit der Pflanzen-Organisation, ja er berichtete sogar unter dem 1. März, er habe auch

allerlei Speculationen über Farben gemacht, welche ihm sehr anlägen, weil das der Theil sei, von dem er bisher am wenigsten begriffen. Er sehe jetzt schon, daß er mit einiger Uebung und anhaltendem Nachdenken sich auch diesen Genuß der schönen Weltoberfläche werde aneignen können. Ein gänzliches Stocken seiner dichterischen Thätigkeit veranlaßte aber gegen die Osterzeit hin der nun immer stärker anwachsende Schwall kirchlicher Feierlichkeiten, namentlich der musikalischen Aufführungen. Am meisten interessirten ihn darunter die der Sixtinischen Capelle, wo die vollkommene Uebereinstimmung des unvergleichlich schönen alterthümlichen Gesanges, ohne Orgel oder sonstige Instrumente, mit der antiken Ausstattung der Capelle, den herrlichen Michel Angelo's und den feierlich würdevollen Functionen des katholischen Gottesdienstes ihn lebhaft ansprachen. Eigentlich imponirt habe ihm freilich Nichts, meldete er den Freunden, aber bewundert habe er Alles; denn das müsse man den Römern nachsagen, daß sie die christlichen Ueberlieferungen vollkommen durchgearbeitet hätten. Bei den päpstlichen Functionen, besonders in der Sixtinischen Capelle, geschehe Alles, was am katholischen Gottesdienst sonst unerfreulich scheine, mit großem Geschmack und vollkommener Würde, wie es aber auch nur da möglich sei, wo seit Jahrhunderten alle Künste zu Gebote gestanden.

Nachdem die heilige Woche vorüber war, „mit ihren Wundern und Beschwerden," — denn mancher Genuß, wie die Fußwaschung und Speisung der Pilger, mußte durch ein unendliches Drängen und Drücken erkauft werden — wandte sich Goethe's Gemüth dem bevorstehenden Abschiede von Rom zu. Es war eine schmerzlich süß bewegte Zeit, die er jetzt noch in Rom verlebte. In den letzten acht Wochen, schrieb er im März, habe er die höchste Zufriedenheit seines Lebens genossen; er kenne nun wenigstens einen äußersten Punkt, nach welchem sich das Thermometer seiner Existenz künftig abmessen lasse. Aus diesem Glücke sollte er nun scheiden; das ewige Rom sollte er verlassen mit seinen Schätzen antiker und neuerer Kunst, mit seinen Denkmälern einer großen Vergangenheit, den heitern Himmel Italiens sollte er mit dem trüben nordischen vertauschen, die reiche und üppige Flora des Südens mit der dürftigen des Vaterlandes, eine gänzliche Freiheit und Unabhängigkeit mit einer

vielfach bedingten und beschränkten Existenz, den Künstlerkreis, in welchem er ein durch die schönsten Blüthen der Cultur veredeltes Naturleben geführt hatte, mit einer wunderlich complicirten Umgebung, worin es zwar auch nicht an edlen Elementen und Kräften, an Begeisterung für Kunst und Wissenschaft, aber auch nicht an falschen und hohlen Bestrebungen fehlte. Schon in einem, wahrscheinlich an Herder gerichteten Briefe vom 25. December 1787 blickt die Besorgniß durch, die ihn bei dem Gedanken an diese Weimar'sche Umgebung ergriff. „In den schweigenden, zurücktretenden Zustand (der Zeit vor der italienischen Reise)," heißt es dort, „mag ich einen Feind nicht wünschen. Und wie sonst für krank und bornirt gehalten zu werden, geziemt mir weniger als jemals. Denke also, mein Lieber, thue, wirke das Beste für mich, und erhalte mir mein Leben, das sonst, ohne Jemanden zu nützen, zu Grunde geht. Ja, ich muß sagen, ich bin dieses Jahr moralisch sehr verwöhnt worden. Ganz abgeschnitten von aller Welt, habe ich eine Zeit lang allein gestanden. Nun hat sich wieder ein enger Kreis von Menschen um mich gezogen, die alle gut sind, alle auf dem rechten Wege, und das ist nun das Kennzeichen, daß sie es bei mir aushalten können, mich mögen, Freude in meiner Gegenwart finden, je mehr sie denkend und handelnd auf dem rechten Wege sind. Denn ich bin unbarmherzig, unduldsam gegen Alle, die auf ihrem Wege schlendern oder irren, und doch für Boten und Reisende gehalten werden wollen."

Was trieb ihn aus dem geliebten Italien fort? Unwahr ist es, daß der Herzog ihm einen fernern Urlaub verweigerte; vielmehr würde er, wie Goethe selbst in einem Briefe an Frau von Stein (vom 1. Juni 1789) sagt, nach des Herzogs Willen noch länger in Italien geblieben sein. Was er jedoch in eben jenem Briefe hinzufügt: er habe bei seiner Rückkehr kaum etwas Anderes, als seine Freundin und ihren Sohn, seinen Zögling Fritz, im Sinne gehabt, dürfte nicht allzu genau zu nehmen sein. Vielleicht wirkte die in Aussicht stehende Reise der Herzogin Mutter nach Italien mit, wie leicht sich auch mit der gütigen Fürstin leben ließ. Voll des sehnsüchtigsten Dranges, wie er war, die angesammelten Schätze seines Innern im Stillen zu verarbeiten, mochte er sich doch jetzt zum

Führer und Gesellschafter der lebenslustigen Fürstin nicht geeignet fühlen. Schöll sieht den Hauptgrund seines Aufbruchs aus Rom in dem Gefühl, „daß alle diese herrlichen Anregungen und Aufregungen seine Reproductionen und Operationen in einer Weise vermehren würden, daß er, je länger, je weniger fertig werden könnte." Als „bescheidene Ahnung" fügt er noch hinzu, daß unter denen, die sein Abschied innigst betrübte, und die er mit Schmerzen verließ, „Eine, wenn er länger blieb, Gefahr für sich oder ihn lief."

Was aber in dem letzten Monate des Aufenthaltes in Italien die süß-leidende Bewegung seines Innern noch erhöhte, war jenes Verzichtleisten auf die Praxis der bildenden Kunst, wozu er sich nach schwerem Kampfe endlich entschlossen hatte. „Es ist immer eine sonderbare Empfindung," schrieb er den 22. März, „eine Bahn, auf der man mit starken Schritten fortgeht, auf einmal zu verlassen; doch muß man sich darein finden und nicht viel Wesens machen. In jeder großen Trennung liegt ein Keim von Wahnsinn; man muß sich hüten ihn nachdenklich auszubrüten und zu pflegen." Gänzlich jener Praxis zu entsagen, war ihm jedoch für den Augenblick noch unmöglich; nur hatte er jetzt diese Uebungen mit klarem Bewußtsein in den Dienst der Einsicht gestellt. Nachdem er eine allgemeine Uebersicht der Kunst erworben, hielt er es für nothwendig, „nun mit Aufmerksamkeit und Fleiß an die einzelnen Theile zu gehen." So modellirte er denn, nach vorgängigem Studium der Knochen und Muskeln, einen menschlichen Fuß und erntete den Beifall seines Lehrers. „Wer den ganzen Körper so durchgearbeitet hätte," schrieb er darüber, „wäre um ein gutes Theil klüger; versteht sich in Rom, mit allen Hilfsmitteln und dem Rathe der Verständigen. Ich habe einen Skelettfuß, eine schöne auf die Natur gegossene Anatomie, ein halb Dutzend der schönsten antiken Füße, einige schlechte, jene zur Nachahmung, diese zur Warnung, und die Natur kann ich auch zu Rathe ziehen; in jeder Villa, in die ich trete, finde ich Gelegenheit, nach diesen Theilen zu sehen; Gemälde zeigen mir, was Maler gedacht und gemacht haben. Drei, vier Künstler kommen täglich auf mein Zimmer, deren Rath und Anmerkung ich nutze, unter welchen jedoch, genau besehen, Heinrich Meyer's Rath und Nachhilfe mich am meisten fördert."

Der Abschied von Rom sollte ihm auch noch durch eine neue Wohnung, die er im letzten Monate bezog, erschwert werden. Die bisher von ihm eingenommenen Räume hatte ihm Tischbein bei seiner Abreise nach Neapel überlassen. Da dieser nun auf den Frühling seine Rückkehr ankündigte, so beeilte sich Goethe, die zufällig frei gewordene obere Etage des Hauses zu miethen, und bezog sie sogleich, damit Tischbein bei seiner Ankunft in der untern Alles bereit fände. Goethe's neue Wohnung bot eine allerliebste Aussicht über ein grünendes und blühendes Paradies von Gärten, überall durch einfach edle Baukunst, durch Gartensäle, Balcone und Terrassen verherrlicht. Zugleich aber gewährte sie das vortrefflichste Licht zur Beschauung von Kunstwerken. Hier wurden nun die eben angekommenen Aquarell-Zeichnungen, welche Kniep nach Verabredung für ihn ausgeführt hatte, in der günstigsten Beleuchtung aufgestellt und erregten die Bewunderung Aller, die sie sahen. Goethe fühlte sich durch ihren Anblick ganz in die Wirklichkeit zurück versetzt; er glaubte die Feuchte des Meeres, die blauen Schatten der Felsen, die gelbröthlichen Töne der Gebirge, das Verschweben der Ferne in dem glanzreichsten Himmel wieder zu sehen, wieder zu empfinden. Außerdem ließ er in den neuen Räumen eine Anzahl von Gypsabgüssen, die sich nach und nach um ihn gesammelt hatten, in freundlicher Ordnung aufstellen, und genoß jetzt erst recht dieses köstlichen Besitzes. Den ersten Platz behauptete Juno Ludovisi, um so höher verehrt, als man das Original nur selten zu Gesicht bekam; neben ihr standen zur Vergleichung noch einige Junonen, ferner einige Büsten Jupiter's, ein guter alter Abguß der Medusa Rondanini, ein Hercules und Anderes. Freilich mußte er diese Schätze betrachten, wie Einer, der, sein Testament überdenkend, den umgebenden Besitz mit Fassung zwar, aber doch mit Rührung ansieht. Die Umständlichkeit, die Kosten hielten ihn ab, das Vorzüglichste nach Deutschland zu befördern; so bestimmte er denn Juno Ludovisi seiner edeln Freundin Angelica, einiges Andere den ihm zunächst stehenden Künstlern, Manches gehörte noch zu Tischbein's Eigenthum, und wieder Anderes sollte an seiner Stelle bleiben für Bury, der nach ihm das Quartier bezog. Auf ähnliche Weise verfuhr er mit den geliebten Pflanzen, womit er sich zum Behuf seiner Beobachtungen umgeben hatte. Einen schon herangewachsenen Piniensprößling pflanzte er in Angelica's Hausgarten; einige Dattelpflanzen, die er aus Kernen gezogen, übergab er einem römischen Freunde, der sie in einen Garten der Sixtinischen Straße setzte, wo sie später, zur Manneshöhe aufgeschossen, der König Ludwig von Bayern mit liebevoller Theilnahme betrachtete.

Indem Goethe in der neuen Wohnung sein Gemüth mit den Bildern der Schätze erfüllte, von denen er bald scheiden sollte, versäumte er nicht, auf Wanderungen durch die Stadt manche zurückgebliebene Gegenstände zu betrachten und andere, die er schon kannte, durch wiederholtes Beschauen der Erinnerung tief einzuprägen. So besuchte er jetzt zum ersten Mal Raphael's Villa, wo dieser, an der Seite seiner Geliebten, den Genuß des Lebens aller Kunst und allem Ruhme vorgezogen hatte, und fand an den Wänden nicht weniger als 28 Porträts der Geliebten in allerlei Arten von Costümen. Eine andere Wallfahrt unternahm er nach der Akademie Luca, dem dort als Heiligthum aufbewahrten Schädel Raphael's seine Verehrung zu bezeigen. Durch Reiffenstein's Vermittelung erhielt er später einen Abguß dieser wunderbar schön abgerundeten Schale, der noch nach vielen Jahren oft seine Betrachtung fesselte. Minder erfreulich war ein Gang nach den Katakomben bei St. Sebastian. Die ersten Schritte in die dumpfigen Räume erregten ihm ein solches Mißbehagen, daß er sogleich wieder das Tageslicht suchte. Mit Freund Meyer wiederholte er den Besuch der französischen Akademie, wo er die besten Statuen des Alterthums in trefflichen Abgüssen beisammen fand. „Wie könnt' ich ausdrücken," heißt es darüber in seinen Briefen, „was ich hier, wie zum Abschied empfand! In solcher Gegenwart wird man mehr, als man ist; man fühlt, das Würdigste, womit man sich beschäftigen solle, sei die menschliche Gestalt, die man hier in aller mannigfaltigen Herrlichkeit gewahr wird. Doch wer fühlt bei einem solchen Anblick nicht alsobald, wie unzulänglich er sei? Selbst vorbereitet steht man wie vernichtet. Hatte ich doch Proportion, Anatomie, Regelmäßigkeit der Bewegung mir einigermaßen zu verdeutlichen gesucht; hier aber fiel mir nur zu sehr auf, daß die Form zuletzt Alles einschließe: der Glieder Zweckmäßigkeit, Verhältniß, Charakter und Schönheit."

Diese fortdauernde Leidenschaft für Kunstwerke, namentlich für Statuen, führte ihn noch in den letzten Tagen zu Rom in eine Versuchung, welche seine Abreise eine Zeit lang zu verzögern drohte. Ein Kunsthändler aus Neapel brachte von dort eine bedeutende antike Statue mit, eine Tänzerin oder Muse, und bot sie Meyern für einen mäßigen Preis zum Verkaufe an. Goethe, dem dieser die Sache mittheilte, verfügte sich mit ihm nach dem Schiffe an Ripa grande, worin sich die Statue befand, und konnte sich von der Betrachtung derselben kaum losreißen. Er gerieth sogleich in einen lebhaften Kampf mit sich selbst, ob er nicht die Summe aufwenden, und die Restauration des im Ganzen wohlerhaltenen Alterthums noch in Rom abwarten sollte. Angelica und noch mehr ihr ökonomischer Gemahl waren gegen den Ankauf, und erregten ihm allerlei Bedenken über die Schwierigkeiten des Restaurirens und Uebersendens, die Erlaubniß der Ausfuhr u. dgl. Dennoch konnte er nicht die sofortige Ablehnung des Antrags über sich gewinnen, und sah in dem Ereigniß einen Wink höherer Dämonen, welche ihn noch in Rom festzuhalten gedachten. Erst allmählig milderte sich die Begierde nach dem edlen Werke so weit, daß er den Vorstellungen Angelica's und Herrn Zucchi's sich ergab; doch erlosch nie die Sehnsucht ganz; und als er später erfuhr, wie die Statue zu großen Ehren gelangt und im Museo Pio-Clementino aufgestellt worden, bedauerte er sehr, daß es ihm nicht gelungen war, sie nach Deutschland zu schaffen und irgend einer vaterländischen Sammlung zuzugesellen.

Gegen die Mitte des Aprils wuchs durch Einpacken und Abschiedsbesuche die Verwirrung so, daß an keine ordentliche Folge von Arbeit oder Genuß mehr gedacht werden konnte. Nur in abgerissenen Momenten beschäftigte er sich noch mit dem Modelliren jenes Fußes oder wandte seine Gedanken dem Tasso zu, der für die Rückreise sein Gefährte werden sollte, wie Iphigenie es für die Herreise gewesen war. Bei den Besuchen wurde auch der schönen Mailänderin nicht vergessen. Goethe fand sie im reinlichen Morgenkleide, wie er sie zuerst in Castel Gandolfo gesehen. Sie empfing ihn mit offener Anmuth, drückte in liebenswürdig natürlicher Weise den wiederholten Dank für seine Theilnahme aus und verbreitete sich dann

redselig und vertraut über ihre Familienzustände. Ihre Gesprächigkeit war Goethe'n willkommen, indem er, alle Momente ihres zarten Verhältnisses noch einmal rasch überdenkend, nicht in der besten Verfassung zum Reden war. In Gegenwart des hereintretenden Bruders schloß sich dann der Abschied, wie er sagt, „in freundlicher, mäßiger Prosa." Aber noch als er vor der Thüre an seinem Wagen den Kutscher erwartete, knüpfte sie, aus dem Fenster des Entresols heraus, ein neues Gespräch mit ihm an, das er aus Furcht, es zu entweihen, uns nicht hat wiederholen mögen. „Es war," sagt er nur, „ein wunderbares, zufällig eingeleitetes, durch innern Drang abgenöthigtes lakonisches Schlußbekenntniß der unschuldigsten und zartesten wechselseitigen Gewogenheit, das mir auch deßhalb nie aus Sinn und Seele gekommen ist."

Zur Feier der letzten Nächte, die er in Rom zubrachte, stand der herrlichste Vollmond am klaren Himmel und ließ ihn den oft gefühlten Zauber, welcher sich dadurch über die ungeheure Stadt verbreitet, jetzt doppelt und dreifach empfinden. Bei seinem Glanze machte er noch einmal mit wenigen Freunden einen Umgang durch Rom. Nachdem er den langen Corso zum letzten Mal durchwandert, bestieg er das Capitol, das wie ein Feenpalast in der Wüste dastand. Die Statue Marc Aurel's rief ihm ahnungsvoll den Commandeur in Don Juan zur Erinnerung. Dessen ungeachtet ging er die hintere Treppe hinab. Ganz finstere Schatten werfend stand ihm nun der Triumphbogen des Septimius Severus entgegen; in der Einsamkeit der Via Sacra erschienen die sonst so bekannten Gegenstände fremdartig und geisterhaft. Als er sich aber den erhabenen Resten des Coliseums näherte und in dessen verschlossenes Innere durch's Gitter hineinsah, überfiel ihn ein Schauer, der seine Rückkehr beschleunigte.

Bei seinem Aufbruch von Rom, am 21. oder 22. April, wälzten sich zwischen seinen schmerzlichen Empfindungen unaufhörlich jene Ovid'schen Distichen auf und ab:

Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor die Seele,
Welche die letzte für mich ward in der römischen Stadt,
Wiederhol' ich die Nacht, wo des Theuren so viel mir zurückblieb,
Gleitet vom Auge mir noch jetzo die Thräne herab. —

Und schon ruhten bereits die Stimmen der Menschen und Hunde,
Luna, sie lenkt' in der Höh' nächtliches Rossegespann;
Zu ihr schaut' ich hinan, sah dann capitolische Tempel,
Welchen umsonst so nah unsere Laren gegrenzt. —

Allmählig begann er den fremden Ausdruck eigener Empfindung umzuformen, um ihn dadurch seiner Persönlichkeit, seiner Lage bis in's Besonderste hinein anzubilden; und diese innere Beschäftigung füllte manche Stunde der Tage, wie der Nächte auf der Heimreise aus. Allein er schrieb keine Zeile nieder, aus Scheu, „der zarte Duft inniger Schmerzen möge verschwinden." Bald jedoch von der Ueberzeugung ergriffen, wie herrlich die Ansicht der Welt sei, wenn man sie mit gerührtem Sinne betrachtet, ermannte er sich zu einer freieren poetischen Thätigkeit und nahm seinen Tasso vor.

Da es uns über die Rückkehr nach Weimar, die über Florenz, Bologna, Mailand, den Comersee, Chiavenna, Chur und weiterhin wohl über den Bodensee, Stuttgart und Nürnberg eingeschlagen wurde, größtentheils an nähern Nachrichten fehlt: so legen wir in diese Lücke eine übersichtliche Betrachtung der in dem letzten Abschnitte seines römischen Aufenthalts zu Ende geführten oder neu entstandenen Dichtungen, und gedenken zunächst zweier Poesien der Anakreontischen Art. Die erste derselben, „Cupido, loser, eigensinniger Knabe," fehlt in der Gedichtsammlung, findet sich aber einmal zerstückelt in der Claudine von Villa Bella, und dann zusammenhängend in der italienischen Reise unter dem „Bericht" über den Januar 1788 *). Obwohl das Stück hier zuerst ausdrücklich erwähnt wird, so möchte doch seine Entstehung bis wenigstens in den November 1787 zurückreichen; höchst wahrscheinlich bezieht sich auf diese Production der Anfang eines Briefes vom 8. December: „Wie sehr es mich ergötzt, daß Dir mein Liedchen gefällt, glaubst Du nicht." Aus einem Briefe vom 9. Februar 1788 erfahren wir, daß es damals Goethe's „Leibliedchen" war; und wie

*) Das Lied sollte in der Sammlung der Gedichte nicht fehlen. Ich habe ihm in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten den Titel „Amor als Gast" gegeben und es mit Amor als Landschaftsmaler zusammengestellt, welches chronologisch und wohl auch der Veranlassung nach sein nächster Nachbar und Verwandter ist.

viel er auch noch in späteren Jahren darauf hielt, zeigen die Gespräche mit Eckermann *). Hier sowohl, als in jenem Bericht möchte uns der Dichter glauben machen, daß das Lied ein allegorisches sei; er will es nicht in buchstäblichem Sinne genommen, nicht jenen Dämon dabei gedacht haben, den man gewöhnlich Amor nennt, sondern „eine Versammlung thätiger Geister, die das Innerste des Menschen ansprechen, auffordern, hin und wieder ziehen, und durch getheiltes Interesse verwirren." Demnach wäre hier Cupido eine Personification seiner italienischen Polypragmosyne. Allein wir haben guten Grund zu vermuthen, daß das Gedicht im eigentlichern Sinne aufzufassen und aus seinem Verhältniß zu der schönen Mailänderin entsprungen ist. Das Letztere gilt auch von dem zweiten jener Anakreontischen Gedichte „Amor als Landschaftsmaler," und hier tritt die Wahrscheinlichkeit sogleich in's Licht, wenn wir uns an das erinnern, was oben von der Einwirkung seiner Liebe zu der Mailänderin auf die Ansicht der Natur gesagt worden. Erst mit dieser Liebe gewannen die Landschaften, die er sah, eine wahrhaft zauberische Beleuchtung, eine wundervolle Harmonie der Töne; und eben dieses scheint das Gedicht auf symbolische Weise auszudrücken. Demgemäß hätten wir in den beiden genannten Poesieen, und nicht, wie sich später zeigen wird, in den römischen Elegieen, Denkmäler einer römischen Liebe zu suchen. Beide Gedichte bezeichnen überdieß seine Rückkehr von der bildenden Kunst zur Poesie, und haben eben daher noch ein so ausnehmend plastisches Gepräge. Besonders müssen wir „Amor als Landschaftsmaler" für eins der größten Meisterstücke plastischer Poesie erklären. Man erkennt aber auch auf den ersten Blick, worin der Grund zu suchen ist, daß hier so klare, kräftige Bilder vor unser inneres Auge treten. Er liegt darin, daß das Gedicht durch und durch auf die Lessing'sche Regel gebaut ist: Der Dichter soll den zu malenden Gegenstand nicht schildern, wie er da ist, sondern wie er wird.

Künstlers Erdenwallen und Künstlers Apotheose, zwei enge zusammengehörige dramatische Skizzen, von denen die

*) Thl. II, S. 101. 102. 107. 108. 120.

erstere *) wahrscheinlich in den letzten Monaten zu Rom umgearbeitet, die andere neu ausgeführt wurde, stehen in innigster Verbindung mit Goethe's leidenschaftlichem Streben nach bildender Kunst. Wie weit sich die Umformung der erstern erstreckt hat, können wir nicht beurtheilen, da die älteste Form des Stückes nicht veröffentlicht worden; es erschien zuerst mit der Apotheose zusammen (1789) im 8. Bande der Göschen'schen Ausgabe von Goethe's Werken. Vermuthlich waren die Veränderungen unbedeutend; denn die Sprache erinnert noch durchaus an jene Künstlerlieder und Fastnachtsspiele. In der Apotheose hat Goethe sich augenscheinlich Mühe gegeben, denselben frischen und derben Hans Sachsischen Ton wieder anzuschlagen; aber man empfindet den Unterschied doch sogleich, im Metrum und sprachlichen Ausdruck wie im Gedankengehalt; Alles ist unwillkürlich edler, feiner, maßvoller, klarer geworden. Von dem Inhalt der Apotheose konnte er mit Wahrheit sagen, daß er ihn erst jüngst in Italien recht im Detail an sich und Anderen durchlebt und durchempfunden. Alle die Qual und Noth, von welcher der Malerlehrling in dem Eingangsmonolog spricht, hatte er selbst gefühlt. Was Goethe die beiden Meister sagen läßt, waren divergirende Ansichten, die ohne Zweifel beide in dem römischen Künstlerkreise ihre warmen Vertreter hatten. Verlangt der erste Meister, daß der Schüler nur immerfort sich üben und plagen soll, wodurch nach und nach der Verstand unmittelbar in die Hand kommen werde, so lehrt der Andere, man müsse, nachdem die Hand, der Blick geübt worden, auch den Verstand üben, und spricht damit Goethe's nunmehrige eigene Ueberzeugung aus. Was der zweite Meister zunächst mit Beziehung auf die bildende Kunst sagt:

Dem glücklichsten Genie wird's kaum einmal gelingen,
Sich durch Natur und durch Instinkt allein
Zum Ungemeinen aufzuschwingen.
Die Kunst bleibt Kunst! Wer sie nicht durchgedacht,
Der darf sich keinen Künstler nennen, —

das ist jetzt Goethe's Glaubensbekenntniß auch für die Dichtkunst. Eben so spricht der zweite Meister aus Goethe's Seele, wenn er es

*) Vergl. Thl. II, S. 221 f.

zwar nicht tadelt, daß der Schüler sich eine Zeit lang mit leidenschaftlicher Vorliebe der Einwirkung Eines großen Vorbildes hingibt, aber doch die Warnung hinzufügt:

Die Tugend wohnt in keinem Mann allein,
Die Kunst hat nie ein Mensch allein besessen.

Alles, was bis zu dieser Stelle vorgekommen, bildet, obwohl die größere Hälfte des Stückes, doch nur ein untergeordnetes Glied; denn nun wird erst das Hauptbild jenes Künstlers aus dem ersten Drama, eben desjenigen, für welches der Schüler schwärmt, herbeigebracht, worauf dann der hingeschiedene Künstler, von der Muse herbeigeführt, seine Apotheose in der allgemeinen Bewunderung, die jetzt nach seinem Tode sein Werk erregt, und besonders in dem Entzücken des Malerlehrlings feiert. Also nur durch die zweite, kleinere Hälfte hängt die Apotheose mit dem ältern Stücke, mit Künstlers Erdenwallen, zusammen. Für sich allein bildet die Apotheose kein Ganzes; sie setzt das erste Stück nothwendig voraus; dagegen verlangt dieses nicht durchaus das zweite zur Ergänzung, indem die Muse schon den lebenden Künstler mit triftigen Vorstellungen liebevoll getröstet. Ja es fragt sich, ob die Apotheose, welche die etwaige Dissonanz, die das vorige Stück im Gemüthe gelassen, auflösen sollte, diesen Zweck auch wirklich erreicht; vielmehr scheint mir die Schlußrede des Künstlers gerade die entgegengesetzte Wirkung hervorzurufen; gesteht er doch, daß der Anblick der Verehrung, die er in seinen Werken genießt, ihn nun im Himmel selbst betrübe.

Das dritte Paar dichterischer Productionen, worüber hier noch Weniges zu sagen ist, sind jene Singspiele Erwin und Elmire und Claudine von Villa Bella. Ueber Anlässe und Zeit der Entstehung Beider ist schon im vorigen Bande gesprochen worden *). Wie ein mit Goethe befreundeter Musiker, André, auf die erste Gestalt derselben eingewirkt, so bildete sich die neuere Form wieder unter dem Einflusse und Beirath eines musicalischen Freundes,

*) S. Thl. II, S. 184 ff.

Kayser's. Es war Goethe'n, nachdem er sich durch die Bearbeitungen Iphigenien's und Egmont's in seinen Forderungen gesteigert, eine völlige Unmöglichkeit, die Singspiele in ihrer ersten Gestalt für die neue Ausgabe seiner Schriften abzusenden. Das Lyrische, welches sie enthielten, war ihm noch immer lieb und werth; „es zeugte," sagte er selbst, „von vielen zwar thöricht, aber doch glücklich verlebten Stunden, wie von Schmerz und Kummer, welchen die Jugend in ihrer unberathenen Lebhaftigkeit ausgesetzt bleibt." Aber der alte prosaische Dialog erschien ihm „platt, als Schülerarbeit oder vielmehr Sudelei." „Er erinnerte," wie Goethe an einer anderen Stelle beifügt, „zu sehr an jene französischen Operetten, denen wir zwar ein freundliches Andenken zu gönnen haben, indem sie zuerst ein heiteres, singbares Wesen auf unser Theater herüber brachten, die mir aber jetzt nicht mehr genügen wollten, als einem eingebürgerten Italiener, welcher den melodischen Gesang durch einen recitirenden und declamatorischen wenigstens wollte verknüpft haben." Wir können Goethe's Urtheil über den ältern Dialog nicht für ganz gerecht erklären; wie von der ersten Gestalt des Erwin*), so müssen wir es auch von der der Claudine rühmen, daß sie uns die Genieperiode, mit ihrer Derbheit zwar, aber auch mit ihrer naturwüchsigen Frische, Kraft und Lebendigkeit vergegenwärtige. Dafür bewegt sich jetzt freilich der Dialog in höchst anmuthigen jambischen Quinaren, die in ihrem leichten, rhythmischen Flusse, in ihrem zarten, schön gerundeten Ausdruck an Iphigenie und Tasso erinnern. Uebrigens beschränkt sich, wie im Erwin, so auch in der Claudine, die Umformung nicht etwa auf Verwandlung der Prosa in Verse und Auslöschung jener Derbheiten und Cruditäten der Geniezeit, sondern die ganze Anlage, der Gang der Handlung ist mehrfach verändert, was eine flüchtige, vergleichende Uebersicht des Stückes in seinen beiden Gestalten, ja schon ein Blick auf die beiden Personenverzeichnisse sogleich erkennen läßt. Hierzu kommt der heitere Abglanz des freien, leichten und glücklichen italienischen Daseins, welcher auf der ganzen neueren Bearbeitung ruht. „Es sind, möchte ich sagen, idealische Operetten," urtheilt A. W. v. Schlegel über beide Singspiele, „so leicht und luftig hingehaucht, daß sie durch musicalische Aufführung nur Gefahr laufen, schwerfällig und prosaisch zu werden."

*) S. Thl. II, S. 184 ff.

Verfolgen wir zum Schluß noch die allmälige Entstehung der beiden neuern Stücke, so finden wir Erwin schon am 12. September 1787 „zur Hälfte umgeschrieben". Dann wird unter dem 8. October aus der Villeggiatur zu Castel Gandolfo gemeldet: „Erwin und Elmire ist so gut als fertig; es kommt auf ein paar schreibselige Morgen an; gedacht ist Alles." Nach Kayser's Ankunft wurde das Stück von Neuem durchgegangen und „mit dessen Beirath verbessert". Mit Briefen vom 10. Januar 1788 endlich übersandte der Dichter das fertige Stück seinen Freunden in Deutschland. „Du wirst bald sehen," heißt es in einem der Briefe, „daß Alles auf's Bedürfniß der lyrischen Bühne berechnet ist, das ich erst hier zu studiren Gelegenheit hatte: alle Personen in einer gewissen Folge, in einem gewissen Maße zu beschäftigen, daß jeder Sänger Ruhepunkte genug habe u. s. w. Es sind hundert Dinge zu beobachten, welchen der Italiener allen Sinn des Gedichtes aufopfert; ich wünsche, daß es mir gelungen sein möge, jene musicalisch-theatralischen Erfordernisse durch ein Stückchen zu befriedigen, das nicht ganz unsinnig ist. Ich hatte noch die Rücksicht, daß sich beide Operetten doch auch müssen lesen lassen, daß sie ihrem Nachbar Egmont keine Schande machten. Ein italienisch Opernbüchlein lies't kein Mensch, als am Abend der Vorstellung, und es in Einen Band mit einem Trauerspiel zu bringen, würde hier zu Lande für eben so unmöglich gehalten werden, als daß man Deutsch singen könne. — Bei Erwin muß ich noch bemerken, daß Du das trochäische Sylbenmaß, besonders im zweiten Act, öfter finden wirst; es ist nicht Zufall oder Gewohnheit, sondern aus italienischen Beispielen genommen. Dieses Sylbenmaß ist zur Musik vorzüglich glücklich, und der Componist kann es durch mehrere Tacte und Bewegungsarten dergestalt variiren, daß es der Zuhörer nie wieder erkennt; wie überhaupt die Italiener auf glatte, einfache Sylbenmaße ausschließlich halten." — Mittlerweile war auch die Umarbeitung der Claudine vorgerückt. Er hatte sie erst gegen Anfang Novembers 1787, nach Kayser's Ankunft begonnen, und beendigte sie in den ersten Tagen des Februars 1788. In

einem Briefe vom 6., womit er den Schlußact nach Deutschland sandte, heißt es: „Ich wünsche, daß er Dir nur die Hälfte so wohl gefallen möge, als ich vergnügt bin, ihn geendigt zu haben. Da ich nun die Bedürfnisse des lyrischen Theaters kenne, habe ich gesucht, durch manche Aufopferungen dem Componisten und Acteur entgegenzuarbeiten. Das Zeug, worauf gestickt werden soll, muß weite Fäden haben, und zu einer komischen Oper muß es absolut wie Marli gewoben sein. Doch hab' ich bei dieser, wie bei Erwin, auch für's Lesen gesorgt. Genug, ich habe gethan, was ich konnte."

Fünftes Capitel.

Heimkehr. Einfluß des Aufenthaltes in Italien. Christiane Vulpius. Enthebung aus dem bisherigen Geschäftskreise. Auflösung des Verhältnisses zu Frau von Stein. Merck's Unglück. Erste Berührungen mit Schiller. — Prosaische Schriften: Einfache Nachahmung der Natur, Manier und Styl. Die Metamorphose der Pflanzen. Optische Untersuchungen. Schilderung des Römischen Carnevals. Fragmente eines Reisejournals.

Den 18. Juni 1788, Abends 10 Uhr, beim Glanz des Vollmondes, der auch seine letzten Nächte in Neapel und Rom verherrlicht hatte, kam Goethe nach Weimar zurück, wie manche seiner nähern Freunde meinten, kälter und ernster geworden, dem Urtheile Fernerstehender nach ziemlich als der Alte (Schiller an Körner, 5. Juli 1788), in der That aber in vielfacher Hinsicht bedeutend verändert. Welchen Einfluß Italien auf ihn als Dichter und Künstler übte, haben wir in den vorhergehenden Capiteln gesehen. Allein auch als Mensch hatte er von dem dortigen Aufenthalte, wie gleichfalls angedeutet worden, tiefe und nachhaltige Einwirkungen erfahren. Unter dem milden Himmel, in dem reizenden Lande, wo der Mensch in einer Fülle sinnlichen Wohlbehagens schwimmt, in der

Mitte eines Volkes, das sich dem Genusse des gegenwärtigen Augenblicks mit offener Seele hingibt, und es mit den Schranken der Sitte und Convenienz leicht nimmt, hatte sich in Goethe der inwohnende Hang zu einem freien Naturleben mächtig entwickelt. Fast zwei Jahre lang der Fesseln seines Berufs, des Zwanges der höhern Gesellschaft entbunden, kehrte er mit dem Drange, ja mit dem klar bewußten Entschlusse zurück, sich fortan diese Fesseln ferner zu halten. Er fühlte sich gegen das Urtheil der Welt, das er schon früher nicht hoch angeschlagen, gehärteter als je; es sollte ihm sein Dasein nicht mehr verkümmern. Selbst die unmittelbare Umgebung, in der und für die er vor seiner italienischen Reise lebte, hatte sehr viel von ihrer Gewalt über ihn verloren. Er war sogar von einer tiefen Verstimmung gegen die feineren und vornehmeren Cirkel durchdrungen, die, wie er in den Venetianischen Epigrammen sagt, nur dann die gute Gesellschaft heißen, wenn sie zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit bieten. Das frische Leben der mittleren und unteren Stände, in welches er in Italien so tief hineinblickte, hatte ihm die höheren Stände mit ihrem Schein- und Trugwesen verleidet.

Wie sich seine politischen Ansichten gestaltet hatten und in der nächsten Zeit noch weiter entwickelten, heben wir uns für einen andern Platz zu erörtern auf, gedenken hier aber kurz seiner veränderten Stellung zum Christenthum und den warmen Bekennern desselben. Er war jetzt nicht bloß, wie er sich vor der italienischen Reise in einem Briefe an Lavater nannte, ein decidirter Nichtchrist, sondern war fast zum Widerchristen geworden. Auf dem Boden der herrlichen antiken Welt, von ihren erhabenen Resten umringt, unter Beschäftigungen mit antiker Kunst und Poesie, wo ihm Alles so menschlich und faßlich, und doch so tief und reich däuchte, unter seinen Naturstudien, wo er Schritt für Schritt sich festern Grund zu gewinnen suchte, dachte er nur mit Widerwillen an die Bemühungen der deutschen Christologen, die er früher neben sich geduldet, ja mit denen er manche Berührungspunkte gehabt hatte. „Wenn Lavater," schrieb er aus Italien, „seine ganze Kraft anwendet, um ein Märchen wahr zu machen, wenn Jacobi sich abarbeitet, eine hohle Kindergehirnempfindung zu vergöttern, wenn Claudius aus einem Fußboten ein Evangelist werden möchte, so ist offenbar, daß sie Alles,

was die Tiefen der Natur näher aufschließt, verabscheuen müssen. Würde der Eine (Lavater) ungestraft sagen: Alles, was lebt, lebe durch Etwas außer sich? Würde der Andere sich der Verwirrung der Begriffe, der Verwechselung der Worte von Wissen und Glauben, Ueberlieferung und Erfahrung nicht schämen? Würde der Dritte nicht um ein paar Bänke tiefer hinunter müssen, wenn sie nicht mit aller Gewalt die Stühle um den Thron des Lammes aufzustellen bemüht wären, wenn sie sich nicht hüteten, den festen Boden der Natur zu betreten, wo Jeder nur ist, was er ist, und wo wir Alle gleiche Ansprüche haben?" Die deutsche christliche Baukunst, die am Schlusse der ersten Periode seine Begeisterung erregt hatte, ward ihm in Italien widerwärtig und verhaßt; er spottete über „die kauzenden Heiligen der gothischen Zierweisen, die Tabakspfeifensäulen, die spitzen Thürmlein und Blumenzacken," die er nun auf immer los zu sein meinte; er warf einen wahren Ingrimm auf die christlichen Gemäldestoffe, die ihm „abscheulich dumm und mit keinen Scheltworten der Welt genug zu erniedrigen schienen, in denen man sich immer auf der Anatomie, dem Schindanger und Rabensteine befände, worunter aus zehn Aufgaben kaum Eine hätte gemalt werden sollen, die dann ihrerseits der Künstler nicht von der rechten Seite nehmen durfte." Und so begegnet uns auch in den nächsten Jahren nach dem Aufenthalte in Italien mancher heftige Ausbruch der Abneigung gegen christliches Wesen und christliche Sitte. In den Venetianischen Epigrammen führt er das + unter den vier Dingen auf, die ihm wie Gift und Schlange zuwider sind; eben dort will er jeden Schwärmer vor dem dreißigsten Jahre an's Kreuz geschlagen haben, damit er nicht aus einem Betrogenen zum Schelmen werde. Noch im Jahre 1796 will er sich nicht zur Taufe von Schiller's zweitem Sohne einfinden, „weil ihn diese Ceremonie gar zu sehr verstimme." Goethe bezeichnete im Jahre 1792 zu Pempelfort gegen Jacobi den Haß, den er „wider das Christenthum und namhafte Christen" mitgebracht, selbst als einen „wahrhaft Julianischen Haß". Mit den Jahren milderte sich aber, wie wir sehen werden, diese Abneigung wieder so sehr, daß zuletzt, wie Jacobi meinte, wenig daran fehlte, daß Goethe mit dem Kämmerer in der

Apostelgeschichte hätte sprechen können: „Was hindert, daß ich getauft werde" *).

In dem Vorangeschickten findet nun auch, zum Theil wenigstens, ein in dieser Epoche angeknüpftes häusliches Verhältniß seine Erklärung, welches gegen unsern Dichter bei seinen Lebzeiten, wie nach seinem Tode manchen herben Tadel hervorgerufen hat. Es muß bald nach der Rückkunft aus Italien gewesen sein, daß er die Bekanntschaft von Christiane Vulpius, seiner nachherigen Gattin, machte; denn in einem Briefe an Schiller, vom 13. Juli 1796 **), meldet er, daß er an dem Tage eine Epoche erlebe, indem sein Ehestand gerade acht Jahre alt sei. Wie Riemer uns berichtet, lernte er das Mädchen auf einem Spaziergange im Park, bei Ueberreichung einer Bittschrift für ihren Vater, kennen. „Er nahm sie nicht sogleich zu sich in's Haus," fügt Riemer hinzu, „sondern sie besuchte ihn nur und leistete ihm bei seinen botanischen und chromatischen Beschäftigungen anmuthige Gesellschaft. Auch hatte sie anfangs Nichts mit seiner Wirthschaft zu thun, deren sie sich erst in der Folge aus eigenem Antriebe und Liebe zu ihm musterhaft annahm. Als er ein eigenes Haus besaß, wurden auch ihre Tante und Stiefschwester darin aufgenommen, und verblieben darin, ein Nebengebäude bewohnend, bis an's Ende ihres Lebens. Damals, in erster Jugendblüthe, muß sie sehr hübsch, sogar reizend gewesen sein. Ihr späteres äußeres Erscheinen darf nicht auf ihr früheres bezogen und zum Präjudiz gegen dasselbe gemacht werden. Wer sie als junges Mädchen, von naivem freundlichem Wesen, mit vollem, rundem Gesichte, langen Locken, kleinem Näschen, schwellenden Lippen, zierlichem Körperbau und niedlichen, tanzlustigen Füßchen gekannt hätte, würde Goethe's Geschmack und Wahl nicht mißbilligt haben. Auch gefiel sie seiner Mutter, die zwar erst später (1797) sie von Person kennen lernte, aber früher schon in dem herzlichsten Briefwechsel mit ihr stand." Uebereinstimmend schildert sie Stahr (Weimar und Jena II, 192) nach dem Zeugniß von Adele Schopenhauer als „einen weiblichen Dionysos," den Kopf von einer Fülle heller, goldbrauner

*) S. Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi, S. 273.

**) Briefe von und an Goethe, herausgegeben von Riemer, S. 138.

Locken umgeben, mit lachenden Augen, schwellenden Lippen, die Wangen strahlend von rosiger Gesundheit, die Gestalt klein und zierlich und von reizender Fülle. Von ihrem Vater wird erzählt, daß er, der Trunksucht verfallen, oft seine Kleider versetzt habe, um nur seiner Leidenschaft fröhnen zu können. Kein Wunder, wenn seine Kinder, so wie sie heranwuchsen, von ihm wegzukommen und sich auf eigene Hand durchzubringen suchten, der Sohn, der als Verfasser von Räuberromanen bekannte Vulpius, durch literarische Thätigkeit, die Töchter durch Anfertigung künstlicher Blumen (worin vielleicht „der neue Pausias" seine Erklärung findet) und mancherlei Handarbeiten.

Achtzehn Jahre hindurch währte Goethe's Verbindung mit Christiane Vulpius, ehe er durch die Kirche ihren Bund einweihen ließ. Sie gebar ihm mehrere Kinder, die bis auf das erste, seinen Sohn August (geb. den 25. December 1789) früh dahinstarben. Der Anstoß und Aerger, den dieses Verhältniß erregte, mag sich auf ihre Person übertragen haben, und so erklärt sich wohl das Entstehen ungünstiger Berichte über sie, denen von der Gegenseite lebhaft widersprochen worden ist. Besaß sie auch nicht die feine Bildung, welche die Weimarische haute volée von einer Freundin Goethe's verlangte, so muß es ihr doch nicht an Empfänglichkeit für sein höheres Geistes- und Gemüthsleben gemangelt haben, wenn sie an seinen naturwissenschaftlichen Studien fördernden Antheil nehmen, wenn er Gedichte, wie die Metamorphose der Pflanzen, zunächst für sie bestimmen konnte. Man hat als Beweis, wie fern sie Goethe's höheren Interessen gestanden habe, auch den Umstand hervorgehoben, daß ihrer in seinen Gedichten nirgendwo gedacht sei. Allein daraus ließe sich vielleicht eher die entgegengesetzte Folgerung ziehen, denn gerade was ihn am Tiefsten bewegte, scheute er sich dem Gedichte zu vertrauen, wie die Gefühle der Freundschaft für den Herzog Carl August, und die Empfindungen beim Abschiede von Rom; und eben dieß wollen in Bezug auf sie, die er nach Riemer's Zeugniß seine „kleine Freundin" zu nennen liebte, ohne Zweifel die Verse andeuten:

Gott hab' ich und die Kleine
Im Lied' erhalten reine;
So laßt mir das Gedächtniß
Als fröhliches Vermächtniß.

Aber nur ihr Name, nicht ihr Bild und belebender Einfluß ist aus Goethe's Dichtung fern geblieben. Die „Morgenklagen," die er an Jacobi als Anlage zu einem Briefe vom 31. October 1788 überschickte, sind eine poetische Blüthe dieser Liebe. Daß ferner aus eben dieser Liebe alle die Wärme und Lebenswahrheit geflossen, die in den Römischen Elegieen und in vielen Venetianischen Epigrammen athmet, deutet Goethe selbst wiederholt an, in den Annalen unter dem Jahre 1790 und in der Campagne in Frankreich, in der „Zwischenrede," vor der Erzählung seines Besuchs zu Pempelfort. „Angenehme häuslich-gesellige Verhältnisse," sagt er an jener Stelle, „gaben mir Muth und Stimmung, die Römischen Elegieen auszuarbeiten und zu redigiren; die Venetianischen Epigramme gewann ich unmittelbar darauf." An der andern heißt es, er würde in jener Zeit (der nächsten nach dem Aufenthalt in Italien) in der Einsamkeit der Wälder und Gärten, wo er sann und dichtete, in den Finsternissen der dunkeln Kammer, wo er der Optik oblag, ganz einsam geblieben sein, „hätte ihn nicht ein glückliches häusliches Verhältniß in dieser wunderlichen Epoche lieblich zu erquicken gewußt. Die Römischen Elegieen, die venetianischen Epigramme fallen in jene Zeit." Von der Elegie „Metamorphose der Pflanzen" berichtet er: „Höchst willkommen war dieses Gedicht der eigentlich Geliebten, welche das Recht hatte, die lieblichen Bilder auf sich zu beziehen; und auch ich fühlte mich sehr glücklich, als das lebendige Gleichniß unsere schöne vollkommene Neigung steigerte und vollendete." Daß aber die „eigentlich Geliebte," welcher die Elegie zunächst galt, Christiane Vulpius gewesen, bestätigt Riemer's Zeugniß: „Das Gedicht Metamorphose der Pflanzen schildert das schöne Verhältniß Beider zu einander, ihn als belehrenden Freund, sie als lernbegierige Geliebte, die bereits für immer sich angehören." Auf ihre Uebersiedelung in sein Haus bezieht sich nach Riemer das anmuthvolle Gedichtchen „Gefunden" („Ich ging im Walde So für mich hin"). In dem Distichen-Kranz „Vielen" weiß man das C. G. (Christiane Goethe?) überschriebene Distichon:

Viele Veilchen binde zusammen! Das Sträußchen erscheinet
Erst als Blume. Du bist, häusliches Mädchen, gemeint!

nur auf sie zu deuten. Die Tiefe des Schmerzes endlich, den Goethe über ihren Verlust empfand, sprechen kräftiger, als die wortreichste Todtenklage, die vier Verse aus, welche er an ihrem Sterbetage, dem 6. Juni 1816, schrieb:

Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstern Wolken zu scheinen;
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist, ihren Verlust zu beweinen.

Den klarsten Einblick in das Verhältniß würden uns Goethe's Briefe an sie geben. Von einem, der wie die andern erhaltenen noch ungedruckt ist, und zehn Jahre nach der ersten Bekanntschaft geschrieben worden, wird berichtet, daß er sich darin mit der Leidenschaft eines jugendlichen Liebhabers ausspreche; er äußert sein Bedauern, daß er auf seinem Ausfluge nicht etwas von ihr mitgenommen; wenn's auch nur ein Pantoffel wäre, er würde sich dann nicht so einsam fühlen. Sehr frei und offen sind seine Hindeutungen auf das Verhältniß in seinen jüngst veröffentlichten Briefen an Herder; auch wenn man Goethe's damalige Denkweise und den Sinn jener Zeit kennt, fühlt man sich doch hier und da bei einem Wort an den Generalsuperintendenten betroffen. Unter dem 10. August 1789 schreibt er aus Ruhla: „Hier sind wir in dem Lande der berühmten Bergnymphen, und doch kann ich Dir versichern, daß ich mich herzlich nach Hause sehne, meine Freunde und ein gewisses kleines Erotikon wieder zu finden, dessen Existenz die Frau Dir wohl wird vertraut haben." Im März 1790 bekennt er (in Briefen aus Jena), daß ihn beim Aufbruch nach Venedig der Abschied von Christiane und seinem drei Monate alten Kinde „ganz mürbe" gemacht. Er empfiehlt dem Freunde „sein Mädchen und seinen Kleinen," die ohne ihn in einem schlimmen Falle ganz und gar verlassen sein würden. In einem Briefe aus Mantua vom 28. Mai dankt er für die Gesinnungen gegen seine Zurückgelassenen; „sie liegen mir sehr nahe, und ich gestehe gern, daß ich das Mädchen leidenschaftlich liebe. Wie sehr ich an sie geknüpft bin, habe ich erst auf dieser Reise gefühlt." Durch alle jene Briefe, wie durch jene, die er im Sommer 1790 aus Schlesien an Herder schrieb, zieht sich der Ausdruck der Sehnsucht nach dem ihm jetzt so lieb gewordenen häuslichen Herde,

der »vis centripeta,« wie er sie in einem Briefe aus Breslau vom 11. Sept. 1790 nennt; „wenn Ihr mich lieb behaltet," heißt es darin, „wenige Gute mir geneigt bleiben, mein Mädchen treu ist, mein Kleiner lebt, und mein großer Ofen gut heizt, so hab' ich vorerst weiter nichts zu wünschen."

So viel genügt schon als Beweis, daß das Verhältniß damals wenigstens (wie es sich später gestaltete, soll nicht verschwiegen werden) nicht so unedler Art war, als man gewöhnlich annimmt. Fügen wir noch Einiges hinzu, so geschieht es nicht, um dasselbe zu rechtfertigen oder zu entschuldigen, sondern nur, was mehr in unserer Aufgabe liegt, es zu erklären. Schon längst empfand Goethe auf's Innigste die Sehnsucht nach einem häuslich-stillen, ehelichen Leben. Wie von dieser Empfindung das Schauspiel „die Geschwister" ganz durchdrungen ist, so äußert sie sich auch in Briefen früherer Zeit *). Blieb er dessenungeachtet so lange ehelos, so mag dieß zum Theil darin begründet gewesen sein, daß, wie Riemer sagt, „seine zu mannigfacher Bildung ihm von höheren Mächten angewiesene Laufbahn und die staatsbürgerlichen Verhältnisse, in die er eintrat, eine Vermählung nicht erlaubten oder wenigstens nicht begünstigten." Jedoch verräth uns Riemer auch, daß es nicht an Versuchen und ernsten Bewerbungen gefehlt habe, die aus unbekannten Ursachen erfolglos blieben. Indem er nun jetzt, wo er schon auf der Mittagshöhe des Lebens stand, das Bedürfniß eines solchen häuslichen Glückes nicht länger abwies, kann uns nach dem, was oben bemerkt worden, weder seine Wahl, noch die rücksichtslose Weise, wie er dieß Verhältniß behandelte, befremden. Ihm, dem Italien den Sinn für die einfachsten Grundbedingungen menschlichen Glücks geschärft hatte **), dem die höheren Kreise in Deutschland auch noch durch andere Ursachen, von denen bald die Rede sein wird, verleidet wurden, der von weiter Fahrt mit reicher Fracht gelandet war, die Stoff zu jahrelanger stiller Beschäftigung bot, ihm war, so mochte er glauben, nicht mit einer Gattin gedient, welche ihn noch tiefer in die höheren Gesell-

*) Z. B. in dem Briefe an Knebel vom 30. November 1779.
**) Riemer's Mittheilungen I, S. 356.

schaftscirkel hineingezogen hätte; ihm mußte eine Lebensgefährtin zusagen, welche „in naiver, anspruchloser Munterkeit seine durch Unbilden des Lebens wie der Menschen getrübte Laune zu erheitern, den Mißmuth zu verscheuchen und durch Abnahme widerlicher Sorgen ihm die völlige Hingebung an Kunst und Wissenschaft zu erleichtern wußte." Wie unwesentlich ihm aber, nach seiner damaligen Stellung zur Kirche, die Weihe derselben für seine Verbindung erscheinen mußte, leuchtet von selbst ein; ja es mochte ihm dünken, als ob dadurch einem Verhältnisse, welches ganz ein Bund freier Neigung sein sollte, von vorn herein irgend ein Zwang aufgebürdet würde. Zudem behielt er als Dichter, namentlich auf dem Felde der erotischen Poesie, eine größere Freiheit. Eine legitime, ebenbürtige Gattin hätte wahrscheinlich an Productionen, wie die Römischen Elegieen und die Venetianischen Epigramme, eine strenge Censur geübt, während seine kleine Freundin, wie Riemer bezeugt, fern von Eifersucht, Schmollen und Einmischung in sein Autortreiben, voll Pietät und Anhänglichkeit, zu keiner Zeit vergaß, „daß sie diese ihr und ihren Verwandten convenirende Existenz und Wirksamkeit in einer ihr angemessenen Sphäre nur ihm zu verdanken hatte." Als sich aber mit den Jahren Goethe's oppositionelle oder vielmehr rücksichtslose Stellung zur Kirche und Gesellschaft bedeutend veränderte, hätte er sich vielleicht sehr gern, wie Riemer sich ausdrückt, „mit Sitte und Convenienz conformirt," wäre ihm nur nicht das Aufsehen und Gerede, welches dieser Wechsel verursachen mußte, so zuwider gewesen; und daraus erklärt es sich wohl zum Theil, warum er gerade eine Epoche der höchsten Aufregung und Verwirrung der Gesellschaft wählte, um die langjährige Verbindung durch eine förmliche Trauung zu sanctioniren.

Das im Anfange noch durch den Reiz des Geheimnisses erhöhte Glück seiner Liebe fühlt sich, wenn er gleich davon schweigt, in dem ersten Briefe heraus, den er nach der Heimkehr an Jacobi richtete. „Ja, mein Lieber," schrieb er den 21. Juli 1788, „ich bin wieder zurück, und sitze in meinem Garten, hinter der Rosenwand unter den Aeschenzweigen, und komme nach und nach zu mir selbst. Ich war in Italien sehr glücklich; es hat sich so Mancherlei in mir entwickelt, das nur zu lange stockte; Freude und Hoffnung ist

wieder ganz in mir lebendig geworden. Mein hiesiger Aufenthalt wird mir sehr nützlich sein. Denn da ich ganz mir selbst wiedergegeben bin, so kann mein Gemüth, das die größten Gegenstände der Kunst und Natur fast zwei Jahre auf sich wirken ließ, nun wieder von Innen heraus wirken, sich weiter kennen lernen und ausbilden."

Um dazu aber desto besser im Stande zu sein, hatte er, bereits in einem Briefe von Rom aus, seinen Herrn und Freund gebeten, ihn seinem bisherigen Geschäftskreise zu entheben, und der edle Fürst hatte seinem Gesuche willfährig entsprochen. Schon durch ein Rescript vom 11. April 1788 war der Geheime Assistenzrath Schmid zum Kammer-Präsidenten ernannt worden, wobei jedoch Goethe das Recht behielt, in dem für den Landesherrn reservirten Lehnstuhl seinen Platz nehmend, den Sitzungen des Collegiums, so oft es seine Zeit gestattete, beizuwohnen *). Jener Brief Goethe's aus Rom an den Herzog ist für Goethe's nunmehrige Richtung so bezeichnend und für sein Verhältniß zu Carl August so aufklärend, daß die Mittheilung desselben keiner weitern Rechtfertigung bedarf. „Wie sehr danke ich Ihnen," schreibt er, „daß Sie mir diese köstliche Muße geben und gönnen! Da doch einmal von Jugend auf mein Geist diese Richtung genommen, so hätte ich nie ruhig werden können, ohne das Ziel zu erreichen. Mein Verhältniß zu den Geschäften ist aus meinem persönlichen zu Ihnen entstanden; lassen Sie nun ein neu Verhältniß zu Ihnen nach so manchen Jahren aus dem bisherigen hervorgehen. Ich darf wohl sagen, ich habe in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit mich selbst wieder gefunden. Aber als was? Als Künstler! Was ich sonst noch bin, werden Sie beurtheilen und nützen. Sie haben durch Ihr fortdauerndes wirkendes Leben jene fürstliche Kenntniß, wozu die Menschen zu gebrauchen sind, immer mehr erweitert und geschärft, wie mich jeder Ihrer Briefe deutlich sehen läßt. Dieser Beurtheilung unterwerfe ich mich gern. Fragen Sie mich über die Symphonie, die Sie zu spielen gedenken, ich will gern und ehrlich jederzeit meine

*) Nach dem Briefwechsel Schiller's mit Körner (I, 368) behielt er „nur noch die Bergwerks-Commission als bloße Liebhaberei."

Meinung sagen. Lassen Sie mich an Ihrer Seite das Maß meiner Existenz ausfüllen, so wird meine Kraft, wie eine neu eröffnete, gesammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe nach Ihrem Willen leicht da- oder dorthin zu leiten sein. — Schon sehe ich, was mir die Reise genützt, wie sie mich aufgeklärt und meine Existenz erheitert. Wie Sie mich bisher getragen, sorgen Sie ferner für mich; Sie thun mir mehr wohl, als ich selbst kann, als ich wünschen und verlangen darf. Ich habe so ein großes und schönes Stück Welt gesehen, und das Resultat ist, daß ich nur mit Ihnen und den Ihrigen leben mag. Ja, ich werde Ihnen noch mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur das thun lassen, was Niemand als ich kann, und das Uebrige Anderen auftragen. Ihre Gesinnungen, die Sie mir in Ihrem Briefe zu erkennen geben, sind so schön, für mich bis zur Beschämung ehrenvoll, daß ich nur sagen kann: Herr, hier bin ich, mache aus Deinem Knecht, was Du willst."

Wie Goethe bei der Heimkehr seinem fürstlichen Freunde mit Liebe, Vertrauen und Dankbarkeit entgegentrat, so empfing ihn dieser mit alter Herzlichkeit und Güte, und so blieb das Verhältniß nach wie vor ein wahrhaft brüderliches, wie es nicht leicht anderswo zwischen einem Herrn und Diener bestanden hat. Natürlich war ihr Verkehr besonders in den ersten Tagen nach Goethe's Rückkunft sehr lebhaft. Wir finden ihn (nach dem Hoffourierbuch) gleich am 19. Juni, dann weiter am 20., 22., 25., 27 — 30. Juni, und so auch den Juli hindurch fast ununterbrochen fort bis in den September hinein bei Hofe, bald mit Herder, bald mit Knebel, Wieland, Bode, dem Prinzen August von Gotha, dem Herzog von Meiningen, dem Prinzen Constantin u. s. w. Es läßt sich denken, wie reich und lebendig in diesen theils größern, theils engern Hofcirkeln der Quell seiner Mittheilungen über Italien fließen mußte, so daß man sich des Heimgekehrten freuen mochte, ohne seine mitgebrachten stillen Schmerzen zu ahnen. Nur Eine war unzufrieden mit ihm und fand ihn unmuthig und beklommen, gerade die, welche den Anspruch auf die herzlichste Hingebung zu haben glaubte, Frau von Stein.

Aus Italien hatte Goethe den brieflichen Verkehr mit ihr fleißig fortgeführt, und aus diesen Mittheilungen, die er nach der

Heimkehr sich wieder geben ließ und die jetzt (noch ungedruckt) das Goethe'sche Hausarchiv aufbewahrt, ist die „Italienische Reise," wie wir sie haben, nur Auszug und Ueberarbeitung. „Zum größten Theil," sagt Schöll über diese, „ist der Inhalt wörtlich derselbe, nur häufig in den besondern Stücken umgestellt und anders vertheilt. Manches ist hinzugethan, Vieles ist weggeschnitten. Denn nicht nur sind in den Briefen die Berichte fortwährend durchflochten mit eben solchen Ausdrücken unverbrüchlicher warmer Anhänglichkeit an die Freundin, wie alle die Blätter der vorhergehenden Jahre sie enthielten, sondern es ist auch die Darstellung und Erörterung von Naturbeobachtungen hie und da viel ausführlicher, und in den Besprechungen von Gebäuden, Kunstwerken mehr Erguß." Ob auch noch damals, als die schöne Mailänderin ihm eine so tiefe Neigung eingeflößt hatte, die Briefe an Frau von Stein die alte Zärtlichkeit geathmet, möchten wir bezweifeln. So viel ist gewiß, gleich die ersten uns erhaltenen Billete Goethe's an sie nach der Heimkehr haben einen ganz andern Ton; und dieß wird keinen unbefangenen Beobachter des Verhältnisses befremden. Während der langen Abwesenheit mußte ihm klar geworden sein, wie viel Ungesundes doch in diesem Verhältnisse lag; und als sie ihm nun wieder, dem in vollster Jugendkraft blühenden Manne, entgegentrat, war sie eine fünfundvierzigjährige Frau. Mit der alten Offenheit gegen sie gestand er, was ihm den Abschied von Italien so schwer gemacht, und daß dies Bekenntniß die gelockerten Bande nicht enger ziehen konnte, begreift sich leicht. Von seinen amtlichen Fesseln befreit, aber dafür um so fester an den Herzog und das Hofleben gebunden, aus dem anregungsreichen Leben in Italien herausgerissen, von dem schweren nordischen Himmel gedrückt, von den heimischen Freunden nur halb- oder mißverstanden, erschien er, wenn auch in größern Cirkeln heiter, mittheilsam, doch bei der Freundin, wo er sich gehen ließ, um so verstimmter und zusammengezogener; und da sie ihn nicht mit geduldiger Schonung, sondern in gereizter Stimmung behandelte, mußte sich sein Herz immer mehr gegen sie verschließen. Im Juli 1788, als sie im Begriffe stand nach Kochberg abzureisen und vorher noch eine ruhige Unterredung mit ihm verlangt hatte, schrieb er ihr: „Gerne will ich Alles hören, was Du mir zu sagen hast; ich muß

nur bitten, daß Du es nicht so genau mit meinem jetzt so zerstreuten, ich will nicht sagen zerrissenen Wesen nehmest. Dir darf ich wohl sagen, daß mein Inneres nicht ist, wie mein Aeußeres." In einem andern Billet aus denselben Tagen heißt es: „Mögest Du in dem stillen Kochberg vergnügt und vorzüglich gesund sein. Ich will so fortleben, wie ich kann, ob es gleich eine sonderbare Aufgabe ist." Zu einem Ausfluge nach Kochberg zu ihr konnte er sich nicht entschließen; „vergib mir, meine Liebe," schrieb er ihr den 31. August, „wenn mein letzter Brief ein wenig confus war; es wird sich Alles geben und auflösen, man muß nur sich und den Verhältnissen Zeit lassen. Ich fürchte mir dergestalt vor Himmel und Erde, daß ich schwerlich zu Dir kommen kann. Die Witterung macht mich ganz unglücklich, und ich befinde mich nirgends wohl als in meinem Stübchen; da wird ein Kaminfeuer angemacht, und es mag regnen, wie es will!" Wie ganz anders klingt das, als jene Sehnsuchtsergüsse der voritalienischen Zeit!

Goethe's Freundin war eine edle Frau, aber sie war ein Weib, und des Weibes Liebe ist ausschließender Natur. Wie schmerzlich mußte es sie berühren, als sie nun von Goethe's neuem Verhältnisse Kunde bekam, und von was für einem Verhältnisse! Eine Christiane Vulpius entzog ihr den, der das Bedürfniß zärtlichen Anschmiegens so viele Jahre hindurch bei ihr gestillt hatte. Sie ward krank und trat im Mai 1789 eine Reise zur Kur, wie es scheint, nach einem rheinischen Bade an. Ein Brief, den sie ihm zurückließ, muß es ausgesprochen haben, wie viel sie ihm vorzuwerfen hatte, und wie unverträglich mit dem Fortbestehen ihres Freundschaftsverhältnisses jenes andere sei. Goethe nahm diese Vorwürfe nicht leicht; dazu war er eine viel zu gute und edle Natur, ein viel zu tiefes Gemüth; was er ihr zu danken hatte, erschien ihm über alles Berechenbare groß. Um Alles in der Welt hätte er gern ihren Schmerz gelindert; und so griff er, unfähig, die Wahrheit zu bekennen, sogar einmal ausnahmsweise zu halb- oder unwahren Ausflüchten, indem er seinem Abschied von Italien ein mindestens unzureichendes Motiv unterschob und sein Verhältniß zu Christiane in ein falsches Licht rückte. Hören wir seine beiden letzten Briefe, worin noch das vertraute Du sich findet, und mit denen ein vieljähriges schönes, für

ihn, und man darf sagen für die deutsche Literatur fruchtreiches Herzensverhältniß in unerfreulichen Tönen verklingt:

„Ich danke Dir für den Brief, schrieb er den 1. Juni 1789, „den Du mir zurückließest, wenn er mich gleich auf mehr als eine Weise betrübt hat. Ich zauderte darauf zu antworten, weil es in einem solchen Falle schwer ist, aufrichtig zu sein, und nicht zu verletzen. Wie sehr ich Dich liebe, wie sehr ich meine Pflicht gegen Dich und Fritzen kenne, hab' ich durch meine Rückkunft aus Italien bewiesen. Nach des Herzogs Willen wäre ich noch dort; Herder ging hin, und da ich nicht voraussah, dem Erbprinzen etwas sein zu können, hatte ich kaum etwas Anderes im Sinne als Dich und Fritzen. Was ich in Italien verlassen habe, mag ich nicht wiederholen; Du hast mein Vertrauen darüber unfreundlich genug aufgenommen. Leider warst Du, als ich ankam, in einer sonderbaren Stimmung, und ich gestehe aufrichtig, daß die Art, wie Du mich empfingst, wie mich Andere nahmen, für mich äußerst empfindlich war. Ich sah Herdern, die Herzogin verreisen, einen mir dringend angebotenen Platz im Wagen leer; ich blieb um der Freunde willen, wie ich um ihrentwillen gekommen war, und mußte mir in demselben Augenblick hartnäckig wiederholen lassen, ich hätte nur wegbleiben können, ich nehme doch keinen Theil an den Menschen u. s. w. Und das alles, eh von einem Verhältniß die Rede sein konnte, das Dich so sehr zu kränken scheint. Und welch ein Verhältniß ist es? Wer wird dadurch verkürzt? Wer macht Anspruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpf gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe? Frage Fritzen, die Herdern, Jeden, der mir näher ist, ob ich untheilnehmender, weniger mittheilend, unthätiger für meine Freunde bin, als vorher? ob ich nicht vielmehr ihnen und der Gesellschaft erst recht angehöre. Und es müßte durch ein Wunder geschehen, wenn ich allein zu Dir das beste, innigste Verhältniß verloren haben sollte. Wie lebhaft habe ich empfunden, daß es noch da ist, wenn ich Dich einmal gestimmt fand, mit mir über interessante Gegenstände zu sprechen! Aber das gestehe ich gerne, die Art, wie Du mich bisher behandelt hast, kann ich nicht erdulden. Wenn ich gesprächig war, hast Du mir die Lippen ver-

ſchloſſen; wenn ich mittheilend war, haſt Du mich der Gleichgültigkeit, wenn ich für Freunde thätig war, der Kälte und Nachläſſigkeit beſchuldigt. Jede meiner Mienen haſt Du controlirt, meine Bewegungen, meine Art zu ſein getadelt, und mich immer mal à mon aise geſetzt. Wo ſollte da Vertrauen und Offenheit gedeihen, wenn Du mich mit vorſätzlicher Laune von Dir ſtießeſt? — Ich möchte gern noch Manches hinzufügen, wenn ich nicht befürchtete, daß es Dich bei Deiner Gemüthsverfaſſung eher beleidigen, als verſöhnen könnte. Unglücklicher Weiſe haſt Du ſchon lange meinen Rath in Abſicht des Kaffees verachtet und eine Diät eingeführt, die Deiner Geſundheit höchſt ſchädlich iſt. Es iſt nicht genug, daß es ſchon ſchwer hält, manche Eindrücke moraliſch zu überwinden; Du verſtärkſt die hypochondriſche quälende Kraft der traurigen Vorſtellungen durch ein phyſiſches Mittel, deſſen Schädlichkeit Du eine Zeit lang wohl eingeſehen, und das Du aus Liebe zu mir auch eine Weile vermieden, und Dich wohl befunden hatteſt. Möge Dir die Cur, die Reiſe recht wohl bekommen! Ich gebe die Hoffnung nicht ganz auf, daß Du mich wieder erkennen werdeſt. Lebe wohl. Fritz iſt vergnügt und beſucht mich fleißig."

Gewiß meinte Goethe es aufrichtig mit dem Briefe; aber ſie mußte ſeinem Herzen ſchon ſehr fern gerückt ſein, wenn er es nicht empfand, wie kränkend unter den vorliegenden Umſtänden der diätetiſche Rath für die Freundin war, die denn auch ein großes O!!! über den Brief ſchrieb. Während ihr dieſer auf der Reiſe nachging, kam ſie nach Frankfurt und erfreute Goethe's Mutter durch ihren Beſuch. Die Nachricht hiervon gab ihm noch einmal die Feder in die Hand, und mit augenſcheinlich wärmern Gefühlen ſchrieb er den 8. Juni: „Es iſt mir nicht leicht ein Blatt ſaurer zu ſchreiben geworden, als der letzte Brief an Dich, und wahrſcheinlich war er Dir ſo unangenehm zu leſen, als mir zu ſchreiben. Indeß iſt doch wenigſtens die Lippe eröffnet, und ich wünſche, daß wir ſie nie gegen einander wieder ſchließen mögen. Ich habe kein größeres Glück gekannt, als das Vertrauen gegen Dich, das von jeher unbegränzt war; ſobald ich es nicht mehr ausüben kann, bin ich ein anderer Menſch, und muß in der Folge mich noch mehr verändern. — Ich klage nicht über meine hieſige Lage, ich habe mich gut hineingefunden und hoffe

darin auszuhalten, obgleich das Klima ſchon wieder mich angreift und mich früher oder ſpäter zu manchem Guten untüchtig machen wird. Wenn man die kalte, feuchte Sommerzeit, die ſtrengen Winter bedenkt, wenn durch des Herzogs äußeres Verhältniß und andere Combinationen Alles bei uns inconſiſtent und folgenlos iſt und wird, wenn man faſt keinen Menſchen nennen kann, der in ſeinem Zuſtande behaglich wäre: ſo gehört ſchon Kraft dazu, ſich aufrecht, in einer gewiſſen Munterkeit und Thätigkeit zu erhalten, und nicht einen Plan zu machen, der einen nach und nach loslöſen könnte. Wenn nun aber gar ein übles Verhältniß zu den Nächſten entſteht: ſo weiß man nicht mehr, wohin man ſoll. Ich ſage das ſo gut in Deinem als meinem Sinne, und verſichre Dich, daß es mich unendlich ſchmerzt, Dich unter dieſen Umſtänden noch ſo tief zu betrüben. — Zu meiner Entſchuldigung will ich nichts ſagen. Nur mag ich Dich gern bitten: Hilf mir ſelbſt, daß das Verhältniß, das Dir zuwider iſt, nicht ausarte, ſondern ſtehen bleibe, wie es ſteht. Schenke mir Dein Vertrauen wieder, ſieh die Sache aus einem natürlichen Geſichtspunkte an, erlaube mir, Dir ein gelaſſenes wahres Wort darüber zu ſagen, und ich kann hoffen, es ſoll ſich Alles zwiſchen uns rein und gut herſtellen."

Die Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Bis 1796 liegt weiter keine datirte Zeile von Goethe an Frau von Stein vor; und der Verkehr zwiſchen Beiden in dieſer Zeit war gewiß ein ſeltener, entfernter, wohl nur durch Höflichkeitsrückſichten gebotener. Vielleicht wäre jede Annäherung vermieden worden, wenn nicht ſeine fortwährende liebevolle Theilnahme an dem jungen Stein noch eine gewiſſe Verbindung erhalten hätte. Späterer freundlicherer Berührungen werden wir zur Zeit gedenken.

Nach der Heimkehr aus Italien mußte Goethe überhaupt längere Zeit hindurch eines innigen freundſchaftlichen Verkehrs entbehren. Von Lavater fühlte er ſich innerlich durch eine breite Kluft geſchieden. Mit Jacobi ging der Briefwechſel in der letzten Hälfte des Jahres 1788 zwar noch ziemlich lebhaft; aber Goethe war ſich der Divergenz ihrer Richtungen doch zu tief bewußt, als daß ein recht erquickender Seelentauſch hätte fortdauern können. Mit Knebel, der meiſtens in Jena lebte, war er nur mitunter zuſammen. Etwas leb-

hafter war der Verkehr mit Wieland, für dessen Merkur er aus seinen von Italien mitgebrachten Papieren Beiträge zusammenstellte und sich gut bezahlen ließ; doch waren es mehr geschäftlich-literarische Berührungen. Herder ward ihm in den ersten Tagen des August 1788 durch eine Reise nach Italien beinahe auf ein ganzes Jahr entzogen. Der von Rom mitgebrachte Jugendfreund Kayser verließ ihn schon am 15. August wieder in Begleitung der Herzogin Amalia, die gleichfalls nach Italien reiste. Nur kurze Zeit, gegen Ende des Jahres, bis in den Januar 1789 freute er sich der Anwesenheit von Moritz. Merck ging ihm in jener Epoche so gut wie verloren, weil dieser über einer verunglückten industriellen Speculation sich selbst verlor. Man erschrickt, wenn man in der Reihe von Merck's Briefen zu seinem Schreiben vom 3. August 1788 an Goethe kommt. Der früher so kräftige, selbstbewußte, oft herbe Freund erscheint plötzlich tief gebeugt, demüthig um Hülfe flehend, nicht mehr mit dem zutraulichen Du in der Anrede, sondern mit dem respectvollen Sie. „Einer der unglücklichsten Menschen," beginnt sein Brief, „der Ihnen ehedem werth war, ruft Ihre Hülfe in der drückendsten Lage an." Er schließt mit den Worten: „Es ist schmerzlich, daß meine Bewillkommnung nach der Wiederkehr aus dem glücklichen Lande an einen glücklichen und so verdient glücklichen Mann von einem höchst verdient unglücklichen Menschen geschehen muß, begleitet mit einer Bitte um Geld oder vielmehr Almosen. Leben Sie bis in das späteste Alter, umgeben mit allem Segen des Himmels, der in so reichem Maße auf Ihnen ruht. Für mich bleibt Nichts übrig, als ein Abgrund von Elend." Goethe und der Herzog bewährten sich, wie Merck's weitere Briefe zeigen, als treue Freunde, obwohl sie sein Unglück nur erleichtern, nicht heben konnten. Ein Brief von ihm an Goethe vom 18. October 1788 beginnt: „Ich bin noch nicht im Stande, weder dem Herzoge als meinem ersten Wohlthäter, noch meinem ältesten und edelsten Freunde mit meinem Dank unter die Augen zu treten. Ohne Schlaf und ohne Muth, physisch und moralisch zu Grunde gerichtet, wandere ich ohne Ruhe noch unter den Lebenden herum, Jedem zur Last — und fürchte für meinen Verstand." Am Schlusse heißt es: „Gott erhalte Sie, theuerster Mann, in dem höchsten Gipfel des Glücks, getragen in der

Anbetung Ihrer Freunde dem Rufe der Nachwelt entgegen. Und mit mir und über mich richte sein heiliger Wille, wie er es zu meinem Besten, zu meiner Besserung und Bestrafung, zur Erleichterung des Elends meiner Kinder und deren redlichem Fortkommen durch diese böse Welt für wohlgethan achten wird. Ich finde mich in Etwas erleichtert, nachdem ich diesen langen Brief geschrieben habe. Wenn ich weinen könnte, wäre mir noch besser." Goethe's Antwort lautete: „Dein Brief, lieber Freund, wenn er mich gleich seinem Inhalte nach betrübt, hat mir doch Freude gemacht, daß Du ihn nur hast schreiben mögen. Es ist gewiß eine Erleichterung, wenn man es nur sagen kann und mag, wie weh einem ist. Schreibe mir manchmal, vertraue mir Deine Zustände, und glaube, daß Du mir auch mit Klagen nicht lästig bist. Nimm Dich was Du kannst zusammen, separire durch den Verstand die physischen, moralischen, ökonomischen Uebel und suche Heilung, Mittel und Hülfe in Dir selbst und Deinen Freunden. Ich hoffe, es steht Dir Schleiermacher*) im Ordnen des Ganzen bei, wenn Du gleich im Einzelnen selbst wirst arbeiten müssen. Lebe wohl; ich bin zufrieden und vergnügt."

Reichen Ersatz für den Verlust an persönlichem und brieflichem Verkehr mit Freunden hätte er in dem Umgange mit Schiller finden können, welcher schon damals in seiner Nähe lebte. Schiller's Freunde waren sehr gespannt auf seine Zusammenkunft mit Goethe, die zu Rudolstadt im Lengefeld'schen Hause in der ersten Hälfte des Septembers stattfand. Sie hatte nicht den erwarteten Erfolg. Goethe bezeigte sich freundlich genug, hielt sich aber in einer gewissen Entfernung, und Schiller war viel zu stolz, um sich dem Rückhaltenden entgegenzudrängen. Dieser hat selbst von jenem ersten Begegnen mit Goethe einen interessanten Bericht in dem Briefwechsel mit Körner gegeben. „Endlich kann ich Dir von Goethe erzählen," schreibt er am 12. September 1788, „worauf Du, wie ich weiß, begierig warteſt. Ich habe vergangenen Sonntag beinahe ganz in

*) Ernst Christian Friedrich Adam Schleiermacher, Hessen-Darmst. Wirkl. Geh. Rath, damals Cabinets-Secretär und Freund des Erbprinzen, nachmaligen Großherzogs Ludewig I.

seiner Gesellschaft zugebracht, wo er uns mit Herder, der Frau von Stein und der Frau v. S. besuchte. Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll und lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernste hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach wirklich sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen; und wenn er bei gutem Humor ist, welches dießmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse. — Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß und Alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte sein oder etwas Anderes als allgemeine Dinge mit ihm hätte sprechen können. Er spricht gern und mit leidenschaftlichen Erinnerungen von Italien, aber was er mir davon erzählt hat, gab mir die treffendste und gegenwärtigste Vorstellung von diesem Lande und diesen Menschen. Vorzüglich weiß er einem anschaulich zu machen, daß diese Nation mehr, als jede andere europäische, in gegenwärtigen Genüssen lebt, weil die Milde und Fruchtbarkeit des Himmelsstrichs die Bedürfnisse einfacher macht und ihre Erwerbung erleichtert .... Im Ganzen ist meine in der That große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir (an Jahren weniger, als an Lebenserfahrungen und Selbstentwickelung) so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammen kommen werden; und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige; seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich's aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren."

Die Zeit hat aber gelehrt, daß sie ungeachtet aller Verschiedenheit ihrer ganzen Geistesform und Weltansicht, dennoch auf ihrem Lebenswege zusammentrafen, daß aber noch mehr als ein Lustrum hingehen sollte, ehe ihre gemeinsame Lieblingin, die Poesie, jenen edlen, neidlosen, in seiner Art einzigen Geisterbund zwischen ihnen stiftete. Was Goethe'n so lange noch von Schiller entfernt hielt, hat er uns selbst in den Annalen bekannt *). Bei seiner Rückkehr aus Italien, wo er, unbekümmert um das, was in Deutschland vorging, sich zu größerer Bestimmtheit und Reinheit in allen Kunstfächern auszubilden gesucht hatte, fand er im Vaterlande gerade Dichterwerke, die ihn besonders anwiderten, wie Heinse's Ardinghello und Schiller's Räuber, in hohem Ansehen. Schiller, gesteht er, war ihm verhaßt, weil dieser als ein kraftvolles, aber unreifes Talent eben die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen er sich inmittelst zu läutern gestrebt, recht im vollen, hinreißenden Strome über das Vaterland ergossen hatte, obwohl er, wie es an einer andern Stelle heißt, auch den redlichen und seltenen Ernst, der aus allen Werken Schiller's hervorleuchtete, zu schätzen wußte. Der Beifall, der seinen rohen Erstlings-Productionen vom wilden Studenten, wie von der gebildeten Hofdame gezollt ward, erschreckte Goethe'n; denn er glaubte all' sein Bemühen verloren zu sehen; die Gegenstände, zu welchen, die Art und Weise, wie er sich gebildet hatte, schien ihm beseitigt und gelähmt. Er hätte, wenn es ihm möglich gewesen wäre, die Ausübung der Dichtkunst, die Betrachtung der bildenden Kunst ganz aufgegeben; denn es war keine Aussicht da, jene Productionen von genialem Werth und wilder Form zu überbieten. „Man denke sich meinen Zustand!" sagt er. „Die reinsten Anschauungen suchte ich zu nähren und mitzutheilen, und nun fand ich mich zwischen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt." Die Erscheinung des Don Carlos war nicht geeignet, eine Annäherung der beiden Dichter herbeizuführen; in dem Aufsatz über Anmuth und Würde glaubte Goethe gewisse harte Stellen direct auf sich deuten zu können. Ueberhaupt vermochten Schiller's philosophische, wie seine historischen Schriften kein besseres Verhältniß zu vermitteln, da

*) Goethe's sämmtliche Werke, B. 27, S. 34 ff.

Goethe, von abstracter Speculation, wenn er auch eine Zeit lang Kant mit Interesse studirte *), im Ganzen doch kein Freund war und auch mit der Geschichte sich wenig zu schaffen machte. So lehnte er denn alle Versuche von Personen, die Beiden gleich nahe standen, und selbst das milde Zureden Dalberg's ab. „Meine Gründe," sagt er, „die ich jeder Vereinigung entgegensetzte, waren schwer zu widerlegen. Niemand konnte leugnen, daß zwischen zwei Geistes-Antipoden mehr als Ein Erd-Diameter die Scheidung mache, da sie denn beiderseits als Pole gelten mögen, aber eben deßwegen nicht in Eins zusammenfallen können."

Es fehlt uns andrerseits nicht an noch offenherzigeren Confessionen, die Schiller's damalige Stimmung gegen Goethe aufdecken. „Oefters um Goethe zu sein," schrieb er den 2. Februar 1789 an Körner, „würde mich unglücklich machen: er hat auch gegen seine nächsten Freunde keinen Moment der Ergießung, er ist an Nichts zu fassen: ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln, und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben — dieß scheint mir eine consequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe calculirt ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. — — Eine ganz sonderbare Mischung von Liebe und Haß ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben. Goethe hat auch viel Einfluß darauf, daß ich mein Gedicht (die Künstler) gern recht vollendet wünschte. An seinem Urtheile liegt mir überaus viel. Die Götter Griechenlands hat er sehr günstig beurtheilt; nur zu lang hat er sie gefunden, worin er auch nicht Unrecht haben mag.

*) S. den Briefwechsel zwischen Körner und Schiller, II, 202 f. 207. Vgl. Goethe's W. Bd. 25, S. 126, 159 f., Bd. 40, S. 421.

Sein Kopf ist reif, und sein Urtheil über mich wenigstens eher *gegen* mich als *für* mich parteiisch. Weil mir nun überhaupt nur daran liegt, Wahres von mir zu hören, so ist dieß gerade der Mensch unter allen, die ich kenne, der mir diesen Dienst thun kann. Ich will ihn auch mit Lauschern umgeben, denn ich selbst werde ihn nie über mich befragen." — Körner antwortete: „Goethe's Charakter, wie Du ihn beschreibst, hat allerdings viel Drückendes. Man muß seinen ganzen Stolz aufbieten, um sich vor einem solchen Menschen nicht gedemüthigt zu fühlen. Doch wäre es Schade, wenn dieß Dir seinen Umgang verleiden sollte. Du kannst keck mit dem Gefühle anch' io son pittore vor ihm auftreten, wenn er auch gleich durch Alter und Erfahrung in der Herrschaft über sich selbst eine gewisse Ueberlegenheit besitzt. Eine solche *heroische Existenz* ist die natürliche Folge, wenn ein großer Mensch eine Zeit lang fast alle Arten von Genüssen *außer sich* erschöpft hat, und ihm Nichts weiter übrig bleibt, als der Genuß seines eigenen Werthes und seiner Thätigkeit."

Der Leser wird sich diese Urtheile selbst zu rectificiren wissen *), aus denen immerhin eine hohe Bewunderung Goethe's hervorblickt. Schiller bekennt auch in einem Briefe vom 25. Februar 1789, daß er sich, namentlich im Dramatischen, mit Goethe, wenn dieser seine ganze Kraft anwenden wolle, gar nicht zu messen wage. „Er hat weit mehr Genie als ich," sagt er, „und dabei weit mehr Reichthum an Kenntnissen, eine sichere Sinnlichkeit, und zu allem diesem einen durch Kunstkenntniß aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn; was mir in einem Grade, der ganz und gar bis zur Unwissenheit geht, mangelt. Hätte ich nicht einige andere Talente, und hätte ich nicht so viel Feinheit gehabt, diese Talente und Fertigkeiten in

*) Wie vollständig Schiller seine Ansicht über Goethe's zurückhaltendes Wesen berichtigte, zeigt ein Brief an Körner vom 31. August 1798: „Man schleppt sich mit so vielen tauben und hohlen Verhältnissen herum, ergreift in der Begierde nach Mittheilung und im Bedürfniß der Geselligkeit so oft ein Leeres, das man froh ist wieder fallen zu lassen; es gibt so gar erschrecklich wenig wahre Verhältnisse überhaupt, und so wenig gehaltreiche Menschen, daß man einander, wenn man sich glücklicherweise gefunden, desto näher rücken soll. Ich bin in dieser Rücksicht Goethe sehr viel schuldig u. s. w."

das Gebiet des Drama's herüber zu ziehen, so würde ich in diesem Fache gar nicht neben ihm sichtbar geworden sein. In einem der nächsten Briefe (vom 9. März 1789) macht sich eine Empfindung gegen Goethe Luft, die wir gern dem vom Geschick so schwer bedrängten Schiller zu gut halten. „Dieser Mensch, dieser Goethe," heißt es, „ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht wird sein Genie von dem Schicksal getragen, und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen!"

Ungeachtet solcher wechselseitigen Antipathien blieben die beiden Dichter in der nächsten Zeit doch nicht so sehr außer aller Connexion, als man nach Goethe's Bekenntnissen glauben sollte. Vermied dieser auch Schiller's Nähe, so nahm er doch an seinem Schicksale Antheil und verwandte sich für seine Ernennung zu einer Professorstelle an der Jenaer Universität; ja es fehlte, wie uns der Briefwechsel Schiller's mit Körner zeigt, auch nicht ganz an persönlichen Berührungen. So berichtet Schiller in einem Briefe vom 1. November 1790 von einem Besuche, den Goethe bei ihm abgestattet, wo sich das Gespräch bald auf Kant hinwandte. Die jüngste Schrift desselben, die Kritik der Urtheilskraft, hätte leicht einen Anknüpfungspunkt zu näherer Bekanntschaft bieten können, wenn nur nicht Beider Gemüth in so ungünstiger Disposition gewesen wäre. Denn wie Schiller sich schon damals zur Philosophie hinneigte, so nahm Goethe an jener Schrift einen ungewöhnlich lebhaften Antheil. Kant's Kritik der reinen Vernunft war schon vor neun Jahren erschienen, hatte ihn aber, weil sie zu weit außerhalb seines Kreises lag, nur schwach und fast nur mittelbar durch Anderer Gespräch berührt. Einzelne Capitel glaubte er jedoch zu verstehen, und gewann daraus Manches „zu seinem Hausgebrauch". Der Kritik der Urtheilskraft aber, womit jetzt Kant hervortrat, bekennt Goethe eine höchst frohe Lebensepoche schuldig geworden zu sein. „Hier sah ich meine disparatesten Beschäftigungen," sagt er, „neben einander gestellt, Kunst- und Naturerzeugnisse eines behandelt wie das andere, ästhetische und teleologische Urtheilskraft erleuchteten sich wechselsweise. Wenn auch meiner Vorstellungsart nicht eben immer dem Verfasser sich zu fügen möglich werden konnte, wenn ich hie und

da Etwas zu vermissen schien, so waren doch die großen Hauptgedanken des Werkes meinem bisherigen Schaffen, Thun und Denken ganz analog. Das innere Leben der Kunst so wie der Natur, ihr beiderseitiges Wirken von innen heraus war im Buche deutlich ausgesprochen. Die Erzeugnisse dieser zwei unendlichen Welten sollten um ihrer selbst willen da sein; und was neben einander stand, wohl für einander stand, aber nicht absichtlich wegen einander. Meine Abneigung gegen die Endursachen war nun geregelt und gerechtfertigt; ich konnte deutlich Zweck und Wirkung unterscheiden, ich begriff auch, warum der Menschenverstand Beides so oft verwechselt. Mich freute, daß Dichtkunst und vergleichende Naturkunde so nah mit einander verwandt seien, indem beide sich derselben Urtheilskraft unterwerfen." Trotz dieser Zustimmung zu den Hauptprincipien sprach er aber in der Unterhaltung mit Anderen nach seiner Weise nur das aus, was in ihm aufgeregt war, nicht was er gelesen hatte, und gerade darein konnte sich Schiller jetzt noch nicht finden. „Interessant ist's," schrieb er nach jenem Besuche an Körner, „wie er Alles in seine eigene Art und Manier kleidet und überraschend zurückgibt, was er las; aber ich möchte doch nicht gern über Dinge, die mich sehr nahe interessiren, mit ihm streiten. Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, sich zu irgend etwas zu bekennen. Ihm ist die ganze Philosophie subjectivisch, und da hört denn Ueberzeugung und Streit zugleich auf. Seine Philosophie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele schöpfe. Ueberhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich und betastet mir zu viel. Aber sein Geist forscht und wirkt nach allen Directionen, und strebt, sich ein Ganzes zu erbauen — und das macht mir ihn zum großen Mann." So führte denn auch dieses Gespräch zu erhöhter Bewunderung, aber nicht zu vertraulicher Annäherung.

Indem so Goethe von älteren Freunden durch äußere und innere Hindernisse geschieden und von Schiller einstweilen noch durch unüberwindliche Abneigung fern gehalten ward, stand er die nächsten Jahre sehr einsam da und führte ein höchst zurückgezogenes Leben. Es vereinigte sich aber auch Alles, um ihn an das Haus und ein stilles Geistesleben zu fesseln. Aus Italien, dem formreichen, zurückgekehrt, konnte er dem gestaltlosen Deutschland keinen Geschmack

abgewinnen *); der düstere vaterländische Himmel weckte eine schmerzliche Sehnsucht nach dem heitern Himmel des Südens. Die früheren Bekannten brachten ihn, statt ihn zu trösten und wieder an sich zu ziehen, beinahe zur Verzweiflung. Sein Entzücken über entfernte, kaum bekannte Gegenstände, sein Klagen über das Verlorene schien sie zu beleidigen; er vermißte jede Theilnahme, Niemand verstand seine Sprache. Für diese Entbehrungen suchte er sich nun daheim, „wo ihn ein glückliches Verhältniß lieblich erquickte," vorzüglich durch Dreierlei schadlos zu halten, durch Kunstbetrachtungen und Kunstgenüsse, durch Naturstudien, und durch Vergegenwärtigung der Sitten der Völker.

„Im Laufe von zwei vergangenen Jahren," so lautet sein eigenes Bekenntniß über diese Zeit **), „hatte ich ununterbrochen beobachtet, gesammelt, gedacht, jede meiner Anlagen auszubilden gesucht. Wie die begünstigte griechische Nation verfahren, um die höchste Kunst im eigenen Nationalkreise zu entwickeln, hatte ich bis auf einen gewissen Grad einzusehen gelernt, so daß ich hoffen konnte, nach und nach das Ganze zu überschauen, und mir einen reinen und vorurtheilsfreien Kunstgenuß zu bereiten. Ferner glaubte ich der Natur abgemerkt zu haben, wie sie gesetzlich zu Werke gehe, um lebendiges Gebild, als Muster alles künstlichen, zu bereiten. — Das Dritte, was mich beschäftigte, waren die Sitten der Völker: an ihnen zu lernen, wie aus dem Zusammentreffen von Nothwendigkeit und Willkür, von Antrieb und Wollen, von Bewegung und Widerstand ein Drittes hervorgeht, was weder Kunst noch Natur, sondern Beides zugleich ist, nothwendig und zufällig, absichtlich und blind; ich verstehe die menschliche Gesellschaft. — Wie ich mich nun in diesen Regionen hin und her bewegte, mein Erkennen auszubilden bemüht, unternahm ich sogleich schriftlich zu verfassen, was mir am klarsten vor dem Sinne stand, und so ward das Nachdenken geregelt, die Erfahrung geordnet und der Augenblick festgehalten. Ich schrieb zu gleicher Zeit einen Aufsatz über Kunst: Einfache Nachahmung der Natur, Manier und Styl, einen andern, die

*) S. Goethe's sämmtliche Werke, B. 36, S. 92.

**) S. Goethe's sämmtliche Werke, B. 36, S. 92 f.

Metamorphose der Pflanzen zu erklären, und das Römische Carneval; sie zeigen sämmtlich, was damals in meinem Innern vorging, und welche Stellung ich gegen jene großen Weltgegenden genommen hatte."

Der erste dieser drei Aufsätze sucht die in der Ueberschrift bezeichneten Begriffe schärfer zu bestimmen und zu sondern. Die wenigste Schwierigkeit bot die „einfache Nachahmung der Natur," welche „bei sogenannten todten oder stillliegenden Gegenständen (wie Blumen, Früchten u. dgl.) von ruhigen, treuen, eingeschränkten Menschen" mit Erfolg ausgeübt wird. Die „Manier" ist eine Sprache, worin sich der Geist des Künstlers unmittelbar ausdrückt und charakterisirt. Sie opfert Einzelnes, um viele Gegenstände in ein harmonisches Bild zu vereinigen, um den allgemeinen Ausdruck eines großen Gegenstandes zu erreichen. Der „Styl" endlich beruht auf der Erkenntniß des Wesens der Dinge, auf der Auffassung ihrer charakteristischen Eigenschaften und auf der Nebeneinanderstellung und Nachahmung ihrer charakteristischen Formen. An diese Definitionen und Unterscheidungen werden dann noch einige Betrachtungen angeknüpft über die Verwandtschaft und das Ineinanderverlaufen dieser drei Arten, Kunstwerke hervorzubringen. Obgleich sich der Aufsatz ausschließlich auf bildende Kunst bezieht, so ist er doch zugleich bezeichnend für Goethe's nunmehrige Ansicht über poetische Kunst. Der Manier entspricht die subjective Dichtkunst, dem Styl die objective; und wie er zwar der Manier noch eine „hohe und respectabele" Stelle in der Kunst zuerkennt, den Styl aber als das Höchste betrachtet wissen will, „was die Kunst je erreicht hat und je erreichen kann," so stellt er auch die reine, ruhige, das Wesen der Dinge treu erfassende und darstellende Poesie über die subjectiv bewegte, durch die innere Welt des Darstellenden gefärbte Dichtkunst. Dann spricht sich auch in dem hohen Range, den er dem Style einräumt, seine Verehrung der Naturforschung aus; denn der Künstler, der sich um Styl bemüht, ist dem Naturforscher innig verwandt, indem er, gleich diesem, „die Eigenschaften der Dinge und die Art, wie sie bestehen, genau und immer genauer kennen zu lernen, die Reihe der Gestalten zu überschauen sucht, und die verschiedenen charakteristischen Formen mit einander vergleicht." — Außer dieser

Abhandlung gingen noch drei kleinere Aufsätze aus seinen damaligen Kunstbetrachtungen hervor: 1) „Material der bildenden Kunst," worin er den Gedanken, daß jedes Kunstwerk bis auf einen gewissen Grad durch das Material bedingt sei, an den ägyptischen Obelisken erläutert, die er aus der natürlichen Form der Granitmassen ableitet; 2) „Von Arabesken," deren Werth, Bestimmung und Anwendung bei den Alten er bespricht, und 3) „Ueber Christus und die zwölf Apostel, nach Raphael von Marc-Anton gestochen und von Professor Langer in Düsseldorf copirt (1789)."

Vielleicht noch größern Reiz, als die Kunstbetrachtungen, hatten für unsern einsiedlerisch lebenden Freund in dieser Zeit die Naturstudien, und unter diesen stand jetzt noch die Botanik im Vordergrunde. Die Geschichte seines botanischen Studiums hat der zweite Theil unserer Schrift bereits im Zusammenhange bis zur Reise nach Italien verfolgt. Hier regte die Fülle, Neuheit und Pracht der Erscheinungen aus der Pflanzenwelt seine Lust an dieser Wissenschaft neu auf, und das Wechselhafte der Gestalten lockte ihn immer mehr, allen Veränderungen und Uebergängen der Formen nachzugehen. Gleich beim Eintritt in Italien machten der Lärchenbaum, die Zirbelnuß dringend auf klimatischen Einfluß aufmerksam, auch andere Pflanzen, mehr oder minder verändert, blieben bei eiligem Vorüberrollen nicht unbemerkt. Am ergreifendsten aber stellte sich ihm die Fülle einer fremden Vegetation dar, als er in den botanischen Garten von Padua hineintrat, wo ihm eine hohe und breite Mauer mit feuerrothen Glocken der Bignonia radicans zauberisch entgegenleuchtete. Hier sah er im Freien manchen seltenen Baum emporgewachsen, den man daheim nur in Glashäusern überwintern konnte. Vor Allem zog eine Fächerpalme seine Aufmerksamkeit an sich. Glücklicher Weise standen die einfachen lanzenförmigen ersten Blätter noch am Boden, die successive Trennung derselben nahm zu, bis endlich das Fächerartige sich in vollkommener Ausbildung zeigte; zuletzt trat aus einer spathagleichen Scheide ein Zweiglein mit Blüthen hervor und erschien als ein sonderbares, mit dem vorhergehenden Wachsthume in keinem Verhältniß stehendes Gebilde, fremdartig und überraschend. Ueber diesem Anschauen und Vergleichen bildete

sich nun immer mehr in ihm die Vorstellung aus: „die uns umgebenden Pflanzenformen seien nicht ursprünglich determinirt und festgestellt, ihnen sei vielmehr, bei einer eigensinnigen generischen und specifischen Hartnäckigkeit, eine glückliche Mobilität und Biegsamkeit verliehen, um in so viele Bedingungen, die auf dem Erdkreis auf sie einwirken (als Bodenverschiedenheit, Feuchte und Trockenheit, Wärme und Kälte u. s. w.), sich zu fügen und darnach bilden und umbilden zu können." In allen Arten und Gestalten aber, selbst den allerentferntesten, erkannte er ein Gemeinsames, und dieser Gedanke schwebte ihm damals unter der sinnlichen Form einer übersinnlichen Urpflanze vor. Indem er nun im weitern Verlauf der Reise sämmtlichen Pflanzenformen, wie sie ihm vorkamen, in ihren Umbildungen und Veränderungen nachging, leuchtete ihm am letzten Ziele der Reise, in Sicilien, die ursprüngliche Identität aller Pflanzentheile vollkommen ein.

Mit dieser großen, wahrhaft genialen Entdeckung war ein neues Ferment, eine mächtige Leidenschaft in seine Seele geworfen; er hätte gern fortan sich ausschließlich mit der Entwickelung dieses Gedankens, dessen Fruchtbarkeit ihm sogleich einleuchtete, beschäftigen mögen. Aber in Rom war, nach seiner Wiederkunft aus Sicilien, an kein folgerechtes Studium zu denken; Poesie, Kunst und Alterthum forderten ihn gewissermaßen ganz. Dennoch konnte er nicht umhin, tagtäglich in jedem Garten, auf Spaziergängen, auf kleinen Lustfahrten sich der neben ihm bemerkten Pflanzen zu bemächtigen, und richtete besonders seine Aufmerksamkeit auf die Fortpflanzung sowohl durch Samen, als durch Augen. Während seiner Rückreise nach Deutschland verfolgte er unablässig seine Gedanken, und ordnete sich im stillen Sinne einen annehmlichen Vortrag derselben, den er bald nach der Heimkehr niederschrieb. So entstand die Abhandlung: „Die Metamorphose der Pflanzen."

In unseren Tagen gestehen es die Naturforscher freudig ein, daß die in dieser Abhandlung entwickelte Idee zu den großen luminosen Gedanken gehört, welche den Blicken der Menschen neue weite Bahnen eröffnen. Linné hatte allerdings schon ein Wort hingeworfen, worin der Keim der Goethe'schen Metamorphosenlehre liegt (principium florum et foliorum idem est), und 1759 hatte

Kasp. Friedr. Wolf in seiner Theoria generationis eine ähnliche Lehre vorgetragen; allein jenes Wort schloß doch nur den ganz unentwickelten Keim in sich, und Wolf's Theorie, die Goethe erst nach Veröffentlichung seiner eigenen kennen lernte, weicht in den Ansichten und der Art der Entwickelung mannigfach ab. So muß also Goethe, wenn gleich unterdessen eine noch allgemeinere Grundform (die Zelle) entdeckt worden, als der Schöpfer der Morphologie gelten, die den wahren Grund zu einer natürlichen Systematik legte, und große Celebritäten der Wissenschaft haben sich offen als seine Jünger bekannt. Der damaligen Zeit aber war die ganze Anschauungsweise so fremd, daß die kleine Schrift, noch ehe sie an's Licht trat, das unerfreulichste Schicksal erlebte. Göschen, der Herausgeber von Goethe's gesammelten Werken, lehnte sie zum Erstaunen des Verfassers ab, wahrscheinlich auf den Rath von Fachgelehrten, denen er sie zur Prüfung vorgelegt. Allein Goethe ließ sich, im Vertrauen auf den Werth seiner Arbeit, nicht sogleich abschrecken. Da erbot sich Ettinger in Gotha, vielleicht nur weil er eine Verbindung mit dem Dichter wünschte, zur Uebernahme des Verlags, und so wanderten die wenigen Bogen, mit lateinischen Lettern zierlich gedruckt, auf gut Glück in die Welt. Das Publikum stutzte, Niemand wollte das Werkchen anfänglich für mehr als ein artiges Phantasiespiel gelten lassen; selbst ein Tischbein erkannte nicht, worauf Goethe hinzielte, und glaubte ihn recht gut zu vertheidigen, indem er sagte, „der Verfasser wolle den Künstler lehren, wie sprossende und rankende Blumenverzierungen zu erfinden seien, nach Art der Alten in fortschreitender Bewegung." Die Fachgelehrten ließen eine so wunderliche Deutung zur Noth hingehen, meinten aber, wenn man Nichts weiter als die Kunst im Auge habe und Zierrathen beabsichtige, müsse man nicht thun, als ob man für die Wissenschaft arbeite, wo dergleichen Phantasieen nicht an ihrem Platze seien. Von keiner Seite wollte man zugeben, daß Wissenschaft sich mit Poesie vereinigen lasse; „man vergaß," fügt Goethe hinzu, „daß Wissenschaft sich aus Poesie entwickelt habe; man bedachte nicht, wie, nach einem Umschwunge von Zeiten, beide sich wieder freundlich, zu beiderseitigem Vortheile, auf höherer Stelle gar wohl begegnen können."

Neben der Botanik begann aber auch ein anderer Zweig der Naturwissenschaft, die Optik, sein lebhaftes Interesse zu erregen; er glaubte zu entdecken, die Newton'sche Hypothese über die Entstehung der Farben sei falsch und unhaltbar, und so war ihm abermals, wie er selbst sagt, „eine Entwickelungskrankheit eingeimpft, die auf Leben und Thätigkeit den größten Einfluß haben sollte." Daß dieses „Aperçü" der Zeit vor dem Ausfluge nach Venedig angehört, beweisen schon die Venetianischen Epigramme, worin vielfache Ausfälle auf Newton und die Newtonianer vorkommen. Was aber die Geschichte der Inoculation jener Krankheit betrifft, so folgen wir auch hier möglichst getreu seinen eigenen aufrichtigen Bekenntnissen. In Italien waren ihm durch ununterbrochenes Anschauen von Kunstwerken, durch Nachdenken und Vergleichen, durch lebendiges, wirksames Gespräch mit Kennern, durch steten Umgang mit praktischen und denkenden Künstlern schon manche Lichter über bildende Kunst aufgegangen, als er von einem einzigen Punkte sich noch immer nicht die mindeste Rechenschaft zu geben wußte; es war das Colorit. Hierüber konnte er weder durch sich, noch durch Andere zur Klarheit gelangen; Lehrbücher wie Kunstwerke, Abgeschiedene wie Lebendige ließen ihn gleich rathlos. Beobachtete und fragte er die gegenwärtigen Künstler, die unter seinen Augen Gemälde ausführten, so fand er bald, daß sie in der Färbung bloß aus schwankenden Ueberlieferungen und einem gewissen Impuls handelten. Was man ausübte, sprach man als technischen Kunstgriff, nicht als Grundsatz aus. Keins entwickelte sich aus dem Andern, Keins griff nothwendig in das Andere ein. Goethe ließ sich dadurch nicht entmuthigen und fuhr fort, den Farben in Kunstwerken und Natur die liebevollste Aufmerksamkeit zu widmen; allein bei den tausend Geistern, die sich damals um ihn stritten, gelangte er in Italien noch zu keinem erheblichen Resultat. So viel leuchtete ihm indessen ein, daß man den Farben, als physischen Erscheinungen, erst von Seiten der Natur beikommen müsse, wenn man in Absicht auf Kunst Etwas über sie gewinnen wollte.

Als er nun in der Heimath nach längerer Unterbrechung diese Forschungen wieder aufnahm, las er zuerst, wie alle Welt von der

Wahrheit der Newton'schen Theorie überzeugt, in irgend einem Compendium das hergebrachte Capitel, und weil er aus der Lehre, wie sie dastand, Nichts für seinen Zweck zu entwickeln vermochte, so nahm er sich vor, die Experimente und Phänomene, wodurch jene Theorie bewiesen wird, zu sehen. Zu diesem Zwecke bot ihm Hofrath Büttner, welcher von Göttingen nach Jena gezogen war, freundlich den nöthigen Apparat an; es fehlte Nichts als eine dunkle Kammer, die sich Goethe in einem neuen Quartier, das er eben damals bezog, recht bald einzurichten gedachte. Allein mancherlei Hindernisse traten ein, und die Prismen blieben eingepackt in einem Kasten unter dem Tische stehen. Endlich, da er erfuhr, daß Büttner über die verzögerte Rücksendung der Instrumente ungeduldig sei, nahm er den Kasten hervor und stand schon im Begriff, ihn dem Boten zu übergeben, als ihm einfiel, er wolle doch noch geschwind durch ein Prisma sehen, was er seit seiner frühesten Jugend nicht mehr gethan. Indem er das Prisma vor die Augen nahm, erwartete er, der Newton'schen Theorie eingedenk, die ganze weiße Wand nach verschiedenen Stufen gefärbt zu sehen. Aber zu seiner Verwunderung fand er, daß sie, durch's Prisma angeschaut, nach wie vor weiß blieb, daß nur da, wo ein Dunkeles daran stieß, sich eine mehr oder weniger entschiedene Farbe zeigte, daß zuletzt die Fensterstäbe am allerlebhaftesten farbig erschienen, indessen am lichtgrauen Himmel draußen keine Spur von Färbung zu sehen war. Mit Einem Male glaubte er die Unrichtigkeit der Newton'schen Hypothese zu erkennen und zugleich einzusehen, daß eine Grenze nothwendig sei, um Farben hervorzubringen. Nun war an kein Zurücksenden der Prismen mehr zu denken. Durch Ueberredung und Gefälligkeiten beruhigte er den Eigenthümer und setzte seine Untersuchungen fort.

Wir werden die Geschichte derselben am gehörigen Orte weiter führen und bemerken hier nur noch, wie bedenklich es für die Solidität des neu angelegten Gebäudes sein mußte, daß das Grund-Aperçu ein ganz falsches war. Schon die Erwartung, womit er das Prisma in die Hand nahm, ging aus einer irrigen und mangelhaften Auffassung der Newton'schen Theorie hervor; denn nach dieser muß gerade eine weiße Wand, durch das Prisma betrachtet, weiß,

und nur an den Rändern farbig erscheinen, weil die entstehenden Farbenbilder, indem sie sich über einander schieben, wieder das Weiße erzeugen und nur an den Rändern die überragenden Farben erblicken lassen. Allein hier rächte es sich an Goethe, daß er von Jugend auf sich nicht gewöhnt hatte, eine lange zusammenhangende Gedankenreihe eines Andern mit Hingebung zu verfolgen und aufzunehmen, und insbesondere, daß er keine gründlichen mathematischen Studien gemacht hatte.

Das Denkmal der dritten Hauptrichtung, nach welcher hin Goethe's Geist damals vorzugsweise beschäftigt war, das Römische Carneval, scheint in dem Winter 178$^{8}/_{9}$ entstanden zu sein. „Ich habe diese Zeit," schrieb er am 2. Februar 1789 an Jacobi, „hier Nichts zu Stande gebracht, als eine Beschreibung des römischen Carnevals. Bertuch und Krause wollen es auf Ostern mit illuminirten Kupfern herausgeben. Ich empfehle Dir dieß Werkchen und schicke Dir ihre Ankündigung. Es wird, hoff' ich, Niemand gereuen, einen Blick auf das moderne Saturnal zu thun." Als Goethe den „tollen Spectakel" zum ersten Male im Jahre 1787 sah, war er sehr wenig davon erbaut; er meinte damals, man müsse dem Schauspiel einmal beigewohnt haben, um den Wunsch, es je wieder zu sehen, völlig los zu werden; zu schreiben sei davon gar Nichts, bei einer mündlichen Darstellung möge es allenfalls unterhaltend sein. Aber beim zweiten Anblick dieses Volksfestes, im Februar 1788, fiel ihm bald auf, daß es doch, wie ein anderes wiederkehrendes Leben und Weben, seinen entschiedenen Verlauf habe. Dadurch ward er mit dem Getümmel versöhnt, indem er es wie ein sonstiges bedeutendes Naturerzeugniß oder Nationalereigniß ansah; er mischte sich, trotz manches widerwärtigen, unheimlichen Eindrucks, unter die verkappte Menge, bemerkte genau den Gang der Thorheiten, notirte hierauf die einzelnen Vorkommnisse der Reihe nach, und ließ zugleich die interessanten Masken durch seinen Hausgenossen Georg Schütz flüchtig zeichnen und coloriren. Mit Hülfe dieser Vorarbeiten entwarf er nun nach der Heimkehr das meisterhafte Gemälde jener bunten, bewegungsvollen Volkslustbarkeit, das an Anschaulichkeit und plastischer Bestimmtheit vielleicht unübertroffen dasteht. Er bekennt aber auch selbst, daß er die Arbeit mit Lust und

Liebe ausgeführt habe. „Seit Sterne's unnachahmliche sentimentale Reise," fügt er hinzu, „den Ton gegeben und Nachahmer geweckt, waren Reisebeschreibungen fast durchgängig den Gefühlen und Ansichten des Reisenden gewidmet. Ich dagegen hatte die Maxime ergriffen, mich soviel als möglich zu verleugnen und das Object so rein, als nur zu thun wäre, in mich aufzunehmen." Es möchte nicht schwer fallen, aus dieser Einen Schilderung sämmtliche Kunstmittel abzuleiten, wodurch man dergleichen reiche und bewegte Scenen aus der Menschenwelt und überhaupt eine große lebendige Masse sinnlicher Gegenstände lebhaft und treu dem innern Auge des Lesers vergegenwärtigen kann. Wir deuten nur auf Einiges hin. Mit großer Sorgfalt zeichnet Goethe vor Allem das Local und gibt die Grenzen genau an, innerhalb welcher die Hauptvorgänge eingeschlossen bleiben. Diese Grenzen stehen nun beim Folgenden immer als einschließender Rahmen des Bildes vor unserer Phantasie. Dann wendet er das Kunstmittel der Gradation an. Er muthet unserer Einbildungskraft nicht auf einmal die Erzeugung eines Ganzen zu, welches das äußere Auge kaum aufzufassen vermag, wenn es ihm dargeboten wird; er führt uns den Corso erst nur durch eine mäßige Menge belebt vor, wie er sich an allen Sonn- und Festtagen darstellt; die Erscheinungen, die er dann zeigt, geben einen Leitfaden für die Auffassung des verwirrten Getümmels in den Faschingstagen.

Nachdem er so das Ganze vorbereitet, macht er uns mit den Einzelnheiten näher bekannt, welche später Hauptpartieen des reichen Gesammtgemäldes bilden sollen, er vergegenwärtigt uns die Masken, die wettrennenden Pferde, die Wache, die Kutschen, aber Alles nicht in der Form der Beschreibung, sondern der lebendigen Erzählung, Alles schon in Bewegung und Handlung dargestellt. Aber auch da, wo er endlich das Hauptbild vor uns aufrollt, weiß er der Phantasie noch allerlei Hülfsmittel zu bequemerer Auffassung desselben darzureichen; überall werden die prägnantesten Stellen, die eigentlichen Lebenspunkte herausgehoben, überall stellt sich in dem scheinbar gesetzlosesten Getümmel ein bestimmter Verlauf und Fortschritt dar.

In denselben Kreis mit dem Römischen Carneval gehören die

den italienischen Briefen angehängten „Fragmente eines Reisejournals," die auch erst nach der Heimkehr ihre gegenwärtige Form und Fassung erhielten. Besonders interessant sind darunter die Abschnitte: Volksgesang, die Tarantella, Stundenmaß der Italiener, Frauenrollen auf dem Römischen Theater durch Männer gespielt. Der letztgenannte Aufsatz liegt in der Mitte der auf die Sitten der Völker bezüglichen und der Kunstbetrachtungen, oder verbindet vielmehr beide Gebiete mit einander. Alle diese Abhandlungen, so wie jene aus den Kunstbetrachtungen hervorgegangenen Aufsätze stellte Goethe aus seinen italienischen Papieren für Wieland's Merkur zusammen, der sie in den Heften der drei letzten Monate 1788 brachte.

Was endlich in dem für das vorliegende Capitel abgegrenzten Zeitraume an poetischen Erzeugnissen theils zum Abschluß gelangte, theils neu entstand, wollen wir in dem nächstfolgenden Capitel zusammenfassen.

Sechstes Capitel.

Tasso. Der Groß-Cophta und die zugehörigen Lieder. Die ungleichen Hausgenossen; Lieder daraus. Morgenklagen. Römische Elegieen.

Unter den am Ende des vorigen Capitels angedeuteten poetischen Werken behauptet Tasso den ersten Platz. Das erste Keimen und Hervorwachsen desselben ist im zweiten Theile dieser Schrift verfolgt worden. Als Goethe in Rom die Umformung seiner Iphigenie glücklich zu Stande gebracht hatte, dachte er auch an eine neue Bearbeitung des Tasso, und nahm im Februar 1787 das Manuscript nach Neapel mit. „Wüßte ich nur," schrieb er damals an die Weimarischen Freunde, „was Ihr zu Iphigenien sagt, so könnte mir dieß zur Leitung dienen; denn es ist doch eine ähnliche Arbeit, der Gegenstand fast noch beschränkter, als jener, und will im Ein-

zelnen noch mehr ausgearbeitet sein; doch weiß ich noch nicht, was es werden kann; das Vorhandene muß ich ganz zerstören, das hat zu lange gelegen, und weder die Personen, noch der Plan, noch der Ton haben mit meiner jetzigen Ansicht die mindeste Verwandtschaft." Von dem Gedanken einer so gänzlichen Umgestaltung kam er jedoch wieder zurück und beschloß mit dem Stücke eine ähnliche Operation wie mit der Iphigenie vorzunehmen *). „Lieber," schrieb er, „würf' ich ihn in's Feuer; aber ich will bei meinem Entschlusse beharren, und da es einmal nicht anders ist, so wollen wir ein wunderlich Werk daraus machen." Auf der Fahrt nach Sicilien begleiteten ihn die zwei ersten Acte des Tasso, in poetischer Prosa geschrieben, in Plan und Gang ungefähr den gegenwärtigen gleich, aber mit einem Anflug von Weichlichem und Nebelhaftem, welcher sich alsbald verlor, als er nach seinen nunmehrigen Ansichten die Form vorwalten und den Rhythmus eintreten ließ. Das Stück wurde auf der Seefahrt, „im Wallfischbauch, um und um, durch und durch gedacht," und der ganze Plan war bei der Ankunft in Palermo ziemlich auf's Reine gediehen. Die bedeutendsten Veränderungen scheinen die letzten Acte, namentlich der Schluß, erfahren zu haben. „Tasso muß umgearbeitet werden," meldete er am 1. Februar 1788; „was da steht, ist zu Nichts zu brauchen, ich kann weder so endigen noch Alles wegwerfen. Solche Mühe hat Gott den Menschen gegeben!" Auf der Rückreise von Rom nach Deutschland erhielt ein guter Theil des Stückes seine gegenwärtige Gestalt. Von dem Schmerze über die Trennung vom geliebten Italien tief bewegt, suchte er sich zu einer poetischen Thätigkeit zu ermannen und bearbeitete mit inniger Neigung die Partieen des Tasso, die seiner augenblicklichen Stimmung am meisten verwandt waren. In Florenz verbrachte er die größte Zeit in den dortigen Lust- und Prachtgärten. „Hier schrieb ich," so berichtet er selbst am Schlusse seiner italienischen Reise, „die Stellen, die mir noch jetzt jene Zeit, jene Gefühle unmittelbar zurückrufen. Dem Zustand meiner Lage ist allerdings jene Ausführlichkeit zuzuschreiben, womit das Stück theilweise behandelt ist, und wodurch seine Erscheinung auf dem Theater

*) S. den Brief aus Caserta vom 16. März 1787.

beinahe unmöglich ward. Wie mit Ovid *) dem Local nach, so konnte ich mich mit Tasso dem Schicksal nach vergleichen. Der schmerzliche Zug einer leidenschaftlichen Seele, die unwiderstehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird, geht durch das ganze Stück. Diese Stimmung verließ mich nicht auf der Reise trotz aller Zerstreuung und Ablenkung, und sonderbar genug, als wenn harmonische Umgebungen mich immer begünstigen sollten, schloß sich nach meiner Rückkehr das Ganze bei einem zufälligen Aufenthalte zu Belvedere **), wo so viele Erinnerungen bedeutender Momente mich umschwebten." Dieser Aufenthalt zu Belvedere (mit dem nun sechsjährigen Erbprinzen in Begleitung des Landkammerraths Riedel) fiel in die Tage vom 20. Mai bis zum 7. Juni 1789; doch führte er hier in dem Weimar'schen Belriguardo die in den florentinischen Lustgärten begonnene Neudichtung nicht sogleich ganz zu Ende, sondern erst gegen Ende Juli ***) gelang ihm der völlige Abschluß.

Um eine festere Basis für die Erörterung des Drama's zu gewinnen, suchen wir zunächst die Grundaufgabe, deren Lösung der Dichter sich hier aufgegeben hat, zu bestimmen. Die von Lewitz ausgesprochene Ansicht †), daß es, „einzig und allein das Hofleben in seinem ganzen Umfange und seinem tiefsten Wesen" sei, was Goethe habe schildern wollen, hat Hiecke in den Hallischen Jahrbüchern vollkommen widerlegt. Wie diese Auffassung zu enge ist, so dürfte der Gegensatz des Idealismus und des Realismus, der Conflict der idealen Gemüthswelt mit der Wirklichkeit und ihrer unerbittlichen Ordnung, worin Andere den Grundgedanken gefunden haben, umgekehrt zu weit sein. Uns scheint specieller der Kampf der freien schrankenlosen Sinnesart des Dichters mit dem Hof- und Staatsleben die ideelle Grundlage des Stückes zu bilden. Jener Gegensatz des Idealismus und Realismus, jenes Streben nach absoluter persönlicher Freiheit, das mit den bestehenden Verhältnissen

*) Vergl. oben S. 109 f.
**) Nach Riemer im Juli 1789.
***) S. aus Herder's Nachlaß I, 111 f.
†) Ueber Goethe's Torquato Tasso (Königsberg, 1839) S. 170 f.

in Widerspruch geräth, liegt freilich, wie allen bisherigen bedeutenderen Dramen Goethe's (mit Ausnahme etwa der Iphigenie), so auch dem Tasso entfernter zu Grunde; allein in jedem derselben ist der Conflict auf ein anderes Gebiet verlegt, und gestaltet sich demgemäß auf eine andere Weise. Götz sucht sein Ideal ritterlicher Unabhängigkeit und Mannhaftigkeit gegen das Prinzip einer ihm widerwärtigen neu anbrechenden Weltperiode zu vertheidigen; Egmont will ein schön menschliches Dasein, eine mit dem Leben spielende Freiheit mitten unter Revolutionsstürmen behaupten; im Werther (denn auch diesen können wir seiner Grundidee nach in den Kreis der Dramen ziehen), so wie in Clavigo und Stella ist der Streit auf das moralisch-bürgerliche Gebiet gerückt; im Prometheus kehrte sich der Freiheitstrotz gegen die Gottheit selbst; im Mahomet sollte veranschaulicht werden, wie die erhabensten ideellen Bestrebungen unvermerkt von kleinen realistischen Absichten inficirt werden; im Tasso endlich bricht sich die ungebundene poetisch-ästhetische Weltansicht an den Schranken der conventionellen Welt.

Die Hauptträger dieses Gegensatzes in unsrer Tragödie sind Tasso und Antonio. In jenem finden wir ein tiefes Dichtergemüth, das in den Reichen süßer Träume schwebt. „Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum," sagt die Gräfin Leonore von ihm:

Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
Was die Geschichte reicht, das Leben gibt,
Sein Busen nimmt es gleich und willig auf:
Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüth,
Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.
Oft adelt er, was uns gemein erschien,
Und das Geschätzte wird vor ihm zu Nichts.

So zeigt er sich im Anfange der Tragödie; denn das haben wir von vorn herein zu bemerken, daß sein Charakter nicht wie der des Antonio und Alphons als ein fertiger, sondern als ein werdender, in der Entfaltung begriffener sich darstellt. Er wird uns in dem Zeitpunkte einer Krisis vorgeführt; und so hat der Dichter, wie es der Maler und jeder Künstler thun soll, für sein Gemälde einen höchst prägnanten Moment gewählt, der außer dem Gegenwärtigen,

auch das Vergangene und Zukünftige lebendig veranschaulicht. In der letztverflossenen Zeit bis zu dem Augenblicke, wo sich die Handlung eröffnet, war Tasso's Gemüth, wie beweglich und bewegt es auch sein mochte, in einem schönen Gleichgewicht geblieben; und dazu hatte besonders Dreierlei zusammengewirkt. Ein edler, großmüthiger Fürst hatte ihn aus einem engen Leben zu schönen ehrenvollen Verhältnissen erhoben, hatte ihm jede Sorge vom Haupte genommen und ihm Freiheit und Muße gegeben, daß seine Seele sich zu muthigem Gesange entfalten konnte. Dann war ihm das große Dichterwerk, womit er sich bis dahin beschäftigte, ein Hort gegen krankhafte Ausbrüche der Empfindung gewesen. Und endlich hatte das stille, hoheitvolle Gemüth der Prinzessin mit geheimnißvollem Zauber die Stürme in seiner Brust gefesselt gehalten; ihr erstes Erscheinen schon beschwichtigte, wie er selbst gesteht, den dunkeln, verworrenen Thatentrieb, der ihn verzehrte:

Wie den Bezauberten von Rausch und Wahn
Der Gottheit Nähe leicht und willig heilt,
So war auch ich von aller Phantasie,
Von jeder Sucht und jedem falschen Triebe
Mit Einem Blick in Deinen Blick geheilt.

So lange jene Zustände fortdauerten, hatte auch seine Liebe zur Prinzessin einen mehr ideellen Charakter; es war keine Liebe, die sich des Gegenstandes bemeistern, ihn ausschließlich besitzen wollte; aus allen Sphären trug er, was er liebte, auf Ein Bild, auf einen Namen nieder. Dieses sollte nun aber Alles anders werden. Nachdem er sich der großen Arbeit, der epischen Darstellung des ersten Kreuzzuges, entledigt, welche bisher dem ganzen Strom seiner ungestümen Empfindungen einen Abzug dargeboten, stand er in Gefahr, seine ungemäßigten Gefühle und Wünsche der umgebenden Wirklichkeit zuzuwenden. Die krankhaften Züge seines Gemüthes, die bisher von der angestrengten Beschäftigung mit einer ernsten und würdigen Aufgabe, wenn auch nicht ganz niedergehalten, doch gemäßigt und zurückgedrängt wurden, die in früh erlittenen Kränkungen und in seinem vorherrschenden Phantasieleben begründete Reizbarkeit, der Argwohn, das Mißtrauen gegen die Menschen, der unklare Drang nach Thaten, alles dieß bekam nun freieres Spiel; und

selbst die Neigung zur Prinzessin konnte jetzt leicht einen für ihren und seinen Frieden bedenklichen Charakter annehmen. Dazu kam die Exaltation seines Gemüths durch den ihm von der Prinzessin aufgesetzten Kranz, das beste Mittel, das der Dichter wählen konnte, um Tasso's schwärmerisches Phantasieleben zu veranschaulichen. In solcher Disposition seines Innern trifft er mit Antonio, dem Staatsmanne, zusammen. Dieser entwirft ein lebendiges Bild der politischen Wirksamkeit des Papstes Gregor; er schildert

die Gestalten jener Welt,
Die sich lebendig, rastlos ungeheuer,
Um Einen großen, einzig klugen Mann
Gemessen dreht, und ihren Lauf vollendet,
Den ihr der Halbgott vorzuschreiben wagt.

Begierig horcht Tasso seinen Worten, und je mehr er horcht, desto stärker erwacht der Thatendrang in seiner Brust, desto kleiner erscheint ihm der Beruf des Dichters, und er fürchtet sich wie Echo an den Felsen zu verlieren. Ein vertrauliches Gespräch mit der Prinzessin beschwichtigt zwar wieder dieses unruhige Streben nach äußerer Wirksamkeit; und wie seine Empfindungen rasch von einem Extrem zum andern überspringen, so hören wir ihn in demselben Gespräche begeisterungsvoll die goldene Zeit preisen, wo auf der freien Erde sich die Menschen wie frohe Heerden im Genuß verbreiteten. Allein eben diese Unterredung versetzt sein Inneres in eine neue, stärkere Aufregung, indem sie die Neigung der Fürstin zu ihm unverkennbar durchblicken läßt. Hierdurch zu leidenschaftlicher Gluth entzündet, tritt er Antonio entgegen und bietet ihm, dem Wunsche der Prinzessin zu genügen, mit beredter Wärme seine Freundschaft an. Als aber dieser sie kalt und schroff zurückweist, reißt der hochangeschwollene Strom der Gefühle seinen Zorn zu solcher Heftigkeit fort, daß er sich gegen ein Gesetz vergeht, welches in einer den Stürmen des Mittelalters kaum entrissenen Zeit, im Palast des Fürsten wenigstens, eine heilige Freistatt vor wilder Leidenschaft gesichert wissen wollte. Der Herzog muß gegen den Uebertreter dieses Gesetzes den Schein einer Strafe verhängen; er verurtheilt Tasso zu einer gelinden Haft, vielleicht noch mehr, um ihm Zeit zur Besinnung zu geben und die Gelegenheit zur blutigen Entscheidung seines Streites mit Antonio zu entziehen, als um diesem eine kleine Genugthuung zu gewähren. Tasso verkennt die Milde seines Fürsten und überschreitet nun in seiner Leidenschaft jedes Maß. Alle jene Regungen, die früher in seinem Innern geschlummert hatten, der Verdacht, der Argwohn, das drückende Gefühl seiner Abhängigkeit vom Herzoge, alle erwachen mit verdoppelter Stärke; er sieht in Allem, was man zu seinen Gunsten thun will, Verrath und Tücke; Alphons erscheint ihm wie ein selbstsüchtiger Tyrann, Antonio wie ein kalter, schlauer Intriguant, die Gräfin wie eine verschmitzte Heuchlerin, die sich nach jedem Windzuge der Gunst dreht und wendet; selbst zu der angebeteten Prinzessin verliert er das Vertrauen. Und wie er sich von Kälte und Verstellung umgeben glaubt, so wird er selbst verstellt und egoistisch, und scheut sich nicht, die Prinzessin durch vorgespiegeltes Elend, durch eine Art von Märtyrerthum, worin er sich gefällt, zu kränken. Da ihm aber bei dieser Gelegenheit einleuchtet, wie sehr er sie verkannt, so schlägt plötzlich sein Gefühl für sie in so glühende Leidenschaft um, daß er, sich und seine Stellung vergessend, sie an seine Brust reißt. Damit ist das Schicksal dieser Liebe entschieden und eine Trennung unvermeidlich. Tasso muß es fühlen, daß er selbst sein Glück zerstört hat, und bricht dennoch auf's Neue in Wuth gegen Antonio, Alphons, die Gräfin und sogar gegen die Prinzessin aus; aber er bekennt es selbst, daß er sich dieser Wuth nur hingibt, um die Höllenqual der Reue im ersten Augenblick zu übertäuben. „Laß mir das dumpfe Glück," entgegnet er Antonio,

damit ich nicht
Mich erst besinne, und dann von Sinnen komme.

Erst auf Antonio's Zuruf, sich zu ermannen, sich zu vergleichen, zu erkennen, wer er sei, fällt ihm ein anderes, besseres Heilmittel ein, das ihm die Natur verliehen:

Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefste Fülle meiner Noth zu klagen;
Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide.

Die Poesie wird seine Retterin sein, wie sie es Goethe'n selbst in solchen Fällen immer gewesen ist. Zugleich ist durch sein Anklammern an Antonio symbolisch darauf hingedeutet, daß er den Werth des Mannes erkannt hat, welcher die Weltverhältnisse mit ruhigem Blick durchdringt und sich an Selbstbeherrschung gewöhnt hat, und daß er für die Zukunft die Nothwendigkeit einsieht, durch Ausbildung ähnlicher Tugenden in sich die Zügellosigkeit seiner Phantasie und seiner Empfindungen zu bändigen. So wird der Fels, an dem er gescheitert ist, dem angstvollen Schiffbrüchigen zuletzt ein Rettungsort.

Der Figur des Tasso setzte der Dichter im Antonio eine höchst bedeutende Persönlichkeit gegenüber, so wie er früher dem Clavigo in Carlos eine ähnliche imponirende Gestalt an die Seite gestellt hatte. Die nachtheilige Wirkung, welche diese durch Verstand, Erfahrung, Weltklugheit und Charakterfestigkeit ausgezeichneten Nebencharaktere auf die Hauptcharaktere ausüben konnten, suchte er durch die Fülle liebenswürdiger Eigenschaften, die er den letzteren lieh, zu verhüten. Antonio ist der Vertreter der einmal wirklich bestehenden, der conventionellen Welt, wie Tasso der Repräsentant der poetisch idealen. In ihm stellt sich das besonnene Urtheil, der klare Verstand des Staatsmannes, der jedes Ding nach seinem wirklichen Werth schätzt, und die sichere Selbstbeherrschung des Hofmannes dar, welcher die Wünsche des Herzens den gegebenen Bedingungen, dem Gesetz, dem Herkommen, der Sitte unterzuordnen weiß, während in Tasso die Schrankenlosigkeit der dichterischen Einbildungskraft und Empfindung personificirt ist. Indessen fehlt es den beiden so entgegengesetzten Charakteren nicht an gewissen Zügen, die auf den ersten Blick als vermittelnde, verbindende erscheinen. Wie Antonio's ganze Existenz auf Thätigkeit, auf ein wirksames Eingreifen in die reale Ordnung der Dinge gestellt ist, so lernten wir auch bei Tasso einen regen Trieb nach Thaten kennen, nur daß dieser Trieb bloß stoßweise durch sein vorherrschendes Phantasieleben durchbricht und die concreten Bedingungen der Wirklichkeit nicht zu würdigen versteht. Vortrefflich schildert in dieser Beziehung Antonio den Charakter des Tasso:

Bald
Versinkt er in sich selbst, als wäre ganz
Die Welt in seinem Busen, er sich ganz
In seiner Welt genug . . . . . .
Dann will er Alles fassen, Alles halten,
Dann soll geschehn, was er sich denken mag;
In einem Augenblicke soll entstehn,
Was Jahre lang bereitet werden sollte u. s. w.

Andererseits mangelt es Antonio nicht an einer gewissen Empfänglichkeit für Poesie; allein die gesammte Kunst und Wissenschaft gilt ihm nicht durch ihren Eigenwerth, sondern nur insofern sie dem Staate nützt und zu seiner Verherrlichung gereicht. Die Poesie, will er, soll sich ihrer untergeordneten Stellung dem Staate, als dem vollendetsten Kunstwerk des Menschengeistes, gegenüber bewußt bleiben, und vor Allem nicht durch phantastische Bestrebungen störend in denselben eingreifen, wie es bei Tasso der Fall war, der mit seiner Dichtung gern zu einem neuen Kreuzzuge begeistert hätte. Charakteristisch ist in dieser Hinsicht für Antonio seine enthusiastische Lobrede auf Ariost, den heitern Dichter, der die Weltverhältnisse mit behaglicher Ironie behandelt hatte und dem Geschmack der damaligen höheren Stände in Italien besonders zusagen mußte, indem er Geschäftsmännern und Höflingen, wenn sie von den tausend Verwickelungen der Staats- und Hofintriguen Abspannung suchten, eine leichte und liebliche Unterhaltung gewährte. Hieraus erhellt schon, daß jene scheinbar vermittelnden Züge doch nicht leicht zu einer wirklichen Versöhnung und Vereinigung führen können, vielmehr den feindlichen Zusammenstoß beider Charaktere befördern müssen. Gesellten sich hiezu nun noch auf Tasso's Seite mehrere besondere Umstände, die sein Gemüth zu einem heftigen Conflict prädisponirten, so fehlt es an solchen auch nicht auf Seiten Antonio's. Wir könnten dahin rechnen, was Alphons zu ihm sagt:

Du willst nicht aus der Uebung kommen! Du
Hast ein Geschäft kaum erst vollendet, nun
Kehrst Du zurück und schaffst Dir gleich ein neues.

Wie Tasso seiner Dichtung, so hat er sich eben eines großen Auftrages entledigt und bereitet sich, der Thätigkeit bedürftig, sogleich

eine neue Arbeit. Allein er gibt selbst eine bessere Erklärung der Reizbarkeit, die ihn Tasso gegenüber aus seinem gewöhnlichen Gleichmuth brachte:

> Es ist gefährlich, wenn man allzu lang
> Sich klug und mäßig zeigen muß. Es lauert
> Der böse Genius Dir an der Seite
> Und will gewaltsam auch von Zeit zu Zeit
> Ein Opfer haben.

Nachdem er sich mit fremden Menschen lange zusammengenommen, gedachte er daheim in der Gunst und Neigung der Freunde auszuruhen, und findet nun den ersehnten Schatten von einem Müßiggänger breit besessen. Nehmen wir dazu, daß er unter allen Dingen dieser Welt, wie er selbst gesteht, auf den Lorbeer und die Gunst der Frauen am eifersüchtigsten ist, so finden wir es gewiß auf's Vollständigste motivirt, wenn der Mann, der sich sonst immer in seiner Gewalt hat, einen Augenblick zu leidenschaftlicher Gereiztheit fortgerissen wird. Aber als der Aeltere, als der Mann der klaren Besonnenheit, faßt er sich bald wieder und erblickt sogleich in dem milden Tadel des Fürsten, wie in einem klaren Spiegel, seine Schuld, während Tasso gar keine Schuld auf seiner Seite anerkennen will und durch die Nebelgebilde der Phantasie seinen Verstand ganz verdüstert, der fortan nur noch mit sophistischer Schärfe geschäftig ist, ihn in seinem Wahne von eigenem Märtyrerthum und fremder Verrätherei und Arglist zu bestärken. Dem zur Verstellung Herabgesunkenen tritt Antonio mit edler, offener Abbitte entgegen, und für den Neid, den er früher gezeigt, für die schneidende Kälte, womit er Tasso's Freundschaft zurückgewiesen, versöhnt er uns durch eine stets wachsende aufrichtige Theilnahme an dem in Leidenschaft versinkenden Jünglinge. So hat sich zuletzt der eifersüchtige Gegner Tasso's in einen tröstenden Freund, in einen milden Arzt verwandelt, und durch diesen Moment ist, wie Rötscher sagt *), auf die Versöhnung der beiden in Kampf getretenen Richtungen als auf das Ziel des Drama's hinausgedeutet und damit die Auflösung des sich der Welt der Wirklichkeit entfremdenden Idealismus versinnlicht.

*) Cyklus dramat. Charaktere II, 179.

Steht Antonio's Charakter in den meisten Beziehungen zu dem des Tasso in diametralem Gegensatze, so ist der Charakter der Prinzessin dem letztern nahe verwandt. Schon die erste Scene des Drama's läßt die ideale Richtung ihres Gemüthes, besonders im Vergleich mit der Gräfin Leonore, erkennen. Sie kränzt mit dem Lorbeer, „den sie höhern Sinnes und größern Herzens" gewählt, die Herme des ernsten Virgil, während die Gräfin ihren bunten Blumenkranz dem heitern Ariost auf die Stirne drückt. Sie träumt sich in den Lustgärten Belriguardo's in die goldene Zeit der Dichter hinein, und gedenkt vergangener Tage, während die Gräfin sich dem Eindrucke der reizenden Gegenwart hingibt. Was die Gräfin lebhaft fühlt und lebhaft äußert, das empfindet sie tiefer, reiner und schweigt. Kein Witz vermag sie zu bestechen, die Schmeichelei sucht sich vergebens an ihr Ohr zu schmiegen, fest bleibt ihr Sinn, ihr Geschmack richtig, ihr Urtheil gerade. Groß sind ihre Kenntnisse und Fertigkeiten in Wissenschaften und Sprachen; aber sie hält sich mit diesen Schätzen still bescheiden innerhalb des Kreises schöner Weiblichkeit; sie mischt sich nicht gern in die wissenschaftlichen Gespräche einsichtsvoller Männer, sie freut sich aber, wenn diese sprechen, „daß sie verstehen kann, wie sie es meinen," sie folgt gern, denn ihr wird es leicht zu folgen. Was Tasso fehlt, Resignation, Geduld, Ergebung in das Geschick, das hat sie in der Schule der Leiden gelernt; sie weiß, daß man viele der edelsten Lebensgüter sich nur durch Mäßigung und Entbehren zu eigen machen kann. Was sie einmal besitzt, mag sie gern bewahren; sie greift nicht mit jugendlicher Sehnsucht in den Loostopf einer fremden Welt, um sich ein zufälliges Glück zu erhaschen. Ihre Gewöhnung an Entsagen und Entbehren ist so groß, daß sie nicht bloß für sich selbst, sondern auch für ihre Freunde kaum Etwas erbitten kann. Eben dieser Mäßigung, dieser stillen Befriedigung wegen, erscheinen alle ihre Neigungen der lebhaftern Gräfin wie der stille Schein des Mondes, der

> Dem Wandrer spärlich leuchtet auf dem Pfad zu Nacht;
> Sie wärmen nicht und gießen keine Lust,
> Noch Lebensfreud' umher.

Auf Taſſo aber wirkt das ſchöne Maß, die ſtille Tiefe ihrer Empfindungen, welche die Gräfin eine Zeit lang verkennt, mit unwiderſtehlichem Zauber und reinigt ihn von jeder falſchen Unruhe und Begierde. Ihrem Wahlſpruch getreu, „Erlaubt iſt, was ſich ziemt," hält ſie den Dichter in Schranken, der gern dem Grundſatz huldigen möchte: „Erlaubt iſt, was gefällt." Ihr Charakter und ihre Beziehungen zu Taſſo erinnern mannigfach an Frau von Stein und Fräulein von Klettenberg und ihr Verhältniß zu Goethe, und daraus, daß dieſe „ſchöne Seele" dem Dichter bei der Prinzeſſin vorgeſchwebt, erklärt ſich auch vielleicht ein Zug in dem Charakter der Letztern, der ſonſt auffallend erſcheinen kann; ſie ſagt von ihrer Mutter, die ſich den neuen Religionsmeinungen zugewandt hatte:

Sie ließ uns Kindern nicht den Troſt, daß ſie
Mit ihrem Gott verſöhnt geſtorben ſei.

Es macht eine tiefe tragiſche Wirkung, daß nun gerade ein ſo edles weibliches Weſen, das bisher aus Taſſo's feuriger Seele, „Rauſch und Wahn" verſcheuchte, dazu auserſehen war, in einem unbewachten Augenblick den verderblichen Feuerbrand der Leidenſchaft in ſein Inneres zu werfen, indem ſie ihre Liebe zu ihm verrieth. Daß ſie dieſes, wie behauptet worden iſt, in kleinlicher Abſicht gethan, wird kein Unbefangener zugeben; vielmehr iſt es ein faſt willenloſes Hervorbrechen ihrer Neigung, welches Goethe mit großer Sorgfalt und Kunſt motivirt hat. Entfernter iſt es die Furcht, Taſſo zu verlieren, was ihr die leiſe, obwohl hinreichend verſtändliche Andeutung ihrer Liebe entlockt. Antonio's Schilderung der großartigen politiſchen Wirkſamkeit des päpſtlichen Hofes hatte ihm ſein zurückgezogenes Dichterleben verleidet, mit herzlichen Worten bittet ſie ihn:

Begnüge Dich, aus einem kleinen Staate,
Der Dich beſchützt, dem wilden Lauf der Welt,
Wie von dem Ufer, ruhig zuzuſehen.

Daran ſchließt ſich dann ein traulich inniger Geſprächswechſel über ihr erſtes Begegnen, über Taſſo's Verhältniß zum Fürſten, zur Gräfin Eleonore und Antonio, über ſeine Beſorgniß, daß ſie bald

einem fremden Fürſten ihre Hand reiche, und andere zarte Angelegenheiten, ſo daß es ſicher nicht als ein Herausſchreiten aus ihrem Charakter betrachtet werden kann, wenn ihr zuletzt ein noch dazu ſo lieblich verhülltes Bekenntniß ihrer Neigung entſchlüpft.

Ueber den Charakter der Gräfin Leonore können wir uns um ſo kürzer faſſen, da er in einigen Hauptzügen ſchon durch den Gegenſatz zur Prinzeſſin erläutert iſt. Als eine gewöhnliche Hof- und Salondame, wie man ſie genannt hat, darf ſie nicht angeſehen werden; einer ſolchen hätte die Prinzeſſin nicht ihre Freundſchaft ſchenken, noch der Dichter die Einſicht in den Werth der Prinzeſſin und die feine und tiefe Schilderung Taſſo's zutheilen können. Zwei hervorſtechende Seiten ihres Weſens ſind eine gewiſſe Abſichtlichkeit in Allem, was ſie thut und ſagt, wodurch ſie Taſſo's Vertrauen zurückſcheucht, und ein Hang zu feiner Intrigue, eine Neigung, ihre ſchönen Hände in das Spiel der Hof- und Staatsverhältniſſe zu miſchen. In gewiſſer Beziehung hat ſie alſo eine Verwandtſchaft mit Antonio, wie die Prinzeſſin mit Taſſo, und ſo theilen ſich die Charaktere des Stückes in zwei ſymmetriſche Gruppen, eine idealiſtiſche und eine realiſtiſche, zwiſchen denen der Herzog Alphons als Mittel- und Bindeglied ſteht.

Alphons, eine treffliche Fürſtennatur, zu deſſen Bilde ohne Zweifel der Herzog Carl Auguſt einige Züge geliehen, übernimmt, wie Roſenkranz ſagt, die Rolle der allgemeinen Weisheit des Chors; er bildet den gemeinſamen Gravitationspunkt, der gern Alle in heiterm und fruchtbarem Verkehr erhalten möchte, und deſſen Klugheit, Milde und Hoheit doch nicht den Untergang verhindern kann, welchen die zur Maßloſigkeit ausſchreitende Individualität ſich ſelbſt bereitet. Gegen Taſſo verhält er ſich wie ein väterlich ſorgender Freund, wie ein milder Arzt. Er will ihn, nachdem er ſein Gedicht vollendet, in das Leben einführen, damit, wie ſein Talent ſich in der Stille gebildet, ſein Charakter ſich im Strom der Welt entwickele. Er übt Geduld und Nachſicht an Taſſo und gibt ihm, um ſein Mißtrauen zu beſiegen, vor Vielen oft entſchiedene Zeichen ſeiner Gunſt. Er war, wie Taſſo dankbar anerkennt, ihm mit Belehrung und Rath zur Hand, wenn in ſeinem Gedichte Feldherrnklugheit, Waf-

senkunst und Rittermuth, und der Kampf der List mit der Wachsamkeit darzustellen waren. Wenn gleich seine Theilnahme an Tasso's Meisterwerke nicht aus reiner Kunstbegeisterung hervorgeht, indem er dabei auch an seinen und seines Hauses Ruhm denkt, so folgt daraus nicht, was neuerdings behauptet worden, daß der Fürst für die seelenvollen Klänge des Dichters keinen Sinn gehabt. Eben so wenig kann man ihn darüber einer augenblicklichen Parteilichkeit für Antonio gegen Tasso zeihen, daß er dem Letzteren eine Haft auferlegt; es läßt sich hierbei, wie wir oben sahen, eine sehr wohlwollende Absicht gegen Tasso unterstellen. Alphons behauptet überhaupt denselben Charakter durch das ganze Stück hindurch und erscheint so als der feste sittliche Mittelpunkt des vielfach bewegten Kreises.

Nach dieser Entwickelung der Charaktere haben wir über die Handlung des Stückes nur wenig zu sagen. Denn diese ist ganz innerlich, wie Solger zugestehen muß, so sehr er dem Tasso die dramatische Wirksamkeit zu vindiciren sucht*). In jenen Entwickelungs-Phasen, die der Hauptcharakter durchläuft, liegen eben auch die Hauptstadien der Handlung. Die bewegenden Hebel der Handlung sind den Nebenpersonen zugetheilt. Antonio durch seine Beschreibung der politischen Wirksamkeit des Papstes und die schroffe Kälte, womit er Tasso's Freundschaftsantrag von sich weist, die Prinzessin durch die Andeutung ihrer lange verheimlichten Liebe, die Gräfin Leonore durch den Plan, den sie auf eigene Hand anlegt, den Dichter an sich zu fesseln, Alle wirken zusammen, sein Gemüth in Aufregung zu bringen und ihn der Katastrophe zuzuführen.

Eben deßwegen aber, weil die dramatische Entwickelung in unserem Stücke sich nicht an einem complicirten Triebwerk äußerlicher Thatsachen, sondern recht eigentlich an den innersten Regungen und Gefühlen der handelnden Personen fortbewegt, wird uns die Ausführlichkeit in der Behandlung nicht auffallen, worüber wir oben schon den Dichter selbst ein Bekenntniß ablegen hörten. Ein Schlag auf Schlag wechselnder, coupirter Dialog, den A. W. Schle-

*) Solger's nachgelassene Schriften, II, 616.

gel an dem Stücke vermißte, wäre hier offenbar nicht an der Stelle gewesen; die aus der Tiefe einer langgenährten Weltanschauung aufsteigenden Gedanken und Gefühle mußten sich in längere Reden und theilweise in Monologe ergießen. Das blühende Colorit vieler Partieen des Stückes erklärt sich daraus, daß uns die innere Welt eines Dichtergemüthes aufgeschlossen wird, und die feine, glatte Sprache, die selbst in leidenschaftlich bewegten Scenen alle Ecken und Härten vermeidet, entspricht durchaus dem hochgebildeten höfischen Kreise, innerhalb dessen die Handlung abläuft. Die Jamben fließen selbst noch leichter und anmuthiger, als in der Iphigenie dahin, und über der ganzen Sprache liegt ein so reizender ätherischer Duft, wie wir, das eben genannte Drama einzig ausgenommen, in keinem Stücke Goethe's und unserer gesammten Literatur wiederfinden.

Fragt man nach den Quellen, woraus der Dichter bei seinem Tasso geschöpft, so ist zunächst daran zu erinnern, daß er schon in frühester Jugend in seines Vaters Bibliothek die Uebersetzung des „befreiten Jerusalems" von J. Fr. Koppen vorgefunden, in deren Vorrede ein kurzer Abriß von Tasso's Leben nach der Vita di Torquato Tasso von G. B. Manso (Venedig 1621) und nach des Abbé de Charnes Vie du Tasse, Prince des Poëtes Italiens (Paris 1690) gegeben ist. Vermuthlich begnügte Goethe sich nicht mit Koppen's Abriß, sondern ging auf die erwähnten Biographen zurück. In Italien (wenn nicht schon früher) mußte er dann weiter auf Muratori's Werk Delle Antichità Estense und auf dessen Brief an Apostoli Zeno über einzelne Punkte aus Tasso's Leben, der in die vollständige Ausgabe der Werke des Dichters überging, so wie auf Tiraboschi's Storia della Literatura Italiana (Modena 1772 bis 1783) aufmerksam werden. Eine Hauptquelle aber für die Neubearbeitung des Tasso war ihm ohne Zweifel La Vita di Torquato Tasso von Serassi (Bergamo, 1785). Vergleicht man die Dichtung mit diesen Quellen, so ergibt sich, was vornherein zu erwarten war, daß Goethe den ganzen Gegenstand mit freischaffender Thätigkeit aus seinem Geiste wiedergeboren und aus der Ueberlieferung nur so viel festgehalten hat, als seinen Zwecken dienlich war. Einzelnheiten, die dem Zeitpunkt der Handlung vorangingen, und ihm nachfolgten, hat er mit großem Geschick in den engen Rahmen

seines Gemäldes zusammengedrängt. Im Ganzen ist aber, wie in Tasso's Schicksalen und Charakter, so auch in denen der Nebenpersonen, eine Menge historischer Züge festgehalten; ja nicht selten sind, wie Weber (in seinen Vorlesungen über Aesthetik) treffend bemerkt, zerstreute, halbverlorene Samenkörner der Tradition gesammelt, durch die Sonnenwärme des Genius befruchtet, zu lieblichen Blumen entwickelt und mit kunstgeübter Hand zu einem Kranze verbunden, worin jede ihre bedeutsame Stelle einnimmt. Zum großen Theile wurzelt aber das Stück in Goethe's eigenen Verhältnissen und Schicksalen; und aus seiner Stellung zum Weimar'schen Fürstenhause ist so Manches hineingetragen, daß Gervinus unsere Dichtung als ein Denkmal für das Haus Weimar betrachtet, welches die edeln Männer Deutschlands, nicht durch Zufall um sich sammelte, sondern anzog und festzuhalten wußte, und sich auf den schönen Vortheil verstand, „den Genius zu bewirthen." Nur hat man sich zu hüten, überall im Einzelnen, namentlich in den einzelnen Charakteren und Thatsachen genaue Uebereinstimmung vorauszusetzen. Es ist ein ganz vergebliches Bemühen, zu den Gestalten der Prinzessin, der Gräfin Leonore, des Antonio aus dem Weimarischen Kreise in allen Hauptzügen entsprechende Vorbilder herauszufinden. Am meisten erinnern Alphons und Tasso an den Herzog Carl August und Goethe. Aber auch in ihnen und ihren Beziehungen zu einander liegt dem Analogen viel Unentsprechendes zur Seite, wovon wir nur Einiges herausheben. War Carl August eine ähnliche gerade, feste, großgesinnte Fürstenseele, wie der Alphons der Dichtung; hatte Goethe in den ersten Jahren seines Weimarischen Aufenthaltes ähnlich innere Zustände durchlebt, wie sein Tasso; verdankten Goethe und Tasso beide ihren Fürsten äußeres Wohlbehagen; sangen beide zunächst nur für den edeln Kreis, der sie umgab; hatten Beide in diesem Kreise sich einen reichen Gehalt für ihre Dichtungen gesammelt: so stand andererseits Goethe doch offenbar in einem andern Verhältnisse zu Carl August, als Tasso zu Alphons; er war nicht sein Zögling, vielmehr sein Führer, war ihm nicht bloß Tasso, sondern auch Antonio gewesen. Ueberhaupt finden wir, daß Goethe, wie einst die entgegengesetzten Charaktere des Clavigo und Carlos, so auch jetzt die des Tasso und Antonio, beide aus seiner eigenen

Brust nahm. Er vereinigte in sich Tasso's Gemüth und Antonio's Verstand, des Dichters Wärme und des Weltmannes Klarheit; und eben weil er dieses entgegengesetzte Wesen in seinem Innern nicht ohne schwere Seelenkämpfe verbunden hatte, verstand er es so treffend, den Widerstreit der beiden Charaktere zu schildern, „die darum Feinde waren, weil die Natur nicht Einen aus ihnen formte" *).

Das zweite Drama, das wir hier zu betrachten haben, der Groß-Cophta, im ersten Entwurf dem Jahre 1789 angehörig, wird gewöhnlich in den Kreis der auf die französische Revolution bezüglichen Dichtungen Goethe's gezogen. In wie fern wir dieß gelten lassen können, ergibt sich sogleich, wenn wir den Gegenstand unbefangen in's Auge fassen. Den Stoff lieferte die berüchtigte Halsbandgeschichte, deren wir früher schon gedachten **). Ungeachtet aller Veränderungen, welche Goethe damit vornahm, erinnert sogleich der Domherr an den Herzog Rohan, Bischof von Straßburg und Großalmosenier Frankreichs, die Marquise an die Gräfin Lamothe, ihre Nichte an Demoiselle Oliva, der Groß-Cophta an Cagliostro u. s. w. Die raffinirte List der Gräfin Lamothe, womit sie die Neigung des Herzogs von Rohan zu benutzen wußte, um sich in den Besitz eines Halsbandes von anderthalb Millionen Francs an Werth zu setzen, das trügerische Rendezvous des Herzogs mit der die Rolle der Königin spielenden Demoiselle Oliva im bosquet de la Reine zu Versailles und mehreres Andere findet sich in dem Drama wieder. Es läßt sich ferner nicht verkennen, daß jener Proceß, welcher die Corruption der höheren Gesellschaftskreise in Frankreich aufdeckte und die Würde der königlichen Majestät selbst untergrub, zur Vorbereitung der nachherigen Explosion das Seinige beigetragen hat; und Goethe selbst sah schon im Jahre 1785 bei dem ersten Blick in den „unsittlichen Stadt-, Hof- und Staatsabgrund die gräulichsten Folgen gespensterhaft erscheinen." Aber tritt uns denn diese Beziehung in seinem Drama entgegen? Behandelt es nicht vielmehr als Hauptaufgabe die thau-

*) Gervinus V, 100.

**) S. oben S. 50.

maturgische Mystification, deren Repräsentant der Groß-Cophta ist und daneben jene sittliche Verderbtheit, die sich am ausgebildetsten in der Marquise darstellt? Wie ganz anders hätte der Gegenstand ausgeführt werden müssen, wenn die Darstellung des Zusammenhangs der Halsbandgeschichte mit der großen französischen Staatsumwälzung in der Intention des Dichters gelegen hätte! Es scheint uns demnach nicht statthaft, den Groß-Cophta in eine Reihe mit der Reise der Söhne Megaprazon's, dem Bürgergeneral, den Aufgeregten u. s. w. zu setzen. Vielmehr hängt er, dem Inhalte nach, vorzüglich mit Goethe's Interesse für Propheten, Schwärmer, Wunderthäter und Panurgen zusammen, woraus sein Satyros, der Pater Brey und gewissermaßen auch Mahomet hervorgegangen, und, insofern die ethische Corruption geschildert wird, schließt sich unser Drama an jenes Jugendwerk, die Mitschuldigen, an. Wie sehr sich Goethe insbesondere für Cagliostro interessirte, zeigte sich uns bei seinem Aufenthalte zu Palermo, in der lebhaften Theilnahme an seiner Familie. Er sammelte sich dort über seine Herkunft die genauesten Notizen und stellte nach seiner Rückkehr aus Italien (1789) daraus den Stammbaum Cagliostro's zusammen. Die geheime Wurzel dieses Interesses für so großartige Betrüger, wie Cagliostro, für so dämonisch-egoistische Naturen wie Mahomet und Napoleon, ist vielleicht in jener Nichtachtung, ja Verachtung des großen Haufens zu suchen, die sich schon früh in Goethe entwickelte, und die er zwar später, als er sich ihrer deutlicher bewußt ward, eifrig bekämpfte, aber nie ganz vertilgte. In einzelnen Stunden und Tagen, wo diese Stimmung, durch besondere Anlässe gereizt und gesteigert, sich in vollster Stärke äußerte, mochte er sich mit jenen Naturen wenigstens so weit verwandt fühlen, daß er sich mit Interesse in ihr inneres Leben vertiefen konnte; und wenn er dann in seinen Darstellungen die Häßlichkeit und Gefährlichkeit eines solchen Egoismus in grellem Lichte hervortreten ließ, so widerspricht das nicht unserer Annahme; zog er doch auch im Werther, Clavigo, Tasso und in allen seinen poetischen Beichten mit gleicher Schonungslosigkeit die Consequenzen aus gewissen Richtungen seines Wesens, die er in sich gewahrt hatte.

Man wird uns entgegnen, daß Goethe selbst die Beziehung

des Groß-Cophta zur Revolution hervorgehoben. In seiner „Campagne in Frankreich" *) gedenkt er seiner ersten, der Weltgeschichte angehörigen dramatischen Arbeiten (Götz von Berlichingen), die zu sehr in's Breite gingen, um bühnenhaft zu sein, und sodann der jüngst vollendeten, dem tiefsten innern Sinne gewidmeten (Iphigenie und Tasso), die umgekehrt wegen allzu großer Gebundenheit bei ihrem Erscheinen wenig Beifall gewannen. Kaum aber war der Tasso abgeschlossen, heißt es weiter, „so nahm die weltgeschichtliche Gegenwart meinen Geist völlig ein. Mit Verdruß hatte ich viele Jahre die Betrügereien kühner Phantasten und absichtlicher Schwärmer zu verwünschen Gelegenheit gehabt und mich über die unbegreifliche Verblendung vorzüglicher Menschen bei solchen frechen Zudringlichkeiten mit Widerwillen verwundert. Nun lagen die directen und indirecten Folgen solcher Narrheiten und Verbrechen und Halbverbrechen gegen die Majestät vor mir, alle zusammen wirksam genug, um den schönsten Thron der Welt zu erschüttern." Allein sogleich wird auch hinzugefügt, er habe, „um sich einigen Trost und Unterhaltung zu verschaffen, diesem Ungeheuern eine heitere Seite abzugewinnen gesucht," und zu dem Ende mußte er den Blick gewaltsam von den furchtbaren Folgen jenes frevelhaften Beginnens abwenden, den Zusammenhang desselben mit der Revolution gänzlich ignoriren.

Der Form nach schließt sich das Stück, wie es ursprünglich projectirt war, an Erwin und Claudine an, mit denen sich Goethe zuletzt in Italien beschäftigt hatte. Denn anfänglich gedachte er den Gegenstand in Opernform zu behandeln. Wahrscheinlich datirt sich dieser Plan noch aus der Zeit seines Zusammenlebens mit Kayser in Rom her, und ich vermuthe, daß die Stelle in einem Briefe aus Rom vom 27. October 1787: „Sogleich wird Hand an eine neue Oper gelegt" sich auf den Groß-Cophta bezieht. Sobald er sich nun des Tasso's entledigt hatte, begann er die rhythmische Bearbeitung des Sujets und verabredete die Composition mit Reichardt, welcher alsbald auch einige Baß-Arien in Musik setzte. Leider gerieth die Arbeit in Stocken, „weil kein froher Geist über

*) Goethe's sämmtliche Werke, B. 25, S. 212 ff.

dem Ganzen waltete." Es ist keine Frage, daß die Opernform die günstigste für den Gegenstand gewesen wäre. Das sittlich Herbe, welches ihm anhaftet, würde sich in der rhythmischen Tonbegleitung weniger grell und verletzend dargestellt haben, und der Thaumaturg, der Groß-Cophta, wäre, durch die Wirkung der Musik unterstützt, weit imposanter erschienen, und dadurch sein wunderbarer Einfluß auf die ganze Umgebung begreiflicher geworden. Den stärksten Effect hatte sich Goethe von dem Geistersehen in der Krystallkugel von dem schlafend weissagenden Cophta versprochen, welches als blendendes Finale vor allen glänzen sollte.

Da es nun mit der rhythmischen Behandlung nicht vorwärts wollte, so entschloß er sich, um nicht alle Mühe zu verlieren, das Stück in Prosa zu schreiben. Zu diesem Entschluß scheint er aber erst im Jahre 1791 gelangt zu sein *), wo das Weimarer Hoftheater errichtet und eine neue Schauspielergesellschaft herangezogen wurde; denn, wie eine Stelle in der „Campagne in Frankreich" vermuthen läßt, waren die Hauptfiguren des Drama's für die Persönlichkeiten gewisser Mitglieder der neuen Truppe berechnet. Er hatte es damals darauf abgesehen, auch einmal etwas Bühnengerechtes zu liefern, nachdem die bedeutenderen seiner bisherigen Dramen aus einander entgegengesetzten Gründen keinen rechten Eingang in das Theater gefunden hatten; und er glaubte, durch „eine gewisse mittlere Technik, die er sich eingeübt, jetzt etwas mäßig Erfreuliches der Bühne bieten zu können." Ohne Zweifel hätte er diese Absicht erreicht, denn das Stück zeugt durch seine Behandlung von der größten Bühnenkenntniß, — wenn er sich nur nicht im Stoffe so gänzlich vergriffen hätte. Ungeachtet der sorgfältigsten Aufführung machte das Stück den widerwärtigsten Effect. „Ein furchtbarer und zugleich abgeschmackter Stoff," wie er selbst sagt, „kühn und schonungslos behandelt, schreckte Jedermann; kein Herz klang an; die

*) Vergl. den Brief Herder's an Knebel (in des Letzteren Nachlaß) vom 6. März 1791: „Goethe arbeitet an einem Lustspiel," und Goethe's Brief an Friedrich von Stein vom 6. August 1791: „Der dritte Act meines Lustspiels ist auch geschrieben." Im Druck erschien das Stück in der ersten Hälfte des Jahres 1792.

fast gleichzeitige Nähe des Vorbildes ließ den Eindruck noch greller empfinden; und weil geheime Verbindungen sich ungünstig behandelt glaubten, so fühlte sich ein großer respectabler Theil des Publikums entfremdet, so wie das weibliche Zartgefühl sich vor einem verwegenen Liebesabenteuer entsetzte." Den stärksten Ausdruck fand das Mißbehagen, welches diese neue Production Goethe's erregte, wohl in Forster's Briefen. „Goethe schickte mir seinen Groß-Cophta," schrieb er an Jacobi, „den er uns schon lange mit einiger Emphase angekündigt hatte; dieses Ding ohne Salz, ohne einen Gedanken, den man behalten kann, ohne eine schön entwickelte Empfindung, ohne einen Charakter, für den man sich interessirt, dieser platte hochadelige Alltagsdialog, diese gemeinen Spitzbuben, diese bloß höfische Rettung der Königin — ich habe die Wahl zwischen den Gedanken, daß er die Leute in Weimar, die ihn vergöttern, zum Besten hat haben, hat sehen wollen, wie weit die dumme Anbetung gehen könne, und dabei das Publikum zu sehr verachtet, um es auch nur mit in Anschlag zu bringen — und dann, daß der Erzbischof von Sevilla hier wieder leibhaftig vor uns steht."

Von den für die Oper bereits gedichteten Gesangstücken hat Goethe diejenigen, die außer dem Contert keine Bedeutung hatten, zurückbehalten. Nur zwei Baß-Arien, von deren specieller Beziehung sich allenfalls absehen ließ, hat er mit den Ueberschriften „Cophtisches Lied" und „ein Gleiches" unter die geselligen Lieder aufgenommen. Die in dem erstern ausgesprochenen Lehren sind ganz im Sinne des Grafen im Lustspiele gehalten. Wenn es im Gedichte heißt:

Alle die Weisesten aller der Zeiten
Lächeln und winken und stimmen mit ein:
Thöricht auf Bess'rung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie sich's gehört!

so belehrt im Lustspiele der Domherr, welcher schon in der Weisheit seines Meisters, des Grafen, unterrichtet ist, den Ritter in folgender Weise: „Den Lauf der Welt wird Ihnen der Meister im zweiten Grade ganz enthüllen. Er wird Ihnen zeigen, daß man von den Menschen Nichts verlangen kann, ohne sie zum Besten zu haben . . .,

daß alle vorzüglichen Männer nur Marktschreier waren und sind, klug genug, ihr Ansehen und ihr Einkommen auf die Gebrechen der Menschheit zu gründen." Der Anfang der zweiten Strophe

Merlin der Alte im leuchtenden Grabe,
Wo ich als Jüngling gesprochen ihn habe, u. s. w.

erklärt sich daraus, daß der Graf behauptete, der Groß-Cophta, mit dem er sich nachher als identisch zeigt, wandele schon seit Jahrhunderten, in ewiger Jugendkraft, auf dieser Erde. Mit der ersten Hälfte der dritten Strophe vergleiche man Aufzug I, Scene 4 des Lustspiels: „Indien ist sein (des Groß-Cophta's) liebster Aufenthalt. Nackt betritt er die Wüsten Libyen's; sorglos erforscht er dort die Geheimnisse der Natur. Vor seinem gebieterisch hingestreckten Arme stutzt der hungrige Löwe u. s. w."

Das zweite Cophtische Lied („Geh! gehorche meinen Winken") sollte vermuthlich, wie das erste, vom Grafen vorgetragen werden, und zwar an der Stelle, wie es scheint, wo es galt, den noch für Uneigennützigkeit und Humanität begeisterten Ritter zu anderen Gedanken zu bekehren. Wenigstens finden sich dort ganz dieselben Gesinnungen ausgesprochen. „Gehen Sie nur," sagt der Domherr zum Ritter, „und sehen Sie sich in der Welt, in Ihrem Herzen um. Bedauern Sie meinetwegen die Thoren, aber ziehen Sie Vortheil aus der Thorheit. Sehen Sie, wie Jeder vom Andern so viel als möglich zu nehmen sucht, um ihm so wenig als möglich zurückzugeben. Jeder mag lieber befehlen als dienen, lieber sich tragen lassen als tragen u. s. w."

Goethe's Vorliebe für die Opernform, nach seiner Meinung, „vielleicht die günstigste aller dramatischen Formen," war damals so groß, daß er noch manche Gegenstände darin behandeln wollte; namentlich griff er ein Stück an, womit er sich schon vor dem Aufenthalt in Italien mehrfach beschäftigt zu haben scheint *). In den Annalen unter 1789 berichtet er darüber: „Ein Singspiel, Die ungleichen Hausgenossen, war schon ziemlich weit gediehen. Sieben handelnde Personen, die aus Familienverhältniß, Wahl,

*) S. Briefe an Frau von Stein III, 198, 210, 224 nebst Anmerkungen.

Zufall, Gewohnheit auf Einem Schlosse zusammen verweilten, oder von Zeit zu Zeit sich daselbst versammelten, waren deßhalb dem Ganzen vortheilhaft, weil sie die verschiedensten Charaktere bildeten, in Wollen und Können, Thun und Lassen völlig einander entgegen standen, entgegen wirkten und doch einander nicht los werden konnten *). Arien, Lieder und mehrstimmige Partieen daraus vertheilte ich nachher in meine lyrischen Sammlungen und machte dadurch jede Wiederaufnahme der Arbeit ganz unmöglich." Es sind die Gedichte: Verschiedene Empfindungen an Einem Platze, Erster Verlust, und Antworten bei einem gesellschaftlichen Fragespiel. In dem ersten Gedicht hat Goethe vier Gesangpartieen des Singspiels in Einen Rahmen zusammengefaßt; ob aber dadurch ein abgerundetes Ganze entstanden sei, läßt sich sehr bezweifeln. Im Singspiel ist das Auftreten jeder der vier Personen gehörig motivirt; im Gedicht aber erscheinen namentlich die beiden letzten zu willkürlich gewählt. Der Schmachtende zeigt sich in seinem Charakter dem Jünglinge zu nahe verwandt, und warum just ein Jäger auftreten mußte, will dem Leser nicht recht einleuchten. Die Personen mußten insgesammt in engere Beziehung zu einander gebracht werden und einen geschlossenen Kreis bilden, wozu die hier ausgewählten weder der Art noch der Zahl nach ausreichten. Das zweite Gedicht, ein liebliches Triolett („Ach! verbringt die schönen Tage") ist aus dem Singspiel nicht ohne bedeutende Veränderungen in die Gedichtsammlung übergegangen. Die Strophen endlich, welche Goethe zu dem dritten Gedicht zusammengestellt hat, bilden den Schluß des Singspiels, das, wie es uns jetzt fragmentarisch vorliegt, im fünften Act in ganz zusammenhangslose, räthselhafte Bruchstückchen ausläuft. Wie es scheint, sollte in diesem fünften Act ein gesellschaftliches Fragespiel vorkommen. Hier würde nun, da

*) In den neuesten Ausgaben (Bd. 8, S. 289 ff. der Ausg. in 40 B.) ist das Scenario nebst den Fragmenten der Ausführung mitgetheilt. Die sieben Personen sind: ein Baron, Herr des Schlosses; die Baronesse; eine Gräfin, Schwester der Baronesse, auf dem Schlosse zu Besuch; Flavio, Diener der Gräfin; Rosette, Kammermädchen der Baronesse; ein Poet, Günstling der Baronesse; und Pumper, ein Jäger. Act I ist größtentheils ausgeführt, Act II und III fehlen ganz; dann folgen noch Bruchstücke von Act IV und V.

jeder Strophe die bezügliche Frage vorangestellt worden wäre, Alles gehörig in's Licht getreten sein. Wie aber der Dichter jetzt jene Strophen, ohne die Fragen, wodurch die Antworten veranlaßt sind, zusammengeordnet hat, erscheint das Ganze weder recht klar noch vollständig. Man wünscht auch die Strophen 2 bis 5 durch eine ähnliche Frage eingeleitet; denn die Frage erst bilden zu müssen, nachdem man die Antwort schon gehört hat, ist doch etwas Mißliches und dem Sinne solcher Gesellschaftsspiele zuwider.

Es bleiben uns nun noch zwei dichterische Productionen zu besprechen, die unter dem Einflusse von Goethe's Verhältniß zu Christiane Vulpius entstanden sind. Die Morgenklagen und die Römischen Elegieen. Jene gehören der ersten Zeit dieses Verhältnisses an; denn Goethe schickte sie schon am 31. October 1788 als Anlage zu einem Briefe an Jacobi, mit den Worten: „daß dieser Brief nicht leer ausgehe, hier ein Erotikon." Das Gedicht schließt sich, gleich seinen nächsten Vorgängern („Amor als Gast" und „Amor als Landschaftsmaler") an jene Gruppe Anakreontischer Lieder, die mit dem Jahre 1781 anheben *), und zeichnet sich, wie alle Glieder dieser Gruppe, durch eine unvergleichlich plastische Darstellung aus.

Was endlich die Römischen Elegieen und zunächst ihre Entstehungszeit betrifft, so glaube ich in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten nachgewiesen zu haben, daß sie weder, wie das größere Publikum, durch den Inhalt verleitet, anzunehmen pflegt, ein Product des ersten römischen Aufenthaltes sein können, noch auch, wie die Goethe's Werken angehängte Chronologie angibt, dem Jahre 1788 angehören, sondern entweder in den ersten Monaten des Jahres 1790 oder frühestens im Jahre 1789 gedichtet worden sind. Für das Letztere spricht die Ueberschrift „Rom, 1789," welche die dreizehnte Elegie im Juliheste 1791 der „deutschen Monatsschrift" (Berlin, Vieweg der Aeltere) führt; auf das Jahr 1790 dagegen deutet Goethe's Bekenntniß in der „Campagne in Frankreich," daß er die Elegieen unmittelbar vor den Venetianischen Epigrammen gewonnen habe. Jedenfalls sind sie in einem

*) S. Thl. II, S. 399.

dieser beiden Jahre, also auf deutschem Boden entstanden, und behandeln, ungleich den erotischen Lieder-Cyklen der frühern Zeit, ein größtentheils fingirtes Liebesverhältniß. Wenn aber dessenungeachtet eine so frische Lebenswärme aus diesen Dichtungen uns anhaucht, so erklärt sich dieses, wie wir schon oben hörten, nach Goethe's eigenen Andeutungen daraus, daß seine Liebe und sein häusliches Verhältniß zu Christiane Vulpius damals in der schönsten Blüthe stand. Während seine Einbildungskraft in Rom, und bei dem dort genossenen Glücke verweilte, bot ihm die Gegenwart auch ihre reizenden Gaben, und Beides verwob und verknüpfte seine Dichterphantasie zu einem neuen entzückenden Ganzen.

Eine vortreffliche Charakteristik der Elegieen besitzen wir schon lange an einer Abhandlung von A. W. Schlegel in seinen kritischen Schriften. Mit Recht nennt er, im Gegensatz zu den zahlreichen Nachahmungen der alten Elegieendichter in lateinischer Sprache, Goethe's Römische Elegieen „originell und dennoch ächt antik." „Der Genius, der in ihnen waltet," sagt er, „begrüßt die Alten mit freier Huldigung; weit entfernt, von ihnen entlehnen zu wollen, bietet er eigene Gaben dar und bereichert die römische Poesie durch deutsche Gedichte. Wenn die Schatten jener unsterblichen Triumviren unter den Sängern der Liebe in das verlassene Leben zurückkehrten, würden sie zwar über den Fremdling aus den germanischen Wäldern erstaunen, der sich nach achtzehn Jahrhunderten zu ihnen gesellt, aber ihm gern einen Kranz von der Myrte zugestehen, die für ihn noch eben so frisch grünt, wie ehedem für sie." Properz, Tibull und Ovid haben ihm offenbar als Vorbilder gedient; aber sein Charakter unterscheidet sich von jedem derselben. „Ueber den letzten erhebt ihn der Adel seiner Gesinnungen am Weitesten; aber er ist auch männlicher in den Gefühlen als Tibullus, und in Gedanken und Ausdruck weniger gesucht, als Propertius. Ob er gleich nicht verhehlt, daß er sich die Lust des Lebens zum Geschäft macht, so scheint er doch nur mit der Liebe zu scherzen. Sie unterjocht ihn nie so, daß er dabei die offene Heiterkeit seines Gemüthes einbüßen sollte ... Sein Gefühl ist duldsamer als das seiner römischen Vorgänger, welche bei jeder Gelegenheit ihren Abscheu gegen den Eigennutz der Schönen nicht stark genug zu erklären wissen. Doch erscheint nach-

her die gefällige Römerin so schön, so liebenswürdig, ja selbst so zärtlich und edel, daß der Geliebte die fremden Triebfedern ihres Betragens, die sich unter die Liebe mischen, wohl entschuldigen oder vergessen kann. Seine Leidenschaft würde ihrer eigenen Natur widersprechen, wenn sie heldenmüthige Aufopferungen forderte. Nicht jugendlich herbe und aufbrausend, sondern durch den Einfluß der Zeit gemildert, wünscht sie die Freude wie eine reife Frucht zu pflücken. Sie ist sinnlich und zärtlich, schlau und offenherzig, und schwärmt in ihrem Muthwillen so lieblich für das Schöne, daß selbst der strenge Sittenrichter Mühe haben müßte, Falten auf die dazu gewohnte Stirne zu zwingen, um seinen Bedenklichkeiten und Warnungen Nachdruck zu geben. In seiner genügsamen Fröhlichkeit ist der Sänger friedlich gegen alle Menschen gesinnt und möchte sich nicht gern an irgend etwas Argem schuldig wissen. Er bleibt seinem Wahlspruche getreu:

Nos venerem tutam concessaque furta canemus,
Inque meo nullum carmine crimen erit."

Wir möchten dann noch des Lesers Aufmerksamkeit auf die kunstreiche Composition des Ganzen hinlenken. Eine Hauptklippe, welche der Dichter zu vermeiden hatte, war offenbar eine gewisse Einförmigkeit in der Anlage und Ausführung, wozu das Thema, wie das regelmäßig fortschwingende Metrum verführen konnte. Er hätte leicht in den Gegenstand mehr Abwechselung und Spannung bringen können, wenn er das Liebesverhältniß sich stufenweiser, bald durch Hindernisse aufgehalten, bald durch günstige Umstände gefördert, hätte gestalten lassen. Aber das Ganze sollte kein metrisch verfaßter kleiner Roman, sondern ein Elegieen-Cyklus werden. Dem Charakter der Elegie aber ist ein gespanntes Interesse für den factischen Verlauf, ein ungeduldiges Fortstreben nach einem Ziele durchaus zuwider; in ihr schwebt das Gefühl, sich selbst genießend, gleichsam in kreisender Schwingung. Daher hat Goethe mit Recht alles dramatisch Fortstrebende aus diesen Dichtungen fern gehalten. Wir finden ihn sogleich in der zweiten Elegie von der Liebe gänzlich umstrickt, und so erscheint er uns auf gleiche Weise, von demselben Gefühle des vollen Glücks erfüllt, bis zur letzten.

Und dennoch gebricht es diesem Elegieen-Kranz nicht an Mannigfaltigkeit; den Blumen, woraus er gewunden ist, fehlt es nicht an Farben-Nüancen; es fehlt auch nicht an „Blättern im Kranz, den Glanz der Blumen zu mildern." Bald malt er uns einzelne Scenen seines glücklichen Daseins aus, bald wendet er sich an die Geliebte mit einem beruhigenden Worte, oder er vergleicht frühere Zustände mit seinem gegenwärtigen, oder er läßt die glühende Flamme der Liebe einen Augenblick von einem Wassergusse der Eifersucht dampfen, nur um sie heller und mächtiger emporleuchten zu lassen; und so weiß er noch auf manche Weise einer ermüdenden Eintönigkeit entgegenzuwirken.

Zugleich aber gibt er dadurch, daß er seine Liebe, nach verschiedenen Richtungen hin, zu bedeutenden, großen Verhältnissen in Beziehung setzt, diesen Elegieen mehr Charakter und Würde. Den Ort, wo er sich befindet, das heutige, wie das alte Rom, die Gegenwart, wie Geschichte und Mythus, verflicht er auf's Geschickteste mit der Darlegung seiner Zustände; er stellt sein Glück in Gegensatz zu dem socialen und politischen Treiben (Eleg. 2); er hebt die Beziehungen seiner Kunst, des Hauptzweckes seines Aufenthaltes in Rom, zu seiner Liebe hervor. — Dann verdient aber auch noch der Abschluß des Ganzen unsere Aufmerksamkeit. Auf ein Sichausleben der Leidenschaft durfte hier nicht hingedeutet werden; der Dichter wollte uns mit dem vollen Gefühle des Glückes, das ihn beseligte, entlassen. So bewirkte er denn den Abschluß nur dadurch, daß er einmal seine Poesieen als Blüthenkrone und Frucht des Liebesverhältnisses hervorhob, und zweitens leise auf die Gefahr der Veröffentlichung und damit der Auflösung seines Glückes durch eben jene Poesieen hinwies.

Bei aller Bewunderung der hohen poetischen Kunst, die allgemein diesen Productionen gezollt wird, haben sich nicht wenige Leser durch die unumwundene Darstellung der sinnlichen Natur verletzt gefühlt. Goethe war der Meinung, und gewiß nicht mit Unrecht, daß schon das elegische Versmaß einen mildernden Schleier über jene Freiheiten werfe. In den Gesprächen mit Eckermann sagt er: „Es liegen in den verschiedenen poetischen Formen geheimnißvolle große Wirkungen. Wenn man den Inhalt meiner Römischen Elegieen in

den Ton und die Versart von Byron's Don Juan übertragen wollte, so müßte sich das Gesagte verrucht ausnehmen." Eine tiefer geschöpfte Vertheidigung hatte aber Schiller schon längst, und zwar gleich nach Veröffentlichung der Elegieen versucht in dem Aufsatz „Ueber naive und sentimentale Dichtung." Er nennt darin Goethe den deutschen Properz und nimmt ihn ebenso, wie den römischen, gegen die Anklage, lüsterne, üppige, verführerische Gemälde aufgestellt zu haben, in Schutz. „Die Gesetze des Anstandes," sagt er, „sind der unschuldigen Natur fremd, nur die Erfahrung der Verderbniß hat ihnen den Ursprung gegeben. Sobald aber jene Erfahrung einmal gemacht worden, und aus den Sitten die natürliche Unschuld verschwunden ist, so sind es heilige Gesetze, die ein sittliches Gefühl nicht verletzen darf. Sie gelten in einer künstlichen Welt mit demselben Rechte, als die Gesetze der Natur in der Unschuldswelt regieren. Aber eben das macht ja den Dichter aus, daß er Alles in sich aufhebt, was an eine künstliche Welt erinnert, daß er die Natur in ihrer ursprünglichen Einfalt wieder in sich herzustellen weiß. Hat er aber dieses gethan, so ist er eben auch dadurch von allen Gesetzen losgesprochen, durch die ein verführtes Herz sich gegen sich selbst sicher stellt. Er ist rein, er ist unschuldig, und was der unschuldigen Natur erlaubt ist, ist es auch ihm. Bist Du, der Du ihn lieſest und hörst, nicht mehr schuldlos, und kannst Du es nicht einmal momentweise durch seine reinigende Gegenwart werden, so ist es Dein Unglück und nicht das seine; Du verläſſest ihn, er hat nicht für Dich gesungen." — Goethe, den Dichter, sprach also Schiller von aller Verschuldung frei; wie er aber hiernach über Goethe, den Menschen oder vielmehr den Staatsbürger urtheilen mußte, der selbst in der „künstlichen Welt," worin er lebte, sich von dem, was Jener „Gesetze des Anstandes" nannte, zu emancipiren wagte, liegt am Tage.

Siebentes Capitel.

Reise nach Venedig. Der Aufsatz: Aeltere Gemälde. Die Venetianischen Epigramme. Reise nach Schlesien. Epigramme. — Das Jahr 1791: Chromatische Untersuchungen. Beiträge zur Optik, Erstes Stück. Uebernahme der Theaterdirection. Prologe und Epiloge. Zwei Lieder. Der optischen Beiträge zweites Stück.

Beinahe zwei Jahre lang hatte nunmehr Goethe, kurze Ausflüge nach Jena, Erfurt, Gotha, Eisenach, Ilmenau, Aschersleben u. s. w. abgerechnet, daheim in „angenehmen häuslich-geselligen Verhältnissen", in mannigfacher wissenschaftlicher und künstlerischer Thätigkeit zugebracht, als ihn das sich schon ankündigende Frühjahr 1790 aufmunterte, wenigstens einen Blick über die Alpen hinüber zu thun. Die Herzogin Amalia ward um diese Zeit aus Neapel zurück erwartet und sollte ihren Weg über Venedig nehmen. Goethe beschloß, ihr bis dort entgegen zu reisen und brach, sich schwer von Christianen und dem drei Monate alten Söhnchen trennend, vor Mitte März auf. Er verweilte eines verwickelten, unangenehmen Geschäftes wegen einige Tage zu Jena, war am 15. März in Nürnberg, und meldete am 3. April Herdern, daß er in Venedig angekommen sei, „ein wenig intoleranter gegen das Sauleben dieser Nation, als das vorige Mal." „Von der Herzogin," heißt es weiter, „hör' und seh' ich nichts. Ich habe mich eingerichtet, daß ich's abwarten kann. Ich will das Wassernest nun recht durchstören. Wie einfach und wie complicirt sind doch alle menschlichen Dinge! Ich wohne am Rialto ungefähr 20 Häuser näher als der Scudo di Francia (Euer Brief findet mich bei S. Corrado Reck), auf derselben Seite; habe einen Wirth, wie Musäus war, und bin schon leidlich zu Hause. Meine Elegieen sind wohl zu Ende; es ist gleichsam keine Spur mehr dieser Ader in mir. Dagegen bring' ich Euch ein Buch Epigramme mit, die, hoffe ich, nach dem Leben schmecken sollen." Am 15. April schickte er Herdern ein Blatt Epigramme

und hatte bereits eines besonders (wohl Nr. 35) an den Herzog gesendet; auch berichtete er, daß er die venetianische Malerschule von vorne herein mit Genuß durchstudire. Anfangs Mai war die Anzahl der Epigramme, wie wir aus einem Briefe an Herder's Gattin sehen, auf 100 angewachsen. „Ich habe gesehen, gelesen, gedacht, gedichtet," schrieb er ihr, „wie sonst nicht in einem Jahr, wenn die Nähe der Freunde und des guten Schatzes mich ganz behaglich und vergnügt macht." Trotzdem strebte sein Gemüth lebhaft nach Hause, und er schrieb damals an Herder's Gattin die Verse, von denen Riemer glaubt, daß sie ein paar Jahre später auf der Moselfahrt von Trier nach Coblenz entstanden seien:

Weit und schön ist die Welt; doch o! wie dank' ich dem Himmel,
Daß ein Gärtchen, beschränkt, zierlich, mir eigen gehört!
Bringet mich wieder nach Hause! Was hat ein Gärtner zu reisen?
Ehre bringt's ihm und Glück, wenn er sein Gärtchen besorgt.

Sehr freundschaftlich erwies sich gegen ihn der Maler Zucchi aus Venedig, der Gatte von Angelika Kauffmann, der ihm „Vorlesungen über den Adreßkalender hielt" und die wunderliche Constitution des venetianischen Staates erklärte, während er die Geschichte desselben durchlief.

Durch einen besonders glücklichen Zufall erhielten hier in Venedig seine Naturstudien einen neuen kräftigen Anstoß. In den letzten Jahren hatte neben seinen botanischen und optischen Bemühungen die Osteologie keineswegs gänzlich geruht; es hatte sich in ihm durch fortgesetztes Beobachten und Nachdenken die Ueberzeugung befestigt, durch die sämmtlichen organischen Geschöpfe, mithin auch durch die Thier- und Menschenwelt hinauf, gehe ein durch Metamorphose sich erhebender Typus durch, der sich in allen seinen Theilen auf gewissen mittlern Stufen gar wohl beobachten lasse, aber auch da noch anerkannt werden müsse, wo er sich auf der höchsten Stufe der Menschheit in's Verborgene zurückziehe. Diese große Idee war der Leitstern für alle seine naturhistorischen Bestrebungen; und so hatte er denn auch schon früher die wichtige osteologische Wahrheit erkannt, daß die Schädelknochen sämmtlich aus verwandelten Wirbelknochen entstanden seien. Indeß war es

ihm bisher nur gelungen, an den drei hintersten Knochen diesen Gedanken nachzuweisen. Als er aber jetzt in Venedig eines Tages auf den Dünen des Lido, welche die Lagunen vom Adriatischen Meere sondern, über den Judenkirchhof spazieren ging, hob sein Diener Götze zum Scherz, um ihm einen Judenkopf zu präsentiren, ein Stück Thierschädel auf, und Goethe hatte einen äußerst glücklich geborstenen Schafschädel in der Hand, woran er augenblicklich gewahrte, daß die Gesichtsknochen gleichfalls aus Wirbeln abzuleiten seien. Er konnte den Uebergang vom ersten Flügelbeine zum Siebbeine und zu den Muscheln ganz deutlich bemerken; und so wurde hier abermals sein alter, durch Erfahrung bestärkter Glaube wieder aufgefrischt, daß die Natur kein Geheimniß habe, welches sie nicht irgendwo dem aufmerksamen Beobachter nackt vor die Augen stelle.

Da es über Goethe's Aufenthalt in Venedig außer den Mittheilungen an Herder und seine Gattin an brieflichen Documenten fehlt, so sind wir neben dem Wenigen, was er in den Annalen unter 1790 sagt, hauptsächlich an zwei durch jenen Aufenthalt hervorgerufene Productionen gewiesen, an die Venetianischen Epigramme und den Aufsatz Aeltere Gemälde, welche den Schluß des Anhangs zur italienischen Reise, der Fragmente „Ueber Italien" bildet.

Der letztgenannte, aus aphoristischen Bemerkungen zusammengesetzte Aufsatz, den er erst nach der Rückkehr aus der Erinnerung, aber aus sehr frischer, niederschrieb, zeigt uns, wie eifrig er in Venedig bemüht war, sich eine historische Uebersicht der unschätzbaren Venetianischen Schule zu verschaffen. Als Führer diente ihm das treffliche Werk Della pittura Veneziani (1771), mit dessen Hülfe es ihm gelang, von den damals noch unverrückten Kunstschätzen eine vollständige Kenntniß zu gewinnen. Ein besonderes Interesse nahm er an der Restauration beschädigter Gemälde, die hier im Großen und nach einer sehr ausgebildeten und kunstvollen Praxis betrieben wurde. Die Republik, welche in dem herzoglichen Palast allein einen großen Schatz von Gemälden verwahrte, die jedoch zum Theil von der Zeit sehr verletzt waren, hatte eine Art von Akademie der Gemälde-Restauration angelegt, eine Anzahl Künstler versammelt, ihnen einen Director vorgesetzt und in dem Kloster St. Giovannie

Paolo einen großen Saal, nebst anstoßenden geräumigen Zimmern, angewiesen, wohin die beschädigten Bilder zur Wiederherstellung gebracht wurden. Goethe gerieth zufällig in die Bekanntschaft jener Künstler; denn als er in der Kirche des genannten Klosters das köstliche Bild Tizian's, die Ermordung des Petrus Martyr, mit großer Aufmerksamkeit betrachtet hatte, fragte ihn ein Mönch, ob er nicht auch die Herren da oben besuchen wollte, deren Geschäft er ihm erklärte. Goethe ward freundlich aufgenommen, und da man seine lebhafte Theilnahme an den Arbeiten bemerkte, dringend zu häufiger Wiederholung seines Besuches eingeladen. Er verfehlte nicht, dieser Einladung zu entsprechen, wo er denn unterwegs jedesmal dem einzigen Tizian seine Verehrung bewies.

Bei dem zweiten Hauptdocument des Aufenthaltes zu Venedig, den Venetianischen Epigrammen, dürfen wir nicht vergessen, daß uns eine poetische Production vorliegt, worin wahrscheinlich Dichtung und Wahrheit innig verschlungen sind. Wer an dem hier dargestellten Liebesverhältniß Anstoß nimmt, mag denn auch zu seiner Beruhigung annehmen, daß der Poet auch dießmal, wie in den Römischen Elegieen, „aus geringen Anlässen" einen kleinen Roman geschaffen habe. Dem größten Theile ihres Inhaltes nach sind aber diese Epigramme jedenfalls ein Abbild seines damaligen innern und äußern Lebens, wie es sich vor der Ankunft der Herzogin gestaltete:

Und so tändelt' ich mir, von allen Freunden geschieden,
In der neptunischen Stadt Tage wie Stunden hinweg.

Was die Gemüthszustände betrifft, die sich in den Epigrammen kund geben, so vermißt man sogleich jenes friedliche, frohe Behagen, jenes innige idyllische Glück, welches in den Römischen Elegieen athmet. Alles, was ihn seit der Rückkehr aus Italien verstimmt und gequält, der widerwärtige Eindruck, den die Entwickelung der französischen Revolution auf ihn machte, der Verdruß über die Symptome von Gleichgiltigkeit, Abneigung und Geringschätzung, womit man ihm auf dem Gebiete der Naturforschung entgegentrat, der Aerger über das von Schiller und Anderen genährte Genialitätswesen in der Poesie, die Verstimmung gegen die feinere Welt

und ihre Prätensionen, der Unmuth über die Fesseln, welche Convenienz, Sitte und Religion dem Menschen auflegen, alles dieß spiegelt sich in den Epigrammen mehr oder weniger deutlich ab. So sind diese Gedichte, obwohl kurze Zeit nach den Römischen Elegieen entstanden, von ihnen doch durch eine bedeutende Kluft geschieden. Hatte der Dichter sich in den Elegieen aus der beengenden Gegenwart in die freie, schöne Zeit des ersten Aufenthaltes zu Rom zurückgerettet, und das Glück, welches er dort genossen, noch einmal in der Erinnerung ausgekostet, so machen hier, wie in den Gedichten der ersten Periode, die augenblicklichen inneren Zustände sich geltend. Die Ausfälle gegen politische, religiöse, sociale Verhältnisse, die sich hier finden, gehören zu dem Schärfsten, was Goethe in dieser Beziehung ausgesprochen. Werden die Freiheitsapostel, die am Ende doch nur Willkür für sich suchen, mit derben Schlägen gegeißelt, so werden doch auch die Fürsten und Großen nicht geschont, die so vieles Unglück, das sie trifft, selbst verschuldeten. Die religiösen und andere Schwärmer will er, wie wir schon hörten, vor dem dreißigsten Jahre an's Kreuz geschlagen haben, damit sie nicht zuletzt aus Betrogenen Betrüger werden. Die klingelnden Pfaffen, der päpstliche Nuntius, der neben dem Doge feierlich einherschreitet, erscheinen ihm als listige Gaukler, die innerlich selbst über den Ernst ihres Gepränges lächeln. Er sucht geflissentlich nur Seiltänzer auf und Volk, und „was noch niedriger ist," weil ihm die gute Gesellschaft unschmackhaft geworden. Ja, er dehnt seine Verachtung auf das ganze Menschengeschlecht aus:

Wundern kann es mich nicht, das Menschen die Hunde so lieben,
Denn ein erbärmlicher Schuft ist, wie der Mensch, so der Hund

Auch auf seine Ansicht von Italien fließt die herrschende Stimmung ein; die Schattenseiten desselben fallen ihm besonders stark in's Auge (Epigr. 4). Er erkennt, daß die Verehrung dieses Landes zum guten Theil auf einer Art frommgläubiger Illusion beruhe, ähnlich der des Pilgers, der einen Heiligen da aufsucht, wo nur Reste von ihm, sein Schädel oder ein Paar seiner Gebeine, verwahrt werden. Selbst an seiner Dichtkunst, die ihn doch über so Vieles, was Andere drückt und ängstigt, mit sanfter Hand hinwegführt, wird

er Einiges gewahr, was ihm nicht gefallen will. Daß sie „ein theures Metier" ist, daß ihm die Zechinen schwinden, wie ihm das Epigrammenbüchlein wächst, ist halb im Scherz gesagt; aber sehr ernst, und doch nicht gerecht ist sein Vorwurf gegen das Deutsche als Dichtersprache (Epigr. 29).

Bei solcher Gemüthsstimmung erhellt es von selbst, warum, trotz mancher Aehnlichkeit in den Verhältnissen, aus dem Aufenthalte zu Venedig doch nicht abermals, wie aus der Erinnerung an den zu Rom, Elegieen hervorgehen konnten. Denn bei Goethe bildete die Seele eines Gedichtes mit Naturnothwendigkeit sich ihren Leib. Wenn die Elegie zur Darstellung des bei sich verweilenden, sich selbst innig genießenden Glückes oder Schmerzes die angemessenste Form bildet: so sprechen sich die vielfachen Beziehungen des Dichters zu einer Welt, mit der er sich oft im Widerspruch fühlt, am passendsten in der kurzen, schlagenden Form des Epigramms aus. Weil indeß auch manche Klänge aus der Zeit des römischen Aufenthaltes in der Brust des Dichters noch forttönten, so wird es uns nicht wundern, wenn einige Blumen, die Goethe in diesen Epigrammenkranz geflochten, auf dem gemeinsamen Grenzraine des Sinngedichtes und der Elegie, ja vielleicht schon im Gebiete der letztern, gewachsen sind. Es leuchtet aber unter solchen Umständen auch ein, warum die Epigramme kein so schön in sich abgeschlossenes, gerundetes, einheitvolles Ganze werden konnten, wie die Römischen Elegieen. Ein sehr verschiedenartiger Stoff, Reflexion und Gefühl, Erinnerung an Fernes und Vergangenes und Genuß der Gegenwart, Polemik und Neigung schlingen sich bunt durch einander. Den durchgehenden Faden aber, woran Alles aufgereiht ist, bildet das Liebesverhältniß, das hier auch nicht, wie in den Elegieen, als ein rasch entwickeltes und fertiges, sondern als ein allmälig werdendes, als ein kleiner Liebesroman erscheint. In den ersten 28 Epigrammen finden wir nur einzelne präludirende Andeutungen, die das Liebesbedürfniß des Dichters aussprechen; es sind meistens Erinnerungen an früheres Liebesglück, an die Geliebte, die er eben in Deutschland zurückließ (Epigramm 3), an die römische Faustine (Epigramm 4), und Andere. Er klagt, daß der Mai, der so viel Schönes bringe, ihn dießmal das Glück entbehren lasse,

den Busen einer geliebten Schäferin mit Blumen zu schmücken (Epigr. 18); Venedig ist ihm noch ein Sardinien, weil er allein schläft (Epigr. 26). Aber im 28. Epigramme hat er das Mädchen, wie er es sich wünschte, das Perlchen in der unscheinbaren Muschel gefunden. Welcher Volksclasse es angehöre, deuten leise die Epigramme 30 bis 32 an. Dann macht er uns in Epigr. 37 bis 48 näher mit seiner Geliebten und ihren Verhältnissen bekannt. Nachdem sich hierauf weiterhin bis Nr. 67 die Betrachtung anderen Dingen, meist politischen und socialen Verhältnissen, zugewandt, führt uns der Dichter wieder in die gesellschaftlichen Regionen, denen seine Geliebte angehört, ohne bei ihr besonders zu verweilen. Er gibt uns Definitionen von Lacerten, „zierlichen Mädchen, die über den Platz fahren dahin und daher," und uns zuletzt durch Gäßchen und Treppchen fortlocken, von Spelunken, „dunkeln Häusern in engen Gäßchen," wo dich die Schöne mit Kaffee bewirthet. Dann folgen wieder Epigramme mannigfachen Inhaltes, unter Anderm Angriffe auf die Newtonianer. Noch immer hat er die Geliebte nicht ganz gewonnen, wie Nr. 89 zeigt. Aber in Nr. 92 erfahren wir, daß ihn „Amor's Fittig bedeckt, ewiger Frühling umschwebt," und nun verschwinden auch alle polemisirenden Epigramme, und wir fühlen uns auf den Boden der Römischen Elegieen zurückversetzt.

Aus diesen Liebesträumen und seinem einsamen Sinnen über Kunst, Natur und Weltverhältnisse riß den Dichter am 6. Mai die Ankunft der lebensfrohen und Alles um sich belebenden Herzogin Amalie und ihres Gefolges heraus. Es läßt sich denken, wie reich und angeregt das Gespräch nach der langen Trennung, bei der Fülle des beiderseits inzwischen gesammelten Stoffes sein mußte, zumal da im Geleite der Fürstin auch Goethe's Römische Freunde Heinrich Meyer und Bury gekommen waren. In ihrer Gesellschaft wurde nun die Besichtigung der Venetianischen Kunstschätze mit erhöhtem Eifer und Nutzen fortgesetzt. Der in Venedig residirende französische Gesandte, Marquis von Bombelles, war zuvorkommend bemüht, ihnen überall Zutritt zu verschaffen, und der lebenslustigen Fürstin den Aufenthalt durch Sinn und Geschmack erfreuende Feste möglichst angenehm zu machen. Dann begab sich die Herzogin mit

dem ganzen Gefolge nach Padua, Vicenz, Verona und Mantua, wo man sich gleichfalls an dem Uebermaß der Kunstwerke ergötzte. Meyer ging von dort nach seinem Vaterlande, der Schweiz, Bury kehrte nach Rom zurück. Goethe's und der Herzogin Heimreise ging durch Tyrol, über Augsburg (von wo Goethe den 9. Juni an Herder schrieb) und Nürnberg. Die Ankunft zu Weimar erfolgte um die Mitte Juni.

Ein paar Wochen vorher, den 27. Mai, war der Herzog nach Schlesien abgereist, wo eine bewaffnete Stellung zweier großen Mächte den Congreß von Reichenbach begünstigte. Herder schreibt darüber an Knebel: „Der Herzog hat vom Könige erlangt, dem Lager in Schlesien beizuwohnen und da etwa eine Brigade zu commandiren; sein Wunsch ist also erfüllt." Goethe freute sich kaum wieder seines häuslichen Herdes, als ihn der fürstliche Freund nach Schlesien berief, „wo er einmal, statt der Steine und Pflanzen, die Felder mit Kriegern werde besät finden." Es mag ihm ein schwerer Entschluß gewesen sein, sich abermals von seinen osteologischen und optischen Studien, für die er eben mit dem Feuer der ersten Liebe glühte, und von der lebendigen Geliebten loszureißen, die er unter der Maske der römischen Faustine und der venetianischen Bettine verborgen hatte. Allein die innige Anhänglichkeit an den edeln Freund und Wohlthäter, dessen Verdienste um ihn er sich noch jüngst in den Venetianischen Epigrammen (Nr. 35) vergegenwärtigt hatte, ließ keinem Zweifel Raum; und so brach er denn am 26. Juli früh Morgens auf, widmete in Dresden ein paar Tage dem Besuch von Freunden (Körner, Graf Geßler, Racknitz u. s. w.) und der Betrachtung der Galerie, der Antiken und Gypse, und eilte dann am 30. Juli über die Stolpischen Basalte nach Schlesien. Die Brigade des Herzogs lag auf Dörfern unweit Breslau. Von dort aus durchstreifte Goethe manchen Theil des Gebirgs und der Ebene und fand, wie er den 10. August an Herder schrieb, daß das „zehnfach interessante Land ein sonderbar schönes, sinnliches und begreifliches Ganze mache; manche Unannehmlichkeit und Plage werde durch neue Begriffe und Ansichten vergütet." In den Cantonnirungs-Quartieren entstanden wieder einige Epigramme, zu denen das Feldlager gehört:

Grün ist der Boden der Wohnung, die Sonne scheint durch die Wände,
Und das Vögelchen singt über dem leinenen Dach.
Kriegerisch reiten wir aus, besteigen Silesien's Höhen,
Sehen mit muthigem Blick vorwärts nach Böhmen hinein.
Aber es zeigt sich kein Feind — und keine Feindin! — O bringe,
Wenn uns Mavors betrügt, bring' uns Cupido den Krieg!

Als er darauf, nach der Ankunft des Königs (11. August), eine Zeit lang in Breslau verweilte, wo ein soldatischer Hof und zugleich der Adel einer der ersten Provinzen des Königreichs glänzte, bemühte er sich erst, so viel zu sehen und zu hören, als er konnte; aber bald überfiel ihn die Sehnsucht nach seinen Naturstudien mit solcher Gewalt, daß er mitten in der bewegtesten Welt wie ein Einsiedler in sich abgeschlossen lebte. Mochten am Hofe noch so prunkreiche Cirkel sich versammeln, mochten draußen die schönsten Regimenter manövriren, er hielt sich auf seinem Zimmer und studirte, durch jenen glücklichen Fund auf den Dünen zu Venedig gespornt, vergleichende Anatomie. Gegen Ende des Monats finden wir ihn auf einem Gebirgs- und Landritt über Adersbach, Glatz u. s. w. begriffen. Am 31. August richtete er aus Landshut folgendes Billet an Friedrich von Stein: „Ich schreibe Dir von einem Orte, der nahe an der böhmischen Grenze liegt. Ich gehe aber wieder zurück auf Breslau, nachdem ich einige Tage in der Grafschaft Glatz zugebracht. Recht Vieles hab' ich gesehen, das ich Dir gönnte, das Du brauchen könntest, und das bei mir überlei ist. Manches kann ich Dir mittheilen; wenn ich nur nicht oft eben so wenig redselig wäre, als ich schreibselig bin! In allem dem Gewühle hab' ich angefangen, meine Abhandlung über die Bildung der Thiere zu schreiben, und damit ich nicht gar zu abstract werde, eine komische Oper zu dichten. Du siehst, daß mein Naturell aushält; ich wünsche Dir deßgleichen." In Begleitung des Grafen Reden, Directors der schlesischen Bergwerke, ward dann weiter eine belehrende Lustfahrt nach Tarnowitz, Krakau und den Salinen von Wieliczka unternommen, von der sie am 10. September in Breslau wieder anlangten. In Tarnowitz, einem Städtchen mit Eisen-, Silber- und Bleigruben, finden wir unsern Dichter am 4. September. Der Anblick des friedlich-stillen Treibens der Bergleute, die, fast ohne Berührung mit

der sie umringenden, von allerlei Leidenschaften aufgeregten gebildetern Welt, ihrem Berufe leben, entlockte ihm das Epigramm:

Fern von gebildeten Menschen, am Ende des Reiches, wer hilft euch
Schätze finden und sie glücklich zu bringen an's Licht?
Nur Verstand und Redlichkeit helfen; es führen die beiden
Schlüssel zu jeglichem Schatz, welchen die Erde verwahrt.

Die Heimreise ward, vermuthlich gegen Ende Septembers, über Dresden eingeschlagen, um die abermalige Anschauung der dortigen Bildergallerie zu guter Letzt als ästhetischen Genuß mitzunehmen. Aber auch hier machte wieder der Naturforscher in ihm dem Kunstfreunde den Platz streitig: eine Sammlung von Thierskeletten, die er in Dresden fand, zog ihn lebhaft an und ließ ihn den Entschluß fassen, seiner bereits erschienenen Abhandlung über die Pflanzen recht bald den Versuch „über die Gestalt der Thiere" folgen zu lassen.

So hielt er sich denn auch nach der Heimkehr zunächst fleißig an sein anatomisches Werkchen, welches er vor Ende des Jahres noch abzuschließen hoffte. Allein nachdem er ungefähr drei Wochen daran gearbeitet und dictirt hatte, wollte es mit der mehr als abstracten Materie nicht recht vorwärts, und er mußte sie einstweilen zurücklegen. Ohne Zweifel trug auch der Mangel an Theilnahme in seiner Umgebung dazu bei, daß diese Arbeit in's Stocken gerieth. Die Herzogin Mutter, Herder *) u. A. waren sehr unzufrieden mit seinen Knochenstudien und redeten ihm dringend zu, wieder an seinen Wilhelm Meister zu gehen. Er folgte ihrem Rathe und nahm gegen den Schluß des Jahres den Roman wieder vor, mit der Hoffnung, „in dem neuen Jahre nun endlich dieses alte Werk seiner Vollendung näher zu rücken." Mittlerweile hatte er auch an dem Büchlein „Elegieen und Epigramme" Einiges ergänzt, gefeilt und verbessert, und beide „so ziemlich gefaltet und gelegt." Er war auch nicht abgeneigt, die Elegieen herauszugeben; allein Herder widerrieth es, aus leicht zu errathenden Gründen, und so behielt er

*) S. Herder's Brief an Knebel vom 7. Januar 1791, in des Letztern literarischem Nachlasse II, S. 260.

einstweilen die leichtfertige Brut im Neste. Doch theilte er die jetzige dreizehnte Elegie unter der Ueberschrift „Rom 1789" im Julihefte 1791 der Deutschen Monatschrift, und 24 Epigramme in den Juni- und Octoberheften desselben Jahrganges mit.

Das Jahr 1791 bezeichnet Goethe als ein ruhiges, innerhalb des Hauses und der Stadt zugebrachtes. „Die freigelegenste Wohnung," fügt er hinzu, „in welcher eine geräumige dunkle Kammer einzurichten war, auch die anstoßenden Gärten, woselbst im Freien Versuche jeder Art angestellt werden konnten, veranlaßten mich, den chromatischen Untersuchungen ernstlich nachzuhängen." Er stellte eine Reihe Versuche mit dem Prisma an, wobei er sich zunächst bloß schwarzer und weißer Tafeln bediente, und glaubte immer mehr die Unrichtigkeit der Newton'schen Theorie zu erkennen. Nicht nur eine weiße Scheibe, fand er, auf schwarzem Grunde, sondern auch eine schwarze Scheibe auf hellem Grunde brachte das bekannte Spectrum hervor. „Wenn sich dort das Licht in so vielerlei Farben auflöst," sagte er zu sich selbst, „so müßte ja hier auch die Finsterniß als in Farben aufgelöst angesehen werden." Im Gefühle jedoch, daß er hier als Neuling auf unbekanntem Boden wandele, ersuchte er einen benachbarten Physiker, die Resultate seiner Vorrichtungen zu prüfen. Er hoffte sicher, daß dieser bei dem ersten Blick gleichfalls im Glauben an Newton wanken werde. Allein zu seiner Verwunderung mußte er hören, die Phänomene seien bekannt und aus der Newton'schen Theorie vollkommen erklärt. Goethe ließ es nicht an Einwendungen fehlen; aber es kam zu keiner Verständigung. Um die Erklärungen des Physikers begreifen zu können, hätte er diesem weiter auf das Gebiet der Mathematik folgen müssen, als seine Kenntnisse gestatteten. Das Mißlingen dieses ersten Versuches, Theilnahme zu gewinnen, entmuthigte ihn nicht; er fuhr fort, Dilettanten und Männern des Faches seine Phänomene vorzulegen; jene amusirten sich damit, diese sprachen zu seinem Aerger immer von Brechung und Brechbarkeit. Man sollte denken, es hätte doch ein wenig den Glauben an seine Ueberzeugung erschüttern müssen, daß gerade die kenntnißreichsten Männer, wie er gesteht, die entschiedenste Abneigung gegen seine Bemühungen zeigten. Er sucht in seinen Selbstbekenntnissen den Grund dieser Unfreundlichkeit überall, nur nicht

da, wo er zu finden ist. Er spricht von der Beschränktheit der wissenschaftlichen Gilden, von einem Handwerkssinn, der wohl Etwas erhalten und fortpflanzen, aber nicht fördern könne; er meint, die Folgen der französischen Revolution hätten damals alle Gemüther zu sehr aufgeregt und in jedem Privatmanne den Regierungsdünkel geweckt; die Physiker, verbunden mit den Chemikern, seien zu ausschließlich mit den Gasarten und dem Galvanismus beschäftigt gewesen. Eine Zeit lang correspondirte er mit Lichtenberg und sandte ihm auch ein paar Aufsätze ein. Dieser antwortete einige Male; brach aber, als Goethe zuletzt dringender ward und „das ekelhafte Newton'sche Weiß" mit Gewalt verfolgte, die Correspondenz ab und erwähnte, zu Goethe's Verdrusse, nicht einmal seiner Beiträge in der letzten Ausgabe seines Erxleben's. Ueberhaupt wollte sich kein einziger Physiker auf die Seite des naturforschenden Poeten stellen, wogegen er Anatomen, Chemiker, Literatoren und Philosophen, wie Loder, Sömmering, Göttling, Wolf, Forster, Schelling zu Anhängern gewann.

Die meiste Aufmunterung ward ihm aus den obersten gesellschaftlichen Regionen her zu Theil, wo nicht selten das Halbwissenschaftliche und geistreiche Dilettantische einen günstigen Boden findet. Vom Herzoge Carl August rühmt er dankbar, daß er ihm auch dießmal „Raum, Muße und Bequemlichkeit zu seinem neuen Vorhaben" vergönnt habe. Der Fürst Primas Dalberg, damals noch in Erfurt, schenkte seinen Versuchen fortdauernde Aufmerksamkeit und schrieb zu einem umständlichen Aufsatze durchgehende Randbemerkungen. Der Herzog Ernst von Gotha eröffnete ihm sein physicalisches Cabinet *), und setzte ihn dadurch in Stand, seine Versuche mannigfaltiger anzustellen und in's Größere zu führen. Der Prinz August von Gotha verehrte ihm aus England verschriebene köstliche, sowohl einfache als zusammengesetzte achromatische Prismen.

Jedoch, wonach er sich am Meisten sehnte, daß ein geistvoller, wohlunterrichteter Mann des Faches sich zu seinen Untersuchungen

*) Vergl. den Brief an Friedrich von Stein, vom 6. Aug. 1791: „In Gotha hab' ich mich des physicalischen Apparats mit großem Nutzen bedient und bin recht weit vorwärts gekommen."

gesellen, seine Ueberzeugungen aufnehmen und danach fortarbeiten möchte, das blieb fortwährend ein unerfüllter Wunsch. So entschloß er sich denn, was ihm bei Einzelnen im mündlichen und brieflichen Verkehr mißlungen war, bei dem größern Publikum als Schriftsteller zu versuchen, und eine Frage an die ganze gebildete Welt zu richten. Er veröffentlichte ein kleines Heft unter dem Titel „Beiträge zur Optik. Erstes Stück," und fügte 27 Tafeln oder Karten bei, von denen beinahe die Hälfte die schwarzen und weißen Tafeln im Kleinen darstellte, deren er sich zu seinen Versuchen bediente, die übrigen aber von den prismatischen Farbenerscheinungen eine annähernde Vorstellung gaben. Die Nähe einer Kartenfabrik machte es möglich, diese Tafeln zu einem mäßigen Preise zu liefern. Allein der Erfolg seiner Schrift in weiteren Kreisen war eben so unerfreulich, als der seiner persönlichen Bemühungen in der Umgebung. „In gelehrten Zeitungen," erzählt er selbst, „in Journalen, Wörterbüchern und Compendien sah man stolz, mitleidig auf mich herab. Mit mehr oder weniger dünkelhafter Selbstgefälligkeit betrugen sich Gren in Halle, die Gothaischen gelehrten Zeitungen, die allgemeine Jenaische Literaturzeitung, Gehler und besonders Fischer, in ihren physicalischen Wörterbüchern. Die Göttingischen gelehrten Anzeigen, ihrer Aufschrift getreu, zeigten meine Bemühungen auf eine Weise an, um sie sogleich auf Ewig vergessen zu machen."

Der Verfasser dieser Biographie, der die Ueberzeugung theilt, daß Goethe's System der Optik ganz unhaltbar ist und seine Polemik gegen Newton größtentheils auf Mißverständnissen beruht, sollte, wie es scheint, folgerecht über seine optischen Schriften flüchtig hinweggehen. Allein auch Irrthümer eines Geistes, wie Goethe, sind belehrend. Um für die Würdigung von Goethe's optischen Bestrebungen den rechten Gesichtspunkt zu gewinnen, müssen wir an ein paar Bemerkungen im ersten Theile dieser Schrift *) erinnern. Wir zeigten dort, worin es begründet war, daß Goethe auf autodidaktischen Wegen in eine Wissenschaft einzudringen pflegte, die künstlichen Hebel, welche ausgebildete Disciplinen anwenden, verschmähte, und daher die reifsten und höchsten Resultate derselben sich

*) S. 139 ff. u. S. 217.

nicht rasch anzueignen vermochte. Diese Behandlungsweise der Wissenschaften, die, von dem Standpunkte des vollendeten Kenners aus betrachtet, ganz den Anschein des Dilettantismus hatte und dennoch von einem tiefen wissenschaftlichen Ernste durchdrungen war, bewährte er nun besonders bei seinen optischen Studien. Er abstrahirte, wie er selbst gesteht, von der hohen mathematischen Ausbildung dieses Zweiges der Physik, und „supponirte gleichsam einen Augenblick, als wenn in demselben noch Vieles zu erfinden" *), oder mit anderen Worten, als wenn die Optik noch in ihrer Kindheit wäre. So angesehen, erscheinen seine Resultate wahrhaft bewunderungswürdig, und legen in ihrer Art von seinem Genie fast ein eben so großes Zeugniß ab, als seine poetischen Werke. Bleibt es dabei nun höchst auffallend, daß er das in dieser Wissenschaft bereits Gethane so gänzlich verkennen konnte, und daher die Bedeutung seiner eigenen Leistungen lebenslang so sehr überschätzte, so ist nicht zu vergessen, welche Erfahrungen er in anderen naturwissenschaftlichen Zweigen gemacht hatte. Der Botanik, der Osteologie hatte er sich auf ähnliche Weise, wie der Optik, genähert, und dennoch hatte er hier Entdeckungen gemacht, die Anfangs auch von der Schule vornehm belächelt, nachher aber als höchst bedeutende Bereicherungen der Wissenschaft anerkannt wurden. Wie sehr mußte dieß nicht in ihm den Gedanken nähren, daß für seine Optik auch einmal ihre Zeit kommen werde, daß einstweilen ihr der Dünkel, der Eigensinn und die Geistesverstocktheit der Fachgelehrten im Wege stehe!

Die geringe Wirkung seiner ersten Beiträge zur Optik hatte Goethe zum Theil selbst dadurch verursacht, daß er von dem Ziele, worauf er hinaussteuerte, nur schwache Andeutungen gab. Seine Absicht war, durch die beschriebenen Versuche vorerst nur in dem Publikum eine günstige Disposition für die neu aufzubauende Theorie zu bereiten. Den meisten Lesern aber erschien das Ganze nur als dilettantistische Spielerei; und da er zugleich, wenn auch nur ganz flüchtig, hatte durchblicken lassen, daß er die Newton'sche Theorie nicht für zulänglich hielt, die vorgetragenen Phänomene zu erklären,

*) Beiträge zur Optik. Erstes Stück, §. 14.

so verwunderte man sich höchlich, wie Jemand ohne tiefere Einsicht in die Mathematik dem Altmeister der optischen Wissenschaft entgegenzutreten wage. Doch ließ man seiner Darstellung Gerechtigkeit widerfahren und fand besonders die vier einleitenden Paragraphen musterhaft schön geschrieben.

Um indeß über seinen naturwissenschaftlichen Forschungen nicht ganz außer Connexion mit Dichtkunst und Aesthetik zu kommen, übernahm Goethe am 1. Mai 1791 die Leitung des neuerrichteten Hoftheaters. Seit 1784 hatte die Bellomo'sche Gesellschaft in Weimar gespielt und, nach Goethe's Zeugniß, angenehme Unterhaltung geboten, jedoch zuletzt, wie aus Briefen des Herzogs und seiner Mutter an Knebel *) hervorgeht, nicht mehr befriedigt. So ward denn der Entschluß gefaßt, jene Gesellschaft zu entlassen, und aus einigen tüchtigen Mitgliedern derselben, die bereit waren zu bleiben, wie dem trefflichen Malcolmi, und mehreren hinzugeworbenen aus Breslau, Hannover, Prag und Berlin eine neue Truppe zu bilden. Goethe war zur Uebernahme der Direktion um so bereitwilliger, als sich dieses Geschäft nicht bloß an seine früheren theatralischen Bestrebungen anschloß, sondern auch seiner in Italien neubelebten Neigung zur musikalischen Poesie, namentlich zur komischen Oper, zu Statten kam. In letzterer Beziehung fand er an dem mit gleicher Neigung aus Italien heimgekehrten Freunde von Einsiedel, an dem unermüdlichen Concertmeister Kranz und dem immer thätigen Theaterdichter Vulpius eine höchst willkommene Unterstützung. Einer Unzahl italienischer und französischer Opern legte man deutschen Text unter, andere schrieb man zu besserer Singbarkeit um; ganz Deutschland bezog damals Partituren aus Weimar. Goethe betheiligte sich selbst mit Eifer bei diesen untergeordneten Arbeiten und verbesserte unter Anderm den Text der Theatralischen Abenteuer und der Heimlichen Heirath, so wie er die Oper Circe ganz neu bearbeitete. Daß der hiebei aufgewandte Fleiß für seinen Nachruhm verloren war, wußte er selbst recht gut; aber ihn tröstete darüber der Gedanke an den wohlthäti-

*) S. Knebel's literarischen Nachlaß I, 174, 206 u. f. w.

gen Einfluß, den diese Bemühungen auf die deutschen Operntexte überhaupt hatten.

Da er sich nun von Seiten der Oper, welche damals wie jetzt auf das Publikum eine besondere Anziehungskraft übte, für mehrere Jahre geborgen und versorgt wußte, so konnte er dem recitirenden Schauspiel eine desto reinere Aufmerksamkeit widmen. Hier griff er auch durch Einüben der Schauspieler höchst thätig ein, wobei eine seiner Hauptmaximen war, daß er für jedes Stück zunächst den Vorzüglichsten herausnahm und schulte, und sodann die Anderen diesem anzunähern suchte. Auf solche Weise verfuhr er z. B. beim König Johann von Shakespeare, der noch im Laufe des Jahres 1791 zur Aufführung kam. Für die Rolle des Arthur wählte er Christiane Neumann, die vierzehnjährige Tochter eines sehr schätzbaren Schauspielers von der Bellomo'schen Gesellschaft, welcher kurz vor dem Abzuge derselben gestorben war. Goethe nahm sich der Ausbildung des mit außerordentlichem Schauspielertalent begabten Kindes liebevoll an. In dem Gedicht Euphrosyne, einem poetischen Todtenopfer, welches er der frühe Hingeschiedenen im Jahre 1797 brachte, erinnert Christianen's Schatten (Euphrosyne) den Dichter an jene Einübung der Rolle Arthur's.

Denkst Du der Stunde noch wohl, wie auf dem Brettergerüste
Du mich der höheren Kunst ernstere Stufen geführt?
Knabe schien ich, ein rührendes Kind, Du nanntest mich Arthur,
Und belebtest in mir britisches Dichtergebild u. s. w.

Als Gehülfe im Directionsgeschäfte stand unserm Dichter ein schon bejahrter Schauspieler, J. Franz Jos. Fischer, zur Seite, seines Handwerks wohl kundig, mäßig, ohne Leidenschaft, mit seinem Zustande zufrieden. Er hatte mehrere Schauspieler von Prag mitgebracht, die in seinem Sinne wirkten, und wußte die übrigen gut zu behandeln, wodurch sich ein innerer Friede über das Ganze verbreitete. Von ihm unterstützt, begann Goethe das neue Unternehmen mit Vorsicht, Mäßigung und Gründlichkeit. Vor der Hand wurden noch nicht viele neue Stücke eingelernt; an den älteren sollte erst noch die Gesellschaft ihre Kräfte üben. Große Kosten sollten möglichst vermieden, das Bessere stufenweise eingeführt werden.

Daher ließ Goethe in dem Eröffnungs-Prolog, gesprochen den 7. Mai 1791, das Publikum bitten, es möge sich nach den vielleicht unbedeutend scheinenden anfänglichen Leistungen nicht ein Urtheil über das Zukünftige bilden:

Der Anfang ist in allen Sachen schwer;
Bei vielen Werken fällt er nicht in's Auge.
Der Landmann deckt den Samen mit der Egge,
Und nur ein guter Sommer reift die Frucht. u. s. w.

Dann hatte er sich auch, wie später Immermann in Düsseldorf, die Aufgabe gestellt, nicht sowohl die einzelnen Talente in ihrem günstigsten Lichte zu zeigen, als vielmehr ein möglichst harmonisches Zusammenwirken aller Kräfte zu erzielen. In diesem Sinne ließ er im Prolog sagen:

Denn hier gilt nicht, daß Einer athemlos
Den Andern heftig vorzueilen strebt,
Um einen Kranz für sich hinwegzuhaschen.
Wir treten vor Euch auf, und Jeder bringt
Bescheiden seine Blume, daß nur bald
Ein schöner Kranz der Kunst vollendet werde,
Den wir zu Eurer Freude knüpfen möchten.

Goethe erkannte sehr bald, daß zwar eine gewisse, aus Nachahmung und Routine hervorgegangene Technik einem Theile der Gesellschaft eigen sei und sich in kurzer Zeit weiter und allgemeiner entwickeln lasse, daß aber Allen insgesammt die eigentliche Grammatik der Schauspielerkunst fehle, welche doch erst zu Grunde gelegt sein müsse, ehe man zur Rhetorik und Poesie derselben gelangen könne. Weil indeß die Bedürfnisse des Augenblicks Befriedigung verlangten, so begnügte er sich vor der Hand, im Stillen jene Technik, die sich Alles aus Ueberlieferung aneignet, zu studiren und auf ihre Elemente zurückzuführen, und was ihm klar geworden, in einzelnen Fällen vor und nach, ohne noch auf allgemeine Gesetze hinzuweisen, in Anwendung bringen zu lassen. Was ihm aber ganz besonders zu Statten kam, um sogleich etwas Anmuthiges leisten zu können, war der damals überhandnehmende Natur- und Conver-

sationston. Wahrhaft lobenswerth und erfreulich ist dieser freilich nur, wenn er als vollendete Kunst, als eine zweite Natur hervortritt. Allein Goethe benutzte jenen Trieb zu seinen Zwecken, und war einstweilen sehr zufrieden, wenn das angeborene Naturell sich mit Freiheit hervorthat, um sich nach und nach durch gewisse Regeln und Vorschriften einer höheren Bildung entgegen führen zu lassen.

Die neue Gesellschaft gab nach ihrem Debut am 7. Mai nur noch wenige Vorstellungen in Weimar. Den Sommer über spielte sie in Lauchstädt, wo sie die nicht leichte Aufgabe zu lösen hatte, ein sehr gemischtes Publikum, aus dem Hofe, aus Fremden, gebildeten Bewohnern der Nachbarschaft, kenntnißreichen Männern einer nächstgelegenen Universität und leidenschaftlich fordernden Jünglingen bestehend, zu befriedigen. Da es ihr damit nicht übel gelang, so kehrte sie gegen Ende Septembers mit frischem Muthe nach Weimar zurück. Zur Eröffnung der Winter-Saison schrieb Goethe wieder einen Prolog, der am 1. October gesprochen wurde. Der Ausdruck ist darin zum Theil gar nüchtern und prosaisch:

Und sollt' es uns
Nicht stets gelingen, so bedenkt doch ja,
Daß unsre Kunst mit großen Schwierigkeiten
Zu kämpfen hat, vielleicht in Deutschland mehr
Als anderswo. Von diesen Schwierigkeiten
Euch zu unterhalten, ist nicht Zeit. u. s. w.

Man könnte sich diesen stellenweise beinahe platten Ausdruck daraus erklären wollen, daß Goethe, von äußeren Theatergeschäften bedrängt, solche Prologe aus dem Stegreif hingeworfen, vielleicht auch auf die Kunst des Vortragenden viel gerechnet habe. Allein mir scheint, daß ihn dabei praktische Zwecke leiteten. Prologe und Epiloge sollten hier den Schauspielern dazu dienen, sich mit dem Publikum über Sinn und Richtung ihres Strebens zu verständigen; und so glaubte Goethe ihnen eine möglichst plane und verständliche Sprache leihen zu müssen.

Im Winter $17^{9}/_{92}$ war die neue Gesellschaft eifrig bemüht, sich den Weimaranern durch Mannigfaltigkeit und Tüchtigkeit der Leistungen zu empfehlen. „Wiederholung früherer werthvoller und beliebter Stücke," berichtet Goethe selbst, „Versuche mit aller Art

von neuen, gaben Unterhaltung und beschäftigten das Urtheil des Publikums, welches denn die damals neuen Stücke aus Iffland's höchster Epoche mit Vergnügen anzuschauen sich gewöhnte. Auch Kotzebue's Productionen wurden sorgfältig aufgeführt, und, insofern es möglich war, auf dem Repertorium erhalten. Dittersdorf's Opern, dem singenden Schauspieler leicht, dem Publikum anmuthig, wurden mit Aufmerksamkeit gegeben, Hagemann'sche und Hagemeister'sche Stücke, obgleich hohl, doch für den Augenblick Theilnahme erregend und Unterhaltung gewährend, wurden nicht verschmäht. Bedeutendes aber geschah, als wir schon zu Anfange des Jahres 1792 Mozart's Don Juan und bald darauf Don Carlos von Schiller aufführen konnten. Ein lebendiger Vortheil entsprang aus dem Beitritte des jungen Vohs zu unserm Theater. Er war von der Natur höchst begünstigt und erschien eigentlich jetzt erst als bedeutender Schauspieler" *). — So konnte denn die Gesellschaft am Schlusse der dießmaligen Theater-Saison, in dem Epilog vom 11. Juni 1792 mit dem Bewußtsein Abschied nehmen, daß sich bereits ein sehr freundliches Verhältniß zwischen ihr und dem Publikum gebildet hatte. Die Sprache dieses Epilogs ist demgemäß auch, zwar schlicht und einfach, aber nicht nüchtern und trocken; vielmehr ist das Ganze vom belebenden Hauche einer herzlichen Wärme durchdrungen.

Im Vorbeigehen seien hier noch zwei Lieder erwähnt, welche durch Goethe's damalige Bemühungen für das Theater hervorgerufen wurden, „Die Spröde" („An dem reinsten Frühlingsmorgen") und „Die Bekehrte" („Bei dem Glanz der Abendröthe"). Er dichtete sie für die Oper „Die theatralischen Abenteuer." Sie beziehen sich auf einander und bilden zusammen ein Ganzes. Beide geben eine Vorstellung von ächter musikalischer Poesie, ja sie klingen wie Musik selbst. Der Rhythmus fließt so leicht und lieblich, die Sprachklänge sind so sanft und dabei so imitirend, die Reimlaute besonders so tönend und ausdrucksvoll, daß man, ungeachtet des

*) Vergl. mit dieser Stelle der Annalen noch Goethe's Werke Bd. 25, S. 204 f.

idyllisch leichten Gehaltes dieser Lieder, sich schwer von ihnen trennen kann.

Der Frühling 1792 belebte wieder Goethe's optische oder vielmehr chromatische Arbeiten. Ungeachtet der ungünstigen Aufnahme des ersten Stückes seiner optischen Beiträge schrieb er das zweite Stück und gab es, von einer Foliotafel begleitet, heraus, auf welcher alle Fälle von hellen, dunkeln und farbigen Flächen und Bildern auf solche Weise angebracht waren, daß man sie nur durch ein Prisma betrachten durfte, um Alles, wovon im Hefte die Rede war, sogleich vor Augen zu haben. Allein diese Vorsorge war gerade der Sache nachtheilig; denn die Tafel, noch unbequemer zu packen und zu versenden, als die Karten zum ersten Stücke, war ein großes Hinderniß für die buchhändlerische Verbreitung. Mit seiner neuen Theorie hielt er auch hier noch zurück; ihm kam es zunächst nur darauf an, dem von Newton gepflanzten Baume die Axt an die Wurzel zu legen.

Aus diesen angelegentlichen Studien und Forschungen ward er in der Mitte des Sommers wieder, wie vor zwei Jahren, in's Feld berufen, aber dießmal zu ernsteren Scenen.

Achtes Capitel.

Campagne in Frankreich. Aufenthalt in Luxemburg, in Trier. Antrag einer Rathsherrnstelle. Aufenthalt in Coblenz, in Düsseldorf (Pempelfort). Reise der Söhne Megaprazon's. Reise über Duisburg (Plessing) nach Münster. Aufenthalt bei der Fürstin von Gallitzin. Heimreise über Cassel.

Als der Herzog von Braunschweig im Jahre 1792 seinen Zug nach Frankreich unternahm, ging auch der Herzog Carl August als Chef eines Regiments mit in's Feld. Dankbare Pietät, innige Anhänglichkeit und der Wunsch, die Welt auch von einer ihm noch

unbekannten Seite anzuschauen, bestimmten unsern Dichter, seinem Fürsten bei dieser Unternehmung zu folgen. Die Armee war schon jenseits des Rheines und im Eindringen in Feindesland begriffen, als Goethe über Frankfurt und Mainz in seiner leichten böhmischen Halbchaise nacheilte. Am 13. August finden wir ihn, einem Briefe an Jacobi zufolge, in Frankfurt, wo er bis zum 20. blieb. „Meine alten Freunde," schrieb er am 18. an Jacobi, „und meine zunehmende Vaterstadt habe ich mit Freuden gesehen; nur kann es nicht fehlen, daß man nicht in allen Gesellschaften lange Weile habe; denn wo Zwei oder Drei zusammenkommen, hört man gleich das vierjährige Lied pro und contra wieder heraborgeln und nicht einmal mit Variationen, sondern das crude Thema." Seinen alten Freund Merck fand er nicht mehr. Zu den Seelenleiden, die ihm sein Unglück verursacht hatte, war ein schmerzliches Körperleiden hinzugetreten, und von finsterer Schwermuth überwältigt, hatte er am 27. Juni des vorhergehenden Jahres seinem Leben ein Ende gemacht. Bei der Abreise nach Mainz am 20. August ahnte unser Dichter, daß „Zelt und Marketenderei gegen sein mütterlich Haus, Bett, Küche und Keller übel abstechen würden, besonders da ihm weder am Tode der aristokratischen noch der demokratischen Sünder im mindesten etwas gelegen sei." Er wünschte sich schon zwischen die Thüringer Hügel zurück, wo er doch Haus und Garten vor aller Politik zuschließen könne.

In Mainz verbrachte er mit Sömmering's, Huber, Forster's und andern Freunden ein Paar muntere Abende in Erinnerung an frühere Tage, in geistreich belebten wissenschaftlichen und sonstigen Gesprächen. Politische Dinge wurden vermieden, weil man fühlte, daß man sich wechselseitig zu schonen habe; die republicanischen Gesinnungen der Freunde fanden in seinem Innern keinen Anklang. Auf dem Wege über Bingen nach Trier ereigneten sich schon Scenen, welche ihm den aufgeregten Zustand der Welt lebhaft versinnlichten. In Trier selbst fand er alle Straßen und Plätze von Truppen und Fuhrwerk wimmelnd und nirgends ein Unterkommen. Glücklicherweise verschaffte ihm ein junger militärischer Freund, dem er zufällig begegnete, Quartier bei einem Canonicus, dessen großes Haus und weitläufiges Gehöfte ihn und sein compendiöses Gefährt

freundlich und bequem aufnahm. Auf der weitern Fahrt nach Luxemburg fesselte das Monument in der Nähe von Igel seine Aufmerksamkeit, ein architektonisch-plastisch verzierter Obelisk, auf einem schönen, würdigen Punkte an der Mosel errichtet. Er wünschte, daß man, statt so viele traurige, bildlose Obelisken zu errichten, sich dieses Denkmal zum Muster genommen hätte. Von den Gedanken an das antike Kunstwerk zog ihn bald, zu Grevenmachern, ein sehr modernes Schauspiel ab. Hier fand er das Corps der Ausgewanderten, lauter Edelleute und meist Ludwigsritter, ohne Diener und Reitknechte, sich und ihre Pferde selbst bedienend, während auf einem großen Wiesenraume Kutschen und Reisewagen aller Art mit ihren Frauen, Kindern, Geliebten und Verwandten hielten. Weiterhin ließ er Longwy, dessen Eroberung man ihm schon unterwegs triumphirend verkündigt hatte, in einiger Entfernung rechts liegen und kam den 27. August Nachmittags vor dem Lager von Brocourt an. Nicht ohne Schwierigkeit gelangte er durch den feuchten, aufgewühlten Boden hinein und fuhr durch eine öde Zeltwüste, weil Alles sich vor dem schrecklichen Wetter verkrochen hatte. Endlich machte er die Gegend des Herzoglich Weimarischen Regiments ausfindig und ward von Bekannten und Freunden bewillkommt. Man wollte ihm gleichfalls ein Zelt einräumen; allein er zog es vor, sich am Tage bei den Freunden aufzuhalten und Nachts in dem großen Schlafwagen der Ruhe zu pflegen, in den er sich, des tiefen Schmutzes wegen, mußte tragen lassen.

In so wunderlicher Lage brach ihm sein dreiundvierzigster Geburtstag an. Er ritt Morgens mit Freunden in die eroberte Festung Longwy, tafelte dort zu Mittag in einem traulichen Kreise alter Kriegs- und Garnisons-Cameraden und ließ sich die Abenteuer ihres Zuges seit dem Aufbruch von Aschersleben erzählen. Diese Gespräche wurden dann Abends im großen Zelte des Lagers fortgesetzt, wo sich des schlechten Wetters wegen eine zahlreiche Gesellschaft versammelte.

Am 29. August brach das Heer aus den halberstarrten Erd- und Wasserwogen des Lagers von Brocourt auf, langsam und nicht ohne Beschwerde. Alles Fuhrwerk war hinter die Colonne beordert, nur jeder Regiments-Chef berechtigt, eine Chaise vor seinem Zuge

hergehen zu lassen; und so hatte unser Dichter, da das Herzoglich Weimarische Regiment die Spitze des Heeres bildete, für dießmal die Ehre, im leichten, offenen Wägelchen die Hauptarmee anzuführen. Der König von Preußen, der sich mit seinem Gefolge am Wege postirt hatte, ritt heran und fragte in seiner lakonischen Art, wem das Fuhrwerk gehöre. Mit der lauten Antwort: „Herzog von Weimar!" fuhr Goethe vorwärts. Nicht leicht, meinte er, sei Jemand von einem vornehmern Visitator angehalten worden. Weiter hin, wo die Wege etwas besser wurden, warf er sich auf sein Pferd, und so ging es freier und lustiger fort. Zur Seite sahen sie mitunter den König, und an einer andern Stelle den Herzog von Braunschweig über Thal und Hügel blitzschnell dahinreiten, beide gleich Kometenkernen von langem schweifartigem Gefolge begleitet; fernher donnerten die Kanonen von Thionville. Abends erquickte man sich im Lager bei Pillon, wo eine liebliche Waldwiese die Ermüdeten aufnahm.

Den 30. August gelangten sie nach manchem kleinen Abenteuer vor Verdun an und schlugen diesseits der Stadt ein Lager auf. Als Goethe sich am nächsten Tage auf der Wiese umsah, wo man sich angesiedelt hatte, fand er eine Anzahl Soldaten um einen trichterförmigen, mit dem klarsten Quellwasser gefüllten Erdfall gelagert, und nach unzähligen kleinen Fischen angelnd. Er hatte der lustigen Jagd kaum einige Augenblicke zugeschaut, so bemerkte er, daß die Fischlein bei der Bewegung verschiedene Farben spielten. Bei näherer Beobachtung sah er auch ein Stück Steingut, das in den Trichter gefallen war, aus der Tiefe herauf in den schönsten prismatischen Farben schillern. Mit leidenschaftlichem Vergnügen gab er sich der Betrachtung hin und freute sich unbeschreiblich, hier unter freiem Himmel so frisch und natürlich zu sehen, weßhalb sich die Lehrer der Physik schon fast hundert Jahre mit ihren Schülern in eine dunkle Kammer einsperrten. Noch stärker zeigte es sich in der folgenden Nacht, wie mitten unter dem sinnverwirrendsten Kriegsgetümmel sein Geist in unzerstörbarer Ruhe dem Höhern und Ewigen zugewandt war. Das Bombardement der Festung hatte um Mitternacht begonnen und war eben im vollsten Gange, als er mit dem Fürsten Reuß XIII. hinter den Weinbergsmauern hin und her wandelnd,

und durch sie vor den Kugeln der Belagerten geschützt, ein lebhaftes Gespräch über die Farbenlehre führte. Während die Batterieen furchtbar dröhnten und die geschwänzten Feuermeteore ihre schauerlichen Bogen durch die dunkle Nacht beschrieben, hielt er, nur zuweilen durch einsichtige Worte des Fürsten unterbrochen, seinen ruhigen, wohlgeordneten Vortrag, bis die Kälte des einbrechenden Morgens sie an das Kohlenfeuer eines Bivouacs von Oestreichern trieb.

Die Festung ergab sich den 2. September, worauf denn am nächsten Tage Goethe in größerer Gesellschaft nach der Stadt ritt, die Vertheidigungsanstalten und Verwüstungen betrachtete, und die berühmten Verduner Liqueure und Dragéen probirte. Bei so vielem Guten ward auch der lieben Zurückgelassenen am friedlichen Ilmufer gedacht, Kistchen wurden gepackt und freundlichen Courieren mitgegeben, die das bisherige Kriegsglück in Deutschland zu melden hatten. Allein mit diesem Glücke sollte es bald zu Ende gehen. Dumouriez hatte durch kluge Stellungen, die er eingenommen, die Armee der Verbündeten in die Lage gebracht, daß sie ihren Rückzug gefährdet sah und statt unaufhaltsam vorwärts zu dringen, die Aire hinab an verschanzten Bergschluchten vorbeiziehen mußte. Am 6. September ward das Lager hinter Verdun verlegt, wo es einige Tage in grundlosem Schlamme stehen blieb. Bis dahin war das Gefolge des Herzogs von Weimar noch immer aus der fürstlichen Küche versorgt worden; als aber am 11. September die Armee bei dem schrecklichsten Unwetter ihren Weg auf dem Gebirgsrücken fortsetzen mußte, der die Gewässer der Maas und Aire scheidet, begannen sich bald Entbehrungen und Leiden aller Art einzustellen. Goethe zeigte sich in dieser Zeit der Drangsale, wie früher in Italien bei Sturmesgefahr, fortdauernd besonnen, gelassen, überlegend, thätig und hülfsfertig; er sprach seinen Leidensgefährten Muth ein, suchte, wo es nur anging, die heitere Seite ihrer Lage hervorzukehren, und hatte selbst in Stunden der höchsten Bedrängniß noch Geistesfreiheit genug, um einige Augenblicke naturwissenschaftlichen und künstlerischen Betrachtungen nachzuhängen. So, als sie am 12. September Abends, unfern Landres, Grandprée gegenüber, im Angesicht des Feindes campirten, der jeden Moment aus seinen Berg- und

Waldverschanzungen hervorbrechen konnte, dictirte er in seinem vom Regensturme gepeitschten Zelte an Vogel in's gebrochene Papier Einiges über jene Farbenerscheinungen der Quelle und zeichnete nachher die Figuren daneben. Er bewahrte diese Papiere mit ihren Spuren des Regenwetters, das durch die Zeltdecke schlug, noch lange als Denkmal seines leidenschaftlichen Forschungseifers auf. Am 17. bewunderte er auf dem Zuge durch's Aire-Thal die Reitermassen, wie sie zu der angenehmen Landschaft eine reiche Staffage bildeten, und hätte sich einen van der Meulen gewünscht, um diesen Zug zu verewigen.

Es war den Verbündeten durch die Ueberwältigung des bedeutenden Passes le Chesne le Populeux gelungen, Dumouriez aus seiner Stellung zu Grandprée zu verdrängen; er zog sich die Aisne hinan auf die Höhen von St. Ménéhould. Aber neue französische Truppen waren herangerückt unter Kellermann, der sich mit Dumouriez vereinigte, um dessen linken Flügel zu bilden, und eine sehr vortheilhafte Stellung bei Valmy nahm. Hier, wo es am 20. September zu einer furchtbaren Kanonade kam, wandelte Goethe'n die Lust an, zu erfahren, wie es eigentlich mit dem vielbesprochenen Kanonenfieber beschaffen sei. Ganz gelassen ritt er auf eigene Hand in die Regionen, wo die Kugeln herüber spielten, und stellte genaue Betrachtungen an über den Ton der fliegenden Kugeln und das, was in seinem Innern vorging. Der Ton schien ihm wie zusammengesetzt aus dem Brummen des Kreisels, dem Butteln des Wassers und dem Pfeifen eines Vogels. Ihm war es, als befände er sich an einem sehr heißen Orte, und zugleich von derselben Hitze völlig durchdrungen. Die Augen schienen ihm Nichts an ihrer Stärke noch Deutlichkeit zu verlieren, aber es war doch, als hätte die Welt einen gewissen braunröthlichen Ton, der den Zustand so wie die Gegenstände noch apprehensiver machte. Von Bewegung des Blutes konnte er Nichts bemerken, vielmehr schien ihm Alles in jener Glut verschlungen zu sein. Das gefährliche psychologische Experiment lief glücklich ab; aber zu einer Wiederholung desselben hatte er keine Lust.

Der 20. September war ein entschiedener Wendepunkt in der Campagne; am andern Morgen ward es Allen klar, in welch be-

und durch sie vor den Kugeln der Belagerten geschützt, ein lebhaftes Gespräch über die Farbenlehre führte. Während die Batterieen furchtbar dröhnten und die geschwänzten Feuermeteore ihre schauerlichen Bogen durch die dunkle Nacht beschrieben, hielt er, nur zuweilen durch einsichtige Worte des Fürsten unterbrochen, seinen ruhigen, wohlgeordneten Vortrag, bis die Kälte des einbrechenden Morgens sie an das Kohlenfeuer eines Bivouacs von Oestreichern trieb.

Die Festung ergab sich den 2. September, worauf denn am nächsten Tage Goethe in größerer Gesellschaft nach der Stadt ritt, die Vertheidigungsanstalten und Verwüstungen betrachtete, und die berühmten Verduner Liqueure und Dragéen probirte. Bei so vielem Guten ward auch der lieben Zurückgelassenen am friedlichen Ilmufer gedacht, Kistchen wurden gepackt und freundlichen Courieren mitgegeben, die das bisherige Kriegsglück in Deutschland zu melden hatten. Allein mit diesem Glücke sollte es bald zu Ende gehen. Dumouriez hatte durch kluge Stellungen, die er eingenommen, die Armee der Verbündeten in die Lage gebracht, daß sie ihren Rückzug gefährdet sah und statt unaufhaltsam vorwärts zu dringen, die Aire hinab an verschanzten Bergschluchten vorbeiziehen mußte. Am 6. September ward das Lager hinter Verdun verlegt, wo es einige Tage in grundlosem Schlamme stehen blieb. Bis dahin war das Gefolge des Herzogs von Weimar noch immer aus der fürstlichen Küche versorgt worden; als aber am 11. September die Armee bei dem schrecklichsten Unwetter ihren Weg auf dem Gebirgsrücken fortsetzen mußte, der die Gewässer der Maas und Aire scheidet, begannen sich bald Entbehrungen und Leiden aller Art einzustellen. Goethe zeigte sich in dieser Zeit der Drangsale, wie früher in Italien bei Sturmesgefahr, fortdauernd besonnen, gelassen, überlegend, thätig und hülfsfertig; er sprach seinen Leidensgefährten Muth ein, suchte, wo es nur anging, die heitere Seite ihrer Lage hervorzukehren, und hatte selbst in Stunden der höchsten Bedrängniß noch Geistesfreiheit genug, um einige Augenblicke naturwissenschaftlichen und künstlerischen Betrachtungen nachzuhängen. So, als sie am 12. September Abends, unfern Landres, Grandprée gegenüber, im Angesicht des Feindes campirten, der jeden Moment aus seinen Berg- und

Waldverschanzungen hervorbrechen konnte, dictirte er in seinem vom Regensturme gepeitschten Zelte an Vogel in's gebrochene Papier Einiges über jene Farbenerscheinungen der Quelle und zeichnete nachher die Figuren daneben. Er bewahrte diese Papiere mit ihren Spuren des Regenwetters, das durch die Zeltdecke schlug, noch lange als Denkmal seines leidenschaftlichen Forschungseifers auf. Am 17. bewunderte er auf dem Zuge durch's Aire-Thal die Reitermassen, wie sie zu der angenehmen Landschaft eine reiche Staffage bildeten, und hätte sich einen van der Meulen gewünscht, um diesen Zug zu verewigen.

Es war den Verbündeten durch die Ueberwältigung des bedeutenden Passes le Chesne le Populeux gelungen, Dumouriez aus seiner Stellung zu Grandprée zu verdrängen; er zog sich die Aisne hinan auf die Höhen von St. Ménéhould. Aber neue französische Truppen waren herangerückt unter Kellermann, der sich mit Dumouriez vereinigte, um dessen linken Flügel zu bilden, und eine sehr vortheilhafte Stellung bei Valmy nahm. Hier, wo es am 20. September zu einer furchtbaren Kanonade kam, wandelte Goethe'n die Lust an, zu erfahren, wie es eigentlich mit dem vielbesprochenen Kanonenfieber beschaffen sei. Ganz gelassen ritt er auf eigene Hand in die Regionen, wo die Kugeln herüber spielten, und stellte genaue Betrachtungen an über den Ton der fliegenden Kugeln und das, was in seinem Innern vorging. Der Ton schien ihm wie zusammengesetzt aus dem Brummen des Kreisels, dem Butteln des Wassers und dem Pfeifen eines Vogels. Ihm war es, als befände er sich an einem sehr heißen Orte, und zugleich von derselben Hitze völlig durchdrungen. Die Augen schienen ihm Nichts an ihrer Stärke noch Deutlichkeit zu verlieren, aber es war doch, als hätte die Welt einen gewissen braunröthlichen Ton, der den Zustand so wie die Gegenstände noch apprehensiver machte. Von Bewegung des Blutes konnte er Nichts bemerken, vielmehr schien ihm Alles in jener Glut verschlungen zu sein. Das gefährliche psychologische Experiment lief glücklich ab; aber zu einer Wiederholung desselben hatte er keine Lust.

Der 20. September war ein entschiedener Wendepunkt in der Campagne; am andern Morgen ward es Allen klar, in welch be-

schämender, hoffnungsloser Lage man sich befinde. Man sah sich am Rand eines ungeheuren Amphitheaters aufgestellt, wo jenseits auf Höhen, deren Fuß durch Flüsse, Teiche und Moräste gesichert war, der Feind einen kaum übersehbaren Halbcirkel bildete. Krankheiten, Mangel an Lebensmitteln wuchsen täglich, schlimme Gerüchte über zurückgebliebene Dienerschaft und Habseligkeiten liefen ein, Wind und Regenwetter tobten fort. Am 24. ward der Zustand einigermaßen durch die Nachricht erheitert, daß eine Art von Waffenstillstand, ein Vorpostenfriede geschlossen sei. Unser Dichter benutzte diese bedenkliche Mußezeit nach seiner Weise; er untersuchte eine ihm gebrachte Kanonenkugel, die sich wunderlich genug auf ihrer ganzen Oberfläche in krystallisirten Pyramiden endigte, und fand, daß es Schwefelkies war, der sich in einer freien Lage mußte gebildet haben. Die Entdeckung führte weiter und es wurden noch mehr dergleichen Schwefeltiese, obwohl kleiner, in Kugel- und Nierenform gefunden. Indem er auf solche Art sich selbst in der Noth und Sorge des Augenblicks aufrecht zu halten wußte, versäumte er auch nicht die Umgebung zu ermuntern. Als eines Abends in dem Zelte des Herzogs die mißliche Lage hin und her besprochen wurde, erzählte er zur Zerstreuung und Ermuthigung aus dem Feldzuge Ludwig's des Heiligen in Aegypten die drangvollsten Begebenheiten, und schloß mit dem Worte, welches mitten im größten Unheil der Graf von Saisons scherzend dem Ritter Joinville zurief: „Senechal, laßt das Hundepack bellen und blöken, bei Gottes-Thron (so pflegte er zu schwören) von diesem Tage sprechen wir noch im Zimmer vor den Damen!"

Am 29. September Abends endlich setzte sich das Heer zum Rückmarsch in Bewegung. Goethe, der sich durch Specialkarten mit der Gegend vertraut gemacht, und durch Gespräche mit Kriegsobersten von dem Stande der Dinge unterrichtet hatte, wußte, daß an keine Rettung zu denken war, sobald es dem Feinde, der links, rechts und im Rücken stand, anzugreifen beliebte. Da dieß aber in den ersten Stunden nicht geschah, so stellte sich seine Ueberzeugung wieder her, daß er noch daheim „vor den Damen" von den überstandenen Qualen erzählen werde. Nachts beschaute er sich, während Alles schlief, mit dem Auge eines Malers lange Zeit die Schlafstätte. Der Mond schien hell durch die beruhigte Luft, nur ein sanfter Zug leichter Wolken war bemerklich, die ganze Umgebung sichtbar und deutlich, fast wie am Tage. Beschienen waren die schlafenden Menschen, die Pferde, vom Futterbedürfniß wach gehalten, darunter viele weiße, die das Licht kräftig wiedergaben; weiße Wagenbedeckungen, selbst die zur Nachtruhe bestimmten weißen Garben, Alles verbreitete Helle und Heiterkeit über die Scene. Goethe meint, das Bild sei eine würdige Aufgabe für den Pinsel des größten Meisters gewesen, zumal, fügen wir hinzu, wenn er auch den Betrachter in dasselbe aufgenommen hätte, der, wo Andere kümmerlich mit der Noth des Augenblicks kämpften, noch die feinsten und edelsten Blüthen des Daseins zu pflücken verstand und fortdauernd an sich bewährte, was er schon als Jüngling gesungen:

Wen du nicht verlässest, Genius,
Wirst ihn heben übern Schlammpfad
Mit den Feuerflügeln;
Wandeln wird er
Wie mit Blumenfüßen
Ueber Deukalion's Fluthschlamm.

In kleinen Tagemärschen war die Armee am 3. October nach Grandprée zurückgelangt. Hier überfiel sie abermals ein grimmiger Regen, der jede Bewegung lähmte. Goethe's Halbchaise, obwohl mit vier Pferden bespannt, konnte kaum in dem aufgeweichten Boden weiterkommen; daher bestieg er, um sie zu erleichtern, den sechsspännigen Küchenwagen, und studirte in Gehler's physikalischem Lexikon. Aber auch dem Küchengespann ging bald die Kraft aus; um so willkommener war das Erscheinen der Reitpferde; Goethe schwang sich auf den ihm bestimmten Schimmel, und so ging es freilich selbstständiger, aber nicht besser, noch schneller fort. Auf das Schloß von Grandprée warf er noch einen Blick der Trauer zurück; denn hier wurden mehrere hundert Kranke der Menschlichkeit des Feindes überlassen. Goethe's Gefährten sagten, dieß sei das einzige Mal gewesen, wo er ein verdrießlich Gesicht gemacht, und sie weder durch Ernst gestärkt, noch durch Scherz erheitert habe.

Am 5. October, der zum Rasttage bestimmt war, erhielt er ein Quartier in Sivry und fand hier, nach so mancherlei Unbilden, die

Häuslichkeit sehr erfreulich. Die Gelegenheit, den idyllisch Homerischen Zustand der dortigen Menschen zu beobachten, ließ er nicht unbenutzt; die Bauart der Häuser, die ganze Einrichtung, das Familienleben, Alles war Gegenstand seiner liebevollsten Aufmerksamkeit. Um so drückender wurden die sich immer häufenden Beschwerden des weitern Rückzuges empfunden. Was ihn am meisten besorgt machte, war, daß er seit Kurzem seinen Wagen vermißte. In traurigster Einbildungskraft sah er seine werthe Halbchaise, ein Geschenk seines Fürsten, im Koth versunken; der Koffer mit Kleidungsstücken, Manuscripten jeder Art und manchem lieben Besitzthum, die Brieftasche mit Geld und bedeutenden Papieren, Alles schien verloren und in die Welt zerstreut. In diesen Sorgen ward am 7. October die Maas überschritten und der Weg nach Verdun eingeschlagen; das Wetter war furchtbarer als je; man lagerte bei Consenvoy. In dem durchnäßten Zelte gab es kein Stroh, kein Brettstück, Nichts als den kalten, feuchten Boden zur Ruhestelle. Goethe beobachtete in solchen Fällen das Verfahren, so lange auf den Füßen zu stehen, bis die Kniee zusammenbrachen; dann setzte er sich auf einen Feldstuhl und verweilte hier hartnäckig, bis er niederzusinken glaubte, wo dann jeder Platz, an dem er sich horizontal ausstrecken konnte, willkommen war. Zwei Tage und zwei Nächte waren auf so traurige Weise hingegangen, als der klägliche Zustand einiger Kranken dem Gesunden zu gute kommen sollte. Der Herzog von Weimar beschloß ein Paar ihm besonders werthe Kranke nach dem nicht fern gelegenen Verdun zu schicken, und auf seine Ermahnung, nahm Goethe einen Platz in ihrem Wagen ein, ohne daß er etwas von Apprehension vor dem ansteckenden Uebel gewußt hätte; denn sobald sich große Gefahr nahte, kam ihm ein blinder Fatalismus zu Hülfe. Mitten in der traurigen Lazarethfahrt begegnete ihm etwas sehr Erwünschtes. Sie holten ein Gefährt ein und erkannten in dem Führer den Diener Goethes und in dem Wagen seine ersehnte Halbchaise; Koffer, Portefeuille und alles Uebrige fand sich unversehrt wieder. So gelangte er ziemlich erheiterten Muthes nach Verdun, wo ohne viel Umstände in einem ansehnlichen Hause Quartier genommen ward.

Allein ihnen sollte nur eine kurze Ruhe gegönnt sein; denn

der Commandant der Festung ließ sagen, sie möchten ja morgen früh um drei Uhr aus der Stadt zu kommen suchen. Mit Staunen und Schrecken vernahmen sie die Botschaft; sie begannen zu ahnen, daß von den Verbündeten selbst Verdun preisgegeben war. So bewegten sie sich denn am 11. October in aller Frühe, mit ihren beiden Gefährten in eine lange Colonne von Krankenwagen eingeschaltet, im Leichenschritt gegen Estain zu. Bei der geringsten Stockung waren sie in Gefahr, in die Seitengräben der schmalen Straße geworfen zu werden. Auf Wiesen, Feldern und Angern umher sah man todte Pferde liegen, zum Theil abgedeckt und die fleischigen Theile ausgeschnitten, als traurige Zeichen des allgemeinen Mangels. Zu Estain stellte sich in Straßen und auf Plätzen das sinnverwirrende Gewimmel des Rückzuges zur höchsten Höhe gesteigert dar. Der escortirende Husar, den der Herzog Goethe'n und seinen Gefährten mitgegeben, ein gewandter und durchtriebener Bursche, ließ vor einem wohlgebauten Hause des Marktes halten. Das ehrerbietige Wesen, womit unser Dichter von den Hausbesitzern aufgenommen ward, erklärte sich ihm bald. Einige Bauersleute drangen in sein Zimmer, warfen sich heulend und schreiend ihm zu Füßen und klagten mit der vollen Beredtsamkeit des Schmerzes, daß eben ihr schönes Rindvieh von Preußen weggetrieben werde. Indem Goethe sich über den Auftritt staunend besann, flüsterte ihm der leichtfertige Husar in's Ohr: „Verzeihen Sie! ich habe Sie für den Schwager des Königs von Preußen ausgegeben, um gute Bewirthung zu finden." Goethe, obwohl unwillig und überrascht, nahm sich zusammen und überwies die guten Menschen mehr pantomimisch als mit Worten an den verschlagenen Schelm.

Die Fahrt ging weiter über Sebincourt und Longwy, auf immer schlechten Wegen, an widerwärtigen Gräuelbildern vorbei. Umgestürzte Wagen, frischausgeschnittene Pferde, von Büschen schlecht bedeckte, geplünderte und ausgezogene Menschen zeigten sich überall dem scheuen Blicke. Durch den escortirenden Husaren bewogen, der in dieser Gegend brave, wohlhabende Verwandte hatte, machte Goethe einen Umweg über Arlon und ward in dem schönen Städtchen von ansehnlichen und wackern Leuten gar freundlich bewirthet. Die Bewohner der petite Ville stellten sich ihm zu seiner

Verwunderung mit einer gewissen bürgerlichen Würde, mit Freundlichkeit und gutem Benehmen dar, und er mußte sich gestehen, daß die deutschen Kleinstädter, in Gedanken mit ihnen verglichen, ganz absurd erschienen. Auf trefflicher Kunststraße ging es dann am 14. October nach Luxemburg, wo Alles wieder von Blessirten, Kranken und Gesunden überdrängt war.

Hier bezog er, von der übrigen Gesellschaft getrennt, ein hübsches, nach der Hofseite gelegenes, von jedem Geräusch abgeschlossenes Zimmer, das, wie eine Klosterzelle, zu den ruhigsten Betrachtungen einlud. In seiner Einsamkeit schloß er vor Allem seinen Koffer auf und versicherte sich wieder seiner Reise-Habseligkeiten, des Geldes, der Manuscripte. Das Convolut zur Farbenlehre brachte er zuerst in Ordnung, aber ein begonnenes Kriegs- und Reisetagebuch wagte er nicht anzurühren, weil er jeden neuen Anlaß zum Wiederkäuen des Verdrusses und zur Aufregung der Sorgen vermeiden wollte. Sobald er den Fuß vor die Hausthüre setzte, befand er sich wieder im lebendigsten Getümmel, wo das unselige Kriegsnachspiel mit seinen Lazarethen, zerstückten Waffen, herzustellenden Achsen, Rädern und dergleichen aufgeführt ward, wo Schmiede, Wagner und andere Gewerke öffentlich ihr Wesen trieben. Mit großem Interesse betrachtete er das wunderliche Local, das ihn umgab, dieses seltsame an- und übereinander gefügte Kriegsgebäude. Mehrere Tage wandelte er einsam sinnend und denkend in den Labyrinthen der Stadt umher, wo Natur und militärische Architektonik wetteifernd steile Massen gegen einander aufgethürmt und daneben Pflanzenwachsthum, Baumzucht und Lustgebüsch nicht ausgeschlossen haben. Er hätte gar zu gern, wäre nicht alles Zeichnen an und in den Festungen so strenge verpönt gewesen, an diesen sonderbaren Gestalten seine Nachbildungskraft versucht. Auf seinem Stübchen jedoch bemühte er sich, die Bilder, wie sie sich der Einbildungskraft eingeprägt, so gut es gehen wollte, zu Papier zu bringen.

Auf der Fahrt nach Trier, am 22. October, belebte eben ein herrlicher Sonnenblick die Gegend, als er sich dem Monument von Igel näherte. Es glänzte ihm, wie der Leuchtthurm einem nächtlich Schiffenden, entgegen und ließ ihn die ganze Macht des Alterthums durch Contrast empfinden. Es stand da als ein Denkmal, zwar auch

kriegerischer Zeiten, aber doch glücklicher, siegreicher Tage und eines dauernden Wohlbefindens rühriger Menschen in dieser Gegend. In dem Hauptfelde zeigen sich Mann und Frau, von kolossaler Bildung, einander die Hände reichend, durch eine dritte verloschene Figur als eine segnende verbunden. Sie stehen zwischen zwei sehr verzierten Pilastern, die mit übereinander gestellten tanzenden Kindern geschmückt sind. Alle Flächen deuten sodann auf die glücklichsten Familienverhältnisse, zusammenwirkende Verwandte, redliche, genußreiche Thätigkeit. Er verweilte lange, notirte Manches und schied ungern, da er sich nur desto unbehaglicher in seinen eigenen Zuständen fühlte.

Zu Trier kehrte er in sein altes Quartier bei jenem Canonicus zurück und mußte sich, da er von der allgemeinen Krankheit nicht ganz frei geblieben war, eine Zeit lang schonen und pflegen. In diesen ruhigen Stunden nahm er nun zuerst seine Bemerkungen über das Monument zu Igel vor und feierte mit mancherlei Betrachtungen über dasselbe im Stillen den Geburtstag der verehrten Herzogin Amalia, welcher er in Gedanken schon einen gleichen Obelisk widmete, auf seinen sämmtlichen Flächen mit ihren individuellen Schicksalen und Tugenden charakteristisch verziert. Dann recapitulirte und redigirte er seine chromatischen Acten und zeichnete mehrere Figuren zu den Farbentafeln. Ein junger Lehrer, der ihn oft besuchte und ihm verschiedene der neuesten Journale mittheilte (nach Mittheilungen, die ich an Ort und Stelle erhalten, war es Wyttenbach, der nachmalige Director des Trier'schen Gymnasiums), gab Anlaß zu genußreichen Unterhaltungen über ächte und falsche Methoden der Naturbetrachtung. Als Goethe nach ein paar Tagen ausgehen durfte, fand er überall Verdruß und Besorgniß verbreitet. Bürger und Emigrirte jammerten über das Unheil, welches durch die falschen Assignaten über Stadt und Land gekommen war. An der Wirthstafel, wo Uniformen, Farben und Trachten aller Art durcheinander saßen, gab sich der Mißmuth über den unseligen Feldzug hier in kummervollen Mienen, dort in heftigen Aeußerungen kund; man schonte der obersten Leitung nicht, und das Vertrauen, welches man dem berühmten Feldherrn so lange Jahre geschenkt hatte, schien auf immer verloren. Dazu liefen die Nachrichten von Custine's ver-

wegenen und glücklichen Unternehmungen ein. Das große Magazin von Speier war in seine Hände gerathen, er hatte eine Uebergabe von Mainz zu bewirken gewußt; man gab im Gedanken schon Coblenz, Frankfurt auf, und glaubte sich die Rückkehr abgeschnitten; man sah einem grenzenlosen Unheil entgegen.

Mitten in diesen Sorgen und Leiden kam Goethe'n ein verspäteter Brief seiner Mutter zu, worin diese aus Auftrag bei ihm anfragte, ob er eine durch den Tod seines Oheims Textor erledigte Rathsherrnstelle annehmen würde, wenn ihm die goldene Kugel zufiele. Diese Anfrage weckte allerlei freundliche Erinnerungen und Träume seiner Knabenjahre, aber eine bejahende Antwort war ihm aus äußeren und inneren Gründen unmöglich. Wenn ihn schon die bedrohliche Zukunft schreckte, die auch seine Vaterstadt in die schwierigste Lage versetzen mußte, so war es noch mehr die Anhänglichkeit an das Weimarische Fürstenhaus, was ihn zu einer ablehnenden Erklärung bewog. In einem Briefe, den er nach der Heimkehr (unter dem 24. December) an seine Mutter richtete, heißt es darüber: „Bei der unwiderstehlichen Vorliebe, die jeder Wohldenkende für sein Vaterland empfindet, würde es eine schmerzhafte Verleugnung sein, eine Stelle auszuschlagen, die jeder Bürger mit Freuden übernimmt und besonders in der jetzigen Zeit übernehmen soll, wenn nicht auf der andern Seite meine hiesigen Verhältnisse so glücklich, und ich darf wohl sagen über mein Verdienst günstig wären. Des Herzogs Durchlaucht hat mich seit so vielen Jahren mit ausgezeichneter Gnade behandelt, ich bin ihm so viel Dank schuldig geworden, daß es der größte Undank sein würde, meinen Posten in einem Augenblicke zu verlassen, da der Staat treuer Diener am meisten bedarf. Danken Sie also, ich bitte, auf das lebhafteste den würdigen Männern, die so freundschaftliche Gesinnungen gegen mich zeigen; versichern Sie solche meiner aufrichtigsten Erkenntlichkeit und suchen Sie mir ihr Zutrauen für die Zukunft zu erhalten."

Goethe verweilte noch in Trier bis gegen Anfang Novembers. Sein junger Freund, der Lehrer, im Geschichtlichen der Stadt und Umgegend wohl bewandert, begleitete ihn auf Spaziergängen bei leidlichem Wetter, und unterrichtete ihn, wie er es gerade am liebsten hatte, unter freier Bewegung, im Angesicht des Schauplatzes der

Begebenheiten. Zugleich machte er ihn auf Gebäude der verschiedenen Zeiten aufmerksam, wovon ihm das Meiste wohl merkwürdig, aber Weniges dem Geschmack erfreulich war. Von den architektonischen Monumenten früherer Mittelzeit, deren die Stadt wichtige darbietet, besaß Goethe zu wenig Kenntniß; er fand sich durch ihren Anblick eher verwirrt, als aufgeklärt. Die Reste des römischen Amphitheaters erschienen ihm respectabel, allein bei der großen Zerstörung, welche Zeit und Menschen an diesem Gebäude angerichtet, vermochte er Nichts oder Wenig zu entziffern. Ueber die große Brücke, auch noch im Alterthume gegründet, ward er in sehr heiterm Momente geführt, und übersah hier deutlich die Lage der Stadt. Auffallend bleibt es immer, daß ihm das herrliche Römerthor (porta nigra), welches selbst nach dem Anblick der Denkmäler Roms noch imponirt, keine große Aufmerksamkeit abgewonnen zu haben scheint, wenn es gleich damals bis zu einer gewissen Höhe durch Schutt verdeckt und durch Einrichtung zu einer Kirche entstellt war. Seine geringe Theilnahme an der schönen Liebfrauenkirche erklärt sich aus der in Italien geschöpften Abneigung gegen den gothischen Baustyl. Nach der Ankunft des fürstlichen Heerführers am 29. October, der in dem reichen Kloster St. Maximin Quartier nahm, hatte er Gelegenheit, diese Abtei auch im Innern zu bewundern. Er fand ein weitläufiges, wahrhaft fürstliches Gebäude: die Zimmer von bedeutender Größe und Höhe, die Fußböden getäfelt, Sammt, damastene Tapeten, Stuccatur, Vergoldung und Schnitzwerk nicht gespart, und Alles doppelt und dreifach in großen Spiegeln wiederholt. Wahrscheinlich schrieb er damals die Distichen, die in Riemer's Briefen an und von Goethe" (Leipzig, 1846) unter der Ueberschrift „Trier" mitgetheilt sind:

Trierische Hügel beherrschte Dionysos, aber der Bischof
Dionysius trieb ihn und die Seinen herab!
Christlich lagerten sich Bachanten-Schaaren im Thale,
Hinter die Mauern versteckt, üben sie alten Gebrauch.

Den Weg nach Coblenz beschloß Goethe zu Wasser zu machen, obwohl er ungern seine Chaise zurückließ, die man ihm nachzusenden versprach. Er miethete ein einmänniges Boot und trat die Fahrt

in Gesellschaft seines Dieners Paul und eines preußischen Officiers an, den er von früher her kannte. Das Angenehme der ruhigen Fahrt wurde um so mehr gewürdigt, je mühseliger sie mitunter auf dem Landwege Colonnen dahinziehen oder auch stockend verweilen sahen. Die Uferansichten der Mosel zeigten sich in höchst erfreulicher Mannigfaltigkeit. Unfern Trarbach wurden die Reisenden von stockfinsterer Nacht und bald darauf von einem heftigen Sturme überfallen. Die Gefahr war groß, der Schiffmeister verbarg nicht seine Rathlosigkeit, der Officier saß stumm da, Paul zog im Stillen Rock und Stiefel aus, um, wenn sie scheitern sollten, seinen Herrn durch Schwimmen zu retten, Goethe war still in sich gefaßt. So wurden sie in der dicksten Finsterniß, während eine Welle nach der andern über den Kahn schlug, lange hin und her geworfen, bis endlich in der Ferne ein Licht als ein wahrer Hoffnungsstern erschien. Sie steuerten und ruderten kräftig darauf los und landeten glücklich in Trarbach. Ein angesehener Kaufmann, der die Ankunft von Fremden in so tiefer stürmischer Nacht erfuhr, nöthigte sie in sein Haus und bewirthete sie mit dem köstlichsten Moselweine. Seiner freundlichen Einladung, zu bleiben, ungeachtet, fühlte Goethe, nun einmal an unruhige Zustände gewöhnt, sich unaufhaltsam fortgetrieben. Sie schwammen also weiter bis Coblenz hinunter und freuten sich noch ganz am Ende der Fahrt des herrlichen Naturbildes, das Goethe zu den schönsten zählt, die ihm vor Augen gekommen, des Blickes auf die Moselbrücke, Ehrenbreitstein, Coblenz und den Rhein.

Dem Herzog von Weimar war ein schönes Quartier eingeräumt, worin auch Goethe ein Unterkommen fand. Allmälig füllte sich die Stadt, die Armee rückte nach und nach heran, der Heerführer war schon eingetroffen, ebenso der König von Preußen, um den sich viele Generäle sammelten. Goethe aber, das Getümmel meidend, wiederholte sich auf einsamen Spaziergängen die wunderlichen Ereignisse der vergangenen Wochen. Dann legte er sich die chromatischen Bemerkungen zurecht, deren er manche auf der Wasserfahrt und so eben in Coblenz gemacht hatte. Besonders war ihm über die epoptischen Farben ein neuer Gedanke aufgegangen, und er hoffte immer mehr, die physischen Erscheinungen zu verknüpfen und

sie von entfernter verwandten abzusondern. Mit großem Interesse betrachtete er das neue Schloß, das, seitdem er diese Gegend nicht betreten, aus der Erde gewachsen war, und nun einsam, als die allerneueste, wenn auch nicht architektonische, doch politische Ruine dastand; denn der Kurfürst war in der letzten unheildrohenden Zeit auch nach Regensburg abgereist. Goethe's Absicht, nach Ehrenbreitstein hinüberzufahren, ward durch eine zufällige Abhaltung vereitelt; doch stand er lange am Ufer hinüberschauend und gedachte mitten im verwirrenden Wechsel irdischer Ereignisse der schönen friedlichen Stunden, die er dort einstens im Kreise der Frau von La Roche verlebt hatte.

Das Regiment des Herzogs bereitete sich, zur Fortsetzung der Kriegsoperationen auf das rechte Rheinufer hinüber zu ziehen; der Fürst selbst mit seiner ganzen Umgebung sollte folgen. Allein Goethe'n bangte vor jeder Fortsetzung des kriegerischen Zustandes; aus der weiten gewaltsamen Welt sehnte er sich nach einem friedlichen Kreise edel gebildeter Menschen, nach einer mitfühlenden Freundesbrust; und so erbat er sich eiligst Urlaub, miethete sich einen Kahn nach Düsseldorf und empfahl die noch immer zurückbleibende Chaise Coblenzer Freunden, mit der Bitte, sie rheinabwärts zu spediren. Als er sich nun mit seinen Habseligkeiten eingeschifft, und vom getreuen Paul begleitet, auf dem schönen Strome dahingleiten sah, hielt er sich von allem Uebel erlöst und blickte auf die kurz vergangene Zeit, wie auf einen bösen Traum, zurück, von dem er sich so eben erwacht fände. Es war schon finster, als er am folgenden Tage in Düsseldorf landete, und er mußte sich daher mit Laternen nach Pempelfort bringen lassen, wo er nach augenblicklicher Ueberraschung die liebevollste Aufnahme fand *). Ein vielfach hin und her bewegtes Gespräch nahm einen Theil der Nacht hinweg.

Am nächsten Tage war Goethe durch Fragen, Antworten und Erzählen bald eingewohnt; der unglückliche Feldzug gab leider überreichen Stoff zur Unterhaltung. Von diesen traurigen Bildern und

*) Den Empfang schildert Jacobi in seinem auserlesenen Briefwechsel II, 139 f.

den niederbeugenden Betrachtungen, die sich daran knüpften, suchte man sich durch literarische und moralische Verhandlungen zu zerstreuen. Allein hier trat, zu nicht sonderlicher Erbauung der Freunde, die große Veränderung hervor, die mit Goethe in den letzten Jahren vorgegangen war. Jenes sehnsüchtige, hingebungsvolle, nach unbegrenzter Mittheilung begierige Wesen, wodurch er einst so viel Neigung und Liebe aufgeregt, wodurch er auch den Kreis dieser Menschen in früheren Jahren an sich gekettet, war einer gewissen Abgeschlossenheit, einer Befriedigung in sich selbst gewichen, die er vorzüglich dem Aufenthalte in Italien zu danken hatte. An die Stelle so vieler unbestimmten Wünsche und falscher Vorstellungen hatte sich dort die Sehnsucht nach der ächten Kunst und der reine Begriff derselben gesetzt, die er jetzt im stillen Busen bei sich hegte. Der schon daraus hervorgehende Trieb zur Isolirung wurde noch verstärkt durch seine entschiedene Wendung zur Natur und die durchaus eigenthümliche, individuelle Art seiner Naturbetrachtung. Hier fand er weder Meister noch Gesellen, weder Rath noch Ermunterung, und mußte selbst für Alles stehen. Auch den Düsseldorfer Freunden schien sein leidenschaftliches Bestreben in diesem Gebiete auf einem grillenhaften Irrthume zu beruhen; ihrer Meinung nach konnte er etwas Besseres thun und seinem Talent die alte Richtung geben. Es läßt sich denken, wie solche Gesinnungen, die man keineswegs verbarg, sein Gemüth in sich selbst zurückscheuchen mußten, da ihm jene Studien so innig an's Herz gewachsen waren. Nicht minder wiesen ihm seine politischen Ueberzeugungen eine isolirte Stellung an; er konnte die demokratischen Sympathieen, die sich bis in die höheren Stände verbreiteten, nicht theilen, und begriff nicht, wie man so vieles Längsterprobte um eines höchst zweifelhaften Gewinnstes willen opfern mochte. Und endlich meint er, daß auch die eben erlebten Gräuelscenen und Leiden, gegen die er die ganze männliche Kraft seines Innern aufrufen mußte, manches Zarte und Herzliche in ihm abgestumpft oder erstickt haben könnten. Zu allen diesen Punkten, die Goethe selbst hervorhebt, haben wir noch jene feindselige Stimmung gegen das Christenthum und sein eigenthümliches häusliches Verhältniß hinzuzufügen; beide mußten manchmal dem herzlichen Erguß der Mittheilung ein starres Hinderniß entgegensetzen.

Goethe berichtet selbst, daß er seit der Revolution, um sich von dem wilden Wesen einigermaßen zu zerstreuen, ein wunderbares Werk begonnen hatte, eine Reise von sieben Brüdern verschiedener Art, jeder nach seiner Weise dem Bunde dienend, durchaus abenteuerlich und märchenhaft, verworren, Aussicht und Absicht verbergend, ein Gleichniß des Zustandes jener Zeit. Der Jacobi'sche Cirkel verlangte eine Vorlesung; der Dichter rückte bereitwillig mit seinen Heften hervor, bemerkte aber bald, wie wenig man von dem Gegenstande erbaut war. Er ließ daher seine wandernde Familie in irgend einem Hafen landen und sein weiteres Manuscript auf sich beruhen.

Fragmente dieser Production nebst einem Theile des Planes finden wir jetzt in Goethe's sämmtlichen Werken unter dem Titel „Reise der Söhne Megaprazon's." Der Entwurf stimmt in mehrern Punkten mit den ausgeführten Partieen nicht zusammen; man sieht bei der Vergleichung beider deutlich, daß sich dem Dichter über der Ausarbeitung der Plan vielfach anders gestaltete. Dem Stoffe nach lehnt sich das Ganze an den Pantagruel des Rabelais an; Megaprazon, der Vater der sechs (nicht sieben) Brüder, nennt Pantagruel seinen Urgroßvater; allein die Darstellung weicht in ihrer Durchsichtigkeit, Reinlichkeit und Anmuth von Rabelais und Fischart durchaus ab. Aus dem Pantagruel sind denn auch die Inseln der Papimanen, Papefiguen u. s. w. entlehnt, welche die Brüder aufsuchen sollen, wogegen die Insel der Monarchomanen eine Erfindung Goethe's ist. Eben so kommen die Namen zweier Brüder, Epistemon und Panurg, bereits bei Rabelais vor, zu denen Goethe noch den Euphemon, Alcides, Alciphron und Eutyches hinzufügt. In der Insel der Papefiguen möchte ich nicht mit Düntzer *) eine Darstellung der Demokratie sehen; Goethe dachte zu ungünstig von dieser, um sie unter einem so vortheilhaften Bilde vorführen zu können; mir scheint jene Insel den geraden Gegensatz zu der der Papimanen zu bilden. Veranschaulicht letztere das hierarchische Staaten-

*) S. dessen umsichtige Abhandlung „Studien zu Goethe's Werken" in dem Archiv für das Studium neuerer Sprachen und Literaturen von Herrig und Viehoff. Jahrg. 1848, Heft VI, S. 249 ff.

wesen, das allmälig jeden frischen Lebenskeim ersticken muß, so stellt jene die unter dem Einflusse des Protestantismus von der Hierarchie emancipirten Staaten dar, worin sich eben in Folge dieser Emancipation Betriebsamkeit, Wohlstand und rühriges Leben entwickelt hat. In Betreff der Insel der Monarchomanen möchte Rosenkranz*) gegen Düntzer Recht haben, wenn er darin geradezu ein Bild des damaligen Frankreichs sieht; der Vulkan, der auf dieser Insel ausbricht und die steile Uferküste (die Aristokratie) losreißt und nach Norden zu im Meere herumtreibt, deutet nebst Anderm zu klar auf die französische Revolution hin.

Schon aus den erhaltenen Bruchstücken leuchtet genugsam ein, wie frei und hoch über den Parteien stehend der Dichter sich in diesem Werke gezeigt haben würde. In den Selbstbekenntnissen aus späterer Zeit stellt er nicht selten seine politischen Gesinnungen, wie sie sich gleich nach dem Ausbruche der Revolution gestalteten, entschiedener monarchisch und aristokratisch dar, als sie in der That waren. Hier würde man gesehen haben, daß er für die Sünden der Aristokratie und der Höfe eben so wenig blind gewesen, wie für die einer wahnsinnigen Demokratie; am grellsten wäre vermuthlich der Haß gegen Priesterherrschaft hervorgetreten, als eine noch frische Folge seines Aufenthaltes in Italien. Nebenbei würde er eine Menge besonderer Zeitgebrechen und Thorheiten, die freilich in der allgemeinen Zeitrichtung ihre Quelle hatten, bald ernster, bald scherzender gezüchtigt haben, wie er z. B. in einem Fragmente das Zeitungsfieber, die politische Kannegießerei schildert. Jedenfalls wäre das Werk, wenn es auch als Dichtung seines durchgehend allegorischen Charakters wegen keinen rein poetischen Eindruck gemacht hätte, für die Entwickelungsgeschichte von Goethe's politischen Ansichten von großer Wichtigkeit geworden; und in so fern schon haben wir es zu bedauern, daß dieser feingeschliffene humoristisch-satyrische Zeitspiegel nur ein Bruchstück geblieben ist.

Es war die Schuld der Zuhörer in Pempelfort, daß die Reise der Söhne Megaprazon's bei Seite gelegt ward; in Goethe selbst lag der Grund, warum auch die Vorlesung der Iphigenie, die man

*) Goethe und seine Werke (Königsberg, 1847) S. 297.

ihm eines Abends in die Hand gab, unterbrochen werden mußte. Er fühlte sich dem zarten Sinne des Stückes so völlig entfremdet, daß er es weder selbst vortragen, noch von Anderen anhören konnte. Auf eine noch schlimmere Probe ward er gesetzt, als man nun den Oedipus auf Kolonos herbeibrachte; er hielt nicht hundert Zeilen desselben aus, so unerträglich war die erhabene Heiligkeit dieses Kunstwerkes seinem realistischen, gegen Natur und Welt hingewandten, durch eine schreckliche Campagne verhärteten Sinne. Von dem längst gedruckten Groß-Cophta war gar nicht die Rede; Goethe merkte wohl, daß er durch dieses Stück die Freunde verletzt hatte. Auch von der Metamorphose der Pflanzen hatten sie wenig Kenntniß genommen, und wenn er seine morphologischen Gedanken bis zur kräftigsten Ueberzeugung, wie ihm schien, vorgetragen hatte, so mußte er doch leider bemerken, daß die starre Vorstellungsart, Nichts könne werden, als was schon sei, sich aller Geister bemächtigt habe. Von seinen Beiträgen zur Optik hatte bereits etwas verlautet, und er ließ sich nicht lange bitten, die Gesellschaft mit einigen Phänomenen und Versuchen zu unterhalten; aber sämmtliche Zuhörer hatten das gespaltene Licht eingelernt und wollten Alles auf die Newton'sche Hypothese zurückgeführt wissen.

Goethe würde mit seinen wissenschaftlichen Mittheilungen bessern Eingang gefunden und auch für sich größern Gewinn daraus gezogen haben, wenn ihm nicht, was er selbst einsah, eine eigentlich dialektische und conversirende Gabe wäre versagt gewesen. Wie er auf autodidaktischem, ganz individuellem Wege zu seinen naturwissenschaftlichen Ergebnissen gelangt war, vermochte er sie auch nur auf eigenthümlich dogmatische Weise darzulegen. Stieß er dabei nun auf hartnäckigen Widerstand, so erwachte in ihm der mephistophelische Sinn, und er machte seinem Unmuth durch gewaltsame und muthwillige Paradoxa Luft. Seine Freunde ließen sich dadurch nicht täuschen; sie erkannten, daß, wenn er auch das böse Princip spielte, doch ein guter und treuer Mensch unter der Maske stecke, und nannten ihn wohl einen umgekehrten Heuchler; aber manche ferner Stehende hat er durch diese Erscheinungsart nicht bloß verstimmt, sondern sich zu Feinden gemacht. Wie mit einem Zauberstäbchen jedoch konnte er sogleich alle bösen Geister vertreiben, wenn

er von Italien zu erzählen anfing, wenn er das Land, die Menschen, die Kunstwerke, seine Reiseabenteuer darstellte. Er beschrieb dann, als ob er Alles mit leiblichem Auge vor sich sähe, und das Ganze wimmelte durch und durch von belebender Staffage. An diesen Unterhaltungen nahm auch Herr von Dohm, der ausgezeichnete preußische Staatsmann, Theil, der in jenen Tagen ebenfalls als Gast in Pempelfort verweilte. Er schrieb damals in sein Tagebuch: „Goethe sprach viel und gut; tiefe Blicke über christliche Religion; überall tiefeindringender Scharfsinn mit sehr viel Witz."

Die wenigen einsamen Stunden, welche Goethe'n in dem gastfreien Hause übrig blieben, widmete er im Stillen einer wunderlichen Arbeit. Er hatte während der Campagne, neben dem Tagebuche, poetische Tagesbefehle, satyrische Ordres du jour aufgezeichnet, die er nun durchsehen und redigiren wollte. Allein er bemerkte bald, daß er Manches falsch gesehen und unrichtig beurtheilt hatte; und da es bedenklich schien, solche Papiere irgend einem Zufall auszusetzen, so vernichtete er das ganze Heft in einem Steinkohlenfeuer.

Im benachbarten Düsseldorf wurden häufige Besuche gemacht; auf der Galerie war die gewöhnliche Zusammenkunft mit den dortigen Bekannten. Er fand bei ihnen eine entschiedene Vorliebe für die italienische Schule, wobei man sich gegen die niederländische höchst ungerecht zeigte. Bei dieser Gelegenheit gab sich wieder Goethe's Abneigung gegen Extreme und Einseitigkeiten kund; wie er einst in der Blüthezeit seiner Begeisterung für die deutsche Baukunst im Antikensaal zu Mannheim den Abguß eines Capitäls der Rotonde bewundern konnte, so beschäftigte er sich jetzt, auf dem Höhepunkte seiner Liebe zur italienischen Malerei, höchst theilnehmend mit den Werken der niederländischen Meister, und bekennt, daraus Gewinn für's ganze Leben geschöpft zu haben. Auf der Galerie traf er auch die Brüder des Königs von Frankreich und erinnerte sich, wie er sie unlängst durchnäßt aus dem Lager ziehen gesehen. Emigrirte füllten Düsseldorf, auch vornehme deutsche Flüchtlinge fanden sich ein; das Kriegstheater hatte sich zwischen die Lahn und das Taunusgebirge gezogen. So mußte denn Goethe in den Gesellschaften, in die er gerieth, manchmal Theilnehmer eines hin und her schwankenden,

nicht immer erfreulichen politischen Gespräches sein, und war dabei mit allerlei paradoxen Späßen mitunter aufheiternd, mitunter lästig.

Nach einem Aufenthalte von drei bis vier Wochen *) schied Goethe gegen Anfang Decembers, wie es scheint **), aus dem geistvollen und liebenswürdigen Jacobi'schen Kreise, und fand sich wieder bei schrecklichem Wetter und auf schlechten Straßen, in derselben Gesellschaft, in demselben Gedränge der Emigrirten, wie vor einigen Wochen; denn der ganze Zug der Flüchtlinge ging nach Westphalen hinein, wo Goethe bei der Fürstin Gallitzin einzusprechen gedachte. In Duisburg besuchte er jenen Plessing, mit dem er vor vielen Jahren in ein sentimental-romanhaftes Verhältniß gerathen war ***). Er fand ihn als Professor angestellt und mit antediluvianischen Untersuchungen beschäftigt. Bei dem verdienten Merrem, welcher schöne naturhistorische Kenntnisse besaß, hörte er, wie es in einem Briefe an Jacobi vom 10. December heißt, „einige recht gute Ideen über die Wissenschaft, die ihm so sehr am Herzen lag," und bekam von ihm dessen Werk über die Schlangen geschenkt.

Zu Münster fand er im Hause der Fürstin Gallitzin Alles zur freundlichsten Aufnahme vorbereitet. Er kannte die Hauptglieder des Gesellschaftskreises, in welchen er hier eintrat, schon von früher her †) und richtete sich darnach in seinem Betragen. Die fromme, zart sittliche Atmosphäre, die ihn hier umfing, ließ ihn nicht herb oder unfreundlich sein; vielmehr zeigte er sich milder, als seit langer Zeit, wogegen man sich auf der andern Seite gesellig, klug, und

*) Der Herausgeber des Briefwechsels zwischen Goethe und F. H. Jacobi spricht von einem fünfwöchentlichen Aufenthalte, Jacobi selbst (in seinem auserlesenen Briefwechsel II, 140) von einem dreiwöchentlichen: „Er war nur auf acht Tage gekommen, blieb vierzehn Tage, blieb drei Wochen, und wäre noch eine gute Zeit geblieben, wenn nicht Dumouriez mit Riesenschritten herangerückt wäre."

**) Nach einem Briefe Goethes an Jacobi vom 10. Dezember 1792 fiel der Aufenthalt bei der Fürstin Gallitzin zu Münster in die erste Hälfte des Decembers, wonach in Goethe's „Campagne in Frankreich" (Bd. 25) das Datum „Münster, November 1792" (S. 186) zu berichtigen ist.

***) S. Thl. II dieser Schrift, S. 302 f.

†) S. Thl. II dieser Schrift, S. 460.

keineswegs beschränkend benahm. Als der Jacobi'sche Kreis später von Münster aus erfuhr, wie hold und artig dort Goethe gewesen, und gegen ihn seine Verwunderung aussprach, erwiederte er: „Daß Ihr zu meiner Aufführung in Münster solche sonderbare Gesichter schneidet, daran erkenne ich die losen Weltkinder, die sich scandalisiren, wenn sich unser einer einmal in puris naturalibus seiner angeborenen Tugend sehen läßt, oder nach dem schönen Gleichnisse der Kirchenmutter Lehnchen die rechte Seite der gewirkten Tapete an einem Festtage herauskehrt. Ihr werdet also künftig von Eurem Unglauben und bösen Leumund ablassen, und Gott in seinen Geschöpfen die gebührende Ehre erweisen."

Die ersten Unterhaltungen wandten sich bald auf Hamann, dessen Grab in der Ecke des entlaubten Gartens Goethe'n sogleich in die Augen fiel; die großen Eigenschaften des Verstorbenen gaben zu schönen Betrachtungen Anlaß. Fernern reichen Gesprächstoff bot die Philosophie des gleichfalls schon abgeschiedenen Hemsterhuis, welcher diesem Kreise mit ganzer Seele angehört hatte. Sein Büchlein über das Begehren, der Brief über die Sculptur und seine Erklärung des Schönen wurden mit großem Interesse besprochen, wenn gleich Goethe, nach der eigensinnigen Weise seines Geistes in wissenschaftlichen Dingen, die Fundamente der Hemsterhuisischen Philosophie sich nicht anders anzueignen vermochte, als indem er sie in seine Sprache übertrug. Setzte Hemsterhuis das Schöne in die möglichst große Summe von Vorstellungen, die sich in Einem Momente bequem erblicken und fassen lasse, so mußte Goethe sagen: „Das Schöne sei, wenn wir das gesetzmäßig Lebendige in seiner größten Thätigkeit und Vollkommenheit schauen, wodurch wir, zur Reproduction gereizt, uns gleichfalls lebendig und in höchste Thätigkeit versetzt fühlen."

Hemsterhuis hatte der Fürstin eine vortreffliche Sammlung geschnittener Steine nachgelassen. Aus den Unterhaltungen über diese Kunstkleinodien, diese Blüthe des Heidenthums, die in dem christlichen Hause sorgfältig verwahrt und hochgeschätzt wurde, ging eine gewisse Vereinigung hervor, indem, wie Goethe selbst sagt, jede Verehrung eines würdigen Gegenstandes immer von einem religiösen Gefühl begleitet ist. Doch konnte man sich nicht verbergen, daß die

reinste christliche Religion mit der wahren bildenden Kunst in einem ewigen Zwiespalt sich befinde, indem jene sich von der Sinnlichkeit zu entfernen strebt, während diese das sinnliche Element als ihren eigentlichsten Wirkungskreis anerkennt und darin beharren muß. In diesem Geiste schrieb Goethe zu Münster aus dem Stegreif das Gedicht „Der neue Amor."

Amor, nicht aber das Kind, der Jüngling, der Psychen verführte, erscheint hier als Personification der Sinnlichkeit, Venus Urania als die Vertreterin der höheren, geistigen Liebe. Aus Beider Vermählung entsteht „der neue Amor," der „die Liebe der Kunst" repräsentirt. So drückt also das Gedicht bildlich dasselbe aus, was auch die Aesthetiker sagen, daß die Liebe zur Kunst, die Freude an Kunstwerken, wie der Kunsttrieb überhaupt *sinnlich-geistiger* Art, aus einem sinnlichen und einem geistigen Elemente zusammengesetzt sei. Goethe hat mit diesem Gedichte den Mythus von Amor erweitert, aber ganz im Geiste der Alten, die auch nicht immer unter Eros und Amor den Gott der Liebe im beschränkten Sinne verstanden.

Schien man mit diesem allegorischen Glaubensbekenntnisse nicht ganz unzufrieden, so fanden dagegen seine naturwissenschaftlichen Vorträge, zu denen er sich durch den verehrungswürdigen von Fürstenberg verlocken ließ, eben so wenig, als in Pempelfort, den erwünschten Anklang. Glücklicher war er in Unterhaltung größerer Gesellschaften durch Schilderung italienischer Sitten und Zustände. Da er sich in einem frommen katholischen Cirkel, unter würdigen geistlichen Männern, unter heranstrebenden, vielversprechenden Jünglingen sah, so wählte er unaufgefordert die römischen Kirchenfeste, Charwoche und Ostern, Frohnleichnam und Peter und Paul, und sodann zu erheiternder Abwechselung die Pferdeweihe. Alle diese öffentlichen Vorgänge hatte er sich mit ihren sämmtlichen charakteristischen Einzelnheiten um so vollkommener gegenwärtig erhalten, als er mit dem Gedanken umging, ein „*Römisches Jahr*," den Cyclus der geistlichen und weltlichen Feste Roms, zu beschreiben. Seine frommen Zuhörer waren auch mit den mündlich vorgeführten Bildern eben so zufrieden, als die Weltkinder mit seiner schriftlichen Darstel-

lung des Carnevals; ja Einer erkundigte sich sogar im Stillen, ob Goethe denn wirklich katholisch sei.

Im engern Kreise kehrte man immer gern zu den geschnittenen Steinen zurück. War hierbei nun Goethe's Aufmerksamkeit auf das Poetische, die Motive, auf Composition und Darstellung überhaupt gerichtet, so stellten die Freunde noch ganz andere Betrachtungen an und lenkten ihn dadurch in eine neue Bahn hinein. Sie achteten auf die Verschiedenheit der Steinarten, auf Ausführlichkeit und Flüchtigkeit der Arbeit, besonders auf die Politur vertiefter Stellen und machten daraus Schlüsse auf frühere oder spätere Epochen der Entstehung. Goethe fühlte sich durch diese Bestrebungen lebhaft angesprochen, und als er einst die Kürze der Zeit bedauerte, die ihm nicht gestattete, Augen und innern Sinn auch auf solche Bedingungen kräftiger zu richten, erklärte sich die Fürstin gern bereit, ihm die ganze Sammlung zu gründlichen Studien mitzugeben. Goethe lehnte das Anerbieten mit der freundlichsten Dankbarkeit ab; es schien ihm zu bedenklich, sich in solcher Zeit zum Bewahrer eines solchen Schatzes zu machen, zumal da es schwer war, nach jedesmaligem Vorzeigen zu bemerken, ob etwas fehle. Allein beim Abschied erneuerte die Fürstin dringender ihren Antrag und erklärte ihm zuletzt, warum sie die Annahme desselben fordere. Es war ihr abgerathen worden, Goethe'n dieses Besitzthum anzuvertrauen, worauf sie erwiedert hatte: „Glaubt Ihr denn nicht, daß der Begriff, den ich von ihm habe, mir lieber sei, als diese Steine? Sollt' ich die Meinung von ihm verlieren, so mag dieser Schatz auch hinterdrein gehen!"

So nahm denn Goethe bei seinem Aufbruch aus Münster die leicht transportabeln Kleinodien mit, und ward von der Fürstin noch bis zur nächsten Station begleitet. Unterwegs kamen abermals die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens zur Sprache; er wiederholte ruhig und mild sein Credo, sie verharrte bei dem ihrigen, und so trennten sie sich mit den herzlichsten Segenswünschen. Auf der weitern Fahrt kam es ihm sehr zu Statten, daß er durch die Fürsorge der Freundin sich überall mittelst Laufzettel angemeldet und empfohlen fand; denn noch immer stürmte die Schaar der Ausgewanderten vor und hinter ihm her. Winternacht, ungebahnter Weg, Heidegebüsch, Sand und Moor erschwerten unsäglich die Reise; einmal fand sich sogar der Postillon, mitten in düsterer Nacht, genöthigt, ein Unterkommen in einer einsamen Wohnung zu suchen, deren Lage, Bauart und Bewohner schon beim hellsten Sonnenschein hätten Schauder erregen können. Desto lebhafter traten, als Goethe am folgenden Abend spät in das mit hundert und aber hundert Lampen erleuchtete Cassel einfuhr, alle Vortheile eines bürgerlich städtischen Zusammenseins vor seine Seele. Um die Hälfte des Decembers endlich traf er nach Mitternacht in dem geliebten Weimar wieder ein. Seine Ankunft gab, wie er nur allzu lakonisch berichtet, zu einer Familienscene Anlaß, „welche wohl in irgend einem Roman die tiefste Finsterniß erhellen und erheitern würde."

Neuntes Capitel.

Zusammenwirken mit Meyer. Der Bürgergeneral. Goethe's politische Gesinnungen. Reineke Fuchs. Reise zur Blocade von Mainz. Abstecher nach Heidelberg. Aufenthalt in Frankfurt. Chromatische Arbeiten. Die Aufgeregten. Das Weimarische Theater.

Während Goethe's Abwesenheit hatte der Herzog den Neubau seines Hauses am Frauenplan besorgen lassen. Er fand es nur aus dem Rohesten eingerichtet und bloß theilweise bewohnbar, so daß ihm die Freude nicht versagt war, bei dem innern Ausbau noch mit- und einzuwirken. Die Seinigen waren munter und gesund; die liebe „Kleine" erwies sich, wie er an Jacobi meldete, im Hauswesen gar sorgfältig und thätig; das hübsche Knäbchen wuchs fröhlich heran. Was ihm jetzt seinen stillen häuslichen Kreis noch werther machte, war die Bereicherung desselben durch Heinrich Meyer, welcher fortan als Freund und Hausgenosse, als Künstler, Kunstkenner und Mitarbeiter ihm zur Seite blieb. Nach der Rückkehr aus Italien hatte Goethe nicht geruht, bis er ihm vom Herzoge eine

Geldunterstützung ausgewirkt, die er noch ein paar Jahre in Italien genießen sollte, um dann in der Nähe des Weimarischen Kreises mit einer zulänglichen Pension zu leben *). Goethe rechnete auf seine Theilnahme „an allem Belehrenden und an allem Wirksamen;" besonders aber wünschte er seine Unterstützung, um auf einen Kanon männlicher und weiblicher Proportion loszuarbeiten, die Abweichungen zu erforschen, wodurch Charaktere entstehen, das anatomische Gebäude näher zu studiren und die schönen Formen, welche die äußere Vollendung sind, zu suchen **). Im laufenden Winter war er Goethe'n auch bei seinen optischen Studien behülflich und versuchte seine chromatischen Ideen zur Anwendung zu bringen. „Ich lasse Dir die Zeichnungen copiren," schrieb Goethe an Jacobi am 1. Februar 1793, „in denen Meyer meine Farben-Speculationen in Praxin zu setzen anfing." Es waren verschiedene Compositionen, wo man die Farben theils in einer Reihe, theils im Gegensatz zu Prüfung und Beurtheilung aufgestellt sah ***). So kehrte Goethe, nachdem er in der letzten Zeit die Farben genugsam in allerlei Naturerscheinungen beobachtet hatte, wieder zum Studium ihrer Kunstharmonie zurück, um deren Auffindung es ihm ursprünglich zu thun gewesen war.

Zugleich wandten sich aber die Kunstbetrachtungen der beiden Freunde nach einer andern Seite hin. Die von Münster mitgebrachten Gemmen erwiesen sich bei näherer Prüfung, wo nicht alle, doch größten Theils, als ächt antike Kunstdenkmale, und zwar fanden sich mehrere darunter, die zu den vorzüglichsten Arbeiten ihrer Art gerechnet werden durften. Sie gaben während des Winters dem geistreichen Cirkel, der sich um die Herzogin Amalia zu vereinigen pflegte, eine treffliche Unterhaltung. Um Genuß und Aufbewahrung der anvertrauten Sammlung zu erleichtern und zu sichern, hatte Goethe zwei zierliche Ringkästchen machen lassen, worin die Steine

*) S. Briefe von und an Goethe, herausgegeben v. Riemer (Leipzig, 1846) S. 7 f.

**) Ebendaselbst, S. 9.

***) Böttiger erwähnt in seinem handschriftlichen Nachlasse schon unter dem 17. Februar 1792 eines Gemäldes von Meyer, dessen Colorit nach Goethe's prismatischen Versuchen eingerichtet war.

mit einem Blick übersehbar neben einander standen, so daß irgend eine Lücke sogleich bemerkt werden mußte. Sodann waren Schwefel- und Gypsabgüsse in Mehrzahl angefertigt worden, die man durch stark vergrößernde Linsen der Betrachtung unterwarf und mit vorhandenen Abdrücken älterer Sammlungen verglich. Auf diese Weise legte damals der Weimarische Kreis einen tüchtigen Grund zu dem Studium der geschnittenen Steine. Goethe behielt noch mehrere Jahre die köstliche Sammlung in seinen Händen, bis sie wieder an die fürstliche Freundin und hierauf an den Grafen Fr. L. v. Stolberg gelangte, nach dessen Hinscheiden sie endlich in den Besitz des Königs der Niederlande überging und anderen verwandten Schätzen zugefügt ward.

Diesen Studien bildender Kunst ging die Sorge für's Theater zur Seite, welches Goethe fortdauernd, mit gelinden Mitteln und ohne vielverheißende Anstalten, auf eine höhere Stufe zu erheben suchte. Er gedachte nun auch als dramatischer Schriftsteller für dasselbe förderlich zu sein; allein dießmal ward sein Bemühen durch die unglückliche Wahl des Stoffes vereitelt. Ging sein Götz zu sehr in's Breite und Weite, um bühnengerecht zu sein, und waren Iphigenie und Tasso zu sehr dem tiefen, innern Sinne gewidmet, um bei der äußern Erscheinung auf dem Theater kräftig einzudringen, so hatte er sich nun eine gewisse mittlere Technik eingeübt, womit er etwas Erfreuliches der Bühne hätte bieten können, wäre nur nicht der von ihm ergriffene, oder vielmehr der ihm durch seinen Entwickelungsgang aufgedrungene Gegenstand, für seine Zeitgenossen von so viel Bänglichem und Apprehensivem begleitet gewesen. Den geringen Erfolg seines Groß-Cophta hatte er sich nicht zur Lehre dienen lassen, er brachte abermals ein Bild der tief aufgewühlten Zeit, ein politisches Gemälde, auf die Bühne; wie dort die Halsbandgeschichte als düstere Vorbedeutung, so regte ihn nunmehr die Revolution selbst als gräßlichste Erfüllung zu einem — Lustspiele, dem Bürgergeneral, an. Während er mit Entsetzen den herrlichsten Thron gestürzt, eine große Nation aus allen ihren Fugen gerückt, ja die Ordnung und den Frieden einer halben Welt bedroht sah, mußte er mit Aerger und Besorgniß wahrnehmen, wie im eigenen Vaterlande vorzügliche Personen sich halb ernst, halb spielend mit Gesinnungen

unterhielten, die auch uns ähnliche Schicksale vorbereiten konnten, indessen eigensüchtige, schlechte Menschen Unmuth zu erregen und auszubeuten strebten. Gegen diese verstimmenden und beunruhigenden Eindrücke suchte er, nach seiner Weise, Hülfe bei der Poesie und bemühte sich, dem Gefährlichen die heitere Seite abzugewinnen. Zufällig war vor Kurzem ein Schauspieler, Namens Beck, zur Gesellschaft getreten, welcher den Schnaps in den beiden Billets nach Florian mit individueller Trefflichkeit spielte, indem selbst seine Fehler ihm dabei zu Statten kamen. Da ihm nun diese Maske so wohl anstand, so ward eine Fortsetzung des Stückes, der Stammbaum betitelt, welche Anton Wall unter dem Namen Heine geschrieben, gleichfalls auf die Weimarische Bühne gebracht; und so vertiefte sich Goethe über dem Proben und Aufführen dieser Kleinigkeiten so sehr in die närrische Figur des Schnaps, daß ihn die Lust ergriff, sie in einer zweiten Fortsetzung nochmals zu produciren *). Auf die Idee, den Schnaps als Bürgergeneral in der „Uniform der Freiheit" auftreten zu lassen, führte ihn wieder der Zufall. Sein Bedienter Paul hatte während der Campagne in Frankreich an der Grenze ein Mantelsäckchen aufgerafft, worin die im Lustspiele vorkommenden Kleidungsstücke enthalten waren. Dieses authentische Costüm spielte, zu nicht geringem Vergnügen der Schauspieler, jedesmal mit, so oft das Stück in Weimar gegeben ward **).

Die Rolle des dreisten Großsprechers und Freiheitsapostels Schnaps, dem es zunächst um ein gutes Frühstück zu thun ist, sprudelt allenthalben von köstlicher Satire und Ironie. Eben so glücklich ist die Figur des alten behaglichen Märten, des neugierigen politischen Kannegießers, behandelt, der sich von Schnaps um einen fetten

*) In den Gesprächen mit Eckermann (II, 58) sagt Goethe, er habe den Bürgergeneral in acht Tagen dictirt. An Herder schrieb er den 7. Juni 1793: „Die kleinen Productionen haben den Vortheil, daß sie fast eben so geschwind geschrieben als erfunden sind. Von dem Moment, in dem ich die erste Idee hatte, waren keine drei Tage verstrichen, so war es fertig. Ich hoffe, es soll mich weder ästhetisch noch politisch reuen, meiner Laune nachgegeben zu haben."

**) S. Gespräche mit Eckermann II, 48. Vgl. Goethe's Werke, Bd. 25, S. 215.

Milchtopf, Brod und Zucker prellen läßt. In dieser Rolle erwies sich der oben erwähnte Malcolmi unübertrefflich und wetteiferte mit Beck in wahrer, natürlicher Darstellung. In Röse und Görge spricht sich das innige Gefühl des friedlich-häuslichen Glückes aus, von dem unser Dichter selbst um diese Zeit so tief durchdrungen war. Dem Edelmanne hat er die Lehren in den Mund gelegt, zu denen er sich auch im Leben bekannte: „Kinder, liebt Euch, bestellt Euren Acker wohl und haltet gut Haus. — Euch, Alter (zu Märten), soll es zum Lobe gereichen, wenn Ihr Euch auf die hiesige Landesart und auf die Witterung versteht, und Euer Säen und Ernten darnach einrichtet. Fremde Länder laßt für sich sorgen, und den politischen Himmel betrachtet allenfalls einmal Sonn- und Festtags. — Bei sich fange Jeder an, und er wird viel zu thun finden. Er benutze die friedliche Zeit, die uns gegönnt ist; er schaffe sich und den Seinigen einen rechtmäßigen Vortheil, so wird er dem Ganzen Vortheil bringen." In der Rolle des Richters endlich gibt der Dichter den Behörden einen guten Rath, welche oft „durch unzeitige Gebote, unzeitige Strafen erst das Uebel hervorbringen," dem sie steuern wollen. — Die Anlage des Stückes ist einfach, der Dialog sehr bewegt und lebendig; in den meisten Scenen folgt er Schlag auf Schlag und ist stellenweise beinahe zu sehr coupirt.

Trotz seiner Vorzüge brachte das Stück, wie Goethe selbst berichtet, „die widerwärtigste Wirkung, selbst bei Gönnern und Freunden, hervor;" die Ereignisse, von denen hier ein Abbild vorgeführt wurde, standen zu nah und gefahrdrohend da, um einen heitern Eindruck aufkommen zu lassen; der Parteigeist war selbst mitten im Vaterlande zu mächtig angeregt, um einen rein ästhetischen Genuß zu gestatten. Indessen muß das Lustspiel in Weimar doch nicht so übel aufgenommen worden sein, als die obigen Worte von Goethe glauben lassen. „Es war zu seiner Zeit ein sehr gutes Stück," sagte er im Jahre 1828 zu Eckermann, „und es hat uns manchen heitern Abend gemacht." Auch Jacobi, dem er es bereits im Mai 1793 übersandte, erklärte sich lobend darüber, worauf Goethe am 7. Juni erwiederte: „Der Beifall, den Du meinem Bürgergeneral gibst, ist mir viel werth. So ein alter Practicus ich bin, weiß ich doch nicht

immer, was ich mache; und dießmal besonders war es ein gefährliches Unternehmen. Bei der Vorstellung *) nimmt sich das Stückchen sehr gut aus."

Was aber auch das Publicum von seinen neuen, unter dem Einflusse der politischen Ereignisse entstandenen Poesieen urtheilen mochte, ihm waren diese „Nachbildungen des Zeitsinnes" ein Bedürfniß, ein Mittel, um den Anblick der Weltbegebenheiten, die sich nun einmal nicht ignoriren ließen, wenigstens erträglich zu machen. Befand er sich auch jetzt wieder weit vom Schauplatze des Unheils, so fühlte er sich doch fortdauernd schwer gedrückt. „Die Welt," erzählt er selbst, „erschien mir blutiger und blutdürstiger als jemals. Ein König wird auf Tod und Leben angeklagt; da kommen Gedanken in Umlauf, Verhältnisse zur Sprache, welche für ewig zu beschwichtigen sich das Königthum vor Jahrhunderten kräftig eingesetzt hatte. Aber auch aus diesem gräßlichen Unheil suchte ich mich zu retten, indem ich die ganze Welt für nichtswürdig erklärte, wobei mir denn durch besondere Fügung Reineke Fuchs in die Hände kam. Hatte ich mich bisher an Straßen-, Markt- und Pöbel-Auftritten bis zum Abscheu übersättigen müssen, so war es nun wirklich erheiternd, in den Hof- und Regentenspiegel zu blicken; denn wenn auch hier das Menschengeschlecht sich in seiner ungeheuchelten Thierheit beträgt, so geht doch Alles, wo nicht musterhaft, doch heiter zu, und nirgends fühlt sich der gute Humor gestört. Um aber das köstliche Werk recht innig zu genießen, begann ich alsobald eine treue Nachbildung."

Ueber das Bekenntniß, das hier Goethe ablegt, haben sich Viele wahrhaft entsetzt; Gelzer nennt es „eine der Aeußerungen, von denen man sich rasch wegwende, weil sie aus einer trüben, ungöttlichen Stelle des Menschenherzens wie ein beengender Qualm aufsteigen, an die diabolische Natur des Mephistopheles erinnernd." Gervinus findet es im höchsten Grade beleidigend, daß Goethe von

*) Also nicht erst „gegen Ende 1793," wie es in den Annalen heißt, ward das Stück zuerst in Weimar gegeben. Vergl. den Anhang zum Briefe an Jacobi vom 7. Juli 1793: „Den Bürgergeneral habe ich vor meiner Abreise in Weimar spielen lassen; er nimmt sich sehr gut aus."

Reineke eine solche Anwendung machen konnte, daß er „den unschuldigen Humor einer simpeln Zeit, die im Grunde das intrigante Wesen, das hier geschildert wird, erst im Werden sah, an eine Zeit halten konnte, die sich vom Uebermaß desselben zu befreien suchte, daß er mit lächelnder Behaglichkeit die schrecklichen Uebel der Gesellschaft beleuchtete, die keine bitterste Invective, keine satirischen Geißelhiebe, die nur die blutigen Streiche des Aufruhrs noch zu heilen vermochten." Ueberhaupt ist die Stellung, die unser Dichter den großen Zeitereignissen, und besonders den damaligen gegenüber einnahm, Gegenstand so vielseitiger und heftiger Angriffe gewesen, er ist so oft als theilnahmlos, egoistisch, aristokratisch vornehm verschrieen worden, daß wir eine nähere Betrachtung dieser Seite seines Wesens nicht ablehnen können. Doch gehen wir auch hier nicht sowohl auf eine Rechtfertigung oder Entschuldigung, als vielmehr auf eine Erklärung aus, wie sich unter den gegebenen inneren und äußeren Bedingungen eine solche Gesinnungsweise entwickeln mußte.

Von seiner Mutter hatte Goethe eine Scheu vor allen gewaltsamen Eindrücken, von seinem Vater eine Abneigung gegen Unordnung und Willkür geerbt. Es war nur halb im Scherz gesagt, was er einst bei der Belagerung von Mainz äußerte: „In meiner Natur liegt es nun einmal, ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen, als Unordnung ertragen" *). In patricischen Kreisen aufgewachsen, hatte er früh eine gewisse Achtung und Vorliebe für Amts-, Vermögens- und Geburts-Aristokratie eingesogen. Als Sohn einer freien Reichsstadt, die sich dem Gesammtvaterlande gegenüber ziemlich exclusiv verhielt, fand er in seiner ersten Jugend wenig Nahrung für einen umfassendern Patriotismus. Seine isolirte Erziehungsweise, die Erfahrungen, die er bei seinem kurzen Besuche der öffentlichen Schule machte, bestärkten in ihm eine Apprehension gegen die unteren Volksklassen. Könige und Fürsten dagegen stellten sich dem phantasiereichen Knaben und Jünglinge, wie dieß bei geborenen Dichtern ganz besonders der Fall ist, in einem idealischen Glanze dar; und diese Ansicht verließ ihn selbst nicht, als er schon der ver-

*) Goethe's Werke, Bd. 25, S. 258.

trauteste Freund eines Fürsten geworden war und das Hofwesen in der Nähe angeschaut hatte. „Was der treue cameralische Oculist," schrieb er am 17. October 1779 an Lavater, „mit dem Bruder Herzog will, verstehe ich außer dem Zusammenhange nicht. Wenn's so ist, wie ich vermuthe, mag er's immer noch ein paar Jahrhunderte aufschieben, und es soll auch dann, will's Gott, nicht passen. Es ist nur, seit man den Katzen weiß gemacht, die Löwen gehörten in ihr Geschlecht, daß sich jeder ehrliche Hauskater zutraut, er könne und dürfe Löwen und Pardeln die Tatze reichen und sich brüderlich mit ihnen herumfielen, die doch ein- für allemal von Gott zu einer andern Art Thiere gebildet sind." Nachdem ihn sein fürstlicher Freund zu höheren Staatsämtern herangezogen hatte, war er Zeuge und Theilnehmer so manches redlichen Bemühens gewesen, Glück, Wohlstand und Bildung unter allen Classen und Ständen zu verbreiten; und wie in dem Weimarischen Ländchen, so sah er auch in anderen deutschen Staaten ein ernstes Fortstreben zum Bessern. Wie hätte er nun ein Herz für die französische Revolution fassen können, welche auf die gewaltsamste Weise alle Bande der gesellschaftlichen Ordnung aufhob, die wilden Leidenschaften der Menschen, die rohe Gier der Massen entfesselte, durch Erschütterung und Umsturz der Throne die sicherste Bürgschaft der Ruhe zu zerstören und stille Geistesbildung, gesetzmäßigen Fortschritt auf lange Zeiten zurückzudrängen schien?

Erwägt man nun ferner noch, wie er aus Italien mit überreichem Stoff für ein jahrelanges Forschen, Betrachten und Bilden heimgekehrt war, der ihn sehnlichst Frieden und Ruhe mußte wünschen lassen, wie er dort sich in das Kunststudium vertieft hatte, welches den Menschen stille macht und in sich zurückführt, wie er in der letzten Zeit sich der Betrachtung der Natur mit immer größerer Innigkeit hingegeben und dadurch den Sinn für Gesetzlichkeit und organische Entwickelung geschärft, wie er seit der Rückkunft aus Italien die Reize des häuslichen Glückes kennen gelernt hatte: so begreift man wohl, daß die französische Staatsumwälzung für ihn eine grauenerregende Erscheinung sein mußte. Am liebsten hätte er sie gänzlich abgelehnt und sich gegen alle Politik in seiner wissenschaftlichen und künstlerischen Werkstätte hermetisch abgeschlossen;

aber der Vulkan dehnte seinen Erschütterungskreis zu weit aus, die Lavaströme wälzten sich schon verderbendrohend heran, Weimar's politische Verhältnisse wurden schon davon afficirt, persönlichen Einfluß empfand der Herzog als Chef eines preußischen Regiments, und mit ihm Goethe und viele seiner Freunde; flüchtige Vorläufer der ausgetriebenen westlichen Nachbarn erschienen schon in diesem Winter in Weimar; selbst die Gesinnungen, welche den Ausbruch in Frankreich hervorgerufen hatten, verbreiteten sich schon in Deutschland wie eine unaufhaltsame Epidemie, in die innersten Familienkreise schlich sich Parteisinn und Zwiespalt ein, alle Gespräche in Gesellschaftscirkeln drehten sich um die Zeitinteressen, für Kunst und Wissenschaft blieb kaum ein Plätzchen in der Theilnahme des Publicums übrig.

War es nun unmöglich, sich den heftigen Zeitströmungen, welche in die zurückgezogensten Buchten drangen, zu entziehen, so blieb ihm Nichts übrig, als ihnen die Thatkraft seines Geistes entgegenzusetzen. Er mußte den Versuch machen, ob er nicht die gewaltsam auf ihn eindringenden, sein Gemüth bedrückenden Erscheinungen durch inneres Reagiren, durch geistiges Verarbeiten unschädlich oder vielleicht selbst fruchtbar machen könnte. Hier befand er sich aber in einem schlimmen Falle. Der freie, große Blick des Historikers war ihm versagt. Schon als Dichter war er geneigt, selbst die größten weltgeschichtlichen Ereignisse auf kleine Ursachen, die umfassensten Völkerschicksale auf individuelle Triebfedern zurückzuführen. Als praktischer Staatsmann vollends, als Vertrauter von hochgestellten Männern, die in den innersten Gang der öffentlichen Angelegenheiten zu blicken Gelegenheit hatten, oder ihn zu leiten berufen waren, als feiner Beobachter des Weltlaufs hatte er sich immer mehr überzeugt, an wie zarten Fädchen die größten Revolutionen hangen können. Dieß erschwerte ihm eine höhere, freiere Betrachtung der Geschichte; und wenn der ächte Historiker die französische Revolution bald mit Forster für einen „Act des Weltschicksals" erklären mußte, so sah Goethe darin Zufall, Willkür, individuelle Leidenschaft vorherrschen. Gestattete schon diese Anschauungsweise nicht, daß er als Geschichtschreiber eine würdige, ihn selbst hebende und kräftigende Stellung den Zeitbegebenheiten gegenüber eingenommen hätte,

so machte eine fast ängstliche Discretion es ihm auch unmöglich, eine pragmatische Geschichte der Zeit in seinem Sinne zu schreiben. „Ich würde," so heißt es in einem Briefe an Jacobi vom 7. Juli 1793, „auch in historicis Etwas zu thun, wenn dieß nicht das undankbarste und gefährlichste Fach wäre;" und an einer andern Stelle: „Wenn Mama (Frau Jacobi) auch nach meiner treuen Relation das Geschehene (die Belagerung von Mainz) nicht begreifen kann, so gereicht es ihr zur Ehre; denn es beweist, daß sie ihre Vernunft nicht unter den historischen Glauben gefangen geben will. Ich hatte die ersten Tage meines Hierseins Manches aufzuzeichnen angefangen, ich hörte aber bald auf; meine natürliche Faulheit fand gar manche Entschuldigung. Es gehört dazu mehr Commerage und Kannegießerei, als ich aufbringen kann; und was ist's zuletzt? Alles, was man weiß, und gerade das, worauf Alles ankommt, darf man nicht sagen; und da bleibt's immer eine Art Advocatenarbeit, die sehr gut bezahlt werden müßte, wenn man sie mit einigem Humor unternehmen sollte."

So fand er sich denn, während er in Natur- und Kunststudien nur für Augenblicke einen Becher der Lethe schöpfte, an sein poetisches Talent als den einzigen Talisman gewiesen, um, wie Schiller singt, dem dumpfen Leben zu entfliehen und die Angst des Irdischen von sich zu werfen; er mußte die rohe und rauhe Welt künstlerisch reproduciren, um sie ertragen zu können, mußte „in die Freiheit der Gedanken flüchten, um die Furchterscheinung zu bannen." Allein hier erheben sich erst recht die Vorwürfe gegen unsern Dichter. Warum, fragt man, hielt er nicht der ernsten Zeit ernste Dichtungen entgegen? Warum ließ er nicht, wie Schiller in seinem Wallenstein*), die Poesie mit der Wirklichkeit wetteifern? Warum spiegelte er die große Epoche auf eine so unwürdige Weise wie im Bürgergeneral, in der Nachbildung des Reineke Fuchs ab? Warum stellte er nicht dem schrecklichen Weltdrama eine Reihe ergreifender Tragödien gegenüber? Die Antwort ist schon in Früherm angedeutet. Er

*) S. den Prolog zum Wallenstein:
Und jetzt, an des Jahrhunderts ernstem Ende,
Wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird. u. s. w.

sah in jenen ungeheueren Ereignissen nicht, wie Schiller, „den Kampf gewaltiger Naturen um ein bedeutend Ziel, um der Menschheit große Gegenstände," er sah darin ein verworrenes Getriebe von Willkür und schlechten Leidenschaften, einen Streit um Macht und Einfluß, er gesteht, keine Ahnung gehabt zu haben, was aus dem Umsturz alles Bestehenden Besseres, ja was nur Anderes daraus hervorgehen sollte. Und hätte er auch eine würdigere Ansicht von den Auftritten auf der Lebensbühne gehabt, so war er damals nicht mehr, wie in der Epoche des Götz von Berlichingen, der Mann, um ein, die schneidenden Gegensätze der Welt abspiegelndes Trauerspiel zu dichten. Das Weiche, Zarte seines Wesens, seine „conciliante" Natur hatte sich schon zu sehr entwickelt; er wäre an der ersten wahrhaften Tragödie zu Grunde gegangen. Wie darf man sich da wundern, wie kann man es ihm vorwerfen, wenn er sich auf die komisch-politische Dichtung warf, wenn er, um sich die Welt erträglich zu machen, die heitere Seite an ihr aufsuchte und darstellte? Beklagen mag man es immerhin, daß der große Zeitpunkt den großen Dichter in einer so ungünstigen Gemüthslage fand; aber es zeugt nicht von Unbefangenheit des Urtheils, wenn man ihm diese Seelenverfassung so heftig verweist, wie der verdienstvollste unserer Literarhistoriker gethan.

Von dieser allgemeinern Betrachtung zur Uebersetzung des Reineke Fuchs zurückkehrend, werden wir zunächst durch das Versmaß derselben überrascht. Für die deutsche Sage scheint die antike Form des Hexameters ganz unangemessen. Allein durch diese metrische Einkleidung setzte er den Ton der Dichtung um eine Stufe höher und näherte sie dem Geschmack der gebildeten Welt an, wodurch er späteren, metrisch treuen Uebertragungen die Bahn ebnete. Darin lag ihm ohne Zweifel, wenn auch unbewußt, das Hauptmotiv zur Wahl des Hexameters; nebenbei suchte er sich durch die Uebertragung in der Handhabung dieses Versmaßes zu üben, für welches er in den letzten Jahren eine große Vorliebe gefaßt hatte. Seine eigenen bisherigen Versuche darin (Physiognomische Reisen 1778, der älteste Epigrammen-Cyklus 1782 f., die Distichen aus den Jahren 1784 und 1785, die Römischen Elegieen und Venetianischen Epigramme und vereinzelte Distichen aus den Jahren 1790 und 1791)

genügten ihm eben so wenig, als Klopstock's, Herder's und Wieland's Hexameter, das meiste Vertrauen hatte er zu Voß, der aus Pietät für Klopstock zwar noch mit seinen strengeren Forderungen an die Technik dieses Verses zurückhielt, aber doch schon hier und da merken ließ, daß eine strictere Observanz im Bau desselben möglich und unerläßlich sei. In jüngeren Jahren, meint Goethe, oder unter anderen Verhältnissen wäre er wohl einmal nach Eutin gereist, um hinter das Geheimniß zu kommen; allein schwerlich hätte es ihn sehr gefördert; denn er konnte, wie er auch selbst einsah, nur praktisch sich weiter bilden, und so ergriff er denn die Gelegenheit, „ein paar Tausend Hexameter hinzuschreiben, die bei dem köstlichsten Gehalt selbst einer mangelhaften Technik gute Aufnahme verleihen durften." Man hat sich über den geringen Erfolg seiner Bemühungen gewundert und selbst noch in Hermann und Dorothea die meisten Verse schülerhaft und fehlervoll genannt. Gewiß, nur wenige seiner Verse entsprechen vollkommen der vom antiken Hexameter abgezogenen Theorie, aber dafür sind sie auch durchgehends wohlklingender, leichter, fließender, als die Vossischen Hexameter, und genügen mehr den Forderungen des deutschen Ohrs. Voß und Goethe haben, Jeder das Seinige, gewirkt, die Ausbildung dieser Versart zu fördern. Verschaffte Jener einer strengern Technik überhaupt Achtung, so hielt dieser das Gefühl für die besonderen Gesetze lebendig, die unsere Muttersprache diesem Metrum auferlegt. Erst der neuesten Zeit war es vorbehalten, diesen besonderen Forderungen in der Theorie Geltung zu verschaffen und uns Hexameter zu liefern, welche regelrechten Bau mit leichtem, gefälligem Fluß, Würde mit Anmuth verbinden *).

Gervinus macht es Goethe'n zum Vorwurf, daß er hier und da Stellen eingeschoben, die dem Geiste des alten Werkes ganz widersprächen; so werde z. B. in diesem nur von den Pfaffen, und nur von einem gewissen Theile der Pfaffen ein so nachtheiliges Bild entworfen, wie Goethe in folgender Stelle von der Allgemeinheit:

> Doch das Schlimmste sind' ich den Dünkel des irrigen Wahnes,
> Der die Menschen ergreift, es könne Jeder im Taumel
> Seines heftigen Wollens die Welt beherrschen und richten.
> Hielte doch Jeder sein Weib und seine Kinder in Ordnung,
> Wüßte sein trotzig Gesinde zu bändigen. u. s. w.

Dagegen vindicirt Rosenkranz, wie billig, unserm Dichter dasselbe Recht, welches sich die älteren Bearbeiter dieser Thiersage genommen, die gleichfalls den jedesmaligen Standpunkt ihrer Zeit hineindichteten, und er hält ein solches Verfahren eher für lobens-, als tadelnswerth. „Wird nicht eben dadurch," sagt er, „die Genealogie dieser Sage in ihren Gedichten zugleich ein Stammbaum der politischen Bildungsgeschichte der Nation?"

Nach einem Briefe Goethe's an Jacobi vom 2. Mai 1793 müßte die Uebersetzung des Reineke gegen Anfang dieses Monats im Rauhen beendigt gewesen sein. „Du kannst denken, wie ich fleißig war," meldet Goethe, „Reineke ist fertig, in zwölf Gesänge abgetheilt und wird etwa 4500 Hexameter betragen. Ich schicke Dir bald wieder ein Stück." Indeß deutet schon das stückweise Zusenden *) darauf hin, daß der Arbeit noch die letzte Hand fehlte; auch sagt Goethe ausdrücklich in den Annalen, daß ihm seine dieser „unheiligen Weltbibel" gewidmete Thätigkeit zu Hause und auswärts zu Trost und Freude gereicht, und daß er sie mit zur Blocade von Mainz genommen habe.

Zu der abermaligen Theilnahme an einem Kriegsübel, dießmal einem „stationären," ward er durch den Wunsch des Herzogs bewogen. Höchst ungern entfernte er sich aus seinem friedlich häuslichen Kreise, der ihm durch den Contrast mit der wild aufgeregten Welt doppelt lieb geworden war. Wenige Tage vor seiner Abreise brachte er noch ein Bild seines anmuthigen Hausgartens zu Papier, einen sehr genauen Federumriß, dem das zweite der von Schwerdgeburth ausgegebenen radirten Blätter **) nachgebildet ist, — mit welchen

*) Um das Höchste kennen zu lernen, was bisher im Bau des deutschen Hexameters geleistet worden, muß man H. Mouje's Uebersetzung der Ilias lesen (Frankfurt, 1846). Seine Theorie hat er in meinem Archiv für den deutschen Unterricht (Jahrg. 1843, Heft II, S. 147 ff.) niedergelegt.

*) Vergl. den Brief an Jacobi vom 7. Juni 1793.

**) S. Goethe's W. Bd. 31, S. 175 ff.

Empfindungen er es gethan, das sagen die später dazu gedichteten Reimzeilen:

Hier sind wir denn vorerst ganz still zu Haus,
Von Thür' zu Thüre sieht es lieblich aus;
Der Künstler froh die stillen Blicke hegt,
Wo Leben sich zum Leben freundlich regt.
Und wie wir auch durch ferne Lande ziehn,
Da kommt es her, da kehrt es wieder hin;
Wir wenden uns, wie auch die Welt entzücke,
Der Enge zu, die uns allein beglücke.

Gegen den 10. Mai brach Goethe nach Frankfurt auf und verweilte hier ein paar Wochen, in welcher Zeit ihm Sömmering's Gegenwart, wie er an Jacobi meldete, sehr erfreulich und heilsam war und in einsamen Stunden Viel gearbeitet wurde. Am 26. begab er sich zur Armee und langte den 27. bei seinem Fürsten im Lager bei Marienborn an. Die nächsten Tage verwandte er dazu, den Blocade-Halbkreis, der sich um Mainz herumzog, und die Lage der Stadt, der Schanzen, der Ortschaften umher kennen zu lernen, wobei er bemüht war, einige genaue Umrisse auf's Papier zu bringen, „damit er sich die Bezüge und Distanzen der landschaftlichen Gegenstände desto besser imprimirte." Dazwischen widmete er manchmal ein Stündchen Unterhaltungen mit befreundeten Officieren oder einer Aufwartung bei hohen Gönnern, wie dem Prinzen Maximilian von Zweibrücken, dem General Grafen Kalkreuth, dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt. Er fand sich, wie er an Jacobi schrieb, recht glücklich, in diesem Momente hier zu sein, und „Geduld und Ruhe mitten in dem unternehmenden Getümmel zu lernen." Das Wetter war sehr günstig, selbst die Nächte hindurch höchst lieblich; er sah damals die Sonne öfter, als in seinem ganzen Leben aufgehen. In freieren Augenblicken beschäftigte er sich in Gedanken mit seinen Lieblingsbetrachtungen über die Farben und schrieb noch Manches nieder. So wußte er selbst hier noch dem Leben einige Blüthen abzugewinnen, obgleich weder Tag noch Nacht ruhig vorüberging. In der Nacht vom 30. auf den 31. Mai, als er, wie gewöhnlich, ganz angezogen in seinem Zelte schlief, ward er vom Platzen des Kleingewehrfeuers aufgeweckt. Die Franzosen hatten

mit bedeutenden Streitkräften einen Ausfall auf das Hauptquartier Marienborn gemacht; die Verwirrung war unbeschreiblich, das Regiment des Herzogs von Weimar nahm den lebhaftesten Antheil am Kampfe; nach anderthalbstündigem Gefecht wurde der Feind in die Stadt zurückgetrieben. Am folgenden Morgen ritt Goethe auf den Kampfplatz und sah, beim matten Scheine der trüb aufgehenden Sonne, die Opfer der Nacht neben einander liegen. Die riesenhaften, wohlgekleideten Küraſſiere der Belagerer machten einen wunderlichen Contrast mit den zwerghaften, zerlumpten Ohnehosen; der Tod hatte sie ohne Unterschied hingemäht.

Die ganze erste Hälfte des Juni ging noch unter Vorbereitungen zur eigentlichen Belagerung und unter Ausfällen der Franzosen hin. In einem Schreiben an Jacobi vom 7. heißt es: „Dein lieber Brief trifft mich hier (im Lager bei Marienborn) und gibt mir einen guten Morgen, eben als ich mich von meinem Strohlager erhebe und die freundlichste Sonne in mein Zelt scheint. Ich schreibe gleich wieder und wünsche euch Glück zu dem schönen Frühling in Pempelfort, da wir indeß zwischen zerrissenen Weinstöcken, auf zertretenen, zu früh abgemähten Aehren uns herumtummeln, stündlich den Tod unserer Freunde und Bekannten erwarten und ohne Aussicht, was es werden könne, von einem Tage zum andern leben. Das Wetter ist sehr schön, die Tage heiß, die Nächte himmlisch. Das werdet ihr auch so haben und den lieben Frieden dazu, den euch ein guter Geist erhalte und auch dieser Gegend wiedergebe .... Den zweiten Gesang Reineke's sende ich wohl, auch, wenn ich meine Faulheit überwinden kann, eine Elegie *). Wenn Du jenes Gedicht im Ganzen sehen wirst, hoff' ich, soll es Dir Freude machen." Es beschäftigte ihn lebhaft mitten im Kriegsgetümmel, wie denn auch im Bericht über die Belagerung von Mainz unter dem 8. Juni ausdrücklich angemerkt ist, daß er seine Arbeit an Reineke Fuchs fleißig fortgesetzt habe. Den Tag vorher schrieb er an Herder: „Die Obelisken und Asterisken an Reineke (kritische Zeichen, wodurch Herder auf eine wünschenswerthe Aenderung hingedeutet hatte) gehe ich fleißig durch, und corrigire nach Einsicht und Laune. Ohne diese Beihülfe

*) Vielleicht eine der Römischen?

des kritischen Bleistifts wäre ich nicht im Stande, meinen Verbesserungswillen zu richten und zu fixiren."

Am 15. Juni berichtete er ihm: „Mein Leben ist sehr einfach. Ich komme nun fast nicht mehr vom Zelte weg, corrigire am Reineke und schreibe optische Sätze. Die Situation auf unserer Seite habe ich zu wiederholten Malen gesehen; über das Wasser bin ich noch nicht gekommen außer bei einer schönen Partie in's Rheingau. Wir fuhren zu Wasser bis Rüdesheim, probirten die Keller durch, fuhren an den Mäusethurm, dann auf Bingen, und zu Lande nach dem Lager zurück. Wir kamen eben zurechte, als die Franzosen einen Ausfall auf das Stift zum heiligen Kreuz thaten und es wegbrannten (9. Juni)."

Nach einem in der Nacht des 16. Juni unternommenen verunglückten Versuche, die Tranchéen zu eröffnen, kam man damit am 18. zu Stande, und war endlich am 27. so weit vorgerückt, daß das Bombardement der Stadt beginnen konnte. Den 28. Nachts brannten bei fortgesetztem Bombardement Thurm und Dach des Domes und viele benachbarte Häuser, so wie nach Mitternacht die Jesuitenkirche ab. Goethe sah dem schrecklichen Schauspiel von der Schanze vor Marienborn zu; es war die sternenhellste Nacht, die Bomben schienen mit den Himmelslichtern zu wetteifern. Neu war ihm das Steigen und Fallen der Feuerkugeln, die, in flachem Cirkelbogen hinansteigend, in gewisser Höhe parabolisch zusammenknickten, wo dann die aufsteigende Lohe bald verkündigte, daß sie ihr Ziel zu erreichen gewußt. Der Engländer Gore, der seit dem Jahre 1791 in Weimar wohnte *), und Rath Kraus behandelten den Vorfall künstlerisch und machten so viele Brandstudien, daß ihnen später gelang, ein durchscheinendes Nachtstück zu verfertigen, welches unserm Dichter noch in späten Jahren dieß furchtbare Schauspiel lebhaft vergegenwärtigte.

Die nächsten Tage waren nicht minder reich an mancherlei imposanten und schrecklichen Kriegsscenen, bei denen Goethe, wenn Etwas zu sehen und zu lernen war, dieselbe Unerschrockenheit und Verachtung der Gefahr, wie bei Valmy, zeigte. Nachdem die

*) S. Goethe's W. Bd. 30, S. 232—239.

Schanze Weißenau wieder in deutschen Händen war, besuchte er mit einigen Freunden den zerstörten Ort und hielt, von den Kugeln einer benachbarten feindlichen Schanze bedroht, in dem Gebeinhause eine Nachlese von krankhaften Knochen, wovon das Beste schon in die Hände der Wundärzte gelangt war. Noch mehr setzte er sich aus, um aus dem Balconfenster eines freistehenden Giebels eine der herrlichsten Aussichten über die ganze Gegend zu gewinnen. Er gesteht, daß er, von der wilden, wüsten Gefahr, wie vom Blick einer Klapperschlange, angezogen, durch die Tranchéen geritten sei und die Haubitzgranaten dröhnend über dem Kopfe habe zerspringen lassen.

Wir eilen über die grauenvollen Tage vom 1. bis zum 22. Juli, in denen eine der deutschen Hauptstädte von Deutschen fast unausgesetzt bombardirt wurde, nach Goethe's Beispiel „wie über einen glühenden Boden" hinweg, und heben nur Einiges hervor, was auf seinen Charakter ein helleres Licht wirft. Mitten aus dem Kriegstumult schrieb er am 7. Juli an Jacobi: „Ich arbeite fleißig in aestheticis, moralibus und physicis", und in demselben Briefe: „Bei uns geht es von der einen Seite lustig, von der andern traurig zu; wir stellen eine wahre Haupts- und Staatsaction vor, worin ich den Jaques (s. Shakespeare: Wie es euch gefällt oder die Freundinnen) nach meiner Art und Weise repräsentire. Im Vordergrunde hübsche Weiber und Weinkrüge, und hinten Flammen, gerade wie Loth mit seinen Töchtern vorgestellt wird" *). In einem Anhange des Briefes heißt es: „Wie gern käme ich wieder zu euch! Neulich waren wir bis Bingen gefahren und stiegen an einem schönen Abende bei dem Mäusethurme an's Land. Ich sah dem Flusse nach, der zwischen die dunkeln Berge sich hineindrängt, und wünschte mit ihm zu euch zu gehen. Eigentlich sollte ich Schlossern besuchen; ich fürchte mich aber davor. Seine eine Tochter ist tödtlich krank, und es wäre mir entsetzlich, meine Schwester zum zweiten Male sterben zu sehen. Meine Mutter hat mir Briefe von dem Kinde gezeigt, die höchst rührend sind." In den nächsten

*) Er scheint besonders gern dem Jacobi'schen Kreise gegenüber sich muthwillig den Schein der Frivolität gegeben zu haben.

Tagen las er, „mit Mühe und Anstrengung die zwar ästimable, aber doch nach einer hypothetischen, captiosen Methode geschriebene Abhandlung Marat's" über das Licht, zog die Hauptpunkte aus, stellte sie am 15. Juli tabellarisch mit den Newton'schen zusammen, denen er dann die „Resultate seiner Erfahrungen" als Anhang entgegensetzte *), und legte das Ganze einem Briefe an Jacobi vom 19. bei, worin er zugleich meldet, er gedenke nun doch Schlossern zu besuchen, da „die arme Julie unterdessen abgetreten sei."

Am 22. Juli kam in dem Hauptquartier Marienborn eine Uebereinkunft mit dem französischen Commandanten zu Stande, der zufolge die Stadt am nächsten Tage übergeben werden sollte. Goethe war einer der Ersten, welche bis zum Schlagbaum des äußersten Thores von Mainz, trotz mancher Wolfsgruben, vorritten und den bedrängten Bürgern die frohe Nachricht zuriefen. Der Ausmarsch der Franzosen verzögerte sich indessen bis zum 24. Nachmittags. In dem Quartier seines Fürsten sah Goethe den feierlich-seltsamen Zug herankommen. Angeführt durch preußische Reiterei erschien zunächst eine Colonne Marseiller. Klein, schwarz, buntscheckig, lumpig gekleidet, trappelten sie heran, als habe der König Edwin seinen Berg aufgethan und das muntere Zwergenheer ausgesandt; hierauf folgten regelmäßigere Truppen, ernst und verdrießlich, nicht aber etwa niedergeschlagen und beschämt, weiterhin die Jäger zu Pferde, hagere Männer, welche die ahnungsvollen Töne der Marseillaise in langsamerem Tempo erschallen ließen; sodann ein einzelner Trupp, die französischen Commissarien, unter ihnen Merlin von Thionville, und neben ihm ein Clubbist. Beim Anblick des Letztern gerieth das zuschauende Volk um so mehr in Wuth, als es Mittags einigen Clubbisten gelungen war zu entfliehen, und bewegte sich zum Anfall; die drohenden Worte Merlin's hielten es noch von Thätlichkeiten zurück. Am nächsten Tage aber ließen es die armen ausgewanderten Mainzer, die, von entfernten Orten herbeigeströmt, die Chaussee umlagerten, nicht mehr bei Fluch- und Racheworten; Goethe sah, wie sie einen Erz-Clubbisten aus seinem Reisewagen von der Seite einer schönen jungen Dame herausrissen, auf den nächsten Acker schleppten,

*) Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi, S. 167 f.

und mit Stößen und Schlägen fürchterlich mißhandelten, bis eine Wache sich seiner annahm und ihn in ein Bauernhaus brachte. Eine ähnliche Scene drohte sich am 25. Juli, als Goethe den fortgesetzten Ausmarsch der Franzosen beobachtete, unter den Fenstern seines Quartiers zu ereignen. In dem Zuge erschien ein wohlgebildeter Mann zu Pferde, und an seiner Seite ritt in Mannskleidern ein sehr schönes Frauenzimmer. Bei ihrem Anblick entstand ein drohendes Gemurmel im Volk und plötzlich erscholl der Ruf: „Haltet ihn an! schlagt ihn todt! das ist der Spitzbube von Architekten, der erst die Dom-Dechanei geplündert und nachher selbst angezündet hat!" Ohne Weiteres zu überlegen, als daß der Burgfriede vor des Herzogs Quartier nicht verletzt werden dürfte, sprang Goethe hinunter und rief unter die Menge, die schon den Weg versperrte, mit gebietender Stimme: Halt! Dann fuhr er stark und heftig sprechend fort: hier sei das Quartier des Herzogs von Weimar, der Platz davor sei heilig, zu Unfug und Rachethat sei anderswo noch Raum. Der König habe freien Auszug gestattet, und keinerlei Anstalt zeige, daß er Jemand davon ausgenommen. Sie, wer sie auch seien, hätten hier, mitten in der deutschen Armee, nur die Rolle ruhiger Zuschauer zu spielen; ihr Unglück und ihr Haß gebe ihnen kein Recht zu Gewaltthat, die er an dieser Stelle ein- für allemal nicht leide. — Gall's Behauptung, daß Goethe eigentlich zum Volksredner geboren gewesen, schien sich in diesem Falle zu bestätigen; die Menge stutzte und ließ die Bedrohten weiter ziehen, die zuvor sich noch mit einigen flüchtigen Worten des wärmsten Dankes an ihren Retter wandten.

Nachdem Goethe die nächstfolgenden Tage der Besichtigung der furchtbar verwüsteten Stadt gewidmet, beurlaubte er sich bei seinem Fürsten und schlug den Weg über Mannheim nach Heidelberg ein, wo er bei der alten Freundin Delf und seinem Schwager Schlosser einkehrte. Unter mancherlei Gesprächen kam auch die Farbenlehre zur Verhandlung. Schlosser ging ernst und freundlich auf Goethe's Vortrag ein, konnte sich jedoch von der hergebrachten Vorstellungsart nicht losmachen und verlangte vor Allem zu wissen, wie sich seine Lehre zu der Euler'schen Theorie verhalte. Da mußte ihm nun Goethe bekennen, daß von einem Verhältniß beider kaum

die Rede sein könne, indem er auf seinem Wege nur darauf ausgehe, unzählige Erfahrungen in's Enge zu bringen, sie zu ordnen, ihre Verwandtschaft und Stellung zu und neben einander aufzufinden und faßlich zu machen. Um diese Behandlungsweise der Optik noch mehr zu verdeutlichen, zeigte er Schlosser'n einen während der Belagerung geschriebenen Aufsatz, worin der Vorschlag zu einem Vereine ausgeführt war, einer Gesellschaft von verschiedenartigen Männern, Philosophen, Physikern, Mathematikern, Malern, Färbern u. s. w., die, jeder von seiner Seite, dazu mitwirken sollten, die mannigfaltigen Bedingungen, unter denen die Farbe erscheint, kennen zu lernen. Schlosser hörte die allgemeine Inhaltsangabe des Aufsatzes geduldig an. Als aber Goethe sich anschickte, ihn im Einzelnen vorzulesen, lachte ihn der alte Prakticus herzlich aus und versicherte, in der Welt überhaupt, besonders aber im lieben Deutschland sei an eine reine, gemeinsame Behandlung einer wissenschaftlichen Aufgabe nicht zu denken. Sehr unangenehm überrascht und verstimmt, verfiel Goethe wieder in sein mephistophelisches Wesen und erregte durch leichtsinnige, paradoxe Behauptungen und ironisches Begegnen ein solches Mißbehagen, daß Schlosser zuletzt heftig ward und die erstaunte Wirthin sich begütigend in's Mittel schlagen mußte. Es scheint indeß nicht so schlimm mit diesem Zerwürfniß gewesen zu sein, als man nach Goethe's Berichte *) glauben sollte; denn in einem Briefe an Jacobi vom 11. August heißt es: „Mit Schlosser'n brachte ich in Heidelberg einige glückliche Tage zu; es freut mich sehr, und ist ein großer Gewinnst für mich, daß wir uns einmal wieder einander genähert haben."

In Frankfurt verweilte er, durch die geliebte Mutter festgehalten, noch bis gegen den 20. August, so sehr ihn auch, wie er an Jacobi (am 19.) schrieb, „das herumschweifende Leben und die politische Stimmung aller Menschen nach Hause trieb, wo er einen Kreis um sich ziehen könne, in welchen außer Lieb' und Freundschaft, Kunst und Wissenschaft nichts hereindringe." Seinen Geburtstag feierte er, einem Billet von diesem Datum an Friedrich Stein zufolge, wieder in Weimar.

*) Goethe's Werke Bd. 25, S. 267 f.

Ueber die nun folgenden neun Monate, vom September 1793 bis zum Anfange Juni's 1794, wo sich durch das nähere Bekanntwerden mit Schiller eine neue Epoche in seinem Leben bildete, haben sich nur spärliche und lückenhafte Nachrichten erhalten. Es war im Ganzen keine recht erfreuliche und fruchtbare Periode, wenn gleich einiges Aeltere fortgeführt oder abgeschlossen, und einiges Neue concipirt und angelegt wurde. Der wolkenschwere politische Horizont, die Nachrichten aus Frankreich ließen keine freie und heitere Geistesstimmung aufkommen. Dazu gesellte sich ein Trauerfall in der herzoglichen Familie, die Krankheit und der Tod des Prinzen Constantin, der gegen Anfang des Octobers starb; und bald darauf machte auch wieder der Winter an dem empfindlichen Gemüth des Dichters seine Kraft geltend. „Die trübe Jahreszeit," klagte er in einem Briefe an Jacobi vom 5. December, „hat mir trübe Schicksale gebracht. Wir wollen die Wiederkehr der Sonne erwarten."

Halten wir eine Ueberschau über die Arbeiten, welche in diese Zeit fallen, so haben wir zunächst seiner chromatischen Bestrebungen zu gedenken, die ihn gleich nach der Heimkehr lebhaft beschäftigten. „Ich finde mich," schrieb er am 9. September 1793 an Jacobi, „nun auch wieder nach und nach in meiner Wohnung, die allmählig eine anmuthige Gestalt gewinnt. Die chemische Farbenlehre bearbeite ich jetzt; es ist so viel vorgearbeitet, daß das Zusammenstellen viel Freude macht und sehr interessante Resultate darbietet." Und in einem Briefe an Jacobi vom 18. November heißt es: „In Physicis habe ich Mancherlei gethan; besonders freut und fördert mich Lichtenberg's Theilnehmung. Sende doch meine Abhandlung über die farbigen Schatten an die Fürstin Gallitzin." Die Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften setzt auch die Abhandlung „Der Versuch als Vermittler von Object und Subject" in das Jahr 1793, so wie auch diese Jahreszahl in Goethe's Werken der Ueberschrift des Aufsatzes beigefügt ist. Er geht hier hauptsächlich darauf aus zu zeigen, daß die unmittelbare Anwendung eines isolirten Versuchs zum Beweis irgend einer Hypothese gefährlich sei und leicht zum Irrthum führe. Er verlangt vor Allem Vermannigfaltigung eines jeden einzelnen Versuches, um

aus einer Reihe verwandter Erfahrungen eine Erfahrung höherer Art, gleichsam eine Formel zu gewinnen, wodurch eine Menge einzelner Rechnungsexempel ausgedrückt werden. Hat man nun von diesen Erfahrungen höherer Art, diesen Collectiv-Erfahrungen allmählig auch eine ganze Reihe gewonnen, so möge sich daran der Verstand und die Einbildungskraft nach Kräften üben, um sie gleichfalls in Verbindung zu bringen. Aber jene erste Arbeit, das Aufsuchen und Verknüpfen der Elemente zu Erfahrungen höherer Art, könne nicht sorgfältig, emsig, streng, ja pedantisch genug vorgenommen werden. Das Ganze ist eine Apologie seines Verfahrens beim Studium der Natur. Was er hier den Naturforschern empfiehlt, das hatte er in den beiden Stücken seiner optischen Beiträge ausgeübt, wo er eine Reihe von Versuchen aufstellte, die zunächst an einander grenzen und sich unmittelbar berühren, ja die gleichsam nur Einen Versuch, nur Eine Erfahrung unter den mannigfaltigsten Ansichten darstellen. Zugleich aber bahnte er sich mit diesem Aufsatze den Weg zu seiner späteren Polemik gegen Newton, dem er Schuld gab, aus allzu vereinzelten Versuchen durch überkühne Hypothesen ein unhaltbares System zusammengesponnen zu haben. Der Aufsatz ist mit großer Sorgfalt stylisirt, und schon darin zeigt sich, welches Gewicht der Verfasser selbst auf den Inhalt legte.

Diesen wissenschaftlichen Bemühungen gingen poetische Arbeiten zur Seite. Mit Reineke Fuchs, der ihm noch immer nicht genügen wollte, scheint er sich vielfach beschäftigt zu haben. „Gerne schickte ich Dir den zweiten Gesang," schrieb er am 9. September an Jacobi; „leider ist es der, welcher noch die meiste Arbeit bedarf, um präsentabel zu sein." Erst am 18. November heißt es: „Reineke Fuchs naht sich der Druckerpresse; ich hoffe, er soll dich unterhalten." Allein auch jetzt noch fügt er hinzu: „Es macht mir noch viel Mühe, dem Verse die Aisance und Zierlichkeit zu geben, die er haben muß. Wäre das Leben nicht so kurz, ich ließe ihn noch eine Weile liegen; so mag er aber gehen, daß ich ihn los werde." Sehr wahrscheinlich gehören auch die ersten Anfänge der Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten in diese Zeit; ja, nach der Stelle zu urtheilen, wo Goethe dieser Production gegen den Schluß seiner Darstellung der Campagne in Frankreich gedenkt, müßte er sie

noch vor dem Reineke Fuchs begonnen haben. Da er aber erst nach der nähern Bekanntschaft mit Schiller das Werk mit Eifer angriff, so heben wir uns die nähere Betrachtung desselben für das folgende Capitel auf. Dagegen scheint es angemessen, das unvollendet gebliebene politische Drama „Die Aufgeregten," welches ebenfalls mit dem Reineke ungefähr gleichzeitig entstanden ist*), an dieser Stelle kurz zu besprechen.

Die Ungunst, worin dieses Drama bei Goethe's Lesern steht, erklärt sich zum Theil schon daraus, daß man es mit so ideal gehaltenen Stücken wie Tasso und Iphigenie vergleicht; großentheils möchte sie aber in dem Mangel an Aufmerksamkeit und Theilnahme begründet sein, womit man jeden dramatischen Torso anzusehen pflegt. Wer das Stück einer sorgfältigen, tiefer eingehenden Betrachtung würdigt, gelangt bald zur Ueberzeugung, daß es unter Goethe's politischen Dramen eine der ersten Stellen würde eingenommen haben, wenn es zur Vollendung gediehen wäre. Kraft und Leben würden sich vorzugsweise im dritten und fünften Act concentrirt haben, von denen der erstere nur eben angefangen worden, der andere ganz unausgeführt geblieben ist. Macht man nun von den fertig gewordenen Partieen, die sämmtlich geistreich und lebendig behandelt sind, einen Schluß auf die bloß skizzirten, so muß man allerdings bedauern, „daß der Verfasser die Schwierigkeiten dieser Scenen nicht zu rechter Zeit zu überwinden bemüht war." Die Aufgabe, welche sich Goethe in dem Drama gestellt hatte, war, die großen und furchtbaren Vorgänge, die sich damals auf der Weltbühne ereigneten, in einem verkleinerten Abbilde künstlerisch wiederzuspiegeln und dadurch die Gemüther zu einer freiern und besonnenern Ansicht jener Weltereignisse zu stimmen. Wir haben es also allerdings mit einem Tendenzstücke zu thun, aber die Tendenz ist eines Dichters würdig. Die Haupttriebfedern, die Hauptleidenschaf-

*) Goethe erwähnt seiner in der Erzählung der Campagne in Frankreich unmittelbar nach dem Bürgergeneral, mit den Unterhaltungen der Ausgewanderten zusammen. In den Annalen sagt er unter dem Jahre 1793 von diesen drei Productionen, daß sie „dem ersten Ursprung, ja sogar der Ausführung nach meist in dieses und das folgende Jahr gehören."

ten, die auf der Weltbühne mit und gegen einander wirkten, sollten auch hier, aber auf einem engern Schauplatze, in kleineren Verhältnissen, wirksam erscheinen. Das Furchtbar-Drohende, das Tragisch-Erschütternde, welches jene Ereignisse begleitete, sollte hier vermieden werden; es sollte vielmehr Raum bleiben für heitern Humor und Ironie, damit durch sie das Gemüth eine höhere Freiheit gewänne. So finden wir Goethe hier als Dichter in gleichem Sinne handeln, wie er es in geselligen Kreisen that. Wo er die politischen Verhältnisse nicht ablehnen konnte, suchte er wenigstens durch Hervorkehrung der heiteren Seiten ihnen eine erträgliche Gestalt zu geben, und vor Allem gemäßigten und billigen Ansichten Raum zu verschaffen.

Schon aus diesem Einen Documente kann Jeder, der nicht blind sein will, die Ueberzeugung gewinnen, daß Goethe, wie es dem wahren Dichter geziemt, „auf einer höhern Warte stand, als auf den Zinnen der Partei." Und eben weil er parteilos und vorurtheilsfrei den Weltereignissen gegenüber stand, war er nach beiden Seiten hin so streng und wieder so billig. Auf der Seite der Aristokratie stellte er zuerst in dem Baron ein Exemplar jener leichtsinnigen, gewissenlosen und frevelhaften Junker dar, die, ohne Ahnung von einer Berechtigung des Volkes, mit Hohn und Verachtung auf seine Freiheitsbestrebungen hinabsehen und sie aus eigennützigen Absichten oder aus Muthwillen wohl gar schüren. Sodann begegnet uns in der jungen Gräfin Friederike eine ächte Vollblut-Aristokratin, „heftig, aber bald zu besänftigen, unbillig aber gerecht, stolz aber menschlich," wie der Dichter sie selbst durch Luisen's Mund charakterisirt. Friederike repräsentirt den streng an seinen Rechten haltenden Adel, der sich keine Concession abtrotzen läßt, wenn er gleich gerechte Ansprüche nicht versagt. Mit Gesinnungen, wie die ihrigen, lassen sich aber die Uebel der Zeit nicht heilen; daher führt der Dichter die Gräfin ein, „eine Schülerin der großen Männer, die uns durch ihre Schriften in Freiheit gesetzt haben," und seitdem sie in Paris lebte, „Zögling der großen Begebenheiten, die uns einen lebendigen Begriff geben von Allem, was der wohldenkende Staatsbürger wünschen und verabscheuen muß." Sie ist entschlossen, ihren eigenen verstockten Standesgenossen Widerpart zu halten, und

dem Volke nicht bloß, was das Recht, sondern auch was die Billigkeit erheischt, zu gewähren. Auf der andern Seite steht der Magister als Repräsentant der hohlen Freiheitspräconen, die nur in Worten kühn, aber zur That zu schwach und feige sind, weßhalb er auch in die Handlung wenig eingreift. Mit köstlichem Humor ist dann weiter der beherztere, volksaufwieglerische Chirurgus Breme von Bremenfeld gezeichnet. Der Dichter charakterisirt ihn durch Luisen's Mund als „einen guten Mann, den aber seine Einbildung oft höchst albern mache, besonders seit der letzten Zeit, da Jeder ein Recht zu haben glaube, nicht nur über die großen Welthändel zu reden, sondern auch darin mitzuwirken." Es liegt ein scharfer Spott gegen die gewöhnlichen Prediger der Gleichheit und Freiheit darin, daß eben der Vorkämpfer der rebellischen Bauern gegen die Erb-Aristokratie sich so viel auf seinen Großvater Hermann Breme von Bremenfeld zu gut thut, daß er, der, ein anderer Tell, den Tyrannen ewigen Haß schwört, mit solchem Behagen seine Schmeicheleien gegen den großen Fritz erzählt, und, während er nur das Volkswohl im Munde führt, im Voraus schon seinen eigenen Vortheil so gut zu sichern sucht. Dieselbe Stellung, wie die Gräfin unter ihren Standesgenossen, nimmt der Hofrath unter den seinigen ein. Er ist Bürger und gedenkt es zu bleiben; aber er weiß auch das Gewicht des höhern Standes im Staate zu schätzen, und ist unversöhnlich gegen die kleinlichen, neidischen Neckereien von Seiten der Bürgerlichen, gegen den blinden Haß, der nur aus eigener Selbstigkeit erzeugt wird, prätentiös Prätentionen bekämpft, und sich über Formalitäten formalisirt. „Wahrlich!" fügt er hinzu, „wenn alle Vorzüge gelten sollen, Gesundheit, Schönheit, Jugend, Reichthum, Verstand, Talente, Klima, warum soll der Vorzug nicht auch irgend eine Art von Giltigkeit haben, daß ich von einer Reihe tapferer, bekannter, ehrenvoller Väter entsprungen bin?"

Zwischen beiden Gruppen steht Luise in der indifferenten Mitte als Musterbild eines häuslich gesinnten Mädchens, das, wie es dem Weibe geziemt, vor Allem seine nächsten Pflichten fest im Auge behält. Weil sie von dem Streite der Parteien unberührt bleibt, so bewahrt sie den freien, klaren Blick, der sie zum Organ der Ueberzeugungen des Dichters qualificirt. Kein Wunder, daß sich

Naturen, wie die Gräfin und der Hofrath, zu ihr hingezogen fühlen, und die Eine sie zur Gesellschafterin ihrer Tochter, der Andere zur Gattin begehrt. Jacob und Caroline zeigen, wie das jugendliche Herz selbst mitten in dem Streite der Stände sein ewiges Recht behauptet. Der Amtmann, ein proceßsüchtiger Egoist, war als ein Haupttriebrad der Handlung nöthig. Die aufrührerischen Bauern endlich scheiden sich durch individuelle Züge scharf von einander und stehen zugleich als Repräsentanten eben so vieler Fractionen der unzufriedenen niederen Volksclassen da.

Die Handlung ist geschickt angelegt und lebhaft durchgeführt. Sie dreht sich um einen Rechtsstreit über Frohnden, der zuletzt nach Herbeischaffung eines durch den Amtmann unterschlagenen Documentes gütlich geschlichtet wird. Was die Franzosen durch Revolution beseitigten, sollen wir, so will der Dichter lehren, auf dem Wege der Transaction und friedlicher Reformen wegräumen. Die Darstellung ist edel und gefällig, und an vielen Stellen durch feine satyrische und humoristische Gedanken gewürzt. Sehr zu beklagen ist es, daß die geistreich erfundene Scene des dritten Actes nicht ausgeführt worden, wo auf den tückischen Vorschlag des Barons die Theegesellschaft sich unter dem Präsidium des Hofraths zu einer Nationalversammlung constituirt; worin das Spiel zuletzt in Ernst übergeht und zu einem tumultuarischen Ausgang führt. Wie hätte der Dichter hier seine Ironie, seinen Witz und Humor spielen lassen können!

Nicht bloß als Schauspieldichter, auch als Theaterdirector ließ sich Goethe es angelegen sein, die heitere Seite des Lebens hervorzukehren. Daß er in solchem Sinne das Lustspiel „Der Krieg" von Goldoni zu Anfange der Wintersaison auf die Bühne brachte, zeigt der dazu gedichtete Prolog, am 15. October 1793 von Christiane Neumann, nunmehrigen Frau Becker, gesprochen. Von tiefer Politik, heißt es darin, vom letzten Zweck der Schlachten u. dgl., werde man in dem Lustspiel wenig hören.

Ihr hört vielmehr, wie in dem Felde selbst,
Wo die Gefahr von allen Seiten droht,
Der Leichtsinn herrscht und mit bequemer Hand
Den kühnen Mann dem Ruhm entgegen führt;

Ihr werdet sehen, daß die Liebe sich
So gut in's Zelt, als in die Häuser schleicht,
Und, wie am Flötenton, sich an der rauhen,
Eintönigen Musik des Kriegsgetümmels freut.

Die zweite Hälfte des Prologs bezieht sich auf den Herzog von Weimar, der damals noch im Felde stand. Was der Prolog als sehnsüchtigen Wunsch ausspricht:

Die Stunde naht heran: Er kommt zurück,
Verehrt, bewundert und geliebt von Allen;
Er tritt auch hier herein. u. s. w.

das verwirklichte sich bald nachher und brachte für die Zukunft auch in Goethe's Lebensweise eine bedeutende Veränderung. Der Herzog trat nach geendigter Campagne aus preußischen Diensten. „Das Wehklagen des Regiments," erzählt Goethe selbst, „war groß durch alle Stufen; sie verloren Anführer, Fürsten, Rathgeber, Wohlthäter und Vater zugleich. Auch ich sollte von engverbundenen trefflichen Männern auf einmal scheiden; es geschah nicht ohne Thränen der besten ... Die Gegend um Aschersleben, der nahe Harz, von dort aus so leicht zu bereisen, erschien für mich verloren; auch bin ich niemals wieder tief hineingedrungen."

Der Bürgergeneral wurde gegen Ende des Jahres 1793 wiederholt. Dann ward zu Anfang des folgenden Jahres die Zauberflöte und bald darauf Richard Löwenherz gegeben, was, wie Goethe selbst dieser Nachricht hinzufügt, „zu jener Zeit, unter den gegebenen Umständen, etwas heißen wollte." Weiter kamen einige Iffland'sche Schauspiele an die Reihe; so wie denn überhaupt das Repertorium immer ansehnlicher wurde. Zugleich lernte sich das Schauspieler-Personal immer besser und reiner in solche Vorträge finden. Im Jahre 1793 waren die Schauspieler Graff und Haide mit einiger Vorbildung eingetreten, und die Eheleute Porth hatten eine liebenswürdige Tochter gebracht, die wie zu munteren Rollen geschaffen war. Vohs reichte ihr seine Hand und fesselte sie an das Weimarische Theater. Die Schauspielerin Beck, die jetzt, im Jahre 1794, eintrat, füllte das in Iffland'schen und Kotzebue'schen Stücken wohlbedachte Fach gutmüthiger und bösartiger Mütter, Schwestern,

Tanten und Schließerinnen ganz vollkommen aus; so daß in dieser mittlern Region wenig zu wünschen blieb. Doch auch für das Weimarische Theater ward ein neues Leben, ein höherer Schwung durch die wichtige Verbindung vorbereitet, welche Goethe in diesem Jahre mit Schiller eingehen sollte.

Zehntes Capitel.

Nähere Verbindung mit Schiller. Theilnahme an den Horen. Zwei Episteln. Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Naturwissenschaftliche Bemühungen. Weltereignisse. Max Jacobi. Wilhelm Meister fortgeführt. Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie. Der befreite Prometheus. Der Aufsatz: Literarischer Sansculottismus. Besuch von Carlsbad. Redaction der Venetianischen Epigramme. Hymnus auf Apollo. Kleinere Gedichte. Stollenbruch in Ilmenau. Meyer's Abreise nach Italien. Ausflug nach Eisenach. Betrachtungen über Baukunst. Geburt eines zweiten Sohnes. Tod desselben. Friedrich von Stein. Nähere Betrachtung der Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.

Jetzt war endlich auch der wichtige Zeitpunkt gekommen, wo die beiden größten Dichter unserer Nation den unvergleichlichen werkthätigen Freundschaftsbund knüpfen sollten, der in Beider Leben eine der bedeutendsten Epochen macht. Goethe hat uns selbst das glückliche Ereigniß erzählt, welches die Annäherung herbeiführte *).

*) Es muß zwischen den 15. Mai, wo Schiller von einer längern Reise in die Heimath zurückkehrte, und den 13. Juni, wo er an Goethe das Einladungsschreiben zu den Horen richtete, also in dieselbe Zeit fallen, wo dieser zuerst die persönliche Bekanntschaft von J. H. Voß machte. Ueber den Letztern schrieb Goethe den 9. Juni an Meyer: „Voß war hier; ein recht wackerer, liebenswürdiger Mann, offen, und dem es strenger Ernst ist um das, was er thut; weßwegen es auch mit seinen Sachen in Deutschland nicht recht fort will. Es war mir lieb, ihn gesehen und gesprochen zu haben. Es läßt sich nun das,

Der Professor Batsch in Jena hatte eine naturforschende Gesellschaft gegründet, deren periodische Sitzungen Goethe zu besuchen pflegte. Einst traf er Schiller daselbst und fand sich beim Herausgehen zufällig mit ihm zusammen. Auf dem Wege knüpfte sich ein Gespräch an, wobei Schiller, der an dem Vorgetragenen lebhaften Antheil zu nehmen schien, die Bemerkung machte, eine so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, könne dem Laien, der sich gerne darauf einließe, keinesweges anmuthen. Goethe erwiederte, sie bleibe vielleicht den Eingeweihten selbst unheimlich, und es gebe doch wohl noch eine andere Weise, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile strebend, darzustellen. Schiller verhehlte seine Zweifel nicht und wollte nicht einräumen, daß das, wie Goethe behauptete, schon aus der Erfahrung hervorgehe. Unterdeß waren sie vor Schiller's Haus gelangt. Vom Gespräch fortgezogen, trat Goethe mit hinein und trug nun seine Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor, ja ließ sogar, mit manchen charakteristischen Federstrichen, eine symbolische Pflanze vor Schiller's Augen entstehen. Dieser vernahm und schaute Alles mit reger Theilnahme, mit eindringender Fassungskraft; aber, nachdem Goethe geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee." Obwohl stutzend und einigermaßen verdrießlich, nahm Goethe sich doch zusammen und erwiederte: „Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe." Schiller, der Goethe'n für seine neu projectirte Zeitschrift „die Horen" zu gewinnen wünschte, antwortete ruhig und rein bei der Sache bleibend: „Wie kann jemals Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemessen sein sollte? Denn darin besteht eben das Eigenthümliche der letztern, daß ihr niemals eine Erfahrung congruiren könne." Solche Sätze konnten freilich unsern Dichter ganz unglücklich machen; dessen ungeachtet wirkte die mächtige Anziehungskraft des Schiller'schen Geistes in diesem Gespräch auf Goethe, und der erste Schritt war gethan. Schiller's Gattin, die Goethe von ihrer Kindheit auf liebte und

was im Allgemeinen mit uns nicht harmonirt, durch das Medium seiner Individualität begreifen."

schätzte, trug das Ihrige zur Vermittelung eines dauernden Verständnisses bei, und alle beiderseitigen Freunde waren froh, das langersehnte Band sich knüpfen zu sehen.

Unter dem 13. Juni richtete Schiller an Goethe eine Einladung zur Theilnahme an den Horen, noch ganz in dem ehrerbietigen Tone eines Fernerstehenden gehalten. Unser Dichter antwortete freundlich, obwohl gemessen: „Ew. Wohlgeboren eröffnen mir eine doppelt angenehme Aussicht, sowohl auf die Zeitschrift, welche Sie herauszugeben gedenken, als auf die Theilnahme, zu der Sie mich einladen. Ich werde mit Freuden und mit ganzem Herzen von der Gesellschaft sein." Was er an Ungedrucktem Zweckmäßiges besitzt, will er gerne mittheilen, er hofft, daß Manches in's Stocken Gerathene „die Verbindung mit so wackeren Männern wieder in lebhaften Gang bringen werde." Aber nun verschwinden auch sogleich alle Wohlgeboren und Hochwohlgeboren aus ihrer Correspondenz; denn um die Mitte Juli's fand abermals eine persönliche Zusammenkunft in Schiller's Hause statt, wo denn zu glücklicher Stunde ihre Geister sich so tief einander aufschlossen und so innig verbanden, daß sie von nun an nicht mehr von einander lassen konnten. Schiller berichtete darüber an Körner am 1. September: „Goethe kommt mir nun endlich mit Vertrauen entgegen. Wir haben vor sechs Wochen über Kunst und Kunsttheorie ein Langes und Breites gesprochen und uns die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen diesen Ideen fand sich eine unerwartete Uebereinstimmung, die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein Jeder konnte dem Andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieser Zeit haben diese ausgestreuten Ideen bei Goethe Wurzel gefaßt, und er fühlt jetzt ein Bedürfniß, sich an mich anzuschließen, und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, in Gemeinschaft mit mir fortzusetzen. Ich freue mich sehr auf einen für mich so fruchtbaren Ideenwechsel, und was sich davon in Briefen mittheilen läßt, soll Dir getreulich berichtet werden." So beruhte also der Bund von seinem ersten Beginn an auf wechselseitiger Förderung und gemeinsamer Thätigkeit. „Es bedurfte für uns," sagt Goethe in den Gesprächen mit Eckermann, „keiner sogenannten besondern Freundschaft; denn wir hatten das herrlichste Bindungsmittel in unseren gemeinschaftlichen Bestrebungen gefunden."

Bei dieser neu eröffneten Aussicht auf einen anregenden Geistesverkehr war es Goethe'n nicht ganz recht, daß es ihm gegen Ende Juli's, wie er Schiller'n meldete, „unvermuthet zur Pflicht ward, nach Dessau zu gehen;" er bedauerte, „dadurch ein baldiges Wiedersehen seiner Jenaischen Freunde entbehren zu müssen." Indeß brachte er auf diesem Ausfluge mit Meyer eine genuß- und belehrungsreiche Woche in Dresden zu, und vergaß im Anschauen der dortigen Kunstwerke die Händel, welche damals die Welt verwirrten. „Ganz Deutschland," schrieb er nach der Rückkehr am 14. August an Friedrich von Stein, „ist in schadenfrohe, ängstliche und gleichgiltige Menschen getheilt. Für meine Person finde ich nichts Räthlicheres, als die Rolle des Diogenes zu spielen und mein Faß zu wälzen."

Von Schiller lief nun auch bald wieder ein Brief ein, nach Goethe's Geständniß das angenehmste Geschenk, das ihm zu seinem herannahenden Geburtstage hätte werden können; denn was er selbst an diesem Tage zu thun pflegte, das hatte der neue Freund mit liebevoller Theilnahme und bewunderungswürdigem Scharfblicke schon im Voraus unternommen: er hatte die Summe seiner bisherigen Existenz zu ziehen versucht. „Die neulichen Unterhaltungen mit Ihnen," schrieb Schiller, „haben meine ganze Ideenmasse in Bewegung gebracht, denn sie betrafen einen Gegenstand, der mich seit etlichen Jahren lebhaft beschäftigt. Ueber so Manches, worüber ich mit mir selbst nicht recht einig werden konnte, hat die Anschauung Ihres Geistes (denn so muß ich den Totaleindruck Ihrer Ideen auf mich nennen) ein unerwartetes Licht in mir angesteckt. Mir fehlte das Object, der Körper zu mehreren speculativischen Ideen, und Sie brachten mich auf die Spur davon. Ihr beobachtender Blick, der so still und rein auf den Dingen ruht, setzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu gerathen, in dem sowohl die Speculation als die willkürliche und bloß sich selbst gehorchende Einbildungskraft sich so gern verliert. In Ihrer richtigen Intuition liegt Alles und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht, und nur weil es als ein

Ganzes in Ihnen liegt, ist Ihnen Ihr eigener Reichthum verborgen; denn leider wissen wir nur das, was wir scheiden .... Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gange Ihres Geistes zugesehen und den Weg, den Sie sich vorgezeichnet, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Nothwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchen Ziele zureichen werde; aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen, ist mehr werth, als jeden andern zu endigen, — und Sie haben gewählt, wie Achill in der Ilias zwischen Phthia und der Unsterblichkeit. Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren, und hätten schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisirende Kunst Sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Schon in die erste Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Nothwendigen aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Styl in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, so blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden, oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhülfe der Denkkraft zu ersetzen, und so gleichsam von Innen heraus und auf einem rationalen Wege in Griechenland zu gebären. In derjenigen Lebens-Epoche, wo die Seele sich aus der äußern Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Gestalten umringt, hatten Sie schon eine wilde

und nordische Natur in sich aufgenommen, als Ihr siegendes, seinem Material überlegenes Genie diesen Mangel von Innen entdeckte, und von Außen her durch die Bekanntschaft mit der griechischen Natur davon vergewissert wurde. Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft schon aufgedrungene schlechtere Natur nach dem bessern Muster, das Ihr Geist sich erschuf, corrigiren, und das kann nun freilich nicht anders, als nach leitenden Begriffen von Statten gehen. Aber diese logische Richtung, welche der Geist der Reflexion zu nehmen genöthigt ist, verträgt sich nicht wohl mit der ästhetischen, durch welche allein er bildet. Sie haben also eine Arbeit mehr: denn so wie Sie von der Anschauung zur Abstraction übergingen, so mußten Sie rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umsetzen, und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann. — So ungefähr beurtheile ich den Gang Ihres Geistes, und ob ich Recht habe, werden Sie selbst am besten wissen. Was Sie aber schwerlich wissen können (weil das Genie sich immer selbst das größte Geheimniß bleibt), ist die schöne Uebereinstimmung Ihres philosophischen Instinctes mit den reinsten Resultaten der speculirenden Vernunft. Beim ersten Anblick zwar scheint es, als könne es gar keine größeren Oppositа geben, als den speculativen Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der Erste mit keuschem und treuem Sinne die Erfahrung, und sucht der Letzte mit selbstthätiger, freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß Beide einander auf halbem Wege begegnen."

Goethe antwortete mit einem herzlichen Briefe. „Alles was an und in mir ist," schrieb er darin, „werde ich mit Freuden mittheilen. Denn da ich sehr lebhaft fühle, daß mein Unternehmen das Maß der menschlichen Kräfte und ihre irdische Dauer weit übersteigt, so möchte ich Manches bei Ihnen deponiren, und dadurch nicht allein erhalten, sondern auch beleben. Wie groß der Vortheil Ihrer Theilnehmung für mich sein wird, werden Sie bald selbst sehen, wenn Sie, bei näherer Bekanntschaft, eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken, über die ich nicht Herr werden kann, wenn ich mich ihrer gleich deutlich bewußt bin."

Es begann auch sogleich zwischen ihnen ein Austausch schriftlicher Productionen, wobei Goethe immer mehr die Ueberzeugung gewann, „daß nicht allein dieselben Gegenstände sie interessirten, sondern daß sie auch in der Art, sie anzusehen, meistens übereinkamen." Diese Ueberzeugung befestigte sich vollends durch einen vierzehntägigen Aufenthalt Schiller's bei Goethe in der letzten Hälfte des Septembers 1794. Da der Hof sich auf einige Zeit nach Eisenach übergesiedelt hatte, so war Goethe ganz frei und unabhängig und konnte sich dem in seinem Hause wohnenden Freunde so oft widmen, als es die Kränklichkeit desselben gestattete. Das waren nun für beide Dichter glückliche und fruchtbringende Tage! Nicht bloß poetische Productionen und Principien wurden besprochen, auch über Naturwissenschaft und bildende Kunst erstreckten sich die Verhandlungen. Der reichste Gewinn resultirte daraus freilich für Schiller. „Ich sehe mich wieder hier," schrieb er am 29. September aus Jena, „aber mit meinem Sinn bin ich noch immer in Weimar. Es wird mir Zeit kosten, alle die Ideen zu entwirren, die Sie in mir aufgeregt haben; aber keine einzige, hoffe ich, soll verloren sein. Es war meine Absicht, diese vierzehn Tage bloß dazu anzuwenden, so viel von Ihnen zu empfangen, als meine Receptivität erlaubt; die Zeit wird es lehren, ob diese Aussaat bei mir aufgehen wird!" Und wahrlich sie ist herrlich aufgegangen! — „Von dieser Zeit an," sagt Hoffmeister, „ist fortwährend die Einwirkung Goethe's ein Hauptmoment in Schiller's Streben und Dichten. Goethe'n allein verdankt Schiller, verdankt Deutschland die Zeitigung seines poetischen Talents." Aber auch für Goethe war der Gewinn unberechenbar. Der schwere Druck, der Bann, der seine poetische Productivität seit einiger Zeit beinahe gefesselt hielt, lös'te sich allmählig; die liebevolle Theilnahme des ebenbürtigen Freundes entschädigte ihn für die Gleichgiltigkeit einer in ganz andere Interessen versunkenen Welt. Was er von Italien vergebens gehofft hatte, das ward ihm durch Schiller zu Theil: es erblühte ihm eine zweite Dichterjugend, „ein neuer Frühling," wie er selbst sagt, „in welchem Alles froh neben einander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging." Die nächsten drei Jahre, bis zur Rückkehr von der dritten Schweizerreise, bilden, durch Reichthum, Gediegenheit und classische

Vollendung der dichterischen Productionen, die Mittagshöhe in Goethe's Leben.

Schiller's neue Zeitschrift leitete zunächst die Thätigkeit der beiden Freunde auf einen und denselben Punkt hin. Sie verabredeten, um sich eine Quelle von Aufsätzen für die Horen zu eröffnen, einen wissenschaftlichen Briefwechsel, „eine Correspondenz über gemischte Materien." Auf diese Art, meinte Goethe, erhielte der Fleiß eine bestimmtere Richtung, und ohne zu merken, daß man arbeite, bekäme man Materialien zusammen. Zu Schiller's großem Verdrusse hatte Goethe bereits seinen Wilhelm Meister an den Buchhändler Unger vergeben; er würde ihn sonst bruchstückweise in den Horen veröffentlicht haben. Indeß bekam Schiller den Roman vom dritten Buche an im Manuscript zugesandt, und indem er sich mit Begeisterung in das Werk vertiefte, übte er zugleich eine höchst geistreiche Kritik, welche Goethe mit dem größten Danke benutzt hat. Ueber die Römischen Elegieen dagegen und die Venetianischen Epigramme konnte Goethe noch verfügen, und so faßte er auch sogleich den Entschluß, sie für die Horen zu überarbeiten. Als er die ersteren gegen Ende Octobers an Schiller übersandte, antwortete dieser: „Für die Elegieen danken wir Ihnen Alle sehr. Es herrscht darin eine Wärme, eine Zartheit und ein ächter körniger Dichtergeist, der Einem herrlich wohlthut unter den Geburten der jetzigen Dichterwelt. Es ist eine wahre Geistererscheinung des guten poetischen Genius."

Eine der ersten Früchte von Goethe's Verbindung mit Schiller waren ferner die zwei Episteln aus dem Jahre 1794. Die erste derselben wurde im October beendigt und bald darauf an den Freund für die Horen abgeschickt. Dieser gab ihr den Ehrenplatz an der Spitze seiner Monatsschrift. Mit einem Briefe vom 23. December übersandte Goethe die zweite Epistel für das zweite Stück der Horen, indem er dazu bemerkte: „Ihre (der Epistel) zweite Hälfte mag die dritte Epistel werden und das dritte Stück anfangen." Er beabsichtigte einen ganzen Cyklus von Episteln zu schreiben, weßhalb auch in den Horen dem Schlusse der zweiten die Worte beigefügt sind: „die Fortsetzung folgt." Allein andere Interessen vereitelten

den Plan, und so mußte er ihnen in der Sammlung der Gedichte das klagende Motto vorsetzen:

Gerne hätt' ich fortgeschrieben,
Aber es ist liegen blieben.

Wir müssen dieß um so mehr bedauern, als die beiden Episteln zu den schönsten und ächtesten Edelsteinen in dem Juwelenkranze der Gedichtsammlung Goethe's gehören, und auch das Einzige sind, was wir aus dieser poetischen Gattung von ihm besitzen. Denn was sich von seinen früheren Gedichten noch hierher zählen ließe, wie der metrische Brief an Mademoiselle Oeser und die Epistel an Gotter, den Götz betreffend, kann nur für leicht hingeworfene Improvisation gelten, während hier der Dichter dem Begriff der Gattung genugzuthun bemüht war. In der ersten der beiden vorliegenden Episteln sucht er einen Freund, der sich über die Folgen der Vielleserei besorglich geäußert hatte, durch Mancherlei zu beruhigen. Dabei heißt es unter Anderm: Wer durch Worte für sich einnehmen will, muß Jedem Etwas bringen, wie Homer es gethan, in dessen Gedichten sich Alle, vom Könige bis zum Bettler herab, veredelt wiederfinden. Zur Bewährung dieser Behauptung erzählt der Dichter ein Märchen nach, das er in Venedig einen zerlumpten Rhapsoden dem Volke hat vortragen hören, worauf dieses mit Entzücken gelauscht, weil ihm darin als wirklich erschien, was Alle im Herzen begehrten. Hier besteht nun die Hälfte des Gedichtes aus der ungemein anmuthigen und humoristischen Wiedererzählung des Märchens, und selbst die andere Hälfte, wo die Reflexion vorherrscht, ist nicht eigentlich didaktisch gehalten, sondern erscheint als lebendiges Gespräch mit dem abwesenden Freunde. — Diesem hatte aber die Antwort nicht genügt; er hatte nicht sowohl an die große Menge gedacht, als an die Töchter im Hause, welche durch leichtfertige Dichter mit allem Bösen bekannt wurden. Da räth ihm nun unser Dichter, die Arbeiten des Hauses, in Keller, Küche, Vorrathskammer, Garten und Zimmer so unter sie zu vertheilen, daß ihnen für die Lectüre keine Zeit übrig bleibt. Auch hier ist der Gedanke wieder keineswegs in kaltem Raisonnement ausgeführt, sondern das ganze Gedicht besteht, mit Ausnahme einiger einleitenden Verse, aus einem

anschaulichen und reichen Gemälde des vielgeschäftigen Lebens häuslicher Frauen. Sind also diese Episteln gleich didaktischer Natur, so tritt doch die Absicht, zu belehren, in der Ausführung so ganz zurück, daß man sie nicht gewahr wird. Statt durch poetisch ausgeschmückte Reflexionen führt uns der Dichter durch poetische Anschauungen zu dem beabsichtigten Resultat.

Eine weitere Production, welche durch Schiller's Horen, wenn auch nicht angeregt, doch in lebhaftern Gang gebracht wurde, waren die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Wir werden unter dem folgenden Jahre, wo sie zum Abschluß gelangten, auf dieselben zurückkommen. Schiller hätte auch gern seinen Freund zur Fortsetzung des Faust vermocht; allein Goethe wagte nicht, wie er am 2. December 1794 schrieb, das Paket aufzuschnüren, das ihn gefangen hielt. „Ich könnte nicht abschreiben," fügte er hinzu, „ohne auszuarbeiten, und dazu fühle ich in mir keinen Muth. Kann mich künftig Etwas dazu vermögen, so ist es gewiß Ihre Theilnahme." Um so eifriger widmete er sich, zuweilen gemeinschaftlich mit Wilhelm v. Humboldt, dem Studium der Homerischen Dichtungen. Schon am 18. November 1793 hatte er an Jacobi gemeldet: „Um etwas Unendliches zu unternehmen, habe ich mich an den Homer gemacht; da hoffe ich nun in meinem übrigen Leben nicht zu darben." Ich vermuthe, daß, wie überhaupt dieses Studium mit seiner nunmehr beginnenden Richtung zum Epos zusammenhing, so insbesondere dabei die Absicht, Hermann und Dorothea episch zu behandeln, im Hintergrunde stand. Denn, wie sich später zeigen wird, hatte Goethe den Plan dieser Dichtung schon einige Jahre mit sich herumgetragen, als er zur Ausführung schritt.

Durch diese poetischen Bestrebungen schlang sich aber auch die Naturforschung fortwährend hindurch. „Ich treibe die Dir bekannten Studien fort," berichtete er im August 1794 an Friedrich von Stein; und in einem Briefe an Jacobi vom 29. December heißt es: „Der Dir gesagt hat, ich habe meine optischen Studien aufgegeben, weiß Nichts von mir und kennt mich nicht. Sie gehen immer gleichen Schrittes mit meinen übrigen Arbeiten, und ich bringe nach und nach einen Apparat zusammen, wie er wohl noch nicht beisammen

gewesen ist. Die Materie, wie Du weißt, ist höchst interessant, und die Bearbeitung eine solche Uebung des Geistes, die mir vielleicht auf keinem andern Wege geworden wäre. Die Phänomene zu erhaschen, sie zu Versuchen zu fixiren, die Erfahrungen zu ordnen und die Vorstellungsarten darüber kennen zu lernen, bei dem Ersten so aufmerksam, bei dem Zweiten so genau als möglich zu sein, beim Dritten vollständig zu werden und beim Vierten vielseitig genug zu bleiben, dazu gehört eine Durcharbeitung seines armen Ichs, von deren Möglichkeit ich auch sonst nur keine Idee gehabt habe. Und an Weltkenntniß nimmt man leider bei dieser Gelegenheit auch zu. O mein Freund, wer sind die Gelehrten, und was sind sie!" Gleichwohl trieb ihn das Gefühl seiner eigenen Unzulänglichkeit, den immer sich steigernden Forderungen der Chromatik gegenüber, fortwährend die Theilnahme wohlunterrichteter Männer zu suchen. Es gelang ihm besonders mit Sömmering, von dem er dankbar rühmt, daß sein Eingreifen geistreich, und selbst sein Widerspruch fördernd gewesen sei.

Goethe's Interesse für Chemie wurde in dieser Zeit durch Professor Göttling in Jena neu angeregt, der mit der Entdeckung hervortrat, daß Phosphor auch in Stickluft brenne. Die dadurch veranlaßten Hin- und Wiederversuche gewährten eine Zeit lang lebhafte Beschäftigung. Auf mineralogischem Felde blieb Geheime-Rath Voigt sein treuer Mitarbeiter. Dieser brachte bei der Rückkehr von Carlsbad sehr schöne Tungsteine mit, theils in größeren Massen, theils deutlich krystallisirt, womit man späterhin, als dergleichen seltener wurden, manchen Liebhaber erfreuen konnte. In der Anatomie ward Goethe durch ein Collegium des Hofraths Loder über die Bänder sehr gefördert. Er ließ sich die Mühe nicht verdrießen, Morgens im tiefsten Schnee mit Meyer und anderen Freunden nach dem anatomischen Auditorium zu wandern. In's Allgemeinere der Naturwissenschaft nöthigte ihn der von Baireuth angekommene Alexander von Humboldt, dessen älterer Bruder Wilhelm sich gleichfalls an naturwissenschaftlichen Forschungen mit regem Eifer betheiligte.

Der Bergbau zu Ilmenau, mit welchem man sich schon so manches Jahr herum gequält hatte, wollte noch immer nicht gedeihen;

ja er drohte mehrmals, bei der Beschränktheit der Mittel, ganz in's Stocken zu gerathen. Ein Gewerketag ward ausgeschrieben, und von Goethe und dem Geheimen Rath Voigt als Commissarien nicht ohne Sorge bezogen; denn sie hatten sich vorbereiten müssen, eine ganze Litanei von Uebeln demüthig abzubitten. Aber unerwarteter Weise fanden sie an dem Zeitgeist einen Verbündeten. Auf den Vorschlag einiger Abgeordneten ward eine Art von Convent gebildet und der Beschluß gefaßt, es sollten sich die Repräsentanten selbst Punkt für Punkt an Ort und Stelle aufklären und ohne Vorurtheil die Sache untersuchen. Die Commissarien traten gern in den Hintergrund, und von der andern Seite war man nachsichtiger gegen die Mängel, die man selbst entdeckte, und vertrauensvoller auf die Hülfsmittel, die man selbst ersann, so daß zuletzt Alles, wie es die Commissarien nur wünschen konnten, beschlossen und auch die nöthigen Geldsummen verwilligt wurden.

Alle die friedlichen Beschäftigungen unseres Dichters, deren wir so eben gedachten, scheinen auf eine Zeit der tiefsten Ruhe hinzudeuten; und dennoch zogen sich im Laufe des Jahres 1794 die Wolken am politischen Horizont immer dichter und drohender zusammen, und immer näher rückte auch dem mittlern Deutschland die Gefahr. Die französischen Heere nahmen einen größern Raum ein und erwarben reichlichere Mittel. Goethe erhielt aus dem südlichen und westlichen Deutschland Schatzkästchen, Sparthaler, Kostbarkeiten mancher Art, zum Aufbewahren zugesandt, die ihn als Zeugnisse großen Zutrauens erfreuten, aber zugleich als Beweise einer beängstigten Nation traurig vor Augen standen. „Am Rhein ist Alles in Furcht und Sorgen," schrieb er den 14. August an Friedrich von Stein; „auch meine Mutter hat eingepackt und ihre Sachen nach Langensalza geschickt. Würde es übler, so kann sie zu mir. Schlosser ist nach Baireuth." — „Meine Mutter steht auf dem Sprunge," heißt es weiter in einem Briefe an Jacobi vom 8. September; „sie hat sich doch endlich entschlossen, was transportabel war, wegzuschicken. Ich habe indeß einige Zimmer zurecht gemacht, um sie allenfalls aufzunehmen. So wird man eigentlich recht weltgemäß gestimmt; ich baue und bereite mich doch vor, allenfalls zu emigriren, obgleich es bei uns Mittelländern so leicht keine Noth hat."

Wir wissen bereits aus Früherm *), was seine Mutter die Furcht vor der herannahenden Kriegsgefahr überwinden ließ. Sie wußte auch Frau von La Roche, die sich schon bei ihrem Jugendfreunde Wieland angemeldet und ihn dadurch in die größte Verlegenheit gesetzt hatte, zum Bleiben zu bewegen, wofür ihr Gevatter zu Weimar ihr vielen Dank wußte. Traurig war es für Goethe zu vernehmen, daß Fritz Jacobi sich aus der Nähe des Kriegstheaters hatte flüchten müssen. „Ich hörte," schrieb er ihm am 31. October 1794, „daß Du Dein liebes Pempelfort verlassen habest und nach Hamburg gegangen seist; es war mir so schmerzlich, als wenn ich mit Dir hätte auswandern sollen. Nur der Gedanke, daß Du so viel in Dir selbst hast und Deinen Auszug würdest vorbereitet haben, machte mir die Vorstellung erträglich." Jacobi hatte die freundlichste Aufnahme zu Enkendorf im Holsteinischen in der Familie des Grafen Reventlow gefunden, und ließ wiederholt dringende Einladungen an Goethe zu einer Reise dorthin ergehen. Allein obgleich auch die Gräfin, die „köstliche" Julie Reventlow, wie Jacobi sie nannte, die allein schon die Mühe der Reise lohne, in einem schmeichelhaften Billet „auf ihres Jacobus Geheiß freudig die Angel nach dem schönen Fisch auswarf," so blieb Goethe doch unbeweglich; eine Reise, meinte er, zerstreue uns von dem, was wir haben, und gebe uns selten, was wir brauchen, errege vielmehr neue Bedürfnisse und bringe uns neue Verhältnisse, denen wir in einem gewissen Alter nicht mehr gewachsen seien. Außerdem hielten ihn aber, wie er in den Annalen bekennt, die von Jacobi so umständlich beschriebenen Familienfeste zurück, „diese Mummereien innerhalb eines einfachen Familienzustandes" **), und mehr noch das Gefühl, daß man dort seine menschliche und dichterische Freiheit durch gewisse conventionelle Schicklichkeiten zu beschränken gedachte.

Gelegentlich sei hier erwähnt, daß Goethe sich eines in Jena studirenden Sohnes von Jacobi, des noch jetzt lebenden Max Jacobi, mit väterlicher Sorgfalt annahm. Er würdigte ihn allmählig mehr und mehr seiner Freundschaft und seines Vertrauens, überwachte und leitete seine Studien, war ihm bereitwillig mit Rath und Belehrung zur Hand, und berichtete dem Vater ausführlich über seine Fortschritte, wie über sein ganzes Thun und Treiben. Inzwischen verweilte ein anderer junger Freund, sein geliebter Zögling Fritz von Stein, in England, und ließ es nicht an interessanten brieflichen Mittheilungen mangeln.

*) S. Thl. I, S. 13.

**) S. den Briefwechsel mit Jacobi, S. 202 ff.

Wir begleiten nun unsern Dichter in das Jahr 1795 hinüber, ein besonders in der ersten Hälfte fleißig und thätig zugebrachtes Jahr, obwohl es an Fruchtbarkeit dem nächstfolgenden nachsteht. In Goethe's Briefen aus jener Zeit spricht sich eine große Zufriedenheit, ein inniges Genügen aus, das er, wie ihm selbst wohl bewußt war, vorzüglich seinem neuen Geistesbunde mit Schiller und der dadurch erweckten Arbeitslust verdankte. Von jedem Besuche des Freundes, jeder Unterhaltung mit ihm brachte er einen neuen Sporn zur Thätigkeit mit, weßhalb er auch nicht versäumte, wiederholt und Wochen lang zu Jena in seiner Nähe zu verweilen. Meyer, der seinem Geist und Herzen immer näher ward, begleitete ihn gewöhnlich dahin; und Wilhelm von Humboldt, mit Schiller schon innig befreundet, nahm gleichfalls an den geistreichen Abendconferenzen Theil. Körner, der Herzensfreund Schiller's, stand durch brieflichen Verkehr mit dem ganzen Kreise in reger Verbindung und Alexander von Humboldt correspondirte von Baireuth aus mit Goethe insbesondere über naturwissenschaftliche Dinge. Durch die Theilnahme an den Horen erweiterte unser Dichter bedeutend den Kreis seiner literarischen Bekanntschaft; er ward auf Mitlebende, auf Autoren und Productionen aufmerksam, die ihm früher niemals irgend ein Interesse abgewonnen hatten. Gegen Herder that sich indeß allmählig einige Entfremdung hervor, die in dem Maße zunahm, wie der Bund Goethe's mit Schiller enger und inniger wurde. „Herder's Abneigung gegen die Kantische Philosophie," berichtet Goethe selbst, „und daher auch gegen die Akademie Jena hatte sich immer gesteigert, während ich mit beiden durch das Verhältniß zu Schiller immer mehr zusammenwuchs. Daher war jeder Versuch, das alte Verhältniß herzustellen, fruchtlos, um so mehr als Wieland die neue Lehre selbst in der Person seines Schwiegersohnes verwünschte, und als Latitudinarier es sehr übel empfand, daß man Pflicht und Recht durch Ver-

nunft, wie es hieß, fixiren und allem humoristisch-poetischen Schwanken ein Ende zu machen drohte."

Ueberblicken wir zunächst die erste Hälfte des Jahres 1795, so begegnen uns als die Hauptarbeiten, die Goethe'n damals beschäftigten, Wilhelm Meister und die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Ferner entstand bei einem Aufenthalte zu Jena, vom 11. bis zum 23. Januar, der in Goethe's sämmtliche Werke aufgenommene „Erste Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie." Wir wissen, wie Goethe sich die Pflanzenwelt in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit als durch rastlose Metamorphosen der Elementarglieder jener Einen Idee der Pflanze entstehend dachte, welche unter dem Namen der Urpflanze ihn lange Zeit träumend und wachend verfolgt hatte. Als dieser geniale Gedanke in ihm zu völliger Klarheit gediehen war, bemühte er sich, auch für die Thierwelt einen Urtypus zu finden, auf den sich die Mannigfaltigkeit der Formen und Bildungen nach allgemeinen Gesetzen zurückführen ließe. Durch bloße Vergleichung der Thiere unter einander und der Thiere mit dem Menschen, so war seine Ueberzeugung, könne man nicht zum Ziele gelangen; es müsse vielmehr eine allgemeine Norm aufgestellt werden, an der man die verschiedenen Theile prüfen könne, ein allgemeines Bild, worin die Gestalten sämmtlicher Thiere, der Möglichkeit nach, enthalten wären. Aus der Idee eines Typus folge, daß kein einzelnes Thier als ein solcher Vergleichungskanon dienen könne, kein Einzelnes dürfe Muster des Ganzen sein. Auch der Mensch, bei seiner hohen organischen Vollkommenheit, dürfe, eben dieser Vollkommenheit wegen, nicht als Maßstab der unvollkommenen Thiere aufgestellt werden. Man habe vielmehr durch die Erfahrung zuerst die Theile kennen zu lernen, die allen Thieren gemein sind, und zu untersuchen, worin diese Theile sich von einander unterscheiden. Die Idee müsse dann über dem Ganzen walten und auf eine genetische Weise das Bild abziehen.

Solche Gedanken trug er nun damals, in Gegenwart der beiden Humboldt, so oft und angelegentlich vor, daß sie, die schon mehrmals, wie er dankbar rühmt, als Dioskuren auf seinem Lebenswege geleuchtet, ihn dringend aufforderten, er solle, was ihm in

Geist, Sinn und Gedächtniß so lebendig vorschwebte, doch endlich einmal zu Papier bringen. Er befolgte den Rath und nahm dazu die Hülfe seines jungen Freundes Max Jacobi in Anspruch. „Mit Max," schrieb er am 2. Februar an dessen Vater, „habe ich vierzehn Tage in Jena mein anatomisches Wesen erneuert. Er kam Morgens sieben Uhr vor mein Bett, ich dictirte ihm bis acht, und in den letzten Tagen nahmen wir um zehn Uhr die Materie wieder vor, wobei sich auch Humboldt einfand; und ich habe in der Zeit meine Ideen fast alle aphoristisch von mir gegeben, und werde wahrscheinlich noch dieses Jahr an's Ausarbeiten gehen." So entstand der oben bezeichnete „Entwurf," ziemlich in der Gestalt, wie er uns jetzt vorliegt*). Goethe versucht darin wirklich einen allgemeinen Typus für die Thierwelt aufzustellen, und wendet sodann denselben auf Besonderes an, und in diesem Abschnitte findet sich eine ganze Reihe von Gedanken, die er später in dem Gedichte „Metamorphose der Thiere" poetisch ausgedrückt hat, so daß sich dieses Gedicht gerade so zu dem obengenannten „Entwurf" wie das Gedicht „Metamorphose der Pflanzen" zu der gleichnamigen Abhandlung verhält und gleichsam die poetische Blumenkrone des prosaischen Aufsatzes bildet. Zuletzt wendet sich der „Entwurf" zu dem osteologischen Typus insbesondere, weil das Knochengebäude, als das deutliche Gerüst aller Gestalten, einmal wohl erkannt, die Erkenntniß aller übrigen Theile erleichtere. — Wir können der aphoristischen Abhandlung zwar nicht den gleichen Werth, wie dem Aufsatz über die Metamorphose der Pflanzen zuerkennen, dürfen aber unbedenklich behaupten, daß auch auf osteologischem Gebiete Goethe seiner ganzen Zeit und den Choragen der Wissenschaft wegdeutend vorangeschritten **).

---

*) In den Annalen heißt es unterm Jahre 1795 irrthümlich, daß gegen Ende des Jahres die Gebrüder Humboldt in Jena erschienen seien, und damals auf ihren Antrieb das Grundschema einer vergleichenden Knochenlehre dictirt worden sei.

**) Im folgenden Jahre führte er die drei ersten Capitel des Entwurfs weiter aus. Sie finden sich in den neuesten Ausgaben seiner sämmtlichen Werke unter dem Titel: „Vorträge über die drei ersten Capitel des Entwurfs einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie. 1796."

Während des Aprils verweilte Goethe abermals längere Zeit in Jena (etwa vom 28. März bis zum 2. Mai). Wie wir jetzt aus Schiller's Briefwechsel mit Körner sehen, arbeitete er damals an dem Schauspiele „Der befreite Prometheus," dessen wir schon im zweiten Theile dieses Werkes gedachten *). „Goethe ist schon seit vierzehn Tagen hier," schreibt Schiller am 10. April, „und erscheint jeden Abend pünktlich, wo dann Allerlei durchgesprochen wird. Er ist jetzt mit einem Trauerspiel im altgriechischen Geschmack beschäftigt; der Inhalt ist die Befreiung des Prometheus." Vielleicht war der von Riemer erwähnte „gefesselte Prometheus" mit jenem ein und dasselbe Stück. Daß es unvollendet geblieben, kann nicht befremden, da Goethe jetzt schon entschieden die Richtung zum Epos angenommen hatte.

Der ersten Hälfte des Jahres 1795 gehört ferner der Aufsatz „Literarischer Sansculottismus" an, den Goethe im fünften Stück der Horen erscheinen ließ. Er wurde hervorgerufen durch einen Aufsatz im Berlinischen Archiv der Zeit und ihres Geschmacks (Märzstück 1795), worin über die Armuth der Deutschen an classisch prosaischen Werken in wegwerfendem, absprechendem Tone geklagt war. Goethe zeigt nun, was für Bedingungen alle zusammentreffen müssen, um classische Schriftsteller und classische Werke möglich zu machen, Bedingungen, die größtentheils in Deutschland fehlten. Betrachte man, mit Rücksicht hierauf, die Leistungen deutscher Prosaisten und Dichter, so habe man diese eher zu bewundern und zu verehren, als sie nach Sansculottenart anmaßend zu verurtheilen. Besonders gut sind die beiden Abschnitte ausgeführt, worin jene Bedingungen der Classicität und die individuellen Verhältnisse, in welchen deutsche Schriftsteller sich zu bilden gezwungen sind, entwickelt werden.

Goethe litt im Frühjahr 1795 einigemal an Rheumatism, Backengeschwulst und dergleichen, und beschloß daher gegen die Mitte des Jahrs nach Carlsbad zu gehen, welches ihn früher von solchen Uebeln auf längere Zeit befreit hatte. Seine Leiden waren freilich unbedeutend; aber an Gesundheit gewöhnt, wurde er auch bei kleinen

*) S. Thl. II, S. 161.

leicht ungeduldig, während der arme Schiller schon zufrieden war, wenn er mitunter einige recht frische Wochen oder auch nur Tage genießen konnte. Ihm war es gar nicht recht, daß er Goethe'n auf einige Zeit entbehren sollte. „Sie waren in einer so frischen und heitern Thätigkeit," schrieb er, „und der Sprudel ist eine schlechte Hippokrene, wenigstens so lang er getrunken wird." Goethe reiste im Anfang Juli's nach Carlsbad ab, mit dem Vorhaben, seinen dortigen Aufenthalt einer Revision seiner naturwissenschaftlichen Bemühungen zu widmen. Auf dem Hinwege wiederholte er sich einige alte Märchen im Kopfe, dachte über die Behandlungsart derselben nach und nahm sich vor, nächstens eines aufzuschreiben, um bei den Verhandlungen mit Schiller darüber einen Text vor sich zu haben. Aber in Carlsbad kam er zu Nichts; die zahlreiche und interessante Gesellschaft nahm ihn ganz in Anspruch. „Ich habe nur gesehen und geschwätzt," schrieb er am 8. Juli an Schiller; „was sonst werden und gedeihen wird, muß abgewartet werden. Auf alle Fälle habe ich einen kleinen Roman aus dem Stegreif angeknüpft, der höchst nöthig ist, um Einen Morgens um fünf Uhr aus dem Bette zu locken. Hoffentlich werden wir die Gesinnungen dergestalt mäßigen, und die Begebenheiten so zu leiten wissen, daß er vierzehn Tage aushalten kann. Als berühmter Schriftsteller bin ich übrigens recht gut aufgenommen worden, wobei es doch nicht an wunderlichen Verwechselungen gefehlt hat; z. B. sagte mir ein allerliebstes Weibchen, sie habe meine letzten Schriften mit dem größten Vergnügen gelesen; besonders habe sie der Ardinghello über alle Maßen interessirt. Sie können denken, daß ich mit der größten Bescheidenheit mich in Freund Heinse's Mantel einhüllte, und so meiner Gönnerin mich schon vertraulicher zu nähern wagen durfte. Und ich darf nicht fürchten, daß sie in diesen drei Wochen aus ihrem Irrthume gerissen wird." In einem Briefe vom 19. Juli heißt es weiter: „Die Cur schlägt sehr gut an; ich halte mich aber auch wie ein ächter Curgast und bringe meine Tage in absolutem Nichtsthun zu, bin beständig unter den Menschen, da es denn nicht an Unterhaltung und an kleinen Abenteuern fehlt." Wir finden ihn noch am 29. in Carlsbad, unter welchem Datum er an Schiller schreibt: „Ich habe mein einmal angefangenes Leben fortgesetzt, nur mit der

Gesellschaft existirt und mich dabei ganz wohl gefunden. Man könnte hundert Meilen reisen, und würde nicht so viel Menschen und so nahe sehen. Niemand ist zu Hause, deßwegen ist Jeder zugänglicher, und zeigt sich doch auch eher von seiner günstigen Seite. Das fünfte Buch (des W. Meister) ist abgeschrieben, und das sechste kann in einigen Tagen fertig sein. An den (Venetianischen) Epigrammen ist wenig geschehen, und sonst gar Nichts."

Nach der Rückkehr von Carlsbad (9. August) fehlte es Goethe'n nicht an geschäftlichen und anderen Zerstreuungen, dennoch gelang es ihm, durch die Cur gekräftigt und erfrischt, noch Mancherlei im Laufe des Augusts zu Stande zu bringen. Er redigirte vollends die Venetianischen Epigramme für Schiller's Musenalmanach und übersandte sie diesem am 17. August. Für die Horen schrieb er an den Unterhaltungen der Ausgewanderten fort und begann die Ausarbeitung des Märchens mit frischem Muthe. Außerdem spendete er zum neunten Stück einen Hymnus „Auf die Geburt des Apollo, nach dem Griechischen" *). In dem 1795 gedruckten Musenalmanach von Schiller auf das Jahr 1796 finden sich noch die Goethe'schen Gedichte: „Nähe des Geliebten, Meeresstille, Glückliche Fahrt, Der Besuch," welche demnach spätestens um diese Zeit entstanden sind. Das erste mag durch ein von Zelter componirtes Lied verwandten Inhaltes angeregt worden sein **). Die beiden folgenden, welche enge zusammen gehören, erscheinen auf den ersten Blick nur als ein Paar Bilder aus einer Seefahrt. Aber bloße poetische Naturbilder, ohne tieferen Sinn, kommen uns bei Goethe unerwartet. Es liegt vielmehr die Vermuthung nahe, daß wir auch hier allegorische Lebensbilder, wie z. B. in dem ältern Gedichte „Seefahrt" vor uns haben. Die Deutung ergibt sich leicht

*) S. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten II, 193 ff. Dort glaube ich Riemer's Bedenken gegen die Authenticität dieser Uebersetzung ganz beseitigt zu haben. Wer sich aber bei meinen Gründen noch nicht beruhigen sollte, den verweise ich auf eine Stelle in dem jüngst erschienenen Briefwechsel zwischen Schiller und Körner. Schiller schreibt den 19. October 1795 an Körner, der die Verfasser der einzelnen Beiträge zum 9. Stück der Horen zu kennen wünschte: „Apollo ist von Goethe übersetzt."

**) S. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten II, S. 188.

aus der Betrachtung der inneren Zustände unseres Dichters. Es fehlte bei ihm, wie uns bekannt ist, nicht an Tagen und Wochen, wo alle Productivität stockte; seine Seele glich dann einem regungslosen Meere, auf welchem der bekümmerte Schiffer ringsum nur glatte Fläche erblickt und sich wie eingemauert findet. Solche Zustände betrachtete Goethe als ein Naturnothwendiges, nicht zu Ueberwindendes, in das er sich allmählig mit geduldiger Resignation finden lernte. Er wartete still, ohne Klage, bis die Nebel zerrissen, bis Aeolus das ängstliche Band lös'te. Dann aber rührte sich auch der Schiffer eifrig und behende und steuerte frisch dem ersehnten Ziele entgegen. Der Besuch ist als ein vereinzelter Nachschößling jener Anakreontischen Liederflora zu betrachten, dem Nichts von der Frische und Anmuth, von der antiken Einfachheit und Klarheit mangelt, wodurch sich die ganze erwähnte Liedergruppe auszeichnet.

Goethe war nicht lange von Carlsbad zurück, als aus Ilmenau die Nachricht einlief, ein bedeutender Stollenbruch habe dem dortigen Bergbau den Garaus gemacht. Am 25. August begab er sich mit seinem fünfjährigen Söhnchen und dem Geheimen-Rath Voigt dahin, und sah nicht ohne Bedenken und Betrübniß ein Werk, worauf so viel Zeit, Kraft und Geld vergeudet worden, in sich selbst erstickt und begraben. Er scheint sich indeß bald getröstet zu haben; denn in Briefen an Schiller vom 29. August und vom 3. September spricht er sich sehr zufrieden über den vom schönsten Wetter begünstigten Aufenthalt in dem stillen Gebirgsthale aus. Zu seiner Erheiterung trug besonders die Gesellschaft seines Sohnes bei, der, wie er selbst in den Annalen sagt, „diese Gegend, an welcher sich der Vater seit zwanzig Jahren müde gesehen und gedacht, mit frischem kindlichen Sinne wieder auffaßte, alle Gegenstände, Verhältnisse, Thätigkeiten mit neuer Lebenslust ergriff und viel entschiedener, als mit Worten hätte geschehen können, durch die That aussprach, daß dem Abgestorbenen immer etwas Belebtes folge und der Antheil der Menschen an dieser Erde niemals erlöschen könne."

Am 7. September war Goethe wieder in Weimar und setzte sich nun die zweite Hälfte des Märchens und den Schluß des sechsten Buchs seines Romans als die nächsten Arbeiten vor. Das

Märchen schickte er am 26. September an Schiller, worauf er sich ganz in sein Zimmer vergrub, um den Roman zu expediren, weil Unger, der Verleger, drängte. Indeß mochte es seinem Gemüthe schwer werden, ruhig bei seinem Gegenstande zu verweilen; denn auf den 5. October war Meyer's Abreise nach Italien angesetzt, wodurch Geist und Herz nach jenen geliebten Erdräumen hingezogen ward. Auch beunruhigte ihn der Gedanke, daß er nun auf längere Zeit des anregenden Umganges mit dem geliebten Freunde und alles Gespräches über bildende Kunst beraubt sein sollte. Es stand bei ihm der Entschluß fest, im August des nächsten Jahres Meyer'n nach Italien zu folgen, und er gedachte sich durch umfassende Studien zu der Reise vorzubereiten. Während Meyer vor Allem die bildende Kunst im Auge behielt, wollte er Italien dießmal aus sehr vielseitigen und umfassenden Gesichtspunkten betrachten. „Ich habe," schrieb er dem abgereisten Freunde nach, „unterdessen schon Mancherlei zu unserm Zwecke gesammelt, und hoffe die Basis zu unserm Gebäude breit und hoch und dauerhaft genug aufzuführen. Ich sehe schon die Möglichkeit vor mir, einer Darstellung der physicalischen Lage, im Allgemeinen und Besondern, des Bodens und der Cultur, von der ältesten bis zur neuesten Zeit, und des Menschen in seinen nächsten Verhältnissen zu diesen Naturumgebungen. Auch ist Italien eins von den Ländern, wo Grund und Boden bei Allem, was geschieht, immer mit zur Sprache kommt. Höhe und Tiefe, Feuchtigkeit und Trockne sind bei Begebenheiten viel bedeutender, und die entscheidenden Abwechselungen der Lage und der Witterung haben auf Cultur des Bodens und der Menschen, auf Einheimische, Colonisten, Durchziehende mehr Einfluß als in nördlichen und breiten, ausgedehnten Gegenden."

Am 11. October wurde sein reger häuslicher Fleiß durch einen Ausflug nach Eisenach unterbrochen. Die Kriegsbewegungen waren mittlerweile immer bedenklicher geworden, die Oesterreicher hatten sich 60,000 Mann stark über den Main herangezogen, und es schien, als sollte die Gegend von Frankfurt der Schauplatz bedeutender Ereignisse werden. Eisenach wimmelte von Emigrirten, die sich auf Weimar zu repliiren drohten; der Landgraf von Darmstadt hatte sich dort mit 200 Pferden eingefunden. Der Herzog von

Weimar mit seinem Hofe weilte auch daselbst und berief Goethe, um ihn mit einem Auftrage nach Frankfurt zu senden. Er wußte den Auftrag abzulehnen, verweilte aber bis etwa zum 22. October in Eisenach, wo er denn unter allerlei Störungen zu einer ernsten Arbeit weder Zeit noch Sammlung fand. „Wie ist das zerstreute Leben doch ein leeres Leben," klagt er in einem Briefe an Schiller vom 17. October; „man erfährt gerade nur das, was man nicht wissen mag." Doch geschah Einiges an einer leichten, für die Horen bestimmten Arbeit, die er eigens für die unruhigen Tage mitgenommen hatte. Es war die Uebersetzung einer kleinen Schrift der Frau von Stael: „Versuch über die Dichtungen." Man kann dem Aufsatze keinen besonders großen Werth zuerkennen, und Goethe urtheilte selbst, daß er im Einzelnen zwar viel Gutes enthalte, aber von Einseitigkeit zeuge. Allein die eigentliche Absicht dieses Beitrages war, daß er Schiller'n als Text zu Anmerkungen und Excursen dienen sollte, wie denn auch in den Horen, Jahrgang 1796, Stück II, wo die Uebersetzung erschien, am Schlusse die Note beigefügt ist, es würden im nächsten Stücke Bemerkungen zu dem Aufsatze folgen. Goethe's Uebersetzung lies't sich wie ein Original; er hat sich indeß auch einige Freiheiten in der Uebertragung erlaubt, und wie er an Schiller schreibt, „die französische Unbestimmtheit nach unserer deutschen Art etwas genauer zu deuten gesucht."

Nach der Rückkehr von Eisenach war er eine Zeit lang unfähig sich zu sammeln und die Fäden seiner Arbeiten wieder aufzunehmen. Einmal war dieß eine Nachwirkung des zerstreuten Lebens zu Eisenach, und dann stand er jeden Tag in Erwartung eines neuen Weltbürgers in seinem Hause. Schiller, dem er dieses meldete, schrieb: „Zu dem neuen Hausgenossen gratulire ich im Voraus. Lassen Sie ihn immer ein Mädchen sein, so können wir uns am Ende noch mit einander verschwägern." Um aber nicht ganz müßig zu sein, griff Goethe zu seinen italienischen Collectaneen und begann sie zu ordnen, wobei er denn mit Freude gewahrte, daß mit einiger Beharrlichkeit sich ein „wundersames Werk" daraus werde zusammenstellen lassen. „Ein äußerer Anlaß führte ihn in diesen Tagen auch zu Betrachtungen über Baukunst. Er versuchte die Grund-

sätze zu entwickeln, nach welchen man ihre Werke beurtheilen könne, und theilte Schillern seinen ersten Entwurf mit. Dieser berichtete darüber an Humboldt: „Sie kennen seine solide Manier, immer von dem Object das Gesetz zu empfangen, und aus der Natur der Sache heraus ihre Regeln abzuleiten. So versucht er es auch hier, und aus den drei ursprünglichen Begriffen: der Base, der Säule (Wand, Mauer u. dgl.) und dem Dache, nimmt er alle Bestimmungen her, die hier vorkommen. Die Absurditäten in der Baukunst sind ihm Nichts als Widersprüche mit diesen ursprünglichen Bestimmungen der Theile. Von der schönen Architektur nimmt er an, daß sie nur Idee sei, mit der jedes einzelne Architekturwerk mehr oder weniger streite. Der schöne Architekt arbeitet, wie der Dichter für den Ideal-Menschen, der in keinem bestimmten, folglich auch keinem bedürftigen Zustande sich befindet; also sind alle architektonischen Werke nur Annäherung zu diesem Zwecke, und in der Wirklichkeit läßt sich höchstens nur bei öffentlichen Gebäuden etwas Aehnliches erreichen, weil hier auch jede einschränkende Determination wegfällt, und von den besonderen Bedürfnissen der Einzelnen abstrahirt wird." Dieses Interesse für die Baukunst und die Aussicht auf einen nochmaligen Aufenthalt zu Rom bewog ihn denn auch, sich in den Werken von Antonio Labacco, Palladio, Serlio und Scamozzi umzusehen, worüber er ausführlich an Meyer berichtete.

Unterdessen war der erwartete neue Weltbürger dem Lichte entgegengereift. Am 1. November meldete Goethe an Schiller: „Statt eines artigen Mädchens ist endlich ein zarter Knabe angekommen, und so läge denn eine meiner Sorgen in der Wiege. Nun wäre es an Ihnen, zu Bildung der Schwägerschaft und zu Vermehrung der dichterischen Familie für ein Mädchen zu sorgen." Schiller antwortete den 4. November: „Ich hätte Ihnen wohl ein Pärchen gönnen mögen, aber dazu kann ja Rath werden. Nunmehr hoffe ich auch, Sie bald hier zu sehen, und freue mich recht darauf." In der That fand sich Goethe sogleich am folgenden Tage ein, und blieb ungefähr eine Woche in Jena, um noch Schiller's Geburtstag mit zu begehen. Da saßen sie nun jeden Abend von 5 Uhr bis nach Mitternacht beisammen und unterhielten sich über ihre poetischen Pläne, über Baukunst, Optik, naturhistorische Dinge u. A. Erfrischt und arbeitsmuthig kehrte Goethe nach Weimar zurück; aber dort sollte ihn sogleich ein empfindlicher Schlag, der Tod seines jüngst geborenen Söhnchens, treffen. „Den Verlust, den Sie erlitten," schrieb Schiller am 20. November, „haben wir herzlich beklagt. Sie können sich aber damit trösten, daß er so früh erfolgt ist, und mehr Ihre Hoffnung trifft." Goethe antwortete: „Man weiß in solchen Fällen nicht, ob man besser thut, sich dem Schmerze natürlich zu überlassen, oder sich durch die Beihülfen, die uns die Cultur anbietet, zusammen zu nehmen. Entschließt man sich zu dem Letztern, wie ich es immer thue, so ist man dadurch nur für einen Augenblick gebessert, und ich habe bemerkt, daß die Natur durch andere Krisen immer wieder ihr Recht behauptet."

Dießmal scheint ihn die Natur ausnahmsweise mit einer solchen Krisis verschont zu haben; denn wir finden ihn den Rest des Jahres hindurch in der frischesten Thätigkeit, welche sogar der sonst so viel über ihn vermögenden Jahreszeit trotzte. Er ging wieder an seinen Roman und arbeitete mit gutem Muthe, wenn er gleich erst jetzt recht erkannte, wie ungeheuer die Forderungen der Materie und der Form nach waren, wozu die ersten Theile den Leser berechtigten. „Man sieht selten eher," schreibt er am 29. November an Schiller, „wie viel man schuldig ist, als bis man wirklich einmal reine Wirthschaft machen und bezahlen will." Unter dem 15. December heißt es: „Zum Jännerstück (der Horen) arbeitete ich gern etwas, aber der Roman nimmt mir jetzt, zu meinem Glücke, alle Zeit weg. Dieser letzte Band mußte sich nothwendig selbst machen, oder er konnte gar nicht fertig werden; die Ausarbeitung drängt sich mir jetzt recht auf, und der lange zusammengetragene und gestellte Holzstoß fängt endlich an zu brennen." In den Tagen, wo er dieses schrieb, las er, „in Hoffnung, von seinem Herrn Collegen etwas zu lernen," den für die Horen eingesandten Roman Lorenz Stark von Engel, ohne jedoch davon sehr auferbaut zu werden. Vorne herein, meinte er, habe das Werk wirklich einigen Schein, der bestechen könne; in der Folge leiste es aber doch gar zu wenig. Dagegen fand er an den Novellen des Cervantes einen wahren Schatz sowohl der Unterhaltung als der Belehrung. „Wie sehr freut man sich," schrieb er Schiller'n, „wenn man das anerkannte Gute auch anerkennen kann,

und wie sehr wird man auf seinem Wege gefördert, wenn man Arbeiten sieht, die nach eben den Grundsätzen gebildet sind, nach denen wir nach unserm Maße und in unserm Kreise selbst verfahren!"

So ging das Jahr 1795 unserm Dichter unter lebhafter Geistesthätigkeit zu Ende, indem zugleich die Anregungen, die er nach allen Seiten hin gegeben, in vielen kräftigen Geistern auf's Erfreulichste fortwirkten. Abgesehen von dem jetzt schon ungeheuren Einfluß seiner Schriften, verbreitete fortwährend sein Genius durch persönliche Berührung Licht und Leben um sich her. Schiller war, durch ihn ermuthigt und gekräftigt, in der Nähe, Meyer in der Ferne thätig, der Eine auf dem Felde der Poesie, der Andere auf dem der bildenden Kunst. Was Alexander von Humboldt seinem anregenden Gespräche auf dem Gebiete der Naturwissenschaft verdankt, würde dieser uns selbst am besten entwickeln können. Goethe sagt, indem er dieser Zeit gedenkt, er habe über naturwissenschaftliche Gegenstände, die ihn damals leidenschaftlich beschäftigten, sich auf's Lebhafteste mit den Freunden unterhalten und fügt hinzu: „Es ist vielleicht nicht anmaßlich, wenn wir uns einbilden, manches von daher Entsprungene durch Tradition in der wissenschaftlichen Welt Fortgepflanzte trage nun Früchte, deren wir uns erfreuen, ob man gleich nicht immer den Garten benamset, der die Pfropfreiser hergegeben." Aber auch Jünglinge und angehende Männer nahmen jetzt eben die wohlthätigsten Einwirkungen seines Umganges in's Leben mit, wie August Herder, Max Jacobi, der ihn zu Ostern des Jahres verließ, und Friedrich von Stein, der, von der Reise nach England heimgekehrt, jetzt vom Herzog von Weimar nach Breslau geschickt wurde, um dort Staatsökonomie zu studiren. Wir verweilen einen Augenblick bei dem Letztern, weil Goethe gerade an ihm seine Erzieherkunst, vielleicht selbst mit größerer Sorgfalt und Ausdauer, als an seinem eigenen Sohne, geübt hat. Als Stein auf der Reise nach Breslau Körner in Dresden besucht hatte, schrieb dieser an Schiller: „Stein war hier und hat uns recht angenehme Empfindungen gemacht. In seinem ganzen Wesen ist Nichts, wodurch man für ihn begeistert werden könnte, aber ein gewisses Ebenmaß, das dem Gefühle so wohlthut, wie dem Auge die schönen Verhältnisse der

Architektur. Er ist natürlich, unbefangen, heiter, verständig, ohne auszeichnende Fähigkeiten zu verrathen, empfänglich, ohne Spuren des Enthusiasmus, aber doch mit einer gewissen Wärme, über deren Grad man bei einer kurzen Bekanntschaft nicht urtheilen kann. Du kennst ihn länger und mußt wissen, ob man in irgend einem Fach etwas Vorzügliches von ihm zu erwarten hat. Oder war dieß vielleicht gar nicht die Absicht bei seiner Erziehung? Sollte er nur zum Menschen gebildet werden? Waren überhaupt seine Triebe nie heftig? Oder wußte man sie durch ein Gegengewicht zu mäßigen? Was Du mir über die Erziehung dieses Menschen schreiben kannst, ist mir interessant. Ich habe ihn als ein pädagogisches Kunstwerk aufmerksam betrachtet." Schiller antwortete: „Goethe hat ihn eigentlich ganz erzogen, und sich dabei vorgesetzt, ihn recht objectiv zu machen. Auch mir ist Stein immer eine sehr wohlthätige Natur gewesen, und er hat mich zuweilen ordentlich mit dem, was man Genialität nennt, entzweit, weil er, ohne eine Spur davon, so gut und so schätzbar ist." Welche Zeugnisse für Goethe's Pädagogik! Wir fügen noch den Schluß der Biographie Stein's von Dr. Ebers hinzu: „Baron von Stein war ein Mann, der allen den Verhältnissen, in welche ihn die Vorsehung berufen (er war General-Landschafts-Repräsentant in Schlesien, Präses der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur, Mitgründer und Vorsteher des Vereins für den Blinden-Unterricht u. s. w.) wohl vorstand, und jeden seiner Wirkungskreise vollkommen ausfüllte. Er war nicht für diejenigen Zustände in der Welt berufen, welche in starken Färbungen hervortreten und in denen Licht und Schatten stark bezeichnet sind; seine Thätigkeit war in jenen stilleren Kreisen, in denen das Gute sich wie eine zarte Pflanze entwickelt, die, von sorgsamer Hand aufmerksam gepflegt, ihre Entwickelung und Erhaltung fordert. Die feste Beharrlichkeit, der rege Eifer, die Aufmerksamkeit, ohne daß die große Welt diese Tugenden gerade bemerkt, — das war sein Beruf, und den hat er getreulich erfüllt. Für alles Schöne, Gute und Große war und blieb sein Herz offen. Manche Prüfung war ihm aufbehalten. Verlust des Vermögens durch kriegerisches Drangsal, Verlust seiner Gattin, erwachsener

Söhne — das trug er mit Ruhe und Ergebung; nie hörte man von ihm auch bei tiefem Schmerze die Klage des Unmuths." Wer fühlt sich nicht bei den meisten dieser Züge lebhaft an seinen großen Erzieher erinnert!

Bevor wir uns anschicken, das Jahr 1796 mit seinem reichen und mannigfachen Ertrage zu überschauen, liegt uns noch ob, eine größere Production des vorigen Jahres, die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, im Zusammenhange zu betrachten. Goethe erwähnt sie in den Annalen unter dem Jahre 1793, ohne sich jedoch bestimmt darüber auszusprechen, ob sie dem ersten Ursprunge nach in dieses oder das nächstfolgende Jahr gehören. Die Idee dazu gab ihm ohne Zweifel Boccaccio's Decamerone ein. Wie dieser durch seine Erzählungen eine allgemeine Landes-Calamität, die jedes Gemüth mit Angst erfüllte, vergessen machen wollte: so gedachte Goethe durch seine Unterhaltungen die Aufmerksamkeit von den Tagesinteressen auf einen Augenblick wenigstens abzulenken und die politische Aufregung zu mildern, die wie eine grassirende moralische Pest den Frieden zwischen Verwandten und Freunden störte und beinahe jedes gesellige Zusammensein trübte. Er sah sich daher nach einer Folge von Erzählungen, Märchen u. dgl. um, die mit den politischen Interessen Nichts zu schaffen hätten; zusammengehalten und wie von einem gemeinsamen Rahmen umschlossen sollten sie durch die zwischendurchlaufende Geschichte und die als Prologe und Epiloge sich anschließenden Gespräche der Ausgewanderten werden, — eine Form, die später von Tieck im Phantasus, von Hoffmann in den Serapionsbrüdern u. A. nachgeahmt worden.

Nach einem Briefe Schiller's vom 28. October 1794 zu urtheilen, scheint Goethe ihm damals schon (wahrscheinlich geschah es bei seinem Besuche zu Jena im September jenes Jahres) den Plan vertraut zu haben; denn Schiller erinnert ihn an „die Idee, die Geschichte des ehrlichen Procurators aus dem Boccaz zu bearbeiten." Am 27. November erhielt er von Goethe den Eingang zu den Erzählungen für die Horen zugesandt. Er fand das Ganze sehr zweckmäßig eingeleitet, nur bedauerte er, daß der Leser so wenig auf einmal zu übersehen bekomme, und wünschte, daß die erste der Erzählungen hätte mitgegeben werden können. Auch besorgte er,

an dem, was Goethe dem Geheimen-Rath in den Mund lege, möge eine Partei des Publicums, und zwar die nicht am wenigsten zahlreiche, vielleicht Anstoß nehmen. Dann glaubte er ferner ein Fürwort für den Hofrath einlegen zu müssen: Goethe möge ihn durch den hitzigen Carl, wenn er sein Unrecht eingesehen, zurückholen und in der Gesellschaft bleiben lassen. Endlich nahm er sich noch des alten Geistlichen gegen seine unbarmherzige Gegnerin an, die, wie er mit Recht meinte, es doch fast zu arg mache. Goethe versprach den „Prologus" noch einmal durchzugehen, dem heftigen Carl vielleicht noch ein Forte zu geben und dem Geheimen-Rath und Luisen Sourdinen aufzulegen. Er scheint indeß nicht viel daran gethan zu haben; wenigstens erregt die Unterhaltung Luisen's mit dem Geistlichen noch immer Bedenken.

Auf die Einleitung folgen zunächst zwei Spukgeschichten. Die erste derselben ist einer brieflichen Erzählung der berühmten Schauspielerin Clairon frei nachgebildet. Goethe gedenkt ihrer zuerst in einem Briefe an Schiller vom 5. December 1794: „Schreiben Sie mir durch den rückkehrenden Boten, ob Ihnen etwas von einer gespenstermäßigen Mystificationsgeschichte bekannt sei, welche vor vielen Jahren Mlle. Clairon begegnet sein soll, und ob vielleicht in irgend einem Journal das Märchen gedruckt ist. Wäre das nicht, so lieferte ich sie noch (für das erste Stück der Horen), und wir fingen so recht vom Unglaublichen an, was uns sogleich ein unendliches Zutrauen erwerben würde." Schiller sah sich vergebens nach der Geschichte um; unterdeß wurde Goethe des Briefes, vielleicht in einer Abschrift, habhaft, und legte ihn seiner Erzählung in allen einzelnen Punkten zu Grunde. Am 10. Januar 1795 schickte er an Schiller das Manuscript und sprach dabei den Wunsch aus, daß er seines großen Vorfahren Henning's (von Geistern und Geistersehern." 1770) nicht ganz unwürdig möge geblieben sein *). — Die zweite Geschichte hält man wohl mit Unrecht für

*) Eine von H. Düntzer angestellte Vergleichung der Goethe'schen Erzählung mit dem Original, siehe im Archiv für das Studium der neuen Sprachen und Literaturen, herausgeg. von Herrig und Viehoff, Bd. III, Heft II, S. 171 ff.

eine vom Dichter selbst erfundene, womit er den Glauben an die erste habe schwächen wollen. Er verdankte sie vermuthlich einer mündlichen Ueberlieferung, wie die erste einer schriftlichen. Auf eine solche Quelle einiger von diesen Geschichten deutet Goethe selbst hin, indem er den Alten sagen läßt: „Ich will freilich nicht leugnen, daß ich auch aus alten Büchern und Traditionen Manches aufgenommen habe. Sie werden mitunter alte Bekannte vielleicht nicht ungern in einer neuen Gestalt antreffen." Und an einer andern Stelle antwortet er auf die Frage, woraus seine Sammlung von Geschichten bestehe: „Ich lebe schon lange in der Welt und habe immer gern auf das Acht gegeben, was diesem oder jenem Menschen begegnet. Zur Uebersicht der großen Geschichte fühl' ich weder Kraft noch Muth, und die einzelnen Weltbegebenheiten verwirren mich; aber unter den vielen Privatgeschichten, wahren und falschen, mit denen man sich im Publikum trägt, die man sich insgeheim einander erzählt, gibt es manche, die einen reinern, schönern Reiz haben, als den Reiz der Neuheit, manche die durch eine geistreiche Wendung uns immer zu erheitern Anspruch haben u. s. w." Daß aber Goethe gerade mit Spukgeschichten den Anfang gemacht, darf nicht befremden; es erklärt sich sowohl aus der Tendenz des ganzen Werkes, als aus des Verfassers Eigenthümlichkeit. Der Leser sollte von den politischen Tagesinteressen möglichst weit und durch möglichst picante Stoffe abgezogen werden. Beides leisten die Gespenstergeschichten, welche die Gedanken auf das Gebiet des Uebersinnlichen hinüberführen und die meisten Menschen mit ganz besonderem Reize fesseln. Daß Goethe aber selbst, obwohl er in dem Briefe an Schiller über die Mystificationsgeschichte scherzt, dennoch ein ganz eigenes Interesse an solchen Erzählungen fand, wird der Leser aus Früherm begreiflich finden. Wir erinnern nur an die Art, wie er in der Selbstbiographie von dem Ahnungsvermögen seines Großvaters spricht, und an sein Gesicht bei dem Abschied von Sesenheim.

Nach den beiden gespenstigen Geschichten begegnen wir zwei mysteriösen, welche aus den Memoiren des Marschalls von Bassompierre*) geschöpft sind. Das Picante liegt hier einerseits in

*) Les galanteries du Maréchal de Bassompierre, zuerst 1631 erschienen.

dem geheimnißvollen Dunkel, das über dem Schicksal der schönen Krämerin, wie über der Person der schönen Frau ruht, die den Ahnherrn Bassompierre auf seinem Sommerhause besuchte, anderseits in den galanten Abenteuern des jüngern und ältern Bassompierre. Durch diese beiden Eigenschaften bilden die zwei Erzählungen den Uebergang von dem ersten Paar zum dritten Paar, zu den moralischen Geschichten. Die eine derselben, die Geschichte von dem ehrlichen Procurator, deren schon oben gedacht worden, ist nicht, wie Schiller annahm, aus dem Boccaccio geschöpft, bei dem sie gar nicht vorkommt, sondern wahrscheinlich entweder aus der 1482 erschienenen Sammlung »Les cent nouvelles nouvelles,« wo sie sich am Schlusse findet unter dem Titel: »Le saige Nicaise ou l'amant vertueux,« oder, nach Düntzer's Vermuthung, aus der Sammlung „Ducento novelle" von Celio Malespini (1609). Für die letztere Annahme spricht der Umstand, daß hier der tugendhafte Geliebte als Procurator vorkommt, während er in den »Cent nouvelles nouvelles« als un très saige clerc bezeichnet ist. Der Goethe'schen Nachbildung schließt sich ein Gespräch über moralische Erzählungen überhaupt zwischen Luisen und dem Alten an, wobei Letzterer die Bemerkung macht, es müßten alle eigentlich moralischen Erzählungen immer eine und dieselbe Geschichte enthalten, indem jede zu zeigen habe, daß der Mensch in sich eine Kraft hege, aus Ueberzeugung des Bessern selbst gegen seine Neigung zu handeln. Damit macht Goethe den Alten, wie Guhrauer*) treffend bemerkt, ganz zum Vertreter des Kantischen Moralprincips, während an Schiller's Erklärung von der schönen Seele (im Aufsatz „über Anmuth und Würde") die vermittelnde Aeußerung der Baronesse erinnert: „Gewiß, ein Gemüth, das Neigung zum Guten hat, muß uns, wenn wir es gewahr werden, schon höchlich erfreuen; aber Schöneres ist Nichts in der Welt, als Neigung durch Vernunft und Gewissen geleitet." Die andere moralische Erzählung, von Ferdinand, dürfte eben so wenig, wie die zweite Spukgeschichte, eine reine Erfindung Goethe's, sondern, wie sie, aus mündlicher Ueberlieferung oder aus Beobachtung der Schicksale Anderer geflossen sein. Die

*) Anzeigeblatt der Wiener Jahrbücher, B. 116.

Verschuldung, die in der vorhergehenden Erzählung nur eingeleitet ist, vollendet sich hier; der Sohn vergreift sich an dem Gelde des Vaters. Aber dafür ist auch die Selbstüberwindung um so reiner durchgeführt. Der Grundsatz der Entsagung, der in unsers Dichters Leben eine so große Rolle spielt, bildet den ideellen Kern in beiden moralischen Erzählungen.

Auf die drei Gruppen von je zwei gespensterhaften, mysteriösen und moralischen Geschichten ließ Goethe zum Schluß der Unterhaltungen ein Märchen folgen, damit „sie durch ein Produkt der Einbildungskraft gleichsam in's Unendliche ausliefen." Ein Brief aus Carlsbad an Schiller vom 8. Juli 1795 deutet auf dasselbe voraus. „Indem ich auf meiner Herreise," schreibt Goethe, „einige alte Märchen durchdachte, ist mir Verschiedenes über die Behandlungsart derselben durch den Kopf gegangen. Ich will ehestens eins schreiben, damit wir einen Text vor uns haben." Am 18. August kündigte er Schiller den Beschluß der letzten Geschichte (von Ferdinand) und den Uebergang zum Märchen an; am 26. September sandte er es ihm ganz vollendet zu mit der Hoffnung, daß „die achtzehn Figuren dieses Dramatis, als eben so viele Räthsel, den Räthselliebenden willkommen sein sollten." Schon diese Worte lassen vermuthen, daß wir hier kein ganz freies Produkt der Einbildungskraft vor uns haben; und Schiller meinte sogar in einem Briefe an Goethe, man könne sich nicht enthalten, in Allem eine Bedeutung zu suchen. Das Letztere war nun freilich nicht Goethe's Intention; er wollte ein Märchen liefern, das, als ein ächtes Kunstwerk, selbstständig den Leser ergötze und nicht erst durch eine Deutung Reiz gewinne; aber er schloß damit nicht das feine Anklingen eines tiefern Sinnes, im Ganzen wie in manchen Einzelnheiten, aus.

Diesen tiefern Sinn finden wir mit Düntzer in dem Gedanken, daß das wahre Glück der Menschheit nicht auf schrankenloser, unbedingter Freiheit beruhe, die sich nie verwirklichen lasse, und wo sie angestrebt wird, nur Unheil und Verderben anrichte, sondern auf einer durch Weisheit, Schein und Gewalt gesicherten Herrschaft, unter welcher allein wahre Freiheit gedeihen könne; — so daß also die Politik, die nach der Verabredung der Ausgewanderten von ihrer Unterhaltung ausgeschlossen bleiben sollte, sich schelmisch

genug unter der Form des Märchens dennoch wieder einschleicht. In Betreff der Einzelnheiten erlaubt uns der Raum nur kurze Andeutungen zu geben. Die schöne Lilie ist die Personification der Freiheit oder vielmehr der Freiheitsbestrebungen. Diese gehen, insofern sie rein sind, ursprünglich aus der Liebe hervor, aus dem warmen Gefühl für das Glück und die Rechte aller Menschenklassen. Sie üben daher auch, weil sie so edelmenschlichen Ursprungs sind, einen mächtigen Zauber auf die Gemüther. Aber die Freiheitsideen werden, wie uns die bitterste Erfahrung gezeigt hat, zum Verderben und Fluch der Völker, wenn sie mit blinder Rücksichtslosigkeit verfolgt werden. Daraus erklärt es sich, warum die Lilie einerseits so lieblich und reizend und anderseits so gefährlich und verderblich dargestellt ist. Sie belebt das Todte, wie die Revolutionszeit erstorbene Rechte und schlummernde Kräfte zu neuem Leben aufrief; aber sie tödtet das Lebendige durch ihre Berührung, wie die Revolution so Vieles tief in der Zeit und dem Volksgeist Gewurzelte umstieß und vernichtete. Jener Freiheit fiel auch die legitime Herrschaft zum Opfer; und so tödtet auch die Lilie durch ihre Berührung den schönen Jüngling, um dessen Schultern ein Purpurmantel hängt, der aber mit nackten Sohlen durch den heißen Sand watet; denn dieser ist die Verkörperung der legitimen, durch die Revolution bereits um den größten Theil ihrer Macht und ihres Glanzes geschmälerten Dynastie. Goethe war nun, wenn wir das Märchen richtig deuten, der Ansicht, nur aus der Vermählung des schönen Jünglings mit der Lilie, aus der Verbindung der legitimen Herrschaft mit der Freiheit könne der Welt Heil und Segen erwachsen; d. h. nur dann, wenn ein von Menschenliebe durchdrungener Herrscher, der nicht bloß dem Namen, sondern auch der Macht nach König sei, die Freiheitsideen in sich aufnehme und verwirkliche, dürfe die Welt den wahren Genuß der Freiheit erwarten. Die wahre Herrschaft dachte sich Goethe als eine dreifache, als die der Weisheit, des Scheins und der Gewalt, was, wie Guhrauer treffend bemerkt, an die Lehre der Freimaurer erinnert, wonach Weisheit, Stärke, Schönheit (wisdom, strength, beauty) die Pfeiler der Loge sind. Jedoch ist Goethe's Schein nicht für gleichbedeutend mit Schönheit zu nehmen, sondern bezeichnet den die Krone umgebenden Glanz und Nimbus.

Jene drei Arten der Herrschaft sind durch die drei Könige, den goldenen, silbernen und ehernen verbildlicht; der vierte zusammengesetzte König stellt die constitutionelle Mischherrschaft dar, die bald zusammenbrechen muß.

Zu Anfange des Märchens finden wir die Lilie walten, d. h. die Freiheitsideen eine verderbliche Herrschaft üben; der legitime Herrscher wandelt, einem tiefen Schmerze Preis gegeben, umher; ein glänzender Harnisch bedeckt zwar noch seine Brust, ein Purpurmantel wallt noch um seine Schultern, aber sein Haupt ist unbedeckt, sein holdes Gesicht, seine schön gebauten Füße sind den Strahlen der Sonne ausgesetzt. Die wahre Herrschaft existirt nicht mehr in der Wirklichkeit, sondern nur jenseits des von den Zeitstürmen angeschwellten Flusses, als ein Tempel in tiefen Felsenklüften, gleichsam als eine todte Abstraction, als ein Ideal. Mit diesem Tempel sind nur der Alte mit der Lampe, welcher die stille forschenden Weisen symbolisch darstellt, und die Schlange bekannt, die hier ebenfalls ein Symbol der Weisheit und zugleich der werkthätigen, aufopferungsfähigen Liebe ist, wie sie auch bei den Griechen als Heilschlange, Wahrsagerin, Symbol der Fruchtbarkeit und des Lebens erscheint. Erst nachdem jener Tempel von der andern Seite des Flusses an das diesseitige Ufer, aus den tiefen Felsenklüften an das Tageslicht, aus dem Gebiete der Abstraction in die Wirklichkeit geführt worden, kann sich für die Welt die Periode des Heils und des Segens eröffnen. Zur Erreichung dieses Ziels, wie zur Wiederbelebung des schönen Jünglings sind nun besonders der Alte mit der Lampe und die Schlange behülflich; indeß erkennt der Alte ausdrücklich an, daß nicht ein Einzelner helfen könne, sondern wer sich mit Vielen zur rechten Stunde verbinde. Die Schlange opfert sich zuletzt selbst auf und bildet die herrliche Brücke, über die alles Volk, zu Fuß und Roß und Wagen dem neuerhobenen Tempel zuströmt. Die Bedeutung der Schlange wird noch besonders durch den Gegensatz zu den Irrlichtern hervorgehoben. Diese sind die muthwilligen, lieb- und rücksichtslosen Aufklärer, die Freude an der Bewegung haben und daher den Kahn auf dem Strome absichtlich zum Schwanken bringen, die ihre geistreichen, oft gefährlichen Gedanken zum Spaß als glänzende Goldstücke ausstreuen, von denen eines schon unter

Umständen den Strom zu entsetzlichen Wellen erheben kann. Der Schlange aber ist dieses Gold ungefährlich; sie verschlingt es, und wird davon leuchtend und untersucht beim Schimmer des Lichtes den Tempel in den dunkeln Felsklüften, dessen Dasein sie bisher nur durch das Gefühl erkannt hatte.

Mit diesen flüchtigen Andeutungen uns begnügend, bemerken wir nur noch, daß Goethe sich mit einem zweiten, entschiedener allegorischen Märchen trug, welches nicht zur Ausführung gelangt ist. Hätte er es vollendet, so würden die Unterhaltungen aus vier symmetrischen Gruppen von je zwei Stücken bestehen. Ein paar Jahre später hatte er noch etwa ein halb Dutzend Märchen und Geschichten im Sinne, die er als zweiten Theil der Unterhaltungen zu bearbeiten gedachte. Allein auch dieser Plan ist ein frommer Wunsch geblieben.

Eilftes Capitel.

Die Xenien begonnen. Iffland zu Besuch. Egmont umgearbeitet. Alexis und Dora. Musen und Grazien in der Mark. Votivtafeln. Die Epigrammen-Sammlungen Vielen und Einer. Die Eisbahn. Charakteristik der Xenien. Die übrigen Gedichte Goethe's im Musenalmanach 1797. Naturwissenschaftliche Forschungen. Vollendung von Wilhelm Meister's Lehrjahren.

Wir fassen von dem wichtigen Jahre 1796 zunächst die erste größere Hälfte bis zur Vollendung der Xenien und Wilhelm Meister's in's Auge. In beiden Productionen, zumal in der erstern, verschränkten unsere zwei größten Dichter ihre Geister auf's Innigste in einander. Goethe konnte jetzt Schiller's Gespräch oder Briefwechsel nicht mehr entbehren. So finden wir ihn denn auch wieder vom 3. Januar an ein paar Wochen lang in Jena, wo die beiden Freunde die Abendstunden bis tief in die Nacht mit einander zubrachten. Dießmal galten ihre Conferenzen größtentheils „einem gemeinschaftlichen opus für den neuen Almanach," wie Schiller an

Körner meldete, einem Werke, „das eine wahre poetische Teufelei sein werde, die noch kein Beispiel habe." Es waren eben die Xenien. Die ungünstige Aufnahme, welche Schiller's Horen ganz gegen alle Erwartung gefunden, hatte in ihm eine sehr gereizte Stimmung erzeugt, die sich in seiner Correspondenz und seinen Unterhaltungen mit Goethe oft genug in bitteren Worten Luft machte. Dieser hatte ihm darauf schon im vorigen Jahre vorgeschlagen, Alles, was gegen die Horen gesagt worden, zusammenzusuchen und darüber beim Jahresschlusse ein literarisches Gericht zu halten. Hieraus entwickelte sich nun weiter, als ihm zufällig im December 1795 die Xenien des Martial zu Gesicht kamen, der Gedanke, auf alle Zeitschriften Epigramme, jedes in einem Distichon, wie die des Martial, zu machen und die ganze Sammlung in den nächsten Musenalmanach zu bringen. Er übersandte sogleich ein Dutzend solcher Xenien als Probe. Schiller fand den Einfall „prächtig"; nur müßte man, meinte er, um das Hundert voll zu machen, auch über einzelne Werke herfallen. „Welchen Stoff," schrieb er, „bietet uns nicht die Stolbergische Sippschaft, Racknitz, Ramdohr, die metaphysische Welt mit ihren Ichs und Nicht-Ichs, Freund Nicolai, unser geschworener Feind, die Leipziger Geschmacksherberge (die neue Bibliothek der schönen Wissenschaften), Thümmel, Göschen als sein Stallmeister u. dgl. dar!" Jetzt, im Januar 1796, sprühten Abends bei dem mündlichen Verkehr die Geistesfunken lustiger und reicher, und die Sammlung der beißenden Gastgeschenke begann zu wachsen. „Seitdem Goethe hier ist," schrieb Schiller noch am 4. Januar spät Abends an Humboldt, „haben wir angefangen, Epigramme von einem Distichon im Geschmack der Xenien des Martial zu machen. In jedem wird nach einer deutschen Schrift geschossen. Es sind schon seit wenig Tagen über zwanzig fertig; und wenn wir etliche Hundert fertig haben, so soll sortirt und etwa ein Hundert für den Almanach beibehalten werden." Bei Goethe's Abreise (den 17. Januar), der die Epigramme mitnahm, belief sich die Zahl auf sechsundsechszig, und Schiller versprach ihm, daß, ehe er Weimar erreichte, an achtzig daraus werden sollten *).

*) Nr. 147 in dem Briefwechsel Schiller's mit Goethe ist augenscheinlich

Am 22. Januar übersandte Schiller wieder eine Lieferung, obwohl eine minder starke, als er gehofft hatte. „Es geht mit diesen kleinen Späßen," schrieb er, „doch nicht so rasch, als man glauben sollte, da man keine Suite von Gedanken und Gefühlen dazu benutzen kann, wie bei einer längern Arbeit. Sie wollen sich ihr ursprüngliches Recht als glückliche Einfälle nicht nehmen lassen." Goethe aber war unterdessen zu Weimar in ein sehr buntes und geräuschvolles Leben gerathen. Am 23. fand sich dort die Darmstädter Herrschaft ein, worauf gleich am nächsten Tage Cour, Diner, Concert, Souper und Redoute folgten. Eine Woche ging sodann auf Proben hin, da auf den 30. die Advocaten von Iffland und auf den 2. Februar eine neue Oper anberaumt waren. Zudem hatte er einen Aufzug zu einer abermaligen Redoute auf den 29. Januar, als den Vorabend des Geburtstagsfestes der Herzogin, zu arrangiren. Er berichtete darüber an Schiller am 30. Januar: „Da man jetzt bloß in Distichen spricht, so mußte der türkische Hof selbst sein Compliment an die Herzogin in dieser Versart bringen, wie Sie aus der Beilage sehen werden. Eine andere Gesellschaft hatte einen Zug von gemischten Masken aufgeführt, unter welchen sich ein paar Irrlichter sehr zu ihrem Vortheil ausnahmen; sie waren sehr artig gemacht, und streuten, indem sie sich drehten und schüttelten, Goldblättchen und Gedichte aus *).

Ungeachtet dieser Zerstreuungen, und obwohl ihm zwischen all' den bunten Bildern das achte Buch seines Romans und eine von ihm unternommene Biographie Cellini's mitunter als mahnende Gestalten erschienen, war doch die Zahl der Xenien am 30. Januar bis gegen zweihundert gestiegen. Dieses erklärt sich daraus, daß er mittlerweile auf eine neue, reiche Quelle von Epigrammen aufmerksam geworden war, worauf er schon in einem Briefe vom 27. Januar an Schiller hindeutete: „Wenn wir unsere vorgesetzte Zahl

ein Billet, das Goethe noch in Jena erhielt. Vergl. Düntzer's Abhandlung über die Xenien im Archiv für neuere Sprachen und Literaturen, herausgeg. von Herrig und Viehoff, Jahrg. 1848.

*) Dieß erinnert an die Irrlichter des Märchens in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.

ausfüllen wollen, so werden wir noch einige unserer nächsten Angelegenheiten behandeln müssen; denn wo das Herz voll ist, geht der Mund über." Es schwebten ihm hierbei zunächst seine naturwissenschaftlichen Interessen vor, und besonders seine Polemik gegen Newton. Indem solche Xenien keinem einzelnen Lebenden, ja zum Theil nur einer wissenschaftlichen Angelegenheit galten, bildeten sie gewissermaßen schon den Uebergang zu den unpersönlichen, friedlichen, unschuldigen Epigrammen, die wir bald zwischen den satyrischen auftauchen sehen werden. Aber auch bei Schiller hatten sich unterdessen neue Ideen für die Xenien entwickelt. „Ich denke," schrieb er am 31. Januar, „daß, wenn Sie etwa zu Ende dieser Woche kommen, Sie ein Hundert und darüber finden sollen. Wir müssen die guten Freunde in allen ordentlichen Formen verfolgen, und selbst das poetische Interesse fordert eine solche Varietät innerhalb unsers strengen Gesetzes, bei einem Monodistichon zu bleiben. Ich habe dieser Tage den Homer zur Hand genommen, und in dem Gericht, das er über die Freier ergehen läßt, eine prächtige Quelle von Parodieen entdeckt, die auch zum Theil schon ausgeführt sind*); ebenso auch in der Nekromantie, um die verstorbenen Autoren und hie und da auch die Lebenden zu plagen. Denken Sie auf eine Introduction Newton's in der Unterwelt — wir müssen auch hier unsere Arbeiten in einander verschränken. Beim Schlusse, denke ich, geben wir noch eine Komödie in Epigrammen. Was meinen Sie?"

Die Beschränkung auf „etliche Hundert" war jetzt, wie sich aus Briefen Schiller's an Humboldt und Körner vom 1. Februar zeigt, gänzlich aufgegeben. „Unter sechshundert Monodistichen," schrieb er Jenem, „thun wir es nicht, aber wo möglich steigen wir auf die runde Zahl tausend. Von der Möglichkeit werden Sie sich überzeugen, wenn ich Ihnen sage, daß wir jetzt schon in dem dritten Hundert sind, obgleich die Idee nicht viel über einen Monat alt ist. Bei aller ungeheuern Verschiedenheit zwischen Goethe und mir wird es selbst Ihnen öfters schwer, und manchmal gewiß un-

* Er mußte aber später diese Parodieen ausscheiden, weil sie sich nicht bequem an das Ganze anfügten. Die Todtenerscheinungen brachte er X. 332 bis 413 unter.

möglich sein, unsern Antheil an dem Werke zu sortiren. Denn da das Ganze einen laxen Plan hat, das Einzelne aber ein Minimum ist, so ist zu wenig Fläche gegeben, um das verschiedene Spiel der beiden Naturen zu zeigen. Es ist auch zwischen Goethe und mir förmlich beschlossen, unsere Eigenthumsrechte an den einzelnen Epigrammen niemals auseinander zu setzen."

Mit außerordentlichem Eifer arbeitete Schiller in den nächsten Tagen an den Xenien fort. Am 5. Februar schrieb er, Goethe werde bei ihm gegen vierzig neue finden; etwa achtzig andere, die zusammengehörten und in Kleinigkeiten noch nicht ganz fertig seien, behalte er einstweilen noch zurück. Und ein paar Tage später heißt es: „Hier einige Dutzend Xenien, die seit heut und gestern in Einem Raptus entstanden." In den von Goethe geschickten freute er sich mehrere politische anzutreffen; denn da sie doch zuverlässig an den unsichern Orten confiscirt würden, so sehe er nicht ein, warum sie es nicht auch von dieser Seite verdienen sollten.

Die nächste Zeit bis zum Juni scheint indeß minder ergiebig an Xenien gewesen zu sein. Schiller war durch traurige Nachrichten aus der Heimath niedergedrückt, litt an Krämpfen und beschäftigte sich in den bessern Tagen mit Vorarbeiten zum Wallenstein. Goethe, welcher die erste Hälfte des Februars noch in Weimar bleiben mußte, fand über fortdauernden Zerstreuungen keine Muße zum Dichten. „Ich leide noch immer unsäglich am Carneval," klagte er am 12. Februar, „und durch die abermalige Ankunft fremder Prinzen werden unsere Theater- und Tanzlustbarkeiten verrückt und gehäuft." Was ihm an Zeit übrig blieb, widmete er dem Wilhelm Meister, dem Leben Cellini's, woraus er einzelne interessante Partieen zu übertragen begann, und der Knebel'schen Uebersetzung der Elegieen von Properz. Die letztere, welche für die Horen bestimmt war, revidirte er mit Knebel auf's Sorgfältigste und verbesserte so Vieles, daß sie wiederholt copirt werden mußte. Weil Schiller fortwährend um Beiträge für die Horen verlegen war, so suchte er die Beschreibung seiner Schweizerreise vom Jahre 1779 hervor*) und machte dem Freunde den Vorschlag, einzelne ausführliche Tableaus, z. B.

*) Vergl. Thl. II, S. 374 f.

das Münsterthal, die Aussicht vom Jura, auszuziehen und ohne Zusammenhang hinzustellen. Dieser scheint indeß anderer Ansicht gewesen zu sein, denn wir finden in dem achten Stück der Horen des Jahres 1796 die fortlaufende briefliche Darstellung der Reise, wie jetzt in Goethe's sämmtlichen Werken, nur daß der erste Brief ganz weggelassen und auch weiterhin mehrere Partieen abgekürzt und zusammengezogen sind. Einige dieser Abkürzungen wurden dadurch nöthig, daß Goethe Alles, was die Personen bezeichnete, getilgt haben wollte. Selbst solche Andeutungen, wie der Graf (der Herzog) und Freund W. (Wedel), sind strenge vermieden.

Von der Mitte Februars an bis in den Juni hinein gewährt die Hauptquelle unserer Biographie für alle diese Jahre, der Briefwechsel Goethe's mit Schiller, nur einen spärlichen Ertrag, indem die beiden Dichter jene Monate hindurch meistens beisammen waren. Bis etwa Mitte März lebte Goethe in Jena. Daran schloß sich ein Aufenthalt Schiller's bei Goethe in Weimar vom 23. März bis zum 20. April. Einige Tage später kam Schiller nochmals nach Weimar zur Aufführung des von ihm für die Bühne bearbeiteten Egmont, worauf dann Goethe mit ihm nach Jena zurückkehrte und dort, mit kurzen Unterbrechungen, bis gegen den 9. Juni verweilte. Während dieses Zusammenlebens entstanden ohne Zweifel doch einige Xenien; namentlich mögen mehrere der von ihnen selbst als „würdige, ernsthafte, philosophische" bezeichneten Epigramme, der sogenannten Votivtafeln gedichtet worden sein; denn der anfängliche Plan war schon dahin erweitert worden, daß man beschlossen hatte, jeden geistreichen Einfall in einem Monodistichon zu fixiren, und außer den satyrischen Ausfällen auch ernste Lebensansichten, ästhetische Maximen, Resultate ihrer Forschung und Beobachtung in diese Form zu fassen.

Daneben rückte die Uebersetzung des Cellini vor, die Goethe Anfangs im Auszuge, jetzt aber ganz zu geben entschlossen war. „Was ist das menschliche Leben im Auszuge?" schrieb er darüber an Meyer; „alle pragmatische biographische Charakteristik muß sich vor dem naiven Detail eines bedeutenden Lebens verkriechen." Ueber der Arbeit fand er, daß es mit der Uebersetzung eines Buches, wie mit dem Copiren eines Gemäldes gehe; man lerne beide durch

die Nachbildung erst recht kennen. Bei dem gemeinsamen Aufenthalte mit Schiller in Weimar nahm vorzüglich das Theater unsere Dichter in Anspruch. Es fand sich nämlich zu eben dieser Zeit Iffland daselbst ein, um einige Wochen hindurch Gastrollen zu geben. Seine Vorstellungen wurden, wie Goethe selbst in den Annalen sagt, von dem belehrenden, hinreißenden, unschätzbaren Beispiel abgesehen, der Grund eines dauerhaften Repertoriums und ein Anlaß, das Wünschenswerthe näher kennen zu lernen *). „Zu diesem Zwecke," fährt er fort, „redigirte Schiller, der an dem Vorhandenen immer festhielt, den Egmont, welcher zum Schlusse der Ifflandischen Gastrollen gegeben ward, ungefähr wie er noch auf deutschen Bühnen vorgestellt wird." Goethe hat uns in seinem Aufsatze „Ueber das deutsche Theater" **) eine Skizze dieser Bearbeitung mitgetheilt. Er ließ den Freund, wie uns aus Früherm bekannt ist, bei seiner Redaction gewähren, obwohl er grausam genug verfuhr und zu Goethe's Verdrusse die ganze Rolle der Regentin ausfallen ließ. Schiller berichtet darüber in einem Briefe an Körner, er habe verschiedene neue Scenen zu dem Stücke dichten und mit den alten sich manche Freiheit herausnehmen müssen, so daß die Tragödie gewissermaßen Goethe's und sein gemeinschaftliches Werk sei. Nicht wenig trug das dießmalige Zusammensein der beiden Dichter zur engern Schürzung ihres Geistes- und Herzensbundes bei. Schiller wohnte in Goethe's Hause und war ihm behülflich, für Iffland eine Societät zu eröffnen. Er meldet darüber an Humboldt: „Goethe wollte nicht gern zu viel Anstalten Iffland's wegen machen, und doch wissen Sie, daß man in Weimar Alles aufbieten muß, um auch nur Etwas von Societät zu haben. Nun geht ein Theil des Societätsarrangements auf meinen Namen, und indem wir, Goethe und ich, zusammen sind, verwandelt sich die ganze Historie in eine Komödie für uns." Dafür ließ Goethe es aber auch nicht an der liebevollsten Aufmerksamkeit gegen Schiller fehlen, und wußte ihn so zu erheitern, daß dieser sich wieder einer leidlichen Gesundheit und des

*) Vergl. über Iffland Goethe's Brief an Meyer vom 3. April 1796.

**) Bd. 35, S. 345 ff. (Ausg. in 40 Bdn.) Schiller's Redaction des Goethe'schen Egmont ist neuerdings veröffentlicht worden.

längere Zeit entbehrten ruhigen Schlafes erfreute. Im Schauspielhause, das keine Logen hatte, ließ Goethe ihm eine besonders machen, wo er ungestört sein konnte, und wenn er sich einmal nicht ganz wohl fühlte, wenigstens den Vortheil hatte, sich vor Niemand zwingen zu dürfen. Nachdem hierauf die beiden Freunde sich nach Jena zurückgezogen hatten, belebten sich dort ihre Abendconferenzen durch den Zutritt Körner's, der am 27. April bei Schiller zum Besuch eintraf und ein paar Wochen blieb. Dieser edle, gemüth- und geistreiche Herzensfreund Schiller's rückte jetzt auch Goethe'n sehr nahe und griff durch musikalische Compositionen, Kritik und warme Theilnahme an ihren Productionen anregend und fördernd in den Geistesverkehr der beiden Dichter ein. Nach seiner Abreise gab es wieder viele neue „gottlose und fromme Xenien," wie Schiller am 6. Juni an Körner berichtete, und zugleich rückte Wilhelm Meister dem Ende zu. Außerdem fällt die Entstehung von „Alexis und Dora," so wie die des Spottliedes „Musen und Grazien in der Mark" in diesen Aufenthalt unseres Dichters zu Jena. Dann erfahren wir noch aus dem Briefwechsel Schiller's mit Körner, daß Goethe damals sich mit dem Plane zu einem Gedichte „Hero und Leander" trug, den er später, wie die Kraniche des Ibykus, an Schiller abgetreten zu haben scheint *).

Sobald Goethe wieder zu Hause war, begann das Xenienheft auf's Neue zwischen Weimar und Jena hin und her zu wandern und zu wachsen. Unter dem 10. Juni kam eine Sendung von Goethe, wobei er sein Bedauern äußerte, daß auch dießmal das Contingent des Hasses doppelt so stark, als das der Liebe sei. In seine Ansicht, daß man sich bei aller Bitterkeit vor criminellen Inculpationen hüten müsse, stimmte Schiller ein. „Ich bin sehr dafür," erwiederte er, „daß wir nichts Criminelles berühren, und überhaupt das Gebiet des frohen Humors so wenig als möglich verlassen. Sind doch

*) Aus einem Briefe an Meyer vom 20. Mai geht hervor, daß er dießmal mit der Absicht, den Wilhelm Meister zu enden, nach Jena gegangen war; er habe nun zwar, heißt es weiter, in den letzten vierzehn Tagen allerlei löbliche und erfreuliche Dinge zu Stande gebracht, nur gerade das nicht, was er sich vorgenommen.

die Musen keine Scharfrichter! Aber schenken wollen wir den Herren auch Nichts." Ueberhaupt scheint die Beschäftigung mit den Xenien für beide Dichter eine allmählige Selbstläuterung von Haß und Bitterkeit gewesen zu sein; denn von nun an ist auch von freundlichen Xenien mehr die Rede. „Gar zu gerne," heißt es in Schiller's Brief vom 18. Juni, „hätte ich die lieblichen und gefälligen Xenien an das Ende gesetzt; denn auf den Sturm muß die Klarheit folgen. Auch mir sind einige in dieser Gattung gelungen, und wenn Jeder von uns nur noch ein Dutzend in dieser Art liefert, so werden die Xenien sehr gefällig enden." Er machte auch Goethe'n den Vorschlag, er möge, um die Zahl dieser poetischen und freundlichen Xenien zu vermehren, eine Wanderung durch die wichtigsten Antiken und die schönsten italienischen Meisterwerke anstellen, die um so passendere Stoffe darböten, als sie lauter Individua seien. Obwohl Goethe den Gedanken nicht ausführte, so wurden doch die ernsthaften und wohlmeinenden Xenien allmählig so mächtig, daß er meinte, den Lumpenhunden, die angegriffen seien, müsse man es mißgönnen, daß ihrer in so guter Gesellschaft erwähnt werde.

Mit den oben erwähnten „lieblichen und gefälligen Xenien", die in der Correspondenz der beiden Dichter auch als Xenien „von der zarten Art" bezeichnet werden, ist auf eine abermalige Erweiterung des Xenienplans hingedeutet. Zu den persönlichen, satyrischen Epigrammen oder Xenien im engern Sinne waren, wie wir hörten, schon allgemeine, würdige, philosophische (Votivtafeln) hinzugekommen. Jetzt gesellte sich diesen beiden Arten noch eine dritte zu, das „Contingent der Liebe", freundliche, anmuthige Gastgeschenke; und wir irren wohl nicht, wenn wir darin diejenigen erblicken, die im Musen-Almanach größtentheils in den beiden Gruppen „Vielen" und „Einer" zusammengestellt sind.

Die Zahl der Epigramme mochte jetzt auf etwa sechshundert angewachsen sein. Als aber Schiller, der damals noch Ein Ganzes aus ihnen zu bilden gedachte, sich an die Redaction derselben machte, fand er, daß noch eine bedeutende Menge neuer Monodistichen nöthig war, wenn die Sammlung den Eindruck eines Ganzen machen sollte. Was am meisten den Anspruch auf eine gewisse Universalität erregte

und ihn bei der Redaction in Verlegenheit setzte, waren die philosophischen und rein poetischen, die bei Weitem noch nicht die gehörige Vollständigkeit erlangt hatten; und diese ihnen nachträglich noch zu geben, verhinderte die Vollendung des Wilhelm Meister, welche jetzt nicht bloß Goethe, sondern auch Schiller in Anspruch nahm. Schiller entschloß sich daher, Alles in kleine Gruppen zu zertheilen und zerstreut in den Almanach aufzunehmen. Goethe, dem er den Plan mittheilte, gestand, daß es ihm einen Augenblick recht wehe gethan, das schöne Karten- und Luftgebäude mit den Augen des Leibes so zerstört, zerrissen, zerstrichen und zerstreut sehen zu müssen; doch fügte er sich in den Gedanken. Bald aber fand Schiller neuen Rath. „Die erste Idee der Xenien," schrieb er am 1. August an Goethe, „war eigentlich eine fröhliche Posse, ein Schabernack, auf den Moment berechnet, und war auch so ganz recht. Nachher regte sich ein gewisser Ueberfluß, und der Trieb zersprengte das Gefäß. Nun habe ich aber, nach nochmaligem Beschlafen der Sache, die natürlichste Auskunft von der Welt gefunden, Ihre Wünsche und die Convenienz des Almanachs zugleich zu befriedigen. Wenn wir die philosophischen und poetischen, kurz die unschuldigen Xenien in dem vordern und gesetzten Theile des Almanachs unter den anderen Gedichten bringen, die lustigen hingegen unter dem Namen Xenien als ein eigenes Ganzes dem ersten Theile anschließen, so ist geholfen. Auf einen Haufen beisammen und mit keinen ernsthaften untermischt, verlieren sie Vieles an ihrer Bitterkeit; der allgemein herrschende Humor entschuldigt jedes einzelne, und zugleich stellen sie wirklich ein gewisses Ganzes dar. So wären also die Xenien zu ihrer ersten Natur zurückgekehrt, und wir hätten doch auch nicht Ursache, die Abweichung von jener zu bereuen, weil sie uns manches Gute und Schöne hat finden lassen." Goethe erklärte sich mit diesem Plane ganz einverstanden, und so brachte denn der Musenalmanach für das Jahr 1797 die persönlichen Epigramme zum Schluß unter dem Namen Xenien als ein Ganzes; aus den übrigen Epigrammen wurden drei andere abgeschlossene und geordnete Sammlungen gebildet, eine größere unter dem Titel Votivtafeln, und zwei kleinere, von denen die eine Vielen, die andere Einer überschrieben ist.

Außerdem wurden noch einzelne Epigramme zwischen die übrigen Gedichte des Almanachs vertheilt.

Wir verweilen, ehe wir die Lebensumstände unseres Dichters weiter verfolgen, einen Augenblick bei diesen vier Sammlungen von Epigrammen und den übrigen Goethe'schen Gedichten, welche der Almanach für das Jahr 1797 brachte. In welchem Sinne die Dichter die größere Sammlung der allgemeinen Epigramme Votivtafeln *) benannten, sagt das einleitende Distichon:

Was der Gott mich gelehrt, was mir durch's Leben geholfen,
Häng' ich dankbar und fromm hier in dem Heiligthum auf.

Es sind die goldenen Sprüche Schiller's und Goethe's, körnige Sinngedichte, wodurch sie sich der kalten Scholastik, wie der trüben und faulen Mystik erwehren, schlagende Worte über verkehrte Methoden der Philosophie und Wissenschaft überhaupt, Epigramme auf ästhetische Gegenstände bezüglich, worin sie ihr poetisches Geschäft behandeln, dann weiter eine Anzahl epigrammatischer Sprossen, die in dem Boden des Sittlichen und Menschlichen wurzeln, und allgemeinere Regeln der Lebensweisheit. Ihr Eigenthumsrecht auf die einzelnen Epigramme ließen die beiden Dichter im Musenalmanach ganz unentschieden, indem dort die ganze Sammlung am Ende mit G. und S. unterzeichnet ist. Schiller nahm vierzig derselben in seine Gedichtsammlung auf, wozu noch durch Körner ein anderes (die 102. Votivtafel) kam. Goethe stellte später in den „vier Jahreszeiten" siebzehn Votivtafeln mit anderweitigen Denksprüchen zu einem neuen Ganzen zusammen. In einem Prachtexemplar des Musenalmanachs, welches Charlotte von Schiller von ihrem Gatten zum Geschenk bekommen, findet sich von ihrer Hand unter jeder Votivtafel der Name des Verfassers durch den Anfangsbuchstaben („G." und „Sch.") angedeutet, wornach Goethe etwas über die Hälfte beigesteuert hätte — eine Eigenthumserklärung,

*) Tabulae votivae hießen bei den Römern Tafeln, welche die einer Gefahr Entronnenen, einem Gelübde gemäß (ex voto), zum Dank gegen die rettende Gottheit in deren Tempel aufhingen. Ein darauf geschriebener Spruch bezeichnete die überstandene Gefahr.

womit stellenweise freilich das Zeugniß der Dichter selbst streitet. Denn von jenen vierzig Epigrammen, die Schiller in seine Werke aufnahm, spricht seine Gattin nicht weniger als sechszehn Goethe'n zu, und andrerseits erklärt sie von den Denksprüchen, die Goethe den „vier Jahreszeiten" einverleibte, einen für Schiller's Eigenthum. Wir lassen die Authenticität dieser Auseinandersetzung der Autorschaftsrechte dahingestellt, und bemerken nur noch, daß die beiden Dichter selbst in späterer Zeit über diese Rechte nicht ganz sicher waren, was schon daraus erhellt, daß Goethe sich drei Votivtafeln (Nr. 18, 56 und 73) zueignete, die auch Schiller als die seinigen ansprach.

Die Sammlung Vielen führt im Musenalmanach, mit dem Epigrammenstrauß Einer zusammen, die Unterschrift G. und S. Hiernach scheint es, daß einige dieser Distichen als Schiller's Eigenthum anzusehen sind, wie denn auch Charlotte von Schiller in ihrem Prachtexemplar des Almanachs sechs derselben ihrem Gatten zuschreibt. Goethe hat sie jedoch sämmtlich in den Epigrammenkranz „vier Jahreszeiten" aufgenommen, wo sie die Abtheilung „Frühling" bilden. Im Almanach war jedes Distichon der Sammlung Vielen entweder mit Anfangsbuchstaben von Personennamen oder mit einem Blumennamen, der als Symbol galt, überschrieben; jedes zielte ohne Zweifel auf eine Weimarische oder Jenensische Dame aus der Bekanntschaft der beiden Dichter. Hoffmeister nennt dieses lieblich duftende Epigrammen-Bouquet „das weibliche Vorspiel der Xenien," aus denen die Frauen fast ganz ausgeschlossen sind. — Auch die Sammlung Einer hat Goethe sich ausschließlich zugeeignet; sie bildet jetzt in den „vier Jahreszeiten" den Abschnitt Sommer. In dem Almanach-Exemplar der Frau von Schiller fehlen hier die Chiffern. Hoffmeister nimmt aus inneren Gründen von den neunzehn Distichen fünf für Schiller in Anspruch. — Außer den erwähnten drei geschlossenen und gerundeten Folgen von Distichen, die im Almanach mit der Collectiv-Chiffer der beiden Dichter versehen sind, findet sich dort noch eine vierte, „die Eisbahn" überschrieben*), die Goethe allein mit seinem vollen Namen unterzeichnet

*) Alle diese Sammlungen finden sich, so weit sie nicht schon in Schiller's

hat. Es sind sechszehn Epigramme, welche sich sämmtlich auf seine Lieblingserholung, das Schlittschuhlaufen, und den Schauplatz dieses Vergnügens beziehen; sie bilden jetzt, als Abtheilung Winter, den Schluß der „vier Jahreszeiten."

Die vierte von Schiller und Goethe gemeinschaftlich gedichtete Epigrammen-Sammlung besteht aus den Xenien. Da Manchen unserer Leser „diese Füchse mit brennenden Schweifen, die, in's Land der Philister gesendet, die papierenen Saatfelder verheerten," nicht zu Gesicht gekommen sein mögen, so versuchen wir zunächst, von ihnen ein ungefähres Bild zu geben. Was der Lectüre der Xenien einen besondern Reiz gibt, das ist die große Mannigfaltigkeit, in der sie sich darstellen. Bald durchschweifen sie die Erde und fallen neckend und spottend über Personen und literarische Werke her, lassen selbst die deutschen Flüsse nicht unangetastet, bald erheben sie sich zum Himmel und durchfliegen den literarischen Zodiakus, und endlich steigen sie in die Unterwelt hinab, um dort Verstorbene wie Lebende ihren Stachel fühlen zu lassen. Jetzt machen sie einen Einfall in's politische Gebiet, dann wieder in's literarische, und greifen hier nicht bloß Dichter, sondern auch Kritiker, Sprachgelehrte, Philosophen, Naturforscher u. s. w. an. Bald ist der Spott versteckt und mehrdeutig, bald offen und handgreiflich; bald der Humor freundlicher, die Satyre milder, bald fallen die Geißelhiebe derb und schonungslos. Mit der ursprünglichen Idee der Xenien hing es zusammen, daß besonders Zeitschriften hart mitgenommen wurden. Ueber alle namhaften Erscheinungen dieser Art, mit Ausnahme etwa der Horen, der Allgemeinen Literaturzeitung und des Merkurs, saßen die Xeniendichter zu Gericht. Die Allgemeine Deutsche Bibliothek von Nicolai erhielt das Motto:

Zehnmal gelesne Gedanken auf zehnmal bedrucktem Papiere,
Auf zerriebenem Blei stumpfer und bleierner Witz.

Die „Bibliothek schöner Wissenschaften," von Weiße und Dyk herausgegeben, der Reichsanzeiger des Gothaischen Hofraths Zacha-

und Goethe's Werken enthalten sind, mitgetheilt in meinem Commentar zu Schiller's Gedichten, desgleichen in den Nachträgen zu Schiller's Werken von Hoffmeister.

rias Becker, der Kalender der Musen und Grazien vom Pfarrer Schmidt, die Zeitschrift Urania von Ewald, und eine Reihe anderer periodischer Schriften werden mit zum Theil noch schärfer gewürzten Gastgeschenken bedacht.

Unter den Personen, deren über hundert sanfter oder derber getroffen wurden, regnete es ordentlich von beißenden Spottgedichten auf Reichardt, Nicolai, Manso und den jüngern Stolberg herab. Mit dem Capellmeister Reichardt, der jetzt auf seinem Gute Giebichenstein bei Halle lebte, hatte unser Dichter früher, wie er selbst in den Annalen unter dem Jahre 1795 erzählt, ungeachtet seiner „vor- und zudringlichen Natur" in gutem Vernehmen gestanden. „Er war der Erste," heißt es dort, „der mit Ernst und Stetigkeit meine lyrischen Arbeiten durch Musik in's Allgemeine förderte, und ohnehin lag es in meiner Art, aus herkömmlicher Dankbarkeit unbequeme Menschen fort zu dulden, wenn sie es mir nicht gar zu arg machten, alsdann aber meist mit Ungestüm ein solches Verhältniß abzubrechen. Nun hatte sich Reichardt mit Wuth und Ingrimm in die Revolution geworfen; ich aber, die gräulichen, unaufhaltsamen Folgen solcher gewaltthätig aufgelösten Zustände mit Augen schauend und zugleich ein ähnliches Geheimtreiben im Vaterlande durch und durch blickend, hielt ein- für allemal am Bestehenden fest, an dessen Verbesserung, Belebung und Richtung zum Sinnigen, Verständigen ich mein Leben bewußt und unbewußt gewirkt hatte, und konnte und wollte diese Gesinnung nicht verhehlen." Goethe's Unmuth gegen Reichardt wurde durch Schiller genährt, der schon von früher her eine Antipathie gegen ihn hatte*). Als Schiller berichtete, daß Reichardt sich in seinem Journal Deutschland in einer Recension der Horen über die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten schrecklich emancipirt habe, antwortete Goethe (den 30. Januar 1796): „Hat er sich emancipirt, so soll er dagegen mit Carnevals-Gips-Drageen auf seinen Büffelrock begrüßt werden, daß man ihn für einen Perrückenmacher halten soll. Wir kennen diesen falschen Freund

*) So heißt es schon in einem Briefe Schiller's vom 30. April 1789: „Noch ein Fremder ist in Weimar, aber ein unerträglicher, der Capellmeister Reichardt aus Berlin. Ich habe seine Bekanntschaft ausstehen müssen" u. s. w.

schon lange und haben ihm bloß seine allgemeinen Unarten nachgesehen, weil er seinen besondern Tribut regelmäßig abtrug; sobald er aber Miene macht, diesen zu versagen, wollen wir ihm gleich einen Bassa von drei brennenden Fuchsschwänzen zuschicken. Ein Dutzend Disticha sind ihm schon gewidmet." Nicht bloß sein Demokratismus wurde von Goethe gegeißelt, sondern, weil Schiller meinte, man müsse ihn auch als Musiker angreifen, weil es auch da nicht so ganz richtig sei, so beschenkte ihn Goethe noch mit Xenien, wie folgende:

Gewisse Melodieen.

Das ist Musik für's Denken! So lang' man sie hört, bleibt man eiskalt;
Vier, fünf Stunden nachher macht sie erst rechten Effect.

Ueberschriften dazu.

Frostig und herzlos ist der Gesang; doch Sänger und Spieler
Werden oben am Rand höflich zu fühlen ersucht.

Der böse Geselle.

Dichter, bitte die Muse, vor ihm dein Lied zu bewahren,
Auch dein leichtestes zieht nieder der schwere Gesang.

Nicolai mußte es büßen, daß er vor Jahren Goethe's Werther travestirt*), in seiner Allgemeinen Deutschen Bibliothek sich Ausfälle auf beide Dichter erlaubt und noch neuerdings in einer Reisebeschreibung die Horen angegriffen hatte. Dafür figurirt er denn im literarischen Thierkreise als der „alte Berlinische Steinbock," der im Vorbeigehen gestutzt wird. Von seiner „Geschichte eines dicken Mannes" heißt es:

Dieses Werk ist durchaus nicht in Gesellschaft zu lesen,
Da es, wie Recensent rühmet, die Blähungen treibt.

Auf sein Reisewerk zielen die Distichen:

Der Quellenforscher.

Nicolai entdeckt die Quellen der Donau! Welch Wunder!
Sieht er gewöhnlich doch sich nach der Quelle nicht um.

*) S. Thl. II, S. 114 f.

Derselbe.

Nichts kann er leiden, was groß ist und mächtig; drum, herrliche Donau,
Späht dir der Häscher so lang' nach, bis er seicht dich ertappt.

Manso wurde für absprechende Kritiken durch Xenien auf seine Uebersetzung von Tasso's befreitem Jerusalem und auf seine Dichtung, „die Kunst zu lieben" bestraft:

Tasso's Jerusalem von Manso.

Ein asphaltischer Sumpf bezeichnet hier noch die Stätte,
Wo Jerusalem stand, das uns Torquato besang.

Die Kunst zu lieben.

Auch zum Lieben bedarfst Du der Kunst? Unglücklicher Manso,
Daß die Natur auch Nichts, gar Nichts für Dich noch gethan.

Der jüngere Stolberg mußte seinen Angriff auf Schiller's „Götter Griechenlands" entgelten. Auch war seine frömmelnde Richtung, die ihn sogar in der Vorrede einer Uebersetzung Plato's zu einer Lobrede auf Christus führte, den Xeniendichtern verhaßt:

Dialogen aus dem Griechischen.

Zur Erbauung andächtiger Seelen hat Friederich Stolberg,
Graf und Poet und Christ, diese Gespräche verdeutscht.

Der Ersatz.

Als Du die griechischen Götter geschmäht, da warf Dich Apollo
Von dem Parnaß; dafür gehst Du in's Himmelreich ein.

Lavater'n konnte seine frühere Freundschaft mit Goethe nicht schützen; es heißt von ihm:

Der Prophet.

Schade, daß die Natur nur Einen Menschen aus Dir schuf;
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.

Klopstock, Gleim, Ramler, Herder, die beiden Schlegel bleiben nicht ganz verschont. Dem Vater Wieland, der im Thierkreise als die „zierliche Jungfrau zu Weimar" aufgeführt ist, wird zum Geburtstag gewünscht:

Möge Dein Lebensfaden sich dehnen, wie in der Prosa
Dein Periode, bei dem leider! die Lachesis schläft!

Jean Paul Friedrich Richter, dessen Bekanntschaft die beiden Dichter vor Kurzem gemacht hatten, wurde mit dem Xenion beschenkt:

Hieltest Du Deinen Reichthum nur halb so zu Rathe, wie Jener
Seine Armuth, Du wärst unsrer Bewunderung werth.

Hoch gerühmt werden Lessing („Achilles" in der Unterwelt), Voß (der „wackere eutinische Leu" im Thierkreise) und Garve, der „edle Leidende." Jedoch stehen die freundlichen und anerkennenden Xenien sehr spärlich und vereinzelt zwischen den feindlichen. Die politischen, meist von Goethe, und, wie sich leicht denken läßt, in antidemokratischem Sinne gehalten, zeichnen sich eben so wenig, als die gegen Newton gerichteten, zu ihrem Vortheile aus. Man fühlt es beiden Partieen sogleich an, daß sie nicht aus einem heitern und freien Humor geflossen sind.

Ueber die Scheidung des Mein und Dein bei allen diesen Distichen hat sich Goethe in den Gesprächen mit Eckermann auf eine Weise geäußert, daß man sich zur Uebernahme des Chorizontengeschäftes wenig versucht fühlen sollte. „Freunde, wie Schiller und ich," sagt er, „Jahre lang verbunden, mit gleichen Interessen, in täglicher Berührung und gegenseitigem Austausch, lebten sich in einander so sehr ein, daß überhaupt bei einzelnen Gedanken gar nicht die Rede und Frage sein konnte, ob sie dem Einen gehörten oder dem Andern. Wir haben viele Distichen gemeinschaftlich gemacht; oft hatte ich den Gedanken, und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall, und oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern. Wie kann da von Mein und Dein die Rede sein? Man müßte selbst noch tief in der Philisterei stecken, um auf die Entscheidung solcher Zweifel noch Gewicht und die mindeste Wichtigkeit zu legen." Wir treten nichtsdestoweniger Hoffmeister's Ansicht bei, daß es von Interesse und zu einer schärfern Charakteristik beider Dichter, selbst von Wichtigkeit wäre, den Verfasser jedes Xenions genau zu ermitteln. Und wenn man die besondere Geistesrichtung, die Studien, Neigungen und Abneigungen eines jeden der beiden Dichter erwägt, wenn man die 63 Xenien, die Schiller durch

Aufnahme in seine Werke als sein Eigenthum erklärt hat, und die Andeutungen in dem Almanach-Exemplar der Frau von Schiller berücksichtigt, worin sich 225 Xenien mit den Chiffern der Verfasser bezeichnet finden, wenn man ferner so manche Winke in dem Briefwechsel beider Dichter zu Hülfe nimmt: so möchte es auch kein ganz verlorenes Bemühen sein, das beiderseitige Eigenthumsrecht annähernd festzustellen. Und so hat es denn auch bis in die neueste Zeit nicht an solchen Versuchen gefehlt. Nachdem früher schon Wilhelm Wackernagel in seinem „Deutschen Lesebuch" eine Auseinandersetzung gewagt hatte, nahm Hoffmeister (1840) das Geschäft von Neuem auf, und wurde dabei durch die Andeutungen im Prachtexemplar des Musenalmanachs der Frau von Schiller unterstützt. Die Auctorität dieser Eigenthumserklärung wurde später (1849) von Düntzer in dem von Herrig und mir herausgegebenen Archiv für das Studium neuerer Sprachen und Literaturen lebhaft bestritten, wogegen Boas in seiner Schrift „Schiller und Goethe im Xenienkampf" (1851) jene Auctorität wenigstens theilweise aufrecht zu erhalten suchte. Ich kann mich an dieser Stelle auf die Discussion des Für und Wider nicht einlassen und bemerke nur, daß ich mit Boas für die Epigramme von persönlicher Beziehung, bei denen das Gedächtniß der Frau von Schiller festere Anhaltspunkte hatte, also für die eigentlichen Xenien und die Sammlung „Vielen", ihrer Eigenthumserklärung ein großes Gewicht beilege, wogegen ihre den Votivtafeln beigefügten Chiffern, meiner Ansicht nach, einer weit strengern Prüfung unterworfen werden müssen. Ich habe in der neuen Ausgabe meines Commentars zu Schiller's Gedichten die von seiner Gattin jedem der beiden Dichter zugesprochenen Epigramme bezeichnet, und wo ihrer Eigenthumserklärung anderweitige Gründe entgegenstehen, diese zu erörtern versucht. Hierbei hat sich die mir schon früher gewonnene Ueberzeugung befestigt, daß Goethe in den Gesprächen mit Eckermann seine Xenien nicht unrichtig charakterisirt, wenn er sie im Ganzen als „unschuldig und geringe," die Schiller'schen dagegen als scharf und schlagend bezeichnet. Zu einer kampffertigen Polemik nach allen Seiten hin war Goethe, wenigstens in diesem Lebensalter, nicht mehr so geeignet und gemuthet, wie der

um ein Jahrzehend jüngere Schiller, der ohnedieß von Haus aus etwas mehr von Lessing'scher Streitlust besaß.

Dem Geiste und der Tendenz nach mit den Xenien verwandt sind zwei Goethe'sche Gedichte, welche gleichfalls der Musenalmanach für das Jahr 1797 brachte, die Musen und Grazien in der Mark, und der Chinese in Rom. Ersteres ist eine zunächst gegen Schmidt von Werneuchen gerichtete Satyre; zugleich trifft sie aber überhaupt alle Diejenigen, welche, das Princip der Natürlichkeit in der Poesie übertreibend, sich mit Vorliebe an die roheste, gemeinste Seite der Natur halten und es ganz vergessen, daß selbst der naivste Dichter nicht die nackte Wirklichkeit uns vorführen, sondern die Natur stets idealisiren, gewisse Seiten verdecken, andere besonders hervorheben, die in der Wirklichkeit zerstreuten edleren und bedeutenderen Züge sammeln, das Zufällige vom Wesentlichen scheiden, Geist und Gedanken hinzuthun, kurz, daß er nur die schöne Natur zeigen, und sie zum Symbol des Geistes machen müsse. Bei Uebersendung des andern Gedichtes, am 10. August 1796, schrieb Goethe an Schiller: „Hier ein kleiner Beitrag; ich habe Nichts dagegen, wenn Sie ihn brauchen können, daß mein Name darunter stehe. Eigentlich hat eine arrogante Aeußerung des Herrn Richter (Jean Paul) in einem Briefe an Knebel mich in diese Disposition versetzt." In einem uns erhaltenen Briefe an Knebel aus jener Zeit bemerkt Jean Paul, mit Beziehung auf Goethe's römische Elegieen, „man bedürfe in so stürmischen Tagen eher eines Tyrtäus, als eines Properz." War diese Aeußerung es, was Goethe'n den Chinesen in Rom eingab, so hat die Replik keine directe Beziehung auf den Angriff. Er rächt sich dann, indem er Jean Paul's Manier, seine bunten, modernen Schnitzarbeiten gegen die solide Simplicität der Alten, welcher er selbst nacheiferte, herabsetzt. In späterer Zeit urtheilte Goethe günstiger über Jean Paul's Poesie. In den Anmerkungen zum westöstlichen Diwan vergleicht er ihn mit den orientalischen Dichtern und gibt zu, daß sich durch alle seine wunderlichen Phantasiesprünge und Gedankenverschränkungen ein geheimer ethischer Faden hindurchschlinge, der das Ganze zu einer gewissen Einheit verknüpfe.

Die Krone aber von Goethe's Beiträgen zum Musenalmanach

des Jahres 1797, und daher auch von Schiller mit dem Ehrenplatz an der Spitze desselben bedacht, ist das herrliche Gedicht Alexis und Dora. Goethe scheint sich mit demselben im Anfange Juni's beschäftigt zu haben. In einem Briefe vom 10. an Schiller heißt es: „Die Idylle (als solche war es ursprünglich in der Ueberschrift bezeichnet) und noch sonst ein Gedicht sollen bald auch kommen." Gegen die Mitte des Monats war das Stück fertig. Unter dem 18. schreibt Schiller: „Die Idylle hat mich beim zweiten Lesen so innig, ja noch inniger als beim ersten bewegt. Gewiß gehört sie unter das Schönste, was Sie gemacht haben, so voll Einfalt ist sie bei einer unergründlichen Tiefe der Empfindung. Durch die Eilfertigkeit, welche das wartende Schiffsvolk in die Handlung bringt, wird der Schauplatz für die zwei Liebenden so enge, so drangvoll, und so bedeutend der Zustand, daß dieser Moment wirklich den Gehalt eines ganzen Lebens bekommt. Es würde schwer sein, einen zweiten Fall zu erdenken, wo die Blume des Dichterischen von einem Gegenstande so rein und so glücklich abgebrochen wird." Nur gegen Eines hatte Schiller Etwas zu erinnern, daß nämlich am Schlusse des Gedichtes die Eifersucht so dicht neben die Liebe gestellt, und das Glück so schnell durch die Furcht wieder verschlungen werde; er wisse sich dieß vor seinem Gefühle noch nicht ganz zu rechtfertigen, obgleich er nichts Befriedigendes dagegen einwenden könne. Nur das fühle er, daß er die selige Trunkenheit, mit welcher Alexis das Mädchen verläßt und sich einschifft, gern immer festhalten möge. Goethe erwiederte: „Für die Eifersucht am Ende habe ich zwei Gründe: Einen aus der Natur, weil wirklich jedes unerwartete und unverdiente Liebesglück die Furcht des Verlustes unmittelbar auf der Ferse nach sich zieht; und Einen aus der Kunst, weil die Idylle durchaus einen pathetischen Gang hat, und also das Leidenschaftliche bis gegen das Ende gesteigert werden mußte, da sie denn durch die Abschiedsverbeugung des Dichters (die vier Schlußverse) wieder in's Leidliche und Heitere zurückgeführt wird. So viel zur Rechtfertigung des unerklärlichen Instincts, durch welchen solche Dinge hervorgebracht werden" *). — Die ursprüngliche Bezeichnung „Idylle"

*) Vergl. die Stelle in Eckermann's Gesprächen mit Goethe I, 229.

wurde später weggelassen, und das Gedicht unter die Elegieen aufgenommen. Und wohl mit Recht; denn wenn auch die Einfachheit der Verhältnisse und, um mit Jean Paul zu reden, das Vollglück in der Beschränkung, das uns hier vorgeführt wird, den Namen Idylle zu rechtfertigen scheint, so ist das Gedicht doch, namentlich gegen den Schluß, von einem für die Idylle zu passionirten Gefühlsstrome durchflossen, und der Grundton ist vielmehr, wie Kurz treffend bemerkt, elegisch im engern Sinne. „Sehnsüchtiges Verlangen, wehmüthige Erinnerung, bebendes Hoffen sind die Ideen, welche in immer neuer Form auftauchen; der Dichter wollte uns ja schildern, wie Jammer und Glück wechseln in liebender Brust." Dadurch besonders, daß das Ganze nicht in Form einer stetig fortschreitenden, unmittelbaren Erzählung, sondern als monologischer Gefühlserguß behandelt ist, der uns das Geschehene im Spiegel der Erinnerung zeigt, wird dem Gedichte ein entschiedener elegischer Charakter aufgedrückt.

Indem wir von der Betrachtung dieser Productionen zur Erzählung zurückkehren, und dabei an den zuletzt erwähnten Aufenthalt Goethe's zu Jena im Anfange Juni's anknüpfen, werden wir immer wieder zu Arbeiten geführt; denn künstlerisches Bilden und wissenschaftliches Forschen ist ihm jetzt das eigentliche Leben. Gleich nach der Rückkehr von Jena ergab er sich dem „strengsten Fleiße" und erwählte sich beinahe, wie er an Schiller berichtete, dessen Lebensart, indem er kaum noch aus dem Hause ging. Neben den Xenien, Cellini und dem Roman beschäftigten ihn auch die schönen Sommermonate hindurch Beobachtungen über Pflanzen und Insekten. Schiller's Klage der Ceres gab ihm um die Mitte Juni's einen Anstoß, seine botanischen Untersuchungen wieder aufzunehmen; er erzog eine Anzahl Pflanzen im Finstern, um alsdann seine Erfahrungen mit den schon bekannten zu vergleichen. Dann heißt es weiter in einem Briefe an Schiller vom 30. Juli: „In meinen Beobachtungen über Pflanzen und Insekten habe ich fortgefahren und bin ganz glücklich darin gewesen. Ich finde, daß, wenn man den Grundsatz der Stetigkeit recht gefaßt hat und sich dessen mit Leichtigkeit zu bedienen weiß, man weder zum Entdecken noch zum Vortrag bei organischen Naturen Etwas weiter braucht. Ich werde ihn jetzt auch an

elementarischen und geistigen Naturen probiren, und er mag mir eine Zeitlang zum Hebel und zur Handhabe bei meinen schweren Unternehmungen dienen." Am 6. August berichtete er hocherfreut an Schiller, er habe das schönste Phänomen, das ihm in der organischen Natur vorgekommen, entdeckt, und schickte ihm eine Beschreibung desselben. Wie aus dem Folgenden hervorgeht, betraf es die Entwickelung der Schmetterlinge. „Ich weiß nicht," fügte er hinzu, „ob das Phänomen bekannt ist; ist es, so verdienen die Naturforscher Tadel, daß sie ein so wichtiges Phänomen nicht auf allen Straßen predigen, anstatt die Wißbegierigen mit so vielen matten Details zu quälen." Er dehnte die Untersuchungen auch auf Schlüpfwespen und andere Insekten aus, und überzeugte sich immer mehr, daß man durch den Begriff der Stetigkeit den organischen Naturen trefflich beikommen könne. „Ich bin jetzt daran," meldete er am 10. August, „mir einen Plan zur Beobachtung aufzusetzen, wodurch ich im Stande sein werde, jede einzelne Bemerkung an ihre Stelle zu setzen, es mag dazwischen fehlen, was will; habe ich das einmal gezwungen, so ist Alles, was jetzt verwirrt, erfreulich und willkommen."

So friedlichen Studien und Beschäftigungen war Goethe am Nordsaume des Thüringerwaldes hingegeben, während im Süden desselben gewaltige Kriegsungewitter hin und her zogen. „Wir wollen das Gebirge," schrieb er den 30. Juli an Schiller: „das uns sonst die kalten Winde schickt, künftig als eine Gottheit verehren, wenn es dießmal die Eigenschaften einer Wetterscheide hat." Die projectirte Reise nach Italien, für welche jetzt der anberaumte Termin herbeigerückt war, durfte unter solchen Umständen nicht angetreten werden; und sein Schmerz darüber war nicht gering. „Sie werden, mein Lieber," heißt es in einem Briefe vom 2. August an Schiller, „noch manchmal in diesen Tagen zur Geduld gegen mich aufgefordert werden; denn jetzt, da die Zeit kommt, in welcher ich abreisen sollte, fühle ich nur zu sehr, was ich verliere, indem mir eine so nahe Hoffnung aufgeschoben wird, welches in meinem Alter so gut als vernichtet heißt. Was ich noch von Cultur bedarf, konnte ich nur auf jenem Wege finden; was ich vermag, konnte ich nur auf jene Weise nützen und anwenden, und ich war sicher, in unsern engen

Bezirk einen großen Schatz zurückzubringen, bei welchem wir uns der Zeit, die ich entfernt von Ihnen zugebracht hätte, künftig doppelt erfreut haben würden. Des guten Meyer's Beobachtungen schmerzen mich; er hat selbst nur den halben Genuß davon, wenn sie für mich nur Worte bleiben sollen; und daß ich jetzt keine Arbeit vor mir sehe, die mich beleben und erheben könnte, macht mich auch verdrießlich. Eine große Reise und viele von allen Seiten zudringende Gegenstände wären mir nöthiger, als jemals." Es befremdet vielleicht, ihn hier von Mangel an belebender Arbeit reden zu hören, da wir ihn doch gerade um diese Zeit in seine Lieblingsforschungen versenkt finden. Allein sie boten keinen vollen Ersatz für die lang getragene liebe Bürde, deren er sich eben entledigt hatte, für Wilhelm Meister's Lehrjahre. „Der Abschied von einer langen und wichtigen Arbeit," schrieb ihm Schiller mit Beziehung hierauf, „ist immer mehr traurig als erfreulich. Das ausgespannte Gemüth sinkt zu schnell zusammen, und die Kraft kann sich nicht sogleich zu einem neuen Gegenstande wenden."

Ehe wir mit dem Dichter von dieser vieljährigen und bedeutenden Production Abschied nehmen, liegt uns noch eine übersichtliche Charakteristik derselben ob. Im zweiten Theile dieser Biographie ist die Entstehung der ersten Hälfte des Romans (bis in das damalige siebente, das jetzige fünfte Buch) verfolgt worden. Ob die Aufgabe, die dem Dichter bei jener vorschwebte, nicht wesentlich von derjenigen, die er sich bei der Fortführung vorgesetzt hatte, verschieden war, kann hier nicht ausführlich besprochen werden. So viel läßt sich mit Bestimmtheit behaupten, daß nach dem ursprünglichen Plane der Schauspieler- und Schauspieldichterberuf und das ganze Theaterwesen eine weit bedeutendere Rolle spielen sollten. „Auch hab' ich eine Bitte an Dich," schrieb Goethe den 5. August 1778 an Merck, „daß Du mir weder direct, noch indirect in's theatralische Gehege kommst, indem ich das ganze Theaterwesen in einem Roman vorzutragen bereit bin." Als er nun später die Arbeit wieder aufnahm, legte er dem Ganzen eine weitere und höhere Idee zu Grunde, und verkürzte den fertigen Theil, damit er sich dieser Idee unterordnete, fast um ein Drittel. Aber auch so noch glaubte Schiller, daß die auf das Schauspielerwesen bezügliche

Partie einen unverhältnißmäßig großen Raum einnahm. Es sehe zuweilen aus, sagt er in einem Briefe an Goethe, als schreibe er für den Schauspieler, da er doch nur von dem Schauspieler schreiben wolle; die Sorgfalt, die er gewissen kleinen Details widme, bringe den Schein eines besondern Zweckes in die Darstellung; worauf denn Goethe „bei einigen Stellen abermals die Scheere wirken ließ." Er erkannte es selbst, wie schwer es sei, „dergleichen Reste der frühern Behandlung los zu werden," und hielt eben der langen Zeit wegen, die zwischen der ersten Conception und der Vollendung lag, den Roman für „eine der incalculabelsten Productionen." Wie bedeutend aber auch jetzt noch das Theaterwesen in ihm hervortritt, so erkennt man doch beim Ueberblick des Ganzen sogleich, daß der Roman, wie er uns vorliegt, auf einer höhern Idee aufgebaut ist; das Schauspieldichter- und Schauspielerleben erscheint jetzt als Durchgangspunkt in der Bildungsgeschichte eines mit reichen Anlagen ausgestatteten jungen Mannes, der aus geistbeengenden Verhältnissen heraus nach einer freien und harmonischen Gesammtbildung und einer seinen innern Anforderungen entsprechenden Existenz und Wirksamkeit strebt.

An Zweierlei aber nehmen Viele bei der Lectüre dieser Bildungsgeschichte Anstoß: an dem eingeschlagenen Wege und an dem Ziele. Jener ist Manchem bedenklich, dieses willkürlich und illusorisch erschienen. Wie kann es zu wahrer Charakterbildung gereichen, wenn Einer, wie der Held unsers Romans, sich seinen Selbsttäuschungen hingibt und von Andern in seinem Irrthum bestärkt, ja veranlaßt wird, den Irrthum aus vollen Bechern zu schlürfen? Und warum sollen wir die Lehrjahre eines jungen Mannes als geschlossen betrachten, der noch ganz am Ende des Romans an übereilten Schritten es nicht fehlen läßt und sich der Führung Anderer willenlos hingibt? Beide Einwürfe fließen aus einer irrigen Auffassung der Aufgabe, die sich der Dichter gestellt hatte.

Goethe hatte es nicht auf einen didaktischen, einen pädagogischen Roman, sondern auf ein dichterisches Kunstwerk abgesehen; er wollte nicht etwa an Wilhelm Meister's Entwickelungsgeschichte eine allgemein gültige Erziehungsmethode veranschaulichen und in dem Werke eine angewandte Erziehungslehre geben, sondern in einem

poetischen Gemälde den besondern Bildungsgang darlegen, der einen mit bestimmten Anlagen und Neigungen begabten jungen Mann zu einer glücklichen Entwickelung seiner Geistes- und Körperanlagen und einem seiner Natur angemessenen Gesellschafts- und Wirkungskreise führt. Wilhelm's Erziehung erfolgt keineswegs strenge nach einem abstracten Princip, nach einem fest vorgezeichneten Plane. Der Zug der Natur in ihm, der fortwährend seine Entschlüsse durchkreuzt, und das Spiel des Zufalls, das nicht selten einer wohlwollenden höhern Leitung ähnlich ist, sind wenigstens eben so starke Factoren in seiner Entwickelung, als die Einwirkungen des Abbé und derer, die seinen Ansichten huldigen. Daß diese letztern Einwirkungen keine durchgreifenden sein konnten, lag schon in dem negativen Charakter des vom Abbé befolgten Erziehungsprincips, nach welchem ja Jeder seinem Irrthum überlassen ward und den Kelch desselben bis auf die Hefen auskosten sollte, damit er sich später um so entschiedener von dem Irrthum ab-, und dem Wahren zuwenden möchte. Dieses Princip stellt der Dichter nicht als ein unbedingtes und allgemein gültiges auf; vielmehr läßt er die vortreffliche Mädchenerzieherin Natalie dem entgegengesetzten huldigen; auch äußert sie, der Abbé habe wenigstens eine Zeit lang jene Ueberzeugung gehabt; wie er jetzt denke, könne sie nicht sagen. Mit der Unterstellung aber, daß der Roman als Apologie eines bestimmten Erziehungsprincips anzusehen sei, fällt zugleich der erstere der oben erwähnten Einwürfe weg, und die Frage nach der Gefährlichkeit des von Wilhelm eingeschlagenen Bildungsweges hat mit der Frage nach dem Kunstwerthe des Romans nichts gemein. Der Dichter hat seine Aufgabe gelöst, wenn es ihm gelungen ist, aus seinem Stoffe ein poetisches Kunstwerk zu schaffen. Wir sind ihm doppelten Dank schuldig, wenn er dabei, ohne Beeinträchtigung der poetischen Vorzüge seines Werks, eine reiche Fülle der anregendsten Ideen über Theater und Kunst überhaupt, über das Verhältniß der Stände, über Erziehung und vieles Andere entwickelt, und die wohlthätigsten Fermente in die geistige Entwickelung des deutschen Volkes gelegt hat. Freilich zählt er uns die Schätze seiner Lebensweisheit nicht als baare, blanke Münze zu, die sich sofort in Cours bringen ließe;

er stellt Ansichten den Ansichten gegenüber, und vermeidet es geflissentlich, das, was er für die Lösung eines Räthsels hält, bestimmt auszusprechen; darin gleicht er jenem großen griechischen Meister der Lebensweisheit, der ja auch nur anregen, den Wahrheitssinn wecken und schärfen, auf die Punkte, um die es sich handelt, hindeuten, dem voreiligen Aburtheilen wehren und seine Jünger zu einem möglichst selbstständigen Auffinden der Wahrheit antreiben wollte.

Eben so haben wir, was den zweiten Einwurf betrifft, nicht sowohl zu fragen, ob ein abstractes Erziehungsprincip an Wilhelm erfolgreich bis zu Ende durchgeführt ist, ob Wilhelm's Erziehung vollständig abgeschlossen erscheint, sondern ob die Dichtung innerlich und äußerlich, den Forderungen der Kunst gemäß, für gehörig abgerundet gelten kann. Es könnte nun zwar scheinen, als habe Goethe selbst auf die Erfüllung der letztern Forderung verzichtet; denn er gesteht, daß er ein paar „Verzahnungen" an dem Werke angebracht *), um auf eine künftige Fortsetzung hinzudeuten, so daß also die Lehrjahre, wie die einzelnen Stücke einer dramatischen Trilogie, einen Theil eines größern Ganzen bilden sollten. In der That hat er Wilhelm Meister's Lehrjahren die Wanderjahre desselben folgen lassen und mit jenen in Verbindung gesetzt; allein wie die Dramen einer antiken Trilogie, so bilden auch die Lehrjahre, trotz jener Verzahnungen, die nur ein sehr aufmerksamer Betrachter des Werkes wahrnimmt, für sich ein abgerundetes Ganze, und müssen aus diesem Gesichtspunkte betrachtet werden. Es schadet der richtigen Auffassung derselben, wenn man, wie es vielfach geschehen ist, die späteren Wanderjahre in der Betrachtung mit ihnen zusammenfaßt; denn, wenn auch Goethe schon damals an eine Fortsetzung dachte, so gestaltete sich doch ohne Zweifel bei seiner stets fortschreitenden Gedankenentwickelung der Plan und Geist derselben sehr abweichend von der ursprünglichen Intention, so daß die Rücksichtnahme auf die Fortsetzung leicht zu einem schiefen Gesichtspunkte für die Be-

*) Der von Jarno entwickelte Plan einer gegenseitigen Assecuranz, demgemäß die aus dem Thurm ausgehende Gesellschaft sich über alle Theile der Erde verbreiten und Wilhelm nach Amerika gehen soll, und der ihm später gemachte Vorschlag, nach Italien zu reisen, sind gemeint.

trachtung der Lehrjahre führt. Auch in der gesonderten Betrachtung zeigen die Lehrjahre, nicht bloß was das mehr äußerliche Gerüste der Handlung, sondern auch was den Punkt betrifft, bis zu welchem Wilhelms geistige Entwickelung gediehen ist, einen vollkommen befriedigenden Abschluß. Wilhelm ist von einem falschen Zuge geheilt und sieht einen würdigen, seinen Neigungen und Fähigkeiten entsprechenden Wirkungskreis vor sich erschlossen; er hat eine Gattin gefunden, die ihn beglücken muß, er hat sich als Vater eines liebenswürdigen Knaben erkannt, der seiner Thätigkeit ein bestimmtes Ziel gibt; seine Lehrjahre sind vorüber, die Natur hat ihn losgesprochen. Er sieht sich als Mitglied eines Bundes der edelsten Menschen, deren Bestrebungen auf das Schönste und Würdigste gerichtet sind. Seine Lehrjahre sind geendet, nicht in dem Sinne, daß er nicht mehr zu lernen hätte, vielmehr empfindet er jetzt erst recht, wie viel er noch lernen muß; es schließen sich an die Lehrjahre nicht sofort die Meisterjahre, er ist jetzt erst zu einem tüchtigen Gesellen in der großen Lebenskunst gereift, und wird sich, im Verein mit andern wackern Gesellen, in dieser Kunst üben und fördern; aber wohl sind seine Lehrjahre in dem Sinne geschlossen, daß er nicht mehr in falschen Bestrebungen schweres Lehrgeld zahlen wird. Daß er auch noch zuletzt bildsam, hingebungsvoll erscheint, ist in seiner Natur begründet, die sich jedoch auch allen pädagogischen Einwirkungen und allen Lebenserfahrungen gegenüber siegreich behauptet. Je reicher ein Gemüth ist, je länger bewahrt es die Bestimmbarkeit und Bildsamkeit der Jugend; je weiter und höher eines Menschen Streben geht, desto vielseitiger muß er sich an der Welt versuchen, um Klarheit über sich zu gewinnen. Beides bewährt sich an Wilhelm. Er hätte auf seine Lehrjahre ungefähr Goethe's Apologie des Weimarer Aufenthaltes anwenden dürfen; wie dieser an seine Mutter, so hätte er etwa am Schlusse des Romans an Werner schreiben können: „Du erinnerst Dich der letzten Zeiten, die ich bei Euch zubrachte; unter solchen Umständen würde ich gewiß zu Grunde gegangen sein. Das Unverhältniß des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht. Bei der lebhaften Einbildung und Ahnung mensch-

licher Dinge wäre ich doch immer unbekannt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meist durch Eigendünkel und alle verwandten Fehler sich und Andern unerträglich wird. Wie viel glücklicher war es, mich in Verhältnisse gebracht zu sehen, denen ich von keiner Seite gewachsen war, wo ich durch manche Fehler des Uebergriffs und der Uebereilung mich und Andere kennen zu lernen Gelegenheit genug hatte, wo ich, mir selbst überlassen, durch so viele Prüfungen ging, die so vielen hundert Menschen nicht nöthig sein mögen, deren ich aber zu meiner Ausbildung äußerst bedürftig war!"

Diese Hindeutung auf Goethe's eigenes Leben legt die Frage nahe, ob und in wiefern der Dichter den Stoff aus seinen eigenen äußern und innern Erfahrungen geschöpft hat. Es verhält sich mit Wilhelms Charakter und Erlebnissen, wie mit denen Werther's, Clavigo's, Tasso's und anderer Helden der Goethe'schen Dichtungen: er hat jedem derselben Vieles aus seinem Leben und von seinen Charakterzügen zugetheilt, aber keiner ist sein getreues Abbild. Wilhelm's wie Goethe's Leidenschaft für das Theater wurde durch ein Puppenspiel geweckt; Beide hatten den lebhaftesten Trieb, Alles dramatisch zu gestalten; Beide lernten das Theaterwesen von den verschiedensten Seiten kennen und machten dabei gewiß ähnliche Erfahrungen, wie denn auch Goethe in einem Briefe an Frau von Stein Wilhelm sein „dramatisches Ebenbild" nennt; Beide sind für Shakespeare begeistert; für Beide war das Theaterleben ein Durchgang zu höheren Beschäftigungen; Beide fanden in den höheren Gesellschaftskreisen Zutritt und wurden mit ihnen vertraut; und so ließen sich der Aehnlichkeitspunkte noch viele bezeichnen. Aber wer bisher dieser Biographie gefolgt ist, weiß, in wie vielen Punkten die Vergleichung nicht zutrifft. In Goethe's Dichtungen bricht sich der reiche Lichtglanz seines Charakters und Lebens in den mannigfaltigsten Strahlen und spielt in den buntesten Farben; aber alle Strahlen und Farben würden, wieder vereinigt, nicht einmal die Lichtquelle darstellen, geschweige daß eines derselben als treues Abbild gelten könnte. Und wie mit Wilhelm, so ist es in noch höherem Grade mit den andern Personen des Romans. Der Graf und

die Gräfin Werther von Neunheiligen*), der Herzog, Prinz Constantin, Frau von Stein und ihr Sohn Friedrich, Fräulein von Klettenberg, Christiane Vulpius und wer weiß wie viele Andere haben einige Züge aus ihrem Leben und „einige Tropfen ihres Wesens" zu den Charakteren unseres Romans, dieser reichen Gallerie lebensfrischer Gestalten, hergeben müssen; aber genaues Portrait ist keiner derselben.

Geben wir uns nunmehr, die irrigen Auffassungen möglichst abwehrend, unbefangen dem Eindrucke des Kunstwerkes hin, so fühlen wir uns zunächst durch den ächt epischen Ton des Ganzen, die klare, ruhige und dabei doch energische Diction, den stetigen Zug lebensvoller Bilder und Gemälde, den Strom anregender Ideen, den Hauch eines frischen und fröhlichen Lebens auf's Wohlthuendste angesprochen. Diesem ersten Eindruck hat Schiller in einem Briefe an Körner treffende Worte gegeben. Goethe, schreibt er, sei in diesem Romane ganz er selbst, zwar viel ruhiger, als im Werther, aber eben so wahr, so individuell, so lebendig und von einer ungemeinen Simplicität; es herrsche durch das Ganze ein großer, klarer und stiller Sinn, eine heitere Vernunft und eine Innigkeit, welche zeige, wie er ganz bei diesem Produkt gegenwärtig gewesen. An Goethe selbst aber schrieb er, nachdem er die beiden ersten Bücher gelesen, er könne das Gefühl, das ihn bei der Lectüre des Romans, und zwar in zunehmendem Grade, je weiter er darin komme, durchdringe und besitze, nicht besser ausdrücken, als durch eine süße und innige Behaglichkeit, durch ein Gefühl geistiger und leiblicher Gesundheit, das von der durchgängig darin herrschenden Klarheit, Glätte und Durchsichtigkeit herkomme, die auch nicht das Geringste zurücklasse, was das Gemüth unbefriedigt und unruhig lasse, und die Bewegung desselben nicht weiter treibe, als nöthig sei, um ein fröhliches Leben in dem Menschen anzufachen und zu erhalten.

Man darf wohl behaupten, daß in den Lehrjahren Goethe's Prosa auf ihrem Höhepunkt erscheint; und zwar möchte ich der ersten Hälfte, die vor dem Aufenthalt in Italien entstanden ist, und dem größern Theile des fünften Buches in Beziehung auf sprachliche

*) Vgl. Thl. II, S. 423 f.

Darstellung den Vorzug vor dem Uebrigen geben. Daß zwischen beiden Partieen ein kleiner Unterschied obwaltet, läßt sich nicht bloß aus den verschiedenen Epochen der Abfassung, sondern auch daraus erklären, daß Goethe, durch den begonnenen Druck des Werkes gedrängt, die letzten Bücher nicht mit der Muße, wie die ersten, schuf. Einzelne Unebenheiten der Sprache, die ihm beim Dictiren der letztern entschlüpften, würde er gewiß getilgt haben, wenn er sie so oft, wie die ältern Partieen, gelesen und vorgelesen hätte. Im Ganzen ist auch in dem später entstandenen Theile die Darstellung klar, leicht und gefällig, und mit Unrecht hat man auf ganz vereinzelt stehende kleine Verstöße ein großes Gewicht gelegt. Bewundernswürdig aber ist die Kunst der poetischen Gestaltenmalerei, die sich in dem Werke kund gibt. Personen und Localitäten werden uns auf die anspruchloseste Weise, aber in der vollsten Klarheit vergegenwärtigt. Hierbei kommt schon der epische Ton der ganzen Darstellung, die ruhig heitere Erzählung zu Hülfe, die uns zu behaglichem Genusse stimmt und die beweglichen Gemälde wie von selbst im Gemüthe haften läßt. Aber es fehlt auch nicht an geschickter Benutzung all' der verschiedenen Kunstmittel, wodurch die ächten Dichter, bewußt oder unbewußt, die Einbildungskraft der Leser und Hörer zur Erzeugung klarer Bilder anzuregen pflegen. Wer unseres Dichters Gewandtheit in Handhabung dieser Mittel studiren will, betrachte nur, wie die verschiedenen weiblichen Figuren zuerst eingeführt sind: Mariane (Buch I, Cap. 1) „Das Nesseltuch, durch die Farbe der halbaufgerollten Bänder belebt, lag wie ein Christgeschenk auf dem Tischchen, die Stellung der Lichter erhöhte den Glanz der Gabe; Alles war in Ordnung, als die Alte den Tritt Marianen's auf der Treppe vernahm und ihr entgegeneilte. Aber, wie verwundert trat sie zurück, als das weibliche Officierchen u. s. w.;" Philine (II, 4), Mignon (ebendaselbst), Natalie (IV, 6) u. s. w. Nirgendwo hemmt der Dichter durch eine Menge von Einzelzügen die Phantasie des Lesers in ihrer Selbstthätigkeit; er regt nur lebhaft an, zeigt die Gestalt unter den mannigfachsten Reflexen, und überläßt der fremden Einbildungskraft die Ausmalung des Details. In noch höherem Grade hält er es so mit den männlichen Figuren, und verhältnißmäßig zeigt er sich (wie in Hermann und Dorothea) am enthaltsamsten beim Haupthelden in der Schilderung des Aeußeren. Der Dichter bedient sich bei ihm hauptsächlich eines indirecten Mittels: der Darstellung des Eindrucks, den sein Erscheinen macht, und nur gelegentlich werden ein paar detaillirte Züge seiner Gestalt gegeben. Erst gegen den Schluß (im Anfange des letzten Buchs) läßt er Werner etwas ausführlicher über sein vortheilhaftes Aeußere sich aussprechen; und wie schwer sich Goethe dazu entschlossen hat, gesteht er selbst in einem Briefe an Schiller.

Auf die Meisterschaft in der Darstellung der inneren Gestalten, der Charaktere, wie sie sich in diesem Romane zeigt, näher einzugehen, gestattet uns leider der Raum nicht. Um sich hierüber mit dem Leser durch kurze Andeutungen verständigen zu können, müßten Aesthetik und Poetik ganz anders ausgebildet sein, als sie es sind. Statt des allgemeinen und nichtssagenden Geredes, womit in den gangbaren Lehrbüchern das wichtige Capitel von der Darstellung der Charaktere abgefertigt ist, bedürfte es präciser besonderer Regeln, auf die man bei Besprechung einer Dichtung den Leser verweisen könnte. Solcher Regeln und Kunstmittel ließe sich eine ganze Reihe aus dem vorliegenden Roman allein ableiten; allein dazu würde es eines eigenen Buches bedürfen. Hier muß es genügen, darauf hinzuweisen, wie glücklich der Dichter meist schon bei der ersten Einführung einer Person das punctum saliens des Charakters, das geistige Lebenscentrum, sei es durch ein prägnantes Wort, sei es durch einen productiven handelnden Zug, vergegenwärtigt, und wie er bei der weitern Entfaltung der Charaktere sie überall nicht sowohl beschreibt, als darstellt, oder vielmehr handelnd und redend sich selbst darstellen läßt. Was das Verhältniß der Charaktere betrifft, so ist oft bemerkt worden, daß die Hauptperson von manchen Nebenpersonen durch Stärke und Schärfe des Charakters zu sehr in Schatten gestellt werde, z. B. von Lothario, dem Abbé, dem Oheim, Natalie, ja selbst von Jarno und Therese. Wir könnten, wenn es sich so verhielte, Erklärung und Entschuldigung aus der im Roman selbst entwickelten Theorie des Romans ableiten: „Der Romanheld muß leidend, wenigstens nicht in hohem Grade wirkend sein," und „Leiden schattet niemals," wie Jean Paul sagt, „so scharf ab, als Thun." Aber wie sicher gezeichnet und wie imponirend zum Theil

auch jene Nebencharaktere sich darstellen, so hat der Dichter doch hinreichend dafür gesorgt, daß sie nicht das Hauptinteresse von Wilhelm ableiten. Schon daß sie durchweg als fertige Charaktere, Wilhelm aber als der stets Wachsende, auf eine unendliche Entwickelung Hindeutende erscheinen, sichert ihm unsere vorherrschende Theilnahme. Er ist der reichste und idealste der Männercharaktere, und wenn er auch die Befriedigung, die eine entschiedene und abgeschlossene Individualität gewährt, augenblicklich noch versagt, und wir ihm eine höhere und volle Befriedigung, wie Schiller sich ausdrückt, „auf eine ferne Zukunft creditiren müssen": so überwiegt doch der Reiz der unendlichen Perspective, die sein Geistesreichthum, sein Bildungsbedürfniß und seine Bildsamkeit uns eröffnen, bei Weitem den aus der Anschauung jener fertigen Charaktere entspringenden Genuß. Der Oheim und der Abbé sind große Figuren; aber sie stehen zu sehr im Hintergrunde, um dem Eindrucke Wilhelm's zu schaden. Noch imponirender ist Lothario; doch er erscheint erst, wo dem Haupthelden das Interesse gesichert ist. Die bedeutenderen weiblichen Figuren, mit Einschluß selbst der idealisch hohen Natalie, dienen aber insgesammt zur Hervorhebung Wilhelms, indem in den Gefühlen, die sie für ihn hegen, sich seine Liebenswürdigkeit und sein Werth abspiegelt. Es soll indeß nicht geläugnet werden, daß Goethe in der Charakteristik Wilhelms sich ein paarmal einer gefährlichen Gränze genähert hat. Daß er ihn, so lange er unter den Schauspielern weilt, bisweilen mit unverkennbarer Ironie behandelt, hat weniger zu bedeuten; aber bedenklicher scheint es, wenn er ihn gegen den Schluß des Romans, wo er über seine Bestimmung klarer geworden ist, mitunter noch so schwankend und unfertig erscheinen läßt. Schlegel hat dieß sehr stark in seiner Charakteristik des Romans hervorgehoben: „Für Wilhelm wird wohl endlich auch gesorgt; aber sie haben ihn fast mehr, als billig und höflich ist, zum Besten; selbst der kleine Felix hilft ihn erziehen und beschämen, indem er ihm seine vielfache Unwissenheit fühlbar macht. Nach einigen leichten Krämpfen von Angst, Trotz und Reue verschwindet seine Selbstständigkeit aus der Gesellschaft der Lebendigen. Er resignirt völlig darauf, einen eigenen Willen zu haben; und nun sind seine Lehrjahre vorüber, und Natalie wird Supplement des Romans."

Das heißt nun freilich eher carriciren, als charakterisiren; indeß liegt in dem Vorwurf doch etwas Wahres, und es läßt sich nur erwiedern: Ein Dichter, der seiner Sache gewiß ist, darf mehr, als ein Anderer, wagen; wie seinen Clavigo und Tasso, so wußte Goethe auch seinen Wilhelm durch eine Fülle von Geistes- und Gemüthsvorzügen gegen die Nebenfiguren genugsam geschützt, um ihn auch bisweilen in unvortheilhafterem Lichte zeigen zu dürfen.

Man hat es wunderlich gefunden, daß Goethe nicht lieber auf anderen Wegen, als gerade auf dem Wege durch das Schauspielerleben und die höheren Gesellschaftskreise, seinen Helden zu der ersehnten harmonischen Bildung geführt hat. So meinte Schiller, es sei auffallend, daß in einem so speculativen Zeitalter der Held seine Bildung ohne Hülfe der Philosophie vollende, was von der Wichtigkeit dieser Führerin nicht die beste Meinung erwecke. Dann mußte ihm aber Goethe selbst eine nicht minder auffallende Erscheinung sein, der ja auch der abstracten Speculation nicht besonders hold war, und kein einziges philosophisches System folgerecht zu studiren vermochte. Andere werden der positiven Religion nicht die gebührende Stelle unter den bei Wilhelms Entwickelung wirksamen Momenten eingeräumt finden. Denn obwohl ein ganzes Buch des Romans der Charakteristik eines religiösen Gemüthes gewidmet ist, so resultirt daraus doch nur insofern Einiges für Wilhelms Bildung, als der dort geschilderte religiöse Charakter zugleich eine *schöne* Seele ist; und auch die übrigen Personen, sogar mit Einschluß der Geistlichen, lassen wenig von specifisch christlichem Sinne erkennen. Es geht in den fünf ersten Büchern Alles ziemlich so zu, als ob es keine positive Religion gäbe. Hiervon ist der Grund wieder im Dichter selbst zu suchen. Wie hätte er in Wilhelms Entwickelung die Religion zu einer Haupttriebfeder machen sollen, da sie, damals wenigstens, in seinem eigenen Leben keine Rolle spielte, und seine ganze Bildung rein humaner und ästhetischer Natur war? Als ihm Schiller schrieb, in dem, was er vom sechsten Buche gelesen, scheine ihm über das Eigenthümliche christlicher Religion noch zu wenig gesagt zu sein; es komme ihm vor, als ob dasjenige, was diese Religion einer schönen Seele sein könne, oder vielmehr was diese daraus machen könne, nicht genug angedeutet sei: da antwortete ihm

Goethe, er lasse die christliche Religion in ihrem reinsten Sinne erst im achten Buche, in einer folgenden Generation, erscheinen — also doch wohl in Natalien, die es nicht hindern kann und will, wenn ihre Zöglinge von Engeln, vom heiligen Christ und Anderem, „was als Irrthum, als Vorurtheil in der Welt gäng und gäbe ist," von Bauernkindern vernehmen, aber jene „fremden ungehörigen Begriffe" irgendwo an einen richtigen anzuknüpfen sucht, um sie unschädlich zu machen! So sehr floß in Goethe's Vorstellung die reine christliche Religion mit der rein humanen Weltanschauung zusammen. Eher könnte man sich wundern, daß er seinem Helden nicht seine eigene Liebe zur Naturforschung zugetheilt, oder daß er ihn nicht in einer wichtigen amtlichen Thätigkeit, worin er selbst herangereift war, sich versuchen läßt. Wir sind aber darum zu keinem Tadel berechtigt, wenn er seiner Aufgabe, um sie erschöpfender lösen zu können, engere Gränzen steckte. Hätte er bei der Wiederaufnahme des Werks nach dem Aufenthalt in Italien nicht so große Partieen, die er doch gerne nutzen wollte, bereits fertig vorgefunden, wer weiß, ob er nicht seinen Helden nicht noch durch andere Lebenskreise hätte hindurchgehen lassen? So aber hat er uns hauptsächlich vier Kreise vorgeführt: die kaufmännische Welt, das Theaterwesen, die Geburts-Aristokratie und die Besitz-Aristokratie, und alle vier hat er uns in lebendigster Darstellung vergegenwärtigt.

Von dem kaufmännischen Leben und Treiben entwirft Werner ein glänzendes Bild in begeisterten Worten, denen, wie Schlegel sagt, nur das Metrum fehlt, um von Jedermann für Poesie anerkannt zu werden. Aber das Kaufmannsleben kann Wilhelms höhere Bedürfnisse nicht befriedigen. Wohl hat auch der Kaufmann eine Stellung zur ganzen Welt; wohl gibt es dem Handel eine hohe Würde, daß er die Völker und Welttheile verknüpft, daß er die Ungleichheiten der Natur, der Cultur, des Zufalls aufhebt oder mindert, daß er dem Edlen, Guten und Schönen die Wege öffnet und ebnet. Aber der Einzelne verliert sich in diesem Stande nur zu oft in Erwerbsucht, verwechselt zuletzt das Mittel mit dem Zweck und geht über den Mühen des Lebens ihres Preises verlustig. Daher wendet sich Wilhelm dem Schauspielerleben zu; und warum gerade diesem? Weil es ihm um eine allseitige und harmonische Entwicke-

lung seiner Persönlichkeit und, wo möglich, um eine Wirkung auf die Nation zu thun, und die Schauspielkunst, als Concentration aller übrigen Künste, ihm am meisten jene allseitige Bildung zu fördern und die Möglichkeit jener Wirkung zu versprechen scheint. Die Schattenseiten dieses Lebens kommen ihm erst durch den Verkehr mit den Schauspielern zum Bewußtsein. Statt eines idealen Strebens auch hier recht gründliche Gemeinheit der Gesinnung; auch hier Erwerb- und Habsucht, und daneben die leichtsinnigste Verschleuderung des Gewonnenen; nirgendwo die allseitige innere Entwickelung, nach der Wilhelm strebte; in Philine Anmuth ohne alle Tiefe und Würde, in Aurelien leidenschaftliche Kraft ohne Grazie und Liebenswürdigkeit, in Serlo Schauspielertalent ohne eine edle Auffassung seines Berufs. Das Publikum sucht Abspannung statt Erhebung im Theater, wie sollten sich die Schauspieler, die vom Publikum erwerben und der Gegenwart genießen wollen, sich ihm nicht accommodiren? Gerade die, bei denen Wilhelm eine harmonische Bildung des Charakters erwartete, haben in der Regel keinen Charakter. Durch ihren Beruf darauf hingewiesen, ihre Individualität in fremde Persönlichkeiten zu verwandeln, büßen sie leicht ihren individuellen Charakter ein; oder behaupten sie ihn ausnahmsweise, so gelingen ihnen meist nur die Rollen, worin sie sich selbst darstellen können. Letzteres ist bei Wilhelm selbst der Fall, wovon er sich indeß nur spät und schwer überzeugt. Durch die Schauspielergesellschaft erhält er Gelegenheit, einen Blick in die Kreise der Geburts-Aristokratie, des Adels, und damit in eine für ihn neue Welt zu thun. Hier meint er nun zuerst die freie menschliche Existenz, nach der er sich sehnte, zu finden. Er preist alle diejenigen glücklich, die durch die Geburt auf eine Höhe gestellt sind, von welcher ihr Blick auf die menschlichen Dinge umfassend und richtig, und jeder Schritt in's Leben leicht sein muß; er bewundert die Sicherheit, Bequemlichkeit und Anmuth ihres Benehmens. Nur sein feuriger Wunsch und seine lebhafte Einbildungskraft, die ihm Alles in verschönerndem Lichte zeigt, machen es möglich, daß er eine Zeit lang in seiner Täuschung befangen bleibt; denn die Muster der vornehmen Welt, die sich ihm darstellen, der Graf, der Baron, die Baronin, das ganze Treiben auf dem gräflichen Schlosse sind nicht gerade sehr geeignet,

seine Illusion zu unterhalten. Bald leuchtet ihm auch ein, daß jener erhabenen Stellung in der Gesellschaft gewisse Mängel anhaften. „Wem ererbte Reichthümer," belehrt er (IV, 2) seine Schauspieler, „eine vollkommene Leichtigkeit des Daseins verschafft haben, wer sich, wenn ich mich so ausdrücken darf, von allem Beiwesen der Menschheit von Jugend auf reichlich umgeben findet, gewöhnt sich meist, diese Güter als das Erste und Größte zu betrachten, und der Werth einer von der Natur schön ausgestatteten Menschheit wird ihm nicht so deutlich;" und weiterhin: „Wie will der Weltmann bei seinem zerstreuten Leben die Innigkeit erhalten, in der ein Künstler bleiben muß, wenn er etwas Vollkommenes hervorzubringen denkt?" Und so wirft er sich denn auch noch einmal, und ernstlicher in die Schauspielerlaufbahn, über die er noch nicht zu völliger Klarheit gelangt ist. „Auf den Brettern," meint er, „erscheine der gebildete Mensch so gut persönlich in seinem Glanze, als in den obern Ständen; Geist und Körper müssen dort bei jeder Bemühung gleichen Schritt halten." Endlich aber (V, 16) will es ihm doch scheinen, als ob dieses Handwerk weniger, als irgend ein anderes, den nöthigen Aufwand von Zeit und Kräften verdiene; und in eben dieser Zeit eröffnet sich ihm durch das Manuscript „Bekenntnisse einer schönen Seele" ein Blick in eine ganz andere Welt, in das Dasein einer religiösen Selbstbildnerin. Auf den Zerfall des theatralischen Scheins, auf die Entdeckung der Schwächen der aristokratischen Welt folgt, wie Rosenkranz sich ausdrückt, „die absolute Sammlung der Vertiefung in sich selbst." Aber diese ganze Geistesrichtung ist der Richtung Wilhelms zu fremd; und wie das Gemälde der schönen Seele in der Darstellung ganz in die Ferne gerückt ist, so geht es auch ziemlich wirkungslos an Wilhelm vorüber. Ihm hat unterdessen der Zufall den Eintritt in eine andere Lebenssphäre erschlossen. Ein Auftrag Aureliens führt ihn zu Lothario und in einen Kreis von Menschen, in dem er findet, was er bisher vergebens gesucht hat. Der Aristokratie gehören auch die Männer und Frauen an, denen er hier begegnet; aber bei ihnen ist nicht sowohl die hohe Geburt, als der gefestigte Besitz die Basis und Bedingung ihrer freien und schönen menschlichen Existenz, weßhalb auch die Mesalliancen, mit denen das Ganze schließt, um so weniger als wirkliche Mißheirathen gelten können, da überdieß der Standesunterschied durch die Harmonie der Bildung und die Homogeneität des Charakters ausgeglichen wird.

Im Nächstvorhergehenden ist zugleich eine allgemeine Uebersicht über das Werk, seiner Anlage nach, gegeben. Es lohnt indessen sehr der Mühe, die Composition desselben etwas näher in's Auge zu fassen. Hierbei fällt uns sogleich die schöne Zerlegung des Ganzen in mehrere gesonderte Massen und daneben die geschickte Verkettung derselben durch vor- und rückdeutende Motive auf; fast jedes Buch stellt einen besondern Lebenskreis für sich dar, aber jedem sind auch Züge einverwebt, die das Kommende, oft schon aus weiter Ferne, vorbereiten, oder das Gegenwärtige mit Vergangenem zusammenknüpfen. Schlegel's schöne Abhandlung über das Werk möge uns hier bei dem Einzelnen theilweise als Führerin dienen. „Als vorbereitender Theil des ganzen Werks," sagt er, „ist das erste Buch eine Reihe von veränderten Stellungen und malerischen Gegensätzen, in deren jedem Wilhelms Charakter von einer andern merkwürdigen Seite, in einem neuen helleren Lichte gezeigt wird; und die kleineren deutlich geschiedenen Massen bilden mehr oder weniger jede für sich ein malerisches Ganzes. Auch gewinnt er schon jetzt das ganze Wohlwollen des Lesers, dem er, wie sich selbst, wo er geht und steht, in einer Fülle von prächtigen Worten die erhabensten Gesinnungen versagt. Sein ganzes Thun und Wesen besteht fast im Streben, Wollen und Empfinden; und obgleich wir voraussehen, daß er erst spät als Mann handeln wird, so verspricht doch seine gränzenlose Bildsamkeit, daß Männer und Frauen sich seine Erziehung zum Geschäft und zum Vergnügen machen, und dadurch, vielleicht ohne es zu wollen und zu wissen, die leise und vielseitige Empfänglichkeit, welche seinem Geist einen so hohen Zauber gibt, vielfach anregen und die Vorempfindung der ganzen Welt in ihm zu einem schönen Bilde entfalten werden." Das Buch schließt sehr entschieden mit einer grellen Dissonanz. Nachdem der leichte und heitere Ton der Erzählung sich allmälig zu größerer Wärme und Leidenschaftlichkeit gesteigert hat, fällt Norberg's Brief wie ein harter Mißlaut ein, und reißt plötzlich das schöne Phantasiegebäude des liebenden Jünglings zusammen. Unmittelbar vorher aber hat der Fremde einen

Ausblick in eine weite Ferne eröffnet. „Allein und unbegreiflich, wie eine Erscheinung aus einer andern, edleren Welt, die von der Wirklichkeit, welche Wilhelm umgibt, eben so verschieden sein mag, wie von der Möglichkeit, die er sich träumt, dient er zum Maßstab der Höhe, zu welcher das Werk noch steigen soll."

Das zweite Buch faßt zunächst die Resultate des ersten kurz zusammen, indem es die langsame, aber völlige Vernichtung der poesiereichen Kinderträume Wilhelms darstellt. Dann rafft sich sein Geist durch die leidenschaftliche Erinnerung an Mariane und das begeisterte Lob der Poesie wieder aus der Leere, in die er versunken war, heraus. Nun folgt sein Eintritt in die Welt, „gelinde und leise, wie das freie Lustwandeln eines, der, zwischen Schwermuth und Erwartung getheilt, von schmerzlichsüßen Erinnerungen zu ahnungsvollen Wünschen schwankt." Eine neue, seltsame Welt breitet sich vor uns aus, worin sich Alles um Darstellung und Schauspiel in ihren mannigfaltigen Stufen und Formen dreht. Das Schauspiel der Fabrikarbeiter, die Productionen der Seiltänzer, die mit Musik begleiteten Darstellungen der Bergleute, Mignon's Eiertanz, das improvisirte Stück bei der Wasserfahrt präludiren den späteren theatralischen Aufführungen auf dem gräflichen Schlosse und den höheren Kunstleistungen auf Serlo's Theater. Dazwischen ein buntes Getriebe der mannigfachsten und seltsamsten Charaktere: die leichtfertige Philine, die mit der zierlichen Sünderin contrastirende Anempfinderin Mad. Melina, der bewegliche, dem Augenblick lebende Laertes, der gewinnsüchtige Melina, der Pedant, der gutmüthige polternde Alte, der wilde, ungezogene Friedrich, und vor allen die mysteriösen Gestalten Mignon und der Harfner. Fast willenlos wird Wilhelm in dem Zauberkreise festgehalten; Philinen's Reize beginnen ihn zu umstricken; schaudernd erkennt er in Friedrich's tobender Eifersucht das Zerrbild seiner eigenen Empfindungen, er beginnt in sich zu gehen, und in der rührenden und ergreifenden Schlußscene mit Mignon brechen seine edleren Gefühle wieder lebhaft hervor. Auch in diesem Buche erscheint vorübergehend der Fremde; die Nachrichten des polternden Alten über Mariane weisen zurück; Mignon und der Harfner lassen das geheimnißvolle

Walten des Schicksals ahnen und locken das Interesse in eine dunkle Ferne.

Das dritte Buch, wieder eine Welt für sich darstellend, und durch ein höchst frisches Colorit ausgezeichnet, erhält durch Mignon's wundervolles Lied und den verhängnißvollen Kuß der Gräfin eine reizende Einfassung, „wie von den schönsten Blüthen der noch keimenden und der schon reifen Jugendfülle." Begegneten uns schon im vorigen Buche mehrere komische Gestalten und Züge, so wird hier, wie Schlegel bemerkt, „das Ganze, die Scene und Handlung selbst komisch. Ja, man möchte es eine komische Welt nennen, da des Lustigen darin in der That unendlich viel ist, und da die Adeligen und Komödianten zwei abgesonderte Corps bilden, deren keines dem andern den Preis des Lächerlichen abstreiten darf, und die auf's Drolligste gegen einander manövriren." Auch hier erscheint eine in die Zukunft deutende Gestalt, Jarno, der, mitten in dem tollen Treiben, „Wilhelm und dem Leser eine mächtige Glaubensbestätigung an eine würdige, große Realität und ernste Thätigkeit in der Welt und in dem Werke gibt." Die Bekanntschaft mit Shakespeare, die er vermittelt, wird für Wilhelm eine Stufe zu einer höhern und freiern Kunst- und Lebensansicht; von der Bewunderung der vornehmen Welt beginnt er sich zur Begeisterung für alles menschlich Große und Würdige zu erheben.

Das vierte Buch bildet weniger, als die andern, ein abgerundetes Ganzes, und ist mehr verbindender und überleitender Natur. Die neue Welt, welche die Shakespeare'sche Dichtung eröffnet hat, das Beispiel der edlen Krieger, die Wilhelm auf dem Schlosse gesehen, das Feuer, das er von den schönen Lippen der Gräfin gesogen, wirken in ihm fort; er malt sich eine thätige und würdige Zukunft aus. Einstweilen jedoch gestattet er sich noch, auf Prinz Harry's Manier mit seiner Gesellschaft zu verkehren, zieht in phantastischer Kleidung mit ihnen durch's Gebirge, wird überfallen, verwundet, und lernt nach der Wiederherstellung in Serlo und Aurelien theatralische Künstler höheren Ranges kennen. Ernstlicher tritt an ihn die Versuchung heran, sich dem Theater zu widmen, das seinem Bedürfniß, die in ihm ruhenden Anlagen zum Guten und Schönen zu entwickeln, Befriedigung verheißt. Die Mittel der Verknüpfung sind

ungefähr dieselben, wie in den früheren Büchern: eine neue, wenn auch nur flüchtig hervortretende Gestalt, die Amazone mit ihrer Begleitung, richtet die Erwartung auf Fernes und Höheres; Wilhelms Besuch bei den Handelsfreunden, sein Briefwechsel mit der Heimath lenken den Blick auf ältere Verhältnisse zurück. Ein besonderes Interesse erhält das Buch durch die hier beginnende Betrachtung des Hamlet, deren Einflechtung in den Roman mit Recht als ein glücklicher Gedanke des Dichters gerühmt worden, einmal wegen der Aehnlichkeit Hamlet's und Wilhelms, die man beide als Reflexionscharaktere bezeichnen kann, dann wegen einer gewissen Verwandtschaft des Drama's mit dem Roman, in sofern jenes, wie dieser, der retardirenden Motive voll und vom Geist der Betrachtung und Rückkehr in sich selbst durchdrungen ist, und endlich weil die künstliche Anlage des Drama's, das Schauspiel im Schauspiel, und die im Stücke gegebene compendiöse ars dramatica eine so erwünschte Unterlage für die theoretischen Betrachtungen über Schauspiel und Schauspielkunst bilden.

Im fünften Buche kommt es nun, wie Schlegel sagt, „von der Theorie zu einer durchdachten und nach Grundsätzen verfahrenden Ausübung; und auch Serlo's und der Andern Rohheit und Eigennutz, Philinen's Leichtsinn, Aurelien's Ueberspannung, des Alten Schwermuth und Mignon's Sehnsucht gehen in Handlung über. Daher die nicht seltene Annäherung zum Wahnsinn, die eine Lieblingsbeziehung und Ton dieses Theils scheinen dürfte. Mignon als Mänade ist ein göttlich lichter Punkt, deren es hier mehrere gibt; aber im Ganzen scheint das Werk von der Höhe des zweiten Bandes (Buch III u. IV) zu sinken. Es bereitet sich gleichsam schon vor, in die äußersten Tiefen des inneren Menschen zu graben (in den Bekenntnissen einer schönen Seele), und von da wieder eine noch größere und schlechthin große Höhe zu ersteigen, wo es bleiben kann. Ueberhaupt scheint es an einem Scheidepunkt zu stehen, und in einer mächtigen Krise begriffen zu sein. Die Verwickelung und Verwirrung steigt auf's Höchste, und auch die gespannte Erwartung über den endlichen Aufschluß so vieler interessanten Räthsel und schöner Wunder. Auch Wilhelms falsche Tendenz bildet sich zu Maximen; aber die seltsame Warnung warnt auch den Leser, ihn nicht zu leichtsinnig

schon am Ziel oder auf dem rechten Wege dahin zu glauben." Eingefaßt ist das Buch durch den Tod von Wilhelms Vater, wodurch er größere Freiheit in seinen Entschlüssen erhält, und den Auftrag Aurelien's, der ihm einen neuen Lebenskreis eröffnet. Vor- und rückdeutende Züge sind in reicher Fülle eingestreut.

Die Bekenntnisse einer schönen Seele, die das sechste Buch bilden, machen auf den ersten Blick ganz den Eindruck einer Episode, von welcher sich gewiß die meisten Leser um so unangenehmer aufgehalten fühlen, je gespannter die Erwartung ist. Goethe selbst that sich auf dieses Buch nicht wenig zu Gute, auch aus dem Grunde, weil es „vor- und rückwärts weisend, die Erzählung fördere, und, indem es begrenze, zugleich leite und führe." Auch Schlegel und Rosenkranz nehmen es in Schutz, und zwar noch aus einem tieferen Grunde, als dem eben angedeuteten. Beide sehen in der Darstellung dieser sich wie in's Unendliche immer selbst anschauenden Natur eine durchaus wünschenswerthe Vervollständigung des Gemäldes der theatralischen Welt, in die uns die Schilderung des Schauspielerwesens und der Aristokratie eingeführt hat. „Die schöne Seele," sagt Schlegel, „lebt im Grunde auch theatralisch, nur mit dem Unterschiede, daß sie die sämmtlichen Rollen vereinigt, die in dem gräflichen Schlosse, wo Alle agirten und Komödie mit sich spielten, unter viele Figuren vertheilt waren, und daß ihr Inneres die Bühne bildet, auf der sie Schauspieler und Zuschauer zugleich ist, und auch noch die Intriguen in der Coulisse besorgt. Sie steht beständig vor dem Spiegel des Gewissens, ihr Gemüth zu putzen und zu schmücken. Ueberhaupt ist in ihr das äußerste Maß der Innerlichkeit erreicht, wie es doch auch geschehen mußte, da das Werk von Anfang an einen so entschiedenen Hang offenbart, das Innere und das Aeußere scharf zu trennen und entgegenzusetzen. Hier hat sich das Innere nun gleichsam selbst ausgehöhlt. Es ist der Gipfel der ausgebildeten Einseitigkeit, dem das Bild reifer Allgemeinheit eines großen Sinns (im Oheim) gegenübersteht." Wie aber bereits angedeutet worden, steht die hier geschilderte Lebensrichtung zu isolirt, zu einwirkungslos, namentlich in Bezug auf Wilhelm, da, und hemmt überdieß mit ihrem behaglichen Eingehen auf das Einzelne den Fortschritt um so

störender, je näher sie dem Schlusse des Werkes liegt, wo Alles zur Lösung und Entwickelung hindrängt.

Mit den beiden letzten Büchern scheint das Werk, wie Schlegel sich ausdrückt, „gleichsam mannbar und mündig geworden. Wir sehen nun klar, daß es nicht bloß das, was wir Theater oder Poesie nennen, sondern das große Schauspiel der Menschheit selbst, und die Kunst aller Künste, die Kunst zu leben, umfassen soll." Wie früher (I, 12), so dient auch hier (im Anfange des VII. Buches) ein Traum Wilhelms dazu, nach der Weise der epischen Ankündigungen das Kommende in unsicherem Helldunkel, in schwankenden Umrissen erscheinen zu lassen. Zum großen Theil sind natürlich diese Bücher der Entwickelung und Entwirrung des Vorhergehenden gewidmet. Wilhelm streift ältere Verhältnisse von sich ab, er macht sich von Serlo ganz frei, er erfährt Marianen's Tod, Mignon und der Harfner werden gleichfalls durch den Tod von ihm abgelöst. Dagegen aber knüpfen sich neue Fäden an; ja, noch einmal verwickelt er sich in einen schweren Irrthum, aus dem ihn nur ein günstiges Geschick herauswindet. Jetzt, wo er, besonders mit Rücksicht auf seinen Sohn, den Werth des Besitzes, der Wirthschaftlichkeit, des klar berechnenden Verstandes, des besonnenen, zweckmäßigen Handelns erkannt hat, meint er in Therese die angemessene Gattin gefunden zu haben. Die Gunst des Zufalls führt ihn zu Natalie'n, in welcher ihm der Bund des Schönen mit dem Guten, idealer Gesinnung mit werkthätiger Liebe verkörpert entgegentritt, und er sieht sich zuletzt in einen Lebenskreis aufgenommen, worin auf der Basis eines festgegründeten Besitzes ein durch alles Schöne und Hohe veredeltes Dasein sich vor ihm entfaltet. Die Concurrenz des Werner'schen Handlungshauses mit der geheimnißvollen Association beim Güterkauf knüpft, das Werk schön abrundend, Anfang und Ende aneinander, und das Bild der Existenz Werner's neben dem Leben, das vor Wilhelm erschlossen liegt, gewährt uns einen Maßstab der Höhe, zu der das Werk und sein Held hinangestiegen sind.

Zwölftes Capitel.

Aufenthalt in Jena; Beschäftigung mit Hermann und Dorothea. Rückkehr nach Weimar. Freitagsgesellschaft. Aufenthalt in Ilmenau. Naturbetrachtungen. Elegie Hermann und Dorothea. Xenienſturm. Reise nach Leipzig. Neuer Aufenthalt in Jena; Hermann und Dorothea fast beendigt. Israel in der Wüste. Plan eines neuen epischen Gedichtes. Nochmaliger Aufenthalt in Jena; reiche Productivität daselbst; Hermann und Dorothea beendigt; Gedicht, Balladen, Beschäftigung mit Faust. Ueber Laokoon. Besuche von Hirt, Lord Bristol, Schiller. Brief-Autodafé.

Um sich Trost für die vereitelte Hoffnung auf einen abermaligen römischen Aufenthalt zu suchen, begab sich Goethe am 18. August 1796 wieder in die Nähe seines Freundes nach Jena und blieb dort bis in den Anfang des Octobers. Leider wurde ein Theil dieser Zeit durch traurige Ereignisse in Schiller's Familie und durch Krankheit desselben getrübt. Die Hauptfrucht, die Goethe dießmal hier gewann, waren die vier ersten Gesänge von Hermann und Dorothea. Er hatte sich jetzt, wie er an Jacobi schrieb, ganz auf das Epische geworfen, und wollte sehen, „am Ende seiner Laufbahn auch noch um diesen Eckstein herum zu kommen." Der Wunsch, ein episches Gedicht im reinern und engern Sinne zu unternehmen, mußte besonders über der langdauernden, mühereichen Beschäftigung mit dem „Pseudo-Epos" Wilhelm Meister in ihm recht lebendig werden. In solcher Disposition nun war er im Mai 1795 von Schiller auf die Luise von Voß aufmerksam gemacht worden, die ihm sogleich das lebhafteste Interesse abgewann. Wie es aber in seiner Natur lag, bedeutende dichterische Productionen Anderer nicht leicht mit einer passiven Freude aufzunehmen, sondern durch Aufregung der eigenen Productivität gegen den mächtigen fremden Eindruck rückzuwirken: so hat er sich auch wohl damals schon mit dem Plane zu Hermann und Dorothea vielfach in Gedanken beschäftigt, wenn gleich der Briefwechsel mit Schiller darüber schweigt. Die erste Conception des Werkes fällt sogar noch in eine frühere Zeit;

denn, wie Schiller am 28. October 1796 an Körner schrieb, hatte der Dichter die Idee schon mehrere Jahre mit sich herumgetragen, ehe er zur Ausführung schritt; das Werk, fügte er hinzu, sei nicht durch die Luise von Voß veranlaßt, aber doch neuerdings dadurch geweckt worden, übrigens ganz in Goethe's Manier, mithin der Vossischen völlig entgegengesetzt. Ich vermuthe, daß Goethe sich während des vorigjährigen Aufenthaltes (August und September 1795) im „einsam thätigen" Ilmenau viel mit dem Gegenstande beschäftigte. „Ich war immer gern hier," schrieb er am 29. August, „und bin es noch; ich glaube, es kommt von der Harmonie, in der hier Alles steht: Gegend, Menschen, Klima, Thun und Lassen. Ein stilles, mäßiges, ökonomisches Streben, und überall der Uebergang vom Handwerk zum Maschinenwerk, und bei der Abgeschnittenheit ein größerer Verkehr mit der Welt, als manches Städtchen im zugänglichen flachen Lande. Noch habe ich auch keine Idee gehabt, die nicht hierher paßte." Wahrscheinlich hängt die wunderliebliche Idylle oder Elegie Alexis und Dora, deren wir oben gedachten, ihrer Conception nach mit Hermann und Dorothea zusammen. Dasselbe Grundmotiv (die bevorstehende Entfernung der Liebenden von einander) bringt Drang und Beschleunigung in die Handlung beider Dichtungen, und fast ganz anwendbar ist auf unser bürgerliches Epos, was wir Schiller über die Idylle sagen hörten*). Die erste bestimmte Hindeutung auf unser Epos findet sich in dem oben erwähnten Briefe Schiller's an Körner vom 28. October 1796, worin er sagt, daß er schon vier Gesänge von Goethe habe vortragen hören. „Die Ausführung," fügt er hinzu, „die gleichsam unter meinen Augen geschah, ist mit einer mir unbegreiflichen Leichtigkeit und Schnelligkeit vor sich gegangen, so daß er neun Tage hinter einander jeden Tag über anderthalbhundert Hexameter schrieb."

*) S. oben S. 300 f. In einem Briefe an Meyer vom 5. December 1796 behauptet Goethe, er sei durch „Alexis und Dora" in das verwandte epische Fach geführt worden, indem sich ein Gegenstand, der zu einem ähnlichen kleinen Gedichte bestimmt war, zu einem größern ausgedehnt habe, das sich völlig in der epischen Form darstelle und sechs Gesänge und etwa 2000 Hexameter erreichen werde.

So konnte unser Dichter, als er in den ersten Tagen des Octobers Jena verließ, mit der Ausbeute seines dießmaligen Aufenthaltes daselbst sehr wohl zufrieden sein; denn er hatte einen Schatz größtentheils gehoben, der zu den schönsten und edelsten gehört, die er aus der Fülle seines Geistes der Nation zum Geschenk gebracht. In Weimar kam er sogleich wieder in ein sehr zerstreutes Leben hinein. Am 6. und 7. October wurden Ausflüge nach Schwansee und Ettersburg gemacht, dann setzte ihn am folgenden Tage ein Brand in der Jakobsvorstadt in Bewegung. Auch begann die Jahreszeit wieder auf ihm zu lasten; er arbeitete jetzt nur, schrieb er an Schiller, um diese paar Monate zu überstehen und die ungünstige Zeit der kurzen Tage und des traurigen Wetters nicht ganz unnütz zu verlieren. Die letzten Gesänge von Hermann und Dorothea mußte er unter solchen Umständen noch „eine Zeit im Limbo verweilen lassen;" nur der Cellini ließ sich, als eine leichte Arbeit, weiter fördern. Eine Erquickung für ihn war in diesen Tagen ein Besuch Blumenbach's, der einen sehr interessanten Mumienkopf mitbrachte. Am 26. October meldet er Schiller'n, er habe in der letzten Zeit die Eingeweide der Thiere näher zu betrachten angefangen und hoffe, wenn er hübsch fleißig fortfahre, den Winter über diesen Theil der organischen Natur recht gut durchzuarbeiten.

Um mehr Anregung und Abwechselung in sein Leben zu bringen, eröffnete er am 14. October wieder seine Freitagsgesellschaft. Es war dieß ein seit dem Jahre 1791 bestehender Verein, der sich Anfangs jeden ersten Freitag im Monat bei der Herzogin Amalia, jetzt aber in Goethe's Hause alle acht oder 14 Tage versammelte. In den Statuten hieß es*): „Eines Jeden Urtheil ist es überlassen, was er selbst beitragen will, es mögen Aufsätze sein aus dem Felde der Wissenschaften, Künste, Geschichte, oder Auszüge aus literarischen Privat-Correspondenzen und interessanten neuen Schriften, oder kleine Gedichte und Erzählungen, oder Demonstrationen physikalischer und chemischer Experimente u. s. w." Ursprünglich wurde bei jeder der Zusammenkünfte eines der Mitglieder durch

*) S. in Böttiger's literarischen Zuständen und Zeitgenossen (I, 23 ff.) den Abschnitt: „Ueber den Weimar. Gelehrten-Verein von 1791."

das Loos zum Präsidenten bestimmt, später war Goethe ständiger Präsident, und für den Fall seiner Abwesenheit der Geheime-Rath Voigt sein Stellvertreter. Den Sitzungen wohnten häufig nicht bloß die Herzogin Mutter, sondern auch der Herzog und dessen Gemahlin als aufmerksame Zuhörer bei, ohne daß ihre Anwesenheit den geringsten Zwang verursacht hätte. Jeder saß, wie er zufällig zu sitzen kam, während das vorlesende Mitglied seinen Platz an einem besondern Tische nahm. In der Mitte des Zimmers stand eine große, runde Tafel, und darauf lagen die mathematischen Instrumente, Zeichnungen, naturhistorischen Merkwürdigkeiten u. s. w., welche benutzt werden sollten. War nun eine Vorlesung zu Ende, so stand Alles auf, trat um die Tafel herum, sprach, machte Einwürfe, hörte und beantwortete die Fragen des Herzogs und der Herzoginnen, und ging's dann zu einer neuen Vorlesung, so nahm Jeder wieder seinen Platz ein. So dauerten die Sitzungen regelmäßig von fünf bis acht Uhr. Böttiger hat uns in seinem literarischen Nachlasse einige derselben ausführlich beschrieben. Goethe las in diesem Jahre unter Anderm einen Gesang der Ilias von Voß und erwarb sich Beifall, dem Gedicht hohen Antheil und rühmliches Anerkennen dem Uebersetzer *). Die Gesellschaft war in dem Grade regulirt, daß auch Goethe's Abwesenheit zu keiner Störung Anlaß gab.

So ging sie denn auch ihren geordneten Gang fort, als Goethe gegen Ende des October genöthigt ward, auf einige Zeit nach Ilmenau zu gehen. Er hoffte in der dortigen Einsamkeit, die ihm schon so oft günstig gewesen war, das epische Gedicht um ein Stück weiter zu fördern, und Schiller stimmte von Herzen in diese Hoffnung ein. „Ich begrüße Sie in Ihrem einsamen Thale," schrieb er am 31. October, „und wünsche, daß Ihnen die holdeste aller Musen da begegnen möge. Wenigstens können Sie dort das Städtchen Ihres Hermann's finden, und einen Apotheker und ein grünes Haus mit Stuccaturarbeit gibt es dort wohl auch." Aber es gelang Goethe'n dießmal nicht, auch nur „den Saum des Kleides einer Muse" in Ilmenau zu erblicken; selbst zur Prosa fand er sich untüchtig, und weder Production noch Reproduction ließ sich im Geringsten spüren. Jedoch ward er durch die unmittelbare Berührung mit den Gebirgen wieder in das Steinreich geführt, und es war ihm um so lieber, daß er zufälliger Weise diese Betrachtungen erneuerte, als ohne sie, wie er an Schiller schrieb, „die berühmte Morphologie doch nicht vollständig werden würde."

*) Die drei ersten Gesänge las Goethe (nach Böttiger) schon am 31. October, 7. November und 14. November 1794 in der Freitagsgesellschaft.

Der Rest des Jahres entschwand Goethe'n über dem Cellini, der Durcharbeitung der ersten Gesänge von Hermann und Dorothea und fleißigen Naturbetrachtungen. Bisweilen ging auch dazwischen eine Reihe von Tagen „zwar nicht unbeschäftigt, doch leider beinahe unbenutzt" herum; und bei heiterm Winterwetter lockte ihn manchmal eine schöne Eisbahn in's Freie. „Die Naturbetrachtungen," berichtete er Schiller'n am 15. November, „freuen mich sehr. Es scheint eigen, und doch ist es natürlich, daß zuletzt eine Art von subjectivem Ganzen herauskommen muß. Es wird, wenn Sie wollen, eigentlich die Welt des Auges, die durch Gestalt und Farbe erschöpft wird. Denn wenn ich recht Acht gebe, so brauche ich die Hülfsmittel anderer Sinne sehr sparsam, und alles Raisonnement verwandelt sich in eine Art von Darstellung." Also auf Morphologie (Metamorphosenlehre) und Chromatik concentrirte sich vorzugsweise sein naturwissenschaftliches Interesse. Besonders gingen „seine Optica" gut vorwärts, obgleich er sie jetzt, wie er an Schiller (den 17. December) schrieb, „mehr als Geschäft, denn als Liebhaberei" trieb. „Knebel nimmt Antheil daran," heißt es weiter, „was mir von großem Vortheil ist, damit ich nicht allein mir selbst, sondern auch Anderen schreibe. Uebrigens ist und bleibt es vorzüglich eine Uebung des Geistes, eine Beruhigung der Leidenschaften, und ein Ersatz für die Leidenschaften, wie uns Frau von Stael umständlich dargethan hat" *).

Eine liebliche poetische Blüthe entlockte indeß auch noch das letzte Viertel des Jahres 1796 unserm Dichter; es war das Proömium zu seinem idyllischen Epos, die Elegie Hermann und

*) In ihrem Werke: De l'influence des Passions etc., einer Schrift voll geistreicher, zarter und kühner Bemerkungen, womit sich unser Dichter um diese Zeit viel beschäftigte.

Dorothea. Am 7. December schrieb er an Schiller: „Sie finden auch wieder eine Elegie, der ich Ihren Beifall wünsche. Indem ich darin mein neues Gedicht ankündige, gedenke ich damit auch ein neues Buch Elegieen anzufangen. Die zweite wird wahrscheinlich die Sehnsucht, ein drittes Mal über die Alpen zu gehen, enthalten, und so werde ich weiter, entweder zu Hause oder auf der Reise, fortfahren." Schiller antwortete darauf: „Ihre Elegie macht einen eigenen tiefen, rührenden Eindruck, der keines Lesers Herz, wenn er eines hat, verfehlen kann. Ihre nahe Beziehung auf eine bestimmte Existenz*) gibt ihr noch einen Nachdruck mehr, und die hohe, schöne Ruhe mischt sich darin so schön mit der leidenschaftlichen Farbe des Augenblicks. Es ist mir eine neue, trostreiche Erfahrung, wie der poetische Geist alles Gemeine der Wirklichkeit so schnell und so glücklich unter sich bringt, und durch einen Schwung, den er sich selbst gibt, aus diesen Banden heraus ist, so daß die gemeinen Seelen ihm nur mit hoffnungsloser Verzweiflung nachsehen können." Das Einzige, was er Goethe'n zu bedenken gab, war, ob der gegenwärtige Moment zur Bekanntmachung des Gedichtes auch ganz günstig sei. In den nächsten zwei, drei Monaten, fürchtete er, könne beim Publikum noch keine Stimmung erwartet werden, gerecht gegen die Xeniendichter zu sein. Goethe antwortete: „Was das Drucken betrifft, darüber bleibt Ihnen das Urtheil ganz anheimgestellt; ich bin auch zufrieden, daß die Elegie noch ruht. Ich werde sie indeß in der Handschrift Freunden und Wohlwollenden mittheilen; denn ich habe aus der Erfahrung, daß man zwar bei entstandenem Streit und Gährung seine Feinde nicht belehren kann, aber seine Freunde zu stärken Ursache hat."

Wohl hatte er Ursache dazu; denn mittlerweile hatten die Xenien „die mordbrennerischen Füchse," die er und Schiller in Deutschlands literarische Gefilde hinausgejagt, Alles in Feuer und Flammen gesetzt. Nahe und fern war man in Bewegung; in Ge-

*) Schiller dachte an die Anspielungen auf die Römischen Elegieen (V. 1), die Xenien (V. 2), die optischen Beiträge (V. 5), auf Goethe's häusliche Verhältnisse (V. 23 und V. 24), seine Beziehungen zu Friedr. Aug. Wolf (V. 27), Voß (V. 35) u. s. w.

spräch und Briefwechsel summten die Xenien fort und fort, des Verwunderns, des Rathens war kein Ende; leiser Groll und lauter Zorn, geheime und offene Schadenfreude gaben sich zu erkennen. „Ich erinnere mich jener Zeit noch sehr genau," sagt Franz Horn in seinen Dichtercharakteren, „und darf der völligen Wahrheit gemäß erzählen, daß vom November 1796 bis etwa Ostern 1797 das Interesse für die Xenien auf eine Weise herrschte, die alles andere Literarische überwältigte und verschlang." Kein Wunder, daß in Monatsfrist eine neue Auflage möglich wurde. Von Herder ließ es sich, obwohl er verschont geblieben war, nicht anders erwarten, als daß er ein grimmiges Gesicht zu den Xenien machen würde; hatte er doch schon eine Zeit lang her die Arbeiten der beiden Dichter mit entschiedener Kälte aufgenommen, und dagegen „das Alte und Vermoderte" recht absichtlich in seinen Confessionen über die deutsche Literatur herausgestrichen. Aber auch der liberalere Wieland, der so gnädig behandelt war, meinte in einem Briefe an Göschen, beide Dichter hätten sich durch eine Farce und einen Muthwillen, der in ihren Jahren kaum verzeihlich sei, eine so pöbelhafte Behandlung, wie sie jetzt von allen Seiten erdulden mußten, selbst zugezogen; sie hätten es voraussehen sollen, daß man beschmutzt wird, wenn man sich zum Spaß mit Gassenjungen herumschlägt. Voß sogar, der vielleicht über Gebühr Erhobene, war verstimmt und verdrießlich über diese „Menschenausstellung." Er meinte, wie uns seine Gattin berichtet, Witz und Laune dürfe nicht angewandt werden, Anderen wehzuthun oder gar zu schaden; es sei Unrecht, Gleim, der einen Halladat gedichtet, Kriegslieder gesungen u. s. w., an sein Alter zu erinnern. In Gotha zürnte man wegen des Angriffs auf Schlichtegroll, den der Herzog sehr hoch hielt. In Berlin und Leipzig war die Aufregung unbeschreiblich; Nicolai nannte den dießjährigen Almanach den Furien-Almanach. Ein Anderer äußerte, jetzt sei noch eine Landplage mehr in der Welt, weil man sich jedes Jahr vor dem Almanach zu fürchten habe. Auch in Kopenhagen herrschte Entrüstung, wie Schiller von der Gräfin von Schimmelmann erfuhr. Goethe, dem er es mittheilte, erwiederte, er hoffe, daß die Kopenhagener und alle gebildete Anwohner der Ostsee aus den Xenien ein neues Argument für die wirkliche und unwiderlegliche Existenz des

Teufels nehmen würden, womit ihnen denn doch ein sehr wesentlicher Dienst geschehe, obgleich es freilich von der andern Seite schmerzlich sei, daß ihnen die unschätzbare Freiheit, leer und abgeschmackt zu sein, auf eine so unfreundliche Art verkümmert werde. Nur wenige Männer, wie Körner, die beiden Humboldt, Friedrich August Wolf, erhoben sich zu einer freieren Würdigung der Xenien, die Meisten unter den Wohlwollenden konnten es nur zur Toleranz bringen.

Es blieb aber nicht bei lebhaften brieflichen und mündlichen Expectorationen, sondern bald stürzten auch, wie aus gehobenen Schleusen, öffentliche Entgegnungen hervor, in Versen und in Prosa. Zuerst präludirten einige Angriffe in Zeitschriften, dann folgte eine ganze Reihe selbstständiger Schriften, unter anderen „Gegengeschenke an die Sudelköche zu Jena und Weimar, von einigen dankbaren Gästen," deren Verfasser Manso und der Buchhändler Dyk waren, und „Literarische Spießruthen oder die hochadeligen und hochberüchtigten Xenien; mit erläuternden Anmerkungen ad modum Minellii & Rämleri," von Daniel Jenisch aus Berlin; als Anhang war dem Büchlein Wieland's Urtheil über den Musenalmanach aus dem Merkur beigedruckt, eine „Oration," wie Schiller urtheilte, „welcher Nichts fehle, als daß sie im Reichsanzeiger stehe." Nicolai schrieb einen „Anhang zu Schiller's Musenalmanach." Gleim, „der alte Peleus," raffte sich auch empor und ließ ein Büchlein drucken „Kraft und Schnelle des alten Peleus," welches aber nur den Beweis lieferte, wie richtig die Xeniendichter über ihn geurtheilt hatten. Ein Halberstädter gab Parodieen auf die Xenien, „ein Körbchen voll Stachelrosen, den Herren Goethe und Schiller verehrt," heraus, ein anderer Anonymus einen „Mückenalmanach für das Jahr 1797," worin ein Distichon lautet:

Bekenntnisse einer schönen Seele.
Zur Erquickung geduldiger Seelen hat Wolfgang von Goethe,
Dichter, Minister und Christ, uns die Geschichten erzählt.

Claudius schrieb „Urian's Nachricht von der neuen Aufklärung," ein Unbekannter „Verlocken an den Schiller'schen Musenalmanach von 1797," ein Lehrer am Pädagogium zu Halle, Fulda:

„Trogalien zur Verdauung der Xenien," worin sich das fälschlich auf Voſſen's Rechnung gehende Distichon findet:

– ⏑ ⏑ – – ⏑⏑ – ⏑ ⏑–⏑⏑ – –
In Weimar und in Jena macht man Hexameter wie der;
–⏑ ⏑ – ⏑⏑– – ⏑ ⏑ –⏑⏑–
Aber die Pentameter sind doch noch excellenter.

Schiller war über einige dieser Angriffe verstimmt und ärgerlich; besonders verdroß es ihn, daß man ihm die miserable Rolle des Verführten zutheilte. Goethe dagegen blieb heiter und wohlgemuth und fand das Betragen des Volkes ganz nach seinem Wunsche. „Es ist eine nicht genug gekannte und geübte Politik," schrieb er an Schiller, „daß Jeder, der auf einigen Nachruhm Anspruch macht, seine Zeitgenossen zwingen soll, Alles, was sie gegen ihn in petto haben, von sich zu geben. Den Eindruck davon vertilgt er durch Gegenwart, Leben und Wirken jederzeit wieder. Was half's manchem bescheidenen, verdienstvollen und klugen Mann, den ich überlebt habe, daß er durch unglaubliche Nachgiebigkeit, Schmeichelei, Rücken und Zurechtlegen einen leidlichen Ruf Zeitlebens erhielt? Gleich nach dem Tode sitzt der Advocat des Teufels neben dem Leichnam, und der Engel, der ihm Widerpart halten soll, macht gewöhnlich eine klägliche Geberde. Ich hoffe, daß die Xenien auf eine ganze Weile wirken und den bösen Geist gegen uns in Thätigkeit erhalten sollen; wir wollen indessen unsere positiven Arbeiten fortsetzen und ihm die Qual der Negation überlassen." Und ganz im Sinne der letzteren Worte trieb er in einem andern Briefe den Freund zur Ausführung des Wallenstein an, da sie nach dem tollen Wagstück mit den Xenien sich bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und ihre proteische Natur zur Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln müßten.

Von der Wirkung der Xenien in der Ferne hatte Goethe bald Gelegenheit, sich mit Aug' und Ohr zu überzeugen; denn gleich nach Weihnachten trat er mit dem Herzog eine vierzehntägige Reise nach Leipzig an. Er erstattete von dort aus am 1. Januar 1797 folgenden Bericht an Schiller: „Nachdem wir am 28. December uns durch die Windweben auf dem Ettersberge durchgewürgt hatten

und auf Buttelstedt gekommen waren, fanden wir recht leidliche Bahn und übernachteten in Rippach. Am 29. früh um 11 Uhr waren wir in Leipzig und haben der Zeit eine Menge Menschen gesehen, waren meist Mittags und Abends zu Tische geladen, und ich entwich mit Noth der einen Hälfte dieser Wohlthat. Einige recht interessante Menschen haben sich unter der Menge gefunden, alte Freunde und Bekannte habe ich auch wieder gesehen, so wie einige vorzügliche Kunstwerke, die mir die Augen wieder ausgewaschen haben. Nun ist heute noch ein saurer Neujahrstag zu überstehen, indem früh Morgens ein Cabinet besehen, Mittags ein großes Gastmahl genossen, Abends das Concert besucht wird, und ein langes Abendessen darauf gleichfalls unvermeidlich ist. Wenn wir nun so um 1 Uhr nach Hause kommen, steht uns, nach einem kurzen Schlafe, die Reise nach Dessau bevor, die wegen des eingefallenen starken Thauwetters einigermaßen bedenklich ist; doch wird auch das glücklich vorübergehen. So sehr ich mich freue, nach dieser Zerstreuung bald zu Ihnen in die Jenaische Einsamkeit zurückzukehren, so lieb ist mir's, daß ich einmal wieder eine große Menschenmasse sehe, zu der ich eigentlich gar kein Verhältniß habe." In den Annalen erzählt Goethe noch, daß er in Leipzig einen großen Ball besucht, wo die Herren Dyk und Comp., und wer sonst noch durch die Xenien verletzt oder erschreckt war, ihn mit Apprehension wie das böse Princip betrachteten. „Indessen," heißt es weiter, „ergötzte uns die Erinnerung früherer Zeiten; die Familie von Loen zeigte sich als eine angenehme, zutrauliche Verwandtschaft, und man konnte sich der frühesten Frankfurter Tage und Stunden zusammen erinnern." Poetischen Gewinn trug ihm die Reise nicht ein, außer daß er den Schluß von Hermann und Dorothea vollends schematisirte.

Kaum war er nach Weimar zurückgekehrt, so beeilte er sich dort „nur ein wenig Ordnung zu machen," um alsdann Schiller'n einen wenn auch nur kurzen Besuch abzustatten. Es drängte ihn dießmal außerordentlich, den Freund wiederzusehen, denn er befand sich „fast in dem Zustande, daß er vor lauter Materie nicht mehr schreiben konnte, bis er wieder mit ihm zusammen gewesen und sich recht ausgeschwätzt hatte." So riß er sich denn um die Mitte des Januar aus seinen Geschäften los und führte seinen einsamen Freund durch

die klarsten Beschreibungen wieder einmal in die Weite der Welt und des Lebens, was diesem stets einen großen Genuß gab. Noch mehr aber freute sich Schiller über die lebhafte Neigung zu einer fortgesetzten poetischen Thätigkeit, womit Goethe von der Reise heimgekehrt war. „Ein neues, schöneres Leben," schrieb ihm Schiller nach dem Besuche, „thut sich dadurch vor Ihnen auf; es wird sich auch mir in dem Werke (Hermann und Dorothea), es wird sich mir auch durch die Stimmung, in die es Sie versetzt, mittheilen und mich erquicken. Ich wünschte besonders jetzt die Chronologie Ihrer Werke zu wissen; es sollte mich wundern, wenn sich an den Entwickelungen Ihres Wesens nicht ein gewisser nothwendiger Gang der Natur im Menschen überhaupt nachweisen ließe. Sie müssen eine gewisse, nicht sehr kurze Epoche gehabt haben, die ich Ihre analytische Periode nennen möchte, wo Sie durch die Theilung und Trennung zu einem Ganzen strebten, wo Ihre Natur gleichsam mit sich selbst zerfallen war und sich durch Kunst und Wissenschaft wieder herzustellen suchte. Jetzt, däucht mir, kehren Sie, ausgebildet und reif, zu Ihrer Jugend zurück, und werden die Frucht mit der Blüthe verbinden. Diese zweite Jugend ist die Jugend der Götter und unsterblich wie diese." Goethe leugnete im Antwortschreiben nicht, daß ihm die Epoche, in die er eingetreten, selbst sehr merkwürdig sei; er sei darüber leider noch nicht ganz beruhigt, denn er schleppe von der analytischen Zeit noch so Vieles mit, was er nicht los werden und kaum verarbeiten könne.

So groß seine Sehnsucht nach poetischer Thätigkeit und namentlich nach der Vollendung von Hermann und Dorothea war, so konnte er doch jetzt in Weimar nicht dazu gelangen. Es erwarteten ihn hier wieder allerlei äußere Geschäfte. Unter Anderm verhandelte er an Vieweg sein episches Gedicht, welches zur Michaelismesse als Taschenbuch erscheinen sollte, und schloß einen Contract mit Caroline Jagemann, durch deren Beitritt das Theater ein neues Leben gewann. Unter solchen Umständen war an keine ästhetische Stimmung zu denken; indessen schlossen sich die Farbentafeln immer besser an einander und in Betrachtung organischer Naturen war er auch nicht müßig. „Es leuchten mir," schrieb er den 29. Januar an Schiller, „in diesen langen Nächten ganz sonderbare Lichter; ich

hoffe, es sollen keine Irrwische sein." In den Frühstunden arbeitete er am Cellini weiter, wovon er am 1. Februar an Schiller ein starkes Heft als Beitrag für die Horen schickte. Dazwischen kam ihm auch die Idee zu einem neuen Märchen zu. „Es ist nur gar zu verständlich," schrieb er an Schiller, „drum will mir's nicht recht behagen; kann ich aber das Schiffchen auf dem Ocean der Imagination recht herumjagen, so gibt es doch vielleicht eine leidliche Composition, die den Leuten besser gefällt, als wenn sie besser wäre. Das Märchen mit dem Weibchen im Kasten (die spätere „neue Melusine") lacht mich auch manchmal wieder an; es will aber noch nicht recht reif werden. Uebrigens sind jetzt alle meine Wünsche auf die Vollendung des epischen Gedichtes gerichtet, und ich muß meine Gedanken mit Gewalt davon zurückhalten, damit mir das Detail in Augenblicken nicht zu deutlich werde, wo ich es nicht ausführen kann." So begnügte er sich denn einstweilen damit, die drei ersten Gesänge nochmals durchzuarbeiten und auszufeilen, die er am 18. Februar an Schiller zur Revision übersandte.

Um endlich aber auch zur Ausführung der letzten Gesänge Muße und Sammlung zu gewinnen, begab er sich gegen Ende Februars wieder nach Jena. Allein hier befiel ihn sogleich ein starker Katarrh, der ihn auf mehr als acht Tage in sein Zimmer bannte. „Ich bin wirklich mit Hausarrest belegt," klagte er humoristisch in einem Billet an Schiller vom 27. Februar; „ich sitze am warmen Ofen und friere von innen heraus; der Kopf ist mir eingenommen, und meine arme Intelligenz wäre nicht im Stande, durch einen freien Denkactus den einfachsten Wurm zu produciren; vielmehr muß sie dem Salmiak und Liquiritiensaft, als Dingen, die an sich den häßlichsten Geschmack haben, wider ihren Willen die Existenz zugestehen. Wir wollen hoffen, daß wir aus der Erniedrigung dieser realen Bedrängnisse nächstens zur Herrlichkeit poetischer Darstellungen gelangen werden, und glauben dieß um so sicherer, als uns die Wunder der stetigen Naturwirkungen bekannt sind." Seine Hoffnung ging in Erfüllung. Nachdem er sich ein paar Tage mit den Insekten und der Durcharbeitung des vierten Gesanges beschäftigt, begannen die Musen ihm günstig zu werden; und so entschloß er sich, obwohl der Katarrh auf dem Abmarsch war, seinen Hausarrest

noch auf einige Tage zu verlängern; „denn der Gewinnst," meinte er, „wäre doch zu groß, wenn man so unversehens an's Ziel gelangte." In einigen Zeilen vom 3. März heißt es: „Ich kann glücklicher Weise vermelden, daß das Gedicht im Gange ist, und, wenn der Faden nicht abreißt, wahrscheinlich glücklich vollbracht werden wird. So verschmähen also die Musen den asthenischen Zustand nicht, in welchen ich mich durch das Uebel versetzt fühle." — „Die Arbeit rückt zu," lautet weiter ein Briefchen vom 4. März, „und fängt schon an Masse zu machen, worüber ich denn erfreut bin und Ihnen als einem treuen Freunde und Nachbar die Freude sogleich mittheile. Es kommt nur noch auf zwei Tage an, so ist der Schatz gehoben; und ist er nur erst einmal über der Erde, so findet sich alsdann das Poliren von selbst. Merkwürdig ist's, wie das Gedicht gegen sein Ende sich ganz zu seinem idyllischen Ursprunge hinneigt." Damit bricht der Jenaische Billetwechsel der beiden Freunde ab, weil ihre täglichen Zusammenkünfte wieder begannen.

Jetzt aber, wo Goethe wieder ausging, bekam sein episches Gedicht ein Paar Concurrenten an der Naturforschung und der philosophischen Speculation. „Der jüngere Herr v. Humboldt ist hier," schrieb er am 18. März an Meyer, „dessen großer Rotation in physikalischen und chemischen Dingen man auch nicht widerstehen kann; sodann gibt Fichte eine neue Darstellung seiner Wissenschaftslehre stückweise in einem philosophischen Journal heraus, die wir denn Abends zusammen durchgehen; und so überschlägt sich die Zeit wie ein Stein vom Berge herunter." Bei dieser Gelegenheit legt er das merkwürdige Geständniß ab, daß eigentlich doch für ihn, als einen zum Künstler Geborenen, die Speculation und das Studium der Naturlehre falsche Tendenzen seien, denen man freilich nicht ausweichen könne, weil alles Umgebende gewaltsam dahin strebe. War er mit Schiller allein, so drehte sich das Gespräch meist um Hermann und Dorothea und Wallenstein, wobei, wie Schiller an Körner berichtet, alle Ideen über epische und dramatische Dichtkunst in Bewegung kamen. Goethe blieb noch bis in den Anfang Aprils, und hatte, trotz aller sonstigen Interessen, welche ihn beschäftigten, die Freude, nun auch die fünf übrigen Gesänge seines

epischen Gedichtes, bis auf einen Theil des letzten, nach Weimar mitzunehmen.

Hier gerieth er, herkömmlicher Weise, alsbald wieder durch vielerlei kleine Geschäfte in eine solche Zerstreuung, daß er sich an Nichts wagen durfte, wozu er eine reine Stimmung brauchte. Indeß erwuchs ihm während dieser Tage aus der Anwesenheit Wilhelm von Humboldt's ein nicht unbedeutender Gewinn für sein episches Gedicht. Dieser hielt mit ihm ein prosodisches Gericht über die letzten Gesänge, wobei die Fehler und Flecken, die sich fanden, so viel als möglich getilgt wurden. Zwischendurch gingen in der Correspondenz mit Schiller die zu Jena angeknüpften Untersuchungen über Epos und Drama fort; und im Interesse seiner epischen Bestrebungen las Goethe fleißig im Homer und im alten Testament. Indem er hier den patriarchalischen Ueberresten nachspürte, reizten ihn auf's Neue die Widersprüche der fünf Bücher Mosis zu kritischen Untersuchungen *). Es war ihm sehr willkommen, wieder einmal auf kurze Zeit Etwas zu haben, bei dem er mit Interesse im eigentlichen Sinne spielen konnte. Denn die Poesie, wie er und Schiller sie seit einiger Zeit trieben, meinte er, sei doch eine gar zu ernsthafte Beschäftigung. „Meine kritisch-historisch-poetische Arbeit," berichtete er am 15. April dem Freunde, „geht davon aus, daß die vorhandenen Bücher sich selbst widersprechen und sich selbst verrathen, und der ganze Spaß, den ich mir mache, läuft darauf hinaus, das menschlich Wahrscheinliche von dem Absichtlichen und bloß Imaginirten zu sondern, und doch für meine Meinung überall Belege aufzufinden." So entstand der Aufsatz „Israel in der Wüste," den Goethe später in die „Noten und Abhandlungen zum bessern Verständniß des west-östlichen Diwans" aufgenommen hat. Eine doppelte Aufgabe hatte er sich hier gestellt. Einmal versuchte er die ganze Begebenheit des wunderlichen Zugs der Israeliten aus dem Charakter des Führers zu entwickeln, und zweitens die Vermuthung zu begründen, daß der Zug keine vierzig, sondern kaum zwei Jahre gedauert. Beigefügte Tafeln, worauf die Stationen der Kinder Israels verzeichnet waren, erleichterten die Uebersicht des Ganzen.

*) Vgl. Thl. II, S. 18.

Unterdessen beschäftigte ihn aber auch schon wieder der Plan zu einem neuen epischen Gedichte. Goethe muß schon während des letzten Aufenthaltes zu Jena mit seinem Freunde über dasselbe verhandelt haben, da er sich darauf in einem Briefe vom 19. April als auf eine bekannte Sache bezieht. Er äußert hier gegen Schiller die Besorgniß, es möge diesem zweiten Gedichte eine Haupteigenschaft fehlen, die, nach seinen jüngsten Untersuchungen, ihm beim Epos unerläßlich schien, nämlich die Eigenschaft des Retardirens. Schiller erkannte die Forderung des Retardirens an, meinte aber, es gebe zwei Arten, zu retardiren, die eine liege in der Art des Weges, die andere in der des Gehens, und die letztere, schien ihm, könne auch bei dem geradesten Wege, und folglich auch beim Plan des neuen Gedichtes, stattfinden. Jedoch besorgte er, der Stoff möchte schon für sich selbst den Affect zu stark erregen, und die Handlung zu sehr als Zweck interessiren, um, wie es beim Epos nothwendig sei, sich in den Grenzen eines bloßen Mittels zu halten. Die Art, wie Goethe die Handlung entwickeln wolle, scheine ihm mehr der Komödie als dem Epos eigen zu sein; wenigstens werde er viel zu thun haben, ihr das Ueberraschende, Verwunderung Erregende zu nehmen, welches nicht so recht episch sei. Humboldt hatte gleichfalls Bedenken gegen das projectirte Stück; er meinte, es fehle dem Plan an individueller epischer Handlung. So hatte auch Schiller, als Goethe ihm zuerst den Plan entwickelte, immer auf die eigentliche Handlung gewartet; Alles schien ihm nur der Eingang und das Feld zu einer solchen Handlung zwischen einzelnen Hauptfiguren zu sein, und wie er nun glaubte, daß diese Handlung angehen sollte, war Goethe fertig.

Halten wir neben diese Andeutungen das Gespräch Goethe's mit Eckermann vom 15. Januar 1827, woraus hervorgeht, daß das projectirte epische Gedicht mit der später geschriebenen Novelle (das Kind mit dem Löwen) dem Sujet, der Handlung und dem Gange der Entwickelung nach übereinstimmte: so ist es ganz unbegreiflich, wie Riemer den Inhalt eines in den Wanderjahren erwähnten Jagdgedichtes von beschreibend-didaktischer Art mit dem des zweiten epischen Gedichtes für identisch halten konnte. Goethe

bekennt ausdrücklich, daß die Novelle nur im Detail von jenem Gedicht ganz abgewichen sei, wie es die Natur der prosaischen Darstellung verlangte. Mit der Handlung erging es aber Eckermann bei der ersten Lectüre der Novelle ähnlich, wie Schiller bei Anhörung des Gedichtplans. „Ich wußte nicht," erzählt Eckermann, „was ich sagen sollte; ich war überrascht, aber nicht befriedigt. Es war mir, als wäre der Ausgang zu einsam, zu ideal, zu lyrisch, und als hätten wenigstens einige der übrigen Figuren wieder hervortreten und, das Ganze abschließend, dem Ende mehr Breite geben sollen." Es unterliegt demnach keinem Zweifel, daß uns die Novelle den Inhalt des Gedichtes im Wesentlichen erhalten hat; und wie der Novelle, so würde auch dem Gedichte die Idee zu Grunde gelegen haben, „daß das Unbändige, Unüberwindliche oft besser durch Liebe und Frömmigkeit, als durch Gewalt bezwungen werde."

Schiller war, gerade seines Bedenkens wegen, doppelt begierig, den detaillirtern Plan des Stückes kennen zu lernen. Als aber Goethe am 27. April für ihn einen solchen aufsetzen wollte, gedachte er seiner alten Erfahrung, daß er nie Etwas fertig mache, wovon er den Plan Jemanden vertraut habe, und hielt deßhalb mit demselben zurück. Trotz dieser Vorsichtsmaßregel blieb das Gedicht unausgeführt, ohne Zweifel, weil er sich selbst überzeugt hatte, daß der Gegenstand zu einem Epos nicht geeignet sei. Auch der Gedanke, der ihm bald nachher einfiel, das eigentlich Interessante des Sujets in Balladenform darzustellen, gelangte nicht zur Ausführung, und so trug er den Stoff noch beinahe dreißig Jahre mit sich herum, bis er sich endlich seiner in der Novelle entledigte *).

Ein Grund, warum das eben besprochene Gedicht in's Stocken gerieth, mochte auch darin liegen, daß jetzt, nachdem ein Waffenstillstand geschlossen und vorläufige Friedensbedingungen festgestellt waren, bei Goethe wieder die Hoffnung auf eine neue italienische Reise erwachte. Er kam dadurch in große Bewegung, konnte aber keinen

*) Ausführlicher handelt über das beabsichtigte epische Gedicht, wie über die Novelle ein Aufsatz von H. Düntzer in dem Archiv für das Studium neuerer Sprachen und Literaturen, von Herrig und Viehoff, Bd. 4, Heft I, S. 1 ff.

festen Entschluß fassen, und in diesem Zustande der Unentschiedenheit machte ihm keine Arbeit recht Freude. Dazu beunruhigte ihn ein Brief von Meyer, worin dieser über Kränklichkeit und Mißmuth klagte. Goethe machte sich lebhafte Vorwürfe, daß er, trotz der Umstände, nicht früher aufgebrochen war, den Freund in Italien aufzusuchen; er stellte sich dessen einsames Verhältniß vor, und arbeitete so ohne Trieb und Behaglichkeit, bloß um sich zu zerstreuen. Endlich beschloß er, Meyer'n zur Rückkehr aus Italien zu bewegen, und erbot sich, ihm bis in seine Heimath, die Schweiz, entgegen zu reisen. Ob sie von dort sich zusammen nach Weimar oder nach Italien wenden würden, sollte einstweilen von den Umständen abhängig bleiben.

In dieser Ungewißheit begab er sich gegen den 20. Mai wieder nach Jena, um dort den letzten Gesang von Hermann und Dorothea zu beendigen. Schiller, dem er diesen Entschluß am 13. Mai ankündigte, fand es recht schön, daß er das Gedicht, welches er hier angefangen, auch hier vollenden wolle. „Die Judenstadt," fügte er hinzu, „darf sich was darauf einbilden." Goethe's dießmaliger Aufenthalt daselbst, der bis zum 16. Juni dauerte, war fast über Erwarten fruchtbar; die Ruhe und Einsamkeit, deren er dort genießen konnte, und Schiller's Nähe bewährten an ihm auf's Neue ihre Kraft. Im Theoretischen förderten sich die beiden Freunde durch gemeinsame Lectüre von Aristoteles' Poetik. Goethe hatte dieses Werk schon vor der Hieherkunft zu Weimar wiederholt mit großem Vergnügen gelesen und es Schiller'n zugesandt, der seinerseits nicht weniger davon erbaut war. Nach der gemeinschaftlichen Lectüre faßte Schiller in einem Briefe an Körner vom 3. Juni die Resultate ihrer Verhandlungen darüber auf folgende Weise zusammen: „Nach der peinlichen Art, wie die Franzosen den Aristoteles nehmen und an seinen Forderungen vorbeizukommen suchen, erwartet man einen kalten, illiberalen und steifen Gesetzgeber in ihm, und gerade das Gegentheil findet man. Er dringt mit Festigkeit und Bestimmtheit auf das Wesen, und über die äußeren Dinge ist er so lax, als man sein kann. Was er vom Dichter fordert, muß dieser von sich selbst fordern, wenn er irgend weiß, was er will; es fließt aus der Natur der Sache. Die Poetik handelt beinahe ausschließend von der Tragödie,

die er mehr als irgend ein anderes poetisches Genre begünstigt. Man merkt ihm an, daß er aus einer sehr reichen Erfahrung und Anschauung herausspricht, und eine ungeheure Menge tragischer Vorstellungen vor sich hatte. Auch ist in seinem Buche absolut nichts Speculatives, keine Spur von irgend einer Theorie; es ist Alles empirisch; aber die große Anzahl der Fälle und die glückliche Wahl der Muster, die er vor Augen hat, gibt seinen empirischen Aussprüchen einen allgemeinen Gehalt und die völlige Qualität von Gesetzen."

Neben solchen theoretischen Betrachtungen ging aber auch die Praxis lebhaft fort, indem nicht bloß Hermann und Dorothea beendigt und am Cellini und dem Aufsatz „Israel in der Wüste" fleißig gearbeitet wurde, sondern auch einige der schönsten und vollendetsten kleineren Gedichte hier entstanden oder doch zum Abschluß kamen. So theilte Goethe schon in den ersten Tagen seiner Anwesenheit dem Freunde ein Gedicht mit, worauf dieser mit einigen Zeilen vom 23. Mai antwortet: „Dank Ihnen für Ihr liebes Billet und das Gedicht! Dieß ist so musterhaft schön und rund und vollendet, daß ich recht dabei gefühlt habe, wie auch ein kleines Ganze, eine einfache Idee durch die vollkommene Darstellung einem den Genuß des Höchsten geben kann. Auch bis auf die kleinsten Forderungen des Metrums ist es vollendet." Aus dem weiteren Billetwechsel erhellt, daß es „der neue Pausias" oder, wie es in der Correspondenz heißt, das Blumenmädchen war, ein Gedicht, dem in der That Schiller's Lob in vollstem Maße gebührt. Der Dichter hatte es hier auf den Wettstreit mit dem Maler abgesehen. Plinius erzählt, der Maler Pausias von Sicyon habe seine Geliebte, eine geschickte Kranzwinderin, mit einem Blumenkranz beschäftigt dargestellt, und dieses Bild sei eines seiner besten gewesen. Indem nun Goethe das gleiche Sujet poetisch darzustellen beschloß, versäumte er nicht, alle Mittel und Vortheile seiner Kunst in's Spiel zu setzen. Mit dem Maler in der Darstellung der äußern Schönheit der Kranzwinderin und der Pracht des Kranzes wetteifern zu wollen, konnte ihm nicht einfallen; er hatte dazu schon frühe Lessing's Laokoon zu aufmerksam studirt und war auch durch die Praxis die Grenzen seiner Kunst zu gut gewahr geworden. Aber für diesen Mangel der poetischen

Kunst weiß er uns reichlich zu entschädigen. Er vergegenwärtigt uns nicht, wie der Maler, einen einzigen prägnanten Moment der Handlung, wobei es der Phantasie des Beschauers überlassen bleibt, das Vorgehende und Nachfolgende mit eigener Thätigkeit, so gut es gehen will, zu ergänzen; nein, er führt uns eine continuirliche Reihe von Momenten, eine ganze Handlung vor, von dem Augenblick an, wo die beiden Liebenden hereintreten, und er den ganzen Blumenvorrath zu den Füßen der sich hinsetzenden Geliebten ausschüttet, bis zu dem Schlußmoment, wo sie, den Rest der Blumen aus dem Schooße werfend, in seine Arme fliegt. Zwischen diesen beiden Endpunkten sehen wir nun ein immer wechselndes Bild, wie unter traulichem Gespräch er sich zu ihren Füßen niederläßt und ihr den Schooß mit Blumen füllt, dann den Faden, mitunter Blätter reicht, den Glanz der Blumen zu mildern, und nun bald im Anstaunen ihrer Kunstfertigkeit, oder der Schönheit seiner Geliebten verloren dasitzt, bald einen fertigen Kranz, den sie ihm verehrt, in der Hand hält und bewundert, bald auch Blicke und Küsse mit ihr tauscht. Aber auch darauf beschränkt sich noch nicht das Gemälde des Dichters. Er versetzt uns auch auf's Lebendigste in die Zeit ihrer ersten Begegnung zurück und entwirft ein Bild eines tumultuarischen Schmauses, das gegen das idyllisch ruhige Bild ihres gegenwärtigen glücklichen Zusammenseins lebhaft contrastirt und uns die Seligkeit, die sie jetzt in der Abgeschlossenheit vom Getümmel des Lebens empfinden, stärker zum Bewußtsein bringt. Was aber dem poetischen Bilde den größten Vortheil über das malerische gibt, ist dieses, daß uns durch den innigen Gesprächstausch die Gemüthsform, der Charakter des Mädchens, ihre liebevolle Hingebung, die Schönheit ihres Herzens lebhafter vergegenwärtigt wird, als es dem Maler möglich war.

Den 27. Mai schickte Goethe mit einem Billet an Schiller „ein kleines Gedicht;" es war vermuthlich „der Schatzgräber," eine poetische Erzählung von der paraboliſchen Gattung *). Die aus demselben resultirende Lehre ist in den Schlußversen deutlich

*) Mit Unrecht ist in Goethe's Werken das Gedicht unter die Balladen gereiht.

genug ausgesprochen. Götzinger sieht auch in diesem Gedichte eine „persönliche Beichte." In der That hatte sich um diese Zeit stärker, als je, die Ueberzeugung in Goethe befestigt, daß der Werth des Lebens nicht sowohl auf Reichthum und Genuß, als auf Thätigkeit, Fleiß und weiser Zeitbenutzung beruhe, wie er denn auch damals seinem Zöglinge und Freunde Friedrich v. Stein schrieb, daß ihm sein altes Symbolum immer wichtiger werde: Tempus divitiae meae, tempus ager meus. Am 28. Mai folgte schon wieder ein Gedicht, von dem Goethe bemerkte, daß „es sich an einen gewissen Kreis anschließe." Wir haben allen Grund zu vermuthen, daß es „die Metamorphose der Pflanzen" war. Diese Elegie schließt sich an seine botanischen Studien, ja sie ist eigentlich nur die poetisch geläuterte Quintessenz jener gleichnamigen Abhandlung aus dem Jahre 1790. Die Aufnahme, welche diese Abhandlung beim Publikum gefunden, war für den Verfasser nicht sehr ermuthigend. Die Männer der Wissenschaft konnten sich in die neuen Ideen nicht finden; allgemein aber war man unzufrieden, daß der Dichter, der seine Kunst bisher mit so schönem Erfolge getrieben, sich auf ein so heterogenes Gebiet warf. „Freundinnen," erzählt Goethe selbst, „welche mich schon früher den einsamen Gebirgen, der Betrachtung starrer Felsen gern entzogen hätten, waren auch mit meiner abstracten Gärtnerei keineswegs zufrieden. Pflanzen und Blumen sollten sich durch Gestalt, Farbe, Geruch auszeichnen; nun verschwanden sie aber zu einem gespensterhaften Schemen. Da versuchte ich diese wohlwollenden Gemüther durch eine Elegie zu locken. Höchst willkommen war das Gedicht der eigentlich Geliebten, welche das Recht hatte, die lieblichen Bilder auf sich zu beziehen; und auch ich fühlte mich sehr glücklich, als das lebendige Gleichniß unsere schöne vollkommene Neigung steigerte und vollendete. Von der übrigen liebenswürdigen Gesellschaft aber hatte ich viel zu erdulden; sie parodirten meine Verwandlungen durch märchenhafte Gebilde neckischer, neckender Anspielungen." Wer die „eigentliche Geliebte" war, der das Gedicht zunächst galt, wissen wir aus Früherm *). Eine Detailerklärung, deren die treffliche Elegie allerdings würdig und bedürftig ist,

*) S. oben S. 121.

verwehrt uns der Umfang dieser Schrift. Wir müssen den Leser auf die Abhandlung aus dem Jahre 1790, als den vollständigsten Commentar, und wen das Volumen derselben abschreckt, auf unsere Erläuterungsschrift über Goethe's Gedichte verweisen.

Von großer Wichtigkeit ist es, daß Goethe durch die jetzigen Conferenzen und den poetischen Wettkampf mit Schiller zu einer Dichtungsart, die er seit etwa fünfzehn Jahren nicht mehr gepflegt hatte, zur Ballade, entschieden zurückgeführt wurde. Wie es scheint, war Schiller es, der zuerst auf den Gedanken kam, sich in dieser Gattung zu versuchen *). Schon vor Goethe's Anwesenheit, am 2. Mai, erbat er sich von diesem den Text des Don Juan, weil er eine Ballade daraus zu machen gedenke. Goethe fand die Idee sehr glücklich und ermunterte ihn zur Ausführung. Während ihres jetzigen Zusammenseins scheinen sie nun den Beschluß gefaßt zu haben, sich beiderseits nach passenden Balladenstoffen umzusehen und in der Ausführung mit einander zu wetteifern. So erblühte noch in diesem Jahre eine Flora von Gedichten, die eine wahre Zierde unserer poetischen Literatur sind. Nach ihnen bezeichnete Schiller das Jahr 1797 als das Balladenjahr, so wie das vorhergehende den Namen des Epigrammenjahrs verdient.

Am 4. Juni begann Goethe die „Braut von Korinth", das „Vampyrische Gedicht", wie es in seinem Tagebuche benannt ist, und konnte schon am 6. Juni die Reinschrift an Schiller übermachen. Er hat den Stoff wahrscheinlich aus Martin Zeiller's Theatrum tragicum geschöpft, ohne Zweifel aber auch die Grundquelle, woraus alle späteren Darstellungen entlehnt worden sind, den Phlegon Trallianus, gekannt **). Wie er selbst erklärt ***), trug er sich schon seit früher Jugend mit dem Gegenstande und ließ ihn einer immer reinern Form entgegenreifen. Die Sage versinnlicht

*) Wir erinnern jedoch an „Hero und Leander", womit sich Goethe schon im vorigen Jahre herumtrug.

**) Phlegon's Erzählung ist mitgetheilt in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten II, 292 ff.

***) Bd. 40, S. 445 f. (Ausg. in 40 Bdn.) Vergl. die Gespräche mit Eckermann (III, 304), wo er behauptet, alle Balladen schon seit vielen Jahren im Kopfe gehabt zu haben.

die Macht des Liebesbedürfnisses beim jugendlichen Weibe, die so groß ist und so dringend Befriedigung heischt, daß sie auch dann noch nicht ersterben kann, wann schon ihr Herz zu schlagen aufgehört. Ungemein mannigfaltig und geschickt gehandhabt sind die Kunstmittel lebhafter poetischer Gestaltenmalerei, welche hier der Dichter im Einzelnen angewandt hat. In dieser Beziehung verdient das Gedicht die sorgfältigste Detailbetrachtung, wozu freilich hier nicht der Ort ist *).

„Lassen Sie Ihren Taucher je eher je lieber ersaufen," schrieb Goethe am 10. Juni. „Es ist nicht übel, da ich meine Paare in das Feuer und aus dem Feuer bringe, daß Ihr Held sich das entgegengesetzte Element aussucht." Hieraus ergibt sich, daß die beiden Freunde sich gleichzeitig mit dem „Taucher" und dem „Gott und der Bajadere" beschäftigten. Der Gegenstand dieses Gedichtes gehört, so wie der verwandte, erst später ausgeführte „Paria", nach Goethe's eigenem Geständnisse, gleich der Braut von Korinth, zu den „großen Motiven, Legenden, geschichtlichen Ueberlieferungen, die sich ihm so tief in den Sinn drückten, daß er sie lange, lange Jahre lebendig und wirksam im Innern erhielt." Vielleicht fiel die erste Conception in die Zeit jenes frühen epischen Gedichtes „Der ewige Jude", in welchem der Heiland ebenfalls, dem indischen Gotte Mahadöh gleich, wieder zur Erde herabsteigt, um der Menschen Freud' und Qual mitzufühlen. Es ist wohl der jetzt eben vorherrschenden Neigung Goethe's zum Epischen zuzuschreiben, und zum Theil vielleicht auch auf Rechnung von Schiller's Beispiel zu setzen, daß die vorliegende Ballade, wie die Braut von Korinth, episch gehalten ist, während die folgenden, wie wir bald sehen werden, sich mehr und mehr zur dramatischen Behandlung hinneigen. Die Strophenform ist vortrefflich gewählt. Die ernsten Trochäen entsprechen dem tragischen Charakter der ganzen Dichtung, und die daktylischen Schlußverse bringen, indem sie die Einförmigkeit des

*) Wir erlauben uns, die Leser zu verweisen auf die Schrift: „Ausgewählte Stücke deutscher Dichter, erläutert u. s. w. von H. Viehoff." Emmerich 1838, Bd. II, S. 95 ff.; oder auch auf unsern Beitrag zur Aesthetik: „Wie malt der Dichter Gestalten?" Emmerich 1834. (Anhang.)

metrischen Ganges wohlthuend unterbrechen, zugleich ein leidenschaftliches Element in die rhythmische Bewegung, gerade wie es der Inhalt verlangt.

Auf ein unausgeführt gebliebenes Balladen-Project deutet folgende Stelle aus einem Billet Goethe's vom 14. Juni: „Ich habe mich heute früh an Amlet des Saxo Grammaticus gemacht; es ist leider die Erzählung, ohne daß sie stark durch's Läuterfeuer geht, nicht zu brauchen; kann man aber Herr darüber werden, so wird es immer artig und wegen der Vergleichung merkwürdig." Vielleicht in eben diese Zeit, jedenfalls aber in den Kreis der aus dem Wettstreit mit Schiller entsprungenen Balladen gehört noch „der Zauberlehrling." In dem Briefwechsel mit Schiller wird zwar seiner erst in einem Briefe vom 23. Juli, aber als eines seit einiger Zeit fertigen Stückes Erwähnung gethan. Den Stoff nahm Goethe aus Lucian's Lügenfreund, ohne Zweifel aus der Wieland'schen Uebersetzung *). Lucian legt auf die dem Märchen zu Grunde liegende Idee kein Gewicht; ihm dient das Ganze nur als Beispiel abgeschmackter Aufschneiderei. Jener Grundgedanke aber ist kein anderer, als der, daß nur der Meister gefahrlos die Geister aufrufen könne, d. h. daß Niemand die mächtigen Kräfte der Natur und des Geistes zu Kampf und Leben erregen dürfe, der nicht auch die Macht besitze, ihren Aufruhr zu beschwichtigen, — eine Idee, die, etwas anders gestaltet, in vielen deutschen und morgenländischen Sagen wiederkehrt. Ungleich den beiden eben besprochenen Compositionen, ist hier der Erzählungsstoff ganz in Handlung und leidenschaftliche Bewegung aufgelöst, ganz lyrisch-dramatisch gestaltet. Ohne irgend ein erzählendes Einschiebsel, klären uns die monologischen Expectorationen des Lehrlings über den Verlauf der Begebenheiten vollkommen auf. Dabei ist dennoch der sprachliche Ausdruck knapp und einfach. Zu dieser Kürze trug auch die einmal gewählte metrische Form das Ihrige bei, die kleinen Reimverse drängten zu compacter Fassung. Zugleich geben die trochäischen Monometer dem Gedichte den Charakter eines ruhelosen, gleichmäßigen, leidenschaftlichen Fortstürmens, wie sich dieselbe Bemerkung auch in Schiller's Lied von der

*) S. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten II, 313 ff.

Glocke bei der Schilderung der Feuersbrunst („Thiere wimmern unter Trümmern u. s. w.) machen läßt.

Blicken wir auf alle hier erwähnten Productionen und Goethe's ganze Thätigkeit in Jena zurück, so überzeugen wir uns, mit wie großem Rechte er nach der Heimkehr am 21. Juni an Schiller schreiben konnte: „Wir haben in den letzten vier Wochen theoretisch und praktisch wirklich wieder schöne Fortschritte gethan." Auch auf Schiller war sein Einfluß sehr heilsam gewesen. Dankbar rühmte dieser, daß Goethe ihm mehr und mehr die Tendenz abgewöhne, vom Allgemeinen zum Individuellen zu gehen und ihn umgekehrt von einzelnen Fällen zu großen Gesetzen führe. Dafür gestand Goethe mit gleicher Erkenntlichkeit, daß er Schiller'n den Vortheil verdanke, manchmal über seine Grenzen hinaus gezogen zu werden, wenigstens sich nicht so lange auf Einem engen Fleck herumzutreiben. Er wünschte nur noch, daß auch der alte Meister (Meyer) hinzukäme, der ihm die Reichthümer einer fremden Kunst zum Besten gebe; es solle dann ein erfreuliches Winterleben werden. In der Ungewißheit aber, ob es auch wirklich dazu komme, und aus der bevorstehenden Schweizerreise sich nicht vielmehr ein neuer Aufenthalt in Italien entwickele, griff er in Weimar wieder Mancherlei an, ohne Etwas zu Stande zu bringen. Schon vor der Abreise nach Jena hatte er seine italienischen Collectaneen wieder vorgenommen; jetzt versuchte er die Geschichte der Peterskirche besser und vollständiger zu schematisiren. Alles dieß gewährte keine Befriedigung; er bedurfte in seinem unruhigen Zustande einer größern, bedeutendern Arbeit; und so entschloß er sich, an seinen Faust zu gehen, und ihn, wo nicht zu vollenden, doch wenigstens um ein gutes Stück weiter zu bringen. Es sei eigentlich eine Klugheitsmaßregel, berichtete er an Schiller, daß er jetzt dieses Werk angegriffen habe; denn da er bei Meyer's Gesundheitsumständen noch immer erwarten müsse, einen nordischen Winter zuzubringen, so möge er durch Unmuth über fehlgeschlagene Hoffnung weder sich, noch seinen Freunden lästig sein und bereite sich einen Rückzug in diese Symbol-, Ideen- und Nebelwelt mit Lust und Liebe vor. Wir heben uns die interessanten Verhandlungen, die er mit Schiller über das Werk pflog, für eine andere Stelle auf, und bemerken nur, daß jetzt nicht bloß das Schema vervollständigt, sondern auch Oberon's und Titania's goldene Hochzeit, die Zueignung und der Prolog geschrieben wurden. Erleichtert war ihm, wie er selbst gesteht, die Rückkehr auf „diesen Dunst- und Nebelweg" durch die vorhergehende Balladenpoesie, die zwischen den antik-plastischen Productionen, wie er sie vorher geliefert hatte, und dem ideellen, in's Formlose hinüberstreifenden Faust allerdings in der Mitte stand. Er meinte, daß vielleicht auch das Interessante seines neuen epischen Plans („der Tiger und Löwen") in „einem solchen Reim- und Strophendunst in die Luft gehen könnte." Uebrigens zog sich das Balladenstudium noch immer durch alles Uebrige hindurch; denn während Schiller jetzt seinen Ring des Polykrates dichtete, trug sich Goethe mit einem Gegenstück, den „Kranichen des Ibykus", die später, wie „Hero und Leander", an Schiller überlassen wurden.

Die Beschäftigung mit dem Faust war jetzt, wo Goethe's Sinn sich ganz Italien zugewandt hatte, ein Anachronismus. Daher verflog auch das Interesse dafür sehr bald, als gegen Ende Juni's sein Freund, der Hofrath Hirt, zu Besuch kam. Diesem waren die Monumente der alten und neuen Kunst in Italien sehr lebhaft gegenwärtig, und so wurden in der Unterhaltung mit ihm, wie es in einem Briefe an Schiller heißt, „die nordischen Phantome durch die südlichen Reminiscenzen verdrängt." Da der bevorstehende Weimarische Schloßbau die Gedanken vorzüglich auf Architektur hinlenkte, und diese gerade Hirt's eigentliches Fach war, so spielte die Baukunst eine Hauptrolle in ihren Verhandlungen. Dann brachte ein Aufsatz über Laokoon von Hirt bei Goethe eine schon vor mehreren Jahren geschriebene Abhandlung über denselben Gegenstand in Erinnerung, und da er sie nicht gleich finden konnte, stellte er das Material, dessen er noch wohl eingedenk war, nach seiner jetzigen Ueberzeugung zusammen und schickte die Arbeit an Schiller *). Dieser gab ihr das Lob, daß sie mit wenig Worten und in einer kunstlosen Einkleidung herrliche Dinge ausspreche, und eine wirklich bewunderungswürdige Klarheit über die schöne Materie ver-

*) Vergl. Thl. I, S. 176. In Goethe's sämmtl. Werken (Ausgabe in 40 B.) findet sich der Aufsatz in Bd. 30, S. 303 ff.

breite. „In der That," schrieb er, „der Aufsatz ist ein Muster, wie man Kunstwerke ansehen und beurtheilen soll; er ist aber auch ein Muster, wie man Grundsätze anwenden soll. In Rücksicht auf Beides habe ich sehr viel daraus gelernt."

Goethe gedenkt in den Annalen, wo er des Besuches von Hirt erwähnt, auch des seltsamen Reisenden Lord Bristol*), der ihm „zu einer abenteuerlichen Erfahrung Anlaß gegeben." Hierüber gewährt der dritte Band von Eckermann's Gesprächen willkommenen Aufschluß. Lord Bristol, Bischof von Derby, wollte Goethe'n eine Predigt über den Werther halten und es ihm in's Gewissen schieben, daß er dadurch die Menschen zum Selbstmord verleitet habe. Er nannte den Werther ein ganz unmoralisches, verdammungswürdiges Buch. „Halt!" rief Goethe. „Wenn Ihr so über den armen Werther redet, welchen Ton wollt Ihr dann gegen die Großen dieser Erde anstimmen, die durch einen einzigen Federzug hunderttausend Menschen in's Feld schicken, wovon achtzigtausend sich tödten und sich gegenseitig zu Mord, Brand und Plünderung anreizen. Ihr danket Gott nach solchen Gräueln und singet ein Te Deum darauf! — Und ferner, wenn Ihr durch Eure Predigten über die Schrecken der Höllenstrafen die schwachen Seelen Eurer Gemeinden ängstiget, so daß sie darüber den Verstand verlieren und ihr armseliges Dasein zuletzt in einem Tollhause endigen! u. s. w." In diesem Tone fuhr er noch eine gute Weile fort, dem Bischof zuzusetzen. Der Ausfall that eine herrliche Wirkung. Lord Bristol ward sanft wie ein Lamm, und benahm sich in der weiteren Unterhaltung gegen Goethe mit der größten Höflichkeit und dem feinsten Tact. Beim Abschiede sagte ihm auf der Straße der Abbé des Bischofs, der die Honneurs machte: „O Herr von Goethe! wie vortrefflich haben Sie gesprochen, und wie haben Sie dem Lord gefallen und das Geheimniß verstanden, den Weg zu seinem Herzen zu finden! Mit etwas weniger Derbheit und Entschiedenheit würden

*) Wie interessant dieser Mann für Goethe gewesen sein muß, zeigt die Charakteristik desselben, die er in Jena den 10. Juni 1797, wahrscheinlich am nächsten Tage nach der Zusammenkunft, niederschrieb. Sie findet sich unter den „Biographischen Einzelnheiten" Bd. 27, S. 494. (Ausg. in 40 B.)

Sie von ihm sicher nicht so zufrieden nach Hause gehen, wie Sie es jetzt thun."

Um die Mitte Juli's (vom 11. bis zum 18.) wurde Goethe noch durch einen achttägigen Besuch von Schiller erfreut. Dankbar schrieb er dem Freunde gleich nach dessen Heimreise: „Sie hätten mir zum Abschiede nichts Erfreulicheres und Heilsameres geben können, als Ihren Aufenthalt der letzten acht Tage. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich dießmal unser Zusammensein wieder für sehr fruchtbar halte; es hat sich so Manches für die Gegenwart entwickelt und für die Zukunft vorbereitet, daß ich mit mehr Zufriedenheit abreise, indem ich unterwegs recht thätig zu sein hoffe, und bei meiner Rückkunft Ihrer Theilnehmung wieder entgegen sehe." Allerlei kleine Geschäfte verzögerten indessen seinen Aufbruch von Tag zu Tage, und als er diese beinahe beseitigt hatte, wurde er noch in Folge einer Erkältung durch Unwohlsein an's Haus gefesselt. Endlich am Schlusse des Monats völlig hergestellt, schickte er sich zur Abreise an, verbrannte aber vorher noch die an ihn gesandten Briefe seit 1772, „aus entschiedener Abneigung gegen Publication des stillen Ganges freundschaftlicher Mittheilung." Glücklicher Weise sind Schiller's Briefe bei diesem bedauernswerthen Autodafé verschont geblieben.

Dreizehntes Capitel.

Hermann und Dorothea.

Wir lassen im vorliegenden Capitel eine nähere Betrachtung der herrlichen Dichtung folgen, deren Entstehung wir im nächstvorigen Capitel verfolgt haben.

Den Gegenstand bezeichnet Goethe selbst in einem Briefe an Meyer vom 28. April 1797 als einen „äußerst glücklichen", als „ein Sujet, wie man es in seinem Leben vielleicht nicht zweimal

breite. „In der That," schrieb er, „der Aufsatz ist ein Muster, wie man Kunstwerke ansehen und beurtheilen soll; er ist aber auch ein Muster, wie man Grundsätze anwenden soll. In Rücksicht auf Beides habe ich sehr viel daraus gelernt."

Goethe gedenkt in den Annalen, wo er des Besuches von Hirt erwähnt, auch des seltsamen Reisenden Lord Bristol*), der ihm „zu einer abenteuerlichen Erfahrung Anlaß gegeben." Hierüber gewährt der dritte Band von Eckermann's Gesprächen willkommenen Aufschluß. Lord Bristol, Bischof von Derby, wollte Goethe'n eine Predigt über den Werther halten und es ihm in's Gewissen schieben, daß er dadurch die Menschen zum Selbstmord verleitet habe. Er nannte den Werther ein ganz unmoralisches, verdammungswürdiges Buch. „Halt!" rief Goethe. „Wenn Ihr so über den armen Werther redet, welchen Ton wollt Ihr dann gegen die Großen dieser Erde anstimmen, die durch einen einzigen Federzug hunderttausend Menschen in's Feld schicken, wovon achtzigtausend sich tödten und sich gegenseitig zu Mord, Brand und Plünderung anreizen. Ihr danket Gott nach solchen Gräueln und singet ein Te Deum darauf! — Und ferner, wenn Ihr durch Eure Predigten über die Schrecken der Höllenstrafen die schwachen Seelen Eurer Gemeinden ängstiget, so daß sie darüber den Verstand verlieren und ihr armseliges Dasein zuletzt in einem Tollhause endigen! u. s. w." In diesem Tone fuhr er noch eine gute Weile fort, dem Bischof zuzusetzen. Der Ausfall that eine herrliche Wirkung. Lord Bristol ward sanft wie ein Lamm, und benahm sich in der weiteren Unterhaltung gegen Goethe mit der größten Höflichkeit und dem feinsten Tact. Beim Abschiede sagte ihm auf der Straße der Abbé des Bischofs, der die Honneurs machte: „O Herr von Goethe! wie vortrefflich haben Sie gesprochen, und wie haben Sie dem Lord gefallen und das Geheimniß verstanden, den Weg zu seinem Herzen zu finden! Mit etwas weniger Derbheit und Entschiedenheit würden

*) Wie interessant dieser Mann für Goethe gewesen sein muß, zeigt die Charakteristik desselben, die er in Jena den 10. Juni 1797, wahrscheinlich am nächsten Tage nach der Zusammenkunft, niederschrieb. Sie findet sich unter den „Biographischen Einzelnheiten" Bd. 27, S. 494. (Ausg. in 40 B.)

Sie von ihm sicher nicht so zufrieden nach Hause gehen, wie Sie es jetzt thun."

Um die Mitte Juli's (vom 11. bis zum 18.) wurde Goethe noch durch einen achttägigen Besuch von Schiller erfreut. Dankbar schrieb er dem Freunde gleich nach dessen Heimreise: „Sie hätten mir zum Abschiede nichts Erfreulicheres und Heilsameres geben können, als Ihren Aufenthalt der letzten acht Tage. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich dießmal unser Zusammensein wieder für sehr fruchtbar halte; es hat sich so Manches für die Gegenwart entwickelt und für die Zukunft vorbereitet, daß ich mit mehr Zufriedenheit abreise, indem ich unterwegs recht thätig zu sein hoffe, und bei meiner Rückkunft Ihrer Theilnehmung wieder entgegen sehe." Allerlei kleine Geschäfte verzögerten indessen seinen Aufbruch von Tag zu Tage, und als er diese beinahe beseitigt hatte, wurde er noch in Folge einer Erkältung durch Unwohlsein an's Haus gefesselt. Endlich am Schlusse des Monats völlig hergestellt, schickte er sich zur Abreise an, verbrannte aber vorher noch die an ihn gesandten Briefe seit 1772, „aus entschiedener Abneigung gegen Publication des stillen Ganges freundschaftlicher Mittheilung." Glücklicher Weise sind Schiller's Briefe bei diesem bedauernswerthen Autodafé verschont geblieben.

Dreizehntes Capitel.

Hermann und Dorothea.

Wir lassen im vorliegenden Capitel eine nähere Betrachtung der herrlichen Dichtung folgen, deren Entstehung wir im nächstvorigen Capitel verfolgt haben.

Den Gegenstand bezeichnet Goethe selbst in einem Briefe an Meyer vom 28. April 1797 als einen „äußerst glücklichen", als „ein Sujet, wie man es in seinem Leben vielleicht nicht zweimal

finde." Die Hauptzüge entlehnte er aus der Geschichte der im Jahre 1731 vertriebenen Salzburger. Es existiren von dieser Geschichte mehrere im Wesentlichen übereinstimmende Varianten *). Die Bearbeitung, welche dem Dichter wahrscheinlich als Quelle vorgelegen, führt den Titel: „Das Liebthätige Gera gegen die Salzburgischen Emigranten. Das ist: kurze und wahrhaftige Erzählung, wie dieselben in der Gräflich Reuß-Plauischen Residenz-Stadt angekommen, aufgenommen und versorget, auch was an und von vielen derselben Gutes gesehen und gehöret worden (Leipzig, 1732)." Es wird dort von einem „feinen und vermögenden" Bürger zu Altmühl im Oettingischen berichtet, daß er einen Sohn gehabt, den er nie zum Heirathen habe bewegen können. Dieser findet unter den Emigranten ein Mädchen, das „ihm von Herzen wohlgefällt," erkundigt sich nach ihrer Familie und Aufführung und erklärt, da die Nachrichten vortheilhaft lauten, seinem Vater, er werde zeitlebens ehelos bleiben, wenn er ihm die Salzburgerin nicht gebe. Der Vater sucht ihm den Gedanken mit Hülfe des Predigers und einiger anderen Freunde auszureden. Da ihr Bemühen fruchtlos ist, so entschließt sich der Vater, auf den Rath des Predigers, zur Einwilligung. Der Sohn verfügt sich sogleich zur Salzburgerin und fragt, ob sie bei seinem Vater in Dienst treten wolle. Sie nimmt den Antrag gern an und wird von ihm dem Vater vorgestellt. Dieser, mit dem Dienstantrage unbekannt, fragt, wie ihr sein Sohn gefalle. Die Emigrantin glaubt, man wolle sie zum Besten haben, sieht aber bald, daß die Sache ernstlich gemeint ist, erklärt sich von Herzen einverstanden, und zieht aus ihrem Busen ein Beutelchen mit 200 Stück Ducaten, das sie dem Bräutigam als Mahlschatz überreicht.

Vergleichen wir Goethe's Gedicht mit dieser Erzählung, so tritt uns als die erste bedeutende Veränderung, die er mit dem Stoffe vorgenommen, die Verlegung der Begebenheit in eine andere Zeit und auf einen andern Schauplatz entgegen. Statt der Salz-

*) S. mein Archiv für den deutschen Unterricht, Jahrgang 1844, Heft III, S. 38 ff. Vergl. S. 72 ff. und das Archiv für das Studium neuerer Sprachen und Literaturen, von Herrig und Viehoff, Heft I, S. 257 ff.

burger Emigrirten im Oettingischen finden wir französische Auswanderer deutscher Abkunft in einem Städtchen auf der rechten Rheinseite, die nicht, wie jene, um der Religion willen, sondern wegen politischer Verhältnisse ihre Heimath verlassen haben. Diese Aenderung war nöthig, da, wie Goethe selbst in den Annalen bekennt, das Gedicht Gelegenheit geben sollte, „gewisse Vorstellungen, Gefühle, Begriffe der Zeit auszusprechen." Hermann und Dorothea gehört seiner tiefern Tendenz nach in den Kreis der auf die französische Revolution bezüglichen Dichtungen, allein mit ihm tritt Goethe aus dem polemisirenden, negativen Verhältnisse zur Revolution entschieden in die positive Richtung *) ein und lehrt uns, wie aus der allgemeinen Zerrüttung sich wieder ein erfreulicher, fester Zustand der Dinge hervorbilden kann. Der Einzelne, die Familie, die kleineren politischen Verbindungen, die Gemeinden müssen zunächst Gesundheit und Geradheit des Sinnes, Muth und Festigkeit, Abneigung vor allem Geist der Verwirrung und Unruhe bei aller Empfänglichkeit für Höheres und Besseres in sich hegen und pflegen; dann wird auch die gährende Welt sich wieder beruhigen und klären **). Der Dichter läßt demnach aus seinem Werke ungefähr dieselbe Lehre hervorspringen, die Schiller am Ende des Spazierganges, nachdem er das Bild der Revolution ausgeführt, andeuten zu wollen scheint (V. 205 ff.), daß, wenn die Gesellschaft durch Mißbrauch der Cultur gänzlich zerfallen sei, Hülfe und Heil nur darin gefunden werden könne, wenn Jeder besonders in sich den Adel der menschlichen Natur möglichst rein wieder herzustellen suche ***).

*) Vergl. Rosenkranz, Goethe und seine Werke, S. 322. Es ist jedoch unrichtig, wenn behauptet wird, daß die früheren politischen Dichtungen rein negativer Art seien; auch in ihnen finden sich manche positive Andeutungen.

**) In den Briefen an Meyer bezeichnet Goethe die Aufgabe, die er sich in Hermann und Dorothea gestellt, in folgender Art: „Ich habe das rein Menschliche der Existenz einer kleinen deutschen Stadt in dem epischen Tiegel von seinen Schlacken abzuscheiden gesucht, und zugleich die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückzuwerfen getrachtet."

***) Vergl. meinen Commentar zu Schiller's Gedichten (Stuttgart, 1856) N. A. II, 153 ff.

Schon aus der durchgängigen Beziehung auf die Revolution erhellt, daß Hermann und Dorothea keine rein idyllische Dichtung, wie die Voſſiſche Luiſe, werden konnte. Das Werk mußte ſich, weil eine große weltgeſchichtliche Epoche darin abgeſpielt werden ſollte, ungleich mehr der Gattung der Epopöe nähern. Nicht unſchicklich kann man es eine idylliſche Epopöe oder vielleicht noch treffender ein epiſches Idyll nennen, indem es einerſeits einen idylliſch begrenzten Familienkreis, eine Gruppe von Menſchen uns vorführt, mit deren individuellen Schickſalen uns der Dichter zu ſympathiſiren zwingt, andrerſeits eine Staaten erſchütternde Weltbegebenheit, wie ein fern drohendes Gewitter, im Hintergrunde erſcheinen läßt. Von der eigentlichen Epopöe oder dem heroiſchen Epos unterſcheidet ſich unſer Gedicht weſentlich nicht bloß durch ſeinen Gegenſtand, indem es jene idylliſche Partie als Hauptſache in den Vordergrund ſtellt, ſondern auch durch die ganze Art der Behandlung. Goethe hat ſelbſt in dem Briefwechſel mit Schiller die Bemerkung gemacht, daß ſich namentlich in letzterer Beziehung Hermann und Dorothea dem Drama annähere. Denn einmal finde ſich kein ausſchließlich epiſches Motiv, d. h. kein rückwärtsſchreitendes (die Handlung von ihrem Ziele entfernendes) darin, ſondern nur die vier anderen Arten von Motiven, die das epiſche Gedicht mit dem Drama gemein hat (1. vorwärtsſchreitende, welche die Handlung fördern, 2. retardirende, welche den Gang aufhalten, 3. zurückgreifende, welche das vor der Epoche des Gedichtes Geſchehene hereinheben, und 4. vorgreifende, welche das über die Epoche Hinausliegende anticipiren) ſeien angewandt. Dann ſtelle es auch nicht ſowohl außer ſich wirkende, als vielmehr nach innen geführte Menſchen dar. Schiller war damit ganz einverſtanden. „Ihr Hermann," antwortete er, „zeigt wirklich eine gewiſſe Hinneigung zur Tragödie; wenn man ihm den reinen ſtrengen Begriff der Epopöe gegenüber hält. Das Herz iſt inniger und ernſtlicher beſchäftigt, es iſt mehr pathologiſches Intereſſe als poetiſche Gleichgiltigkeit darin. So iſt auch die Enge des Schauplatzes, die Sparſamkeit der Figuren, der kurze Ablauf der Handlung der Tragödie zuträglich." Hinſichtlich der *Gleichniſſe*, woran bekanntlich die Epopöen gewöhnlich ſo reich ſind, meinte Goethe, daß ſein Gedicht ſich derſelben mit Recht enthalten habe, „weil einem mehr

ſittlichen Gegenſtande das Zudringen von Bildern aus der phyſiſchen Natur nur läſtig geweſen wäre." Wir können hinzufügen: Der epiſche Dichter wird beſonders da gern nach Vergleichungen greifen, wo ein großer, reicher, imponirender Gegenſtand ihn ſo mächtig erfaßt, daß er ſich durch eine Schilderung des Gegenſtandes ſelbſt nicht genug thut; es iſt aber einleuchtend, daß der von unſerm Dichter gewählte Stoff ſolcher glänzenden und großartigen Elemente nur wenige enthält. Nur der Anfang des ſiebenten Geſanges, wo freilich auch die wirkſamſten Momente der Dichtung beginnen, iſt durch ein Gleichniß, und zwar durch ein vollkommen neues, bezeichnet, welches mit Goethe's Lieblingsſtudien, der Optik, zuſammenhängt.

Was ferner das *Wunderbare* betrifft, das Eingreifen überirdiſcher Mächte in die Angelegenheiten der Menſchen, welches von den Theoretikern gewöhnlich als unerläßlich für die Epopöe betrachtet wird, ſo glaubte Goethe aus dieſem Gebiet hinreichende Elemente in ſein Werk aufgenommen zu haben, „indem das große Weltſchickſal theils wirklich, theils durch Perſonen (wie der Richter) ſymboliſch, eingeflochten ſei, und von Ahnung, von Zuſammenhang einer ſichtbaren und unſichtbaren Welt doch auch leiſe Spuren angegeben ſeien, was zuſammen an die Stelle der alten Götterbilder trete, ohne freilich die phyſiſch-poetiſche Gewalt derſelben zu erſetzen" *).

Mehrere der im Vorigen angedeuteten Punkte verdienen eine nähere Erörterung, namentlich *Zeitdauer* und *Ort*, *ſo wie die Führung der Handlung*. Der Verlauf der Begebenheiten in unſerm Gedichte iſt, ganz abweichend von der Weiſe des heroiſchen Epos, in ſo enge Zeitgrenzen eingeſchloſſen, als es nur in einem Drama von der ſtrengſten Kunſtform der Fall ſein kann. Die Handlung beginnt am Mittage und ſchließt in der Nacht. Hierbei iſt nun die Sorgfalt zu bewundern, womit der Dichter, ähnlich wie Schiller in der Bürgſchaft, durch ſcharfe Hervorhebung der verſchiedenen Tageszeiten die verſchiedenen Momente der Handlung auseinandergehalten hat. Mittag, Nachmittag, Sonnenuntergang, ſpäter Abend,

*) S. Briefwechſel mit Schiller, III, 384.

finstere Gewitternacht, alle treten an ihrer Stelle kräftig hervor, und, was besonders zu loben ist, sie schließen sich den verschiedenen Stadien der Handlung harmonisch an und spielen gleichsam mit. Wie schön entspricht z. B. im achten Gesange die „ahnungsvolle Beleuchtung" der Abendlandschaft den Empfindungen der beiden Liebenden! Weiterhin gibt „der herrliche Schein des Mondes," den Dorothea „so süß" findet, dem Vorgefühle des sie erwartenden Glückes Nahrung. Aber, wie den Fluren ein Gewitter, so drohen auch ihrem Glücke noch Wolken, die sich erst in heiße Thränen auflösen müssen, ehe ihre Beseligung vollkommen wird; da läßt nun der Dichter, um die Harmonie der äußern Natur und der innern Empfindung durchzuführen, den Gipfelpunkt der durch das Mißverständniß im letzten Gesange hervorgerufenen Verwirrungen und Schmerzen gerade mit dem Ausbruche des nächtlichen Gewitters zusammenfallen.

Wie die Zeit, so ist auch das Local der Handlung beschränkt, aber auch, wie sie, mit bewunderungswürdiger Kunst bis in's Detail vergegenwärtigt. Vor Allem zeichnet sich in dieser Hinsicht der Eingang des vierten Gesanges aus. Fragen wir, durch welche Mittel hier der Dichter eine so außerordentliche Klarheit und Bestimmtheit des Bildes erzielt habe, so liegt der Hauptkunstgriff wohl darin, daß er uns durch das Auge einer Person des Gedichtes schauen läßt, vor welcher sich das Gemälde *successiv entwickelt*. Diese Art der Schilderung stimmt ganz zu Schiller's Behauptung, daß wir uns im epischen Gedichte *um* die Gegenstände bewegen, während die dramatische Handlung sich vor uns bewege *). Dann ist auch die Gemüthsverfassung der Person, die dem Leser gleichsam ihr Auge leiht, sehr glücklich gewählt, um die Erzeugung eines reinen, klaren Bildes zu erleichtern. Wenn die Mutter den Sohn auch nicht ohne Befremdung suchte, da er sich sonst niemals weit entfernte, ohne es zu sagen, so war ihr Besorgniß und Furcht doch noch fern; sie besaß Gemüthsfreiheit genug, um beim Durchwandern des Gartens Alles recht zu betrachten, und sich jeglichen Wachsthums zu freuen; sie bewundert die Fülle der Trauben, denkt schon mit Lust des

*) S. den Goethe-Schiller'schen Briefwechsel III, 387.

Herbstes und der fröhlichen Tage der Weinlese und betrachtet mit Wohlgefallen die herrlichen Kornfelder. Was freilich der Phantasie auch sehr zu Hülfe kommt, ist die einfache und geschickte Anordnung der einzelnen Theile des Bildes. Dadurch z. B., daß das Haus an die Grenze der Stadt gelegt ist, hat der Dichter Continuität in das Gemälde gebracht. Leicht faßliche Eintheilungspunkte sind der Einbildungskraft geboten: die Stadtmauer mit ihrem Pförtchen, der Stadtgraben, die untere und obere Thüre des wohlumzäunten Weinberges, der Rain, der die Aecker trennt, der Birnbaum, die Grenze der Felder, die Hermann's Vater gehören. Bei aller Kunst der Beschreibung fühlt man aber nirgendwo Absichtlichkeit, eben weil es eine vollendete Kunst ist. Jede Schilderung erscheint, wie sehr der Dichter auch dadurch der Wirksamkeit späterer Partieen vorgearbeitet hat, doch an ihrer Stelle vollkommen motivirt und natürlich.

Was die Art und Weise betrifft, wie der Dichter den Faden der *Handlung* abgewickelt hat, so ist auch hier überall eine höchst besonnene, mit einfachen Mitteln Außerordentliches wirkende Kunst zu bemerken. Schon die Exposition ist meisterhaft behandelt. Man braucht nur die 21 Anfangsverse des Gedichtes etwas näher zu betrachten, so erstaunt man, wie viele exponirende Züge der Dichter in das so natürlich fortfließende und scheinbar ganz absichtlose Geplauder des Wirthes zu verflechten gewußt hat. Hinsichtlich des Augenblicks, wo der Faden der Handlung aufgenommen wird, ist Goethe dem Beispiele anderer epischen Dichter gefolgt, die in der Regel nicht das Stück mit dem Beginne der Handlung eröffnen, sondern den Leser sogleich in die Begebenheit hineinversetzen. Hier war dazu noch ein besonderer Grund vorhanden. Hätte Goethe da begonnen, wo die Handlung wirklich anfängt, bei der Abfahrt Hermann's und der Vertheilung der Gaben an die Ausgewanderten, so wäre dadurch das reiche und imponirende Gemälde der wandernden Gemeinde mit allen sich daran knüpfenden Bildern der großen Weltereignisse, aus denen ihr Unglück hervorging, zu nahe in den Vordergrund gerückt worden, und hätte der Einbildungskraft des Lesers eine Stimmung gegeben, die den Zwecken des Dichters zuwider war. Die Darstellung des Familienkreises war Hauptaufgabe; die großen

geschichtlichen Begebenheiten, mit denen das Schicksal desselben verflochten ist, sollten wir nur in Beziehung auf ihn, und durch ihn als Medium erblicken. Hätte nun der Dichter sogleich im Anfange mit diesem ungeheuren Gegenstande unser Gemüth erfüllt und zerstreut, so möchte es ihm schwer, ja unmöglich gewesen sein, das Interesse wieder auf den Punkt zu sammeln, der doch das eigentliche Centrum des Ganzen bildet. Deßhalb läßt er uns zuerst einen Blick in die Familie und ihre Verhältnisse thun, und breitet dann erst das Gemälde der fliehenden Gemeinde aus, und selbst dann nicht unmittelbar vor uns, sondern in einer mildernden Ferne, durch die Berichte des Apothekers und Hermanns.

Der Fortschritt der Handlung vereinigt, wie Humboldt treffend bemerkt, die zweifache Schönheit in sich, daß alle einzelnen Momente, in die sie aus einander tritt, vollkommen fest und doch durchaus zwanglos verbunden sind. „Niemand," sagt er, „wird in einer Composition von so kleinem Umfange die polypenartige Erzeugung eines Theils aus dem andern erwarten, die jedem für sich noch eine eigene Selbstständigkeit einräumt, welche die Iliade zu einem so großen, und Ariost's rasenden Roland zu einem so reichen Ganzen macht. Dagegen drängt sich auch nicht, wie man wohl sonst der modernen Dichtkunst Schuld gegeben hat, das Einzelne auf eine harte, und mehr dem Verstande angemessene, als der Phantasie gefällige Weise in eine Spitze zusammen. Vielmehr geht jedes Glied in der Kette von Umständen frei und willig aus dem vorhergehenden hervor, und doch ist das Ganze eine stetige, überall zusammenhängende Folge von Begebenheiten." Vier Hauptmomente sind indeß zu bemerken, die auf die Richtung der Handlung einen vorherrschenden Einfluß üben: der Streit zwischen dem Vater und dem Sohne, der während der Abwesenheit der Freunde in Hermann aufsteigende Gedanke, mit Dorothea allein zu sprechen, sein Antrag am Brunnen, sie nur als Magd in das älterliche Haus zu führen, und die verstellte Rede des Geistlichen im letzten Gesange. Auf die dritte Hauptwendung ward der Dichter, wie die obige Erzählung von der Salzburgerin zeigt, durch seine Quelle geführt; aber die glückliche Motivirung derselben ist ganz sein Verdienst.

Von den Charakteren des Stückes gab die Quelle die beiden

Liebenden, den Vater und den Prediger; die anderen Hausfreunde sind im Gedichte durch den Apotheker repräsentirt. Die Mutter und der Richter der fremden Gemeinde sind reine Erfindung Goethe's. Die herrlichste dieser sieben Figuren, und zugleich eine der allertrefflichsten aus der ganzen Gallerie weiblicher Bilder in Goethe's Dichtungen ist Dorothea. Schon gleich ihr erstes Auftreten, ihre ersten Worte lassen eine kräftige, besonnene Natur, ein in festem Gleichgewicht ruhendes Gemüth, ein edles Selbstgefühl, das auch da noch durchleuchtet, wo sie um Gaben der Milde bittet, ein Herz, das in liebevoller hülfereicher Thätigkeit für Andere sein Glück findet, ein schönes Vertrauen auf Menschengüte, eine tröstliche Lebensansicht erkennen. Sie leitet die gewaltigen Thiere „klüglich," tritt den Pferden an Hermann's Wagen „gelassen" entgegen, spricht den Jüngling in herzlich vertrauensvollen, nicht demüthigen Worten, um eine Gabe an, nicht für sich, sondern für eine Hülfsbedürftige, die sie noch kaum gerettet hat. Sie jammert nicht über ihre Drangsale; im Gegentheil hebt sie, als sie den Werth der empfangenen Gabe erkennt, eine gute Seite des Unglücks hervor:

> Und sie dankte mit Freuden und rief: der Glückliche glaubt nicht,
> Daß noch Wunder geschehn; denn nur im Elend erkennt man
> Gottes Hand und Finger u. s. w.

Warum der Dichter just diese Züge dem ganzen Bilde zu Grunde gelegt, ist nicht schwer zu erkennen. Eine Gattin mit solchen Eigenschaften war gerade für Hermann am wünschenswerthesten. Ein Mädchen von der tüchtigsten Bravheit, von der eigensuchtreinsten Herzensgüte, das nicht sowohl durch Lernen und Studium, als durch reiche Lebenserfahrungen der Früchte der Cultur theilhaftig geworden, ohne die ursprüngliche Kraft und Selbstständigkeit des Gemüthes einzubüßen, ein mit moderner Feinheit der Empfindung begabtes Wesen, das zugleich eine antike Einfalt zu bewahren gewußt, ein Gemüth, das einen reichen Schatz tiefer Gefühle im Busen hegt, und doch jeden Augenblick in der äußerlichen Wirklichkeit, mag sie auch noch so alltäglich sein, zu leben bereit ist, ein Herz, das jedem Unglück entschlossenen Muth entgegensetzt, und jedes Glück mit rascher Besonnenheit und herzlicher Dankbarkeit ergreift — welcher andere

weibliche Charakter hätte auf ein Gemüth, wie Hermann, einen gleich tiefen Eindruck machen, und ihm, zumal in seinen Lebensverhältnissen, in seiner Zeit, ein gleich festes Glück verbürgen können? Man denke sich, die feinen und zarten Elemente in Dorotheen's Charakter hätten das Uebergewicht über die festen und starken, eine andere Erziehung hätte ihr eine reichere Ader von Sentimentalität gegeben, ihre früheren Lebensverhältnisse hätten sie weniger an rüstige Thätigkeit, an ein rasches, besonnenes Angreifen gewöhnt, mit wie vielen Bedenken würden wir am Ende die Liebenden ihren Bund schließen sehen?

Um aber das Charakterbild Dorotheen's stärker hervortreten zu lassen, hat der Dichter ein Kunstmittel angewandt, das sich auch zur Hervorlichtung äußerer Gestalten sehr wirksam erweist, den Contrast. Aus diesem Gesichtspunkte hat man das Gemälde zu betrachten, welches der Apotheker im ersten Gesange vom Zuge der Vertriebenen entwirft. Mit den einzelnen Zügen desselben tritt später das Erscheinen Dorotheen's in Contrast. Hier leitet ein Mädchen zwei der stärksten Ochsen des Auslandes mit besonnener Ruhe, während dort Wanderer und Wagen sich in wildem Getümmel durch einander drängen; hier sehen wir Dorothea nur auf Rettung einer Hülfsbedürftigen sinnend, während dort Alles eigensüchtig nur sich selbst bedenkt; hier die gelassene Anrede Dorotheen's an den Jüngling, dort lautes Wehklagen u. s. w. Ein anderes Kunstmittel, das gleichfalls auch zur Darstellung äußerer Gestalten mit Erfolg angewandt werden kann, ist dann weiterhin benutzt, um uns Dorotheen's Charakterbild da, wo sie nicht selbst erscheint, gegenwärtig zu erhalten, und unsere Phantasie zu immer schärferer und schönerer Ausmalung desselben zu reizen; ich meine die Darstellung der Wirkung, die Dorotheen's Trefflichkeit auf Hermann's Gemüth gemacht hat. Diese Wirkung hat der Dichter in einer schönen Gradation und in kunstreich wechselnden Zügen zu veranschaulichen gewußt. Sobald Hermann über sein erstes Zusammentreffen mit Dorothea Bericht erstattet hat, muß sich der aufmerksame Leser der Umwandlung seines Wesens erinnern, die bei seinem Eintritte in's Zimmer der Prediger an ihm bemerkte, und weiß sie sich nun richtiger zu erklären, als dort der Prediger, wenn er sagt:

Frohlich kommt Ihr und heiter; man sieht, Ihr habet die Gaben
Unter die Armen vertheilt und ihren Segen empfangen.

Dann deutet die Gesprächigkeit, die er im zweiten Gesange, ganz im Gegensatze zu seiner sonstigen Wortkargheit zeigt, und die Entschiedenheit, womit er der Ansicht des Apothekers über das Heirathen in Kriegszeiten entgegentritt, eine Entschiedenheit, die der Vater mit staunendem und wohlgefälligem Lächeln bemerkt, — dieß Alles weist auf eine tiefe Erregung seines Innern. Liegen aber hierin bloße Andeutungen, so sehen wir im vierten Gesange, im Gespräche mit der Mutter, den Quell seiner Empfindungen heftig, leidenschaftlich zu Tage brechen:

Wie? du weinest, mein Sohn? . . .
Daran erkenn' ich dich nicht! Das hab' ich niemals erfahren!

Im fünften Gesange erregt die Beredtsamkeit, womit er seine Bitte um die Zustimmung des Vaters unterstützt, von Neuem des Letztern Verwunderung („Wie ist, o Sohn, Dir die Zunge gelöst u. s. w.?") Directer spricht sich Hermann's Gemüthsaufregung am Schlusse des sechsten Gesanges aus:

Drück' ich sie nie an das Herz, so will ich die Brust und die Schultern
Einmal noch sehn, die mein Arm so sehr zu umschließen begehret. u. s. w.

Indem wir hier Hermann's innere Zustände verfolgten, entfernten wir uns nur scheinbar von der Betrachtung des Charakters seiner Geliebten; denn in jenen spiegelte sich dieser immer auf's Treueste ab. Mittlerweile wurde uns aber Dorothea noch ein paarmal selbst gezeigt: einmal, gleichsam in der Ferne, in der Erzählung des Richters von ihrer heroischen That, wie sie sich und andere junge Mädchen gegen die Brutalität eindringender Soldaten vertheidigte*), und das andere Mal gleich nachher, da wo der Apotheker

*) Diese That ist von Humboldt als ein die Wirkung des ganzen Charakters etwas störender Zug angefochten worden. Ich habe Humboldt's Bedenken im Archiv für den deutschen Unterricht (Jahrg. 1843, Heft II, S. 28 ff.) zu widerlegen gesucht, und Rosenkranz (Goethe u. s. Werke, S. 329) stimmt im Wesentlichen bei, namentlich darin, daß es dem Dichter darum zu thun gewe-

die Gefundene dem Pfarrer zeigt. Durch die nahe Zusammenstellung dieser beiden Partieen hat aber der Dichter eine schöne Wirkung zu erzielen gewußt. In der letztern Stelle namentlich erscheint Dorothea in einer gewöhnlichen Beschäftigung des Weibes, in dienstbarer Thätigkeit, die, wenn gleich auch von Herzensgüte und Bravheit zeugend, doch mit dem eben erwähnten heroischen Zug einen Contrast bildet. Gleich darauf erfahren wir aber aus dem Munde des Richters, daß jene heldenmüthige Jungfrau und das hülfreiche Mädchen, das wir vor uns sehen, ein und dieselbe Person sind, und sogleich strahlt das schlichte, einfache Bild in idealischem Glanze auf, und die Gegenwärtige beginnt denselben Zauber auf uns zu üben, wie die Abwesende, die wir bisher nur in dem Spiegel des Eindrucks auf ein anderes Gemüth betrachtet haben. Der idealische Schein, der sich um sie verbreitet, wird noch verstärkt durch die Erwähnung des frühern Verhältnisses zu dem hochherzigen Jüngling, der, im Streben nach edler Freiheit, in Paris den schrecklichen Tod fand.

Weiterhin, bei der Zusammenkunft Dorotheen's mit Hermann am Brunnen, läßt der Dichter, da es jetzt gilt, noch reiner und stärker als bisher auf die bloße Phantasie zu wirken, den Charakter Dorotheen's zunächst in einem heitern, anmuthigen Lichte erscheinen. Indem er hier den Ton der Heiterkeit und Anmuth anschlägt, erhält er, wie Humboldt treffend bemerkt, „die Phantasie leicht und künstlerisch bewegt; dadurch macht er, daß, wenn er zuletzt kühner in die Saiten der Leier eingreift, vollere und mächtigere Accorde anschlägt, sein Lied doch nur immer ein schönes Spiel der Kunst bleibt, nie zu einer drückenden Wahrheit wird. In diesem Tone ist auch dort die ganze Unterredung der Liebenden gehalten. Vorzüglich erscheint immer das Mädchen leicht, gewandt und besonnen; sie kommt dem Jünglinge immer gefällig und freundlich zuvor; aber wo er, dessen Herz immer schwer und von seinen Gefühlen gepreßt ist, reden will, da schneidet sie ihm immer, und immer natürlich und gerade, ohne künstlich auszuweichen, auf eine kurze, heitere

sen, die Bedenklichkeit zu beseitigen, ob Dorothea unversehrt aus den wilden Stürmen der Zeit hervorgegangen.

und verständige Weise den Weg dazu ab." Zugleich tritt aber an dieser Stelle der Charakterzug wieder hervor, den wir oben als einen der Grundzüge ihrer Gemüthsgestalt bezeichneten, in besonderer Klarheit hervor, die edle Ruhe und Gelassenheit, das feste Gleichgewicht des Innern, die Selbstgenügsamkeit, die an antike Götterbilder erinnert. Ohne allen leidenschaftlichen Kampf, mit klarer Besonnenheit faßt sie den ruhigen Entschluß, dem Antrage Hermann's zu folgen. Und so behauptet sie auch beim Abschiede von den Vertriebenen allein unter Allen ihre Fassung. Dagegen sehen wir sie im letzten Gesange, bei der verstellten Rede des Predigers, auf einmal im Innersten aufgeregt:

Es zeigten sich ihre Gefühle
Mächtig, es hob sich die Brust. u. s. w.

Wenn hiermit Dorothea, die uns bisher in ihrer stillen Charaktergröße Verehrung abgewann, unserm Herzen näher gerückt wird und uns weiblich liebenswürdiger erscheint, so erreicht der Dichter zugleich noch andere Vortheile durch diese plötzliche Seelenerregung. Durch den Contrast derselben gegen die frühere Fassung veranschaulicht er uns einmal die ganze Gewalt der Neigung, womit Dorothea zu dem Jünglinge hingezogen wird. Dann enthüllt die heftige Gemüthsbewegung auch den beiden Aeltern, die wir am Ende über Dorotheen's Charakter vollkommen beruhigt wünschen müssen, mit Einem Zuge den ganzen Adel der Gesinnungen, die ganze Tiefe der Gefühle ihrer künftigen Schwiegertochter. Aber der Hauch der milden Ruhe, der tiefen, aber stillen Bewegung, der über dem ganzen Gedichte weht und besonders aus Dorotheen's Charakter uns anspricht, sollte durch die leidenschaftliche Stimmung derselben nur augenblicklich unterbrochen werden. Der Dichter zeigt sie gleich nachher wieder in lieblichem Lichte, wie sie sich anmuthvoll vor dem noch nicht ganz besänftigten Vater neigt, ihm die zurückgezogene Hand küßt und mit herzlichen Worten schnell seine Gunst erobert. Gegen den Schluß endlich, wo sie die Abschiedswörte ihres frühern Bräutigams referirt, hebt sich ihr Bild in eine idealische Höhe, worauf sie, von den Uebrigen nur halb verstanden, allein steht.

Haben wir uns bei Dorotheen's Charakter länger verweilt, weil sich an ihm Goethe's poetische Kraft vielleicht glänzender, als irgendwo offenbart hat, so wollen wir dafür die übrigen um so kürzer behandeln. Der männliche Hauptcharakter der Dichtung, Hermann, wird uns besonders im zweiten Gesange in seinen bedeutendsten Zügen vorgeführt. Was wir bei allen Figuren unsers Gedichtes schon auf den ersten Blick wahrnehmen, das zeigt sich in Hermann in ausnehmend hohem Grade, ein Uebergewicht der natürlichen Kräfte über die Cultur, ein schlichter, gerader Sinn, reine Empfindungen, menschliche und billige Gesinnungen. Humboldt macht auf die Aehnlichkeit dieses Charakters mit den Homerischen aufmerksam: „Auch in Homer's Helden finden wir vor Allem ein Herz in der Brust, das Unrecht hasset und Unbill, einen geraden Sinn, der alles Verworrene kurz und einfach schlichtet, und einen Muth, der das einmal Beschlossene kraftvoll ausführt. Selbst in der äußern Lebensart ist eine auffallende Aehnlichkeit. Auch Homer's Helden hat Arbeit den Arm und die Füße mächtig gestärket; auch sie sind selbst Ackersleute, schirren, wie Hermann, ihre Pferde selbst an und spannen sie selbst an den Wagen." So erinnert auch das heftige, laute Weinen des starken Jünglings (IV, 155 ff.) an die Homerischen Helden, die sich nicht im Schmerz durch Thränen zu erniedrigen glaubten, während unsere schwache Zeit den Helden ihrer Poesie nur ein paar verheimlichte Thränen erlaubt. Aber auch in der ganzen naiven Haltung dieses Charakters (das Wort naiv in der von Schiller festgestellten weitern Bedeutung genommen) möchte wohl kaum eine Figur eines andern neuern Gedichtes den poetischen Schöpfungen der Alten so nahe kommen, als diese. Dieselbe trockene Naturwahrheit, dieselbe Mäßigung des Ausdrucks, die gleiche, reine Objectivität, wobei, wie Schiller sagt, der Dichter unsichtbar hinter seinem Werke stehen bleibt, wie die Gottheit hinter dem Weltgebäude. Man könnte indeß zweifeln, ob Goethe die Klippe, die allen naiven Dichtern droht, bei diesem Charakter überall vermieden, und nicht vielleicht stellenweise das Bild Hermann's in ein zu unvortheilhaftes Licht gerückt habe. Namentlich dürfte uns dieses Bedenken bei der Scene im Hause des reichen Kaufmanns anwandeln, wo Hermann vor Verlegenheit den Hut fallen läßt. Unverkennbar

leitete hiebei den Dichter die Absicht, jene Umwandlung, welche die Liebe an dem Jünglinge bewirkte, größer und bedeutender erscheinen zu lassen. Als ein ächt deutsches Gemüth erscheint Hermann besonders auch durch die tiefgewurzelte Anhänglichkeit an die Aeltern, zufolge deren er sich nicht bloß durch die Mutter schnell umstimmen und leiten läßt, sondern auch den oft harten Vater stets mit so inniger Neigung verehrt hat, daß er die über ihn spottenden Gespielen mit der grimmigsten Wuth züchtigte. Ganz am Schlusse des Stückes läßt der Dichter, wie Dorotheen's, so auch Hermann's Bild, in höherem Glanz aufstrahlen, indem er es durch den Ausdruck väterländischer Gefühle verklärt.

Zu Hermann bildet der Vater in mancher Beziehung einen Gegensatz. Warum Goethe diesen Charakter so und nicht anders angelegt hat, ließe sich für alle Züge desselben aus der Aufgabe des ganzen Gedichtes entwickeln. Ist es z. B. in dieser begründet, daß Hermann mit seiner ganzen Persönlichkeit in der Liebe zum Alten und gleichmäßig Wiederkehrenden wurzelt, daß er ein Repräsentant jener ruhigen, gleichmüthigen, rein- und gradgesinnten Bürger ist, die

ihr väterlich Erbe mit stillen Schritten umgehen,
Und die Erde besorgen, so wie es die Stunde gebietet,

so erklärt es sich wieder aus Hermann's Charakter, warum der Dichter dem Vater just eine solche Eigenthümlichkeit geliehen. Das Gesetz der poetischen Mannigfaltigkeit sowohl als die der Handlung nothwendige Verwickelung forderten, daß beide in einigen Zügen wenigstens contrastirten; und so wurde der Vater denn als ein Freund des Fortschrittes dargestellt, der verlangt, daß der Sohn dem Vater nicht gleich sei, sondern ein Besserer. Er ist unternehmungslustig und benutzt gern das Gute, was die Zeit ihn lehrt und das Ausland; darum will er, daß sein Sohn sich in der Welt umsehe und nicht ewig zu Hause hocke. Einen so strebsamen Sinn, weitern Ueberblick über die menschlichen Dinge, größere Weltkenntniß darf man aber bei einem wohlhabenden Landwirthe um so wahrscheinlicher voraussetzen, wenn er zugleich als Gastwirth Gelegenheit gehabt, vieler Menschen Urtheil zu hören, an vielen weltlichen Ereignissen ein lebhafteres Interesse zu nehmen, auch auf Geschäftsreisen

(s. den Schluß des ersten Gesanges) Welt und Menschen aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Hierbei erhebt sich indeß ein Bedenken. Wenn der Dichter einen Charakter auf der Basis eines bestimmten Standes, eines bestimmten Geschäftes aufführt, so kann man ihm nicht wohl die Forderung erlassen, dem allgemeinen Typus dieses Standes treu zu bleiben. Nicht leicht wird aber Jemand behaupten, daß die Selbstständigkeit und Würde, in welcher durchweg der Vater erscheint, an einen Gastwirth erinnern; ja ich bin überzeugt, daß die Mehrzahl der Leser da, wo der Dichter sie nicht ausdrücklich an den Stand des wohlbehaglichen, kräftig selbstbewußten Mannes erinnert, nur den reichbegüterten Eigenthümer mit seiner glücklichen Unabhängigkeit vor der Seele haben wird, zumal da wir einen vollen Nachmittag und Abend in seinem Hause mit durchleben, ohne einen eigentlichen Gast zu bemerken; denn der Pfarrer und Apotheker sind Hausfreunde.

In der Gattin des Gastwirthes hat uns der Dichter ein so reizendes Bild schöner Mütterlichkeit gegeben, daß wir ihm kaum ein gleiches zur Seite zu stellen wüßten. Wie das in seiner Art ebenfalls vortreffliche Miniaturbild in Schiller's Glocke, stellt es nicht einmal die Mutter in heftig leidenschaftlichen Gemüthsverfassungen dar, nicht etwa wie sie mit aufopferungsreicher Sorgfalt und Angst für die Erhaltung des kranken Säuglings wacht und wirkt und betet, nicht wie sie in rührenden Tönen um ein entrissenes Kind klagt; es sind nur mäßig bewegte Seelenzustände, worin sie uns vorgeführt wird, und sonst erscheint sie nur als überall wachsame, überall geschäftige Hausfrau, als liebevolle Gattin, kurz in den einfachsten und natürlichsten Formen, von denen man nicht denken sollte, daß sie der dichterischen Einbildungskraft eine hervorstechend interessante Seite bieten könnte; und dennoch fühlt sich jeder Leser von unverbildetem Geschmack durch dieses einfache Gemälde auf's Innigste angesprochen, ja entzückt. Das Verhältniß zwischen ihr und Hermann, zwischen dem zum Manne herangereiften Sohne und der Mutter, die nun seine Liebe mit einer andern theilen soll, hat Goethe mit unerreichbarer Zartheit dargestellt. Die Scene von V. 63 des vierten Gesanges bis zum Schluß desselben gehört zu den wenigen unserer poetischen Literatur, worin Seelenadel und Gemüthsschönheit durchaus ohne alle Prätension, ja in einer fast schüchternen Darstellung und dennoch tief ergreifend sich zeigen.

Ein anderer, durchaus edel gehaltener Charakter ist der Prediger. Wenn die übrigen Charaktere, mit Ausnahme etwa des Apothekers, in dem sich eine gewisse Halbcultur und Verschrobenheit von komischem Anstriche bemerkbar macht, sämmtlich das Gepräge schlichter Einfachheit, des Uebergewichts der Natur über die Cultur tragen, so zeigt sich in dem Geistlichen ein psychologischer Feinblick, eine Tiefe und ein Umfang der Intelligenz, wie sie nur dem reifen Zöglinge der Cultur eigen sein können. Allein bei ihm ist, wie Humboldt richtig bemerkt, die Cultur vorzugsweise auf die sittliche Bildung und das Glück des Menschen, also auf etwas sehr Einfaches und Natürliches, bezogen. Dieser Mann ist durch die mannigfachen Irren der Cultur unversehrt wieder zur Friedenswelt der Natur zurückgekehrt, und bildet daher keinen Mißlaut in dem Zusammenklange der übrigen Charaktere. Uebrigens war eine Figur, wie diese, in dem Gedicht unentbehrlich. Soll nämlich das idyllische Epos eine Zeit wie die unsrige ansprechen, so darf ihm ein reicherer intellectueller Gehalt, ja ein gewisser intellectueller Schwung einerseits, und andererseits ein feinerer, man möchte sagen, zarter und reicher gegliederter Empfindungsgehalt nicht fehlen. Der letztere ist an mehrere Charaktere des Stückes mehr gleichmäßig vertheilt. In Hermann ist, wie schlicht und einfach auch sein Wesen sein mag, eine höhere und feinere Gefühlsbildung zu erkennen, als wir sie bei ähnlichen Charakteren in den Dichtungen des Alterthums gewahren. Desgleichen dürfte mit Dorotheen oder der Mutter schwerlich eine weibliche Gestalt des Alterthums an innerer Zartheit, an jener leis erregbaren Gefühlsstimmung, wie sie die moderne Zeit bezeichnet, zu vergleichen sein. Aber den intellectuellen Gehalt hat Goethe mit Recht größtentheils dem Prediger zugetheilt, der zufolge seines Bildungsganges sich am leichtesten die Errungenschaft einer langen Culturzeit angeeignet haben konnte. Insbesondere hat ihn noch der Dichter zum Hauptorgan des über dem ganzen Werke schwebenden Geistes großer, parteiloser Ruhe und schöner Billigkeit gemacht, der Goethe's damalige Gesinnung charakterisirt und der epischen Poesie so trefflich zusagt.

Sehr abstechend gegen diesen Charakter ist der des zweiten Hausfreundes, des Apothekers. Goethe mochte eine solche Persönlichkeit aus mehreren Gründen dem Gedichte für nöthig halten. Erstens bedurfte er, da die übrigen Charaktere so achtungswürdig und bedeutend gehalten waren, auch einiges Schattens zu dem vielen Lichte. Einen Charakter mit bösartigen Zügen einzuführen, verbot schon der ganze Geist der Dichtung; deßhalb zeichnete Goethe einen mit Schwächen behafteten, die eher ein Lächeln, als Abneigung oder Haß erzeugen. Er ist bald zum Wirthe, bald zum Prediger, bald zu Hermann in Beziehung gesetzt, so daß durch den Contrast mit ihm die Gediegenheit und Tüchtigkeit dieser Männer erst recht hervortritt. So liefert er auch in den zahlreichen Gesprächen des Stückes gewöhnlich das Ferment der Opposition, wodurch eine Frage nun von ihren verschiedenen Seiten recht beleuchtet werden kann. Dann scheint der Dichter, wie H. Kurz treffend bemerkt hat, diese Person auch deßwegen eingeführt zu haben, „um durch sie alle untergeordneten Handlungen vollziehen zu lassen, welche sonst durch Diener hätten verrichtet werden müssen, was aber offenbar die einfach idyllische Haltung des Ganzen gestört hätte. Deßhalb hat ihn der Dichter als einen freundlichen, thätigen Mann gezeichnet, der sich gern in die Angelegenheiten seiner Freunde mengt und in der Besorgung unbedeutender Geschäfte ein eigenes Glück findet." Als Schattenseite seines Charakters tritt vor Allem ein gewisser Egoismus hervor (II, 83 ff.), wie er sich bei Hagestolzen leicht mit den Jahren entwickelt. Nach dem Neuen strebt er, nicht weil sein Geschmack reiner wäre, als der der Menge, sondern weil es Mode ist (III, 67). Er tadelt wohl einmal Fehler, deren er sich selbst mit schuldig macht (I, 70 ff.). Auf seine Klugheit und seine Welt- und Menschenkenntniß thut er sich etwas zu gute; doch scheint Hermann seinem Scharfblicke nicht eben sehr zu vertrauen, wo es die Prüfung des fremden Mädchens gilt, und wünscht, daß sich der Prediger ihm anschließe. Seine Vorsicht hat der Dichter zweimal mit dem idealen Vertrauen des Predigers contrastirt, zuerst im Gesange V, 36 ff., und sodann VI, 155 ff. Ungeachtet solcher Flecken macht aber der ganze Charakter einen behaglichen Eindruck, und hat zugleich eine mild komische Färbung; so erscheint er namentlich am Schlusse des

sechsten Gesanges, wo er sich scheut, dem geistlichen Freunde „Leib und Gebeine" anzuvertrauen. Gegen das Ende des Gedichtes rückt der Dichter ihn in den Hintergrund, und mit Recht, weil da, wo eine tiefe Aufregung edler Gemüther sich zeigt, ein flacherer Charakter, wie dieser, nicht ohne Störung der Gesammtwirkung hätte hervortreten können.

Der letzte Charakter des Gedichtes endlich, der Richter der fremden Gemeinde, ist eine hohe Figur, mehr heroischer Art, in einfach großem Styl gezeichnet. Der Leser fühlt beim Anblick dieser poetischen Gestalt gewiß ganz gleich mit dem Prediger, welchen der Dichter sagen läßt:

> Ja, Ihr erscheint mir heut' als einer der ältesten Führer,
> Die durch Wüsten und Irren vertriebene Völker geleitet.
> Denk' ich doch eben, ich rede mit Josua oder mit Moses.

Zunächst bedurfte Goethe dieses Charakters schon, um durch eine durchaus zuverlässige Person über Dorotheen's früheres Leben und Verhältnisse Kunde zu geben. Dann bewog ihn das Gesetz der poetischen Oekonomie, sich derselben Person zu bedienen, um eine Skizze des Zeitalters zu entwerfen, auf dessen düsterm Grunde das ganze Bild der Handlung ausgeführt werden sollte. Wir können dem Dichter nur Dank wissen, daß er eine solche, eigentlich nur zu untergeordneten Zwecken bestimmte Figur zu einer so imponirenden, würdevollen Gestalt ausgebildet hat. Die übrigen Charaktere sind doch nicht durch sie beeinträchtigt worden; dafür erscheint diese Figur zu vorübergehend und zu weit in die Tiefe des Gemäldes gerückt.

Wenn es uns der Raum gestattete, nun auch noch die Kunst des Dichters in der Darstellung der äußeren Gestalten zu betrachten, so würden wir Dorotheen's Bild auf eine meisterhafte Weise ausgeführt finden*). Goethe hat die mannigfachsten Kunstgriffe angewandt, um es dem Leser bis zu Ende stets gegenwärtig zu

*) Ausführlich ist dieser Gegenstand behandelt in meinem Archiv für den deutschen Unterricht, Jahrg. 1843, Heft I, S. 22, Heft II, S. 20 ff., Heft IV S. 80 ff.

erhalten und mit immer neuem Reiz zu umkleiden. Um so sparsamer ist er in der Schilderung des Aeußern der übrigen Personen gewesen; selbst das Bild des würdigen Alten, des Richters der Vertriebenen, das vielleicht einen Andern in Versuchung gebracht hätte, seine Kunst der Gestaltenmalerei recht glänzen zu lassen, hat er auch nicht durch einen bestimmten Zug skizzirt. Desgleichen ist die äußere Gestalt des Haupthelden höchstens durch ein Adjectiv von allgemeinerm Sinne („der wohlgebildete Sohn") angedeutet, oder im Vorbeigehen als groß und kräftig bezeichnet. Dieser Enthaltsamkeit im Gebrauch schildernder Züge, wo Personen angeführt werden, lag wohl besonders das Gefühl zu Grunde, daß der moderne Dichter, wenn er der ganzen Richtung seiner Zeit nicht untreu werden will, mehr das Innere der Menschheit hervorzukehren suchen, als mit den Dichtern des Alterthumes an sinnlichem Glanz und Reichthum rivalisiren müsse. — In anderen beschreibenden Partieen dagegen, wo es nicht das Aeußere von Personen gilt, wetteifert unser Dichter augenscheinlich mit den alten Epikern, namentlich mit Homer, und wetteifert meistens mit Glück. Ich hebe nur die Stelle hervor, wo das Anschirren der Pferde und die Abfahrt Hermann's erzählt wird; wie rein antik ist hier Alles gehalten, Alles Gestalt, Bewegung, Handlung, überall die productivsten Züge herausgehoben; kaum ist es eine Beschreibung zu nennen, so sehr steht bei jedem Worte das ganze Bild vor unserer Seele; es wirkt Alles wie Plastik und Malerei *).

*) Wir erwähnen hier noch eines Urtheils von Wieland über die Figuren unserer Dichtung (Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen I, 249): „Bei dieser Lectüre habe ich mich wieder überzeugt, Goethe sei eigentlich zum (bildenden) Künstler geboren. Die Figuren sind alle in großen Raphaelischen Umrissen herrlich gezeichnet. Es sind Figuren in Marmor gehauen. An's Colorit muß man dabei nicht denken. Auch dieß konnte Goethe geben, wenn er malen wollte. Aber auch hier ist er Bildhauer. Alles ist im großen Styl." — In einem Briefe an Schiller vom 8. April 1797 bekennt Goethe, daß er alle Vortheile, deren er sich in dem Gedichte bedient, der bildenden Kunst verdanke; und in einem Briefe an Meyer vom 28. April heißt es: „Es kommt noch darauf an, ob das Gedicht auch vor Ihnen die Probe aushält; denn die höchste Instanz, vor der es gerichtet werden kann, ist die, vor welche der Menschenmaler seine Compositionen bringt."

Zum Schlusse noch ein paar Worte über Sprachliches und Metrisches. Wie das Gedicht überhaupt das Gepräge schlichter Einfalt und Natürlichkeit trägt, so auch in der sprachlichen Darstellung. Fast mit Aengstlichkeit scheint sich Goethe vor einem Ausdrucke gehütet zu haben, der stärker und glänzender wäre, als der Gegenstand ihn durchaus verlangte; und Nichts kann, wie Humboldt treffend bemerkt, dem oratorischen Styl in der Poesie, den wir vorzüglich in den Werken der Ausländer oft bemerken, mehr entgegengesetzt sein, als der Vortrag Goethe's in Hermann und Dorothea. Nichts desto weniger hat die Sprache eine durchaus poetische Färbung, was der Dichter bald durch leise Abweichungen von der prosaischen Wortfolge, stellenweise auch durch kühnere, aber das Verständniß nicht erschwerende Versetzungen, bald durch reichlichern Gebrauch der Participien, bald durch Häufung des Bindewörtchens und, bald durch ein gewisses alterthümliches, namentlich Homerisches Gepräge des Ausdrucks erreicht hat. Von dem Metrum läßt sich freilich nicht rühmen, daß es den Forderungen einer strengen Theorie entspricht, noch, daß es überall durch rhythmische Malerei und ausdrucksvolle Modulation die Darstellung so sehr unterstützt, als es möglich wäre; wohl aber, daß es dem deutschen Ohre besser zusagt, als die oft rauhe und unnatürliche Bewegung der Vossischen Verse. Mit dem Reinecke verglichen zeigt es einen bedeutenden Fortschritt, der zum Theil auf Rechnung der Beihülfe Humboldt's und wohl auch Schiller's zu setzen ist. Einige metrische Flecken, die sich in dem Gedichte bei der ersten Veröffentlichung fanden, sind noch nachträglich durch leichte Umstellungen oder sonstige Veränderungen gelöscht worden; doch weicht die ältere Gestalt von der neuern im Ganzen nur wenig ab *).

So war denn unserm Dichter ein Werk gelungen, dem die ganze Nation Beifall zujauchzte. Die, welche durch frühere Dichtungen an ihm irre geworden waren, selbst die, welche ihm wegen der Xenien zürnten, mußten nach diesem neuen Triumph seinem Genius wieder huldigen.

*) Die Varianten siehe in meinem Archiv für den deutschen Unterricht, Jahrg. 1843.

Vierzehntes Capitel.

Abreise nach der Schweiz. Neue Betrachtungsweise der Dinge. Aufenthalt in Frankfurt, Stuttgart, Tübingen. Balladen von der schönen Müllerin. Zusammentreffen mit Meyer in Zürich. Die Elegie Amyntas. Blümlein Wunderschön. Reise auf den St. Gotthard. Ein episches Gedicht „Wilhelm Tell" projectirt. Plan einer sentimentalen Reisebeschreibung. Theorie von den Kunstgegenständen. Rückreise. Einfluß der Schweizerreise. Neue Epoche in Goethe's Entwickelung.

Am 30. Juli reiste Goethe von Weimar nach Frankfurt ab; es war das erste Mäl, daß er den Weg aus Thüringen zum Mainstrom bei Tage mit Ruhe und Aufmerksamkeit machte. Er übereilte nicht seine Fahrt; in den heißen Mittagsstunden ließ er füttern und brach dafür Morgens um so früher auf. So kam er nach viertägiger Reise vergnügt und gesund zu Frankfurt an und überlegte in einer ruhigen und heitern Wohnung nun erst, was es heiße, in seinen Jahren in die Welt zu gehen. „In früherer Zeit," schrieb er den 9. August an Schiller, „imponiren und verwirren uns die Gegenstände mehr, weil wir sie nicht beurtheilen noch zusammenfassen können, aber wir werden doch mit ihnen leichter fertig, weil wir nur aufnehmen, was in unserm Wege liegt und rechts und links wenig achten. Später kennen wir die Dinge mehr, es interessirt uns deren eine größere Anzahl und wir würden uns gar übel befinden, wenn uns nicht Gemüthsruhe und Methode in diesen Fällen zu Hülfe kämen." Man sollte denken, er hätte bei der Einsicht, wie leicht auf Reisen die Masse und Mannigfaltigkeit der Gegenstände den Geist verwirren können, auch jetzt durch Willenskraft sein Interesse auf einen mäßigen Kreis von Dingen beschränkt. Noch am Tage vor seiner Abreise hatte er an Schiller geschrieben: „Sie sagten neulich, daß zur Poesie nur die Poesie Stimmung gebe, und da das sehr wahr ist, so sieht man, wie viel Zeit der Dichter verliert, wenn er sich mit der Welt abgibt, besonders wenn es ihm an Stoff nicht fehlt. Es graut mir schon vor der empirischen Weltbreite." Und dennoch nahm er recht absichtlich eine ungeheure Fülle von Objecten

in sich auf und traf allerlei künstliche Veranstaltungen, um sich dieses Besitzes zu versichern. Anstatt die mit den Jahren nicht gerade wachsenden Kräfte haushälterisch zu verwenden, begann er Anschauung und Betrachtung an kleinlichen Gegenständen zu üben. Er legte ganze Bündel von Acten an, worin er öffentliche Papiere, die ihm auf der Reise vorkamen, Zeitungen, Wochenblätter, Verordnungen, Komödienzettel, ferner Predigtauszüge, Preiscourante u. s. w. einheftete; diesen fügte er seine eigenen Beobachtungen und Bemerkungen, seine augenblicklichen Urtheile bei, sprach dann in Gesellschaften über solche Dinge und verglich seine Ansicht mit dem Urtheil Wohlunterrichteter *), um sich möglichst vor Einseitigkeit der Auffassung zu bewahren. Wie kam nun er, der doch längst erfahren haben mußte, daß es für ihn mehr auf poetische Stimmung, als auf Vermehrung seines ohnedieß überreichen Schatzes von Anschauungen und Kenntnissen ankam, wie kam er zu dieser Begierde, den Kreis seines Wissens zu erweitern? „Nicht eher will ich wieder kommen," schrieb er an Schiller, „als bis ich wenigstens eine Sattheit der Empirie empfinde, da wir an eine Totalität nicht denken dürfen." Warum wandelte ihn nicht die Furcht vor Ueberladung an, die dem Fluge des dichterischen Genius so hinderlich werden kann und leider auch dem seinigen geworden ist?

Zweierlei macht es erklärlich, daß Goethe sich nochmals der Breite und Fülle der äußern Welt hingab, obgleich seine Natur jetzt nach Sammlung und Stimmung strebte. Erstens hatte ihm sein Hermann und Dorothea gezeigt, „daß die modernen Gegenstände, in einem gewissen Sinne genommen, sich zum Epischen bequemten" **); und so gedachte er nun zu neuen Productionen dieser Art sich mit neuem Stoff zu versehen. Dann, als er einmal wieder in's Schauen und Beobachten gekommen war, reizte ihn der Zuwachs von Kenntnissen, die sich seinen früheren um so bequemer anschlossen, als er vorher allerlei Schemata und methodische Entwürfe für Aneignung und Beurtheilung der vorkommenden Gegenstände angelegt hatte. Goethe war von jeher, wie kaum ein Anderer, bemüht, der

*) Brief an Schiller vom 22. August.
**) Briefwechsel mit Schiller, III, 194.

Welt nicht bloß nach der Tiefe, sondern auch nach der Weite hin sich zu bemächtigen; dieser Trieb erwachte jedes Mal in voller Stärke, wenn sich ihm ein großer Reichthum und Wechsel der Dinge darbot.

Ueber diesem massenhaften Aufnehmen gewahrte Goethe dießmal zu seiner Ueberraschung ein ganz neues Phänomen in seinem Innern, ein eigenthümliches Streben in die Tiefe bei der Betrachtung gewisser Dinge, eine Art sentimentalischer Theilnahme, das Wort in Schiller's Sinne genommen. Indem er die Gegenstände, die eine solche Wirkung in ihm hervorbrachten, genau prüfte, fand er zu seiner Verwunderung, daß sie eigentlich symbolisch seien, d. h., wie er dieß selbst erläutert: „Es sind eminente Fälle, die in einer charakteristischen Mannigfaltigkeit als Repräsentanten von vielen anderen dastehen, eine gewisse Totalität in sich schließen, eine gewisse Reihe fordern, Aehnliches und Fremdes im Geiste aufregen, und so, von Außen wie von Innen, an eine gewisse Einheit und Allheit Anspruch machen. Sie sind also, was ein glückliches Sujet dem Dichter, glückliche Gegenstände für den Menschen, und weil man, indem man sie mit sich selbst recapitulirt, ihnen keine poetische Form geben kann, so muß man ihnen doch eine ideale geben, eine menschliche in höherm Sinne, das ich auch mit einem so sehr mißbrauchten Ausdruck sentimental nannte." Solcher Gegenstände hatte er bis dahin, wo er diese Worte an Schiller schrieb *), nur zwei gefunden; den Platz, worauf er in Frankfurt wohnte, welcher durch seine Lage und Alles, was darauf vorging, in jedem Momente symbolisch war, und den Raum seines großväterlichen Hauses, Hofes und Gartens, der aus dem beschränktesten patriarchalischen Zustande, worin ein alter Schultheiß von Frankfurt lebte, durch klug unternehmende Menschen zum nützlichsten Waaren- und Marktplatz umgewandelt wurde. Er nahm sich aber vor, für die Zukunft dergleichen symbolischer Dinge recht viele zu suchen. „Gelänge das," schrieb er an Schiller, „so müßte man, ohne die Erfahrung in die Breite verfolgen zu wollen, doch, wenn man auf jedem Platz, in jedem Moment, so weit es einem vergönnt wäre, in die Tiefe

*) Briefwechsel mit Schiller, III, 204.

ginge, noch immer genug Beute aus bekannten Ländern und Gegenden davon tragen."

Schiller fand dieses sentimentale Phänomen nicht eben befremdlich. „Es ist ein Bedürfniß poetischer Naturen," antwortete er, „wenn man nicht überhaupt menschlicher Gemüther sagen will, so wenig Leeres als möglich um sich zu leiden, so viel Welt, als nur immer angeht, sich durch die Empfindung anzueignen, die Tiefe aller Erscheinungen zu suchen und überall ein Ganzes der Menschheit zu fordern. Ist der Gegenstand als Individuum leer und mithin in poetischer Hinsicht gehaltlos, so wird sich das Ideenvermögen daran versuchen und ihn von seiner symbolischen Seite fassen und so eine Sprache für die Menschheit daraus machen. Immer aber ist das Sentimentale (in gutem Sinne) ein Effect des poetischen Strebens, welches, sei es aus Gründen, die in dem Gegenstande, oder solchen, die im Gemüth liegen, nicht ganz erfüllt wird. Eine solche poetische Forderung, ohne eine rein poetische Stimmung und ohne einen poetischen Gegenstand, scheint Ihr Fall gewesen zu sein." Gegen die Ansicht aber, als ob es bei dieser Betrachtungsweise sehr auf den Gegenstand ankäme, glaubte sich Schiller entschieden erklären zu müssen. Freilich müsse der Gegenstand etwas bedeuten, so wie der poetische etwas sein müsse; aber zuletzt komme es auf das Gemüth an, ob ihm ein Gegenstand etwas bedeuten solle, und so dünke ihm das Leere und Gehaltreiche mehr im Subject als im Object zu liegen. Was Goethe'n die zwei Plätze gewesen, würde ihm, unter anderen Umständen, bei mehr aufgeschlossener poetischer Stimmung, jede Straße, jede Brücke, ein Schiff, ein Pflug u. dergl. vielleicht geleistet haben. Schließlich ermunterte er Goethe'n, diese sentimentalen Eindrücke nicht abzuweisen und ihnen möglichst oft einen Ausdruck zu geben.

Hätte er aber die unberechenbaren Folgen der neuen Betrachtungsweise in Goethe geahnt, so würde er schwerlich diese Ermunterung hinzugefügt haben. Denn hier zeigen sich uns, wie Gervinus treffend bemerkt, die Anfänge jener spätern Theorie des Erstaunens, nach welcher Goethe mitunter die höchste Bedeutsamkeit in die geringsten Dinge legte und seine Poesien nicht selten ganz in dem allegorisirenden und symbolisirenden Sinne der Romantiker

behandelte. Wir werden noch mehrfach auf diesen Punkt zurückkommen müssen.

Er verweilte in seiner Vaterstadt bis zum 25. August, seine Beobachtungen nach den verschiedensten Seiten hin wendend. Große Aufmerksamkeit widmete er dem Theater; er verglich es mit dem Weimarischen, entwarf eine Schilderung der Hauptpersonen, dachte ernstlich über die Decorationen zur Oper Palmira und die Theatermalerei überhaupt nach, und verkehrte viel mit dem Theatermaler Fuentes. Eben so lebhaft interessirten ihn die Gebäude der Stadt, öffentliche und Privatgebäude, ältere und neuere; er verfolgte in Gedanken das allmälige Entstehen seiner Vaterstadt, gab sich Rechenschaft über Richtung der Straßen, über die Bauart der verschiedenen Epochen und machte für sich allerlei Verbesserungspläne. Ferner beobachtete er das Treiben der Bürger, ließ sich von ihnen die Franzosen und ihr Betragen charakterisiren, belustigte sich an der possenhaften Heiterkeit einiger gefangenen Franzosen, die einen sonderbaren Abstich gegen den imperturbabeln Ernst der östreichischen Garnison bildete, schematisirte und beschrieb eine Sammlung französischer satyrischer Kupferstiche, und ließ dieß Alles durch einen ihn begleitenden geschickten Schreiber sorgfältig ordnen und in Acten heften. Bei diesem Aufenthalte in Frankfurt war es auch, wo er seiner Mutter zuerst Christiane Vulpius und seinen Sohn zuführte, welche von der Frau Rath freundlich aufgenommen wurden.

Am 25. August schlug er den Weg über Darmstadt nach Heidelberg ein, und setzte von dort am 27. seine Reise über Heilbronn und Ludwigsburg nach Stuttgart fort, wo er den 29. Abends ankam. Auf dem ganzen Wege war wieder seine Theilnahme den mannigfachsten und nicht selten auch ziemlich geringfügigen Dingen zugewandt. Die Gebirgsarten und der darauf gegründete Feld- und Weinbau, Gegenden und Lage der Ortschaften, die Wohnungen, Kleidungen, Gestalt und Sitte der Menschen, die Preise der Lebensbedürfnisse, selbst einzelne Bonmots, die er an der Table d'hote hörte, Alles wurde zu Protocoll genommen und dem Collectaneenhefte einverleibt.

Der achttägige Aufenthalt in Stuttgart war vorzüglich der Kunst, insbesondere der Sculptur und Malerei gewidmet. Sehr viel

Genuß und Belehrung gewährte ihm der Umgang mit dem Professor und Hofbildhauer Scheffauer, und vor Allem mit Dannecker, in dessen Atelier er unter Anderm den herrlichen Originalabguß von Schiller's Büste bewunderte. Großes Interesse nahm er auch an kunstvoll gearbeiteten Alabaster-Vasen von Isopi, desgleichen an den von eben diesem Künstler modellirten Stuccaturarbeiten, welche von anderen geschickten Stuccatoren ausgegossen und in den Schloßsälen eingesetzt wurden. Diese Arbeiten gefielen ihm so wohl, daß er mit den Künstlern Unterhandlungen anknüpfte, um sie für den Weimarischen Schloßbau zu gewinnen. Mit Professor Thouret conferirte er über die verschiedenen Decorationen von Gemächern und Sälen eines Schlosses, und gelangte dabei zu einer Reihe interessanter Ergebnisse, die in einem Briefe vom 6. September *) zusammengestellt sind. In Gesellschaft von Dannecker besuchte er auch Hohenheim, dessen Schloß und Garten ihm eine merkwürdige Erscheinung waren, obgleich er hier, wie in Stuttgart und Ludwigsburg, den Verlust von Material, Geld, Zeit und Kraft beklagen mußte. Anziehende Gemälde sah er bei dem Kaufmann und Kunstfreunde Rapp, dem Obristlieutenant Wing und in den Ateliers der Professoren Hetsch, Müller und Harper, eine treffliche Sammlung von Zeichnungen und Kupfern beim Consistorialrath Ruoff. Durch schöne gemalte Fensterscheiben in Hohenheim angeregt, ordnete er eine Anzahl Bemerkungen, die er bisher über Glasmalerei gemacht hatte, mit dem Vorsatze, sie durch weitere Beobachtung zu completiren **).

Dem Stuttgarter Theater konnte er, mit Ausnahme des Ballets, keinen Geschmack abgewinnen. Desto mehr Genuß fand er in musicalischer Abendunterhaltung beim Capellmeister Zumsteeg, welcher die Colma, nach der Goethe'schen Uebersetzung ***), als Cantate mit Clavierbegleitung componirt, zu großer Freude des Dichters vortrug. Die Neigung zu Musik und Gesang, wie das Interesse für bildende Kunst, dauerte in Stuttgart noch aus der

*) Sämmtliche Werke. Bd. 26, S. 88 ff.
**) Sämmtliche W. Bd. 26, S. 80 u. S. 106 ff.
***) Ebendas. Bd. 14, S. 134 ff.

Zeit des auf Schein, Repräsentation und Effect hinarbeitenden Herzogs Carl fort, welcher zu seinen großen Festen mit ihren lyrischen Schauspielen der Tonkunst bedurfte. Goethe hörte die Stuttgarter mit Entzücken von jenen brillanten Zeiten reden; Alle verabscheuten deutsche Musik und deutschen Gesang und schwärmten für die italienische.

Mitten in dem Element anderer Kunstgattungen vergaß er aber nicht seiner Poesie. Nachdem er mit Dannecker und Rapp in ein etwas näheres Verhältniß gekommen war, entschloß er sich, beiden Hermann und Dorothea vorzulesen, und hatte, wie er an Schiller meldete, alle Ursache, sich der Wirkung des Gedichtes zu erfreuen. Zu wiederholten Malen dachte er über das Theatralisch-Komische nach und kam dabei auf das Resultat, „daß man es nur in einer großen, mehr oder weniger rohen Menschenmasse gewahr werden könne, und daß in Deutschland leider ein Capital dieser Art, womit sich poetisch wuchern ließe, nicht zu finden sei." Im Lyrischen oder Lyrisch-Epischen gerieth er unterweges, wie er am 31. August an Schiller schrieb, auf ein neues poetisches Genre, das er als „Gespräche in Liedern" bezeichnete. „Wir haben in einer gewissen ältern deutschen Zeit," fügte er hinzu, „recht artige Sachen von dieser Art, und es läßt sich in dieser Form Manches sagen, man muß nur erst hineinkommen, und dieser Art ihr Eigenthümliches abgewinnen. Ich habe so ein Gespräch zwischen einem Knaben, der in eine Müllerin verliebt ist, und einem Mühlbach angefangen und hoffe es bald zu überschicken. Das Poetisch-Tropisch-Allegorische wird durch diese Wendung lebendig, und besonders auf der Reise, wo Einen so viele Gegenstände ansprechen, ist es ein recht gutes Genre." Als er Schiller'n die erste Probe desselben mitgetheilt hatte, antwortete dieser: „Mir däucht, daß diese Gattung dem Poeten schon dadurch sehr günstig sein müsse, daß sie ihn aller belästigenden Beiwerke, desgleichen der Einleitungen, Uebergänge, Beschreibungen u. s. w. überhebt und ihm erlaubt, immer nur das Geistreiche und Bedeutende an einem Gegenstande mit leichter Hand oben wegzuschöpfen. Hier wäre also schon wieder der Ansatz zu einer neuen Sammlung, der Anfang einer unendlichen Reihe; denn dieses Gedicht hat, wie jede gute Poesie, ein ganzes Geschlecht in

sich, durch die Stimmung, die es gibt, und durch die Form, die es aufstellt." Schiller's Urtheil ließe sich noch durch Hinweisung auf's Drama, mit dem das neue Genre Verwandtschaft hat, erläutern. Wie das Drama durch seine Form zur Compactheit, zur Ausscheidung alles Ballastes getrieben wird, so auch diese Gattung von Gesprächs-Balladen; wogegen die Balladen in erzählender Form, gleich dem Epos, den Dichter leicht in die Breite führen können. Goethe wandte die neue Form nicht bloß in drei Balladen von der schönen Müllerin*), sondern auch in einer Reihe späterer Gedichte (Blümlein Wunderschön, Wanderer und Pächterin u. a.) an. Indeß hatten sich auch schon ältere Balladen Goethe's diesem Genre genähert, z. B. der Sänger und noch mehr der Erlkönig, der, die Anfangs- und Schlußstrophe abgerechnet, ganz aus Gespräch besteht.

Am 7. September in der Morgenfrühe verließ er Stuttgart und fuhr über Waldenbuch und Dettenhausen nach Tübingen, wo er bei Cotta ein heiteres Zimmer mit einem freundlichen, obgleich schmalen Ausblick in's Neckarthal bezog. Die ersten Tage seines dortigen Aufenthaltes widmete er, bei schönem Wetter, der Betrachtung der Stadt und ihrer Umgebungen, deren Bild seit jener ritterlichen Excursion vom Jahre 1779 ganz in seinem Gedächtnisse verloschen war, und „betrog sodann eine traurige Regenzeit durch geselligen Umgang um ihren Einfluß." Cotta gefiel ihm desto besser, je näher er ihn kennen lernte. Für einen Mann von strebendem, unternehmendem Sinne fand er in ihm so viel Mäßiges, Sanftes und Gefaßtes, so viel Klarheit und Beharrlichkeit, daß er ihn zu den seltenen Erscheinungen zählen mußte. Er knüpfte auch Bekanntschaft mit dem größern Theile der Universitätslehrer an, die er in einem Briefe an Schiller als in ihren Fächern, Denkungsart und Lebensweise sehr schätzbare Männer charakterisirte, welche sich alle in ihrer Lage gut zu befinden schienen, ohne daß sie gerade einer bewegten akademischen Circulation nöthig hätten. „Die großen Stiftungen," fügte er hinzu, „scheinen den großen Gebäuden gleich, in die sie eingeschlossen sind; sie stehen wie ruhige Kolosse auf sich

*) S. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten, II, 328 ff.

selbst gegründet, und bringen keine lebhafte Thätigkeit hervor, die sie zu ihrer Erhaltung nicht bedürfen." Mit Professor Kielmeyer verhandelte er Verschiedenes über Anatomie und Physiologie, und sah bei ihm meisterhafte naturhistorische und anatomische Zeichnungen von George Cuvier. Beim Professor Storr besichtigte er ein sehr bedeutendes Naturaliencabinet. Von Lectüre, die ihn in einsamen Stunden beschäftigte, sprach ihn besonders eine kleine Schrift von Kant an: „Verkündigung des nahen Abschlusses eines Tractats zum ewigen Frieden in der Philosophie," ganze Partieen darin fand er herrlich, aber Composition und Styl im Allgemeinen Kantischer als Kantisch.

Die für uns interessanteste Ausbeute der bisherigen Reise ist das am 14. September an Schiller übersandte Gedicht „Der Edelknabe und die Müllerin," mit dem Zusatz beim Titel: „Altenglisch," der zuerst, wie es scheint, zur Reife gediehene Versuch in jenem neuen Genre der Gesprächslieder. „Ich lasse Ihnen noch einen kleinen Scherz abschreiben," heißt es in dem begleitenden Briefe; „machen Sie aber noch keinen Gebrauch davon; es folgen auf diese Introduction noch drei Lieder in deutscher, französischer und spanischer Art, die zusammen einen kleinen Roman ausmachen." Das Lied in deutscher Art war ohne Zweifel das schon oben angedeutete Gedicht „der Junggesell und der Mühlbach," welches Goethe zuerst von den vieren angefangen, aber erst nach dem Edelknaben und der Müllerin vollendet zu haben scheint; wenigstens schickte er es erst später an Schiller *). Als drittes begann er den 5. November nach einem französischen Vorbilde „der Müllerin Verrath," brachte es aber erst im folgenden Jahre zu Stande. Das vierte, in spanischer Art gehaltene, „der Müllerin Reue," ward einem Briefe an Schiller vom 10. November 1797 beigelegt.

*) In der „Schweizerreise im Jahre 1797" (Goethe's sämmtliche Werke. Bd. 26, S. 139 ff.) findet es sich als Beilage zu einem Brief an Schiller vom 25. September; im Briefwechsel mit demselben (III, 307 ff.) als Anlage zu einem Gedichte vom 1. October. In den Annalen heißt es: „Anfang Septembers fällt der Junggesell und der Mühlbach, den Zumsteeg sogleich componirt, sodann der Jüngling und die Zigeunerin (der Müllerin Reue)."

Nur von dem dritten „der Müllerin Verrath," ist es gelungen, das Vorbild ausfindig zu machen; es ist ein französisches Volkslied aus dem Recueil des plus jolies chansons de ce temps (Paris 1764) *). Aus der Vergleichung desselben mit dem Goethe'schen Gedichte ergibt sich, daß letzteres kaum mehr als eine freie Uebertragung oder Nachbildung ist. Der Inhalt ist in der französischen Romanze ganz gegeben; die Behandlung desselben in dem deutschen Gedichte ist aber so gewandt und anmuthig, daß es durchaus wie ein Original anspricht, und die ausländische Romanze dadurch unserer Poesie vollkommen angeeignet wird. Goethe's Andeutungen machen es mehr als wahrscheinlich, daß ihm auch bei den drei übrigen Stücken ähnliche Vorbilder vorgelegen haben; indeß dürfte die Behandlung, wenn man nach dem Eindruck der Stücke urtheilen darf, freier, und die Abweichung vom Original größer, als bei der französischen Romanze sein.

Mit Ausnahme des dritten Gedichtes, „der Müllerin Verrath," gehören die Balladen von der schönen Müllerin sämmtlich zu dem neuen Genre, den dialogischen Balladen. Der erste Versuch in dieser Form, „der Edelknabe und die Müllerin," ist noch in einer etwas laxen Manier behandelt; in Verslänge und Rhythmus hat sich hier Goethe nicht an strenge Gesetze gebunden. Vortrefflich gelungen ist aber schon das zweite, „der Junggesell und der Mühlbach," worin eine bestimmte Strophenform festgehalten ist. Besonders haben die kurzen Verse häufig etwas Naiv-Anmuthiges, zuweilen auch Malerisches:

Wo willst du klares Bächlein hin
So munter?
Du eilst mit frohem, leichtem Sinn
Hinunter.

Eben so glücklich ist die Form in „der Müllerin Reue" behandelt. Betrachten wir die vier Balladen, nach des Dichters Willen,

*) S. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten II, 332 ff. Es ist auch zu einer sehr anmuthigen Erzählung eines Anonymus benützt: La folle en pélerinage, wovon Goethe's „pilgernde Thörin" in den Wanderjahren eine freie Nachahmung ist.

als ein Ganzes, als einen kleinen Roman, so müssen wir bekennen, daß uns die Verschmelzung der aus verschiedenen Literaturen hergenommenen Elemente nicht vollkommen gelungen scheint. Man ist gleich bei den ersten Stücken in Zweifel, ob der Edelknabe und der Junggesell als eine und dieselbe Person zu denken sind. Läßt die verschiedene Bezeichnung das Gegentheil vermuthen, so spricht doch der Umstand dafür, daß uns das zweite Stück gleichfalls einen Verschmähten vorführt; auch scheint der Schlußvers des zweiten Gedichtes: „Was still der Knabe wünscht und hofft" auf den Edelknaben zurückzudeuten. Dann haben wir es im dritten offenbar auch nicht mit einem Liebhaber aus niederm Stande zu thun. Wie könnte sonst der Dichter sagen:

So geh' es Jedem, der am Tage
Sein edles Liebchen frech betrügt,
Und Nachts mit allzukühner Wage
Zu Amor's falscher Mühle kriecht?

Unterstellen wir aber in allen vieren (im vierten muß ohne Zweifel derselbe wie im dritten angenommen werden) denselben Jüngling als Liebhaber, so ergeben sich wieder manche Bedenken. Abgesehen davon, daß die Bezeichnung „Junggesell" vom Gedanken an den Edelknaben ablenkt, will auch die Sprache des Junggesellen nicht recht zu dem leichtfertigen Helden des ersten Stücks passen, und noch weniger zu dem des dritten, der nicht als ein ernstlich Liebender, sondern als Betrüger an einem „edlen Liebchen" dargestellt ist. Eben so wenig begreift man, wie er im vierten Stück sogleich den Worten eines Mädchens glauben kann, die er im dritten zu „den Geübten" gezählt, und die, wenn auch nicht „Verrath und hämische List" ersonnen, doch willig sich dazu hingegeben hat. Kurz, die disparaten Theile dieses beabsichtigten kleinen Romans haben sich nicht in einander fügen wollen, wenn gleich der Dichter manchen verbindenden Faden eingeschlungen haben mag. Am widerspenstigsten scheint mir die französische Romanze gewesen zu sein, und darin dürften wir auch die Ursache zu suchen haben, warum Goethe mit dieser so spät fertig geworden.

Von diesen theilweise vorgreifenden Erörterungen zu Goethe's Reise zurückkehrend, finden wir ihn am 16. September früh Morgens

im Aufbruch von Tübingen begriffen. Nach langer Tagereise übernachtete er zu Tuttlingen und fuhr am 17. Abends bei schönem Sonnenuntergang in Schaffhausen ein. Auch dieser Weg hatte wieder sein Actenbündel mit den vielfachsten Beobachtungen und Betrachtungen über Felsarten, Garten-, Wein-, Wiesen- und Feldcultur, Straßenbau u. s. w. bereichert. Den 18. widmete er ganz dem Rheinfall. In der Morgenfrühe fuhr er nach Lauffen und stieg von dort hinunter, um sogleich der ungeheuren Ueberraschung zu genießen. Er beobachtete die gewaltsame Erscheinung, indeß die Gipfel der Berge und Hügel vom Nebel bedeckt waren, mit dem der Staub und Dampf des Falles sich vermischte. Jetzt trat die Sonne hervor und verherrlichte das Schauspiel; ein Theil des Regenbogens erschien und das ganze Naturphänomen stellte sich in seinem vollen Glanze dar. Er setzte dann nach dem Schlößchen Wörth hinüber, betrachtete nun das Bild von vorn und aus der Ferne, und kehrte hierauf nach der Stadt zurück. Nachmittags fuhr er an dem rechten Ufer wieder hinaus und genoß bei untergehender Sonne die herrliche Erscheinung noch einmal.

Wie sehr Goethe sich jetzt schon an seine schematische, analysirende Betrachtungsweise gewöhnt hatte, zeigte sich recht bei dem Anblick des Rheinfalls; denn er übte sie selbst an diesem unfaßbaren, überwältigenden und verwirrenden Phänomen. „Bald hätte ich vergessen," schrieb er an Schiller, „Ihnen zu sagen, daß der Vers (die Strophe): Es wallet und siedet und brauset und zischt u. s. w. sich bei dem Rheinfall trefflich legitimirt hat; es war mir sehr merkwürdig, wie er die Hauptmomente der ungeheuren Erscheinung in sich begreift. Ich habe auf der Stelle das Phänomen in seinen Theilen und im Ganzen, wie es sich darstellt, zu fassen gesucht, und die Betrachtungen, die man dabei macht, so wie die Ideen, die es erregt, abgesondert bemerkt. Sie werden dereinst sehen, wie sich jene wenigen dichterischen Zeilen gleichsam wie ein Faden durch dieses Labyrinth schlingen." Wir finden jetzt die hier angekündigte Analyse in die „Schweizerreise im Jahre 1797" eingereiht *). In Beziehung auf den Schlußvers der Schiller'schen

*) Goethe's Werke, Bd. 26, S. 121 ff.

Strophe heißt es: „Das Meer gebiert das Meer. Wenn man sich die Quellen des Oceans dichten wollte, so müßte man sie so darstellen."

Am 19. September reiste Goethe, bei dem schönsten Wetter, die große Kette der Schweizergebirge im Angesicht, über Eglisau nach Zürich. Hier traf am nächsten Tage der ersehnte Freund Meyer ein; und die ersten Stunden des Zusammenseins waren, da unterdeß sich Regenwetter eingestellt hatte, bei Rittmeister Ott zum Schwert dem angeregtesten Gespräch gewidmet. Den 21. fuhren sie zusammen, bei aufgeheitertem Himmel, den See hinaufwärts, wurden von Hauptmann Escher, dessen Cabinet sehr schöne Suiten des Schweizergebirges enthielt, zu Mittag auf seinem Gute bei Herrliberg, am See, freundlich bewirthet und gelangten Abends nach Stäfa. Ein sechstägiger Aufenthalt daselbst war der Betrachtung der angenehmen Gegend und ihrer Cultur, und der von Meyer mitgebrachten Kunstschätze gewidmet. Der Anblick der nahen Gebirge erregte aber bald in Goethe eine gewisse Unruhe, und das fortdauernd schöne Wetter unterhielt den Wunsch, sich einmal wieder unter diese ungeheuren Naturphänomene zu begeben. Der Instinct, der ihn dazu trieb, war, wie er an Schiller schrieb, sehr zusammengesetzt und undeutlich; er erinnerte sich des Effects, den diese Gegenstände vor achtzehn Jahren auf ihn gemacht, der Eindruck war im Ganzen geblieben, aber die Theile waren erloschen, und er fühlte ein „wundersames Verlangen, jene Erfahrungen zu wiederholen und zu rectificiren." Er war ein anderer Mensch geworden, und also mußten ihm die Gegenstände auch anders erscheinen. Die Ueberzeugung, daß kleine gemeinschaftliche Abenteuer, so wie sie neue Bekanntschaften schneller knüpfen, auch den alten günstig seien, wenn sie nach einiger Zwischenzeit wieder erneut werden sollen, entschied die beiden Freunde vollends, und so reis'ten sie am 28. September mit dem besten Wetter ab, das sie auch eilf Tage hindurch treu begleitete.

Ehe wir ihren Weg weiter verfolgen, ist noch eines reizenden Gedichtes zu erwähnen, das auf dem Wege von Schaffhausen nach Stäfa concipirt ward. Ein Apfelbaum, mit Epheu umwunden, den er zufällig erblickte, gab Goethe'n den Gedanken zu seiner Elegie

Amyntas ein. Am 25. September legte er das fertige Gedicht einem Briefe an Voigt bei. Die sprachliche Darstellung ist vortrefflich, der eigenthümliche edle, innige Ton der Elegie durchaus rein durchgeführt; auch in der Behandlung des elegischen Versmaßes, möchte Goethe damals den Gipfelpunkt erreicht haben. Schiller, dem er erst nach der Rückkehr das Gedicht mittheilte, schrieb ihm darüber: „Mit Ihrer Elegie haben Sie uns wieder große Freude gemacht; sie gehört so recht zur rein poetischen Gattung, da sie durch ein so simples Mittel, durch einen spielenden Gebrauch des Gegenstandes, das Tiefste aufregt und das Höchste bedeutet." — Wahrscheinlich eine Frucht des Aufenthaltes in Zürich war das „Blümlein Wunderschön, Lied des gefangenen Grafen." Er las daselbst wohl Tschudi's Chronik und fand in dessen Berichte von der sogenannten Züricher Mordnacht, daß Johann Graf von Habsburg-Rapperswyl, der sich im Jahre 1350 in eine Verschwörung gegen Zürich einließ und von den Bürgern gefangen und in den Wellenberg gelegt wurde, „in der Gefänknuß das Liedli gemachet: Ich weiß ein blawes Blümlein u. s. w." *). In dem vermuthlich durch diese Notiz angeregten Gedichte hat Goethe den zarten und zärtlichen Ton der Minnelieder und zugleich den volksthümlichen sehr gut getroffen, ohne in eine manierirte Nachahmung des mittelalterlichen Liebeslieds und des Volkslieds zu verfallen. Das Gedicht ist ein Muster, wie beide in moderner, gebildeter Gestalt zu erneuen sind. — Außer den Sujets der zwei genannten Gedichte hatte er noch mehrere auf der bisherigen Reise gewonnen. „Herrliche Stoffe zu Idyllen und Elegien," schrieb er am 25. September an Schiller, „und wie die verwandten Dichtarten alle heißen mögen, habe ich schon wieder aufgefunden, auch Einiges schon wirklich gemacht; so

*) Tschudi theilt von dem Liede, als einem seiner Zeit allbekannten, nur die erste Zeile mit. Wahrscheinlich ist es dasselbe, welches Görres aus einer Handschrift in seinen Volks- und Minneliedern (S. 9) in neuerer Umbildung veröffentlicht hat:

Ich weiß mir ein Blümlein blaue
Von himmelklarem Schein;
Es steht in grüner Aue,
Es heißt: Vergiß nit mein! u. s. w.

wie ich überhaupt noch niemals mit solcher Bequemlichkeit die fremden Gegenstände aufgefaßt und zugleich wieder etwas producirt habe." Die Freude über rasche und reiche Productivität sollte indeß nicht lange dauern.

Die Reise der beiden Freunde von Stäfa auf den Gotthard und zurück geben wir nur in gedrängtester Uebersicht. Donnerstag den 28. September fuhren sie nach Richterschwyl und gingen von da über Hütten nach Einsiedeln, wo übernachtet wurde. Am folgenden Morgen besahen sie die Kirche, einen Theil des Schatzes, die Bibliothek, das Naturalien- und Kupferstichcabinet. Das Nachtquartier ward in Schwyz genommen, von wo sie am nächsten Morgen nach Brunnen gingen. Hier schifften sie sich ein, kamen an „Freiheits Grütli" vorüber und landeten bei Tell's Capelle, in welche sie eintraten. Abends logirten sie sich in Altorf ein. In der Nacht änderte sich das Wetter; Regenwolken, Nebel und Schnee zeigten sich Morgens früh auf den nächsten Gipfeln. Bei ihrem Anblick entstanden die „Schweizeralpe" überschriebenen Distichen:

War doch gestern dein Haupt so braun wie die Locke der Lieben,
Deren holdes Gebild still aus der Ferne mir winkt;
Silbergrau bezeichnet dir früh der Schnee nun die Gipfel,
Der sich in stürmender Nacht dir um den Scheitel ergoß.
Jugend, ach! ist dem Alter so nah durch's Leben verbunden,
Wie ein beweglicher Traum Gestern und Heute verband.

Nachmittags traten sie, bei völlig aufgeheitertem Wetter, den Weg nach dem Gotthard an, von dem Schiller's Tell dem Parricida eine so hochpoetische Beschreibung macht *). Den 3. October Mittags stand Goethe zum dritten Mal in seinem Leben auf der Höhe des St. Gotthard; es läßt sich denken, wie lebhaft dieser Platz ihm die Gefühle zurückrief, womit er ihn zum ersten und zweiten Male betreten hatte. Der großen Veränderungen, die seitdem in seinem Innern vorgegangen waren, wurde er sich gewiß hier recht lebhaft bewußt. Gleich nach Tische schickten sich die Reisenden zur Rückkehr

*) Vergl. Schiller's Berglied: „Am Abgrund leitet der schwindlichte Steg u. s. w."

an und trafen am 5. October Abends wieder in Altorf ein. Der nächste Tag ward auf dem Vierwaldstädter See und an den Ufern desselben zugebracht, darauf am 7. der Weg von Stanz über Küßnacht und Immersee nach Zug eingeschlagen. Sonntag den 8. October gegen Abend langten die beiden Freunde wohlbehalten wieder in Stäfa an.

Reich und vielartig war der Gewinn, den Goethe von der Excursion in das Gebirge mitbrachte, zu reich für die verarbeitende Kraft in ihm, wenn man nach dem Erfolge urtheilen darf. Er selbst war freilich anderer Ansicht. „Bei der Leichtigkeit, die Gegenstände aufzunehmen," schrieb er am 14. October aus Stäfa an Schiller, „bin ich reich geworden, ohne beladen zu sein; der Stoff incommodirt mich nicht, weil ich ihn gleich zu ordnen oder zu verarbeiten weiß, und ich fühle mehr Freiheit als jemals, mannigfaltige Formen zu wählen, um das Verarbeitete für mich oder Andere darzustellen. Von dem unfruchtbaren Gipfel des Gotthards bis zu den herrlichen Kunstwerken, welche Meyer mitgebracht, führt uns ein labyrinthischer Spazierweg durch eine verwickelte Reihe von interessanten Gegenständen, welche dieses sonderbare Land enthält. Sich durch unmittelbares Anschauen die naturhistorischen, geographischen, ökonomischen und politischen Verhältnisse zu vergegenwärtigen, und sich dann durch eine alte Chronik (von Tschudi) die vergangenen Zeiten näher zu bringen, auch sonst manchen Aufsatz der arbeitsamen Schweizer zu nutzen *), gibt, besonders bei der Umschriebenheit der helvetischen Existenz, eine sehr angenehme Unterhaltung, und sowohl die Uebersicht des Ganzen als die Einsicht in's Einzelne wird besonders dadurch sehr beschleunigt, daß Meyer hier zu Hause ist, mit seinem richtigen und scharfen Blick schon so lange die Verhältnisse kennt und sie in einem treuen Gedächtnisse bewahrt. So haben wir in kurzer Zeit mehr zusammengebracht, als ich mir vorstellen konnte, und es ist nur Schade, daß wir um einen Monat dem Winter zu nahe sind; noch eine Tour von vier Wochen müßte uns mit diesem sonderbaren Lande sehr weit bekannt machen."

*) Z. B. Escher's Aufsätze; s. den Brief an Voigt vom 17. September in Goethe's Werken, Bd. 26, S. 133.

Mehr im Einzelnen verbreitet sich Goethe über den Ertrag seiner Gotthardreise in Briefen aus Stäfa vom 17. October an den Geheimerath Voigt, an den Herzog von Weimar und an Cotta. „Daß wir auf unserer Reise brav Steine geklopft haben," schreibt er an Voigt, „können Sie leicht denken, und ich habe deren fast mehr, als billig ist, aufgepackt. Wie soll man sich aber enthalten, wenn man zwischen mehreren Centnern von Adularien mitten inne sitzt!" Dem Herzog berichtet er über die politische Lage der Schweiz, die eben von Händeln mit Frankreich bedroht war, von der Cultur der durchwanderten Gegenden und der Benutzung ihrer Producte. In dem Briefe an Cotta rühmt er das durch Meyer's Acquisitionen und dessen eigene Arbeiten gebildete Museum, in welches er sich von den Winterscenen des Gotthards zurückgezogen habe, und hebt besonders die Copie der sogenannten Aldobrandinischen Hochzeit hervor.

Aber auch an poetischer Ausbeute war er nicht leer zurückgekommen. Unmittelbar in der Gegenwart der classischen Oertlichkeit hatte er den Gedanken gefaßt, Tell's Geschichte dichterisch zu behandeln, und zwar in epischer Form, die jetzt gerade bei ihm das Uebergewicht hatte. „Der Vierwaldstädter See," heißt es darüber in den Annalen *), „die Schwyzer Haken, Flüelen und Altorf, auf dem Hin- und Herwege nun wieder mit freiem offenem Auge beschaut, nöthigten meine Einbildungskraft, diese Localitäten als eine ungeheure Landschaft mit Personen zu bevölkern, und welche stellten sich schneller dar, als Tell und seine wackeren Zeitgenossen? Ich ersann hier, an Ort und Stelle, ein episches Gedicht, dem ich um so lieber nachhing, als ich wünschte, wieder eine größere Arbeit in Hexametern zu unternehmen." Was die Auffassung des Haupthelden betrifft, so dachte er sich in ihm eine Art von Demos und wollte ihn deßhalb als einen kolossal kräftigen Lastträger darstellen, die rohen Thierfelle und sonstige Waaren durch's Gebirg herüber und hinüber zu tragen sein Leben lang beschäftigt, und, ohne sich weiter um Herrschaft und Knechtschaft zu bekümmern, sein Gewerbe treibend und die unmittelbarsten persönlichen Uebel abzuwehren fähig

*) Unter dem Jahre 1804.

und entschlossen. In solchem Sinne war sein Tell den reicheren und höheren Landesleuten bekannt, und harmlos übrigens auch unter den fremden Bedrängern. Diese seine Stellung erleichterte dem Dichter eine allgemeine in Handlung gesetzte Exposition, wodurch der eigentliche Zustand des Augenblickes anschaulich wurde. Sein Landvogt sollte einer von den behaglichen Tyrannen sein, welche herz- und rücksichtslos auf ihre Zwecke hindringen, im Uebrigen aber sich gern bequem finden, deßhalb auch leben und leben lassen, dabei humoristisch gelegentlich dieß oder jenes verüben, was entweder gleichgiltig wirken oder auch wohl Nutzen und Schaden zur Folge haben kann. Man sieht aus dieser Skizzirung der zwei Hauptcharaktere, daß die Anlage der Dichtung von beiden Seiten etwas Läßliches hatte und einen gemessenen Gang erlaubte, welcher der epischen Poesie so wohl ansteht. Die älteren Schweizer und deren treue Repräsentanten, an Besitzung, Ehre, Leib und Ansehen verletzt, sollten das sittlich Leidenschaftliche zu innerer Gährung, Bewegung und endlichem Ausbruch treiben, indeß jene beiden Figuren persönlich gegen einander zu stehen und unmittelbar auf einander zu wirken hatten *).

Als das Haupthinderniß, woran die Ausführung dieses Planes gescheitert sei, bezeichnet Goethe seine Unsicherheit über die Behandlung des für die Dichtung ausersehenen Versmaßes, des Hexameters. „Die deutsche Prosodie," sagt er, „insofern sie die alten Sylbenmaße nachbildete, ward, anstatt sich zu regeln, immer problematischer; die anerkannten Meister solcher Künste und Künstlichkeiten lagen bis zur Feindschaft in Widerstreit." Es mag sein, daß dieser Umstand mitgewirkt hat; aber der Hauptgrund, warum eine so umfassende Dichtung nicht zur Vollendung gelangte, lag wohl in dem nach seiner Heimkehr eintretenden Sinken seiner poetischen Productivität überhaupt, von welcher Erscheinung wir an ihrem Orte eine Erklärung versuchen werden.

Jetzt aber in Stäfa gewährten ihm die Ausbildung des Entwurfes in Gedanken und die Unterhaltung mit Meyer darüber, so wie das Studium Tschudi's und die Beobachtung der Charaktere,

*) Vergl. damit die interessante Stelle in Eckermann's Gesprächen mit Goethe, III, 168 ff.

Sitten und Gebräuche der Menschen Behufs der beabsichtigten Dichtung, vielfachen Genuß, und zugleich Ableitung und Zerstreuung; denn mitten in den Gebirgen hatte ihn eine traurige Nachricht erreicht. Christiane Neumann, verehelichte Becker, die von ihm mit so viel Liebe und Erfolg herangebildete Schauspielerin, war am 22. September gestorben. „Liebende haben Thränen und Dichter Rhythmen zur Ehre der Todten," schrieb er an Böttiger und widmete ihr das treffliche Gedicht Euphrosyne. Aus dem Orte, wo zu ihm die Trauerpost gelangte, erklärt es sich, warum die Scene in ein hohes Gebirge verlegt ist. Die Nachricht von dem Tode der geliebten Freundin verwandelte sich dem Dichter in eine Erscheinung ihres Schattens; die Erinnerung an die mit ihr verlebten Stunden wurden zu Worten, womit der Schatten ihn anredet. Goethe hat das Gedicht unter die Elegieen eingereiht, wie denn auch das Metrum das der alten Elegie ist; es hat in gewisser Beziehung auch mit einer Heroide Aehnlichkeit. Das Stück trägt durchaus ein antik-classisches Gepräge; nicht bloß das Versmaß, sondern die ganze Auffassung des Gegenstandes und das ganze Kostüm sind antik. Selbst in der freien Behandlung der Sprache, besonders in kühnen Abweichungen von der gewöhnlichen Wortfolge erinnert es an die freie Construction der Griechen und Römer. Veröffentlicht wurde es zuerst im Schiller'schen Musenalmanach auf das Jahr 1799 *).

Wir gedenken hier auch eines, gleich dem Tell, nur Entwurf gebliebenen Werkes, wozu ihm der Gedanke durch die bisherige Reise war eingegeben worden. Schon in jenem Briefe aus Frankfurt an Schiller, vom 16. August, worin er diesem von der sentimentalen Betrachtung der Dinge, auf welcher er sich selbst ertappt hatte, Bericht erstattet, ist von empfindsamen Reisen die Rede, die er wahrscheinlich noch „in Gefahr" komme zu schreiben. In Stäfa und ohne Zweifel auch auf der Gotthardreise besprach er vielfach mit Meyer „die vorhabende rhetorische Reise-

*) Die ältere Form und eine ausführliche Erklärung des Stückes s. in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten, II, 354 ff.

beschreibung" *). Das Charakteristische derselben würde darin bestanden haben, daß er sich vorzüglich bei jenen symbolischen Gegenständen verweilt hätte, die „als Repräsentanten von vielen anderen Dingen dastehen." Die Bezeichnung „rhetorisch" rechtfertigt sich, indem eine solche Darstellung nicht lediglich auf objective Treue hingearbeitet, sondern mancherlei Betrachtungen und Empfindungen angeknüpft haben würde. So finden wir hier Goethe wieder im Begriffe, in Schiller's Bahn einzulenken, und wir irren wohl nicht, wenn wir darin eine Wirkung des innigen Geistesverkehrs mit dem genialen Freunde erblicken. Was Schiller in seinem Spaziergang nur in allgemeinen, großen Umrissen ausgeführt hatte, beabsichtigte Goethe hier mehr im Detail zu leisten.

Außerdem legten die Unterhaltungen mit Meyer die Keime zu einzelnen kunsttheoretischen Aufsätzen in sein Inneres, die er später bei größerer Muße auszuführen gedachte. Einer derselben, der noch in diesem Jahre eine, wenn auch nur skizzenhafte Form gewann, ist die kleine Abhandlung über die „Vortheile, die ein junger Maler haben könnte, der sich zuerst bei einem Bildhauer in die Lehre gäbe." Ganz besonders beschäftigte die beiden Freunde die Theorie von den Kunstgegenständen, die Festsetzung desjenigen, was denn eigentlich dargestellt werden soll. Den Gedanken hierüber hing Goethe während der ganzen Reise, und vorzüglich seit dem Zusammensein mit Meyer nach. Am 30. August schrieb er nach einem Besuche bei Dannecker an Schiller: „Ich sah auch kleine Modelle bei ihm, recht artig gedacht und angegeben; nur leidet er daran, woran wir Modernen alle leiden, an der Wahl des Gegenstandes. Diese Materie, die wir bisher so oft, und zuletzt wieder bei der Abhandlung über den Laokoon besprochen haben, erscheint mir immer in ihrer höhern Wichtigkeit. Wann werden wir armen Künstler dieser letzten Zeiten uns zu diesem Hauptbegriffe erheben können!" In dem Antwortschreiben vom 15. September ermunterte ihn Schiller, seine Gedanken über die Wahl der Stoffe mit Meyer sowohl für poetische als bildende Darstellung zu entwickeln. Vor der Hand meinte Schiller, daß man mit großem Vortheil von

*) Goethe's Werke, Bd. 26, S. 132.

dem Begriff der absoluten Bestimmtheit des Gegenstandes ausgehen könne. Es würde sich nämlich zeigen, daß alle durch eine ungeschickte Wahl des Gegenstandes verunglückten Kunstwerke an einer solchen Unbestimmtheit und daraus folgenden Willkürlichkeit leiden. Verbände man mit diesem Satz den andern, daß die Bestimmung des Gegenstandes jedesmal durch die Mittel geschehen muß, welche einer Kunstgattung eigen sind, so hätte man, schien ihm, ein hinlängliches Kriterium, um in der Wahl der Gegenstände nicht irre geleitet zu werden. Goethe faßte diese Andeutungen um so lebhafter auf, als er fand, „daß sie sich unmittelbar an die Unterhaltung anschlossen, die er auf dem Wege nach und von dem St. Gotthard eifrig mit Meyer geführt" *). Am 17. October meldete er Schiller'n: „Ueber die berühmte Materie der Gegenstände der bildenden Kunst ist ein kleiner Aufsatz schematisirt und einigermaßen ausgeführt; Sie werden die Stellen Ihres Briefes als Noten dabei finden. Wir sind jetzt an den Motiven, als dem Zweiten nach dem gegebenen Sujet; denn nur durch Motive kommt es zur innern Organisation; alsdann werden wir zur Anordnung übergehen, und so weiter fortfahren. Wir halten uns bloß an der bildenden Kunst und sind neugierig, wie sie mit der Poesie, die wir Ihnen hiermit bestens empfohlen haben wollen, zusammentreffen wird." Alle jene Untersuchungen wurden in den Propyläen, deren Unternehmung in's folgende Jahr 1798 fällt, weiter entwickelt und auf gegebene Kunstwerke angewandt.

Nachdem in Stäfa über dem Revidiren und Mundiren des Tagebuchs, der Lectüre in Tschudi's Chronik, dem Verzeichnen und Einpacken der Mineralien, einem Versuch, den Ort und die Gegend zu beschreiben, und Anderm die Zeit bis zum 21. October verstrichen war, brach das Freundepaar von dort nach Zürich auf. Hier verweilten sie bis zum 26. und besuchten die Chorherren Hottinger und Rahn, den Professor Fäsi, den Antistes Heß, Frau Schultheß und den Zeitungsredacteur Hauptmann Bürkli, auch den Dr. Diethelm Lavater, Arzt in Zürich, aber nicht Goethe's ehedem so geliebten Freund dieses Namens. Wie Ulrich Hegner in den Beiträgen zur

*) Brief aus Stäfa vom 14. October.

nähern Kenntniß Lavater's behauptet *), wandelte Goethe sogar auf dem Petersplatze, wo sein alter Herzensfreund wohnte, hin und her, ohne in das Haus, wo ihm einst so wohl war, einzutreten; und als Lavater ihn im Gasthofe, wo er ihn aufsuchte, nicht antraf und seinen Namen an die Stubenthüre schrieb, blieb Goethe gleich unbeweglich. So richtig hatte Goethe sich selbst in jenem Briefe an Salzmann gezeichnet **), worin er sagte, sein nisus vorwärts sei unbezwinglich stark, und es sei ihm stets traurig, abgerissene Fäden wieder anzuknüpfen.

Von Zürich reis'ten die Freunde über Schaffhausen nach Tübingen, wo sie zwei Tage verweilten, und sodann über Stuttgart, Gmünd, Ellwangen, Großenriedt und Schwabach nach Nürnberg. Auf dem Wege von Großenriedt nach Schwabach am 5. November kamen sie durch kleine Waldpartieen und Tannenwäldchen, auch durch ein Thal mit einigen Mühlen. Auf so günstigem Terrain entstanden folgende zwei Strophen, als erste Versuche, „der Müllerin Verrath" zu gestalten:

Im stillen Busch den Bach hinab
Treibt Amor seine Spiele.
Und immer leise, dip, dip, dap,
So schleicht er nach der Mühle.
Es macht die Mühle klap, rap, rap;
So geht es stille dip, dip, dap,
Was ich im Herzen fühle.

Da saß sie wie ein Täubchen
Und rückte sich am Häubchen
Und wendete sich ab;
Ich glaube gar, sie lachte.
Und meine Kleider machte
Die Alte gleich zum Bündel.
Wie nur so viel Gesindel
Im Hause sich verbarg!
Es lärmten die Verwandten,
Und zwei verfluchte Tanten
Die machten's teuflisch arg.

*) S. 247 f. Anmerk.
**) S. Thl. I, S. 237 Anmerk.

Mir scheint, wenn er in der hier angeschlagenen Tonart fortgefahren hätte, so würde „der Müllerin Verrath" viel anmuthiger und mit den drei anderen Gedichten einstimmiger geworden sein. — Den 6. November in Nürnberg angelangt, trafen sie zu ihrer großen Freude Knebel und ließen sich durch ihn zu etwas längerm Aufenthalt bewegen. Sie verlebten einige frohe Tage in dem Cirkel der Kreisgesandten, besichtigten mehrere alte Kunstwerke und mechanische Arbeiten, brachen am 15. November wieder auf und schlugen den geraden Weg über Erlangen, Bamberg und Cronach nach Weimar ein.

Die Schweizerreise des Jahres 1797 machte wie jene des Jahres 1779, wenn auch in anderer Weise, eine Epoche in Goethe's Leben. Unmittelbar nach derselben trat ein längeres Stocken in seiner dichterischen Productivität ein. Die Hauptursache dieser Erscheinung finden wir in der Fülle und Vielartigkeit des Materials, das ihm die Reise zugeführt hatte. Mag es immerhin in gewisser Beziehung für den Dichter vortheilhaft sein, wenn ihm ein Reichthum lebhafter Anschauungen zu Gebote steht, so wirkt doch eine Masse der verschiedenartigsten Eindrücke, zumal so lange sie noch frisch sind, zerstreuend auf Geist und Gemüth und gestattet keine Concentrirung des Interesses auf Einen Punkt. Goethe fühlte dieses selbst, wie mehrere Stellen in den Briefen an Schiller zeigen. Am 2. December klagt er dem Freunde, er habe seit seiner Rückkunft kaum zu so viel Stimmung gelangen können, auch nur einen erträglichen Brief schreiben zu können, und sieht die Ursache in der Masse von Gegenständen, die er in sich aufgenommen. Und in einem Briefe vom 6. Januar 1798 heißt es: „Sehr sonderbar spüre ich noch immer den Effect meiner Reise. Das Material, das ich darauf erbeutet, kann ich zu Nichts brauchen, und ich bin außer aller Stimmung gekommen, Etwas zu thun. Ich erinnere mich aus früherer Zeit eben solcher Wirkungen, und es ist mir aus manchen Fällen und Umständen recht wohl bekannt, daß Eindrücke bei mir sehr lange im Stillen wirken müssen, bis sie zum poetischen Gebrauche sich willig finden lassen."

Eine zweite Ursache jener dichterischen Unfruchtbarkeit haben wir in der Einwirkung Meyer's zu suchen. Je gleichgiltiger unser

Dichter sich gegen die Theilnahme des Publikums verhielt, um so empfänglicher war er für die persönlich anregenden Einflüsse ebenbürtiger Freunde. Hatte Schiller ihn während der letzten Jahre aus seinen naturwissenschaftlichen Forschungen auf das Gebiet der Poesie herübergezogen und ihm, wie er dankbar eingestand, „eine zweite Jugend verschafft und ihn wieder zum Dichter gemacht," so regte Meyer, der ihm „das lebendigste Italien zurückbrachte" *), seine ganze Neigung zur bildenden Kunst wieder auf. Aber auch das Verhältniß zu Schiller begann jetzt, nach längerm Bestehen, auf Goethe einen Einfluß zu üben, der seiner poetischen Thätigkeit nicht förderlich war. Die beiden Freunde hatten allmählig, über ihrem häufigen und innigen Geistesverkehr, Vieles von ihrer Natur gegen einander ausgetauscht. Wie Schiller damals, wo er seinen Wallenstein schuf, sich durch die Anschauung von Goethe's Wesen auf eine Zeit lang aus seiner speculativen Richtung und seiner subjectiven Dichtungsweise in die Bahn eines auf reiner und ruhiger Intuition beruhenden objectiven Dichtens gezogen fühlte: so lenkte umgekehrt Goethe nunmehr, durch die Kraft des Schiller'schen Genius fortgerissen, eine Zeit lang seinen Geist stärker auf die Reflexion hin und verlor eben so viel an Darstellungslust, als er an Hang zur Speculation gewann. Denn, wie Schiller in einem Briefe treffend bemerkt, beide Geschäfte, Reflexion und Production, trennten sich in Goethe durchaus, woraus er eben erklärt, daß beide auch als Geschäft so rein ausgeführt würden. „Sie sind wirklich," sagt er, „so lange Sie arbeiten, im Dunkeln, und das Licht ist bloß in Ihnen; und wenn Sie anfangen zu reflectiren, so tritt das innere Licht von Ihnen heraus und bestrahlt die Gegenstände Ihnen und Anderen. Bei mir vermischen sich beide Wirkungsarten, und nicht sehr zum Vortheil der Sache." Beiden Freunden war jene Einwirkung auf einander wohl zum Bewußtsein gekommen. „Ich finde augenscheinlich," schrieb Schiller, „daß ich (im Wallenstein) über mich selbst hinausgegangen bin, welches die Frucht unsers Umgangs ist; denn nur der vielmalige continuirliche Verkehr mit einer so objectiv mir entgegenstehenden

*) Annalen unter dem Jahre 1797.

Natur, mein lebhaftes Hinſtreben darnach und die vereinigte Bemühung, ſie anzuſchauen und zu denken, konnte mich fähig machen, meine ſubjectiven Grenzen ſo weit auseinanderzurücken." Goethe antwortete: „Das günſtige Zuſammentreffen unſerer beiden Naturen hat uns ſchon manchen Vortheil verſchafft, und ich hoffe, dieſes Verhältniß wird immer gleich fortwirken. Wenn ich Ihnen zum Repräſentanten mancher Objecte diente, ſo haben Sie mich von der allzu ſtrengen Beobachtung der äußeren Dinge und ihrer Verhältniſſe auf mich ſelbſt zurückgeführt."

So werden wir denn Goethe in der nächſtfolgenden Zeit vielfach auf theoretiſchem Felde beſchäftigt finden. Statt ſeinen Tell auszuführen, ſpeculirte er über Epos und Drama, über ihr Gemeinſames und Verſchiedenes; die Betrachtungen über bildende Kunſt wurden mit Meyer in die Breite und Tiefe verfolgt, und ſelbſt an den metaphyſiſchen Beſtrebungen Kant's, Fichte's und Schelling's nahm jetzt unſer Dichter regen Antheil. Doch zeigte ſich auch hier wieder, daß er an kein eigentliches Lernen, kein hingebendes Studiren gewöhnt war; er naſchte nur in philoſophiſchen Schriften, um ſich zu eigenem Denken anzuregen. Kant's Anthropologie, ſchrieb er an Schiller, ſei ihm ein ſehr werthes Buch, aber er könne es nur in geringen Doſen genießen; wenn man zu guter Stunde ein paar Seiten darin leſe, ſo ſei die geiſtreiche Behandlung immer reizend. „Uebrigens," fügte er hinzu, „iſt mir Alles verhaßt, was mich bloß belehrt, ohne meine Thätigkeit zu vermehren oder unmittelbar zu beleben." Es war natürlich, daß jetzt, bei dem verſtärkten theoretiſchen Hange, ſich auch die durch Schiller etwas zurückgedrängte Naturforſchung wieder ſtärker hervorthat. Allein auch dieſe nahm jetzt mehr und mehr einen ſpeculativen Charakter an, worin ſich wieder Schiller's Einfluß deutlich zu erkennen gibt. Goethe legte ſich jetzt fortwährend Rechenſchaft von ſeinem naturwiſſenſchaftlichen Verfahren ab, verglich es mit dem von Anderen angewandten, vertiefte ſich in die Literatur und Geſchichte der Farbenlehre, um darin den Gang des forſchenden Menſchengeiſtes zu ſtudiren, wandte ſogar, auf Schiller's Ermunterung, die Kantiſchen Kategorieen auf ſeine Gedanken über die Naturforſchung an, und meinte ſelbſt an der

Stimmung, womit er dieſe Gegenſtände bearbeitete, wahrzunehmen, daß er „nun bald zur edeln Freiheit des Denkens darüber gelangen werde."

Fünfzehntes Capitel.

Sorge für's Theater. Aufſatz über epiſche und dramatiſche Dichtung. Erſtes Aperçu der Achilleis. Wiedererwachtes Intereſſe für die Naturwiſſenſchaft. Plan eines Naturgedichtes. Maskenzug zum 30. Januar 1798. Weiſſagungen des Bakis. Ankauf eines Gutes. Drei Gedichte. Iffland's Beſuch. Weitere Beſchäftigung mit der Achilleis. Humboldt's Werk über Hermann und Dorothea. Die Propyläen. Lebhafte Theilnahme an Schiller's Arbeiten, beſonders am Wallenſtein. Der Sammler und die Seinigen. Diderot's Verſuch über die Malerei, überſetzt und mit Anmerkungen begleitet.

Gleich nach der Rückkehr aus der Schweiz wandte Goethe eine beſondere Aufmerkſamkeit dem Theater zu. Er fand hier eine große Lücke: Chriſtiane Neumann fehlte. Allein durch ſie einmal an die Bühne gewöhnt, entzog er dieſer auch jetzt nicht ſeine Sorgfalt, und widmete nun dem Ganzen, was er ſonſt der Freundin faſt ausſchließlich hatte zukommen laſſen. Ihre Stelle war beſetzt, wenigſtens mit einer wohlgefälligen Schauſpielerin. Auch die Sängerin Caroline Jagemann bildete ſich immer mehr aus und erwarb ſich nicht minder im Schauſpiel reichen Beifall. Das Theater war ſchon ſo gut, daß die currenten Stücke ſich zu völliger Zufriedenheit beſetzen ließen, aber freilich auch nur Stücke, die nicht in die eigentliche dichteriſche Sphäre hineinreichten. „Ich habe geſtern," ſchrieb Goethe am 22. November 1797 an Schiller, „zum erſten Mal wieder in Ihrer Loge geſeſſen, und wünſche Sie bald wieder darin einführen zu können. Da ich ganz als Fremder der Vorſtellung zuſah, ſo habe ich mich verwundert, wie weit unſere Leute wirklich ſind. Auf einem gewiſſen ebenen Wege der Natur und Proſa machen ſie

ihre Sachen über die Maßen gut; aber leider im Momente, wo nur eine Tinctur von Poesie eintritt, wie doch bei dem gelindesten Pathetischen immer geschieht, sind sie gleich null oder falsch." Es scheint demnach, daß Goethe in unsicherer Erinnerung etwas von der spätern Zeit auf die gegenwärtige überträgt, wenn er von dieser in den Annalen sagt: „Wir durften Manches versuchen, uns selbst und unsere Zuschauer in einem höhern Sinne auszubilden." Goethe vermißte in diesem Winter, auch in Beziehung auf das Theater, lebhaft die Gegenwart Schiller's, der auf die Schauspieler gemüthlicher einwirken konnte. „Ich habe sie," schrieb Goethe am 9. December, „mit der Hoffnung getröstet, daß Sie uns auf's Frühjahr wohl besuchen würden. Sehr nöthig thut unserm Theater ein solcher neuer Anstoß, den ich gewissermaßen selbst nicht geben kann. Zwischen dem, der zu befehlen hat, und dem, der einem solchen Institut eine ästhetische Leitung geben soll, ist ein gar zu großer Unterschied. Dieser soll auf's Gemüth wirken und muß also auch Gemüth zeigen; jener muß sich verschließen, um die politische und ökonomische Form zusammen zu halten. Ob es möglich ist, freie Wechselwirkung und mechanische Causalität zu verbinden, weiß ich nicht; mir wenigstens hat das Kunststück noch nicht gelingen wollen." Man sieht, das dictatorische Wesen des Theaterdirectors Goethe, worüber man sich beklagt hat, ging mehr aus Grundsatz als aus natürlichem Hange hervor, und mag zum Besten des Ganzen oft sehr nöthig gewesen sein.

Der Rest des Jahres 1797 schwand größtentheils über dem Ordnen äußerer Theaterangelegenheiten, wie dem Erneuern der Contracte u. dgl. mehr dahin; von Stimmung zu poetischer Production wollte sich nicht die geringste Spur zeigen; die trübe Jahrszeit übte auch wieder ihre Rechte auf sein Gemüth aus. Er konnte selbst nicht einmal zum Aufschreiben seiner Kunstbetrachtungen kommen. „Das Interesse am Ausarbeiten derselben," heißt es in einem Briefe vom 2. December an Schiller, „ist zuletzt durch den Umgang mit Meyer sehr geschwächt worden. Sobald ich eine Sache einmal durchgesprochen habe, ist sie auf eine ganze Zeit für mich wie abgethan." Um endlich einmal zu Sammlung und Productivität zu gelangen, beschloß er gleich nach Neujahr, „zu seiner Tageseinsamkeit des

Jenaischen Schlosses und den Abendgesprächen mit Schiller zu eilen." Er hielt es für nöthig, ohne Meyer hinzugehen. Denn er hatte, wie er an Schiller schrieb, die Erfahrung wieder erneuert, daß er nur in einer absoluten Einsamkeit arbeiten könne, und daß sogar schon häusliche Gegenwart geliebter und geschätzter Personen seine poetischen Quellen gänzlich ableite. Um sich aber bis dahin noch „im Guten zu erhalten," las er Herodot und Thucydides, an denen er jetzt zum erstenmal eine ganz reine Freude hatte, weil er sie nur ihrer Form und nicht ihres Inhalts wegen las.

Indeß brachte er doch noch ganz am Jahresschlusse etwas Erfreuliches, wenn auch theoretischer Natur, zu Stande. Seit dem Erscheinen der Schlegel'schen Recension über Hermann und Dorothea hatte er die Gesetze der Epopöe und des Drama's auf's Neue durchgedacht, und schrieb nun seine Betrachtungen zu einem kleinen Aufsatze zusammen, den wir im Briefwechsel mit Schiller unter dem Titel finden: „Ueber epische und dramatische Dichtung, von Goethe und Schiller." Aus der Correspondenz Beider erhellt jedoch, daß er Goethe'n, wenigstens der Form und Fassung nach, allein angehört. Um das Detail der Gesetze, wonach der Epiker und der Dramatiker zu handeln haben, aus der Natur des Menschen herzuleiten, vergegenwärtigt sich Goethe einen Rhapsoden und einen Mimen, beide als Dichter, jenen mit seinem ruhig horchenden, diesen mit seinem ungeduldig schauenden und hörenden Kreise, und entwickelt nun aus diesem verschiedenen Verhältnisse auf eine sinnreiche Weise, was einer jeden von beiden Dichtarten am meisten fromme, welche Gegenstände jede vorzüglich zu wählen, welcher Motive sie sich vorzüglich zu bedienen, wie sie ihren Gegenstand zu behandeln habe. Besonders feinsinnig ist die Unterscheidung der Motive in vorwärtsschreitende, rückwärtsschreitende, retardirende, zurückgreifende und vorgreifende.

Goethe wandte die gewonnenen Resultate auf die Ilias und den Sophokles, die er in der letzten Hälfte des Decembers las, so wie auf einige epische und dramatische Gegenstände an, welche er in Gedanken zu motiviren versuchte, und fand jene Kriterien sehr brauchbar, ja entscheidend. Indem er Hermann und Dorothea an

denſelben Maßſtab hielt, ward es ihm recht klar, wie ſehr ſich dieſes epiſche Gedicht in einigen Beziehungen dem Drama annähert. Ueber der Lectüre der Ilias kam er auf den Gedanken zu unterſuchen, ob zwiſchen Hektor's Tod und der Abfahrt der Griechen von der trojaniſchen Küſte noch ein epiſches Gedicht inne liege. Auf den erſten Blick ſchien es ihm, als ob in dieſem Zeitraume nur tragiſche Sujets zu finden ſeien; namentlich hielt er den Tod des Achilles für einen herrlichen Stoff zu einer Tragödie. Wir werden ſehen, wie er dieſes erſte Aperçu ſpäter modificirte, und ſich daraus der Plan ſeiner Achilleis entwickelte.

Da dem Vorhaben, ſich nach Neujahr in die Jenaiſche Schloßeinſamkeit und zu Schiller zu flüchten, einſtweilen allerlei Hinderniſſe entgegentraten, ſo brachte Goethe den Januar 1798 wieder in unerfreulicher Vielgeſchäftigkeit zu. Der gute Erfolg, den Hermann und Dorothea gehabt, weil er, „was das Material betrifft, den Deutſchen einmal ihren Willen gethan," führte ihn auf den Gedanken, „ob man nicht auf eben dieſem Wege ein dramatiſches Stück ſchreiben könnte, das auf allen Theatern geſpielt werden müßte, und das Jedermann für vortrefflich erklärte, ohne daß es der Autor ſelbſt dafür zu halten brauchte," — eine Idee, die er glücklicher Weiſe bald wieder aufgegeben zu haben ſcheint. Zu mancherlei Betrachtungen gab eine unlängſt erſchienene Schrift von Schelling Anlaß: „Ideen zur Philoſophie der Natur." Wahrſcheinlich war ſie es auch, die ihm den Anſtoß gab, ſeine Farbenlehre wieder einmal ernſtlicher vorzunehmen. Er hatte von Anfang an Acten geführt und dadurch ſowohl ſeine Irrthümer als ſeine richtigen Schritte, beſonders aber alle Verſuche, Erfahrungen und Einfälle aufbewahrt. Jetzt trennte er nun dieſe Volumina auseinander, ließ ſich Papierſäcke machen, rubricirte dieſelben nach einem gewiſſen Schema und ſteckte Alles hinein, wodurch er ſeinen Vorrath zu jedem Capitel deſto beſſer überſehen konnte. Hiebei kam ihm auch jener Aufſatz aus dem Jahre 1793 wieder zur Hand: „Der Verſuch, als Vermittler von Object und Subject." Er ſchickte ihn an Schiller, welcher darin „nicht bloß eine treffliche Darſtellung und zugleich Rechenſchaft von Goethe's naturhiſtoriſchem Verfahren, ſondern auch die höchſten Angelegenheiten und Erforderniſſe aller ratio-

nellen Empirie berührt" fand. Schiller's Theilnahme an Goethe's naturwiſſenſchaftlichen Beſtrebungen wuchs in dem Grade, als bei dieſem ſich zur Intuition des Gegenſtandes mehr und mehr die Speculation über die Methode geſellte. Denn er hielt die Einſicht in die Operation des Geiſtes, gleichſam die Philoſophie des Geſchäftes, für einen größern Gewinn, als die Einſicht in den Gegenſtand, weil eine deutliche Kenntniß der Geiſteswerkzeuge und der Methode den Menſchen ſchon gewiſſermaßen zum Herrn über alle Gegenſtände mache; und er hoffte gerade über dieſes Allgemeine in Behandlung der Empirie ſich recht viel mit Goethe zu unterhalten, wenn er nach Jena käme. Um mittlerweile aber ihm in ſeinem Streben förderlich zu ſein, ſetzte er eine weitläufige Inſtruction auf, wie Goethe die optiſchen Erſcheinungen nach den Kategorien durchnehmen und beſtimmen könne. Goethe ging auf Schiller's Vorſchlag ein und ſchickte nach einiger Zeit zu deſſen Ueberraſchung „die Phänomene und hypothetiſchen Enunciationen über die Farbenlehre, nach den Kategorien aufgeſtellt." Er hatte ſchon eine Ahnung, daß Schiller nicht beſonders damit zufrieden ſein werde; „unter Ihren Händen," ſchrieb er, „wird dies Blatt gar bald eine andere Geſtalt gewinnen." Und ſo geſchah es auch; Schiller mußte die Ausführung des Gedankens für zu rhapſodiſtiſch und willkürlich erklären, machte eine Reihe wohlgegründeter Ausſtellungen und ſchlug zu guter Letzt eine andere einfachere Eintheilung der Farbenbetrachtung vor (a. in Beziehung auf Licht und Finſterniß, b. auf das Auge, c. auf die Körper, woran die Farbe erſcheint); denn er mochte ſich nun überzeugt haben, daß Goethe'n eine ſtreng philoſophiſche Behandlung unmöglich war.

Mit dem wiedererwachten Intereſſe für die Naturwiſſenſchaft hing ohne Zweifel auch die Lectüre des engliſchen Gedichts „Der botaniſche Garten" von Darwin zuſammen, worüber Goethe in einem Briefe an Schiller vom 27. Januar berichtet. Es iſt darin das bunteſte Material von Naturlehre, Chemie, Geographie, Botanik, Fabrik- und Handelsweſen ohne eine Spur von poetiſchem Gefühl zuſammengebunden. Schiller meinte, ſo verunglückt dieſe poetiſche Geburt ſei, ſo könne man den Stoff nicht für unzuläſſig und zu dichteriſcher Behandlung ungeeignet erklären. „Wenn man gleich

Anfangs," sagte er, „auf alles sogenannte Unterrichten Verzicht thäte, und bloß die Natur in ihrer reichen Mannigfaltigkeit, Bewegung und Zusammenwirkung der Phantasie nahe zu bringen suchte, alle natürlichen Erzeugungen mit einer gewissen Liebe und Achtung aufführte, jedem seine selbstständige Existenz respectirte, so müßte ein lebhaftes Interesse erregt werden." Ich vermuthe, daß hiedurch zuerst in Goethe die Idee zu einem großen Naturgedicht entstand, der wir im folgenden Jahre wieder begegnen werden. Er schrieb darüber an Knebel: „Mir däucht, ich könnte den Aufwand von Zeit und Kräften, den ich an jene (naturwissenschaftlichen) Studien gewandt, nicht besser nutzen, als wenn ich meinen Vorrath zu einem Gedicht verarbeitete. Du hast den kleinen Versuch über die Metamorphose der Pflanzen gut aufgenommen, und Herder hat mir auch was besonders Freundliches darüber gesagt, welches mich sehr ermuntert, an das größere Werk zu denken. Freilich ist es im Ganzen ein fürchterlicher Anblick; doch muß man denken, daß man nach und nach durch anhaltenden Fleiß Vieles zu Stande bringt" *).

Der Schluß des Januars brachte, wie wir wissen, den Geburtstag der regierenden Herzogin. Seit vierzehn Jahren hatte Goethe dieses Fest nicht mehr durch ein Gedicht gefeiert; wenigstens hat sich keines aus dieser Zwischenzeit erhalten. Die nun beginnende zweite Periode seiner Redoutengedichte kündet sich auch durch ein neues Metrum, die ottave rime, an, die er in frühern Gedichten dieser Art nicht angewandt hatte. Nähern Aufschluß über das Redoutenspiel, dessen Text sich in Goethe's Werken unter der Ueberschrift „Maskenzug zum 30. Januar 1798" findet, geben ein paar Stellen aus Goethe's Correspondenz mit Schiller. In einem Briefe (der auffallender Weise nicht vom 30., sondern vom 26. Abends datirt ist) heißt es: „Aus beiliegenden Stanzen werden

*) Nachträglich bemerke ich, daß, nach einem Briefe Goethe's an Knebel (Briefw. zwischen G. u. Kn. II, 201) zu schließen, die Idee zu dem Naturgedichte durch Knebel's Uebersetzung des Lucrez angeregt worden. Auch trug sich Goethe im Juli 1798 mit dem Gedanken (Briefw. mit Knebel II, 181) die magnetischen Kräfte, auf ähnliche Weise wie die Metamorphose der Pflanzen, in einem Gedichte darzustellen.

Sie sich ein Traumbild von dem Aufzuge formiren können, der heute Abend statthaben soll. Sechs schöne Freundinnen belieben sich auf's Schönste zu putzen, und wir haben, um ja keine Allegorie mehr in Marmor, und wo möglich auch nicht einmal gemalt zu sehen, die bedeutendsten Symbole mit Pappe, Gold und anderm Papier, Zindel und Lahn, und was alles von Stoffen dieser Art zu finden ist, auf das Klärste dargestellt. Der Imagination Ihrer lieben Frau wird es einigermaßen nachhelfen, wenn ich nachstehendes Personal hersetze: Der Friede, Fräulein von Wolfskeel. Die Eintracht, Frau von Egloffstein und Fräulein von Seckendorf. Der Ueberfluß, Frau von Werther. Die Kunst, Fräulein von Beust. Der Ackerbau, Fräulein von Seebach. Hierzu kommen sechs Kinder, die auch nicht wenig Attribute schleppen müssen, und so hoffen wir mit der größten Pfuscherei, in dem gedankenleersten Raum, die zerstreuten Menschen zu einer Art von Nachdenken zu nöthigen." Aus einer Fortsetzung des Briefes vom 27. sieht man, daß Goethe Chorführer war, und Alles gut von Statten ging, nur daß zuletzt der Raum fehlte, sich gehörig zu produciren.

Das Geburtstagsfest der Herzogin war vorüber, ohne daß Goethe noch eine ruhige Zeitfolge vor sich erblickte. „Geschäfte und Zerstreuungen," schrieb er an Schiller, „bringen immer wieder neue Geburten ihrer Art hervor." Er mußte daher den Ausflug nach Jena, und damit die Hoffnung auf Stimmung und Wiederkehr der Productivität abermals hinausrücken. Konnte er Nichts zu Stande bringen, so beschäftigte er sich doch wenigstens mit Anderer Poesieen oder machte Pläne zu eigenen. Lebhaften Antheil nahm er an einer ihm von Schiller zugesandten Idylle eines Anonymus, ohne zu ahnen, daß des Freundes Gattin die Verfasserin war *), deßgleichen

*) Die Idylle ist überschrieben „Die Kapelle im Walde" und abgedruckt in dem (erst 1798 erschienenen) zwölften Stücke der Horen für's Jahr 1797. Die von Goethe gemachten Verbesserungsvorschläge finden sich darin benutzt. Es muß Schiller'n großen Spaß gemacht haben, daß Goethe das Product so unbefangen lobte und tadelte, von einem „beinahe weiblichen Talente," von Einwirkung seines Hermann und Dorothea auf diese Natur sprach. Nicht ohne Lächeln mag Schiller die Antwort hingeschrieben haben: „Es ist

an der Agnes von Lilien, von Schiller's Schwägerin. Durch Knebel erhielt er einen Prospect und Proben von Grübel's Gedichten, des Nürnberger Bürgers und Stadtflaschners, den er Schiller'n als einen letzten Abkömmling der Nürnberger Meistersänger ankündigte. Schiller ermunterte Goethe'n, ein paar Seiten zur Einführung des neuen Dichters beim Publikum zu schreiben, eine Aufforderung, welcher Goethe gegen Ende des Jahres nachkam. Am 3. Februar meldete er Schiller'n, er habe etwa ein halb Dutzend Mährchen und Geschichten im Sinne, die er als den zweiten Theil der Unterhaltungen seiner Ausgewanderten bearbeiten wolle. Sodann dachte er auch etwas ernsthafter seinen Faust anzugreifen, theils um diesen Tragelaphen los zu werden, theils um sich zu einer höhern und reinern Stimmung, vielleicht zum Tell, vorzubereiten. Daneben trug er sich für den Musenalmanach mit einem Einfall, „noch toller als die Xenien," wie er Schiller'n versicherte. Er wollte ihn aber nur unter gewissen Bedingungen communiciren, indem er sich die Redaktion dieses abermaligen Anhangs vorbehalte, dem Freunde aber zuletzt, wie billig, die Wahl freistelle, ob er ihn aufnehmen wolle. Waren mit diesem mysteriös angekündigten Produkte vielleicht die Weissagungen des Bakis gemeint?

In Goethe's Tagebuch findet sich diese seltsame Production zuerst unter dem 23. März 1798 notirt. Nach mündlichen Erklärungen gegen Riemer hatte der Dichter ursprünglich die Absicht, auf jeden Tag im Jahre ein solches Distichon oder vielmehr Doppeldistichon zu machen, „damit es eine Art von Stechbüchlein, in der Weise der ehemaligen Spruchkästlein, würde, wie man sonst sich der Bibel, des Gesangbuches u. dgl. dazu bediente, aus einem zufällig aufgeschlagenen Verse ein gutes oder ein schlimmes Omen, eine Bestätigung oder Abmahnung herzunehmen; oder wie die Alten ihren Homer brauchten und daraus ihre sortes Homericas und Virgilianas zu ziehen pflegten." Indeß unterhielt ihn die Beschäf-

mir lieb, auch von Ihnen zu hören, daß mein Urtheil über die Idylle und ihren Urheber mich nicht getäuscht hat. Daß es eine weibliche Natur ist, ist wohl kein Zweifel, und dieser ganz naturalistische und dilettantische Ursprung erklärt und entschuldigt das Ungehörige in der Behandlung."

tigung mit diesen Poesien, wie er selbst in den Annalen sagt, nur kurze Zeit; er führte jenen Plan nicht aus, und das Manuscript der fertigen zweiunddreißig Doppeldistichen verlor sich unter Schiller's Papiere, fand sich aber später wieder und wurde nun in einer Folge mit den vier Jahreszeiten gedruckt. Ist unsere Vermuthung richtig, daß die Weissagungen des Bakis anfänglich zu Nachfolgern der Xenien bestimmt waren, so läßt sich leicht denken, wie Goethe auf den Einfall gerieth. Ein Hauptspaß bei den Xenien war für die beiden Dichter das Hin- und Herrathen des Publikums gewesen, auf wen dieses und jenes Distichon eigentlich gemünzt sei; so konnte zu Schiller's größter Belustigung A. W. Schlegel die jungen Nepoten im 341. Xenion (eben die beiden Schlegel) nicht herausfinden. Da lag nun der Gedanke nicht fern, wie dort aus dem literarischen, so jetzt aus dem politischen Gebiete, dem geselligen Leben und der sittlichen Welt dem räthselliebenden Publikum eine Schüssel neuer Nüsse zum Knacken aufzutischen. Goethe mochte sich aber bald überzeugen, daß er anfangs die Schwierigkeit der Aufgabe zu gering und ihre mögliche Wirkung zu hoch angeschlagen hatte. Schiller schrieb ihm auch sogleich, wenn der Krieg nicht, wie in den Xenien, einzelnen Personen, sondern dießmal dem Ganzen gelten sollte, so möchte es schwer sein, eine lebhaftere Bewegung hervorzubringen, als die Xenien erregt hätten. Uebrigens hing der Gedanke, aus welchem die Weissagungen des Bakis entsprungen sind, auch mit zwei tiefeingewurzelten Neigungen Goethe's zusammen: einmal mit seiner Freude am Geheimthun, am Versteckenspielen, und dann mit jenem von der Mutter ererbten Hange, in einzelnen zufälligen Begegnissen etwas Vorbedeutendes zu erblicken.

Die Art, wie Goethe sich in dem Briefwechsel mit Zelter*) über die Weissagungen des Bakis ausspricht, macht dem Interpreten wenig Muth, sich an eine Deutung derselben zu wagen. „Die deutsche Nation," sagt er, „weiß durchaus nichts zurecht zu legen; durchaus stolpern sie über Strohhalmen. So quälen sie sich und mich mit den Weissagungen des Bakis, früher mit dem Hexen-Einmaleins und so manchem andern Unsinn, den man dem schlichten

*) Nr. 577.

Menschenverstande anzueignen gedenkt." Trotz dieser Erklärung wird man sich aber schwerlich entschließen können, mit Riemer anzunehmen, daß hinter diesen sibyllinischen Sprüchen „nichts zu suchen sei." Letzterer widerstreitet sich auch selbst, wenn er an einer andern Stelle sagt: „Da ihre Abfassung in die Zeit der französischen Revolution fällt, so ist manches auf die Zeitgeschichte Anspielende darin," und weiterhin: „doch ist nicht Alles Weissagung und Räthsel, vieles nur räthselhaft ausgedrückte Sentenzen praktischer Welt- und Lebensweisheit." Die Erklärung des Einzelnen, die ich in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten versucht*), bestätigt diese Behauptung, und weist zugleich mehrere Anklänge Schiller'scher Denk- und Empfindungsweise nach. — Als Ganzes betrachtet, verläugnet die Dichtung nicht ihre fragmentarische Natur; besonders fehlt es ihr an einer symmetrischen Gliederung. Die Sprüche drei und sechszehn bezeichnen die Eintheilung in die drei Hauptpartien. Hätte Goethe diese Dichtung dem ursprünglichen Plane gemäß ausgeführt, so wäre ohne Zweifel besonders die erste, nur aus zwei Sprüchen bestehende Partie weiter ausgebildet, und auch in dem Uebrigen noch manches verbindende Mittelglied eingeschoben worden, wenn gleich der Gedankenfolge immer etwas Springendes erhalten werden mußte, um dem Ganzen den prophetisch-räthselhaften Charakter zu bewahren.

Kehren wir in die Zeit, welcher vermuthlich die Conception dieser wunderlichen Production, aber nicht ihre Ausführung, angehört, in den Februar und März 1798 zurück, so finden wir Goethe bald mit dem reinern Schematisiren künftiger Arbeiten über die Farbenlehre, bald mit dem Verengen und Simplificiren früherer, bald mit der Literatur und Geschichte der Optik beschäftigt. Dann treibt er sich wieder in allerlei Praktischem herum, „obgleich mit wenig Freude," wie er an Schiller schreibt. Dazwischen speculirt er fleißig und meldet Schiller, die Philosophie werde ihm deßhalb immer werther, weil sie ihn täglich mehr lehre, sich von sich selbst zu scheiden; er könne dies um so eher thun, als seine Natur, wie getrennte Queckfilberkugeln, sich leicht und schnell wieder vereinige.

*) S. Thl. II, S. 404—418.

Schelling's Werk gewährte ihm eine interessante Lectüre; doch glaubte er zu finden, daß der Verfasser das den Vorstellungsarten, die er in Gang bringen möchte, Widersprechende gar bedächtig verschweige. Mitunter gingen auch ein paar Tage mit neuen Bibliothekseinrichtungen, Ordnen der Mineralien, der Insekten u. s. w. hin. „Wenn man so viel zusammenschleppt," schrieb er am 3. März an Schiller, „und nur eine Zeit lang ansteht, das Eingebrachte einzurangiren, so weiß man bald nicht, wo man sich lassen soll." Dann nahm er wieder den Cellini vor, corrigirte seine Abschrift und machte sich ein Schema zu den Noten. Und am 10. März berichtet er gar an Schiller: „Es fehlte nur noch, daß in das zehnte Haus meines Horoskops noch einige Hufen Landes eingeschoben würden, damit meine Existenz ja noch bunter werden möchte. Und doch ist es so, ich habe das Oberroßlaer Freigut erstanden ... Uebrigens habe ich einen ganz reinen Kauf gethan, wie wohl selten geschieht; denn ich habe das Gut und die Gebäude bis auf den heutigen Tag nicht gesehen, und werde es morgen zum erstenmal in Augenschein nehmen. Was dabei zu bedenken und allenfalls zu thun ist, wird mich kaum acht Tage aufhalten."

Gegen den 20. März gelang es Goethe'n endlich, sich von seinen Geschäften loszumachen und auf einige Zeit in die „Jenaische absolute Stille" zurückzuziehen. „Mein hiesiger Aufenthalt," schrieb er den 23. an Meyer, „fängt schon an gesegnet zu sein, ob ich gleich die ersten Tage immer sachte zu Werke gehen muß, damit ich statt guter Stimmung nicht eine falsche Schwingung hervorbringe." Der Brief, woraus diese Stelle entnommen ist, gibt auch über einige Gegenstände der Abendconferenzen mit Schiller Auskunft. „Vom Wallenstein," heißt es, „habe ich nun drei Acte gehört; er ist fürtrefflich und in einigen Stellen erstaunend ... Meine beiden epischen Gegenstände, sowohl Tell als Achill, haben Schiller's Beifall." Allein so fruchtbar, als er ihn sich gedacht hatte, sollte der Aufenthalt in Jena für Goethe nicht werden; seine poetische Ader wollte durchaus nicht wieder in rechten Fluß kommen. Er hatte besonders die Stimmung zur Ausführung einiger lyrischen Stoffe hier zu finden gehofft; er kam jedoch, wie es scheint, nur zur Ausarbeitung

der Elegie Euphrosyne, die im vorigen Jahre nicht ganz fertig geworden war, und brachte selbst diese noch nicht völlig zu Stande.

Der Musenalmanach für das folgende Jahr enthält zwar drei Gedichte, von denen man vermuthen könnte, daß sie Früchte dieser Tage gewesen. Es sind „Die Musageten", „Am Flusse" und „Deutscher Parnaß", im Almanach alle drei pseudonym mit Justus Amman unterzeichnet. Ich möchte sie aber, aus Gründen, die in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten ausführlicher entwickelt sind, weit lieber einer frühern Zeit zuschreiben. Die Musageten hatte er vermuthlich noch aus dem Jahr 1781 oder der nächstfolgenden Zeit da liegen, wo er, durch Anakreon angeregt, zuerst die eigenthümliche lyrische Tonart, in welcher auch dieses liebliche Gedicht gehalten ist, versucht hatte. Das Lied „Am Flusse", im Musenalmanach „An meine Lieder" überschrieben, schließt sich, allem Anscheine nach, einem ältern Cyklus erotischer Gedichte an. Das dritte Gedicht findet sich in Goethe's Tagebuch (unter dem 15. Juni 1798) als „Wächter auf dem Parnaß" bezeichnet; im Musenalmanach hat es die Ueberschrift „Sängerwürde". Den gegenwärtigen Titel erhielt das Stück durch Riemer, der es zuerst Dithyrambe taufte, dann aber im Bedenken, ob nicht die Philologen Einwendungen machen könnten, die jetzige Ueberschrift „Deutscher Parnaß" wählte. Schiller schrieb am 23. Juli: „Ich habe, weil der Druck des Almanachs jetzt angefangen ist, Ihr Poetengedicht taufen müssen, und finde gerade keinen passendern Titel, als Sängerwürde, der die Ironie versteckt, und doch die Satyre für den Kundigen ausdrückt." Goethe antwortete: „Der Titel Sängerwürde übertrifft an Vortrefflichkeit alle meine Hoffnungen. Möge ich das edle Werk doch bald gedruckt sehen! Ich habe Niemanden weiter etwas davon gesagt." Scheint es hiernach nun, daß Goethe den Gesichtspunkt, aus dem sein Freund das Gedicht ansah, vollkommen billigte, so erregt doch die nähere Betrachtung des Gedichtes Bedenken über die Richtigkeit dieser Auffassung. Schiller fand in dem Stück eine Satyre auf die überzarten Poeten, die von allem Derben und Leidenschaftlichen eine Verletzung ihrer Sängerwürde, eine Entheiligung der Poesie fürchten. Ich kann mich indeß bei der Lesung des Gedichts des Eindrucks nicht erwehren, daß es ursprünglich ganz im Ernste gemeint gewesen, und möchte daher die Entstehung desselben einer weit frühern Zeit, namentlich der Epoche, wo er sich von dem kraftgenialischen Treiben entschieden zurückzog, etwa der Zeit um 1779, zuschreiben. Gehören wirklich die drei genannten Poesien sämmtlich einer frühern Periode an, so erklärt es sich auch, warum er gerade sie, gegen seine Gewohnheit, pseudonym mittheilte. Er hatte das Publikum so sehr daran gewöhnt, in seinen Liedern Ausflüsse seines augenblicklichen Lebens, seiner gegenwärtigen Entwicklungsepoche zu sehen, daß er sich nicht entschließen konnte, solche Denkmäler einer hinter ihm liegenden Periode unter die jetzigen Gedichte zu mischen. Goethe mochte im Jahr 1798 selbst über die Apostrophe lächeln, womit er einst im Deutschen Parnaß den wilden Poeten der Geniezeit entgegengetreten war, und daher um so williger in die Art, wie Schiller das Gedicht auffaßte, eingehen.

Vor dem 6. April muß Goethe wieder nach Weimar zurückgekehrt sein; denn in einem Briefe von diesem Datum klagt Schiller, daß des Freundes Aufenthalt in Jena so gar schnell vorüber gegangen und für eine so lange Abwesenheit doch wirklich zu kurz gewesen sei. In Weimar nahm Goethe sogleich den Faust wieder vor und fand Schiller's Bemerkung bestätigt, daß die Stimmung des Frühlings lyrisch sei, was ihm bei dem rhapsodischen Drama sehr zu Gute komme. Aber bald trat eine neue Unterbrechung ein: Iffland war in Weimar erschienen und eröffnete einen Cyklus von Gastvorstellungen, der sich bis zum 4. Mai hinzog. Diese ganze Zeit über lebte Goethe fast nur für's Theater; er versäumte keine Vorstellung Iffland's, und über jede derselben wurde mit Meyer sogleich mündlich und mit Schiller schriftlich verhandelt. Es zeigte sich auch hier wieder, wie gern und freudig er das wahrhaft Vortreffliche anerkannte. Er rühmte mit Begeisterung in Briefen an Schiller die Gewalt, womit Iffland jeden Augenblick die reinste Stimmung in sich zu erwecken wisse, die lebhafte Einbildung, wodurch er alles zu seiner Rolle Gehörige entdecke, die Nachahmungsgabe, wodurch er das Gefundene und gleichsam Geschaffene darzustellen verstehe, den Humor, womit er das Ganze von Anfang bis zu Ende durchführe. Zeigten sich die übrigen Schauspieler, auch

die besseren, neben ihm, nur gleichsam als Referenten, die eine fremde Sache aus den Acten vortragen, so trat er als ein wirkliches Natur- und Kunstgebilde lebendig vor die Augen der Zuschauer. „Groß war der Einfluß seiner Gegenwart," sagte Goethe in den Annalen, „denn jeder Mitspielende mußte sich an ihm prüfen, indem er mit ihm wetteiferte; und die nächste Folge war, daß dießmal unsere Gesellschaft gar löblich ausgestattet nach Lauchstädt zog."

Während Iffland's Anwesenheit hatte er doch seinen Faust etwas weiter gebracht. Das alte noch vorräthige höchst confuse Manuscript war abgeschrieben, und die Theile hatte er in abgesonderten Lagen nach den Nummern eines ausführlichen Schema's hinter einander gelegt; so daß er nun jeden Augenblick der Stimmung nutzen konnte, um einzelne Theile weiter auszuführen und das Ganze früher oder später zusammenzustellen. Dann hatte ihm Iffland auch Lust zu einer andern Arbeit zurückgelassen. Da er erfuhr, daß Goethe früher an einem zweiten Theile der Zauberflöte gearbeitet hatte, so bezeugte er den Wunsch, das Stück für das Berliner Theater zu besitzen. Darüber ward Goethe'n der Gedanke wieder lebhaft, er suchte die Acten hervor und begann weiter zu arbeiten. Im Grunde, schrieb er an Schiller, sei doch schon so viel geschehen, daß es thöricht wäre, den Gegenstand liegen zu lassen; und wäre es auch nur um des leidigen Vortheils willen, so verdiene auch der eine Beherzigung, um so mehr als eine so leichte Composition zu jeder Zeit und Stunde fortgeführt werden könne, und doch noch überdieß eine Stimmung zu etwas Besserem vorbereite. Indeß beschäftigte er sich nur einige Tage mit dieser vor drei Jahren angefangenen Arbeit, und ließ sie dann abermals liegen, um sie später einmal „in Zeiten mittlerer Stimmung" durchzuführen. Wahrscheinlich war es ein warnender Zuruf von Schiller, der die Arbeit wieder in's Stocken brachte. „Daß Sie sich durch die Oper," schrieb dieser am 11. Mai, „nur nicht hindern lassen, an die Hauptsache recht ernstlich zu denken! Die Hauptsache ist zwar immer das Geld, aber nur für den Realisten von der strictен Observanz. Ihnen muß ich den Spruch zu Herzen führen: Trachtet nach dem was droben ist, so wird euch das Uebrige alles zufallen!"

Wirkte hier der Freund hemmend auf seine Thätigkeit ein, so gab er ihm dafür gleichzeitig den Anstoß zu einer andern, würdigern Beschäftigung. Er hatte Goethe'n gegen Ende des Aprils geschrieben, daß er den Homer mit einem ganz neuen Vergnügen lese und ordentlich in einem poetischen Meere schwimme; aus dieser Stimmung falle man auch nicht in einem einzigen Punkte, und Alles sei ideal bei der sinnlichsten Wahrheit. Goethe antwortete: „Indem Sie nur der Ilias erwähnen, fühle ich schon wieder ein unendliches Verlangen, mich an jene Arbeit (die Achilleis) zu machen, von der wir schon so viel gesprochen haben." Auf Schiller's Zureden griff er dann im Mai den Gegenstand ernstlicher an. „Ihr Brief," schrieb er am 12. Mai, „hat mich, wie Sie wünschen, bei der Ilias angetroffen, wohin ich immer lieber zurückkehre; denn man wird doch immer, gleichwie in einer Montgolfiere, über alles Irdische hinausgehoben; und befindet sich wahrhaft in dem Zwischenraum, in welchem die Götter hin und her schwebten. Ich fahre im Schematisiren und Untersuchen fort, und glaube mich wieder einiger Hauptpässe zu meinem künftigen Unternehmen bemächtigt zu haben ... Das Wichtigste bei meinem gegenwärtigen Studium ist, daß ich alles Subjective und Pathologische aus meiner Untersuchung entferne. Soll mir ein Gedicht gelingen, das sich an die Ilias einigermaßen anschließt, so muß ich den Alten auch darin folgen, worin sie getadelt werden; ja ich muß mir zu eigen machen, was mir selbst nicht behagt; dann nur werde ich einigermaßen sicher sein, Sinn und Ton nicht ganz zu verfehlen. Mit den zwei wichtigen Punkten, dem Gebrauch des göttlichen Einflusses und dem Gebrauche des Gleichnisses, glaube ich im Reinen zu sein." Schiller bemerkte ihm indeß mit Recht, dasjenige, was bei Homer ihm mißfalle, dürfe er nicht absichtlich nachahmen; wenn es sich zufällig in seine Arbeit einmische, so werde es für die Vollständigkeit der Versetzung in das Homerische Wesen und für die Aechtheit seiner Stimmung beweisend sein.

Aus diesen Verhandlungen über die Achilleis sehen wir schon, daß der Gedanke an eine dramatische Behandlung des Sujets ganz aufgegeben war. „Die Achilleis," schrieb Goethe den 16. Mai an Schiller, „ist ein tragischer Stoff, der aber wegen einer gewissen Breite eine epische Behandlung nicht verschmäht. Er ist

durchaus sentimental und würde sich in dieser Eigenschaft zu einer modernen Arbeit qualificiren, und eine ganz realistische Behandlung würde jene beiden innern Eigenschaften in's Gleichgewicht setzen. Ferner enthält der Gegenstand ein bloß persönliches und Privatinteresse, dahingegen die Ilias das Interesse der Völker, der Welttheile, der Erde und des Himmels umschließt. Dieses alles sei Ihnen an's Herz gelegt! Glauben Sie, daß nach diesen Eigenschaften ein Gedicht von größerem Umfang und mancher Arbeit zu unternehmen sei, so kann ich jede Stunde anfangen; denn über das Wie der Ausführung bin ich meist mit mir einig, werde aber nach meiner alten Weise daraus ein Geheimniß machen, bis ich die ausgeführten Stellen selbst lesen kann." Schiller antwortete ganz vortrefflich: „Ich glaube Ihnen nichts Besseres wünschen zu können, als daß Sie Ihre Achilleis, so wie sie jetzt in Ihrer Imagination existirt, bloß mit sich selbst vergleichen, und beim Homer bloß Stimmung suchen, ohne Ihr Geschäft mit seinem eigentlich zu vergleichen. Sie werden sich ganz gewiß Ihren Stoff so bilden, wie er sich zu Ihrer Form qualificirt, und umgekehrt werden Sie die Form zu dem Stoffe nicht verfehlen. Für beides bürgt Ihnen Ihre Natur und Ihre Einsicht und Erfahrung. Die tragische und sentimentale Beschaffenheit des Stoffes werden Sie unfehlbar durch Ihren subjectiven Dichtercharakter balanciren, und sicher ist es mehr eine Tugend als ein Fehler des Stoffs, daß er den Forderungen unsers Zeitalters entgegenkommt; denn es ist eben so unmöglich als undankbar für den Dichter, wenn er seinen vaterländischen Boden ganz verlassen und sich seiner Zeit wirklich entgegensetzen soll. Ihr schöner Beruf ist, ein Zeitgenosse und Bürger beider Dichterwelten zu sein, und gerade um dieses höhern Vorzugs willen werden Sie keiner ausschließend angehören."

Ueber diese ganze Angelegenheit sollte es aber bald zwischen beiden Freunden zu ausführlichern mündlichen Conferenzen kommen; denn Goethe reiste den 20. Mai nach Jena hinüber und verweilte dießmal einen ganzen Monat daselbst. Ein Hauptgegenstand, der jetzt sogleich zur Verhandlung kam, war eine höchst interessante literarische Novität. Wilhelm v. Humboldt hatte sein Werk über Hermann und Dorothea von Paris, wohin er sich mit seiner

Familie begeben hatte, im Manuscript an Schiller geschickt, damit dieser es revidiren und zum Drucke befördern möchte. Schiller hatte es Goethe'n schon vor ihrer Zusammenkunft in Jena als eine unerwartet erfreuliche Erscheinung angekündigt. „Wir wollen das Werk," schrieb er, „wenn es Ihnen recht ist, miteinander lesen; es wird Alles zur Sprache bringen, was sich durch Raisonnement über die Gattungen und Arten der Poesie ausmachen oder ahnen läßt. Die schöne Gerechtigkeit, die Ihnen darin durch einen denkenden Geist und durch ein gefühlvolles Herz erzeigt wird, muß Sie freuen, so wie dieses laute und gründliche Zeugniß auch das unbestimmte Urtheil unserer deutschen Welt leiten helfen, und den Sieg Ihrer Muse über jeden Widerstand, auch auf dem Wege des Raisonnements, entscheiden und beschleunigen wird." Goethe'n war es sehr willkommen, daß er wenigstens auf seiner spätern poetischen Laufbahn mit der Kritik in Einstimmung gerieth, und versäumte nicht Humboldten zu danken. Auch Schiller richtete ein Schreiben an denselben *), welches Goethe zwar recht schön und gut fand, aber doch zu bedingt lobend, um dem Freunde ganz erquicklich zu sein. Schiller hatte nämlich anerkannt, daß noch nie ein Dichterwerk zugleich so liberal und so gründlich, so vielseitig und so bestimmt, so kritisch und so ästhetisch zugleich beurtheilt worden sei; er hatte den dogmatischen Theil der Schrift, philosophisch genommen, für vollkommen befriedigend erklärt, und eben so den anwendenden Theil für sich ganz untadelhaft gefunden, aber er vermißte einen mittlern Theil, welcher jene allgemeinen Grundsätze der Metaphysik der Dichtkunst auf besondere reducire und die Anwendung des Allgemeinsten auf das Individuellste vermittle.

Was noch sonst in den abendlichen Zusammenkünften der beiden Freunde zur Sprache gekommen, und womit Goethe sich dießmal in der Jenaischen Schloßeinsamkeit beschäftigt, darüber sind uns nur spärliche Andeutungen erhalten. Ohne Zweifel ward über Schiller's Wallenstein, und Goethe's Tell und Achilles wieder fleißig verhandelt. „Zur Achilleis," erzählt Goethe in den Annalen unter dem

*) S. Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm v. Humboldt (Stuttg. und Tübingen, 1830), S. 434 ff.

Jahr 1798, „hatte ich den Plan ganz im Sinne, den ich Schiller'n eines Abends ausführlich erzählte. Der Freund schalt mich aus, daß ich etwas so klar vor mir sehen könnte, ohne solches auszubilden durch Worte und Sylbenmaß. So angetrieben und fleißig ermahnt schrieb ich die zwei ersten Gesänge; auch den Plan schrieb ich auf, zu dessen Förderniß mir ein treuer Auszug aus der Ilias dienen sollte." Was das Schreiben der ersten Gesänge betrifft, so verwechselt Goethe das Jahr 1798 mit dem nächstfolgenden, denn nachweislich entstand der erste Gesang erst im März und April 1799; auch die angegebene Zahl der Gesänge erregt Bedenken, da sich in Goethe's Werken nur Einer findet. Vielleicht bildete sich dieser durch Zusammenschmelzung der Bruchstücke von zweien, als Goethe im Jahr 1807 das Fertige der Achilleis wieder vornahm, um es dem Bande seiner epischen Gedichte anzufügen. Aus einem Briefe an Meyer vom 15. Juni 1798 sieht man, daß er jetzt auch endlich an die Elegie Euphrosyne die letzte Hand gelegt. Dann heißt es in einem Billet an Schiller vom 11. Juni: „Heute früh habe ich, beim Spaziergang, einen cursorischen Vortrag meiner Farbenlehre überdacht, und habe sehr viel Lust und Muth zu dessen Ausführung. Das Schelling'sche Werk wird mir den großen Dienst leisten, mich recht genau innerhalb meiner Sphäre zu halten."

Am 21. Juni begab sich Goethe aus „mehr als Einer Veranlassung" nach Weimar, ließ aber, in der Absicht, bald wieder nach Jena zurückzukehren, dort sämmtliche Manuscripte und Acten, die ihn augenblicklich interessirten. In seiner Abwesenheit war der lang erwartete Architekt Thouret aus Stuttgart in Weimar angekommen, der hier den neuen Schloßbau weiter fördern sollte. Dieser gab auch einen sogleich mit Beifall aufgenommenen Plan zu einer neuen Einrichtung des vorhandenen Theaterlocals an, und bewährte sich in der Ausführung als ein höchst tüchtiger Baumeister. Es läßt sich denken, wie viel dieser Bau wieder Goethe'n zu sinnen, zu schaffen und zu sorgen machte. Dann verursachte auch der Besitz des Freigutes zu Roßla vielerlei Geschäfte und nöthigte ihn, wie er selbst in den Annalen sagt, dem Grund und Boden, der Landesart, den dörflichen Verhältnissen näher zu treten, „verlieh auch manche Ansichten und Mitgefühle, die ihm sonst völlig fremd geblieben

wären." Hieraus entstand denn eine nachbarliche Gemeinschaft mit Wieland, der sich freilich tiefer in die Sache einließ, indem er förmlich seinen Wohnort in Osmannstedt aufzuschlagen Anstalt machte. „Diese Vorbereitungen zum Landleben," schrieb Goethe am 24. Juni an Schiller, „kommen mir vor wie das Collegium der Anthropologie, das manchen ehrlichen Kerl schon in die Mühseligkeiten der Medicin gelockt hat. Mich sollen, will's Gott, die Wiesen, sie mögen noch so schön grün sein, und die Felder, sie mögen zum Besten stehen, nicht auf dieses Meer locken." Für eine bedeutende poetische Production blieb natürlich zwischen solchen Geschäften weder Zeit noch Stimmung. „Das Beste," meldete er Schiller'n am 30. Juni, „was mir indessen zu Theil geworden, möchte wohl die nähere Motivirung der ersten Gesänge des Tell sein, so wie die klarere Idee, wie ich dieses Gedicht in Absicht auf Behandlung und Ton ganz von dem ersten trennen kann, wobei unser Freund Humboldt gelobt werden soll, daß er mir durch die ausführliche Darlegung der Eigenschaften des ersten das weite Feld deutlich gezeigt hat, in welches hinein ich das zweite spielen kann."

Im Anfange Juli's flüchtete sich Goethe von Neuem in sein Asyl zu Jena, ward aber zu Schiller's größtem Verdrusse nach wenigen Tagen wieder zu seinen Geschäften in Weimar abgerufen. „Es waltet dießmal ein recht böser Geist über unsern Communicationen und Ihrer poetischen Muse," klagte der innig theilnehmende Freund, fügte aber ein paar Tage später (den 11. Juli) tröstend hinzu: „Diese Störungen sind freilich sehr fatal, aber insofern sie die poetischen Geburten bei Ihnen retardiren, können sie vielleicht eine desto raschere und reifere Entbindung veranlassen und den Spätsommer von 96 wiederholen, der mir immer unvergeßlich bleiben wird." Leider sollte diese Hoffnung nicht in Erfüllung gehen. Sobald Goethe von Schiller weg war, begann ihn der böse Engel der Empirie, wie er schrieb, mit Fäusten zu schlagen; doch habe er ihm zu Trutz und Schmach ein Schema zu Stande gebracht, worin er die auf eine Dualität sich beziehenden Naturwirkungen (magnetische, elektrische, galvanische, chromatische, sonore) parallelisire; er müsse nur sehen, wie er jedem einzelnen Tage etwas abstehle; das möge denn Masse machen, wenn es kein Ganzes machen könne.

Zu dem Theaterbau, den man jetzt lebhaft in Angriff nahm, und andern Abhaltungen kam noch die Redaction einer mit Meyer unternommenen Zeitschrift, der Propyläen. Den ersten Gedanken dazu hatten die beiden Freunde schon im vorigen Jahre auf der Gotthardtreise gefaßt und mittlerweile Manches dafür gedacht, gesammelt, geordnet und niedergeschrieben. Das Werk sollte, wie es in der Einleitung heißt, eigentlich Bemerkungen und Betrachtungen harmonisch verbundener Freunde über Natur und Kunst enthalten; indeß war der Inhalt fast ausschließlich der Kunst gewidmet. Für Goethe waren die Propyläen insofern eine wahre Wohlthat, als sie ihn nöthigten, so viele Ideen und Erfahrungen, die er lange mit sich herumgetragen, endlich auszusprechen; der poetischen Productivität konnten sie aber natürlich nur hinderlich sein. In der letzten Hälfte des Juli finden wir ihn mit dem Redigiren seiner eigenen und der Meyer'schen Aufsätze für's erste Stück beschäftigt. Die Redaction von Meyer's Arbeiten machte ihn, wie er Schiller bekannte, ganz unglücklich. „Diese reine Beschreibung und Darstellung, dieses genaue und dabei so schön empfundene Urtheil," schrieb er, „fordert den Leser unwiderstehlich zum Anschauen auf. Indem ich diese Tage den Aufsatz über die Familie der Niobe durchging, hätte ich mögen anspannen lassen, um nach Florenz zu fahren." Wie aber fortwährend sein Geist zwischen den beiden Polen Natur und Kunst hin und hergezogen ward, so verhandelte er in eben diesen Tagen mit Herrn von Marum, der zu Besuch kam, vielfach über Elektricität. Er nennt diesen Mann in den Briefen an Schiller „eine gar eigene, gute, verständige Natur," und rühmt von ihm in den Annalen, daß er ihm manchen in der Naturwissenschaft gewonnenen Vortheil verdanke.

Ueber einen nochmaligen Aufenthalt Goethe's zu Jena vom Anfange August's bis gegen den 18. haben wir nur spärliche Nachrichten. Aus Briefen, die er damals an Hofkammerrath Kirms richtete *), geht hervor, wie einläßlich er sich auch aus der Ferne mit dem Theaterbau und mit den Vorstellungen der in Lauchstädt spielenden Gesellschaft beschäftigte. Der wissenschaftliche und poetische Ertrag

*) Abgedruckt im Gesellschafter Jahrg. 1832.

jenes Aufenthaltes scheint gering gewesen zu sein. „Eigentlich sollte man mit uns Poeten," meinte er in einem Briefe an Schiller, „wie die Herzöge von Sachsen mit Luther, verfahren, uns auf der Straße wegnehmen und in ein Bergschloß sperren. Ich wünschte, man machte die Operation gleich mit mir, und bis Michael sollte mein Tell fertig sein."

Je weniger es ihm gelingen wollte, selbst etwas Bedeutendes zu Stande zu bringen, um so förderlicher suchte er wenigstens auf Schiller's Arbeiten einzuwirken. Er war ihm bei den kleinern Dichtungen, Bürgschaft, Kampf mit dem Drachen, des Mädchens Klage, welche damals entstanden, mit seinem Rathe zur Hand, und steuerte zu dem Musenalmanach für 1799 Mehreres bei, was um so nöthiger war, als Schiller jetzt die lyrische Stimmung nicht finden konnte. Selbst bis auf die Decke des Almanachs erstreckte sich Goethe's Sorgfalt; er ließ sie mit einer eigenen, selbsterdachten Art anaglyphischer Zierrathen ausstatten. Von diesen Verzierungen, mit denen er sich eine gute Zeit zu schaffen machte, ist in dem Briefwechsel mit Schiller und Meyer mehrfach die Rede; er versuchte, wie aus einem Briefe an Meyer vom 15. Juni erhellt, die Holzstocknachahmung in Kupfer zu leisten. Den größten Antheil aber widmete er die ganze Zeit hindurch dem Wallenstein, der bei dem letzterwähnten Besuche in Jena schon so weit vorgerückt war, daß Schiller ihm die zwei letzten Acte der Piccolomini vorlesen konnte. Die Trennung des Werks in zwei große Dramen hatte der Dichter auf Goethe's Rath vorgenommen, und so folgte er auch in Einzelnheiten vielfach seiner Leitung. Der Beifall Goethe's war ihm, wie er gesteht, bei der Arbeit die süßeste Hoffnung, und wenn er ihn wirklich einärndtete, die beste Freude; denn beim Publikum, meinte er, werde einem das wenige Vergnügen durch so viele Mißtöne verkümmert.

Da unterdeß der Theaterbau so weit vorgerückt war, daß man hoffen durfte, ihn vor der Eröffnung der Wintersaison zu vollenden, so lag der Gedanke nicht fern, das neue Haus durch einen Theil der Wallenstein'schen Trilogie einzuweihen. In diesem Wunsche wurde Goethe bestärkt, als Schiller im September auf acht Tage nach Weimar kam und alles bis dahin fertig Gebrachte vorlas. Er

forderte den Dichter dringend auf, von seinem frühern Plane, das Drama ohne bestimmte Theaterrücksichten zu schreiben, abzugehen, und es für die Bühne gerecht zu machen. „Nehmen Sie Ihr ganzes Wesen zusammen," schrieb er, „um das Werk nur erst auf unser Theater zu schieben; Sie empfangen es von dorther gewiß geschmeidiger und bildsamer, als aus dem Manuscript, das Ihnen schon zu lange vor den Augen fixirt steht." Da Schiller auf diesen Gedanken einging und sich entschloß, zunächst das schon 1797 begonnene Vorspiel, Wallenstein's Lager, zu vollenden, so erwies sich Goethe alsbald wieder hülfreich. Schiller wünschte noch einen Capuziner einzuschieben, der den Kroaten predige, denn gerade dieser Charakterzug der Zeit und des Platzes habe noch gefehlt. Sogleich sandte ihm Goethe einen Band des Paters Abraham a Sancta Clara, damit dieser ihn zur Arbeit begeistern möchte, und Schiller schuf, bei der kurz anberaumten Frist, in Eile nach dem „Prachtstück," wie er es nannte, „dem herrlichen Original, vor dem man Respect bekommen müsse," seine köstliche Capuzinerpredigt, die gewissermaßen nur als eine Mosaikarbeit aus Abraham's Schrift: „Reimb dich, oder ich liß dich" *) zu betrachten ist.

Ein vielverbreitetes Gerücht schrieb Goethe'n lange Zeit einen großen Antheil an Wallenstein's Lager zu und ließ die Capuzinerpredigt ganz von ihm herrühren. Als ihn Eckermann darüber im Jahr 1831 befragte, erwiederte er: „Im Grunde ist Alles Schiller's eigene Arbeit. Da wir jedoch in so einem Verhältniß mit einander lebten, und Schiller mir nicht allein den Plan mittheilte und mit mir durchsprach, sondern auch die Ausführung, so wie sie täglich heranwuchs, communicirte und meine Bemerkungen hörte und nutzte, so mag ich auch wohl daran einigen Theil haben. Daß einzelne Stellen von mir herrühren, erinnere ich mich kaum, außer jenen zwei Versen:

*) Namentlich hat der Dichter den Tractat benutzt: „Auff! auff ihr Christen! das ist: Eine bewegliche Anfrischung der christlichen Waffen wider den türkischen Blut-Egel." Eine genaue Nachweisung der imitirten Stellen s. in meinem „Archiv für den Unterricht im Deutschen" (Jahrgang 1844, Heft II., S. 62 ff.).

Ein Hauptmann, den ein andrer erstach,
Ließ mir ein paar glückliche Würfel nach.

Denn da ich gerne motivirt wissen wollte, wie der Bauer zu den falschen Würfeln gekommen, so schrieb ich diese Verse eigenhändig in das Manuscript hinein. Schiller hatte daran nicht gedacht, sondern in seiner kühnen Art dem Bauer geradezu die Würfel gegeben, ohne viel zu fragen, wie er dazu gekommen." Aus dem Briefwechsel mit Schiller ergibt sich ferner, daß Goethe ein Anfangslied zu dem Vorspiel dichtete, welches Schiller um ein paar Strophen vermehrte. Den Plan zum Prolog scheinen beide Dichter gemeinschaftlich entworfen zu haben, doch gehört die Ausführung Schiller'n allein an. Unsägliche Mühe ließ es sich aber Goethe kosten, um das Werk seines Freundes zu einer würdigen Bühnendarstellung zu bringen; er schulte die Schauspieler, er leitete die Proben und hätte nicht mehr thun können, wenn es die Aufführung eines eigenen Lieblingswerkes gegolten hätte. Schiller setzte seine Geduld und Ausdauer auf eine schwere Probe, denn als das Vorspiel bereits in Goethe's Händen war, und die Schauspieler schon ihre Rollen einübten, wollte der unermüdliche Dichter noch immer ändern, bessern, hinzusetzen. Botenfrauen, Expresse wanderten zwischen Jena hin und her, und selbst das Geringfügige wurde mit diplomatischer Genauigkeit verhandelt. Um so größer war aber auch Goethe's Freude über den Triumph, den die Muse seines Freundes bei der ersten Vorstellung am 12. October errang. Ja, aus Liebe zu ihm that er sogar etwas, was sich nicht billigen läßt: des guten Erfolgs der Aufführung gewiß, schematisirte er eine Vorrecension der Darstellung und des Effects, den das Stück gemacht habe. „Da ich mich einmal auf das Element der Unverschämtheit eingelassen habe," sagte er, „so wollen wir sehen, wer es mit uns aufnimmt!"

Auch noch den Rest des Jahres hindurch nahm Goethe an Schiller's weiterer Arbeit am Wallenstein den förderlichsten Antheil; namentlich verdankt ihm die erste Scene von Wallenstein's Tod ihre Entstehung. Nach dem ursprünglichen Entwurfe gedachte Schiller seines Helden Vertrauen auf das Glück seiner Unternehmung dadurch

zu motiviren, daß die Constellation glückverheißend befunden würde und das Speculum astrologicum sollte im astrologischen Zimmer den Zuschauern vorgeführt werden. Da ihm aber hinterdrein dieses Mittel undramatisch, trocken, leer und wegen der technischen Ausdrücke dunkel erschien, so ersann er ein neues, in die Gattung der Anagramme, Chronodistichen und Teufelsverse gehöriges Motiv, trug aber Bedenken über den tragischen Gehalt dieser „neuen Fratze" und fragte Goethe'n um Rath. Dieser bat sich Bedenkzeit aus und erklärte nach vielfältiger Ueberlegung das astrologische Motiv für besser. Die tiefgeschöpften Gründe, womit er seine Entscheidung unterstützte *), setzten Schiller auf den Standpunkt, den astrologischen Aberglauben, der ihm anfangs zuwider gewesen war, nunmehr mit Neigung symbolisch zu behandeln. „Es ist eine rechte Gottesgabe um einen weisen und sorgfältigen Freund," antwortete er hocherfreut und nahm sich vor, „noch etwas Bedeutendes für diese Motive zu thun." Nach Hoffmeister's Vermuthung wurden jetzt erst die Gespräche der Gräfin, der Thekla und des Max in Act 3 Sc. 4 der Piccolomini über den Glauben an die Sterne gedichtet und eingeschoben; besonders aber sprechen die Worte, welche Wallenstein in dem Piccolom. Act 2 Sc. 6 an Illo richtet:

Die himmlischen Gestirne machen nicht
Bloß Tag und Nacht u. s. w.

ganz und gar die Gedanken Goethe's aus.

Zu eigener Production ließ diesen unterdessen schon die Jahreszeit nicht kommen; es gelang ihm damit weder in Jena noch in Weimar, zwischen denen sein Aufenthalt auch in den letzten Monaten wechselte. Theater- und andere Geschäfte **), Natur- und Kunstbetrachtungen flochten sich bunt durcheinander; „so geht ein närrisch mühsames Leben fort," schrieb er am 8. December an Schiller, „wie das Mährchen der Tausend und Einen Nacht, wo sich immer eine Fabel in die andere einschachtelt." Vor Allem aber wünschte er, in

*) S. den Brief an Schiller vom 8. Dec. 1798 (Nr. 534).

**) Die Briefe an Kirms im Gesellschafter (1832) lassen recht in das Detail dieser Sorgen und Geschäfte blicken.

diesem Winter endlich einmal „das Farbenwesen los zu werden," und arbeitete zunächst ein Schema der physiologischen Farben aus, welches er an Schiller zur Beherzigung als Basis ihrer Disceptationen schickte. Dieser begann jetzt immer tiefer in des Freundes chromatische Untersuchungen einzugehen. Er ergriff nicht bloß „durch die große Natürlichkeit seines Genies," wie Goethe am Ende der Farbenlehre rühmt, schnell die Hauptpunkte, worauf es ankam, sondern, wenn Goethe manchmal auf seinem beschaulichen Wege zögerte, so nöthigte er ihn durch seine reflectirende Kraft vorwärts zu eilen und riß ihn gleichsam an das Ziel, wohin er strebte. „Schiller," heißt es in einem Briefe Goethe's an Meyer vom 15. November 1798, „hilft mir durch seine Theilnahme außerordentlich. Ueber die verschiedenen Bestimmungen der Harmonie der Farben durch den ganzen Kreis hat er sehr schöne Ideen, die eine große Fruchtbarkeit versprechen." Er war es, der Goethe'n den lange aufhaltenden Zweifel, worauf denn eigentlich das wunderbare Verwechseln der Farben bei gewissen Menschen beruhe, dahin entschied, daß ihnen die Erkenntniß des Blauen fehle. Ein junger Gildemeister, der damals in Jena studirte, war in diesem Falle und erbot sich freundlich zu Hin- und Wiederversuchen, wodurch sich denn jenes Resultat herausstellte.

Auf dem Gebiete von Goethe's Kunstbestrebungen haben wir neben dem zweiten Stück der Propyläen, dessen Redaction er in dieser Zeit beendigte, eine sehr interessante Arbeit von novellistisch-epistolarischer Form zu erwähnen, den Sammler und die Seinigen. Goethe gedenkt derselben zuerst in einem Briefe aus Jena an Meyer vom 27. November 1798. „Heute vor acht Tagen," schreibt er, „kam mit Schiller etwas zur Sprache, das wir in einigen Abenden durcharbeiteten und zu einer kleinen Composition schematisirten. Ich fing gleich an auszuführen und bringe es wahrscheinlich diese Woche zu Stande. Es gibt einen tüchtigen Beitrag zu den Propyläen. Es heißt der Kunstsammler und ist ein kleines Familiengemälde in Briefen, das zur Absicht hat, die verschiedenen Richtungen, welche Künstler und Liebhaber nehmen können, wenn sie nicht auf's Ganze der Kunst ausgehen, sondern sich an einzelne Theile halten, auf eine heitere Weise darzustellen. Es kommt

bei der Gelegenheit gar Manches zur Sprache." Erhellt schon aus diesem Briefe, daß Schiller an der Entstehung der schönen Composition betheiligt war, so spricht es Goethe nicht minder bestimmt in einem spätern Briefe an ihn (vom 22. Juni 1799) aus: „Wie viel Antheil Sie an dem Inhalt und an der Gestalt des Sammlers haben, wissen Sie selbst." Indeß gebührt das Verdienst der Ausführung des Einzelnen unserm Dichter allein. Man darf unbedenklich diese Production zu Goethe's besten kunstphilosophischen Leistungen zählen. Wenn er nicht selten in streng didaktischen Darstellungen, trotz seiner reichen Kenntnisse und seiner tiefen Einsicht, hinter Andern zurückblieb, vielleicht nur aus dem Grunde, weil er zu sehr Dichter war*), so sind dagegen seine mündlichen und brieflichen theoretischen Aussprüche, die er gelegentlich mit Bezug auf einen besondern Gegenstand an eine bestimmte Person richtete, um so schlagender und vortrefflicher. Es war daher ein sehr richtiger Instinct, der ihn im Sammler, wo es eine längere theoretische Erörtung galt, die brieflich-dialogische Form wählen ließ. Gerade an den schwierigsten Stellen geht die epistolarische Darstellung in Gespräch über, und das Ganze läuft zuletzt in die ihm damals so beliebte schematische Form aus. Der Inhalt läßt sich in der Kürze so andeuten, daß Ernst und Spiel als zwei Extreme dargestellt werden, aus denen einerseits trockene Nachahmer, Charakteristiker und Kleinkünstler, andrerseits Phantomisten, Unduliſten und Skizzisten hervorgehen, während die ächte Kunstwahrheit, Schönheit und Vollendung in der Mitte, in der Verbindung von Ernst und Spiel zu finden sei. Goethe brachte das Ganze erst im nächsten Jahre zu Stande und ließ es in die Propyläen einrücken. Als er es Schillern gedruckt übersandte, antwortete dieser: „Es hat mir in der Gestalt, worin es jetzt ist, noch viel reicher und belebter geschienen, als je vorher beim einzelnen Lesen, und es muß als das heiter und kunstlos ausgegossene Resultat eines langen Erfahrens und Reflectirens auf jeden irgend empfänglichen Menschen wundersam wirken. Der Gehalt ist nicht zu übersehen, eben weil so vieles Wichtige nur zart, nur im Vorbeigehen angedeutet ist."

*) Rosenkranz, über Goethe, S. 71.

Schließlich gedenken wir noch einer großentheils im Laufe dieses Jahrs entstandenen Arbeit, die eben so sehr mit Goethe's Interesse für die bildende Kunst, wie mit seinen chromatischen Bemühungen zusammenhängt; es ist Diderot's Versuch über die Malerei, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. In einem einführenden „Geständniß" sagt uns der Uebersetzer selbst, was ihn zu der Arbeit veranlaßt habe. Zu einem geordneten Vortrage, einer zusammenhängenden Abhandlung über die in dem Diderot'schen Schriftchen besprochenen Gegenstände habe er lange Zeit kein Herz fassen können, so gegenwärtig ihm der Stoff gewesen sei. Als er sich nun endlich eben angeschickt, eine allgemeine Einleitung in die bildende Kunst zu entwerfen, sei ihm das Werkchen zufällig wieder in die Hände gekommen; und sogleich habe ihn die Lust angewandelt, statt eines didaktischen Vortrags, mit dem Verfasser eine Unterhaltung, ein Streitgespräch über den Gegenstand zu beginnen. So entstand seine Uebersetzung, mit Anmerkungen durchflochten, die, wie schon eine flüchtige Uebersicht des Ganzen zeigt, keinen geringern Raum als den Text einnehmen. Daß ihn eine solche Behandlungsweise der Sache mehr angemuthet, als eine förmliche Abhandlung, erklärt er sich selbst durch den allgemeinen Satz: „Der Mensch ist kein lehrendes, er ist ein lebendes, handelndes und wirkendes Wesen." Wir wissen aber bereits von ihm insbesondere, wie viel lieber und leichter gerade er durch frischen Verkehr mit Menschen als durch einsames Denken seine Gedanken zur Klarheit brachte. Er verkannte nicht, daß das Schriftchen in gewissem Sinne veraltet sei und mehr einen historischen Ausleger als einen Gegner verlange. Erwog er aber, daß die darin ausgesprochenen Gesinnungen, die nur zu einem Uebergang vom Manirirten, Conventionellen, Pedantischen zum Gefühlten, Begründeten und Liberalen einladen sollten, in seiner Zeit als theoretische Grundmaximen fortspukten, und einer leichtsinnigen Praktik das Wort redeten: so fand er seinen Eifer wieder vollkommen erklärlich und gerechtfertigt. Es gilt demnach seine Polemik nicht sowohl dem abgeschiedenen Diderot, als vielmehr denjenigen, die jene Revolution der Künste, welche Diderot hauptsächlich mit bewirkte, an ihrem wahren Fortgange hinderten, indem sie auf der breiten Fläche des Dilettantismus und der Pfuscherei zwi-

schen Natur und Kunst hinschlenderten, und ebensowenig geneigt waren, eine gründliche Kenntniß der Natur, als eine gediegene Kunstthätigkeit zu befördern.

Sechszehntes Capitel.

Einleitendes. Fortgesetzte Theilnahme an Schiller's Wallenstein. Achilleis. Schema über den Dilettantismus. Temperamentenrose. Spiegel der Muse. Großer Plan, ein Repertorium für die deutschen Theater zu schaffen. Gartenaufenthalt. Neue Redaction seiner kleinern Gedichte. Lectüre. Mondbetrachtungen. Die Propyläen und Preiszeichnungen. Erste Bekanntschaft mit Zelter. Erste Walpurgisnacht. Rückkehr von der epischen Gattung zur dramatischen. Voltaire's Mahomet übertragen. Fortgesetzte Mondbetrachtungen. Die vier Jahrszeiten. Ausflug nach Leipzig. Uebersetzung des Tancred. Kunstausstellung. Weitere Arbeit am Faust. Philosophische Speculationen. Paläophron und Neoterpe. Krankheit zu Anfange des Jahres 1801. Theophrast's Büchlein von den Farben übersetzt. Aufführung des Tancred. Fortsetzung des Faust. Die natürliche Tochter begonnen. Plan einer philosophischen Preisaufgabe. Aufenthalt in Pyrmont. Plan eines Romans. Aufenthalt auf der Rückreise in Göttingen.

Wenn dem Leser das vorhergehende Capitel ein unerquickliches gewesen, so möge er bedenken, daß dem Biographen auch die Abfassung desselben nicht erfreulich sein konnte, und vor Allem, daß es dem Manne, welcher jene Epoche zu durchleben hatte, dabei noch schlimmer zu Muthe war. Es läßt sich wohl begreifen, wie tief der geheime Seelenschmerz eines Dichters sein mußte, in dessen Innern sich eine Welt von Gestalten und Ideen auf's Lebendigste regte, die ein wundersamer Bann in seiner Brust zurückhielt. Daß dieser Schmerz sich nicht höher steigerte und energischer äußerte, hatte er einer langen Uebung in Resignation und Geduld zu danken. Zudem hob ihn der „Zodiakus" von Arbeiten, Geschäften, Forschungen und Zerstreuungen, in dem er sich unabläßig umtrieb, über einen Tag

nach dem andern unvermerkt hinweg. Ganz anders verhielt es sich mit Schiller. Wenn er nicht dichterisch productiv war, glaubte er nicht zu leben. Als er die Wallenstein'sche Trilogie überwunden hatte, schrieb er an Goethe: „Ich habe mich schon lange vor dem Augenblick gefürchtet, den ich so sehr wünschte, meines Werkes los zu sein, und in der That befinde ich mich bei meiner jetzigen Freiheit schlimmer, als der bisherigen Sklaverei. Die Masse, die mich bisher anzog und festhielt, ist nun auf einmal weg, und mir dünkt, als wenn ich bestimmungslos im luftleeren Raum hinge." So konnte sich Goethe nie fühlen. Er hatte auf seinen beiden Reisen nach Italien, bei dem dreimaligen Besuche der Schweiz, der Campagne in Frankreich, und so vielen andern Ausflügen eine unendliche Fülle von Anschauungen, Erfahrungen und Erlebnissen in sich aufgenommen, an denen er ein ganzes Leben lang in der Einsamkeit hätte zehren können; er hatte so viele tausend Fäden mit der Naturwissenschaft, der bildenden Kunst, den technischen Künsten, dem Theater, dem Staatsgetriebe, der gesellschaftlichen Welt angeknüpft, daß nirgendwo und zu keiner Stunde sein Inneres unangeregt und unbeschäftigt sein konnte.

Nichtsdestoweniger nagte besonders während dieses Winters 1798/9 ein stiller Kummer an seiner Seele, daß ihm nicht, wie dem Freunde, eine bedeutende poetische Schöpfung gelingen wollte. Schiller bemerkte es mit innigem Mitgefühl und schrieb am 5. März: „Es hat mich diesen Winter oft geschmerzt, Sie nicht so heiter und muthvoll zu finden, als sonst; und eben darum hätte ich mir selbst etwas mehr Geistesfreiheit gewünscht, um Ihnen mehr sein zu können. Die Natur hat Sie einmal bestimmt hervorzubringen; jeder andere Zustand, wenn er eine Zeit lang anhält, streitet mit Ihrem Wesen. Eine so lange Pause, als Sie diesmal in der Poesie gemacht haben, darf nicht mehr vorkommen, und Sie müssen darin ein Machtwort aussprechen und ernstlich wollen. Schon deßwegen ist mir Ihre Idee zu einem didaktischen Gedichte (jenem lucrezischen Naturgedichte) sehr willkommen gewesen; eine solche Beschäftigung knüpft die wissenschaftlichen Arbeiten an die poetischen Kräfte an und wird Ihnen den Uebergang erleichtern, an dem es jetzt allein zu fehlen scheint." Tröstend fügt er später noch hinzu, das Frühjahr

und der Sommer werde Alles gut machen. Nach der langen Pause werde er sich desto reicher entladen, besonders wenn er die Achilleis gleich vornehme, weil dadurch eine ganze Welt in Bewegung komme. Mit traurigem Lächeln mag Goethe die Antwort geschrieben haben: „Ich muß mich nur nach Ihrem Rath als eine Zwiebel ansehen, die in der Erde unter dem Schnee liegt, und auf Blätter und Blüthen in den nächsten Wochen hoffen ... Wir wollen sehen, wie weit wir es im Wollen bringen."

Aber ein Machtspruch, wie Schiller ihn verlangte, war nicht die Sache Goethe's, der von jeher das ihm inwohnende Talent als Natur betrachtete. Ungefähr drei Jahre lang währte noch die Sprödigkeit seiner Muse, die für ihn um so quälender sein mußte, als, nach Schiller's Zeugniß, ein einziges Gespräch die Fülle poetischer Ideen, die damals so lebendig in seiner Phantasie lag, in jedem Augenblicke hervorlocken konnte. Der Leser wird es uns danken, wenn wir ihn rascher über diese Zeit hinwegführen.

Den Januar des Jahres 1799 widmete Goethe größtentheils dem Wallenstein. Schiller hatte ihm am Sylvestertage die Piccolomini zugesandt und traf den 4. Januar selbst mit seiner Familie in Weimar ein, um die Vorbereitungen zur Aufführung des Drama's, das zum Geburtstage der Herzogin gegeben werden sollte, persönlich leiten zu helfen. Er fand durch Goethe's Sorgfalt im Schloß ein niedliches, bequemes Logis bereitet und mit allen Bedürfnissen versehen. Die Hauptlast der Proben blieb, ungeachtet der Anwesenheit des Dichters, auf Goethe liegen; denn Schiller ward oft durch Kränklichkeit und Abspannung in Folge schlafloser Nächte verhindert, den Proben beizuwohnen. Die Schwierigkeiten, die sich bei denselben ergaben, waren nicht gering, weil die Schauspieler sich an den Vortrag des jambischen Quinars noch gar nicht gewöhnt hatten; aber Goethe ruhte nicht, bis dieses Hinderniß überwunden war. Eben so eifrig bemühte er sich, im Verein mit Meyer, für die Costüme und Decorationen des Stückes; und bis auf welche Einzelnheiten sich seine Sorgfalt erstreckte, beweist ein Billet, das er am Morgen des 30. Januars an Schiller richtete: „So ist denn endlich der große Tag angebrochen, auf dessen Abend ich verlangend und neugierig genug bin. Hier noch einige Bemerkungen: 1) Wollten

Sie Vohs nicht in den ersten Scenen im Küraß kommen lassen? In dem Kollet sieht er gar zu nüchtern aus. 2) Auch wäre das Barett für Wallenstein nicht zu vergessen, es muß so etwas wie Reiherfedern bei der Garderobe sein. 3) Wollten Sie nicht auch Wallenstein noch einen rothen Mantel geben? Er sieht von hinten den Andern so sehr ähnlich."

Auch noch in der ersten Hälfte des Februars dauerten die Bemühungen für den Wallenstein fort. Am 2. wurden die Piccolomini abermals aufgeführt, worauf Schiller noch bis zu der Mitte des Monats in Goethe's Nähe blieb. Dieser begleitete ihn sodann nach Jena zurück und verweilte dort bis gegen Anfang März. Die Aufführung der Oper Palmyra (4. März) rief ihn wieder nach Weimar, und nun begann, nach vier Wochen Stillstand, das Commercium mit Schiller durch die Botenfrau wieder. Die Ermahnung desselben, mit ernstem Entschluß die Achilleis vorzunehmen, ging nicht ganz verloren. Am 9. März schrieb ihm Goethe: „Nun noch die gute Nachricht, daß ich, durch Ihren Zuruf ermuntert, diese Tage meine Gedanken auf dem trojanischen Felde fest gehalten habe. Ein großer Theil des Gedichtes, dem es noch an innerer Gestalt fehlte, hat sich bis in seine kleinsten Zweige organisirt, und weil nur das unendlich endliche mich interessiren kann, so stelle ich mir vor, daß ich mit dem Ganzen, wenn ich alle meine Kräfte darauf verwende, bis Ende Septembers fertig sein kann." Aber an der Fortdauer seiner Stimmung einmal ungläubig geworden, setzt er sogleich hinzu: „Ich will diesen Wahn so lange als möglich bei mir zu erhalten suchen." Mit großem Eifer und wachsendem Muthe setzte er bis gegen den 20. März die Arbeit fort. Am 16. schrieb er an Schiller, der unterdessen Wallenstein's Tod beendigt hatte: „Recht herzlich gratulire ich zum Tode des theatralischen Helden. Könnte ich doch meinem epischen vor eintretendem Herbste auch das Lebenslicht ausblasen!... Fünf Gesänge sind schon motivirt, und von dem ersten 180 Hexameter geschrieben. Durch eine ganz besondere Resolution und Diät habe ich es gezwungen; und da es mit dem Anfange gelungen ist, so kann man für die Fortsetzung nicht bange sein."

Während eines Aufenthaltes zu Jena vom 20. März bis zum 10. April rückte die Achilleis immer weiter vor. Am 21. berichtete

er an Meyer mit Freude, daß Schiller für's nächste Jahr statt seines lyrischen Almanachs die Schwestern von Lesbos von Amalie v. Imhoff herauszugeben gedenke. „Dadurch," schrieb er, „wird von allen Seiten gewonnen, für ihn, für mich und für unsere liebe Kleine (Fräulein v. Imhoff) dazu. Ich kann die beste Zeit der Achilleis geben, und was das Frühjahr an kleinen Gedichten bringt, gleich in die Propyläen setzen, um diese ernsthaften Hallen mit einigen Kränzen zu schmücken." Am 27. meldete er die Vollendung von 350 Versen, die schon die übrigen nachziehen sollten. „Diese Woche," fügte er hinzu, „will ich noch in vollem Fleiße hier ausleben; wahrscheinlich wird der erste Gesang fertig, und wenn es mir möglich ist, fange ich gleich den zweiten an, damit ja kein Stillstand eintrete; denn die Arbeit fängt schon an eine ungeheure Breite zu zeigen, wozu, ohne anhaltenden Fleiß, das Leben wohl nicht hinreichen möchte." Trotzdem beschloß er am 2. April, wo er Schiller'n den fertigen ersten Gesang mittheilte, „eine kleine Pause zu machen, um sich der nun zunächst zu bearbeitenden Motive specieller zu versichern." Leider sollte es eine große verhängnißvolle Pause werden!

Am 10. April begab sich Goethe mit Schiller nach Weimar, um hier die erste Aufführung des ganzen Wallenstein vorzubereiten und zu leiten. Darüber vergingen ein paar Wochen unter so zerstreuender Thätigkeit, daß er an poetisches Schaffen nicht denken konnte. Als Schiller gegen den 25. wieder nach Jena zurückgekehrt war, beeilte er sich, die dringendsten Geschäftsarbeiten zu beseitigen und reiste dem Freunde nach. Die Leitung des Theaters besorgte in seiner Abwesenheit der Hofkammerrath Kirms, der ihm in diesem Geschäft zunächst untergeordnet war und überall mit zweckmäßiger Thätigkeit eingriff.

Ueber Goethe's diesmalige Beschäftigungen zu Jena, wo er bis zum 27. Mai verweilte, sind uns nur wenige bestimmte Andeutungen erhalten. Aus Briefen an Meyer vom 12. und 14. Mai erhellt, daß er jetzt erst den Schluß des Sammlers schrieb. Dann wurde, wie der Briefwechsel mit Schiller vermuthen läßt, in den damaligen Abendconferenzen mit demselben zuerst der Plan zu dem Schema über den Dilettantismus besprochen, das sich als eine verwandte Arbeit an den Sammler anschloß, und von Goethe

die Ausführung desselben sogleich begonnen. Es war beschlossen worden, daß jeder der beiden Kunstfreunde ein Schema für sich ausarbeiten sollte. Beide haben sich erhalten. Goethe's Entwurf, der in seinen Werken mitgetheilt ist, enthält mehr Thatsachen und treffende Bemerkungen, wogegen Schiller's kurze tabellarische Uebersicht, die Hoffmeister zuerst veröffentlicht hat, sich durch begriffsmäßige Bestimmtheit auszeichnet. So trat auch in dieser Kleinigkeit, bemerkt Hoffmeister, die Differenz beider Naturen hervor, und wenn man beide Arbeiten mit einander vergleicht, so findet man sehr wahr, was Goethe bei dieser Gelegenheit sagt: „Ueberhaupt wurden solche methodische Entwürfe durch Schiller's philosophischen Ordnungsgeist, zu welchem ich mich symbolisirend hinneigte, zur angenehmsten Unterhaltung." Einen Monat später kam Goethe auf den Gedanken, dieser Arbeit, wie dem Sammler, eine poetische Form zu geben, um ihr allgemeinern Eingang zu verschaffen. „Wie Künstler," fügte er hinzu, „Unternehmer, Verkäufer, Käufer und Liebhaber jeder Kunst im Dilettantism ersoffen sind, das sehe ich jetzt erst mit Schrecken, da wir die Sache so sehr durchgedacht und dem Kinde einen Namen gegeben haben. Wir wollen mit der größten Sorgfalt unsere Schemata nochmals durcharbeiten, damit wir uns des ganzen Gehaltes versichern, und dann abwarten, ob uns das gute Glück eine Form zuweist, in der wir ihn aufstellen. Wenn wir dereinst unsere Schleusen ziehen, so wird es die grimmigsten Händel setzen; denn wir überschwemmen geradezu das ganze liebe Thal, worin sich die Pfuscherei so glücklich angesiedelt hat." Schiller war nicht dafür, der Arbeit eine ähnliche Einkleidung, wie dem Sammler, zu geben. Man müsse den Deutschen, meinte er, die Wahrheit so derb als möglich sagen, es fänden sich vielleicht unter Swift's Satyren Formen, die dazu paßten, oder man müsse in Herder's Fußstapfen treten und den Geist des Pantagruel citiren — Gedanken, die eben so wenig als der Goethe'sche zur Ausführung gekommen sind.

Ungefähr gleichzeitig mit der eben besprochenen tabellarischen Darstellung scheint eine Temperamentenrose entworfen worden zu sein, deren Goethe, so wie des Schema's über den Dilettantismus, in den Annalen schon unter dem Jahr 1798 gedenkt. Außerdem

ward ohne Zweifel Vieles über Schiller's neuen dramatischen Plan, die Maria Stuart, verhandelt. An lyrischen Productionen gehört in diesen Jenaischen Aufenthalt wohl der „Spiegel der Muse," ein allegorisches Gedicht, worin Goethe's damalige Gemüthslage dargestellt ist. Die Muse, die „sich zu schmücken begierig," den rinnenden Bach verfolgt und eine ruhige Stelle zur Selbstbespiegelung sucht, repräsentirt das dichterische Gemüth, wie es in Mitten des beweglichen, rauschenden Weltlebens sich nach einem Stündchen stiller, sinniger Selbstbeschauung sehnt. Vergeblich ist dies Sehnen; die schwankende Fläche des Welttreibens verzieht stets das bewegliche Bild. Der Dichter muß sich ganz aus dem Getriebe des Lebens heraus in die Einsamkeit, an einen „Winkel des Sees" (wie Goethe nach Jena) flüchten, wenn er die Gestalten seines Innern in reinen, festen Umrissen erblicken will.

Nach einer Stelle in den Annalen (1799) zu urtheilen, fällt in diese Zeit auch die Berathung über den Plan, „die deutschen dramatischen Stücke, die sich erhalten ließen, theils unverändert im Druck zu sammeln, theils aber, verändert und in's Enge gezogen, der neuern Zeit und ihrem Geschmacke näher zu bringen." Eine ähnliche Operation sollte mit den bessern ausländischen Stücken angestellt, und so für die deutschen Theater der Grund zu einem soliden Repertorium gelegt werden. Der Gedanke scheint ursprünglich von Schiller ausgegangen zu sein. Schon im November 1797, als er die auf den Krieg der zwei Rosen bezüglichen Stücke von Shakespeare las, schrieb er: „Der Mühe wäre es wahrhaftig werth, diese Suite von acht Stücken, mit aller Besonnenheit, deren man jetzt fähig ist, für die Bühne zu behandeln. Eine Epoche könnte dadurch eingeleitet werden. Wir müssen darüber wirklich conferiren." Jetzt im Jahr 1799 machte Schiller dem Buchhändler Unger den Antrag, in Verbindung mit Goethe eine Sammlung deutscher Schauspiele herauszugeben, und zwar zehn Stücke des Jahrs nebst einer Kritik über jedes. Dieser Plan kam eben so wenig, als der ebenerwähnte, zur Ausführung, obwohl der Verleger hundert Carolin Honorar für zehn Stücke und deren Beurtheilung bot. Indeß war der Gedanke doch folgenreich für Goethe's Thätigkeit, indem daraus später die Bühnenbearbeitung mehrerer seiner ältern Dramen, des Götz, der

Stella u. a., sowie die Uebersetzung des Mahomet und des Tancred von Voltaire hervorging, auf die wir unten zurückkommen werden. Ueberhaupt aber regte Schiller's Beispiel die bereits ersterbende Theilnahme Goethe's für Drama und Theater wieder auf, wie dieser selbst in den Gesprächen mit Eckermann gestand. „In den neunziger Jahren," sagt er (richtiger sollte es heißen: in der letzten Hälfte der neunziger Jahre), „war die eigentliche Zeit meines Theater-Interesses schon vorüber, und ich schrieb nichts mehr für die Bühne; ich wollte mich ganz zum Epischen wenden. Schiller erweckte das schon erloschene Interesse, und ihm und seinen Sachen zu Liebe nahm ich am Theater wieder Antheil."

Sobald Goethe sich am 27. Mai von Schiller entfernt hatte, zog ihn wieder der entgegengesetzte Pol des Geschäftstreibens an und riß ihn in eine Zerstreuung hinein, welche zwei Monate hindurch alle tiefere Productivität aufhob. „Abends weiß ich wohl, daß etwas geschehen ist," klagte er dem Freunde, „das aber auch wohl ohne mich und vielleicht ganz anders hätte geschehen sollen." Da er aber einmal von der Poesie nicht ablassen konnte, so widmete er in dieser Zeit dem Werke seiner Freundin von Imhoff, den Schwestern von Lesbos, die liebevollste Theilnahme. Er hielt mit der Dichterin darüber Abendconferenzen bei der Frau von Wolzogen und wußte trotz der rigoristischen Forderungen, die er in Folge seiner Betrachtungen über den Dilettantismus machte, die Frauen doch bei guter Laune zu erhalten. Dann räumte er, „um nicht ganz müßig zu sein," seine dunkle Kammer auf, wiederholte ältere Versuche und stellte einige neue an; besonders versuchte er, ob der sogenannten Inflexion etwas abzugewinnen wäre. Dazwischen ließ er die sämmtlichen kleinen Gedichte zusammenschreiben und wunderte sich über den sonderbaren „Codex," welcher daraus entstand. Als er zu Anfange Juli's sich wieder nach Jena zu flüchten gedachte, kam ein neues Hinderniß. Der König und die Königin von Preußen wurden in Weimar zu Besuch erwartet, wodurch der Herzog veranlaßt ward, den Schloßbau eifriger zu betreiben. Er hielt dazu Goethe's Gegenwart für nöthig, welcher diesen Glauben, wie er an Schiller schrieb, „auch ohne eigene Ueberzeugung zu verehren hatte." Indem er nun einmal, wie er sich ausdrückt, „im Stande der Erniedrigung" fort-

leben mußte, ließ er sich auch einen Besuch der Frau von La Roche, vor dem sich Schiller wie vor einem heranziehenden Ungewitter fürchtete, ganz gut gefallen. „Frau von La Roche," meldete er Schiller'n am 24. Juli, „habe ich zweimal, erst in Tieffurth, dann in Osmannstedt gesehen und sie eben gerade, wie vor zwanzig Jahren gefunden. Sie gehört zu den nivellirenden Naturen; sie hebt das Gemeine herauf und zieht das Vorzügliche herunter, und richtet das Ganze alsdann mit ihrer Sauce zu beliebigem Genuß an; übrigens möchte man sagen, daß ihre Unterhaltung interessante Stellen hat" *). Dann berichtet er weiter, daß Tieck mit Hardenberg und Schlegel bei ihm gegessen. Von Tieck sagt er: „Für den ersten Anblick ist es eine recht leidliche Natur; er sprach wenig, aber gut, und hat überhaupt hier ganz wohl gefallen" **). In den Annalen ist auch noch unter diesem Jahre der Berührung mit Schelling gedacht, der ihm die Einleitung zu seinem Entwurf der Naturphilosophie mittheilte. „Er besprach gern," heißt es, mancherlei Physikalisches, ich verfaßte einen allgemeinen Schematismus über Natur und Kunst."

Da der Schloßbau keine weitere Entfernung zuließ und die Sehnsucht nach Ruhe und Sammlung bei Goethe doch zuletzt überhand nahm, so entschloß er sich Ende Juli's in seinen Garten zu ziehen, wo er den August und September hindurch blieb. „Ob die Einsamkeit des Ilmthals," schrieb er am 31. Juli an Schiller, „zu dem Einzigen, was Noth ist, viel helfen wird, muß die Zeit lehren." Er beschäftigte sich hier zunächst mit der Zusammenstellung seiner kleinern Gedichte, die Unger verlangt hatte. „Zu einer solchen Redaction," schrieb er am 3. August, „gehört Sammlung, Fassung und eine gewisse allgemeine Stimmung. Wenn ich noch ein paar

*) Goethe versetzt in den Annalen diesen Besuch irrthümlich in den Sommer 1798.

**) Gegen Ende des Jahrs scheint Tieck häufiger mit Goethe verkehrt zu haben. In einem Briefe an Schiller vom 6. December ist von einer Vorlesung der Tieck'schen Genoveva auf seinem Zimmer die Rede, worüber es in den Annalen heißt: „Tieck las mir seine Genoveva vor, deren wahrhaft poetische Behandlung mir sehr viel Freude machte und den freundlichsten Beifall abgewann."

Dutzend neue Gedichte dazuthun könnte, um gewisse Lücken auszufüllen, und gewisse Rubriken, die sehr mager ausfallen, zu bereichern, so könnte es ein recht interessantes Ganze geben. Doch wenn ich nicht Zeit finde, das Publikum zu bedenken, so will ich wenigstens so redlich gegen mich selbst handeln, daß ich mich von dem überzeuge, was ich thun sollte, wenn ich es auch gerade jetzt nicht thun kann. Es gibt für die Zukunft leitende Fingerzeige." Bei dieser Redaction faßte er auch das Metrum seiner Gedichte, namentlich die Hexameter und Pentameter, schärfer in's Auge und fand die Epigramme in dieser Hinsicht „am liederlichsten gearbeitet," doch auch glücklicher Weise am leichtesten metrisch zu verbessern, wobei oft Ausdruck und Sinn mit gewann. Eben so löschte er damals aus den römischen Elegien manchen prosodischen Fehler glücklich weg; bei passionirten Arbeiten jedoch, wie Alexis und Dora, fand er die Sache schwieriger, leistete indeß auch hier, so viel er vermochte. „Wenn man solche Verbesserungen," schrieb er am 7. August an Schiller, „auch nur theilweise zu Stande bringt, so zeigt man doch immer seine Perfectibilität, so wie auch Respect für die Fortschritte in der Prosodie, welche man Vossen und seiner Schule nicht absprechen kann."

Die Nachmittage waren der Lectüre von Milton's verlorenem Paradiese gewidmet, welches ihm zu vielen Betrachtungen Stoff bot. Er fand auch bei diesem Gedichte, wie bei allen anderen Kunstwerken, daß es eigentlich das Individuum sei, welches sich dadurch manifestire und das Interesse hervorbringe. Der Gegenstand däuchte ihm abscheulich, äußerlich scheinbar, innerlich wurmstichig und hohl. Außer den wenigen natürlichen und energischen Motiven finde man eine ganze Partie lahmer und falscher, die einem wehe machten. Ein Hauptfehler des Dichters, nächst der Wahl des Stoffes, bestehe darin, daß er seine Personen, Götter, Engel, Teufel, Menschen, sämmtlich gewissermaßen unbedingt einführe und sie nachher, um sie handeln zu lassen, von Zeit zu Zeit, in einzelnen Fällen bedingen müsse, wobei er sich dann, zwar auf eine geschickte, doch meistens auf eine witzige Weise zu entschuldigen suche. Als verunglückter Revolutionär wisse er sich besser in die Rolle des Teufels als des Engels zu schicken, was auf Zeichnung und Zusammensetzung des Gedichts einen großen Einfluß geübt; so wie auch der Umstand,

daß der Verfasser blind gewesen, auf Haltung und Colorit bedeutend eingewirkt habe. Uebrigens sei das Werk einzig in seiner Art und der Dichter ein in jedem Sinne interessanter Mann, dem man Charakter, Gefühl, Verstand, Kenntnisse, dichterische und rednerische Talente nicht absprechen könne. — Eine weitere Lectüre der Nachmittagsstunden waren Winkelmanns Briefe und ältere Schriften. „Ich muß mir das Verdienst und die Einwirkung dieses wackern Mannes," heißt es in einem Briefe an Schiller vom 21. August: „im Einzelnen deutlich zu machen suchen." Außerdem führen die Annalen noch Herder's Fragmente unter den damals gelesenen Schriften auf.

Selbst die späten Abende und Nächte ließ Goethe in seiner Garteneinsamkeit nicht unbenutzt. Wider seine Gewohnheit blieb er bis gegen Mitternacht auf, um durch ein gutes Spiegel-Teleskop den Mond zu betrachten und so mit diesem „schon so lange geliebten und bewunderten Nachbar" endlich näher bekannt zu werden. „Es ist eine sehr angenehme Empfindung," schrieb er Schiller'n am 21. August, „einen so bedeutenden Gegenstand, von dem man vor kurzer Zeit so gut als gar nichts gewußt, um so viel genauer kennen zu lernen. Das schöne Schröter'sche Werk, die Selenotopographie, ist freilich eine Anleitung, durch welche der Weg sehr verkürzt wird. Die große nächtliche Stille hier außen im Garten hat auch viel Reiz, besonders da man Morgens durch kein Geräusch geweckt wird, und es dürfte nur einige Gewohnheit dazu kommen, so könnte ich verdienen, in die Gesellschaft der würdigen Lucifugen aufgenommen zu werden."

Wie das ganze übrige Jahr hindurch, so nahm auch während dieses Gartenaufenthalts die Sorge für die Propyläen manches Stündchen in Anspruch. Es ging mit dem Absatz derselben so schlecht, daß Goethe zu Anfang des Juli schon daran dachte, sie eingehen zu lassen. Auf Schiller's Ermunterung entschloß er sich, sie fortzuführen, indem er dem Verleger die Unternehmung zunächst durch Nachlaß am Honorar, Verminderung der Auflage und Zaudern mit den nächsten Stücken zu erleichtern suchte. Dann kam man auf den Gedanken, mit der Zeitschrift die Aussetzung eines Preises für die beste Zeichnung eines jährlich von Goethe und Meyer zu

wählenden Gegenstandes in Verbindung zu bringen und so die Künstler auch praktisch zu fördern. Die einlaufenden Concurrenzstücke sollten öffentlich ausgestellt und auch die gekrönten den Künstlern wieder zugestellt werden, das nächste Propyläenheft aber ein motivirtes Urtheil namentlich über die beiden Zeichnungen bringen, denen man den Preis zuerkannt hatte. Für das Jahr 1799 war die Darstellung der Scene aus dem dritten Buch der Ilias aufgegeben, wie Aphrodite die Helena zum Paris führt. Es liefen neun Concurrenzstücke ein, worunter auch ein paar Oelgemälde waren. Die „Preisertheilung und Recension," welche die Propyläen im ersten Stücke des dritten Bandes brachten, entwickelt in der Einleitung die Absicht, die man bei der Aufstellung gehabt. Man habe nicht vortreffliche Kunstwerke hinsichtlich der Ausführung erzweckt; dazu sei die Zeit zu kurz und der Preis (20 Dukaten als erste, und 10 als zweite Prämie) nicht ansehnlich genug gewesen; sondern ernstlich strebende Künstler sollten vermocht werden, den Gedanken eines Bildes mit möglichster Sorgfalt durchzuarbeiten. Die Prämien erhielten Ferdinand Hartmann aus Stuttgart und Heinrich Kolbe aus Düsseldorf, und zwar Jeder die Hälfte des Gesammtpreises, weil die Kunstrichter keinem derselben einen entschiedenen Vorrang zuzusprechen wagten.

In die diesmalige Gartensaison fällt auch die Anknüpfung des ersten Fadens zu einem Verhältnisse, woraus für Goethe bis zu seinem Tode eine Fülle von Genuß und Belebung erwachsen sollte, der Bekanntschaft mit Zelter. Am 11. August richtete dieser einen Brief an Goethe, der die liebevollste Verehrung athmete. Der Dichter antwortete freundlich entgegenkommend, und so waren die ersten Ringe zu einer langen Kette von Briefen geschlungen, welche, neben den Goethe-Schiller'schen, vielleicht die interessanteste Correspondenz der Goethe-Literatur bilden. Goethe legte seinem Schreiben eine dichterische Production bei, wahrscheinlich eine Frucht des Gartenaufenthalts, wovon er sagt, sie sei durch den Gedanken entstanden, ob man nicht die dramatischen Balladen so ausbilden könnte, daß sie zu einem größern Singstücke dem Componisten Stoff geben; nur fürchtete er, die gegenwärtige habe nicht Würde genug,

um einen so großen Aufwand zu verdienen. Es war die erste Walpurgisnacht. Eine eigentliche Cantate hat demnach der Dichter nicht liefern wollen; doch nähert sich die Walpurgisnacht schon sehr der Cantate an, wie sie denn auch in Goethe's Werken unter der Rubrik dieser Dichtungsart aufgeführt ist. Zeltern wollte es mit der Composition derselben nicht recht gelingen. „Die Verse sind musikalisch und singbar," schrieb er den 21. September: „ich habe auch ein gutes Theil hineingearbeitet; allein ich kann die Luft nicht finden, die durch das Ganze weht." Mit dem entschiedensten Erfolge componirte später Mendelsohn-Bartholdy diese Dichtung. Goethe erlebte es noch und richtete am 9. September 1831 ein Schreiben an den Componisten, worin er unter Anderem den Grundgedanken des Stückes sehr bestimmt ausspricht. „Dies Gedicht," schreibt er, „ist im eigentlichen Sinne hochsymbolisch intentionirt. Denn es muß sich in der Weltgeschichte immerfort wiederholen, daß ein Altes, Gegründetes, Geprüftes, Beruhigendes durch auftauchende Neuerungen gedrängt, geschoben, verrückt und, wo nicht vertilgt, doch in den engsten Raum eingepfercht wird." Der Gegenstand ist außerordentlich glücklich gewählt; er ist höchst bedeutsam und aus der Epoche des vielleicht tiefsten geistigen Conflicts genommen, in den unsere Nation jemals gerathen. Und wie gewöhnlich, so bewährt auch hier der Dichter seine conservative Sinnesart; er zeigt sich, wie im Götz, Hermann und Dorothea und anderswo auf der Seite des „Alten, Geprüften, Beruhigenden" stehend.

Schon in dieser Erweiterung der dramatischen Ballade zu einer größern Composition ließe sich ein Symptom der Rückkehr Goethe's von der epischen Gattung zur dramatischen erblicken, die sich uns bald unverkennbar darstellen wird. Seit 1794 hatte er sich vom Drama der Lyrik und dem Epos zugewandt und, die kurzen Beschäftigungen mit dem Faust abgerechnet, auf jenem Gebiet nichts mehr geleistet. Jetzt beginnt nun wieder eine dramatische Periode, die einige Jahre hindurch andauert und mit dem Abschluß des ersten Theils der natürlichen Tochter im Jahr 1803 endigt. In dem größern Theile dieser Periode blieb das Feld der Lyrik brach liegen, auf dem erst vom Jahr 1802 an neue Blüthen erzielt wurden. Was unsern Dichter wieder zum Drama zurückgeführt, hörten wir ihn schon oben selbst bekennen: Das Beispiel Schillers, der Erfolg seines Wallenstein, der lebhafte Antheil, den Goethe an dieser und den nächstfolgenden dramatischen Arbeiten des Freundes nahm, zogen ihn unvermerkt zu dieser Gattung hinüber.

Weil ihm aber in der nächsten Zeit die tiefern Quellen originneller Productivität fortdauernd stockten, so suchte er der wiedererwachten Neigung zum Drama zuvörderst durch Uebersetzung und Bearbeitung ausländischer Stücke zu genügen, und so finden wir ihn denn, nach dem Rückzuge aus dem Garten in die Stadt, im October 1799 mit der Uebertragung des Mahomet von Voltaire beschäftigt. Er scheint dieselbe schon während des Gartenaufenthalts begonnen zu haben; denn bereits vor der Hälfte des Octobers überraschte er Schiller durch Zusendung eines Theils der Uebersetzung. Schiller fand, daß wenn einmal der Versuch gemacht werden sollte, mit einem französischen Stücke das Repertorium des deutschen Theaters zu bereichern, Mahomet die beste Wahl gewesen sei. Durch seinen Stoff schon sei das Stück vor der Gleichgültigkeit bewahrt, und die Behandlung habe weit weniger von der französischen Manier, als die anderer Stücke. Er zweifelte aber, daß noch ein zweites Stück zu einem gleichen Versuche tüchtig sei. Zerstöre man in der Uebersetzung die Manier, so bleibe zu wenig Poetisch-Menschliches übrig, und behalte man die Manier bei und suche die Vorzüge derselben auch in der Uebersetzung geltend zu machen, so werde man das Publikum verscheuchen. Er erläuterte dieß näher durch die Eigenschaft des Alexandriners, sich in zwei gleiche Hälften zu theilen, und die Natur des Reims, aus zwei Alexandrinern ein Couplet zu machen, wodurch nicht bloß die ganze Sprache, sondern auch der ganze innere Geist dieser Stücke bestimmt werde. „Die Charaktere," behauptete er, „die Gesinnungen, das Betragen der Personen, Alles stellt sich dadurch unter die Regel des Gegensatzes, und wie die Geige des Musikanten die Bewegungen der Tänzer leitet, so auch die zweischenklichte Natur des Alexandriners die Bewegungen des Gemüths und die Gedanken. Der Verstand wird unterbrochen aufgefordert, und jedes Gefühl, jeder Gedanke in diese Form, wie in das Bett des Prokrustes gezwängt." Bekanntlich ließ sich Schiller

durch ſolche Bedenken doch nicht abhalten, ſpäter mit der Phädra des Racine einen ähnlichen Verſuch, wie Goethe mit dem Mahomet zu machen. Beiden iſt es in vorzüglichem Grade gelungen, durch Uebertragung des eintönigen, pendelartig oscillirenden Alexandriners in den freiern, fünffüßigen Jambus jenes Gepräge des Ebenmaßes zu verwiſchen, ohne darum die Treue der Ueberſetzung allzuſehr zu verletzen. Beide haben aber auch der Ueberſetzung den Stempel ihres eigenthümlichen Styls aufgedrückt, ſo daß die Sprache der Phädra eben ſo ſehr an Wallenſtein und Maria Stuart, als Mahomet an die der Goethe'ſchen Originaltragödien erinnert. Was die Scenen-eintheilung und die ganze Oekonomie betrifft, ſo hat ſich Schiller näher an das Original gehalten, als Goethe. Dieſer wurde von Jenem zu umfaſſenderen Aenderungen ermuntert und erhielt von ihm in einem Briefe vom 18. Oct. 1799 eine Menge ſchätzbarer Ideen und Winke.

In der erſten Hälfte Novembers*) hatte Goethe die Ueber-ſetzung beendigt; am 17. December trug er ſie dem herzoglichen Paare vor, das er zum Thee zu ſich gebeten hatte. Dann ward ge-meinſam mit Schiller, welcher unterdeß (am 3. December) ſich mit ſeiner Familie in Weimar angeſiedelt hatte, die Aufführung des Stückes zur Feier des Geburtstags der Herzogin (den 30. Januar 1800) vorbereitet. Da vorauszuſehen war, daß über die Zurückfüh-rung der kalten, ſteifen, prunkenden dramatiſchen Stücke auf die deutſche Bühne ſich ein gewaltiges Geſchrei erheben würde, ſo dich-tete Schiller, um das Publikum von vorneher auf den rechten Standpunkt zur Beurtheilung des Unternehmens zu ſtellen, die ſchö-nen Stanzen „An Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte." Aus dem Briefwechſel der beiden Freunde ſcheint hervorzugehen, daß ſie urſprünglich zum Prolog des Maho-met beſtimmt geweſen. „Heute denke ich einen Verſuch zu machen," ſchrieb Schiller am 8. Januar 1800, „ob ich meine Stanzen fertig bringen kann, damit wir das Publikum mit geladener Flinte beim Mahomet erwarten können." Von der ſechsten Strophe an exponirt das Gedicht, in welchem Sinne wir von den Franzoſen lernen

*) S. Briefw. mit Knebel, II, 224.

können. Zuerſt ſolle nicht „das rohe Leben" ſich auf die Bühne drängen, ſondern nur eine Idealwelt dort erſcheinen; zweitens müſſe in dem Schauſpiel keine phantaſtiſche, verwirrende Regelloſigkeit, ſondern eine kunſtvolle Behandlung herrſchen, welche das niedrig Komiſche vom hoch Tragiſchen und überhaupt die verſchiedenen Gat-tungen ſtrenge geſondert hält. In beiden Vorzügen, in der Ideali-ſirung der rohen Natur und in der Feſthaltung einer ſtrengen Kunſt-form könne uns der Franke ein Führer zum Beſſern werden. Die Strenge der Kunſtform verlangte aber, nach Goethe's nunmehrigen Anſichten, für die Tragödie auch die metriſche Form. Ja, er forderte ſchon im November 1797 ſogar für alle dramatiſchen Arbeiten, Luſtſpiel und Farce nicht ausgeſchloſſen, rhythmiſche Darſtellung. So ſehr hatte ſich ſeine Poetik ſeit der Zeit, wo er den Götz und Clavigo ſchrieb, verändert.

Wie der Mahomet überhaupt dazu mitwirken ſollte, das rohe Naturaliſiren im Drama zu beſchränken, ſo mußte er auch als Mit-tel dienen, jenen kunſtloſen Converſationston der Schauſpieler, den Goethe früher einſtweilen geduldet hatte, zu veredeln und namentlich die von den vaterländiſchen Bühnen beinahe verbannte rhythmiſche Declamation wieder in Aufnahme zu bringen. Goethe theilt ſelbſt*) die Geſchichte des ſeit 1791 beſtehenden Hoftheaters in mehrere Perioden ein, wovon er die erſte bis zu den Gaſtvorſtellungen Iff-land's rechnet. In dieſer Periode waltete bei den Schauſpielern das falſche Natürlichkeitsprincip, wornach ſie überall ihre Perſönlichkeit hervortreten ließen, ohne zu bedenken, daß der Schauſpieler es in ſeiner Gewalt haben müſſe, in gewiſſen Rollen ſeine Individualität ganz unkenntlich zu machen. Iffland's Erſcheinen auf der Weimari-ſchen Bühne belehrte ſie eines Andern. Die Weisheit, womit er ſeine Rollen ſonderte, aus jeder ein Ganzes zu machen, und ſich ſo-wohl in's Edle als in's Gemeine, und immer kunſtmäßig und ſchön zu maskiren verſtand, war zu eminent, als daß ſie nicht hätte frucht-bar werden und eine neue Periode einleiten ſollen. Die nächſtfol-gende Epoche bildete die Eröffnung und Einweihung des architekto-niſch neu eingerichteten Schauſpielſaals durch den Wallenſtein'ſchen

*) In dem Aufſatz: Weimariſches Theater 1802.

Cyklus. Von da an begann die Uebung in rhythmischer Declamation, für welche dann weiter durch die lyrischen Partien der Maria Stuart und das rednerische Pathos des Mahomet neue und höhere Bahnen eröffnet wurden.

Gleich nach dem Mahomet sah Goethe sich auch im englischen Theater um, in der Absicht, von dorther gleichfalls Einiges für das Repertorium der deutschen Bühne zu gewinnen. „Dem alten englischen Theater," schrieb er schon am 6. December 1799 an Schiller, „bin ich nun um Vieles näher. Malones Abhandlung über die wahrscheinliche Folge, in welcher Shakespeare seine Stücke gedichtet, ein Trauer- und ein Lustspiel von Ben Johnson, zwei apokryphische Stücke von Shakespeare und was dran hängt, haben mir manche gute Ein- und Aussichten gegeben." Im nächsten Jahre studirte er zu dem angegebenen Zwecke das Geheimniß der Mutter von Walpole und begann die Behandlung des Stückes, stand indeß bei näherer Betrachtung davon ab. Er kam nicht selbst zur Uebertragung und Bearbeitung eines englisches Stückes, war aber Schiller'n bei der Uebersetzung des Macbeth behülflich, womit dieser im nächsten Januar begann *).

Goethe hatte den Sylvesterabend 1799, und weil er zur Partei der Neunundneunziger gehörte, das Jahrhundert in herzlicher Unterhaltung mit Schiller, der nunmehr Weimaraner war, geschlossen und schrieb ihm am folgenden Morgen: „Lassen Sie den Anfang wie das Ende sein, und das Künftige wie das Vergangene." Es ging jetzt selten ein Tag dahin, wo die Freunde nicht ein Stündchen in innigem Gedankenaustausch zubrachten, was natürlich ihren brieflichen Verkehr, zu unserm Nachtheil, sehr zusammenschrumpfen ließ. Bisweilen jedoch zog sich Goethe nach Oberroßla, oder, wenn er recht sich selbst leben wollte, nach Jena zurück, wo sich denn, wie Schiller sagte, die Pole an der magnetischen Stange ihrer Correspondenz umgekehrt darstellten: Norden war zum Süden geworden. Da aber im Ganzen der Briefwechsel zwischen Beiden von nun an große Lücken zeigt, so haben wir uns desto mehr nach Goethe's anderweitiger Correspondenz umzusehen, und hier treffen wir sogleich

*) S. Hoffmeister, Leben Schiller's, größeres Werk IV, 299.

auf einen Brief an Jacobi vom 2. Januar, der um so interessanter ist, als er ein Resumé der letztvergangenen Jahre gibt. „Seit der Zeit," schreibt Goethe, „wo wir uns nicht unmittelbar berührt haben, habe ich manche Vortheile geistiger Bildung genossen. Sonst machte mich mein entschiedener Haß gegen Schwärmerei, Heuchelei und Anmaßung auch gegen das wahre ideale Gute im Menschen, das sich an der Erfahrung nicht wohl ganz rein zeigen kann, oft ungerecht. Auch hierüber, wie über manches Andere, belehrt uns die Zeit, und man lernt, daß wahre Schätzung nicht ohne Schonung sein kann. Seit der Zeit ist mir jedes ideale Streben, wo ich es antreffe, werth und lieb, und Du kannst denken, wie mich der Gedanke an Dich erfreuen muß, da Deine Richtung eine der reinsten ist, die ich jemals gekannt habe. Wenn ich Dir von mir sagen sollte, so müßte ich weitläufig sein; denn die drei oder vier Jahre haben manche Veränderung in mir hervorgebracht. Nachdem ich den vergeblichen Aufwand eines dilettantischen Strebens nach bildender Kunst eingesehen hatte, wollte ich mir zuletzt noch ein reines Anschauen des Höchsten, was uns davon übrig ist, verschaffen. Mein Freund Meyer war schon 1795 nach Italien vorausgegangen, nnd eben als ich mich losgelöst hatte, ihm zu folgen, war die Verwirrung so groß, daß ich nur bis an die Schweiz kam. Die Folge hat bewiesen, daß wir wohl thaten, wieder nach Hause zu kehren. Was wir aus diesem allgemeinen und besondern Schiffbruch retten, magst Du, wenn es Dich interessirt, aus den Propyläen von Zeit zu Zeit ersehen. Von poetischen Ideen und Planen liegt Manches vor mir; es kommt auf gut Glück an, ob und wie bald etwas davon zur Ausführung gedeiht. Mit einer sehr angenehmen Empfindung arbeite ich nunmehr an der Farbenlehre. Nachdem ich mich beinahe 10 Jahre mit dem Einzelnen durchgequält habe, so sehe ich die Möglichkeit, dieses schöne und reiche Capitel, das bisher theils vernachlässigt, theils mit vorsätzlicher Dumpfheit obscurirt worden, sowohl in sich selbst zu vollenden, als auch mit dem Kreis der übrigen Naturwissenschaften zu verbinden."

Was er im Laufe des Januars auf diesem Gebiete leisten konnte, war indeß nicht bedeutend; denn die meiste Zeit nahmen die Vorbereitungen zur Aufführung des Mahomet weg. Auch wurde

jenem Plan zufolge, ein solides Repertorium für die deutschen Theater zu gründen, mit Schiller über eine Bühnenbearbeitung der Iphigenie verhandelt. Dieser zweifelte nicht an einem guten Erfolge. Es brauche nur Weniges, meinte er, am Text verändert zu werden, namentlich in Beziehung auf die mythologische Partie, die für das Publikum in Massa zu kalt sei; auch ein paar Gemeinsprüche, so gut sie ihren Platz verdienten, rathe er dem dramatischen Interesse zu opfern. Goethe'n war es ganz wunderlich zu Muthe, als er sich in dieses lange nicht mehr angesehene Document einer weit hinter ihm liegenden Entwicklungsepoche vertiefen sollte; er scheint des Freundes Vertrauen zum Erfolge eines Stückes, dessen Handlung so wenig äußerlich ist, nicht getheilt zu haben; er wagte es wenigstens erst ein paar Jahre später, die Iphigenie auf die Bühne zu bringen.

Im Februar finden wir ihn wieder mit Mondbeobachtungen beschäftigt. „Um sieben Uhr, da der Mond aufgeht," schrieb er am 11. Februar an Schiller, „sind Sie zu einer astronomischen Partie eingeladen, den Mond und den Saturn zu betrachten; denn es finden sich heute Abend drei Teleskope in meinem Hause. Sollten Sie aber die warme Stube vorziehen, so wird Ihnen Freund Meyer Gesellschaft leisten, der die Mondberge so sehr wie die Schweizerberge, und die Gestirne so sehr als die Kälte mit einem herzlichen Künstlerhaß verfolgt." Mit Hülfe eines sechsfüßigen Herschels wurden diese Beobachtungen mehrere Mondwechsel durch fortgesetzt und die bedeutendsten Lichtgränzen bemerkt, wodurch sich bei Goethe ein deutlicher Begriff vom Relief der Mondoberfläche bildete. Ueberhaupt trat jetzt die Naturwissenschaft im Kreislauf seiner Beschäftigungen wieder stärker hervor. Schon am 8. Januar hatte er Schiller'n gemeldet, daß er „ein wenig in physicis stecke." Im Anfange März, wo er sich in Oberroßla aufhielt, lenkte ein Besuch des Jenaer Physikers Joh. Wilh. Ritter, den er in einem späteren Briefe an Schiller *) „eine Erscheinung zum Erstaunen, einen wahren Wissenshimmel auf Erden" nennt, seine Gedanken wieder auf die Farbenlehre hin, und er ward sich jetzt zuerst ganz klar über die Eintheilung derselben in die drei Hauptmassen, die didaktische, polemische und historische. Auch hatte er sich, wie er am 12. März an Knebel berichtete, mit dem Magnet, so wie mit Botanik beschäftigt, und meinte im Wissenschaftlichen „einige artige Schritte" gethan zu haben. Aus Oberroßla zurückgekehrt, ward er in der letzten Hälfte des März von einer mehrtägigen Unpäßlichkeit an's Haus gefesselt, und benutzte „die schlechte Zeit" zum Ordnen seiner Pflanzensammlung. In diesen Tagen war es auch wohl, wo er, um sich das Jussieu'sche System recht anschaulich zu machen, die sämmtlichen Kupfer mehrerer botanischen Octav-Werke in Ordnung brachte *); er erhielt dadurch eine Anschauung der einzelnen Gestalt und eine Uebersicht des Ganzen, die auf anderm Wege nicht leicht zu erlangen gewesen wäre.

*) Nr. 747.

Mittlerweile war auch die Sammlung der kleinern Gedichte für Unger zum Abschluß gelangt. Sie enthielt eine interessante, gewissermaßen neue Production, die vier Jahreszeiten, aus ältern und neu entstandenen Bruchstücken zusammengesetzt. Wir finden hier eine größere Anzahl Votivtafeln mit den drei Epigrammenkränzen Vielen, Einer und Eisbahn, mehreren zerstreuten Epigrammen aus dem Musenalmanach für 1797 und einigen hinzugedichteten Distichen zu einem neuen Ganzen verknüpft. Fragt man, warum Goethe jene Epigramme aus ihrer ursprünglichen Verbindung herausgelöst und zu den vier Jahreszeiten zusammengestellt hat, so dürfte der Grund wohl in Folgendem zu suchen sein. Er wollte vermuthlich seinen Antheil an den Votivtafeln nicht gerne preisgeben, und wagte doch auch nicht, die ganze Sammlung derselben in seine Werke aufzunehmen. So suchte er denn seine Votivtafeln, zum Theil wenigstens, anderwärts zu verwenden und sann zu dem Ende auf ein neues Ganze, in welches er zugleich die ihm fast ausschließlich angehörigen Sammlungen Vielen und Einer und die von ihm ganz allein gedichtete Eisbahn unterbringen könnte. Sein Gedanke, alle zusammen als den Ertrag eines Jahres-Cyklus darzustellen, und nach den vier Jahrszeiten zu vertheilen, muß im Ganzen als ein glücklicher betrachtet werden. Die Sammlung Vielen

*) Annalen unter dem Jahr 1800.

erscheint wie ursprünglich für den Frühling berechnet. Wir finden den Dichter noch frei von der Neigung zu einem weiblichen Wesen. Wie ihn die mannigfaltigen Blumen der Flur und der Gärten noch, jede in ihrer Weise, zur Aufmerksamkeit und Theilnahme reizen, so auch die vielfachen Charaktere der Frauen und Mädchen, als deren Symbole jene Blumen gelten. Doch deutet schon das Schlußdistichon die beginnende Concentrirung der Neigung auf Einen Gegenstand an. Diese finden wir nun in der Sammlung Einer, dem Sommer, rasch vollendet. Wie die Saat, die im Winter und Frühjahr langsam keimte, an der mächtigen Sonne des Sommers lebhaft zu treiben und zu reifen begann, so ging es mit der Liebe des Dichters (Nr. 21). Aber in den letzten Distichen dieser Abtheilung (Nr. 35—37) ist auch schon auf die Vergänglichkeit der Blumen, der Jugend, der Schönheit und Liebe hingewiesen. Des Dichters Wunsch, daß mit der Liebe das Leben zugleich enden möge, bleibt unerfüllt; es folgt der Herbst, die Zeit der Früchte. Die Früchte, die das Leben dem Manne bringt, sind aber nicht immer so reich und schön, als die, welche die Natur spendet (Nr. 38). Somit ist also der Dichter entschuldigt, wenn das Folgende nur Andeutendes, nur Lückenhaftes bietet. Hier zeigt sich nun, größtentheils aus den Votivtafeln entnommen, eine Reihe lose verbundener Sätze über das Verhältniß von Moral und Poesie, genialische Kraft, gemeinsame poetische Thätigkeit mit Freunden, Originalität und Aneignung des Fremden, und vieles Andere — lauter Maximen und Erfahrungssätze, die Goethe durch sinnige Beobachtung des Lebens, der Kunst und des wissenschaftlichen Treibens gewonnen. In der letzten Hälfte (etwa von Nr. 68 an) wendet sich die Betrachtung mehr der politischen und religiösen Sphäre zu und nimmt einen schärfern Charakter an, wie denn auch von da an kein Epigramm mehr den Votivtafeln entlehnt ist. Das Schlußdistichon:

Dießmal streust du, o Herbst, nur leichte, welkende Blätter;
Gib mir ein ander Mal schwellende Früchte dafür,

welches ohne Zweifel eigens für den Abschluß des Herbstes gedichtet worden, nimmt noch einmal die Nachsicht für diese Abtheilung in Anspruch. Allein nicht in der Qualität der uns hier gebotenen

Herbstfrüchte, über deren Werth kein Zweifel gilt, liegt die Schwäche dieser Abtheilung, sondern vielmehr darin, daß, mit Ausnahme des einleitenden und abschließenden Distichons, uns durchgehends die Beziehung auf die Jahreszeit so weit aus den Augen gerückt ist. Ganz anders verhält es sich in dieser Hinsicht mit dem Winter, der in allen einzelnen Distichen, wenn sie auch noch so allgemeine Reflexionen enthalten, auf eine höchst kunstreich variirende Weise die Beziehung zur Jahreszeit festhält. Demnach, wenn wir ein Gesammturtheil über die Composition der vier Jahrszeiten fällen sollen, möchten wir sagen, das Gedicht muthe uns, bei allen sonstigen Vorzügen, doch nicht wie eine ursprüngliche freie Schöpfung, wie ein gelungener erster Guß an, sondern zeige noch die Spuren, daß es aus frühern Gebilden durch Umschmelzung entstanden ist *). Zu der Abtheilung Herbst hatte Goethe auch selbst von Anfang an kein rechtes Zutrauen, wie man aus einem Briefe an Schiller vom 22. März sieht, der zugleich auf des Letztern Mitwirkung bei dieser Production deutet. „Ihrem Rath zufolge," schreibt Goethe, „habe ich noch einen Herbst zusammengestoppelt und schicke hier die vier Jahrszeiten zu gefälliger Durchsicht. Vielleicht fällt Ihnen etwas ein, das dem Ganzen wohl thut; denn was mich betrifft, so finde ich mich in gar keiner poetischen Jahrszeit."

Um „einmal wieder recht viele fremde Gestalten und Gegenstände in sich aufzunehmen," wie er an Knebel schrieb, unternahm Goethe gegen das Ende Aprils zur Meßzeit einen Ausflug nach Leipzig. „Nach meiner langen Einsamkeit," beginnt ein von dort aus (irrthümlich vom 4. April) datirter Brief an Schiller, „macht mir der Gegensatz viel Vergnügen. Ich gedenke auch noch die nächste Woche hier zu bleiben. So eine Messe ist wirklich die Welt in einer Nuß, wo man das Gewerbe der Menschen, das auf lauter mechanischen Fertigkeiten ruht, recht klar anschaut." Von Gemälden, Kupfern u. dgl. fand er manches Gute, aber nur aus vergangenen Zeiten; im

*) Interessant und bildend ist es für den Freund und Jünger der poetischen Kunst, des Dichters Verfahren bei dieser Umschmelzung im Einzelnen näher zu beleuchten. Wir haben dieß im Commentar zu Goethe's Gedichten (II, 227 ff) versucht.

Theater „herrschte der übertriebenste Naturalismus, im Ganzen wie im Einzelnen."

Ueber die nächstfolgenden Monate bis zum 22. Juli stehen uns nur dürftige Documente zu Gebot. Vielleicht fällt in diese Zeit die Entstehung der „guten Weiber," eines „geselligen Scherzes", wie Goethe die Production in den Annalen unter dem Jahr 1800 bezeichnet. In gewisser Hinsicht kann sie als ein kleines Nachspiel zu den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten gelten, denen sie jetzt auch in der Reihe der sämmtlichen Werke folgt. Erzählung und Gespräch verschlingen sich wie dort leicht und anmuthig in einander; witzige und humoristische Züge wechseln mit Reflexionen, die aus der tiefsten und feinsten Welt- und Menschenkenntniß geschöpft sind, und mit kleinen aus dem Leben gegriffenen Geschichtchen, die den ruhigen Beobachter der Menschheit lebhaft ansprechen, wenn sie gleich nicht bedeutend genug für den Romandichter und nicht pikant genug für den Anekdotenerzähler sein würden.

Unter dem 22. Juli heißt es in einem Billet Goethe's an Schiller: „Ich habe mich kurz und gut entschlossen, nach Tische hinüber nach Jena zu gehen, weil ich ein für allemal hier zu keiner Art von Besinnung gelange." Wahrscheinlich hatte er dort auch in der Zwischenzeit seit dem Anfange Aprils mitunter einige Wochen zugebracht; denn in den Annalen heißt es, er habe die Hälfte des Jahres in Jena verlebt. Zu den uns bekannten Gründen, warum er sich so häufig aus Weimar flüchtete, scheint sich nun noch ein anderer, recht trauriger gesellt zu haben. Sein häusliches Verhältniß, das ihm in der ersten Zeit, seiner Abnormität ungeachtet, nicht drückend gewesen war, hatte sich jetzt, wie es scheint, unerfreulicher gestaltet, was denn auch auf seine Arbeitslust nachtheilig einwirkte. Wir sind weit entfernt, triviale Klatschereien, wie sie „das Büchlein von Goethe" in die Welt gebracht hat, für baare Wahrheit zu nehmen; aber ein durchaus unverwerflicher Zeuge seines täglichen Lebens, Schiller, schreibt an Körner: „Im Ganzen bringt Goethe jetzt zu wenig hervor, so reich er noch immer an Erfindung und Ausführung ist. Sein Gemüth ist nicht ruhig genug, weil ihm seine elenden häuslichen Verhältnisse, die er zu schwach ist zu ändern, viel Verdruß erregen." Körner antwortete: „Daß Goethe seine Verhältnisse drücken

müssen, begreife ich recht wohl, und ich erkläre mir daraus, warum er außerhalb Weimar weit genießbarer, als in Weimar sein soll. Man verletzt die Sitten nicht ungestraft. Zu rechter Zeit hätte er gewiß eine liebende Gattin gefunden; und wie ganz anders wäre da seine Existenz! Das andere Geschlecht hat eine höhere Bestimmung, als zum Werkzeug der Sinnlichkeit herabgewürdigt zu werden; und für entbehrtes häusliches Glück gibt es keinen Ersatz. Goethe kann selbst das Geschöpf nicht achten, das sich ihm unbedingt hingab. Er kann von Andern keine Achtung für sie und die Ihrigen erzwingen. Und doch mag er nicht leiden, wenn sie gering geschätzt wird. Solche Verhältnisse machen den kraftvollsten Mann endlich mürbe. Es ist kein Widerstand da, der durch Kampf zu überwinden ist, sondern eine heimlich nagende Empfindung, deren man sich kaum bewußt ist, und die man durch Betäubung zu unterdrücken sucht."

Kaum in Jena angekommen, verfügte Goethe sich, „in Ermangelung des Gefühls eigener Production," wie er an Schiller meldete, in die Büttner'sche Bibliothek, holte sich einen Voltaire und begann eine Uebersetzung des Tancred, mit deren Aufführung er den nächsten 30. Januar zu feiern gedachte. Acht Tage lang, bis zum letzten Juli, ging die Arbeit ihren stetigen Gang fort. Was er Morgens mit Bleistift niedergeschrieben, dictirte er in ruhigen Augenblicken, so daß das erste Manuscript schon ziemlich rein erschien. Auf solche Art brachte er den Schluß des zweiten Actes und die beiden folgenden Acte, mit Ausnahme des Schlusses von beiden, zu Stande, und bemächtigte sich so für's Erste, „der edlern Eingeweide des Stückes." Schon in diesen Partien ließ er es nicht überall bei der bloßen Uebersetzung bewenden, sondern „that hier und da ein wenig mehr;" das Uebrige aber, das er einstweilen „auf einen frischen Angriff" zurücklegte, glaubte er noch mehr beleben, und namentlich dem Anfange und Ende größere Fülle als im Original geben zu müssen. Das Stück sei recht eigentlich ein Schauspiel, schrieb er an Schiller, denn Alles werde darin zur Schau aufgestellt, und diesen Charakter des Drama's gedenke er noch mehr hervorzuheben, da er weniger genirt sei, als der Franzose. Der theatralische Effekt könne nicht ausbleiben, weil Alles darauf berechnet sei und berechnet werden könne. Als öffentliche Begebenheit und Handlung

fordere aber das Stück nothwendig Chöre; für dieſe wolle er auch ſorgen, und hoffe es dadurch ſo weit zu treiben, als es die Natur und die erſte galliſche Anlage deſſelben erlaube. Doch glaubte er, ſich in den Chören „ſehr nüchtern" verhalten zu müſſen, um nicht das Ganze zu zerſtören.

Die Arbeit muß ihm in Jena gut von Statten gegangen ſein; denn er verwandte regelmäßig nur vier Stunden des Morgens daran; die übrige Zeit des Tages wurde auf die mannigfachſte und mitunter luſtige Weiſe „vergeudet." Seine Freunde in dieſem „Stapelplatz des Wiſſens und der Wiſſenſchaft," Loder, Fr. Schlegel, Lenz, Ilgen u. ſ. w. ſchickten ihm zu geiſtiger Nahrung für einſame Stunden der Gaben die Fülle: Zeitungen, Journale, belletriſtiſche Novitäten, heitere Philologica, zoologiſche, botaniſche und mineralogiſche Raritäten u. ſ. w. Aber auch an leiblicher Labung ließen ſie es nicht fehlen, wie er denn namentlich in einem Briefe an Schiller die von Loder geſpendeten „fürtrefflichen Krebſe und köſtlichen Weine" rühmt. Indeß waren die Stunden der Zerſtreuung doch auch nicht unfruchtbar an manchem bleibenden Guten. Ein Studirender, der ſich beſonders mit der Anatomie der Inſekten abgab, zerlegte und demonſtrirte ihm einige, wodurch er denn auch in dieſem Fache, in der Kenntniß, wie in der Behandlung vorwärts kam. Und ganz zuletzt gelang es ihm noch, einen „Knoten im Fauſt zu löſen," den er ſchon im März zu Oberroßla um ein Stück weiter geführt hatte. „Könnte ich noch vierzehn Tage hier bleiben," ſchrieb er den 1. Auguſt an Schiller, „ſo ſollte es ein ander Ausſehen damit gewinnen; allein ich bilde mir leider ein, in Weimar nöthig zu ſein, und opfere dieſer Einbildung meinen lebhafteſten Wunſch auf... Morgen werde ich wieder bei Ihnen ſein."

Was ihn zur Rückkehr nach Weimar bewog, war ohne Zweifel die Vorbereitung der dießjährigen Ausſtellung. Es waren für das Jahr 1800 zwei Preisaufgaben von entgegengeſetztem Charakter geſtellt worden, um mehrere Künſtler zur Concurrenz geneigt zu machen, beide aus der Ilias, der Abſchied Hector's von Andromache und der Tod des Rheſus. Der Erfolg war ſehr erfreulich: achtundzwanzig Concurrenzſtücke liefen ein, von denen neunzehn die erſtere Aufgabe behandelt hatten; in den meiſten zeigte

ſich ein tüchtiges Talent und ein wackeres Streben; gekrönt wurden der Rheſus von Joſ. Hoffmann aus Köln und Hector's Abſchied von Prof. Nahl aus Kaſſel, jener mit einem, dieſer mit zwei Drittheilen des ausgeſetzten Geſammtpreiſes von ſechszig Ducaten. Die Propyläen brachten ſodann ſehr detaillirte Beurtheilungen aller eingegangenen Stücke. Der dritte Band der Zeitſchrift, worin dieſes geſchah, war leider der letzte; der Abſatz ging ſo unbefriedigend, daß die Herausgeber für die Fortſetzung auf alle Einnahme hätten Verzicht thun müſſen. Weil aber ſo doch immer nicht der Zweck der Verbreitung erreicht worden wäre, ſo entſchloſſen ſich Goethe und Meyer, auf Schiller's Rath, im nächſten Jahre, die Allgemeine Literaturzeitung zum Canal zu machen, der ihre Kunſtbegriffe in's Publikum bringen ſollte. Goethe ſagt in den Annalen, durch abſichtliches Gegenwirken böswilliger Menſchen ſei das Unternehmen der Propyläen in's Stocken gerathen; es liegt auch in der Natur der Sache, daß eine ſo ernſte Kritik, wie ſie hier beſonders auf Anlaß der Preisconcurrenz geübt wurde, immer nur Wenige zu Dank verpflichtet und viele Gegner aufweckt. Der Hauptzweck, den die Weimarer Kunſtfreunde bei ihren Beſtrebungen im Auge hatten, wurde nicht erreicht. „Wenn man es mit der Kunſt von innen heraus redlich meint," ſchrieb Goethe hierüber in ſpäteren Jahren an Zelter, „ſo muß man wünſchen, daß ſie würdige und bedeutende Gegenſtände behandele; denn nach der letzten künſtleriſchen Vollendung tritt uns, ſittlich genommen, der Gehalt immer als höchſte Einheit wieder entgegen, deßwegen wir W. K. F. auch in den Propyläen, da wir noch in dem Wahn ſtanden, es ſei auf die Menſchen genetiſch zu wirken, uns noch über die Gegenſtände ſo treulich äußerten und unſere Preisaufgaben dahin richteten. Dies iſt aber Alles vergebens geweſen, da gerade ſeit der Zeit das Legenden- und Heiligen-Fieber um ſich gegriffen und alles wahre Lebensluſtige aus der bildenden Kunſt verdrängt hat."

Im September finden wir Goethe wieder in Jena, wo er diesmal etwa vier Wochen (bis zum 4. Oktober) blieb. Es gelang ihm, während des jetzigen Aufenthaltes einen bedeutenden Schritt im Fauſt weiter zu thun, und zwar in der Partie, wo Helena auftritt. Dieſer Theil, den er urſprünglich, wie es ſcheint, als ein

ganz selbstständiges Drama zu behandeln gedachte, und der auch jetzt noch gewissermaßen ein Ganzes für sich bildet, ist eine sehr alte Conception des Dichters, auf der Puppenspiel-Ueberlieferung ruhend, daß Faust den Mephistopheles gezwungen, ihm die griechische Helena, die schönste der Frauen, herbeizuschaffen. Goethe brachte sie schon von Frankfurt mit nach Weimar, und in seinen Tagebüchern ist angemerkt, daß er sie 1780 den 23. und 24. März Abends der Herzogin Amalia vorgelesen *). Die erste Bearbeitung genügte ihm jetzt nicht mehr, und so griff er das Sujet in Jena von Neuem an. „Meine Helena ist wirklich aufgetreten," schrieb er den 12. September an Schiller. „Nun zieht mich aber das Schöne in der Lage meiner Heldin so sehr an, daß es mich betrübt, wenn ich es zunächst in eine Fratze verwandeln soll. Wirklich fühle ich nicht geringe Lust, eine ernsthafte Tragödie auf das Angefangene zu gründen; allein ich werde mich hüten die Obliegenheiten zu vermehren, deren kümmerliche Erfüllung ohnehin schon die Freude des Lebens wegzehrt." Schiller rieth ihm, wenn die schönen Gestalten und Situationen kämen, sich nicht durch den Gedanken stören zu lassen, daß es Schade sei sie zu verarbeiten. Der Fall könne im zweiten Theil des Faust ihm noch öfters vorkommen, und es möchte ein- für allemal gut sein, wenn er sein poetisches Gewissen darüber zum Schweigen bringe. Das Barbarische der Behandlung, das ihm durch den Geist des Ganzen auferlegt werde, könne den höhern Gehalt nicht zerstören und das Schöne nicht aufheben, nur es anders specificiren und für ein anderes Seelenvermögen zubereiten. Eben das Höhere und Vornehmere in den Motiven werde dem Werk einen eigenen Reiz geben, und Helena sei in diesem Stück ein Symbol für alle die schönen Gestalten, die sich hinein verirren möchten. Kurz, er müsse in seinem Faust überall sein Faustrecht üben. So getröstet und beruhigt arbeitete er frischen Muthes weiter und las Schiller'n, der ihn mit Meyer am 21. September besuchte, den Anfang vor. Dieser schrieb ein paar Tage später: „Ihre neuliche Vorlesung hat mich mit einem großen und vornehmen Eindruck entlassen; der edle hohe Geist der alten Tragödie weht aus dem Monolog einem entgegen und macht

*) Riemer, Mittheilungen über Goethe II, 581.

den gehörigen Effekt, indem er ruhig mächtig das Tiefste aufregt." Goethe brachte noch die Hauptmomente des Plans in Ordnung; aber da mußte die Poesie wieder einem andern Interesse weichen.

Schon während seines letzten Aufenthaltes in Jena hatte er neben Tancred sich mit philosophischen Speculationen beschäftigt und sogar eine Schrift von Baader „über das Pythagoreische Quadrat in der Natur oder die vier Weltgegenden" studirt. Jetzt gingen wieder seit einiger Zeit philosophische Colloquia mit Niethammer und zuweilen auch mit Friedrich Schlegel, und Gespräche mit Ritter über höhere Physik neben seinen poetischen Arbeiten fort und drängten zuletzt die Helena ganz zur Seite. Durch philosophische Schriften sich Anderer Gedanken anzueignen, ward ihm, wie wir wissen, sehr schwer; eher ging es durch lebendige Unterhaltung, und so war er auch mit dem Ergebniß seiner jetzigen Colloquia sehr zufrieden. „Ich zweifle nicht," schrieb er an Schiller, „daß ich auf diesem Wege zu einer Einsicht in die Philosophie dieser letzten Tage gelangen werde. Da man die Betrachtungen über Natur und Kunst doch einmal nicht los wird, so ist es höchst nöthig, sich mit dieser herrschenden und gewaltsamen Vorstellungsart bekannt zu machen." Aber trotz aller Bemühungen eignete er sich doch kein fremdes System vollständig an, sondern assimilirte sich nur daraus einiges Verwandte.

Nach Weimar zurückgekehrt, hatte Goethe eine kleine dramatische Festlichkeit zum Geburtstage der Herzogin Amalia, dem 24. Oktober, vorzubereiten. Er gedachte diesmal den Tag auf eine neue und eigenthümliche Art zu feiern, indem er durch ein dramatisches Stück an die bildende Kunst erinnern, und ein plastisches und doch zugleich bewegliches und belebtes Werk den Zuschauern vor Augen stellen wollte. Zu dem Ende hatte er, wahrscheinlich schon im Juni *), das kleine Stück Paläophron und Neoterpe con-

*) Ich vermuthe, daß sich die beiden Billete Goethe's an Schiller vom 24. und 27. Juni auf Paläophron und Neoterpe beziehen. Zu Papier wurde das Stück in einem frohen Cirkel bei Fräulein von Göchhausen gebracht, wo Goethe es, auf und ab schreitend, wie es ihm gerade einfiel, dictirte.

cipirt. Es wurde am 24., im engern Kreise, von jungen Kunstfreunden musterhaft aufgeführt. Fünf Figuren, Paläophron mit den beiden Alten, und die zwei Kinder, welche Neoterpe begleiten, spielten in Charaktermasken; der Dame, welche Neoterpe vorstellte, war es allein vergönnt, die Gesellschaft in der eigensten Anmuth ihrer Gesichtszüge zu ergötzen. „Durch den Abdruck des Stückes," bemerkt Goethe selbst, „kann man dem Publikum freilich nur einen Theil des Ganzen vorlegen, indem die Wirkung der vollständigen Darstellung auf die Gesinnungen und die Empfänglichkeit gebildeter Zuschauer, auf die Empfindung und die persönlichen Vorzüge der spielenden Personen, auf gefühlte Recitation, auf Kleidung, Masken und mehr Umstände berechnet war." Aber die Dichtung ist auch für sich selbst schon eine höchst anmuthige Production und kann besonders unsern aufgeregten Tagen nicht genug empfohlen werden, indem sie auf die richtige, schöne Mitte zwischen ungeduldiger Neuerungssucht und stockender Anhänglichkeit an das Alte hindeutet. Für die Weimarischen Kreise bereitete diese Darstellung jene Maskenkomödien vor, die in der Folge jahrelang eine ganz neue Unterhaltung gewährten, und deren wir später noch weiter zu gedenken haben.

Im November, wie im December brachte Goethe wieder ein paar Wochen in Jena zu. Das erste Mal ward dort die Poesie, wie er an Schiller schrieb, „von Philosophen, Naturforschern und Consorten sehr in die Enge getrieben." „Zwar kann ich nicht läugnen," fügte er hinzu, „daß ich die Herren selbst einlade und auffordere und der bösen Gewohnheit des Theoretisirens aus freiem Willen nachhänge." Im December erhielt er gleich in den ersten Tagen seiner dortigen Anwesenheit die Nachricht, daß Iffland seinen Tancred, am 18. Januar, als dem Tage der Krönungsfeier, aufzuführen wünsche. Dieß bewog ihn, sofort „eine absolute Einsamkeit zu statuiren, keinen Philosophen noch Physiker, kurz, außer Lodern, Niemand zu sehen, und sich in dem romantisch tragischen Kreise zu halten." Er rückte mit der Arbeit rasch vorwärts, obgleich ihm das Stück noch unerwartet viel zu schaffen machte. „Ich habe wenigstens noch drei Tage zu thun," schrieb er den 22. December, „um mit meinen Rittern fertig zu werden. Der tragische Jammer

hat mir in diesen kurzen Tagen wirklich zugesetzt; ich wäre längst wieder bei Ihnen, wenn ich mich gegen Iffland nicht engagirt hätte. Dagegen ist es wieder gut, wenn man einmal darin steckt, daß die Arbeit fertig wird, und wir brauchen sie doch auch zu Anfange des Jahres. Eigentlich hatte ich doch zu lange gezaudert, und für einen Anlauf, nach meiner Art, war die übrige Arbeit zu groß. Man glaubt nicht, was für Fäden in so einem Dinge stecken, bis man sich selbst daran macht, sie wieder aufzudröseln." Sein Plan, dem Stücke durch Hinzufügung von Chören mehr Leben und Masse zu geben, wurde leider durch die Kürze des von Iffland gestellten Termins vereitelt.

Zu Anfange des Jahres 1801 ward Goethe von einer schweren und sehr gefährlichen Krankheit befallen. Sie begann nur wie eine Blatterrose, aber bald schlugen Halsgeschwulst und Krämpfe dazu, und der Leibarzt des Herzogs, Hofrath Stark, der ihn behandelte, fürchtete eine Hirnentzündung. Den Grund zu diesem Uebel hatte sein letzter Aufenthalt in dem kühlen und feuchten Jenaischen Schlosse gelegt; der Eifer, womit er sich an seinen Tancred hielt, hatte ihn den schlimmen Einfluß der Lokalität übersehen lassen. Schon damals war er von einem heftigen Katarrh ergriffen worden, den aber ein dem Brownischen Dogma ergebener junger Freund augenblicklich durch peruvianischen Balsam, mit Opium und Myrrhen verbunden, beseitigt hatte. Jetzt brach er in Weimar mit verstärkter Gewalt wieder aus und versetzte ihn in einen solchen Zustand, daß er einige Tage ohne Besinnung lag. Die Seinigen waren außer Fassung; aber um so entschlossener und besonnener griff überall sein fürstlicher Freund persönlich ein. Als ihm die Kunst des Arztes und seine treffliche Natur endlich das Bewußtsein wiedergegeben hatten, fand er sein rechtes Auge durch eine Geschwulst verschlossen. Innerlich aber erholte er sich so bald, daß er am 19. Januar, um die Langeweile zu bekämpfen, eine Uebersetzung des Theophrastischen Büchleins von den Farben unternahm. Ueber fernere böse Stunden hoben ihn seine Freunde: Voigt, Herder, Einsiedel, Loder, und vor allen Schiller hinweg. Am 22. war schon bei ihm ein Concert veranstaltet, am 24. öffnete sich das Auge wieder, und er konnte mit freiem, genesendem Blicke dem Herzoge, der nach Berlin

abreiste, für die sorgfältige Leitung der Kur danken. Am 29. ging er die Rolle der Amenaide im Tancred mit Demoiselle Caspers durch. Schiller leitete die Proben des Stücks und gab ihm am nächsten Tage spät Abends Nachricht von dem Gelingen der Aufführung.

In diesen Tagen war es, wo sich wieder ein etwas näheres Verhältniß zu der einst so innig befreundeten Frau von Stein ergab. Schon aus dem September 1796 liegt uns ein auf Fritz von Stein bezügliches Billet Goethe's an sie vor, das mit den Worten schließt: „Erlauben Sie auch ferner meinem armen Jungen, daß er sich Ihrer Gegenwart erfreuen und sich an Ihrem Anblick bilden dürfe. Ich kann nicht ohne Rührung daran denken, daß Sie ihm so wohl wollen." Auch noch ein paar andere freundliche Zuschriften Goethe's seit jener Zeit deuten auf einige Annäherung hin. Jetzt aber, am 12. Januar 1801 schrieb Frau von Stein an ihren Sohn: „Ich wußte nicht, daß unser ehemaliger Freund Goethe mir noch so theuer wäre, daß eine schwere Krankheit, an der er seit neun Tagen leidet, mich so innig ergreifen würde. Es ist ein Krampfhusten und zugleich die Blatterrose; er kann in kein Bett und muß immer in einer stehenden Stellung erhalten werden; sonst will er ersticken. Der Hals ist verschwollen, so wie das Gesicht, und voller Blasen inwendig; sein linkes Auge ist ihm wie eine große Nuß herausgetreten und läuft Blut und Materie heraus; oft phantasirt er, man fürchtete eine Entzündung im Gehirn, ließ ihm zur Ader, gab ihm Senffußbäder; darauf bekam er geschwollene Füße und schien etwas besser. Doch ist diese Nacht der Krampfhusten wieder gekommen, ich fürchte, weil er sich gestern hat rasiren lassen. Entweder meldet Dir mein Brief seine Besserung oder seinen Tod, ehe laß ich ihn nicht abgehen. Die Schiller'n und ich haben schon viele Thränen die Tage her über ihn vergossen; sehr leid thut mir's jetzt, daß, als er mich am Neujahr besuchen wollte, ich leider, weil ich an Kopfweh krank lag, absagen ließ; und nun werde ich ihn vielleicht nicht wieder sehen." Zwei Tage später fügte sie hinzu: „Mit Goethe geht es besser; doch muß der 21ste Tag vorüber sein, bis dahin könnte ihm noch etwas zustoßen, weil ihm die Entzündung etwas am Kopf und am Zwergfell geschadet hat. Gestern hat er mit großem Appetit Suppe

gegessen, die ich ihm geschickt habe. Mit seinem Auge soll es auch besser gehen; nur ist er sehr traurig und soll drei Stunden geweint haben; besonders weint er, wenn er den August sieht; der hat indessen seine Zuflucht zu mir genommen; aber er ist schon gewohnt, sein Leiden zu vertrinken; neulich hat er in einem Club von der Classe seiner Mutter 17 Gläser Champagner-Wein getrunken, und ich hatte alle Mühe, ihn bei mir vom Wein abzuhalten." Die hier angedeuteten Mißstände in Goethe's Hause scheinen leider, wenn auch nicht in dem Grade, wie die noch immer schwer grollende Frau von Stein sie ein paar Mal in den Briefen an ihren Sohn darstellt, obgewaltet zu haben, wie wir denn auch Schiller schon in einem Briefe an Körner (vom 21. October 1800) von Goethe's „elenden häuslichen Verhältnissen" sprechen hörten, die er zu schwach sei zu ändern, so viel Verdruß sie ihm auch erregten und so hemmend sie auch auf sein geistiges Schaffen wirkten. Es wird berichtet, daß in Christiane Vulpius mit den Jahren die angeerbte Genußsucht stärker hervorgetreten sei. Vergnügungs- und tanzlustig, wie sie war, habe sie Studentenbälle in Jena und Bälle geringerer Bürgerclassen in Weimar besucht und sich einem verderblichen Weingenuß hingegeben. Doch mag die Klatschsucht, die so gern sich mit den Schattenpartien in den Verhältnissen hervorragender Personen beschäftigt, auch hier Manches übertrieben oder hinzugedichtet haben. Wir begegnen weiterhin ganz unverfänglichen Zeugnissen, daß Christiane Goethe's Hauswesen mit Eifer und Treue besorgte, und dieser ihr herzlich zugethan war.

Trotz jenes apologetischen Gedichtes von Schiller zu Mahomet machten andere Freunde Goethe's, namentlich seine Jenensischen, ihm Vorwürfe, daß er Kraft und Zeit an französische Stücke vergeude, statt etwas Eigenes anzugreifen. So nahm er denn am 7. Februar seinen Faust wieder vor und führte stellenweise dasjenige aus, was in Plan und Umriß schon längst vor ihm lag. In dem Briefwechsel mit Schiller heißt es darüber unter dem 11. März: „Mit meinem Faust geht es sachte fort. Wenn ich täglich auch nur wenig mache, so suche ich mir doch den Sinn und den Antheil daran zu erhalten." Und eine Woche später: „Einen eigentlichen Stillstand an Faust habe ich noch nicht gemacht, aber mitunter nur

schwache Fortschritte. Da die Philosophen auf diese Arbeit neugierig sind, habe ich mich freilich zusammen zu nehmen." Man sieht, die volle, frische Quelle der Productivität war ihm noch immer nicht wieder erschlossen, und die Philosophen standen ihm sogar über dem Dichten selbst im Wege. Doch berichtet Schiller am 27. April an Körner: „Goethe hat indessen (seit der Wiederherstellung) Vieles an seinem Faust gethan — der aber noch immer als eine unerschöpfliche Arbeit vor ihm liegt; denn dem Plane nach ist das, was gedruckt ist, nur höchstens der vierte Theil des Ganzen, und was seitdem fertig geworden ist, beträgt noch nicht so viel als das Gedruckte."

Aber daneben ging ganz im Stillen, freilich auch sehr langsam, eine andere poetische Arbeit fort, von welcher Schiller nichts wußte. Es war die natürliche Tochter, deren Conception im November 1799 durch die Memoiren der Stephanie von Bourbon-Conti in Goethe angeregt worden war*). Den Plan hatte er in der ersten Hälfte des Decembers 1799 entworfen. Er suchte sich darin ein Gefäß zu bereiten, worin er Alles, was er so manches Jahr über die französische Revolution und deren Folgen gedacht, „mit geziemendem Ernste" niederzulegen hoffte. Es mag ihm schwer geworden sein, diesen Gegenstand vor Schiller zu verheimlichen; aber sein alter, durch Erfahrung gestärkter Aberglaube, daß der, welcher einen Geistesschatz heben will, nicht sprechen dürfe, ließ ihn auch diesmal schweigen, selbst auf die Gefahr, dem Freunde „untheilnehmend, glauben- und thatlos" zu erscheinen. Wir werden dem Werke später eine nähere Betrachtung widmen und bemerken hier nur noch, daß mit Abschluß des Jahres 1801 der erste Act vollendet war.

Mit diesen beiden großen poetischen Aufgaben stritt wieder manches Andere um sein Interesse, so daß er sich wohl einmal bei Schiller über seinen zerrissenen Zustand beklagte, der ihm fast alle Hoffnung und zugleich den Muth benehme. Bald waren es Theatergeschäfte, was ihn von seiner poetischen Thätigkeit ableitete, wie die Proben des wiederholt gegebenen Tancred, bald die lebhafte Theilnahme an Schiller's Arbeiten, der jetzt mit der Jungfrau von Orleans beschäftigt war, bald theoretische Verhandlungen mit Ritter, Schelling, Friedrich Schlegel und Andern; dann wieder ein interessanter Besuch, wie der von Tieck und dem Maler Hartmann von Stuttgart. Längere Zeit sann er auch über eine zu stellende philosophische Preisaufgabe, die er in einem Briefe an Schiller (vom 11. März) auf folgende Weise formulirte: „Eine gedrängte, lichtvolle Darstellung des Bestehenden im Menschen, mit Entwickelung der Phänomene der Cultur aus demselben, man betrachte sie nun als ein Ganzes der Gegenwart, oder der Succession, oder als beides zugleich." Unsere Armuth an guten Lustspielen bewog Goethen, auch auf ein gutes Intriguenstück einen Preis auszusetzen. Dreizehn Concurrenzstücke liefen ein, — „und nicht eines ist davon zu brauchen," berichtete Schiller (am 5. Oktober) an Körner; „die meisten sind ganz unter der Kritik. So steht es jetzt um die dramatische Kunst in Deutschland" *)!

Zu Abschweifungen auf sehr heterogene Gebiete ward Goethe durch den Besitz seines Freigutes zu Roßla verleitet. Er begab sich dorthin am 25. März und blieb, einen kurzen Zwischenaufenthalt in Weimar abgerechnet, bis in die ersten Maitage. Am 27. April schrieb er an Schiller: „Indem Sie in Weimar allerlei außerordentliche theatralische Ergötzlichkeiten (durch fremde Sänger und Ballettänzer) genießen, muß ich auf dem Lande verweilen und mich mit allerlei gerichtlichen Händeln (gegen den bisherigen Pachter des Gutes), Besuchen in der Nachbarschaft und sonstigen realistischen Späßen unterhalten." Er meinte indeß mit dem Aufenthalte dort zufrieden sein zu können, da er ihm physisch wohl bekomme und sich ohnehin von seinem reconvalescirenden Zustande keine Wunder erwarten ließen. In einem Briefe vom 28. heißt es: „Ich habe diese Tage gerade das Gegentheil von Gesang und Tanz erlebt, indem ich mit der rohen Natur und über das ekelhafteste Mein und Dein im

*) S. Riemer's Mittheilungen II, 557. Demnach konnte nicht wohl, wie es in den Annalen heißt, „das ganz ausgeführte Schema schon seit einigen Jahren" unter seinen Papieren gelegen haben.

*) Goethe gedenkt dieser Preisaussetzung irrthümlich erst unter dem Jahre 1802 in den Annalen.

Streite lag. Heute bin ich meinen alten Pachter erst los geworden, und nun gibt es so Manches zu besorgen und zu bedenken, da der neue erst Johannis einzieht. Ich glaube daher kaum, daß ich Sonnabends kommen werde ..... Ich habe der Versuchung nicht widerstehen können, mir einen Spaziergang hier anzulegen, da man vorher keinen Schritt im Trocknen thun konnte bei feuchtem Wetter, und keinen im Schatten bei Sonnenschein. Nun hat mich das etwas weiter geführt als billig, und ich muß hier bleiben, bis die Anlage fertig ist, weil sie mir zuletzt noch verpfuscht werden könnte" *).

Der Aufenthalt auf dem Lande war für seine Wiederherstellung förderlich. „Mit meiner Gesundheit," schrieb er am 2. Juni an Knebel, „geht es leidlich, und ich habe die Zeit bisher so gut als möglich benutzt; in manchen Dingen geht es jetzt sehr rasch, besonders in der Ausbildung der Ideen, die auf die Natur Bezug haben." Doch riethen ihm Aerzte und Freunde nach der grimmigen Krankheit ein stärkendes Bad an, und Goethe ließ sich um so leichter für Pyrmont bestimmen, als er längst schon sich nach einem Aufenthalt in Göttingen gesehnt hatte. So reiste er denn am 5. Juni, von seinem Sohne begleitet, aus Weimar ab. Zu Göttingen im Gasthof zur Krone eingekehrt, ward er in der Abenddämmerung von Studirenden mit einem improvisirten, freudigen Lebehoch begrüßt, worauf sogleich die bewegte Menge wieder auseinanderstob, weil dergleichen Beifallsbezeugungen polizeiwidrig waren. Bei Blumenbach, der ihn nach gewohnter Weise herzlich empfing, sah er unter anderm Neuen und Merkwürdigen den ersten Aerolithen; durch die Betrachtung seiner Schädelsammlung wurde manche alte Idee in ihm wieder aufgeregt. Dann bewunderte er die Reitbahn des berühmten Stallmeisters Ayrer, und begab sich von dort nach der Bibliothek zu einer vorläufigen, übersichtlichen Beschauung. Hier zeigte ihm Heyne Köpfe Homerischer Helden, von Tischbein in großem Maßstabe ausgeführt. Goethe erkannte die Hand seines alten Freundes wieder und freute sich seiner fortgesetzten Bemühung durch das Studium der Antike sich der Einsicht zu nähern,

*) Ausführlicheres hierüber in Goethe's Annalen unter dem Jahre 1801, einem der Jahrgänge, die er mit besonderer Sorgfalt bearbeitet hat.

wie der bildende Künstler mit dem Dichter zu wetteifern habe. Unter Blumenbach's Leitung besah er wiederholt die Museen und fand hier ihm noch unbekannte außereuropäische Musterstücke aus dem Steinreiche. Zum Besuch des Heinberges, einer aus vielgestaltigen Versteinerungen zusammengesetzten Höhe wurde er durch seinen Sohn August gedrängt, der schon ein großer Petrefactenliebhaber war. Und wie Goethe von jeher die Neigung hatte, besonders auf Reisen die Welt und das Leben von möglichst vielen Seiten zu ergreifen, so ließ er sich vom Prof. Osiander sogar in das neuerbaute Accouchirhaus führen und die Behandlung des Geschäftes zeigen und erklären.

Am 12. Juni brach er von Göttingen auf, mit dem Vorsatz, zur Nachcur dort länger zu verweilen, und schlug den Weg über Einbeck, durch das freundliche Leinethal, nach Pyrmont ein. Hier bezog er eine schöne, ruhig gegen das Ende des Orts gelegene Wohnung beim Brunnencassirer, wo durch einen glücklichen Zufall auch Griesbach's aus Jena sich eingemiethet hatten und bald nachher eintrafen. Ueberhaupt bildete sich hier theils von Männern und Frauen, deren Bekanntschaft er jetzt zuerst machte, theils von ältern, geprüften Freunden und Freundinnen ein so angenehmer und interessanter Zirkel um ihn, daß er (in den Annalen) nicht leicht eine Badezeit unter besserer Gesellschaft verlebt zu haben bekennt. Leider war aber ein stürmisch regnerisches Wetter einer öftern Zusammenkunft im Freien hinderlich, wo er dann zu Hause bisweilen die Uebersetzung des Theophrast vornahm oder seine Farbenlehre weiter auszubilden suchte. An der Dunsthöhle in der Nähe des Ortes stellte er zur Unterhaltung seiner Gesellschaft Experimente mit Seifenblasen an, die auf der dichtern Luftschicht tanzten, mit flackernden Strohwischen, die eingetaucht augenblicklich verloschen und sich beim Herausziehen plötzlich wieder entzündeten u. dgl. mehrere. Er ließ sich sogar das geheimnißvolle Agens in Pyrmonter Flaschen füllen und wiederholte die Versuche im Kleinen zu Hause und später noch in Weimar. Wenn es das Wetter gestattete, wurden kleine Excursionen unternommen, z. B. nach Lüde, und hinter diesem Orte auf den sogenannten Krystallberg, wo bei hellem Sonnenschein, zur größten Freude seines Sohnes, die Aecker von tausend und aber

tausend kleinen Bergkrystallen wiederschimmerten. Das anhaltende üble Wetter drängte die Gesellschaft nicht selten in's Theater. Hier wandte er mehr dem Personal als den Stücken seine Aufmerksamkeit zu. „Bei dem hiesigen Theater," berichtete er darüber an Schiller, „sind mehrere Subjecte, die ein recht gutes Aeußere haben und perfectibel erscheinen. Die Gesellschaft ist im Ganzen eher gut als schlecht, doch bringt sie eigentlich nichts Erfreuliches hervor, weil der Naturalismus, die Pfuscherei, die falsche Richtung der Individualitäten entweder zum Trocknen oder Manirirten, und wie das Unheil alle heißen mag, hier so wie überall webt und wirkt und das Zusammenbrennen des Ganzen verhindert." Eine lebhafte Apprehension erregte in ihm die Leidenschaft des Spiels, die er wie eine böse Schlange sich durch die Badegesellschaft winden und bewegen sah. Hier hörte er eine Gattin ängstlich den Gemahl anflehen, nicht weiter zu spielen, dort sah er einen jungen Mann, in finsterer Verzweiflung über seinen Verlust, die Geliebte, die Braut vernachlässigen. Auch war er Zeuge, wie ein Glücklicher die Bank sprengte und sich sogleich in eine Postchaise warf, um den erbeuteten Schatz in Sicherheit zu bringen.

Unterhaltungen und mannigfache Lectüre, auf Pyrmont's Geschichte und Nachbarschaft bezüglich, erregten in ihm die Idee zu einer Art von Roman, der die lebhafte Wanderschaft aus allen Welttheilen nach Pyrmont im Jahre 1582 darstellen sollte. Er entwarf nach seiner Weise sogleich ein Schema dazu, welches ihm wohl beim Niederschreiben der in den Annalen gegebenen Skizze*) vorgelegen hat. Nach dieser zu urtheilen, würde das Werk mehr Beschreibung und Reflexion als Erzählung enthalten, und vielleicht zu sehr der Grundlage einer anziehenden und spannenden Handlung entbehrt haben. Der Gedanke beschäftigte ihn die ganze Zeit seines Aufenthalts in Pyrmont und auf der Rückreise. Weil aber Vieles durchzustudiren war, um das Werk gehaltvoll und lehrreich zu machen, und die Verarbeitung des zersplitterten Stoffes viel Zeit und Kraft verlangt haben würde, so gerieth es bald, und um so eher in's Stocken, als er den zweiten Aufenthalt in Göttingen zum Studium der Geschichte der Farbenlehre bestimmt hatte.

*) S. Goethe's Werke. Bd. 27, S. 89 ff.

Die letzten Tage in Pyrmont brachte er in unerfreulicher Stimmung zu; ja er schrieb an Meyer, er habe sich in seinem Leben nicht leicht mißmuthiger gefühlt, als damals. Das anregende Bad, nach der hochentzündlichen Krankheit, hatte ihn so reizbar gemacht, daß er Nachts vor heftiger Blutwallung nicht schlafen konnte, und bei Tage durch das Gleichgültigste in einen excentrischen Zustand versetzt ward. Am 9. Juli kam der Herzog Karl August an. „Er ist im Falle aller Ankommenden," schrieb Goethe über ihn am 12. an Schiller; „er hofft und amüsirt sich; ich hingegen, als ein Abgehender, finde sehr mäßigen Gewinn, und die Weile will alle Tage länger werden. Ich sehe daher mit Sehnsucht meiner Erlösung entgegen." Sie erfolgte am 17. Juli.

Die Bewegung und Zerstreuung der Reise, und vielleicht auch die von dem Arzt versprochene Nachwirkung des Brunnens ließen ihn zu Göttingen in besserer Stimmung anlangen. Seinem Vorsatz gemäß brachte er hier einen großen Theil des Tages auf der Bibliothek zu und arbeitete Vieles zur Geschichte der Farbenlehre zusammen. „Wenn man eine Zeit lang hier bliebe," schrieb er an Meyer, „so würde die historische Behandlung der Wissenschaften für uns, wie für so viele Andere, reizend werden." Er meinte aber, wenn man nach allen Seiten hin so bequem erfahren könne, was geschehen sei, so könne man leicht darüber vergessen, was geschehen solle. Es wäre nur zu wünschen gewesen, daß er das in der Farbenlehre bereits Geleistete vollständiger erfahren und gewürdigt hätte; wie manche schöne Stunde wäre dadurch für seine poetische Thätigkeit ausgewonnen worden! Die Professoren Sartorius und Hugo baten ihn um einen Vortrag über seine Farbenlehre, und er gab ihrem Antrage „zu eigener Fassung und Uebung" nach. Der Versuch schlug nicht zur Befriedigung aus; allein, weit entfernt, den Grund in der Sache zu finden, suchte er ihn nur in „seiner noch nicht vollständigen Beherrschung des Gegenstandes."

Kam er aus der Bibliothek zurück, so wurden die übrigen Tagesstunden in heiterer Geselligkeit verlebt. Von allen Seiten

wetteiferte man, den gefeierten Dichter durch Mittags- und Abendtafeln, Spaziergänge und Landfahrten zu erheitern. Dazwischen fehlte es nicht an mannigfaltiger Belehrung. Blumenbach gab ihm eine Menge neuer Kenntnisse und Aufschlüsse, und suchte zugleich die Sammler-Leidenschaft seines Sohnes zu befriedigen. Professor Hoffmann machte ihn mit den kryptogamischen Gewächsen näher bekannt und füllte dadurch eine starke Lücke in seinem botanischen Wissen aus. Prof. Seyffer zeigte ihm die Instrumente der Sternwarte mit Gefälligkeit umständlich vor. Indem er so die Tage nützlich und angenehm verbrachte, zeigten sich bei Nachtzeit doch noch einige Reste der krankhaften Pyrmonter Reizbarkeit. Ganz unglücklich machte ihn die Tochter seines Hauswirthes, indem sie sich bis Mitternacht unermüdlich in einem und demselben cadenzartigen Gange übte, der zuletzt mit einem Triller gekrönt wurde. Dazu kam eine bellende Hundeschaar, nach der manches Ammonshorn des Heinberges hinausflog; und was das Maß seiner Verzweiflung voll machte, war der ungeheure Ton des Nachtwächterhorns, der, wie zwischen die Bettvorhänge herein, ihm an's Ohr schallte. Er trat wegen des Letztern mit der Polizei in Unterhandlung, welche denn auch, dem berühmten Gast zu Gefallen, erst eins, dann mehrere der Hörner zum Schweigen brachte.

Dankbar für Genuß und Belehrung schied Goethe am 14. August von Göttingen, besuchte die Basaltbrüche von Dransfeld, bestieg den hohen Hagen, wo das schönste Wetter die weite Umsicht begünstigte, und reiste über Hannöverisch-Münden nach Cassel. Hier traf er die Seinigen und Freund Meyer an. Von dem wackern Nahl geleitet, gingen sie nach Wilhelmshöhe, betrachteten die herrlichen Gemälde der Bildergalerie und des Schlosses, durchwandelten das Museum und besuchten das Theater. Dann ging die Reise über Hoheneichen, Kreuzburg und Eisenach nach Gotha. Dort nahm ihn der längstbefreundete Prinz August in seinem angenehmen Sommerhause wirthlich auf und hielt die ganze Zeit seines Aufenthaltes eine eng geschlossene Tafel. Goethe's dießjährigen Geburtstag feierte er durch ein stattliches Mahl, zu dessen Nachtisch der Haushofmeister, an der Spitze der sämmtlichen prinzlichen Livrée, eine

mächtige, von bunten Wachsstöcken flammende Torte auftrug. In heiterer Stimmung trafen die Reisenden am 30. August wieder in Weimar ein.

Siebenzehntes Capitel.

Zwischenbetrachtung. Ausstellung. Theatralische Bestrebungen. Kränzchen. Gesellschaftslieder. Vereiteltes Schillerfest. Zelter's Besuch. Einige Lieder. Vorspiel: „Was wir bringen." Ausflug nach Halle. Aufenthalt in Jena. Kunstausstellung. Verlust eines Kindes. Münzensammlung. Cellini beendigt. Chladni zu Besuch. Die natürliche Tochter aufgeführt. Excerpiren seiner Aufsätze über die Farbenlehre. Abermaliger Besuch Zelter's. Lieder. Umarbeitung des Götz. Dramatische Didaskalien. Sorge für die Jenaer Literaturzeitung. Herder's Tod.

Goethe war auf dem Ausfluge nach Göttingen und Pyrmont wieder in Gefahr gewesen, wie auf der letzten Schweizerreise eine Masse von Anschauungen und Eindrücken auf sich zu laden, deren Ueberfülle nachher seine Productivität hemmen mußte. Er hatte es wirklich abermals darauf abgesehen, Actenfascikel anzulegen und das Mannigfachste zu Protokoll zu nehmen. Glücklicher Weise hinderte ihn daran Zweierlei: der Rest seiner Schwäche von der Krankheit her und die Gesellschaft seines Sohnes. Er selbst war freilich damit nicht sehr zufrieden und klagte in einem Briefe aus Göttingen an Schiller: „Leider scheinen meine Acten auf dieser Reise nicht so anzuschwellen, wie auf der letzten nach der Schweiz; damals war ich in dem Falle, meine Kräfte an der Welt zu versuchen, jetzt will ich zufrieden sein, wenn ich sie an ihr wieder herstelle. Mein Reisegefährte August ist auch Schuld an meinem mindern Fleiße, indem er mich zerstreut und manche Betrachtung ableitet. Doch ist er sehr glücklich; er gewinnt in manchem Sinne, und auch mein Verhältniß gegen die Menschen wird durch ihn gelinder und heiterer, als es vielleicht außerdem hätte sein können."

So kehrte er denn diesmal nicht belastet und ermüdet, sondern erfrischt und gekräftigt zurück, und wir irren wohl nicht, wenn wir in der erfreulichern und fruchtbarern Periode, die jetzt nach beinahe vierjährigem Stocken seiner tiefern produktiven Kraft wieder anhebt, eine Nachwirkung der Reise finden. Mitten unter der Fülle von Anregungen, durch welche er sich diesmal nur leichter hatte berühren lassen, war in ihm der heilsame Entschluß gereift, „sich zu beschränken, nur das Nächste und Nothwendigste zu thun." Und was seinen Hang zum Theoretisiren betraf, so war auch mit diesem eine Veränderung vorgegangen. Er wollte in Zukunft „immer weniger für Andere theoretisiren," wie er aus Pyrmont an Schiller schrieb. „Die Menschen," setzte er hinzu, „scherzen und bangen sich an den Lebensräthseln herum; wenige kümmern sich um die auflösenden Worte. Da sie nun sämmtlich sehr recht daran thun, so muß man sie nicht irre machen." Freilich trafen nach der Rückkehr noch andere günstige Umstände zusammen, auf deren Rechnung zum Theil Goethe's reichere Productivität in der nächsten Zeit zu schreiben ist. Zu diesen gehören die Gründung eines gesellschaftlichen Kränzchens, deren Mittelpunkte Goethe und Schiller waren, und die damit in Zusammenhang stehende engere Verbindung mit Zelter. Beide Umstände vereinigt führten Goethe einmal wieder auf das Feld der Lyrik zurück, das er einige Jahre hindurch unbebaut gelassen hatte. Daneben gingen seine Bestrebungen im dramatischen Gebiete fort, während das Epos durchaus in den Hintergrund trat. So können wir also die nächste Periode als eine lyrisch-dramatische bezeichnen.

Der Leser erwarte indeß weder eine so reiche und glänzende Blüthenfülle lyrischer Poesien, wie sie das Zusammenwirken mit Schiller in den drei ersten Jahren hervorrief, noch so lebensfrische Dramen, wie Goethe sie auf dem Höhenpunkte seiner poetischen Kraft geschaffen hatte. Er stand jetzt in seinem dreiundfünfzigsten Jahre, und in dem fünfzigsten hatte er schon jenen Höhepunkt hinter sich liegen. Was er von nun an als Dichter leistete, ist zwar großentheils noch bedeutend, und das Meiste läßt, wenn es auch im Ganzen nicht den Eindruck eines aus der Fülle sprudelnder Dichterkraft hervorgegangenen Kunstwerkes macht, doch von der einen oder andern

Seite den Meister ersten Ranges erkennen; allein bestimmte Zeichen deuten doch auf ein Sinken hin. Zu kleinern und größern Dichtungen entlehnt er von jetzt an häufiger den Stoff von außen her und begnügt sich bisweilen selbst mit einem geringern Grade der Umbildung, oder er verwendet seine Kraft an eigene ältere Productionen und sucht ihnen eine seinen jetzigen Anforderungen entsprechende Gestalt zu geben (wie dem Götz), und wo er den Stoff aus der Gegenwart nimmt, da behandelt er ihn, ein tieferes pathologisches Interesse vermeidend, mehr spielend oder rückt ihn durch Betrachtung in eine weitere Ferne. Dann äußert sich mehr und mehr ein Hang, in dem Einzelnen eine allgemeinere Bedeutsamkeit zu erblicken und diese Bedeutung hervorzukehren, kurz die Neigung, die Gegenstände in der Poesie symbolisch zu behandeln. Ferner legt er auf die allgemeinere Kunstform der Gedichte, die dem Bereich des Verstandes angehört, einen überwiegenden Accent und läßt dafür im Detail, wo Gefühl und Geschmack energischer zu wirken haben, in Ausdruck, Rhythmus und Reim oft Leben, Wärme, Rundung und besonders Klarheit vermissen. Die Sprache entbehrt manchmal zu sehr des Colorits und ist nüchtern und gewöhnlich; in andern Productionen dagegen, wo der Ausdruck sich hebt, herrscht ein forcirter Schwung oder ein vornehmes Pathos. An die Stelle der früheren Lieblichkeit und Wärme tritt häufig Zierlichkeit und Galanterie, und mehr und mehr verdrängt etwas Gesuchtes und Manirirtes die ehemalige natürliche Anmuth und Leichtigkeit in Wort und Wendung.

Wenn diese Erscheinungen den denkenden Beobachter des Menschengeistes überhaupt nicht befremden können, so erklären sie sich bei Goethe insbesondere auch durch ursprüngliche Anlagen und sein bisheriges Leben. Die vom Vater ererbten Charakterzüge, die sogar in den frühern Jahren nicht wirkungslos waren und wenigstens zur Mäßigung seines Jugendfeuers beitrugen, das bedächtige, besonnene Wesen, die Förmlichkeit, die Ordnungsliebe und Oekonomie, das Zurathhalten und stille Ausbilden des Besitzes, das Behagen an demselben, ferner die von der Mutter überkommene Scheu vor allen heftigen Eindrücken, die ruhige Beschaulichkeit, der humoristische Gleichmuth, womit auch diese in spätern Jahren das Leben ansah — Alles dieses trat in Goethe bei herannahendem Alter stärker und

stärker hervor. Und daß ein Mann, der ein halbes Jahrhundert lang so intensiv gelebt, späterhin nicht über ein reicheres Capital von Kräften zu gebieten hatte, darf uns nicht sowohl Wunder nehmen, als vielmehr, daß ihm noch ein so großer Fonds zu Gebote stand. Denn unstreitig würde das, was er weiterhin geleistet, das ganze Leben eines andern, selbst bedeutenden Mannes würdig ausfüllen.

Knüpfen wir, nach dieser Zwischenbetrachtung, wieder bei der Zeit an, wo er von der Reise zurückkehrte, so finden wir ihn sogleich durch ein äußeres Geschäft, die Ausstellung der eingesandten Concurrenzstücke, lebhaft in Anspruch genommen. Obwohl er diesmal Entrée bezahlen ließ, um den Ertrag zum Preise zu schlagen, so fehlte es doch nicht an zahlreichem Besuch von Nachbarn und Fremden. Nach geschlossener Ausstellung erhielt Nahl aus Cassel die Hälfte des Preises wegen Achill auf Skyros, und Hoffmann aus Köln die andere Hälfte wegen Achill's Kampf mit den Flüssen. Außerdem wurden beide Zeichnungen honorirt und zur Zimmerverzierung des in Bau begriffenen Schlosses aufbewahrt.

Dann forderte das Theater wieder Goethe's Aufmerksamkeit, zumal da gegen den 20. September ein bedeutender Gast, Madame Unzelmann, erschien, die, in acht wichtigen Rollen auftretend, dem Weimarer Bühnenpersonal eine neue Anregung gab. Schiller urtheilt in einem Briefe an Körner (vom 23. September) über ihre Darstellung der Maria Stuart: „Sie spielt diese Rolle mit Zartheit und großem Verstand, ihre Declamation ist schön und sinnvoll; aber man möchte ihr noch etwas mehr Schwung und einen mehr tragischen Styl wünschen. Das Vorurtheil des beliebten Natürlichen beherrscht sie noch zu sehr; ihr Vortrag nähert sich dem Conversationston und Alles wurde mir zu wirklich in ihrem Munde. Da, wo die Natur graziös und edel ist, wie bei Madame Unzelmann, mag man sich's gern gefallen lassen."

In dieser Abneigung gegen das Natürlichkeitsprincip, die Goethe mit seinem Freunde theilte, begannen jetzt beide, und besonders unser Dichter, auf theatralischem Gebiet über die rechte Gränze hinauszugehen. Daß er am 24. Oktober, als dem Jahrestage des ersten Maskenspiels Paläophron und Neoterpe, die Brüder, nach

Terenz von Einsiedel bearbeitet, gleichfalls in Masken aufführen ließ, wollen wir nicht tadeln; „es wurde so," wie Goethe selbst in den Annalen sagt, „eine neue Folge theatralischer Eigenheiten eingeleitet, die eine Zeit lang gelten, Mannigfaltigkeit in die Vorstellungen bringen, und zu Ausbildung gewisser Fertigkeiten Anlaß geben sollten." Allein schon das scheint uns ein wunderliches Beginnen, daß man durch die Aufführung älterer französischer Trauerspiele, wie Mahomet und Tancred, Schauspieler und Publikum für die höhere Tragödie heranzubilden suchte; denn wie soll die falsche Nachahmung des Edlen und Hohen im Stande sein, Neigung und Achtung für dasselbe einzuflößen? Noch weniger aber dürfte es Billigung verdienen, daß Goethe gleich zu Anfange des nächsten Jahres (4. Januar 1802) den Jon von A. W. Schlegel und später gar den Alarkos von Friedr. Schlegel auf die Bühne brachte. Mit dem erstern, wodurch er eine Annäherung an das griechische Trauerspiel bezweckte, wie durch die Brüder an das römische, glückte es noch ziemlich. Der sinnliche Theil des Stückes unterstützte seine Wirkung; die sechs Personen: ein blühender Knabe, ein Gott als Jüngling, ein stattlicher König, eine Königin, ein würdiger Greis, eine Priesterin, stellten eine große Mannigfaltigkeit dar; für bedeutende Costüme, für zweckmäßige Ausschmückung der Bühne war gesorgt; die Gestalt der beiden ältern Männer hatte man durch Masken in's Tragische gesteigert; es fehlte nicht an wechselnden gefälligen Gruppen, und die Hauptsituationen gaben Anlaß zu bewegten Tableaux. Dennoch gab sich am Vorstellungsabend eine Opposition kund. In den Zwischenacten flüsterte man von allerlei Tadelnswürdigem, und Böttiger wollte einen sowohl gegen die Intendanz als den Autor gerichteten satyrischen Aufsatz *) in das bei Bertuch herauskommende Journal für Luxus und Mode einrücken lassen. Aber — der schon gedruckte Bogen durfte nicht ausgegeben werden. „Es war noch nicht Grundsatz," sagt Goethe selbst, „daß in demselbigen Staat, in derselbigen Stadt es irgend einem Glied erlaubt sei, das zu zerstören, was andere kurz vorher aufgebaut hatten."

*) S. Böttiger's literarische Zustände und Zeitgenossen I, 87 ff.

Wie wenn Goethe's Bauten, bemerkt Hoffmeister hierzu in seinem Leben Schiller's, so schlecht begründet gewesen wären, daß eine solche Abhandlung sie hätte umstürzen können! Es wäre wohl geziemender gewesen, dem abweichenden Urtheil das freie Wort zu gönnen, als sich in Geschmackssachen ein Monopol erzwingen zu wollen; und Goethe handelte mit sich selbst im Widerspruch, wenn er dem ästhetischen Urtheil, welches durch die Aufführung der verschiedenartigsten Stücke aus allen Zeiten, Ländern und Gattungen erst frei werden sollte, durch dieses Machtwort wieder Fesseln anlegte.

In der eben angedeuteten Absicht wurde auch Gozzi's Turandot, von Schiller frei bearbeitet, am 30. Januar auf die Bühne gebracht; aber gleichfalls ohne den erwarteten Beifall. Das Publikum fand sich nach der Jungfrau von Orleans bei diesem gemischten Genre getäuscht und äußerte Langeweile. Eine zweite Vorstellung gelang zwar etwas besser. Indeß glaubte Goethe doch durch eine Abhandlung das Publikum auf den rechten Standpunkt zur Beurtheilung der Leistungen des Theaters heben zu müssen, und schrieb den Aufsatz „Weimarisches Theater"*) für Bertuch's Journal. „Es ist ein Wurf," berichtete er darüber am 19. Februar an Schiller, „den ich so hinthue; man muß sehen, was sich weiter daran und daraus bilden läßt."

Jetzt wurde nun auch die Iphigenia, über deren Einrichtung für die Bühne die beiden Dichter schon vor drei Jahren verhandelt hatten, ernstlicher in's Auge gefaßt. Schlegel's Jon hatte ihr nunmehr die Wege geebnet. „Hiebei kommt die Abschrift des gräcisirenden Schauspiels," schrieb Goethe am 19. Januar an Schiller. „Ich bin neugierig, was Sie ihm abgewinnen werden. Ich habe hie und da hineingesehen; es ist ganz verteufelt human. Geht es halbweg, so wollen wir's versuchen, denn wir haben doch schon öfters gesehen, daß die Wirkungen eines solchen Wagestücks incalculabel sind." Schiller meinte, „das Humane darin" werde die Probe besonders gut aushalten, und davon rathe er nichts wegzunehmen. Ueberhaupt fand er bei näherer Betrachtung weniger an

*) S. Goethe's W., B. 35, S. 339.

dem Stücke zu verändern, als er erwartet hatte, indem das, was den Gang zu sehr verzögern könnte, weniger in einzelnen Stellen, als in der reflectirenden Haltung des Ganzen liege. Nur glaubte er die sittlichen Sprüche und Wechselreden einschränken zu müssen, da überhaupt in der Handlung selbst schon zu viel „moralische Casuistik" herrsche, und rieth jedenfalls die Orestischen Scenen zu kürzen, worin er „eine zu lange und einförmige Qual ohne Gegenstand" sah*). Allein es war Goethe'n unmöglich, irgend etwas daran zu thun, und so nahm Schiller die Veränderungen ganz nach eigenem Ermessen vor. Am 15. Mai ward das ziemlich verkürzte Stück mit Beifall gegeben und erhielt sich auf dem Repertoir.

Um so unglücklicher war Goethe mit dem Schlegel'schen Alarkos. Schiller warnte vor der Aufführung. „Leider ist es," schrieb er am 8. Mai, „ein so seltsames Amalgam des Antiken und Neuestmodernen, daß es weder die Gunst noch den Respekt wird erlangen können. Ich will zufrieden sein, wenn wir nur nicht eine totale Niederlage damit erleiden, die ich fast fürchte .... Einen Schritt zum Ziele werden wir durch diese Vorstellung nicht thun, oder ich müßte mich ganz betrügen." Goethe antwortete: „Ueber den Alarkos bin ich völlig Ihrer Meinung; allein mich dünkt, wir müssen Alles wagen, weil am Gelingen oder Nichtgelingen nach Außen gar nichts liegt. Was wir dabei gewinnen, scheint mir hauptsächlich das zu sein, daß wir diese äußerst obligaten Sylbenmaße sprechen lassen und sprechen hören (!). Uebrigens kann man auf das stoffartige Interesse doch auch etwas rechnen." Allein das Publikum fühlte, daß es zu Experimenten mißbraucht werde und sprach bei der Vorstellung am 29. Mai unverholen seinen Unwillen aus. „Mit dem Alarkos," berichtete Schiller an Körner, „hat sich Goethe compromittirt; es ist seine Krankheit, sich der Schlegel's anzunehmen, über die er doch selbst bitterlich schimpft und schmält." Vielleicht aber waltete bei Goethe auch eine geheime Intention ob, von der Schiller nichts wissen konnte. Denn mitten unter den theatralischen Geschäften hegte und pflegte er im Stillen seinen „Liebling Eugenie" fort, und um dieser Production willen mochte ihm auch viel

*) Vgl. oben S. 36 f. „Ohne Furien kein Orest."

daran liegen, in dem Publikum den Sinn für den höheren und vornehmeren tragischen Kothurn rege zu erhalten.

Die Opposition gegen Goethe's theatralische Bestrebungen war um so bedeutender, als sie einen gewandten Führer in Kotzebue gefunden hatte, der vor Kurzem, nach der Ermordung des Kaisers Paul, aus Liefland nach Weimar, seiner Geburtsstadt, zurückgekehrt war. Um aber seine Mißstimmung gegen unsern Dichter zu verstehen, müssen wir auf das bereits erwähnte Kränzchen zurückkommen, wodurch Goethe, wie Schiller, zu neuen lyrischen Productionen angeregt wurde. Schon seit dem Anfange Novembers 1801 hielt ein auserlesener Kreis harmonirender Männer und Frauen alle vierzehn Tage in Goethe's Hause am Frauenthor eine Abendzusammenkunft *), „ohne spekulative Zwecke," wie er in den Annalen sagt, „bloß an seinem und Schiller's Umgange und sonstigen Leistungen sich erfreuend." Falk berichtet uns, dieser Zirkel habe außer den beiden Dichtern und Meyer fast nur weibliche Mitglieder gezählt, und er bezeichnet darunter namentlich Frau von Schiller, von Wolzogen, Amalie von Imhoff und die Gräfin von E. (Egloffstein). Allein schon aus dem Stiftungsliede erhellt, daß wenigstens sieben Herren zu dem Kreise gehörten, und nach einem Briefe Schiller's an Körner wurden auch „der Herzog und die fürstlichen Kinder" eingeladen, durch welche man sich aber weder im Singen noch Poculiren stören ließ. „Aus den Elementen der Zusammensetzung," sagt Falk weiter, „kann man abnehmen, daß die zarte Anmuth weiblicher Sitte eben so sehr, als Vorzüge des Geistes, das eigentliche Wesen dieses feinen geselligen Vereins ausmachten. Dazu kam, daß die Damen die größere Anzahl bildeten, daß auch das Romantische in den Statuten, denen man sich unterwarf, auf alle Weise vorwaltete. Demzufolge mußte sich jeder Ritter eine der anwesenden Damen zum Fräulein erwählen, deren Dienste er sich ausschließlich widmete. Goethe'n hatte gegenseitiges Wohlwollen die eben so liebenswürdige, als schöne und geistreiche Gräfin von E. zugeführt. Es versteht sich von selbst, da die Ritter und Sänger der Wartburg gleichsam auf's Neue in diesem Zirkel an der Ilm auflebten, daß auch Jeder die

*) S. Schiller's Briefwechsel mit Körner, IV, 247 f.

Vorzüge seiner Dame besingen mußte, was Goethe'n besonders nicht schwer fallen konnte." Er bekennt auch selbst, daß er „manche durch Naivetät vorzüglich ansprechende Lieder dieser Vereinigung verdanke, wo Neigung ohne Leidenschaft, Wetteifer ohne Neid, Geschmack ohne Anmaßung, Gefälligkeit ohne Ziererei, und zu all dem Natürlichkeit ohne Rohheit wechselseitig in einander wirkten."

Diese Lieder, die von Körner und Zelter componirt wurden, stellte der Dichter mit einigen andern, später entstandenen und zum Theil in diesen Kreis nicht recht passenden, zu einem Liederstrauße zusammen, und veröffentlichte sie zuerst unter dem Titel „Der Geselligkeit gewidmete Lieder, ein Taschenbuch auf das Jahr 1804, herausgegeben von Goethe und Wieland." In dem Stiftungsliede (zum 11. November 1801) „konnten sich die Glieder der Gesellschaft," wie Goethe versichert, „als unter leichte Masken verhüllt, gar wohl erkennen." Desto schwerer wird es für uns, die Personen zu errathen; das Gedicht gehört zu denen, die nur der Dichter selbst durch einen Commentar dem Leser hätte vollkommen genießbar machen können. Das Lied zum neuen Jahre (1. Jan. 1802) zeigt stellenweise schon eine Wendung des Gedankens und der Sprache, die an den manirirten Styl späterer Poesien erinnert, was vielleicht zum Theil der Schwierigkeit der gewählten metrischen Form, der Gedrängtheit der Reime bei daktylischem Rhythmus zuzuschreiben ist. Dagegen gehört die Generalbeichte, worin das Weltkind Goethe mit offener Keckheit aller trübseligen Frömmelei entgegentritt, auch in sprachlicher Behandlung zu seinen musterhaftesten und abgerundetsten kleinen Productionen. Das Tischlied („Mich ergreift, ich weiß nicht wie") wurde zum 22. Februar gedichtet, wo der Erbprinz, im Begriff nach Paris zu reisen, zum letzten Mal an dem Kränzchen Theil nahm. Schiller feierte den Abend durch sein Gedicht: „Dem Erbprinzen von Weimar, als er nach Paris reis'te." Bei Vergleichung der zwei Lieder tritt uns die Verschiedenheit des Charakters beider Dichter recht lebhaft entgegen. Schiller's Gedicht ist ernst, herzlich, von vaterländischer und sittlicher Gesinnung durchströmt. „Er warf," wie Hoffmeister treffend sagt, „den Ernst der Weisheit, ein weltumfassendes Gemüth in die Schale der gesellschaftlichen Unter-

haltung, und ernst, wie diese, waren auch seine Gesellschaftslieder." Goethe trifft meisterhaft den Ton gesteigerter geselliger Fröhlichkeit. In der Regel wählte er für das Gesellschaftslied leichtere Sujets, anmuthige und gefällige Stoffe, wogegen Schiller sich zu den erhabensten und großartigsten Gegenständen hingezogen fühlte, und z. B. den Mitgliedern des Kränzchens in den „vier Weltaltern" umfassende weltgeschichtliche Gemälde aufrollte, oder in dem „Siegesfest," nach seinem eigenen Ausdruck, in das volle Aehrenfeld der Ilias hineinfiel und daraus heimtrug, was er konnte. Ausnahmsweise hat auch Goethe in einem vielleicht ebenfalls für das Kränzchen bestimmten Liede, der Weltseele, nach einem der erhabensten Stoffe gegriffen. Er stimmt hier in begeisterten Tönen den Hymnus der Kosmogonie an. Das Gedicht stellt das Universalleben der Natur dar, wie es aus dem gemeinsamen Urquelle, der Gottheit, nach allen Richtungen sich ergießt; und so möchte wohl die ältere Ueberschrift „Weltschöpfung" als die bezeichnendere anzusehen sein. Goethe veränderte sie, wahrscheinlich um den Irrthum zu verhüten, als sei hierbei an eine erste, eine einmalige Weltschöpfung zu denken, während dieser Prozeß der Weltbeseelung in Wahrheit als ein continuirlicher zu betrachten ist *).

Das liebliche Gedicht „Schäfers Klagelied" soll, wie Falk erzählt, gleichfalls seine Entstehung jenem Abendzirkel verdanken. „Doch streiten sich," fügt er hinzu, „wie einst die sieben Städte um Homer, noch Weimar und Jena um dieses Lied." So viel ist nämlich gewiß, daß Goethe die anmuthige Kleinigkeit eines Abends in jenen Zirkel brachte und sie, als ein treuer Ritter, seiner Dame, der Gräfin von E., zu Füßen legte. Aber was geschah? Eine Weile darauf kommt eine ebenfalls geistreiche Dame von Jena herüber und besucht die Gräfin. Bald lenkt sich das Gespräch auf Goethe, seine Vorliebe für Jena, und wie er sich besonders auch im Hause dieser Dame äußerst wohl gefällt. „So haben wir uns unter Anderm," fährt die vermeintlich oder wirklich begünstigste Dame fort, „auch zur Entstehung eines Liedes Glück zu wünschen, das zu den schönsten,

*) Näheres über den Sinn und die Entstehungszeit dieses wichtigen Gedichtes s. in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten, II, 446 ff.

unschuldigsten und anmuthigsten gehört, die je der Seele eines Dichters entflossen sind." Die Gräfin wird gespannt und will wissen, wie das Lied heißt. Da erhält sie die Antwort: „Da droben auf jenem Berge." Sie eilt mit dieser Entdeckung sogleich zu ihrem Ungetreuen, überhäuft ihn mit den liebenswürdigsten Vorwürfen und bedroht ihn mit einer förmlichen Anklage nach den strengen Gesetzen des von ihm selbst beliebten cour d'amour, der ihm ausdrücklich untersage, seine Huldigungen mehr als einer Dame darzubringen. Goethe bezeigte die größte Reumüthigkeit, versprach Besserung und konnte freilich nicht umhin, der Dame seines Herzens in allen diesen Stücken Recht zu geben. Auf so anmuthige Weise wurden diese Zirkel gehalten und fortgeführt.

Leider sollte die Gesellschaft, die bei längerem Fortbestehen unserm Dichter noch manche schöne lyrische Blüthe entlockt haben würde, schon im ersten Viertel des Jahres 1802 einen verderblichen Stoß erfahren, und zwar durch Kotzebue. Dieser suchte an dem Kränzchen Theil zu nehmen, und hatte auch bald mehrere, namentlich weibliche Mitglieder zu seinen Gunsten gestimmt. Allein Goethe wußte durch ein neues in die Statuten eingeschobenes Gesetz, demzufolge kein Mitglied, ohne Zustimmung aller übrigen, einen Fremden oder Einheimischen in die Gesellschaft mitbringen durfte, ihm jeden Zutritt zu den Abendzirkeln zu verschließen, und reizte überdieß noch den eitlen Mann durch ein Bonmot, das ihm bald zu Ohren kam: „Es helfe dem Kotzebue zu nichts, an dem weltlichen Hofe zu Japan (beim Herzoge) aufgenommen zu sein, wenn er sich nicht auch beim geistlichen Zutritt zu verschaffen wisse." Dazu kam, daß Goethe sich herausgenommen hatte, ohne mit dem Autor Rath zu pflegen, die Kleinstädter bedeutend abzukürzen und Alles zu streichen, was gegen die mit ihm in der Hauptsache übereinstimmenden Personen gerichtet war, während er die Stücke der verhaßten Schlegel unverkümmert und mit der größten Sorgfalt aufführte. Voll Erbitterung beschloß Kotzebue jenen Zirkel zu sprengen. Zu dem Ende suchte er ein Fest zu Ehren Schiller's auf den 5. März zu veranstalten und hoffte dadurch zugleich eine Erkältung, wo nicht einen Bruch zwischen den beiden Dichtern hervorzurufen. Die Verhältnisse lagen günstig für ihn; die wachsende Unzufriedenheit der

ihm geneigten Damen des Kränzchens war seiner Absicht förderlich. Als ihre Bittgesuche um die Aufnahme Kotzebue's sich ernst und scherzend immer wiederholten, wurde Goethe verdrießlich und äußerte, entweder müsse man dem aufgestellten Gesetze treu bleiben, oder lieber die ganze Gesellschaft auflösen, was vielleicht um so räthlicher sei, da eine zu lange fortgesetzte Treue der Ritter gegen die Damen allerdings etwas Beschwerliches, wo nicht gar Langweiliges mit sich führe.

Die Verherrlichung Schiller's sollte auf dem neu decorirten Stadthaussaale vor sich gehen. Man hatte sich zu dem Ende eine große Exhibition von mancherlei auf ihn und seine Werke bezüglichen Darstellungen ausgedacht. Scenen aus seinen wichtigsten Tragödien, im Kostüm der handelnden Personen gesprochen, sollten die Haupthandlung einleiten. Krause besorgte die artistische Anordnung des Ganzen, Goethe's Dame, die Gräfin von Einsiedel, übernahm die Rolle der Jungfrau von Orleans, Fräulein von Imhoff die der schottischen Königin, Sophie Mereau wollte gewisse Theile der Glocke vortragen, Andere betheiligten sich in anderer Art. Kotzebue selbst gedachte zweimal zu erscheinen, zuerst als Vater Thibaut, und sodann als Meister in der Glocke. Als solcher hatte er die aus Pappe verfertigte Form der Glocke mit einem Hammer mächtig entzweizuschlagen; und, wenn die Form zersprang, sollte Schiller's Büste überraschend zum Vorschein kommen, und der anwesende Dichter selbst von zarten Händen gekrönt werden.

Schiller'n war nicht wohl zu Muth bei der Sache; er fühlte das Verfängliche der Rolle, die man ihm zugedacht hatte, und nahm doch auch Anstand, sich den Huldigungen so vieler ihm werthen Personen ganz zu entziehen. Einige Tage vor dem anberaumten Termin äußerte er in Goethe's Hause: „Ich werde mich wohl krank schreiben," — worauf Goethe kein Wort erwiderte. Unterdeß herrschte in den ersten Häusern Weimar's die regste Thätigkeit; man war mit dem Kostüme, mit dem Einüben der Rollen eifrigst beschäftigt; ja man trat schon in briefliche Verhandlung mit den Vorstehern der Bibliothek, um die Schiller'sche Originalbüste von Dannecker zu erhalten. Aber — zu Aller Bestürzung lautete die Antwort abschläglich, „weil man noch nie eine Gypsbüste von einem Feste unbeschädigt zurückbekommen habe." Noch größer war aber der Schrecken, als am Tage vor der Aufführung der Bürgermeister Schulze die Schlüssel zum neuen Stadthaussaal verweigerte und im Namen des Magistrats erklärte: Das Aufschlagen des dramatischen Gerüstes im Saale sei unzulässig; dieser sei erst ganz frisch eingerichtet und decorirt und könne daher zu einem so tumultuarischen Beginnen nicht eingeräumt werden. Alle Vorstellungen und Bitten prallten an dem unbeweglichen Bürgermeister ab; und als dieser bald nachher den Rathstitel erhielt, bemerkte Frau von Wolzogen: „Man hätte billig unter sein Diplom Rath Piccolomini schreiben sollen."

Goethe scheint noch in späteren Jahren, bei Abfassung der Annalen, seine Freude daran gehabt zu haben, daß Kotzebue, obwohl ein großer Meister in der Intrigue, diesmal einen größern gefunden. Aber mit Recht meint Hoffmeister, unser Dichter würde höher da stehen, wenn er, über Privatempfindlichkeiten erhaben, den Huldigungsact gebilligt und sogar befördert hätte; auch wäre dieß klüger gewesen; denn der Vorfall brachte zunächst in der höhern Societät eine große Störung hervor, die sich schnell durch alle Schichten der Gesellschaft in der kleinen Residenz fortpflanzte. Das Kränzchen löst sich auf, und, wie Goethe selbst gesteht, „gelangen ihm seitdem nie wieder Gesänge jener Art." Zu Schiller aber blieb sein Verhältniß ungestört. Scherzend schrieb dieser: „Der 5. März ist mir glücklicher vorübergegangen, als dem Cäsar der 15." Als ob nichts vorgefallen wäre, sah man Beide einträchtig ihre hohen Zwecke weiter verfolgen.

Leider stellten sich diesen Zwecken auf Seiten Goethe's immer noch allerlei Hindernisse entgegen. So hatte ihm der Tod des Hofraths Büttner, der sich in der Mitte des Winters von 1801 auf 1802 ereignete, ein mühevolles und dem Geiste wenig fruchtendes Geschäft auferlegt. Büttner hatte der Universität Jena eine sehr umfassende, theilweise höchst ungeordnete Bibliothek und mancherlei physikalisch-chemischen Apparat hinterlassen, mit deren Uebernahme, Katalogisirung und ordnungsmäßiger Aufstellung Goethe als Vorsteher der wissenschaftlichen Anstalten des Staates beauftragt wurde. Er wäre dabei, nach seiner Weise, gern umsichtig und planmäßig zu

Werke gegangen; aber die von Büttner eingenommenen Zimmer mußten zu einem andern Zwecke baldigst geräumt werden. In einem Briefe vom 22. Januar heißt es: „Ich dachte die Zimmer zuzuschließen und diesen Wirrkopf methodisch aufzukämmen; nun muß ich ihn aber rein wegschneiden und sehen, wo die Sachen herumstecken und dabei Sorge tragen, daß ich die Verwirrung nicht vermehre." Am 12. Februar beklagt er sich, daß „Mangel an Raum ein zweckmäßiges Deployiren hindere," und von den Jenensern sich Niemand zu dem Geschäft anstellen lasse, da ihre Zeit schon regelmäßig eingetheilt und besetzt sei. Ihr Treiben vergleicht er (in einem Brief vom 4. Mai) „nahezu mit der Italiener göttlichem Nichtsthun" und macht die feine Bemerkung, „daß gerade das Arbeiten nach vorgeschriebener Stunde solche Menschen hervorbringe und bilde, die auch nur das Allernothdürftigste stundenweis und stundenhaft, möchte man sagen, arbeiten."

Zwischen diesen unangenehmen Bemühungen, die ihn zu wiederholtem Aufenthalt in Jena nöthigten, fehlte es aber nicht an erfreulichen Stunden. Bisweilen brachte er einen Abend mit Schelling zu und freute sich „seiner großen Klarheit bei großer Tiefe." Dann kam wieder eine „lustige, gesellige Epoche," wo er Mittags und Abends auswärts war. Mitunter stellten sich auch productive Momente ein; es gelang ihm „etwas Lyrisches," und dazu möchten wohl Frühzeitiger Frühling, Dauer im Wechsel, Frühlingsorakel, Sehnsucht und das Hochzeitlied zu rechnen sein, wenn sie gleich erst im folgenden Jahre erschienen sind. Zur Belebung seiner poetischen Stimmung trug ohne Zweifel die Anwesenheit Zelter's gegen Ende Februars bei. „Zelter hat sehr lebhafte Eindrücke zurückgelassen," schrieb Goethe am 19. März an Schiller. „Man hört überall seine Melodien, und wir haben ihm zu danken, daß unsere Lieder und Balladen durch ihn von den Todten erweckt worden." Das liebliche Gedicht „Frühzeitiger Frühling" muß schon vor dem April entstanden sein; denn Zelter erwähnt seiner in einem Briefe an Goethe vom 7. April, als eines bereits componirten. In den sieben ersten Strophen hat es einen descriptiven Charakter, was bei Goethe eine Seltenheit ist, und erinnert an Salis. „Dauer im Wechsel" schildert in sprachlich und metrisch musterhafter Darstellung in den zwei ersten Strophen den ewigen Wechsel der Natur, in den beiden folgenden die stete Umwandlung des Menschen durch die verschiedenen Altersstufen. Aber die Schlußstrophe weist tröstlich auf ein Bleibendes hin: wer den Gewinn wissenschaftlicher Forderung, den Erwerb bedeutender Lebenserfahrungen in seinem Busen zu bewahren und ihm mit künstlerischem Geiste Gestalt und Form zu geben weiß, der bereitet sich einen unvergänglichen Schatz, der ihn treu durch allen Wechsel der Natur und des Menschenlebens hindurch begleitet. Zu dem anmuthigen „Frühlingsorakel" ward Goethe wohl durch ein Volkslied angeregt. Das Coucou scheint auf ein französisches Vorbild zu deuten. Doch fehlt es auch unter den deutschen Volksliedern nicht an solchen Kuckuks-Orakeln, wie z. B. Erk in seiner Sammlung ein durch ganz Deutschland weit verbreitetes mittheilt („Ein Schäfermädchen weidete"). Das jugendlich feurige, in lebendigen Rhythmen sich ergießende Lied „Sehnsucht" ist man in Versuchung, einer frühern Periode zuzuschreiben. Zelter erwähnt es in einem Briefe vom 3. Februar 1803 und weist dabei auf eine ältere Composition von Reichardt zurück. Das „Hochzeitlied" gehört, wie Goethe in dem Aufsatz „Bedeutende Förderniß durch ein geistreiches Wort" bekannt, zu „gewissen Motiven, Legenden, uraltgeschichtlichen Ueberlieferungen," die er seit langen Jahren in seinem Innern trug und einer immer reinern Form entgegenreifen ließ. Wahrscheinlich war ihm der Gegenstand aus der lebendigen Volkssage zugekommen *). Er entnahm daraus nur die Grundlinien zur Schilderung der Zwergenhochzeit, indem er alles Uebrige fallen ließ. In dieser Schilderung aber scheint er mit der romantischen Schule zu wetteifern, welche die kunstreichen Formen der Italiener und Spanier auch auf die deutsche Poesie übertragen hatte. Eine Fülle von Klangfiguren, von Alliterationen, Assonanzen und Binnenreimen jeder Art, die er verschwenderisch über das Ganze ausgegossen hat, verleiht diesem ein launenhaft-zauberisches, zum Gegenstande trefflich passendes Colorit. Daß unser Gedicht schon 1802 entstanden ist, beweist ein Brief Goethe's

*) Ein paar variirende Formen der Sage s. in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten II, 465 ff.

an Zelter vom 6. Dezember dieses Jahres, worin es heißt: „Nehmen Sie den Grafen und die Zwerge, die sich hier produciren, freundlich auf, die erst jetzt, wie mich dünkt, Art und Geschick haben."

An das verworrene Bibliothekswesen, das sich erst im Frühlinge aufzuklären begann, schloß sich sogleich ein anderes Geschäft an, jedoch von etwas freundlicherer Art. Die Lauchstädter Sommerbühne, von Bellomo möglichst ökonomisch eingerichtet, wollte nicht mehr genügen; Schauspieler und Stücke, besonders aber das Hallische und Leipziger theilnehmende Publikum forderten ein würdigeres Local. So wurde denn mit den beim Schloßbau beschäftigten Architecten Gentz und Rabe ein Plan entworfen, und der Bau kräftig in Angriff genommen. Im März lag das accordirte Holz noch bei Saalfeld eingefroren, und dennoch ward am 26. Juni zum ersten Mal gespielt. Eine so bedeutende Gelegenheit, wie die Eröffnung eines neuen Schauspielhauses, konnte nicht unbenutzt gelassen werden, um auf die mannigfachen Bestrebungen des Weimarischen Theaters durch irgend eine symbolische oder allegorische Darstellung aufmerksam zu machen; und so schrieb Goethe das Vorspiel: „Was wir bringen." Am 6. Juni hatte er sich zu dem Ende nach Jena begeben, und am 8. heißt es schon in einem Briefe an Schiller: „Ich habe das ganze Opus von vorn bis hinten durchdictirt und bin nun daran, ihm mehr Gleichheit in der Ausführung zu geben. Ich muß mich durchaus an die Prosa halten, obgleich der Gegenstand durch Abwechselung der prosaischen und metrischen Formen sehr gewinnen könnte." Schiller gratulirte ihm zu der glücklichen Entbindung von dem Werke und schrieb: „Sie sehen, wie viel die Nothwendigkeit bei Ihnen vermag und sollten dieses Mittel auch bei andern Werken anwenden." Am 10. Juni meldete Goethe: „Meine Arbeit hat gut gefördert, ob sie gleich viel weitläufiger geworden ist, als ich gedacht habe. Einige Motive gegen das Ende sind noch auszuführen; übrigens ist Alles schon in's Reine und in die Rollen geschrieben. Freilich, wenn man die Arbeit noch vierzehn Tage könnte liegen lassen, so ließe sich noch Manches daran thun. Ich konnte nicht alle Motive egal ausführen." Von dem Gedanken, sich ganz an die Prosa zu halten, war er unterdeß wieder abgegangen; im

letzten Drittel des Stückes, vom sechszehnten Auftritt an, herrschen die metrischen Formen vor. Ueber die Aufführung berichtete Goethe am 28. Juni aus Lauchstädt an Schiller: „Das Wetter begünstigte uns, und das Vorspiel hat Glück gemacht. Der Schluß, ob er gleich besser sein könnte, ist mir doch verhältnißmäßig, zu dem Drang der Umstände, leidlich gelungen. Hätte ich Alles voraussehen können, so hätte ich Ihnen keine Ruhe gelassen, bis Sie mir das letzte Motiv ausgearbeitet hätten."

Wahrscheinlich meinte Goethe damit das Auftreten der Tragödie als „Pathos" in der vorletzten Scene. Unter Schiller's Feder würde allerdings dieser Auftritt glänzender gerathen und wohl auch der Beruf und die Aufgabe der Tragödie treffender und allseitiger entwickelt worden sein. Goethe faßt diese Aufgabe ungefähr in dem Sinne, wie wir sie in seiner Iphigenie gelöst finden („Vom Reinen läßt das Schicksal sich versöhnen"). Außer Pathos erscheinen in dem Vorspiel noch Phone, als Repräsentantin der Oper, Vater Märten als Personification des bürgerlichen Schauspiels, seine Frau als die des Possenspiels, eine Nymphe als symbolische Darstellung des Natürlichen, Naiven in der Poesie, ein Knabe mit zwei Masken, einer tragischen und einer komischen in der Hand, der die jüngst auf der Bühne versuchten Maskenspiele repräsentirt, ein anderer Knabe, halb schwarz, halb rosenfarb gekleidet, die Phantasie darstellend. Mercur verknüpft und commentirt das Ganze. Die Verwandlung einer schlechten Bauernwirthshausstube in einen prächtigen Saal deutet symbolisch auf den Neubau hin. Schiller konnte sich mit diesen Allegorien nicht befreunden, die er in einem Briefe an Körner vom 15. November „einen unglücklichen Einfall" nennt. Vom Stücke überhaupt urtheilt er: „Es hat treffliche Stellen, die aber auf einen platten Dialog, wie Sterne auf einen Bettlermantel gestickt sind." Wir finden dieses Urtheil zu hart; der Dialog erscheint uns im Allgemeinen anmuthig und gefällig und der Wechsel von Poesie und Prosa geistreich humoristisch behandelt. Schiller urtheilte, bei seiner Vorliebe für den hohen tragischen Styl, über leicht hingeworfene Productionen dieser Art, nicht ohne einseitige Befangenheit, wie er denn auch in Beziehung auf das Kränzchen an Körner schrieb, daß Goethe auf Anlaß desselben „einige platte

Sachen" (die oben besprochenen Gesellschaftslieder) habe ausgehen lassen.

Ehe Goethe nach Lauchstädt ging, ward noch (am 13. Juni) in seinem Hause eine fromme Feier, die Confirmation seines Sohnes August durch Herder nach seiner edlen Weise verrichtet *). „Sie ließ uns," sagt Goethe in den Annalen, „nicht ohne rührende Erinnerung vergangener Verhältnisse, nicht ohne Hoffnung künftiger freundlicher Bezüge." Indeß konnte diese Hoffnung, sofern sie sich nicht auf die Söhne bezog, nur schwach sein; denn zwischen den Vätern that sich mit jedem Jahre eine weitere und tiefere Kluft auf; und daran war zum Theil Schiller's wachsende Abneigung gegen Herder Schuld. So schrieb er im vorigen Jahre (am 20. März) an Goethe, der ihm Herder's Adrastea als eine Novität zugesandt hatte: „Diese Adrastea ist ein bitterböses Werk, das mir wenig Freude gemacht hat. Der Gedanke an sich war nicht übel, das verflossene Jahrhundert in etwa einem Dutzend reich ausgestatteter Hefte vorüberzuführen; aber das hätte einen andern Führer erfordert, und die Thiere mit Flügeln und Klauen, die das Werk zieren, können bloß die Flüchtigkeit der Arbeit und die Feindseligkeit der Maximen bedeuten. Herder verfällt wirklich zusehens, und man möchte sich zuweilen im Ernst fragen, ob einer, der sich jetzt so unendlich trivial, schwach und hohl zeigt, wirklich jemals außerordentlich gewesen sein kann ... Und dieses erbärmliche Hervorklauben der frühern und abgelebten Literatur, um nur die Gegenwart zu ignoriren und hämische Vergleichungen anzustellen! Und was sagen Sie zu der Aeonis? Haben Sie eine feste Gestalt gepackt? u. s. w." — Goethe antwortete milder: „Den üblen Eindruck, welchen das Greifenpaar auf Sie machen würde, habe ich vorausgesehen. Das allegorische Drama habe ich diesen Morgen wieder gelesen; was mir besonders auffiel, ist die Bitterkeit und die Trauer in Einem Product. Ich möchte nicht in der Haut des Verfassers stecken." — Herder fühlte seinen Genius durch amtliche und gesellschaftliche Stellung gebunden; „das Beste," klagte er, „was ich schreibe, ist

*) In den Annalen ist diese Handlung irrthümlich ein Jahr früher angesetzt.

was ich ausstreiche;" und in dieser Stimmung blickte er nicht ohne neidischen Verdruß auf den freien und kühnen Geistesflug seiner beiden großen Zeitgenossen. Dazu kam sein Widerwille gegen die Kantische Philosophie, welcher Schiller anhing, und seine durchaus abweichende Ansicht von der Aufgabe der Poesie, die er geradezu in den Dienst der Sittlichkeit gestellt haben wollte, während Schiller und Goethe ihr eine gänzliche Unabhängigkeit vindicirten und das Sittlichgute zwar als eine nothwendige Wirkung des Schönen betrachteten, aber nicht als den Zweck desselben gelten ließen. In dem Verhältniß zu Goethe insbesondere dürften auch wohl dessen häusliche Umstände nachtheilig auf die Beziehungen zur Herder'schen Familie eingewirkt haben.

Goethe blieb bis gegen den 8. Juli in Lauchstädt und las noch mit Friedrich August Wolf, der von Halle herübergekommen war, das theophrastische Büchlein von den Farben. Zu seiner großen Genugthuung wurden drei Conjecturen, die er gewagt hatte, von dem großen Philologen acceptirt, so wie dieser auch über das Hauptresultat sich einstimmig erklärte, daß das Werk ächt alt, der peripatetischen Schule werth und ein in sich geschlossenes Ganze sei, welches sogar durch Abschreiben wenig gelitten habe. Wolf's Besuch zu erwidern, machte Goethe um den 9. Juli einen Abstecher nach Halle. Unter den dortigen Freunden nahm Kanzler Niemeyer so lebhaften Antheil an seinen theatralischen Bestrebungen, daß er eine Uebertragung der Andria übernahm, wodurch dann die Weimarische Bühne die Zahl ihrer Maskenstücke sich erfreulich vergrößern sah. Den botanischen Garten unter Sprengel's Leitung und das Meckel'sche Cabinet besuchte Goethe zu großem Gewinn für seine Naturforschungen. Die Erinnerung an den Xenienſturm hielt ihn nicht ab, dem gastfreundlichen Reichardt in dem nahen, romantisch-ländlichen Giebichenstein einen Besuch abzustatten, wo er manche seiner Lieder, mit Reichardt's Melodien, von der wohlklingenden Stimme seiner ältesten Tochter gefühlvoll vortragen hörte.

Am 26. Juli war er wieder in Weimar zurück; allein schon am 3. August flüchtete er sich auf's Neue nach Jena, in der Hoffnung eine productive Stimmung zu finden. In den ersten vierzehn Tagen wenigstens bewährte sich diese Hoffnung nicht, wie aus dem

Briefwechsel mit Schiller hervorgeht. Dafür gelang es ihm, einige Lücken in der Lehre der Metamorphose der Insekten, und zwar durch Beobachtung des Wachsthums der Wolfmilchsraupe, nach Wunsch auszufüllen. Auch die vergleichende Knochenlehre beschäftigte ihn lebhaft. Mit Loder wurden gewisse anatomische Probleme durchgesprochen, mit Himly über das subjective Sehen und die Farbenerscheinung Vieles verhandelt. Ferner ergab sich ein angenehmes und fruchtbares Verhältniß mit Voß, der mit seiner Familie nach Jena gezogen war. Goethe schätzte ihn als Dichter und Gelehrten und wurde dazu noch durch die Freundlichkeit seiner häuslichen Existenz angezogen; besonders war es ihm angelegen, sich Voßen's rhythmische Theorie zu verdeutlichen.

In der ersten Hälfte des Septembers rief die jetzt zum viertenmal anzuordnende Ausstellung Goethe nach Weimar zurück. Perseus und Andromeda war der Gegenstand der Preisaufgabe gewesen, wobei wieder die Absicht zu Grunde lag, „auf die Herrlichkeit der äußern menschlichen Natur in jugendlichen Körpern beiderlei Geschlechts aufmerksam zu machen." Ludwig Hummel, geboren zu Neapel, wohnhaft in Cassel, erhielt den Preis. Im Fache der Landschaften wurde ein Concurrenzstück von Rhoden aus Cassel gekrönt. Die Ausstellung zog im Laufe des Oktobers viele auswärtige und einheimische Kunstfreunde herbei und näherte wieder die durch das vereitelte Fest vom 5. März einander entfremdeten Gemüther. Auch aus weiterer Ferne brachten die Herbstferien manchen willkommenen Besuch, wie unter Andern Blumenbach mehrere Tage in Weimar und Jena verweilte.

Nach dem Schluß der Ausstellung scheint Goethe noch einige Zeit in Jena zugebracht zu haben*). Manche Hin- und Herfahrt veranlaßte der Besitz des kleinen Freigutes Roßla, bei welchen Gelegenheiten bisweilen Freund Wieland im benachbarten Oßmannstedt besucht wurde. Der ländliche Aufenthalt gab wohl einmal zu kleinern poetischen Productionen eine heitere Stimmung; auch verdanken ihm einige Partien der Eugenie ihre Entstehung. Der Schluß des Jahres wurde Goethe'n noch durch einen häuslichen Kummer

*) Briefwechsel mit Schiller, Nr. 848.

getrübt. „Bei uns geht es nicht gut," lautet ein Billet an Schiller vom 19. December, „wie Sie mir vielleicht gestern in der Oper anmerkten. Der neue Gast wird wohl schwerlich lange verweilen, und die Mutter, so gefaßt sie sonst ist, leidet an Körper und Gemüth. Sie empfiehlt sich Ihnen bestens und fühlt den Werth Ihres Antheils." Der gefürchtete Verlust erfolgte. In einem Billet vom 6. Januar 1803 heißt es: „Mein einziger Trost ist der numismatische Talisman, der mich auf eine bequeme Weise in entfernte Gegenden und Zeiten führt."

Dieser Talisman, der ihm den Anfang des neuen Jahres und noch späterhin manche Stunden erheiterte, war eine Kupfermünzensammlung, aus einer Nürnbergischen Auction erworben. Bei der Uebersetzung des Cellini hatte er, der abgesagteste Feind von Worten, denen keine Anschauung entsprach, oft eine wahre Pein empfunden, daß ihm keine Cellinischen Münzen und Anderes, was jene Zeiten vergegenwärtigen könnte, zu Gebote standen. So war ihm denn die Nachricht überaus erfreulich, daß in jener Auction eine ganze Masse von Münzen des fünfzehnten Jahrhunderts bis zum achtzehnten herab feil geboten werde. Leider fand sich in der Sammlung, als sie nun anlangte, kein einziger Cellini, aber dafür die ganze Originalfolge von Päbsten seit Martin V. bis zu Clemens XI., dazwischen Cardinäle, Priester, Gelehrte, Künstler, alle in scharfen unbeschädigten Exemplaren. Hierdurch aufgeregt, das Geschichtliche zu studiren, forschte er nach Bonanni, Mazzuchelli u. A. und legte so wieder den Grund zu neuen Kenntnissen.

Die Lebensbeschreibung des Cellini, oder vielmehr ein Anhang dazu beschäftigte ihn vielfach bis in den Februar hinein. Mit diesem Supplement beschloß er seine Arbeit an dem Werke, veröffentlichte das Ganze in einer besondern Edition *) und entledigte sich so endlich einer Aufgabe, die er sich vor sieben Jahren gestellt hatte. „Sie wissen," schrieb er am 5. Februar an Schiller über den Anhang, „daß es keine verwünschtere Arbeit gibt, als solche Resultate

*) Leben des Benvenuto Cellini. Von ihm selbst geschrieben. Uebersetzt und mit einem Anhange herausgeg. v. G. N. A. 1819.

aufzustellen. Wie viel muß man lesen und überlegen, wenn es nicht auf eine Spiegelfechterei hinauslaufen soll!" Das Supplement verbreitet sich über die gleichzeitigen Künstler und ihren Einfluß auf Cellini, gibt eine flüchtige Schilderung der damaligen Zustände von Florenz, charakterisirt Cellini und sein Talent, berichtet kurz über seine letzten Lebensjahre, die in der Selbstbiographie nicht besprochen sind, handelt von seinen hinterlassenen Kunstwerken und Schriften und theilt aus den letztern Mehreres mit. Was aber die Hauptarbeit, die Uebersetzung von Cellini's Leben, betrifft, so ergibt sich bei einer Vergleichung des Originals, daß die Uebertragung, wie leicht und fließend sie sich bewegt, doch im Allgemeinen sehr treu gehalten ist und mit großem Glück den naiven Ton der Urschrift wiedergibt. Die Eintheilung in Capitel gehört Goethe'n an; im Original geht die Erzählung ohne eine solche Eintheilung fort. Auch innerhalb der Capitel hat er häufig der Uebersichtlichkeit wegen Absätze gemacht, wo sie in der Urschrift fehlen, und zuweilen längere Perioden aufgelöst, damit sich die Uebersetzung leichter läse. Stellenweise ist eine minder interessante Partie ausgelassen; von den Sonetten und sonstigen kleinen poetischen Versuchen, die Cellini seiner Lebensbeschreibung theils vorgesetzt, theils eingewebt hatte, ist nur Weniges, wie Goethe sagt, „durch Gefälligkeit eines Kunstfreundes" übertragen; weggeblieben ist unter Anderm ein längeres Gedicht in Terzinen (zum Lobe des Kerkers), ein sogenanntes Capitolo. Goethe scheint die Absicht gehabt zu haben, es noch nachzubringen; denn er erwähnt seiner in der Inhaltsangabe zum ersten Capitel des dritten Buchs, woraus sich denn auch die auffallende Kürze dieses Capitels erklärt.

Nach Goethe's eigenem Bekenntniß wurde er durch das Studium der Florentinischen Kunstgeschichte, wozu ihn im Jahre 1796 Meyer's Briefe aus Italien anregten, auf Cellini aufmerksam gemacht, und unternahm die Uebersetzung seiner Selbstbiographie, um sich recht in jener Geschichte einzubürgern. Allein dieser Zweck hätte ihn sicher nicht das umfassende Werk zu Ende führen lassen; der Charakter, die ganze Persönlichkeit Cellini's war es vorzüglich, was ihn bei der Arbeit festhielt. Er konnte nicht müde werden in dem Anschauen dieser Naturwüchsigkeit, dieser frischen und gesunden

Kraft, die sich selbst in den Fesseln einer falschen Cultur überall noch geltend machte. Dann vergegenwärtigte ihm die Schrift auf's lebendigste das geliebte Italien und die Freiheit des Daseins, die auch er dort gekostet; und führte ihm einen Mann vor, dem ein Glück vergönnt war, nach dem er zeitlebens gedürstet hatte, das Glück, mit Erfolg seine Kraft der bildenden Kunst zu widmen.

Während Goethe jetzt die letzte Hand an den Cellini legte und ganz im Geheimen seinen Liebling Eugenie zum öffentlichen Erscheinen ausstattete, hielt er in seinen Zimmern eine strenge Quarantaine, und correspondirte mit Schiller, der, mit dem Abschluß der Braut von Messina beschäftigt, gleichfalls das Ausgehen mied, „wie jenes verliebte Paar, über den Schirm." Doch Chladni's, des Akustikers, Besuch durfte er nicht ablehnen, der ihm sein ausgearbeitetes Werk mitbrachte. „Ich habe es schon zur Hälfte gelesen," schrieb er darüber am 26. Januar an Schiller, „und werde Ihnen mündlich über Inhalt, Gehalt, Methode und Form manches Erfreuliche sagen können. Er gehört unter die Glückseligen, welche auch nicht eine Ahnung haben, daß es eine Naturphilosophie gibt, und die nur mit Aufmerksamkeit suchen die Phänomene gewahr zu werden, um sie nachher so gut zu ordnen und zu nutzen, als es nur gehen will, und als ihr angebornes, in der Sache und zur Sache geübtes Talent vermag. Sie können denken, daß ich sowohl beim Lesen des Buchs, als bei einer mehrstündigen Unterhaltung immer nach meiner alten Direction fortgeforscht habe, und ich bilde mir ein, einige recht gute Merkpunkte zu weiteren Richtungen bezeichnet zu haben. Auch hatte ich eben die Farbenlehre einmal wieder durchgedacht, und finde mich durch die in so vielem Sinn kreuzenden Bezüge sehr gefördert."

Mittlerweile wurde Schiller mit seiner Braut von Messina fertig, und nun begannen Lese- und Theaterproben unsern Dichter wieder lebhaft in Anspruch zu nehmen. Den Reigen der diesjährigen Theaterstücke hatte Paläophron und Neoterpe, mit einem umgearbeiteten, in's Allgemeinere gewandten Schluß eröffnet. Das Publikum, nun schon durch die Terenzischen Brüder an Masken gewöhnt, nahm die Vorstellung wohl auf. Am 19. März fand die

Aufführung der Braut von Messina statt*), und am 2. April brachte Goethe zu Aller Ueberraschung seine Eugenie auf die Bühne. Von den Schauspielern vortrefflich vorgetragen, fand das Stück, besonders in seiner letzten Hälfte, großen Beifall. Schiller bewunderte die hohe Symbolik, womit hier der Stoff behandelt war, so daß alles Stoffartige vertilgt und Alles nur als Glied eines idealen Ganzen erschien. „Es ist ganz Kunst," schrieb er an Humboldt, „und ergreift dabei die innerste Natur durch die Kraft der Wahrheit. Daß er zu der Zeit, wo Sie, nach meinem letzten Brief, an seiner Productivität verzweifeln mußten, mit einem neuen Werk hervorgetreten, wird Sie eben so, wie mich selbst, überrascht haben; denn auch mir hatte er, wie der ganzen Welt, ein Geheimniß daraus gemacht." Ein nicht günstiges Prognostikon stellte Körner dem Stücke nach der ersten Lesung. „Der Stoff ist zum Theil drückend und widrig," schrieb er an Schiller, „und es ist mir fast leid um die große Kraft, die Goethe daran verwendet. Indessen darf man dem Dichter nicht vorschreiben, und ich kann begreifen, daß er einen Trieb fühlt, sich auch an einem solchen Stoff zu versuchen. Er ist tief eingedrungen, und in der ganzen Behandlung erkennt man den Meister. Aber auf einen lauten Beifall des Publikums darf er nicht rechnen, und ich wünsche nur, daß er durch eine kalte Aufnahme nicht abgeschreckt wird, das Werk zu vollenden. Für Jeden, den der Stoff überwältigt, muß dies Stück um so unausstehlicher sein, je lebhafter er fühlt. Es wird also von Vielen gehaßt, von noch Mehrern nicht verstanden, und nur von Wenigen bewundert werden."

*) Bei dieser Gelegenheit zeigte sich Goethe's schöpferisches Genie in Heranbildung junger Künstlerinnen. Die später berühmte Wolff war damals als Amalia Malkolmi dem Publikum unausstehlich; von anständiger Körperhaltung war bei ihr keine Spur, und hatte sie ein paar Worte mehr als gewöhnlich zu sprechen, so strich man diese, um die Zuhörer nicht unwillig zu machen. Bei der Vertheilung der Rollen der „Braut von Messina" diktirte nun Goethe: „Isabella, Fürstin von Messina, Malkolmi" — „Excellenz," fragte der Secretair Kräuter entsetzt, „hab' ich recht gehört?" — „Schreiben Sie," sprach Goethe mit Nachdruck; „nach der Aufführung sprechen wir uns wieder." Goethe's Unterricht und Schiller's erhebende Poesie hatten das schlummernde Talent geweckt. Das Publikum erschien mit gerechtem Mißtrauen; aber Declamation und Haltung der Malkolmi setzten die Zuschauer in Erstaunen, das zuletzt in Applaus und Bravoruf ausbrach. (Europa, 1857, Nr. 22.)

Dagegen sprach sich Fichte in einem Briefe an Schiller mit enthusiastischem Lobe über das Stück aus, und auch Herder und seine Frau waren anfangs davon höchlich erbaut; aber bald meinte Caroline von Herder, in dem weitern Verlauf der Trilogie werde sich die Wolfsnatur des Wolfgang kundgeben; die Menschheit und die Menschlichkeit würden darin wohl dem ständischen Sonderinteresse zum Opfer gebracht werden.

Viel Vorarbeit verlangte sodann die Aufführung der Jungfrau von Orleans, bereitete dafür aber auch seinem Freunde Schiller einen glänzenden Triumph. Alles „Mißwollende, Verneinende, Herabsetzende" lehnte Goethe als Theaterdirector vielleicht mit zu weit getriebener Strenge ab. So wies er ein kleines Lustspiel „der Schädelkenner" betitelt, welches Gall's Bestrebungen lächerlich machte, mit einem Briefe zurück, den er uns in den Annalen mitgetheilt hat. Es heißt darin: „Wir vermeiden auf unserm Theater, so viel möglich, Alles was wissenschaftliche Untersuchungen vor der Menge herabsetzen könnte, theils aus eigenen Grundsätzen, theils weil unsere Akademie in der Nähe ist." Vielleicht fühlte er sich auch selbst, bei seiner Hinneigung zu den Lavater'schen und Gall'schen Lehren, ein wenig mitgetroffen.

Am 14. Mai begab er sich nach Jena, um sich in der dortigen Einsamkeit der Ausarbeitung der Farbenlehre zu widmen, die ihm wie eine schwere Schuld auflag. Das Hauptübel, welches ihm den Fortschritt erschwerte, war die Masse von Papieren, die er zusammengeschrieben und von denen er sich schwer losmachen konnte. Ehe er noch der Sache gewachsen war, hatte er wiederholt einmal angesetzt sie zu behandeln, so daß von Einem Capitel manchmal drei Aufsätze vorlagen, von denen der erste die Erscheinungen und Versuche lebhaft darstellte, der zweite eine bessere Methode hatte und besser geschrieben war, der dritte auf einem höhern Standpunkt Beides zu vereinigen suchte und doch immer noch ungenügend blieb. Alle diese Papiere zu excerpiren und dann zu verbrennen, war ihm ein schwerer Entschluß. Er fühlte schon im Voraus, daß er sie später zurückwünschen werde, um sich selbst sich historisch zu vergegenwärtigen. „Die naive Unfähigkeit," schrieb er an Schiller, „die

Ungeschicklichkeit, die passionirte Heftigkeit, das Zutrauen, der Glaube, die Mühe, der Fleiß, das Schleppen und Schleifen und dann wieder der Sturm und Drang, das alles macht in den Papieren und Akten eine recht interessante Ansicht." Aber er fühlte auch, daß er nicht an's Ziel komme, wenn er sie nicht vertilge, und so entschloß er sich, die Erze, wie glänzend sie auch zum Theil waren, zu opfern, um endlich das reine Metall herauszubekommen. Diese Arbeit füllte den gegenwärtigen Aufenthalt in Jena ziemlich aus, nur gerieth zuweilen mit ihr sein Interesse für die deutsche Zeitmessung in Streit, welches durch Voßen's Nähe rege gehalten wurde.

In der ersten Hälfte des Juni rief ihn ein Besuch Zelter's nach Weimar zurück, der in mancher Beziehung gewinnreich für ihn war. Es bekamen nicht bloß die kleinen Concerte, die er in seinem Hause ausführen ließ, einen belebenden Anstoß, sondern auch für die Organisation des Theaterorchesters und der Oper, womit sich Goethe seit einiger Zeit ernstlich beschäftigte, ging ihm Zelter mit förderlichem Rath an die Hand. Dann entlockte ihm auch das Bewußtsein, an dem neugewonnenen enthusiastischen Freunde einen liebevoll eindringenden Componisten für jede singbare Production zu haben, wieder einige Lieder theils lyrischer Art, theils der Balladengattung sich nähernd. Es dürften dahin folgende gehören: Magisches Netz, Trost in Thränen, Selbstbetrug, Nachtgesang, die glücklichen Gatten, Wanderer und Pächterin, Kriegserklärung, Bergschloß, Ritter Curt's Brautfahrt, der Rattenfänger. Das erste derselben war schon, vor Zelter's Ankunft, zum 1. Mai, dem Geburtstag der Fräulein v. Wolfskeel, gedichtet worden. Es schließt sich der metrischen Form, und bis auf einen gewissen Grad auch noch dem Geiste nach, an jene Anakreontischen Lieder an, deren Reihe Goethe vor mehr als zwanzig Jahren mit der Nachbildung von Anakreons Lied „An die Cicade" eröffnete. Das magische Netz ist die jüngste Blume dieses frisch duftenden Liederkranzes. „Trost in Thränen," dieses wundervolle, von tiefster, innigster Empfindung durchströmte Gedicht, wurde durch ein in Thüringen und sonst weit verbreitetes Volkslied hervorgerufen. Goethe behielt den Anfang desselben bei, setzte dann aber sein Lied mit freier Erfindung, jedoch in derselben Tonart fort. Von geringerer Bedeutung ist das Gedichtchen „Selbstbetrug"; dagegen um so werthvoller der „Nachtgesang", wozu Goethe durch ein italienisches Volkslied *) angeregt wurde. „Das zarte, dringende Verlangen," sagt Poggel über dieses Gedicht, „in die Seele der einschlummernden Geliebten noch die süße Ueberzeugung unbegrenzten Wohlwollens zu flößen, und Himmel und Erde, äußere und innere Natur mit dem reinen Gefühle des Herzens in Einklang zu bringen, und so die Liebe bis zur höchsten Andacht und Begeisterung unseres Wesens zu läutern, verbunden mit dem Wunsche, daß auch die Geliebte von der Seligkeit dieses Gefühls bis zum letzten Abklingen des Bewußtseins in Traum und Schlaf möge durchdrungen werden, diese Regungen sprechen aus allen Bildern und Tönen, womit uns die Verse berühren." Für „die glücklichen Gatten" hat Goethe, wie er in den Gesprächen mit Eckermann bekannte, immer eine besondere Vorliebe gehabt; und mit Recht; denn das Gedicht ist von inniger herzlicher Empfindung durchdrungen, und die sprachliche und metrische Ausführung überaus reinlich, leicht und gefällig. Merkwürdig ist es, daß Goethe mit dieser Production aus seiner gewöhnlichen poetischen Sphäre heraustritt, und dennoch seinen Gegenstand mit solchem Glück behandelt. Es sind dießmal ganz fremde Situationen, die er uns vorführt, Lebenslagen, die von der seinigen ganz abweichen. Er nähert sich hier dem Genre, dessen verunglückte, triviale Bearbeitung durch Schmidt von Werneuchen u. A. er in den „Musen und Grazien in der Mark" verspottet hatte. Wahrscheinlich war es der Besitz des kleinen Freigutes Roßla, und der dadurch veranlaßte ländliche Aufenthalt, was ihm den Anstoß zu dieser Production gab. Weit weniger gelungen ist das Gedicht „Wanderer und Pächterin," worin Riemer „eine Anspielung auf das Verhältniß der Eugenie in dem zweiten (oder vielmehr dritten) Theile" des Stückes sieht. Der Gegenstand ist an und für sich unbedeutend, nichts als die glückliche Katastrophe eines ziemlich gewöhnlichen Romans; und daß er durch die Behandlung gehoben und veredelt worden, läßt sich nicht behaupten. Die Sprache ist ohne Schwung und Colorit, und doch nicht einfach und natürlich, vielmehr geziert und gezwungen,

*) Mitgetheilt in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten, II, 493.

und obendrein an einigen Stellen unklar. Zu dem Gedicht „Kriegserklärung" empfing Goethe die Anregung wieder von einem Volkslied *), dessen erste Strophe er unverändert aufgenommen hat. Auf gleiche Weise versetzt er sich im „Bergschloß" durch den Anfangsvers, womit so viele Volkslieder anheben, wie durch einen einleitenden Accord, in den Ton des Volksgesanges, dem er auch darin treu bleibt, daß er besonders in der ersten Hälfte des Gedichtes Alliterationen, Annominationen und Assonanzen reichlich angewandt hat. Das Stück zerfällt in zwei bestimmt geschiedene gleiche Hälften, die durch die siebente Strophe verknüpft werden; die erste ist der Erinnerung an die Vergangenheit gewidmet, die zweite stellt die Gegenwart, aber noch immer von dem Lichte der vergangenen Zeit beleuchtet, dar. Es waltet in dem Gedicht ein Gefühl, von dem Goethe in seiner Selbstbiographie bekennt, daß es ihn oft und mächtig beherrscht habe, „die Empfindung der Gegenwart und Vergangenheit in Eins." Bei „Ritter Curt's Brautfahrt" scheint ihm eine Geschichte des Marschalls von Bassompierre vorgeschwebt zu haben, der zu gleicher Zeit eine Tochter aus einem vornehmen Hause verführt hatte, eine Ehrensache durchfechten und von seinen Gläubigern in den Schuldthurm eingesperrt werden sollte, was er Alles, wie er behaglich hinzufügt, durch die Gnade Gottes vergnüglich überstanden **). Den „Rattenfänger" hat er aber wieder aus dem deutschen Volksgesange entlehnt. Bekannt sind „der Rattenfänger von Hameln" aus des Knaben Wunderhorn und die Simrock'sche Bearbeitung. Unser Dichter hat aber nicht bloß den Gegenstand seiner localen Beziehungen entkleidet (Hameln und die Weser werden nicht genannt), sondern auch überhaupt die Sage als ein abgeschlossenes Factum fallen lassen, und zudem das Innere, die Seele der Dichtung ganz verändert, indem er statt eines ahnungsvoll warnenden Märchens uns ein heiteres, anmuthiges Bild gibt. Nach Riemer wäre „der Rattenfänger" ein Ueberbleibsel aus einem

*) Breslauer Liedersammlung, Heft I, Nr. 1. „Des Stadtmädchens Wünsche." Mitgetheilt in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten II, 483.

**) Mehr als zehn Jahre später deutet Goethe in einem Briefe an Knebel auf diese Geschichte hin, ohne jedoch seines Gedichtes zu erwähnen.

verloren gegangenen gleichnamigen Kinderballet der frühern Weimarischen Zeit. Dieß würde den heitern Ton des Ganzen gut erklären; und man könnte dann den „gutgelaunten" Rattenfänger füglich als eine bildliche Darstellung Goethe's, des Kinderfreundes, betrachten, der zu jener Zeit den Kleinen manches frohe Fest bereitete. — Alle diese Gedichte erschienen zuerst in dem von Wieland und Goethe herausgegebenen Taschenbuche auf das Jahr 1804.

Zelter schied nach vierzehntägigem Aufenthalt. Diese zwei Wochen legten den Grund zu einem nähern und bleibenden Verhältnisse mit Goethe, welches für Beide von unschätzbarem Werthe geworden ist. Was unserm Dichter einst André, Kayser, Reichhardt vorübergehend gewesen waren, das sollte ihm Zelter für sein ganzes übriges Leben sein, — ein ergänzendes Organ seines Wesens für die Musik, so wie ihm bereits vor längerer Zeit für eine andere Seite seines geistigen Strebens, für die bildende Kunst, ein solches ergänzende Organ an Heinrich Meyer zu Theil geworden war. Hatte der Letztere auch, bisher sein Haus- und Tischgenosse, in Folge einer eingegangenen ehelichen Verbindung, im vorigen Jahre sein Haus verlassen, so trat dadurch in ihrem wechselseitigen Einwirken doch weder Hinderniß noch Pause ein. Beide Freunde blieben ihm, Meyer durch fast täglichen persönlichen Verkehr, Zelter durch unausgesetzten Briefwechsel und wiederholte Besuche, zeitlebens innig verbunden; und, gleichsam wie zum Zeugniß ihrer Unzertrennlichkeit, folgten Beide dem hingegangenen Dichter in kurzer Zeit nach.

Unterdessen hatte die Sommersaison des Theaters zu Lauchstädt begonnen. Das neue Haus, das wohl ausgestattete Repertorium, die sorgfältige Darstellung von Stücken, wie die Braut von Messina, die natürliche Tochter, die Andria des Terenz nach Niemeyer's Bearbeitung u. s. w. zogen von Leipzig, Halle und andern Städten ein sehr gebildetes Publikum herbei. Goethe verweilte diesmal nur so lange dort als nöthig war, um mit Hofrath Kirms die Bedürfnisse der Baulichkeiten und einiges Wünschenswerthe der Umgebung anzuordnen, und machte dann noch einen Ausflug über Halle, Giebichenstein, Merseburg und Naumburg, auf welchem er manche werthe Verbindung (mit Wolf, Schmalz, Jakob, Reil, Lafontaine,

Niemeyer) erneuerte und auch einige Ausbeute für seine mineralogische Sammlung gewann.

Er hätte sich nun gern das Theaterwesen auf eine Zeit lang ganz aus dem Sinne geschlagen; allein er hatte bereits, um das Repertorium der deutschen Bühne zu bereichern, eine Umarbeitung des Götz begonnen. „Das altdeutsche, wieder erstandene Drama," heißt es darüber in einem Briefe aus Jena an Schiller vom 5. Juli, „bildet sich mit einiger Bequemlichkeit um. Ich wüßte nicht zu sagen, ob sich's organisirt, oder krystallisirt, welches denn doch zuletzt, nach dem Sprachgebrauch der verschiedenen Schulen, auf Eins hinauslaufen könnte." Dann hatten sich auch drei junge Männer, Wolff, Grüner und Grimmer bei ihm gemeldet, mit entschiedener Neigung und unverkennbaren Anlagen für die Bühne. Mit den beiden erstern begann er, weil er eben einer heitern, ruhigen Zeit genoß, „gründliche Didaskalien," wie er in den Annalen erzählt, „indem er auch sich diese Kunst aus ihren einfachsten Elementen entwickelte, und an den Fortschritten beider Lehrlinge sich nach und nach emporstudirte, so daß er nun selbst klarer über ein Geschäft wurde, dem er sich bisher mehr instinktmäßig hingegeben hatte." Es erwuchsen hieraus allmählig, indem er diese Studien auch später mit andern jungen Schauspielern verfolgte, die „Regeln für Schauspieler" *), die jetzt in seinen sämmtlichen Werken den Schluß der Rubrik „Theater und dramatische Poesie" bilden. Sie erhielten aber erst im Jahr 1824 durch Eckermann ihre gegenwärtige Gestalt und bildeten bis dahin nur ein Aggregat von höchst zerstückelten Notizen **). Auch jetzt noch kann das Ganze nicht für einen vollständigen und gründlichen Schauspieler-Katechismus gelten, enthält aber eine Menge wichtiger und leichtfaßlicher Vorschriften. Man sieht es jeder einzelnen Regel an, daß sie unmittelbar aus der Erfahrung und Praxis hervorgegangen ist.

Die Ausflüge nach Roßla, denen wir in den vorhergehenden Jahren vielfach begegneten, hören von nun an auf; denn er hatte

*) S. Bd. 35, S. 435 (Ausg. in 40 Bd.).

**) S. Gespräche mit Eckermann, I, 155 und III, 46 ff.

das Gut bereits im Mai *) an seinen Pachter mit Vortheil abgestanden. Dagegen dauerten die Excursionen nach Jena fort, und es boten sich dazu jetzt gerade recht häufige und nicht angenehme Veranlassungen dar. Wie überhaupt seit der Revolution eine große Unruhe und Veränderungslust in die Menschen gekommen war, so ließ sich jetzt auf einmal eine ganze Reihe der vorzüglichsten Professoren, wie Bode, Paulus, Hufeland, Schelling, von Jena nach andern Universitäten herüberlocken; und dazu machte Schütz sogar Anstalten, die berühmte Allgemeine Literaturzeitung mit sich nach Halle zu verpflanzen. Anfangs hielt man den Plan geheim. Als ihn aber Kotzebue mit triumphirender Schadenfreude im Freimüthigen ausgeplaudert hatte, ließ Goethe öffentlich erklären, daß man mit dem neuen Jahre die Literaturzeitung in Jena selbst fortsetzen werde. Die ausgezeichnetsten Männer wurden zur Theilnahme an dem neuen Institut eingeladen. So wandte sich Goethe an Zelter und Johannes Müller, und Schiller in einem umständlichen Schreiben an Fichte. Goethe und Meyer beschlossen auch über die Kunstausstellungen in Weimar und die Preisaufgaben in der Zeitschrift zu verhandeln, und Schiller sollte, so weit es seine übrigen Arbeiten gestatteten, durch Recensionen mitwirken. Hofrath Eichstädt, der bisher schon sich mit besonderer Thätigkeit an der Literaturzeitung betheiligt hatte, entschloß sich zur Uebernahme der Redaction. Auch die Lücken in der Reihe der akademischen Lehrer suchte Goethe so gut als möglich auszufüllen. Als Anatom ward Ackermann herangezogen, welcher den Grund zu einem längst beabsichtigten anatomischen Museum legte; der botanischen Anstalt wurde Schelver vorgesetzt. Fernow, von Rom heimkehrend, erhielt die seit Jagemann's Tod vacante Bibliothekarstelle der besondern Büchersammlung der Herzogin Amalia. Mit ihm kehrte Dr. Riemer aus Italien zurück, welcher dort eine Zeit lang in Humboldt's Familienkreise gelebt hatte. Er war Goethe'n als gewandter Kenner der alten Sprachen höchst erwünscht und wurde von ihm als Lehrer seines Sohnes in sein Haus aufgenommen. Im weitern Verlauf unserer

*) Nicht erst gegen „Ende des Jahres," wie er in den Annalen sagt. S. den Briefwechsel mit Schiller, Nr. 876.

Schrift wird es sich zeigen, was für eine bedeutende Acquisition unser Dichter an diesem Manne, besonders für seine poetischen Zwecke, gemacht hatte.

Den Rest des Jahres hindurch durfte nun Goethe nicht feiern, wenn die Zeitschrift mit dem neuen Jahre würdig in's Leben treten sollte. Jenem Plan zufolge, daß der ganze Complex schriftlicher Ausführungen, der früher in die Propyläen aufgenommen wurde (Preisaufgaben, Recensionen und Preisertheilung u. dgl.), nunmehr der Literaturzeitung zu Theil fiele, arbeitete er fleißig an einem Programm, worüber er am 2. December aus Jena an Schiller schrieb: „Mich beschäftigt jetzt das Programm, das in zwei Theile zerfällt, in die Beurtheilung des Ausgestellten (der Kunstausstellung des Jahres 1803) und in die Belebung der Polygnotischen Reste. Jenen ersten Theil hat Meyer zwar sehr schön vorgearbeitet, indem er alles zu Beherzigende trefflich bedacht und ausgedrückt hat; doch muß ich noch einige Stellen ganz umschreiben, und das ist eine schwere Aufgabe. Für die Polygnotischen Reste ist auch gethan was ich konnte; doch Alles zuletzt zusammen zu schreiben und zu redigiren, nimmt noch einige Morgen weg; indessen führt diese Arbeit in sehr schöne Regionen und muß künftig unserm Institut eine ganz neue Wendung geben." Das Ganze ist jetzt auch dem größern Publikum zugänglich durch die Nachträge zu Goethe's Werken von Boas *). Nach einer kurzen Vorerinnerung und einem Verzeichniß der sämmtlichen, diesmal ausgestellten Kunstwerke folgt eine Beurtheilung der einzelnen Arbeiten. Odysseus, welcher den Kyklopen hinterlistig durch Wein besänftigt, war die erste Aufgabe gewesen für den Künstler, der sich mit menschlichen Gestalten beschäftigte; die Küste der Kyklopen „nach Homerischen Anlässen" die andere für den Landschaftsmaler. Die Zahl der eingelaufenen Concurrenzstücke zeugte wieder von erfreulicher Theilnahme; den Preis erhielt eine Zeichnung „Odysseus und Kyklop" von Martin Wagner aus Würzburg. Einen großen Theil des Programms nimmt dann ferner der Versuch ein, „Polygnot's Gemälde in der Lesche zu Delphi zu restauriren und sich in Gedanken der Kunst dieses Urvaters, wie es

*) III, 253 ff.

sich thun ließe, zu nähern." Diese Arbeit sollte der Vorläufer einer ganzen Reihe ähnlicher sein; die Weimarischen Kunstfreunde gedachten, auf dem eingeschlagenen Wege fortschreitend, durch successive Behandlung des Pausanias und Plinius, besonders auch der Philostrate, die Künstler zu fördern und zugleich den Alterthumsforschern in die Hände zu arbeiten. Als Preisaufgabe für das nächstfolgende Jahr wurde „das Menschengeschlecht, vom Element des Wassers bedrängt," ausgewählt. Goethe und Meyer hatten aus den bisherigen Erfahrungen die Ueberzeugung gewonnen, daß eine allzu eng bestimmte Aufgabe den Künstlern nicht ganz zusage und die Sphäre ihrer Erfindungskraft beschränke; und so hatten sie diesmal einen Gegenstand ausgedacht, welcher dem Geiste einen freien Spielraum gewährte.

Gegen Ende des Jahres, am 18. December, erlitt Goethe einen Verlust, der, wenn er ihn einige Jahre früher getroffen hätte, freilich ungleich schmerzlicher gewesen wäre. Herder starb nach längerm Hinsiechen. Kränklichkeit und wohl auch das Gefühl, daß aus ihm nicht geworden war, was er werden konnte, hatten in der letzten Zeit alles Herbe, Verletzende, Verneinende, was in seinem übrigens so edlen Gemüthe lag, aufgeregt und verstärkt, so daß Goethe schon seit drei Jahren fast gänzlich seinen Umgang mied. Sie sahen sich das letzte Mal im Frühling dieses Jahres, während Goethe's Aufenthalt zu Jena, wohin Herder zur Einführung des Superintendenten Marezoll gereis't war. Goethe wünschte und hoffte damals eine Wiederannäherung; denn er hatte vernommen, wie günstig und einsichtsvoll sich Herder nach der Vorstellung der natürlichen Tochter über das Stück geäußert *). Zusammen unter einem

*) Nach Falk (Goethe, aus näherm persönlichen Umgange dargestellt, Lpz. 1836. 2. Aufl. S. 153 ff.) nannte Herder die Natürliche Tochter „die köstlichste, gereifteste und sinnigste Frucht eines tiefen, nachdenkenden Geistes, der die ungeheuren Begebenheiten dieser Zeit still in seinem Busen getragen und zu höhern Ansichten entwickelt habe, zu deren Aufnahme die Menge freilich gegenwärtig kaum fähig sei." Die Stelle, wo Eugenie so unschuldig mit ihrem Schmucke spielt, indeß ein ungeheures Schicksal schon dicht hinter ihr steht, verglich er mit einem Gedichte der griechischen Anthologie, wo ein Kind unter einem schroff-abhängenden Felsen, der jeden Augenblick den Einsturz droht, ruhig ent-

Dache im Schlosse wohnend, wechselten sie „anständige Besuche," wie Goethe berichtet. Eines Abends fand sich Herder bei ihm ein und entwickelte, zu Goethe's innigster Freude, mit Ruhe und Reinheit die Vorzüge des Drama's. Aber diese Freude sollte nicht lange dauern; denn er endigte seine Kritik „mit einem zwar heiter ausgesprochenen aber höchst widerwärtigen Trumpf," wie es in den Annalen heißt, „wodurch das Ganze, wenigstens für den Augenblick, vor dem Verstande vernichtet wurde." Goethe sah ihn an, ohne etwas zu erwiedern, und die vielen Jahre ihres Zusammenseins erschreckten ihn in diesem Symbol auf's Fürchterlichste.

Achtzehntes Capitel.

Die natürliche Tochter. Bühnenbearbeitung des Götz von Berlichingen.

Bei Weitem die bedeutendste Frucht der im vorigen Capitel erzählten lyrisch-dramatischen Periode war die natürliche Tochter. Vergleicht man dieses Drama mit der Quelle, woraus der Dichter den Gegenstand geschöpft, den Memoiren der Prinzessin Stephanie Louise von Bourbon-Conti *), so sieht man, wie frei er mit dem Stoffe geschaltet und Alles in's Ideale hinauf geläutert hat. Statt

schlafen ist. Im Ganzen aber, meinte er, sei der Silberbleistift Goethe's für das heutige Publikum zu zart; die Striche desselben seien zu fein, zu unkenntlich, zu ätherisch. Das an so arge Vergröberungen gewöhnte Auge könne sie zu keinem Charakterbilde zusammenfassen. Die jetzige literarische Welt, unbekümmert um richtige Zeichnung und Charakter, wolle durchaus mit einem reichergiebigen Farbenquast bedient sein. Uebrigens wünschte er nichts angelegentlicher als die Beendigung eines Werkes, das er eben wegen seiner Einfalt und Zartheit und der Perlenebene seiner Diction, wie er es nannte, mit keinem jener Produkte vertauschen möchte, die, in Farben schwimmend, die Ungewißheit ihrer Umrisse nur allzuoft durch ein glänzendes Colorit verbergen.

*) Vergl. oben S. 454. Die Memoiren erschienen April und Mai 1799.

der historischen Personen treten abstracte, symbolische Gestalten auf, die Zeit der Handlung ist eben so wenig als der Schauplatz bestimmt bezeichnet. In der Figur des Königs sind, was das geschichtliche Verhältniß zur Heldin des Stückes betrifft, Ludwig XV. und Ludwig XVI. zusammengefaßt, und besonders von dem Letztern einige Hauptcharakterzüge entlehnt. Aus dem Prinzen Ludwig Franz von Bourbon-Conti ist, mit bedeutender Veränderung seines Charakters und seiner politischen Stellung, der Herzog entstanden. Eine Frucht seines geheimen Liebesverständnisses mit der schönen Herzogin von Mazarin, die in dem Drama als „die Fürstin, die verehrte, nah verwandte, nun erst verstorbene" angedeutet wird, war die Prinzessin, in unserer Dichtung einfach Eugenie (die Gut- oder Edelgeborne) genannt. Nach den Memoiren lebte die Herzogin noch, als der Moment der Anerkennung der natürlichen Tochter sich näherte, während der Dichter sie jüngst verstorben sein läßt. Die Hofmeisterin des Drama's, die liebevolle Erzieherin Eugeniens, erscheint in den Memoiren als eine feingebildete, aber hartherzige, ränkevolle junge Wittwe, Namens Delorme, die ganz der Partei des Halbbruders der Prinzessin, des Grafen von Marche, zugethan ist. Um ihre Hand bewarb sich ein Herr Jaquet, Officier des königlichen Hauses, aus dem der Dichter, gleichfalls mit bedeutender Umformung des Charakters, den Secretär des Herzogs geschaffen. Am weitesten ist Goethe in dem Gerichtsrath von seinem historischen Vorbilde abgewichen, dem Procurator Antoine Louis B., nach der Schilderung der Memoiren einem gefühllosen, geizigen, bigotten, abergläubischen Menschen von widerlichem Aeußern. Die Heirath der Prinzessin mit ihm wurde durch die unwürdigsten Mittel erzwungen, während der Dichter Eugenien aus den edelsten Motiven dem Gerichtsrathe die Hand reichen läßt. Die übrigen Personen des Stückes, der Weltgeistliche, der Mönch, der Gouverneur, die Aebtissin sind rein symbolische Figuren. So hat also Goethe von jener dem Dichter zustehenden Freiheit, den vorgefundenen Stoff nach seinem Bedürfniß umzuschaffen, reichlichen Gebrauch gemacht.

Andererseits ließ er sich nicht leicht einen Zug aus der Wirklichkeit entgehen, welcher seinen Zwecken förderlich sein

konnte *). Die Zerwürfnisse des Königs und seiner Großen, das offenbare Geheimniß von der Abkunft der Prinzessin, die Zärtlichkeit des Vaters, der Haß des Halbbruders gegen sie, die Uneinigkeit des Fürsten von Bourbon-Conti mit seinem Sohne, das Verhältniß von Herrn Jaquet zu Frau Delorme, die Huld des Königs gegen die Prinzessin, die Vorbereitungen zu ihrer feierlichen Vorstellung bei Hofe, ihre ritterlich-männliche Erziehung, die Macht geheimer Instructionen, die der Verstoßenen überall in den Weg tritt, und so viele andere geschichtliche Thatsachen sind in die Dichtung herübergenommen und ziehen sich als ein zusammenhaltender Faden durch das Ganze hindurch. Jedoch ist keines dieser Verhältnisse in der rohen Form der Wirklichkeit dargestellt; alle haben durch das poetische Läuterfeuer hindurchgehen müssen, und erscheinen, von den Schlacken der Zufälligkeit gereinigt, in veredelter, idealischer Gestalt.

Die wichtigste Veränderung aber, die Goethe mit seinem Stoffe vorgenommen, besteht darin, daß er den ganzen Gegenstand aus seiner ursprünglichen Enge und Unbedeutsamkeit herausgerückt, daß er ihn zum Träger der großartigsten welthistorischen Verhältnisse gemacht hat. Der Handel, wie er in der Wirklichkeit vorging, gehört, nach Weber's treffender Bemerkung, in das Gebiet gewöhnlicher Hof- und Familienränke. Goethe hat ihm die höchste politische Bedeutung geliehen; Eugeniens Loos ist bei ihm der Erisapfel, welcher unter dem bereits merkbaren Beben des gesammten Gemeinwesens zwischen zwei Parteien geworfen wird, die nur auf den Anlaß harren, um zu wildem Bürgerkriege loszubrechen und ihren Herrscher und das gesammte Vaterland an den Rand des Verderbens zu ziehen. Gerade der Umstand, daß sich an die Schicksale der natürlichen Tochter, durch eine zweckmäßige Umformung des Sujets, ein Gemälde der verschiedenen Phasen der Revolution anknüpfen

*) Vergl. zu dem Nächstfolgenden die „Vorlesungen zur Aesthetik" von W. E. Weber (Hannover 1831) S. 77—192. Außer dieser tief eingehenden Erörterung von Goethe's Eugenie sind noch die betreffenden Vorlesungen in der Schrift von Rosenkranz: „Goethe und seine Werke" mehrfach benutzt worden.

ließ, war es, was unsern Dichter den Gegenstand aufgreifen ließ. Er bereitete sich darin, wie er selbst sagt, ein Gefäß, worin er schließlich seine Ansichten der französischen Revolution, ihrer Ursachen, ihres Verlaufs und ihrer Folgen niederlegen wollte. Die poetischen Werke, die er bisher diesem ungeheuern Phänomen in der Weltgeschichte gewidmet hatte, wollten ihm nicht genügen. Auf epischem Felde hatte er durch Hermann und Dorothea gewissermaßen mit der Revolution Frieden geschlossen. Er erkannte sie dort, wie Rosenkranz treffend sagt, „als eine unvermeidlich gewordene Katastrophe an, und waffnete sich gegen sie durch die Zuversicht, die er aus der unverwüstlichen Substanz des Menschengeistes herausnahm, welcher aus allen Verirrungen zum Gehorsam gegen die Gesetze der Natur und zur Ausgleichung der Eigenkraft mit den von außen auf ihn eindringenden Veränderungen sich zurückgewiesen sieht." Auch im Spiegel der dramatischen Poesie hatte er schon, wie uns bekannt ist, die grauenvolle Erscheinung aufzufassen und dadurch ihren beängstigenden Eindruck zu mildern gesucht; allein er war damit selbst unzufrieden, und vermißte namentlich an jenen Versuchen „den geziemenden Ernst." Jetzt endlich, durch Schiller's glänzenden Erfolg in dem höhern Drama angespornt, schickte er sich an, den Gegenstand, wie es die Größe und Würde desselben verlangte, in einer Tragödie, und zwar in einer Folge von mehreren Stücken, als Trilogie zu behandeln.

An eine solche cyklische Darstellung hatte er schon, wie wir wissen, bei seiner Iphigenie gedacht, und sich näher noch mit dieser Behandlungsweise durch die lebhafte Theilnahme an Schiller's Wallenstein befreundet. Allein seine Tragödie sollte dem Begriff der Trilogie vollständiger, als die Wallenstein'schen Dramen, genugthun. Jedes ihrer drei Stücke sollte für sich selbst ein größeres, selbstständiges Drama, und alle drei zusammen sollten ein abgerundetes höheres Ganze bilden. In Beziehung auf diesen höheren Organismus ist das uns fertig vorliegende Stück, welches mit der Einwilligung Eugeniens in die Heirath mit dem Gerichtsrath schließt, nach Goethe's eigenem Geständnisse, nur die Exposition.

Ueber den Inhalt, welcher dem zweiten Drama zugedacht war, hat uns Goethe zwar nur skizzenhafte, aber doch zureichende Andeu-

tungen hinterlassen, um uns von dem Gange desselben im Allgemeinen eine Vorstellung zu geben. Der erste Aufzug exponirt in Gesprächen, theils des Secretärs mit der Hofmeisterin, theils des Herzogs mit dem Grafen (einem Freunde des Königs), den politischen Zustand und deutet auf eine bevorstehende, wichtige und gefährliche Epoche. Gegen den milden, kinderlosen König, der dem Volke herzlich zugethan ist, hat sich im Stillen eine Partei unter der hohen Aristokratie gebildet. Sie strebt durch Intrigue und Gewaltthätigkeit nach Herrschaft und Genuß; ihr Opfer ist auch Eugenie geworden. Indem aber die Aristokratie den König umgarnt und unschädlich zu machen sucht, ahnt sie nicht, daß ihr der mächtigste und gefährlichste Feind von unten auf, aus dem Volke, erwächst. Der zweite Aufzug beginnt idyllisch auf dem Landsitze des Gerichtsrathes, wo Eugenie schon manche Verbesserungen getroffen; aber selbst in ihre traulichen Gespräche mischt sich die Betrachtung der öffentlichen Zustände, die der Gerichtsrath mit begeisterten Hoffnungen, Eugenie mit düsterer Besorgniß ansieht. Ihre Unterredung wird durch die Ankunft von Gästen gestört, worauf sich Eugenie entfernt. Es finden sich zu einer geheimen Conferenz mit dem Gerichtsrath ein Sachwalter, ein Soldat und ein Handwerker ein, wieder sämmtlich symbolische Figuren, Vertreter von ganzen Volksklassen und Ständen. Der Gerichtsrath eröffnet die Besprechung mit einer Darstellung der augenblicklichen Auflösung der politischen Verhältnisse und ermahnt zu patriotischem Zusammenhalten durch Föderalismus; er gehört zu den aufrichtigsten, idealisirenden Freiheitsfreunden, wie ihrer so viele den Beginn der französischen Revolution mit froher Hoffnung begrüßten. Aber in dem Gespräche zeigt sich, daß die andern Stände, die von dem Grundbesitz ausgeschlossen waren, durch die Revolution die Vortheile der bisherigen Besitzer an sich reißen möchten; die Versammlung geräth in Streit und löst sich auf. Eugenie, durch ihre heftigen Discussionen neugierig gemacht, erkundigt sich beim Gerichtsrathe, erfährt näher den Zustand des Staates und die Absichten der Parteien, entsetzt sich über die Entdeckung, und beschließt zuletzt in einsamem Selbstgespräch, nach der Hauptstadt zu fliehen und dem König zu Hülfe zu eilen.

Ueber den dritten Aufzug haben sich nur schwache Andeutungen erhalten. Er führt uns auf einen Platz in der Hauptstadt, wo der Weltgeistliche, die Hofmeisterin, der Secretair, der Handwerker, der Herzog, Volk und zuletzt auch Eugenie auftritt. Die Revolution scheint in voller Entwicklung begriffen, der Herzog als ein edler gehaltener Louis Philipp Egalité sich auf die Seite des aufrührerischen Volkes gestellt zu haben. Dann findet im Palais des Herzogs eine Zusammenkunft Eugeniens mit dem Könige und zuletzt, wie es scheint, Eugeniens Verhaftung statt. Der vierte Aufzug versetzt uns in einen Kerker. Hier finden wir den Grafen, aus der Höhe des Lebens in die Tiefen der Gefangenschaft hinabgesunken; er spricht seine Sorge für den König aus. Zu ihm kommen noch der Gouverneur und die Aebtissin, aber auch der Weltgeistliche, der Mönch, die Hofmeisterin, der Secretair, Eugenie, ja selbst der Handwerker; und dies beweist, daß die Revolution bereits ihr höchstes Stadium erreicht. „Die Masse wird absolut," wie Goethe dieses Stadium selbst charakterisirt, „sie vertreibt die Schwankenden, erdrückt die Widerstrebenden, erniedrigt das Hohe, erhöhet das Niedrige, um es wieder zu erniedrigen." In dem fünften Acte fehlt uns jede Anschauung des Einzelnen. Es sollten darin der Handwerker, Sachwalter, Soldat, Gerichtsrath und Eugenie auftreten, mannigfach im Dialog combinirt; der Ort der Handlung ist nicht angegeben.

Aus dem in den neuesten Ausgaben von Goethe's Werken veröffentlichten Schema für die Fortsetzung der natürlichen Tochter, dem wir in dem Vorhergehenden genau folgten, geht deutlich hervor, daß er in den Annalen entweder aus undeutlicher Erinnerung berichtete, oder einen andern Plan für die Fortsetzung vor sich hatte, wenn er sagt: „Der zweite Theil sollte auf dem Landgute, dem Aufenthalt Eugeniens, vorgehen; der dritte in der Hauptstadt, wo mitten in der größten Verwirrung das wiedergefundene Sonett (aus dem ersten Theil) freilich kein Heil, aber doch einen schönen Augenblick würde hervorgebracht haben." Wahrscheinlich entschloß er sich, weil man dem ersten Stück einen zu langsamen Gang, eine zu große Ausführlichkeit vorgeworfen hatte, den ursprünglich auf die zwei andern Stücke vertheilten Stoff in eines zusammenzudrängen; und

so entstand wohl das in den jüngsten Ausgaben der Goethe'schen Werke mitgetheilte Schema. Riemer vermuthet, daß das Gedicht „Wanderer und Pächterin" in Bezug zu unserm Drama stehe. Wenn sich dieses so verhält, so wäre damit wohl ein Wink über den projectirten Abschluß des Ganzen gegeben, welcher sich hiernach idyllisch gestaltet und an den Ausgang und die Schlußlehre von Hermann und Dorothea erinnert hätte.

Nach diesen Andeutungen über den Gesammtinhalt der Trilogie wird der Leser sich selbst sagen, wie sehr die Nichtvollendung derselben zu bedauern ist. Freilich ein lebendiges, bewegungsreiches, markiges Bild der Revolutionsepoche durfte man von Goethe in diesem Alter nicht mehr erwarten; jene Fülle und Energie der Darstellungskraft, womit er einst die Volksscenen seines Egmont hingeworfen hatte, war versiegt. Aber welches Licht würde er über das dunkle Getriebe ausgegossen, mit welcher Einsicht die wirksamsten Factoren aus dem verworrenen Ganzen hervorgehoben, mit welcher Kunst die verwickelten Erscheinungen entfaltet und übersichtlich gruppirt, welche Fülle von Weisheit, von Lehren und Warnungen in sein Werk verwebt haben! Er selbst suchte die Ursache der Nichtvollendung darin, daß er den großen, unverzeihlichen Fehler begangen, mit dem ersten Theile hervorzutreten, ehe das Ganze fertig war. „Ich nenne den Fehler unverzeihlich," sagt er in den Annalen, „weil er gegen meinen alten geprüften Aberglauben begangen wurde, einen Aberglauben, der sich indeß ganz vernünftig erklären läßt. Einen sehr tiefen Sinn hat jener Wahn, daß man, um einen Schatz wirklich zu heben und zu ergreifen, stillschweigend verfahren müsse, kein Wort sprechen dürfe, wie viel Schreckliches und Ergötzendes auch von allen Seiten erscheinen möge. Eben so bedeutsam ist das Märchen, man müsse, bei wunderhafter Wagefahrt nach einem Talismann, in entlegensten Bergwildnissen unaufhaltsam vorschreiten, sich ja nicht umsehen, wenn auf schroffem Pfade fürchterlich drohende oder lieblich lockende Stimmen ganz nahe hinter uns vernommen werden. Indessen war's geschehen und die geliebten Scenen der Folge besuchten mich manchmal wie unstäte Geister, die wiederkehrend flehentlich nach Erlösung seufzen." Mag es sein, daß die voreilige Veröffentlichung des ersten Stückes nachtheilig wirkte, so ist

das Unterbleiben der Vollendung doch zum Theil gewiß auf Rechnung der Beschaffenheit des Stoffes zu setzen, welcher den weitern Stücken zugedacht war. Goethe mußte fühlen, daß diesem Gewühle sich drängender und überstürzender Begebenheiten, diesen furchtbaren Auftritten, diesen hochtragischen Motiven sein jetzt schon mächtig zu ruhiger Contemplation sich hinneigendes, immer apprehensiver werdendes Gemüth nicht mehr recht gewachsen sei. Im August 1804 schrieb er an Zelter, er fühle sich bisweilen versucht, den ersten Theil zu eigentlich theatralischen Zwecken zu zerstören und aus dem Ganzen der erst intendirten drei Theile ein einziges Stück zu machen. Er besorgte jedoch, es möchten die Situationen, die nach der ersten Anlage vielleicht zu sehr ausgeführt seien, nunmehr allzu skizzenhaft erscheinen. Zehn Jahre später äußerte er gegen Falk, er sei so völlig von dieser Arbeit zurück, daß er damit umgehe, auch sogar den Entwurf des Ganzen unter seinen Papieren zu zerstören, damit nicht nach seinem Tode ein Unberufener sich an die Fortsetzung mache. Im Jahr 1823 gestand er indeß, er bilde diese Fortsetzung noch immer in Gedanken aus, ohne aber den Muth zu gewinnen, sich im Einzelnen der Ausführung zu widmen. Im Jahre 1831 endlich schrieb er an Zelter: „An die natürliche Tochter darf ich gar nicht denken; denn wie wollte ich mir das Ungeheuere, das da gerade bevorsteht, wieder in's Gedächtniß zurückrufen?"

Obwohl uns nun, dieser unterbliebenen Vollendung wegen, über die volle Bedeutsamkeit und den ganzen Werth des fertig gewordenen ersten Stückes kein Urtheil gestattet ist, indem in der Trilogie, wie in einem dreitheiligen musikalischen Ganzen, die einzelnen Stücke sich vor- und rückwärts auf einander beziehen, einander erklären, ergänzen und heben: so darf uns dieses doch nicht abhalten, das erste Drama an den Maßstab einer vollendeten Tragödie zu legen, da doch auch wieder jedes der drei Stücke, die einen Cyklus bilden, für sich bis auf einen gewissen Grad ein selbstständiges, künstlerisch abgegränztes Ganze darstellen muß. In der That läßt auch das vorliegende Drama keineswegs die wünschenswerthe Einheit und Abrundung vermissen. Eine mit körperlichen und geistigen Vorzügen ausgestattete Jungfrau aus fürstlichem Geschlechte, die ihre Kindheit in halber Verborgenheit verlebt hat, steht auf dem

Punkte, zu der ihr gebührenden glänzenden Stellung erhoben zu werden; da stürzt sie, zum Theil durch eigene, jedoch schwache Verschuldung, zumeist aber durch Verkettung unglücklicher Umstände, von ihrer Höhe herab und wird gezwungen, sich die Rückkehr zu ihrem frühern Standpunkt durch die Ehe mit einem unebenbürtigen, wenn gleich edelgesinnten Gatten zu verschließen. Die Höhe des Sturzes, die außerordentlichen Umstände, womit er in Verbindung steht, der sittliche Werth der Person, die von dem Unglück betroffen wird, ihr Geschlecht, ihre Jugend, ihre äußern Vorzüge, ihre geringe Verschuldung, die gewaltsame Trennung der Tochter von dem liebenden Vater — Alles vereinigt sich, das Ereigniß zu einem vollkommen tragischen zu machen. Um die Heldin des Stückes ist ein Kreis bedeutender Charaktere gestellt: ein König, der durch manchen Charakterzug an jenen gekrönten Märtyrer erinnert, der unter der Guillotine seine edle Seele aushauchte, ein Herzog, in dem nicht bloß das Bild eines zärtlichen Vaters, sondern auch eines hochsinnigen Edel- und Staatmannes dargestellt ist, ein Graf als Musterbild treuer Anhänglichkeit an seinen Monarchen; und selbst den drei Mittelspersonen des Gewaltstreiches, wodurch Eugeniens Unglück herbeigeführt wird, muß man einen Antheil höherer und edlerer Denkart zuerkennen. Mit Recht macht Weber auf diesen Grundzug in Goethe's Dichtungen besonders aufmerksam, daß er selbst die Vertreter des bösen Princips nicht unedel und verächtlich darzustellen pflegt. „Nichts steht mit Goethe's Gesinnung, wie sie in seinen Werken sich überall offenbart, in so vollkommenem Gegensatze, als das Rohe und Gemeine; er hat nie ohne Noth und stets in einer höchst mäßigen, zurückhaltenden Anwendung diese ungeschlachten Elemente in seine Productionen zugelassen; in der hohen Tragödie hat er sich ihrer gänzlich enthalten. Selbst das Böse, so weit es in die Maschinerie seiner Dramen einwirkt, ist von jedem Beischmack des eigentlich Rohen frei gehalten; es erscheint furchtbar, aber nicht verächtlich. So steht auch in der natürlichen Tochter die feindselige Kraft, welche die unglückliche Jungfrau so erbarmungslos aus dem Wege drängt, nicht als grobe Selbstsucht da, sondern sie wirkt als eine in Zeiten tumultuarisch gährenden Dranges mit den Mitteln, die ihr zu Macht und Ansehen dienen können, haushälterisch geizende,

mehr der Nöthigung gebieterischer Umstände, als einem unmenschlichen Hasse wider ein harmloses Wesen gehorchend. Wir sehen den Secretair als eine tüchtige, gesunde, praktische Natur, welche die Welt nimmt, wie sie liegt, nicht ohne den zarteren Bedürfnissen des Geistes und Herzens zu huldigen; wir freuen uns der ungeheuchelten Anhänglichkeit der Hofmeisterin an ihren Zögling, wir beklagen die wohlgesinnte Frau, wenn die Sophistik eines überlegenen Verstandes ihrem widerstrebenden Gefühle jeden Ausweg abschneidet; wir folgen mit jener lebhaften Theilnahme, welche jede selbstständige, energische und sinnreiche Wirksamkeit eines weit umfassenden Verstandes zu gewinnen pflegt, dem Unterrichte, welchen der Weltgeistliche in den Künsten des Machiavelli ertheilt." Durchaus schön und würdevoll ist endlich der Gerichtsrath gehalten, der wenigstens durch Adel der Gesinnung und Bildung der Jungfrau ebenbürtig ist, die ihm die Hand reicht.

Ungeachtet solcher Vorzüge hat es dem Stücke von Anfang an nicht an Tadlern gefehlt. Man vermißte darin das rechte Leben, man fand es zu gedehnt, zu wenig theatralisch; man behauptete, es fehle ihm an Wärme und Energie, es sei „marmorglatt, aber auch marmorkalt;" man erklärte es für zu vornehm, und Gervinus namentlich findet darin nur Diplomatie. Was den Vorwurf zu großer Gedehntheit betrifft, so scheint diesen Goethe selbst nicht abzuweisen, und er erklärt sich die Ausführlichkeit daraus, daß er unter allerlei „Tumulten" das Stück fortgeführt habe. Da ihm das Ganze vollkommen gegenwärtig gewesen sei, so habe er am Einzelnen, wie er ging und stand, weiter arbeiten können, und dabei sich nun auf den jedesmaligen besondern Punkt concentrirt, der in die Anschauung treten sollte. Zur richtigen Beurtheilung der Frage, ob das Drama theatralisch sei oder nicht, muß man nothwendig das Publikum, wofür es berechnet ist, in Betracht ziehen. Allerdings eine Zuschauermasse, der sich nur durch eine lebhaft spannende Handlung, durch ein Getümmel bunter Erscheinungen, durch eine rasche Folge effektvoller Scenen Antheil abgewinnen läßt, wird unser Stück nicht theatralisch finden; aber edlere, bildungsreichere Zuhörer, welche mit Genuß eine feine, sinnreiche, gefühlvolle Entwickelung gemüthlicher, den Tiefen der menschlichen Brust abgelauschter Verhältnisse verfolgen,

möchten in dieser Beziehung wohl anders urtheilen. Goethe pflegte bei seinen dichterischen Productionen zunächst an den Kreis, der ihn umgab und den er sich zugebildet hatte, an Weimar zu denken; und wie viel war hier nicht in den letzten Jahren durch Aufführung Schiller'scher und Schlegel'scher Stücke, durch Uebertragung französischer Tragödien, durch Uebung der Schauspieler in der rhythmischen Sprache des höhern Kothurns geschehen, um das Theaterpublikum für den Genuß eines Drama's, wie die natürliche Tochter ist, vorzubereiten! Wer dem Stücke Mangel an Wärme vorwirft, den verweisen wir nur auf den dritten Act, wo der Herzog durch den Weltgeistlichen die erdichtete Geschichte von Eugeniens Tode erfährt. Wahrlich, mit dieser Partie können sich nur wenige Stellen anderer Tragödien an Wärme des Gefühls, an pathetischer Kraft messen. Vornehm, diplomatisch ist allerdings die ganze Haltung unsers Stückes. Aber mit Recht fragt Rosenkranz: Kann der erste Theil anders als diplomatisch sein? Mußte nicht das Tumultuarische in dem Kraftdrang ungebändigter Naturen den spätern Stücken aufbehalten bleiben? Müssen nicht die Könige, die Hofleute eine feingebildete, diplomatisch gewandte Sprache reden, wo ein Staat mit dem Maß der individuellen Bildung das Maß der Freiheit, welches seine bestehende Verfassung gewährt, schon überschritten hat? Wie kann man dem Gebildeten die Bildung, dem Hofmann das Höfische zum Vorwurf machen?

Dem mannigfachen Tadel, den unser Stück erfahren hat, mag wohl bei Vielen ein richtiges Gefühl zu Grunde liegen, welches nur nicht zu klarem Bewußtsein gekommen ist, nämlich daß Goethe hier in seiner *symbolischen* Richtung zu weit gegangen. Wir wissen bereits, von wann sich diese Neigung datirt. Zum Durchbruch kam sie auf seiner letzten Schweizerreise, so wie er auch damals ihrer sich selbst bestimmt bewußt wurde. Bis auf einen gewissen Grad ist alle wahre Poesie symbolisch; das Einzelne, das Individuelle, das sie uns vorführt, ist immer der Repräsentant von etwas Allgemeinem. Allein der ächte, der naive Dichter stellt, ohne daß er es weiß und will, in dem Besondern das Allgemeine dar; und dieses klingt in jenem nur dunkel, aber um so reicher mit an. Der ächte Dichter strebt mit Bewußtsein nach individueller Charakteristik, und die

Idealität gesellt sich seinem Werke von selbst zu, in dem Maße wie er eine wahrhaft dichterische Weltanschauung hat. So war es in Goethe's frühern Werken. Seit jener Epoche aber arbeitete er zu absichtlich auf symbolische Darstellung hin. So wie sein Geist mit zunehmenden Jahren in immer höhere und ruhigere Regionen eines beschaulichen Quietismus sich erhob, verloren seine poetische Gestalten an plastischer Bestimmtheit und wurden immer mehr zu ätherischen Gebilden. Die Idealität begann die Individualität zu überragen. Weber hat sich bemüht, beim vorliegenden Stücke aus der Natur des Stoffes diese Erscheinung zu erklären und zu rechtfertigen. „Die ganze unserm Andenken zu nahe liegende Periode," sagt er, „welche der französischen Umwälzung voranging, ist an poetischem Interesse nackt und kahl wie keine andere der Völkergeschichte (?); die Figur Ludwig's XV. steht in den Annalen seines Reichs in furchtbarer Kläglichkeit und Entwürdigung da, welche ohne die schmählichste Lüge durch den Griffel keiner Dichtkunst zu heben wäre; Fürst Conti, so rechtschaffen und achtbar er in Hinsicht seiner bürgerlichen Ansichten gewesen sein mag, tritt in persönlicher Gewichtigkeit keineswegs also hervor, daß sie ihm zu der Rolle eines tragischen Helden verhelfen konnte; hätte auch aus dem brutalen Grafen von Marche sich ein Bühnenbösewicht einigermaßen zurichten lassen, die Prinzessin selbst, als die gräßliche Katastrophe ihrer bürgerlichen Austilgung sie ergriff, war noch ein Kind; ihr Schicksal hätte rühren, nicht ihr Charakter auch durch Adel und Hoheit überwältigen können. Da mußte ein Genius wie Goethe empfinden, daß es nur einen halben und verworrenen Theatereffekt hervorbringen konnte, die historischen Namen und Anspielungen in das Drama nachzuschleppen, während wenigstens, und in nicht geringem Umfange, eine theilweise Umgestaltung der persönlichen Verhältnisse unerläßlich blieb; er verzichtete auf den möglichen Gewinn, der aus dem Eindrucke des etwa Beibehaltenen auf die Gemüther der Menge zu ziehen war; er wollte mit reiner Kunst den Beifall des reinen Geschmackes erwerben. Im Sinne jener griechischen Meister, als deren vollbürtigen Geistesgenossen wir ihn in der Iphigenie und im Tasso erkennen, schuf er auch in der natürlichen Tochter eine Reihe idealischer Gestalten, die in jeder Hinsicht vollendete Typen des ab-

strakt Charakterischen sind." Allein, abgesehen davon, daß Weber hier die Untauglichkeit des Stoffes zu einer concretern Behandlung übertrieben darstellt, so gibt uns die Kraft, womit Goethe eine einmal eingeschlagene Richtung zu verfolgen pflegte, die Bürgschaft, daß er um diese Zeit auch auf einen Gegenstand von anderer Art die symbolisirende Manier angewendet haben würde; zeigt sich doch auch in der Mythik der Pandora, in der Allegorik des Epimenides, in der Symbolik des zweiten Theils von Faust, wie entschieden und anhaltend er in dieser Richtung fortging.

Ehe wir von dem Drama Abschied nehmen, gedenken wir noch einer die Heldin desselben betreffenden interessanten Mittheilung Varnhagen's von Ense. Man hat mehrfach den Zweifel aufgeworfen, ob nicht die Memoiren der Stephanie Louise von Bourbon-Conti erdichtet seien, und die Person selbst, die sich als Verfasserin angibt, gar nicht existirt habe. Nun erzählt aber Varnhagen *) von einer Madame Gnachet, einer durch die mannigfachsten Talente ausgezeichneten Dame, die unter den vielen andern französischen Ausgewanderten, in Deutschland eine Zuflucht gegen Noth und Elend suchend, nach Berlin kam. Sie machte die feinsten Handarbeiten, künstliche Bildwerke von Thon und Teig, zeichnete und malte, übte Musik und las ihre Dichter mit bewundernswürdigem Ausdruck vor. Aber sie verstand auch mit Pferden rüstig umzugehen, zu reiten, zu fahren, ja sogar zum Hufbeschlag und Wagenschmieren bekannte sie ihre zarten Hände nicht ungeübt. Im Stichfechten und Pistolenschießen war sie bereit, es mit jedem Manne aufzunehmen. Auf näheres Befragen vertraute sie Rachel Levin, der nachherigen Frau Varnhagen von Ense, sie sei aus dem Hause Bourbon, dem Makel unehelicher Geburt durch königlichen Machtspruch enthoben, aber durch ein feindliches Familienverhältniß dieses Vortheils beraubt worden, bis die Revolution gekommen und Allen zum Verderben geworden sei. Ihr Vater habe sie Alles lernen lassen, was ein Mädchen, und zugleich was ein Knabe wissen solle, und ihr die besten Lehrer in allen Fächern gehalten; unter Andern rühmte sie sich J. J. Rousseau's Unterricht genossen zu haben. In ihren Ge-

*) Vermischte Schriften III, 24.

sichtszügen war in der That eine große Aehnlichkeit mit den Bourbonen auffallend. Sie verließ Berlin bald wieder, um nach Rußland zu reisen, lebte aber in den Jahren 1800 und 1801 wieder in Mecklenburg und Holstein bei ihrer Freundin, der Fräulein von Schuckmann, reis'te dann nach Paris, wo unter Bonaparte's Consulate günstigere Hoffnungen für die Ausgewanderten aufzugehen schienen, und knüpfte hier Bekanntschaft mit Friedrich Schlegel an. Sie durfte in Paris nicht bleiben und ging später wieder nach Rußland, wo sich ihr Lebensfaden verliert. Sie erzählte Schlegel'n unter Anderm, daß sie auf ihren frühern Irrfahrten auch nach Weimar gekommen sei, und dort ihre Kenntnisse der Chemie zum Behuf eines bedeutenden Unternehmens habe anwenden wollen. Des Herzogs Günstling und Rathgeber (Goethe) habe jedoch den Plan für eine Schwindelei gehalten, das Gesuch sei abgewiesen, und ihr selbst der längere Aufenthalt in Weimar nicht gestattet worden. Goethe ahnte nicht, daß er ein Unglück, dessen geistige Betrachtung ihm so lebhaften Antheil und Mitleid eingeflößt hatte, in der Wirklichkeit noch vermehrte! Als ihm dieser Umstand lange nachher zufällig eröffnet wurde, schien er von dem unerwarteten Zusammenhange tief ergriffen, sagte aber kein Wort, sondern ging ernst schweigend mehrmals im Zimmer auf und nieder, bis er mit gewaltsamem Entschluß plötzlich das Gespräch auf etwas Anderes hinlenkte.

Des verwandten Gegenstandes wegen reihen wir hier eine kurze Besprechung der im Jahre 1803 unternommenen Umformung des Götz von Berlichingen an, wenn gleich die Hauptarbeit daran und die Vollendung derselben in's nächstfolgende Jahr fällt. Der Gedanke zu dieser dritten Bearbeitung *) ging, wie uns schon bekannt ist, aus dem Plane hervor, in Verbindung mit Schiller allmählig ein würdiges Repertorium des deutschen Theaters zu schaffen. Die zweite Bearbeitung (das Schauspiel) genügte nicht seinen gegenwärtigen Anforderungen an ein bühnengerechtes Drama, und so beschloß er, sich nochmals an dem Jugendwerke, wie fern es auch seiner jetzigen Empfindungs- und Ausdrucksweise lag, zu versuchen.

Was uns an der dritten Bearbeitung, die wir kurz das Büh-

*) Vergl. Thl. II, S. 73 f.

nenstück nennen wollen, beim ersten Anblick auffällt, ist eine veränderte Abtheilung in Aufzüge. Der erste Act schließt nicht, wie im Schauspiel mit der Entlassung Weislingens aus der Gefangenschaft bei Götz, sondern mit der durch Carl und Marie vermittelten Versöhnung von Götz und Weislingen. Dadurch scheint uns der Uebelstand, auf den wir früher schon bei dem Schlusse des ersten Actes im Schauspiel aufmerksam machten*), noch gesteigert. Denn nun schließt der erste Aufzug, ohne die geringste Spannung im Zuschauer zurückzulassen. Der zweite hebt sodann mit dem Auftritt an, wo Weislingen Marien seine Liebe betheuert und endet mit Scenen, die im Schauspiel fehlen: Götz nimmt Nürnberger Kaufleute gefangen. Der dritte Act beginnt ungefähr wie im Schauspiel, schließt aber weit früher mit den Scenen, wo Götz sich aus dem Kampf in offenem Felde in sein Schloß zurückzieht. Die Vermählung Mariens mit Sickingen, die Belagerung, die Capitulation, die Gefangennahme Götzens, die im Schauspiel noch zum dritten Act gehören, sind im Bühnenstück in den vierten verlegt. Dieser enthält außerdem, nach einigen neu hinzugekommenen Scenen, die uns Adelheid, Weislingen und Franz vorführen, noch die Auftritte zu Heilbronn bis zu Götzens Befreiung durch Sickingen. Die übrigen Scenen, welche im Schauspiel die letzte Hälfte des vierten Actes bilden, sind im Bühnenstück ausgefallen. In diesem finden wir im Beginn des fünften Actes Götz mit Georg auf der Hirschjagd, wo ihn die aufrühreiischen Bauern treffen und ihm die Hauptmannsstelle antragen.

Aber nicht bloß in der Eintheilung, auch sonst hat das Drama bei der Bearbeitung für die Bühne große Veränderungen erfahren. Die humorreichen Scenen am Hofe zu Bamberg, der witzige Liebetraut, der pedantische Olearius, das massive Weinfaß von Fulda sind gänzlich ausgeschieden worden; so sehr war es dem Dichter um Herstellung einer compactern, einheitvollern dramatischen Handlung zu thun. Ueberall sieht man, wie er sich bemüht hat, wenigstens die stärksten Verstöße gegen die Gesetze der Zeit- und Ortseinheit zu beseitigen. Dann ist auch an die Motivirung größere Sorgfalt verwendet. Wir machen nur auf Sickingen's Heirathsantrag im dritten

*) Vergl. Thl. II, S. 76.

Acte (am Schlusse des siebenten Auftritts) und auf Götzen's Uebernahme der Hauptmannsstelle bei den rebellischen Bauern aufmerksam. Ließ uns der Dichter noch im Schauspiel über das Motiv dieser Uebernahme im Zweifel*), so zeigt er hier auf's Bestimmteste, daß ihn nicht die Furcht dazu bewog. Zweierlei bestimmt Götz im Bühnenstücke zur Annahme des Antrags: seine Sehnsucht nach Thätigkeit, und Stumpf's Vorstellungen von all dem Unglück, das in seiner Macht steht zu verhüten. Das erste Motiv ist durch die unmittelbar vorhergehende Scene vorbereitet, welche diesem Zwecke augenscheinlich ihr Entstehen verdankt. Götz setzt mit seinem lieben Georg einem Hirsche nach bis an die äußerste Grenze seines Bannkreises. Auf die Frage Georg's, ob er die Beschränkung, daß er nicht hinüberdürfe, mit Gelassenheit ertrage, antwortet er: „Mit Gelassenheit? Nein! So oft ich in die Ferne sehe, fühle ich mich von unwillkürlichem Krampf ergriffen, der mich vorwärts treibt u. s. w." Das zweite Motiv findet an Stumpf ein beredtes Organ und tritt viel bedeutender hervor als im Schauspiel. Damit man aber ja nicht glauben solle, daß Furcht zu Götzen's Entschlusse mitgewirkt habe, so hat der Dichter eine Situation hiezu erdacht, worin Götzen's Todesverachtung recht in's Licht tritt. Da er sich bedenkt, fällen die Aufrührer im Kreise ihre Spieße gegen ihn. Aber jetzt bricht sein Grimm gegen sie los: „So! So recht! Die Stellung ist mir willkommen! Um desto freier kann ich sagen, was ich von Euch denke u. s. w." Erst, als sie nach und nach, durch die Hoheit seiner Erscheinung überwältigt, die Spieße wieder aufgerichtet haben, erklärt er sich unter gewissen Bedingungen zur Annahme der Hauptmannsstelle bereit.

Ferner sind vielfache Derbheiten und übertrieben scheinende Naivetäten in dem Bühnenstücke gemildert oder getilgt, und endlich mehrere Charaktere weiter ausgeführt und detaillirt. So erschien Selbitz in dem Schauspiel als eine Nebensonne zu Götz, in matterm Glanze, sonst aber in den Hauptzügen ihm verwandt. In dem Bühnenstück löst sich sein Charakter durch komische Zuthaten entschiedener von dem des Haupthelden ab und ist zugleich bedeutsamer

*) Vgl. Thl. II, S. 79.

geworden. Sein erstes Auftreten ist hier ungemein anziehend und charakteristisch gehalten, wenn gleich der Ton des Dialogs nicht mit dem Gesammttone der Dichtung harmonirt. Er erscheint als ein treuherziger Hans ohne Sorge, durch „ein Kleeblatt verwünschter Ritter" (Würfel) fast bis auf's Hemd ausgezogen, so daß ihm Götzen's Hausfrau mit nicht weniger, als mit Allem aushelfen muß. Auch Götzen's Charakter, und noch mehr der seiner Frau hat eine andere Färbung bekommen. Die Elisabeth, die wir im Bühnenstück in der achten Scene des zweiten Actes mit Selbitz in spielend coupirtem Dialog begriffen finden, ist nicht mehr Götzen's schlichte, einfache Hausfrau. Vor Allem aber sind die Umbildungen, welche dem Charakter der Adelheid zu Theil geworden, bedeutend, und nehmen einen großen Raum ein. In der ältern Bearbeitung beruhte ihre zauberische Gewalt hauptsächlich auf ihren äußern Reizen, welche der Dichter natürlich nur mittelbar, durch ihre Wirkungen, darstellen konnte. Im Bühnenstück ist ihr eine liebenswürdige, verführerische Etourderie geliehen, die sich unmittelbar darstellen ließ und jene Wirkungen uns begreiflicher macht. Sehr ansprechend ist die Scene, wo sie dem schwachen Weislingen, der aber beim Kaiser viel vermag, eine ganze Reihe von Verwandten und guten Freunden, lauter unfähige oder unwürdige Menschen, zur Anstellung im Executionsheer vorschlägt, den Edlen von Wanzenau, den von Blinzkopf u. s. w. Weislingen befürchtet alle die Namen zu vergessen; sie verspricht ihm einen Staar abzurichten, der ihm die Namen immer wiederholen und „bitte, bitte" hinzufügen soll. Kaum ist Weislingen weg, so kommt Franz. Sie versucht gleich, ob sie durch ihn sich den Staar nicht ersparen kann; und er, durch die Liebe zu einem gelehrigen Schüler gemacht, extemporirt alsbald die versus memoriales:

Beim alten Herrn von Wanzenau
Gedenk' ich meiner gnäd'gen Frau;
Beim Marschall, Truchseß, Kämmerer, Schenken,
Muß ich der lieben Frau gedenken u. s. w.

Nach Götzen's Gefangennahme sehen wir sie vermummt mit einem Maskengefolge auftreten, aber unter diesen scheinbar leichtsinnigen Zerstreuungen von weitaussehenden ehrgeizigen Entwürfen

bewegt. Von hinreißender Gewalt ist die Abschiedsscene zwischen ihr und Franz, wo dieser sich, um den Preis ihrer höchsten Gunstbezeugung, mit dem Fläschchen zur Vergiftung seines Herrn auf den Weg macht und bald darauf eine schwarze vermummte Gestalt mit Strang und Dolch sich in das Schloß hereinschleicht. Vorbereitet sind diese Scenen durch eine frühere kurze, worin vier Boten des heimlichen Gerichts von den vier Himmelsgegenden an derselben Stelle zusammentreffen und sich mit geheimnißvollen Worten begrüßen. Dafür ist aber die Sitzung der heiligen Vehme, die sich in den ältern Bearbeitungen findet, ausgefallen.

In der Ausdrucksweise stechen diese neuen Partien seltsam gegen die alten Theile ab, so daß das Bühnenstück, was den Styl betrifft, durchaus nicht wie aus einem Guß erscheint, sondern den Eindruck des Zusammengestückten macht. Es ist merkwürdig, in welchem Grade der Dichter in spätern Jahren unfähig war, auch nur in dergleichen Einschiebseln den jugendlichen Genius zurückzubeschwören. Man sollte denken, der Geist und Ton des Ganzen hätte ihn für eine so kurze Zeit aus dem augenblicklichen Bannkreise emporheben und tragen müssen. Er scheint also die Fähigkeit, deren er sich irgendwo rühmt, einen Menschen, den er nur eine halbe Stunde sprechen gehört, ganze Stunden in seiner eigenthümlichen Art sprechend nachzuahmen, damals nicht mehr besessen zu haben. Wie schlecht stimmt es zu den naiven, kräftigen Tönen der Jugenddichtung, wenn Marie in dem Bühnenstück ihren Bruder und Weislingen mit den Worten zusammenführt: „Nähert euch, versöhnt, verbündet euch! Einigkeit vortrefflicher Männer ist wohlgesinnter Frauen sehnlichster Wunsch," oder wenn Götz bei Tisch zu den Seinigen sagt: „Von diesem spärlichen Mahle wendet den Blick hinauf zu euerem Vater im Himmel u. s. w. Laßt uns, meine Kinder, nach guter alter Sitte bei Tisch nur des Erfreulichen gedenken. Und wenn uns dießmal die Gefahr zusammenbringt, wenn sie Herrn und Knechte an Einen Tisch versammelt, so laßt uns erwägen, daß Lebensgenuß ein gemeinsam Gut ist, dessen man sich nur in Gesellschaft erfreuen kann." — Und selbst, wo der Dialog in den neuen Scenen frisch und lebhaft ist, haftet ihm doch etwas Glattes, Feines, Geziertes an, das an den Dichter der natürlichen Tochter erinnert.

So konnte also unmöglich diese dritte Bearbeitung, schon ihres buntscheckigen Ansehens wegen, Goethe'n zu eigener Befriedigung gereichen. „Ueberdieß blieb," wie er selbst sagt, „das Stück immer noch zu lang; in zwei Theile getheilt war es unbequem, und der fließende historische Gang hinderte durchaus ein stationäres Interesse der Scenen, wie es auf dem Theater gefordert wird. Indessen war die Arbeit angefangen und vollendet, nicht ohne Zeitverlust und sonstige Unbilden."

Neunzehntes Capitel.

Frau von Stael, Benjamin Constant, Johannes Müller u. A. zu Besuch. Theilnahme an Schiller's Tell. Interesse für Calderon. Beschäftigung mit dem Götz. Arbeiten für die Literaturzeitung. Uebersetzung von Rameau's Neffen. Charakteristik Winckelmann's. Krankheit. Schiller's Tod. Goethe's Trauer.

Schon im December des vorigen Jahrs (1803) war die berühmte Frau von Stael auf ihrer Reise durch Deutschland nach Weimar gelangt, worauf sie es ganz besonders abgesehen zu haben schien. Sie kam unserm Dichter sehr ungelegen; denn er war eben in Jena mit den Arbeiten für die neue Literaturzeitung beschäftigt. Der Herzog ließ ihn berufen; allein er erklärte sich anfangs in einem Briefe an Schiller auf's Entschiedenste, nicht kommen zu wollen. „Ich habe," schrieb er, „besonders in diesem bösen Monat, nur gerade so viel physische Kräfte, um nothdürftig auszulangen, da ich zur Mitwirkung an einem so schweren und bedenklichen Geschäfte verpflichtet bin." Aber weiterhin im Briefe zeigt es sich, daß er eigentlich das Zusammentreffen in der Societät mit ihr scheute. „Will Mad. de Stael mich besuchen, so soll sie wohl empfangen sein. Weiß ich es vierundzwanzig Stunden voraus, so soll ein Theil des Loderischen Quartiers meublirt sein, um sie aufzunehmen; sie

soll einen bürgerlichen Tisch finden, wir wollen uns wirklich sehen und sprechen, und sie soll bleiben so lange sie will. Was ich hier zu thun habe, ist in einzelnen Viertelstunden gethan, die übrige Zeit soll ihr gehören; aber in diesem Wetter zu fahren, mich anzuziehen, bei Hof und in Societät zu sein, ist rein unmöglich." So mußte denn einstweilen Schiller, obwohl auch er durch die Vollendung seines Tell schwer bedrängt war, für ihn eintreten und schickte ihm den 21. December eine höchst treffende Charakteristik der geistreichen Französin, die Goethe in die Annalen aufgenommen hat *). Wir geben zur Vergleichung Schiller's Bericht an Körner vom 4. Januar 1804: „Mein Stück nimmt mir den ganzen Kopf ein, und nun führt mir der Dämon noch die französische Philosophin hierher, die unter allen lebendigen Wesen, die mir noch vorgekommen, das beweglichste, streitfertigste und redseligste ist. Sie ist aber auch das gebildetste und geistreichste weibliche Wesen, und wenn sie nicht wirklich interessant wäre, so sollte sie mir auch ganz ruhig hier sitzen. Du kannst aber denken, wie eine solche ganz entgegengesetzte, auf dem Gipfel französischer Cultur stehende, aus einer ganz andern Welt zu uns hergeschleuderte Erscheinung mit unserm deutschen und vollends mit meinem Wesen contrastiren muß. Die Poesie leitet sie mir beinahe ganz ab; und ich wundere mich, wie ich jetzt nur noch etwas machen kann. Ich sehe sie oft, und da ich mich noch dazu nicht mit Leichtigkeit im Französischen ausdrücke, so habe ich wirklich harte Stunden. Man muß sie aber ihres schönen Verstandes, selbst ihrer Liberalität und vielseitigen Empfänglichkeit wegen hochschätzen und verehren."

Gegen Anfang des neuen Jahrs fand sich auch Goethe in Weimar ein, wo die Französin mit ihrem Begleiter Benjamin Constant bereits eine allgemeine Bewegung in der einförmig stockenden höhern Gesellschaft hervorgerufen hatte; aber er brachte aus dem Jenaer Schlosse einen Katarrh mit, der, ohne gefährlich zu sein, ihn einige Tage im Bette und sodann Wochen lang in der Stube hielt (!). So mußte denn die Unterhaltung mit der „seltenen, verehrten Frau" erst durch Billete, dann durch Zwiegespräche, später in

*) S. Bd. 27, S. 136 f. (Ausg. in 40 B.)

dem kleinsten Cirkel gepflogen werden. Frau von Stael mochte sich in ihm einen etwas älter gewordenen Werther gedacht haben und war erstaunt über seine Ruhe und seine — rotondité, wie sie sich einmal ausdrückte. Dann war es ihr auch unbegreiflich, qu'un esprit supérieur tel que lui puisse être si mal logé. Goethe wurde noch durch einen besondern Umstand einen Augenblick scheu gemacht. Er erhielt so eben die neu erschienene Correspondenz zweier Frauenzimmer mit Rousseau, die den unzugänglichen Mann erst durch kleine Angelegenheiten zu interessiren gewußt und zu einem Briefwechsel angelockt hatten, den sie dann, nachdem sie den Scherz genug hatten, zusammenstellen und drucken ließen. „Ist denn doch nichts Neues unter der Sonne," schrieb darüber Goethe an Schiller. „Hat nicht unsere vortreffliche Reisende mir heute früh mit der größten Naivetät versichert, daß sie meine Worte, wie sie solcher habhaft werden könne, sämmtlich werde drucken lassen? Diese Nachricht von Rousseau's Briefen macht wirklich der gegenwärtigen Dame bei mir ein böses Spiel. Man sieht sich selbst und das fratzenhafte französische Weiberbestreben im diamantnen — adamantinen Spiegel." Ihre eigentliche Lust und Leidenschaft war ein gesellschaftliches Philosophiren, selbst über Dinge, die, wie Goethe sagt, „nur zwischen Gott und dem Einzelnen zur Sprache kommen sollten." In Goethe wurde dadurch jener bekannte böse Genius aufgeregt, so daß er alles Vorkommende widersprechend dialektisch oder problematisch behandelte. Dann ärgerte es ihn auch, daß sie über die bedeutendsten Gesprächsgegenstände keinen Augenblick stilles Nachdenken gestattete, sondern leidenschaftlich verlangte, man solle jedesmal so schnell bei der Hand sein, als gälte es einen Federball aufzufangen. Kein Wunder, daß bei solcher Verschiedenheit der Geistes- und Gemüthsstimmung sie über Goethe äußerte, sie möge ihn eigentlich nur dann, wenn er eine Flasche Champagner getrunken habe. Eine Dame, die damals in Goethe's Kreisen lebte, erzählte, man habe sich nichts Interessanteres denken können, als Goethe und die Stael in vertrautem Cirkel einander gegenüber zu sehen, in ewigem Wechsel sich anziehend und wieder abstoßend. Bald fällte Frau von Stael ein Kunsturtheil, worüber er erstarrte; bald sprach er ein schneidendes Wort über falsche Sentimentalität und die verfluchte

moralische Tendenz, die alle Kunstreinheit beflecke; da bebte Frau von Stael ob solcher Ketzerei zurück. Neue Annäherung, neues Abstoßen. So ging es in endlosen divergirenden und zuneigenden Linien, ein langes Conversationsmenuet, das zuletzt mit zwei tiefen Verbeugungen endigte.

Goethe mußte endlich seine Clausur brechen und mit ihr in den Hofcirkeln erscheinen, um so mehr als auch Schiller zuletzt unwohl wurde und ein Uebel bekam, welches ihn am Gehen hinderte, so daß er die Concerte und Diners der Frau von Stael versäumen mußte. Der Unmuth beider Dichter über ihr langes Verweilen wuchs mit jedem Tage. Als Schiller vernommen hatte, daß sie noch drei Wochen bleiben wolle, schrieb er: „Trotz aller Ungeduld der Franzosen wird sie, fürchte ich, doch an ihrem eigenen Leibe die Erfahrung machen, daß wir Deutschen in Weimar auch ein veränderliches Volk sind, und daß man wissen muß, zu rechter Zeit zu gehen." Nachdem sie endlich den 29. Februar aufgebrochen war, sagte er in einem Billet an unsern Dichter, ihm sei nach der Abreise der Freundin nicht anders zu Muthe, als wenn er eine große Krankheit ausgestanden hätte.

Von großem Nutzen waren für Goethe die Unterredungen mit ihrem Begleiter Benjamin Constant. Seine Grundsätze und Ueberzeugungen, die, wie es in den Annalen heißt, „durchaus in's Sittlich-politisch-praktische auf einem philosophischen Wege gerichtet waren," sprach er offen und vertraulich aus und verlangte von Goethe ein Gleiches. Indem es diesem nun nicht immer gelingen wollte, dem Fremden seine Art und Weise, wie er Kunst und Natur ansah, zu verdeutlichen, wurde ihm selbst durch seine Bemühungen einleuchtend, was noch Unentwickeltes, Unklares, Unpraktisches in seiner Behandlungsweise liegen mochte. Um dieselbe Zeit verweilte auch Johannes Müller etwa vierzehn Tage in Weimar*). Er brachte einige Abende bei Goethe in Gesellschaft des Herzogs Carl August und der Frau von Stael zu, wo denn die wichtigen Zeitereignisse zur Sprache kamen. Um von diesen das Gespräch etwas

*) Vergl. hierzu und zum Nächstfolgenden den Briefwechsel mit Zelter I, 100.

abzulenken, kamen Goethe'n seine Münzschubladen zu statten, an denen der berühmte Geschichtschreiber eine große Freude hatte. „Da er so unerwartet unter lauter alte Bekannte kam," schrieb darüber Goethe an Schiller, „so sah man recht, wie er die Geschichte in seiner Gewalt hat; denn selbst die meisten untergeordneten Figuren waren ihm gegenwärtig, und er wußte von ihren Umständen und Zusammenhängen." Ungefähr eben so lange, als Müller, hielt sich Wolf, „der mächtige Philolog," in Goethe's Nähe auf, und auf einige Tage kam auch Voß von Jena herüber. Der verdienstvolle Maler Rehberg, durch die Kriegsbedrängnisse aus Italien vertrieben, zeigte preiswürdige Arbeiten vor, mit denen er sich nach England begeben wollte. Auch Fernow's Gegenwart war sehr belehrend, da er für Kunst und italienische Literatur viel Anregendes mitgebracht hatte.

Zwischen all diesen Besuchen hatte Goethe es in den zwei ersten Monaten des Jahres nicht an häuslicher Thätigkeit fehlen lassen. Die Theilnahme an Schiller's Tell, der eben in dieser Zeit entstand, die Lectüre Calderon's, die Fortführung der bereits im vorigen Jahre begonnenen Bühnenbearbeitung seines Götz von Berlichingen und die Sorge für die Literaturzeitung füllten alle freien Stunden hinreichend aus. Es läßt sich denken, mit wie lebhaftem Interesse er die Gestaltung des Schiller'schen Drama's verfolgen mußte, da er hier ein poetisches Sujet, dessen ersten Keime sein Inneres empfangen und entwickelt hatte, durch die noch jugendlicher sprudelnde Productivität seines Freundes sich zu einem herrlichen Gebilde entfalten sah. War gleich die Form eine andere, als die er dem Gegenstande zugedacht hatte, und trug das Werk auch im Einzelnen entschieden das Gepräge des Schiller'schen Geistes: so mußte er doch in der Auffassung des Ganzen, wie in der Ausführung des Besondern überall mit Genugthuung seinen wohlthätigen Einfluß erkennen. Er that in spätern Jahren sich selbst Unrecht, wenn er sagte, daß Schiller ihm nichts als die Anregung und eine lebendigere Anschauung (der Schweizerischen Oertlichkeiten und Zustände) verdanke; schon die Auffassung des Hauptcharakters wurzelt ganz in Goethe's ursprünglicher Conception. Schiller sandte ihm die einzelnen Acte, wie er damit fertig wurde, zu, und schöpfte aus

seinem Beifall erhöhte Lust und Kraft zur Vollendung des Ganzen. Alsdann wurde sogleich zwischen beiden Dichtern über die Aufführung des Werkes verhandelt, deren sich Goethe nicht mit größerer Liebe hätte annehmen können, wenn das Werk sein eigenes gewesen wäre. Er überließ dem Verfasser die Vertheilung der Rollen und leitete mit ihm gemeinschaftlich auf's Sorgfältigste die Proben. In allem Aeußern, in Costüm und Decoration, hielt er ein bescheidenes Maß, wogegen er das Innere, das Geistige, Declamation, Gesticulation, Gruppirung der Figuren u. s. w. so hoch als möglich zu steigern suchte. Jene Mäßigung war nicht bloß durch die ökonomischen Mittel des Theaters geboten, sondern floß auch aus der Ueberzeugung, daß niemals im Schauspiel der sinnliche Stoff das Geistige und Höhere überwuchern dürfe.

Aber die Begeisterung für dieses jüngste Geschenk der dramatischen Muse hielt ihn nicht ab, sich gleichzeitig an ältern Meisterwerken, namentlich an einem Stücke von Calderon, zu erfreuen. „Fernando, Prinz von Portugal," schrieb er darüber Ende Januars an Schiller, „stirbt zu Fez in der Sclaverei, weil er Ceuta, das man als Lösepreis fordert, nicht herausgeben will. Man wird, wie bei den vorigen Stücken, aus mancherlei Ursachen im Genuß des Einzelnen, besonders beim ersten Lesen, gestört; wenn man aber durch ist, und die Idee sich wie ein Phönix aus den Flammen vor den Augen des Geistes erhebt, so glaubt man nichts Vortrefflicheres gelesen zu haben. Ja, ich möchte sagen, wenn die Poesie ganz von der Welt verloren ginge, so könnte man sie aus diesem Stück wieder herstellen."

So durch ältere und neuere Meisterwerke auf das Drama hingewiesen, nahm er wieder, wie er in einem Briefe an Zelter berichtet, „im Februar den Götz von Berlichingen vor, um ihn zu einem Bissen zusammenzukneten, den das deutsche Publikum allenfalls auf einmal hinunterschlucken könnte." „Das ist denn eine böse Operation," fügte er hinzu, „wobei man, wie beim Umändern eines alten Hauses, mit kleinen Theilen anfängt und am Ende das Ganze mit schweren Kosten umgekehrt hat, ohne deßhalb ein neues Gebäude zu haben." Die unerquickliche Arbeit beschäftigte ihn bis tief in das Jahr hinein. Am 30. Juli schrieb er an Zelter: „Von meinem

Götz hoffe ich in vier Wochen Leseproben zu halten. Daß es damit so weit kommt, bin ich Ihnen ganz allein schuldig. Ich begriff nicht, warum ich seit einem Jahr in dieser Arbeit Penelopeisch verfuhr und, was ich gewoben hatte, immer wieder auflöselte. Da las ich in Ihrem Aufsatz *): Was man nicht liebt, kann man nicht machen. Da ging mir ein Licht auf, und ich sah recht gut ein, daß ich die Arbeit bisher als ein Geschäft behandelt hatte, das eben auch so mit andern weggethan sein wollte, und deßwegen war es auch geschehen, wie es gethan war, und hatte keine Dauer. Nun wendete ich mehr Aufmerksamkeit und Neigung, mit mehr Sammlung, auf diesen Gegenstand, und so wird das Werk, ich will nicht sagen gut, aber doch fertig." In einem Briefe an Zelter vom 8. August heißt es: „Ich verlange sehr, den umgearbeiteten Götz außer mir zu sehen. Ich wäre schon lange damit fertig, wenn mich nicht seine Länge incommodirt hätte; denn indem ich das Stück theatralischer machen wollte, wurde es eher länger als kürzer; das Zerstreute wurde gesammelt, aber das Vorübergehende wurde beharrlich." Am 10. September meldet er endlich, „daß er im Probiren stecke; Alles gehe gut, nur fürchte er sich vor der Länge."

Neben dem Götz von Berlichingen nahm die ganze Zeit her die neue Literaturzeitung seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit in Anspruch. „Unsere Zeitung," schrieb er am 27. Februar an Zelter, „nimmt sich gut genug aus; wenn nur erst die schweren Quadersteine im Grunde liegen, wird sich das Uebrige schon leichter in die Höhe bauen." Er meinte mit diesen Quadersteinen Aufsätze, welche die allgemeinen Grundsätze der einzelnen Gebiete von Kunst und Wissenschaft behandelten. In diesem Sinne verlangte er denn auch von Zelter „etwas recht Fundamentales" über Musik, und er freute sich über den Beifall, den Schiller einer „Einleitung in die Philosophie der Nationen" spendete, welche ein Anonymus zur Literaturzeitung eingesandt hatte. Er selbst hielt sich für seinen Theil am liebsten an ausgezeichnete Erscheinungen und die Theorie der

*) Zelter hatte dem neuen Curator der Königl. Akademie der Künste, Freiherrn von Hardenberg, einen Aufsatz über den Zustand des Kunstwesens im preuß. Staate eingereicht und Goethe'n eine Abschrift zugesandt.

bildenden und poetischen Kunst und lieferte im Laufe des Jahrs mehrere darauf bezügliche kleinere Arbeiten. So brachte die Literaturzeitung in Nr. 19 und 20 einen Aufsatz über „Zwei Landschaften von Philipp Hackert," die gegen Anfang des Jahres in Weimar zur Verzierung des fürstlichen Schlosses angelangt waren, in Nr. 32—34 eine ausführliche Abhandlung, die „Vorlesungen über Malerei von H. Füeßli, aus dem Engl. von Eschenburg" betreffend, in Nr. 46 — 48 zwei kürzere Anzeigen über „Neu erschienene Kupferstiche." Alle diese Aufsätze sind mit der Chiffre W. K. F. (Weimarische Kunst-Freunde) unterzeichnet, gehören aber, wenn sie gleich unter Meyer's Beirath und Mitwirkung entstanden sein mögen, der Form und Fassung nach ohne Zweifel Goethe'n an und sind daher auch von Boas in die Nachträge zu seinen Werken aufgenommen worden. — Mit besonderer Liebe und gutem Humor ist eine Recension der Gedichte von Voß ausgeführt. In lebendiger, blühender Darstellung, wie sie jetzt unserm Dichter nicht gerade geläufig war, schildert sie den Kreis, worin sich Vossen's Muse bewegt, und erörtert seinen Einfluß und seine Verdienste, namentlich auch um deutsche Sprache und Metrik. Die ganze Arbeit ist ein Muster von Urbanität und Feinheit, selbst im leisen Tadel und Spott, z. B. wo er von Vossen's vorübergehendem Antheil an „jenem dichterischen Freiheitssinne" spricht, der ihn „auch an seinem Theile den Rhein gelegentlich mit Tyrannenblut habe färben lassen." Ueberhaupt aber zeugt die Recension von aufrichtiger Achtung und Zuneigung zu Voß, die er auch sonst wiederholt kund gegeben hat.

Gegen Ende Juni begab sich Goethe nach Jena und ward denselben Abend durch muntere Johannisfeuer auf den Höhen begrüßt. Unter diesen that sich auf der Spitze des Hausberges ein kolossales leuchtendes A (auf den Namen der Herzogin Mutter deutend) hervor. Es war das gemeinsame Werk der sogenannten Mohren von Jena, einer Art von Lazaroni's, Knaben verschiedenen Alters, die am Markt und an den Straßenecken zu stehen pflegten, und für geringen Lohn allerlei kleine Aufträge und Geschäfte besorgten. Nicht bloß den Studenten, auch den weiblichen Dienstboten willfährig, erhielten sie von diesen das Jahr über die Besenstumpfe,

die sie dann für den Abend des Johannistags zum Verbrennen aufbewahrten. Goethe bewunderte die Erscheinung bei einem heitern Abendgelag in einem Kreise von Freunden, und da schon seit einiger Zeit eine immer ernster werdende Polizei Anstalt machte, dergleichen feurige Lustbarkeiten zu verbieten, so improvisirte er den Toast:

Johannisfeuer sei unverwehrt,
Die Freude nie verloren!
Besen werden immer stumpf gekehrt,
Und Jungens immer geboren.

Als Oberaufseher der wissenschaftlichen und Kunstinstitute des Weimarischen Gebietes untersuchte er die Anstalten zu Jena und hatte die Freude, besonders die mineralogische Sammlung in Reichthum und Ordnung gefördert zu finden. Die von Büttner hinterlassene Bibliothek gab noch immer, durch Bindenlassen und Einordnen der Bücher, Manches zu thun. Nachdem auch der Herzog mit dem Geheimenrath Voigt herübergekommen war, faßte man den Beschluß, ein anatomisches Museum einzurichten, welches auch unter Prof. Ackermann's Leitung bald zu gedeihen begann.

Je weiter er in seinen chromatischen Studien fortrückte, desto lieber wurde ihm die Geschichte der Naturwissenschaften. So las er jetzt die Geschichte der nachher königlich genannten Englischen Gesellschaft von Thomas Sprat und die Protokolle dieser Gesellschaft von Birch. Fast jede ruhige Stunde widmete er diesen Werken, und gab später in seiner Geschichte der Farbenlehre von dem, was er sich daraus zugeeignet, kurze Rechenschaft.

Seine poetische Ader stockte, die Umarbeitung des Götz abgerechnet, in diesem Jahre wieder gänzlich. Nicht ein einziges Gedicht ward ihm durch den Verkehr mit Zelter entlockt, und selbst der auf den 9. November bevorstehende festliche Einzug der neuvermählten Erbprinzessin Maria Paulowna, der liebenswürdigen nordischen Kaisertochter, vermochte ihn nicht zu einem theatralischen Gelegenheitsgedichte anzuregen. Im Gefühl seiner jetzigen Unproductivität wollte er Anfangs sich auf der Bühne gar nicht in Unkosten setzen. Als er aber von allen Seiten her die großartigsten Anstalten zum Empfange der Fürstin machen sah, wurde es ihm doch zuletzt, einige

Tage vor ihrer Ankunft, angst, daß er sich allein auf nichts gerüstet hatte, und da er selbst seine Erfindungskraft umsonst anstrengte, so wandte er sich an Schiller, welcher denn auch in vier Tagen eine seiner freundlichsten Schöpfungen ersann und ausführte: Die Huldigung der Künste.

Aber unthätig konnte Goethe nie sein und „sein Müßiggang war," wie Schiller an Humboldt schrieb, „nur ein Wechsel der Beschäftigung." So unternahm er denn noch im Spätjahr 1804 zwei Arbeiten, die er jedoch erst im nächsten Jahre vollendete: die Uebersetzung von Rameau's Neffen, einem Manuscript von Diderot, und die Herausgabe von Winckelmann's Briefen an Berendis, denen er eine Charakteristik Winckelmann's beifügte. Die Schrift von Diderot, ein Dialog, wurde ihm von Schiller mitgetheilt mit dem Bemerken, der Buchhändler Göschen sei zur Herausgabe desselben geneigt, wünsche aber vorher, zur Erregung größerer Aufmerksamkeit, eine deutsche Uebersetzung in's Publikum zu senden. Goethe, der schon seit längerer Zeit vor dem Verfasser große Achtung hegte, übernahm die Arbeit gerne, und widmete sich ihr mit großem Eifer. Im ersten Wurfe war sie bereits am 24. Januar 1805 fertig, wo er sein Manuscript an Schiller mit folgendem Billet übersandte: „Hier, mein Bester, das Opus. Haben Sie die Güte, es aufmerksam durchzulesen, am Rande etwas zu notiren und mir dann Ihre Meinung zu sagen. Darauf will ich es noch einmal durchgehen, die Notata berichtigen, einige Lücken ausfüllen, vielleicht einige cynische Stellen mildern, und so mag es abfahren." Was die hier erwähnten „Notata" betrifft, so hatte er sich anfangs vorgenommen, die Personen und Gegenstände, welche in dem Dialog besprochen sind, in einem Anhange alphabetisch geordneter Anmerkungen mehr in's Klare zu stellen. Er führte den Plan nur theilweise aus, fügte aber das, was er zu Stande gebracht, „in Hoffnung einer künftigen weitern Ausführung" der Uebersetzung bei. Diese erfuhr das eigene Schicksal, daß sie im Jahr 1821 in Paris von zwei talentvollen jungen Männern, dem Vicomte de Saur, und seinem Freunde de Saint Géniés rückübersetzt und unter dem Titel Le Neveu de Rameau, dialogue, ouvrage posthume et inédit, par Diderot, für das Original ausgegeben wurde. Das große

Aufsehen, welches die Schrift erregte, und die Bemühungen des Herausgebers der sämmtlichen Werke Diderot's, Brière, führten zur Auffindung einer Copie des wirklichen Originals in Diderot's Familie. Da aber jene beiden jungen Männer auf ihrer Behauptung bestanden und das wahre Original für untergeschoben erklärten, so entstanden darüber mancherlei öffentliche Contestationen, die erst im Jahr 1823 durch Goethe's Zeugniß zu Gunsten Brière's ihre Erledigung finden.

Ein sehr ungünstiges Urtheil fällt Gervinus über diese Arbeit Goethe's. „Einem Manne wie Gentz sogar," sagt er, „schien das Ganze, Uebersetzung und Noten, das Werk eines gesunkenen Autors und Goethe's unwürdig. Auch wir gestehen, daß wir, was dieses Kunstwerk etwa von Menschenkenntniß bietet, lieber in Tribunal- und Tollhausakten suchten, nnd daß wir für eine noch so treffliche Form, die an solchen Gegenständen verschwendet wird, keinen Sinn haben. Und auch Goethe's Anmerkungen sind von dem bösen Geiste wie angesteckt, und zwar gerade da, wo sie sich um Kunst und Geschmack drehen. Es scheint eine Art nachgiebiger Stimmung gegen die romantische Kunst und die Götter der neuen Schule eingetreten zu sein; Shakespeare und Calderon heißen vor dem höchsten Richterstuhl untadelig, und selbst daß sie ihren Zeiten und Nationen ganz verfallen sind, verdient ihnen einen zweiten Lorbeer; Werke wie Lear, Hamlet und der standhafte Prinz, die Geburten der romantischen Jahrhunderte, heißen aber in demselben Athemzuge die Früchte der Verbindung des Ungeheuern mit dem Abgeschmackten; und der Rath wird gegeben, uns auf der Höhe dieser barbarischen Avantagen zu erhalten, da wir die antiken Vortheile doch nie erreichen würden." Dagegen bemerkt aber Rosenkranz mit Recht, ein Werk, das Diderot geschrieben, und Goethe zu übersetzen und zu erläutern unternommen, welches er — setzen wir hinzu — in einem Briefe an Zelter für ein wahres Meisterwerk erklärt, und von welchem Schiller mit gleichem Lobe in Briefen an Körner und Humboldt spricht, könne unmöglich so schlecht und verächtlich sein. Den richtigen Gesichtspunkt zur Würdigung der Schrift gibt Schiller in folgender Stelle eines Briefes an Körner: „Es ist ein Gespräch, welches der fingirte Neffe des Musicus Rameau mit Diderot führt.

Dieser Neffe ist das Ideal eines Schmarotzers, aber eines Heroen unter dieser Classe, und indem er sich schildert, macht er zugleich die Satyre der Societät und der Welt, worin er lebt und gedeiht." Und damit übereinstimmend, findet Rosenkranz nach einer nähern Analyse des Dialogs, daß Goethe darin einen wichtigen Beitrag zur innern Geschichte Frankreichs vor der Revolution, den Codex seiner socialen Zerrissenheit gegeben habe, wie sie noch mit den Rosen heiterer Geselligkeit, übermüthigen Scherzes überstreuet war. Schiller's Annahme, daß der Neffe Rameau's nicht existirt habe, widerlegt sich durch eine Stelle in Mercier's Tableau de Paris, bei deren Vergleichung mit der Diderot'schen Zeichnung sogar eine gewisse Portraitähnlichkeit unverkennbar ist *).

Die andere Arbeit Goethe's, die Schilderung Winckelmann's, bezeichnet dagegen Gervinus als die beste Charakteristik, die er geschrieben habe. Den Anlaß dazu gaben Winckelmann's Briefe an Berendis, die längst schon in seinen Händen waren. Berendis, von einem Aufenthalte zu Seehausen her mit Winckelmann befreundet, und seitdem mit ihm in Correspondenz stehend, hatte zuletzt als Kammerrath und Chatouillier bei der Herzogin Amalia in Weimar gestanden und war dort im Jahr 1783 gestorben. Die Herzogin überlieferte Goethe'n die Winckelmann'schen Briefe, mit der Erlaubniß, sie in Druck zu geben. Nachdem unser Dichter selbst Römisches und Italienisches Leben angeschaut und von antiker Welt und Kunst eine reinere Vorstellung gewonnen hatte, mußte er sich doppelt angeregt fühlen, eine Charakteristik des von ihm seit früher Jugend verehrten Mannes zu entwerfen. Sie gelang ihm deshalb so ausgezeichnet, weil er damit wieder nur eine Seite seines eigenen Wesens zeichnete. Was er hier über „Antikes, Heidnisches, Schönheit, Gewahrwerden griechischer Kunst u. s. w." sagte, hatte er selbst erlebt und empfunden. Daher auch die Wärme, wovon das ganze, wenn gleich skizzenhaft gehaltene Gemälde durchströmt ist. Uebrigens gesteht er, auch seine Freunde Meyer in Weimar, Fernow in Jena und Wolf in Halle mit in's Interesse gezogen und besonders aus

*) S. Goethe's W. Bd. 29, S. 375 ff. Vergl. Varnhagen's Vermischte Schriften, Bd. 3 gleich zu Anfange.

einem Aufsatze des Letzteren manches Anregende geschöpft zu haben. Drei Skizzen schickte er am 19. April 1805 an den Drucker ab, und er schrieb darüber am nächsten Tage an Schiller: „Ich weiß nicht, welcher Maler oder Dilettant unter ein Gemälde schrieb: in doloribus pinxit. Diese Unterschrift möchte zu meiner gegenwärtigen Arbeit wohl passen. Ich wünsche nur, daß der Leser nichts davon empfinden möge, wie man an den Späßen des Scarron die Gichtschmerzen nicht spürte."

In doloribus pinxi konnte Goethe diesmal im doppelten Sinne sagen. Die Sehnsucht nach Italien hatte ihn über der Arbeit wieder lebhaft ergriffen, und er würde auch dem Zuge seines Herzens gefolgt sein, wenn er nicht die Kosten und Mühseligkeiten gescheut hätte *). Dann hatte er auch beinahe seit dem Anfange des Jahres, das für ihn durch den unersetzlichen Verlust seines theuersten Freundes so verhängnißvoll werden sollte, fast immer körperlich gelitten. Zweimal war er an einer Nierenkolik mit heftigen Krämpfen so krank, daß Dr. Starke zweifelte, ihn ganz herstellen zu können. Brandunglück in seiner Nähe, wovon er persönlich bedroht war, warf ihn in das Uebel, aus dem er sich zu retten strebte, zurück. Auch Schiller war gegen die Mitte Januars, ungefähr gleichzeitig mit ihm, erkrankt: das persönliche Zusammenkommen der beiden Freunde war unterbrochen, sie wechselten fliegende Blätter. Doch erholte sich Schiller wieder und besuchte Goethe'n, den sein Uebelbefinden fortdauernd an die Stube fesselte. Sie umarmten sich lange und stumm, und knüpften dann schnell eine erheiternde geistige Unterhaltung an, ohne daß Einer des Andern Krankheit erwähnte. Durch zu frühes Ausgehen mochte sich Schiller verdorben haben; schon am 9. Februar mußte er in seinem Notizenkalender einen neuen Fieberanfall anmerken, und war wieder auf den Billetwechsel mit Goethe beschränkt. Noch einmal siegte die Lebenskraft über sein Uebel. Am 27. März meldete er: „Ich habe mich mit ganzem Ernst endlich an den Demetrius angeklammert und denke nun nicht mehr so leicht zerstreut zu werden." Seine letzten Zeilen an Goethe, welche dieser wie ein Heiligthum aufbewahrte, sind vom 24. April. Er würdigt

*) S. Schiller's Briefw. mit Humboldt, S. 488.

hier sachverständig Goethe's Anmerkungen zu Rameau's Neffen und schließt mit den Worten: „Leben Sie recht wohl und immer besser!" Von Goethe erzählt man, als er am Morgen des letzten Neujahrstages einige Zeilen an Schiller richtete, habe er beim Wiederdurchlesen zu seinem Schrecken gefunden, daß er unwillkürlich Schiller'n Glück „zum letzten neuen Jahr" gewünscht; und auch in einem erneuten Billet habe er sich kaum enthalten können, das ominöse Wort abermals zu gebrauchen.

Am 29. April war Schiller zum letzten Mal im Theater. Er stand eben im Begriffe dahin zu gehen, als Goethe zu ihm in's Zimmer trat. Dieser wollte ihn nicht vom Besuch des Schauspiels abhalten, und fortdauerndes Mißbehagen erlaubte ihm auch nicht, den Freund zu begleiten. So schieden sie denn vor Schiller's Hausthüre, um sich nie wieder zu sehen. Schiller erkrankte noch denselben Abend auf's Neue, und Goethe mußte sich seines eigenen Uebels wegen wieder zu Hause halten. Der Zustand seines Körpers und Geistes war der Art, daß es aller eigenen Kraft bedurfte, um sich aufrecht zu halten. Eine böse Ahnung lag schwer auf ihm. Heinrich Voß *) fand ihn in diesen Tagen einmal in seinem Garten mit Thränen im Auge. Der junge Hausfreund erzählte ihm Vieles von Schiller, das er mit Fassung anhörte. „Das Schicksal ist unerbittlich, und der Mensch wenig!" Das war Alles, was er sagte; und wenige Augenblicke nachher ging er zu einem heitern Gegenstande über.

An dem Abende, wo Schiller starb (9. Mai), war Meyer bei Goethe, als die Todesnachricht draußen eintraf. Meyer wurde hinausgerufen, hatte aber nicht den Muth zurückzukehren, sondern ging weg, ohne Abschied zu nehmen. Die Einsamkeit, in der sich Goethe befindet, die Verwirrung, die er überall wahrnimmt, das Bestreben ihm auszuweichen — Alles läßt ihn nichts Tröstliches erwarten. „Ich merke es," sagte er endlich; „Schiller muß sehr krank sein," und war die übrige Zeit des Abends in sich gekehrt. Er ahnte was geschehen war; man hörte ihn Nachts weinen. Am andern Morgen sagte er zu einer Freundin: „Nicht wahr, Schiller war gestern sehr

*) Der Sohn des berühmten Dichters Johann Heinrich, seit dem Frühjahre 1804 Professor in Weimar, Hausfreund von Schiller und Goethe.

krank." Der Nachdruck, den er auf das „sehr" legte, ergriff sie so heftig, daß sie, statt zu antworten, in Schluchzen ausbrach. „Er ist todt?" fragte Goethe mit Festigkeit. „Sie haben es selbst ausgesprochen!" antwortete sie. „Er ist todt!" wiederholte Goethe und bedeckte sich die Augen mit der Hand. Auch in den nächstfolgenden Tagen wichen seine Freunde und Angehörigen einem Gespräche mit ihm über Schiller aus, und er selbst fühlte, daß einem solchen weder seine Ruhe noch seine Fassung gewachsen war.

Die Leiche des hingeschiedenen Freundes wollte er nicht sehen. „Warum," äußerte er sich später gegen Falk auf Veranlassung von Wieland's Tod, „warum soll ich mir die lieblichen Eindrücke meiner Freunde und Freundinnen durch die Entstellungen einer Maske zerstören lassen? Es wird ja dadurch etwas Fremdartiges, ja völlig Unwahres meiner Einbildungskraft aufgedrungen. Der Tod ist ein sehr mittelmäßiger Portraitmaler." Auch gefiel es ihm, daß Schiller's Körper nicht ausgestellt wurde. „Unangemeldet," sagte er, „und ohne Aufsehen zu machen, kam er nach Weimar, und ohne Aufsehen zu machen ist er auch wieder von hinnen gegangen. Die Paraden im Tode sind nicht das, was ich liebe."

Sobald er sich etwas ermannt hatte, sah er sich nach einer entschiedenen großen Thätigkeit um. Sein erster Gedanke war, den Demetrius zu vollenden. Von der frühesten Conception an bis in die jüngste Zeit hatte er, weil Schiller eben so wenig müde ward fremde Meinungen zu vernehmen, als seine eigenen hin und her zu wenden, stets beiräthig und mitthätig eingewirkt; das Stück war ihm so lebendig als Schiller'n selbst. Nun brannte Goethe vor Begierde, die Unterhaltungen mit dem Freunde, dem Tode zu Trutz, fortzusetzen, seine Gedanken, Ansichten und Absichten bis in's Einzelne zu bewahren, und ein herkömmliches Zusammenarbeiten bei Redaction eigener und fremder Stücke hier zum letzten Mal auf dem höchsten Gipfel zu zeigen. Schiller's Verlust schien ihm ersetzt, indem er sein Dasein fortsetzte. Die gemeinsamen Freunde hoffte er zu verbinden; das deutsche Theater, für das sie bisher gemeinschaftlich, Schiller dichtend und bestimmend, er lehrend, übend und ausführend, gearbeitet hatten, sollte, bis zur Herankunft eines ähnlichen frischen Geistes, durch seinen Abschied nicht ganz verwaist sein. Genug,

aller Enthusiasmus, den die Verzweiflung bei einem großen Verlust eingibt, hatte unsern Dichter ergriffen. Frei war er von aller Arbeit, in wenigen Monaten glaubte er das Stück vollenden zu können; eine gleichzeitige Darstellung auf allen Theatern mußte die herrlichste Todtenfeier werden, die der Verblichene selbst für sich und seine Freunde bereiten konnte. In diesen Hoffnungen, diesen Träumen schien Goethe sich gesund, er schien sich getröstet.

Der Leser wird sich selbst zu sagen wissen, was aus dem Plane werden mußte. Wie hätte er, der in diesen Jahren in seinen eigenen Götz keine noch so kleine Scene hineinzudichten vermochte, die man nicht sogleich als ein späteres, heterogenes Einschiebsel erkannte, wie hätte er ein Stück ergänzen sollen, das, wie Hoffmeister sagt, in der entgegengesetzten Hemisphäre wurzelte? Wie durfte sein weiches, „conciliantes" Gemüth, das, seinem eigenen Geständnisse nach, dem ersten wahren Trauerspiele zu erliegen drohte, sich an eine so mächtige Tragödie, wie der Demetrius wagen? Er selbst sah freilich in späterer Zeit nur Eigensinn und Uebereilung darin, daß er den Vorsatz aufgegeben; mit einiger Besonnenheit und Klugheit, meinte er, seien die Hindernisse der Ausführung zu beseitigen gewesen, die er im Gegentheil durch leidenschaftlichen Sturm und Verworrenheit noch vermehrt habe. Den Zustand aber, in den er sich nun versetzt fühlte, wagte er sich kaum noch in seinen alten Tagen zu vergegenwärtigen. Nun war ihm Schiller eigentlich erst entrissen. Seiner künstlerischen Einbildungskraft war verboten, sich mit dem Katafalk zu beschäftigen, den er dem entschlafenen Freunde aufzurichten gedachte, und der länger, als jener zu Messina, das Begräbniß überdauern sollte; sie wandte sich nun und folgte dem Leichnam in die Gruft, die ihn gepränglos eingeschlossen hatte. Nun erst fing ihm Schiller an zu verwesen; unleidlicher Schmerz ergriff ihn, und da ihn körperliche Leiden von jeder Gesellschaft trennten, so war er in der traurigsten Einsamkeit befangen.

Ganz ohne Todtenopfer ließ er indeß doch den Freund nicht, in welchem, wie er Zelter'n schrieb, ihm die Hälfte seines Daseins verloren ging. Man wandte sich dringend an ihn von Seiten des Weimarer Theaters und anderswoher, das Andenken des Abgeschiedenen auf der Bühne zu feiern. Wie sehr sich ihm dabei der Schmerz

erneute, daß er dieß nicht auf die von ihm beabsichtigte Weise thun konnte, so ging er doch auf den Wunsch ein und verlangte zu dem Ende von Zelter einige Musikstücke in feierlichem Styl. Dann aber faßte er einen andern Plan und beschloß, Schiller's Glocke dramatisch darzustellen, wozu er sich ebenfalls Zelter's Unterstützung erbat. Die erste Aufführung fand im Anfange des August zu Lauchstädt *), eine Wiederholung am 10. Mai 1816 auf der Weimarer Bühne statt. Man hatte die herrliche Dichtung, ohne die mindeste Veränderung des Textes, vollkommen dramatisch belebt, indem die verschiedenen Partien derselben an die Mitglieder der Gesellschaft, nach Maßgabe des Alters, des Geschlechts, der Persönlichkeit u. s. w. vertheilt wurden. Auch that der mechanische Theil des Stücks eine gute Wirkung. Die ernste Werkstatt, der glühende Ofen, die Rinne, worin der feurige Bach herabrollt, sein Verschwinden in die Form, das Aufdecken derselben, das Hervorziehen der Glocke, welche sogleich mit Kränzen, die durch alle Hände liefen, geschmückt erschien, das alles zusammen gab dem Auge eine angenehme Unterhaltung. Die Glocke schwebte so hoch, daß die Muse anständig unter ihr hervortreten konnte, worauf denn der herrliche Epilog zu Schiller's Glocke vorgetragen wurde. Eben dieser Epilog ist der rührendste Tribut der Verehrung und Liebe, welcher dem Hingeschiedenen dargebracht werden konnte. Er gehört zu den empfundensten und zugleich zu den äußerlich vollendetsten und abgerundetsten Dichtungen Goethe's. Seine gegenwärtige Form erhielt er erst im Jahr 1815, wo er um die beiden Schlußstrophen bereichert und auch sonst in einigen Versen verändert wurde **).

*) S. Briefe von und an Goethe, herausgeg. von Riemer (Leipzig 1846) S. 79.

**) S. meinen Commentar zu Goethe's Ged. Thl. 3, S. 192 ff.

Druck von C. Hoffmann in Stuttgart.

VOLUME 4

Goethe's Leben.

Von

Heinrich Viehoff.

Vierter Theil.

Dritte verbesserte und vielfach bereicherte Auflage in 4 Bänden.

Stuttgart.
Ad. Becher's Verlag.
(Gustab Hoffmann.)
1864.

Vierte Periode.

Goethe im höhern Mannes- und Greisenalter.

Von

Schiller's Tode bis zu seinem Tode.

1805—1832.

Vorwort zur ersten Auflage.

Ein geistreicher Literarhistoriker hat die Ansicht ausgesprochen, zu einer wahren und würdigen Biographie Goethe's sei noch nicht die Zeit gekommen; wir seien noch zu tief in der geistigen Bewegung, die durch ihn angeregt worden, befangen; es müsse, um über ihn etwas rein Historisches zu sagen, erst die Epigonenzeit abgelaufen, ja erst wieder ein neuer, geisterbeherrschender Genius aufgetreten sein, mit dessen Maße wir ihn messen könnten. Ich verkenne nicht das Wahre dieser Behauptung. Aber jede Zeit hat ihr Recht. Wenn erst spätere Generationen auf ein vollkommen treues und abgerundetes Gesammtbild von Goethe's Leben und Wirken Anspruch haben, so darf die unserige etwas mehr fordern, als Döring's flüchtig hingeworfene Skizze. Alle anderen Schriften über Goethe, wie tief eingehend sie ihren Gegenstand behandeln mögen, fassen immer doch nur eine oder wenige Seiten seines Wesens, eine oder wenige Richtungen seiner Thätigkeit in's Auge; selbst das geistreiche Werk von Rosenkranz, seiner Aufgabe nach das umfassendste von allen, stellt ihn im Wesentlichen nur als Dichter dar.

Das Säcularfest von Goethe's Geburtstage rückte heran, und noch verlautete von keinem der Schriftsteller unseres

Vaterlandes, daß er sich anschicke, den Tag, der hoffentlich als ein Nationalfest begangen wird, mit einer Biographie des Gefeierten zu begrüßen. Da kam über den Canal her die Kunde, ein Engländer rüste sich, uns den Ruhm des Erstlingsversuches zu entreißen. Der Unmuth über diese Nachricht besiegte mein Zagen und Zaudern. Was Begabtere zu thun versäumten, das beschloß ich zu wagen; von deutschem Fleiße, deutscher Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit hoffte ich wenigstens ein achtbares Pfund in die Wagschale legen zu können gegen jenes den Britten und Franzosen nachgerühmte Talent, mit leichter Hand ein ansprechendes Lebensbild zu entwerfen. Das Wagniß war vielleicht zu kühn; so ist doch der Muth und die Quelle, woraus er mir geflossen, nicht zu verwerfen.

Goethe's Freunde, die um ihn waren und ihn kennen mußten, sagten ihm: was er lebe, sei besser, als was er spreche, dieses besser, als was er schreibe, und das Geschriebene besser, als das Gedruckte. Ist dieser Ausspruch wahr, so ist es gerechtfertigt, wenn ich in meiner Schrift in das Detail seines Lebens eingehe und manches von ihm mündlich und brieflich geäußerte Wort in meine Darstellung verwebt habe. Erregt schon der Dichter, wie er uns in seinen Werken entgegentritt, hohe Bewunderung, so wächst das Erstaunen über die Größe des Mannes, wenn uns der Künstler im weitern Sinne, der Lebensphilosoph, der Naturforscher, der Beamte, der Hofmann, der Gesellschafter, der Freund, wenn uns der ganze Mensch nach allen Radien seines Lebens und Wirkens vorgeführt wird. Ich habe dieß versucht, so weit es die Quellen, die uns bis jetzt zu Gebote stehen, so weit es der Raum, auf den doch zuletzt eine

solche Arbeit zu beschränken ist, so weit es endlich meine Kräfte und Fähigkeiten gestatteten.

Ein flüchtiger Blick in meine Schrift kann die Ueberzeugung gewähren, daß, wenn ihr Titel auch nur „Goethe's Leben“ heißt, dennoch der Erörterung seiner Werke darin keine geringe Sorgfalt gewidmet ist. So wahr auch jenes Wort seiner Freunde sein mag, daß sein Leben sich ungleich bedeutender als seine Werke darstellte, so ist uns doch Goethe das, was er uns gilt, vorzugsweise durch seine Schriften. Keine seiner wichtigeren Productionen ist daher unbesprochen geblieben; selbst von seinen kleineren Gedichten ist kaum ein bedeutendes übergangen. Bei den letzteren erlaubte ich mir, aus meinem Commentar die allgemeinen Resultate zu entlehnen; habe ich dadurch ein Plagiat begangen, so habe ich es nur an mir selbst verübt. Was ich Anderen verdanke, habe ich gewissenhaft zu bezeichnen gesucht; nur der Verweisungen auf Goethe's Selbstbekenntnisse glaubte ich mich überheben zu können, da ich die Bekanntschaft mit denselben bei meinen Lesern voraussetzen durfte.

Und so möge denn mein Werk sein Glück bei der deutschen Lesewelt versuchen. Jede billige Critik werde ich dankbar ehren; rücksichtslosen, böswilligen Angriffen setze ich nur den Schlußvers der Xenien entgegen:

Hier ist der Bogen, und hier ist zu dem Ringen der Platz!

Ich werde es über mich gewinnen, die Freude der Nation mitzufühlen, wenn meine Arbeit einem vollkommen würdigen Lebensbilde unsers größten Dichters weichen muß.

Düsseldorf, den 1. November 1848.

H. Viehoff.

Vorwort zur dritten Auflage.

Für die freundliche Theilnahme, welche dieses Werk in den ersten Ausgaben gefunden, habe ich meine Dankbarkeit durch eine sorgfältige Ueberarbeitung und Vervollständigung desselben zu bezeugen gesucht, wobei mir eine große Anzahl neu eröffneter Quellen zu Statten kam. Die Anlage des Ganzen glaubte ich ungeändert lassen zu müssen; nur erschien eine andere Abgränzung des dritten und vierten Theils aus mehrern Gründen als zweckmäßig.

Trier, den 1. November 1858.

H. Viehoff.

Erstes Capitel.

Besuch von F. A. Wolf und Fr. Jacobi. Gegenbesuch in Halle. Bekanntschaft mit Dr. Gall. Tour nach Helmstädt. Beireis. Der tolle Hagen. Reise nach dem Harz. Heimkehr. Das Jahr 1806: Revision seiner Werke behufs einer neuen Ausgabe. Vier Gedichte an Tischbein. Aufenthalt in Karlsbad. Schlacht bei Jena. Vermählung mit Christiane Vulpius. Patriotischer Zorn.

Goethe preist es selbst als Fürsorge eines gutgesinnten Genius, daß bald nach dem herben Verlust, der ihn getroffen, ein bedeutender Mann sich enger an ihn anschloß, freilich kein Mann, der ihm den verewigten Freund ersetzen konnte, aber jedenfalls ein hochbegabter, bildungs- und kenntnißreicher Geist und gediegener Charakter. Fr. A. Wolf, damals Professor in Halle, traf den 30. Mai mit einer in frischem Jugendreiz prangenden Tochter in Weimar ein, und wurde von Goethe in seinem Hause gastfreundlich aufgenommen. Er hatte bisher mit unserm Dichter nur in gelegentlichem Briefwechsel und Umgang gestanden, in der letzten Zeit jedoch schon an der Arbeit über Winckelmann eine nähere Theilnahme bethätigt. Jetzt war sein freundschaftliches Entgegenkommen Goethe'n doppelt erwünscht; einmal, weil dieser die durch Schiller's Hinscheiden entstandene furchtbare Lücke in seinem Innern möglichst auszufüllen strebte, und dann, weil zu den vielen Richtungen, nach welchen sein Geist hin forschte und geschäftig war, auch die philologische gehörte. Die antike Kunst, Homer, Aristophanes und die großen Tragiker der Griechen, Aristoteles, in die er alle so liebevoll eingedrungen war, selbst seine naturwissenschaftlichen Forschungen, führten ihn auf philologische Gebiete; hatte er doch sogar, wie uns aus Früherem

bekannt, Conjecturen in dem Text des Theophrastischen Büchleins von den Farben gewagt, die Wolf's Zustimmung fanden. Nun war es ihm aber Bedürfniß, nach allen jenen Richtungen hin, gleichsam zur Erweiterung und Ergänzung seines eigenen Wesens, sich mit einem ausgezeichneten Manne des Faches enge zu verbünden, und wie er einen solchen für die Musik in Zelter, für die bildende Kunst in Meyer gewonnen hatte, so fand er ihn für antike Poesie und Literatur überhaupt in Wolf. Freilich ein so enger und inniger Freundschaftsbund, wie mit jenen beiden, konnte sich aus dem Verhältniß nicht entwickeln; dazu war Wolfs Geist und Charakter nicht anschmiegend genug. Er ruhte mit seinen Ansichten und Ueberzeugungen zu fest und abgeschlossen in sich, und war dazu von einem Widerspruchsgeist beherrscht, der sich mit den Jahren steigerte. Andererseits war auch Goethe nicht der Mann, um leicht in den Gedankengang eines Andern einzugehen; er entnahm und assimilirte sich daraus, was ihm homogen war, und ließ das Uebrige, ohne viel zu streiten, auf sich beruhen.

Mitunter jedoch gab es ihm auf kurze Zeit Unterhaltung, sich mündlich an einem Andersdenken zu reiben; und so kam es denn auch jetzt zu lebhaften Debatten mit Wolf, welcher der Philologie ausschließlich den Vorzug vindicirte, ein sicheres Urtheil, eine zuverlässige Kritik zu begründen, wogegen Goethe und Meyer glaubten, bei der geschichtlichen Betrachtung alter und neuerer Kunst, auch von ihrer Seite sich manches Merkmals bemächtigt zu haben, um Zeit und Ort, Meister und Schüler, Ursprüngliches und Nachgeahmtes, Vorgänger und Nachfolger zu unterscheiden. Eine Verständigung war nicht möglich; Wolf war nicht zu bewegen, den Documenten seiner Gegner gleiche Gültigkeit mit den seinigen, ihrer durch Uebung erworbenen Sagacität gleichen Werth mit der seinigen zuzugestehen. Und so kehrte er auch von einem Ausfluge nach Rudolstadt von der Besichtigung der beiden Riesenköpfe, die Meyer und Goethe entschieden für die Dioskurenköpfe von Monte Cavallo erklärten, unüberzeugt und widersprechend zurück. Indessen trübte dieses Streiten und Polemisiren keineswegs die gute Laune unsers Dichters und seines Gastes; vielmehr erheiterte dieser, da er auch ein munterer Lebemann war, den ganzen Kreis und richtete ihn aus der tiefen

Herzenstrauer um den Verlust eines seiner edelsten Mitglieder empor. Als er nach vierzehntägigem Aufenthalte wieder heimgekehrt war, schrieb Goethe und Zelter: „Die Gegenwart dieses so höchst tüchtigen Mannes hat mich in jedem Sinne gestärkt."

Ein paar Wochen nach Wolf's Abschiede, gegen Ende Juni, führte ein gutes Geschick einen Jugendfreund zu Goethe: Fritz Jacobi, welcher trotz der Verschiedenheit der Richtungen, die sie eingeschlagen, noch immer seinem Herzen theuer war. Jacobi berichtete über sein diesmaliges Zusammensein mit Goethe in einem Briefe vom 24. Juli an Friedr. Köppen: „Von dem mißlichen Gesundheitszustande, worin Goethe sich seit dem Anfange dieses Jahres befindet, werden Sie gehört haben. Meine Erscheinung machte ihn sehr froh, und nach und nach erheiterte und erholte er sich dergestalt, daß ich die zwei letzten Tage fast meinen alten Goethe wieder hatte. Sein großes Anliegen war, meine Philosophie ganz zu erfahren, und hierauf sie mit der seinen verträglich zu machen. Ich glaube, er hätte mir gern darthun mögen, daß er alle meine Wahrheiten in sein System aufnehmen könne, dem meinigen aber einige Wahrheiten des seinigen mangelten. Einmal wurde er fast ärgerlich, da ich es ihm fast zu klar machte, daß, wie Pascal sagt, ce qui passe la géometrie, nous surpasse, und deßwegen eine speculative Naturlehre nach der neuern Art nur ein Hirngespinnst sein könne. Er erholte sich aber gleich wieder, da ich mit Heiterkeit den Beweis fortsetzte, und die Gründlichkeit eines Dualismus (von Geist und Natur) gegen alle neuern Identitätssysteme in's Licht stellte." Goethe schweigt auffallender Weise in den Annalen ganz von Jakobi's Besuche; hatte aber wahrscheinlich folgende, jetzt unter den „Biographischen Einzelheiten" *) mitgetheilte Stelle zur Aufnahme in die Annalen unter dem J. 1805 bestimmt: „In solchen Zuständen befand ich mich, als der vieljährig geprüfte Freund Jacobi, auf seiner Rückreise aus dem nördlichen Deutschland, bei mir einsprach und mehrere Tage verweilte. Schon die Anmeldung hatte mich höchlich erfreut, seine Ankunft machte mich glücklich; Neigung, Liebe, Freundschaft, Theilnahme, Alles war lebendig wie sonst. Nur in der Folge

*) Bd. 27, S. 499 f.

der Unterhaltung that sich ein wunderbarer Zwiespalt hervor. Mit Schiller, dessen Charakter und Wesen dem meinigen völlig entgegenstand, hatte ich mehrere Jahre ununterbrochen gelebt, und unser wechselseitiger Einfluß hatte dergestalt gewirkt, daß wir uns auch da verstanden, wo wir nicht einig waren. Jeder hielt alsdann fest an seiner Persönlichkeit so lange, bis wir uns wieder gemeinschaftlich zu irgend einem Denken und Thun vereinigen konnten. Bei Jacobi fand ich gerade das Gegentheil. Wir hatten uns in vielen Jahren nicht gesehen; Alles, was wir erfahren, gethan und gelitten, hatte Jeder in sich verarbeitet. Als wir uns wiederfanden, zeigte sich das unbedingte, liebevolle Vertrauen in seiner ganzen Klarheit und Reinheit, belebte den Glauben an vollkommene Theilnahme, so wie durch Gesinnung, also auch durch Denken und Dichten. Allein es erschien bald anders; wir liebten uns, ohne uns zu verstehen. Nicht mehr begriff ich die Sprache seiner Philosophie. Er konnte sich in der Welt meiner Dichtung nicht behagen. Wie sehr hätte ich gewünscht, hier Schillern als dritten Mann zu sehen, der als Denker mit ihm, als Dichter mit mir in Verbindung gestanden, und gewiß auch da eine schöne Vereinigung vermittelt hätte, die sich zwischen den beiden Ueberlebenden nicht mehr bilden konnte. In diesem Gefühl begnügten wir uns, den alten Bund treulich und liebevoll zu bekräftigen, und von unsern Ueberzeugungen, philosophischem und dichterischem Thun und Lassen nur im Allgemeinsten wechselseitige Kenntniß zu nehmen." — So gereichte also dieser Besuch dem über Schiller's Tod tief trauernden Goethe durch liebevolle Theilnahme zu Trost und Erquickung, mußte aber zugleich wieder ihm die Größe des erlittenen Verlustes lebhafter vergegenwärtigen.

Das an Wolf gegebene Versprechen eines baldigen Gegenbesuches in Halle veranlaßte Goethe'n, auch in diesem Jahre nach Lauchstädt zu gehen, obwohl das vollkommen versorgte Theater ihn eigentlich nicht verlangte. Sein Sohn August begleitete ihn. Hier fand sich auf seine dringende Einladung auch Freund Zelter aus Berlin ein, und half ihm die Schiller'sche Glocke für die Aufführung arrangiren. Nachdem sodann über Baulichkeiten und Anderes das Nöthige mit den dortigen Beamten verabredet war, begab sich unser Dichter nach Halle, wo er im Hause des Freundes die gastlichste

Aufnahme fand. Die jüngst in Weimar abgebrochenen Unterhaltungen wurden jetzt lebhaft fortgesetzt und nach vielen Seiten hin erweitert; die Discussionen dauerten meistens bis tief in die Nacht hinein. Trat hierbei nun Wolf's ungeheures Wissen recht klar an den Tag, so wünschte Goethe ihn auch als Lehrer kennen zu lernen, und hörte, durch des Freundes liebenswürdige Tochter geleitet, mehrmals hinter einer Tapetenthüre seinem Vortrage zu. Da zeigte sich ihm denn, wie er selbst berichtet, „eine aus der Fülle der Kenntniß hervortretende freie Ueberlieferung, aus gründlichstem Wissen mit Freiheit, Geist und Geschmack sich über die Zuhörer verbreitende Mittheilung."

Eine hochwillkommene Erscheinung für Goethe war Dr. Gall, der in den ersten Tagen des August in Halle eine Reihe von Vorlesungen über seine neue Lehre eröffnete. Gleich Anfangs hatte ihm diese Lehre zugesagt, und mit dem Hauptbegriff war er schon von der vergleichenden Anatomie her befreundet, wo es sich dem Auge klar genug darstellt, daß die verschiedenen Sinne als Zweige des Rückenmarks ausfließen, und erst noch einzeln deutlich zu erkennen, nachher aber immer schwerer zu beobachten sind. Da sich nun aber diese organische Operation in allen Systemen des Thieres wiederholen, und vom Greiflichen bis zum Unmerkbaren steigern muß: so war ihm die Art, wie Gall das Gehirn betrachtete, durchaus nichts Fremdes, wenn er gleich den Gegnern Gall's nicht abstreiten mochte, daß er, durch seinen Scharfblick gereizt und verlockt, das Absondern und Zerlegen zu weit trieb. Beim Anfang seiner Vorträge brachte er einiges die Metamorphose der Pflanze Berührende zur Sprache, so daß Loder seinen Nachbar Goethe mit einiger Verwunderung ansah; aber eigentlich sei es zu verwundern gewesen, meint dieser, daß Gall, obgleich er die Analogie gefühlt haben müsse, doch in der Folge nicht wieder darauf gekommen sei, da er doch füglich durch sein ganzes Geschäft die Idee hätte durchführen können. Außer den öffentlichen Belehrungen entfaltete er noch privatim, zu Goethe's größter Freude, das Gehirn vor seinen Augen; und als dieser, vielleicht durch die lebhaften geistigen Anstrengungen, einen Rückfall in seine Nierenkolik bekommen hatte, schaffte Gall den Apparat jeder Vorlesung in sein Zimmer, und theilte ihm besonders seine Beobach-

tungen und Ueberzeugungen mit. Auch in Gesellschaft verkehrte Goethe täglich und fast stündlich mit dem interessanten Manne, der seinerseits nicht minder Gefallen an Goethe fand, und nach sorgfältiger Beobachtung seines Stirnbaus versicherte, er könne nicht den Mund aufthun, ohne einen Tropus auszusprechen, und sei, seinem ganzen Wesen nach betrachtet, zum Volksredner geboren.

Nach Gall's Abreise entschloß sich Goethe, wie er den 12. August an Meyer berichtete, „mit Geheimrath Wolf eine Tour nach Helmstädt zu machen, um den alten Beireis in seinem Hamsterneste zu besuchen." Von dem Hofrath Beireis, seiner seltsamen Persönlichkeit, seiner Umgebung, den außerordentlichen Schätzen, worüber er wie ein geheimnißvoller Greif waltete, hatte ihm das Gerücht schon so viel gemeldet, daß er die Gelegenheit, in Gesellschaft Wolf's ihn zu sehen, nicht versäumen durfte. Die Fahrt nach Magdeburg wurde ihm durch allerhand lustige Neckereien des vierzehnjährigen Sohnes mit dem humoristischen Reisegefährten erheitert, wobei es mitunter bis zum Kitzeln und Balgen im Wagen kam. In Magdeburg betrachtete er die Alterthümer des Doms, und unter den plastischen Monumenten besonders das treffliche, dem Erzbischof Ernst gewidmete Grabmal von Peter Vischer. Bei wiederholtem Besuch bemerkte er im Dom einen lebhaften Franzosen in geistlicher Kleidung, und erfuhr, es sei der Abbé Grégoire. Er hatte große Lust, mit ihm Bekanntschaft anzuknüpfen; aber Wolf, der nichts von dem Gallier wissen mochte, widersetzte sich; und so mußte sich Goethe begnügen, aus einiger Entfernung sein Benehmen zu bemerken und seine laut ausgesprochenen Urtheile zu vernehmen.

In Helmstädt wurden sie von dem Personal der dortigen Lehranstalt (Henke, Pott, Lichtenstein, Crell, Bruns, Bredow u. s. w.) höchst ehrenvoll und freundlich empfangen. An einer stattlichen Abendtafel hatte man dem Dichterfürsten und dem großen Philologen zwei schön geflochtene Kränze zugedacht. Goethe dankte dem schönen Kinde, das ihm denselben aufsetzte, mit einem Kusse, der lebhaft erwidert wurde, indeß der eigensinnige Reisegenosse sich gegen seine Schöne sträubte, so daß sie, nicht ohne Beschämung, sich mit ihrem Kranze zurückziehen mußte. Auch Beireis war in der Gesellschaft und spielte den Galanten gegen ältere und jüngere Damen.

Wir lassen uns nicht, nach Goethe's *) Vorgange, in eine ausführliche Schilderung seiner wunderlichen Persönlichkeit und seiner reichen und mannigfaltigen Sammlungen von Automaten und sonstigen künstlichen Maschinen, von Naturalien, Gemälden, Münzen u. s. w. ein, die er in den nächsten Tagen mit Bereitwilligkeit seinen berühmten Gästen vorzeigte; und bemerken nur, daß Goethe für die große Geduld und Zurückhaltung, die er beim Anrühmen gewöhnlicher und schlechter Bilder aufzubieten hatte, zuweilen doch durch den Anblick eines trefflichen Gemäldes belohnt und getröstet wurde. So fand er dort ein herrliches Portrait Albrecht Dürer's, von ihm selbst gemalt, ferner ein geistreiches Bild von Rubens; auch die Münzensammlung enthielt manches Seltene und Bedeutende.

In den anmuthigen gesellschaftlichen Kreisen zu Helmstädt, wo sich die beiden Gäste über Erwarten lange festgehalten sahen, wurde mehrmals eines wunderlichen Edelmannes gedacht, eines Landraths, unter dem Namen des „tollen Hagen" in der Gegend bekannt, und nicht mit Unrecht einem Cyklopen verglichen, der von seinem ansehnlichen, mit Heerden trefflich ausgestatteten Sitze, der Nienburg, die ganze gesittete Welt, so weit seine Bekanntschaft reichte, zu verhöhnen gewohnt war. Da die Rückfahrt der Reisenden über Halberstadt gehen sollte, und er unfern des Weges wohnte, so entschlossen sie sich zu einem Abstecher nach der Nienburg um so eher, als der heitere, geistreiche Probst Henke sie dorthin zu begleiten versprach. Auch dieser Expedition hat Goethe in den Annalen eine ausführliche Schilderung gewidmet, die eine dankenswerthe Ergänzung gefunden durch den von Goethe gar nicht genannten Hauslehrer des tollen Edelmannes, welcher später als Geistlicher ebenfalls seine Memoiren schrieb **). Auf den ersten Blick scheint zwischen den Erzählungen beider Autobiographen eine bedeutende Verschiedenheit obzuwalten, die sich jedoch daraus erklärt, daß Goethe nur auf die Lächerlichkeiten des Wirthes achtet, während der Candidat

*) S. Annalen unter dem Jahr 1805.

**) Wir geben im Folgenden, meistens wörtlich, ein Referat aus diesen Memoiren, nach H. Pröhle (S. Feuilleton der Köln. Zeit. vom 14. September 1847).

fast ausschließlich seine Aufmerksamkeit auf Goethe's imponirende Erscheinung richtet. Der Herr von Hagen stört ihn dabei nur wenig; denn er betrachtet ihn trotz seiner Wunderlichkeiten mit einer gewissen Pietät, und meint, daß seine „humoristische Periode" eigentlich schon vorüber sei, daß der Ernst der Jahre ihn beruhigt und aufgeklärt habe. Bei der Ankunft des berühmten Trifoliums (denn auch Henke war zu seiner Zeit eine Celebrität) hörte der Hauslehrer seinen Principal rufen: „Willkommen, willkommen! Ihr Ersten bei einem der Ersten Eurer Bewunderer!" während Goethe nur das vor dem Empfange aufzeichnet, daß der Landrath auf das an starkem Schmiedewerk hangende Schild seines neugebauten Gasthauses aufmerksam machte, welches durch ein zweideutiges Gemälde die Gäste anlocken sollte. Dem Candidaten entgeht es nicht, daß Goethe zuerst verstimmt ist und dann „aufthaut", eine Umwandlung, die er direct dem Herrn von Hagen zuschreibt. „Als Goethe sah", berichtet er, „welch regen Geist und welch redliches Gemüth er hier vor hatte, wurde er auf eine Art so gesprächig, wie ich es noch von Keinem gehört." Mehrmals habe er über die Bemerkungen des Wirthes laut aufgelacht, was ihm wohl nicht oft begegnet sein möge.

Bei Tisch hatte der Candidat die Freude, seinen Hausherrn über einen ernsthaften Gegenstand ordentlich mit Goethe disputiren zu hören, „indem Letzterer der Behauptung widersprach, daß eine Person, welche die Erfüllung des kategorischen Imperativs in sich darstelle, als sittlich vollendetster Charakter zugleich der höchste Gegenstand schöner Darstellung sei." Auch auf objective und subjective Darstellung kam im Verlaufe dieser Disputation, deren Goethe nicht gedenkt, die Rede. Wolf machte dabei die geistvolle Bemerkung, „bei den Griechen habe, sowohl bei den Dichtern als bei den Rednern der besten Zeit die objective Darstellung vorgeherrscht, weil die Objectivität zur Subjectivität nicht des Individuums bloß, sondern der Nation geworden sei. Als die Nation diese Richtung verloren, sei immer das Individuelle, Subjective hervorgetreten und dadurch die volksthümlich-classische Bildung verloren gegangen." Weiter kam das Gespräch auf poetische Behandlung philosophisch-religiöser Gegenstände, welche Goethe einen widerstrebenden Stoff nannte, und es wurde dabei Tiedge's gedacht. Der Hausherr, der mit ihm

bekannt war, lobte an ihm Wohllaut und Musik der Sprache, holte ein ungedrucktes Gedicht, das er von ihm erhalten hatte, und trug es vor. Goethe nahm es mit großer Theilnahme auf, bemerkte aber einige Stellen, „wo doch gefehlt sei." Der Landrath gestand, daß auch ihm die Urania nicht gefalle; als Philosophen störe ihn die Poesie; Stoff und Gewand seien da nicht zusammengehörig; es sei ihm dabei so, als wolle man dort dem Apoll oder dort der Venus (es wies auf zwei im Saal befindliche Carton-Statuen) ein Kleid von Drapd'or anziehen. Goethe billigte den Vergleich. — Als sich die Gesellschaft in Gruppen vertheilte, „würdigte" der große Dichter auch den Hauslehrer einer kurzen Unterredung. Da er hörte, daß dieser auf dem Gute Religionsunterricht ertheile, so trat er zu ihm und erzählte ihm, daß sein Sohn unlängst von Herder confirmirt und vorher unterrichtet worden sei. Er habe bei dieser Gelegenheit selbst zugehört und auf den Lehrgang geachtet. Was ihm dabei so sehr gefallen, sei, daß Alles dem Confirmanden so hingehalten und überall so klar dargestellt worden sei, daß er immer selbst habe das Rechte erkennen und bei sich feststellen können. „Es war eine Vollständigkeit, die keinen Fehlgriff oder Zweifel aufkommen ließ; überall stand die Frage vor ihm, ob er dem Lichte, oder der Finsterniß angehören wolle." Des letzten biblischen Ausdrucks erinnerte sich der Candidat später oft, wenn er hörte, „Göthe habe alle religiösen Ideen zurückgewiesen."

Nach einem Spaziergange versammelte sich Abends, wie Goethe erzählt, die Gesellschaft wieder. Der Wirth nöthigte jetzt die Hausfrau, einige Lieder nach eigener Wahl zum Flügel zu singen; weil ihm aber diese, so gut sie vorgetragen wurden, nicht gefielen, so fing er selbst an zu singen, und die Frau sah sich gezwungen, eine höchst unschickliche und absurde Strophe mit dem Flügel zu begleiten. Da widerstand Goethe nicht länger der Lust, seine Jugendpferde einmal wieder zu besteigen, auf denen er sich einst so übermüthig getummelt hatte. Mit der Versicherung, das Gedicht sei ganz vortrefflich, ließ er den Landrath die Strophe unausgesetzt wiederholen, corrigirte fortwährend an dem Vortrag, und machte ihn zuletzt so mürbe, daß er gegen Mitternacht gern seine Gäste zu Bett entließ.

Der Candidat, der bei diesem Auftritt nicht zugegen war,

berichtet nichts davon, theilt aber eine harmlosere, gleichfalls interessante Scene jenes Abends mit, deren Goethe hinwieder nicht gedenkt. Der Landrath setzte eine für die seltensten Fälle gesparte Flasche vor und bemerkte, daß dieselbe ein Jahr älter sei als Goethe und er selbst. Trotzdem wollte Henke, der sich nicht ganz wohl befand, durchaus nicht davon trinken und sich beim Biere halten. Der Wirth suchte ihn auf seine Weise zum Kosten wenigstens zu bewegen, indem er Goethe'n zum Gesetzgeber und Kampfrichter gegen Henke ernannte. „Es hilft nichts, Hochwürden!" rief er, „Sie müssen sich heut der Excellenz unterwerfen." Goethe dictirte, Jeder solle, wie er es am besten könne, Henke'n zum Kosten auffordern. „Der alte Herr hier," sagte er zum Landrath, „von dem ich höre, daß er ein fester Lateiner sei, muß es in Form eines Syllogismus thun, dem Henke nichts anhaben kann. Wolf muß ihn in einer griechischen Anrede in anakreontischem Tone auffordern." Darauf sah er den Candidaten an. Dieser verneigte sich und sagte: „Ich komme bei dem Sympofion solcher Männer nicht in Betracht." Der Wirth aber rief: „Ei was! der Herr macht Verse; gebe Er sein Scherflein auch!" Goethe sagte: „Nun gut, so schmieden Sie schnell ein Distichon. Henke mag sich vertheidigen, aber nur in lateinischer Rede, die ihm ja so sehr zu Gebote steht." — „Nein," erwiederte Henke, auf Wolf zeigend; „da sitzt der Mann, der eine fünfte Fakultät, eine philologische gestiftet hat. Der läßt mir nicht ein Wort passiren; es wäre Verwegenheit, mit geistlichem Latein vor ihm zu erscheinen." Hagen kam zuerst an die Reihe und bestand mit seinem Syllogismus gut, obwohl Henke die Abfassung des major anfocht. Wolf gestand bei der Gelegenheit, daß er von der Logik nichts verstehe, und warnte dann Henke'n vor der Verschmähung des köstlichen Weins in anakreontischen Versen, die er auch sogleich metrisch übersetzte:

„Schönste Gaben,
Uns zu laben,
Reicht Lyaus mild und hold;
Und die Becher
Froher Zecher
Füllt er an mit süss'gem Gold.

Und er lächelt zu den Zügen,
Die mit wachsendem Vergnügen
Jeder tiefer wiederholt;
Duldend doch auch, daß die Lippe
Mäßig nur und schüchtern nippe,
Wenn er Göttertrank ihr beut." u. s. w.

Dann kam die Reihe an den Hauslehrer, welcher sich, wie er sagt, nochmals entschuldigen wollte, aber doch mit folgendem Distichon herausrückte:

„Golden perlet der Wein, ein Bild der geistigen Freude;
Aehnlich dem sinnlichen Rausch schimmert das schlechtere Bier."

Durch so viel Aufwand von Gelehrsamkeit und Classicität erklärte sich Henke besiegt und trank einige Tropfen Wein. — Am andern Morgen, als sich der heidnische Wolf mit dem Weltkinde Goethe entfernt hatte, sagte der würdige Probst zum Hauslehrer, der sein Schüler gewesen war: „Nun müssen wir das theologische Air wieder annehmen." Damit griff er nach einer Pfeife, während er in Goethe's Gegenwart nicht geraucht hatte, und unterhielt sich mit der Frau von Hagen über religiöse Gegenstände, „insbesondere über Predigten sehr anziehend."

In Halberstadt suchte Goethe mit Wolf die Wohnung des vor ein paar Jahren hinübergeschiedenen Dichters Gleim auf, wo er von Herrn Körte freundlich empfangen wurde. Besonders anziehend war den Reisenden der sogenannte Freundschaftstempel, eine Sammlung von Portraits aller jener ältern und jüngern Zeitgenossen, zu denen der menschenfreundliche Mann in näherer Beziehung gestanden. Unserm Dichter fiel es dabei sehr auf, daß unter mehr als hundert Poeten und Literatoren sich kein einziger Musiker und Componist fand. „Wie?" fragte er sich, „sollte jener Greis, der nur im Singen zu leben und zu athmen schien, keine Ahnung von dem eigentlichen Gesange gehabt haben? von der Tonkunst, dem wahren Element, woher alle Dichtungen entspringen und wohin sie zurückkehren?" Wir begreifen seine Verwunderung, wenn wir uns erinnern, mit welchem Eifer er selbst sich früher und später an André, Kayser, Reichardt, Zelter u. s. w. angeschlossen. Auch die ablehnende Nichte Gleim's, die unter dem Namen Glemnde einst die Zierde eines

dichterischen Kreises gewesen war, wurde auf ihrem Siechbette begrüßt, und zuletzt, um die Wallfahrt ernst und würdig abzuschließen, in dem Garten das Grab des edlen Dichtergreises aufgesucht.

Die weitere Reise ging sodann nach den Spiegelbergen, buschig bewachsenen Anhöhen, dem nachbarlichen Harz vorliegend, die er jetzt durch seltsame, fratzenhafte steinerne Gebilde verunstaltet fand, ferner in's Budethal und zu dem längst bekannten Hammer. Von hier wanderte er, nun zum drittenmal in seinem Leben, das von Granitfelsen eingeschlossene rauschende Wasser hinan, wobei ihm recht lebhaft auffiel, daß nichts so sehr, als das Wiedersehen bedeutender Naturscenen nach langer Zwischenzeit, uns die mittlerweile in uns vorgegangene Veränderung zum Bewußtsein bringt. Er machte im Ganzen die Bemerkung, daß mit den Jahren immer mehr das Object hervortrete, daß, wenn er früher an den Gegenständen sich selbst empfunden, und Freude wie Leid, Heiterkeit wie Verwirrung auf sie übertragen, er nunmehr bei gebändigter Selbstigkeit ihnen das gebührende Recht widerfahren ließ, kurz, daß der Dichter und Künstler in ihm durch den Naturforscher verdrängt worden sei. Anfangs gewahrte er dieß nicht ohne Schmerzen; zuletzt aber meinte er sich doch glücklich preisen zu müssen, daß, indem der künstlerische Blick sich ihm nach und nach zu verdunkeln drohte, der Sinn des Naturforschers sich dafür um so kräftiger in Aug und Geist entwickelte. Ueber Aschersleben begaben sich die Reisenden nach Halle; und von dort war Goethe am 1. September wieder in Lauchstädt zurück *).

Ueber seine Beschäftigungen in dem letzten Drittel des Jahres gibt uns der Briefwechsel mit Zelter u. A. nur einige flüchtige Andeutungen. „Hier bin ich nun wieder ganz allein," schrieb er am 1. September aus Lauchstädt, „nachdem ich meinen August, der mich bisher begleitet, nach Weimar gesandt habe, und recapitulire, was mir in den letzten acht Wochen Gutes widerfahren ist, und suche das unter uns Verabredete nach und nach hervorzulocken. Zu diesem Zwecke dienet wohl ein altes Werk, das mir fast zufällig in die Hände gekommen ist. Sie erhalten hierbei die Uebersetzung einer

*) S. Briefwechsel mit Zelter, Nr. 72.

Uebersetzung. Sobald ich sie nach dem Original revidiren kann, werden die Worte freilich ganz anders klingen; aber Sie werden vielleicht nicht mehr dabei denken, als jetzt bei diesen noch hie und da stockenden Aeußerungen." Als Beilage finden wir bei dem Briefe eine Stelle aus Plotinus, die später in die „Maximen und Reflexionen" aufgenommen wurde *). Dann heißt es weiter in einem Schreiben aus Jena vom 12. October: „Seit dem Empfang Ihres lieben Briefs (den 12. Sept.) ist es sehr bunt um mich zugegangen; ich benutze eine ruhige Stunde in Jena, Ihnen einige Nachricht von mir zu geben. Ich habe mich leidlich wohl befunden und Manches mehr vorbereitet als gethan. Ich habe mich mit gewissen Gegenständen der Naturlehre beschäftigt, und will suchen meine Farbenschrift gegen das Frühjahr vom Stapel laufen zu lassen. Von dem wunderbaren Mystiker (Plotinus) hätte ich Ihnen gern noch übersetzt, ehe ich sage, wer es ist; aber ich konnte auch leider! nicht daran kommen. Ich bin hierüber nach Jena gegangen, um noch vor Winters Einiges anzuordnen und abzuschließen, im Glauben, daß so eine Anstalt, die unsterblich ist, auch wieder eine gute und glückliche Epoche haben wird."

Die Gemäldeausstellung und Preisertheilung, die ihm sonst im Spätjahr viel zu schaffen machten, hatte er eingehen lassen. Das öffentliche Verhältniß zur bildenden Kunst war ihm durch Mancherlei verleidet worden, obwohl er sie für sich stets lieb und werth behielt. Auch mochte jetzt die Theilnahme an der bildenden Kunst auf einen Augenblick dem erhöhten Interesse für die Naturwissenschaft weichen. „Ich habe wöchentlich," meldete er Zelter'n am 18. November, „einen Morgen eingerichtet, an dem ich einer kleinen Societät meine Erfahrungen und Ueberzeugungen, natürliche Gegenstände betreffend, vortrage. Ich werde bei dieser Gelegenheit erst selbst gewahr, was ich besitze und nicht besitze." Aehnlich heißt es in einem Briefe an Knebel (vom 7. Dec.) über diese Vorträge, welche Mittwochs stattfanden: „Der Mittwoch treibt mich immer an, über das Ganze und Einzelne zu denken, und fördert mich sehr."

*) S. Bd. 3, S. 220 („Da wir überzeugt sind") bis S. 222 (in der Mitte), Ausg. in 40 B.

So war das Jahr 1806 herangekommen, abermals für ihn ein verhängnißvolles Jahr. Es begann unter kriegdrohenden Auspicien. Preußische Truppen rückten ein; dem Regiment Ostin folgten bald Fusiliere, später noch drei andere Regimenter. Der Geburtstag der Herzogin, der 30. Januar, wurde pomphaft genug, aber mit unerfreulichen Vorahnungen gefeiert. Der unvergleichliche Trompeterchor des Regimentes Ostin trat in einem Halbkreis zum Willkommen auf die Bühne und gab ergreifende Proben seiner Kunst. An Goethe'schen Stücken kamen in der diesmaligen Theatersaison Stella, zum ersten Mal mit tragischer Katastrophe, Götz und Egmont zur Aufführung. Auch die Schiller'sche Glocke wurde wieder mit allem Apparat des Gießens und der längst eingeübten Darstellung gegeben. Im Ganzen beschränkte man sich aber während des Frühjahrs darauf, das bestehende Repertorium zu erhalten und einigermaßen zu vermehren.

In der ersten Jahreshälfte bis Ende Juni's, wo Goethe nach Karlsbad ging, war er vorzüglich mit der Durchsicht seiner Werke Behufs einer neuen Ausgabe beschäftigt. Er widmete jeder einzelnen Production die gehörige Aufmerksamkeit, obgleich er den Vorsatz festhielt, nichts eigentlich umzuschreiben oder bedeutend zu verändern. Die Elegien erhielten ihre gegenwärtige Einrichtung, wornach sie in zwei Abtheilungen zerfallen, und der zweite Theil von Faust wurde zum Druck abgeschlossen. Dazwischen tauchte der Plan wieder auf, den Tell episch zu behandeln; ein dramatischer und ein epischer Tell, meinte er, könnten recht gut neben einander bestehen; und das Verhältniß zu Voß, dem Vater wie dem Sohne Heinrich, gab ihm Hoffnung, in der Handhabung des Hexameters immer sicherer vorzuschreiten. Aber die ängstlich ahnungsvolle Zeit ließ ihm nicht die zur Ausführung erforderliche Gemüthsfreiheit.

Der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung widmete er fortwährend eine rege Theilnahme und Mitwirkung. Unter Anderm wandte er ihr eine Recension von des Knaben Wunderhorn zu, das in diesem Jahre von Arnim und Brentano herausgegeben wurde. Wie innig er die Lieder dieser Sammlung durchgenossen, zeigt die meisterhafte, tiefempfundene Charakteristik, die er von allen der Reihe nach in einzelnen scharf bezeichnenden Epitheten gibt.

Am meisten ergötzte ihn die Mannigfaltigkeit des Charakters dieser Gedichte, die, wie jede frische Quelle, die dem Gebirg entsprudelt, sämmtlich eine entschiedene Eigenthümlichkeit zeigen. Diesen Vorzug vermißte er an den Gedichten von Gottlieb Hiller, von denen er gleichfalls eine Recension in die Literaturzeitung einrücken ließ; aber dafür interessirte ihn um so mehr die Person, wie sie sich in diesen Gedichten und der beigefügten Selbstbiographie kund gibt. Ein begeistertes Lob spendete er ferner in der Literaturzeitung den Ideen zur Physiognomik der Gewächse von Alex. von Humboldt. Was er dem kurzen Schriftchen, „dem kleinen Gefäß voll köstlicher Früchte," nachrühmt, läßt sich noch ganz auf die letzte und gereifteste Production des großen Naturforschers, den Kosmos, anwenden; „er zeigt, wie das einzeln Erkannte, Eingesehene, Angeschaute in völliger Pracht und Fülle dem Gemüthe zugeeignet, und der so lange geschichtete und rauchende Holzstoß durch einen ästhetischen Hauch zur lichten Flamme belebt werden könne."

Zwischen diesen Arbeiten ergötzte sich Goethe an dem Anschauen mancher Kunstwerke, die ihm von nah und fern her zugesandt wurden. Unter mehreren, deren er in den Annalen gedenkt, erwähnen wir einiger Sendungen von Tischbein, da auf sie die dem Jahr 1806 angehörigen Vier Gedichte an Tischbein sich beziehen. Der alte Freund, der nach der Rückkehr aus Italien vom Herzog von Oldenburg in eine angenehme Lage versetzt worden war, schickte im Frühjahr an Goethe unter Anderm einige aquarellirte Copien und an die Herzogin Amalia einen mäßigen Folioband Federzeichnungen, gleichfalls in Aquarell. Hierin war Tischbein ganz besonders glücklich, indem er, als ein geübtes Talent, auf solche Weise Gedanken, Einfälle, Grillen ohne großen Aufwand und ohne Gefahr von Zeitverlust aussprechen konnte. Thiere darzustellen *) war immer Tischbein's Liebhaberei. Namentlich gedenkt Goethe eines Esels, der mit großem Behagen Ananas statt Disteln fraß. Auf einem andern Bilde blickte man über die Dächer einer großen Stadt gegen die aufgehende Sonne; ganz im Vordergrunde saß ein schwarzer Oeffenjunge unmittelbar am Schornstein, so weit er noch

*) S. das vierte Gedicht an Tischbein.

Farbe annehmen konnte, von der Sonne vergoldet, obwohl der letzte Sohn des jammervollsten Gewerbes, doch der Einzige unter vielen Tausenden, welcher des erhebenden Naturschauspiels genoß. Dergleichen Mittheilungen geschahen aber von Tischbein nur unter der Bedingung, daß man ihm eine poetische oder prosaische Auslegung seiner sittlich-künstlerischen Träume zukommen ließ; und so wurde Goethe zu den obenerwähnten vier Gedichten angeregt.

Gegen Ende Juni's *) begab er sich auf den Rath der Aerzte in Begleitung Riemer's und eines Majors von Hendrich, der die Reisesorgen übernahm, nach Karlsbad, obwohl er diesmal wenig Vertrauen zu den dortigen Heilmitteln hatte und lieber nach Berlin zu seinem Freunde Zelter gegangen wäre, welcher jetzt gerade nach dem Verluste einer geliebten Frau seines Trostes sehr bedurfte. Indeß kam er bald von seinem Unglauben zurück, und der Gebrauch der Trink- und Badekur bekam ihm so wohl, daß es ihn gereute, sie nicht früher gegen die Uebel versucht zu haben, die er in duldender Indolenz seit einiger Zeit hatte hinschleichen lassen. „Nur müsse man sich," schrieb er an Zelter, „einer völligen Tagdieberei hingeben, weil man gar zu geschwind fühle, daß man von jeder Art Thätigkeit untüchtig werde." Zum Mineralogisiren forderte jedoch die ganze umliegende Gegend auf, welches denn auch wieder sehr bei ihm an die Tagesordnung trat. Auch machte er viele interessante Bekanntschaften, und begegnete Manchem persönlich, dessen Namen und Wirkungen er bisher nur kannte.

Einen alten treuen Gesellen auf seinen geognostischen Ausflügen fand er in dem Steinschleifer Joseph Müller wieder. Dieser war zuerst auf den Gedanken gekommen, die Karlsbader Sprudelsteine in Tafeln zu schneiden, zu poliren und bekannt zu machen. Daneben hatte er auch auf andere geologische Merkwürdigkeiten der Umgegend geachtet und namentlich die interessanten, aus dem verwitternden Granit sich ablösenden Zwillingskrystalle des Feldspaths gesammelt. Seit Goethe zuletzt in Karlsbad war, hatte er seine Studien über die ganze Gegend ausgedehnt, und seine

*) Nicht Ende Mai's, wie es in den Annalen heißt. S. Briefwechsel mit Zelter, Nr. 89 und 91.

Sammlung vom Grundgebirge an durch alle Uebergänge bis zu den pseudovulcanischen Erscheinungen verbreitet. Goethe fuhr, von ihm begleitet, nach Engelhaus, erstieg und beklopfte den Klingsteinfelsen und durchstreifte forschend und sinnend die Gegend von Karlsbad. An einigen Spazierfahrten nahm auch der russische Legationsrath von Struve Theil, ein im geologischen Fach eben so unterrichteter als mittheilender Kenner, der Goethe'n seine schöne und instructive Sammlung von Stufen zeigte. Späterhin gesellten sich auch noch Bergrath Werner und August von Herder zu dem Kreise, jener auf längere, dieser auf kürzere Zeit. Mit Werner fand sich Goethe häufig theoretisch im Widerspruch; aber indem er das Gespräch auf die Erfahrung hinlenkte, wußte er sich den Umgang mit dem kenntnißreichen Manne nützlich und angenehm zu machen.

In einsamen Stunden gedachte er der nächsten Theatersaison, und versuchte Oelenschläger's verdienstliche Tragödie Hakon Jarl der Weimarischen Bühne anzueignen. Oelenschläger hatte ihn zu Weimar gegen Anfang Juni's besucht und ihm wohlgefallen. „Er besitzt ein unverkennbares poetisches Talent," heißt es in einem Briefe an Zelter vom 2. Juni, „und wird auch für uns Deutsche, da er sich unsrer Sprache zu bemeistern sucht, manches Angenehme hervorbringen." Jetzt in Karlsbad beschäftigte sich Goethe sogar schon mit Aufsuchung von Kleidern und Decorationen für das Stück. Allein späterhin schien es ihm bedenklich, zu einer Zeit, wo mit Kronen im Ernst gespielt wurde, „mit dieser heiligen Zierde sich scherzhaft zu gebärden."

Seiner Kunstliebe kam eine Sammlung von Kupfern zu Statten, die Graf Lepel mit sich führte, so wie eine Anzahl großer, mit der Feder gezeichneter, aquarellirter Blätter von Ramberg, welche Graf Corneillan nebst sehr schönen Landschaften in Deckfarben und eigenen Arbeiten besaß. Auch fühlte er sich jetzt einmal wieder angetrieben, die bedeutend abwechselnden Gegenstände, die ihn täglich umgaben, sich durch Nachbildung dauernder anzueignen. Die gelungeneren Skizzen bewahrte er als Anfang einer Sammlung auf. Ueberhaupt trat jetzt sein Sammeleifer immer stärker hervor, und die bereits angelegten Sammlungen bewährten mehr und mehr ihre Anziehungskraft. So gewann sein Medaillen-Cabinet, das von der

zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts an über den Weg der Bildhauerkunst Aufschluß gab, desgleichen eine Sammlung eigenhändig geschriebener Blätter ausgezeichneter Männer im Laufe des Jahrs eine beträchtliche Vermehrung. Von diesem handschriftlichen Besitz hatte er ein alphabetisches Verzeichniß drucken lassen; und indem er solches jedem Briefe an Freunde beilegte, spornte er diese zu fortdauernder Vermehrung desselben an.

Unter so vielfacher angenehmer Beschäftigung, im Gefühl einer gut anschlagenden Cur, hätte Goethe in Carlsbad ein glückliches Leben führen können, wenn nur nicht täglich und stündlich einlaufende Nachrichten fortwährend Sorgen und Bekümmerniß um das Vaterland aufgeregt hätten. Fürst Reuß XIII., der sich gleichfalls dort befand, enthüllte ihm mit diplomatischer Umsicht das Unheil, welches Thüringen und ganz Deutschland bedrohte. Manchen hellen Blick in die Vergangenheit ließ ihn der österreichische General Richter thun, der die harten Schicksale von Ulm mit erlebt hatte. Zwischen den beunruhigenden Unterhaltungen fehlte es freilich nicht an ableitenden. So besprach sich Landgraf Karl von Hessen, von jeher tiefern Studien zugethan, mit ihm häufig über die Urgeschichte der Menschheit. Aber dafür mußte er dann wieder von den gefährlichen Plänen braver deutscher Patrioten hören, welche die ernstliche Absicht nicht verhehlten, einen Volksaufstand zu organisiren, und über die Mittel dazu leidenschaftlich verhandelten.

In der ersten Hälfte des August verließ er Carlsbad und Böhmen, welches damals durch seine Ruhe das Gefühl gab, als wäre man im Lande Gosen. Auf der Rückreise durch Hof fand er in Zeitungen die Nachricht von der Auflösung des deutschen Reiches, und kaum war er zu Hause angelangt, als man das drohende Kriegsgewitter im Heranmarsch gewaltiger Heeresmassen sich nähern sah. Die Preußen setzten die Befestigung von Erfurt eifrig fort; der Herzog Carl August, als preußischer General, bereitete sich zum Abzuge. Nur flüchtig gedenkt Goethe in den Annalen einer „prägnanten" Unterhaltung mit seinem Fürsten im Hauptquartier Niederroßla, und sorgenvoller Verhandlungen mit seinem treuen Geschäftsfreunde, dem Staatsminister von Voigt. Aber wie selbst in bedenklichen Zeitläuften alles Herkömmliche, Vergnügungen und Arbeiten

sowohl, als Essen, Trinken und Schlafen ihren Gang fortgehen, so wurde auch jetzt bei der Herzogin Mutter zu Tiefurt, wo Kapellmeister Himmel gegenwärtig war, wenn gleich mit schwerem Herzen musicirt.

Am 26. September begab er sich nach Jena, um eine dort aus Carlsbad angelangte Gebirgsfolge auszupacken und unter Beistand des Directors Lenz vorläufig zu katalogisiren. Er bezog diesmal den Seitenflügel des Schlosses, dem Fürsten Hohenlohe Platz zu machen, der mit seiner Truppenabtheilung heranrückte. Bei ihm zu Tafel geladen, sah er manche bedeutende Männer wieder und machte neue Bekanntschaften. Es entging ihm nicht, daß auf Allen das Vorgefühl eines nahenden Unglücks lastete. Dessen ungeachtet sprach er, seinem Charakter getreu, mit Hegel nach alter akademischer Weise manches philosophische Capitel durch. Den Jenensern zu Liebe überschritt er jetzt einmal ausnahmsweise das selbstauferlegte Gesetz, sich nie in öffentliche Händel zu mischen. Obrist von Massenbach hatte eine Art von moralischem Manifest verfaßt, welches, obwohl seltsam und lächerlich genug, doch im Falle des Einrückens der Franzosen dem Druckorte unheilbringend werden konnte. So wurde denn Goethe vom Drucker und einigen Jenensischen Rathsherren mit der Bitte angegangen, den Druck des vorgelegten Manuscriptes abzuwenden. Er verfügte sich zum Verfasser, rückte nach erneuerter Bekanntschaft mit seiner Protestation hervor, und fand einen beharrlichen Autor, erwies sich aber selbst als eben so beharrlichen Bürger und trug seine Argumente mit so feuriger Beredsamkeit vor, daß Massenbach endlich nachgab.

Als er am 6. October nach Weimar zurückkehrte, fand er Alles in Unruhe und Bestürzung. „Die großen Charaktere," erzählt er selbst, „waren gefaßt und entschieden; man fuhr fort zu überlegen, zu beschließen. Wer bleiben, wer sich entfernen sollte, war die Frage." Zur großen Beruhigung gereichte es für ganz Weimar, daß sich die Herzogin Louise zu bleiben entschloß. In der Mitte ihres Volkes unter allen Schrecken und Gefahren ausharrend, bewährte sie die Fassung einer großen weiblichen Seele, womit sie selbst dem damaligen Beherrscher der Welt Achtung und Ehrfurcht abnöthigte.

Unterdeß wälzte sich das Kriegsunwetter mit furchtbarer Schnelligkeit heran. Es war Dienstag den 14. October, Morgens 7 Uhr, als die Einwohner Weimars durch den Kanonendonner der Schlacht von Jena aufgeschreckt wurden. In Goethe's Hausgarten vernahm man diesen Donner pelotonweise. Da jedoch, wie der Tag zunahm, der Schall sich verminderte und zuletzt aufhörte, setzte man sich, wie gewöhnlich, um 3 Uhr zu Tisch. Kaum aber hatte man zu essen begonnen, als ganz in der Nähe Kanonenschüsse erst einzeln, dann zu mehrern hintereinander, erdröhnten. Der Tisch wurde eiligst abgeräumt, Goethe entfernte sich; und Riemer fand ihn gleich nachher im Hausgarten auf- und abwandeln. Unterdessen pfiffen Kanonenkugeln über das Haus, und die preußische Retirade ging hinter dem Garten dicht an der Ackerwand in gräßlicher Verwirrung vorbei; man sah die Spitzen der Gewehre über der Gartenmauer hin schwanken. Unter Angst und Spannung war etwa eine Stunde vergangen, als eine furchtbare Stille auf den Straßen und dem Platz vor Goethe's Hause eintrat. Da kamen einzelne französische Husaren nahe an's Frauenthor gesprengt und spähten, ob Feinde in der Stadt wären. Als sie sicher zu sein glaubten, gallopirten sie hinein; und bald darauf sah Riemer, wie Goethe zu Fuß an der Seite eines Husarenofficiers auf das Schloß zuging. Erst nachher erfuhr Riemer, dieser Officier, der sich geheimnißvoll nach Goethe erkundigt hatte, sei der Sohn seiner Lili, ein Baron von Türkheim gewesen. Goethe ließ vom Schloß in's Haus sagen, der Marschall Ney würde sich dort einquartiren, und außer ihm noch einige Cavalleristen. Die Letztern erschienen auch bald und lagerten sich sogleich, vom sechszehnstündigen Ritt aus Franken nach Jena ermüdet, auf die Streu im Bedientenzimmer. Unterdessen gingen in der Stadt mehrere Häuser in der Nähe des Schlosses in Flammen auf, Läden und Keller wurden erbrochen, und in den Wohnungen geplündert und Mißhandlungen verübt. Viele Personen flüchteten sich in ein Zimmer des Goethe'schen Hinterhauses, wo man um so mehr sich geborgen glauben durfte, als der Marschall dort Quartier nehmen sollte.

Aber noch stand Goethe'n eine schlimme Nacht bevor. Er war unterdeß vom Schlosse zurückgekommen, ohne den Marschall, für den

eine stattliche Tafel bereit stand, mitzubringen. Man erwartete diesen bis tief in die Nacht vergebens, und hielt unterdeß das Haus gegen Eindringlinge verriegelt. Gegen Mitternacht aber donnerten heftige Kolbenschläge an die Thüre, und zwei kleine Kerle von der damals spottweise so genannten Löffelgarde, eigentlich Tirailleurs in voller Bewaffnung, verlangten Einlaß. Als sie, trotz aller Proteste, Anstalt machten ein Fenster einzuschlagen, öffnete man ihnen endlich die Hausthüre. Sie sprachen sogleich der Flasche weidlich zu, und verlangten zuletzt stürmisch den Hausherrn zu sehen. Goethe, obwohl schon ausgekleidet und nur im weiten Nachtrock, den er scherzhaft den Prophetenmantel zu nennen pflegte, schritt die Treppe auf sie zu und flößte ihnen durch seine würdige Gestalt und seine geistvolle Miene so viel Respect ein, daß sie auf einmal höfliche Franzosen wurden und mit ihm anstießen. Nachdem er sich wieder entfernt hatte, setzten sie den Flaschen von Neuem zu und stiegen endlich die Treppe hinauf, auf der sie den Hausherrn hatten kommen und hinaufsteigen sehen. Vom Weine erhitzt, rückten sie ihm auf das Schlafzimmer und brachten sein Leben in ernstliche Gefahr. Rasch entschlossen rief Christiane Vulpius einen der in's Haus Geflüchteten zu Hülfe, und dieser erschien noch zeitig genug, um Goethe'n vor den Wüthenden zu retten, sie hinauszujagen und die Thüren des Zimmers und Vorgemachs zu verriegeln. Am nächsten Morgen kam der Marschall, und nun trat sogleich eine Schutzwache vor das Haus.

Das Dankgefühl gegen Christiane Vulpius, welche sich überhaupt in diesen Schreckenstagen, obwohl des Französischen unkundig, mit musterhafter Entschlossenheit, Gewandtheit und Umsicht benommen hatte, mochte dazu beitragen, in Goethe den zweifelsohne schon lange genährten Plan der kirchlichen Trauung mit ihr zur Reife zu bringen. Die Anschauung nahe drohender Lebensgefahr machte es ihm zum Bedürfniß, sich an eine erprobte treue Seele auch vor den Augen der Welt näher anzuschließen, und ihr für manche bisher empfundene Nachtheile und Entbehrungen eine gerechte Entschädigung zu geben. Auch war seine Vaterliebe dem heranwachsenden Sohne eine öffentliche Anerkennung schuldig; und so haben wir nicht nöthig, noch einen andern Beweggrund heranzuziehen, den die

Klatscherei gar als Hauptmotiv jenes Schrittes dargestellt hat: die Aussicht auf eine Unterredung mit Napoleon, von dem vorauszusehen war, daß er sich nach seinen Familienverhältnissen erkundigen würde. Der Augenblick zur Ausführung seines Vorhabens war sehr glücklich ergriffen. Jedermann hatte in dem gegenwärtigen Momente mit den eigenen und den Landes-Calamitäten zu viel zu thun, als daß er jenem Vorfalle eine besondere Aufmerksamkeit hätte widmen können. Es war am 19. October, am ersten Sonntage nach der Schlacht von Jena, wo Goethe mit Christiane Vulpius, seinem Sohne und Riemer, als Zeugen, des Morgens nach der Schloßkirche fuhr, und in der Sacristei den Trauungsact vollziehen ließ. Der Ober-Consistorialrath Günther verrichtete die Ceremonie in angemessener Weise. Alle Freunde und Verehrer Goethe's billigten und belobten den längst erwarteten Schritt.

Der Gewittersturm brauf'te über Weimar rasch hinweg, auf seinem weitern Zuge eine mächtige Monarchie in Trümmer werfend. Wie Goethe den Rest des Jahres verlebte, darüber gibt uns zunächst ein Brief an Zelter vom 26. Dezember, freilich nur summarische Auskunft. „Seit dem 14. October," lautet er, „bin ich täglich in Gedanken bei Ihnen gewesen, und noch eben, wie dieses geschrieben wird, steht ein zugesiegelter Brief an Sie auf meinem Schreibpult, den ich fortzusenden nicht den Muth hatte. Denn was soll man sich einander sagen? Am 12. Dezember habe ich Ihren Geburtstag im Stillen gefeiert, und so werden wir wohl auch künftig nur das stille Gute im Stillen feiern können. Durch die bösen Tage bin ich wenigstens ohne großen Schaden durchgekommen. Es war nicht Noth mich der öffentlichen Angelegenheiten anzunehmen, indem sie durch treffliche Männer genugsam besorgt wurden; und so konnt' ich in meiner Klause verharren, und mein Innerstes bedenken. In den schlimmsten Stunden, wo wir um Alles besorgt sein mußten, war mir die Furcht, meine Papiere zu verlieren, die peinlichste, und von der Zeit an schick' ich zum Drucke fort, was nur gehen will. Die Farbenlehre schreitet stark vor. Auch werden meine Ideen und Grillen über die organische Natur nach und nach redigirt, und so will ich von meinem geistigen Dasein zu retten suchen, was

ich noch kann, da Niemand mehr weiß, wie es mit dem Uebrigen werden wird."

In den Briefen an Knebel aus dem letzten Viertel des Jahrs 1806 spricht sich Gefaßtheit und innige Theilnahme aus. Nach allen Seiten spendete Goethe, so viel in seinen Kräften stand, Hülfe, Rath und Trost. „Haltet Euch so gut es möglich ist," schrieb er sieben Tage nach der Schlacht bei Jena; „nur die erste Zeit ist noch peinlich. Es werden auch Stunden der Genesung und des Wohlseins wiederkommen. Wegen unserer wissenschaftlichen Anstalten (in Jena) schreibe ich Dir nächstens und bitte Dich auf alle ein Auge zu haben. Die regierende Herzogin ist an ihrem Posten. Denon, Director aller kaiserl. Museen, logirte zwei Tage bei mir. Ich hatte ihn in Venedig gekannt und viel Freude am Wiedersehen. So muß erst ein Gewitter vorbeiziehen, wenn ein Regenbogen erscheinen soll." In einer Nachschrift fügte er hinzu: „Unendliche Freude hatte ich zu vernehmen, daß es Euch leidlich ergangen ist. Haltet Euch nur diese ersten Tage, bis man selbst wieder beisammen ist und thätiger zu Hülfe kommen kann." Zwei Tage später ersuchte er Knebel, einer Demoiselle Huber, die in Geldverlegenheit war, auf seine Rechnung mit 6 Thalern zu Hülfe zu kommen, und in einem Briefe vom nächsten Tage, an Hegel, wenn er etwa Geld bedürfe, bis zu 10 Thalern zu zahlen. In Briefen aus dem November berichtete er über die successive Wiederherstellung der Weimarischen Zustände, wobei freilich alle geistige, leibliche und ökonomische Kräfte aufzubieten seien, um die vergangenen Uebel zu heilen und die gegenwärtigen zu ertragen. „Was mich selbst betrifft," schrieb er am 26. November, „so halte ich mich ganz ziemlich, und suche besonders das chromatische Manuscript in die Druckerei zu schaffen, um endlich diesen sisyphischen Stein los zu werden." Ein Brief vom 13. Dezember beginnt: „Die kurzen Tage gehen mir geschwind in allerlei Beschäftigungen vorbei; besonders ist die Farbenlehre stark auf dem Amboß. Das Manuscript zum eigentlichen didaktischen Entwurf ist schon ganz abgesendet; nun sind wir am polemischen Theile des ersten Bandes, bei welcher Arbeit gute Unterhaltung, ja sogar leidenschaftliche Gemüthsbewegung zu finden ist. — Die Abende habe ich mich

gewöhnt, in Gesellschaft zuzubringen, und so hoffe ich über die nächsten Wochen glücklich hinauszukommen."

Weimar erfreute sich zwar bald wieder der Rückkehr des geliebten und verehrten Landesvaters; aber der edle, offene deutsche Mann war eine geraume Zeit mit Horchern, sogar an seiner Tafel umstellt. Er war bei dem fremden Machthaber angeschwärzt, weil er vormaligen Waffengefährten in ihrer Entblößtheit Hülfe gespendet und preußische Offiziere im Militair- und Civilfach angestellt hatte. Als Falk unserm Dichter eines Tages einen darauf bezüglichen Bericht vorlas, unterbrach dieser ihn mit feurigen Worten, die uns von Falk aufbewahrt worden sind. Mögen sie immerhin nicht buchstäblich getreu wiedergegeben sein, wenn nur der Geist, der in ihnen weht, von Goethe stammt, so haben wir in ihnen eines der sprechendsten Zeugnisse seiner deutschen Gesinnung und seiner edlen Freundschaft mit dem Herzog Carl August. „Genug!" fiel Goethe mit flammendem Gesicht dem Lesenden in die Rede. „Was wollen sie denn, diese Franzosen? Sind sie Menschen? Warum verlangen sie geradeweg das Unmenschliche? Was hat der Herzog gethan, was nicht lobens- und rühmenswerth ist? Seit wann ist es denn ein Verbrechen, seinen Freunden und alten Waffenkameraden im Unglück treu zu bleiben? Ist denn eines edeln Mannes Gedächtniß so gar nichts in euern Augen? Warum muthet man dem Herzog zu, die schönsten Erinnerungen seines Lebens, den siebenjährigen Krieg, das Andenken an Friedrich den Großen, der sein Oheim war, kurz alles Ruhmwürdige des uralten deutschen Zustandes, woran er selbst so thätig Antheil nahm, und wofür er noch zuletzt Krone und Scepter auf's Spiel setzte, den neuen Herren zu gefallen, wie ein verrechnetes Exempel plötzlich über Nacht mit einem nassen Schwamme von der Tafel seines Gedächtnisses hinwegzustreifen? Steht denn euer Kaiserthum von gestern schon auf so festen Füßen, daß ihr keine, gar keine Wechsel des menschlichen Schicksals in Zukunft zu befürchten habt? Von Natur zu gelassener Betrachtung der Dinge aufgelegt, werde ich doch grimmig, sobald ich sehe, daß man dem Menschen das Unmögliche abfordert. Daß der Herzog verwundete, ihres Soldes beraubte preußische Offiziere unterstützt, daß er dem heldenmüthigen Blücher nach dem Gefecht von Lübeck einen Vorschuß von

4000 Thalern macht, das wollt ihr eine Verschwörung nennen? Setzen wir den Fall, daß heut oder morgen Unglück bei eurer großen Armee einträte: was würde wohl ein General oder Feldmarschall in den Augen des Kaisers werth sein, der gerade so handelte, wie unser Herzog in dem vorliegenden Falle wirklich gehandelt hat? Ich sage euch, der Herzog soll so handeln, wie er handelt! Er muß so handeln! Er thäte sehr unrecht, wenn er je anders handelte! Ja, und müßte er darüber Land und Leute, Krone und Scepter verlieren, wie sein Vorfahr, der unglückliche Johann, so soll und darf er doch um keine Hand breit von dieser edeln Sinnesart und Dem, was ihm Menschen- und Fürstenpflicht in solchen Fällen vorschreibt, abweichen. Unglück! Was ist Unglück? Das ist ein Unglück, wenn sich ein Fürst dergleichen von Fremden in seinem eigenen Hause muß gefallen lassen. Und wenn es auch dahin mit ihm käme, wohin es mit jenem Johann einst gekommen ist, daß beides, sein Unglück und sein Fall, gewiß wäre, so soll uns auch das nicht irre machen, sondern mit einem Stecken in der Hand wollen wir unsern Herrn, wie jener Lukas Kranach den seinigen, in's Elend begleiten und treu an seiner Seite aushalten. Die Kinder und Frauen, wenn sie uns in den Dörfern begegnen, werden weinend die Augen aufschlagen und zu einander sprechen: das ist der alte Goethe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der französische Kaiser seines Throns entsetzt hat, weil er seinen Freunden so treu im Unglück war, weil er seinen Oheim, den Herzog von Braunschweig auf dem Todbette besuchte, weil er seine alten Waffenkameraden und Zeltbrüder nicht wollte verhungern lassen!" Hier rollten ihm, wie Falk erzählt, die Thränen stromweise von beiden Wangen herunter; dann fuhr er nach einer Pause fort: „Ich will um's Brod singen! Ich will ein Bänkelsänger werden und unser Unglück in Liedern verfassen! Ich will in alle Dörfer und Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt ist; die Schande der Deutschen will ich besingen, und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden und damit meinen Herrn wieder auf seinen Thron herauf- und euch von dem euren heruntersingen! Ja, spottet nur des Gesetzes, ihr werdet doch zuletzt an ihm zu Schanden werden! Komm an, Franzos! Hier oder nirgends ist der Ort mit dir anzubinden!

gewöhnt, in Gesellschaft zuzubringen, und so hoffe ich über die nächsten Wochen glücklich hinauszukommen."

Weimar erfreute sich zwar bald wieder der Rückkehr des geliebten und verehrten Landesvaters; aber der edle, offene deutsche Mann war eine geraume Zeit mit Horchern, sogar an seiner Tafel umstellt. Er war bei dem fremden Machthaber angeschwärzt, weil er vormaligen Waffengefährten in ihrer Entblößtheit Hülfe gespendet und preußische Offiziere im Militair- und Civilfach angestellt hatte. Als Falk unserm Dichter eines Tages einen darauf bezüglichen Bericht vorlas, unterbrach dieser ihn mit feurigen Worten, die uns von Falk aufbewahrt worden sind. Mögen sie immerhin nicht buchstäblich getreu wiedergegeben sein, wenn nur der Geist, der in ihnen weht, von Goethe stammt, so haben wir in ihnen eines der sprechendsten Zeugnisse seiner deutschen Gesinnung und seiner edlen Freundschaft mit dem Herzog Carl August. „Genug!" fiel Goethe mit flammendem Gesicht dem Lesenden in die Rede. „Was wollen sie denn, diese Franzosen? Sind sie Menschen? Warum verlangen sie geradeweg das Unmenschliche? Was hat der Herzog gethan, was nicht lobens- und rühmenswerth ist? Seit wann ist es denn ein Verbrechen, seinen Freunden und alten Waffenkameraden im Unglück treu zu bleiben? Ist denn eines edeln Mannes Gedächtniß so gar nichts in euern Augen? Warum muthet man dem Herzog zu, die schönsten Erinnerungen seines Lebens, den siebenjährigen Krieg, das Andenken an Friedrich den Großen, der sein Oheim war, kurz alles Ruhmwürdige des uralten deutschen Zustandes, woran er selbst so thätig Antheil nahm, und wofür er noch zuletzt Krone und Scepter auf's Spiel setzte, den neuen Herren zu gefallen, wie ein verrechnetes Exempel plötzlich über Nacht mit einem nassen Schwamme von der Tafel seines Gedächtnisses hinwegzustreifen? Steht denn euer Kaiserthum von gestern schon auf so festen Füßen, daß ihr keine, gar keine Wechsel des menschlichen Schicksals in Zukunft zu befürchten habt? Von Natur zu gelassener Betrachtung der Dinge aufgelegt, werde ich doch grimmig, sobald ich sehe, daß man dem Menschen das Unmögliche abfordert. Daß der Herzog verwundete, ihres Soldes beraubte preußische Offiziere unterstützt, daß er dem heldenmüthigen Blücher nach dem Gefecht von Lübeck einen Vorschuß von

4000 Thalern macht, das wollt ihr eine Verschwörung nennen? Setzen wir den Fall, daß heut oder morgen Unglück bei eurer großen Armee einträte: was würde wohl ein General oder Feldmarschall in den Augen des Kaisers werth sein, der gerade so handelte, wie unser Herzog in dem vorliegenden Falle wirklich gehandelt hat? Ich sage euch, der Herzog soll so handeln, wie er handelt! Er muß so handeln! Er thäte sehr unrecht, wenn er je anders handelte! Ja, und müßte er darüber Land und Leute, Krone und Scepter verlieren, wie sein Vorfahr, der unglückliche Johann, so soll und darf er doch um keine Hand breit von dieser edeln Sinnesart und Dem, was ihm Menschen- und Fürstenpflicht in solchen Fällen vorschreibt, abweichen. Unglück! Was ist Unglück? Das ist ein Unglück, wenn sich ein Fürst dergleichen von Fremden in seinem eigenen Hause muß gefallen lassen. Und wenn es auch dahin mit ihm käme, wohin es mit jenem Johann einst gekommen ist, daß beides, sein Unglück und sein Fall, gewiß wäre, so soll uns auch das nicht irre machen, sondern mit einem Stecken in der Hand wollen wir unsern Herrn, wie jener Lukas Kranach den seinigen, in's Elend begleiten und treu an seiner Seite aushalten. Die Kinder und Frauen, wenn sie uns in den Dörfern begegnen, werden weinend die Augen aufschlagen und zu einander sprechen: das ist der alte Goethe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der französische Kaiser seines Throns entsetzt hat, weil er seinen Freunden so treu im Unglück war, weil er seinen Oheim, den Herzog von Braunschweig auf dem Todbette besuchte, weil er seine alten Waffenkameraden und Zeltbrüder nicht wollte verhungern lassen!" Hier rollten ihm, wie Falk erzählt, die Thränen stromweise von beiden Wangen herunter; dann fuhr er nach einer Pause fort: „Ich will um's Brod singen! Ich will ein Bänkelsänger werden und unser Unglück in Liedern verfassen! Ich will in alle Dörfer und Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt ist; die Schande der Deutschen will ich besingen, und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden und damit meinen Herrn wieder auf seinen Thron heraufund euch von dem euren heruntersingen! Ja, spottet nur des Gesetzes, ihr werdet doch zuletzt an ihm zu Schanden werden! Komm an, Franzos! Hier oder nirgends ist der Ort mit dir anzubinden!

Wenn du dieses Gefühl dem Deutschen nimmst oder es mit Füßen trittst, was Eins ist, so wirst du diesem Volke bald selbst unter die Füße kommen! Ihr seht, ich zittere an Händen und Füßen. Ich bin lange nicht so bewegt gewesen. Gebt mir diesen Bericht! Oder nein, nehmt ihn selbst! Werft ihn in's Feuer! Verbrennt ihn! Und wenn Ihr ihn verbrannt habt, sammelt die Asche und werft sie in's Wasser! Laßt es sieden, brodeln und kochen! Ich selbst will Holz dazu beitragen, bis Alles zerstiebt ist, bis jeder, auch der kleinste Buchstab, jedes Komma und jeder Punkt in Rauch und Dunst davon fliegt, so daß auch nicht ein Stäubchen davon auf deutschem Grund und Boden übrig bleibt! Und so müssen wir es auch einst mit diesen übermüthigen Fremden machen, wenn es je besser mit Deutschland werden soll."

Zweites Capitel.

Naturwissenschaftliche Forschungen und Lectüre des Jahrs 1806. — Das Jahr 1807: Theater. Tod der Herzogin Amalia. Farbenlehre. Neue Ausgabe seiner Werke. Aufenthalt in Karlsbad. Dortige Arbeiten. Bekanntschaften. Reinhard. Rückkehr nach Weimar. Singschule. Vorspiel zur Wiedereröffnung des Theaters. Pandora. Sonette. Sonstige Gegenstände seiner Theilnahme.

Wir haben zunächst, ehe wir zu dem Jahre 1807 übergehen, noch einiger Arbeiten und Beschäftigungen Goethe's aus dem vorhergehenden Jahre zu gedenken. In Jena gab ihm der Nachlaß von Batsch Mancherlei anzuordnen und zu schaffen. Dieser hatte eine naturforschende Gesellschaft gestiftet, und allmählig durch und für dieselbe ein ausgebreitetes Museum zusammengebracht, dem er seine eigene Sammlung methodisch eingeschaltet. Jetzt galt es nun, die beiderseitigen Ansprüche der Gesellschaft und der Erben des Verstorbenen auseinanderzusetzen und die Nachlassenschaft zu sondern, was

nicht wenig Mühe und Unannehmlichkeiten verursachte. Indeß fand Goethe nach dem Karlsbader Aufenthalte, bei der Rückkehr nach Jena im September, das mineralogische Cabinet bereits in der schönsten Ordnung und auch das zoologische reinlich aufgestellt.

Dr. Seebeck brachte das ganze Jahr in Jena zu, und förderte Goethe's Einsicht in die Physik überhaupt, besonders aber in die Farbenlehre. Mit dem Professor der Medicin Schelver tauschte er häufig Betrachtungen über Natur und Naturwissenschaft aus; Alexander v. Humboldt's freundliche Sendungen führten ihn in die weite und breite Welt; Sömmering's Gehörwerkzeuge lockten ihn zur Anatomie zurück; Cotta's Betrachtungen über das Wachsthum der Pflanzen, nebst beigefügten Musterstücken von durchschnittenen Hölzern, riefen ihn auf's Neue zur Morphologie, wobei er den Vorsatz faßte, sowohl die Metamorphose der Pflanzen als sonst sich Anschließendes wieder abdrucken zu lassen; die große Charte botanique d'après Ventenat machte ihm die Familienverhältnisse der Pflanzen anschaulicher; Steffen's Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaften gaben ihm Viel zu denken; selbst der Mathematik suchte er sich möglichst zu nähern, zu welchem Zwecke er Montucla's Histoire des Mathématiques las; und nachdem er durch Wiedervergegenwärtigung der höhern Ansichten, woraus die Erkenntniß des Einzelnen hervorgeht, sich in die Mitte des Naturreichs zu stellen gesucht hatte, schrieb er ein Schema der allgemeinen Naturlehre.

Es war ihm bei dem Schema besonders darum zu thun, für seine Farbenlehre einen sicheren Standpunkt zu finden; denn diese gedachte er nunmehr ernstlich anzugreifen und zum Druck zu befördern. Sie war auf drei Theile angelegt, einen didaktischen, einen geschichtlichen und einen polemischen. Die Vorarbeiten, womit er sich seit zwölf Jahren beschäftigte, waren so weit gediehen, daß sich besonders die zwei ersten Theile immer mehr zu runden anfingen und der Druck derselben gleichzeitig beginnen konnte. Am meisten war für den didaktischen Theil geschehen; die Lehre von den physiologischen Farben, welche die erste Abtheilung desselben bildet, hatte er nach bestem Vermögen durchgearbeitet, und fügte nun noch einen Anhang über die pathologischen Farben hinzu. Sodann redi-

girte er die Lehre von den physischen Farben, und führte weiter die sinnlich-sittliche Wirkung der Farben aus. Nebenher wurden im Geschichtlichen, dessen Anfänge bereits fertig vorlagen, Gautier's Chroagenosie und das, was Plinius von den Farben gesagt haben mochte, betrachtet. Mit dem Abdruck war man bis zum 13. Bogen des didaktischen Theils und bis zum 4. des geschichtlichen gelangt, als im Oktober das furchtbare Kriegsunheil hereinbrach und die übereilt geflüchteten Papiere unwiderbringlich zu vernichten drohte. Sobald er sich ermannt hatte, ward mit andern Geschäften auch dieses von Neuem aufgegriffen, und mit verdoppelter Thätigkeit weitergeführt, und zwar wurde besonders auf die Bearbeitung der nöthigen Tafeln die größte Sorgfalt verwandt. Zu lebhafter Freude gereichte ihm der Brief eines jungen Malers Philipp Otto Runge, der, ohne von unsers Naturforschers Bemühungen unterrichtet zu sein, auf die gleichen Wege gekommen war. Goethe fand schon bei seiner Rückkehr von Karlsbad im August einen Aufsatz in Briefform von ihm vor, worüber es in einem Schreiben an Zelter (vom 15. August 1806) heißt: „Ein Theil seines kurzen Aufsatzes steht beinahe wörtlich in meiner Farbenlehre, zu einem andern Theile findet sich der Commentar in meiner Arbeit, und dann hat der Verfasser solche Stellen, die ich ihn ersuchen werde, mir abzutreten, weil man das, wovon ich überzeugt bin, nicht besser sagen kann. Diese Zustimmung eines Lebenden, der bisher gar nichts von mir und meinen Bemühungen gewußt hat, gibt mir eine neue Lust, weiter fortzufahren und mein Pensum zu endigen." Bei fortgesetzter Correspondenz erhielt er die Erlaubniß, Runge's ganzen Brief seiner Farbenlehre beizufügen, in der wir ihn jetzt unmittelbar vor dem Schlußwort unter dem Titel „Zugabe" finden*). — Den polemischen Theil der Farbenlehre griff er, wie sehr ihm das Streiten auch zuwider war, gleichfalls noch im Jahre 1806 an und brachte die Einleitung desselben mit Ausgang des Jahres zu Stande.

Was seine nicht auf naturwissenschaftliche Forschungen bezügliche Lectüre dieses Jahres betrifft, so hebt er selbst in den Annalen

*) S. Göthe's W. Bd. 37, S. 289 ff. Das Datum des Briefes (d. 3. Juli 1808) ist irrig: es ist wohl dafür zu lesen: Den 3. Juli 1806.

folgende Schriften hervor: die Perser des Aeschylus, die Nibelungen, Schiller's Nachlaß, Adam Müller's Vorlesungen, Haman's Schriften, Wieland's Uebersetzung der Horazischen Epistel an die Pisonen, Fernow's Abhandlung über die italienischen Dialekte, Johannes Müller's Selbstbiographie, die Gleim'schen Briefe, Huber's Leben, des Lampridius Kaisergeschichte, die Studien von Daub und Creuzer, Hallische Missionsberichte und die Fragmente aus der neuesten Geschichte des politischen Gleichgewichts in Europa von Gentz — wahrlich Zeugnisse genug für die Vielseitigkeit seines Interesses und die rastlose Thätigkeit seines Geistes selbst mitten unter den Bedrängnissen und Gefahren einer verderbenschwangern Zeit!

Mit dem Anfange des Jahres 1807 finden wir die Weimarischen Zustände über Erwarten beruhigt und Alles wieder in die Geleise friedlicher Thätigkeit zurückkehrend. Die Gesellschaftskreise hatten schon gegen den Schluß des vorigen Jahres sich wieder zu beleben begonnen; so hatten die Abendgesellschaften der Hofräthin Schopenhauer, welche jeden Donnerstag die Elite der Weimarischen Societät, auch manchmal fürstliche Personen und Fremde von Bedeutung in sich aufnahmen, im November bereits wieder ihren Anfang genommen. In zwangloser Unterhaltung verbreiteten sich hier Männer wie Goethe, Meyer, Wieland, Fernow, Falk, Einsiedel u. A. über Kunst und Wissenschaft, hielten auch wohl zuweilen einen förmlichen Vortrag; nur Politik wurde vermieden. Goethe war häufig in diesem Cirkel und belebte, wenn er guter Stimmung war, den ganzen Kreis durch seine Unterhaltung. Da man aber wußte, daß er manchmal nicht zum Gespräche aufgelegt war, so stand für ihn ein Tisch bereit, an dem er schweigsam sitzend manche Landschaften zu Stande brachte.

In den ersten Monaten des Jahres 1807 finden wir seine Aufmerksamkeit vorzüglich dem Theater zugewandt. Dieses war, nachdem es eine Zeit lang zum Lazareth gedient hatte, gegen Ende des vorigen Jahres wieder eröffnet worden; Balcon und Loge, Parterre und Gallerie hatten sich wieder bevölkert, „zum Wahrzeichen und Gleichniß," wie es in den Annalen heißt, „daß in Stadt und Staat Alles die alte Richtung angenommen." Zufällig, wenn gleich nicht unvorbereitet, gab eine freundliche, den innigsten Frieden her-

stellende Kunsterscheinung jetzt der Bühne einen neuen Glanz. Tasso ward aufgeführt, von Goethe's theatralischen Zöglingen längst im Stillen liebevoll eingelernt, auch wohl zuweilen in seiner Gegenwart gelesen. Er hatte sich gegen die Darstellung auf der Bühne fortwährend gesträubt und sie zuletzt nur halb unwillig zugestanden. Um so mehr fühlte er sich durch den großen Beifall, den dies Stück bei der Aufführung einerndtete, überrascht und angenehm beschämt. Mit erhöhtem Eifer nahm er sich nun in den nächsten Monaten des Theaters und besonders der Ausbildung der jüngern Schauspieler an. Calderon's „standhafter Prinz" und Kleist's „zerbrochener Krug" wurden eingeübt, letzteres jedoch mit entschiedener Ungunst aufgenommen. Den rechten Aufschwung gewann aber das Theater erst durch einen längern Aufenthalt in Halle und Lauchstädt, wo man sich vor einem zu hohen Forderungen berechtigten Publikum möglichst zusammennahm.

Bald nach der Ausführung des Tasso, am 10. April 1807, starb die Herzogin Mutter Amalia, der unser Dichter so manche frohe Stunde seines Lebens verdankte. Er widmete ihrem Andenken einen Aufsatz in Redeform*), „eilig, mehr in Geschäftsform als in höherm innern Sinne abgefaßt." Gegen den Schluß desselben heißt es von der Hingeschiedenen: „Hatte sie während ihres Lebensganges mancherlei Ungemach tief empfunden, vor Jahren den Verlust zweier tapferer Brüder, die auf Heereszügen ihren Tod fanden, eines dritten, der sich für Andere aufopfernd, von den Fluthen verschlungen ward, eines geliebten entfernten Sohnes, später eines verehrten, als Gast bei ihr einkehrenden Bruders und eines hoff-

*) S. Goethe's Werke, Bd. 27, S. 416 ff. (Ausg. in 40 B.) Die Bezeichnung des Aufsatzes als Rede ist nicht ganz richtig. Abdrücke desselben wurden dem Oberconsistorium zu Weimar mit folgendem Erlaß des Herzogs vom 13. April zugefertigt: „Wir haben über die Personalien und Lebensumstände Unserer verlebten Frau Mutter beiliegenden Aufsatz zum Gebrauch der Gedächtnißfeier verfassen lassen, und begehren bei Zusendung der erforderlichen Exemplare hiermit gnädigst, Ihr wollet nach der zu haltenden Gedächtnißpredigt nächsten Sonntags solchen von den Kanzeln im Lande also verlesen lassen, daß die dabei an Rand gesetzten Tage und Jahrzahlen nicht mit abgelesen werden u. s. w." (Goethe's Leben von Schäfer, II, 334.)

nungsvollen, lieblichen Urenkels, so hatte sie sich mit inwohnender Kraft immer wieder zu fassen und den Lebensfaden wieder zu ergreifen gewußt. Aber in diesen letzten Zeiten, da der unbarmherzige Krieg, nachdem er unser so lange geschont, uns endlich und sie ergriff, da sie, um eine herzlich geliebte Jugend aus dem wilden Drange zu retten, ihre Wohnung verließ, eingedenk jener Stunden, als die Flamme sie aus ihren Zimmern und Sälen verdrängte, nun bei diesen Gefahren und Beschwerden der Reise, bei dem Unglück, das sich über ein hohes verwandtes, über ihr eigenes Haus verbreitete, bei dem Tode des letzten einzig geliebten und verehrten Bruders, in dem Augenblick, da sie alle ihre auf den festesten Besitz, auf wohl erworbenen Familienruhm gebauten, jugendlichen Hoffnungen, Erwartungen von jener Seite verschwinden sah: da scheint ihr Herz nicht länger gehalten und ihr muthiger Geist gegen den Andrang irdischer Kräfte das Uebergewicht verloren zu haben. Doch blieb sie noch immer sich selbst gleich, im Aeußeren ruhig, gefällig, anmuthig, theilnehmend und mittheilend, und Niemand aus ihrer Umgebung konnte fürchten, sie so geschwind aufgelöst zu sehen. Sie zauderte, sich für krank zu erklären, ihre Krankheit war kein Leiden, sie schied aus der Gesellschaft der Ihrigen, wie sie gelebt hatte." Goethe fühlte sich schwer von diesem Todesfalle niedergedrückt. „Der Verlust unserer Herzogin Mutter," schrieb er an Zelter, „ist bei so manchem andern zerrütteten Verhältnisse sehr groß. Man darf, wie gegenwärtig überhaupt über nichts, so auch darüber nicht weiter nachdenken. Man muß von einem Tage zum andern leben und leisten was noch möglich ist." So war es auch jetzt wieder das tiefe Gefühl der Pflicht, was ihn aufrecht erhielt. Aber wie es ihm gewöhnlich erging, daß über dem Ankämpfen gegen Seelenleiden seine Gesundheit zu wanken begann, so hören wir ihn auch jetzt in einem Briefe an Zelter vom 4. Mai über schlechtes Befinden klagen, von dem er Befreiung in Karlsbad hoffte.

Trost und Zuflucht in allen Bedrängnissen war ihm die Naturforschung. „An meiner Farbenlehre wird sachte fortgedruckt," heißt es in dem eben bezeichneten Briefe an Zelter, „aber es geht noch wohl ein Jahr hin bis ich fertig werde." Es wurden nun auch die längst vorbereiteten Tafeln mit Sorgfalt nach und nach in's

Reine gebracht und gestochen. Nachdem der Abdruck des didaktischen Theils schon gegen Ausgang des Januars vollendet war, konnte er sich mit mehr Freiheit dem polemischen Theile zuwenden, dessen Anfang er gleichfalls schon zum Drucke gab. Indeß konnte er noch im April, wie er an Knebel berichtete, das Ende nicht absehen. Er glaubte Schritt vor Schritt die Newton'schen Versuche wiederholen zu müssen, um sie genau beurtheilen und entwickeln zu können, wobei ihn die Sonne manchmal im Stiche ließ. Zugleich wurde der geschichtliche Theil fortgeführt, und Nuguet über die Farben und aus der mittlern Zeit Roger Bacon näher betrachet. Die erfreuliche Wahrnehmung, daß seine Auffassung der Natur, die ihn schon seit vielen Jahren so glücklich gemacht hatte, nunmehr auch in verwandten Geistern sich entwickele, bewog ihn, die Metamorphose der Pflanzen wieder abdrucken zu lassen, und manchen alten Papierbündel durchzusehen, um daraus für die Naturfreunde etwas Angenehmes und Nützliches zu schöpfen. In der sichern Hoffnung des Gelingens ließ er schon im Ostermeßkatalog Goethe's Ideen über organische Bildung ankündigen, eine Schrift, die jedoch nie erschienen ist, obwohl sie mehrfach (z. B. in Döring's Leben Goethe's) unter seinen Werken aufgeführt worden. Auch über Osteologie, namentlich über die im Jahr 1790 zu Venedig gemachte Entdeckung, ward mit Voigt dem Jüngeren und Riemer eifrig verhandelt. Voll Erstaunen brachten ihm diese die Nachricht, daß die von ihm zuerst erkannte Bedeutung der Schädelknochen so eben durch ein akademisches Programm in's Publikum gebracht worden. Goethe fand bei der Ansicht des Programms, daß die Sache nicht geistreich durchdrungen, nicht aus der Quelle geschöpft war, und ersuchte die beiden Freunde sich stille zu halten, sowie er auch selbst sich durch keine Aufforderung zum Reden bringen ließ.

Alexander v. Humboldt erfreute ihn in dem ersten Jahresviertel *) durch Zusendung seiner Ideen zu einer Geographie der Pflanzen, denen ein Naturgemälde der Tropenländer beigefügt war. Eine dazu gehörige Profilcharte sollte nachkommen. Ungeduldig, sich an der völligen Auffassung des gehaltvollen Werkes gehindert zu sehen, entwarf Goethe selbst dazu eine Art symbolischer Landschaft und widmete sie inschriftlich dem Freunde, dem er sie schuldig geworden war. Das Industrie-Comptoir gab eine Abbildung mit einigem Text heraus, welche auch auswärts so viel Gunst erwarb, daß ein Nachstich davon in Paris erschien. Minder glücklich erging es ihm mit einem geognostischen Modell, womit er sich seit längerer Zeit getragen hatte. Es stellte auf der Oberfläche eine Landschaft vor, die sich vom flachen Lande bis in das höchste Gebirge erhob. Rückte man die Durchschnittstheile auseinander, so zeigte sich an den innern Profilen das Fallen, Streichen und was man sonst veranschaulicht wünschen mochte. Er überließ jetzt seinen ersten Versuch, dem es freilich noch in mancher Hinsicht an Vollständigkeit gebrach, einem bei ihm eingeführten Naturforscher, Haberle, mit dem Wunsche, daß dieser die Arbeit weiter bringen möchte, hat aber später seine Anlage nie wieder zu Gesicht bekommen.

*) S. Brief an Knebel, vom 4. April 1807.

In das erste Jahresviertel fällt auch noch die Uebertragung von Joh. Müller's Rede zum Andenken Friedrich's II., die er aus freundschaftlicher Theilnahme an dem Verfasser unternahm und im Morgenblatt veröffentlichte. „Ich übersetzte sie," schrieb er den 14. April an Knebel, „weil mir die Art sehr wohl gefällt, wie er unter den gegebenen Umständen seinen Gegenstand gefaßt hat. Ich ließ die Uebersetzung drucken, weil ich hörte, daß der Verfasser deshalb mancherlei Unannehmlichkeiten gehabt habe, und ich überzeugt war, es werde zu seinem Vortheil gereichen, wenn Mehrere das, was er gesagt hatte, in deutscher Sprache vernähmen."

Zwischen den angeführten Beschäftigungen war nebenher das Manuscript für die neue Ausgabe seiner sämmtlichen Werke bei Cotta (1806 bis 1810) in Ordnung zu bringen und abzusenden. Die erste Lieferung derselben, aus vier Bänden bestehend, fügte er einem Briefe an Zelter vom 27. März 1807 bei. Am 7. Mai meldete er diesem, daß er die zwölf Bändchen, welche die ganze Ausgabe umfassen sollte *), größtentheils hinter sich habe, und daß sie die nächsten Tage bis auf Einen in Cotta's Hände kommen

*) Die Ausgabe besteht aus 13 Bänden. Der letzte, die Wahlverwandtschaften enthaltend, wurde 1810 hinzugefügt.

würden. Er fühlte aber bei der Gelegenheit sehr lebhaft, wie fremd ihm seine eigenen Sachen geworden waren, ja daß er fast kein Interesse mehr daran hatte. „Dies geht so weit," schrieb er an Zelter'n, „daß ich ohne freundliche, treu fortgesetzte Beihülfe die zwölf Bändchen gar nicht zusammengebracht hätte." Er freute sich im Voraus auf den Spaß, den Zelter'n der fortgesetzte Faust machen würde; es seien Dinge darin, meinte er, welche dem Freunde auch von musikalischer Seite interessant sein würden. Uebrigens erschien der Faust in diesem Jahre bei Cotta (sowie Hermann und Dorothea bei Unger) auch in gesonderter Ausgabe.

Durch den guten Erfolg der vorigjährigen Cur getrieben, begab sich Goethe diesmal zeitiger, schon gegen Ende Mai's, nach Karlsbad, wohin ihm am 4. Juni der Herzog, und in der letzten Hälfte August's auch sein Sohn August folgte. Ueber die ersten acht Wochen seines dortigen Aufenthaltes erstattete Goethe seinem Freunde Zelter am 27. Juli folgenden Bericht: „Ich kam nach Karlsbad in dem übelsten Befinden, das sich durch einen zwar gewöhnlichen, aber für meine Zustände nicht passenden schlendrianischen Gebrauch des Wassers anfänglich so vermehrte, daß ich in einen höchst peinlichen Zustand gerieth. Durch eine Abänderung der Cur und den Gebrauch einiger Mittel, nach Verordnung des Dr. Kapp von Leipzig, wendete sich's auf einmal ins Bessere, wobei es denn auch schon sechs Wochen anhaltend verharrt, was ich sehr gern meinen Freunden zu wissen thue. Acht Wochen bin ich nun schon hier, und habe mich in verschiedenen Epochen auf verschiedene Weisen beschäftigt: erst kleine Geschichtchen und Mährchen, die ich lange im Kopf herumgetragen, diktirt, sodann eine Weile Landschaften gezeichnet und illuminirt, jetzt bin ich beschäftigt, meine geologischen Ansichten der hiesigen Gegend zusammenzustellen, und eine Sammlung von Gebirgsarten, welche hier ausgegeben wird, kürzlich zu commentiren. Interessante Menschen von sehr verschiedener Art habe ich kennen lernen, unter welchen der französische Resident Reinhard, der zuletzt in Jassy gestanden, und dessen Schicksale Ihnen gewiß im Ganzen bekannt sind, wohl den ersten Platz einnimmt. Uebrigens lebe ich denn doch sehr einsam; denn in der Welt kommt einem nichts als Jeremiaden entgegen, die, ob sie gleich von großen Uebeln veranlaßt werden, doch, wie man sie in der Gesellschaft hört, nur als hohle Phrasen erscheinen."

Die hier erwähnten „kleinen Geschichten und Mährchen" waren einem projektirten größern Werke zugedacht, das unter dem Titel „Wilhelm Meister's Wanderjahre" alle durch einen romantischen Faden verknüpfen sollte. Diejenigen, womit er sich jetzt in Karlsbald beschäftigte, waren: St. Joseph der Zweite, die gefährliche Wette, der Mann von fünfzig Jahren, die neue Melusine und die pilgernde Thörin. Der Mann von fünfzig Jahren und die neue Melusine waren schon vor dem Jahr 1807 begonnen und erhielten jetzt in Karlsbald ihre Vollendung. Die letztere will Goethe schon in der Laube zu Sesenheim erzählt und nicht lange nachher aufgeschrieben haben; in dem Briefwechsel mit Schiller kommt sie als „das Weibchen im Kasten" und als „undeutsches Pygmäenweibchen" vor. Der Mann von fünfzig Jahren wurde, wie Riemer berichtet, schon 1803 concipirt, aber gleich der Melusine, wie es scheint, noch ohne Beziehung zu den Wanderjahren. Die pilgernde Thörin ist eine freie Uebersetzung einer französischen Novelle la folle en pélerinage, die schon in den achtziger Jahren in Weimar circulirte, und aus welcher das Gedicht „Der Müllerin Verrath" nach Goethes freier Bearbeitung bereits in Schillers Musenalmanach erschien. Den Commentar zu einer Sammlung von Gebirgsarten, dessen oben gedacht ist, finden wir jetzt in dem letzten Bande von Goethe's sämmtlichen Werken unter dem Abschnitte „Mineralogie und Geologie*)." Es war die Sammlung des Steinschneiders Joseph Müller, dessen wir bei Goethe's vorjährigem Aufenthalt zu Karlsbad schon gedachten. Müller theilte ihm einen schriftlichen Aufsatz mit, den er redigirt wünschte. Seine Gedanken verschmolz Goethe, so weit er sie sich aneignen konnte, mit seinen eigenen Ueberzeugungen, und der daraus entsprungene Aufsatz wurde, unter Riemers Mitwirkung, auf der Stelle verfaßt und in Herrn von Leonhard's Taschenbuch abgedruckt**).

*) S. Goethe's W. Bd. 40, S. 131 ff.

**) Einen hierauf bezüglichen Brief Goethe's an Leonhard (vom 23. Nov. 1807), zugleich einen Nachtrag zu dem Aufsatz enthaltend, s. in Goethe's W. Bd. 40, S. 155 ff.

Die Bekanntschaft mit dem Residenten von Reinhard bildete sich in der Folge zu einem fruchtbaren Verhältnisse aus. Reinhard, in frühern Jahren in die französische Revolution verflochten, war durch ministerielle und diplomatische Dienste hoch empor gestiegen. Napoleon, der ihn nicht lieben konnte, aber doch zu gebrauchen wußte, schickte ihn zuletzt auf einen gefährlichen Posten, nach Jassy, wo er nach einiger Zeit von den Russen aufgehoben, durch manche Länderstrecken mit den Seinigen geführt, aber endlich auf kräftige Vorstellungen wieder freigegeben wurde. Er machte Goethe'n in summarischer Darstellung mit seiner interessanten Lebensgeschichte bekannt, wogegen dieser übersichtliche Vorträge über die Farbenlehre und ihre Geschichte austauschte. Ungeachtet wir ihn oben von einsamem Leben reden hörten, fehlte es ihm doch auch nicht an anderm anregendem Umgange. So las er der Fürstin Solms, einer gebornen Prinzessin von Mecklenburg, nachmaliger Königin von Hannover, seine neuesten Produktionen vor, unterhielt sich mit dem Königl. Sächs. Oberhofprediger Reinhard über sittliche Gegenstände, erneuerte die Bekanntschaft mit dem Kreishauptmann von Schiller, widmete dem trefflichen Clavier-Virtuosen Himmel ein schmeichelhaftes Gedichtchen (An Uranius")*), trieb manchen Schwank mit dem Hauptmann Blumenstein, verkehrte, außer mit Dr. Kapp, noch mit den Aerzten Sulzer, Mittenbacher, Florian, die zum Theil auch auf seine naturwissenschaftlichen Bestrebungen eingingen, gewann durch den Juwelier Zöldner von Prag manchen Aufschluß über Edelsteine, wurde durch Gespräche mit Bergrath Werner in mineralogischen Kenntnissen gefördert, machte in dem Gesellschaftskreise der reizenden Fürsten Bagration die längst ersehnte Bekanntschaft des heitern und geistreichen Prinzen Ligne, und fand hier auch den Grafen Corneillan und den Hofrath von Gentz, welcher ihm mit großer Ein- und Umsicht über die jüngsten Kriegsereignisse vertraulichen Aufschluß gab.

Gespräche der zuletzt bezeichneten Art waren übrigens in der Regel nicht seine Sache, nicht als ob er gefühllos gewesen wäre für die Leiden und die Erniedrigung des Vaterlandes, sondern einmal

*) S. Goethe's W. VI. 72.

weil ihm alle nutzlosen Jeremiaden verhaßt waren, und dann weil er in dem politischen Gerede der meisten Menschen den rechten Ernst vermißte. Er fand, daß gerade diejenigen, die am stärksten in ihren besondern Interessen befangen gewesen waren, am lautesten über die Verluste jammerten, die das Ganze betroffen hatten, und erkannte nicht selten in den Klagen über das allgemeine Unglück den maskirten Kummer über das eigene Privatunglück. „Wenn Jemand sich über das beklagt," schrieb er damals an Zelter, „was er und seine Umgebung gelitten, was er verloren hat und zu verlieren fürchtet, das höre ich mit Theilnahme und spreche gern darüber und tröste gern. Wenn aber die Menschen über ein Ganzes jammern, das verloren sein soll, das denn doch in Deutschland kein Mensch sein Lebtag gesehen, noch viel weniger sich darum bekümmert hat, so muß ich meine Ungeduld verbergen, um nicht unhöflich oder als Egoist zu erscheinen." Uebrigens verzweifelte Goethe keineswegs an der Zukunft unsers Volkes und Vaterlandes; er erwartete eine Wiedergeburt desselben von würdigen Bestrebungen auf geistigem Gebiete. In einem Gespräche mit Fernow über das deutsche Journalwesen äußerte er mit tiefem Ernste, daß es namentlich jetzt nur eine große und heilige Sache für die Deutschen gebe, im Geiste zusammenzuhalten, um in dem allgemeinen Ruin wenigstens das noch unangetastete Palladium unsrer Literatur zu bewahren; nach dem 14. Oktober dürfe man keine Journale, die nur dem Geklatsche der Müßiggänger dienen, keinen Kutzebue-Merkel'schen Freimüthigen mehr dulden; es sei eine wahre Verrätherei, jetzt, wo Alles auf dem Spiele stehe, mit dem alten Leichtsinne fortzufahren; sonst würden die Franzosen die einzige Achtung, die sie noch für die Deutschen haben könnten, die Achtung für unsere Cultur und unser geistiges Streben, verlieren.

Bei der Rückkehr von Karlsbad, in der ersten Hälfte Septembers, ward er von einem Gesangständchen empfangen. Eine geraume Zeit her war Goethe von aller Musik wie abgeschnitten gewesen. „Das Bischen Operette," klagte er in einem Briefe an Zelter vom 7. Mai, „ob wir gleich mitunter recht gute Stimmen haben, will's doch auch nicht thun. Daher scheint auch in mir aller Sang und Klang verschwunden, so wie alle Imagination, die sich auf Musik

bezieht." Er empfand dies um so schmerzlicher, als Zelter fortwährend die größte Neigung bezeugte, seine Lieder in Musik zu setzen. Da faßte er nun in Karlsbad, weil das Weimarische Theater just wieder ein paar gute Sänger aus Schleswig acquirirt hatte, den Entschluß, jede Woche einmal in seinem Hause mehrstimmige geistliche Gesänge aufführen zu lassen, im Sinne der Zelter'schen Anstalt, freilich nur als einen fernen Abglanz derselben. „Mit der Oper, wie sie bei uns zusammengesetzt ist," schrieb er am 27. Juli an den Freund, „mag ich mich nicht abgeben, besonders weil ich diesen musikalischen Dingen nicht auf den Grund sehe. Ich möchte daher das Seculum sich selbst überlassen und mich in's Heilige zurückziehen. Helfen Sie mir dazu und senden mir vierstimmige nicht zu schwere Gesänge, schon in Stimmen ausgeschrieben. Ich ersetze die Auslagen mit Dank. Zeigen Sie mir an, ob man im Notendruck, oder gestochen dergleichen findet. Auch Kanons und was Sie zu diesem Zwecke nützlich halten." Zelter konnte von den Musikalien seiner Singakademie nur wenig schicken, da das Meiste und Beste für einen großen und lang geübten Chor berechnet war, und empfahl vor der Hand vierstimmige Gesangstücke von Haydn, gab aber zugleich den Rath, auch andere als geistliche, namentlich heitere Sachen vorzunehmen. Bei der Heimkunft von Karlsbad fand Goethe von ihm schon ein ganzes Paketchen angemessener Stücke vor und meldete bereits am 15. September die Eröffnung seiner Singschule, die sich regelmäßig jeden Sonntag versammelte. „Wir werden nach und nach," schrieb er, „die Sänger des Theaters und unsere Choristen herbeiziehen, auch Personen aus der Stadt, und sehen, wie weit wir kommen." Er fand sich durch diese kleine Anstalt veranlaßt, bekannten Melodien, wie er in den Annalen erzählt, „neue aus der Gegenwart geschöpfte Lieder zu heiterer Geselligkeit unterzulegen, welche Demois. Engels mit Geist und Leben vortrug." Ob darunter eigene Productionen, und welche gemeint seien, wüßte ich nicht zu entscheiden. Am letzten Sonntage des Jahres durfte die Singschule es schon wagen, einer großen Gesellschaft ihre Vorträge zum Besten zu geben.

Ueber diesen musikalischen Bestrebungen versäumte Goethe nicht, dem Theater eine rege Sorgfalt zu widmen. Was ihm besonders

dazu Lust und Muth gab, war der große Beifall, den die Weimarische Gesellschaft vom 24. Mai an in einer Reihe von Vorstellungen zu Leipzig eingeerntet hat. Zur Eröffnung derselben hatte er den schönen Prolog gedichtet: „Wenn sich auf hoher Meeresfluth ein Schiff u. s. w." Die Wiedereröffnung der Weimarischen Bühne am 19. Sept.*) nach glücklicher Vereinigung der Herzoglichen Familie feierte er jetzt durch ein in klangreichen Trimetern und Trochäen verfaßtes, innerhalb einer Woche erfundenes und ausgeführtes allegorisches Vorspiel**). Es erschien darin mitten unter dem tobenden Aufruhr des Kriegsgewitters als Wunder- und Trostzeichen der Namenszug der regierenden Herzogin im Sternbilde, das Publicum an jene Beruhigung erinnernd, die ihr treues und muthiges Ausharren in den Tagen der Gefahr der gesammten Bürgerschaft gewährt hatte. Der Schluß der Dichtung verherrlicht das Andenken der verewigten Herzogin Mutter, deren Namen sich im Hintergrund der Bühne in Chiffern zeigte, umgeben von Glorie und dem Kranz ihrer Zurückgelassenen. Durch das ganze Stück geht der ächt Goethesche Gedanke hindurch, daß aus der allgemeinen Zerrüttung sich das Glück des Ganzen am schnellsten und sichersten wieder aufbaue, wenn Jeder an seiner Stelle, im Kleinen wie im Großen, seine Pflicht mit Begeisterung und Ausdauer erfülle.

Ungleich bedeutender als die genannten Productionen war die dem letzten Jahresviertel angehörige Pandora, welche er zwei jungen Freunden, Leo von Seckenberg und Dr. Stoll zu Liebe dichtete. Diese baten ihn bei ihrer Anwesenheit in Weimar, im Herbst 1807, um einen Beitrag für einen Musenalmanach, den sie unter dem Titel Pandora in Wien herauszugeben gedachten. Goethe wurde dadurch angeregt, die ihm, wie er sagt, zur belebten Fixidee gewordene Mythe von Prometheus wieder aufzugreifen. Am 11. Nov. trug er auf einer Fahrt nach Jena die ganze Idee und Tendenz der

*) S. Goethe's W. Bd. 6, S. 301. In den Annalen ist der 30. Sept. angegeben. Am 7. Sept. war die Herzogin mit der Prinzessin Karoline zurückgekehrt; am 12. Sept. traf der Herzog wieder ein, und an demselben Tage Nachmittags war der feierliche Empfang der mit ihrem Gemahl nach langer Abwesenheit heimkehrenden Erbprinzessin.

**) Vergl. Briefw. mit Knebel I, 314.

Dichtung seinem Begleiter Riemer so ausführlich und lebendig vor, daß es diesem sehr leid that, sie nicht auf der Stelle niederschreiben zu können, um die kleinen anmuthigen Züge und Ausschmückungen aufzubewahren, die einen improvisirten Vortrag vor dem mit bedächtiger Reflexion abgefaßten auszeichnen. Am 19. Nov. las der Dichter ihm den Anfang des Stückes vor und dictirte ihm vom 29. an mehrere Tage hintereinander das jedesmal fertig Gewordene. Dann aber geriethen diese Morgenbeschäftigungen über andern Dingen in's Stocken, so daß nur ein Theil ausgeführt wurde. Die Arbeit wurde zwar im folgenden Jahre noch einmal aufgenommen und von dem fernern Verlauf des Stückes ein Schema angefertigt, das sich in Goethe's Nachlaß vorgefunden hat*). Allein die schwierigen antiken Sylbenmaße und Abhaltungen aller Art während einer erneuten Badekur ließen ihn auch dießmal nicht zum Abschluß gelangen.

Einem Theil des Stoffes und gewissermaßen auch der Idee nach knüpft die Pandora an jenes ältere dramatische Fragment, den Prometheus**) an. Wir fanden in demselben den titanischen Freiheitstrotz dargestellt, der Goethe'n eine Zeit lang beseelte und der die ganze damalige Genieperiode charakterisirte. Es trat uns darin zugleich die erste Cultur der Menschen und namentlich als das Hauptprincip derselben das Privateigenthum entgegen. Wir vermutheten aber, daß in dem weitern Verlauf des Stückes, wenn es vollendet worden wäre, Minerva eine Vermittlung, eine Sinnesänderung des Prometheus herbeigeführt haben würde. Eine Vermittlung, eine Aussöhnung von Gegensätzen war nun auch in der That die Aufgabe, die sich Goethe jetzt in der Pandora stellte, freilich nicht eine solche Versöhnung, wie er sie damals schon hätte intentioniren können, sondern wie sie seiner jetzigen Denk- und Empfindungsweise gemäß war. Der rastlos bildenden Thatkraft, wie sie im Prometheus versinnlicht ist, stellt er im Epimetheus die sinnige, Vergangenheit und Zukunft mit der Gegenwart verbindende gefühlvolle Betrachtung gegenüber, und will durch seine Dichtung

*) S. Goethe's W. Bd. 34, S. 355 ff. (Ausg. in 40 Bd.)
**) S. Thl. II. dieser Schrift, S. 183 ff.

die Lehre veranschaulichen, die auch im Wilhelm Meister so bedeutsam hervortritt, daß nur in der Verknüpfung und Durchdringung beider die Quelle aller höhern Bildung, die Quelle von Kunst und Wissenschaft zu finden sei. Darauf deutet unter Anderem auch die Verbindung des von Prometheus entsprossenen Phileros mit Epimeleia, der Tochter des Epimetheus, hin. Dieser Grundgedanke spricht sich schon in dem ausgeführten ersten Theile aus, und das war es gerade, warum Goethe sich zuletzt, wie er in den Gesprächen mit Eckermann bekannte, bei jenem Theil beruhigte. Allein in dem zweiten Theile würden sich nicht nur die Gegensätze noch befriedigender gelöst, sondern auch der weitere Prozeß der Civilisation bis zu schöner Kunst und Wissenschaft, zu edler Humanität dargestellt haben. Es hätten sich demnach die beiden Theile ungefähr zu einander verhalten, wie die beiden Hauptabschnitte von Schillers Eleusischem Feste, in deren zweitem gleichfalls die Entfaltung der Gesittung dargestellt ist, welche im ersten durch die Einführung des Ackerbaus angebahnt wird.

Wie sich in der Pandora ein antik-mythischer Stoff mit einer aus moderner Cultur hervorgegangenen Grundidee vereinigt, so verknüpft auch die metrische Form des Stückes antike und moderne Elemente. Stattliche Trimeter und Trochäen, jambische Quinare, daktylische Reimverse, zum Theil mit gleitenden Reimen und sonst noch kunstvolle Verse vielfacher Art durchschlingen sich auf's mannigfaltigste. Ueberhaupt hat hier, wie Rosenkranz treffend bemerkt, unser Dichter eine erstaunliche allegorische Bildkraft aufgeboten. Die Vollständigkeit und Genauigkeit, mit der Goethe eine Idee in solcher symbolischen und allegorischen Weise ausführte, der hohe Schwung der reichsten Sprache, die er dann ertönen ließ, nehmen seinen Allegorien viel von der Kälte, welche sonst der Allegorik anhaftet. Freilich neben die besten Productionen seiner classischen Kunstperiode, neben eine Iphigenie, einen Tasso, wo die Individualisirung noch nicht von der Symbolisirung überwuchert ist, darf sich die Pandora nicht stellen. Aber unter den Erzeugnissen seiner letzten Periode muß sie zu den edelsten und vollendetsten gezählt werden.

Zu den Hindernissen, welche der Beendigung der Pandora bei einem Aufenthalte Goethe's zu Jena vom 11. November bis zum

18. December in den Weg traten, gehörte auch die „Sonettenwuth", die ihn damals unversehens ergriff. Während dieses Aufenthaltes wurden, wie Riemer berichtet, in abendlichen Lesezirkeln bei Frommann, Knebel und Andern besonders Sonette von Klinger, A. W. Schlegel, Gries und zuletzt von Z. Werner, der persönlich in diese Kreise eingetreten war, vorgelesen, und im Stillen auch solche von Goethe versucht, wie es denn seine Art war, sich gerne von guten Vorbildern zu eigenen Productionen anregen zu lassen. Die Gesammtzahl der damals vollendeten Sonette betrug nach Riemer zwanzig. Wir finden ihrer jetzt siebenzehn zu Anfange des zweiten Bandes von Goethe's Werken (Ausg. in 40 Bänden). In Betreff des letzten, „Charade" betitelt, verdanke ich der Güte Varnhagen von Ense's folgende Mittheilung: „Man sagt, das Wort der Auflösung sei Herzlieb, Name des liebenswürdigen Frauenzimmers, welches der Ottilie in den Wahlverwandtschaften theilweise zum Vorbilde gedient, Minna Herzlieb, verheirathete Professorin Walch in Jena."

Goethe hatte früher, so viel Theilnahme er auch sonst neu auftauchenden Dichtarten zu schenken pflegte, gegen das Sonett in Opposition gestanden und seine Bedenken gegen diese Form in einem Gedicht ausgesprochen, was wir unter der Ueberschrift „das Sonett" in der Sammlung seiner Poesien an der Spitze der Abtheilung „Epigrammatisch" finden. Es schließt:

So möcht' ich selbst in künstlichen Sonetten,
In sprachgewandter Maße kühnem Stolze,
Das Beste, was Gefühl mir gäbe, reimen;

Nur weiß ich hier mich nicht bequem zu betten;
Ich schneide sonst so gern aus ganzem Holze,
Und müßte nun doch auch mitunter leimen.

Anderseits aber begegnet uns in dem Vorspiel „Was wir bringen" aus dem Jahre 1802 ein Gedicht in dieser Form*), worin

*) Auch in Goethe's Gedichten (s. Goethe's W. Bd. 2, S. 229) unter dem Titel „Natur und Kunst."

wir eine Rechtfertigung derselben sehen müssen. Es heißt dort zum Schlusse:

Wer Großes will, muß sich zusammenraffen,
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Als aber Goethe sich nunmehr ganz entschieden zum Sonett bekehrte, da erhob sich Voß wider ihn, der erbittertste Gegner der von den Romantikern wieder aufgeweckten südlichen Gesangsweise. Voß war schon früher in Verbindung mit Baggesen in dem „Karfunkel- und Klingklingel-Almanach" dem Unwesen entgegengetreten, den Manche mit dem Sonett, namentlich durch Haschen nach vollklingenden Fremdwörtern und seltenen, schwertönenden Endreimen trieben, und hatte diese Richtung durch eine carrikirte Nachahmung verhöhnt:

Was singelt ihr und klingelt im Sonetto,
Als hätt' im Flug euch grade von Toskana
Geführt zur heimathlichen Tramontana
Ein kindlich Englein, zart wie Amoretto u. s. w.

Jetzt ließ er seinen Unmuth über Goethe's Beginnen in folgendem Sonett aus:

Auch du, der sinnreich durch Athenens Schenkung,
Sein Flügelroß, wenn's unfügsam sich bäumet
Und Funken schnaubt, mit Kunst und Milde zäumet,
Zum Hemmen niemals, nur zu freier Lenkung,

Du hast, nicht abhold künstlicher Verschränkung,
Zwei Vierling' und zwei Dreiling' uns gereimet?
Wiewohl man hier Kernholz verhaut, hier leimet,
Den Geist mit Stümm'lung lähmend und Verrenkung?

Laß, Freund, die Unform alter Truvaduren,
Die einst von Barbar'n, halb galant, halb mystisch,
Ableierten ihr klingendes Sonetto;

Und lächle mit, wo äffische Naturen
Mit rohem Sang und Klingklang afterchristisch
Als Lumpenpilgrim' wallen nach Loretto!

Goethe ließ sich aber nicht irre machen; er schrieb im folgenden Jahre (den 22. Juni) an Zelter: „Wenn Ihnen das Voſſiſche Sonett zuwider iſt, ſo ſtimmen wir auch in dieſem Punkte völlig überein. Wir haben ſchon in Deutſchland mehrmals den Fall gehabt, daß ſehr ſchöne Talente ſich zuletzt in Pedantismus verloren. Und dieſem geht es nun auch ſo. Für lauter Proſodie iſt ihm die Poeſie ganz verſchwunden. Und was ſoll es nun gar heißen, eine einzelne rhythmiſche Form mit Haß und Wuth zu verfolgen, da ſie ja nur Gefäß iſt, in das Jeder von Gehalt hineinlegen kann, was er vermag? Wie lächerlich iſt's, mein Sonett, in dem ich einigermaßen zu Ungunſten der Sonette geſprochen, immer wiederzukäuen, aus einer äſthetiſchen Sache eine Parteiſache zu machen, und mich auch als Parteigeſellen heranzuziehen, ohne zu bedenken, daß man recht gut über eine Sache ſpaſſen und ſpotten kann, ohne ſie deßwegen zu verachten und zu verwerfen."

Neben den Sonetten macht Goethe in den Annalen noch eine Reihe von Arbeiten namhaft, die ihn beſonders im letzten Jahresviertel beſchäftigten. An der Achilleis wurde noch Einiges gethan, weil ſie in der neuen Ausgabe der Werke dem Bande der epiſchen Gedichte hinzugefügt werden ſollte. In ähnlicher Weiſe, wie die den Wanderjahren zugedachten kleinen Erzählungen, ſollten anfänglich auch die Wahlverwandtſchaften behandelt werden, aber der Gegenſtand war zu bedeutend, und der Stoff dehnte ſich zu weit aus, als daß er ſich auf ſo leichte Weiſe hätte beſeitigen laſſen. Zu Hackert's Biographie wurden die Materialien geordnet und ernſtliche Vorarbeiten gemacht. Im Auszuge hatte er bereits das Leben des Freundes, ſobald er ſeinen Tod vernommen, für das Morgenblatt bearbeitet. Zwei weit ausſehende Pläne wurden durch Dr. Niethammer von München angeregt: ein hiſtoriſch religiöſes Volksbuch und eine allgemeine Liederſammlung zu Erbauung und Ergötzung der Deutſchen. Beide wurden eine Zeit lang durchdacht und ſchematiſirt*), aber wegen mancher Bedenklichkeit aufgegeben. Riemer faßt wohl beide zuſammen, wo er in ſeinen Mit-

*) Die Chronologie der Entſtehung Goethe'ſcher Schriften erwähnt unter d. J. 1808 ein „Schema eines lyriſchen und hiſtoriſchen Volksbuches."

theilungen von einem „deutſchen Volksbuch" ſpricht, deſſen Plan Goethe noch im Auguſt 1808 in Karlsbad mit ihm beſprochen habe. „Es ſollte, ſo viel ich mich erinnere," berichtet er, „aus der Bibel die Geſchichte der Juden, deßgleichen aus dem Joſephus enthalten, nebſt anderem Nützlichen und Wiſſenswürdigen aus der vaterländiſchen Geſchichte, auch Poeſien, Lieder und Anderem, deſſen ich jetzt, da wir durch die Zeit und andere Unternehmungen bald davon abkamen, nicht mehr eingedenk bin. Es verſteht ſich, daß auch Mitarbeiter dazu geſucht und eingeladen werden ſollten." Endlich gedenkt Goethe noch ſeiner im letzten Jahresviertel ſtärker hervortretenden Theilnahme an den Nibelungen, worauf wir ſpäter zurückkommen werden.

Drittes Capitel.

Das Jahr 1808: Geſangſchule, Eberwein, Intereſſe für Muſik. Werner. Aufenthalt in Karlsbad. Verkehr mit Kurgäſten. Gedichte. Rückkehr nach Weimar. Zuſammenkunft mit Napoleon. Kunſtbetrachtungen. Tod von Goethe's Mutter. Das Jahr 1808: Theater. Geſchichte der Farbenlehre. Beginn der Wahlverwandtſchaften. Johanna Sebus. Aufenthalt in Jena. Plan einer Selbſtbiographie. Der Maskenzug „die romantiſche Poeſie". Maskenzug ruſſiſcher Nationen. Goethe und die Romantiker.

Die erſten Monate des Jahres 1808 bis gegen die Hälfte des Mai verlebte Goethe daheim in mannigfaltiger Thätigkeit. Liebevolle Theilnahme widmete er der Geſangſchule, die er im vorigen Jahre gegründet hatte, ſo wie überhaupt ſein Intereſſe für die Muſik aus dem brieflichen Verkehr mit Zelter fortwährend neue Nahrung ſchöpfte. „Meine kleine Anſtalt," ſchrieb er dieſem den 22. Januar, „geht recht gut; nur ſchreiten die jungen Leute, wie Sie wiſſen, gar gern aus dem Wege, und jeder dünkt ſich behaglicher, wenn er Solo irgend ein lamentables oder ein jammervolles Be-

dauern verlorner Liebe singt. Ich lasse ihnen dergleichen wohl zu, gegen das Ende jeder Session, und verwünsche dabei die Matthissons, Salis, Tiedgen und die sämmtliche Klerisei, die uns schwerfällige Deutsche sogar in Liedern über die Welt hinausweist, aus der wir ohnehin geschwind hinauskommen." Donnerstags war in der Regel der Abend den Uebungen und Proben gewidmet, worauf die Gesellschaft meistens bei einem heitern Mahl zusammenblieb; am nächsten Sonntag fand dann die Aufführung vor großer Gesellschaft statt, begleitet von einem Frühstück. Was die Wintermonate hindurch der Sache einen lebhaften Schwung gab, war die Mitwirkung eines talentvollen und eifrigen jungen Musikers, Eberwein's. Goethe nahm sich seiner weitern Ausbildung mit großer Liebe an und schickte ihn im August nach Berlin zu Zelter. Später übernahm Eberwein förmlich die Direction der Singschule, zu großer Förderung derselben, und gewährte Goethe'n durch glückliche Compositionen seiner Dichtungen vielfachen Genuß und Anregung.

Wie dieser aber Alles, was ihm zum Genuß gereichte, auch zum Gegenstande der Forschung und des Nachdenkens zu machen pflegte, so finden wir ihn jetzt auch bemüht, sich über Musik historisch und philosophisch zu orientiren. So verlangt er in einem Briefe an Zelter vom 20. April Auskunft über Constantinopolitanische Kirchenmusik, die sich mit der griechischen Kirche im Osten ausgebreitet und die sarmatischen Völker gestimmt zu haben scheine, und möchte gerne wissen, woher wohl die so allgemeine Tendenz nach den Molltönen komme, die man sogar bis in die Polonaisen spüre. Es entspann sich darüber eine kleine Polemik zwischen den beiden Freunden, worin sich wieder recht zeigte, wie vorsichtig Goethe in der Aufstellung von Hypothesen war und wie sehr er sich gegen jedes vorschnelle Herleiten einer Theorie aus einzelnen Experimenten sträubte. Er bekämpfte Zelter's Ansicht, der im Gegensatz zur großen Terz, auf die man sogleich durch Theilung der Saite kommt, die kleine Terz „kein unmittelbares donum der Natur, sondern ein Werk neuerer Kunst, eine erniedrigte große Terz" genannt hatte. „Der Mensch an sich selbst," erwiederte er ihm, „in sofern er sich seiner gesunden Sinne bedient, ist der größte und genaueste physikalische Apparat, den es geben kann." Da das menschliche Ohr, meinte er,

in der kleinen Terz keine Dissonanz empfinde, so müsse diese eben so gut, wie die große, von Natur harmonisch und ein donum naturae sein, wenn gleich die Theilung der Saite nicht darauf führe.

Daß nebenher seine naturwissenschaftlichen Forschungen und Betrachtungen nie ganz ruhten, braucht kaum erinnert zu werden. Das Interesse an der bildenden Kunst wurde von Zeit zu Zeit durch artistische Sendungen neu aufgeregt, so unter andern durch treffliche Steindrücke nach Handzeichnungen von Albrecht Dürer, die ihm, auf Jacobi's Anregung, der Oberbibliothekar Aretin in München im Februar als Geschenk zusandte*). Auf die Poesie ward er fortwährend durch die Anwesenheit von Zacharias Werner hingelenkt, der vier Monate hindurch, bis in die erste Hälfte des April, in seiner Nähe verweilte. Goethe's Urtheile über ihn in Briefen an Meyer, Jacobi und Zelter klingen Anfangs günstig. „Seine Persönlichkeit," schrieb er an Letztern im Dec. 1807, „interessirt uns und gefällt uns. Er liest von seinen gedruckten und ungedruckten Arbeiten vor, und so kommen wir über die seltsamen Außenseiten dieser Erscheinungen in den Kern hinein, der wohlschmeckend und kräftig ist." In einem Briefe an Jacobi vom 11. Jan. 1808 heißt es: „Ich habe mich in allerlei Arbeiten versenkt und viel mit gegenwärtigen Freunden und durchreisenden Fremden (Savigny's, zwei Brentano's u. A.) gelebt; besonders hat Werner, der Sohn des Thals, uns durch sein Wesen, so wie durch seine Werke unterhalten und aufgeregt**). Es kommt mir, einem alten Heiden, ganz wunderlich vor, das Kreuz auf meinem eigenen Grund und Boden aufgepflanzt zu sehen, und Christi Blut und Wunden poetisch predigen zu hören, ohne daß es mir grade zuwider ist. Wir sind dieses doch dem höhern Standpunkt schuldig, auf den uns die Philosophie gehoben hat. Wir haben das Ideelle schätzen gelernt, es mag sich auch in den wunderlichsten Formen darstellen." Dafür klagt er denn freilich in einem spätern Briefe an Zelter (vom 30. Oct. 1808), daß

*) S. den Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi S. 241 f.

**) Am 30. Januar (dem Geburtstage der Herzogin) wurde Werner's Tragödie Wanda aufgeführt. Der Hofstaat der sarmatischen Königin machte Goethe'n viel zu schaffen. Vor der Aufführung betete Werner und ließ sich nachher von hübschen Mädchen mit Blumen bekränzen.

ihn ein halb Dutzend jüngerer poetischer Talente, trotz ihrer außerordentlichen Naturanlagen, zur Verzweiflung bringe. „Werner, Oehlenschläger, Arnim, Brentano u. A. arbeiten und treiben's immerfort; aber Alles geht durchaus in's Form- und Charakterlose. Kein Mensch will begreifen, daß die höchste und einzige Operation der Natur und Kunst die Gestaltung sei, und in der Gestalt die Specification, damit ein Jedes ein Besonderes, Bedeutendes werde, sei und bleibe. Es ist keine Kunst, sein Talent nach individueller Bequemlichkeit humoristisch walten zu lassen; etwas muß immer daraus entstehen, wie aus dem verschütteten Samen Vulcan's ein wundersamer Schlangenbube entsprang." Auf Goethe's eigene poetische Beschäftigung deutet ein Billet an Riemer vom 29. April hin, worin es heißt: „Indem ich vermelde, daß es mir gelungen ist, das Pandorische Wesen und Unwesen einigermaßen fortzuschieben, ersuche ich Sie, mir das Schema zu sechsfüßigen Jamben, wie sie die Alten gebraucht, durch die Boten zu senden. Ich habe das Unglück, dergleichen immer zu vergessen. Auch wünschte ich, daß Sie sich für Karlsbad mit alten und neuen Prosodisten rüsteten, theils zu theoretischen, theils zu praktischen Zwecken."

Die Reise dorthin trat Goethe am 12. Mai an, und nahm, den 15. angelangt, im Gasthof zu den drei Mohren Quartier. Die ersten vierzehn Tage, welche durch das schönste Wetter begünstigt wurden, brachte er in erfolgreichem Fleiße zu; insbesondere wurde die Pandora bis zu einem Hauptabschnitt gefördert. Dann führte das Heranströmen guter Gesellschaft und das Einfallen schlechten Wetters eine gänzliche Veränderung seiner Lebensweise herbei. Er verkehrte mit verschiedenen geselligen Kreisen, unter andern mit dem der Herzogin von Curland, zu dessen Zierden Frau von der Recke und der Dichter Tiedge gehörten. Noch vertrauter war er in dem Zirkel der Familie von Ziegesar, wo Frau von Seckendorf, geb. von Uechtritz, und Pauline Gotter seine lebhafte Theilnahme erregten. Diesem Kreise scheint auch jene Sylvia angehört zu haben*), an die wir drei in den „Zuschriften und Erinnerungsblättern" befindliche Gedichte*) gerichtet finden. Das größte derselben „Zum 21. Juni 1808:" „Nicht am Susquehanna, der durch Wüsten fließt" ist Nachbildung eines Originals „Aus Bethlehem nach Herrenhut" von Gregor, wovon ich das Nöthige im dritten Theile meines Commentars zu Goethe's Gedichten mitgetheilt habe. Erst durch die Kenntniß dieses Vorbildes erhält das Goethe'sche Gedicht, namentlich der Anfang desselben, seine volle Verständlichkeit. Wie es im Versmaß und im Reim (auch im Binnenreim) mit jenem übereinstimmt, so knüpft es im Inhalt gleichfalls an dasselbe an.

*) Unter dem 18. Juli 1808 schreibt Riemer aus Karlsbad an Goethe nach Franzensbrunn: „Der verehrten von Ziegesar'schen Familie und der Fräulein Sylvie insbesondere meine unterthänigsten Empfehlungen."

Weiter nennt Goethe in den Annalen als Männer, mit denen er umging, den Fürst-Bischof von Breslau, den Kreishauptmann von Schiller, einen geheimnißvollen Schweden, in der Badeliste von Reiterholm genannt, und den regierenden Herzog August von Gotha. Des Letztern Betragen bezeichnet er nach seiner beliebten euphemistischen Weise als „problematisch." Welcher Art es gewesen, deutet ein brieflicher Bericht von Riemer an, den dieser im Juli von Carlsbad an Goethe nach Franzensbrunn schickte.

Politischen Gesprächen wich Goethe sorgfältig aus, so wie er auch seit einiger Zeit keine politischen Blätter mehr las und sich von den Hauptereignissen durch neuigkeitslustige Freunde unterrichten ließ. Doch hatte er die beiden letzten Jahrgänge der Allgemeinen Zeitung eingebunden nach Carlsbad mitgenommen und fand darin eine belehrende und unterhaltende Lectüre. Die zwei Bände gewannen auch bei seinen Freunden so viel Beifall, daß er sie am Ende nicht mehr zur Hand bringen konnte.

Zu wissenschaftlichen Unterhaltungen boten sich ihm ein Graf Borkowski aus Gallizien, der sich lebhaft für Mineralogie interessirte**), ferner Bergrath von Herder, Wilh. v. Schütz und Bergrath Werner dar. Auch dem Steinschneider Joseph Müller, welcher trotz der Ungunst der Zeiten seine Bemühungen unverdrossen fortsetzte, stattete er täglich auf dem Wege nach dem Neu-

*) S. Goethe's W. Bd. 6, S. 77 ff.

**) S. Briefw. mit Knebel I, 329 f.

brunnen einen Besuch ab und schöpfte immer aus der Unterhaltung mit ihm einige Belehrung. Im Juli, wo er mit der Familie von Ziegesar einen Ausflug auf ein paar Wochen nach Franzensbrunn zu einer Trink- und Badecur machte, erregte der problematische Kammerberg bei Eger sein Interesse. Er sammelte die Producte desselben, betrachtete ihn genau, beschrieb und zeichnete ihn. Hierbei fand er sich veranlaßt, der Ansicht des Bergraths Reuß zu Bilin, der den Berg als pseudo-vulcanisch ansprach, entgegenzutreten und ihn für vulcanisch zu erklären. Er that es in einem Aufsatz, „der Kammerberg bei Eger" überschrieben, den wir jetzt im letzten Bande der sämmtlichen Werke unter der Rubrik „Mineralogie und Geologie" finden. In spätern Jahren schien es ihm aber selbst, daß seine Ansicht nicht ganz haltbar und eine Rückkehr zu der Reußischen Auslegung räthlich sei.

Gegen den 24. Juli kehrte Goethe nach Karlsbad zurück, wo nun auch die Anwesenheit wackerer Künstler belebend und anregend auf ihn einwirkte. Denn außer dem vorzüglichen Dresdener Landschaftsmaler Kaaz, welcher unsers Dichters dilettantische Skizzen sogleich in ein wohl erscheinendes Bild zu verwandeln wußte, und ihn von seinem phantastischen Kritzeln zu einer reinern Behandlung führte, fand sich auch Bury, der römische Freund, auf einige Tage hier ein. Er hatte sich im Gefolge der Erbprinzessin von Hessen-Cassel eine Zeit lang in und um Dresden, zu Natur- und Kunstgenuß, aufgehalten, und einen kurzen Urlaub zu einem Ausfluge nach Karlsbad genommen. Goethe schrieb der auch ihm gewogenen Prinzessin zu Ehren ein Gedicht, welches, in der Mitte eines großen Blattes kalligraphirt, mit dem bilderreichsten Rahmen eingefaßt werden sollte, die Gegenden darstellend, welche sie durchreist, und die Gegenstände, denen sie die meiste Aufmerksamkeit zugewandt hatte. Das Gedicht findet sich unter den „Zuschriften und Erinnerungsblättern" *). — Gelegentlich sei hier noch bemerkt, daß auch das allerliebste Gedicht „der Goldschmiedsgesell" mit seinem durch alle sieben Strophen sich hindurchschlingenden gleichtönenden Endreim, und die Ballade „Wirkung in die Ferne," vielleicht

*) S. Goethe's W., B. 6, S. 54 f. (Ausg. in 40 B.)

Früchte dieses Karlsbader Sommeraufenthaltes, jedenfalls aber des Jahres 1808 sind. Das letztgenannte Gedicht möchte eher zur Gattung der heitern poetischen Erzählung, als der Ballade, zu rechnen sein. Goethe hat es nur durch die Behandlungsart, das schwunghaftere Metrum und die lebhafte Darstellung für die Phantasie der Ballade angenähert. Es läßt sich aber nicht wohl abstreiten, daß dadurch etwas Disharmonisches in das Ganze gekommen ist. Der Apparat scheint für die Aufgabe zu groß, das Gefäß für den Inhalt zu bedeutend, der Anfang

> Die Königin steht im hohen Saal,
> Da brennen der Kerzen so viele u. s. w.

läßt nicht eine so leichte anekdotenmäßige Schlußpointe erwarten. — Daß endlich die schon im vorigen Jahre begonnene Novelle „Die pilgernde Thörin" *) erst jetzt in Carlsbad zum Abschluß gekommen, erwähnt Riemer ausdrücklich in den „Briefen an und von Goethe" **). Aus einem Briefe Goethe's an Knebel (vom 2. Juli) sehen wir, daß er auch in diesem Jahre in Carlsbad an größern und kleinern Erzählungen arbeitete, die später in die Wanderjahre verwebt wurden.

Um die Hälfte des Septembers traf Goethe wieder in Weimar ein, und vernahm hier die Bestätigung der Nachricht von einer baldigen Zusammenkunft der Monarchen in Erfurt. Er ahnte sogleich, welchen Einfluß das geräuschvolle Wesen in der Nachbarschaft auf seine Existenz für die nächste Zukunft haben würde. Es währte auch nicht lange, so ward es in Weimar sehr lebendig. Am 24. September kam Großfürst Constantin an; ihm folgte am nächsten Tage der Kaiser Alexander selbst. Zwar rauschte der tosende und glänzende Hofstrom bald genug weiter; denn am 27. verfügten sich die Herrschaften nach Erfurt zum Kaiser Napoleon, der ihnen bis Münchenholzen entgegenkam. Allein auch Goethe mußte am 29. auf den Ruf des Herzogs dorthin folgen. Hier fand sich nun bei Levers, Diners und Thee's Gelegenheit in Fülle, neue Bekanntschaf-

*) Vergl. Thl. III dieser Schrift, S. 379 Anmerk.
**) S. 187.

ten zu schließen, und alte zu erneuern. Er scheint sich die bunte, bewegte Welt mit großer Gemüthsruhe, bisweilen auch zu scherzhafter Laune angeregt, in Augenschein genommen zu haben. Den 30. war große Tafel beim Herzog von Weimar. Abends machte er bei der Präsidentin von der Recke die Bekanntschaft des Ministers Maret, der sehr für ihn eingenommen wurde. Am 1. October wohnte er Morgens dem glänzenden Lever bei, welches Napoleon gab. Mittags war er bei dem Minister Champagnie der Tischnachbar von Bourgoing. In hohem Grade interessant mußte für ihn die Darstellung französischer Tragödien, wie der Racine'schen Stücke Andromache und Britannicus, und des Voltaire'schen Oedipe im Théatre français sein, wo ein Talma vor einem „Parterre von Königen" spielte.

Am 2. October wurde er auf 11 Uhr Vormittags zu Napoleon beschieden. Er vermuthete, daß Minister Maret und Marschall Lannes, mit dem er seit 1806 bekannt war, sich günstig über ihn beim Kaiser geäußert hatten. Ein dicker Kammerherr, ein Pole, kündigte ihm an, daß er noch etwas zu verweilen habe. Nachdem er inzwischen Savary und Talleyrand vorgestellt worden war, berief man ihn in das Cabinet des Kaisers. Da jedoch in demselben Augenblick Daru sich meldete und eingelassen ward, zauderte er und trat erst auf einen nochmaligen Ruf hinein. Der Kaiser saß an einem großen runden Tische beim Frühstück; zu seiner Rechten stand, etwas entfernt vom Tische, Talleyrand; zu seiner Linken, ziemlich nahe, Daru, mit dem er sich über die Contributions-Angelegenheiten unterhielt. Auf den Wink des Kaisers näherte sich Goethe, bis auf eine schickliche Entfernung. Nachdem Jener ihn aufmerksam angeblickt hatte, begann er, seltsam genug, aber vielleicht wahrer als er selbst ganz zu ahnen vermochte, das Gespräch mit den Worten: »Vous êtes un homme,« worauf Goethe nur mit einer Verbeugung antwortete. Der Kaiser fragte: „Wie alt seid Ihr?" — Goethe: „Sechszig Jahre." — Der Kaiser: „Ihr habt Euch gut erhalten. — Ihr habt Trauerspiele geschrieben." Als Goethe das Nothwendigste geantwortet, nahm Daru das Wort, der, um den Deutschen, denen er so wehe thun mußte, einigermaßen zu schmeicheln, von ihrer Literatur Notiz genommen hatte, wie er denn auch in der lateinischen wohlbewandert und selbst Herausgeber des Horaz war. Goethe glaubte in seinem Urtheil den Wiederhall der Ansichten seiner Gönner in Berlin zu hören; wenigstens fand er ihre Denkweise und Gesinnung in Daru's Worten wieder. Zum Schlusse bemerkte dieser, daß Goethe auch aus dem Französischen übersetzt habe, und zwar Voltaire's Mahomet. „Es ist kein gutes Stück," versetzte der Kaiser und legte nun umständlich auseinander, wie unschicklich es sei, daß der Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung mache.

Sodann wandte er das Gespräch auf den Werther, den er durch und durch studirt zu haben schien *). Nach verschiedenen Bemerkungen, die Goethe als ganz richtig anerkennen mußte, bezeichnete er eine gewisse Stelle **) und sagte: „Warum habt Ihr das

*) Bourrienne's Werk über den Feldzug in Egypten enthält ein Verzeichniß der Bücher, die Napoleon in seiner Feldbibliothek in Egypten mit sich führte; und unter diesen findet sich auch Werther's Leiden. S. Gespräche mit Eckermann II, 115.

**) Welche Stelle es war, darüber ließ Goethe die neugierigen Forscher in Ungewißheit. Als ihn Eckermann im Jahr 1824 darum befragte, antwortete er mit geheimnißvollem Lächeln: „Rathen Sie!" — „Nun," sagte E., „ich dächte fast, es wäre die, wo Lotte Werthern die Pistolen schickt, ohne gegen Alberten ein Wort zu sagen, und ohne ihm ihre Ahnungen und Befürchtungen mitzutheilen. Sie haben sich zwar alle Mühe gegeben, dieses Schweigen zu motiviren; allein es scheint doch Alles gegen die dringende Nothwendigkeit, wo es das Leben des Freundes galt, nicht Stich zu halten." — „Ihre Bemerkung," erwiderte Goethe, „ist freilich nicht schlecht. Ob aber Napoleon dieselbe Stelle gemeint hat, oder eine andere, halte ich für gut, nicht zu verrathen. Aber, wie gesagt, Ihre Bemerkung ist eben so richtig, wie die seinige." — Schubarth erzählt, er erinnere sich aus mündlicher Mittheilung, wie Goethe erzählte, Napoleon sei der Einzige gewesen, der ihn, den Dichter, auf ein Mißverhältniß im Werther aufmerksam gemacht, das bis dahin den schärfsten kritischen Blicken entgangen, weil er es allerdings so künstlich versteckt, wie der Schneider seine künstliche Naht anzubringen pflege, wenn ihm durch ein Unglück in ein ganzes Tuch irgendwo ein Riß kommt. Auf die Bitte um nähern Aufschluß erwiderte Goethe, Schubarth sei durch das, was er über Werther in seiner Beurtheilung bereits gesagt, auf bestem Wege es selbst zu finden; er wolle daher nicht vorgreifen. Manche haben die Stelle zu errathen versucht, aber wie sich nunmehr durch die 1851 erschienenen „Erinnerungen aus den Kriegszeiten 1806 bis 1813" von Fr. von Müller (S. 238 f.) ergibt, daneben gerathen; Napoleon tadelte es, daß Werther's innere Zerstörung nicht ausschließ-

gethan? Es ist nicht naturgemäß," was er nun weitläufig und vollkommen richtig erörterte. Goethe hörte ihm mit heiterm Gesichte zu und antwortete mit vergnügtem Lächeln, er wisse zwar nicht, ob ihm Jemand denselben Vorwurf gemacht habe, aber er finde ihn durchaus richtig und gestehe, daß an dieser Stelle etwas Unwahres nachzuweisen sei. „Allein," setzte er hinzu, „es ist dem Dichter vielleicht zu verzeihen, wenn er sich eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffes bedient, um gewisse Wirkungen hervorzubringen, die er auf einem einfachen natürlichen Wege nicht hätte erreichen können." Der Kaiser schien damit zufrieden, kehrte zum Drama zurück und machte sehr bedeutende Bemerkungen, wie einer, der die tragische Bühne mit größter Aufmerksamkeit gleich einem Criminalrichter*) betrachtet, und dabei die Entfernung des französischen Theaters von Natur und Wahrheit sehr tief empfunden hatte. So kam er auch auf die Schicksalsstücke mißbilligend zu sprechen. „Sie gehören in eine dunklere Zeit," sagte er; „was will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal!"

Hierauf sich wieder zu Daru wendend, setzte er mit diesem das Gespräch über die Contributions-Angelegenheiten fort. Goethe trat etwas zurück. Er kam gerade an den Erker zu stehen, in welchem er vor mehr als dreißig Jahren zwischen manchen frohen Stunden auch manche trübe verlebt hatte, und bemerkte, daß rechts von ihm, nach der Eingangsthüre zu, Berthier und Savary standen. Talleyrand hatte sich entfernt. Marschall Soult war gemeldet, und die große Gestalt mit stark behaartem Haupte trat herein. Während der Kaiser ihn scherzend über einige unangenehme Ereignisse in Polen befragte, hatte Goethe Zeit, sich im Zimmer umzusehen und der Vergangenheit zu gedenken. Es waren noch die alten Tapeten; aber die Porträts an den Wänden waren verschwunden, alle die Bildnisse von Statthaltern und Familiengliedern, und so auch das Bild der

lich aus seiner leidenschaftlichen unglücklichen Liebe, sondern nebenbei noch aus gekränktem Ehrgeiz abgeleitet werde; und wie es scheint, hatte Herder dieselbe Bemerkung schon im Jahr 1786 gemacht (s. Goethe's Briefe an Stein III, 267 f.) dessen sich Goethe 22 Jahre später nicht mehr erinnern mochte.

*) Vergl. Gespräche mit Eckermann II, 115.

Herzogin Amalia, im Redouten-Anzuge, eine schwarze Halbmaske in der Hand.

Plötzlich stand der Kaiser auf, ging auf unsern Dichter zu und schnitt ihn durch eine Art Manoeuvre von den übrigen Gliedern der Reihe ab, worin er stand. Den Andern den Rücken zugewandt, fragte ihn Napoleon mit gemäßigter Stimme, ob er verheirathet sei, Kinder habe, und was sonst Persönliches zu interessiren pflegt, desgleichen nach seinen Verhältnissen zu dem fürstlichen Hause, nach Herzogin Amalia, dem Fürsten, der Fürstin und Anderm. Goethe antwortete einfach und natürlich. Der Kaiser schien sich in der Unterhaltung zu gefallen und übersetzte sich die Antworten in seine Sprache, nur auf eine etwas entschiedenere Art, als Goethe sich hatte ausdrücken können. Dabei war seine Art der Beifallsbezeugung höchst mannigfaltig. Selten hörte er unbeweglich zu, sondern nickte entweder nachdenklich mit dem Kopfe, oder sagte oui oder c'est bien oder dergleichen. Wenn er selbst ausgesprochen hatte, so pflegte er hinzuzufügen: Qu'en dit Mr. Goet? Nachdem so das Gespräch eine Zeit lang fortgedauert hatte, ergriff Goethe die Gelegenheit bei dem Kammerherrn durch eine Gebärde anzufragen, ob er sich beurlauben könne, und nahm, da dieser bejahend antwortete, ohne Weiteres Abschied.

Am 4. October verfügte er sich nach Weimar, um für den bevorstehenden Besuch Napoleons und anderer hohen Gäste noch einige das Theater betreffenden Vorkehrungen zu machen. Am 6. kamen die französischen Schauspieler mit ihrem Director an und führten den „Tod Cäsars" auf, worin Talma als Brutus auftrat. Bei Goethe quartirte sich der Minister Maret nebst Angehörigen ein. Ueber die Festivitäten dieser bewegten Tage hat er uns selbst in den Annalen nur höchst flüchtige Andeutungen hinterlassen, die mit der Notiz schließen, daß ihm am 14. der Orden der Ehren-Legion*) überreicht wurde, und der berühmte Talma mit seiner Frau bei ihm zu Besuch waren. Aus den Gesprächen mit dem Letztern hat uns Riemer ein interessantes Wort unsers Dichters aufbewahrt.

*) Der Kaiser Alexander von Rußland hatte ihn schon das Jahr vorher mit dem St. Annenorden decorirt.

Als Talma ihn fragte, ob der Werther nicht eine wahre Geschichte sei, erwiderte Goethe, von den betheiligten Personen habe sich der eine gerettet, um die Geschichte erzählen zu können; man wüßte sonst nichts von ihr. Bei einer wiederholten Unterredung Napoleon's mit Goethe auf dem Hofballe sprach sich der Kaiser für eine scharfe Abgrenzung der dramatischen Gattungen aus und äußerte charakteristisch genug: »Je suis étonné qu'un grand esprit comme vous n'aime pas les genres tranchés.« Auch wurde Goethe noch einmal mit Wieland zum Frühstück geladen und vom Kaiser mit Wohlwollen behandelt.

Die unmittelbare Anschauung einer so unberechenbar großen Persönlichkeit, wie die Napoleon's, von dessen Hochschätzung so viele Aeußerungen Goethe's, namentlich in den Gesprächen mit Eckermann zeugen, und die nähere Bekanntschaft mit so vielen andern hervorragenden Männern war für ihn ohne Zweifel von dem größten Interesse. Dennoch wandte er sich gerne von dem geräuschvollen Leben der letzten Zeit zu seinen stillen Betrachtungen und Beschäftigungen zurück. Besonders fühlte er sich zu Kunstbetrachtungen aufgefordert durch die unschätzbaren Mionettischen Pasten nach griechischen Münzen, die er bei der Rückkehr von Carlsbad vorgefunden hatte. „Man sah in einen Abgrund der Vergangenheit," heißt es in den Annalen, „und erstaunte über die herrlichsten Gebilde." Zudem vermehrte sich seine Ringsammlung durch geschnittene Steine von Bedeutung; wiederholt kamen Federzeichnungen von Albrecht Dürer im Steindrucke an, Runge sandte ihm die Originalzeichnungen seiner gedanken- und blumenreichen Tageszeiten; im Spätjahre gewährte eine Anzahl landschaftlicher Zeichnungen des Professors an der Akademie zu Dresden, Friedrich, die angenehmste Unterhaltung; und ganz am Ende des Jahres besuchte ihn der Professor von Kügelgen aus Dresden und malte sein Portrait. Eine sehr lehrreiche Unterhaltung gewährte ihm gegen Ende Novembers die Anwesenheit von Dr. Werneburg. „Er bringt mir," schrieb er an Knebel, „das Allerfremdeste was in mein Haus kommen kann, die Mathematik an meinen Tisch, wobei wir jedoch schon eine Convention geschlossen haben, daß nur im alleräußersten Falle von Zahlen die Rede sein darf."

Dazwischen nahm das eben jetzt besonders lebhafte gesellige Leben in Weimar manche seiner Stunden in Anspruch. Dienstag waren regelmäßige Gesellschaftsmorgen bei der Prinzessin Karoline; Mittwochs pflegte er selbst, wie bereits erwähnt, einen gewählten Kreis, zu dem auch Frau von Stein gehörte, durch Vorträge zu unterhalten; die Donnerstags- und Sonntagsgesellschaften bei Frau Schopenhauer waren, jede in besonderer Art, interessant, der Donnerstag wegen zahlreicher Societät, wo man eine sehr mannigfaltige Unterhaltung fand, der Sonntag durch eine concentrirte Unterhaltung in kleinerer Gesellschaft.

Zum Beschlusse des Jahres 1808 gedenken wir noch flüchtig einiger Ereignisse, von denen Goethe persönlich nahe berührt wurde. Zu Anfange desselben hatte er die Freude, die fürstliche Familie, der er sein Leben geweiht, durch einen neuen lieblichen Zweig sich vermehren zu sehen: Prinzessin Marie ward den 3. Februar geboren. Gegen den Schluß des Sommers traf ihn ein schwerer Schlag, der Tod seiner geliebten Mutter, die am 13. September in ihrem achtundsiebenzigsten Lebensjahre starb *). Seine Frau reis'te nach Frankfurt und ordnete dort, wie er an Knebel schrieb, die Erbschaftsangelegenheiten „auf eine glatte und noble Weise." Nicht lange vor dem Tode der Mutter hatte er seinen Sohn August zur Universität Heidelberg gesandt, wo er bei den frühern Jenaischen Freunden Voß und Thibaut die liebevollste Aufnahme fand. Auf der Durchreise durch Frankfurt hatte er die Großmutter gesehen, und der Primas ihr und dem jungen Goethe ein Fest gegeben. Zu Ende des Jahres starb Fernow, und mit ihm verlor Goethe einen nahbefreundeten Vermittler, der ihn mit der italienischen Literatur in steter Verbindung gehalten hatte.

In das Jahr 1809 hinübertretend, fassen wir zuerst das Theater in's Auge, das in den beiden letzten Monaten eine Krise erlebt hatte, die Goethe'n, wie er am 30. December an Reinhard berichtete, einigermaßen zu schaffen machte. Es waren Mißhelligkeiten unter dem Theater-Personal ausgebrochen, wobei es sich, wie gewöhnlich, nicht darum handelte, wer etwas leisten, sondern wer ein-

*) Vgl. Thl. I, S. 13. 23 f.

wirken und befehlen sollte. Nachdem die Sache beigelegt war, ging das Theater wieder seinen alten Gang. Zu dem bereits wohlausgestatteten Repertoire kamen neuere Productionen, die gut aufgenommen wurden: Antigone von Rochlitz bearbeitet, Alfieri's Saul, von Knebel übersetzt, die Tochter Jephta von Robert; auch eine Aufführung von Werner's vierundzwanzigstem Februar wurde sorgfältig vorbereitet. Antigone von Rochlitz wurde zur Feier des 30. Januars gegeben. Zur Nachfeier war am 3. Februar großer Maskenball, wobei ein, besonders mit Goethe's und Falk's Beihülfe angeordneter Maskenzug der Herzogin huldigte. Zuerst erschienen die vier Elemente, begleitet von Jäger, Vogelsteller, Fischer und Schmied; ihnen folgte der Genius, der von Kanephoren der Fürstin Herder's Palmblätter, Oberon's Lilie, Tell's Apfel und Tasso's Lorbeerkranz überreichen ließ, worauf vier Psychen Glückwünsche aussprachen. Dann führte Seni die Planeten heran mit einer Anrede von Goethe, deren Schluß das Geständniß der vier neuen Planeten enthielt, gern ihren Namen entsagen zu wollen:

Damit uns Welt und Nachwelt priese,
So nännten wir uns gleich Luise.

Hierauf kamen Landleute (unter ihnen Frau von Goethe), Hirten, der Morgenstern und die heil. drei Könige, Verszeilen von Goethe sprechend:

Die in der Krippe suchten das Kind,
Und die nun schüchtern näher treten
Ihre jetzige Herrin anzubeten.

Zum Schluß vertheilte der Journalist (Falk) eines ambulanten Zeitungsbureau's eine Nummer der „eleganten Zeitung" mit der Erklärung der Redoute, einem Neujahrsgruß für Goethe und einem Huldigungsgedichte an Mad. Wolff für ihre jüngste Darstellung der Antigone *).

Die wöchentlichen musikalischen Unterhaltungen in Goethe's Hause unter Eberwein's Leitung erfuhren eine Unterbrechung, als

*) Morgenblatt 1809, Nr. 50 S. 200.

dieser gegen Mitte Februars abermals nach Berlin gereist war, um sich durch Zelter's Lehre und Beispiel in seiner Kunst weiter zu fördern, und wurden erst im October, nach dessen Rückkehr wieder aufgenommen, so daß unser Dichter eine Reihe von Monaten hindurch der Musik fast ganz entbehren mußte.

Goethe blieb bis gegen Ende Aprils in Weimar und widmete sich, obwohl fernere und nähere Kriegsbewegungen in Spanien und Oesterreich Alles in Furcht und Sorge setzten, mit Eifer seinen naturwissenschaftlichen Studien. „Ich habe diesen Winter," schrieb er den 17. April an Reinhard, „meine Thätigkeit nach innen, so gut es gehen wollte, fortgesetzt. Ich bin nicht aus Weimar, ja kaum aus der Stube gekommen. Vorzüglich habe ich an der Geschichte der Farbenlehre gearbeitet und bin nun bald mit dem siebzehnten Jahrhundert zu Stande." Am 29. April begab er sich nach Jena, und setzte dort, trotz eines Anfalls seines alten Uebels, diese Arbeit fort, indem er das fünfzehnte und sechszehnte Jahrhundert nachholte und die Geschichte seiner eigenen chromatischen Bekehrung und fortschreitenden Studien niederschrieb. Er legte die Arbeit am 24. Mai vorläufig bei Seite, um sich einem poetischen Werke, den Wahlverwandtschaften, zuzuwenden.

In einem Briefe an Zelter vom 1. Juni heißt es über diese Dichtung: „Da es noch nicht räthlich war, nach Carlsbad zu gehen, so befind ich mich in Jena, wo ich einen Roman fertig zu schreiben suche, den ich vor'm Jahr in den böhmischen Gebirgen concipirt und angefangen hatte. Wahrscheinlich kann ich ihn noch in diesem Jahre herausgeben, und ich eile um so eher damit, weil es ein Mittel ist, mich mit meinen auswärtigen Freunden wieder einmal vollständig zu unterhalten. Ich hoffe, Sie sollen meine alte Art und Weise darin finden. Ich habe viel hineingelegt, Manches versteckt. Möge auch Ihnen dieses offenbare Geheimniß zur Freude gereichen!" Aehnlich schreibt Goethe den 9. Juni an Reinhard, er habe, weil die Zeitumstände mündliche und briefliche Aeußerungen bedenklich machten, sich ein anderes Organ in die Ferne ausgedacht, nämlich einen Roman zu schreiben, der sich zwar nur um einen besonderen Gegenstand drehe, doch aber auf manches allgemein menschliche Interesse hinspiele. Abweichend von der obigen Angabe in

Betreff der Conception sagt Goethe in den Annalen unter dem Jahre 1809, er habe den Hauptgedanken schon vor einigen Jahren gefaßt; nur habe sich die Ausführung immerfort erweitert, vermannigfaltigt und die Kunstgrenze zu überschreiten gedroht. Jetzt endlich habe sich nach so vielen Vorarbeiten der Entschluß bestätigt, den Druck zu beginnen, über manchen Zweifel hinwegzugehen, das Eine festzuhalten und über das Andere später schließlich zu entscheiden. Und damit übereinstimmend nennt er bereits unter dem Jahre 1807 bei Erwähnung der kleinern für die Wanderjahre bestimmten Erzählungen auch die Wahlverwandtschaften, wozu schon damals ein Schema weit gediehen und manche Vorarbeiten vollbracht waren, und bemerkt, daß sie in gleicher Art, wie jene Erzählungen, kurz hätten behandelt werden sollen, der Stoff sei indeß zu bedeutend und zu tief in ihm gewurzelt gewesen, um so leicht beseitigt werden zu können. Liegt schon in den letzten Worten eine Andeutung, daß wir die Quelle, woraus ihm der Gegenstand zugeflossen ist, vorzüglich in seinen eigenen Lebenserfahrungen zu suchen haben, so gesteht er dieses ausdrücklich in den Gesprächen mit Eckermann und weis't nicht minder darauf hin durch die Stelle in den Annalen (unter dem J. 1809): „Niemand verkennt an diesem Roman eine tief leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheut, ein Herz, das zu genesen fürchtet."

Noch vor die Arbeit an den Wahlverwandtschaften fiel die Entstehung der Ballade Johanna Sebus, die sich in Goethe's Tagebuch als „Schön Suschen" unter dem 11. Mai und weiterhin mehrmals bis zum 21. angemerkt findet. Er übersandte eine Abschrift an Zelter am 1. Juni, und an Reinhard am 9. Juni, dem Letzteren mit den Worten: „Nehmen Sie beiliegendes Gedicht freundlich auf. Ich bin vom Unterrhein her dazu aufgefordert worden und mochte mir gerade in meiner Einsamkeit die Naivetät dieser unschuldig guten Handlung gerne vergegenwärtigen." Die Begebenheit ereignete sich im Januar 1809. Johanna Sebus, ein Mädchen von siebenzehn Jahren, war die Tochter einer Wittwe aus dem Dorfe Brienen bei Griethausen, unfern Cleve. Am 13. Januar trat auf dem Rheine ein großer Eisgang ein, wobei ein Dammbruch entstand und die Gegend von Griethausen unter Wasser setzte. In

dem Hause der Wittwe Sebus wohnte noch eine andere Frau mit drei Kindern. Johanna rettete zuerst ihre Mutter auf's Trockene, und wollte dann auch die übrigen Hausgenossen in Sicherheit bringen, aber sie konnte nicht mehr zurück und ward von den immer höher schwellenden Fluthen verschlungen. Unsere Leser begreifen leicht, warum Goethe durch diesen Gegenstand besonders angezogen werden mußte. Es ist dasselbe Thema, welches er schon 1785 in Distichenform behandelt hatte. Wie der Herzog Leopold von Braunschweig und wie „die siebzehnjährige Gute, Schöne aus dem Dorfe Brienen", so war auch er, wo seinen Nebenmenschen große Gefahr drohte, zu aufopfernder Hülfe bereit, wie er sich denn zu wiederholten Malen bei Feuersbrünsten augenscheinlicher Lebensgefahr aussetzte. — Wir finden das Gedicht, das früher den Cantaten beigeordnet war, jetzt unter die Balladen gereiht, wohin es auch seiner Form nach gehört. Daß ihm zuerst jene Stelle angewiesen wurde, beruhte auf der Form von Zelter's Composition. Dieser hatte das Gedicht im Cantatenstyl für einen Singchor mit Instrumentalbegleitung in Musik gesetzt, und zwar so glücklich, daß es ein Lieblingsstück des Weimarischen Kreises ward. Götzinger mag im Allgemeinen Recht haben mit der Behauptung, daß die Rücksicht, welche der Dichter bei der Abfassung desselben auf den musikalischen Effekt genommen, der poetischen Klarheit nachtheilig gewesen sei. Man kann es indeß nicht mit ihm bedauern, wenn der Dichter in solchen Productionen die Poesie als Dienerin der Musik, d. h. der Composition betrachtet. Verlieren dadurch diese Stücke etwas, unter dem rein poetischen Gesichtspunkt angesehen, so gewinnen sie dafür, mit der Composition als ein Ganzes genommen, um so mehr. Goethe hatte das bestimmteste Bewußtsein davon, daß dergleichen Poesie der Musik als ihrer Ergänzung bedarf, weßhalb er sich von jeher so gern an Tonkünstler enge anschloß.

Die Arbeit an den Wahlverwandtschaften hätte eigentlich einen ganz ununterbrochenen Aufenthalt in der Jenaischen Einsamkeit verlangt; aber die Kriegsbewegungen riefen den Dichter am 13. Juni wieder nach Weimar zurück. Der König von Westphalen hatte, während die Franzosen nach Oesterreich vordrangen, einen Zug gegen Böhmen unternommen. Goethe's Freund, Reinhard, seit dem

vorigen Jahre französischer Gesandter in Cassel, der, wie das dortige gesammte diplomatische Corps, den König Jerome auf seinem kurzen Feldzuge begleitete, traf den 2. Juli aus dem Hauptquartier bei Goethe ein und deutete geheimnißvoll auf einen unerklärlichen Rückzug. Am 15. Juli kam in der That der König in Weimar an, der Rückzug schien in Flucht auszuarten, und schon am 20. ängstigte das umherstreifende Oelsische Corps die Stadt und Umgegend. Kaum verzog sich aber das drohende Gewitter in nordwestlicher Richtung, so begab sich Goethe (am 23. Juli) wieder nach Jena. Aus vielfacher Erfahrung sich bewußt, wie viel ein äußerer Antrieb vermochte, ihn vor Stocken und langem Besinnen zu bewahren, gab er die Wahlverwandtschaften nun sofort in die Druckerei, und während diese fleißig vorrückte, reinigte und ründete sich auch allmählig die Handschrift.

Ein längerer dießjähriger Aufenthalt zu Jena war auch durch manche neue Einrichtung in dem zu Goethe's Geschäftsbereich gehörigen Anstalten geboten. Die verschiedenen seit dem Regierungsantritt des Herzogs daselbst gegründeten und ohne Mitwirkung der übrigen höchsten Erhalter der Akademie errichteten Museen und sonstigen wissenschaftlichen Einrichtungen hatten bisher besondere Etats gehabt. In diesem Jahre wurden die sämmtlichen Etats verschmolzen, und alle Institute, nebst der Bibliothek, dem Münzkabinet und der freien Zeichenschule zu Weimar unter Goethe's und des Geh.-Raths von Voigt Oberaufsicht und Leitung gestellt. Der Fürst schenkte beiden Männern hierbei ein so unbedingtes Vertrauen, daß er es ihnen anheimgab, ohne vorherige Anträge und Vorschläge, nach Befund der Umstände, Geldverwendungen zu machen und diesem oder jenem Zweige nachzuhelfen. Die seit dreißig Jahren gegründeten und fortgeführten Anstalten hatten durch die französische Invasion nur wenig gelitten. Um so muthiger griff Goethe die Wiederherstellung derselben an und suchte neue damit zu verbinden. Es mochte hierbei seine persönliche Gegenwart um so mehr erforderlich sein, als bei der wunderlichen Complicirtheit jener Anstalten und bei dem mannigfaltigen Bezuge des Vorgesetzten zu Gelehrten, Literatoren und Künstlern aller Art, die Geschäftsform in der Verwaltung derselben sich nicht immer auf's strengste handhaben ließ.

Ueberhaupt war Goethe'n, nach Vogel's zuverlässigen Mittheilungen, das Mechanische der Geschäftsbehandlung nicht sehr geläufig, da er die niedern Dienststufen, wo man sich strenger an die Vorschriften gebunden sieht, übersprungen hatte. So konnte er denn auch, trotz seiner ausgezeichneten Ordnungsliebe, und obwohl er selbst über die Vorkommnisse seines Privatlebens Akten zu führen liebte, doch für nichts weniger als einen Aktenmensch gelten. Ein treues Gedächtniß und ein konsequentes Handeln nach einmal angenommenen Grundsätzen halfen ihm in seinen bessern Jahren überall durch, ohne daß er die Vorakten zu Rathe zog.

Am 16. September befand er sich, einem Brief an Zelter zufolge, noch in Jena, muß sich aber schon in den nächsten Tagen nach Weimar zurückbegeben haben, wo er die Wahlverwandtschaften zum Abschluß brachte; denn in einem Briefe aus Weimar an Reinhard vom 1. Oktober heißt es: „Ich befinde mich seit länger als sieben (?) Wochen hier und komme mir vor wie jene Schwangere, die weiter nichts wünscht, als daß das Kind zur Welt komme, es sei übrigens und entstehe was will*). Der 3. Oktober befreite ihn endlich von dem Werke, ohne daß jedoch, wie er in den Annalen sagt, „die Empfindung des Inhalts sich ganz hätte verlieren wollen."

Das letzte Trimester des Jahrs 1809, nachdem er im Oktober seine reichen Sammlungen etwas geordnet, war vorherrschend der Farbenlehre gewidmet. Zur Wiederaufnahme der am 24. Mai abgebrochenen Studien und Arbeiten wurde jetzt Goethe durch den uns schon bekannten Maler Runge angeregt, der auf einer Kugel die Abstufungen der Farbe und ihr Abschattiren gegen Hell und Dunkel dargestellt hatte. Unter Dr. Seebeck's fortwährender Theilnahme und Beihülfe führte er die Farbenlehre bis zu Ende des 18. Jahrhunderts fort, während gleichzeitig der Druck des zweiten Theils ununterbrochen gefördert wurde. „Ist es einigermaßen möglich," schrieb er darüber am Sylvestertage an Reinhard, „so schließe ich meine Arbeiten über die Farbenlehre zu Ostern ab, und Sie erhalten im Mai das Werk mit den Tafeln. Die beiden Bände, die

*) Vielleicht ist beim Datum des Briefes an Reinhard „Jena" statt „Weimar" zu setzen.

ich neben einander ausgearbeitet habe, sind nun schon auf sechszig Bogen zusammengewachsen, und wie gegen das Ende einer Arbeit Alles geschwinder geht, so denke ich, der Schluß soll sich unvermuthet anfügen. Auch dieser Arbeit wird es ergehen, wie andern; erst wird sie blos ihr Dasein, und dann ihren Platz behaupten. Von der Gunst des Augenblicks mag ich wenig hoffen; doch soll es mir ganz lieb sein, wenn mein Unglaube auf eine oder die andere Weise beschämt wird."

Im Laufe des so eben betrachteten Jahres, das, ohne einen Karlsbader Aufenthalt oder sonstige Ausflüge, theils in Weimar, theils in Jena zugebracht, mehr Einheit und Geschlossenheit als andere gewann und daher eine reichere Ausbeute lieferte, waren auch bereits Vorarbeiten zu dem bedeutenden Unternehmen einer Selbstbiographie entstanden. Der Gedanke dazu war ihm, nach Riemer's Mittheilungen, schon im vorhergehenden Jahre zu Karlsbad (den 28. August 1808) gekommen. Auf des Freundes Ermunterung, seine Confessionen zu schreiben, hatte er den Entschluß gefaßt und das Jahr 1809 zum Beginn der Ausführung festgesetzt. Er erkannte wohl, mit welcher Sorgfalt und Umsicht hier verfahren werden mußte, da es bedenklich schien, sich lange verflossener Jugendzeiten erinnern zu wollen. Dieser Schwierigkeit ungeachtet beschloß er endlich das Werk anzugreifen, mit dem Vorsatz, gegen sich und Andere aufrichtig zu sein und sich der Wahrheit so weit zu nähern, als nur immer die Erinnerung dazu behülflich sein wollte. Das Glück begünstigte ihn hierbei, wie so oft, indem Bettine Brentano ihm aus mündlicher Erzählung seiner Mutter Mittheilungen über seine frühesten Jahre machte, ohne welche er, nach Riemer's Geständniß, die Lebensbeschreibung nicht hätte beginnen können.

Ueberblicken wir nun noch in der Kürze die sonstigen Gegenstände seiner Thätigkeit und Theilnahme im Jahr 1809, so ist zunächst der schon früher erwähnten Ausgabe seiner Werke bei Cotta zu gedenken. Sie erforderte manchen Zeitaufwand, gab ihm indeß auch willkommene Gelegenheit, sich durch Zusendung von Exemplaren bei Gönnern und Freunden in's Gedächtniß zurückzurufen. Die Jenaischen Anstalten, wovon oben die Rede war, machten die Erweiterung beschränkter Lokalitäten nöthig; nicht minder wurde in

Weimar ein Anbau an die Herzogliche Bibliothek erforderlich, wofür Goethe die zum Ausbau des Schlosses berufenen preußischen Architekten Gentz nnd Rabe zu Rathe zog. Durch Hirt's großes Werk über die Baukunst, das ihm der Verfasser verehrte, wurde seine Theilnahme für dieses Kunstfach neu angeregt. „Ich habe mich höchlich gefreut," schrieb er den 1. Juni über das Werk an Zelter, „ein so bedeutendes über zwanzigjähriges Unternehmen endlich noch glücklich geendigt zu sehen." Die darin versuchten Restaurationen des Ephesischen Diana-Tempels, so wie des Salomonischen, führten ihn in's Alterthum zurück, und ermunterten ihn zu ähnlichen Versuchen, wobei die Einbildungskraft der Geschichte und der bruchstücklichen Anschauung zu Hülfe kommen mußte. Auch im Gebiete der Malerei fehlte es nicht an freundlicher Anregung. Kügelgen's Besuch ist schon beim Schlusse des vorigen Jahres erwähnt worden. Er verweilte mehrere Wochen in Weimar und malte außer Goethe's Porträt auch das von Wieland nach der Person, so wie Schiller's und Herder's Bilder nach der Ueberlieferung. Kaaz zeigte landschaftliche Gemälde vor, deren Ausstellung in Weimar und Jena heitere Geselligkeit förderte und auch solche Personen zusammenführte, die sich sonst nicht zu nähern pflegten. In den zu München herausgegebenen Handzeichnungen Albrecht Dürer's begrüßte Goethe das schönste Geschenk des aufkeimenden Steindrucks. Dr. Stieglitz sandte ihm Schwefelabgüsse seiner ansehnlichen Münzsammlung mit beigefügtem Verzeichniß zu, und war ihm dadurch in seinen Forschungen auf dem Felde alterthümlicher Kunst förderlich. Zugleich mehrten sich seine Münzfächer durch Medaillen des 15. und 16. Jahrhunderts. Eine Sammlung Köstritzer Ausgrabungen metallener Geräthe von seltsamen Formen veranlaßte ihn zu geschichtlichen Forschungen über jene Epoche, wo Heidenthum und Christenthum in Franken und Thüringen mit einander im Kampf lagen. Auch mehrte sich durch Freundesgunst seine Sammlung von Handschriften bedeutender Personen und bestärkte ihn in dem Glauben, daß die Handschrift auf den Charakter des Schreibenden und seine jedesmaligen Zustände hindeute.

In der auserlesenen Gesellschaft, die sich regelmäßig Mittwochs in seiner Wohnung versammelte, war Lektüre und Unterhaltung

schon seit dem November des vorigen Jahrs vorzugsweise der nordischen und überhaupt romantischen Vorzeit gewidmet. Goethe fesselte die Theilnahme seiner Zuhörer durch eine nach dem Original aus dem Stegreif vorgetragene, immer besser gelingende Uebersetzung der Nibelungen, und knüpfte daran mancherlei belehrende Betrachtungen. Am 25. November 1808 schrieb er darüber an Knebel: „Die Mittwochen sind wieder im Gange. Ich lese die Nibelungen vor, allein dabei geht es mir auch, wie einem jungen Professor, oder wie einem Koch, der sein Leben zubringt, um einige Stunden etwas Genießbares aufzutischen. Indessen ist es mir selbst von großem Werth und Nutzen: denn ich hätte das Gedicht für mich vielleicht niemals durchgelesen, und noch viel weniger so viel darüber nachgedacht, als ich gegenwärtig thun muß, um durch Reflexionen und Parallelen die Sache anschaulicher und erfreulicher zu machen. Der Werth des Gedichtes erhöht sich, je länger man es betrachtet, und es ist wohl der Mühe werth, daß man sich bemüht, sein Verdienst auf das Trockene zu bringen und in's Klare zu setzen; denn wahrlich, die modernen Liebhaber desselben, die Herren Görres und Consorten, ziehen noch dichtere Nebel über die Nibelungen, und wie man von Andern sagt, daß sie das Wasser trüben, um Fische zu fangen, so trüben diese Land und Berg, um alle gute kritische Jagd zu verhindern. Mir sind dabei recht artige Aperçu's vorgekommen, und wenn man ihnen hier und da läugnen möchte, daß sie ganz genau zum Gegenstande passen, so sind sie doch schon lustig für sich selbst, z. B. hab' ich, im Sinne der Vossischen Charten zum Homer, Hesiodus und Aeschylus, eine Charte zu den Nibelungen gezeichnet, die auf sehr hübsche Reflexionen führt. Auch habe ich nächst genauer Betrachtung des Sujets, der Motive, der Ausführung, auch auf's Kostüm und andere Nebenvorkommenheiten, als äußere Kennzeichen, wohl aufgepaßt, wodurch man dem Alter und dem Ursprunge des Gedichtes näher beikommen kann." — Daran schlossen sich weiterhin Fierabras, König Rother, Tristan und Isolde und ähnliche Dichtungen. Im Januar 1809 fand sich in Weimar der „wunderliche Runen-Antiquar" Martin Friedr. Arndt*) mit interessanten

*) Mit unserm trefflichen Ernst Moritz Arndt verwechselt, wurde er in Neapel als Carbonari verfolgt.

Alterthümern und Manuscripten ein und wurde von Göthe zu den Mittwochs-Unterhaltungen in Anspruch genommen. Er hatte zehn Jahre in Schweden und Norwegen zugebracht, die Runen studirt, copirt und geordnet, und sich überhaupt um eine genaue Kenntniß der alten nordischen, besonders der isländischen Cultur und Literatur bemüht. Seine Mittheilungen und Vorträge lenkten die Aufmerksamkeit auf Wilkina Saga und den Norden überhaupt. Dr. Majer's nordische Sagen unterhielten und erhöhten dieses Interesse. Zugleich belebte sich die Theilnahme an den deutschen Sprachalterthümern, wozu ein Aufenthalt W. C. Grimm's das Seinige beitrug; und zur Aufheiterung des grammatischen Ernstes gereichte endlich die Lektüre von des Knaben Wunderhorn.

Ohne Zweifel wurden, nahe dem Jahresschlusse, auch schon die Vorbereitungen zu einem Feste getroffen, welches der Anfang des folgenden Jahres brachte. Der Geburtstag der regierenden Herzogin, der 30. Januar, sollte diesmal, in Gegenwart hoher Gäste, mit besonderem Glanze, namentlich durch einen großen Maskenzug gefeiert werden. Goethe wählte dazu den Gegenstand aus jenen Dichtungen, die nun seit einem Jahre fast ausschließlich die Lektüre seines Mittwochkränzchens bildeten. Er hielt es mit Recht für einen angemessenen Schmuck des Festes, „die verschiedenen Dichtungen, denen unsere Vorfahren und auch die Ahnherren des hohen (Weimarischen) Fürstenhauses eine vorzügliche Neigung schenkten, in bedeutenden und mannigfaltigen Gestalten darzustellen." Zu dem Ende dichtete er die schönen Stanzen, „die romantische Poesie" überschrieben. Anlage und Plan des Stückes sind folgende: Ein Minnesänger und ein Heldendichter, als Vertreter der beiden in jener Periode vorzugsweise gepflegteu Dichtungsarten, erscheinen als die Hauptfiguren; sie eröffnen, von einem Herold eingeführt, und schließen auch die Reihe der Gestalten; ja, sie erklären selbst, nach des Dichters Angabe, alle übrigen. Die letztern sind nun theils allegorische (oder symbolische), wie Frühling, Sommer, Minnepaar, Tanzende, Jagdlustige, Herbst, Spielende, Winter, Norden, Recht und Ehre, Liebe und Treue, Weltlich Regiment, Geistlich Regiment, Kanzler und Clericus, theils bestimmte, individuelle Figuren mittelalterlicher Dichtungen, wie Brunehild,

Siegfried, Prinzessin (von Byzanz), Rother, Otnit, Elberich (Alberich). Die vier Jahreszeiten sind eingeführt, weil sie die ewig fließenden Quellen bilden, woraus das Leben der Menschen und die Poesie, insbesondere die lyrische, ihre Reize schöpfen. Den beiden schönsten Jahreszeiten schließen sich zunächst das Minnepaar und die Tanzenden an. Die Jagdlustigen führen zum Herbst hinüber, dem sich, als dem Spender reicher Gaben, die Spielenden anreihen, die ihren Erwerb durch Wetten und Wagen zu mehren suchen. Der Winter bildet dann den Uebergang zum Norden. Letzterer ist einmal in der Absicht eingeschoben, um vorbeigehend auf die Gemahlin des Erbprinzen, die nordische Großfürstin Maria Paulowna, hinzudeuten, besonders aber um zu dem zweiten Theile, der die epische Poesie behandelt, und zwar zunächst zu Brunehild („der herrlichsten der Frauen, die dem Pol entsproß") hinüberzuleiten. — Im zweiten Haupttheile treten zuerst individuelle Figuren auf: zwei aus dem Nibelungenliede (Brunehild und Siegfried) und drei aus dem König Rother (die Tochter des Kaisers Constantin, Rother und einer aus der begleitenden Riesenschaar). An diese reihen sich nun vier symbolische Figuren, Personifikationen der sittlichen Kräfte, welche, wie sie überhaupt das Mittelalter bewegten, so auch seine Dichtungen beseelten (Recht, Ehre, Liebe, Treue). Sodann erscheint König Otnit, der nach schwerem Kampfe die Tochter eines heidnischen Königs erringt, sie in seine Heimath führt und taufen läßt und nun mit ihr lange Zeit glücklich zu Garda herrscht. Daran knüpft sich dann passend das Auftreten des geordneten friedlichen Weltlichen Regiments. Doch ihm auf dem Fuße folgt das Geistliche Regiment, dem Demuth das höchste Kleinod sein sollte, aber die zweite Stelle zur Pein wird. So finden wir also auch die beiden großen politischen Mächte aufgeführt, die im Mittelalter um die Herrschaft der Welt rangen; und ihrer allgemeinern allegorischen Darstellung läßt der Dichter noch zwei entsprechende besondere symbolische Figuren, „kleinere Wesen", folgen: den Kanzler und den Clericus. Etwas problematisch ist die nächstfolgende Figur Elberich (der Zwergkönig Alberich). Goethe scheint ihn als Personifikation der stille schaffenden Weisheit und Güte aufgefaßt zu haben, die, wenn sie mit Klugheit gepaart ist, zuletzt doch den Sieg über alle weltliche und geistliche List, über alle Künste und Ränke des Kanzlers und des Clericus davonträgt, und geräuschlos eine bessere Zukunft vorbereitet. — Dieser große Redoutenaufzug wurde zum 16. Februar, dem Geburtstage der Großfürstin Maria Paulowna, wiederholt, und ein durch ein Festlied eingeführter neuer Maskenzug russischer Nationen angeschlossen. Der letztere war eigentlich ein Theil eines größern Ganzen, Völkerwanderung, wozu, außer Goethe, noch Einsiedel, Knebel, Fr. v. Müller, Geh. R. v. Voigt, Riemer und Ungenannte Beiträge lieferten *).

So sehen wir also jetzt unsern Dichter, den begeisterten Verehrer antiker Kunst und Poesie, seit einiger Zeit in Betrachtung und Genuß mittelalterlicher und nordischer Dichtungen vertieft; der Hauptvertreter und Pfleger der classischen Richtung hat sich mit Theilnahme der Richtung der Romantiker zugewandt. Man hat darin eine Einwirkung der romantischen Schule gefunden; und in der That scheinen seine Bekehrung zum Sonett, die Anwendung mannigfaltiger Dichtungsformen, wie sie die romantische Schule liebte, der Uebergang von der individuell-plastischen Darstellungsweise der Alten zu einer mehr allegorischen und selbst mystischen, so wie die bald entschieden hervortretende Hinneigung zur orientalischen Poesie jene Ansicht zu begünstigen. Fassen wir das Verhältniß Goethe's zu den Romantikern näher in's Auge, so können uns jene Erscheinungen nicht befremden. Beide haben das mit einander gemein, daß sie Opposition machen gegen das falsche Natürlichkeitsprincip, wie es der Iffland'schen und namentlich der Kotzebue'schen Poesie zu Grunde lag. Wo es die Bekämpfung der letztern, die Bewahrung der Rechte der Idealität in der Poesie galt, sehen wir daher Goethe auf die Seite der Schlegel und Genossen treten, so wenig er sonst ihre ganze Richtung billigen konnte. So ruft er Kotzebue und seinen Anhängern in den Invectiven zu:

Ihr möchtet gern den brüderlichen Schlegeln
Mit Beil und Art den Reisekahn zerstücken;
Allein sie lassen Euch schon weit im Rücken
Und ziehen fort mit Rudern und mit Segeln.

*) S. Briefw. mit Knebel I, 373.

Zwar wär' es billig, diesen frechen Vögeln
Auch tüchtig was am bunten Zeug zu flicken;
Doch Euch, ihr Musenlosen, wird's nicht glücken,
Drum, Flegel, bleibt zu Haus mit Euren Flegeln.

Was ihn aber von den Romantikern trennte, das war seine tiefe Ueberzeugung, daß bei den Alten die höchsten und ewigen Normen der Kunst und Poesie zu finden seien, während die Romantiker vorzugsweise auf das Mittelalter, auf die romantische Poesie und christliche Kunst zurückgegangen wissen wollten, und dorther erfrischende und neubelebende Quellen in die seichte, nüchterne moderne Welt zu leiten suchten. In Beziehung auf bildende Kunst ist Goethe diesem Gegensatz am treusten, und nicht selten bis zur Ungerechtigkeit gegen die andere Seite treu geblieben. In der Poesie aber sehen wir ihn, zumal seit Schiller's Tode, seiner conciliatorischen Natur zufolge, sich bis auf einen gewissen Grad den Einwirkungen der Romantiker hingeben. Ja, er gelangt allmählig zu der Ansicht, daß die edelsten Elemente des Antiken und Modernen, des Classischen und Romantischen, in ihrer Verbindung und Amalgamirung ein Höheres geben, das in keiner der beiden besondern Richtungen zu erreichen sei.

Viertes Capitel.

Die Wahlverwandtschaften.

Die Wahlverwandtschaften müssen als Goethe's letzter abgeschlossener und gerundeter Roman betrachtet werden; denn die Wanderjahre sind mehr ein Sammelwerk, ein Aggregat erzählender Partien, wenn sie gleich mittelst eines durch das Ganze sich hindurchschlingenden Fadens zusammengehalten werden. Wie er seine Laufbahn als Romandichter im Werther mit der Darstellung des Streites zwischen Liebe und Brautstand eröffnete, so schloß er sie jetzt mit der Darstellung des Conflictes von Liebe und Ehe, und wahrlich,

er schloß sie nicht minder würdig, als er sie einst eröffnete. Die Wahlverwandtschaften sind eben so, wie der Werther, ein aus tiefster Welt- und Menschenkenntniß, namentlich aus der Kenntniß der vornehmern Stände geschöpftes psychologisches Gemälde, nur daß in dem Jugendwerke mehr der Instinct des Genies, in dem Werke des Sechszigjährigen mehr ein heller Verstand und ein sicheres Kunstbewußtsein waltet. Zwar ist auch in jenem keine der unzähligen kleinen Stufen übersprungen, auf denen die Leidenschaft zu immer gefährlicherer Höhe hinansteigt, aber der Fortschritt ist rascher, jugendlicher, dramatischer, während die Wahlverwandtschaften mit epischer Ruhe und Besonnenheit ihrem Ziele zuschreiten. Demgemäß ist hier auch die Sprache, die ganze Darstellungsweise ruhiger und gehaltener, obwohl es ihr keineswegs an Wärme und Lebendigkeit fehlt, zumal wo (wie z. B. im Anfange des 13. Capitels des 1. Theils) das Walten und Wirken tiefaufgeregter Leidenschaft geschildert werden soll. Wollte man die Vergleichung unsers Romans mit dem Werther noch weiter durchführen, so würde man noch manche interessante Analogie gewahren, z. B. das Zerfallen beider Romane in zwei Hälften, und das ähnliche Verhalten dieser Theile zu einander. Nur das Eine heben wir noch hervor, daß beide Romane, bei aller Anerkennung, die ihrem künstlerischen Werthe gezollt wurde, durch ihren Gegenstand und die ihnen zugeschriebene sittliche Tendenz großen Widerspruch und Tadel aufgeregt, und ohne Zweifel auch hier und da auf unreife Gemüther nachtheilig eingewirkt haben.

Der Styl der Wahlverwandtschaften, dessen wir eben gedachten, hat für den, der Goethe's sonstige damalige Prosa kennt, etwas sehr Ueberraschendes. Eine so klare, durchsichtige, leichte und einfache Sprache, die in manchen Partien die Vergleichung mit den schönsten Stellen der Lehrjahre aushält, war in dieser Zeit unserem Dichter nicht mehr geläufig. Man fühlt es der ganzen Production an, daß Goethe sie mit ungewöhnlicher Liebe ausgeführt hat. Die innige Theilnahme, die er dem Gegenstande zollte, ergoß einen Strom warmer Empfindung durch alle Adern dieses Kunstwerkes und lieh dem Ausdruck theilweise eine jugendliche Frische und Lebendigkeit. Er hat es selbst in den Gesprächen mit Eckermann gestanden, wie nahe

ihn der Gegenstand berührte. Es ist darin kein Strich, sagte er, der nicht erlebt, aber freilich auch kein Strich gerade so, wie er erlebt worden.

Was dem Werke besonders zu Statten kam, war die Art seiner Entstehung. Es war ursprünglich, wie uns schon bekannt ist, zu einem untergeordneten kleinen Kunstgebilde, zu einer Novelle für die Wanderjahre, gleich dem Manne von fünfzig Jahren, der pilgernden Thörin u. s. w. bestimmt. Aber die Bedeutsamkeit des Inhalts, die zahlreichen Fäden, wodurch es mit Goethe's eigenen Herzenserfahrungen zusammenhing, die Fülle von Nahrung und Leben, die ihm durch dieselben zuströmten, trieben das kleine Gewächs zu einem großen und reichen Baume empor und aus einander, und so bildete sich das Ganze, recht wie ein organisches Product, von Innen nach Außen, und nicht, wie die Wanderjahre, durch Aggregation.

Treten wir näher an die Betrachtung des Einzelnen, so finden wir vor Allem, wie in Hermann und Dorothea, die Localitäten, den Schauplatz der Begebenheiten, mit besonderer Kunst und Sorgfalt geschildert, und dadurch für die Handlung eine sichere Grundlage, ein festes Gerüste bereitet. Diese Darstellung des Locals nimmt einen großen Raum in dem Ganzen ein; gleichwohl ist das Ermüdende, das sonst ausführlichen Beschreibungen anhaftet, gänzlich vermieden, und zwar einmal dadurch, daß uns ein großer Theil des Schauplatzes nicht als ein fertiger, sondern als ein entstehender vorgeführt, und so die Beschreibung in Erzählung verwandelt wird. Dann ist auch wiederholt der Kunstgriff angewandt, daß uns der Dichter die Gegend durch das Auge einer Person schauen läßt, welche die Landschaft mit erhöhtem Interesse betrachtet. Nicht minder trägt die Aufnahme derselben, die Anfertigung von Charten dazu bei, uns ihr Bild fester einzuprägen. Ferner ist das Local in die engste Beziehung zu den Begebenheiten und den Schicksalen der handelnden Personen gebracht; namentlich gilt dieß von dem Teich oder kleinen See in der Landschaft. „Er ist," wie Rosenkranz treffend bemerkt, „ein verhängnißvolles Element; denn an dem Geburtstage Ottiliens stürzt ein Knabe in das Wasser, den der Hauptmann rettet. Der Letztere fährt mit Charlotten darüber in dem Kahn, den Eduard mit vielen Kosten aus der Ferne hat kommen lassen, landet

an einer schilfigen Stelle, und trägt Charlotten auf's Trockene, welcher Zufall ihnen Gelegenheit gibt, sich ihre Liebe einzugestehen. Und eben dieser Teich verschlingt das Kind Eduard's und Charlotten's, dieses Zwitterschattenwesen, das fortlebend nur als die lebendige Anklage der Eltern, als stete Mahnung an ihre Verirrung fortexistirt hätte." Auch das verdient noch eine besondere Hervorhebung, daß hier die durch den Wechsel der Jahreszeiten hervorgerufenen Veränderungen auf dem Schauplatz der Handlung sich den verschiedenen Stadien derselben auf eine ähnliche Weise harmonisch anschließen, wie dieß in Hermann und Dorothea in Betreff der Tageszeiten der Fall ist. Mit einem Frühlinge beginnt die Handlung und endet mit dem Herbste des folgenden Jahres. Wie jener Frühling sich entfaltet, entwickeln sich in den Herzen der Hauptpersonen die Keime der Wahlverwandtschaft, mit der höher steigenden Sonne wächst die Leidenschaft und erreicht schon im ersten Sommer ihren Culminationspunkt. Im 13. Capitel des ersten Buches wird erzählt, wie Eduard nach der ersten Erklärung zwischen ihm und Ottilien die warme Nacht des Hochsommers, theils im Freien wandelnd, theils auf der Terrassentreppe des Schlosses unter Ottilien's Fenstern sitzend, als der Unruhigste und der Glücklichste der Sterblichen zubringt. „Das Jahr klingt ab; der Wind geht über die Stoppeln," da finden wir die liebenden Paare getrennt und in Schmerzen der weitern Entwicklung ihres Schicksals entgegenharrend. Während im Winter und Frühjahr die Hauptfiguren zurücktreten, rückt der Dichter, nach der Weise der Epopöe, die Figuren zweiten Ranges in den Vordergrund: den Architekten, Luciane, den Pensionsgehülfen, den reisenden Engländer. Ein neuer Frühling kommt heran, „später, aber auch rascher und freudiger, als gewöhnlich;" Eduard's und Charlotten's Kind, der Angelpunkt für die fernere Entwickelung und Katastrophe der Handlung, hat das Licht erblickt, und nun schreitet mit dem rasch sich entfaltenden Sommer auch die Handlung beschleunigten Schrittes ihrem Ziele zu. Eben in der Jahresepoche, wo sich die Natur abermals zur Ruhe neigt, wird Ottilie, mit den Spätblumen des Jahres geschmückt, mit dem Asternkranze zur letzten Ruhestätte gebracht, und bald nachher Eduard an ihrer Seite beigesetzt.

Wie in der Schilderung des Locals, so gibt sich auch in der Schilderung des Aeußern der Personen Goethe's Meisterschaft in poetischer Gestaltenmalerei zu erkennen. Wir haben wiederholt und besonders bei der Besprechung von Hermann und Dorothea auf Goethe's Enthaltsamkeit in Betreff der eigentlich beschreibenden Züge aufmerksam gemacht. Wenn er solche Züge gibt, so tritt dem Leser dabei nie die Absicht der Beschreibung, sondern irgend ein anderer Zweck entgegen, ähnlich wie bei ihm die Exposition sich nirgendwo als solche erkenntlich macht, sondern auf's Geschickteste in die Handlung verwebt ist. Was dabei mitunter, und so auch in unserm Roman bedauert werden kann, ist, daß sich nicht selten etwas spät die Gelegenheit zu dergleichen absichtslos erscheinenden beschreibenden Zügen bietet, und daher die Phantasie des Lesers eine geraume Zeit hindurch für die Ausmalung der Personenbilder ohne feste Anhaltspunkte gelassen wird. Bei der Hauptfigur unserer Dichtung, bei Ottilie, hatte Goethe noch einen besondern Grund, sich einer detaillirten Malerei ihres Aeußern zu enthalten. Sie sollte keine sinnlich blendende Erscheinung sein; sie sollte vorzugsweise durch ihre innern Eigenschaften auf die Umgebung einwirken. Daher ist denn vor Allem auf ihr wunderschönes Auge, als den treuesten Spiegel der Seele, ein besonderer Nachdruck gelegt. Im Uebrigen ist zu Anfange des Romans weniger ihre Gestalt, als ihr Wesen im Allgemeinen geschildert: „ihre anständige Dienstfertigkeit, ihre ruhige Aufmerksamkeit, ihre gelassene Regsamkeit, ihr Sitzen, Aufstehen, Gehen, Kommen, Holen, Bringen, wieder Niedersitzen, ohne einen Schein von Unruhe, ein ewiger Wechsel, eine ewige angenehme Bewegung, mit so leisem Auftreten verbunden, daß man sie nicht gehen hörte." Getreu der Lessing'schen Regel ist ihre Schönheit nicht sowohl an sich, als durch die von ihr ausgehende Wirkung dargestellt. „Sie ward den Männern vorgestellt," heißt es bei ihrem ersten Auftreten, „und gleich mit besonderer Achtung als Gast behandelt. Schönheit ist überall ein gar willkommener Gast." Eduard findet alsbald, obgleich sie noch kein Wort gesprochen, „daß sie ein angenehmes, unterhaltendes Mädchen ist." Im Vorbeigehen wird dann ein reicherer und abwechselnder Anzug vom Dichter zu Hülfe genommen, um ihre Gestalt hervorzulichten. Und so ist sie bald den

Männern „ein wahrer Augentrost" geworden. „Denn wenn der Smaragd," fügt der Dichter hinzu, „durch seine herrliche Farbe dem Gesichte wohlthut, ja sogar einige Heilkraft an diesem edlen Sinne ausübt, so wirkt die menschliche Schönheit noch mit weit größerer Gewalt auf den äußern und innern Sinn. Wer sie erblickt, den kann nichts Uebles anwehen; er fühlt sich mit sich selbst und mit der Welt in Uebereinstimmung." — Wir verfolgen die Schilderung der Schönheit Ottilien's durch die von ihr ausgehende Wirkung nicht weiter; jeder mit der Dichtung vertraute Leser wird sich sogleich ihres tiefen Eindrucks nicht bloß auf Eduard, sondern auch auf den Architekten, den Gehülfen u. A. erinnern. Eine besondere Beachtung verdient aber der Gebrauch, den Goethe, wie für die Darstellung der Charaktere, so auch für die Schilderung der äußern Gestalt von dem Kunstmittel der Vergleichung, sowohl in der Form des Contrastes als der Gradation gemacht hat, indem er die mit glänzender Schönheit ausgestattete Luciane als Folie neben Ottilie stellte. Luciane, der schimmernde Kometenkern, der einen Schweif von Verehrern nachzieht, erbleicht doch neben der ruhig und mild leuchtenden Schönheit Ottiliens. „Ein sanftes Anziehen," heißt es im Roman, „versammelte alle Männer um sie her, sie mochte sich in den großen Räumen am ersten oder am letzten Platze befinden." — Dann machen wir noch auf ein paar sehr glückliche Kunstgriffe aufmerksam, wodurch sich Ottiliens Gestalt unsrer Phantasie bestimmt einprägt; ich meine die Anwendung der Deckengemälde in der Capelle und der lebenden Bilder. Besonders durch die letztern wird die Einbildungskraft auf die ungezwungenste Weise bestimmt, sich das Bild Ottiliens, wie das Lucianens, lebhaft zu vergegenwärtigen, wobei denn auch wieder die Vergleichung beider Gestalten sich höchst wirksam erweist.

Wir müssen es dem Leser überlassen, die hier gegebenen Andeutungen über Goethe's Kunstgewandtheit in poetischer Gestaltenmalerei auch auf die andern Figuren unserer Dichtung anzuwenden, bei denen freilich in dem Maße, wie sie eine mehr untergeordnete Rolle spielen, auch die erwähnte Sparsamkeit im Gebrauch der beschreibenden Züge sich stärker kund gibt. Trotz dieser Sparsamkeit dürfen wir aber unsern Dichter als Gestaltenmaler weit über so

manche in dieser Hinsicht gepriesene Dichter stellen, in deren Productionen die beschreibenden Partien auf eine brillante und anspruchsvolle, aber in der That kunstlose Weise hervortreten.

Es scheint uns zunächst obzuliegen, des Dichters Darstellungskunst auf ähnliche Art in der Zeichnung des Innern der handelnden Personen, der Charaktere, nachzuweisen. Angemessener dürfte es jedoch sein, wenn wir später die Charaktere aus allgemeinern Gesichtspunkten ins Auge fassen, zu welchem Ende wir vor Allem die Idee, den Grundgedanken des Romans, zu ermitteln haben.

Goethe liebte es bekanntlich nicht, wenn man bei seinen Werken nach einer Idee fragte, die er darin zur Anschauung zu bringen gesucht habe. „Idee?" sagte er zu Eckermann in Beziehung auf den Tasso; „daß ich nicht wüßte! Ich hatte das Leben Tasso's, ich hatte mein eigenes Leben, und indem ich zwei so wunderliche Figuren mit ihren Eigenheiten zusammenwarf, entstand mir das Bild des Tasso, dem ich, als prosaischen Contrast, den Antonio entgegenstellte, wozu es mir auch nicht an Vorbildern fehlte. Die weitern Hof-, Lebens- und Liebesverhältnisse waren übrigens in Weimar wie in Ferrara, und ich kann mit Recht von meiner Darstellung sagen: sie ist Bein von meinem Bein, und Fleisch von meinem Fleisch. — Die Deutschen sind übrigens wunderliche Leute! Sie machen sich durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die sie überall suchen und überall hineinlegen, das Leben schwerer, als billig! Ei! so habt endlich einmal die Courage, Euch den Eindrücken hinzugeben, Euch ergötzen zu lassen, Euch rühren zu lassen, Euch erheben zu lassen, ja, Euch belehren und zu etwas Großem entflammen und ermuthigen zu lassen, aber denkt nur nicht immer, es wäre Alles eitel, wenn es nicht irgend abstracter Gedanke oder Idee wäre!" Goethe führte diese Philippica gegen das Aufsuchen eines Grundgedankens noch weiter aus; aber er fügte schließlich hinzu: „Das einzige Product von größerm Umfange, wo ich mir bewußt bin, nach Darstellung einer durchgreifenden Idee gearbeitet zu haben, wären etwa meine Wahlverwandtschaften." Und so sind wir denn hier wenigstens zur Frage nach einem der ganzen Dichtung zu Grunde liegenden Gedanken vollkommen berechtigt.

Es wurde schon oben der Conflict der Ehe mit der Liebe

als die Aufgabe bezeichnet, die sich hier der Dichter gestellt habe. Rosenkranz scheint mir die Grundidee zu weit zu fassen, wenn er in den Wahlverwandtschaften das Wesen der Ehe dargestellt sieht. „Es konnte hierbei die Forderung gemacht werden," fügt er hinzu, „ein Idealbild der Ehe ohne Schatten haben zu wollen, die Glückseligkeit eines Philemon und einer Baucis. Das wäre dann eine Idylle, kein tragischer Roman. Soll die Tiefe der Ehe vor Augen gelegt werden, so ist nothwendig, daß auch die negativen Mächte zur Anschauung kommen, die an ihrer Zerstörung arbeiten. Nur indem mit der Wahrheit die Lüge, mit dem Ernst der Schein, mit dem Wesen das Unwesen sich darlegt, kann die Idee vollständig entwickelt werden." Allein nicht die an der Zerstörung der Ehe arbeitenden Mächte überhaupt, deren sich noch gar manche erdenken lassen, sondern speciell die Naturgewalt der Liebe, die Wahlverwandtschaft der Herzen wird der Ehe gegenüber zur Anschauung gebracht. Der Dichter konnte sich diese Aufgabe einfacher stellen, in der Weise, daß nur ein liebendes Paar mit einem Ehebund in Collision gebracht wurde, wie es schon im Mittelalter der Dichter des Tristan gethan, also, nach der Weise der Chemiker zu sprechen, daß nur einfache Wahlverwandtschaft bestanden hätte, oder so, daß eine Doppelliebe den Bestand der Ehe gefährdete. Goethe wählte das Letztere, ja er zeigte den Conflict von Ehe und Liebe noch an einem dritten Paare, dem Grafen und der Baronesse, deren Verhältniß freilich, wie sich später zeigen wird, nur als Folie für das Hauptverhältniß dienen sollte.

Die Art und Weise nun, wie Goethe seine Aufgabe gefaßt und gelöst hat, ist bis auf die neueste Zeit Gegenstand der vielfachsten Mißdeutungen und Angriffe gewesen. Man hat gefragt, warum er die Ehe, wenn er einmal ein so segensreiches Institut dichterisch behandeln wollte, nicht vielmehr von ihrer schönen und beglückenden Seite dargestellt; was denn auf die Frage hinausläuft, warum er sie nicht, anstatt in einem tragischen Roman, vielmehr in einer Idylle behandelt habe. Darauf erwiederte schon Riemer: „Das Uebel nur hat eine Geschichte, nicht das Gute; der Krieg, nicht der Friede. Von diesem ist wenig zu erzählen, wie von der Tugend. Daher weiß man nichts von dem Leben im Paradiese, desto mehr

vom Hergange nach dem Sündenfalle; wie Dante's Hölle auch mannigfaltiger ist, als sein Himmel. Auch dem Dichter sind die pathologischen Seelenzustände der Menschheit das buntfarbige Feld, das er bearbeitet; und unser Freund war besonders und frühe schon berufen,

> Weltverirrung zu betrachten,
> Herzensirrung zu beachten u. s. w."

Freilich ließe sich noch, wenn einmal die Ehe im Streit mit der Liebe dargestellt werden sollte, eine andere Auflösung der Collision, als die im Roman gegebene, denken. Auch die beiden Hauptpersonen (Eduard und Ottilie) konnten, wie dies schon im Roman bei den Personen zweiten Ranges (Charlotte und dem Hauptmanne) angedeutet ist, den entschlossenen und siegreichen Kampf des Willens über die Neigung darstellen; sie konnten sich zuletzt sogar mit freudiger Hingebung dem Sittengesetze unterwerfen und die Heiligkeit der ehelichen Verbindung anerkennen. Aber erscheint denn der Triumph des Sittengesetzes bloß in dem Siege des Willens über die Neigung? Kann er sich nicht auch auf's Erschütterndste in der Reue, in dem tiefsten aus dem Schuldbewußtsein entspringenden Seelenschmerze darstellen? Wir müßten, wenn wir das Letztere verneinten, gerade die herrlichsten und ergreifendsten Dichtungen aller Zeiten und Völker vor dem sittlichen Forum verurtheilen.

Riemer berichtet uns, der Dichter selbst habe sich, bald nach dem Erscheinen der Wahlverwandtschaften, gegen den Vorwurf, daß man keinen Kampf des Sittlichen mit der Neigung wahrnehme, in einem Gespräche auf folgende Art vertheidigt: „Dieser Kampf ist hinter die Scene verlegt, und man sieht, daß er vorgegangen sein müsse. Die Menschen betragen sich wie vornehme Leute, die bei allem innern Zwiespalt doch das äußere Decorum behaupten. Der Kampf des Sittlichen eignet sich niemals zu einer ästhetischen Darstellung: denn entweder siegt das Sittliche, oder es wird überwunden. Im ersten Falle weiß man nicht was und warum es dargestellt worden; im andern ist es schmählich, das mit anzusehen. Denn am Ende muß doch irgend ein Moment dem Sinnlichen das Uebergewicht geben, und dieses Moment gibt der Zuschauer gerade

nicht zu, sondern verlangt noch ein schlagenderes, das der Dritte wieder eludirt, je sittlicher er selbst ist. In solchen Darstellungen muß stets das Sinnliche Herr werden, aber bestraft durch das Schicksal, d. h. durch die sittliche Natur, die sich durch den Tod ihre Freiheit salvirt. So muß der Werther sich erschießen, nachdem er die Sinnlichkeit Herr über sich werden lassen, so muß Ottilie karteriren*) und Eduard deßgleichen, nachdem sie ihrer Neigung freien Lauf gelassen. Nun feiert erst das Sittliche seinen Triumph." — Mich will bedünken, daß Goethe hier einerseits den Gegnern zu viel eingeräumt, und anderseits zu viel behauptet habe. Der Kampf des Sittlichen mit der Neigung ist in dem Romane nicht ganz hinter die Scene verlegt; ich erwähne unter mehreren Stellen nur den außerordentlich schönen Schluß des 12. Capitels im ersten Theile, wo Charlotte sogleich nach der ersten Erklärung zwischen ihr und dem Hauptmann die ganze Kraft ihres tüchtigen Charakters zusammennimmt und noch denselben Abend in ihrem Schlafzimmer auf den Knieen den Schwur wiederholt, den sie Eduarden vor dem Altar gethan. Und eben diese Stelle, wie manche andere des Romans, scheint mir auch die Behauptung zu widerlegen, daß der Kampf des Sittlichen sich niemals zur ästhetischen Darstellung eigne, und der Triumph desselben nur vermittelst eines momentanen Siegs des Sinnlichen zur Anschauung gebracht werden könne. Aber ebenso unrichtig wäre es andererseits, das letzterwähnte Mittel aus der Poesie ganz ausschließen zu wollen.

Räumt man nun auch dieses ein, so bleibt noch immer der Vorwurf unerledigt, daß der Dichter, bei der Schilderung der Collision, der Liebe zu reizende Farben geliehen, und dadurch in dem Leser Verstimmung und Unmuth gegen die Ehe hervorgerufen habe; ja, man hat ihm wohl gar die bestimmte Intention, die Ehe anzugreifen, untergelegt. Was das Letztere betrifft, so verweisen wir auf eine Stelle der Gespräche mit Eckermann (Thl. I, S. 142 f.). Es

*) „Nach dem griechischen καρτερεῖν (sich enthalten der Speise, des Schlafs u. s. w.), von Goethe der Kürze wegen gebraucht, wie öfter solche fremdsprachige Wörter in dem Cotterie-Jargon, den wir unter uns führten." (Riemer.)

kam die Rede auf die Wahlverwandtschaften, wobei Goethe von einem durchreisenden Engländer sprach, der sich bei der Rückkehr nach Hause scheiden lassen wolle. Er scherzte über solche Thorheiten und erwähnte mehrerer Beispiele von Geschiedenen, die nachher doch nicht hätten von einander lassen können. „Der selige Reinhard in Dresden," fügte er hinzu, „wunderte sich über mich, daß ich in Bezug auf die Ehe so strenge Grundsätze habe; während ich doch in allen übrigen Dingen so läßlich denke." Dieße Aeußerung fand Eckermann mit Recht aus dem Grunde merkwürdig, weil sie entschieden an den Tag legte, wie er es mit dem so oft gemißdeuteten Roman gemeint habe. So schrieb Goethe auch im Januar 1830 an Zelter, er habe sich bemüht, in seinen Wahlverwandtschaften die innige wahre Katharsis (die Reinigung und Veredlung der Leidenschaft) so rein und vollkommen als möglich abzuschließen, obwohl er sich deßhalb nicht einbilde, ein hübscher Mann könne dadurch von dem Gelüste, nach eines Andern Weib zu blicken, gereinigt werden. Das sechste Gebot, meinte er, welches schon in der Wüste dem Elohim-Jehova so nöthig schien, daß er es mit eigenen Fingern in Granittafeln einschnitt, werde in unsern löschpapiernen Katechismen immerfort aufrecht zu erhalten nöthig sein. — Doch man läßt am füglichsten den Streit über des Dichters Intention mit diesem Roman auf sich beruhen; denn bei einem ächten Kunstwerke sollte man nie nach einem außerhalb des ästhetischen Bereiches liegenden Zwecke, nach einer Tendenz fragen. „Es ist ein gränzenloses Verdienst des alten Kant um die Welt," sagt Goethe im letzterwähnten Briefe an Zelter, „und ich darf auch sagen um mich, daß er, in seiner Kritik der Urtheilskraft, Kunst und Natur nebeneinander stellt und beiden das Recht zugesteht, aus großen Principien zwecklos zu handeln. So hatte mich Spinoza früher in dem Haß gegen die absurden Endursachen geglaubiget. Natur und Kunst sind zu groß, um auf Zwecke auszugehen, und haben's auch nicht nöthig, denn Bezüge gibt's überall und Bezüge sind das Leben."

Fragt man aber, ob nicht, vielleicht auch zum Nachtheil der ästhetischen Wirkung, die Leidenschaft zu hinreißend dargestellt sei, so müssen wir auch diese Frage verneinen. Findet nicht dafür auch

die Heiligkeit und Würde der Ehe in der Dichtung ihre beredten Wortführer? Es liegt in der Natur der Sache, daß das Gemälde einer Leidenschaft sich in glühendern Farben darstellt, als das Bild der Selbstbeherrschung. Allein tritt nicht, wie die magische Gewalt der Liebe, so auch alle Qual uns entgegen, die aus der sittlich unberechtigten Leidenschaft entspringt? Und kommt nicht eben jenes farbenglühende Gemälde unserer Vorstellung von der Hoheit des Sittengesetzes zu gut, wenn sich dieses zuletzt doch als die triumphirende Macht erweist? Freilich spricht Goethe nirgendwo in verdammenden Ausdrücken über die in Schuld sich verstrickenden Personen. Er hat, wie Riemer sagt, „das Thema weder in frivolem noch im Predigertone behandelt, sondern wie ein Künstler, wie ein Maler, der eine Schlange, die unter Blumen lauschen soll, nicht in extenso malt, aber durch die verführerischen Blumen soviel von ihr hindurch blicken läßt, daß man wohl erkennen mag, hier lausche etwas Gefährliches, das einen Jeden verletzen kann, der nach diesen Blumen hinlangen will."

Am unberechtigtsten möchte wohl der Vorwurf sein, daß Goethe den Gegenstand nicht mit der erforderlichen sittlichen Delikatesse behandelt habe. Selbst in Betreff der verfänglichsten Scene, wo uns der moralische Ehebruch Eduards und Charlottens vorgeführt wird, müssen wir dem Urtheile von Rosenkranz beipflichten: „Goethe hat mit wenigen Zeilen, auf Einer Seite, die psychologische Motivirung der ganzen Scene mit der keuschesten Feder geschildert, und nichts beschönigt; denn als Eduard am Morgen erwacht, scheint der aufgehende Tag ihm ein Verbrechen zu beleuchten. Er schleicht sich vom Lager der Gattin fort, und Charlotte findet erwachend sich allein." Von einem lüsternen Verweilen beim Sinnlichen ist keine Spur zu finden; was davon angedeutet worden, war zur Motivirung unumgänglich erforderlich.

Nicht geringen Anstoß hat man ferner an der Verherrlichung, man möchte sagen Canonisirung Ottiliens am Schlusse der Dichtung genommen. Kann hierbei dem Dichter schon die hohe sittliche Kraft, womit er Ottilien ihr Vergehen büßen läßt, zur Rechtfertigung gereichen, so dürfte noch ein anderer Umstand, der auf eine tiefbegründete Eigenthümlichkeit Goethe's Bezug hat, in Betracht kommen.

Wir haben schon früher, und namentlich bei Erörterung des Schlusses von Egmont (Thl. III, S. 88 f.) darauf hingewiesen, wie sehr Goethe sich vor erschütternd tragischen Situationen und Katastrophen scheute, eine Eigenthümlichkeit, die er von seiner Mutter ererbt hatte, und deren er sich selbst wohl bewußt war. Hier galt es nun aber, ein tief ergreifendes tragisches Geschick darzustellen; denn wenn Ottilie auch nicht als völlig schuldlos erscheint, so möchte man sie doch beinahe mit Rosenkranz als „schuldlos schuldig, nur von Seiten der Natur, nicht mit Willen schuldig geworden" bezeichnen. Der Dichter hat durch ihre ursprünglichen Gemüthsanlagen, ihre bisherige Lebensweise und Erziehung, durch das ländlich einsame Zusammenleben mit Eduard, durch den lebhaften Eindruck, den er schon früher auf sie gemacht, durch die gleichsam prästabilirte Harmonie ihrer Gemüther es so fein und tief zu motiviren gewußt, wie dieses schöne und reine Herz der Leidenschaft in sich Raum geben konnte, daß wir von tiefstem Mitgefühl ergriffen werden müssen, wenn sie durch diese Leidenschaften in ein grenzenloses Unheil versinkt, aus dem sie sich nur durch den Tod zu retten weiß. Kein Wunder, wenn Goethe auch hier, zufolge seiner conciliatorischen Natur, den Eindruck der tragischen Katastrophe, zunächst vielleicht um sie für sich selbst erträglich zu machen, durch ästhetische Mittel von etwas phantastischem Anstrich zu mildern suchte.

Auch die Rolle, die der Dichter in diesem tragischen Roman dem Schicksal einräumte, hat zu Ausstellungen Anlaß gegeben. In der That möchte man sich bei der Lectüre zuweilen versucht fühlen, in Beziehung auf den Gang der Ereignisse dem Ausspruch Charlotten's beizustimmen: „Es gibt gewisse Dinge, die sich das Schicksal hartnäckig vornimmt. Vergebens, daß Vernunft und Tugend, Pflicht und alles Heilige sich ihm in den Weg stellen; es soll etwas geschehen, was ihm recht ist, was uns nicht recht scheint; und so greift es zuletzt durch, wir mögen uns geberden, wie wir wollen." Es fehlt nicht an mancherlei günstigen, ungünstigen, warnenden, schreckenden Vorzeichen, nicht an ahnungsvollen Andeutungen, welche dem Zufälligen den Charakter unvermeidlicher Nothwendigkeit, unumgänglicher Vorherbestimmung aufprägen. Verfolgt man aber aufmerksam die feinen und vielfach verschlungenen Fäden, die das

Nächste mit dem Fernsten, das Größte mit dem Kleinsten verknüpfen, so zeigt sich, daß auch hier an ein blind waltendes Fatum im Sinne der Alten nicht gedacht werden könne. Wollte doch Goethe diese Vorstellung selbst in der antiken Tragödie nicht anerkennen, worin er nur „des düstern Wollens traurige Gefahr" veranschaulicht fand.

Unmaß in der Beschränkung hat zuletzt
Die Herrlichsten dem Uebel ausgesetzt,
Und ohne Zeus und Fatum, spricht mein Mund,
Ging Agamemnon, ging Achill zu Grund *).

Die unserem Geistesbereich entzogene Verkettung der Dinge kann allerdings unser Unglück steigern, kann die Folgen unserer Vergehen erschweren; aber die erste Quelle des Unheils liegt, nach Goethe's Ansicht, im menschlichen Herzen, wie dort allein auch die Quelle der Heilung zu suchen ist:

In reiner Brust allein ruht alles Heil;
Denn immerdar bei Allem, was geschah,
Blieb uns ein Gott im Innersten so nah **).

Indem wir uns nunmehr zur Betrachtung der Charaktere wenden, nimmt vor allen wieder Ottilie unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Wie groß und reich die Galerie von Frauenbildern war, die Goethe in seinen frühern Dichtungen geschaffen hatte, hier gelang es ihm noch in späten Jahren, das Gemälde eines neuen und eigenthümlichen weiblichen Charakters von reizender Schönheit auszuführen. Zum großen Theile ist dieser Reiz in der originellen Mischung, dem eigenthümlichen Verhältniß der Geistes- und der Gemüthsanlagen begründet. Ottiliens geistige Anlagen erscheinen, zumal für den ersten Anblick, nichts weniger als glänzend. Sie schreitet im Lernen höchst langsam fort und wird fast in allen Dingen von ihren Mitschülerinnen überholt; aber man kann ihr das Schwerste begreiflich machen, wenn man vom Anfange anfängt und keines der wesentlichen Mittelglieder unbeachtet läßt. Sie besitzt

*) Prolog zur Eröffnung des Berliner Theaters.
**) Ebendaselbst.

nicht das glückliche Gedächtniß Jener, die auch das Zusammenhangslose leicht aufnehmen und, wie Goethe sich ausdrückt, im Augenblick Alles vergessen und sich an Alles erinnern; was sie behalten soll, muß sich an etwas ihr Werthes und Bedeutendes anknüpfen lassen; Solches bewahrt sie tief in ihrem Innern, und wenn es das Leben verlangt, ist es ihr auch gegenwärtig; aber bei einem absichtlichen Abfragen, bei einem Examen scheint sie nichts zu wissen. Von der Weltgeschichte lernt sie nicht viel, weil sie nicht weiß, wozu sie das alles gebrauchen soll; aber bedeutende Züge aus dem Leben Einzelner prägen sich ihr um so tiefer ein. Aus der Geographie will das zufällig Wechselnde, wie die politischen Eintheilungen, nicht haften, während sie sich das Bleibende, auf natürlichen Verhältnissen Beruhende wohl aneignet. Ueberall geht ihre Geistesentwickelung mehr in die Tiefe, als in die Breite und Fülle. Und Tiefe ist auch der Grundcharakter ihrer Gemüthseigenschaften. Ihre Bescheidenheit, Gefälligkeit, Dienstfertigkeit sind nichts Angelerntes, noch auf kluger Berechnung Beruhendes, sondern ein Herzensbedürfniß, und entspringen aus inniger Zuneigung zu den Menschen. Was Andern lieb und wünschenswerth ist, hat sie bald nicht bloß erkannt, sondern auch empfunden. Mit freundlicher Milde gegen Andere paart sie eine große Entschiedenheit des Charakters, einen kräftigen Willen. Was sie sich in bedeutenden Augenblicken ihres Lebens zur Richtschnur des Verhaltens gemacht, dem bleibt sie treu, und schreitet nur ein einziges Mal im Leben aus der vorgezeichneten Bahn, um dann abermals jene Treue bis in den Tod zu bewähren. Sie ist nicht geschaffen, um in der Welt zu glänzen, aber wohl um Einzelne, um einen kleinen häuslichen Kreis durch aufopfernde Liebe zu beglücken.

Einen ganz besonderen Anstrich erhält dieser Charakter durch die Beimischung eines, wenn man will, krankhaften Zuges, einer auf hoher Nervenreizbarkeit gegründeten Körper- und Seelenstimmung, die an den magnetischen Zustand erinnert. Sie leidet viel an einseitigem Kopfweh, wie es bei nervös-reizbaren Personen häufig der Fall ist; Steinkohlenlager erregen ihr, wie jenem in den Ueberlieferungen von Zschokke (Nr. 12, 1818) erwähnten Mädchen aus Schwaben, welches die Erscheinungen der Rhabdomantie in so

hohem Grade zeigte, eine äußerst unangenehme Empfindung; bei dem Versuch, den der Begleiter des reisenden Lords sie machen läßt, geräth der Pendel, welcher in Charlottens Hand durchaus ruhig geblieben war, in ihrer Hand sofort in die entschiedendste Bewegung; zu dem entfernten Geliebten steht sie in einem an das magnetische Hellsehen erinnernden Rapport durch Träume. Aus demselben Gesichtspunkte möchte der zweimal in ihrem Leben vorkommende Zustand zu betrachten sein, wo sie „nicht schläft und nicht wacht," wo sie, der Herrschaft über ihren Körper völlig beraubt, dennoch bei vollem Bewußtsein ist, und Alles vernimmt, was um sie vorgeht. Durch diese Beimischung von etwas Räthselhaftem und Mystischem, durch diese geheimnißvollen Bezüge zu belebten und unbelebten Wesen, verbunden mit ihrer Schweigsamkeit, Innerlichkeit und Gemüthstiefe, ist ihr Charakter weit über die Sphäre des Alltäglichen hinausgerückt und reizt die Theilnahme des Lesers in erhöhtem Maße.

Die Zeichnung eines solchen Charakters aber mußte mit großer Schwierigkeit verbunden sein. Da Ottilie schweigsam ist und möglichst geräuschlos handelt, so fand sich der Dichter in dem Gebrauch zweier Hauptmittel zur Darstellung des Charakters, des Handelns und der Rede, sehr eingeschränkt. Dafür hat er sich nun durch anderweitige Kunstmittel höchst geschickt zu entschädigen gewußt, und zwar einmal vermittelst einer prädisponirenden Charakteristik durch den Mund Charlottens und die Briefe des Pensionsgehülfen, sodann durch den Contrast, in den er sie zu Lucianen setzt, durch die Wirkung, die sie nach allen Seiten, nicht bloß auf Eduard, sondern auch auf Charlotte, den Gehülfen, den Architekten, den Grafen, den Bräutigam Lucianens, Nanny u. s. w. ausübt, und ferner durch das von ihr geführte Tagebuch. Ob der Dichter das letzterwähnte Mittel der Charakteristik möglichst wirksam angewandt habe, kann man bezweifeln. Manche Aufzeichnung in Ottiliens Tagebuch scheint nicht recht in den Kreis ihrer geistigen Interessen zu passen, und man möchte fast glauben, daß der Dichter die sich darbietende Gelegenheit benutzt habe, um sein Werk mit einem reichern intellectuellem Gehalte auszustatten. Er hat selbst gefühlt, daß manche der vom Leben abgezogenen und auf's Leben be-

züglichen Maximen und Sentenzen nicht wohl als Früchte von Ottiliens eigener Reflexion gelten können, und bemerkt daher, es sei wahrscheinlich, daß man ihr irgend ein Heft mitgetheilt, aus dem sie, was ihr zusagte, ausgeschrieben. Anderes von innigerm Bezuge werde an dem rothen Faden *) wohl zu erkennen sein.

Was aber noch besonders für die Zeichnung von Ottiliens Charakter zu Statten kam, ist der Umstand, daß sie ein werdender, ein in der Entwicklung begriffener Charakter ist. Wir treffen sonst in den Wahlverwandtschaften, wie Rosenkranz richtig bemerkt, auf lauter fertige Menschen, welche ihre Bildung relativ abgeschlossen haben, und sich daher mit ihrer Thätigkeit nach Außen wenden. Ottiliens Charakter allein entfaltet sich vor unsern Augen am Strahl einer glühenden Leidenschaft aus der schwellenden Knospe schnell zur voll erschlossenen Blume. Hierbei werden wir lebhaft an Hermann und Dorothea erinnert, wo gleichfalls der Hauptheld durch die Liebe rasch zu einem bedeutenden Charakter reift. Der Raum gestattet uns leider nicht, all' die feinen Züge zu verfolgen, in denen der Dichter die Entfaltung von Ottiliens Charakter dargestellt hat: wie anfangs die Tiefe und der Reichthum ihres Innern nur hier und da in einzelnen Strahlen hervorbricht, wie allmälig ihr Wesen, ihr Betragen freier, ihre Mittheilung bequemer wird, wie sie namentlich im zweiten Theile aus ihrer Schweigsamkeit heraustritt und einen sichern und freiern Blick in die weltlichen Dinge bekundet, bis sie auf einmal, im Bewußtsein ihres Vergehens, sich wieder in sich selbst zurückzieht, und sich ein Schweigen auferlegt, das sie erst im Augenblicke des Todes mit bebender Lippe lös't.

*) Der rothe Faden ist, wie manches Andere, aus Goethe's Wahlverwandtschaften in unsere bildliche Sprache übergegangen. Riemer erzählt, im Jahr 1813, als die englische Flotte vor Hamburg lag, habe ein Oberwundarzt derselben, Hr. John Forbes, nachdem er in Hamburg von einer Freundin Goethe's erfahren, daß dieser in den Wahlverwandtschaften von dem rothen Faden der englischen Schiffstaue spreche, in der Freude darüber sich augenblicklich erboten, ein Stück eines solchen Taus als Beweis seiner hohen Achtung an den Dichter zu senden. Goethe zeigte es Riemer'n im Januar 1814 mit großem Behagen.

Man kann die Frage aufwerfen, ob dieser Tod, der durch Enthaltung von aller Speise herbeigeführt wird, als ein Selbstmord zu betrachten sei, oder ob wir annehmen müssen, Ottilie habe, seitdem sie ihr Vergehen erkannt, nichts mehr genießen können. Rosenkranz neigt zur letztern Ansicht hin. „Es weigert sich das Leben in ihr," sagt er, „sich zu erneuen; sie kann nicht mehr Speise zu sich nehmen, sie stirbt aus sich heraus, in tiefster religiöser Erregung." Ein Vertreter der entgegengesetzten Ansicht ist der Beurtheiler des Romans in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung vom Jahr 1810 (Nr. 16, 17). „Nachdem durch den unerwarteten Anblick Eduards," heißt es dort, „ihr Gelübde gebrochen (?) war, geziemte ihr nicht, länger zu leben. In dem Entschlusse, freiwillig zu sterben, rächt sie uns an dem Schicksal, insofern sie eine Kraft offenbart, die uns über dasselbe erhebt und seinen Tücken unerreichbar macht. Denn was fesselt den, der zu rechter Zeit zu sterben weiß, was gibt es Heroisches, das ein Solcher nicht auszuführen vermöchte? Vollendet wird jener Triumph durch die Art des Todes, welchen Ottilie wählt. Denn unter allen Selbstentleibungen ist die Enthaltung von Speise und Trank die edelste und schicklichste, weil sie die größte Standhaftigkeit voraussetzt und nicht als eine gewaltsame Empörung gegen die Gesetze der Natur betrachtet werden kann, sondern nur als eine ruhige Abweisung ihrer Forderungen, die nicht mehr gültig befunden werden. Von dem Augenblick an, wo Ottilie verstummt, und anfängt sich die Nahrungsmittel zu entziehen, erscheint sie als ein überirdisches Wesen, als eine verklärte Heilige, die, ohne mit den Sterblichen ein Bedürfniß zu theilen, tröstlich und freundlich unter ihnen einherwandelt." — Die oben angeführte Aeußerung Goethe's gegen Riemer spricht für diese Auffassung, indem Ottilie und Eduard mit Werther in Parallele gebracht werden. Halten wir uns an den Roman selbst, so gewinnt es fast den Anschein, als habe der Dichter absichtlich die Sache zweideutig gelassen. Die wiederholten vorbereitenden Hindeutungen auf Ottiliens übergroße Mäßigkeit, welche den Unwillen der Pensionsvorsteherin und die Besorgniß Charlottens erregt, begünstigen die Ansicht, daß später, bei gesteigertem Seelenleiden, jener frühe Widerwille gegen Speise bis zur völligen Unmöglichkeit des Genusses gewachsen sei; wogegen wieder,

abgesehen von Ottiliens Heimlichkeit in dieser Sache und ihr Verhalten gegen Nanny, die Nachahmung Eduards auf einen freiwilligen Tod zurückzudeuten scheint. Wie aber auch des Dichters Intention gewesen sein mag, nach unserm Gefühle entspricht die Auffassung von Rosenkranz am schönsten der sittlichen Verklärung, worin Ottilie am Schlusse der Dichtung erscheint.

Wir haben uns bei Ottiliens Charakter länger verweilen zu dürfen geglaubt, weil sie in jedem Betracht den Mittelpunkt der Dichtung bildet, müssen dafür aber um so eiliger über die andern hinweggehen. Am unzufriedensten ist man von jeher mit dem Charakter Eduards gewesen, in welchem man die Schwächen eines Weislingen, Werther, Clavigo, Wilhelm Meister und anderer Männerfiguren früherer Goethe'scher Dichtungen, ohne ein genügendes Gegengewicht schätzenswerther Eigenschaften, wiedergefunden hat. Bei ihm vermißt man am meisten jenen Kampf des sittlichen Princips mit der Leidenschaft; er ergibt sich scheinbar ohne Widerstand, und was bei der in halbbewußter Frühjugend befangenen Ottilie verziehen werden kann, findet bei dem gereiften Manne keine Entschuldigung. Uebrigens verwickelt er sich auch in viel tiefere Schuld, als Jene. Er widerstrebt den eindringlichsten und liebevollsten Vorstellungen, er begünstigt den Ehebruch des Grafen und der Baronesse in seinem Hause und betheiligt sich selbst an einem moralischen Ehebruch; sogar sein Hinausstürmen in den Krieg, worin er noch am meisten als Mann erscheint, ist eigentlich doch auch nur ein Zeichen seiner sittlichen Ohnmacht: er will einem Dasein entfliehen, worin er die Herrschaft über sich selbst verloren hat. Sein freiwilliger Tod kann nicht als eine Buße seines Vergehens gelten; er gewinnt, wie Rosenkranz sagt, keine rechte Versöhnung, keinen entschiedenen Muth der Entsagung, sondern stirbt der entsagenden Ottilie nach, weil ihre Existenz die seinige bedingte. Goethe selbst sprach sich über eine Abhandlung von Solger, worin dieser den Charakter Eduards tadelt, in den Gesprächen mit Eckermann beistimmend aus: „Ich kann ihm nicht verdenken, daß er den Eduard nicht leiden mag; ich mag ihn selber nicht leiden; aber ich mußte ihn so machen, um das Factum hervorzubringen. Er hat übrigens viel Wahrheit; denn man findet in den höhern Ständen Leute, bei denen, ganz wie

bei ihm, der Eigensinn an die Stelle des Charakters tritt."

Einen weit wohlthuendern Eindruck machen der Hauptmann und Charlotte, die mit ihrem klaren Verstande und ihrem tüchtigen, durch das Leben gestählten Charakter einen schönen Contrast gegen das Gefühlsleben Ottiliens und Eduards bilden. Namentlich ist es dem Dichter gelungen, in Charlotte die gewaltige Macht, welche sich in edlern, wenn gleich nicht wahlverwandten Gemüthern aus dem ehelichen Verhältnisse erzeugt, zu veranschaulichen. Nicht das kirchliche Band, noch weniger die Verknüpfung der Vermögensverhältnisse sind es, was die Auflösung der Ehe in solchem Fall erschwert; eine gesetzliche Trennung jenes Bandes, eine friedliche Auseinandersetzung dieser Verhältnisse ist möglich; nein, die innern, die sittlichen Bande, die sich zwischen den Gatten angeknüpft haben, stellen sich weit mächtiger ihrer Scheidung entgegen. Und wenn sie vollends noch durch Kinder, mit Recht die Pfänder der Ehe genannt, an einander gekettet werden, so steigert sich die Schwierigkeit der Scheidung bis zur sittlichen Unmöglichkeit. Aus diesem Gesichtspunkte ist denn auch die Einführung des Grafen und der Baronesse zu betrachten. Es soll durch sie angedeutet werden, daß, wo jene Bedingungen fehlen, wo das Gefühl von der Würde und Heiligkeit des ehelichen Verhältnisses in den Ehebund nicht mit aufgenommen wird, der ächt tragische Conflict zwischen Ehe und Neigung sich nicht bilden könne; womit freilich nicht in Abrede gestellt werden soll, daß der Dichter sich dieses Paars gelegentlich noch zu andern Zwecken bedient habe. Dem Grafen, als dem Wortführer der frivolen, socialistischen Ansicht von der Ehe, steht Mittler als der Vertheidiger ihrer Heiligkeit und Unauflöslichkeit gegenüber. Rosenkranz räumt ihm freilich einen zu bedeutenden Platz ein, wenn er ihn als den Interpreten des Sinnes der ganzen Dichtung betrachtet, und ihm die Stellung des Chors in der antiken Tragödie vindicirt. Anderseits ist aber auch der Verdacht gegen den Dichter ungegründet, daß er, aus eigener Abneigung gegen die Ehe, ihren Wortführer geflissentlich als etwas ungeschickt und täppisch dargestellt habe. Es sollte allerdings durch diese Figur veranschaulicht werden, wie die sittlichen Collisionen, die in fein und edel gebildeten

Gemüthern entstehen, nicht auf gewöhnlichem Wege, noch durch gewöhnliche Mittel zu lösen sind. Daß Goethe diese Figur aber nicht als eine unedle, wenn gleich etwas wunderliche darstellen wollte, könnte schon die treffliche, ihm in den Mund gelegte Rede andeuten, worin die Ehe als Anfang und Gipfel aller Cultur gepriesen wird.

Von den übrigen Figuren der Dichtung möge nur noch des Architekten gedacht werden, den Solger besonders hoch stellt *). Dieser rühmt namentlich von ihm, daß, wenn die andern Personen sich liebend und schwach zeigen, er der Einzige sei, der sich stark und frei erhalte. Und eben das Schöne an seiner Natur sei nicht sowohl dieses, daß er in die Verirrungen der übrigen Charaktere nicht hineingerathe, sondern daß der Dichter ihn zu groß gemacht habe, um hineingerathen zu können. „Das ist freilich sehr schön," sagte Goethe hierüber zu Eckermann. „Ich habe den Charakter des Architekten auch immer sehr bedeutend und liebenswürdig gefunden; allein daß er eben deßwegen so vortrefflich sei, daß er vermöge seiner Natur in jene Verwickelungen der Liebe nicht hineingerathen könne, daran habe ich freilich nicht gedacht. Wundern Sie sich darüber nicht," fügte er hinzu, „denn ich habe selber nicht daran gedacht, als ich ihn machte. Aber Solger hat Recht, es liegt allerdings in ihm." Es liegt ein bedeutsamer Wink darin, daß gerade der Künstler sich am freiesten vor der sittlichen Verworrenheit bewahrt; hatte sich doch auch dem Dichter selbst oft genug die Kunst und die künstlerische Thätigkeit als die wirksamste Katharsis der Leidenschaft bewährt. Der wohlthuende Eindruck dieser Figur wird übrigens dadurch sehr unterstützt, daß vermittelst des lebenden Bildes die äußere Erscheinung unserer Phantasie lebhaft eingeprägt wird.

Fassen wir nun schließlich noch die Anlage des Ganzen und den Gang der Handlung in's Auge, so ist es freilich un-

*) Goethe bemerkt in den Annalen (1811), ohne sich weiter darüber auszusprechen: man habe behauptet, daß ihm der Architekt Engelhard von Cassel als Musterbild seines Kunstgenossen in den Wahlverwandtschaften vorgeschwebt habe.

möglich, innerhalb der uns gesteckten Grenzen alle die geistreich angewandten Kunstmittel der Composition, die Mannigfaltigkeit der Situationen, die feine psychologische Entwickelung der Ereignisse aus den Charakteren im Detail zu erörtern; wir werden uns auf einige Hauptmomente beschränken müssen. Der Dichter führt uns nicht, wie die Epiker zu thun pflegen, in medias res, sondern nimmt die Handlung bei ihrem Anfange auf, weil es hier einen psychologischen Proceß durch alle Entwickelungsstufen zu verfolgen galt. Damit war er aber nicht, wie man vielleicht glauben könnte, der Exposition überhoben; denn die frühern Zustände und Erlebnisse der handelnden Personen kommen bei einem solchen Proceß sehr in Betracht. Die Meisterschaft Goethe's in diesen zurückgreifenden Erörterungen haben wir schon früher vielfache Gelegenheit gehabt zu bewundern; die Absicht des Exponirens ist überall geschickt verdeckt, und, weit entfernt, die Erzählung durch matte Partien zu belasten, greifen die exponirenden Stellen vielmehr als wirksame Räder in das Getriebe des Ganzen ein. Eben so gewandt zeigt sich Goethe in einer Art von eingestreuten Andeutungen, die man als eine Exposition von gerade entgegengesetzter Richtung, als eine vorgreifende und vorbereitende Expositon ansehen kann. Ich meine damit die vorgängige Einführung mancher Umstände, von denen erst später ein wirksamer Gebrauch gemacht werden soll, und erwähne beispielsweise die große Mäßigkeit Ottiliens im Essen, die ausdrucksvolle stumme Geberde, womit sie eine Bitte ablehnt, die zahlreichen Punkte und Partien der Landschaften, an die sich später bedeutende Ereignisse anknüpfen sollen u. s. w. Es leuchtet ein, welchen Vortheil die Dichtung durch solche vorgängige Andeutungen gewinnt. Alle diese Einzelnheiten treten nun an den Stellen, wo der Dichter ihrer bedarf, mit dem Charakter des Gegebenen und Nothwendigen, nicht des Zufälligen und willkührlich Herbeigezogenen auf. Schon in Hermann und Dorothea wird der aufmerksame Leser eine bedeutende Anzahl dieser vorwärts exponirenden Züge finden; aber so reich, als die Wahlverwandtschaften, möchte schwerlich irgend eine Goethe'sche Dichtung an dergleichen kunstreich eingewebten Fäden sein, die ganz besonders der Composition den Charakter der Festigkeit und Natürlichkeit geben.

Zur Festigkeit der Composition, zur Rundung und Abgeschlossenheit des Ganzen trägt aber auch der Umstand sehr viel bei, daß die Handlung auf's Engste und Innigste an das mit großer Sorgfalt geschilderte, nicht allzu umfassende Local angeknüpft ist. Es wird dadurch unserer Einbildungskraft gleichsam ein deutlich gezeichneter Rahmen geboten, in den sie nun mit Leichtigkeit die einzelnen Züge des Bildes einträgt. Ueberdieß liegt noch ein besonderer Reiz in dem contrastirenden Charakter des Schauplatzes und der auf demselben sich entwickelnden Leidenschaften und Ereignisse. Dieses schöne ländliche Schloß, diese Gärten und Parkanlagen, dieser stille höhenumkränzte See sind für einen kleinen Kreis edelgebildeter Menschen zu einem idyllisch glücklichen Leben ganz wie geschaffen; und dennoch entwickeln sich auf diesem Raume die tiefsten Leidenschaften, die erschütterndsten Ereignisse. Es ist dies ein ganz ähnlicher Gegensatz, wie der von jeher mit Recht bewunderte Contrast zwischen der Leidenschaft der handelnden Personen und ihrem gemessenen, äußern Benehmen, ihrer besonnenen Sprache, ihrer ruhigen Beschäftigung. „Da werden Bäume gepflanzt," sagt Rosenkranz, „Wege gebahnt, Berge gemacht, Bäche geleitet, Häuser gebaut, Capellen gemalt und der Mensch herrscht über die Natur; sein Verstand, sein Wille unterwerfen sie ihm; aber sich selbst zu bezwingen, das gelingt ihm nicht eben so leicht."

Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als ob dem zweiten Theile des Romans nicht in gleichem Maße, wie dem ersten, das Lob schöner Rundung und Abgeschlossenheit gebührte. So können z. B. die Verhandlungen mit dem jungen Rechtsgelehrten, die an das Portefeuille des Architekten sich anknüpfenden Betrachtungen, manche Aufzeichnungen in Ottiliens Tagebuch, das ausführlich geschilderte Treiben Lucianens und ihres Gefolges, der Besuch des Engländers, die von ihm erzählte Novelle, die Versuche mit dem magnetischen Apparat und Anderes weiter ausgeführt erscheinen, als es der Zweck des Ganzen erfordert. Man wird hierdurch allerdings etwas an die polypenartige Erzeugung untergeordneter, aber dennoch mit einer gewissen Selbstständigkeit auftretender Kunstgebilde erinnert, wie wir sie in den Wanderjahren finden, und wie sie auch in den großen Epopöen herkömmlich sind. Aber bei näherer Betrachtung

ergibt sich, daß alle diese scheinbaren Episoden mit dem Ganzen in innigem Zusammenhange stehen. So deuten die Versuche mit dem magnetischen Apparat auf die geheimnißvolle Kraft der Anziehung und Abstoßung, die in der leblosen, wie der lebendigen Natur, und zwischen dieser und jener waltet, und stehen also im nächsten Bezuge zur Idee der Wahlverwandtschaft. Die Gewalt eben dieser Wahlverwandtschaft, die sich wunderlich genug bisweilen eine Zeit lang unter der Maske feindseliger Abstoßung versteckt, wird durch die Novelle des Engländers erläutert, der überdieß, wie Rosenkranz treffend bemerkt, durch seinen Besuch das Ganze illustrirt, indem er in die Gebundenheit dieser engen Zustände das große Bild der Welt hineinleuchten läßt. In ähnlichem Contrast erfüllt plötzlich Lucianens Erscheinen mit tumultuarischem Lärm oberflächlicher Gesellschaftslust das Haus, über dem eine bange Ahnung brütend liegt; und die Verhandlungen über Grabstätten und Grabmäler versetzen gleich zu Anfange des zweiten Theils in die ahnungsvolle Stimmung, die sich im weitern Verlauf der Handlung fortwährend steigert. Dann ist auch das noch zu berücksichtigen, daß der Dichter solcher retardirenden Motive an manchen Stellen des zweiten Theils, und namentlich zu Anfang desselben bedurfte, wo in dem Innern der handelnden Personen die Saat eines inhaltschweren Schicksals niedergelegt ist, dessen Frucht sie in Resignation zu erwarten gezwungen sind.

Damit scheiden wir von einem vielbewunderten und vielgescholtenen Werke unsers Dichters, das dem unbefangenen Beurtheiler, je tiefer er eindringt, um so mehr als eine seines Genius würdige, und, in Betracht seines damaligen Alters, staunenswerthe Kunstschöpfung erscheinen muß.

Fünftes Capitel.

Das Jahr 1810: Gruppe von Gesellschaftsliedern. Theater. Zeichnen. Abschluß der Farbenlehre. Aufenthalt in Karlsbad. Gedichte an die Kaiserin von Oesterreich. Beschäftigung mit den Wanderjahren. Hackert's Leben. Erotische Elegie. Lectüre. Aufenthalt in Töplitz. Zusammentreffen mit Zelter. Tabelle der Tonlehre. Der Prinz von Ligne. Ludwig Napoleon. Rückkehr nach Weimar. Theater. Auflösung der Hauskapelle. Die Cantate Rinaldo. Drei Volkslieder. Verbindung mit Boisserée.

Das Jahr 1810 nennt Goethe selbst in den Annalen ein bedeutendes Jahr, abwechselnd an Thätigkeit, Genuß und Gewinn, so daß er sich bei einem überreichen Ganzen in Verlegenheit fühlte, wie er die Theile ordnungsmäßig darstellen sollte. Gleich zu Anfange des Jahrs erfreute ihn die Anwesenheit W. v. Humboldt's, der ihm über das preußische Erziehungs- und Wissenschafts-Wesen Aufschluß gab und an seiner Farbenlehre freundlichen Antheil nahm. Die Ankunft des Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin (am 10. Jan.) und seine Verlobung mit Prinzessin Karoline hatte eine Reihe von Festlichkeiten zur Folge. Weiterhin nahmen dann zwei Feste, deren wir am Schlusse des dritten Capitels gedachten, Goethe's Thätigkeit in Anspruch: der Geburtstag der regierenden Herzogin (30. Januar) und der Geburtstag der Großfürstin Maria Paulowna (16. Februar). Erschien uns in der Poesie, die er diesen Festen widmete, der Einfluß seiner Beschäftigung mit den Dichtungen des Mittelalters, so zeigt sich dagegen aus dem frischen Leben erwachsen und daher auch von frischen Lebensfarben glänzend eine Gruppe von Gesellschaftsliedern, welche zum größern Theile wenigstens der uns jetzt beschäftigenden Zeit angehören. Seit den Jahren 1802 und 1803, wo Goethe auf Anregung jenes rittermäßig constituirten Kränzchens eine Reihe „der Gesellschaft gewidmeter Lieder" dichtete, hatte er auf diesem Gebiete der Lyrik nichts weiter geleistet. Jetzt gab ihm die „freiwillige Hauskapelle" unter Leitung des von Berlin heimgekehrten Eberwein, die nunmehr schon ein paar Jahre bestand, einen neuen Anstoß zu dergleichen Produktionen. Die zweimalige wöchentliche Zusammenkunft der Musikfreunde wurde

regelmäßig fortgesetzt; ältere und jüngere Theatersänger, Choristen und Liebhaber nahmen Theil. „Die Donnerstage," heißt es in den Annalen, „waren kritisch und didaktisch, die Sonntage für Jeden empfänglich und genußreich." Dann trug aber zum Entstehen der neuen Gruppe von Liedern auch des Dichters enge Verbindung mit Zelter bei, der in Berlin eine Liedertafel dirigirte. Goethe konnte sicher sein, daß, was er in dieser Gattung dichtete, nicht bloß sogleich an Zelter einen trefflichen, für seine Poesie leicht begeisterten Componisten finden, sondern auch alsbald zu meisterhafter Aufführung gelangen werde: und der fleißig korrespondirende Freund verfehlte nicht, über diese Aufführungen und ihre Wirkung ausführlich und lebendig zu berichten; wodurch sich denn Goethe, der so gerne für den gegenwärtigen Moment und den frischen Genuß dichtete, angeregt und ermuntert fühlte, und die seit einiger Zeit stockende lyrische Ader wieder in Fluß zu kommen begann. Freuen wir uns heut zu Tage der herrlichen Entwickelung des deutschen Männergesangs, der selbst in den Hauptstädten des Auslandes glänzende Triumphe feiert, so dürfen wir nicht vergessen, daß unserem Dichter auch daran sein Antheil gebührt. „Ihr Interesse an der Liedertafel," schrieb ihm Zelter am 4. April 1810, „wird unausbleiblich Früchte tragen. Die kräftigen deutschen Gesänge thun immer mehr erwünschte Wirkung. Statt des hängenden, matten Lebens tritt ein munterer, gestärkter Sinn hervor, den Keiner vorher zu zeigen wagte. Man wird schon fähiger, seine Haut zu tragen, der Schritt wird sicherer durch helle Freude." Wer mag ermessen, wie viel dieser Faktor zu der großen geistigen Erhebung der Jahre 1813 und 1814 mitgewirkt hat!

Das in diesen Kreis gehörige Gedicht „Rechenschaft" oder „Pflicht und Frohsinn," wie Goethe es zuerst zu überschreiben gedachte, scheint zu Anfang des Jahres 1810 entstanden zu sein; denn Zelter schrieb schon am 17. Februar in Beziehung auf dasselbe: „Welche Freude mir Ihr am 14. d. M. erhaltenes Gedicht für meine Liedertafel gemacht hat, kann ich mit keinen Worten sagen. Ich habe es schon in Musik gesetzt. Das nächste Mal, den 10. März, auf den Geburtstag der Königin, soll es aufgeführt werden, und dann sollen Sie es sogleich erhalten.

Und kein Dichter soll heran,
Der das Aechzen und das Krächzen
Nicht zuvor hat abgethan.

Das sollen sie mir wie Tabak schnupfen und wie Senf auf's Essen kriegen!" — Die Anlage des Stücks ist für ein Gesellschaftslied äußerst vortheilhaft. In welchem Sinne wir dies meinen, möge eine kurze Bemerkung allgemeinerer Art erläutern. Wie das ächte Volksepos und das Volkslied darum so tief in die Nation eindringen, weil sie nicht Erzeugnisse eines Einzelnen, sondern des dichtenden Volksgeistes sind, weßhalb man auch nicht ihre Verfasser zu nennen weiß; so würde auch das Gesellschaftslied am treusten den Geist, die Empfindung und Stimmung eines geselligen Kreises abspiegeln und den innern Bedürfnissen desselben am vollkommensten entsprechen, wenn sich dieser Kreis an der Produktion desselben betheiligt hätte. Vilmar schildert das Entstehen der Volkslieder in folgender Weise: „Einer dichtet, oder singt vielmehr eine Strophe, ein Anderer setzt die zweite, ein Dritter die dritte hinzu, wie es die Stimmung und Lust des fröhlichen Augenblicks eingibt; wir wissen dies von den Heimgarten (Abendgesellschaften des Volks) in Tyrol; wir finden es aber auch anderwärts ebenso, z. B. in Oberhessen; auch hier entstehen noch heute die oft gar nicht unglücklich erfundenen Liedchen in den Spinnstuben, wo, nachdem der Liedervorrath der Vorsängerin erschöpft ist, der dichtende Trieb bei drei, vier und mehr Personen angeregt wird, so daß sie gleichsam um die Wette Strophe auf Strophe reimen." Auf ähnliche Weise sollte sich das Gesellschaftslied bilden. Der Dichter schlägt den Grundton des Stückes an, aus seinem Geiste springt der zündende Funken auf Diesen und Jenen in dem geselligen Kreise hinüber und lockt neue Flammen hervor. Daß dieses auch Goethe's Meinung war, beweist folgende, gerade auf unser Gedicht bezügliche Stelle eines Briefes an Zelter (vom 10. März 1810): „Suchen Sie, daß jedesmal, so oft es gesungen wird, von irgend einem wohlgelaunten Manne eine neue Strophe eingeschaltet, oder statt einer andern gesungen wird." — Wie glücklich für einen solchen Zweck die Wahl des Gegenstandes bei dem Gedichte „Rechenschaft" und die Anlage desselben ist, leuchtet auf den ersten Blick ein. Es ist, wie auch das bald nachher

entstandene Ergo bibamus, ein Gefäß, in welches sich noch allerlei poetischer Gehalt hineingießen läßt. Derjenige, womit Goethe es einstweilen ausgefüllt hat, läßt seine individuellen Lebensmaximen nicht verkennen.

In Beziehung auf den eben angeführten Spruch Ergo bibamus bemerkt Goethe in der „Enthüllung der Theorie Newton's", es habe Basedow, ein starker Trinker, in munterer Gesellschaft stets zu behaupten gepflegt, jene Conclussion passe zu allen möglichen Prämissen. Beim Diktiren dieser Stelle machte Riemer den Dichter aufmerksam, es sei das Wort ja der natürlichste Refrain zu einem Trinklied. „Nun, versuchen Sie's einmal!" erwiderte Goethe. Riemer that es, und der Versuch schien Goethe'n nicht übel zu gefallen. Einige Zeit nachher dichtete er selbst sein Ergo bibamus, und Riemer hatte die Freude zu sehen, daß sie in einigen Motiven und in der Wahl des Metrums zusammengetroffen waren. Die Entstehung des Gedichtes fällt spätestens in's erste Viertel des Jahres 1810; in einem Briefe vom 4. April gedenkt Zelter schon einer Composition desselben. — Ungefähr derselben Zeit gehört wohl auch das Gedicht „Genialisch Treiben" oder der Diogenes an, wenn es gleich in der Correspondenz mit Zelter erst unter dem 18. November 1810 erwähnt wird. Riemer meint, das Gedichtchen müsse sich aus frühern Jahren herschreiben, und stützt seine Vermuthung auf einen Brief Goethe's an Schiller vom 26. September 1795, worin schon die Redensart „ich wälze meine Tonne" vorkommt. Es leuchtet aber ein, daß dieser Umstand allein wenig beweis't. „Uebrigens," fügt Riemer hinzu, „bezeichnet das Gedicht nur den Kreislauf seiner Beschäftigungen, den er auch seinen Zodiak oder das Quodlibet seines Lebens zu nennen pflegte." Es wurde, wie das ungefähr gleichzeitig entstandene Gedichtchen „Schneider-Courage" (auch „Spatzenliedchen" oder „der Schneider" in der Correspondenz mit Zelter genannt) von dem musikalischen Freunde trefflich componirt. Später hat der Dichter beide, ihrer gedrängten, scharf zugespitzten Form wegen, unter die Rubrik Epigrammatisch aufgenommen.

Das Theater war, wie gewöhnlich im ersten Jahresviertel, so auch jetzt ein Gegenstand von Goethe's besonderer Aufmerksam-

keit. Mit den recitirenden Schauspielern wurde die Uebung im schönen rhythmischen Vortrage fortgesetzt, mit den geübtesten nur bei neuen Stücken, mit den jüngeren bei frischer Besetzung älterer Rollen. Wie hoch die dadurch gewonnene Fertigkeit bereits gesteigert war, zeigte sich bei der Zaire, übersetzt von Peucer, deren erste Leseprobe schon ausgezeichnet gelang. Ein Triumph vollends musterhafter Darstellung war der 24. Februar von Werner, der an seinem Tage aufgeführt wurde. Die Reinheit und Sicherheit der Ausführung ließen das Zurückstoßende des Stoffes fast gänzlich verschwinden.

Neben der Neigung zur Poesie trat jetzt bei Goethe, freilich nur als vorübergehende und letzte Anwandlung, jene alte Liebhaberei zum Zeichnen landschaftlicher Skizzen wieder hervor. Bei Spaziergängen im Frühling, besonders in der Nähe von Jena, wo wir ihn im April finden, faßte er irgend einen Gegenstand auf, der sich zu einem Bilde zu eignen schien, und suchte ihn zu Hause alsdann zu Papier zu bringen; ja, selbst Gegenden, von denen in der Unterhaltung die Rede war, bemühte er sich aus der Phantasie zu entwerfen. Dieser Trieb begleitete ihn noch später im Jahre auf seiner Reise nach Böhmen, wie er denn auch in Karlsbad aus den hintern Fenstern des weißen Hirsches die Verwüstung, die der Sprudel angerichtet hatte, mit großer Sorgfalt nach der Wirklichkeit zeichnete.

In sein Jena'sches Asyl hatte er sich diesmal der Farbenlehre wegen geflüchtet. Schon am 18. Februar schrieb er an Reinhard mit Beziehung auf die Störungen, welche ihm die Vorbereitung des Maskenfestes verursacht hatte: „Sie können denken, daß ich hierdurch von meiner Bahn einigermaßen abgelenkt worden bin. Will ich nicht ganz daraus fallen, so muß ich im März nach Jena gehen, um in absoluter Einsamkeit das Farbenwesen endlich abzuschütteln, das ich Ostern los sein will, und wenn es nur fragmentarisch geschehen sollte." Hier hielt er sich nun fleißig an die Arbeit, schloß den polemischen Theil, so wie die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, ließ die nach seinen sorgfältigen Zeichnungen gestochenen Tafeln illuminiren, vollbrachte die Recapitulation des Ganzen, und sah endlich zu Anfange des Monats Mai das letzte Blatt mit

Vergnügen in die Druckerei wandern. Eine Theilnahme in weitern Kreisen versprach er sich freilich nicht. „Von der Gunst des Augenblicks mag ich wenig hoffen," schrieb er an Reinhard, und an einer andern Stelle: „Mitwollende gibt's wenig, Mißwollende viel." Aber eine so gänzliche Untheilnahme, wie sie das Werk erfahren sollte, eine so abweisende Unfreundlichkeit gesteht er (in den Annalen) doch nicht erwartet zu haben. Er rächte sich im Stillen durch kleinere satirische Gedichte, wie „Antikritik" und „dem Weißmacher", die ungefähr dieser Zeit angehören. Das erste:

Armer Tobis, tappst am Stabe
Siebenfarb'ger Dröselein u. s. w.

möchte ich auf Ludolph Hermann Tobiesen beziehen, den Verfasser eines Lehrbuchs der Experimentalphysik, welches von A. Hauch aus dem Dänischen übersetzt worden ist. Das Andere ist gegen Mollweide gerichtet, der sich in mehreren Schriften der Newton'schen Farbentheorie gegen Goethe annahm. „Er ist ein steifer, dünkelhafter Geselle," schrieb dieser über ihn an Reinhard. „Vor mehreren Jahren schon schalt er auf dem Pädagogium zu Halle ein verständiges Kind in meiner Gegenwart recht tüchtig aus, das auf der Scheibe des Schwungrades Grau sah, wo er wollte Weiß gesehen haben. Er ist recht dazu gemacht, den Newton'schen Unsinn aber- und abermals zu wiederholen."

Froh, der lange getragenen Bürde endlich entledigt zu sein, trat er am 16. Mai die Reise nach Karlsbad an. Hier fehlte es denn auch diesmal nicht an Zerstreuung und Erheiterung; er sah manchen ältern Freund wieder, und schloß manche werthe neue Bekanntschaft. Geheimerath Wolf aus Berlin fand sich ein, desgleichen die Familie Körner aus Dresden, die ihm Neues und Gutes von Zelter mitbrachte. Von diesem empfohlen, kam auch ein junger Mann aus Dresden, Kaufmann, zu Goethe, und machte ihn mit seiner neuen Erfindung, dem Harmonichord bekannt. Eben derselbe brachte ein Portefeuille mit sechs Zeichnungen zum Faust vom Kammersecretair Rauwerk aus Ratzeburg mit, welche Goethe'n viele Freude machten. Als einen sehr großen Gewinn aber

für sein ganzes Leben betrachtete er es, während dieses Badeaufenthaltes die Kaiserin von Oesterreich kennen gelernt zu haben.

Für wenige Frauen mag unser Dichter eine so hohe Verehrung empfunden haben, als für die Kaiserin Louise (Marie Ludovike Beatrix Antonie Josephine, Tochter des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich-Este); und von ihrer Seite blieb dieses Gefühl nicht unerwiedert. Sie ließ ihm gegen Ende Februars des folgenden Jahres eine schöne goldene Dose mit einem brillantenen Kranze und dem darin nach allen Buchstaben ausgedruckten Namen Louise zustellen; später schenkte sie ihm ein Prachtexemplar der Werke des Abbate Bondi, worüber in Goethe's Werken ein poetisches Zeugniß („An Herrn Abbate Bondi den 5. August 1812") vorliegt. In seinen Empfindungen für die Kaiserin scheint ihn besonders die Gräfin O'Donell, die Gemahlin des k. k. Kämmerers Grafen O'Donell (vergl. das Gedicht an dieselbe vom 1. Mai 1820) bestärkt zu haben. Es erklärt sich daher, wenn es in den Annalen unter dem Jahre 1816 heißt: „Der Tod der Kaiserin von Oesterreich versetzte mich in einen Zustand, dessen Nachgefühl mich niemals wieder verlassen hat," und wenn das Gedicht an die Gräfin O'Donell vom 1. Mai 1820 mit der Strophe schließt:

Uns, den Liebenden und Treuen,
Sei nun weiter nichts begehrt;
Nur ist, wenn wir Sie erneuen,
Unser Leben etwas werth.

Bei der diesmaligen Anwesenheit der Kaiserin in Karlsbad widmete Goethe ihr im Namen der dortigen Bürgerschaft vier Gedichte: der Kaiserin Ankunft, den 6. Juni; der Kaiserin Becher, den 10. Juni; der Kaiserin Platz, den 19. Juni; und der Kaiserin Abschied, den 22. Juni. Wie sich jetzt bei Goethe auch im Kleinen durchgehends ein Streben nach kunstmäßigen Formen und einer gewissen Abrundung findet, so bilden auch die vier vorliegenden Gedichte einen geschlossenen Kreis und behandeln ihren Gegenstand mit einer gewissen Vollständigkeit. Der Kaiserin Ankunft und Abschied stellen den begrenzenden Rahmen dar, der Kaiserin Becher symbolisirt ihren Aufenthalt, insofern er dem

Kurorte Karlsbad, und der Kaiserin Platz *), insofern er dem Vergnügungsorte galt. Die große Sorgfalt, welche der Dichter diesen Productionen zugewandt hat, gibt sich auch in der Behandlung des Metrums zu erkennen. Hat er für der Kaiserin Becher, als einen eng und bestimmt abgegrenzten Gegenstand, sehr zweckmäßig die Sonettform, und für der Kaiserin Platz gleich passend die schwungreichen ottave rime gewählt: so hat er für das Anfangs- und Endgedicht schöne trochäische Strophenformen erfunden, deren letztere nur den Fehler haben möchte, daß die männlichen Endreime zu weit auseinander stehen, und obendrein ihre Beziehung aufeinander dem Ohre durch einschließende Gleichklänge erschwert wird.

Trotz der vielfachen persönlichen Berührungen behielt Goethe in Karlsbad noch einige Zeit übrig, um gefaßte literarische Pläne weiter auszubilden und einzelne angesponnene Fäden fortzuführen. So beschäftigte ihn besonders der Plan der Wanderjahre, die sich an die längst vollendeten Lehrjahre anschließen sollten; und er schrieb zur Aufnahme in das projectirte Werk „das nußbraune Mädchen". Die Gedanken an eine Fortsetzung der Lehrjahre hatte Goethe, wie wir aus einem Briefe an Schiller vom 12. Juni 1796 sehen, schon vor dem Abschluß dieses Werkes gefaßt; und ein paar Stellen in dem letztern deuten auch darauf hin, daß die Hauptpersonen uns später abermals vorgeführt werden sollten. Wie es scheint, sollte nach dem ursprünglichen Plane das neue Werk aus einer Sammlung kleinerer Erzählungen und Novellen bestehen von der Art des nußbraunen Mädchens und jener kleinen Productionen (St. Joseph der Zweite, die gefährliche Wette u. s. w.), die wir als Früchte seines Karlsbader Aufenthaltes im Jahre 1807 haben ken-

*) Der Kaiserin Platz befindet sich auf dem Kieswege, einem längs der Tepel bis zur Karlsbrücke sich hinziehenden Wege. Seitwärts führen bequeme Stufen zu einem schönen von hohen Buchen beschatteten Platze, wo man, fast ungesehen, die Vorübergehenden beobachten kann. Auch Körner hat die Stelle besungen:

Buchen, seid mir gegrüßt! Euch hat die Liebe geheiligt,
Euch hat ein treues Volk treu seiner Mutter geweiht.
Glückliche Fürsten und glückliches Land! Wo find' ich es wieder,
Daß die Liebe befiehlt, und daß die Liebe gehorcht?

nen lernen; zu allen aber sollte Wilhelm Meister in nähere oder entferntere Beziehung treten und so für das Ganze den verbindenden Faden bilden. Allein anderweitige Interessen und Beschäftigungen verhinderten einstweilen die Ausführung des Gedankens, und es dauerte von jetzt an noch ein volles Decennium, bis Goethe die Arbeit wieder aufnahm.

In den Annalen ist ferner die unter dem Jahre 1807 bereits im Vorbeigehen erwähnte Biographie Hackert's als eine Arbeit bezeichnet, die im Jahre 1810 ernstlich angegriffen wurde und viel Zeit und Mühe kostete. Da wir Goethe vor und nach dem Aufenthalte in Böhmen durch Anderes lebhaft in Anspruch genommen finden, so haben wir auch wohl diese Beschäftigung zum Theil in die uns vorliegende Zeit zu setzen. Die Aufgabe, die er bei dieser Arbeit zu lösen hatte, war schwierig und verlangte mehr Sorgfalt, als ein eigenes aus ihm selbst entsprungenes Werk. Die ihm überlieferten Papiere waren, wie er selbst sagt, weder ganz als Stoff, noch durchaus als Bearbeitung anzusehen; das Gegebene ließ sich nicht ganz auflösen, noch so, wie es da lag, völlig gebrauchen. Es gehörte daher eine große Beharrlichkeit, und die ganze dem abgeschiedenen Freunde gewidmete Liebe und Hochachtung dazu, um nicht die Unternehmung aufzugeben, zumal da die Erben des Verstorbenen, welche sich den Werth der Manuscripte sehr hoch vorstellten, Goethe'n nicht auf das Freundlichste begegneten. Indeß erwuchs ihm aus diesen biographischen Bemühungen der Vortheil, daß er sich dadurch für seine bei dem letzten Aufenthalt in Karlsbad projectirte Selbstbiographie vorbereitete, von welcher im Laufe des Jahres 1810 auch bereits ein Theil schematisirt wurde.

Riemer berichtet, daß Goethe ihm 1810 zu Karlsbad eine erotische Elegie dictirt habe, wahrscheinlich angeregt durch die novelle galanti des Abbate Casti, die unser Dichter bereits in Rom vom Verfasser hatte vorlesen hören und nun gedruckt wiederzusehen bekam, aber von der Casti'schen Art himmelweit verschieden, vielmehr rein moralischer Tendenz. Ueber diese noch in mehreren Abschriften vorhandene, den Conflict von Pflicht und Liebe behandelnde Dichtung fügt Riemer hinzu: „Sie ist zur Zeit noch secretirt geblieben und möge es noch lange bleiben, da die guten Deutschen

keinen Spaß verstehen und Alles gleich für baaren Ernst nehmen, was nur ein lusus ingenii ist."

Neben solchen Arbeiten gewann er dem vergnüglichen Badeleben noch immer einige Stunden zur Lectüre ab; und hierbei ist es interessant zu bemerken, daß ihn, wie sehr er sich auch „in seiner Höhle" von den großen Weltbegebenheiten abzuschließen suchte, doch classische welthistorische Werke, wie Joh. Müller's allgemeine Geschichte und Tacitus, mit besonderem Reize anzogen. „Johannes Müller's Werk," schrieb er am 22. Juli an Reinhard, „habe ich in diesen letzten Tagen mit Ruhe, und manche Abtheilung wiederholt gelesen. Es ist ein höchst dankenswerthes Buch. Schon das ist für uns wichtig, mit einem Zeitgenossen, den wir kannten, die Weltgeschichte nach seiner Art zu durchlaufen ... Das große Studium, das zum Grunde liegt, ist respectabel, und diejenigen Theile, wo das Metall recht durchgeschmolzen, gereinigt und flüssig in eine recht wohl ausgesonnene Form lief, sind vortrefflich zu nennen. Für die größere Masse von Menschen ist das Buch gewiß auch wohlthätig. Mir, auf meiner einsamen Warte, ist abermals aufgefallen, daß man aus dem moralischen Standpunkte keine Weltgeschichte schreiben kann. Wo der sittliche Maßstab paßt, wird man befriedigt; wo er nicht mehr hinreicht, wird das Werk unzulänglich, und man weiß nicht, was der Verfasser will. Zu wie vielen hieraus fließenden und sich anknüpfenden Betrachtungen fand sich nicht Anlaß, besonders da ich kurz vorher den Tacitus gelesen!"

Die Cur im Karlsbad war diesmal Goethe'n nicht so gut bekommen, als er gehofft hatte; und so entschloß er sich denn gegen Anfang Augusts, theils einer Nachcur wegen, theils um mit Zelter zusammenzutreffen, zu einem Besuche von Töplitz, wo der musikalische Freund bereits seit einiger Zeit verweilte. Als ein Ausfluß seiner Verhandlungen mit diesem ist die Tabelle der Tonlehre zu betrachten, die er freilich erst 16 Jahre später (als Beilage zu einem Briefe vom 9. September 1826) Zelter mittheilte, von der er aber bemerkt, daß sie um das Jahr 1810 nach vieljährigem Studium, und nach Unterhaltungen mit dem Freunde, geschrieben worden sei. „Ich wollte den Forderungen an einen physikalischen Vortrag," fügt er hinzu, „keineswegs genug thun, Umfang

und Inhalt aber mir selbst klar machen und andern andeuten; ich war auf dem Wege, in diesem Sinne die sämmtlichen Capitel der Physik zu schematisiren." Nach einer das ganze Gebiet abgränzenden Einleitung spaltet sich die Tonlehre in der Tabelle in drei Abtheilungen, insofern nämlich das Musikalisch-Hörbare als Organisch (subjectiv), Mechanisch (gemischt) und Mathematisch (objectiv) erscheint. Die erste Abtheilung umfaßt die Gesanglehre, die Akustik (Lehre vom Gehörorgan und dem Hören) und die Rhythmik (Arsis, Thesis, Tactarten). Die zweite beschäftigt sich mit den Mitteln des gesetzlichen Tons, den Instrumenten; die dritte stellt an den einfachsten Elementen außer uns die ersten Elemente des Tons dar und reducirt sie auf Zahl- und Maßverhältnisse. Zuletzt fallen alle drei Abtheilungen in der Lehre von der Kunstbehandlung wieder zusammen. Eine ähnliche Dreitheilung dachte er auf alle Zweige der Physik anzuwenden. Das Subject sollte nach seinen auffassenden und erkennenden Organen erwogen werden; ihm gegenüber stellte er das Object als ein allenfalls Erkennbares, und die Erscheinung, durch Versuche wiederholt und vermannigfaltigt, in die Mitte, wogegen der Versuch als Beweis irgend eines subjectiven Ausspruches verworfen wurde.

Daß so ernste Betrachtungen mit heitern Unterhaltungen wechselten, dafür war in Töplitz durch den Zusammenfluß interessanter Curgäste gesorgt. Hier traf er auch den Fürsten Ligne wieder, den er schon 1807 in Karlsbad kennen gelernt und so gefunden hatte, wie ihn der Ruf geschildert; „immer heiter, geistreich, allen Vorfällen gewachsen und als Welt- und Lebemann überall willkommen und zu Hause." Der Prinz feierte Goethe's Ankunft durch einen poetischen Bewillkommnungsgruß, worin es am Schlusse heißt:

Je Vous salue, apôtre et soutien du bon goût:
Digne du Duc aimable, honneur de sa patrie!
Qu' Athènes de la Germanie,
Qui surpasse par Vous l'ancienne Grèce en tout,
Vous permette à Teplitz d'allonger Votre vie!
D'Apollon la vieille Hippocrène,
Ruisseau par Vous tant embelli,
Vaut bien moins que notre fontaine.
Point d'Ambrosie ici, Vous aurez Ambrosi *).

*) Name des Brunnenarztes in Töplitz. — Ein anderes „sehr artiges Elogium" widmete, wie Goethe der Frau von Grotthuß am 7. December 1810 meldete, der Prinz den Wahlverwandtschaften, deren französische Uebersetzung zu ihm gelangt war (s. Grenzboten von Kuranda, Jahr 1846. Nr. 25.)

Eine gemeinschaftliche Freundin des Prinzen und Goethe's, die Baronin von Eybenberg, theilte Riemer'n das Gedicht mit, damit dieser Goethe'n zu einer Erwiederung veranlasse, worauf der Dichter dann die in den „Zuschriften und Erinnerungsblättern" enthaltenen Verse „An den Prinzen von Ligne" schrieb:

In früher Zeit, noch froh und frei,
Spielt' ich und sang zu meinen Spielen;
Dann fing's im Herzen an zu wühlen,
Ich fragte nicht, ob ich ein Dichter sei,
Doch daß ich liebte, konnt' ich fühlen.
So bleibt es noch u. s. w.

In Töplitz traf er auch Ludwig Napoleon, König von Holland, und wurde von ihm, freilich in ganz anderer Weise als von seinem gigantischen Bruder, lebhaft angezogen. Er wohnte mit ihm in demselben Hause, nur durch die Thüre des Schlafzimmers getrennt. Wo Goethe dieses Mannes gedenkt, geschieht es nur in Ausdrücken der höchsten Verehrung und Zuneigung. So heißt es in der Besprechung einer Sammlung Gerard'scher Portraits, unter denen sich auch das des Königs in einer Art spanischer Tracht befand: „Mag es nun für die Augen ein schönes harmonisches Bild sein; aber dem Sinne nach kann es uns nichts geben, vielleicht weil wir diesen herrlichen Mann gerade in dem Augenblicke kennen lernten, als er allen diesen Aeußerlichkeiten entsagte und sein sittliches Zartgefühl, seine Neigung zu ästhetischen Arbeiten sich im Privatstande weiter zu entwickeln trachtete. Ueber seine kleinen, höchst anmuthigen Gedichte, so wie über seine Tragödie Lucretia kam ich schon oft in Versuchung einige Bemerkungen niederzuschreiben; aber die Furcht, ein mir so freundlich geschenktes Vertrauen zu verletzen, hielt mich ab, wie noch jetzt." An einer andern Stelle nennt er ihn den „grundedlen Ludwig." Es hat vielleicht für den Leser im jetzigen Augenblick ein erhöhtes Interesse, ein ausführliches Urtheil Goethe's über diesen Mann, wie Falk es sofort nach einem Gespräche

und Inhalt aber mir selbst klar machen und andern andeuten; ich war auf dem Wege, in diesem Sinne die sämmtlichen Capitel der Physik zu schematisiren." Nach einer das ganze Gebiet abgränzenden Einleitung spaltet sich die Tonlehre in der Tabelle in drei Abtheilungen, insofern nämlich das Musikalisch-Hörbare als Organisch (subjectiv), Mechanisch (gemischt) und Mathematisch (objectiv) erscheint. Die erste Abtheilung umfaßt die Gesanglehre, die Akustik (Lehre vom Gehörorgan und dem Hören) und die Rhythmik (Arsis, Thesis, Tactarten). Die zweite beschäftigt sich mit den Mitteln des gesetzlichen Tons, den Instrumenten; die dritte stellt an den einfachsten Elementen außer uns die ersten Elemente des Tons dar und reducirt sie auf Zahl- und Maßverhältnisse. Zuletzt fallen alle drei Abtheilungen in der Lehre von der Kunstbehandlung wieder zusammen. Eine ähnliche Dreitheilung dachte er auf alle Zweige der Physik anzuwenden. Das Subject sollte nach seinen auffassenden und erkennenden Organen erwogen werden; ihm gegenüber stellte er das Object als ein allenfalls Erkennbares, und die Erscheinung, durch Versuche wiederholt und vermannigfaltigt, in die Mitte, wogegen der Versuch als Beweis irgend eines subjectiven Ausspruches verworfen wurde.

Daß so ernste Betrachtungen mit heitern Unterhaltungen wechselten, dafür war in Töplitz durch den Zusammenfluß interessanter Curgäste gesorgt. Hier traf er auch den Fürsten Ligne wieder, den er schon 1807 in Karlsbad kennen gelernt und so gefunden hatte, wie ihn der Ruf geschildert; „immer heiter, geistreich, allen Vorfällen gewachsen und als Welt- und Lebemann überall willkommen und zu Hause." Der Prinz feierte Goethe's Ankunft durch einen poetischen Bewillkommnungsgruß, worin es am Schlusse heißt:

Je Vous salue, apôtre et soutien du bon goût:
Digne du Duc aimable, honneur de sa patrie!
Qu' Athènes de la Germanie,
Qui surpasse par Vous l'ancienne Grèce en tout,
Vous permette à Teplitz d'allonger Votre vie!
D'Apollon la vieille Hippocrène,
Ruisseau par Vous tant embelli,
Vaut bien moins que notre fontaine.
Point d'Ambrosie ici, Vous aurez Ambrosi *).

*) Name des Brunnenarztes in Töplitz. — Ein anderes „sehr artiges

Eine gemeinschaftliche Freundin des Prinzen und Goethe's, die Baronin von Eybenberg, theilte Riemer'n das Gedicht mit, damit dieser Goethe'n zu einer Erwiederung veranlasse, worauf der Dichter dann die in den „Zuschriften und Erinnerungsblättern" enthaltenen Verse „An den Prinzen von Ligne" schrieb:

In früher Zeit, noch froh und frei,
Spielt' ich und sang zu meinen Spielen;
Dann fing's im Herzen an zu wühlen,
Ich fragte nicht, ob ich ein Dichter sei,
Doch daß ich liebte, konnt' ich fühlen.
So bleibt es noch u. s. w.

In Töplitz traf er auch Ludwig Napoleon, König von Holland, und wurde von ihm, freilich in ganz anderer Weise als von seinem gigantischen Bruder, lebhaft angezogen. Er wohnte mit ihm in demselben Hause, nur durch die Thüre des Schlafzimmers getrennt. Wo Goethe dieses Mannes gedenkt, geschieht es nur in Ausdrücken der höchsten Verehrung und Zuneigung. So heißt es in der Besprechung einer Sammlung Gerard'scher Portraits, unter denen sich auch das des Königs in einer Art spanischer Tracht befand: „Mag es nun für die Augen ein schönes harmonisches Bild sein; aber dem Sinne nach kann es uns nichts geben, vielleicht weil wir diesen herrlichen Mann gerade in dem Augenblicke kennen lernten, als er allen diesen Aeußerlichkeiten entsagte und sein sittliches Zartgefühl, seine Neigung zu ästhetischen Arbeiten sich im Privatstande weiter zu entwickeln trachtete. Ueber seine kleinen, höchst anmuthigen Gedichte, so wie über seine Tragödie Lucretia kam ich schon oft in Versuchung einige Bemerkungen niederzuschreiben; aber die Furcht, ein mir so freundlich geschenktes Vertrauen zu verletzen, hielt mich ab, wie noch jetzt." An einer andern Stelle nennt er ihn den „grundedlen Ludwig." Es hat vielleicht für den Leser im jetzigen Augenblick ein erhöhtes Interesse, ein ausführliches Urtheil Goethe's über diesen Mann, wie Falk es sofort nach einem Gespräche

Elogium" widmete, wie Goethe der Frau von Grotthuß am 7. December 1810 meldete, der Prinz den Wahlverwandtschaften, deren französische Uebersetzung zu ihm gelangt war (s. Grenzboten von Kuranda, Jahr 1846. Nr. 25.)

mit ihm aus treuem Gedächtniß aufgeschrieben zu haben versichert, hier mitgetheilt zu finden. „Ludwig," sagte Goethe, „ist die geborene Güte und Leutseligkeit, wie sein Bruder Napoleon die geborene Macht und Gewalt ist. Sonderbar überhaupt sind die Eigenschaften unter diesen Brüdern gemischt und vertheilt, die doch als Zweige einer und derselben Familie angehören. Lucian z. B. verschmähte ein Königreich und beschäftigte sich zu Rom mit der Kunst. Mit dem sanften Ludwig scheint die Niederlegung eines zweiten Königreichs in so stürmischen Zeiten, wie die unsrigen, geboren zu sein. Milde und Herzensgüte bezeichnen jeden seiner Schritte. Sonach ist es keineswegs Eigensinn, wie man gemeint hat, was ihn zu dieser auffallenden Handlung, seinem Bruder gegenüber, verleitete; im Gegentheil ist Ludwig einer der sanftmüthigsten, friedfertigsten Charaktere, die ich im Laufe meines Lebens kennen lernte; nur, was freilich daraus folgt, daß ihn alles Ungerechte, Ungesetzmäßige, Unbarmherzige in tiefster Seele verletzt und ihm gleichsam von Natur zuwider ist. Irgend ein Thier gequält, ein Pferd gemißhandelt, oder ein Kind leiden zu sehen, erträgt er nicht; man sieht es seinen Geberden, seinem ganzen Benehmen in solchen Lagen an, es empört sein Inneres; es macht ihn unglücklich, wenn in seiner Gegenwart etwas Rohes geschieht, ja, wenn er auch nur davon erzählen hört. Vorfallende Unschicklichkeiten, in Beziehung auf seine Person, vergibt er weit leichter. Eine schöne Seele, eine überall ruhige Fassung des Gemüthes, im Hintergrunde Gott ohne die geringste religiöse Schwärmerei: das sind die ersten, die wesentlichsten Grundzüge zu Ludwigs Charakter, die dabei zugleich einen Theil eines ganz unverfälschten Wesens ausmachen, das nicht etwa anerzogen, angelernt, sondern dieser schönen Natur ganz eigenthümlich ist. Wie ein glänzender Silberfaden zieht sich die Religion durch alle seine Gespräche und Urtheile; sie erheitert gleichsam den dunklen Grund seiner oft etwas schwermüthigen Lebensbetrachtung. Was irgend in der Weltgeschichte sein schönes sittliches Wesen schmerzlich berührt, erhält sogleich eine sanfte Abweisung. Er verwirft daraus Alles, was nach seinem Gefühle nicht recht und wider die göttliche Vorschrift ist. Hieraus entsteht nothwendig die Beschränkung seines Urtheils in manchem Stücke, die aber durch die Ruhe eines schönen Gemüthes

unter noch so trübseligen Umständen reichlich aufgewogen wird." Goethe pflegte in dieser Zeit seinen Freunden in Töplitz oft zu sagen: „Man verläßt den König von Holland nie, ohne daß man sich besser fühlt;" und wenn er ihn ein paar Stunden gesehen und gehört hatte, mußte er sich selbst gestehen: „Wenn dieses anmuthig-zarte und beinahe frauenhaft entwickelte Wesen in so großen, ungeheuren Weltverhältnissen Das konnte, solltest du als Privatmann in beschränktern Kreisen nicht dasselbe leisten können, oder wenigstens Muth und Fassung aus seinem Beispiel zu schöpfen im Stande sein?"

In den Umgebungen des Königs war ein Doctor von etwas schroff katholischen Ansichten, dem gegenüber Goethe in der Regel seine Fassung, aus Rücksicht für den König, zu behaupten wußte. Einmal aber, als er wieder einige „fast capuzinerhafte Tiraden" über die Gefährlichkeit der Bücher und des Buchhandels vorbrachte, konnte Goethe nicht umhin, ihm mit der Behauptung zu dienen, das gefährlichste aller Bücher in weltgeschichtlicher Hinsicht, wenn durchaus einmal von Gefährlichkeit die Rede sein solle, sei doch wohl unstreitig die Bibel, weil nicht leicht ein anderes Buch so viel Gutes und Böses, als dieses, im Menschengeschlecht zur Entwickelung gebracht habe. Als das Wort heraus war, erschrack er selbst etwas darüber; denn er dachte nicht anders, als die Pulvermine werde nun nach beiden Seiten hin in die Luft fliegen. Zum Glück kam es anders. Den Doctor zwar sah er vor Schrecken und Zorn erbleichen und erröthen; der König aber faßte sich mit gewohnter Milde und Freundlichkeit und sagte bloß scherzend: »Cela perce quelque-fois que Monsieur de Goethe est hérétique.«

Neugekräftigt durch die Nacheur, brach Goethe gegen Ende Septembers von Töplitz auf und traf den 3. October in Weimar wieder ein. „Dresden mit seinen Kunst- und Naturschätzen," berichtete er bald nachher an Reinhard, „Freiberg mit seiner ober- und unterirdischen Thätigkeit, Chemnitz durch seine Spinnmaschinen, Altenburg und Löbichau durch die Anmuth der Herzogin von Kurland haben mir eine sehr unterhaltende und erfreuliche Rückreise gegeben, wozu das herrliche, den Müllern höchst unerwünschte, den Reisenden höchst erwünschte Wetter das Seinige beitrug."

Dessen ungeachtet war das letzte Jahresviertel, wie so häufig bei Goethe, sehr wenig productiv. „Von mir habe ich wenig zu sagen," schrieb er am 18. November an Zelter, „obgleich das schon genug ist, daß ich mich ganz wohl befinde. Ich habe aber diese Zeit her nicht das Mindeste gethan, was mir und Andern in der Folge Vergnügen machen könnte. Jeder Tag verschlingt das Bischen Thätigkeit, so wie das Gute und Ueble, was er bringt." Und so meldete er auch noch in einem Briefe an Reinhard vom Januar des nächsten Jahres, er sei nach der Rückkunft von den Badereisen in so mancherlei Geschäfte und Verrichtungen verwickelt worden, daß er sich auf kurze Zeit nach Jena habe flüchten müssen, um nur einigermaßen seine Brief- und Literaturschulden abzuthun. Zu diesen „Literaturschulden" gehörte wohl die Biographie Hackert's, deren Druck schon im Januar des nächsten Jahres begonnen hatte, und zu jenen „Geschäften und Verrichtungen" vor Allem das Theater. Am 17. November kam der Kammersänger Brizzi aus München, von Jacobi an Goethe empfohlen, in Weimar an, mit dessen Hülfe man den Achill von Paer mit italienischem Texte zu geben beschloß. Da mußten nun die Sänger theils ihr Italienisch üben, theils es in der Eile erlernen. Brizzi blieb bis gegen Ende des Jahres und trat wiederholt mit großem Beifalle auf. „Das etwas schwierige Unternehmen," berichtete Goethe im Januar an Reinhard, „auf unserm Theater eine italienische Oper zu geben, machte mir viel Mühe und kostete mir viel Zeit; endlich aber, da es glücklich und zu Jedermanns Zufriedenheit gelang, so fand ich mich auch getröstet und ging, wie man es immer macht, wieder neue Schwierigkeiten aufzusuchen. Der übrige Lauf des Hof- und Geschäftslebens nimmt denn auch den größten Theil der kurzen Tage weg, und die Nacht wie der Winter, ist keiner Thätigkeit Freund."

Ein Paar Tage der Woche wurden ihm in diesem Winter noch durch seine „freiwillige Hauscapelle" erheitert. „Die wöchentliche musikalische Zusammenkunft," schrieb er am 18. November an Zelter, „so gering die Anstalt auch sein mag, verschafft mir doch das unschätzbare Vergnügen, das ich sonst entbehren müßte: Ihre trefflichen Arbeiten wiederholt zu vernehmen und damit bekannt zu werden. Johanna Sebus und die Gunst des Augenblicks werden heute

aufgeführt, und ich freue mich schon im Voraus darauf." Ein Paar andere Lieblingsstücke des kleinen Kreises waren der Diogenes und das Schneiderlied, von Zelter componirt. Auch noch zu Anfange des nächsten Jahres wurden die Zusammenkünfte nach herkömmlicher Weise fortgesetzt, obwohl nicht mehr in so regelmäßiger wöchentlicher Folge. Noch wurden ächte alte Sachen vorgetragen; mehrere neue Canons von Ferrari belebten die Lust der Sänger und die Theilnahme der Zuhörer. Ueberhaupt schien die Sache ihren alten Gang zu gehen; aber es hatten sich unvermerkt, wie Goethe in den Annalen erzählt, gewisse Wahlverwandtschaften gebildet, die ihm sogleich gefährlich schienen, ohne daß er ihren Einfluß hätte hindern können. Etwas näher scheint folgende Stelle aus einem Briefe an Zelter (vom 18. März 1811) den Sachverhalt anzudeuten: „Wie es Ihnen bei der Singacademie geht, seh' ich im Bilde. Erziehe man sich nur eine Anzahl Schüler, so erzieht man sich fast eben so viele Widersacher. Jeder ächte Künstler ist als Einer anzusehen, der ein anerkanntes Heilige bewahren und mit Ernst und Bedacht fortpflanzen will. Jedes Jahrhundert aber strebt nach seiner Art in's Seculum, und sucht das Heilige gemein, das Schwere leicht und das Ernste lustig zu machen; wogegen gar nichts zu sagen wäre, wenn nur nicht darüber Ernst und Spaß zu Grunde gingen." Goethe hatte sich schon in den Verlust, wie schwer er ihm wurde, ergeben, und als er bei bevorstehender nächster Sommerreise eine Pause eintreten ließ, stand bei ihm schon der Entschluß fest, nie wieder zu beginnen, ein Entschluß, den er jedoch nicht in voller Strenge durchgeführt.

Des Zusammenhangs wegen gedenken wir hier einiger durch die Hauscapelle hervorgerufenen poetischen Productionen, wenn gleich die Beendigung einiger derselben erst dem Anfange des folgenden Jahres angehören mag. Eine dieser Dichtungen ist die Cantate Rinaldo, die er Zelter'n erst im April 1812 „als eine kleine Arbeit des vorigen Jahres" schickte, mit der Bemerkung: „Die Cantate oder Scene, wenn Sie wollen, arbeitete ich für den Prinzen Friedrich von Gotha, der etwas dergleichen zu haben wünschte, um seine hübsche und gebildete Tenorstimme zu produciren. Capellmeister Winter in München hat das Werk sehr glücklich componirt,

mit viel Geist, Geschmack und Leichtigkeit, so daß des Prinzen Talent in seinem besten Lichte erscheint." Zelter antwortete: „Ihr Rinaldo wird keine der leichten Arbeiten sein, wenn herauskommen soll, was darin steckt. Die zauberhafte Leichtigkeit, Lieblichkeit, Glätte — da müßte man bei den Italienern in die Schule gehen, wer nicht zu alt dazu wäre. Doch wir wollen uns zu guter Stunde daran versuchen. Das Gedicht ist günstig genug für den Componisten, der weiß was zu thun ist, und sich vor der Gefahr hütet, des Guten zu viel zu thun. Alles ist leicht und frei angedeutet, die Worte sind nicht vorgreifend, und der Musikus hat es wirklich mit der Sache selber zu thun." Das war unserm Dichter recht aus der Seele geschrieben. „Was Sie mir Freundliches über Rinaldo sagen," erwiederte er, „ist mir nicht allein sehr angenehm, sondern es soll auch, hoffe ich, fruchtbar werden, indem Sie mich zum Bewußtsein erheben dessen, was ich aus Natur und Trieb besonders für Theatermusik gethan habe und thun möchte. Wenn Sie sagen: Alles ist frei und leicht angedeutet u. s. w., so geben Sie mir das größte Lob, das ich zu erlangen wünschte; denn ich halte dafür, der Dichter soll seine Umrisse auf ein weitläufig gewobenes Zeug aufreißen, damit der Musikus vollkommenen Raum habe, seine Stickerei mit großer Freiheit und mit starken oder feinen Fäden, wie es ihm gut dünkt, auszuführen. Der Operntext soll ein Carton sein, kein fertiges Bild." Nach diesen Grundsätzen ist nun auch unsere Cantate behandelt, und zwar mit Bewußtsein, und nicht etwa bloß aus Natur und Trieb, wie hier der Dichter glauben lassen möchte; denn schon in den Briefen aus Rom, aus der Zeit, wo er seine Claudine umarbeitete, hatte er dieselbe Ansicht mit völliger Bestimmtheit und fast mit denselben Worten ausgesprochen *).

Gleichfalls durch die Hauscapelle angeregt sind die drei ausländischen Volkslieder: Sicilianisch, Finnisch, Schweizerisch, die in folgender Stelle eines Briefes an Zelter (vom 18. November 1810) bereits angekündigt scheinen. „Der Schreiber dieses hat abermals einige Lieder und Späße ausgehoben, die Ihnen

*) Vergl. Thl. III, S. 116: „Das Zeug, worauf gestickt werden soll, muß weite Fäden haben u. s. w."

zur guten Stunde zukommen und zu eigener und fremder Freude anreizen mögen." Goethe's nächstem Briefe vom 28. Februar 1811 finden wir nun die eben bezeichneten Lieder, von Riemer abgeschrieben, beigelegt. Wir haben schon anderswo nachgewiesen, daß Goethe sich durch ein Volkslied oft nur in eine poetische Stimmung versetzen ließ, in welcher er dann mit freier Erfindung weiter dichtete. In solchen Fällen behielt er gern den Anfang des anregenden Vorbildes, gleichsam als das Thema der Variationen, bei. Ganz so scheint er bei dem Schweizerliede verfahren zu sein, worin er das Thema eines kleinen Schweizerischen Volksliedes weiter ausführt, welches sich unter der Ueberschrift „Wo bist du dann gesessen" in des Knaben Wunderhorn findet:

Auf'm Bergle bin ich gesessen,
Hab dem Vögele zug'schaut,
Ist ein Federle abe geflogen,
Hab'n Häusle draus baut.

Das Sicilianische Lied ist eine freie Uebertragung der beiden Anfangsstrophen eines zwölf Strophen umfassenden Gedichtes von Giovanni Meli aus Palermo (1740 — 1815), „L'occhi" betitelt. Das Original des Finnischen Liedes, das Goethe am 25. November 1810 an Knebel schickte, findet sich mit beigefügter, angeblich wörtlicher französischer Uebersetzung in dem Werke: Voyage pittoresque au Cap Nord par A. F. Skjöldebrand (Stockholm 1801), wbraus ich es in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten (III, 86 ff.) mitgetheilt habe. Bei der Vergleichung des Goethe'schen Gedichtes mit dem finnischen und französischen Vorbilde ergibt sich, was zuvörderst das Versmaß betrifft, daß unser Dichter das finnische Original zum Muster genommen, ohne jedoch den Reim nachzubilden, während die französische Uebertragung auf Metrum und Gleichklang verzichtete. Im Ganzen hat Goethe ziemlich getreu aus dem Französischen übersetzt, sich jedoch einige Zusammenziehungen, Einschiebsel und sonstige kleine Veränderungen, nicht immer zum Vortheil des Ganzen, erlaubt. Insbesondere scheint mir eine Art von Parallelismus, der unverkennbar im Original herrscht, in der Uebertragung nicht gebührend beachtet zu sein.

Schließlich gedenken wir noch einer nicht unwichtigen Verbin-

dung, die Goethe im Jahr 1810 bezüglich auf bildende Kunst anknüpfte. Noch vor der Badereise, im April, wurde ihm von Reinhard gemeldet: ein junger Mann aus Cöln, Sulpiz Boisserée, Miterbe eines sehr angesehenen dortigen Handlungshauses, durch eine in Paris gestiftete Bekanntschaft halb Mäcen, halb Jünger von Friedrich Schlegel geworden, Besitzer einer Sammlung altdeutscher Gemälde, die er vom Untergange gerettet, beabsichtige eine Beschreibung des Cölner Doms und seiner Alterthümer nebst der Geschichte des Baues herauszugeben, wozu die Zeichnungen von geschickter Künstlerhand bereits fertig lägen, wünsche aber zunächst Goethe's persönliche Bekanntschaft zu machen und ihm die Zeichnungen vorzulegen. Durch den Abschluß der Farbenlehre, die Vorbereitungen für die Theatersaison in Lauchstädt und Anderes bedrängt, zugleich auch durch die Sympathien des jungen Mannes mit Schlegel etwas gegen ihn eingenommen, lehnte Goethe für den Augenblick den Besuch ab, erbot sich aber das zu unternehmende Werk mit seinen Freunden sorgfältig zu prüfen. Als ihm demzufolge in der ersten Hälfte des Mai die Zeichnungen zugekommen waren, gab er darüber vertraulich an Reinhard ein Urtheil ab, das insofern für uns besonders interessant ist, als es Goethe's damalige Ansichten über mittelalterliche Architektur und über die ganze von den Romantikern angebahnte „Rücktendenz zum Mittelalter" offen darlegt. Er erklärt Boisserée's Bemühungen für höchst lobenswerth und bekennt, daß der Grundriß des Doms, wie er hier vorliege, zum Interessantesten gehöre, was ihm seit langer Zeit in architektonischer Hinsicht vorgekommen; er ist erstaunt über die Restauration oder vielmehr den auf dem Papier unternommenen Ausbau, welcher mit sehr viel Sorgfalt aus dem Vorhandenen, aus manchen Ueberlieferungen und dem sonst Bekannten dieser Kunstzeit und Bauart das Wahrscheinlichste so harmonisch, als man es wünschen könne, zusammengestellt habe. Aber er fügt hinzu: „Freilich gehört eine so leidenschaftliche Beschränkung dazu, um etwas der Art hervorzubringen. Ich habe mich früher auch für diese Dinge interessirt und ebenso eine Art von Abgötterei mit dem Straßburger Münster getrieben, dessen Façade ich auch jetzt noch, wie früher, für größer gedacht halte, als die des Doms zu Cöln. Am wunderbarsten kommt mir dabei der deutsche

Patriotismus vor, der diese offenbar saracenische Pflanze als auf seinem Grund und Boden entsprungen gern darstellen möchte. Doch bleibt im Ganzen die Epoche, in welcher sich dieser Geschmack der Baukunst von Süden nach Norden verbreitete, immer höchst merkwürdig. Mir kommt das ganze Wesen wie ein Raupen- und Puppenzustand vor, in welchem die ersten italienischen Künstler auch gesteckt, bis endlich Michel Angelo, indem er die Peterskirche concipirte, die Schale zerbrochen und als wundersamer Prachtvogel sich der Welt dargestellt hat. Ich verarge es indessen unsern jungen Leuten nicht, daß sie bei dieser mittlern Epoche verweilen; ich sehe sogar dieses Phänomen als nothwendig an, und enthalte mich aller pragmatischen Betrachtungen und welthistorischen Weissagungen." Näher spricht sich Goethe hierüber in einem anderweitigen Briefe vom 7. October 1810 aus: „Die Neigung der Jugend zu dem Mittelalter halte ich für einen Uebergang zu höhern Kunstregionen; daher verspreche ich mir viel Gutes davon. Jene Gegenstände fordern Innigkeit, Naivetät, Detail und Ausführung, wodurch denn alle und jede Kunst vorbereitet wird. Es braucht freilich noch einige Lustra, bis diese Epoche durchgearbeitet ist, und ich halte dafür, daß man ihre Entwickelung und Auflösung weder beschleunigen kann noch soll. Alle wahrhaft tüchtigen Individuen werden dieses Räthsel an sich selbst lösen." Solche Hoffnungen und Aussichten machten ihn nun im Durchschnitt gegen Fratzen des Augenblicks, die aus dieser Richtung hervorgingen, duldsam und gutmüthig. „Aber manchmal," schrieb er unter dem letzterwähnten Datum an Reinhard, „machen sie mir's doch zu toll. So muß ich mich z. B. wirklich zurückhalten gegen Achim von Arnim, der mir seine Gräfin Dolores zuschickte, und den ich recht lieb habe, nicht grob zu werden. Wenn ich einen verlornen Sohn hätte, so wollte ich lieber, er hätte sich bis zum Schweinkoben verirrt, als daß er in den Narrenwust dieser letzten Tage sich versinge; denn ich fürchte sehr, aus dieser Hölle ist keine Erlösung. Uebrigens gebe ich mir alle Mühe, auch diese Epoche historisch als schon vorübergegangen zu betrachten."

Sechstes Capitel.

Das Jahr 1811: Aufenthalt in Jena. Hackert's Biographie vollendet. Lectüre. Theater. Selbstbiographie. Boisserée zu Besuch. Zeichnungen von Cornelius. Aufenthalt in Karlsbad. Der erste Theil von Wahrheit und Dichtung vollendet. Prolog zur Eröffnung des Halle'schen Theaters. Bühnenbearbeitung von Romeo und Julie. Lefebvre. Jacobi's Schrift „Von den göttlichen Dingen." Das Gedicht „Groß ist die Diana der Epheser."

In früherer Zeit beobachtete Goethe die Regel, vor dem Jahresschlusse die dringendsten Briefschulden zu berichtigen; jetzt zogen sie sich jedesmal in's neue Jahr hinein, worüber sich Niemand wundern wird, der seine unglaublich ausgebreitete Correspondenz einigermaßen übersieht. Um damit etwas aufzuräumen, hielt er sich im Januar (vom 11. an) ein paar Wochen in Jena auf. Von hier aus berichtete er an Reinhard, daß an seiner Biographie Hackert's bereits gedruckt werde, die wenigstens den Vorzug habe, „ein thätiges, bedeutendes, glückliches und im Unglück sich wiederherstellendes Leben darzustellen." Da aber die Wintertage bei ihm mehr zur Reflexion als zur Production sich eigneten, so wurde Mancherlei gelesen, unter Anderm Brandes Betrachtungen über den Zeitgeist in Deutschland. „So viel Gutes dieses Büchlein hat," schrieb er an Reinhard, „und so nützlich man es verarbeiten könnte, so ist es doch äußerst widerborstig gedacht und geschrieben, so daß es einem auch nicht einmal in der Reflexion wohl wird, wo sich denn doch zuletzt alles Verdrießliche des Lebens und Daseins freundlich auflösen müßte. Hier, wie in so manchen andern Fällen, kommt einem die Empirie, die sich mit der Empirie herumschlägt, ganz lächerlich vor. Es ist immer, als sähe man indianische Götter, wo einer zehn Köpfe, der andere hundert Arme und der dritte tausend Füße hätte, und die boxten sich mit einander herum, flickten sich am Zeuge wo sie könnten, und keiner würde der andern Herr." Ueberall, wo Goethe in einem verwickelten Ganzen keinen leitenden Faden gewahrte, fühlte er sich unbehaglich und abgestoßen. Bei der

Erwähnung einer andern Lectüre, von Degerando's histoire comparative des systemes de philosophie, spricht er einen Gedanken aus, den er bis in seine spätesten Jahre festgehalten und sogar in dem Gedichte „Gedächtniß" als eine Cardinallehre niedergelegt hat. „Bei Lesung dieses Werks," schreibt er, „begriff ich auf's Neue, was der Verfasser auch sehr deutlich ausspricht, daß die verschiedenen Denkweisen in der Verschiedenheit der Menschen gegründet sind, und eben deßhalb eine durchgehende gleichförmige Ueberzeugung unmöglich ist." Wir werden hierauf später bei dem erwähnten Gedichte zurückkommen, und bemerken hier nur, daß sein Widerwille gegen Polemik großentheils auf dieser Ansicht beruhte.

Schon im Februar finden wir Goethe wieder in Weimar, wo die herkömmlichen Hoffeste dieser Jahreszeit und das Theater seine Anwesenheit nöthig machten. Bezüglich auf das Letztere, wobei Wolff ein sich immer steigerndes Talent entfaltete, nahm die Vorbereitung einer Aufführung des standhaften Prinzen viel Zeit und Kraft in Anspruch. „Genanntes Stück," berichtete er am 28. Februar an Zelter, „ist freilich auch über alle Erwartung gut ausgefallen, und es hat mir und Andern viel Vergnügen gemacht. Es will schon etwas heißen, ein beinahe zweihundert Jahre altes, für einen ganz andern Himmelsstrich, für ein Volk von ganz andern Sitten, Religion und Cultur geschriebenes Werk wieder so hervorzuzaubern, daß es wie frisch und neu einem Zuschauer entgegenkomme. Denn nirgends fühlt sich geschwinder das Veraltete und nicht unmittelbar Ansprechende, als auf der Bühne." Am 6. April wurde Alfieri's Saul, von Knebel übertragen, aufgeführt.

Die Beschäftigung mit Hackert's Leben hatte ihm einen neuen Anstoß gegeben, den Plan einer Selbstbiographie zur Ausführung zu bringen. „Durch jene Arbeit," berichtet er in den Annalen, „wurde ich nun abermals nach Süden gelockt; die Ereignisse, die ich in jener Zeit in Hackert's Gegenwart oder doch in seiner Nähe erfahren hatte, wurden in der Einbildungskraft lebendig; ich hatte Ursache mich zu fragen, warum ich dasjenige, was ich für einen Andern thue, nicht für mich selbst zu leisten unternehme? Ich

wandte mich daher noch vor der Vollendung jenes Bandes an meine eigene früheste Lebensgeschichte." Die neue Mühe, die er sich damit auferlegt hatte, war keine geringe, indem es welt- und literargeschichtliche Studien zu machen und Local und Personen in der Erinnerung aufzufrischen galt. Er gesteht aber, sich mit dem Gegenstande, wo er ging und stand, zu Hause wie auswärts, dergestalt beschäftigt zu haben, daß sein wirklicher Zustand den Charakter einer Nebensache annahm, obwohl er sogleich wieder, so oft es das Leben verlangte, mit ganzer Kraft und vollem Sinne sich gegenwärtig erwies.

In dem Vorworte des Werkes will Goethe uns glauben machen, daß das Unternehmen durch einen dort mitgetheilten Brief eines Freundes veranlaßt worden sei. Dieser Brief trägt aber in jedem Satze zu sehr das Goethe'sche Gepräge, um seinen Verfasser verkennen zu lassen. Er schließt mit den Worten: „der Schriftsteller soll bis in sein höchstes Alter den Vortheil nicht aufgeben, sich mit denen, die eine Neigung zu ihm gefaßt, auch in die Ferne zu unterhalten; und wenn es nicht einem Jeden verliehen sein möchte, in gewissen Jahren mit unerwarteten, mächtig wirksamen Erzeugnissen von Neuem aufzutreten, so sollte doch gerade zu der Zeit, wo die Erkenntniß vollständiger, das Bewußtsein deutlicher wird, das Geschäft sehr unterhaltend und neubelebend sein, jenes Hervorgebrachte wieder als Stoff zu behandeln und zu einem Letzten zu bearbeiten, welches denen abermals zur Bildung gereiche, die sich früher mit und an dem Künstler gebildet haben." Hierin liegt die Andeutung, daß in der Selbstbiographie sich der entschiedene Eintritt in's Greisenalter ankündigt. „Wenn Jemand sein Leben zu schreiben anfängt," bemerkt Rosenkranz, „so hat er den Hochpunkt seiner Wirksamkeit im Rücken ... Er erfand von hier ab nichts mehr, er setzte nur fort. Er war ein ganz normaler Mensch in der Reinheit, mit welcher sich bei ihm die Altersstufen folgten. Der Greis lebt nicht mehr in so schroffer Opposition mit der Welt, als der Jüngling, nicht in so energischem Kampf mit der Gegenwart, als der Mann. Er hat das Maß seiner Kräfte kennen gelernt. Er hat in den Thaten, die er vollbracht hat, ein relatives Genüge gefunden. In dem Gange der Welt aber erneuen sich

ihm stets der Form nach dieselben Prozesse. Er wird contemplativ, quietistisch, tolerant, diplomatisch, pädagogisch, redselig, erinnerungssüchtig."

Wie es sich mit der durch den Titel angedeuteten halb historischen, halb poetischen Behandlung verhält, würden wir jetzt, nach so manchen, aus den Quellen geschöpften Vorarbeiten über Goethe's Leben, vollständig beurtheilen können, wenn er auch nicht selbst wiederholt sich darüber ausgesprochen hätte. Sein Streben war durchaus auf eine wahrheitgetreue Darstellung gerichtet, aber er nannte das Buch Wahrheit und Dichtung, wie er selbst gegen Eckermann äußerte, weil es sich durch höhere Tendenzen aus der Region einer niedern Realität erhebe. Es seien lauter Resultate seines Lebens, und die einzelnen erzählten Facta dazu bestimmt, um eine höhere Wahrheit zu bestätigen. Ein einzelnes Factum unsers Lebens gelte nicht, insofern es wahr sei, sondern insofern es etwas zu bedeuten habe. Es leuchtet hieraus ein, wie Goethe, nach seiner nun schon längst feststehenden Ansicht vom Poetischen, worin das Bedeutsame, das Symbolische eine so wichtige Rolle spielt, nicht umhin konnte, dem Werke einen poetischen Charakter zu vindiciren, ohne damit die Glaubwürdigkeit des Erzählten discreditiren zu wollen. Zugleich war er sich wohl bewußt, daß, indem man die Rückerinnerung und also die Einbildungskraft in sich wirken lasse, man gewissermaßen das dichterische Vermögen ausübe; und so wählte er den Titel des Werkes auch aus Bescheidenheit, „innigst überzeugt," wie er in den Annalen bekennt, „daß der Mensch in der Gegenwart, ja vielmehr noch in der Erinnerung die Außenwelt nach seinen Eigenheiten bildend modele." Gilt die zuletzt gemachte Bemerkung von jedem Selbstbiographen, wie vielmehr mußte sie sich an ihm, dem Dichter, bewähren, der ein langes Leben hindurch sich geübt und gewöhnt hatte, den Gegenständen die poetische Seite abzugewinnen. Es erklärt sich daher vollständig, wie sich einzelne Partien seines Lebens, z. B. das Sesenheimer Liebesverhältniß, unter seiner Hand völlig zu dichterischen Gemälden gestalten mußten, ohne daß wir die Absicht einer Umgehung oder Verhüllung der Wahrheit unterstellen dürfen.

Goethe hat das in vier Theile zerfallende Werk nur bis zu

seinem Eintritt in die Weimarischen Verhältnisse fortgesetzt, und den letzten dieser Theile, nach langer Zwischenzeit, erst im Jahr 1831 beendigt. Daher der jedem Leser auffallende Unterschied zwischen diesem und den drei ersten Theilen in dem ganzen Ton der Darstellung. Eckermann sucht freilich diesen Unterschied aus der Verschiedenheit des Stoffes zu erklären. „Jene (drei frühern Theile) sind durchaus fortschreitend in einer gewissen gegebenen Richtung, so daß denn auch der Weg durch viele Jahre geht. Bei dem vierten dagegen scheint die Zeit kaum zu rücken, auch sieht man kein entschiedenes Bestreben der Hauptperson. Manches wird unternommen, aber nicht vollendet, Manches gewollt, aber anders geleitet, und so empfindet man überall eine heimlich einwirkende Gewalt, eine Art von Schicksal, das mannigfaltige Fäden zu einem Gemälde aufzieht, das erst künftige Jahre vollenden sollen." Allein eben so sehr möchte beim vierten Theile die verminderte Darstellungskraft des Verfassers in Rechnung zu bringen sein. Gerade dieses wiederholte Ansetzen, dieses stete Ausgehen von Reflexionen charakterisirt auch die übrigen spätesten Schriften Goethe's; und ohne Zweifel würde das Werk bei einer continuirlichen Entstehung eine weit größere Congruenz gewonnen haben. In den drei ersten Theilen hat er uns ein unübertreffliches Muster einer zugleich gediegenen und anmuthigen Biographie geliefert. Das Innere, wie das Aeußere der Ereignisse, das Individuelle, wie das Allgemeine, womit es in Zusammenhang steht, sind mit gleicher Meisterschaft dargelegt, Reflexion und Darstellung stehen im schönsten Gleichgewicht. Alle die Vorübung, die er durch die Bearbeitung der Autobiographie von Cellini, durch Hackert's Leben und seine übrigen erzählenden Werke gewonnen hatte, kam ihm hier zu gut und gibt sich in den schönsten Früchten kund.

Goethe war im April 1811 mit dem ersten Theile des Werkes eifrig beschäftigt gewesen, als er zu Anfange des folgenden Monats wegen der herannahenden Karlsbader Reise eine Pause eintreten ließ. „Von mir kann ich Ihnen nur so viel sagen," schrieb er am 2. Mai an Zelter, „daß ich mich an eine Arbeit gemacht habe, die auch Ihnen nächstkünftig Freude machen soll. Sie wird zwar gegenwärtig etwas unterbrochen, weil ich, um mich von Weimar loszu-

lösen, mancherlei kleine Geschäfte abzuthun habe." Außerdem kam in diesen Tagen eine neue, aber willkommene Störung durch den Besuch von Sulpiz Boisserée, wodurch der Grund zu einem für Goethe sehr erfreulichen Verhältnisse gelegt wurde, das bis zu seinem Lebensende ungetrübt fortgedauert hat. Durch ihn wurde sein Interesse für die mittelalterliche, namentlich die vaterländische Kunst überhaupt, und insbesondere für die gothische Baukunst neu belebt, und er verfolgte seitdem mit stets wachsender Theilnahme Alles, was in den Rheingegenden für Erhaltung, Wiederherstellung und Fortführung der jener Zeit angehörigen Kunstdenkmäler geschah, wodurch sich denn ein wohlthätiges Gegengewicht bildete gegen den Verkehr mit Meyer und die in Italien empfangenen Eindrücke der antiken Kunstdenkmäler. Aus Früherem ist uns bekannt, wie seine alte, vom Straßburger Münster her datirende Begeisterung für die deutsche Baukunst längst verschwunden war und sich in Rom in's Gegentheil verwandelt hatte; Reinhard hatte ihm überdies gemeldet, daß Boisserée einigermaßen von „Schlegelianismus tingirt" sei; es war daher kein Wunder, wenn er seinem Besuche mit einiger Apprehension entgegensah. Aber Boisserée's gewinnende Persönlichkeit und tüchtiges Streben hatten bald jede unangenehme Empfindung beseitigt. „Mit Herrn Sulpice," berichtete Goethe nachher an Reinhard, „habe ich mich sehr wohl vertragen. Mit tüchtigen Menschen fährt man immer besser gegenwärtig, als abwesend; denn sie kehren entfernt meistens die Seite hervor, die uns entgegensteht; in der Nähe jedoch findet sich bald, inwiefern man sich vereinigen kann. Ich habe ihn in allen Dingen, die ihn interessiren, sehr gut begründet gefunden, und ich glaube ihn, was die Geschichte der Architektur und Malerei betrifft, auf dem rechten Wege; und so wie man Niemanden, der für seine Stadt oder sein Vaterland wirken will, einen ausschließenden Patriotismus für diese verargen darf, so wenig konnte es mir zuwider sein, einen jungen thätigen Mann vor allen andern Dingen sich mit der vaterländischen Kunst beschäftigen zu sehen. Ich gestehe gern, daß in seinem Umgang jene für mich schon verblichene Seite der Vergangenheit sich wieder aufgefrischt, daß ich Manches durch ihn erfahren, und daß ich seine Behandlungsart gar wohl zu billigen Ursache habe.

Ueberhaupt hat er auch bei uns, sowohl bei Hofe, als in der Stadt, durch seine Persönlichkeit sehr guten Eindruck gemacht, sowie auch durch seine Zeichnungen. Daß er mir als ein natürlicher, gebildeter und einsichtsvoller Mensch sehr wohl gethan, brauche ich kaum zu sagen; aber das will ich noch hinzufügen, daß er als Katholik mir sehr wohl gefallen hat, ja ich hätte gewünscht, noch genauer einzusehen, wie gewisse Dinge bei ihm zusammenhängen. Haben Sie also Dank, daß Sie mir einen so hübschen Mann zugewiesen." Wir werden im Folgenden noch oft Gelegenheit haben, der Früchte des mit Boisserée geschlossenen „treuen Sinnes- und Herzensbundes" zu gedenken.

Boisserée hatte ein halb Dutzend Federzeichnungen von Cornelius mitgebracht, der sich damals in Frankfurt aufhielt, und mit dem Goethe schon früher durch die Weimarische Kunstausstellung in einige Verbindung gekommen war. In den Annalen heißt es, es seien Federzeichnungen nach den Nibelungen gewesen, „deren alterthümlich tapfern Sinn, mit unglaublicher technischer Fertigkeit ausgesprochen, man höchlich bewundern mußte." Dagegen schreibt Goethe an Reinhard am 8. Mai: „Es sind Scenen, nach meinem Faust gebildet. Nun hat sich dieser junge Mann ganz in die alte deutsche Art und Weise vertieft, die denn zu den Faustischen Zuständen ganz gut passen, und hat sehr geistreiche, gut gedachte, ja oft unübertrefflich glückliche Einfälle zu Tage gefördert; und es ist sehr wahrscheinlich, daß er es noch weit bringen wird, wenn er nur erst die Stufen gewahr werden kann, die noch über ihm liegen."

Gleichzeitig wurde durch anderweitige Anregungen Goethe's Interesse für antike Kunst lebendig erhalten. Durch Zelter's Vermittlung bekam er von David Friedländer in Berlin einen wohl erhaltenen Stier von Bronze zugesandt, den die Weimarischen Kunstkenner für theilweise antik erklärten. Goethe erwiderte das Geschenk durch eine Anzahl von Doubletten aus seiner schönen Medaillensammlung, meist in Bronze, von der Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit reichend. Er hatte sie hauptsächlich gesammelt, um den Gang der Kunst im Plastischen, deren Wiederschein die Medaillen zeigen, dem Freund und Kenner vor

Augen zu bringen. Auf ähnliche Weise versetzten ihn Mionettische Pasten altgriechischer Münzen in die Kunst des fernsten Alterthums zurück; und wir werden aus der Betrachtung derselben im nächsten Jahre einen bedeutenden kunstgeschichtlichen Aufsatz hervorgehen sehen.

Karlsbad, wohin Goethe den 13. Mai abreiste, hatte diesmal, wie er an Zelter schrieb, für ihn eine eigene Physiognomie. Da er seine Frau mitgenommen hatte, und für diese eine eigene Equipage hielt, kam er selbst mehr in's Weite und Freie, als in den letzten Jahren, und ergötzte sich wieder frisch an der Gegend, weil er sie mit Andern sah, die ein frisches Interesse dafür zeigten. Ueberdieß hatte ihn „die Lust des Haftens an der Natur, des Zeichnens und Nachbildens" verlassen, auch war er des Durchstöberns und Durchklopfens der allzu bekannten Felsen müde; und so übergab er sich in Gesellschaft lebenslustiger Freunde und Freundinnen einer tagverzehrenden Zerstreuung. Durch ein ergangenes Patent war der Werth des Papiergeldes sehr herabgesetzt, und dagegen der des Silbers außerordentlich gestiegen, was denen, die dieses Metall mitbrachten, noch immer sehr zum Vortheil gereichte, obgleich die Preise sich dem Namen nach verdoppelt und verdreifacht hatten; und hiedurch wurde denn der Leichtsinn der Curgäste besonders begünstigt. Indeß fand Goethe noch immer Zeit genug, unter Riemers Beistand unter fortwährendem Besprechen die Arbeit an der Selbstbiographie fortzusetzen. Auch hatte er zur Lectüre Plutarch's kleinere Schriften stets bei der Hand.

Der Aufenthalt in Karlsbad war ihm diesmal, ohne Zweifel der weniger angespannten Thätigkeit wegen, so gut bekommen, daß er auf eine Nachcur in Töplitz verzichtete, wenn er gleich die Aussicht hatte, dort mit Zelter zusammenzutreffen. Er verließ Karlsbad früher, als gewöhnlich, gegen Ende Juni's *), um seinen Weg sogleich nach Hause zu nehmen.

Ueberblicken wir die Gegenstände seiner literarischen Thätigkeit

*) Die Angabe in einer Note des Briefwechsels mit Reinhard (S. 105), daß Goethe am 25. Juni von Karlsbad nach Jena abgereist sei, verträgt sich nicht mit dem Datum (26. Juni) des von Karlsbad an Zelter geschriebenen Briefes.

in der zweiten Jahreshälfte, so haben wir vorzugsweise der Beendigung des ersten Theils von Wahrheit und Dichtung und zweier Arbeiten für das Theater zu gedenken. Jenes Bändchen konnte er im Oktober an seine Freunde versenden, und nicht lange nachher sprach ihm Reinhard seine Anerkennung in Worten aus, in die wir gerne einstimmen. „Niemals," heißt es in dessen Briefe vom 4. December, „hab' ich eine Schrift mit so viel Liebe und Ruhe mir angeeignet, wie diese; wollüstig schwamm mein Geist mit dem klaren, tiefen Strom der Rede fort und genoß der lieblichen Aussichten auf Vergangenheit und Zukunft. Mir, und das ist manchen Andern geschehen, spiegelte sich in ihm das Bild der eigenen Kindheit; und dann doch wieder wie verschieden von den Eigenthümlichkeiten des herrlichen Knaben, der Goethe ward!... Jene glückliche, lebendige Vielseitigkeit, womit Sie die Gegenstände um sich her, und die Gegenstände Sie berührten, ist eben darum für Sie so segensvoll geworden, weil Ihre freie Thätigkeit von Niemand geleitet wurde. Die Zeit außer den Unterrichtsstunden war Ihr Eigenthum; Lage und Umstände gestatteten Ihnen, Kenntnisse und Anschauungen dafür einzutauschen... Was soll ich von dem lieblichen Knabenmährchen sagen, so leicht und kindlich, froh und hüpfend, daß man schwören möchte, den Knaben selbst erzählen zu hören, und dann wieder so classisch vollendet, wie nur gereifte Kunst und Erfahrung es hervorbringen könnten? vom ächt-altfranzösischen Sonderling Graf Thorane, eben darum so merkwürdig, weil er als Sonderling so ächt-französisch ist? von der gewandten Schutzrede des dicken Factotum? In allen diesen ist so tiefe innere Wahrheit, Wahrheit und Dichtung sind so innig verschlungen, daß es die philistermäßigste Bemühung von der Welt wäre, Wahrheit und Dichtung sondern zu wollen."

Das Theater verlangte noch während des Sommers Goethe's Theilnahme. In Halle war ein neues Schauspielhaus erbaut worden, welches für die Sommersaison die sämmtlichen Vortheile der Lauchstädter Bühne gewährte. Zur Einweihung desselben (am 6. August) dichtete er den schönen Prolog:

Daß ich mit bunten Kränzen reichlich ausgeschmückt u. s. w.

Ungleich den einfachen, in schlichten, fünffüßigen Jamben verfaßten Pro- und Epilogen der frühern Zeit stattet er hier im würdevollen jambischen Trimeter den Bewohnern Halle's den Dank ab für die schon früher der Theatergesellschaft bewiesene Theilnahme, zählt dann die verschiedenen Arten dramatischer Poesie auf, wodurch die Gesellschaft ihr Publikum zu unterhalten und zu erfreuen gedenkt, wünscht den Bürgern Glück und Gedeihen aller ihrer Unternehmungen, deutet weiterhin auf die Salzwerke, verherrlicht poetisch den Werth des Salzes und hebt den Segen der neuen Mineralquelle hervor, worauf sich dann zum Schluß der Ton in's Heitere und Scherzhafte wendet, indem das Theater als eine Hülfsanstalt im Dienste der Badecur dargestellt wird.

Die Wintersaison des Weimar'schen Theaters versprach diesmal besonders lebhaft zu werden, da Iffland erwartet wurde, und auch ein abermaliger Besuch Brizzi's in Aussicht stand. Um nun eine bedeutende neue Production vorführen zu können, beschloß Goethe, durch den Erfolg des standhaften Prinzen ermuthigt, Shakespeare's Romeo und Julie für die Bühne zu bearbeiten. Wir müssen diese Arbeit, nicht ihres bedeutenden Werthes wegen (denn es haften ihr große Mängel an), sondern weil sie, wie kaum eine andere, uns einen Blick in das Innere seiner dramatischen Werkstätte thun läßt, einer mehr eingehenden Besprechung unterwerfen. Sie wollte außerhalb Weimar nirgendwo recht greifen, und war daher bald nicht blos von den Repertoirs verschwunden, sondern beinahe gänzlich vergessen. Man glaubte, das Manuscript sei verbrannt oder sonst verloren gegangen; aber auf E. Boas' Bitte ließ der Weimarische Theater-Intendant, Baron Spiegel von Pickelsheim, Nachsuchungen anstellen, und das Stück fand sich in dem Theater-Archive wieder. Boas übergab es in seinen Nachträgen zu Goethe's Werken (Leipzig 1841) dem Drucke, wofür wir ihm dankbar sein müssen, wäre es auch nur, weil nunmehr Goethe's Ansichten über Theatralisches und Untheatralisches, die er unter Anderm in dem Aufsatze „Shakespeare und kein Ende", flüchtig niedergelegt, in ein helleres Licht treten und sich an einer bestimmten Leistung auf die Probe nehmen lassen. Goethe versprach am Schlusse des genannten Aufsatzes, die Grundsätze, nach denen er bei der Redaction von

Romeo und Julie verfahren, ein andermal weiter zu entwickeln. Es wäre gewiß von großem Interesse gewesen, hierüber den Altmeister zu vernehmen, der ein ganzes langes Leben hindurch dem Drama und der Bühne Thätigkeit und Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Da es aber leider bei dem Versprechen geblieben ist, so ist es um so erfreulicher, an dem uns nun vorliegenden Stücke jene Grundsätze in praktischer Anwendung klar dargelegt zu finden.

Das Erste, was uns an Goethe's Bearbeitung auffällt, ist eine bedeutende Verkürzung und Zusammenziehung des Shakespeare'schen Stückes, wie er denn auch selbst in einem Briefe an Zelter diese Bearbeitung als einen „concentrirten Romeo" ankündigt. War es nun vielleicht die einzige Rücksicht auf die beschränkte Zeit einer gewöhnlichen Theatervorstellung, also ein mehr zufälliges Bedürfniß, was ihn zu dieser Concentrirung bewog? Gewiß nicht allein. Seit Goethe, von Shakespeare angeregt, im Götz die Fesseln des deutschen Drama's gesprengt und eine durchaus geniale, aber für die Bühne zu regellose Production geliefert hatte, war er stufenweise von jener freiern und kühnern Behandlungsweise des dramatischen Stoffes, welche alle theatralischen Forderungen als unberechtigt und nichtig verachtete, zurückgekommen. Er hatte sich nicht blos in seinen neuen Dramen der regelmäßigern, beschränkten Form des griechischen und französischen Drama's angenähert, sondern auch später, in Verbindung mit Schiller, ältere Productionen, eigene wie fremde, durch wiederholte Bearbeitungen bühnengerechter zu gestalten gesucht. Der dramatische Dichter, so hatte sich seine Ansicht gestellt, sei zunächst, so lange er die theatralischen Forderungen noch nicht berücksichtigte, Epitomator der Weltgeschichte, des Menschenlebens und der Natur, der, was in Natur- und Menschenwelt an Großem und Bedeutsamem zerstreut auseinanderliege, zu übersichtlichen Bildern zusammenziehe, und dabei zugleich das innerste Leben hervorkehre und so im höchsten Sinne zu einem Interpreten der Welt und des Menschenschicksals werde. Wenn er für diese Gemälde auch die Theaterform wähle, so arbeite er doch nicht sowohl für das leibliche Auge, als für die Einbildungskraft, welcher durch jene Form ihre Operation erleichtert werde. Um aber theatralischer Dichter zu sein, müsse man Epitomator des Epitomators werden. Durch

die Rücksichten nicht blos auf die Bühnenenge, sondern auch auf das Maß der geistigen und sinnlichen Kraft der Zuschauer, auf die Eigenthümlichkeit der Nation und der Zeit werde dem Bühnendichter eine Menge von Beschränkungen und Bedingungen auferlegt, an die sich der dramatische Dichter nicht gerne binde, und, wenn er auf die Bühnenwirksamkeit verzichte, nicht zu binden brauche. In Beziehung auf Shakespeare war es nun bei ihm eine feste Ansicht geworden, daß er zwar ein höchst genialer Epitomator der Natur und der Menschenwelt sei, aber sich nicht dazu habe bequemen können oder wollen, zu Gunsten der Bühne das Geschäft eines Epitomators in zweiter Potenz zu übernehmen. Die Richtigkeit dieser Ansicht bleibe hier dahin gestellt; wir wollten zunächst nur zeigen, wie Goethe's Bearbeitung von Romeo und Julie mit einer tief in den Entwicklungsgang, den er als dramatischer Dichter genommen, eingreifenden Ansicht zusammenhänge.

Verfolgen wir nun näher die Art und Weise, wie Goethe hier das Geschäft eines Epitomators in zweiter Potenz geübt hat, so finden wir zwei Hauptabkürzungen, am Anfange und am Schluß der Tragödie. Die letztere hat auf den ersten Blick etwas für sich. Goethe hat das Stück da, wo die Haupthandlung zu Ende ist, bei Juliens Tode, mit einem ganz kurzen Monologe Lorenzo's geschlossen. Zelter gab diesem Verfahren seinen Beifall. „Nach meinem Gefühle," schrieb er, „hatten Sie vollkommen Recht, das Stück zu schließen, wo es aus ist." Aber Andere urtheilten anders, und die Berliner „weitmäuligen" Kritiker, wie Zelter sie zürnend nennt, nahmen Goethe's Bearbeitung überhaupt sehr mit und tadelten besonders den neuen Schluß. Ob mit Unrecht, möge folgende Erwägung zeigen. Erstens fragt es sich, ob überhaupt der dramatische Dichter den Zuschauer da entlassen dürfe, wo das Mitleid und der Schrecken ihren Höhepunkt erreicht haben, oder ob er nicht erst die Leidenschaft bis auf einen gewissen Grad beschwichtigen und dadurch reinigen, ob er nicht das Gemüth erst von der drückendsten Last des Affects entledigen und zu freiern Regionen erheben solle. Daß ihm das Letztere obliege, möchte nicht leicht zu bezweifeln sein. Aber hat nicht Goethe vielleicht eben dies durch jenen Monolog Lorenzo's

geleistet? Als Julia sich erstochen hat, spricht der Mönch nach einer Pause:

Auch sie ist hin, damit bekräftigt werde,
Daß menschliches Beginnen eitel sei.
Des weisen Mannes Rath verstiebt zu Nichts,
Und Thorheit sieht sich vom Erfolg gekrönt u. s. w.

Ich möchte sehr bezweifeln, daß diese Reflexionen geeignet seien, das Gemüth von der Last des Mitleids und des Schreckens zu befreien und emporzurichten. Vielmehr scheinen die sechs ersten Verse des Monologs dem niederbeugenden Gedanken an einen blindwirkenden Zufall, der die besten Absichten, die weisesten Entwürfe, das schönste Glück des Menschen zertrümmert, das Wort zu reden. Auch verklingen diese paar kalten Verse zu wirkungslos an dem Ohr des Zuschauers, der noch ganz von den Schrecknissen, die sich vor ihm begeben haben, erfüllt ist. Wie ganz anders und wie viel energischer wirkt der Shakespeare'sche Schluß! In dem erschütternden Eindruck, den das Geschehene auf die Eltern der Liebenden, auf den Prinzen, den ganzen nahbetheiligten Kreis, den Shakespeare um die Leichen versammelt, ja auf das gesammte Volk macht, welches auf den Straßen „Romeo" und „Julie" und „Paris" ruft und im Aufruhr dem Grabmal zurennt, spiegelt sich noch einmal die ganze Größe des Unglücks ab; aber zugleich hören wir unter den grellen Schmerzenslauten die Töne hervorklingen, welche die Dissonanzen lösen. Wie durch einen Zauberschlag umgewandelt, reißt Capulet den alten, tiefgewurzelten Parteihaß aus seinem Herzen und reicht dem Todfeinde Montague die Hand, der in sie einschlägt. Dadurch ist der Zuschauer mit einem Mal über das einseitige Interesse für Romeo's und Julia's Schicksal emporgehoben; er sieht dieses Schicksal im Zusammenhang mit einem größern, wichtigern Ganzen, er erkennt in ihrem Untergange die Geburtsstätte des Glückes von ganz Verona, die Liebenden erscheinen ihm als geweihte Opfer, die dem Heil ihres Vaterlandes fielen, und er wird ihnen nun, wenn auch vielleicht reichlichere, doch sicher minder bittere Thränen zollen. Ja, wir dürfen sogar behaupten, daß, wenn das Stück mit Juliens Selbstmord abgebrochen wird, auch der Idee der Tragödie nicht ihr volles Recht widerfährt. Fassen wir nämlich als

die Grundidee der Dichtung die Macht der Liebe, wie sie sich im Conflict mit dem elterlichen Willen, im Conflict mit Parteihaß, im Conflict mit der größten Ungunst des Zufalls, unter allen Umständen, gegen alle Hindernisse siegreich bewährt: so leuchtet ein, daß der Shakespeare'sche Schluß einen sehr wesentlichen Theil des Stückes bildet, indem hier die Liebe ihre Macht auf's Glänzendste dadurch bekundet, daß sie noch über den Leichen des liebenden Paares das Unmöglichscheinende bewirkt: die urplötzliche Umwandlung eines verjährten Grimmes in den Herzen zweier Greise zur Bruderliebe.

Nicht ganz so ungünstig, obwohl auch nicht beifällig, wird sich das Urtheil über die Abkürzung am Anfange des Drama's stellen. Shakespeare eröffnet dasselbe mit der Darstellung eines Streits zwischen den beiden Parteien, deren alter Hader Verona's Ruhe stört; und die Dazwischenkunft des Prinzen gibt Veranlassung, den Zustand der Stadt zu schildern. So führt der Dichter zuerst den Hintergrund seines Gemäldes aus, der nun, nachdem er einmal dem Zuschauer so lebhaft vergegenwärtigt worden, im ganzen Verlauf des Stückes seiner Einbildungskraft vorschweben wird. Wir lernen gleich den zitternden, gefahrvollen Boden kennen, auf welchem das die Macht der Liebe verherrlichende Prachtgebäude aufgeführt werden soll, und werden so vornherein in eine tieftragische Stimmung versetzt. Goethe hat diese Scene gestrichen und die Tragödie mit dem Gesange eines Dieners aus Capulet's Hause begonnen:

Zündet die Lampen an,
Windet auch Kränze dran,
Hell sei das Haus u. s. w.

Abgesehen davon, daß dieses Lied ganz aus dem Tone der Shakespeare'schen Tragödie fällt und zumal sich nicht in dem Munde eines Shakespeare'schen Bedienten paßt: so ist der Hauptübelstand der, daß uns der Hintergrund des tragischen Bildes, das durch Parteihaß unterwühlte Verona nicht lebhaft vorgeführt wird. Die Collision, in welche die Liebe mit diesem Parteihasse kommt, ist ja einer der wichtigsten Conflicte der Dichtung; und so durfte auch neben dem Bilde der Liebe das Gegenbild des Hasses nicht fehlen.

Goethe hat dies nun auch keineswegs verkannt, und daher das Weggefallene durch spätere Einschiebsel zu ersetzen gesucht. Allein diese sind epischer Art und bilden nur einen schwachen Ersatz für das lebenvolle dramatische Gemälde im Anfange des Shakespeare'schen Stückes; sie machen lange nicht den tiefen und nachhaltigen Eindruck, wie das leiblich Angeschaute. Was hat nun wohl unsern Dichter bestimmt, jenes lebendige Bild in referirende Expositions-Scenen zu verwandeln? Er glaubte ohne Zweifel, es müsse die Aufmerksamkeit, die ganze sinnliche und geistige Kraft des Zuschauers zusammengehalten und nicht auf eine breite und reiche Welt äußerlicher Erscheinungen zersplittert werden, damit sie so ungetheilter sich dem Innerlichen, der Seele der Dichtung zuwenden könne. Für untheatralisch konnte er den Shakespeare'schen Anfang nach seiner eigenen Definition unmöglich halten; denn er erklärt „das für die Augen Symbolische" als das ächt Theatralische. Nun aber stellt ja eben jener einzelne Zusammenstoß der Parteien den gesammten Zustand Verona's symbolisch dar.

Einigen weitern Abkürzungen, die Goethe innerhalb des Stückes vorgenommen, wird man vielleicht weniger seine Zustimmung versagen. So scheint es ganz angemessen, daß in dem Gespräch zwischen der Gräfin Capulet, Julia und der Wärterin (bei Shakespeare I. 3, bei Goethe I. 5) die anstößigen Zweideutigkeiten der Letzten ganz weggeschnitten worden; ob ihr aber auch ihre komische Geschwätzigkeit, überhaupt die am meisten charakteristischen Züge genommen werden mußten, ist eine andere Frage. Goethe scheint mir gerade über diesen Charakter, wie über den des Mercutio, am befangensten in seinem Urtheil gewesen zu sein. Er meint, durch diese beiden komischen Figuren werde der tragische Gehalt der Dichtung beinahe ganz zerstört. „Betrachtet man," sagt er, „die Oekonomie des Stückes recht genau, so bemerkt man, daß diese beiden Figuren, und was an sie gränzt, nur als possenhafte Intermezzisten auftreten, die bei unserer folgerechten, Uebereinstimmung liebenden Denkart auf der Bühne unerträglich werden müssen." Dieses Urtheil zeigt hinlänglich, wie Goethe in seinen spätern Jahren sich in der Abneigung gegen die freiere Shakespeare'sche Form des Drama's einem Extrem näherte, wo er in Gefahr kam, den Werth der

unvergleichlichen Werke des großen Briten weit unter Gebühr anzuschlagen. Eine nothwendige Folge seiner Verkennung des großartig humoristischen Charakters in Mercutio war es, daß dessen Erzählung von der Frau Mab unserm Dichter als ein phantastischer Auswuchs erschien und daher seinem kritischen Messer fallen mußte. Außer diesen besteht die bedeutendste Abkürzung in der Weglassung der ganzen letzten Hälfte des Shakespeare'schen vierten Aufzuges (von Sc. 4 an). Hier war es ohne Zweifel wieder der grelle Contrast des Tragischen und Komischen, was dem Gefühl des deutschen Dichters widerstrebte; und in der That bildet auch der heftige Schmerz der Eltern Julia's und des Bräutigams Paris um die Todgeglaubte mit den Witzen des Bedienten und der Musikanten eine für unser Gefühl zu schneidende Disharmonie.

Indem Goethe aber so bedeutende Partien aus dem Meisterwerk des Briten ausschied, konnte es nicht fehlen, daß an manchen Stellen Lücken entstanden, die er durch eigene Production wieder auszufüllen suchen mußte. Hierbei hätte er nun, um seinem Geschäfte ganz gewachsen zu sein, noch die reiche und vielseitige Productivität, die frische Geistesbeweglichkeit seiner Jugendjahre besitzen müssen, wo er eine Person, der er eine Viertelstunde zugehört hatte, einen Tag lang in ihrer eigenthümlichsten Art und Weise konnte fortreden lassen. Allein, daß dieser reiche Born versiegt war, davon hatte Goethe schon vor Jahren, bei der Bühnenbearbeitung seines Götz, die deutlichsten Beweise gegeben. Er hatte, in jener Zeit schon, nicht einmal den Ton eines eigenen älteren Werkes wieder finden können, und die neugedichteten Bestandtheile mußten auch einem ungeübten Auge als heterogene Bestandtheile auffallen. Das Letztere findet hier nun in gesteigertem Maße statt. Gemahnen uns die oben erwähnten einleitenden Verse mit ihren gleitenden Reimen an Partien im zweiten Theil des Faust, so klingt in andern Stellen die gemessene, geziert feierliche Diction der natürlichen Tochter an, z. B. in der Scene, wo Paris bei Juliens Eltern um ihre Hand wirbt:

Zu solchem Feste ziemt ein festlich Wort.
Was sagt Ihr, edler Herr, zu meinem Werben?
Erlaubt, daß ich's hier feierlich erneue u. s. w.

Noch stärker wird man an die natürliche Tochter, und geradezu an bestimmte Stellen derselben erinnert in einer andern neugedichteten Scene (IV, 5) wo Paris Julien selbst den Heirathsantrag macht.

Wir unterlassen es, im Einzelnen die meist glücklich gewählten Mittel nachzuweisen, wodurch Goethe das Stück der Einheit des Ortes angenähert hat, um noch ein paar Worte über die veränderte Eintheilung desselben in Aufzüge zu sagen. Hier finden wir nun schon gleich am Schluß des ersten Aufzugs die, wie mich dünkt, beifallswürdige Aenderung, daß das unvergleichlich reizende Gespräch im Garten zwischen Romeo und Julie aus dem zweiten Aufzuge des Shakespeare'schen Stückes an das Ende des ersten verlegt ist. Dadurch scheint mir Goethe einen doppelten Vortheil erreicht zu haben. Einmal schließt der Act jetzt mit einer der schönsten Scenen des Stückes, die während der Zwischenpause nun im Innern des Zuschauers in lieblichen Tönen fortklingen kann. Dann treten dadurch auch die Hauptmassen der Dichtung reiner aus einander; der Herzensbund der Liebenden ist fest geschlossen, der Plan geheimer Vermählung durch Lorenzo ist verabredet. Der zweite Aufzug versetzt uns dann auf einen ganz andern Schauplatz zu Lorenzo in den Klostergarten, wo sich ein neuer Abschnitt der Dichtung auch symbolisch durch den Sonnenaufgang ankündigt. Goethe hat aus Shakespeare's drittem Act die ersten Scenen (den Streit Tybalt's mit Mercutio, den Tod des Letztern und den Fall Tybalt's durch Romeo's Hand, der des Prinzen Bannspruch gegen Romeo zur Folge hat) in seinen zweiten Act herübergenommen, so daß sich in diesem zwei contrastirende Gruppen gegenüberstehen: die durch Lorenzo geheim vollzogene kirchliche Verbindung, und das Ereigniß, welches den die Neuvermählten trennenden Spruch des Staatsoberhauptes hervorruft. Auf eine ähnliche Weise stehen sich in Goethe's drittem Act zwei Gruppen gegenüber: die erste Hälfte stellt die Wirkung der Kunde von Romeo's Verbannung auf Julia, die zweite den Eindruck dieser Nachricht auf Romeo dar. Hierbei ist wieder als ein glücklicher Umstand anzusehen, daß der in seinen ersten Versen die Tageszeit bezeichnende Monolog Julia's („Hinab du flammenhufiges Gespann" u. s. w.) gerade an den Anfang des Actes fällt.

Eben so glücklich war der Gedanke, den vierten Aufzug mit der Morgenscene, wo Romeo von Julia nach der Brautnacht Abschied nimmt, zu beginnen, so wie auch der Schluß des Actes durch einen der prägnantesten Momente bezeichnet ist, durch den Augenblick, wo Julie den von Lorenzo bereiteten Kräutergeist trinkt („Ich komme, Romeo, das trink' ich dir!").

Fassen wir das Ergebniß aus dem Gesagten kurz zusammen, so läßt sich nicht verkennen, daß unser Dichter Shakespeare's Werk durch seine Bearbeitung überschaulicher und faßlicher gestaltet, auch dasselbe dem Geschmack und der Empfindungsweise des deutschen Theaterpublikums näher gerückt, aber eben so wenig, daß die Idee des Stückes nach seiner Bearbeitung nicht mehr in ihrer vollen Reinheit und Kraft erscheint, so wie daß er aus mehreren Figuren bedeutende, charakteristische Züge weggelöscht und einzelne heterogene Elemente in die Dichtung gebracht hat.

Außer Romeo und Julie wurde auch Calderon's Leben ein Traum durch Einsiedel und Riemer für die nächste Folge vorbereitet, ferner Knebel's übersetzter Saul Alfieri's, die Tochter Jephta und Tasso wiederholt. Auch gedenkt Goethe in den Annalen einer Aufführung von Rousseau's Pygmalion, mit der Bemerkung, seine Darstellung (durch Wolff) habe vergessen gemacht, wie unzuläßlich und unerfreulich dieses Stück eigentlich sei. In den Briefen an Zelter spricht er sich hierüber näher aus: „Diese Production gehört allerdings zu den monstrosen und ist höchst merkwürdig als Symptom der Hauptkrankheit jener Zeit, wo Staat und Sitte, Kunst und Talent mit einem namenlosen Wesen, das man aber Natur nannte, in einen Brei gerührt werden sollte, ja gerührt und gequirlt ward. Diese Operation soll, hoff' ich, mein nächster Band (der Selbstbiographie) zur Anschauung bringen; denn ward ich nicht auch von dieser Epidemie ergriffen, und war sie nicht wohlthätig Schuld an der Entwickelung meines Wesens, die mir jetzt auf keine andere Weise denkbar ist?" — Die Oper gewann durch Brizzi's abermalige Anwesenheit einen erhöhten Glanz. Achill wurde wiederholt, und am 11. November auch eine zweite große Oper, Ginevra, Königin von Schottland, aufgeführt, wobei sich indeß wieder bewährte, daß die Mängel eines verfehlten Textes durch allen

Aufwand von musikalischer und darstellender Kunst nicht zu ersetzen sind.

Um schließlich noch von Personen, die im Laufe des Jahres 1811 bei Goethe zusprachen, und von Büchern, die auf ihn bedeutend einwirkten, ein Paar zu erwähnen, heben wir den Besuch des französischen Legationssecretärs Lefebvre von Cassel und Jacobi's Werk „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung" hervor.

Lefebvre (nicht Lefevre, wie er in den Annalen genannt wird), von Reinhard, bei dem er bisher als Legationssecretair fungirt hatte, an Goethe empfohlen, besuchte diesen im August. In einem Briefe an Reinhard entwirft er ein Bild unsers Dichters, das wir als Darstellung eines Augenzeugen von Goethe's damaliger Erscheinungsweise der Mittheilung werth erachten. An die Erzählung seiner Unterredung mit Wieland anknüpfend, fährt er fort: »M. Goethe me parait être un homme jeté dans un moule tout différent. Sa maison seule, qui est fort belle, ses escaliers ornés de statues d'un goût parfait, la beauté de ses tableaux, la profusion des dessins qu'on trouve jusque dans ses antichambres, et les raretés de toutes espèces et de tous les siècles qu'on rencontre à chaque pas, auraient suffi pour m'apprendre que j'entrais chez le Prince de la littérature allemande. M. Goethe me reçut avec beaucoup de bonté et de politesse; je n'ai pas non plus trouvé qu'il ressemblât au portrait que vous avez chez vous*): le peintre lui a fait le front trop levé, ce qui met ses yeux et son air dans un état d'exaltation qu'il n'a pas; enfin il est mieux que son portrait. Ma conversation avec M. Wieland n'avait eu que lui pour objet, elle n'était jamais sortie de ce cercle, sans cesse elle y avait été ramenée par lui, par moi, par une conséquence des faiblesses de son age. Avec M. Goethe elle prit sur le champ un vol plus élevé; il embrassa toute la littérature allemande, passée et présente, il y marcha à pas de géant, peignant tout à grands traits,

*) Es war eine Copie des von Kügelgen gemalten Portraits.

d'une manière rapide, mais avec une touche si vigoureuse et des couleurs si vives, que je ne pouvais assez m'étonner; il parla de ses ouvrages peu et avec modestie, beaucoup des chefs d'oeuvre en tout genre de la France, des grands hommes qui l'avaient honorée, du bonheur de sa langue, des beaux génies qui l'avaient maniée, des littérateurs présents, de leur caractère et de celui de leurs productions; enfin, j'étais un Français qui était allé pour rendre hommage au plus beau génie de l'Allemagne, et je m'aperçus bientôt que M. Goethe me faisait en Allemagne les honneurs de la France. Il est impossible d'allier plus d'esprit, plus de modestie et de cette urbanité qui jette sur la science un vernis si aimable. Je lui disais, en parlant de notre littérature, que nous nous étions enfermés dans des bornes étroites, dont nous ne voulions pas sortir, que nous restions obstinément dans les mêmes routes, ce que ne faisaient point les autres peuples. Il me répondit, avec une politesse infinie, qu'il ne trouvait pas que les Français eussent de la répugnance à sortir de leurs routes, mais seulement qu'ils étaient plus judicieux que leurs voisins, lorsqu'il était question de s'en ouvrir de nouvelles. Son oeil est plein de feu, mais d'un feu doux, sa conversation riche et abondante, son expression toujours pittoresque, et sa pensée rarement ordinaire.« — Goethe erklärte sich mit dieser durch Reinhard ihm mitgetheilten Relation seines Gesprächs, die, beiläufig bemerkt, ein günstiges Licht auf seine Handhabung der französischen Sprache wirft, bis auf ein einziges Wort einverstanden: er wollte circonspect statt judicieux gelesen haben.

Die Schrift Jacobi's „von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung" bekam Goethe zu Anfange Decembers von dem Freunde zugesandt. Dieser trat hier der Schelling'schen Naturphilosophie, ohne jedoch den Namen ihres Urhebers zu nennen, auf's Entschiedenste entgegen, und griff damit auch unsern Dichter in seinen tiefsten Ueberzeugungen an. „Die Natur verbirgt Gott," so heißt es in der Schrift, „weil sie überall nur Schicksal, eine unbe-

rechenbare Kette von lauter wirkenden Ursachen ohne Anfang und Ende offenbart, ausschließend mit gleicher Nothwendigkeit Beides: Vorsehung und Ungefähr. Ein unabhängiges Wirken, ein freies Beginnen ist das in ihr und aus ihr Unmögliche. Willenlos wirket sie, und rathschlaget nicht, weder mit dem Guten, noch mit dem Schönen; auch schaffet sie nicht, sondern verwandelt absichtlos und bewußtlos aus ihrem finstern Abgrund ewig nur sich selbstfördernd mit derselben rastlosen Emsigkeit das Untergehen, wie das Aufgehen, den Tod, wie das Leben — nie erzeugend, was allein aus Gott ist und Freiheit voraussetzt, die Tugend, das Unsterbliche. Der Mensch offenbart Gott, indem er mit dem Geiste sich über die Natur erhebt u. s. w." Es läßt sich denken, wie sehr sich Goethe durch solche Lehren verletzt fühlen mußte; und sprach er sich gleich zunächst in einem Briefe an Jacobi's Freund Schlichtegroll mit milder Schonung aus, so ließ er dafür später, besonders nachdem Schelling die Jacobi'sche Schrift einer vernichtenden Kritik unterworfen hatte, seinem Unwillen in Briefen an vertraute Freunde desto freiern Lauf. So schrieb er an Knebel am 8. April 1812: „Wem es nicht zu Kopf will, daß Geist und Materie, Seele und Körper, Gedanken und Ausdehnung, oder wie ein neuerer Franzos (Degerando) sich genialisch ausdrückt, Wille und Bewegung die nothwendigen Doppelingredienzien des Universums waren, sind und sein werden, und deßwegen beide zusammen wohl als Stellvertreter Gottes angesehen werden können — wer zu dieser Vorstellung sich nicht erheben kann, der hätte das Denken längst aufgeben und auf gemeinen Weltklatsch seine Tage verwenden sollen. Wer ferner nicht dahin gekommen ist, einzusehen, daß wir Menschen einseitig verfahren und verfahren müssen, daß aber unser einseitiges Verfahren bloß dahin gerichtet sein soll, von unserer Seite her in die andere einzudringen, und selbst bei unsern Antipoden wieder aufrecht auf unsere Füße gestellt zu Tage zu kommen, der sollte einen so hohen Ton nicht anstimmen. Aber dieser ist leider die Folge von jener Beschränktheit. Und was das gute Herz, den trefflichen Charakter betrifft, so sage ich nur so viel: Wir handeln eigentlich nur gut, in sofern wir mit uns selbst bekannt sind. Dunkelheit über uns selbst läßt uns nicht leicht zu, das Gute recht zu thun; und so ist es denn

eben so viel, als wenn das Gute nicht gut wäre. Der Dünkel aber führt uns gewiß zum Bösen, ja, wenn er unbedingt ist, zum Schlechten, ohne daß man gerade sagen könnte, daß der Mensch, der schlecht handelt, schlecht sei. Ich mag die mysteria iniquitatis nicht aufdecken, wie eben dieser Freund, unter fortdauernden Protestationen von Liebe und Neigung, meine redlichsten Bemühungen ignorirt, retardirt, ihre Wirkung abgestumpft, ja vereitelt hat."

Goethe erzählt in den Annalen, er habe seinem schmerzlichen Verdrusse nicht nachgehangen, vielmehr sich zu seinem alten Asyl gerettet und in Spinoza's Ethik auf mehrere Wochen seine tägliche Unterhaltung gefunden. Nach dem erwähnten Briefe an Knebel zu urtheilen, war es wohl vorzüglich Schelling's Schrift, was ihm zur Beruhigung gereichte. „Uebrigens soll ihm (Jacobi) Dank werden," so lautete eine Stelle des Briefes, „daß er Schellingen aus seiner Burg hervorgenöthigt hat. Für mich ist sein Werk von der größten Bedeutung, weil sich Schelling noch nie so deutlich ausgesprochen hat, und mir gerade jetzt in meinem augenblicklichen Sinnen und Treiben (er dachte wohl an seine Selbstbiographie) daran gelegen ist, den statum controversiae zwischen den Natur- und Freiheitsmännern recht deutlich einzusehen, um nach Maßgabe dieser Einsicht meine Thätigkeit in verschiedenen Fächern festzusetzen." Auch griff er wieder zu dem Mittel, wodurch er schon so oft sich einer Herzensbürde entledigt hatte, und schrieb das Gedicht „Groß ist die Diana der Epheser", das er jedoch vorläufig dem alten Freunde secretirte. Es ist vielleicht schon Ende 1811, oder im ersten Drittel des Jahres 1812 entstanden; wenigstens ist auf den zum Grunde liegenden Gedanken schon in einem Briefe an Jacobi vom 10. Mai 1812 hingedeutet. „Ich würde die alte Reinheit und Aufrichtigkeit verletzen," heißt es darin, „wenn ich Dir verschwiege, daß mich das Büchlein ziemlich indisponirt hat. Ich bin nun einmal einer der Ephesischen Goldschmiede, der sein ganzes Leben im Anschauen und Anstaunen und Verehrung des wunderwürdigen Tempels der Göttin und in Nachbildung ihrer geheimnißvollen Gestalten zugebracht hat, und dem es unmöglich eine angenehme Empfindung erregen kann, wenn irgend ein Apostel seinen Mitbürgern einen andern und dazu formlosen Gott aufdrängen

will. Hätte ich daher irgend eine ähnliche Schrift zum Preis der großen Artemis herauszugeben (was jedoch meine Sache nicht ist, weil ich zu denen gehöre, die selbst gern ruhig sein mögen und auch das Volk nicht aufregen wollen), so hätte auf der Rückseite des Titelblattes stehen müssen: Man lernt nichts kennen, als was man liebt; und je tiefer und vollständiger die Kenntniß werden soll, desto stärker, kräftiger und lebendiger muß Liebe, ja Leidenschaft sein."

Als Jacobi später das Gedicht zu Gesichte bekam, ward er von der heftigsten Mißstimmung gegen Goethe ergriffen, und dieses Gefühl wurde auch nicht einmal durch den dritten Band von Wahrheit und Dichtung beschwichtigt, worin die erste Zeit ihres Freundschaftsbundes auf die liebevollste Weise geschildert wird; vielmehr kränkte ihn hier auf's Neue die Stelle: „Und so schieden wir endlich in der seligen Empfindung ewiger Vereinigung, ganz ohne Vorgefühl, daß unser Streben eine entgegengesetzte Richtung nehmen werde, wie es sich im Laufe des Lebens nur allzusehr offenbarte." Nachdem einmal beiderseits die völlige Differenz ihrer Naturen zu klarem Bewußtsein gekommen war, konnte sich das alte trauliche Verhältniß unmöglich wieder ganz herstellen.

Siebentes Capitel.

Die Jahre 1812 und 1813. Goethe's Stellung zu den politischen Bewegungen. Beschäftigungen im ersten Jahresdrittel 1812. Theater. Der Tänzerin Grab. Myron's Kuh. Autographensammlung. Abreise nach Karlsbad. Zweiter Theil der Selbstbiographie. Krankheit. Gedichte im Namen der Karlsbader Bürgerschaft. Aufenthalt in Töplitz. Das Lustspiel „die Wette". Sonett an Bondi. Bekanntschaft mit Beethoven. Heimkehr. Näherer Anschluß an Zelter. Wieland's Tod. Gespräche mit Falk über Unsterblichkeit der Seele und das Dasein Gottes. Beschäftigungen und Arbeiten von der Mitte September 1812 bis Mitte April 1813. Theater. Iffland zu Besuch. Die Cantate „Idylle". Rede zum Andenken Wieland's. Beendigung des zweiten Theils von Wahrheit und Dichtung. Kunststudien. Abreise nach Böhmen. Der dritte Theil von Wahrheit und Dichtung. Ausflug nach Zinnwalde. Außig und Bilin. Gedichte. Die projectirte Oper „der Löwenstuhl". Rückkehr nach Weimar. Kriegsereignisse. Studium des chinesischen Reiches. Epilog zum Essex. Drei Aufsätze. Gespräch mit Luden.

Unsere Erzählung von Goethe's Leben ist bis zu einer Zeit vorgerückt, wo ein neuer Geist die Gauen des Vaterlandes zu durchwehen begann. Unter dem schweren Drucke der Fremdherrschaft hatte sich allmählig das Nationalgefühl gekräftigt und harrte der ersten günstigen Gelegenheit, um in hellen Flammen der Begeisterung hervorzubrechen. Wer unsers Dichters bisheriges Geistesleben aufmerksam verfolgt hat, und dabei sein jetziges Alter in Betracht zieht, wird nicht zweifelhaft sein, wie dieser sich zu der neuen Zeitströmung verhalten mußte. Er war, wie er sich selbst nannte, „ein Kind des Friedens," ein Freund ruhiger, stetiger, gesetzmäßiger Entwickelung, ein Gegner tumultuarischer Vorgänge, nicht minder im Staats- und Völkerleben, als bei der Aufstellung geologischer Hypothesen, ein liebevoller Pfleger von Kunst und Wissenschaft, deren zarte Blüthen am Gluthhauch kriegerischer Stürme verdorren; er hatte von seiner Mutter ein weiches Gemüth, das vor Schreckensscenen zurückbebte, von seinem Vater einen entschiedenen Widerwillen gegen Unordnung und Verwirrung geerbt; er bewunderte

Napoleon, dem er wenigstens das Verdienst zuerkennen mußte, die Hyder der Revolution gebändigt zu haben, er verehrte und liebte dessen Bruder Ludwig; er hatte ein Grauen vor leidenschaftlichen Bewegungen der großen Masse, die, einmal aufgeregt, in ihren Wirkungen und Folgen unberechenbar sind. Dazu kam das herannahende Greisenalter. Er stand in seinem dreiundsechszigsten Jahre und hatte noch ein unermeßliches Feld friedlicher Thätigkeit vor sich. Mit jedem Jahre hatte sich der Kreis seiner geistigen Interessen erweitert; wie beklommen mußte er sich fühlen, durch neue furchtbare Stürme seine Thätigkeit bedroht zu sehen! Seine Beschäftigungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaft, wo die nationalen Schranken verschwinden, seine sich immer mehr entwickelnde Idee einer Weltliteratur bildeten den kosmopolitischen Grundzug seines Wesens immer weiter aus; er erhob sich in dem Maße, wie er sich dem Ziele seines irdischen Daseins näherte, in immer freiere Höhen der Betrachtung, wo für den Nationalhaß keine Stätte ist, gleich als hätte sich sein Geist zu einer erweiterten Wirksamkeit auf einem höhern Sterne vorbereitet. Wie könnte es uns wundern, wenn er nicht in dem kühnen Befreiungskampf des deutschen Volkes als ein deutscher Tyrtäus geglänzt hat? Hätte er doch auch als Dichter, der immer nur aus unmittelbarer Anschauung und wahrer innerer Gemüthserregung sang, seinem Charakter ganz untreu werden müssen. „Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen!" sagte er später einmal zu Eckermann, „das wäre meine Art gewesen! Aus dem Bivouac heraus, wo man Nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört, da hätte ich es mir gefallen lassen! Aber das war nicht mein Leben und nicht meine Sache, sondern die von Theodor Körner; ihn kleiden seine Kriegslieder auch ganz vollkommen; bei mir aber, der ich keine kriegerische Natur bin und keinen kriegerischen Sinn habe, würden Kriegslieder eine Maske gewesen sein, die mir sehr schlecht zu Gesichte gestanden hätte. — Und, unter uns, ich haßte die Franzosen nicht, wiewohl ich Gott dankte, als wir sie los waren. Wie hätte auch ich, dem nur Cultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen können, die zu den cultivirtesten der Erde gehört und der ich einen so großen Theil meiner eigenen Bildung verdankte!"

Und dennoch fehlte es Goethe'n, wie sich auch weiterhin in mannigfachen Andeutungen kund geben wird, nicht an tiefem Gefühl für die Ehre und das Glück des deutschen Vaterlandes. Aeußerte sich dieses Gefühl damals nicht in der Theilnahme an dem allgemein erwachenden Enthusiasmus, so lag die Ursache zum Theil auch in seinem größern politischen Scharf- und Fernblick. Er wußte sehr wohl, daß mit der Befreiung von Napoleonischer Herrschaft noch nicht die Bedingungen der Freiheit und Größe unseres Vaterlandes erkämpft seien; er wußte, daß die Abschüttelung des französischen Joches uns noch keine würdige Stellung unter den Völkern Europa's verbürge, und blickte mit um so größerer Besorgniß auf den drohenden Osten hin, als von dorther mit der Herrschaft auch die Barbarei über uns kommen würde. „Er sieht nur," schrieb Varnhagen von Ense nach einem Besuche von Goethe im November 1817, „früh und schnell die Dinge, wie die Meisten erst spät sie sehen; er hat Vieles schon durchgearbeitet und beseitigt, womit wir uns noch plagen; und wir verlangen, er soll unsere Kindereien mitmachen, weil wir sie noch als Ernst nehmen." So werden wir denn in den nächsten Jahren, wo Europa von Waffenlärm erdröhnte, und flammende Begeisterung Jung und Alt in den Kampf trieb, unsern Dichter sich ruhig in dem Kreislauf seiner gewohnten Thätigkeit bewegen sehen, in seinem „Zodiacus", wie er zu sagen pflegte, dessen Hauptgruppen das Theater, die Naturwissenschaft, Kunstforschung, poetische Arbeiten, amtliche Geschäfte, eine sich immer weiter ausdehnende Lectüre und persönlicher oder brieflicher Verkehr mit bedeutenden Männern bildeten.

In den vier ersten Monaten des Jahres 1812, bis zur Abreise nach Karlsbad, scheinen ihn vorzugsweise das Theater, Kunstbetrachtungen und der zweite Theil der Selbstbiographie beschäftigt zu haben. Seine kleine musikalische Anstalt war, wie schon erwähnt ist, unterbrochen, weshalb auch der Briefwechsel mit Zelter eine Zeit lang stockte. Der „concentrirte Romeo" wurde am 30. Januar, als dem Geburtstage der Herzogin, zum ersten Mal gegeben und später wiederholt. Die Vorbereitung des von Riemer und Einsiedel bearbeiteten Calderon'schen Stückes „Das Leben ein Traum" machte gleichfalls viel zu schaffen. „Unsere Schauspieler," berichtete er

darüber an Zelter am 8. April, „haben es bei der Aufführung, und ich mit den technischen Theatergeistern beim Arrangement an Fleiß und Aufmerksamkeit nicht fehlen lassen, wodurch denn ein gutes und dauerhaftes Stück gewonnen worden." Weniger Mühe bereiteten die Körner'schen Stücke Tony, Zriny und Rosamunde, die als Nachklänge von Schiller's dramatischer Poesie von den Schauspielern leicht aufgefaßt und vom Publikum willig aufgenommen wurden. Zu höhern Zwecken wurden Calderon's große Zenobia und der wunderthätige Magus in der Uebersetzung von Gries studirt. Wolff und Riemer machten auch den Versuch, den Egmont, mit Wiederherstellung der Herzogin von Parma, neu zu redigiren, wozu Goethe um so williger seine Zustimmung gab, als die Bühnenredaction von Schiller, der die Rolle der Regentin ganz hatte ausfallen lassen, ihm schon damals etwas grausam erschienen war*). Ja, jene beiden Freunde entwarfen sogar den Plan, den Faust zur Aufführung zu bringen; und so wurde der Dichter veranlaßt, sich mit dem Stücke nochmals zu beschäftigen, Zwischenscenen zu bedenken, und selbst Decorationen und sonst Erforderliches zu entwerfen. Der Gedanke datirte sich schon aus dem Jahre 1810 her, wo Goethe (am 18. November) an Zelter schrieb: „Schließlich melde, daß uns ein seltsames Unternehmen bevorsteht, nämlich den Faust aufzuführen, wie er ist, insofern es nur einigermaßen möglich ist. Möchten Sie uns wohl mit einiger Musik beistehen?" Die Ausführung wurde damals verschoben und gerieth auch jetzt in's Stocken, ja selbst noch im Jahre 1814, wo der Besuch des Fürsten Radziwill und die Production seiner genialischen Composition zum Faust einen neuen Anstoß gab, gelangte man nicht zum Ziele.

Am zweiten Theile der Selbstbiographie ward im ersten Jahresdrittel mehr „durch Denken und Erinnern gearbeitet", wie es in einem Briefe an Zelter vom 8. April heißt, als daß viel zu Papier gebracht worden wäre. „Dieser Band," fügte Goethe hinzu, „ist seinem Inhalte nach nicht der günstigste; man muß erst durch ein Thal durch, ehe man wieder eine günstige und fröhliche Höhe erreicht; unterdessen wollen wir doch sehen, wie wir es mit unsern Freunden

*) Vgl. Thl. III, 287.

vergnüglich und erbaulich durchwandern." Er deutet damit wohl auf den Anfang des sechsten Buches hin, der die Auflösung des Verhältnisses zu Gretchen erzählt; oder ist die Zeit zwischen dem Aufenthalt zu Leipzig und Straßburg gemeint? Um sich seinen Lebensgang „synchronistisch in dem Gange der Umgebung zu denken", las er, wie er an Knebel den 25. März berichtete, mancherlei alte und neue Schriften. In den letzten Tagen hatte er mit lebhaftem Interesse die Briefe der Madame du Defant und die Memoiren von St. Simon gelesen und sich nun auch an Chateaubriand's Génie du Christianisme gemacht. „Das Verhältniß zu diesen Werken," fügte er hinzu, „ist mir lebhafter und natürlicher geworden durch interessante Unterredungen mit dem Baron de St. Aignan*) und dem General Sebastiani. Es ist ganz was Anderes, wenn man solche Werke aus dem Gesichtspunkte vorzüglicher Männer von derselben Nation betrachtet, als wenn man sie nach seinem eigenen Maßstabe mit noch so vieler Billigkeit mißt."

Aus den Kunstbetrachtungen, die er mit seinem Freunde Meyer eifrig fortsetzte, gingen zwei interessante Aufsätze hervor: „Der Tänzerin Grab" und „Myron's Kuh", deren letzterer jedoch erst im Spätherbst (den 20. November) abgeschlossen wurde. Der erstere wurde durch ein Programm von Sickler über ein neuentdecktes griechisches Grabmal bei Cumä**) veranlaßt. Er schrieb darüber an Meyer am 29. April: „Sollten Sie das Programm noch nicht gesehen haben, so gibt Beiliegendes davon eine vorläufige Nachricht. Der Fund ist merkwürdig; aber mit was für einer antiquarischen Wortmenge deckt ihn der Herausgeber gleich wieder zu und verscharrt ihn vor dem Sinn, während er ihn den Augen darlegt! Ich weiß nicht, ob ich wohl gethan habe, aber ich könnte mich nicht enthalten, eine natürliche Ansicht dieser schönen Kunstwerke zu eröffnen, und Beikommendes***) ist ein Auszug aus einem

*) Seit dem 9. Februar bevollmächtigter Minister an den herzogl. sächsischen Höfen; vergl. Goethe's Briefwechsel mit Reinhard, S. 125, 127.

**) S. Vulpius Curiositäten Bd. II, Stück I, wo es beschrieben und abgebildet ist.

***) „Der Tänzerin Grab," s. Goethe's Werke, B. 31, S. 390 ff.

Brief an Sickler. Leider tritt dieser sonst so brave Mann ganz in die Fußtapfen Böttiger's, wozu denn noch die moderne combinatorische Mystik sich gesellt, wodurch jede Art von Anschauung zu Grunde gerichtet wird." Im Gegensatz nun gegen Sickler's gelehrt-mystische Behandlung des Gegenstandes deutet er in durchaus klarer und präciser Darstellung das entdeckte Grab als das einer vortrefflichen Tänzerin, welche zum Verdruß ihrer Freunde und Bewunderer zu früh abgeschieden. Die drei Bilder des Grabes sieht er cyklisch, als eine Trilogie, an. Im ersten erscheint das Mädchen, die Gäste eines begüterten Mannes zum Hochgenuß des Lebens entzückend; im zweiten, wie sie im Tartarus, in der Region der Verwesung und Halbvernichtung, kümmerlich ihre Künste fortsetzt; im dritten, wie sie, dem Scheine nach wiederhergestellt, zur ewigen Schattenseligkeit gelangt ist.

Der Aufsatz „Myron's Kuh" *) entsprang aus dem allgemeinern Gedanken, aus vorliegenden alten Münzen die Vorstellung verlorner Kunstwerke zu ergänzen. Myron's berühmte Kuh von Erz, die noch Procopius im siebenten Jahrhundert zu Rom sah, wird in einer Menge uns erhaltener Epigramme gepriesen. Von diesen ausgehend, sucht Goethe zu zeigen, daß es eine säugende Kuh gewesen sein müsse, und glaubt sie in einer aus dem Alterthum überlieferten Abbildung zu erkennen, die auf den Münzen von Dyrrhachium, in der Hauptsache immer übereinstimmend, sich oft genug wiederholt. Er erörtert die treffliche Composition und legt einen besondern Nachdruck darauf, daß auch hier sich das Bestreben der Griechen kund gebe, das Menschliche des Thieres hervorzuheben und nicht etwa bloß eine bis zur Verwechslung mit der Natur gesteigerte Natürlichkeit zu erzielen. Schließlich faßt er seine Ansicht gedrängt in folgendes Epigramm zusammen:

Daß du die Herrlichste bist, Admetos Heerden ein Schmuck wärst,
Selber des Sonnengotts Rindern Entsprungene scheinst,
Alles reißet zum Staunen mich hin, zum Preise des Künstlers —
Doch daß du mütterlich auch fühlest, es ziehet mich an.

*) Goethe's Werke, Bd. 31, S. 268 ff.

Der Aufsatz ist mit besonderer Sorgfalt, ja mit Wärme geschrieben, und zeigt, daß Goethe sich auf den Gedanken etwas zu gut that. Und so wurde denn auch in dergleichen Betrachtungen eifrig fortgefahren und der Versuch gemacht, auf ähnliche Weise den Olympischen Jupiter, die Polykletische Juno und andere bedeutende Bilder in Gedanken wiederherzustellen.

Die Münzsammlung Goethe's, deren hier gedacht wurde, erinnert uns an eine andere Sammlung, bei der er auch oft in sinniger Betrachtung verweilte, und für die gerade jetzt seine Liebhaberei in der Blüthe stand; sie bestand aus Handschriften bedeutender Personen. Zu Anfange des Jahres (den 9. Februar) meldete er darüber an Reinhard: „Die Sammlung ist nun schon so groß, daß man über die Handschriften der Nationen, der Zeiten, so wie der Individuen, welche solche modificiren, Einiges aussprechen kann! und Alles ist zu unserer Zeit noch einmal so viel werth, was uns im Stillen mit vertrauten Freunden zu geistreicher Unterhaltung dient." Aber noch im Laufe dieses Jahres hatte er die Freude, die Masse seiner Autographa durch reiche Sendungen von Reinhard, Jacobi, v. Hammer, Frau von Grotthuß u. A. über Erwarten anwachsen zu sehen *); und ein erklärendes Verzeichniß, womit Reinhard seine Sendung begleitet hatte, regte ihn an, ein solches über die ganze Sammlung auszudehnen.

Vor der Naturbetrachtung war er seit der Herausgabe der Farbenlehre (im Jahr 1810), wie er selbst sagt, „einigermaßen auf der Hut gewesen." Er beobachtete die Wirkung seiner Schrift, wobei er freilich nicht viel Stoff zur Freude fand. Zwischendurch studirte er die Geschichte der Physik, „um das Herankommen dieser höchsten Wissenschaft sich zu vergegenwärtigen;" denn er war überzeugt, daß man nur durch Aufklärung der Vergangenheit die Gegenwart begreifen könne. Eigener Versuche enthielt er sich; doch bearbeitete Seebeck in seiner Gegenwart den zweiten Newton'schen Versuch, den Goethe in der Polemik nur so viel als nöthig berührt hatte. Zu großer Freude gereichte ihm Ramdohr's Schrift „Von den Verdauungswerkzeugen der Insekten," weil er durch sie seine

*) Im nächsten Jahre spendete Knebel bedeutende Beiträge.

Ansicht über die allmälige Steigerung organischer Wesen bestätigt fand. „Zu allgemeiner Betrachtung und Erhebung des Geistes" las er die Schrift von Jordanus Brunus, meinte aber doch später, daß man besser thue, sich unmittelbar an die Natur zu halten, als sich mit den Gangarten, vielleicht mit Schlackenhalden vergangener Jahrhunderte herumzuquälen.

Der Monat Mai rief unsern Dichter wieder nach Karlsbad, und hier war es ihm bis über die Hälfte Juni's hinaus vergönnt, sich in frischer Thätigkeit der Redaction des zweiten Theils seines „biographischen Scherzes", wie er an Reinhard schrieb, zu widmen. Dazwischen wurden die herkömmlichen geologischen Betrachtungen fortgesetzt. Die bei der Erweiterung des Raums um den Neubrunnen aufgeschlossenen Felsarten bestärkten ihn in seinen bisherigen geologischen Vorstellungen. Von interessanten Personen, mit denen er verkehrte, erwähnen wir des Etatsraths Langermann aus Berlin, der ihn, wie er an Zelter schrieb, durch manche schöne und lehrreiche Unterhaltung und durch seine eigenthümliche, höchst geregelte Thätigkeit erfreute, seinen Unglauben bekämpfte und seinen Glauben stärkte. Indem er Goethe'n durch den Vortrag Zelter'scher Lieder und seine Erzählungen von der köstlichen Singakademie und der Liedertafel ergötzte, regte er freilich auch die Sehnsucht nach dem entfernten musicalischen Freunde auf.

Dieses glückliche Leben wurde den 26. Juni durch ein plötzliches Wiederauftreten von Goethe's altem Uebel unterbrochen, und der Anfall war so heftig, daß er ein paar Wochen brauchte, um sich nur einigermaßen zu erholen. Glücklicher Weise war es nicht seine Art, durch selbstquälerischen Unmuth das wirkliche Uebel zu vermehren. „Auch in diesem Falle," schrieb er an Zelter, „blieb nichts übrig, als sich so geschwind wie möglich wieder herzustellen und die Reise weiter fortzusetzen. Es ist, als wenn man eine Axe bräche oder ein Leck kriegte." In der Zeit, wo er als Reconvalescent das Haus hüten mußte, in die erste Hälfte Juli's fiel die Ankunft des österreichischen Kaiserpaars und der Kaiserin von Frankreich, die er durch ein paar Gedichte im Namen der Karlsbader Bürgerschaft begrüßte. Nach seinen Briefen an Reinhard (vom 14. August und 20. September) zu urtheilen, waren dieser Gedichte

Anfangs nur zwei entstanden (an den Kaiser von Oesterreich und die Kaiserin von Frankreich), wenigstens waren nur diese in's Publikum gedrungen; das dritte, oder vielmehr das erste (an die Kaiserin von Oesterreich) fügte er nicht minder aus innerm Herzensdrange, als um die Trilogie zu ergänzen, hinzu. Alle drei bewegen sich feierlich in Ottave rime, sind aber keine kalt prunkenden Festgedichte, sondern von warmem Gefühl beseelt. Namentlich gilt dies von dem ersten, der von ihm so hochverehrten Kaiserin von Oesterreich gewidmeten, welches an die Gedichte verwandten Inhalts aus dem Jahre 1810 angeknüpft und so die vorliegende Trilogie mit jener Tetralogie zu einem größern Ganzen verbindet. Wem etwa die hier dargebrachten Huldigungen als erzwungene Begeisterung eines festlichen Gelegenheitsgedichts erscheinen, der möge Goethe's vertraute Herzensergüsse über die Kaiserin in den Briefen an Reinhard vergleichen, worin sich wahrlich kein geringerer Enthusiasmus kund gibt. „Der Begriff," schrieb er am 14. August, „den ich mir von dieser außerordentlichen Dame in dem Zeitraum von vier Wochen vollständig bilden konnte, ist ein reicher Gewinn für's ganze Leben. Ich darf nicht anfangen von ihr zu reden, weil man sonst nicht aufhört; auch sagt man in solchen Fällen eigentlich gar nichts, wenn man nicht Alles sagt, und es ist nichts schwerer, als ein Individuum zu schildern, welches Verdienste in sich hegt, die dem Allgemeinen angehören. Eine solche Erscheinung gegen das Ende seiner Tage zu erleben, gibt die angenehme Empfindung, als wenn man bei Sonnenaufgang stürbe, und sich noch recht mit innern und äußern Sinnen überzeugte, daß die Natur ewig productiv, bis in's Innerste göttlich lebendig, ihren Typen getreu und keinem Alter unterworfen ist."

In dem zweiten Gedichte, welches die Freude der Bürgerschaft über die Anwesenheit des geliebten Herrschers ausspricht, blickt zugleich des Dichters Sehnsucht nach einem friedlichen Staatsleben, worin Fürst und Bürger treulich zusammenwirken, deutlich genug hervor:

Was Gott dem Bürger in die Hand gegeben,
Wenn es der Fürst begünstigt und beschützt,
Dann bleibt fürwahr ein unverwüstlich Leben u. s. w.

Auch seine geologischen Ansichten klingen in der vierten Strophe durch, bei Erwähnung der Heilquellen:

Wo heimlich, seit Urjahren unermüdet,
Heilsam Gewässer durch die Klüfte schleicht,
In tiefen Höhlen ohne Feuer siedet u. s. w.

Noch deutlicher ist die Friedenssehnsucht in dem Gedichte an die Kaiserin von Frankreich ausgedrückt; und hier zeigt sich, wie Goethe, bei seiner tiefen Abneigung gegen gewaltsame politische Erschütterungen, sich doch mit Napoleons neuem Eroberungszuge auszusöhnen wußte. Er hoffte als Resultat desselben einen endlichen, dauernden Frieden. Wenn alle Staaten Europa's, unter Napoleons Protectorat, in Einen großen Bundesstaat vereinigt waren, so hatte er der englischen Seeherrschaft ihre Lebensquellen abgeschnitten, und konnte nun seinen Ehrgeiz nur noch auf die Entwickelung eines frischen und freudigen Lebens in diesem riesigen Staatenverbande richten. So mochte er sich in vertrauten Gesprächen geäußert haben; so deutete Goethe wenigstens am liebsten sein Streben.

Das Kleinliche ist alles weggeronnen,
Nur Meer und Erde haben hier Gewicht;
Ist jenem erst das Ufer abgewonnen,
Daß sich daran die stolze Woge bricht,
So tritt durch weisen Schluß, durch Machtgefechte
Das feste Band in alle seine Rechte.

Bisher hatte dem Mächtigen Eines noch gefehlt, ein Erbe seiner Macht und Größe; auch dieses Glück ist ihm jetzt in dem Könige von Rom beschеert:

Zusammen werden sie des Glücks genießen,
Mit milder Hand den Janustempel schließen.

Und so begrüßt der Dichter auch die Kaiserin Marie Louise als eine „Vermittlerin nach Götterart", die „den Sohn im Arme, einen neuen, dauernden Verein befördere":

Sie kläre, wenn die Welt im Düstern banget,
Den Himmel auf zu ewigem Sonnenschein!
Uns sei durch sie dies letzte Glück beschieden —
Der Alles wollen kann, will auch den Frieden.

Goethe's Krankheit hatte ihn in Karlsbad des Glücks einer Zusammenkunft mit der Kaiserin von Oesterreich beraubt. Nachdem diese aber am 14. Juli in Töplitz eingetroffen war, wurde auch er durch den Herzog von Weimar dorthin berufen, wo ihm denn, wie er sich in einem Briefe an Reinhard ausdrückt, „in der Nähe der Kaiserin mehr Glück und Gutes widerfuhr, als er verdiente, und welches ganz überschwänglich gewesen wäre, wenn ihn nicht die Sorge, seine Kräfte möchten unzureichend sein, es auszutragen, oft mitten im Genuß an die menschliche Beschränktheit erinnert hätte." Auf einen Wunsch der Kaiserin wurde damals das kleine Lustspiel in einem Acte „Die Wette" improvisirt, weßhalb man nicht einen strengen Maßstab an diese Production legen darf. Die gestellte Aufgabe war: „das Betragen zweier durch eine Wette getrennter Liebenden." Der Auftrag ward ihm, wie Riemer berichtet, den 28. Juli ertheilt; am 29. war das Stück im Kopfe fertig, am 30. wurde es dictirt, am 31. wurden die Rollen ausgeschrieben, und am 5. August fand, nach einigen Lese- und Hauptproben, die Aufführung statt. Die Kaiserin verehrte dem Dichter ein Prachtexemplar der Werke des Abbate Bondi; zur Erwiderung schrieb Goethe das Sonett „An Herrn Abbate Bondi" *). Das in Goethe's Werken ihm zunächst folgende Gedicht „Gräfin O'Donell als Eleonore" wurde damals als Epilog einer dramatischen Vorstellung, wie es scheint, des Tasso, von der Gräfin gesprochen. Ihr, der vertrauten Freundin der Kaiserin, legte der Dichter den Ausdruck seiner eigenen Verehrung in den Mund:

Mir ist vergönnt, an Ihr hinaufzuschauen,
Mich zu erquicken an dem frischen Flor,
Der jede Stunde neuen Werth bethätigt
Und Frauenwürde ewiglich bestätigt.

Fügen wir nun hinzu, daß in jene Tage, wo Goethe fürstlichen Personen solche Huldigungen darbrachte, sein Bekanntwerden mit Beethoven fällt, so wird Jeder, der Beethovens Charakter kennt, sich sagen müssen, wie wenig diese beiden Männer mit einander

*) Goethe's W. VI, S. 85 f.

zu harmoniren vermochten. Goethe berichtet nach seiner Rückkehr nach Karlsbad über ihn an Zelter: „Sein Talent hat mich in Erstaunen gesetzt; allein er ist leider eine ganz ungebändigte Persönlichkeit, die zwar nicht Unrecht hat, wenn sie die Welt detestabel findet, aber sie dadurch freilich weder für sich, noch für Andere genußreicher macht. Sehr zu entschuldigen ist er hingegen, und sehr zu bedauern, da ihn sein Gehör verläßt, was vielleicht dem musikalischen Theil seines Wesens weniger, als dem geselligen schadet. Er, der ohnehin lakonischer Natur ist, wird es nun doppelt durch diesen Mangel." — Von Töplitz aus machte Goethe auch einen Ausflug zum Dr. Stolz in Außig (später Arzt in Töplitz und Weimarischer Medicinalrath) und belehrte sich an dessen trefflichen mineralogischen und geognostischen Sammlungen.

Nachdem er sodann nur noch einige Wochen in Karlsbad eine Nachkur gebraucht hatte, trat er im Anfange Septembers die Heimreise an und verweilte bis zur Mitte des Monats in Jena, um den dortigen Museen, für welche die Erbprinzessin eine angesehene Summe bestimmt hatte, seine Aufmerksamkeit zu widmen. Am 16. September traf er wieder in Weimar ein.

Wir fassen die nächsten sieben Monate, bis zu seiner abermaligen Abreise nach Böhmen (17. April 1813), als ein kleineres Ganze zusammen, eine für unser Vaterland inhaltsschwere Zeit, worin der gewaltige Umschwung seines Schicksals sich vorbereitete. Die Nachrichten von dem Brande Moskau's und dem grauenvollen Rückzuge der Franzosen, die zuerst als schwankende Gerüchte Deutschland durchflogen, bestätigten sich bald und riefen eine fieberhafte Bewegung hervor. Von der stolzen Armee, die im Juli siegesmuthig den Niemen überschritten hatte, sah man nur elende Reste zurückkehren. In Deutschland, und vor Allem in Preußen begannen die Gemüther auf's tiefste zu gähren. Am letzten Tage des Jahres trennte York sein Corps von den Franzosen, die Russen besetzten Ostpreußen, Stein forderte die Stände zur Bewaffnung auf. Der König von Preußen begab sich nach Breslau, der Kalischer Vertrag wurde unterzeichnet, Mitte März erklärte Preußen den Krieg, und der Aufruf des Königs an das Volk erregte überall die Flammen der Begeisterung. Goethe konnte aus den Ereignissen weder Hoffnung noch Freude schöpfen, ihm schien Napoleons Macht zu fest gegründet. Gewaltsam klammerte er sich an seine friedlichen Beschäftigungen, um auf Augenblicke wenigstens die Stürme der Zeit zu vergessen; er schloß sich inniger an seine Freunde und war milder, als sonst, gestimmt. „Wir können uns jetzt alle," schrieb er am 14. November an Reinhard, „als Strandbewohner ansehen und täglich erwarten, daß einer vor unserer Hüttenthür, wo nicht mit seiner Existenz, doch mit seinen Hoffnungen scheitert. Milde zu sein kostet mich nichts, da meine Härte und Strenge nur factice und Selbstvertheidigung ist." Sein heftiges Ringen, die Gemüthsheiterkeit bei dem Andrange äußerer Schrecken zu behaupten, konnte ihn oft auf Augenblicke frivol erscheinen lassen. So schrieb er an Reinhard: „Daß Moskau verbrannt ist, thut mir gar nichts. Die Weltgeschichte will künftig auch was zu erzählen haben;" allein er fügte sogleich hinzu: „Wenn wir nun aber auf uns selbst zurückkehren, und Sie in einem so ungeheuern, unübersehbaren Unglück Bruder und Schwester, und ich auch Freunde vermisse, die mir am Herzen liegen, so fühlen wir denn freilich, in welcher Zeit wir leben und wie hoch ernst wir sein müssen, um nach alter Weise heiter sein zu können."

Die weichere Gemüthsstimmung jener Tage äußerte sich auch bei einem erschütternden Unglück, das seinen Freund Zelter getroffen. „Am 12. November 1812," so erzählt Zelter in dem Fragment einer Lebensbeschreibung, „berichtete ich den Tod meines ältesten Sohnes, den Goethe persönlich gekannt, und der sich an dem nämlichen Morgen durch einen Pistolenschuß entleibt hatte. Auf diesen kurzen Brief folgte eine schnelle Antwort, die mich wie einen Schicksalsbruder mit dem vertraulichsten Du anredete. Da ich denken mußte, daß eine solche Benennung wohl nur momentan aus Menschlichkeit und Antheil eines erschütterten Herzens heraufgesprungen, beantwortete ich diesen Brief, zwar mit der Ergießung einer übervollen Brust, doch mit verdoppelter Ehrfurcht gegen einen von mir auf's Höchste verehrten Mann. Goethe's Briefe aber folgten in dieser Zeit oft genug auf einander, daß ich denken durfte, an die Stelle eines verlornen Sohnes einen lebendigen Bruder gewonnen zu haben .... Es würde vergebens sein, den vernichtenden Schmerz von

einer Seite, und von der andern den mächtigen Trostgewinn darzustellen. Aus der tiefsten Trauer, die auch meinem Leben drohte, fand ich mich erhoben, und entschlossen ergriff ich wieder und allein mein gutes Heft, und ward gerettet."

Nicht minder gab sich jene weiche Stimmung bei Wieland's Tode zu erkennen, welcher den 21. Januar 1813 starb; ja, seine Freude am Leben schien damals im Hinblick auf die Zeitereignisse zu verbleichen. „Ist wohl in diesen Augenblicken," schrieb er an Reinhard, „Jemand zu bedauern, der hinweggehoben wird? Wieland's Abscheiden ließ mich diese Betrachtung machen." In einem andern Briefe an Reinhard heißt es: „Geistesruhe und Thätigkeit hielten sich bei Wieland so schön das Gleichgewicht, und so hat er mit der größten Gelassenheit und ohne das mindeste leidenschaftliche Streben unendlich viel auf geistige Bildung der Nation gewirkt. Ich habe mir in diesen Tagen sein Thun und Wesen recapitulirt; es ist höchst merkwürdig und in Deutschland einzig in seiner Art; die Franzosen haben eher solche Männer aufzuweisen." An dem Tage, wo er dieses schrieb (den 25. Januar), wurde Wieland's Leiche nach Oßmannstedt zur Beerdigung gebracht. Goethe, so tief erschüttert, daß man für seine Gesundheit besorgt war, konnte dem Begräbniß nicht beiwohnen, sandte aber an seiner Stelle den Sohn hin und brachte den Nachmittag in Gesprächen mit Falk zu, die sich größtentheils auf Wieland bezogen. Er sagte, er habe, um sich der trüben Gedanken in diesen Tagen zu entheben, kürzlich wieder den Pervonte zur Hand genommen, und rühmte die Plastik, den Muthwillen dieses Gedichtes als „einzig, musterhaft, ja völlig unschätzbar." Er bezeichnete Wieland's Humor als „unvergleichlich und von solcher Ausgelassenheit, daß, wenn er über ihn kam, er mit seinem Herrn und Gebieter hinging, wohin er nur wollte." Von jener bedachtsam mühseligen Technik, welche die besten Ideen und Gefühle durch einen verkünstelten Vortrag zuwidermacht, sei bei ihm keine Spur zu finden; besonders habe er den Reim mit höchster Meisterschaft behandelt. Ursprünglich eine enthusiastische Natur, was aus Wieland's Jugendproductionen zur Genüge sich erkennen lasse, habe er gleichsam in beständiger Furcht vor einem Rückfalle gelebt und sich dagegen die verständige Kritik als Präservativ verschrieben. Auf

dem Wege der Kritik komme man nun freilich zu keinem Resultate; es sei aber auch Wielanden in allen Stücken weniger um einen festen Standpunkt, als um eine geistreiche Debatte zu thun gewesen. Hierüber dürfe man ihm indeß nicht gram werden; denn gerade diese Unentschiedenheit sei es, welche den Scherz zulässig mache, während der Ernst immer nur Eine Seite umfasse und mit Ausschließung aller heitern Nebenbeziehungen festhalte.

Interessanter noch, als diese Bemerkungen, müßte uns ein an demselben Tage mit Falk geführtes, an Wieland's Tod sich anknüpfendes Gespräch über die höchsten wissenschaftlichen Fragen, die Fortdauer nach dem Tode und das Dasein Gottes, sein, wenn die Authenticität dieses Gespräches nach Inhalt und Fassung völlig zweifellos fest stände *). Hiernach hegte Goethe die Ueberzeugung, daß von dem Untergange so hoher Seelenkräfte, wie sie sich in Wieland gezeigt, in der Natur niemals die Rede sein könne. Er unterschied aber verschiedene Klassen und Rangordnungen der letzten Urbestandtheile aller Wesen, die er Seelen (weil von ihnen die Beseelung des Ganzen ausgehe), oder noch lieber Monaden nannte; es gebe „Weltmonaden, Weltseelen, wie Ameisenmonaden, Ameisenseelen," die obwohl in ihrer Kraft und Wirksamkeit außerordentlich verschieden, doch im Urwesen verwandt seien. Die niedere Monade werde aber von einer höhern in ihren Kreis hineingerissen und müsse ihr, wenn auch widerwillig, gehorchen. Wenn nun irgend eine regierende Hauptmonas die ihr bisher untergebenen niedern Monaden ihres Dienstes entlasse, so sei dies der Tod, den Goethe demnach als einen selbstständigen Act der Hauptmonas betrachtete. Alle Monaden aber seien von Natur so unverwüstlich, daß sie ihre Thätigkeit selbst im Momente der Auflösung nicht einstellen; jede derselben gehe, wohin sie gehöre, in's Wasser, in die Luft, in die Erde, in's Feuer, in die Sterne. Was das Schicksal der Hauptmonas anlange, so komme Alles darauf an, wie mächtig die in ihr enthaltene „Intention" sei. Er müsse es seinen Ansichten völlig gemäß finden, wenn er Wielanden einst als einer Weltmonade, als einem Stern erster Größe nach Jahrtausenden wieder begegnete und

*) S. dagegen Riemer I, 23 ff.

Zeuge davon wäre, wie er mit seinem lieblichen Lichte Alles, was ihm nahe käme, erquickte und erheiterte. — Auf die Frage, ob die Uebergänge in andere Zustände für die Monaden mit Bewußtsein verbunden seien, erwiederte Goethe: „Die Intention einer Weltmonas kann und wird Manches aus dem dunkeln Schooße ihrer Erinnerung hervorbringen, das wie Weissagung aussieht und doch im Grunde nur dunkle Erinnerung eines abgelaufenen Zustandes, folglich Gedächtniß ist ... So im Allgemeinen und historisch aufgefaßt, finde ich in der Fortdauer von Persönlichkeit einer Weltmonas durchaus nichts Undenkbares. Was uns selbst zunächst betrifft, so scheint es fast, als ob die von uns früher durchgegangenen Zustände dieses Planeten im Ganzen zu unbedeutend seien, als daß Vieles daraus in den Augen der Natur einer zweiten Erinnerung werth gewesen wäre. Selbst unser jetziger Zustand möchte einer großen Auswahl bedürfen, und unsere Hauptmonas wird ihn wohl ebenfalls künftig einmal summarisch, d. h. in einigen großen historischen Hauptpunkten zusammenfassen." — Als Falk ihn fragte, ob man nicht wohl thue, eine liebende Hauptmonas im Mittelpunkte der Schöpfung vorauszusetzen, die sich aller untergeordneten Monaden dieses ganzen Weltalls auf ähnliche Weise, wie unsere Seele sich der ihr untergebenen Monaden, bediene, war die Antwort: „Ich habe gegen diese Vorstellung, als Glauben betrachtet, nichts; nur pflege ich auf Ideen, denen keine sinnliche Wahrnehmung zum Grunde liegt, keinen ausschließenden Werth zu legen ... Streng genommen, kann ich von Gott doch weiter nichts wissen, als wozu mich der ziemlich beschränkte Gesichtskreis von sinnlichen Wahrnehmungen auf diesem Planeten berechtigt, und das ist in allen Stücken wenig genug. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß durch diese Beschränkung unserer Naturbetrachtungen auch dem Glauben Schranken gesetzt wären. Im Gegentheil kann, bei der Unmittelbarkeit göttlicher Gefühle in uns, der Fall gar leicht eintreten, daß das Wissen als Stückwerk besonders auf einem Planeten erscheinen muß, der aus seinem Zusammenhange mit der Sonne herausgerissen, alle und jede Betrachtung unvollkommen läßt, die eben darum erst durch den Glauben ihre vollständige Ergänzung erhält ... Versuchen wir von beiden Seiten muthig einzudringen, nur halten wir

zugleich die Gränzen streng auseinander! ... Wo das Wissen genügt, bedürfen wir freilich des Glaubens nicht; wo aber das Wissen seine Kraft nicht bewährt oder ungenügend erscheint, sollen wir auch dem Glauben seine Rechte nicht streitig machen. Sobald man nur von dem Grundsatz ausgeht, daß Wissen und Glauben nicht dazu da sind, um einander aufzuheben, sondern um einander zu ergänzen, so wird schon überall das Rechte ausgemittelt werden" *).

Wir kehren zu Goethe's Arbeiten und Beschäftigungen in der oben von uns abgegränzten Zeit (Mitte September 1812 bis Mitte April 1813) zurück. Das Theater erhielt in dieser Wintersaison einen besondern Glanz durch Iffland's Anwesenheit, der gegen den Jahresschluß in einer Reihe von Stücken auftrat. In den Annalen sind vom 20. December an folgende Vorstellungen aufgezählt: Clementine, Selbstbeherrschung, der Jude, Künstlers Erdenwallen, Don Ranudo, der arme Poet, der Kaufmann von Venedig, der gutherzige Polterer. Welch' hohen Genuß damals das Weimarische Theater geboten haben muß, läßt sich schon aus der Zahl trefflicher Schauspieler ermessen, die es neben Iffland aufstellen konnte. Goethe nennt selbst unter dem Jahre 1812 die Schauspieler: Durand, Deny, Graff, Genast, Haide, Lorzing, Malkolmi, Oels, Unzelmann, Wolff, und die Schauspielerinnen: Beck, Eberwein,

*) Wir lassen dahin gestellt, ob nicht Einiges in der Relation des Gespräches als Falkische Zuthat anzusehen sei; so viel ist aber gewiß, daß der wesentliche Inhalt desselben mit Goethe's anderweitigen Aeußerungen über jene Fragen (Brief an Zelter, Nr. 530, Gespräche mit Eckermann I, 120 — 122, 154, II, 56, 68, 148, 149, 282—284, 289, 295 — 297, 303, 347, 348 und Morphologie Bd. I, Heft 4, 314) im Ganzen im Einklange steht. An Zelter schrieb er z. B. beim Tode seines Sohnes: „Wirken wir fort, bis wir, vor- oder nacheinander, vom Weltgeist berufen in den Aether zurückkehren! Möge dann der ewig Lebendige uns neue Thätigkeiten, denen analog, in welchen wir uns schon erprobt, nicht versagen! Fügt er sodann Erinnerung und Nachgefühl des Rechten und Guten, was wir hier schon gewollt und geleistet, väterlich hinzu, so würden wir gewiß nur desto rascher in die Kämme des Weltgetriebes eingreifen. Die entelechische Monade muß sich nur in rastloser Thätigkeit erhalten; wird ihr diese zur andern Natur, so kann es ihr in Ewigkeit nicht an Beschäftigung fehlen."

Engels, Lorzing, Wolff. Ueber Iffland schrieb er am 12. December an Zelter: „Ich freue mich sehr, ihn nach so langer Zeit einmal wieder zu sehen und die große consequente Ausführung zu bewundern, durch die er jede Rolle zu adeln weiß. Es ist wohl eine der seltensten Erscheinungen, und ich glaube, daß sie noch bei keiner andern Nation stattgefunden, daß der größte Schauspieler sich meistens Rollen aussucht, die ihrem Gehalte nach seiner unwürdig sind, und denen er durch sein Spiel den höchsten augenblicklichen Werth zu verschaffen weiß. Genau betrachtet, hat ein solches Verfahren auf den Geschmack des Volks einen höchst ungünstigen Einfluß; denn, indem man genöthigt wird, unter einer gegebenen Bedingung, dasjenige zu schätzen, was man sonst nicht achtet, so kommt ein Zwiespalt in unser Gefühl, der sich bei der Menge gewöhnlich zu Gunsten des Geringen und Verwerflichen schlichtet, das sich unter dem Schutze des Vortrefflichen eingeschlichen hat, und sich nunmehr als vortrefflich behauptet." Nichts desto weniger verschaffte ihm Iffland's Gegenwart, wie er Zelter'n den 15. Januar berichtete, sehr großen Genuß. Er ergötzte sich ganz rein an seinem Talente, und suchte Alles aufzufassen, wie er es gab, ohne sich um das Was irgendwie zu bekümmern. Er war zwar auch jetzt noch der Ansicht, daß, wer es mit der Kunst von innen heraus redlich meine, auf den Gegenstand ein großes Gewicht legen müsse; aber er entschuldigte Iffland damit, daß dem vortrefflichen Künstler ein würdiges Substrat gewissermaßen im Wege stehe, weil es ihm die Hände binde und ihm die Freiheit verkümmere, in der er sich als Bildner und Individuum zu ergehen sehne, woher denn auch die Erscheinung zu erklären, daß die Componisten schlechte Texte lieben.

Mit dem Zustande der Oper war Goethe weit weniger zufrieden, als mit dem des recitirenden Schauspiels. „Wir leben hier," heißt es in einem Briefe an Zelter vom 3. November 1812, „mit einem ganz disproportionirten Aufwande auf Musik doch eigentlich sang- und klanglos. Die Oper mit ihren alten Inventarienstücken, und den für ein kleines Theater zugestutzten und langsam genug producirten Neuigkeiten, kann Niemanden entschädigen." Um so mehr mußte er die Unterbrechung seiner „freiwilligen Hauscapelle" bedauern, die noch immer nicht wieder sich neugestalten wollte, wenn

gleich die von Zelter frisch componirten heiligen drei Könige (Epiphanias) auf ihren Tag vorgetragen wurden und ihm einen genußreichen Abend verschafften.

Für die diesmalige Feier des Geburtstages der Herzogin (den 30. Januar) schrieb er die Cantate „Idylle" *). Hatte er bei der nächstvorigen Cantate „Rinaldo" (aus dem Jahr 1811) ausnahmsweise einen Gegenstand gewählt, der ohne alle Beziehung zu seinen besondern Verhältnissen war, so konnte er sich jetzt, wo es galt, der hochverehrten Herzogin eine Huldigung darzubringen, mit einem so beziehungslosen Stoffe nicht begnügen. Damon in der Idylle ist kein Anderer, als der Dichter selbst, der sich schon seit längerer Zeit vom Hofe mehr entfernt hielt, als man dort gerne sehen mochte. Dies zurückgezogene Leben wünschte er nicht als ein Zeichen minderer Verehrung angesehen zu wissen. Darum heißt es:

Die Liebe sucht die Einsamkeit,
Auch die Verehrung darf sie suchen.

Aber auf das Zureden eines Freundes macht er gern eine Ausnahme von der Regel und mischt sich in den Chor der Festfeiernden. Uebrigens ist auch hier, wie im Rinaldo, das poetische Gewebe locker gehalten, um den Musiker nicht zu beschränken, wie schon das Motto andeutet:

Möge dies der Sänger loben!
Ihm zu Ehren ward's gewoben.

Auch die Feier des 16. Februars, des Geburtstags der Erbgroßherzogin, forderte Goethe's Theilnahme. Der dichterische Tribut, den er dazu brachte, war unbedeutend **); dafür trug er aber zur Verherrlichung des Festes durch Erfindung und Arrangirung eines Tableaus (Arkadien) bei. In einer von der Morgensonne beleuchteten Landschaft erhob sich ein Berg mit einem Lorbeerhaine, in welchem Apoll und die Musen gesehen wurden;

*) S. Goethe's W. Bd. VIII, 395 ff.
**) S. Goethe's W. VI, 48 f.

eine zweite Gruppe bildeten Faunen, die halbversteckt aus dem Gebüsche lauschten; tiefer unten am blumenreichen Flußufer sah man einen Nymphenchor, der zum Tanze bereit schien, und als eine vierte Gruppe; das Ganze schön begränzend, erschienen Flußgötter und Familie; auf dem Strome aber zog ein Paar Schwäne eine große silberne Muschel mit einem Genius, um dessen Haupt in sternenhellen Zügen der Name der gefeierten Fürstin glänzte. Das Goethe'sche Tableau bildete den Schluß einer Reihe von vier Bilderscenen, deren drei erste nach bekannten Gemälden Gerard's und David's gestellt waren *).

Zwei Tage später, den 18. Februar, spendete Goethe einen weit bedeutenderen Beitrag zu einer Trauerfeier, welche die Weimarische Loge für ihren heimgegangenen Bruder Wieland beging. Aus Auftrag der Meister hielt er, in Gegenwart des Hofes, seine treffliche „Rede zum Andenken des edlen Dichters, Bruders und Freundes Wieland." Nach einer sehr lebendigen Einleitung von blühendem Colorit gibt er zuerst eine flüchtige, doch nicht trockene Uebersicht über den Lebensgang des Hingeschiedenen, und beleuchtet dann seine große Wirkung auf das Publikum, die er aus der Tüchtigkeit und Offenheit seines Wesens ableitet. Wie in dem Gespräche mit Falk hebt er auch hier hervor, daß einem angebornen Enthusiasmus in ihm eine mehr angebildete Mäßigung, ein prüfender Verstand das Gleichgewicht gehalten habe. Kündigte er nun, dem letztern gehorchend, der Platonischen Liebe, der dogmatischen Philosophie, dem religiösen Fanatismus und Allem, was dem Verstande excentrisch erscheint, den Krieg an, so begann er wieder auf der andern Seite einen Kampf gegen die gemeine Wirklichkeit, gegen alle Philisterei, Pedanterei kleinstädtischer Wesen und beschränkter Kritik. Als ein wahrhafter älterer Zwillingsbruder Wieland's in Geist, Witz und Humor wird „Shaftesbury" dargestellt, dem er jedoch an Talent weit überlegen gewesen sei; denn was der Engländer verständig gelehrt und gewünscht, das habe der Deutsche

*) Das ganze Fest ist beschrieben im Märzstück des Modejournals von 1813. Vergl. Briefe von und an Goethe, herausgeg. von Riemer, S. 93 ff. und G.'s Briefw. mit Knebel II, 79.

in Versen und Prosa dichterisch und rednerisch darzustellen gewußt. Es wird sodann der glücklichen Behandlung der Feen- und Rittermährchen gedacht und ausführlich das Verdienst gewürdigt, das sich Wieland als Uebersetzer und durch Annäherung der antiken Welt an unsere Denkweise erworben. Auch sein Verhalten als politischer Schriftsteller, als Herausgeber des Merkur, so wie sein Benehmen in der Polemik findet rühmliche Anerkennung. Besonders aber spricht sich Goethe mit Wärme über den Charakter des hingeschiedenen Freundes aus und nimmt ihn gegen Verdächtigungen, die man aus seinen Schriften gezogen, sehr glücklich in Schutz. Man fühlt, daß die ganze Rede von einer innigen Zuneigung eingegeben ist, die auch der Darstellung eine besondere Lebendigkeit einflößen mußte.

Was Goethe'n freilich für die rasche und glückliche Lösung der ihm hier gestellten Aufgabe sehr zu Statten kam, war die nun seit ein paar Jahren andauernde Beschäftigung mit der Darstellung seines eigenen Lebens. Bereits gegen Ende Octobers 1812 konnte er den zweiten Theil von Wahrheit und Dichtung an seine Freunde versenden, und bald darauf begann er die Ausarbeitung des dritten. Die Aufnahme jenes Theils war sehr ermunternd für ihn. Reinhard freute sich vor Allem der Behaglichkeit, womit den Lesern die frühere Zeit vergegenwärtigt sei. An Schönheit der Sprache, so wie an Interesse, sei dieser zweite Theil dem ersten gleich, und so weit er bis jetzt die Stimmen des Publikums habe sammeln können, habe sich durch ihn der Verfasser noch größere Liebe und Anhänglichkeit erworben; doch sei ihm persönlich der erste im Totaleindrucke lieber. Goethe antwortete: „Es freut mich sehr, daß Sie auch von meinem zweiten Theile Gutes gehört haben; denn ich bedarf Muth und Lust zum dritten. Jeder Theil, so wie jedes Buch dieses Werkleins muß einen andern Charakter haben, und so diesen oder jenen Leser verschieden ansprechen. Ich habe dafür zu sorgen, daß ich diesen verschiedenen Eintheilungen jeder das Zugehörige zutheile. Dabei kommt schon Vieles auf gut Glück an; die Effecte hingegen auf die Leser sind noch zufälliger." Zelter meldete als eine besondere Wirkung der Schrift, daß man auch wieder die Bücher lese, welche darin erwähnt seien; so habe er Schlosser's

Werke und den Landprieſter von Wakefield auf's Neue hervorgeſucht. Mit dem Anfange des dritten Theils war Goethe ſchon in der erſten Hälfte Novembers, während eines Aufenthaltes zu Jena, eifrig beſchäftigt. „Hier, mein lieber Profeſſor" *), ſchrieb er den 10. November an Riemer, „ſende ich das eilfte Buch (den Anfang des 3. Thls.) und rühre mich diesmal in Zeiten, damit ich nicht wieder, wie beim vorigen Bande, Ihres Raths und Ihrer freundlichen Theilnahme ermangeln möge. Laſſen Sie das Ganze an ſich vorübergehen und wenden Sie ſodann Ihren Blick auf's Einzelne; laſſen Sie es an Aſterisken und Obelisken nicht fehlen. Das zwölfte Buch wird auch bald ſo weit ſein. Habe ich dieſe Beiden hinter mir, ehe es Frühjahr wird, ſo bin ich wegen der übrigen geborgen. Meine übrigen Geſchäfte und Studien gehen hier recht gut von Statten."

Zu den hier gemeinten „übrigen Studien" gehörten, wie wir aus einem Briefe von gleichem Datum an Meyer ſehen, auch die Kunſtbetrachtungen. Beſonders fand er fortwährend eine große Erheiterung in der Bemühung, Gegenſtände alter Kunſt in der Weiſe, wie er mit Myron's Kuh verfahren, „aus übrig gebliebenen hiſtoriſchen Nachrichten, Trümmern, Anläſſen und Aehnlichkeiten wieder herzuſtellen" (Brief an Zelter vom 15. Januar 1813). Den Fortſchritt von Meyer's Kunſtgeſchichte begleitete er mit großem Intereſſe; ſeine Theilnahme für Philoſtrat's Gemälde belebte ſich auf's Neue, und er ſtudirte Heyne's Arbeiten darüber; deßgleichen ſuchte er ſich die von Statius beſchriebene Koloſſal-Statue Domitian's zu vergegenwärtigen, zu reſtauriren und an Ort und Stelle zu ſetzen, wobei ſich die Philologen Riemer und Hand beiräthig erwieſen. Auch ward Visconti's Iconographie grecque wieder vorgenommen. Unterdeſſen vermehrten ſich fortdauernd ſeine Kunſt-

*) Riemer, 1803 als Lehrer von Goethe's Sohn in deſſen Haus und Familie eingetreten, war ſeitdem fortwährend Hausgenoſſe, Reiſegefährte und treuer Gehülfe unſeres Dichters in allen wiſſenſchaftlichen Bemühungen und literariſchen Arbeiten geweſen. Seit Oſtern 1812 als Profeſſor am Weimariſchen Gymnaſium angeſtellt, ſetzte er dennoch, ſo viel es das Amt geſtattete, ſeine Dienſtleiſtungen fort. Wie bedeutend ſein Antheil an der ſtyliſtiſchen Form von Wahrheit und Dichtung geweſen, wird ſich weiter unten zeigen.

ſammlungen. Zum neuen Jahr war ihm, wie er an Knebel ſchrieb, ein köſtlicher alter Götze in's Haus gekommen, der ihn über alle modernen Legenden-Götter tröſte, eine Halbherme von Rosso antico, ein bärtiger Bacchus, wahrſcheinlich aus Hadrian's Zeit, bis auf Weniges gut erhalten. Vor Allem war ihm aber die Bereicherung ſeiner Sammlung päbſtlicher Münzen erwünſcht, theils wegen Ausfüllung gewiſſer Lücken, theils weil ſie die Einſicht in die Geſchichte der Plaſtik und der bildenden Kunſt überhaupt beförderten.

Während ſo Goethe den friedlichſten Studien hingegeben war, hatte ſich der politiſche Himmel immer düſterer umwölkt. „Der franzöſiſche Geſandte," berichtet er ſelbſt lakoniſch in den Annalen, „wird in Gotha überrumpelt und entkommt. Ein geringes Corps Preußen beſetzt Weimar, und will uns glauben machen, wir ſeien unter ſeinem Schutze ſicher. Die Freiwilligen betragen ſich unartig und nehmen nicht für ſich ein." Am 17. April reiste er, mehr auf Zureden der Seinigen und der Freunde, als aus eigenem Entſchluſſe, nach Töplitz ab, und war noch mit einem preußiſchen Paſſe durch die Chaine gekommen, als am 18. die Franzoſen nicht ohne Gewalt wieder in Weimar einrückten, von wo er längere Zeit ohne alle Nachrichten blieb. In Meißen begegnete er einer Compagnie Freiwilliger, unter denen ſich Fouqué befand. Dieſer erkannte ſogleich den Dichter, obwohl er eine Militairmütze tief in's Geſicht gedrückt und ſich in einen ruſſiſchen Generalsmantel mit rothem Kragen verhüllt hatte. Fouqué theilte den Kameraden ſeine Entdeckung mit, und ſagte mit militairiſchem Anſtand an Goethe's Wagen tretend: „Ew. Excellenz melde, daß eine Abtheilung der Königlich preußiſchen Feldſchaar der ſchwarzen Jäger auf dem Durchmarſch nach Leipzig vor Ihrem Quartier aufmarſchirt iſt und Ew. Excellenz die Honneurs zu machen wünſcht." Der Feldwebel, Profeſſor Mackwort aus Berlin, commandirte: „Präſentirt das Gewehr!" und Fouqué rief: „Der Dichter aller Dichter, Goethe lebe hoch!" Die ganze Compagnie ſtimmte mit Hurrahruf und Hörnerklang ein. Als hierauf Fouqué den Dichter um ſeinen Waffenſegen bat, nahm dieſer den hingereichten Hirſchfänger nebſt Büchſe und ſprach, ſeine Hand darauf legend: „Zieht mit Gott, und alles Gute ſei Eurem friſchen deutſchen Muthe gegönnt,"

worauf er unter nochmaligem Lebehoch grüßend davon fuhr. In Dresden, wo sich der König von Preußen befand, und russische Einquartirung lag, traf er mit Stein und Arndt zusammen. Er machte auf diese, wie letzterer erzählt, keinen erfreulichen Eindruck, da er sich nicht freudig und hoffnungsvoll aussprach, sondern beklommen erschien. Als Körner, dessen Sohn in die Reihen der Freiwilligen getreten war, die Hoffnung auf glücklichere Zeiten äußerte, antwortete er heftig auffahrend: „Ja, schüttelt nur an Euren Ketten! der Mann ist Euch zu groß! Ihr werdet sie nicht zerbrechen, sondern nur noch tiefer in's Fleisch ziehen!" Und in der That war zu dieser Besorgniß um so mehr Grund vorhanden, als Oesterreich säumte, seinen Beitritt zum Bunde gegen Napoleon zu erklären. Erst in Töplitz erhielt Goethe in vertrauten Gesprächen vorläufige Andeutungen von einer allgemeinen Verbindung gegen Frankreich.

Ueber die drei ersten Monate seines hiesigen Aufenthaltes erstattete er dem nach Zürich gereisten Freunde Meyer in einem Briefe vom 21. Juli folgenden summarischen Bericht: „Sie sollen gelobt und gepriesen sein wegen des Entschlusses, den Sie gefaßt haben, Ihr Vaterland zu besuchen. Wer es jetzt möglich machen kann, soll sich ja aus der Gegenwart retten, weil es unmöglich ist, in der Nähe von so manchen Ereignissen nur leidend zu leben, ohne zuletzt aus Sorge, Verwirrung und Verbitterung wahnsinnig zu werden. Mir ist es, seitdem ich Sie verlassen, ob mir gleich der Kriegsschauplatz immer zur Seite gewesen, ganz wohl ergangen. Die Wasser thun ihre gute Wirkung, und man kann hier wenigstens einer äußern Ruhe genießen; die innere muß man sich sodann selbst zu erhalten suchen. Ich habe, wie ich es immer zu thun pflege, gleich zu Anfange meines hiesigen Aufenthaltes rasch gearbeitet, und hoffe den dritten Band (von Wahrheit und Dichtung) zu Michaelis herauszugeben. John (sein Reisegefährte, seine „adoptive rechte Hand", wie er sechs Tage später an Zelter schrieb) wurde mir krank, und ich mußte mich sehr zusammennehmen, daß mir daraus keine völlige Störung erwuchs. Es ist auch noch so ziemlich ergangen: freilich wäre ich ohne diesen Vorfall schon völlig fertig, und sähe ein paar freie Monate vor mir, die ich aber jetzt nur theilweise genießen kann ... In der Gegend von Töplitz habe ich mich viel umgesehen

und mich gar oft in das anorganische Reich geflüchtet. In Zinnwalde war ich zum ersten Mal seit langer Zeit wieder unter der Erde, und habe mich daselbst an den glücklich entblößten alten Naturwirkungen gar sehr ergötzt, auch schon einige Centner Steine und Mineralien zusammengebracht. Mehrere Männer, die sich in dieser Gegend mit solchen Dingen beschäftigen, habe ich kennen lernen. Nur ist das Wundersame in Böhmen, daß unter Personen, die sich mit einerlei Wissenschaft abgeben, kein Zusammenhang stattfindet, ja nicht einmal eine Bekanntschaft. Dieses Land, als wahrhaft mittelländisch, von Bergen umgeben, in sich abgeschlossen, führt durchaus den Charakter der Unmittheilung in sich selbst und nach außen."

Auf einzelnes hier Angedeutete näher eingehend, geben wir zuerst einen Einblick in die große Sorgfalt, die er der stylistischen Abrundung seiner Selbstbiographie widmete, wobei er sich der Hülfe des jetzt leider entfernten Professors Riemer bediente. Am 20. Juni schickte er diesem das eilfte Buch und das zwölfte bis auf den Schluß, und meldete in einer Nachschrift, daß auch die beiden folgenden Bücher schon fertig seien, ja selbst die zweite Hälfte des 15. Buches bereits auf dem Papier stehe. Er hatte in dem Uebersandten Manches mit Bleistift notirt, woran er selbst jedoch keine Aenderung wagte; denn „das Manuscript stehe gerade auf dem Punkte, wo er seine Sachen zu verderben anfange." Riemern dagegen übertrug er völlige Gewalt, nach grammatischen, syntaktischen und rhetorischen Ueberzeugungen zu verfahren, und machte ihn namentlich aufmerksam auf gehäufte Enthymeme und wiederholte Phrasen (wie „Es zog mich an, es hielt mich fest, um so mehr, um so weniger"), auf Rediten, d. h. Wiederholungen derselben Sache, die er zwar zu tilgen gesucht, doch theilweise auch mit Fleiß, um eine Sache von verschiedenen Seiten zu zeigen, hatte stehen lassen, auf „die unglücklichen Auxiliaren aller Art," deren Umwandlung in die Participial-Construction ihm selbst nicht gerathen wolle, auf gehäufte euphonische Zwischenwörter (wie „gerade, ebenso" u. s. w.), auf Fremdwörter, deren Verdeutschung er ihm ganz überlasse. Doch meinte er in einem spätern Briefe (vom 30. Juni), es seien eigentlich geistlose Menschen, welche auf die Sprachreinigung mit so großem Eifer dringen.

„Da sie den Werth eines Ausdruckes nicht zu schätzen wissen," fügte er hinzu, „so finden sie gar leicht ein Surrogat, welches ihnen eben so bedeutend scheint; und in Absicht auf Urtheil haben sie doch etwas zu erwähnen, und an den vorzüglichsten Schriftstellern etwas auszusetzen, wie es Halbkenner von gebildeten Kunstwerken zu thun pflegen, irgend eine Verzeichnung, einen Fehler der Perspective mit Recht oder mit Unrecht rügen, ob sie gleich von den Verdiensten des Werkes nicht das Geringste anzugeben wissen." — Das rasche Fortschreiten der Selbstbiographie ist um so mehr zu bewundern, als sich daran eine ausgebreitete Lectüre anschloß. So las er, um sich die frühere Zeit lebhafter zu vergegenwärtigen, Möser's Phantasien und Klinger's Werke, zog auch aus den Frankfurter gelehrten Anzeigen von den Jahren 1772 und 1773 die Recensionen aus, die er ganz oder theilweise als sein Eigenthum ansprechen konnte. Mit seinen naturwissenschaftlichen Betrachtungen stand in Zusammenhang die Lectüre englischer didaktischer Gedichte, an denen er sich, wie er Knebel'n meldete *), in diesem Sommer matt und müde las.

Den Ausflug nach Zinnwalde und Altenberg hat er uns selbst in einem besondern Aufsatze beschrieben, der sich in seinen Werken unter „Mineralogie und Geologie" eingereiht findet **). Er fuhr den 10. Juli gegen Abend von Töplitz ab, war um halb 8 Uhr, bei schönem, hellem Abendhimmel, auf der Höhe von Zinnwalde, und suchte dort noch den Steinschneider Mende auf, mit dem er seine Ankunft schon verabredet hatte. Den folgenden Morgen begab er sich mit diesem auf die Grube Vereinigt-Zwitterfeld und fand den Steiger sammt seinen Leuten, über Tage, mit Ausklauben beschäftigt. Er ließ sich alle Vorgänge erklären und die dabei genannten Produkte auf den Halden vorzeigen, schlug von jedem ein Musterstück ab und ging dann mit Mende in dessen Haus, wo sich, außer einer kleinen Mineraliensammlung, größere und kleinere Musterstücke von den Produkten des Leitmeritzer Kreises, besonders auf Pseudovulkane bezüglich, befanden. Sodann

*) Briefw. mit Knebel II, 115. Vergl. in G.'s W. über das geognostische Lehrgedicht King Coal's Levee etc. Bd. 40, S. 304 ff.

**) Bd. 40, S. 204 ff.

wanderten sie nach Altenberg, fanden hier aber den Bergmeister nicht zu Hause, der, weil heute gerade das Quartal Crucis eintrat, in der Bergpredigt war. Goethe wohnte der Predigt bei und fand hier die ganze Knappschaft in Putz und Ornat versammelt. Darauf verfügte er sich in Mende's Begleitung nach den Pochwerken, ging von einer Halde zur andern, die mannigfachen Abweichungen desselben Gesteins beobachtend, und war um 1 Uhr wieder in seinem Gasthofe zu Zinnwalde zurück. Abends erhielt er einen Besuch vom Bergamtsassessor Schmidt zu Altenberg, von dem er Nachrichten über das Geschichtliche der Bergwerke und die Geschäftseinrichtungen erhielt. Sonntag den 12. Juli früh um 6 Uhr wurde die Stollenfahrt unternommen, und man fuhr unter den Schacht von Vereinigt-Zwitterfeld, ungefähr 300 Lachtern. Nachdem er dann noch bei dem Steinschneider eine Auswahl der ihm interessantesten Mineralien getroffen und sie eingepackt hatte, fuhr er nach Tische gegen halb drei Uhr ab und war gegen fünf wieder in Töplitz. „Wenn man das Datum bemerkt," so schließt Goethe seine Erzählung, „wie ich den zwölften Juli 1813 von dieser Höhe schied, so wird man verzeihen, daß ich einen mir so wichtigen Gegenstand flüchtig, ja verstohlen betrachtet. Es war, während des Stillstandes, an welchem das Schicksal einer Welt hing, ein Wagestück nicht ohne leichtsinnige Kühnheit. Die Gränze von Sachsen und Böhmen geht durch Zinnwalde durch; um den Mineralienhändler zu besuchen, mußte ich schon Sachsen betreten; Alles, was für mich bedeutend war, lag auf dieser Seite. Und nun gar die Wanderung nach Altenberg, dem Anscheine nach geheimnißvoll unternommen, hätte mir eigentlich üble Händel zuziehen können. Von sächsischer Seite war jedoch kein Mann zu sehen, Alles ruhte dort im tiefsten Frieden; die östreichischen Schildwachen mußten für unverfänglich halten, wenn man mit zwei Schimmeln über die Gränze führe; der Mauthner hatte auch nichts dagegen einzuwenden; und so kam ich glücklich durch den Weg, den man so gut fand, weil man ihn zum Transport der Artillerie gerade jetzt verbessert hatte. Abends gelangte ich nach Töplitz, frank und frei, zu einigem Mißvergnügen einer heitern Gesellschaft, welche schadenfroh gehofft hatte, mich, für meine Verwegenheit bestraft, als Gefangenen escortirt, vor den commandiren-

den General, meinen hohen Gönner und Freund, den Fürſten Moritz Liechtenſtein, und ſeine ſo lieb und werthe Umgebung gebracht zu ſehen. Bedenke ich nun, daß dieſe ruhige Berggegend, die ich in dem vollkommenſten Frieden, der aus meinem Tagebuche hervorleuchtet, verließ, ſchon am 27. Auguſt von dem fürchterlichſten Rückzuge überſchwemmt, allen Schreckniſſen des Krieges ausgeſetzt, ihren Wohlſtand auf lange Zeit zerſtört ſah, ſo darf ich wohl den Genius ſegnen, der mich zu dem flüchtigen und doch unauslöſchbaren Anſchauen dieſer Zuſtände trieb, die von ſo langer Zeit her das größte Intereſſe für mich gehabt hatten."

Minder bedenkliche Ausflüge unternahm er von Töplitz aus nach Außig zu Dr. Stolz, den er auch im vorigen Sommer beſucht hatte, und nach Bilin, wo er an Dr. Reuß, Verfaſſer eines Lehrbuchs über Geognoſie und, wie Goethe, Gegner des Vulkanismus, einen kenntnißreichen Führer fand. Unter ſeiner Leitung gelangte er bis an den Fuß des Biliner Felſens und ſah hier auf dem Klingſtein in Maſſe den ſäulenförmigen unmittelbar aufſtehen; auch machte er ſich mit den in der Nähe von Bilin befindlichen Granaten, ſo wie mit deren Sortiren und Behandlung überhaupt, ausführlich bekannt.

Die literariſche Ausbeute des diesmaligen Aufenthaltes in Böhmen beſchränkte ſich nicht auf die Fortſetzung der Selbſtbiographie; es entſtand dazwiſchen eine Anzahl von Gedichten, die zum Theil durch den Geiſt, den ſie athmen, einen merkwürdigen Contraſt zu der aufgeregten Welt bilden. So legte er einem Briefe an Zelter vom 3. Mai ein Liedchen bei, jetzt unter die geſelligen Lieder mit der Ueberſchrift „Gewohnt, gethan" aufgenommen, „eine Parodie," wie er ſchrieb, „auf das elendeſte aller deutſchen Lieder: Ich habe geliebt, nun lieb' ich nicht mehr." Unſer Dichter beginnt dagegen: „Ich habe geliebet, nun lieb' ich erſt recht!" und die zweite Strophe lautet mit Anſpielung auf die Zeitverhältniſſe:

Ich habe geglaubt, nun glaub' ich erſt recht!
Und geht es auch wunderlich, geht es auch ſchlecht,
Ich bleibe beim gläubigen Orden.
So düſter es oft und ſo dunkel es war,
In drängenden Nöthen, in naher Gefahr,
Auf einmal iſt's lichter geworden.

Und ſo vergegenwärtigen uns die folgenden Strophen den in ſeinem böhmiſchen Aſyl tafelnden und trinkenden Dichter, der ſich der Blumen möglichſt viele in den Lebenskranz zu verflechten ſucht. „Wäre das Dichten nicht," ſchrieb er an Zelter, „eine innere und nothwendige Operation, die von keinen äußern Umſtänden abhängig iſt, ſo hätten dieſe Strophen freilich nicht in der jetzigen Zeit entſtehen können; und da ich denke, daß Ihr immer einmal wieder tafeln und ſingen werdet, ſo ſei Euch dieſer außerzeitige Scherz gewidmet." Ein ähnlicher Geiſt athmet in einem demſelben Jahre angehörigen Liede „Offene Tafel", welches unter dem heiterſten Friedenshimmel erblüht zu ſein ſcheint. Es iſt auch in der Hinſicht ein ächtes Geſellſchaftslied, daß es Variationen und Zuſätze leicht geſtattet. Dem bekannten Liede „Namen nennen dich nicht" im Metrum nachgebildet iſt das Gedicht „Gegenwart" („Alles kündigt dich an!"). — Ferner haben wir als Früchte des Töplitzer Aufenthaltes drei Gedichte von der Gattung der Ballade anzuſehen; es ſind der Todtentanz, der getreue Eckart und die wandelnde Glocke. Den Stoff zum Todtentanze nahm der Dichter aus der lebendigen Volksſage, die ihn in manchen Variationen kennt; die Behandlung iſt im Ganzen leicht und gefällig, und zugleich von großer Anſchaulichkeit. Die dem treuen Eckart zu Grunde liegende Sage wird von Falkenſtein in ſeiner Thüringiſchen Chronika (Tom. I. Cap. IV. p. 166) erzählt, lebte aber auch in Thüringen im Volksmunde fort. Wie Götzinger richtig bemerkt, iſt dieſe Sage für ſich eigentlich kein Gegenſtand für die Ballade, weil nur ein äußerliches Wunder, keine eigentliche Handlung vorhanden iſt. Indeß hat der Dichter durch die abgeleitete gute Lehre, die der Volksdichtung ſo gut ſteht, Haltung in das Ganze gebracht. Die wandelnde, oder wie die erſte Ueberſchrift lautete, die wackelnde Glocke *), iſt ein Beweis von Goethe's oft bewährter Geſchicklichkeit, Tagesvorfälle und Anekdoten zu einem Gedichte zu geſtalten. Das Ganze beruht, wie Riemer erzählt, auf einem Scherze, den dieſer und Goethe's Sohn Auguſt vor Jahren

*) S. den Briefwechſel mit Zelter (II, 86), wo das Gedicht das Datum „Töplitz, den 22. Mai 1813" trägt.

mit einem kleinen Knaben zu treiben liebten, welcher Sonntags vor der Kirchzeit sie besuchend, bei beginnendem Geläute, besonders der durchschlagenden großen Glocke, sich etwas zu fürchten schien. Nun machten sie ihm weis, die Glocke steige auch wohl von ihrem Stuhle herab, käme über Markt und Straße hergewackelt, und könne sich leicht über ihn herstülpen, wenn er sich draußen blicken ließe, welche wackelnde einbeinige Bewegung der humor- und scherzreiche August mit einem aufgespannten Regenschirme dem Kinde vorbildete. Sie erzählten Goethe'n den Scherz, der daraus weiter nichts zu machen schien, jetzt aber Riemer durch Zusendung des Gedichtes überraschte. Einen gleichen Ursprung hatte die um dieselbe Zeit entstandene Parabel „Pfaffenspiel", worin Goethe „die neupoetischen Katholiken" persiflirt. Riemer hatte ihm den Stoff einst aus seinen Kinderjahren mitgetheilt, ohne die Anwendung, die Goethe davon machen würde, im Geringsten zu ahnen. Ebenfalls zur Gattung der Parabel gehörig und eine Frucht des Jahres 1813 ist das liebliche Gedicht „Gefunden", jetzt unter den Liedern aufgeführt; und zwar stellt es, nach Riemer, Goethe's ganzes Verhältniß zu seiner nunmehrigen Gattin, „seine Entstehung, Begründung und Folge," bildlich dar. Ein in Inhalt und Form ganz verwandtes Gedicht, „Im Vorübergehen" überschrieben, und der Rubrik „Parabolisch" einverleibt, muß wohl als erster, minder gelungener Versuch, denselben Stoff zu gestalten, betrachtet werden. Dann erwähnen wir hier noch das Sonett an die Großfürstin Maria Paulowna (vom 15. März 1813) *), womit unser Dichter eine ihr von Meyer verehrte malerisch geschmückte Brieftasche einweihte.

Goethe beschäftigte sich in diesem Jahre auch mit einem größern poetischen Plane, mit dem Entwurf einer Oper, die er „Löwenstuhl" zu betiteln gedachte. Schäfer nimmt an, daß er darin das Sujet wieder aufgenommen, welches er früher in dem romantischen Epos „die Jagd" hatte behandeln wollen und später als „Novelle" wirklich ausgeführt hat, wogegen Goethe selbst in den Annalen ausdrücklich bemerkt, die Oper habe sich auf die alte Ueberlieferung gegründet, die er nachher der Ballade „Die Kinder sie hören es gerne"

*) Bd. VI, 48.

zu Grunde gelegt. Die Arbeit gerieth, aus unbekannten Ursachen, in's Stocken und verharrte darin.

So lebhaft auch, wie dieser Ueberblick theilweise zeigt, Goethe's Thätigkeit in Töplitz sein mochte, so entzog er sich doch keineswegs einem heitern geselligen Verkehr. Mit der oben genannten Großfürstin Maria Paulowna verweilte dort auch die nachherige Königin von Württemberg, Großfürstin Katharina. Außer ihnen nennt Goethe in den Annalen als bedeutende Personen, die er gesehen: Dr. Kapp, Graf Brühl, General Thielmann, Rittmeister von Schwanefeld und Professor Dittrich vom Gymnasium zu Kommothau. Ohne Zweifel hätte er gerne in diesem Kreise noch länger verkehrt, wenn nicht die aufsteigenden Kriegsgewitter, die auch für Böhmen bedrohlich werden mußten, die Heimreise rathsam gemacht hätten.

Gleich nach der Mitte August's nach Weimar zurückgekehrt, brachte er bald darauf mit dem Herzoge eine ruhige Woche in Ilmenau zu, um dann in Weimar desto bewegtere Monate zu verleben. Nach seiner Weise suchte er seine Gemüthsruhe dadurch zu behaupten, daß er sich gerade auf das Entfernteste warf; er widmete sich einem ernstlichen Studium des Chinesischen Reiches, und beschäftigte sich viel mit geognostischen Betrachtungen, wobei er seine, die Zinnformation betreffende Sammlung sauber ordnete *). Unterdessen entwickelten sich die kriegerischen Ereignisse immer drohender. Die jüngste französische Garde rückte in Weimar ein; General Travers, den Goethe als Begleiter des Königs von Holland kennen gelernt, wurde zu seiner höchsten Verwunderung bei ihm einquartirt. Allmählig bewegte sich die ganze französische Armee nach Sachsen hinein, wo auf den Feldern von Leipzig das Schicksal von Europa entschieden werden sollte. Gerade am Tage der Schlacht dichtete Goethe, der Schauspielerin Wolff zu Liebe, nach vorgängigen sorgfältigen Studien, den Epilog zum Essex. Er selbst sah später etwas Prophetisches in den Versen:

> Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag,
> Ein letztes Glück und einen letzten Tag.

*) S. Briefwechsel mit Knebel II, 95.

Zugleich aber möchte wohl in der Schilderung des Herrschers, der „Muth sich fühlt in königlicher Brust" ein Ausdruck der Bewunderung Napoleons zu suchen sein, wie er unter dem Abfall der Freunde seinen ungebeugten Sinn bewahrt. An eben dem Tage fiel Napoleons Brustbild von der Wand herab. Die Gattin des Dichters, eine leidenschaftliche Verehrerin des Helden, warf sich verzweiflungsvoll vor Goethe nieder. Dieser tröstete sie mit den Worten: „Sieh nur her, es ist nichts als der Rand des Bildes gebrochen, dem Helden selbst ist man ja noch nicht zu Leibe gegangen." Später ließ er um den Rand, einen Vers Lukans parodirend, die Worte setzen:

Scilicet immenso superest ex nomine multum.

Jetzt wälzte sich die zurückschwellende Kriegsfluth rasch gegen Weimar heran. Kosaken schlichen herbei und hoben den französischen Gesandten auf; die Franzosen näherten sich von Apolda und Umpferstedt her, die Verbündeten überfielen vom Ettersberg her die Stadt, die Oesterreicher rückten ein. Am 1. November trat der Herzog von Weimar vom Rheinbunde zurück und schloß sich den Verbündeten an. Goethe mit den Seinigen war über die bedrängnißvollen Tage des Rückzugs der Franzosen glücklich genug hinweggekommen. „Dieses Blatt," schrieb er den 29. October an Zelter, „soll bald in Deine Hände gelangen, verspricht mir Hr. Prof. Kiesewetter. Er wird Dir sagen, wie es bei uns aussieht, und wie das Ungeheure mit ganz leidlichem Schritte bei uns vorbeigegangen. Ich mit den Meinigen, wir haben uns nicht zu beklagen, ja unser Schicksal gegen das so vieler Andern zu loben." Auch ergab sich für ihn das Erfreuliche, daß ihm manche interessante Besuche durch die Kriegsereignisse zugeführt wurden. Er selbst zählt in den Annalen als bedeutende Personen, die er nach der Leipziger Schlacht in Weimar gesehen, folgende auf: Wilhelm von Humboldt, Graf Metternich, Staatskanzler von Hardenberg, Prinz Paul von Württemberg, Prinz August von Preußen, Churprinzeß von Hessen, den Chemiker Prof. John und Hofrath Rochlitz *).

*) Zum Theil fallen diese Besuche auf den 24. und 25. Oktober, wo die beiden verbündeten Kaiser mit Marschällen und Diplomaten in Weimar waren.

Daß in solchen Tagen an eine frische Productivität nicht zu denken war, braucht kaum erwähnt zu werden. Bei dem Studium des chinesischen Reiches war ihm die Anwesenheit Klaproth's sehr förderlich, „eines eingefleischten Chinesen," wie er an Knebel schrieb, der ihm gar Manches suppliren und bestätigen konnte. Ferner brachte er, um sich „in dieser confusen Zeit zu zerstreuen," seine Kunstsachen, besonders die Kupferstiche in Ordnung, und legte sie nach den Schulen, wobei er sich mit Freude von seinem reichen Besitz überzeugte. Vielleicht erhielt auch in diesen Tagen ein kleiner Aufsatz „Ruysdael als Dichter" seinen Abschluß, der durch den diesjährigen Besuch der Dresdener Galerie veranlaßt worden war. Dann erwähnen wir hier, des Zusammenhangs wegen, noch zwei andere in diesem Jahre entstandene Aufsätze: Shakespeare und kein Ende und Doppelbilder des römischen Kalkspaths.

In die allgemeine Begeisterung, die jetzt in Deutschland erwacht war, konnte Goethe nicht einstimmen, ja er widersetzte sich, wie Holtei berichtet, mit aller Gewalt dem Eintritt seines Sohnes unter die Freiwilligen und suchte ihn in anderer Weise zu beschäftigen. Um aber einen nähern Einblick in seine Gesinnungen zu gewähren, nehmen wir zum Schlusse des Capitels Einiges aus einem in den November fallenden Gespräche des Historikers Luden mit Goethe auf.

Luden hatte ihm den Entschluß mitgetheilt, eine zunächst gegen die Napoleonische Gewaltherrschaft gerichtete Zeitschrift, die „Nemesis", herauszugeben. Goethe sprach sich über eine solche publicistische Thätigkeit unbeifällig aus, und fuhr dann fort: „Glauben Sie nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein, diese Ideen sind in uns, sie sind ein Theil unsers Wesens, und Niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit andern Völkern erregt uns

Mit den letztern, deren er einige Abends zu Besuch hatte, war Goethe am 30. October an der Hoftafel, mit andern Gästen am 2. und 6. November.

peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche; und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag; denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität; aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost, und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Deutschlands Zukunft. Ich halte ihn so fest, als Sie, diesen Glauben. Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe zu erfüllen gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zu Grunde gegangen sein. Da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie, nach meinem Glauben, noch eine große Bestimmung haben, eine Bestimmung, welche um so viel größer sein wird, denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reichs und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht. Aber die Zeit, die Gelegenheit vermag ein menschliches Auge nicht vorauszusehen, und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen oder herbeizuführen. Uns Einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem Jeden nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, so auch, und vorzugsweise, nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den andern Völkern, sondern wenigstens hierin voraufstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmüthig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht."

Hierauf sich wieder zur Gegenwart zurückwendend, sagte er: „Sie sprechen von dem Erwachen, von der Erhebung des deutschen Volkes und meinen, dieses Volk werde sich nicht wieder entreißen lassen, was es errungen und mit Gut und Blut theuer erkauft hat, nämlich die Freiheit. Ist denn wirklich das Volk erwacht? weiß es, was es will und was es vermag? ... Der Schlaf ist zu tief gewesen, als daß auch die stärkste Rüttelung so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte. Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestöbert wird? Wir sprechen nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer; wir sprechen von der Menge, von den Millionen. Und was ist denn errungen oder gewonnen worden? Sie sagen: die Freiheit! Vielleicht aber würden wir es richtiger Befreiung nennen, nämlich Befreiung nicht von dem Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joche. Es ist wahr: Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener; dafür sehe ich aber Kosaken, Baschkiren, Kroaten, Magyaren, Kassuben, Samländer, braune und andere Husaren. Wir haben uns seit langer Zeit gewöhnt, unsern Blick nur nach Westen zu richten, und alle Gefahr von dorther zu erwarten; aber die Erde dehnt sich auch noch weithin nach Morgen aus. Selbst wenn wir all das Volk vor unsern Augen sehen, fällt uns keine Besorgniß ein, und schöne Frauen haben Roß und Mann umarmt. Lassen Sie mich nicht mehr sagen. Sie zwar berufen sich auf die vortrefflichen Proclamationen fremder Herren und einheimischer. Ja, ja! Ein Pferd, ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd!"

Achtes Capitel.

Einleitendes. Das Jahr 1814. Theater. Wiederaufleben der Hauscapelle. Der dritte Theil von Wahrheit und Dichtung erscheint. Besuch des Professors Sartorius. Frühlingsaufenthalt zu Berka. Das Vorspiel „Was wir bringen". Des Epimenides Erwachen. Besuch von Wolf und Zelter. Gedichtsammlung „Willkommen". Rheinreise. Aufenthalt in Wiesbaden. Das Rochusfest. Aufenthalt zu Winkel und Ausflüge in's Rheingau. Aufenthalt in Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt, Hanau. Rückkehr nach Weimar. Die Redaction der italienischen Reise. Der westöstliche Divan. Sonstige Gedichte des Jahres 1814. Das Jahr 1815. Neue Ausgabe seiner Werke, Redaction der italienischen Reise, der Divan fortgesetzt. Requiem auf den Tod des Prinzen von Ligne. Gedicht zum Jubiläum des Freiherrn von Frankenberg. Theater. Festspiel zu Iffland's und Schiller's Andenken. Aufsätze für's Morgenblatt. Rheinreise. Aufenthalt in Wiesbaden. Ausflüge nach Biberach und in's Labnthal. Fahrt nach Köln. Reise über Bonn, Coblenz, Mainz, Frankfurt nach Heidelberg. Rückreise nach Weimar. Erstes Heft von Kunst und Alterthum vorbereitet. Kleinere Gedichte.

Wie sehr auch unser Dichter gegen die gewaltigen Zeitereignisse, in die er weder Neigung noch Beruf fühlte, einzugreifen, sich durch friedliche Thätigkeit abzuschließen bemüht war, so konnte doch sein ganzes inneres Leben von ihnen nicht unberührt bleiben. Der frische, freudige Geist, der unser Vaterland in den zwei Jahren durchwehte, die wir für dieses Capitel abgegränzt haben, ergriff auch ihn und übte eine verjüngende Kraft aus. Hatte er sich in den letzten Jahren während der Sommermonate in das böhmische Gebirgsbecken versenkt, wo er in heiterer Geselligkeit mit aristokratischen Kreisen oder stillforschend mit der Natur verkehrte, oder begonnene Arbeiten fortführte, so trieb es ihn jetzt, wie er selbst sagt, „in die freie Welt, besonders in's freie Geburtsland, zu dem er wieder Lust und Antheil fassen konnte," wo mit den Jugenderinnerungen auch Jugendempfindungen aufwachten, wo ein frischeres, regeres Volksleben, kräftig ausgesprochene Theilnahme geistreicher Freunde anregend auf ihn einwirkten, wo deutsche Kunst und Alterthum ihn auf's Neue zu liebevoller Betrachtung aufforderten. Ein neuer, überraschend reicher Liederfrühling begann emporzublühen; ja er ließ sich sogar bestimmen, in einer größern Dichtung, dem Erwachen des Epimenides, die Befreiung des deutschen Vaterlandes zu feiern. Geht man aber näher auf die Gegenstände dieser neubelebten Thätigkeit ein, so erkennt man sogleich, wie sie dennoch ihrem Charakter nach in einem tiefen Gegensatze zu den die Zeit beherrschenden Gefühlen und Bestrebungen stehen. Mitten unter den furchtbarsten Kriegsbewegungen deuten seine kleinern Gedichte auf gesellige Freude. Während „Nord und West und Süd zersplittern, Throne bersten, Reiche zittern," flüchtet er sich in den „reinen Osten" zu innigem und beschaulichem Lebensgenuß; während Aller Blicke spannungsvoll auf die Gegenwart und die nächste Zukunft gerichtet sind, verweilt er bei der Kunst vergangener Zeiten, oder wirft sinnende Blicke auf seine eigene Vergangenheit, auf sein Leben in Italien, zurück, oder stellt die Früchte seines bisherigen Lebens für eine neue Ausgabe seiner Werke zusammen. Dem Tribut aber, den er nicht ablehnen konnte der Gegenwart zu bringen, dem Epimenides, fehlt es, ungeachtet aller bei der Composition aufgebotenen Kunst, an Frische und Wärme, an rechtem innern Leben.

Zunächst die erste stärkere Hälfte des Jahres 1814, bis zu Goethe's Abreise nach dem Rheine überblickend, heben wir aus diesem Zeitraume das Theater, die wiederauflebende Hauscapelle, das Erscheinen des dritten Theils von Wahrheit und Dichtung, einen Besuch des Professors Sartorius und einen Frühlingsaufenthalt zu Berka hervor. Das Weimarische Theater stand jetzt ungefähr auf seinem Höhepunkt; eine Reihe der trefflichsten Schauspieler, durch sorgfältige Didaskalien zu harmonischen Leistungen geübt, versuchte sich an den mannigfaltigsten und schwierigsten Aufgaben. In diesem Sinne wurden denn auch bisweilen Stücke von zweifelhaftem poetischem Werthe, wie „die Schuld" von Müllner, gewählt, wenn sie nur die Schauspieler zur Entfaltung ihres ganzen Talentes aufforderten. Durch die Lösung solcher Aufgaben vorgebildet, befriedigten sie dann um so vollkommener in den wiederholten Aufführungen anerkannter Meisterwerke, wie Romeo und Julie, Egmont, Wallensteins Lager und Tod. In dem Streben, etwas Neues und

zugleich Bedeutendes zu bringen, ward der Versuch gemacht, die Schauspiele Fouqué's, Arnims und anderer Humoristen bühnengerecht zu gestalten; doch gelang es mit ihnen eben so wenig als mit den frühern Arbeiten Tieck's und Brentano's.

Die Unterbrechung der freiwilligen Hauscapelle, durch welche Goethe'n der Anstoß zu so manchen kleinen Productionen gegeben worden war, hatte er schmerzlich genug empfunden. Um so mehr war er erfreut, am 23. Februar Zelter'n melden zu können, daß an ihm seine „kleine Sang- und Klanggesellschaft" nach trauriger Pause wieder auferstanden sei; die Verklärung der Johanna Sebus sei von ihnen als Sacrament der Rettung aus den Fluthen gefeiert worden. „Dieses Anstältchen," fügte er hinzu, „zieht sich durch Zeit und Umstände hindurch, wie Gänge und Klüfte durch die Gebirgsmassen; bald metallhaltig, bearbeitet man sie mit Vortheil, bald ist es aber nur Gangart, die zuletzt selbst so schmal wird und zu verschwinden droht, aber doch immer darauf hindeutet, daß man, beharrlich fortarbeitend, in derselben Richtung wieder etwas Erfreuliches finden werde." Wie es scheint, wollte auch jetzt die Anstalt noch nicht recht gedeihen; denn am 22. April klagte er Zelter'n, es gehöre eine besondere Kunst dazu, diesen zusammengeborgten Körper, von dem bald dieses, bald jenes Glied abfalle, beim Leben zu erhalten. Indeß gewährte sie ihm doch Gelegenheit, an den reichen Sendungen, womit ihn sein musikalischer Freund in den ersten vier Monaten des Jahres erfreute, sein Ohr zu ergötzen.

Als Gegengabe sandte er ihm den 7. Mai den dritten Theil von Wahrheit und Dichtung und meldete zugleich, er werde sich erst noch an dem, was Zelter ihm mitgetheilt, erquicken und dann in die Nähe auf's Land gehen, wo eine Badeanstalt, „wahrscheinlich mehr der Hoffnung, als der Heilung," seit Kurzem errichtet sei. Es war damit Berka gemeint, worüber es in den Annalen unter dem Jahr 1813 heißt: „Das intentionirte Schwefelbad zu Berka gab zu mancherlei Discussionen Gelegenheit; man versuchte, was man voraussehen konnte, und ließ bewenden, was man nicht hätte beabsichtigen sollen."

Ehe er aber diesen Villegiatur-Plan ausführte, hatte er sich eines sehr interessanten Besuches zu erfreuen, worüber er an Zelter

am 22. April berichtete: „Ein besonderes Gute ist mir seit acht Tagen geworden. Professor Sartorius aus Göttingen, ein alter Freund *), benutzt die zwischen den Deutschen wieder eröffneten Communicationen und besucht mich. Was ist gegenwärtig wünschenswerther, als sich mit einem Manne zu unterhalten, dessen Geschäft es ist, die Kräfte und Verhältnisse der Staaten bis auf den heutigen Tag zu kennen und gegen einander abzuwägen! Es gewährt die größte Beruhigung, dieses ungeheure Ganze zu übersehen, und seine Hoffnung wegen zukünftiger Zustände dadurch zu begründen, anstatt daß wir uns sonst in der traurigen Lage befinden, vom Augenblick hingerissen, durch Zeitungen verwirrt und durch Geklatsch gar gestört zu werden, um so mehr als jetzt nicht allein von dem künftigen Schicksal Europa's, sondern von dem der ganzen Welt die Rede sein kann."

Hatten ihm diese Gespräche mit Sartorius oft die Kriegsereignisse vor die Seele gerufen, so konnte er aus dem von der Ilm umrauschten „Edelhof" in Berka den 18. Mai an seinen aus der Schweiz zurückgekehrten Freund Meyer schreiben: „Hier ist es so still und friedlich, als wenn seit hundert Jahren und hundert Meilen weit kein Kriegsgetümmel existirte. Der Tag ist so lang, daß er manchmal langweilig wird, und dieß, wissen Sie, ist der Erfindung günstig. Und so bin ich denn auch mit dem Plan des kleinen Stücks bis in's Einzelne ziemlich zu Rande. Die Scene der Parzen ist besser geworden, als ich sie mir Anfangs dachte. Den Mechanismus mit dem Weifen und Zwirnen habe ich aufgegeben und etwas ersonnen, das mehr Styl hat und die Sprechenden weniger irrt, ja vielmehr der Handlung günstig ist."

Das zuletzt Gesagte bezieht sich auf das Vorspiel „Was wir bringen", womit im Juli dieses Jahres das Theater zu Halle eröffnet werden sollte. Man hatte gewünscht, daß das Vorspiel

*) Vergl. Annalen (G.'s W. Bd. 27, S. 94, 120, 264). Er verweilte abermals vom 25. Juni bis zum 17. Juli in Weimar, im Schlosse wohnend, kehrte dann am 12. September wieder und reiste am 14. nach Wien mit diplomatischen Aufträgen vom Weimarischen Hofe (Schöll zu G.'s Briefen an Frau von Stein, III, 445).

zugleich als Todtenfeier für den unlängst gestorbenen Geh. Oberbergrath und Professor Reil zu Halle gelten könnte, dem die dortige Bühne ihr Entstehen verdankte; und Goethe fand sich zur Erfüllung dieses Wunsches um so mehr bereit, als er mit Reil sehr befreundet gewesen und von ihm früher, im Jahr 1805, bei einem Anfalle seines herkömmlichen Uebels, mit größter Sorgfalt und Umsicht behandelt worden war. Er bewahrte noch in spätem Alter unter seinen Papieren mit Achtung ein eigenhändiges Gutachten Reil's über seinen Gesundheitszustand. Was den Plan des Stückes anlangt, so knüpft es an jenes gleichnamige aus dem Jahr 1802 an, weßhalb es auch in Goethe's Werken als „Fortsetzung" bezeichnet ist. Diesen Zusammenhang hebt gleich zu Anfange in heiterm Tone Mercur hervor, der überhaupt als Interlocutor und Interpret in dem Stücke fungirt. Dann folgt die oben angedeutete ernstere Parzen-Scene. Zuerst erscheint Klotho, Reil's Leben noch auf der goldnen Spindel tragend; und Mercur muß bekennen, daß es ein treffliches Gespinnst sei:

Der Faden tüchtig und durchaus sich gleich,
Voll ächten Werths, an Wundergaben reich,
Wie ihren Lieblingen die Götter gönnen:
Des Sängers Mund, des Sehers hohe Kraft,
Des Arztes Kunst und hohe Wissenschaft.

Hierauf kommt Lachesis, und, während sie weift, schildert sie in schönen Stanzen Reil's Leben von der Jugend bis zu seinem Höhenpunkte, wo eben

Der Fried' entblühte,
Der ihm des Wirkens wohlverdiente Frucht,
Nach Tagesgluth am milden Abend biete.

Allein schon ist Atropos erschienen und schneidet, ungeachtet Mercurs und Lachesis Bitten, den Lebensfaden entzwei. Zugleich aber zeigt sich des Verewigten Namenszug in einem Sternenkranze, und Atropos feiert sein Andenken in schwungvollen Versen. Damit würde jedoch, nach Goethe's Empfindung, das Vorspiel zu ernst geschlossen haben; und wie er immer gern den Blick vom Tode auf ein schönes Leben zurücklenkte, um

Durch des Lebens Anblick selbst
Zum Leben immer kräft'ger sich zu stärken,

so führt er auch hier in drei größern Schlußauftritten erstens die Nymphe der Saale vor, die in munterm Volksliedertone Reil's Garten an der Saale preis't, dann die Schauspielkunst und zuletzt die Oper, durch Personen aus Mozart's Entführung aus dem Serail repräsentirt. Wir bemerken noch, daß, wie mehrmals in der kleinen Dichtung, so besonders in den Schlußscenen, die Freude über die Befreiung des Vaterlandes lebhaft anklingt.

Goethe mußte die Ausarbeitung des Stückes Riemer'n übertragen, da er selbst unerwartet von Iffland ersucht wurde, für das Berliner Theater ein auf den Befreiungskrieg bezügliches Festspiel zu dichten. Es gehört demnach „Was wir bringen" zu den „geselligen Arbeiten", wie wir deren noch ein Paar im vorliegenden Capitel antreffen werden (die Gedichtsammlung „Willkommen" und das Festspiel zu Iffland's Andenken). Unser Dichter hat mit diesen geselligen Productionen ein Beispiel gegeben, das um so eher Nachahmung verdient hätte, als er selbst die Vortheile eines solchen Verfahrens in dem Aufsatz „Ueber die Entstehung des Festspiels zu Iffland's Andenken" sehr klar erörtert hat. Selbstständige dauerhafte Meisterwerke können freilich auf diesem Wege nicht füglich zu Stande kommen; aber für Gelegenheitsdichtungen, deren Gegenstand gegeben ist, sind, wie Goethe sich selbst ausdrückt, „solche gesellige Arbeiten der Stufe, worauf die Cultur unseres Vaterlandes steht, vollkommen angemessen, indem eine Fülle von Empfindungen, Begriffen und Ueberzeugungen, allgemein übereinstimmend, verbreitet ist, so wie die Gabe sich rhythmisch angenehm und schicklich auszudrücken." Für das Publikum würde sich daraus der Vortheil ergeben, daß es durch eine größere Anzahl aus dem frischen Leben geschöpfter, wenn auch nur vorübergehend wirkender Productionen erfreut würde, die sich dazu noch durch größere Mannigfaltigkeit und Fülle hervorthäten; für die producirenden Künstler entspränge der Gewinn, daß sie durch wechselseitige Beurtheilungen ihrer Leistungen, so wie durch die Prüfung dieser Urtheile an der Wirkung auf's Publikum sich belehren und fördern könnten. Leider steht aber, während in Frankreich dergleichen gemeinsame Arbeiten mit Glück

versucht werden, bei uns die spröde deutsche Individualität der Sache im Wege. Das ausnahmsweise Gelingen von Goethe's Versuchen war hauptsächlich in seiner entschiedenen Superiorität begründet, der sich Mitarbeiter, wie Riemer, Peucer und Andere, willig unterordneten. Es ist namentlich Riemer'n in dem vorliegenden Vorspiele in dem Grade gelungen, sich in unsers Dichters Denk-, Empfindungs- und Ausdrucksweise zu versetzen, daß man nur an wenigen Stellen an die fremde ausführende Hand erinnert wird.

Das Festspiel für Berlin, des Epimenides Erwachen, wurde, wie es scheint, in der zweiten Hälfte des Mai begonnen, und näherte sich vor der Hälfte Juni's schon dem Schlusse. Am 30. Mai gedenkt Goethe in einem Briefe an Meyer der „ungeheuren Last", die er sich mit diesem Unternehmen aufgebürdet, und in einem Briefe an Riemer, Berka den 9. Juni datirt, heißt es: „Ich muß Ihren Beistand nochmals anrufen, denn Epimenides naht sich seinem Erwachen. Das Stück ist so gut wie fertig; aber freilich die letzte Hand anzulegen wage ich kaum allein, ich stehe noch zu nahe daran." Er lud ihn daher zu einem baldigen Besuch ein, sandte aber einstweilen die zweite Abtheilung zur Durchsicht und Interpunktion, in der Hoffnung, bis zu Riemer's Ankunft auch den Anfang fertig zu haben, worauf er dann eine Abschrift des Ganzen zu besorgen und durch eine Estafette an Iffland abzuschicken gedachte. So sehr er sich nun auch beeilt hatte, so gelangte das Stück doch erst im folgenden Jahre am 30. März in Berlin zur Aufführung, weil der Capellmeister Weber in Berlin, dem die Composition übertragen war, wie Zelter berichtete, „niemals Zeit hatte — Zeit zu haben." Mittlerweile hatte aber Freund Zelter schon den Chorgesang Vorwärts! hinan! componirt und in der Singakademie dem Fürsten Blücher von 181 Stimmen so kräftig und energisch vortragen lassen, daß dem Alten die Thränen entliefen. Nach Zelter's Bericht war schon bei der ersten Aufführung am 30. März 1815 die Wirkung des Stückes bedeutend, und am folgenden Tage, als es in Gegenwart des Hofes wiederholt wurde, „der Beifall wüthend"; doch ist ohne Zweifel bei dieser Meldung, wie so oft, Zelter's persönliche Begeisterung für Goethe in Rechnung zu bringen.

Der Hauptmangel der Dichtung besteht darin, daß sie als eine für den gegenwärtigen Moment und für die Wirkung auf eine große Menge von Zuhörern berechnete Gelegenheitspoesie bei Weitem zu complicirt und undurchsichtig ist. Sie verlangt vom Zuschauer, wie der Dichter selbst an Zelter schrieb, „daß er jeden Augenblick schaue, merke und deute," während eine patriotische Festdichtung die großen zeitbewegenden Ideen und Gefühle einfach, kräftig und würdevoll aussprechen und dem Zuhörer veredelt und verklärt zum Bewußtsein bringen sollte. Goethe meinte freilich, es käme Alles darauf an, „daß ein solches Stück ein Dutzendmal hintereinander gegeben würde;" allein bis auf den heutigen Tag scheinen selbst die Kritiker, die, ungestört von der opernartigen Ausstattung, zur sorgfältigen Betrachtung sich die Zeit genommen, über die Composition weder im Einzelnen noch im Ganzen vollkommen im Klaren zu sein. Als Angelpunkt der Handlung tritt allerdings deutlich genug die Entfesselung von Glauben und Liebe durch die Hoffnung hervor, wodurch der Gedanke versinnbildlicht wird, daß in Zeiten der Unterdrückung, die sogar Glauben und Liebe beugen und entmuthigen, die Hoffnung dereinstiger Befreiung im Stillen fortlebt und zur rechten Zeit Glauben und Liebe zu neuer Thatkraft beseelt. Zelter hatte sogleich nach den zwei ersten Aufführungen jene Stelle als den Kern des Ganzen, als „den geheimen Leib, woran alle Glieder festgesetzt sind," bezeichnet, und Goethe antwortete darauf: „Daß du die Achse, worauf sich mein Stück herumdreht (doch wie ich hoffe, ohne Knirschen und Knarren), so festgehalten und tief empfunden, freut mich sehr, ob es gleich deiner Natur ganz gemäß ist. Ohne diese furchtbaren Ketten wäre das Ganze eine Albernheit. Daß dieses Exempel an Frauen statuirt wird, macht die Sache läßlicher und zieht sie in's Gebiet der Rührung; doch wollen wir weiter nichts davon reden, sondern die Wirkung den Göttern anheim stellen." Zweifelhaft ist aber schon die Rolle, welche Epimenides in dem Stücke spielt, eine Figur, die keinesfalls als eine unbedeutende angesehen werden kann, da Goethe nach ihr die Dichtung benannt hat. Nach Schäfer*) bildet sie nur den Rahmen des

*) Goethe's Leben II, 206.

allegorischen Zeitgemäldes, und eben so urtheilt Düntzer, daß der Schlaf und das Erwachen des Epimenides nur zur poetischen Einkleidung dienen, wenn auch der Dichter anfänglich eine Beziehung auf das Erwachen Deutschlands beabsichtigt haben möge. Mir scheint Epimenides eine Collectiv-Maske zu sein, worunter diejenigen hervorragenden Geister stecken, die, als eine aussichtlose Verwirrung und Zerstörung über das Vaterland hereinbrach, sich auf sich selbst zurückzogen; und Goethe hatte gewiß nichts dagegen einzuwenden, wenn man ihn selbst zu diesen zählte. Es ist also nicht sowohl auf den Schlaf des deutschen Volkes im Allgemeinen, als vielmehr auf die gänzliche Zurückgezogenheit mancher der bedeutendsten deutschen Männer hingedeutet, die, wenn sie sich auch nicht einer absoluten Unthätigkeit hingaben, doch bezüglich der großen vaterländischen Interessen sich durchaus indifferent verhielten. So liegt auch in den einleitenden Worten der Muse eine Hindeutung auf das Verhalten der deutschen Dichter während der Fremdherrschaft:

In tiefe Sklaverei lag ich gebunden;
Und mir gefiel der Starrheit Eigensinn;
Ein jedes Licht der Freiheit war verschwunden,
Die Fesseln selbst, sie schienen mir Gewinn.

Wer denkt nicht namentlich beim zweiten Verse an Goethe selbst?

Die Fesseln fallen ab von Händ' und Füßen,
Wie Schuppen fällt's herab vom starren Blick.

So scheint er auch selbst, erstaunt über die Begeisterung und Kraft, die das deutsche Volk gezeigt hatte, momentan wenigstens entschlossen gewesen zu sein, den Interessen desselben eine lebhaftere Theilnahme zu widmen. Auf den Epimenides aber deutet die Muse als auf einen Mann, der früher „der Weisheit unversiegter Quelle und ihrem Schaun sich treulich zugekehrt," nun aber freigesinnt die wunderbarsten Bilder erklären werde. Er hatte von jeher sich der Betrachtung der Natur und Kunst, des Gesetzlichen und Ewigen in Welt- und Menschenleben gewidmet (2. Auftritt), er hatte selbst gewählt zu schauen „was ist", nicht „was sein wird" (3. Auftritt), und so blieb ihm auch das Keimen und stille Wachsen einer zukünftigen bessern Zeit ein Geheimniß, gerade wie unser Dichter die Vorzeichen der nahenden Erhebung des Vaterlandes entweder übersah oder mit ungläubigem Mißtrauen betrachtete. Die Verzweiflung des unter Gräueln der Zerstörung erwachenden Epimenides erinnert lebhaft an die Angst, von der Goethe beim Anblick des gewaltigen Kampfes in den letztvergangenen Jahren ergriffen wurde. Jetzt nach erfochtenem Siege muß er, wie Epimenides, dem deutschen Volke und besonders der herrlichen Jugend (durch den „Jugendfürsten" repräsentirt), die sein Mißtrauen so schön getäuscht hatte, gestehen:

Doch schäm' ich mich der Ruhestunden,
Mit euch zu leiden war Gewinn;
Denn für den Schmerz, den ihr empfunden,
Seid ihr auch größer, als ich bin.

Freilich weiß er auch hier eine gute Seite aufzufinden; er läßt den Priester sagen:

Tadle nicht der Götter Willen,
Wenn du manches Jahr gewannst:
Sie bewahrten dich im Stillen,
Daß du rein empfinden kannst.

Aus dem Epimenides soll nun ein Vorwärtssinnender werden, und diesen Beruf wird er um so unbefangener üben, je freier er sich von den Leidenschaften des Tages erhalten hat. Er bewährt sich aber auch sogleich in seinem neuen Beruf, indem er auf die Uneinigkeit als die gefährlichste Klippe für die Zukunft deutet; mußte doch Zelter schon nach der ersten Aufführung des Stückes berichten, es sei wie „eine prophetische Vision und zugleich wie eine Probe des Exempels" erschienen. Schließlich mache ich noch auf die unverkennbare Palinodie in den dem Festspiele vorangehenden Versen („Den Frieden kann das Wollen nicht bereiten, wer Alles will, will sich vor Allem mächtig u. s. w.") aufmerksam, die an den Schluß des Gedichtes an die Kaiserin von Frankreich aus dem Jahr 1813 anknüpfen:

Wer Alles wollen kann, will auch den Frieden.

Indem ich diese Andeutungen über die Figur des Epimenides nur als Vermuthungen gebe, die mir jedoch einer nähern Prüfung

nicht unwerth scheinen, bemerke ich nur noch, daß, nach dem Briefwechsel mit Zelter zu urtheilen, das Stück Anfangs eine von der jetzigen etwas abweichende Gestalt gehabt haben muß. Während des Aufenthaltes zu Berka erhielt Goethe einen Besuch von Fr. Aug. Wolf aus Berlin *), der aber bald seine „Kometenbahn" weiter verfolgte, um sich den Rheingegenden zuzuwenden. Nach Weimar zurückgekehrt, wurde Goethe durch einen Besuch Zelter's erfreut; und nach einer dem Briefwechsel Beider beigelegten Abhandlung Zelter's über die Fuge (datirt „Weimar, den 1. Juli") zu urtheilen, wurde mit ihm über Theorie der Musik eifrig verhandelt. In diese Zeit fällt auch die unter Goethe's Leitung veranstaltete Sammlung einer größern Anzahl von Gedichten verschiedener Verfasser, womit der aus dem glücklichen Feldzuge heimkehrende Fürst begrüßt werden sollte. Diese Sammlung, nachher unter dem Titel „Willkommen" herausgegeben, war eine der geselligen Arbeiten, von denen oben die Rede gewesen. Nicht minder betheiligte sich Goethe bei mancherlei Vorbereitungen zu architektonischer Zierde der Straßen, durch die der Herzog einziehen sollte **).

Auch Zelter reis'te, noch vor Mitte Juli's, nach den Rheinlanden ab, und nahm zu Wiesbaden für Goethe ein Quartier in Beschlag, so wie er auch von Wolf für ihn dessen Vorrath an Wein und Schwalbacher Wasser übernahm. Am 25. Juli folgte ihm Goethe, und fand schon gleich auf der Reise zu frischen Gesangesweisen sich angeregt. Die Gedichte zum Divan „Phänomen" und „Liebliches" (Buch des Sängers) athmen schon ganz die Reiselust. Am 26. keimten neue westöstliche Lieder in reicher Fülle empor. An demselben Tage sah er auf dem Jahrmarkt zu Hühnefeld mit jugendlichem Humor sich unter den Käufern an den Buden und Gerüsten um,

*) S. Briefe von und an Goethe, herausgeg. von Riemer, S. 206.

**) Da der Herzog erst am 1. September heimkehrte, so kann sich G. an der Verzierung der Straßen wohl nur mit vorgängigem oder mit brieflichem Rath betheiligt haben (Schöll zu den Briefen an Frau von Stein III, 446). Ueber die Gedichtsammlung „Willkommen" vergl. G.'s Brief an Knebel vom 9. Juli 1814.

Zu prüfen, ob er noch etwas wüßte,
Wie's ihm Lavater, vor alter Zeit,
Treulich überliefert,

und schlug in dem dadurch hervorgerufenen Gedichte wieder ganz den Ton jenes vor vierzig Jahren geschriebenen „Diner's zu Coblenz" an. In Wiesbaden kam er freilich in Gefahr, sich auf's Neue in die Karlsbader Studien zu vertiefen. Das Kabinet des Oberbergraths Cramer enthielt eine vollständige, systematische Folge der dortigen Mineralien, und außerdem belehrende Prachtstücke aus den Bergwerken des Westerwaldes. Allein Freund Zelter, der bis gegen Anfang Septembers bei ihm blieb, der muntere Sinn des rheinischen Volkes, die herrliche Natur, die ihn umgab und zu den mannigfaltigsten Ausflügen aufforderte, auch wohl die Wiedervergegenwärtigung seiner Jugendzeit zu selbstbiographischen Zwecken, unterstützt durch Anschauung der Localitäten, Alles mußte dazu beitragen, ihn wieder der Menschenwelt zu nähern und ihm jene größere Milde und Schonung zu geben, die er selbst auf dieser Reise gewonnen zu haben bekennt. In Wiesbaden fand er an dem Hofgerichtsadvocaten Bernhard Hundeshagen einen gefälligen und vielfach gebildeten jungen Mann, der sich besonders mit Landesgeschichte und Antiquitäten, auch mit Botanik beschäftigte und trefflich zeichnete. Als Bibliothekar hatte er sich um Wiesbaden durch Sammlung älterer schätzbarer Bücher und Manuscripte und durch umsichtige Leitung neuer Anschaffungen verdient gemacht; dem größern Publikum war er bereits durch seine Bemühungen um den Palast Friedrich's I. zu Gelnhausen bekannt.

Am 15. August Mittags unternahm Goethe mit seinen Freunden eine Fahrt in's herrliche Rheingau, um am folgenden Tage dem Sanct-Rochus-Fest in der Nähe von Bingen beizuwohnen. Sie übernachteten zu Rüdesheim im Gasthof zur Krone, besahen des folgenden Morgens früh noch eine Sammlung metallischer Erzeugnisse des Westerwaldes und vorzüglicher Minern von Rheinbreitbach, fuhren dann unter Kanonendonner über den von Kähnen und Schiffen wimmelnden Strom und mischten sich unter die bunten Schaaren der Wallfahrenden, die von allen Seiten die Anhöhe hinaufzogen. Man muß die schöne Beschreibung des Festes von

Goethe's eigener Hand *) lesen, um den Hauch des Glückes lebhaft zu empfinden, das ihn damals beseligte. Als ob auf dem Schauplatz seines Jugendlebens ihm Jugendkraft und Jugendlust zurückgekehrt seien, trieb sich der Fünfundsechszigjährige scherzend und wohlgemuth unter dem sinnverwirrenden Menschengetümmel umher; und wie damals, so hatte er auch jetzt noch das offenste Auge und Herz für Natur und Menschenwelt, für Volkssitten und Kunst, nur daß jetzt seine Gesinnung duldsamer, sein Urtheil milder und wohlwollender geworden war. Durch seine Schilderung des Festes zieht sich eine feine und zugleich gutmüthige Ironie, und einzelne Stellen der Erzählung, welche theilweise den Charakter von Wahrheit und Dichtung nicht ganz verläugnen kann, gehören zu den köstlichsten Ausflüssen seines Humors.

Nach Zelter's Abreise verlebte er in der ersten Hälfte des Septembers eine Reihe schöner Tage auf dem Landgut der Familie Brentano, an den Ufern des Rheins zu Winkel. Wie die herrliche Lage des Gebäudes nach allen Seiten die Blicke frei ließ, so konnte man von dort auch auf's Leichteste zu Wagen, Fuß und Schiff auf beiden Rheinufern die interessantesten Punkte erreichen. So wurde am 1. September das zerstörte Kloster Eibingen und das Brömserische Gebäude zu Rüdesheim mit seinen Resten aus dem 16. Jahrhundert besucht, am folgenden Tage das Schloß Vollrath und Schloß Johannisberg, von dessen Altan man mit Einem Blicke die ganze reiche Landschaft von Biberich bis Bingen überschaut, am 3. Sept. der Niederwald mit seiner herrlichen Fernsicht stromaufwärts, am 4. Nieder-Ingelheim mit den Resten eines Palastes Karl's des Großen, am 5. der Rochus-Berg und Ober-Ingelheim; und so wurde auch noch der folgende Tag zu kleinern Ausflügen verwendet. Die Stelle am Rheine, zwischen einem Weidicht, wo Fräulein von Günderode sich selbst das Leben nahm, und die Erzählung der Katastrophe an Ort und Stelle durch nahbetheiligte Personen mochte manche tiefergreifende Erinnerung aus früherer Zeit in ihm aufwecken.

Sulpiz Boisserée, um die Mitte Septembers von Köln

*) Goethe's W. Bd. 26, S. 197 ff.

herauf mit einem Briefe Zelter's kommend, worin dieser Goethe'n über seine vergnügliche Rheinreise Bericht erstattete *), lockte ihn stromaufwärts nach Heidelberg zur Betrachtung der dortigen Sammlung niederländischer und altdeutscher Gemälde, Eigenthums der Gebrüder Boisserée und Bertram's. Hatte er sich zuletzt dem Anschau'n und Genuß der freien Welt hingegeben, so vertiefte er sich hier liebevoll in das Studium der niederländischen Kunstschule und verfolgte, von der Sammlung unterstützt, in Gedanken das allmälige Entstehen der Schule rückwärts bis zu den ersten Keimen. Zugleich suchte er, nach Rissen und Planen, sich über den Kölner Dom und andere wichtige Gebäude der frühern Zeiten aufzuklären, welches Studium er sodann in Darmstadt fortsetzte. Hier war der Oberbaurath Moller schon seit einigen Jahren für Abbildung altdeutscher Bauwerke thätig gewesen, und arbeitete jetzt auch für das Boisserée'sche Domwerk. Er hatte den neuentdeckten Originalriß des Kölner Doms in Händen und sollte ein Facsimile desselben im Gefolge des Boisserée'schen Werkes herausgeben; gleichzeitig bereitete er für die Geschichte der deutschen Baukunst schöne Beiträge vor, indem er die alten Gebäude seines Bezirks in Mainz, Oppenheim, Worms, Speier u. s. w. zeichnete und in Kupfer stechen ließ. Den Maler und Kupferstecher Primavesi, durch eigenhändig radirte Landschaften bekannt, fand Goethe mit dem Unternehmen beschäftigt, die Rheingegenden, von den Quellen herab, nach der Natur zu zeichnen. Großen Genuß gewährte ihm auch der Besuch des Darmstädter Museums, wo er herrliche Statuen in vortrefflichen Gypsabgüssen, Büsten, Basreliefs, Nachbildungen in Kork von den bedeutendern Monumenten Italiens und ältern deutschen Bauwerken, eine zahlreiche Gemäldesammlung, Vasen und Urnen aller Art, Bronzen aller Jahrhunderte und eine Menge anderer Kunstgegenstände bewunderte. Bei der Betrachtung der naturhistorischen Sammlung fand er, unter den Resten der gigantischen Thiere aus der Urzeit, mit Rührung viele Stücke wieder, die einst von seinem verblichenen Jugendfreunde Merck mit Liebe und Leidenschaft gesammelt worden waren.

*) Briefwechsel zwischen G. und Z. Nr. 214.

An der ersten Feier des 18. Octobers nahm Goethe in seiner befreiten Vaterstadt Theil, die er seit dem Jahre 1797 nicht gesehen hatte. Er gewahrte mit freudigem Erstaunen, wie unter dem Drucke so vieler Kriegsjahre die Stadt so planmäßig, heiter und prächtig erweitert worden war, und pries das Andenken des an öffentlicher, freundlicher Stelle ruhenden Senators Guiollet, welcher die Anlagen projectirt und bis an sein Ende ihre Ausführung geleitet hatte. Auch hier bot sich die reichste Gelegenheit zu Kunstgenuß und Belehrung dar. Das von einer Gesellschaft gegründete Museum umfaßte schon eine reiche Sammlung von Kupferstichen und von Gemälden meist oberrheinischer Künstler; doch fehlte es noch an hinreichenden Räumen zu würdiger Aufstellung. Außerdem fand sich eine Reihe von Privat-Kunstsammlungen in den Häusern der Herren Städel, Dr. Grambs, Brentano, von Gerning und von Bethmann, so wie noch manche einzelne Gemälde hier und da im Privatbesitz zerstreut waren. Allen diesen widmete Goethe eine liebevolle Aufmerksamkeit, und verkehrte zugleich vielfach mit den Künstlern seiner Vaterstadt. Besonders lebhaft interessirte er sich für die Senckenberg'sche Stiftung, aus einem sehr reich ausgestatteten Bürgerhospital, und einer zweiten, in wissenschaftlicher Absicht angelegten Abtheilung bestehend, die eine Bibliothek, ein mineralogisches Cabinet, einen botanischen Garten, ein chemisches Laboratorium und ein anatomisches Theater umfaßte.

Ohne Zweifel hätte er sich am liebsten im Halb-Incognito diesen Genüssen und Studien hingegeben. Aber die Stadt konnte ihren größten Sohn, der noch vor Kurzem in seiner Selbstbiographie ihr einen so schönen Tribut der Dankbarkeit gezollt hatte, nicht ohne ein Zeichen der Theilnahme in ihren Mauern verweilen sehen; und so wurde er denn von der Direction des Frankfurter Theaters feierlichst zu einer Vorstellung seines Tasso eingeladen. Als er Abends in die für ihn bestimmte Loge eintrat, fand er diese mit Blumengewinden und Lorbeerkränzen geschmückt, und wurde von dem überfüllten Hause mit lautem, noch während einer Symphonie von Haydn forthallenden Jubel empfangen. Doch, so wie sich der Vorhang hob, trat eine feierliche Stille ein, und ein von seiner Schülerin Vohs gesprochener Prolog begrüßte den ruhmgekrönten Dichter, den Stolz des ganzen deutschen Vaterlandes. Als er das Theater verließ, fand er auf Gängen und Treppen die Zuschauer in dichtgedrängten Reihen aufgestellt, durch die er freundlich grüßend hindurchschritt.

Hatte schon bisher die Rheinreise ihm auch für seine naturwissenschaftlichen Forschungen eine reiche Ausbeute geliefert, so wuchs diese noch bedeutend durch einen Aufenthalt zu Hanau beim Geheimen-Rath Leonhard. Dieser hatte bereits im Jahre 1807 einen Aufsatz Goethe's über die Karlsbader geognostische Sammlung in seinem Taschenbuch veröffentlicht und war dadurch mit ihm in Correspondenz gekommen. Vor Kurzem hatte er in Wiesbaden den längst bewunderten Dichter zum ersten Male gesehen, der jetzt den Freundesbesuch erwiederte. Leonhard besaß ein sehr bedeutendes oryktognostisches und geognostisches Cabinet, das sich durch eine durchaus methodische Anordnung und einen hohen Grad von Vollständigkeit auszeichnete, und dadurch für Goethe doppelt förderlich wurde. Uebrigens bot Hanau auch durch anderweitige naturwissenschaftliche Sammlungen, so wie durch die Zeichenschule des Hofraths Westermayr, die Teppichfabrik von Leisner und Comp., vorzügliche Bijouterie-Fabriken u. s. w., seiner Beobachtungslust reichen Stoff dar.

So waren ihm denn, als er am 27. October wohl und vergnügt nach Weimar zurückkehrte, wie er an Zelter schrieb, „unendliche Schätze des Anschauens und der Belehrung geworden, vom Granit an bis zu den Arbeiten des Phidias, und von da an rückwärts bis auf unsere Zeiten." Er suchte sogleich sich dieses Besitzes zu versichern, indem er eine Schilderung des St. Rochus-Festes schematisirte und seine Rheinreise überhaupt vorläufig beschrieb. Indeß verarbeitete er die letztere Beschreibung später mit der des Aufenthaltes am Rhein im Jahre 1815 zu einem Ganzen.

Als ihn darauf am 10. December die Sorge für die wissenschaftlichen Anstalten nach Jena rief, zeigte er sich während seines dortigen zehntägigen Aufenthaltes, wie Knebel am folgenden 12. Januar an Fräulein von Bose berichtete, „überaus wohl und theilnehmend, und schien sich überhaupt im letzten Sommer gleichsam verjüngt zu haben." In demselben Briefe gedenkt Knebel zweier

Arbeiten Goethe's, über die wir zunächst ein Wort zu sagen haben, der italienischen Reise und „einer ungeheuren Anzahl kleiner Gedichte, zum Theil in orientalischem Geschmack, in den er sich ganz hineinstudirt."

Indem Goethe die Bearbeitung seiner italienischen Reise angriff, ließ er vorläufig eine bedeutende Lücke in seiner Selbstbiographie. Er war hierzu schon entschlossen, als er sich mit dem dritten Theile von Wahrheit und Dichtung beschäftigte. „Ich glaube," schrieb er bei Ankündigung von Manuscript zu demselben am 27. Juli 1813 an Riemer, „Sie werden die Wendung billigen, durch die ich im Vorwort einen Abschnitt andeute und eine Pause vorbereite." Mit der italienischen Reise finden wir ihn bereits im Frühjahr 1814 beschäftigt. Am 4. Mai kündigte er Zelter'n eine Partitur von Christoph Kaiser an und bemerkte dazu: „Er war mit mir in Italien und lebt noch ein abstruses Leben in Zürich, und ich wünsche Dein Urtheil über seine Art und Weise recht ausführlich zu hören. Was ich senden werde, ist die Ouverture und der erste Act von Scherz, List und Rache, das er ganz componirt hat. Ich gedenke sein jetzt, da ich meine italienische Reise bearbeite, und möchte gern über seine Kunst im Klaren sein, wie ich es bin über seine Studien und seinen Charakter." Am 27. December meldete er: „Von meiner italienischen Reise habe ich die vorhandenen Tagebücher von Karlsbad bis Rom redigirt. Dieses Büchlein erhält dadurch einen eigenen Charakter, daß Papiere zum Grunde liegen, die im Augenblicke geschrieben sind. Ich hüte mich so wenig als möglich daran zu ändern, ich lösche das Unbedeutende des Tages nur weg, so wie manche Wiederholung; auch läßt sich Vieles, ohne dem Ganzen die Naivetät zu nehmen, besser ordnen und ausführlicher darstellen. Wann es herauskommen kann, weiß ich selbst noch nicht." Im nächsten Frühjahr, wo er besonders mit dem Aufenthalt in Rom beschäftigt war, gestand er Zelter'n, daß er durch Meyer's Theilnahme, der ihn ankommen und abreisen gesehen, höchlich unterstützt werde. „Hätte ich jene Papiere (Tagebücher, Briefe und allerlei Notizen) und diesen Freund nicht," fügte er hinzu, „so dürft' ich die Arbeit gar nicht unternehmen; denn wie soll man, zur Klarheit gelangt, sich des liebenswürdigen Irrthums erinnern, in

welchem man, wie im Nebel, hoffte und suchte, ohne zu wissen, was man erlangen oder finden würde." Zum größten Theil ist die Schilderung der Reise aus den zahlreichen Briefen Goethe's an Frau von Stein zusammengestellt, auch empfindet man noch die Innigkeit des zwischen ihnen bestehenden Verhältnisses an vielen einzelnen Stellen durch, wenn gleich die Ausdrücke seiner Zärtlichkeit bei der Redaction gelöscht wurden. Erst in den während des zweiten Aufenthalts zu Rom geschriebenen Briefen, wo Goethe von einem neuen Liebesnetz umsponnen war, nimmt man deutlich eine Aenderung des Tons wahr. Außerdem benutzte er seine Briefe aus Italien an Herder, Knebel und andere Freunde. Wir heben uns einige weitere Bemerkungen über die Arbeit für die Zeit auf, wo er sie abschloß und den letzten Theil dem Publikum vorlegte.

Mit der andern Arbeit, dem westöstlichen Divan, flocht sich der Dichter noch in seinem Alter einen neuen frischen Zweig in seine Lorbeerkrone, und zugleich dehnte sich damit der Kreis seiner Forschungen über ein neues weiteres Gebiet aus. Nach Soret *) überließ schon im Jahr 1811 ein Officier Goethe'n ein aus Spanien mitgebrachtes arabisches Manuscript des Korans, wodurch er, zunächst von der Schönheit der Handschrift und der Zeichnung lebhaft angezogen, die erste Anregung zu den orientalischen Studien empfing. Wir erinnern ferner an sein Studium des chinesischen Reichs im Jahr 1813. Er selbst bekennt in den Annalen, daß er schon vor dem Jahre 1814 „mit den Eigenthümlichkeiten des Ostens nicht ganz fremd gewesen" sei, daß er aber jetzt, insofern es unerläßlich war jene Luft zu athmen, sich zur Sprache, ja selbst zur Schrift mit ihren Eigenheiten und Verzierungen gewandt habe. So waren ihm auch schon früher hier und da in Zeitschriften Gedichte von Hafis übersetzt vor Augen gekommen; doch hatte er ihnen im Einzelnen nichts abzugewinnen vermocht. Als aber im Jahr 1814, wie es in den Annalen heißt, oder schon im Frühling 1813, nach der Angabe im Commentar zum

*) Soret über Goethe in der Bibliothèque universelle des sciences, belles lettres et arts. 1832. Tom. II. Littérature. Pag. 113 — 147; 262—288.

Divan*), Hafis sämmtliche Gedichte in von Hammer's Uebersetzung ihm zukamen, fühlte er sich so lebhaft ergriffen, daß er durch eigene Productivität gegen den Eindruck zurückwirken mußte, „weil er sonst vor der mächtigen Erscheinung nicht hätte bestehen können." — „Alles," so erzählt er selbst in den Annalen, „was dem Stoff und dem Sinne nach bei mir Aehnliches verwahrt und gehegt worden, that sich hervor, und dies mit um so mehr Heftigkeit, als ich höchst nöthig fühlte mich aus der wirklichen Welt, die sich selbst offenbar und im Stillen bedrohte, in eine ideelle zu flüchten, an welcher vorzüglichen Theil zu nehmen, meiner Lust, Fähigkeit und Willen überlassen war." Dem Leser wird hierbei sogleich das einleitende Gedicht einfallen, von dem Schäfer meint, daß es schon in den Tagen, als die verbündeten Armeen über den Rhein zogen, gesungen sein dürfte:

Nord und West und Süd zersplittern,
Throne bersten, Reiche zittern.
Flüchte du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten;
Unter Lieben, Trinken, Singen,
Soll dich Chiser's Quell verjüngen.

Er rief, wie er weiter erzählt, die Moallakats wieder hervor, deren er einige gleich nach ihrem Erscheinen übersetzt hatte, sieben arabische Preisgesänge, in Dichterkämpfen gekrönt, vor Mohamets Zeiten entsprungen und in goldenen Buchstaben an den Pforten des Gotteshauses zu Mekka aufgehängt. Mahomet's Leben von Oelsner, mit dem er sich längst befreundet hatte, wurde gleichfalls auf's Neue vorgenommen. Einen großen Einfluß auf seine jetzigen Studien hatte ferner der Prälat von Diez. Das von ihm herausgegebene Buch des Kabus war Goethe'n zu Händen gekommen, und dankbar für die daraus geschöpfte Belehrung, bot unser Dichter ihm durch einen Reisenden einen verbindlichen Gruß. Diez sandte dagegen freundlich das kleine Büchlein über die Tulpen, worauf Goethe, auf seidenartigem Papier, einen kleinen

*) Goethe's W. Bd. 4, S. 320.

Raum mit prächtiger goldener Blumeneinfassung verzieren ließ und darin die Verse schrieb:

Wie man mit Vorsicht auf der Erde wandelt,
Es sei bergan, es sei hinab vom Thron,
Und wie man Pferde, wie man Menschen handelt,
Das alles lehrt der König seinen Sohn*).
Wir wissen's nun durch dich, der uns beschenkte;
Jetzt fügest du der Tulpe Flor daran,
Und wenn mich nicht der goldne Rahm beschränkte,
Wo endete, was du für uns gethan!

So entspann sich ein brieflicher Verkehr, welchen Diez, Goethe's wunderliche Fragen immer gefällig beantwortend, bis an sein Ende (1817) mit fast unleserlicher Hand fortsetzte. Eben so theilnehmend erwies sich der Consistorialrath und Professor der orientalischen Literatur zu Jena, Lorsbach, wenn er gleich persönlich kein sonderlicher Freund der orientalischen Poesie war. Durch ihn kam unser Dichter auch mit Sylvester de Sacy in einige Berührung, der gleichfalls, obwohl er eben so wenig, wie jene Männer, ahnen mochte, was Goethe eigentlich wollte, doch zu seiner Aufklärung gerne behülflich war. Ferner ward der persische Roman Dschami's Medschnun und Leila, ein Musterbild gränzenloser Liebe, den schon im Jahr 1808 Chezy aus der französischen Uebersetzung übertragen hatte, auf's Neue „dem Gefühl und der Einbildungskraft zugeeignet;" deßgleichen wurden die Reisebeschreibungen von Pietro della Valle, Tavernier und Chardin, die ihm von früher bekannt waren, abermals durchgelesen; und neben der Hammer'schen Uebersetzung, die ihm „zum Buch der Bücher wurde", gewährten auch dessen Fundgruben manches Kleinod.

Wir sehen mit Erstaunen, wie neben allem dem, was ihn die letzten Jahre hindurch beschäftigte, noch ein so großes und reiches Feld geistiger Interessen sich ihm eröffnet hatte, auf dem er Anfangs, wie es scheint, sogar seinen Freunden verborgen, in bedrohlichen Zeiten eine Zufluchtsstätte fand. Es war aber nicht bloß das Bedürfniß, sich über eine schreckenvolle Gegenwart hinwegzuheben,

*) Vergl. den Inhalt des Buches Kabus, G.'s W. Bd. 4, S. 315—319.

was ihn die neue Poesie mit solcher Leidenschaft ergreifen ließ; sie stand auch mit seiner Zuneigung zur Contemplation und seiner ganzen damaligen Stimmung im vollkommensten Einklange. „Diese mohamedanische Religion," schrieb er später an Zelter, „Mythologie, Sitte geben Raum einer Poesie, wie sie meinen Jahren ziemt. Unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes, heiterer Ueberblick des beweglichen, immer kreis- und spiralartig wiederkehrenden Erdetreibens, Liebe, Neigung zwischen zwei Welten schwebend, alles Reale geläutert, sich symbolisch auflösend — was will der Großpapa weiter?" Daher quollen denn auch die westöstlichen Lieder in überraschend reicher Fülle hervor; und, wie es scheint, war schon vor dem September 1814 eine gute Anzahl derselben entstanden; denn von da an bis zum Anfange Novembers war, nach einem Briefe an Zelter vom 31. October, eine für die Poesie unfruchtbare Zeit; erst am 21. November berichtete er dem Freunde: „Mohamed Schems-edden (Hafis) hat sich auch wieder vernehmen lassen;" im December aber hatte er, wie wir oben von Knebel hörten, bereits „eine ungeheure (?) Anzahl" fertig; und dieser Productivität konnte selbst die sonst ihm so verhängnißvolle Zeit der kürzesten Tage keinen Abbruch thun; am 27. December heißt es nämlich in einem Briefe an Zelter: „Hafis hat mich fleißig besucht; und da ist denn Manches entstanden, was dir in der Zukunft liebliche Melodien ablocken soll."

Die weitere Entwicklung des Werkes werden wir gehörigen Ortes verfolgen und bemerken hier nur noch, ehe wir in's Jahr 1815 übertreten, daß, außer vielen Liedern des Divans, manche andere kleine Gedichte in's Jahr 1814 fallen. Dahin gehören die epigrammatischen Gedichte: „Das Parterre spricht" und „Auf den Kauf" *), so wie das unter die geselligen Lieder aufgenommene „Kriegsglück" **). Eckermann erzählt, es sei am 4. December 1823 in Goethe's Tischgesellschaft, worunter sich Zelter befand, das Gespräch auf dieses Gedicht gekommen. „Zelter," berichtet er, „war unerschöpflich in Anekdoten von blessirten Soldaten und schönen

*) G.'s W. II, 259 f.
**) Ebendas. I, 108.

Frauen, welche alle dahin gingen, die Wahrheit des Gedichtes zu beweisen. Goethe selber sagte, er habe nach solchen Realitäten nicht weit zu gehen brauchen, er habe Alles in Weimar persönlich erlebt. Frau von Goethe aber (seine Schwiegertochter) hielt immerwährend ein heiteres Widerspiel, indem sie nicht zugeben wollte, daß die Frauen so wären, als das garstige Gedicht sie schildere." — „Die Weisen und die Leute", oder, wie es zuerst betitelt war, „das Gastmahl der Weisen", jetzt den Schluß der Rubrik Gott und Welt bildend *), von dem sich Zelter am 12. November eine Abschrift ausbat, beschloß Goethe einstweilen zu secretiren, weil es, wie er an Zelter schrieb, wenn es bekannt würde, gewisse Individuen sehr tief verletzen müßte; und die Welt sei doch nicht werth, daß man sich, um ihr Spaß zu machen, mit ihr überwerfe. Man sieht, wie sich jetzt beinahe bis zur Aengstlichkeit jene Stimmung gemildert hatte, deren Ausfluß die Xenien waren. Bei der allgemeinen Haltung der Fragen und Antworten in diesem Gedichte begreift man kaum, wie es auf Einzelne verletzend hätte wirken sollen, weßhalb denn auch Riemer vermuthet, daß der Dichter noch seine besondern Gründe zur Geheimhaltung desselben gehabt haben möge. Riemer erhielt von ihm den Auftrag, für die Bescheidgebenden sich nach passenden Namen umzusehen; und da diese nicht aus der Gegenwart genommen werden durften, um nicht anzüglich zu werden, so ging er in's Alterthum zurück und nahm dabei keinen Anstand, die verschiedenen ausgewählten Philosophen als gleichzeitig zu betrachten. — Gleich zu Anfange des Jahrs hatte Goethe der Herzogin zu ihrem Geburtstage einige Strophen („Von Osten will das holde Licht") gewidmet, mit Bezugnahme auf die Anwesenheit der Kaiserin von Rußland, die am 28. Januar sehr festlich in Weimar empfangen worden war. Einem Briefe an Zelter vom 22. April 1814 legte der Dichter das liebliche Gedichtchen „Gleich und Gleich" **) bei, das vielleicht mit dem in der Liedersammlung vorangehenden „Gefunden" die Beziehung auf Goethe's Verhältniß zu Christiane Vulpius ge-

*) G.'s W. II, 305.
**) G.'s W. I, 20. Die beiden obengenannten Gedichte, die unter den Liedern stehen, ließen sich wohl füglicher unter die Rubrik „Parabolisch" bringen.

mein hat. Etwas früher (den 23. Februar) fügte er einem Briefe an Zelter „zu luſtiger Raumerfüllung ein paar Reimſprüche aus der Taſche des Weltlaufs“ bei, die jetzt unter den epigrammatiſchen Gedichten mit den Ueberſchriften „die Jahre“ und „das Alter“ *) ſtehen. Auch finden ſich ſchon Anſätze zu den ſpäteren zahmen Xenien. Zwei größere Sammlungen von Reimſprüchen gehören aber, zum größten Theile wenigſtens, ſpäteſtens dem Jahr 1814 an, da ſie bereits im folgenden Jahre (im 2. Bande der neuen Ausgabe von Goethe's Werken) erſchienen; es ſind die gereimten Diſtichen „Gott, Gemüth und Welt“ (über fünfzig) und die Sammlung „Sprichwörtlich“ (über zweihundert, zwei- und mehrzeilige Reimſprüche) **). In den erſtern treten beſonders ſeine naturwiſſenſchaftlichen Anſichten, namentlich die chromatiſchen, ſtark hervor; von der zweiten Sammlung heißt es gegen den Schluß:

Dieſe Worte ſind nicht alle in Sachſen,
Noch auf meinem eignen Miſt gewachſen,
Doch, was für Samen die Fremde bringt,
Erzog ich im Lande gut gedüngt.

Ohne Zweifel waren jetzt auch ſchon von der dritten Sammlung gnomiſcher Gedichte, „Sprüche“ betitelt (Goethe's W. III, 36), die aus ſeinen orientaliſchen Studien hervorgingen, eine gute Anzahl entſtanden; ſie wurden jedoch erſt ſpäter, als Theil des Divans, veröffentlicht.

Ueberblicken wir nun zunächſt Goethe's Beſchäftigung in den erſten fünfthalb Monaten des Jahres 1815, bis zur abermaligen Abreiſe nach dem Rheine, ſo tritt uns vor Allem die Vorbereitung einer neuen Ausgabe ſeiner Werke entgegen. Schon am Schluſſe des vorigen Jahres (den 27. December) hatte er an Zelter berichtet: „Jetzt bin ich mit der neuen Ausgabe meiner Werke beſchäftigt, die mich zu den wunderlichſten Betrachtungen veranlaßt, indem ich genöthigt bin, über die abgeſchiedenen und immer auf's Neue ſpukenden Geiſter Revue zu halten. Auch wird durch dieſe

*) G.'s W. II, 253.
**) G.'s W. III, 3 ff., 9 ff.

mir abgenöthigte Betrachtung die biographiſche Arbeit (die italieniſche Reiſe) ſehr erleichtert.“ Eben ſo hören wir ihn jetzt am 22. Januar melden: „Meine ernſtlichſte Betrachtung iſt jetzt die neueſte Ausgabe meiner Lebensſpuren, welche man, damit das Kind einen Namen habe, Werke zu nennen pflegt. In den zwei erſten Bänden (die kleinern Gedichte enthaltend) wirſt Du Manches finden, das quellenhaft iſt; Du wirſt es ſammeln und auf Deine Mühle leiten.“ Vor ſeiner Abreiſe nach dem Rheine hatte er, nach den Annalen, vier Bände an den Verleger geſandt. Am 29. October berichtete er an Zelter, daß die erſte Lieferung gedruckt ſei, aber von Cotta noch ſecretirt werde, der mit der Subſcriptionsanzeige auf beſſeres Wetter warte. „Wem will man,“ fügt er hinzu, „auch jetzt zumuthen, ſich mit ſolchen Dingen zu befaſſen.“

Mit dieſer Arbeit Hand in Hand ging die fortgeſetzte Redaction ſeiner italieniſchen Reiſe, mit welcher er vor der Abreiſe nach dem Rheine bis in die Zeit des Aufenthaltes zu Rom gekommen war. Sie gab ihm Veranlaſſung zu abermaligem Studium Winkelmann's, und zwar in der neuern Meyer-Schulze'ſchen Ausgabe, in welcher, wie er an Zelter ſchrieb, „dieſe Werke einen unglaublichen Werth erlangt haben, indem man ſieht, was er geleiſtet hat, und worin denn das eigentlich beſteht, was man nach ſo vielen Jahren zu berichtigen und zu ergänzen findet.“

Dazwiſchen ſproßten aber auch Lieder zum Divan in reichlicher Fülle hervor. Im Februar dankte er Knebeln für die ihm zugeſchickten „orientaliſchen Perlen“, die er mit aufgereiht habe; es wurden dadurch die beiden am 7. Februar geſchriebenen Gedichte: „Befindet ſich einer heiter und gut“ (Buch des Unmuths) und „Die Welt iſt durchaus lieblich anzuſchauen“ (Buch Suleika, gegen das Ende) hervorgerufen. Andere Gedichte des Divans gehören dem 17., 22., 23., 25. Februar, dem 10. und 17. März an. Zelter hatte Ende März das Gedicht „Erſchaffen und Beleben“ (Buch des Sängers) und bald darauf auch die „Elemente“ (ebendaſelbſt) componirt und wünſchte noch einige Lieder. Goethe antwortete: „Um dir ein neues Gedicht zu ſchicken, habe ich meinen orientaliſchen Divan gemuſtert, dabei aber erſt klar eingeſehen, wie dieſe Dichtungsart zur Reflexion hintreibt; denn ich fand darunter nichts

Singbares, besonders für die Liedertafel, wofür doch eigentlich zu sorgen ist." Ehe er den Brief schloß, sah er den Divan nochmals durch und fand noch eine zweite Ursache, warum sich kein Gedicht daraus zur Mittheilung eigne. „Jedes einzelne Glied nämlich," schrieb er, „ist so durchdrungen von dem Sinn des Ganzen, so innig orientalisch, bezieht sich auf Sitten, Gebräuche, Religion, und muß von einem vorhergehenden Gedichte erst exponirt sein, wenn es auf Einbildungskraft oder Gefühl wirken soll. Ich habe selbst noch nicht gewußt, welches wunderliche Ganze ich daraus vorbereitet."

Auch zu anderweitigen dichterischen Productionen ergab sich in der uns jetzt beschäftigenden Zeit Veranlassung. In der Mitte Decembers des vorigen Jahres war der Fürst von Ligny gestorben, mit dem unser Dichter, wie wir wissen, seit einigen Jahren befreundet war. Im April 1815 ließ Zelter, zum Andenken des verstorbenen Hofmalers Frisch, Mozart's Requiem in der Singakademie aufführen und berichtete darüber umständlich an Goethe. Vielleicht gab ihm dieses die Anregung, auch seinem hingeschiedenen Freunde, als „dem frohesten Manne des Jahrhunderts" ein Requiem zu weihen*), freilich ein Requiem von ganz Goethe'schem Charakter. In den ersten Versen, dem Tone nach, an J. G. Jacobi's Litanei auf das Fest aller Seelen anknüpfend, lenkt er, wie in den Gedächtnißreden auf Wieland, auf die Herzogin Amalia, im Vorspiel „Was wir bringen", so auch hier alsbald den Blick vom Tode auf das heitere Leben zurück. Es sind seine eigenen Lebensmaximen, die er in der Schilderung des sein Dasein kräftig und freudig genießenden Freundes uns veranschaulicht; um so mehr ist es zu verwundern und zu bedauern, daß die Dichtung ein Fragment geblieben ist.

Erfreulichern Anlaß zu einem Gelegenheitsgedicht gab gleich zu Anfang des Jahres (den 2. Januar) das Jubiläum des Geheimeraths Freiher von Frankenberg in Gotha, zu dem er, so wie zu dessen Gattin, seit langer Zeit in freundschaftlicher Beziehung stand**). Die einleitenden Strophen deuten auf den Wiener Congreß mit seinen Zerwürfnissen:

*) G.'s W. VI, 16—20.

**) S. G.'s W. XXVII, 42, 89. Das Gedicht findet sich VI, 36.

Haben sich die Allgewalten
Endlich schöpferisch entschieden,
Aufzuzeichnen, zu entfalten
Allgemeinen ew'gen Frieden?

Leider mußte sich der Dichter diese Frage verneinen; und das widrige Satyrspiel, das man auf die erhebende Tragödie des Befreiungskampfes folgen ließ, verleidete ihm auf's Neue die öffentlichen Angelegenheiten, weßhalb er sich denn mit verdoppelter Theilnahme den herkömmlichen Gegenständen seines Interesses hingab.

Zu diesen gehörte in der Wintersaison jedesmal das Theater. Am 30. Januar, dem Geburtstage der Herzogin, wurde Calderon's Zenobia, von Gries übersetzt, gegeben. „Die drei ersten Akte," berichtet Goethe in den Annalen, „geriethen trefflich; die zwei letztern, auf national-conventionelles und temporäres Interesse gegründet, wußte Niemand weder zu genießen noch zu beurtheilen, und nach diesem letzten Versuche (mit Calderon'schen Stücken) verklang gewissermaßen der Beifall, der den ersten Stücken so reichlich geworden war."

Für den 3. Februar war das Monodram Proserpina, mit Eberwein's Composition, bestimmt. „Wir haben diesem Werklein," schrieb Goethe am 23. Januar an Zelter, „noch wunderlich eingeheizt, daß es als Luftballon steigen und zuletzt noch als Feuerwerk zerplatzen kann." Nach der Aufführung berichtete er: „Meine Proserpina habe ich zum Träger von Allem gemacht, was die neuere Zeit an Kunststücken erfunden und begünstigt hat: 1) heroische, landschaftliche Decoration; 2) gesteigerte Recitation und Declamation; 3) Hamiltonisch-Händel'sche Gebärden; 4) Kleiderverwechslung; 5) Mantelspiel und sogar 6) ein Tableau zum Schluß, das Reich des Pluto vorstellend; und das alles begleitet von der Musik, die Du kennst, welche diesem übermäßigen Augenschmaus zu willkommener Würze dient. Es ward mit vielem Beifall aufgenommen, und wird bei Anwesenheit fremder Herrschaften zum brauchbaren Musterstückchen dienen dessen, was wir vermögen." Wir erlauben uns, den Leser auf die ausführlichere Besprechung des Monodrams an einer frühern Stelle*) zurückzuweisen.

*) Thl. II, S. 284 ff.

Singbares, besonders für die Liedertafel, wofür doch eigentlich zu sorgen ist." Ehe er den Brief schloß, sah er den Divan nochmals durch und fand noch eine zweite Ursache, warum sich kein Gedicht daraus zur Mittheilung eigne. „Jedes einzelne Glied nämlich," schrieb er, „ist so durchdrungen von dem Sinn des Ganzen, so innig orientalisch, bezieht sich auf Sitten, Gebräuche, Religion, und muß von einem vorhergehenden Gedichte erst exponirt sein, wenn es auf Einbildungskraft oder Gefühl wirken soll. Ich habe selbst noch nicht gewußt, welches wunderliche Ganze ich daraus vorbereitet."

Auch zu anderweitigen dichterischen Productionen ergab sich in der uns jetzt beschäftigenden Zeit Veranlassung. In der Mitte Decembers des vorigen Jahres war der Fürst von Ligny gestorben, mit dem unser Dichter, wie wir wissen, seit einigen Jahren befreundet war. Im April 1815 ließ Zelter, zum Andenken des verstorbenen Hofmalers Frisch, Mozart's Requiem in der Singakademie aufführen und berichtete darüber umständlich an Goethe. Vielleicht gab ihm dieses die Anregung, auch seinem hingeschiedenen Freunde, als „dem frohesten Manne des Jahrhunderts" ein Requiem zu weihen*), freilich ein Requiem von ganz Goethe'schem Charakter. In den ersten Versen, dem Tone nach, an J. G. Jacobi's Litanei auf das Fest aller Seelen anknüpfend, lenkt er, wie in den Gedächtnißreden auf Wieland, auf die Herzogin Amalia, im Vorspiel „Was wir bringen", so auch hier alsbald den Blick vom Tode auf das heitere Leben zurück. Es sind seine eigenen Lebensmaximen, die er in der Schilderung des sein Dasein kräftig und freudig genießenden Freundes uns veranschaulicht; um so mehr ist es zu verwundern und zu bedauern, daß die Dichtung ein Fragment geblieben ist.

Erfreulichern Anlaß zu einem Gelegenheitsgedicht gab gleich zu Anfang des Jahres (den 2. Januar) das Jubiläum des Geheimeraths Freiher von Frankenberg in Gotha, zu dem er, so wie zu dessen Gattin, seit langer Zeit in freundschaftlicher Beziehung stand**). Die einleitenden Strophen deuten auf den Wiener Congreß mit seinen Zerwürfnissen:

*) G.'s W. VI, 16–20.

**) S. G.'s W. XXVII, 42, 89. Das Gedicht findet sich VI, 36.

Haben sich die Allgewalten
Endlich schöpferisch entschieden,
Aufzuzeichnen, zu entfalten
Allgemeinen ew'gen Frieden?

Leider mußte sich der Dichter diese Frage verneinen; und das widrige Satyrspiel, das man auf die erhebende Tragödie des Befreiungskampfes folgen ließ, verleidete ihm auf's Neue die öffentlichen Angelegenheiten, weßhalb er sich denn mit verdoppelter Theilnahme den herkömmlichen Gegenständen seines Interesses hingab.

Zu diesen gehörte in der Wintersaison jedesmal das Theater. Am 30. Januar, dem Geburtstage der Herzogin, wurde Calderon's Zenobia, von Gries übersetzt, gegeben. „Die drei ersten Akte," berichtet Goethe in den Annalen, „geriethen trefflich; die zwei letztern, auf national-conventionelles und temporäres Interesse gegründet, wußte Niemand weder zu genießen noch zu beurtheilen, und nach diesem letzten Versuche (mit Calderon'schen Stücken) verklang gewissermaßen der Beifall, der den ersten Stücken so reichlich geworden war."

Für den 3. Februar war das Monodram Proserpina, mit Eberwein's Composition, bestimmt. „Wir haben diesem Werklein," schrieb Goethe am 23. Januar an Zelter, „noch wunderlich eingeheizt, daß es als Luftballon steigen und zuletzt noch als Feuerwerk zerplatzen kann." Nach der Aufführung berichtete er: „Meine Proserpina habe ich zum Träger von Allem gemacht, was die neuere Zeit an Kunststücken erfunden und begünstigt hat: 1) heroische, landschaftliche Decoration; 2) gesteigerte Recitation und Declamation; 3) Hamiltonisch-Händel'sche Gebärden; 4) Kleiderverwechslung; 5) Mantelspiel und sogar 6) ein Tableau zum Schluß, das Reich des Pluto vorstellend; und das alles begleitet von der Musik, die Du kennst, welche diesem übermäßigen Augenschmaus zu willkommener Würze dient. Es ward mit vielem Beifall aufgenommen, und wird bei Anwesenheit fremder Herrschaften zum brauchbaren Musterstückchen dienen dessen, was wir vermögen." Wir erlauben uns, den Leser auf die ausführlichere Besprechung des Monodrams an einer frühern Stelle*) zurückzuweisen.

*) Thl. II, S. 284 ff.

Zelter's Berichte über den Erfolg des vom 30. März an wiederholt in Berlin aufgeführten Epimenides belebten Goethe's Interesse für das Theater auf's Neue. „Es bedarf nur einiger Anregung," schrieb er ihm kurz vor der Rheinreise, „und ich arbeite wohl wieder eine Zeit lang für die Bühne; und dann ist denn doch Berlin der einzige Ort in Deutschland, für den man etwas zu unternehmen Muth hat." Am Schlusse des Briefes fügte er noch hinzu: „Kannst du nicht selbst kommen, so schreibe mir bald, besonders das Theater betreffend. Ich habe wieder einmal einigen Glauben, es sei möglich, gerade in diesem Zeitpunkte etwas dafür zu wirken; und wenn der auch nur ein halbes Jahr hält, so ist immer inzwischen etwas geschehen. Sind wir doch diesem Glauben und dieser Beharrlichkeit wenigstens das Weimarische Theater schuldig." Für das letztere brachte er noch in den letzten Wochen vor dem Antritt der Rheinreise das schöne Festspiel zu Iffland's und Schiller's Andenken zu Stande. Es wurde in Verbindung mit Peucer ausgeführt und ist demnach den oben besprochenen geselligen Arbeiten beizuzählen. Von den beiden, um das deutsche Theater hochverdienten Männern war der eine (Iffland) am 26. April geboren, der andere am 9. Mai gestorben. So schien es denn nicht unpassend, beider Andenken an demselben Tage dramatisch zu erneuern; und am 10. Mai wurde das Fest in folgender Weise gefeiert. Es wurden die für sich ein ziemlich abgerundetes Ganzes bildenden zwei letzten Akte der Hagestolzen, eines in besonderer Gunst stehenden Stückes von Iffland, aufgeführt, und daran schloß sich unmittelbar ein Nachspiel in Versen*), welches den Ton etwas höher nahm, obgleich die Zusammenspielenden nicht eigentlich aus ihrem Charakter heraustraten. Die im Stücke selbst obwaltenden Mißverhältnisse kamen nochmals zur Sprache und wurden freundlich beschwichtigt, worauf denn zuletzt Mad. Lortzing, als Margaretha, in einem Epilog höhern Styls, die Verdienste Iffland's aussprach. Hierauf ward Schiller's Glocke in ähnlicher Weise, wie bei seiner Gedächtnißfeier im Jahr 1805, vorgestellt, und nicht bloß die herrliche Dichtung, welche durch die Vertheilung der einzelnen Stellen an die

*) G.'s W. XXXV, 401 ff.

verschiedenen Mitglieder der Theatergesellschaft ein völlig dramatisches Leben gewonnen hatte, sondern auch der mechanische Theil des Stückes that eine vortreffliche Wirkung. „Die ernste Werkstatt," so berichtet Goethe selbst, „der glühende Ofen, die Rinne, worin der feurige Bach herabrollte, das Verschwinden desselben in der Form, das Aufdecken von dieser, das Hervorziehen der Glocke, welche sogleich mit Kränzen, die durch alle Hände liefen, geschmückt erschien, das alles zusammen gab dem Auge eine angenehme Unterhaltung. Die Glocke schwebte so hoch, daß die Muse anständig unter ihr hervortreten konnte, worauf denn der bekannte Epilog (zu Schiller's Glocke), revidirt und mit verändertem Schlusse*), vorgetragen und dadurch auch dieser Vorstellung zu dem ewig werthen Verfasser eine unmittelbare Beziehung gegeben ward. Mad. Wolff recitirte diese Schlußrede zur allgemeinsten Bewunderung, so wie Mad. Lortzing in jenem Nachspiel sich den verdientesten Beifall erwarb. Man hatte die Absicht, beide genannte Stücke zwischen jenen bezeichneten Tagen jährlich aufzuführen."

Goethe hatte bei seinen Bestrebungen für das Theater nicht etwa bloß die Bühnen von Weimar und Berlin, sondern das deutsche Theater überhaupt vor Augen. In diesem Sinne erstattete er denn auch gern von dem in Weimar Erstrebten und Geleisteten Bericht in öffentlichen Blättern. So meldete er Zeltern im Mai, er habe, außer einer Nachricht von altdeutschen, in Leipzig entdeckten Kunstschätzen**) eine Anzeige von Epimenides Erwachen***) und Mittheilungen, das deutsche Theater betreffend†), in's Morgenblatt gegeben, und kündigte weiterhin einen Aufsatz über Shakespeare a) als Dichter überhaupt betrachtet, b) verglichen mit den Alten und Neuesten, c) als Theaterdichter angesehen††), an, ferner Nachrichten über die Feier zu Iffland's und

*) In dieser spätern Form findet sich das Gedicht in G.'s W. VI, 423 ff.

**) S. G.'s W. XXXI, 209 ff., wo der Aufsatz vom „März 1815" datirt ist. Im Morgenblatt steht er Jahrg. 1815, Nr. 69.

***) Im Morgenblatt 1815, Nr. 75 und 76.

†) In G.'s W. XXXV, 333 ff. Morgenblatt 1815, Nr. 85 und 86.

††) In G.'s W. XXXV, 367 ff. unter der Ueberschrift „Shakespeare und kein Ende." Die Goethe's Werken angehängte Chronologie setzt die Ent-

Schiller's Andenken*), so wie über die Darstellung seiner Proserpina**), endlich noch vor Allem einen Aufsatz über Don Ciccio***), berüchtigt in der italienischen geheimen Literatur durch 365 Schmähsonette, welche ein geistreicher Widersacher auf ihn geschrieben und ein ganzes Jahr hindurch täglich publicirt."

Die Reise in die Rheingegenden unternahm Goethe diesmal, wie er an Zelter schrieb, „mehr aus fremdem Andrang, als aus eigener Bewegung." Er war im März und Anfang Aprils vier Wochen lang „von dem schrecklichsten Katarrh unter hundert Formen gequält worden" und bedurfte daher einiger Erholung; und da im vorigen Jahre die Rheinreise verjüngend auf ihn eingewirkt hatte, so ist es begreiflich, daß seine Freunde, besonders die Herzogin auf eine Wiederholung drangen. Freilich waren jetzt neue drohende Wolken am politischen Himmel aufgestiegen. Napoleon war am 1. März zu Cannes gelandet und am 20. in Paris eingezogen; die Mächte des Wiener Congresses hatten ihn in die Acht erklärt und ließen ihre Armeen gegen die französische Gränze vorrücken. Goethe fand in Wiesbaden die preußische Garde. „Freiwillige," so erzählt er selbst in den Annalen, „waren aufgerufen, und die friedlich beschäftigten, kaum zu Athem gekommenen Bürger fügten sich wieder einem Zustande, dem ihre physischen Kräfte nicht gewachsen und ihre sittlichen nicht einstimmig waren; die Schlacht von Waterloo (den 18. Juni), ward in Wiesbaden zu großem Schrecken als verloren gemeldet, sodann zu überraschender, ja betäubender Freude, als gewonnen angekündigt. In Furcht vor schneller Ausbreitung der französischen Truppen, wie vormals, über Provinzen und Länder, machten Badegäste schon Anstalten zum Einpacken, und konnten, sich vom Schrecken erholend, die unnütze Vorsicht keineswegs bedauern."

stehung des Aufsatzes in's Jahr 1813. Den nächsten Anstoß zu demselben scheint der dritte Theil seiner Selbstbiographie gegeben zu haben, wo er zu den ersten Wirkungen Shakespeare's in Deutschland gelangte (s. Briefwechsel mit Zelter II, 57, mit welcher Stelle der Anfang des Aufsatzes zu vergleichen ist).

*) In G.'s W. XXXV, 398 ff.

**) In G.'s W. XXXV, 388 ff.

***) In G.'s W. XXXIII, 205 ff.

Trotz dieser Unruhen und Bedrängnisse wurde aber der Aufenthalt in Wiesbaden in mehrfachem Sinne fleißig benutzt. Vor Allem erweiterte sich die Liederflora des Divans in erfreulicher Weise. „Ich fing an," so berichtet Goethe in den Annalen, „die italienische Reise zu redigiren; doch riß das orientalische Interesse mein ganzes Vermögen mit sich fort; glücklich genug! denn wäre dieser Trieb aufgehalten, abgelenkt worden, ich hätte den Weg zu diesem Paradiese nie wieder zu finden gewußt." Am 5. Juli schrieb er an Meyer, daß er ein paar Wochen durch die Krankheit seines begleitenden Dieners, dem er zu dictiren pflegte, „auf's Schmählichste verloren" habe und noch jetzt sich in einer nicht erfreulichen Lage befinde. Zugleich berichtete er über einen „Fund neugriechischer Balladen, dem Besten gleichend, was wir in dieser Art haben." Er nahm lebhaften Antheil an diesen in Original und Uebersetzung ihm mitgetheilten Liedern und freute sich, sie in Kurzem gedruckt zu zu sehen. Die Herren von Natzmer und Haxthausen hatten die Besorgung des Drucks übernommen und versprachen ihm die baldige Zusendung eines Exemplars, hielten aber nicht Wort; noch im Jahr 1828 erinnerte sie Goethe in dem Aufsatz „über Volkspoesie" an ihr Versprechen.

In literarischer Hinsicht ward er durch die auf der Wiesbadener Bibliothek in zahlreichen Bänden aufgestellten Göttinger Anzeigen sehr gefördert, die er der Ordnung nach, „mit gemüthlicher Aufmerksamkeit" durchlas. „Hier ward man erst gewahr," heißt es in den Annalen, „was man erlebt und durchlebt hatte, und was ein solches Werk bedeute, das mit Umsicht, aus dem Tage entsprungen, in die Zeiten fortwirkt. Es ist höchst angenehm, in diesem Sinne das längst Geschehene zu betrachten. Man sieht das Wirkende und Gewirkte schon im Zusammenhange; aller mindere Werth ist schon zerstoben, der falsche Antheil des Augenblicks ist verschwunden, die Stimme der Menge verhallt, und das überbliebene Würdige ist nicht genug zu schätzen." Es läßt sich denken, wie angenehm ihm die Lectüre sein mochte, wenn man das Gesagte speciell auf ihn und die Mitlebenden und Mitstrebenden anwendet.

Es fehlte auch in diesem Jahre nicht an Ausflügen von Wiesbaden aus in die nähere und fernere Umgegend. In Biberich traf

er, außer mehreren ihm von früher her bekannten Männern, den Erzherzog Karl, der nach einem interessanten Gespräch, ihm die Beschreibung seiner Feldzüge mit den höchst genau und sauber gestochenen Charten verehrte. Auf diesen trefflichen Blättern fand sich gerade die Umgebung der Lahn von Wetzlar bis Neuwied; und Goethe bemerkte bei der Betrachtung derselben, daß eine gute Militärcharte zu geognostischen Zwecken die allerdienlichste sei, indem weder Soldat noch Geognost darnach frage, wem Fluß, Land und Gebirg gehöre. Und so wird er denn auch auf einer Fahrt in verschiedenen Gegenden zu beiden Seiten der Lahn, die er mit Bergrath Cramer begann und mit ihm größtentheils durchführte, von jenen Charten einen sehr förderlichen Gebrauch gemacht haben.

Eine größere Fahrt, die das Siegel auf seine bisherigen Beschäftigungen mit altdeutscher Baukunst drückte, wurde in Gesellschaft des Staatsministers von Stein nach Köln unternommen. Hier betrachtete er nun „mit vorbereitetem Erstaunen" den Dom, „das schmerzenvolle Denkmal der Unvollendung, und konnte doch mit Augen das Maaß fassen von dem, was es hätte werden sollen, ob es gleich dem angestrengtesten Sinne noch immer unbegreiflich blieb." Die Empfindungen, von denen er sich nach der Beschauung des „leider nur beabsichtigten Weltwunders" belastet fühlte, wollten sich, wie er anderswo gesteht, nur dann in einiges Behagen auflösen, wenn er den Wunsch, ja die Hoffnung nährte, das Gebäude völlig ausgeführt zu sehen. Mit großem Interesse betrachtete er auch die Sammlungen des Professors und Canonicus Wallraff, der, seiner Vaterstadt mit selbstverläugnender Hingebung zugethan, für dieselbe nicht bloß römische Alterthümer, sondern auch neuere Kunstwerke aller Art, Gemälde, Handzeichnungen, Kupferstiche, Bücher, Handschriften, selbst bedeutende Mineralien zusammengebracht hatte. Leider bot seine Wohnung nicht den erforderlichen Raum, um alle diese Schätze gesondert und geordnet aufzustellen. Deßgleichen wurde der Domvicar Hardy aufgesucht, ein munterer Achtzigjähriger, der physikalische Instrumente künstlich ausarbeitete, sich mit Glasschleifen und Email-Malerei beschäftigte, besonders aber im Wachsbossiren glücklich war. Schon gleich bei der Ankunft waren die Reisenden

mit der Nachricht begrüßt worden, daß das berühmte Gemälde von Rubens, die Kreuzigung Petri vorstellend, nächstens von Paris im Triumph zu seiner ehemaligen frommen Stelle zurückkehren solle. Neben den Kunstangelegenheiten kamen auch die wissenschaftlichen Interessen der Stadt vielfach zur Sprache; namentlich wurde über die Hoffnung der Kölner, die alte Universität in ihren Mauern erneuert zu sehen, eifrig verhandelt.

Aehnliche Gespräche wiederholten sich auf der Rückreise in Bonn, wo man gleichfalls eine Universität wünschte, auf der Terrasse des Schloßgartens, im Angesichte des herrlichen Rheinthals und des Siebengebirges. Hier wurde, nach aufmerksamer Betrachtung einiger Kirchen und des öffentlich aufgestellten antiken Monuments, mit besonderer Theilnahme die Sammlung des Canonicus Pick besichtigt; namentlich freute sich Goethe über die Art, wie er in seinem Hause, „mit Ernst und Scherz, gefühlvoll und geistreich, heiter und witzig, ein Chaos von Trümmern geordnet, belebt, nützlich und genießbar gemacht hatte." Auch die Städte Neuwied und Coblenz erregten Goethe's Aufmerksamkeit, erstere besonders durch die daselbst und in der Nähe gefundenen Alterthümer.

So finden wir denn unsern Dichter, der einst in Italien „die kauzenden Heiligen der gothischen Zierweisen, die Tabackspfeifensäulen, die spitzen Thürmlein und Blumenzacken" auf immer los geworden zu sein meinte und damals die christlichen Gemäldestoffe mit Ingrimm haßte, der selbst noch zur Zeit der Propyläen sich abwehrend gegen vaterländische Kunst verhielt, jetzt mit versöhntem Sinne und freierem Blicke in Genuß und Studium altdeutscher Architektur, Malerei und Bildnerei vertieft, während er gleichzeitig durch die fortdauernde Verbindung mit Meyer, seine eigenen Kunstsammlungen, die Redaction der italienischen Reise u. s. w. mit der antiken Kunst in Beziehung blieb. Wie dankbar mochte er sich in diesen Tagen manchmal jener vor einigen Jahren durch Reinhard's Vermittlung angeknüpften Verbindung mit Sulpiz Boisserée erinnern, dem er doch zum großen Theile die neue Anregung und Bereicherung verdankte. Boisserée begleitete Goethe, bei seiner Abreise von Wiesbaden, über Mainz, Frankfurt und Darmstadt nach Heidelberg und gewährte ihm hier die gastfreundlichste Auf-

nahme; auf der ganzen Reise bezogen sich ihre Gespräche fast nur auf ältere deutsche Baukunst und Malerei.

In Mainz sah sich Goethe durch alte und neue Baukunst daran erinnert, daß er hier „einen Kriegsposten für ewige Zeiten" vor sich habe. Mit Hülfe einer Charte des Professors Lehne, worauf die Lage des römischen Mainz und seiner Castelle in Vergleichung mit der heutigen Stadt und ihren Festungswerken dargestellt war, orientirte er sich leicht und rasch über das Vergangene, das von dem Gegenwärtigen beinahe ganz verschlungen ist. In dem Bibliothekgebäude fand er, außer der Büchersammlung, wohlgeordnete Alterthümer, die in den untern Hallen aufgestellt waren, ferner einen physikalischen Apparat und andere von der vormaligen Universität herrührende wissenschaftliche Sammlungen. An Gemälden enthielt die Stadt eine Anzahl schätzbarer Stücke, die man aus Paris hieher gebracht hatte, und eine bedeutende Privatsammlung, dem Grafen Kesselstadt gehörig.

In Frankfurt erfreute er sich auf's Neue an der Betrachtung der oben erwähnten Sammlungen. Der Decan der Frankfurter Kunstfreunde, Städel, war in seinem 89. Jahre gestorben und hatte Haus, Sammlungen und ein sehr großes Vermögen zu einer Stiftung für bildende Kunst, und Dr. Grams zum Testaments-Vollstrecker bestimmt. Freute Goethe sich über den patriotischen Sinn des Stifters, so verdroß es ihn doch, daß ein solches Vermögen nicht früher zur Gründung der Anstalt benutzt worden war; er meinte, die Früchte, welche die Kunst dann schon seit Jahren getragen hätte, würden für das, was dem Capital an Zinsen vielleicht abgegangen wäre, hinreichenden Ersatz geboten haben. In Offenbach wurde bei Hofrath Becker eine bedeutende Sammlung von Gemälden, Münzen und Gemmen, und bei Hofrath Meyer eine Sammlung ausgestopfter Vögel in Augenschein genommen. Ganz besonders aber nahm wieder die Senckenberg'sche Stiftung seine Theilnahme in Anspruch. Er fand in Jahresfrist unter der umsichtigen Leitung des Dr. Neuburg schon so viel Gewünschtes erfüllt, daß er sich der Hoffnung hingab, es werde auch die Administration des Krankenhauses mehr, als bisher, dem wissenschaftlichen Institut, das noch nicht hinreichend mit Geldmitteln bedacht war, zu Hülfe kommen.

Nach Schäfer*) soll Goethe während dieses Herbstaufenthaltes in der Vaterstadt den größten Theil der liebeglühenden Lieder des Divans, welche das Buch Suleika bilden, gedichtet, und diesen Liedern ein wirkliches leidenschaftliches Liebesverhältniß zu Grunde gelegen haben. Allerdings deuten auf das Letztere des Dichters eigene Worte in den Erläuterungen zu dem genannten Buche hin: „Der Hauch und Geist einer Leidenschaft, der durch das Ganze weht, kehrt nicht leicht wieder zurück; wenigstens ist dessen Rückkehr, wie die eines guten Weinjahrs, in Hoffnung und Demuth zu erwarten." Es wird uns aber schwer, zu den vielen und ernsten Interessen, die ihn hier, in steter Begleitung des Freundes, beschäftigten, auch noch die Anknüpfung eines Liebesverhältnisses anzunehmen, „das ihm die Wärme jugendlicher Liebesempfindung zurückgegeben habe." Jedenfalls hat aber Riemer Recht, wenn er die Ansprüche Bettina's zurückweist, die, obwohl seit 1811 eines Andern Gattin, sich doch als Suleika hat eindrängen wollen.

Zu Heidelberg angelangt, brachte Goethe mehrere Tage mit Betrachtung der Boisserée'schen Sammlung zu, wobei er sich denn eben so sehr historisch wie artistisch belehrte, und „dem Gedächtniß zu Hülfe und künftigem Gebrauch zum Besten" manches Bemerkte aufzeichnete. Hier, wo so viele Grund- und Aufrisse älterer deutscher, niederländischer und französischer Bauwerke zur Ansicht vorlagen, wurde, mit Rückblick auf die Kölner Fahrt, über Baukunst Vieles verhandelt; und gerade im rechten Augenblicke erschienen jetzt die zwei ersten Hefte des Oberbauraths Moller zu Darmstadt**). Beim Professor Paulus übte er sich, wie er an Knebel meldete, vierzehn Tage im Arabischschreiben, was zu manchen geselligen Scherzen Anlaß gab. Das Wetter war in der letzten Zeit himmlisch, und so wurde denn auch am 6. October, einem außerordentlich schönen Tage,

*) G.'s Leben II, 218. Goethe war schon auf der Reise nach Wiesbaden am 27. Mai in Frankfurt gewesen, mit welchem Ort und Datum vier Gedichte des Divans bezeichnet sind. Außerdem war er dort um die Mitte August ein paar Tage. In den jetzigen Aufenthalt fallen aus dem Buch Suleika „Die schön geschriebenen ꝛc." (den 21. Sept.) und „Kaum daß ich dich wieder habe" (den 7. Oct.).

**) S. oben S. 185.

ein Ausflug nach Karlsruhe unternommen, der treffliche Hebel besucht und, wie es in den Annalen heißt, den Reisenden „durch Geneigtheit des Herrn Gmelin eine zwar flüchtige aber hinreichende Uebersicht des höchst bedeutenden Cabinets gegönnt", wie sie denn überhaupt die kurze dort zugebrachte Zeit eben so nützlich als vergnüglich anwandten.

Die Rückreise nach Weimar machte Goethe von Heidelberg bis Würzburg noch in Begleitung von Boisserée. „Da uns Beiden," so erzählt er selbst in den Annalen, „der Abschied wehe that, so war es besser, auf fremdem Grund und Boden zu scheiden, als auf dem heimischen. Ich reiste sodann über Meiningen, den Thüringer Wald, auf Gotha, und kam den 11. October in Weimar an."

Am 29. October stattete er an Zelter Bericht über den Ertrag seiner Reise ab. „Nicht leer," schrieb er, „komme ich von meinem Kreuzzuge; in einiger Zeit erhältst Du gedruckt meine Betrachtung über Kunst und Alterthum*), beiläufig auch über Wissenschaft, in den Rhein- und Maingegenden. Es ist zwar meine Art nicht, auf den Tag zu wirken; dießmal aber hat man mich so treulich und ernsthaft zu solcher Pflicht aufgefordert, daß ich mich ihr nicht entziehen kann. Eigentlich spiele ich nur den Redacteur, indem ich die Gesinnungen, Wünsche und Hoffnungen verständiger und guter Menschen ausspreche. In diesen Fächern, so wie in allen andern, ist so viel guter Wille, als Verwirrung und Unvertrau'n; Jeder möchte etwas leisten, und zwar das Rechte, und Niemand begreift, daß das nur geschehen kann, wenn man mit und in einem Ganzen wirkt." So begann Goethe die Zeitschrift Kunst und Alterthum, die bis zum Jahre 1828 das Organ blieb, wodurch er sich mit den Fortschritten der Zeit auf beiden Gebieten in lebendiger Berührung erhielt. Mit dem ersten Hefte war er besonders während eines Aufenthalts zu Jena im November (vom 18. bis zum 24.) beschäftigt; es wurde jedoch erst im nächsten Jahre abgeschlossen.

Ferner meldete er an Zelter, daß sein Divan während der Reise sich um viele Glieder vermehrt habe, worunter einige „von der

*) G.'s W. XXVI, 195 ff.

jüngsten und frischesten Sorte" seien. „Er kann nun schon," fügte er hinzu, „dem verschiedenen Inhalte gemäß, in Bücher abgetheilt werden; manches Singbare wird sich darunter finden, doch waltet, nach orientalischer Art, die Reflexion am meisten darin, wie sie auch den Jahren des Dichters ziemt."

In Betreff der italienischen Reise berichtete er an Zelter unter gleichem Datum, daß der Aufenthalt in Neapel und die Reise durch Sicilien, nach Tagebüchern, Briefen und aus der Erinnerung, so ziemlich redigirt sei und auf dem Punkte stehe, abgeschrieben zu werden. Aus dem Bändchen, meinte er, werde Niemand viel lernen, aber Gegenden, Gegenstände, Menschen und Reisende würden dem Leser lebendig entgegentreten.

Als eine weitere Ausbeute der Reise haben wir die Sammlung kleiner Gedichte zu betrachten, die mit der Ueberschrift „Rhein und Main" unter die „Zuschriften und Erinnerungsblätter" aufgenommen ist*). Der Dichter bemerkt selbst dazu, bei seinem Aufenthalt in jenen Gegenden sei eine Menge kleinerer Gedichte, theils in manches Album, meist unter landschaftliche Zeichnungen, ja manchmal als Besuch- und Abschiedskarten vertheilt worden, von denen sich die zusammengestellten, vielleicht hier und da räthselhaften, erhalten hätten. Ganz nahe dem Jahresschlusse (den 25. December) widmete er auch einmal wieder einige herzliche Zeilen jener Freundin, die ihm einst so viele warme Gedichte und Billete entlockt hatte, der Frau von Stein**), welche, wie sein Sohn August, „mit dem heiligen Christ an Einem Tage geboren" war.

Mit wie großer Befriedigung er nun auch auf die ergiebige Reise zurückblicken konnte, so hatte er doch auch eine nicht erfreuliche Ueberzeugung mitgebracht. Er war, nach seinem eigenen Geständniß in den Annalen, auf dieser Reise gewahr geworden, „wie viel er bisher, durch das unselige Kriegs- und Knechtschaftswesen auf einen kleinen Theil des Vaterlandes eingeschränkt, leider vermißt und für eine fortschreitende Bildung verloren hatte." Gewiß, unsers Dichters Wirksamkeit würde sich noch weit großartiger und erfreulicher

*) G.'s W. VI, 147 ff.
**) G.'s W. VI, 119.

entfaltet haben, wenn ihr aus einer lebendigen Berührung mit einem großen und freien Volks- und Staatsleben fortwährend neue Quellen der Anregung zugeflossen wären. Leider gestalteten sich die Verhältnisse des Vaterlandes auch in der nächsten Zukunft wieder so, daß er sich von den öffentlichen Angelegenheiten immer mehr abwandte und in den Kreis seiner Kunst- und wissenschaftlichen Interessen einschloß, den er dafür aber auch nach allen Richtungen zu erweitern suchte.

Neuntes Capitel.

Zur Uebersicht. Das Jahr 1816. Theater. Gedicht: Trauerloge. Erstes Heft von Kunst und Alterthum abgeschlossen. Standbild Blücher's entworfen. Transparente Gemälde zum Hans Sachs. Gedichte zu lebenden Bildern. Der Divan erweitert. Eine orientalische Oper projectirt. Rede bei der Stiftung des weißen Falkenordens. Huldigungsfeier. Sorge für die Jenaischen Anstalten. Goethe's Gattin stirbt. Aufenthalt in Tennstedt. Das Rochusfest geschrieben. Abermaliger Besuch Zelter's. Beschäftigungen im letzten Jahresviertel: Gedicht zu Voigt's Jubiläum, Plan einer Luther-Cantate, Ballade, Gedicht Prooemion, Künstlerlied. Naturwissenschaftliche Thätigkeit. Oken's Isis. — Das Jahr 1817. Heirath von Goethe's Sohne. Theater. Kotzebue's Schutzgeist und „die Bestohlenen" für die Bühne bearbeitet. Goethe zieht sich vom Theater zurück. Aufenthalt in Jena. Sorge für die dortigen Anstalten. Zweites Heft von Kunst und Alterthum. Drittes begonnen. Wendet sich wieder der antiken Kunst zu. Erstes Heft zur Morphologie. Der zweite Theil der italienischen Reise beendigt. Besuch von Schulz. Aufsatz über die entoptischen Farben. Zweites Heft zur Morphologie begonnen. Ausflug nach Paulinzelle. Rouge et noir zwischen Weimar und Jena. Sorge für die Bibliothek zu Jena. Orphische Urworte. Irischer Klaggesang. Strophen zum 31. Oktober. Aufsatz über da Vinci's Abendmahl begonnen. Ueber Howard's Wolkenlehre. Ueber Byron's Manfred. Sonstige Productionen des Jahres 1817.

Im vorletzten Capitel sahen wir Goethe zweimal seine Zufluchtsstätte in Böhmen aufsuchen; im nächstvorigen fanden wir ihn

ebenso oft auf einem Ausfluge in das befreite Geburtsland; in diesem werden wir ihn fortwährend, wenn auch nicht immer zu Hause, doch innerhalb der Thüringischen Heimath verweilen sehen. In jenem ersten Biennium sah er mit bangen Gefühlen welterschütternde Ereignisse sich vorbereiten und entwickeln; das zweite ließ ihn der neuerrungenen Freiheit genießen und gab seinem innern Leben einen freiern und höhern Schwung; in dem dritten, das uns jetzt beschäftigen wird, zeigen sich im öffentlichen Leben auf's Neue bedrohliche Erscheinungen, deren Eindrücke auf seine Stimmung er, nach seiner Weise, durch gesteigerte wissenschaftliche Thätigkeit zu bekämpfen sucht. Die reiche orientalische Liederflora, die sich im zweiten Biennium entfaltet hatte, werden wir zwar noch durch einige Nachblüthen sich vermehren sehen; im Ganzen aber wird sein Interesse an dieser Poesie mehr wissenschaftlicher Art. Ueberhaupt deuten die beiden nächsten Jahre auf Abnahme dichterischer Productivität; sein poetisches Vermögen fängt immer mehr an, sich in kleine didaktische und epigrammatische Gedichte, in Sendblätter und Zuschriften, in Gelegenheitsgedichte im strengsten Sinne des Wortes, woran die beiden letzten Decennien seines Lebens so reich sind, zu zersplittern. Dafür aber wächst wieder seine Theilnahme und Thätigkeit auf dem Felde der Naturwissenschaften, die seit dem Abschluß der Farbenlehre etwas in den Hintergrund getreten waren; besonders aber belebt sich, im Nachklange der rheinländischen Eindrücke, das Interesse für Kunst. Hier suchen anfangs die jüngst gewonnenen Anschauungen und jene ältern italienischen Eindrücke, welche gleichzeitig durch die Redaction der italienischen Reise wieder aufgefrischt wurden, sich gegen einander in's Gleichgewicht zu setzen; allein die in Italien, auf dem Höhenpunkte seines Lebens, gewonnenen Ueberzeugungen überwiegen; und er schickt sich mit jugendlicher Kampflust an, im Verein mit Gesinnungsgenossen den Uebergriffen der „neudeutschen religiös-patriotischen" Partei entgegenzutreten. Damit hängt denn auch zusammen, daß er auf seinem protestantischen Standpunkte festern Fuß faßt, wobei ein zufälliger Umstand, das dreihundertjährige Jubiläum der Reformation, mitwirkte. Den erwähnten Bestrebungen konnte er sich um so freier hingeben, nachdem er sich von der Leitung des Theaters losgemacht hatte, welches jetzt

bereits über seinen Höhenpunkt hinaus war und ihm durch oppositionelles Wirken verleidet wurde. Den wissenschaftlichen Anstalten aber, die seiner Oberaufsicht untergeben blieben, besonders den Jenaischen widmete er sich mit verdoppeltem Eifer; und wir werden sehen, wie sie in den nächsten zwei Jahren einen bedeutenden Theil seiner Zeit und Kräfte in Anspruch nehmen.

Wir geben zunächst einen Ueberblick über die erste, größere Hälfte des Jahres 1816 bis zu Goethe's Badeaufenthalt in Tennstädt. Daß die Weimarische Bühne schon jetzt nicht mehr zu seinen nächsten Anliegen gehörte, wenn sie gleich noch das ganze Jahr hindurch unter seiner Oberleitung stand, deuten die Annalen genugsam an, die unter dem Jahr 1816 kein Wort über das Theater enthalten; selbst die Aufführung des Epimenides zur Feier des 30. Januars wird nicht erwähnt, wozu sich der Capellmeister Weber aus Berlin einige Tage früher einfand. Der tiefer eingehende Bericht über die Weimarische Bühne unter dem Jahr 1815 in den Annalen ist als ein Abschiedswort zu betrachten, das Goethe einem von ihm mit so großer Liebe gepflegten Institute widmete. Zwar schrieb er noch am 21. Mai 1816 an Zelter: „Unser Theaterwesen lasse ich nicht ganz fallen," aber er fügte hinzu, es sei aus zu vielerlei widerstreitenden Elementen zusammengesetzt, als daß „Glauben, Liebe und Hoffnung dabei stattfände." Vor einem raschen und gänzlichen Zerfall war es freilich durch die von Goethe ihm eingepflanzte Triebkraft geschützt. „Mit unserem Theater sieht's wunderlich aus," heißt es in einem Briefe an Zelter vom 8. Juni; „es hat aber etwas Zähes, und ein immer sich wieder zusammenfindendes Leben. Keine Einigkeit unter den Gliedern; wie sie aber auf's Theater kommen, schwebt ihnen etwas Gemeinsames vor, an das sie sich halten." Einen bedeutenden Verlust hatte die Bühne schon im vorigen Jahre durch den Abgang des Ehepaars Wolff erlitten, das, zu Goethe's Verdrusse, für Berlin angeworben wurde. „Brühl (Graf v., Generalintendant der königl. Schauspiele) hat uns Wolffs weggenommen," schrieb er den 29. October 1815 an Zelter, „was kein gutes Vorurtheil für seine Direction erregt. Es ist zwar nichts dagegen einzuwenden, wenn man gebildete Künstler sich zuzueignen sucht; aber besser und vor-

theilhafter ist es, sie selbst bilden. Wär' ich so jung, wie Brühl, so sollte mir kein Huhn auf's Theater, das ich nicht selbst ausgebrütet hätte." Dafür freuten ihn auch wieder die Nachrichten, die ihm Zelter über den von den Wolffs in Berlin errungenen Beifall gab. „Die Weimarischen Schauspieler," antwortete er am 3. Mai 1816, „gelten zwar am meisten, wenn sie mit einander wirken; es ist mir aber lieb zu hören, daß auch der Einzelne etwas vom Ganzen mit sich fortträgt." Ueberhaupt wandte sich seine Theilnahme, in dem Maße, wie er sie der Weimarischen Bühne entzog, dem Berliner Theater zu, und er munterte fortwährend seinen Freund Zelter zu neuen Berichten auf, welcher denn auch, da die wieder aufgewachte Goethe'sche Hauscapelle nicht hatte gedeihen wollen, im Theater eine willkommene Quelle zur Unterhaltung mit dem Dichter fand. So berichtete er denn auch über den „heroischen Entschluß", den die königlichen Prinzen gefaßt hatten, „den Faust unter sich aufzuführen, wie er leibt und lebt," sowie über die wiederholten Musik- und Leseproben. Goethe sandte bei dieser Veranlassung dem Componisten Fürsten Radzivil einige Zusätze im Manuscript.

Die geringere Lebhaftigkeit des Weimarischen Theaters während der diesmaligen Winter- und Frühlings-Saison war aber zum Theil durch einen Trauerfall der fürstlichen Familie verursacht, der auch unsern Dichter schmerzlich berührte. Die liebenswürdige Prinzessin Caroline, vermählte Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin, starb den 20. Januar 1816. Zu einer auf ihr Ableben gehaltenen Trauerloge spendete Goethe das tief empfundene Gedicht: „An dem öden Strand des Lebens u. s. w." *). Es ermahnt die Trauernden, den Schmerz durch ernstliches Streben nach einem würdigen Lebensziele zu bekämpfen und „unter treulichem Wirken dem geliebten Ewigen entgegenzueilen," eine Lehre, zu deren Bethätigung er selbst im Laufe dieses Jahres noch zweimal schmerzlichen Anlaß finden sollte.

In den ersten Monaten des Jahres wurde auch das erste Heft über Kunst und Alterthum zum Abschluß gebracht. Schon in

*) G.'s W. VI, 6.

der ersten Hälfte Februars hatte er drei Aushängebogen dem Minister Schuckmann in Berlin zugesandt. Am 11. März meldete er Zeltern: „Das Heftlein vom Rhein und Main, Kunst und Alterthum, wird nun bald zu Euch gelangen. Ich habe beim dreizehnten Bogen abgebrochen, wie Scheherazade. Wenn ich die Bedeutung solcher Blätter früher erkannt hätte, so würde ich das ganze Geschäftlein abgelehnt haben; auch bin ich nur nach und nach hinein verführt worden, und so mag es denn auch dahinfließen. Dagegen muß ich dankbar anerkennen, daß ich ohne diese dringende Nöthigung niemals weder dem wichtigen Punkte der Kunsterhaltung durch die barbarische Zeit hindurch, noch auch den Eigenthümlichkeiten nationeller und provinzieller Wiederherstellung, Aufmerksamkeit hätte schenken können." Daß aber seine bisherigen Ueberzeugungen sich behaupteten, deutet sogleich der Zusatz an: „Es ist da viel Zeug unserer geläuterten Sinnlichkeit zuwider, das man nur durch den Begriff zu etwas machen kann; denn das Absurde freut uns auch, wenn wir uns darüber aufklären." In den Annalen berichtet er noch, daß sich die Pietät der Weimarischen Kunstfreunde alten Heiligenbildern zugewandt habe, die sie von Heilsberg am Thüringerwalde kommen und unter ihren Augen repariren ließen. Später wurde auch von ihnen das Bild des h. Rochus, „wie er als völlig ausgebeutelt von seinem Palast die Pilgerschaft antritt, erfunden und skizzirt, hierauf sorgfältig cartonirt, und zuletzt von zarter Frauenzimmerhand gemalt, in der freundlichen Rochus-Capelle günstig aufgenommen." Ein gestochener verkleinerter Umriß ward dem zweiten Rhein- und Mainheft vorgebunden.

Unterdessen hatte sich Goethe auch vielfach mit dem Plane eines Denkmals für Blücher beschäftigt. Von den Mecklenburgischen Ständen war schon im December 1814 der einstimmige Beschluß gefaßt worden, ihren hochberühmten Landsmann durch ein in seiner Vaterstadt Rostock zu errichtendes Monument zu ehren. Die beiden Großherzoge ertheilten bereitwillig ihre Sanction und sagten eine bedeutende Summe zu; es ergingen allgemeine Aufforderungen zu freiwilligen Beiträgen, und die Stände bewilligten den etwa noch abgehenden Theil der Kosten. Der engere Ausschuß der Ritter- und Landschaft veranlaßte eine Concurrenz verdienter Künstler, die verschiedene Modelle, Zeichnungen und Entwürfe einsandten. Da aber die Ausgleichung streitender Wünsche Schwierigkeiten machte, so wurde, auf Anregung der eben erwähnten Erbgroßherzogin Caroline, Goethe ersucht, sich an der Berathung zu betheiligen. Geehrt durch ein solches Vertrauen, setzte er sich mit Director Schadow zu Berlin in Correspondenz und einigte sich mit ihm dahin, „in hergebrachter Weise der Vorzeit, heroische Gestalt mit angenähertem Costüm der Neuwelt heranzubringen." Wegen Beschädigung des ersten Modells brachte Schadow, gegen Ende Januars 1816 mit Weber eintreffend, ein zweites nach Weimar, welches denn hier mit Goethe und Meyer nochmals bedacht und besprochen, und nach einigen kleinen Veränderungen zur Ausführung bestimmt wurde. Auf ein neun Fuß hohes Piedestal aus vaterländischem Granit sollte die gleichfalls neun Fuß hohe Statue des Helden, aus Erz gegossen, zu stehen kommen, mit dem linken Fuß vorschreitend, die Hand am Säbel, den Commandostab in der Rechten, die Kleidung kunstgemäß, doch erinnernd an eine in den neuern Zeiten nicht seltene Tracht, den Rücken durch eine Löwenhaut bekleidet, wovon der Rachen auf der Brust das Heft bildet, das Haupt mit der freien, prächtigen Stirne entblößt. Wir werden später des Bildes noch einmal zu gedenken haben.

Schadow hatte eine für Goethe sehr angenehme Gabe Berliner Künstler hinterlassen, sechs transparente Gemälde nach seinem Hans Sachs (1. Der Dichter in seiner Werkstatt, Sonntagsfrühe. 2. Der Gruß des Dichters. Ehrbarkeit tritt ein. 3. Historie tritt ein. 4. Die Narren treten ein. 5. Die Muse kommt ihn einzuweihen. 6. Er wird seine Geliebte gewahr). Dem Briefwechsel mit Zelter*) liegt eine von Goethe verfaßte interessante Kritik dieser Bilder bei, datirt den 26. Februar 1816, worin er zugleich Vorschläge zu Veränderungen und Zusätzen macht. Eben so erfreuten ihn, wie er in den Annalen berichtet, Zeichnungen zum Faust von Cornelius und Retzsch. Er konnte es freilich nicht billigen, wenn man in der Kunst auf einen ältern, überwundenen Standpunkt zurückschreiten wollte; aber er fand es

*) II, 233—237.

löblich, „sich historisch-praktisch an einer vergangenen Vorstellungsweise zu üben, damit man, ihre Verdienste anerkennend, sich um so lieber zu freieren Regionen erhebe."

In seiner nähern Umgebung hatte damals die Lust zu lebenden Bildern immer mehr zugenommen, wozu vielleicht die Wahlverwandtschaften das Ihrige beitrugen. Goethe förderte diese Liebhaberei nicht unmittelbar, fand sich aber doch willig, gelegentlich einige Strophen zu Bilderscenen zu dichten. Ein Paar derselben, zu lebenden Bildern, die am 15. März 1816 bei Freiherrn von Helldorf dargestellt wurden, finden sich unter den „Zuschriften und Erinnerungsblättern"; eine andere, zur Feier des 2. Febr. 1817, geht unmittelbar voran *).

Mittlerweile war aber auch der Divan nicht ganz ohne Zuwachs geblieben. Am 17. Januar spricht Goethe in einem Briefe an den Großherzog von „frisch ausgebrüteten Paradiesvögeln", womit er in der nächsten Woche aufzuwarten wünsche. An Zelter schrieb er den 11. März: „Der Divan ist angewachsen und stark. Die Dichtart, die ich ohne weitere Reflexion ergriffen und geübt habe, hat das Eigene, daß sie, fast wie das Sonett, dem Gesange widerstrebt; auch ist es merkwürdig genug, daß die Orientalen durch Schreiben, nicht durch Singen verherrlichen. Indessen ist es eine Dichtart, die meinem Alter zusagt, meiner Denkweise, Erfahrung und Umsicht, wobei sie erlaubt, in Liebesangelegenheiten so albern zu sein, als nur immer die Jugend." Er fuhr fort, zu suppliren und zu ordnen, und bestimmte, um vorläufig die Wirkung auf das Publikum zu beobachten, Einiges für den Damenkalender. Besonders aber beschäftigte er sich mit Vorarbeiten für den historischen und erklärenden Theil. Von Diez Denkwürdigkeiten, dessen Polemik gegen Hammer, des letztern Fundgruben wurden aufmerksam gelesen; zur rechten Zeit kam ihm ferner Ceylon von R. Knox in die Hände, besonders werth aber erschien ihm Th. Hyde's persische Religion **); und weil er mit dem regsten Antheil und unter lebhafter Thätigkeit

*) G.'s W. VI, 136, 137.

**) Aus einem Briefe an Riemer vom 25. Mai 1816 ersieht man, daß er diese Bücher damals zu Jena in der Büttner'schen Bibliothek fand.

der Phantasie studirte, so wurde in ihm der productive Trieb in solchem Grade angeregt, daß dieser in der Gestaltung einiger Lieder keine Befriedigung fand, sondern sich der Plan einer größern Dichtung, einer Orientalischen Oper, entwickelte. Er begann, sie zu bearbeiten, und wäre auch, wie er selbst meinte, damit fertig geworden, wenn er einen Musiker zur Seite und ein großes Publikum vor sich gehabt hätte.

Zwischen diese Beschäftigungen trat freilich manches Störende und Unterbrechende, das durch die politischen Verhältnisse und Goethe's amtliche Beziehungen herbeigeführt wurde. Schon im vorigen Jahre war der Großherzog darauf bedacht gewesen, seinem Lande eine Verfassung zu geben und sein Staatsministerium neu zu ordnen. Am 15. November war das Versprechen einer landständischen Verfassung ergangen, die in freier Uebereinkunft zwischen ihm und dem Volke zu Stande kommen sollte; am 1. December hatte die Organisirung des Ministeriums stattgefunden, in Folge deren Goethe's Ministergehalt auf 3000 Thaler nebst einem Zuschuß zur Haltung einer Equipage erhöht ward. In diesem Jahr (1816) wurde der Geburtstag der Großherzogin, der 30. Januar, durch die Stiftung des weißen Falkenordens gefeiert. Goethe hielt die Festrede und pries darin den weißgefiederten Falken vor allen Gliedern der großen Familie darum als den allein Edlen, weil er „nicht auf gränzenlosen Raub ausgehe, um sich und die Seinen begierig zu nähren, sondern weil er zu bändigen sei, gelehrig dem kunstreichen Menschen gehorche, der nach dem Ebenbilde Gottes Alles zu Zweck und Nutzen hinleitet" *). Er und sein vieljähriger College von Voigt erhielten das Großkreuz des neuen oder vielmehr erneuerten Ordens. Am 7. April fand die Huldigungsfeierlichkeit statt, bei welcher Goethe, als ältester Diener und Freund des Großherzogs, zunächst rechts am Throne stand. Fünf Tage vorher war er von einem starken rheumatischen Uebel befallen worden, das ihn an's Bett fesselte, und es schien ihm beinahe unmöglich, am 7. auf seinem Platze zu sein. Da erinnerte er sich, wie

*) Die Rede ist mitgetheilt als Anhang zu Goethe's Leben von Schäfer (II, 323 ff.).

er Zeltern schrieb, glücklicherweise an einen Napoleonischen Spruch: L'Empereur ne connait autre maladie que la mort, und ließ daher sagen, er werde, wenn er nicht todt sei, Sonntag Mittag (am 7.) um zwölf Uhr bei Hof erscheinen. Und so stand er auch zur rechten Stunde auf seinem Platz am Throne und genügte selbst bei Tafel allen Obliegenheiten, zog sich dann aber zurück und legte sich wieder in's Bett, „um zu erwarten, bis etwa der kategorische Imperativ ihn wieder auf Leib und Leben hervorriefe." — „Die Würden, Ehren und Auszeichnungen," heißt es an einer andern Stelle des Briefwechsels mit Zelter, „die uns da zu Theil wurden, sagten jedem Verständigen mit vernehmlicher Stimme, daß er sich in der ersten Zeit nicht selbst angehören werde. Mir wird indessen die heiterste Aufgabe zu Theil; mir liegt nichts ob, als was ich gut verstehe, und ich fahre nun fort, dasjenige zu thun, was ich seit vierzig Jahren gethan habe, mit auslangenden Mitteln, großer Freiheit und ohne Qual und Hast." Unter seiner Leitung blieben nämlich, außer dem Theater, alle sogenannten unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst, die er mit dem Staatsminister von Voigt unter dem officiellen Titel der „Oberaufsicht" verwaltete.

Eben diese Anstalten waren es, welche einen großen Theil des Monats Mai hindurch zu Jena seine Anwesenheit verlangten. Schon im März hatte er an Zelter berichtet, daß „des Großherzogs Verlangen, die durch die ungeheuern Kriegsschicksale wundersamst erretteten Anstalten energisch belebt zu sehen, ihn in eine sehr große wissenschaftliche Thätigkeit versetzten." Jetzt widmete er nun, wie besonders aus Vogel's Schrift „Goethe in amtlichen Verhältnissen"*) zu erkennen ist, den verschiedenen Instituten bis in's Einzelne und Kleinste die größte Aufmerksamkeit. „Fast in allen Abtheilungen," sagt er selbst in den Annalen, „war die innere Thätigkeit so herangewachsen, daß man sie zwar durch gute Haushaltung sämmtlich bestreiten konnte, aber doch an einen neuen erhöhten Museumsetat

*) So findet sich dort ein Aufsatz, worin auf's Ausführlichste die Frage discutirt ist, ob Heim's Gebirgsfolge des Thüringer Waldes in Glasschränken oder in Schubladenschränken aufzustellen sei.

nothwendig denken und einen neuen Maßstab feststellen mußte." Begreiflicherweise war eine von Goethe's ersten Sorgen, einen möglichst vollständigen chromatischen Apparat aufzustellen. Für Döbereiner, den Professor der Chemie, wurde eine schön gelegene Wohnung (das Hellfeld'sche Haus) angekauft und ausgebaut, deßgleichen ein Gartenstück bei der Sternwarte, woran Professor von Münchow angestellt war, erworben und diesem Besitz hinzugefügt. Die neu errichtete Thierarzneischule, an welche Professor Renner berufen war, stellte der Großherzog, da er ihre Kosten ohne Concurrenz der Miterhalter der Universität bestritt, auch sogleich unter Goethe's und Voigt's Oberaufsicht; und Jener spendete seine ältern zersägten und sonst präparirten Pferdeschädel zum Anfange des Lehrcursus. Bei Romstedt, zwischen Weimar und Jena, wurden lang unterbrochene Ausgrabungen wieder aufgenommen und lieferten mehrere merkwürdige Schädel urweltlicher Thiere, von denen einer dem Geh. Cabinetsrath Schleiermacher in Darmstadt geschickt wurde, in Erwiederung eines monströsen Schädels, den dieser in Gypsabgüssen übersandt hatte. Das mineralogische Cabinet ward durch den Geheimrath Heim zu Meiningen mit einer schönen Gebirgsfolge des Thüringer Waldes bereichert; das zoologische enthielt schon eine ziemlich vollständige Sammlung inländischer Vögel, auch viele Konchylien und Korallen, so wie Würmer und Amphibien in Spiritus. Gleichzeitig behielt Goethe die Weimarischen Anstalten im Auge; namentlich wurde das 1781 gestiftete freie Kunst-Institut nebst der damit verbundenen Zeichenschule neu geordnet und verbessert.

Goethe führte in Jena ein beweglicheres und geselligeres Leben, als die letzten Monate, gewann dazwischen, wie er an Riemer den 25. Mai berichtete, „schöne Aufschlüsse über die Elemente der natürlichen Dinge," und trieb die oben erwähnten Studien zum Divan; doch ermahnte er Riemer, in den griechischen Regionen zu verbleiben; man habe es nirgends besser; diese Nation habe es verstanden, aus tausend Rosen ein Fläschchen Rosenöl auszuziehen. Durch diese erfreuliche Thätigkeit klang aber, wenn auch leise und den Freunden unbemerkt, eine tiefe Trauer hindurch. Die Kaiserin von Oesterreich war am 17. April gestorben; und ihr Tod hatte ihn, wie er selbst in den Annalen sagt, in einen Zustand versetzt,

dessen Nachgefühl ihn niemals wieder verließ. Jetzt sollte ihn ein neuer schmerzlicher Verlust treffen. Vor Ende Mai rief ihn die Erkrankung seiner Gattin nach Weimar zurück. Auf einer Spazierfahrt, die er mit ihr wagte, ward sie an seiner Seite plötzlich vom Schlage gerührt und starb in der ersten Woche des Juni an den Folgen desselben. An ihrem Sterbelager knieend, rief er verzweiflungsvoll: „Du wirst mich nicht verlassen, nein! nein! du darfst mich nicht verlassen!" Unfähig, den Anblick zu ertragen, ging er in sein Zimmer; und als nun der Arzt mit der Meldung eintrat, es gehe zu Ende, und keine Zeit sei zu verlieren, wenn er sie noch einmal lebend sehen wolle, folgte er ihm unter tiefen Seufzern, faßte die Hand der Sterbenden und streichelte ihre Stirne. Sie schlug die Augen auf und versuchte zu sprechen, aber die Zunge brachte nur unverständliche Töne hervor. Mit heftigem Schmerzensrufe ließ er sie los und entfernte sich. Den Eindruck dieses Ereignisses auf seine Stimmung könnte man nach seiner damaligen Correspondenz leicht für einen sehr oberflächlichen und flüchtigen halten; allein Goethe verarbeitete gerade die tiefsten Schmerzen gerne in sich selbst *), und mochte, aus sehr begreiflichen Gründen, in diesem besondern Falle am wenigsten seine Gefühle zur Schau stellen. Dennoch fügte er einem Briefe an Zelter, der ebenfalls in der letzten Zeit schwere Verluste erlitten hatte, das vom 8. Juni datirte vielsagende Proscriptum bei: „Wenn ich Dir, derber, geprüfter Erdensohn, vermelde, daß meine liebe, kleine Frau uns in diesen Tagen verlassen hat, so weißt Du, was es heißen will." Der wenigen, aber eben in ihrer Kürze um so ergreifendern Verse, die ihm dieser Todesfall am 6. Juni entlockte, haben wir schon früher gedacht **). Ohne Zweifel ist auch bei den diesen Versen zunächst folgenden die gleiche Beziehung anzunehmen:

Lebe wohl auf Wiedersehn!
Wenig Jahre meine Freude,
Sei mir Hoffnungs-Trost im Leide,
Du, nun als ein Engel schön!
Lebe wohl, auf Wiedersehn!

*) Vgl. Thl. III, S. 120.
**) Thl. III, S. 122.

Ja, selbst die nächstfolgenden Strophen möchte wohl, wie jene „Der Gatte der Gattin", so „der Wittwer (nicht „die Wittwe") dem Sohne" zugeeignet haben, so daß wir hier abermals ein beredtes, aber durch die Ueberschrift absichtlich verhülltes Zeugniß für seinen Schmerz vor uns hätten.

Nachdem die Gattin ihm entrissen war, wandte sich sein Herz um so inniger dem Sohne zu; und in der Liebe zu ihm und der Sorge für ihn richtete er sich wieder zu neuem Lebensmuthe auf. Um so erfreulicher war es ihm, daß dieser, der seit Kurzem zum Kammerrath befördert war, auf das Umsichtigste in das Haushaltungs- und Geschäftswesen einzugreifen begann, was der glückliche Vater denn auch theilnehmenden Freunden (Knebel am 17. Juli, Zelter am 22. Juli) mit ganz besonderer Genugthuung berichtete. Bald werden wir auch den Sohn ein Verhältniß anknüpfen sehen, das über den ganzen Lebensabend des Vaters ein erheiterndes Licht verbreiten sollte.

Gerade in den Tagen der frischesten Trauer kam von Alex. v. Humboldt gesendet das Werk über Vertheilung der Pflanzengestalten auf dem Erdboden. Dankbar widmete ihm Goethe am 12. Juni die Verse:

An Trauertagen
Gelangte zu mir dein herrlich Heft!
Es schien zu sagen:
Ermanne dich zu fröhlichem Geschäft!
Die Welt in allen Zonen grünt nnd blüht
Nach ewigen, beweglichen Gesetzen;
Das wußtest du ja sonst zu schätzen;
Erheitre so, durch mich, dein schwer bedrängt Gemüth!

Gegen Ende Juni ging Goethe auf einige Tage nach Jena und fand neue Erfrischung in wiederholten Besuchen, die er seinem treuen „Urfreunde" Knebel abstattete. Anfangs Juli nach Weimar zurückgekehrt, ward er durch Zelter's Besuch erfreut, der durch das Beispiel der Gemüths- und Geisteskraft, womit er selbst die schwersten Schicksalsprüfungen bestand, so wie durch die herzlichste Theilnahme und einen unversieglichen Humor, einen Schatz von Trost und Erheiterung mitbrachte. Zelter reiste schon vor Mitte Juli

nach Wiesbaden und bestellte dort für Goethe ein Quartier. Dieser entschloß sich jedoch, nach des Freundes Abreise, auf Anderer Zureden, nach Baden-Baden zu gehen, wohin er nun auch Zelter einlud, und machte sich am 20. Juli Morgens früh mit Meyer auf den Weg. Als sie ein Paar Stunden gefahren waren, wurde der Wagen umgeworfen und Meyer an der Stirne verwundet. Goethe hielt die Wunde für bedenklich und berief Hülfe von Weimar. Es fand sich nun zwar, daß die Verletzung nicht gefährlich war; doch da man an eine Heilung unter vierzehn Tagen nicht denken konnte, und die beabsichtigte Reise ohnehin etwas weit aussah, so faßte Goethe, um den besten Monat nicht zu verlieren, ganz kurz den Entschluß, nach Tennstedt in's Bad zu gehen *). In den Annalen behauptet er, aus Unmuth und Aberglaube die Reise vielleicht übereilt aufgegeben zu haben.

Seit Zelter's Abreise hatte Goethe manchen Zuspruch von Freunden und Bekannten gehabt. „Es ist mir," schrieb er am 22. Juli, „diese Tage viel Gutes und Liebes widerfahren. Aelter gewordene, seit 25 Jahren nicht gesehene jüngere Freunde kamen unversehens, und freuten sich, Vieles an der alten Stelle und manches Vorgeschrittene vorschreitend zu finden." Am 19. berichtete er, Geheimerath Schinkel sei bei ihm gewesen, zwar auf kurze Zeit, doch habe er mit ihm angenehme und lehrreiche Stunden zugebracht. Am Abend des 20., „wo er mit Protest zurückgewiesen worden war," fand er Chladni, mit dem über Meteorsteine und Klangfiguren verhandelt wurde. In den Annalen sind ferner noch als diesem Jahre angehörige Besuche bezeichnet, „sämmtlich Erinnerungen früher und frühester Jahre erweckend": von Mellish (damals großbritann. General-Consul in den Hansestädten), Hufeland, Max Jacobi, Wilken (Prof. zu Berlin), Graf und Gräfin O'Donell und Hofräthin Kestner aus Hannover, die einst von ihm so heiß geliebte Lotte, die jetzt zum Besuch einer Schwester kam und von Goethe in freundlicher und ehrender Weise aufgenommen wurde.

Goethe's Aufenthalt in Tennstedt dauerte im Ganzen ungefähr sieben Wochen (bis zum 11. September); die vier ersten

*) Briefw. mit Zelter II, 290.

brachte er in Gesellschaft Meyer's zu, der, sobald es sein Zustand einigermaßen erlaubte, ihm nachreiste. Am 9. August berichtete Goethe von dort an Zelter: „Das Bad bekommt mir sehr wohl, es ist ein Schwefelwasser, das sich dem Weilbacher nahezu vergleicht. Es wird gebadet und getrunken. Der Ort ist ein heiteres Landstädtchen nach sächsischer Art, sehr anmuthig gelegen. Auf den nächsten Höhen sieht man den Ettersberg und Inselsberg, man findet sich recht mitten in Thüringen. Auch gelingt mir manche Arbeit. Unser Rochusfest von 1814 ist so gut als fertig. Es soll das zweite (Rhein- und Main-) Heft beleben. Ich möchte Dir es gern vorlegen, daß es recht vollständig würde. Einiges mag mir entgangen sein." Am 28. August schrieb er: „Diesen meinen Geburtstag feiere ich in besonderer Einsamkeit. Hofrath Meyer, der vier Wochen bei mir verweilte, und Geh. Rath Wolf, der auf anderthalb Tage einsprach, gingen heute früh weg, und so bin ich mir selbst überlassen. Beide genannte Männer, jeder von großen Vorzügen, sind im Umgang die verschiedensten. Der Erste, obgleich seiner Sache ebenso gewiß wie der Andere, wird niemals eine Gesellschaft verderben, weil er zu schweigen und zu lenken weiß; der Zweite dagegen hat sich auf die seltsamste Weise dem Widerspruch ergeben, daß er Alles, was man sagen kann, ja Alles was dasteht, hartnäckig verneint und einen, ob man gleich darauf gefaßt ist, zur Verzweiflung bringt." Wolf muß es diesmal Goethe'n doch zu bunt gemacht, und sich hintendrein noch dessen gerühmt haben. Goethe schrieb darüber etwas später an Zelter: „Wenn Isegrimm seine Absurdität gegen mich immer wieder erzählt, so deutet das auf ein böses Gewissen; er wird nicht referiren, wie bestialisch ich dagegen mich geäußert habe. Glücklicher oder unglücklicher Weise hatt' ich so viel Gläser Burgunder mehr als billig getrunken, und da hielt ich auch kein Maß. Meyer saß dabei, der immer gefaßt ist, und ihm war nicht wohl bei der Sache. Es war der 27. August, Nachts, und ich hatte mir schon freundlich ausgedacht, den 28. August mit diesem unerwartet angekommenen Freunde zu feiern. Meyer mußte durch Zufälligkeiten am Morgen fort, und ich ließ, obgleich ungern, jenen vortrefflichen Unerträglichen dahin fahren und blieb den 28. vergnügt allein. Jener im Widerspruch Er-

soffene hätte mir am Ende gar zur Feier meines Festes behauptet, ich sei nie geboren worden." Goethe fügte noch ein paar Worte bei, die auf eine Seite seines eigenen Charakters ein helles Licht werfen: „Herder hatte sich auch solche jugendliche Unarten bis in's Alter durchzuführen vermessen und ist darüber zuletzt fast verzweifelt. Untersuche Dich ja, ob Dir dergleichen Zeug in den Gliedern steckt; ich thu' es alle Tage. Man muß von den höchsten Maximen der Kunst und des Lebens in sich selbst nicht abweichen, auch nicht ein Haar; aber in der Empirie, in der Bewegung des Lebens will ich lieber etwas Mittleres gelten lassen, als das Gute verkennen oder auch nur daran mäkeln."

So hatte er denn Zeit genug, wie es in den Annalen heißt, an seinem Geburtstage in stiller Sammlung den Werth der Kränze zu bedenken, womit die wohlwollende Wirthin sein Zimmer ausgeschmückt hatte. Die übrigen einsamen Wochen verkürzte er sich durch Arbeiten und Lectüre. In den Annalen erwähnt er den Agamemnon, von Humboldt übersetzt, ein Stück, „das er von jeher abgöttisch verehrte." Auch interessirte ihn lebhaft die Umgebung der Stadt und die Landesgeschichte. Er las die Thüringische Chronik und hatte schon mit Meyer Ausflüge nach Herbsleben an der Unstrut, Kleinwallhausen und anderen nahegelegenen Orten gemacht und an ländlichen Festen gemüthlichen Antheil genommen.

Bald nach Goethe's Heimkehr von der Badereise sprach Zelter, vom Rhein zurückkommend, abermals bei ihm ein und blieb bis gegen Anfang Octobers. Hatte dieser bei seiner vorigen Anwesenheit unsern Dichter in tiefer Trauer gefunden, so wurde er nun selbst durch einen schweren Verlust, dessen Nachricht ihm Goethe mitzutheilen hatte, in gleiche Trauer versetzt: eine innig geliebte Tochter war ihm während seiner Entfernung gestorben. Die dadurch hervorgerufene Stimmung der beiden Freunde war für die beabsichtigte gemeinschaftliche Revision des Rochusfestes nicht besonders geeignet. Goethe arbeitete es später für sich noch einmal durch, wodurch es an Bestimmtheit und Frische gewann. Indem er dies (am 7. Nov.) dem Freunde meldete, fügte er hinzu: „Wenn man es nicht macht, wie die Maler, die, jemehr sie ausführen, desto mehr

auch wieder lasiren, um die Gegenstände auseinander und wieder zusammenzubringen, so kann aus solchen Dingen nichts werden."

Nach Zelter's Abreise brachte Goethe das letzte Jahresviertel in stiller Zurückgezogenheit zu, ohne auch nur einen Ausflug nach Jena zu machen. Nebel- und Regentage fesselten ihn an's Haus, und im December quälte ihn vier Wochen lang ein starker Katarrh, der ihm nur in Zwischenräumen eine fieberhafte Thätigkeit gestattete. Dennoch fehlte es auch diesem trüben Vierteljahre nicht an mannigfacher Ausbeute, selbst nicht an poetischer. Schon gegen Ende Septembers (den 27.) hatte er seinem Collegen und Freunde, dem Staatsminister von Voigt zu dessen Amts-Jubiläum ein schönes Gedicht, „ein Denkmal vieljährigen und mannigfaltigen Zusammenwirkens" gewidmet, in dessen Schlußzeilen er ihn, mit einem Seitenblick auf die damalige politische Gährung, zu fernerer gemeinsamen Pflege des Alterprobten aufforderte:

Verwirrend ist's, wenn man die Menge höret,
Denn jeder will nach eignem Sinne schalten;
Beharren wir zusammt in gleichem Sinne,
Das rechn' ich uns zum köstlichsten Gewinne.

Sehr angelegentlich beschäftigte sich Goethe eine Zeit lang mit dem Plan einer Cantate zur Feier des Reformations-Jubiläums, im Sinne des Händel'schen Messias. Am 14. November schickte er an Zelter ein vorläufiges Schema mit zugefügten Erörterungen, woraus man ersieht, daß er die Aufgabe in sehr großem Sinne aufgefaßt hatte. Die Cantate sollte in ihren beiden Haupttheilen den Gegensatz des alten und neuen Testaments, den Gegensatz von Gesetz und Evangelium, von Nothwendigkeit und Freiheit, sammt der Vermittelung dieser Extreme, und somit symbolisch das ganze große, sich immer wiederholende Weltwesen darstellen. Mit dem Donner auf Sinai, mit dem Du sollst! sollte begonnen, mit Christi Auferstehung, mit dem Du wirst! sollte geschlossen werden; das dazwischen liegende gedachte er nicht historisch, sondern lyrisch zu verknüpfen; Jedermann, meinte er, kenne das Ganze und werde sich auf Flügeln der Dichtkunst gern aus einer Region in die andere versetzen lassen. Der Text würde aus biblischen Sprüchen, bekannten evangelischen Liedern und dazwischen

Neugedichtetem bestanden haben. Das ganze Fest aber, meinte er, sei so zu begehen, daß jeder wohldenkende Katholik es mitfeiern könnte. In der That tritt auch in dem weiter ausgeführten Schema, welches er am 10. December an Zelter übersandte, gar nichts specifisch Protestantisches hervor. Indeß verhehlte er dem Freunde nicht seine Ansichten über das Verhältniß des Protestantismus zum Katholicismus. „Bald nach ihrer Entstehung und Verbreitung," schrieb er ihm, „litt die christliche Religion durch sinnige und unsinnige Ketzereien; sie verlor ihr ursprüngliches Reine. Als sie aber gar rohe Völker und verderbte Gesittete bändigen und beherrschen sollte, waren derbe Mittel nöthig; nicht Lehren, sondern Dienst bedurfte man. Der einzige Mittler zwischen dem höchsten Gott des Himmels und den Erdenmenschen war nicht genug u. s. w., was wir alle wissen; und so entstand eine Art von heidnischem Judenthum, das noch bis auf den heutigen Tag lebt und webt. Das mußte Alles in den Gemüthern umgeworfen werden; deßhalb bezieht sich das Lutherthum einzig auf die Bibel."

Zelter faßte des Dichters Plan mit Begeisterung auf und griff nach Kräften ein. Aber schon am 26. December schrieb ihm Goethe: „Deinen werthen, mit meinen Vorschlägen übereinstimmenden Brief habe ich erhalten, vorerst aber zu meinen übrigen Papieren gelegt; denn wie ich weiter eingreifen kann, seh' ich nicht klar. Wären wir beisammen, dann würde es sich geschwinder ergeben. Nun aber lastet die Witterung zugleich mit einer Menge Einzelnheiten auf mir, daß ich, wenn ich mir auch ein glücklicheres Jahr denke als das vorige, nicht weiß wie ich fertig werden will. Doch kommt zu solchen Dingen manchmal ein ganz unvermutheter Anstoß; darauf wollen wir hoffen und vertrauen." Leider sollte ihn dießmal sein Vertrauen täuschen. Dafür brachte er aber gegen den Jahresschluß eine Ballade, deren Gegenstand er lange mit sich herumgetragen hatte, die Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen glücklich zu Ende. Am 1. Januar 1817 theilte er Zeltern „die wichtige Nachricht" von der glücklichen Ankunft der beiden letzten Strophen jener widerspenstigen Ballade mit. Der Stoff scheint aus Percy's Sammlung entlehnt; das darin enthaltene Gedicht The Beggars Daugther of Bednallgreen stimmt in dem

Inhalte mit dem Goethe'schen überein, nur daß dort Alles heiterer gehalten ist und sich heiter entwickelt, daher auch der Gesammteindruck wohlthuender ist. Treffend bemerkt Götzinger über Goethe's Ballade: „Mit Freuden erblicken wir den alten Dichter wieder auf der frühern Bahn, wie er sich immer noch als Meister in der versinnlichenden Darstellung zeigt. Die Ballade ist ganz dramatisch gehalten und erinnert in letzterer Hinsicht an den Zauberlehrling, durch die Anordnung so verschiedenartiger Massen und Theile an Schiller; denn auch hier ist ein langer zwanzigjähriger Zwischenraum in den engen Rahmen einiger Minuten gefaßt, ungefähr wie im Grafen von Habsburg. Nur ermangelt die Darstellung der Leichtigkeit und Klarheit, die wir sonst an dem Dichter gewohnt sind." Das Letztere hat Goethe selbst später gefühlt und daher dem Gedichte eine Erläuterung gewidmet.

Außerdem gehören noch das Gedicht Prooemion, womit die Sammlung „Gott und Welt" sich eröffnet, ferner „So ist der Held, der mir gefällt" und das schöne Künstlerlied („Zu erfinden, zu beschließen" u. s. w.) dem Jahre 1816 an. Ueber das letztere schrieb Goethe am 1. Januar 1817 an Zelter: „Herrn Director Schadow habe ich ein Lied zum Künstlerfeste geschickt. Möge es dazu beitragen, den düstern Geist, der durch unsere Kunsthallen schleicht, endlich verbannen zu helfen!"

Im Naturwissenschaftlichen beschäftigte er sich jetzt mit Seebeck's entoptischen Farben. „Ich schreibe," meldete er am 7. November an Knebel, „ein Supplement-Capitel zu meiner Farbenlehre, als ein Tüpfchen auf's i. Da meine ganze Bemühung von jeher dahinaus lief, die Phänomene klar vorzuzeigen, sie zu sondern und nach ihrer Verwandtschaft zu ordnen, so kommt mir jede neue Entdeckung zu paß, denn sie fügt sich an und füllt eine Lücke." Indeß fühlte er bald die Unzulänglichkeit seines Aufsatzes und sah sich zu weitern Forschungen genöthigt. Großen Antheil nahm er an Howard's Wolkenterminologie, die er fleißig auf die atmosphärischen Erscheinungen anwandte. Professor Renner in Jena regte gleichzeitig das längst entschlafene Interesse für vergleichende Anatomie wieder bei ihm auf. Die Metamorphose der Pflanzen hatte er wieder abdrucken lassen und sendete am 14. October ein

Neugedichtetem bestanden haben. Das ganze Fest aber, meinte er, sei so zu begehen, daß jeder wohldenkende Katholik es mitfeiern könnte. In der That tritt auch in dem weiter ausgeführten Schema, welches er am 10. December an Zelter übersandte, gar nichts specifisch Protestantisches hervor. Indeß verhehlte er dem Freunde nicht seine Ansichten über das Verhältniß des Protestantismus zum Katholicismus. „Bald nach ihrer Entstehung und Verbreitung," schrieb er ihm, „litt die christliche Religion durch sinnige und unsinnige Ketzereien; sie verlor ihr ursprüngliches Reine. Als sie aber gar rohe Völker und verderbte Gesittete bändigen und beherrschen sollte, waren derbe Mittel nöthig; nicht Lehren, sondern Dienst bedurfte man. Der einzige Mittler zwischen dem höchsten Gott des Himmels und den Erdenmenschen war nicht genug u. s. w., was wir alle wissen; und so entstand eine Art von heidnischem Judenthum, das noch bis auf den heutigen Tag lebt und webt. Das mußte Alles in den Gemüthern umgeworfen werden; deßhalb bezieht sich das Lutherthum einzig auf die Bibel."

Zelter faßte des Dichters Plan mit Begeisterung auf und griff nach Kräften ein. Aber schon am 26. December schrieb ihm Goethe: „Deinen werthen, mit meinen Vorschlägen übereinstimmenden Brief habe ich erhalten, vorerst aber zu meinen übrigen Papieren gelegt; denn wie ich weiter eingreifen kann, seh' ich nicht klar. Wären wir beisammen, dann würde es sich geschwinder ergeben. Nun aber lastet die Witterung zugleich mit einer Menge Einzelnheiten auf mir, daß ich, wenn ich mir auch ein glücklicheres Jahr denke als das vorige, nicht weiß wie ich fertig werden will. Doch kommt zu solchen Dingen manchmal ein ganz unvermutheter Anstoß; darauf wollen wir hoffen und vertrauen." Leider sollte ihn dießmal sein Vertrauen täuschen. Dafür brachte er aber gegen den Jahresschluß eine Ballade, deren Gegenstand er lange mit sich herumgetragen hatte, die Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen glücklich zu Ende. Am 1. Januar 1817 theilte er Zeltern „die wichtige Nachricht" von der glücklichen Ankunft der beiden letzten Strophen jener widerspenstigen Ballade mit. Der Stoff scheint aus Percy's Sammlung entlehnt; das darin enthaltene Gedicht The Beggars Daugther of Bednallgreen stimmt in dem

Inhalte mit dem Goethe'schen überein, nur daß dort Alles heiterer gehalten ist und sich heiter entwickelt, daher auch der Gesammteindruck wohlthuender ist. Treffend bemerkt Götzinger über Goethe's Ballade: „Mit Freuden erblicken wir den alten Dichter wieder auf der frühern Bahn, wie er sich immer noch als Meister in der versinnlichenden Darstellung zeigt. Die Ballade ist ganz dramatisch gehalten und erinnert in letzterer Hinsicht an den Zauberlehrling, durch die Anordnung so verschiedenartiger Massen und Theile an Schiller; denn auch hier ist ein langer zwanzigjähriger Zwischenraum in den engen Rahmen einiger Minuten gefaßt, ungefähr wie im Grafen von Habsburg. Nur ermangelt die Darstellung der Leichtigkeit und Klarheit, die wir sonst an dem Dichter gewohnt sind." Das Letztere hat Goethe selbst später gefühlt und daher dem Gedichte eine Erläuterung gewidmet.

Außerdem gehören noch das Gedicht Prooemion, womit die Sammlung „Gott und Welt" sich eröffnet, ferner „So ist der Held, der mir gefällt" und das schöne Künstlerlied („Zu erfinden, zu beschließen" u. s. w.) dem Jahre 1816 an. Ueber das letztere schrieb Goethe am 1. Januar 1817 an Zelter: „Herrn Director Schadow habe ich ein Lied zum Künstlerfeste geschickt. Möge es dazu beitragen, den düstern Geist, der durch unsere Kunsthallen schleicht, endlich verbannen zu helfen!"

Im Naturwissenschaftlichen beschäftigte er sich jetzt mit Seebeck's entoptischen Farben. „Ich schreibe," meldete er am 7. November an Knebel, „ein Supplement-Capitel zu meiner Farbenlehre, als ein Tüpfchen auf's i. Da meine ganze Bemühung von jeher dahinaus lief, die Phänomene klar vorzuzeigen, sie zu sondern und nach ihrer Verwandtschaft zu ordnen, so kommt mir jede neue Entdeckung zu paß, denn sie fügt sich an und füllt eine Lücke." Indeß fühlte er bald die Unzulänglichkeit seines Aufsatzes und sah sich zu weitern Forschungen genöthigt. Großen Antheil nahm er an Howard's Wolkenterminologie, die er fleißig auf die atmosphärischen Erscheinungen anwandte. Professor Renner in Jena regte gleichzeitig das längst entschlafene Interesse für vergleichende Anatomie wieder bei ihm auf. Die Metamorphose der Pflanzen hatte er wieder abdrucken lassen und sendete am 14. October ein

Exemplar an Zelter. Er las, hiedurch veranlaßt, auf's Neue den Linné und schrieb am 7. November an Zelter, er sei über diesen außerordentlichen Mann erschrocken; er habe unendlich viel von ihm gelernt, nur nicht Botanik; außer Shakespeare und Spinoza wisse er keinen Abgeschiedenen, der eine solche Wirkung auf ihn geübt. Ueberhaupt war jetzt sein Interesse für Naturwissenschaft wieder so lebendig geworden, daß er, wie er bereits der Kunst und dem Alterthume periodisch erscheinende Hefte widmete, so nun auch auf die Herausgabe naturwissenschaftlicher Hefte bedacht war, für die er jetzt schon Einiges vorbereitete. Von den Heften über Kunst und Alterthum brachte er vor dem Jahresende das zweite dem Abschluß nahe. Daneben war die Redaction der neuen Ausgabe seiner Werke fortgeschritten, und von der italienischen Reise hatte er bereits die Redaction des zweiten Bandes begonnen, deßgleichen den vom Publikum sehnlichst erwarteten vierten Theil von Wahrheit und Dichtung schematisirt.

Wenn solche Thätigkeit durch den augenblicklichen friedlichen Zustand der Welt begünstigt wurde, so fühlte sich Goethe doch durch einzelne Symptome beunruhigt; namentlich versetzten ihn die Ankündigung und die ersten Nummern von Oken's Isis in lebhafte Aufregung. In dem am 15. Mai 1816 vollzogenen Grundgesetz der landständischen Verfassung für die Weimarischen Lande war auch das Recht auf Freiheit der Presse ausdrücklich verbürgt worden. Hiervon machte nun der Professor Oken in seiner Isis, als deren erster Jahrgang 1817 gelten sollte, von der jedoch schon mehrere Nummern 1816 erschienen, einen sehr weitgreifenden Gebrauch. Ein Artikel, worin er die eben ertheilte Verfassung scharf kritisirte, gab der Landesdirection Veranlassung, von drei Referenten sich Mittel in Vorschlag bringen zu lassen, wodurch man dem Unfug steuern könnte. Der Großherzog ließ die Akten seinem Freunde Goethe zu gutachtlichem Berichte zustellen. Obwohl ungern, arbeitete dieser ein ausführliches Gutachten aus, welches Düntzer in seinen Studien zu Goethe's Werken veröffentlicht hat. Es werden darin die Vorschläge der drei Referenten, welche sich für einen mündlichen oder schriftlichen Verweis, Androhung des Verbots bei erneuerten Ausfällen und Einschlagung des Weges Rechtens zur Genugthuung

für die bisher Beleidigten ausgesprochen hatten, umständlich erörtert und als unzweckmäßig dargestellt, und dafür das sofortige Verbot des Blattes proponirt. „Man fürchte sich ja nicht," heißt es, „vor den Folgen eines männlichen Schrittes; denn es entstehe daraus, was da wolle, so behält man das schöne Gefühl, recht gehandelt zu haben, da die Folgen des Zauderns und Schwankens auf alle Fälle peinlich sind. Mit dem Verbot der Isis wird das Blut auf einmal gestopft; es ist männlicher sich ein Bein abnehmen zu lassen, als am kalten Brande zu sterben." — Daß Goethe hier, trotz der im Grundgesetz verbürgten Preßfreiheit, die Unterdrückung der Isis anempfahl, darf uns nicht Wunder nehmen. Es hat sich uns schon früher gezeigt, daß er von dem Mitreden und Mitregieren der Menge kein Freund war; besonders ärgerte es ihn, wenn man durch vorlauten und unbesonnenen Tadel wohldurchdachten Unternehmungen und Anstalten in den Weg trat. So hatte er auch 1803 Eichstädt aufgefordert, in die Literaturzeitung nichts Ungünstiges über das botanische Institut zu Jena aufzunehmen, „damit eine im Wachsen begriffene Anstalt nicht gehindert, noch verletzt werde," und das Jahr vorher den Abdruck eines tadelnden Aufsatzes von Böttiger über die Aufführung des Schlegel'schen Jon durch Drohungen hintertrieben. Uebrigens befolgte der freisinnige Großherzog Goethe's Rath in Betreff der Isis nicht und ließ die Zeitschrift fortbestehen.

Mit dem Neujahr 1817 erklärte sich die Heirath von Goethe's Sohn mit Fräulein Ottilie von Pogwisch. „Es ist der Wille der beiden jungen Leute," schrieb er an Zelter, „gegen den ich nichts einzuwenden habe. Hof und Stadt billigt die Verbindung, welche recht hübsche gesellige Verhältnisse begründet." Die hier angedeutete Hoffnung erfüllte sich reichlich. Mit dem Eintritt dieser geist- und gemüthreichen Schwiegertochter gewann sein Haus in geselliger Beziehung eine neue Gestalt, und übte in den folgenden Jahren, als es sich auch durch ein Paar blühender Enkel belebte, eine immer wachsende Anziehungskraft auf den Dichtergreis. Kam schon dieser Umstand seiner stillen häuslichen Thätigkeit zu gut, so gesellte sich im ersten Viertel dieses Jahres noch ein zweiter dazu, der ihn von lästig gewordenen Verpflichtungen befreite. Das Wei-

marische Theater war schnell genug von seiner Höhe herabgesunken. „Am eigentlich Artistischen, Technischen, Oekonomischen," schrieb Goethe im Februar an Zelter, „kann man sich keine bessere Einrichtung wünschen; nur erregte zuletzt eine geistlose Behandlung allgemeinen Unwillen, daß endlich eine Explosion erfolgen mußte. Ich erwartete sie, um aus der Sache zu scheiden." Die Explosion fand statt am Geburtstage der Großherzogin, den 30. Januar. Nachdem Morgens der Großherzog feierlich vom Thron den Fürsten von Thurn und Taxis, in seinem Abgeordneten, mit dem Postregal belehnt, wobei, wie die übrigen hohen Staatsdiener, auch Goethe „nach Rangesgebühr, in geziemendem Schmuck" erschien, wurde Abends zur Theaterfeier Kotzebue's Schutzgeist in seiner ganzen Ausdehnung gegeben; die Vorstellung dauerte bis halb eilf Uhr. Hof und Stadt protestirten gegen sein Wiedererscheinen. Der Erfolg für Goethe war zunächst ganz anders, als er gehofft hatte. „Ich habe die Sache wieder auf den Schultern, wie vor so viel Jahren," schrieb er am 23. Februar an Zelter, „fange wieder an, wie damals. Den Mahomet hab' ich auch schon wieder auf die Bühne gebracht als Exercitium der ersten grammatikalischen Uebungen." Aber zur Erleichterung hatte man ihm seinen Sohn zur Intendanz beigesellt; und so griff er die alte Aufgabe mit neuem Muthe an. Schon am 23. Februar berichtete er an Zelter, er sei vierzehn Tage her, Tag und Nacht, mit der Redaction von Kotzebue's Schutzgeist beschäftigt; weil die darin zusammengestoppelten Motive doch manches Interessante hätten, gerade wie es die Leute wünschten, so „sei er hineingefahren und mache den Schutzgeist des Schutzgeistes." Am 9. März meldete er: „Gestern bin ich von diesem Uebel genesen, wie Du aus dem beiliegenden Anschlagzettel siehst. Was Du aber auf dem Zettel nicht lieseſt, ist das glückliche Gelingen. Ich habe bei meiner Redaction nur das Wirksame behalten und das Nothwendige in die Enge gebracht, die langen Erzählungen zu kurzen, kräftigen Darstellungen umgeschrieben, die matten Verse überarbeitet, und die Lücken, die ich mit grausamer Scheere hineingeschnitten, wieder zusammengefügt und übermalt, so daß es jetzt ein interessantes, glatt hintereinander weggehendes Stück und beinahe um eine Stunde kürzer geworden ist. So viel von meinen neuesten

Thaten, wozu ich noch fügen muß, daß die ganze Aufführung, nach alter Weimarischer Weise, mit Präcision sowohl des Auftretens, Gehens, Bewegens und Gruppirens, als der Recitation und Declamation gegeben worden." Voll Freude über den guten Erfolg richtete er nun auch das Kotzebue'sche Lustspiel „die Bestohlenen" für die Bühne ein, und gedachte, zur Ausdehnung des Repertoirs, es noch mit mehreren „Exercitien dieses reichen, aber schluderhaften Talentes" so zu machen. Allein die ganze Sache nahm gegen den 20. März einen Ausgang, wie er ihn nicht hatte erwarten können. Ein Schauspieler, Karsten, der damals mit einem dressirten Pudel herumzog und diesen auf mehreren Theatern in einem nach dem Französischen bearbeiteten Melodrama „Der Hund des Aubry" producirte, wandte sich brieflich an Goethe mit der Bitte, den Hund auf dem Hoftheater vorführen zu dürfen. Dieser beschied das Gesuch abschlägig. Allein der Eigenthümer des Hundes fand Mittel und Wege, sein Gesuch unmittelbar an den Großherzog zu bringen, der als leidenschaftlicher Jäger die Hunde liebte. Vergebens versuchte man Goethe umzustimmen; er antwortete mit einer Hinweisung auf den Paragraphen des Theater-Reglements, welcher das Mitbringen von Hunden auf die Bühne verbot, und lehnte jede weitere Erörterung ab. Unter Vermittlung der Frau von Heygendorf (Jagemann) wurde nun dem Großherzog vorgestellt, wie unrecht Goethe handle, den Wünschen des Fürsten gegenüber auf seinem Eigensinne zu beharren; und so erging denn vom Großherzoge an den Grafen Edling, den Genossen Goethe's in der Theaterintendanz, der Befehl, das Erforderliche für das Gastspiel des Pudels einzuleiten. Als Goethe hiervon Kunde erhielt, rief er im ersten, überwältigenden Schmerze aus: „Karl August hat mich nie verstanden!" Dem Regisseur Oels, der ihm die officielle Meldung zu machen hatte, antwortete er mit zornglühendem Gesichte: „Kommen Sie morgen früh um acht Uhr wieder, da wollen wir weiter davon sprechen!" Als dieser zur bestimmten Zeit erschien, war Goethe schon vor einer Stunde, ohne Bescheid zu hinterlassen, nach Jena abgereist; aber an den Großherzog hatte er ein Schreiben gerichtet, worin er sich die Erlaubniß erbat, der Aufführung nicht beiwohnen und sich als beurlaubt ansehen zu dürfen, da ihm das Theater, dem er so viele

Jahre hindurch Kraft, Talent und Liebe gewidmet, bisher ein Heiligthum gewesen sei. Von Jena aus bat er um seine Entlassung von der Intendanz. Die Großherzogin Louise und die Erbprinzessin Maria Paulowna suchten den Flüchtling in seinem Asyl auf, um ihn zur Zurücknahme seines Gesuches zu bestimmen, doch vergebens. Goethe soll sogar damals sich ernstlich mit dem Gedanken getragen haben, nach Wien überzusiedeln, wohin die Kaiserin von Oesterreich ihn dringend eingeladen hatte. Einige Tage nach den Fürstinnen kam auch Karl August nach Jena und fand ihn im botanischen Garten. Lange hielten sich die beiden Freunde in stummer Umarmung umfaßt, wanderten dann zwei volle Stunden im Garten auf und ab und schieden völlig versöhnt. Aber auch der Großherzog hatte Goethe's Entschluß, die Bühnenlast abzuwälzen, nicht zu erschüttern vermocht. Mittelst höchsten Rescriptes vom 7. April wurde er mit Anerkennung der geleisteten Dienste der Intendanz des Theaters enthoben.

Er verweilte diesmal über vier Monate, bis in den August hinein, zu Jena, anfangs im Schlosse, später im botanischen Garten wohnend, und vertheilte seine Zeit zwischen Besichtigung und Ordnung der dortigen Anstalten, Fortführung und Vorbereitung literarischer Arbeiten und Verkehr mit wissenschaftlich gebildeten Männern, besonders mit Knebel.

Die Anstalten sah er schon in den ersten Tagen durch, und erstattete am 25. März seinem Collegen Voigt einen vorläufigen Bericht. Die neu angelegte Veterinärschule fand er „in einem alten, seltsamen, labyrinthischen Gebäude gar zweckmäßig eingenistet, und vom Lehrer, Amanuensen und Schülern schwunghaft betrieben." Die Anstalt hatte anfangs mit dem Vorurtheil der niedern Volksklassen zu kämpfen, welche die untern Angestellten mit pöbelhaften Ausfällen verfolgten und selbst den Prosector nicht unangefochten ließen, weßhalb Goethe eine öffentliche Verwarnung entwarf, die im Juni in den Jenaischen privilegirten Anzeigen erschien. Was für Botanik sich vorfand, ward zu einem botanischen Museum vereinigt, welches nicht bloß eine bedeutende Sammlung getrockneter Pflanzen, sondern auch Anfänge einer Zusammenstellung von Sämereien, sowie Beispiele dessen, was sich auf Holzbildung bezog, umfaßte. Gleiche

Sorgfalt wandte er den übrigen Anstalten zu, namentlich auch in ökonomischer Beziehung. „Die Ausgaben hatten sich gemehrt," heißt es in den Annalen; „der Etat mußte abermals capitelweise durchgearbeitet werden." Um aber für sich und Andere die Lage des Geschäftes vollkommen in's Klare zu setzen und dessen fernere Behandlung richtig einzuleiten, entwarf er jetzt einen umständlichen Aufsatz: „Museen in Jena, Uebersicht des Bisherigen und Gegenwärtigen," den er später (Michaeli 1817) nochmals durchsah und redigirte, und als Bericht an den Großherzog sandte. Vogel hat den interessanten Aufsatz in seiner Schrift: „Goethe in amtlichen Verhältnissen" (S. 10 ff.) veröffentlicht.

Ueber seine schriftstellerische Thätigkeit in der ersten Hälfte des Aufenthaltes zu Jena gibt ein Brief an Zelter vom 29. Mai Auskunft. „Zehn Wochen," schrieb er, „concentrirte ich mich auf die Vergangenheit, sie zu beleben beschäftigt. Vom dritten Rhein- und Mainheft, Erinnerung der Folgetage des Rochusfestes, sind schon drei Bogen gedruckt. Die neue Belebung von Jena hat auch für mich im Naturfache viel Anregendes gebracht, und ich stehe wie Hesekiel verwundert, daß das alte Knochenfeld auf einmal lebendig wird. Vor Johanni, denk' ich, soll ein Heft von zwölf Bogen ausgehen, wo ich, in mehreren Colonnen, meine alten Garden der Naturbeherrschung werde aufmarschiren lassen. Das alles konnte ich um so ruhiger thun, als mein zweites Heft Rhein und Main zu Euch auf dem Wege war. Die darin enthaltenen Kriegs- und Friedenserklärungen werden unausgesetzt verfolgt werden. Ich habe nicht viel Zeit mehr, aufrichtig zu sein; wir wollen sie benutzen." Uebereinstimmend mit dem Letztern hatte er schon im März an Knebel geschrieben: „Mein zweites Rhein- und Mainheft wird als Bombe in den Kreis der Nazarenischen Künstler hineinplumpen. Es ist gerade jetzt die rechte Zeit, ein zwanzigjähriges Unwesen mit Kraft anzufallen und in seinen Wurzeln zu erschüttern. Die paar Tage, die mir noch gegönnt sind, will ich benutzen, um auszusprechen, was ich für wahr und recht halte, und wäre es auch nur, um, wie ein dissentirender Minister, meine Protestation zu den Acten zu geben. Der Aufsatz jedoch selbst („Neu-deutsche religiös-patriotische Kunst") mit seinen lehrreichen Noten ist von Meyer und dient

als Confession, worauf die Weimarischen Kunstfreunde leben und sterben."

Wir sehen, in Beziehung auf bildende Kunst hatte er den Standpunkt des bedingten Eingehens in die Bestrebungen der Romantiker, wozu er besonders durch seine Verbindung mit Boisserée und den rheinischen Kreisen gekommen war, wieder vollständig verlassen. Indem er sich mit erhöhter Liebe der antiken Kunst zuwandte, ward er sogar für den Augenblick von einem polemischen Geiste ergriffen, der ihm sonst nicht eigen war, und er sammelte Hülfstruppen zum Kampfe „gegen die Nazarener." Wie sein treuverbündeter Meyer den Schweizer Karl Ruckstuhl, der in der Nemesis gegen den Sprachunfug der Deutschthümler zu Felde gezogen war*), so forderte er den Hofrath Rochlitz zur Theilnahme an diesem Kampfe auf. „Man muß jetzt auch Partei machen," schrieb er an den Letztern, „das Vernünftige zu erhalten, da die Unvernunft so kräftig zu Werke geht. Lassen Sie uns bedenken, daß wir dies Jahr das Reformationsfest feiern, und daß wir unsern Luther nicht höher ehren können, als wenn wir dasjenige, was wir für recht, der Nation und dem Zeitalter ersprießlich halten, mit Ernst und Kraft, und wäre es auch mit einiger Gefahr verknüpft, öffentlich aussprechen, und wie Sie ganz richtig urgiren, öfters wiederholen."

Genährt und gesteigert wurde seine Begeisterung für antike Kunst eben jetzt durch frische Funde und Mittheilungen; besonders lebhaft beschäftigten ihn die Abzeichnungen der Elgin'schen Marmore, womit er schon im vorigen Jahre bekannt geworden war, und die sich jetzt mehrenden Mittheilungen darüber. Er erzählt in den Annalen, seine Begierde, etwas dem Phidias Angehöriges mit Augen zu sehen, sei dadurch so heftig geworden, daß er an einem schönen sonnigen Morgen ohne Absicht aus dem Hause fahrend, plötzlich von seiner Leidenschaft überrascht, den Wagen nach Rudolstadt gelenkt und sich dort „an den erstaunenswürdigen Köpfen von Monte Cavallo für lange Zeit hergestellt" habe. Auch von den äginetischen Marmoren erhielt er durch Zeichnungen des in Rom mit der

*) S. G.'s W. Bd. 32, S. 215 ff.

Restauration näher Beauftragten nähere Kenntniß. Gleichzeitig wurde sein Interesse für neuere Kunst durch manche Zusendungen aufgefrischt. Rochlitz verehrte ihm gegen Anfang Aprils ein schönes Oelbildchen, das Goethe in dem Dankschreiben vom 9. April als „eine liebwerthe Erscheinung" preist, die ihn in dem „zwar geistvollen aber gestaltlosen Jena" doppelt erfreut und schon zu hundert Betrachtungen veranlaßt habe. Nicht minder erfreulich waren ihm große Federzeichnungen von Schinkel, die neuesten Münchener Steindrücke, Thierfabeln von Menken und eine Kupferstichsammlung aus einer im Frühjahr abgehaltenen Leipziger Auction. Schon im Februar war eine bedeutende Majolika-Sammlung des Herrn von Derschau in Nürnberg durch Seebeck's Vermittelung in seinen Besitz gekommen.

Die zweite Hälfte des Aufenthaltes zu Jena benutzte Goethe, um das erste Heft zur Morphologie und den zweiten Theil der italienischen Reise zu beendigen und zum Drucke zu befördern. „Reinliche Exemplare," schrieb er am 20. August an Zelter, „lege ich zusammen, damit ich Dir zu seiner Zeit eine kleine Bibliothek sende. Ich habe mich nach meiner Weise leidlich befunden, kann aber von weiterem Thun und Unternehmen nichts erzählen, weil jene Beschäftigung meine ganze Zeit absorbirte. Jetzt ist es zu spät, nach Karlsbad zu gehen, wohin mich die Aerzte beorderten, und ich muß versuchen, wie ich, auch ohne diese Nachhülfe, durch den Winter komme."

Einige Tage vor der Rückkehr nach Weimar, Anfangs August, erhielt er einen willkommenen Besuch vom Staatsrath Schulz aus Berlin. Dieser war auf seine chromatischen Ideen sehr freundlich eingegangen, stand darüber mit ihm in Briefwechsel und hatte zwei Aufsätze über physiologe Farben eingesandt, worin Goethe's Ansichten zu Grunde gelegt waren. Schulz begleitete ihn nach Weimar und brachte dort noch mehrere Tage bei ihm zu. Es läßt sich denken, wie sehr unsern Naturforscher in seiner einsamen Stellung die geistreiche Theilnahme dieses Mannes freuen mußte, wozu sich auch noch Hegel's Zustimmung gesellte, der von philosophischem Standpunkte aus der Goethe'schen Farbenlehre das Wort redete. Es waren besonders die von Seebeck entdeckten entoptischen Farben, die jetzt

Goethe lebhaft beschäftigten. Ein dieselben betreffender Aufsatz, „Elemente der entoptischen Farben“*), ist „Jena, den 6. Juni 1817“ datirt. Aber erst den 17. Juni, wie er in den Annalen berichtet, enthüllte sich ihm, bei ganz klarem Himmel, der Hauptbegriff zu völliger Ueberzeugung, und er bereitete sich nun, „die vielen Einzelheiten als Schalen und Hüllen wegzuwerfen, und den Kern Natur- und Kunstfreunden mündlich und schriftlich mitzutheilen“**). An diesen weitern Bemühungen nahmen außer Schulz, Hegel, Seebeck und Döbereiner, auch sein College Voigt und der Maler Prof. Roux aus Jena förderlichen Antheil, welcher Letztere die Gefälligkeit hatte, ihm genaue Nachbildungen der entoptischen Farbenbilder zu liefern. Da bei Goethe das Interesse für Chromatik nicht etwa rein wissenschaftlicher, sondern auch künstlerischer Natur war, so achtete er besonders auf die Urtheile der Maler; und so las er denn jetzt auch wiederholt mit großer Freude einen Aufsatz Leonardo da Vinci's über die Ursache der blauen Farbe an fernen Gegenständen, der mit seinen Ansichten übereinstimmte.

Aber nicht bloß für die Farbenlehre, auch für andere Zweige der Naturwissenschaft stand jetzt Goethe's Neigung wieder in voller Blüthe. „Geognosie, Geologie, Mineralogie und Angehöriges war an der Tagesordnung,“ heißt es in den Annalen. Er bereicherte und ordnete seine Sammlungen, verfolgte mit großer Theilnahme die neuern Erscheinungen, besonders von Leonhard's große Tabellenwerke, welche dieser in Gesellschaft mit andern Naturforschern herausgab, und suchte dabei sich über seine eigenen Ueberzeugungen immer mehr aufzuklären. Deßgleichen setzte er die Betrachtung der

*) G.'s W. Bd. 37, S. 311 ff.

**) Mit dem Datum „17. Juni“ stimmt freilich folgender Anfang eines Briefes an Meyer vom 7. Juni nicht recht zusammen: „Zuvörderst muß ich Ihnen mit einigem Triumph die Nachricht geben, daß ich für mancherlei Leiden und Gebrechen genugsam entschädigt worden, daß ich die Grundphänomene der entoptischen Farben endlich entdeckt habe, nachdem sie mich auf meinem, wie ich wohl wußte, recht eingeschlagenen Wege zehn Wochen lächerlich geäfft hatten. Weil man immer nur durch ein Gegebenes zu solchen Dingen herankommt, so schleppt man auf eine unbehülfliche Weise die alten Schalen und Häute mit, da ein guter Erfolg bloß darauf ankommt, daß man sie abwirft.“

organischen Naturwesen fort und begann das zweite Heft zur Morphologie mit großer Liebe zu bearbeiten.

Seinen unterdeß herangenahten achtundsechszigsten Geburtstag beschloß er einsam in Paulinzelle zu begehen, wohin er, obwohl seit vierzig Jahren Thüringen zu Wagen, Pferd und Fuß durchziehend, niemals gekommen war. Man hatte ihm die dortigen kirchlichen Ruinen als höchst bedeutend und ehrwürdig gepriesen; und so machte er sich denn am 28. August beim schönsten Wetter auf den Weg. Aber auch hier hatte ihm die Freundschaft ein unerwartetes Fest bereitet. Der Oberforstmeister von Fritsch hatte von Ilmenau her, in Verbindung mit Goethe's Sohne, ein frohes Mahl veranstaltet, wobei er dann mit heiterem Sinne das von der Schwarzburg-Rudolstädtischen Regierung aufgeräumte Bauwerk aus dem Anfange des zwölften Jahrhunderts betrachten konnte.

Hatte er das letzte Viertel des vorigen Jahrs unausgesetzt zu Hause verlebt, so spielte er jetzt in den vier letzten Monaten, wie er an Rochlitz schrieb, „Rouge et noir zwischen Weimar und Jena.“ Schon in der ersten Hälfte des Septembers brachte er wieder einige Tage in Jena zu und stattete von dort aus am 13. September den Fürstinnen auf dem Sommerschloß Dornburg einen Besuch ab. Längere Zeit verweilte er im November und December daselbst und zwar besonders in Angelegenheiten der Bibliothek. Unter den Jenaischen akademischen Anstalten ließ die Bibliothek am meisten zu wünschen übrig. Die seit dreihundert Jahren nach und nach gekauften, vermachten und geschenkten Bücher und Büchersammlungen lagen „flötzartig in dem ungünstigsten Local über und nebeneinander gelagert“; ein vollständiger Katalog war gar nicht vorhanden; wie und wo man ein Buch finden sollte, war beinahe ein ausschließliches Geheimniß mehr des Bibliothekdieners als der höhern Angestellten. Nun sollte auch noch diesem Chaos die im Schloß befindliche ehemalige Büttner'sche Bibliothek einverleibt werden. Der Großherzog hatte mit Goethe wiederholt über jene Uebelstände vertraulich gesprochen, sich aber vergebens bemüht, ihn auf solchem Wege zur Uebernahme eines so mißlichen Geschäftes, wie die Entwirrung dieses Chaos sein mußte, zu bestimmen. Da brachte am 20. September auch das Gotha'sche Gouvernement die Sache in Anregung

und sprach sich dahin aus, daß die Herstellung der Ordnung eher von einem einzelnen einsichtigen Manne, als von dem aus zu vielen Mitgliedern bestehenden akademischen Senat, dem bis dahin die Bibliothek untergeordnet war, zu erwarten sei; zugleich äußerte es den Wunsch, daß sich die Großherzogliche Oberaufsicht zur Leitung der Angelegenheit geneigt finden möge. Darauf erfolgte nun, zu Goethe's unangenehmster Ueberraschung, unter dem 7. Oktober ein Rescript des Großherzogs*), wodurch dieser ihm die Leitung und Oberaufsicht des Geschäftes übertrug. Die Lösung der nunmehr unabwendbaren Aufgabe griff Goethe sogleich mit Entschiedenheit und Energie an. Nachdem er sich eine ausgedehnte Vollmacht und die nöthigen Geldmittel hatte bewilligen lassen, begab er sich am 6. November nach Jena und begann, trotz eines lebhaften, sogar intriguirenden Widerstrebens dabei betheiligter Personen und Corporationen, die Instandsetzung des Locals. In seine dabei bewiesene Thätigkeit, Umsicht und Sorgfalt haben uns die betreffenden Mittheilungen in Vogel's Schrift „Goethe in amtlichen Verhältnissen" einen hellen Blick eröffnet. Um die Feuchtigkeit des großen untern Saals zu beseitigen, wurde die beschränkende Mauer nach dem Graben zu abgetragen und die vorliegende Erde weggeschafft, ferner unbenutzte anstoßende Localitäten der Universität für die Bibliothek in Besitz genommen. Noch in seinen letzten Tagen erinnerte sich Goethe mit Freude der Entschlossenheit, womit er das medicinische Auditorium, trotz der Protestation der Akademie und der medicinischen Facultät, welche den Schlüssel verweigerte, in Beschlag nahm, indem er die Wand durchbrach und die Bücherrepositorien aufstellen ließ, ein Verfahren, das nachträglich höchsten Ortes vollkommen gutgeheißen wurde.

Diese amtlichen Beschäftigungen, wie gewissenhaft sich auch Goethe ihnen widmete, absorbirten doch keineswegs seine ganze Thätigkeit und Theilnahme im letzten Jahresviertel. Am 9. October berichtete er an Knebel, er sei durch Hermann, Kreuzer, Zoega und Welcker in die griechische Mythologie, ja bis in die Orphischen Ge-

*) Abgedruckt in Vogel's Schrift „Goethe in amtlichen Verhältnissen" S. 69 f.

heimnisse gerathen. Aus dem Interesse an „der wunderlichen Welt, die sich ihm hier aufthat", entsprangen die „Urworte, Orphisch" in fünf Stanzen. Nach seiner eigenen Angabe hat er hier, was von ältern und neuern Orphischen Lehren überliefert worden, „poetisch-compendios, lakonisch vorzutragen gesucht." So entstand eine sehr bedeutende und tiefsinnige Dichtung, welche in großer Kürze die Hauptfactoren, die im Lebensschicksale des Menschen wirksam sind, uns personificirt vorführt. Ungefähr derselben Zeit gehört der Irische Klaggesang an, den er aus Glenarvon übersetzte. Seinem Urfreunde von Knebel widmete er zu seinem dreiundsiebzigsten Geburtstage (am 30. November) ein Gedicht aus dem Stegreife („Lustrum ist ein fremdes Wort"). Der Plan, das Reformations-Jubiläum durch eine Fest-Cantate zu feiern, war unausgeführt geblieben; indeß brachte Goethe doch einen kleinen Tribut zu dem Feste in drei Strophen, „Den 31. October 1817" überschrieben, worin er sich als eifrigen Protestanten „in Kunst und Wissenschaft" bekennt. Daß er hierbei vorzüglich seine Stellung als Naturforscher, den Zunftgelehrten gegenüber, im Sinne hatte, bedarf kaum der Erinnerung. Wie er jetzt im Ganzen über das Fest dachte, zeigte folgende Stelle eines Briefes an Knebel (vom 22. August): „Pfaffen und Schulleute quälen (mich) unendlich, die Reformation soll durch hunderterlei Schriften verherrlicht werden; Maler und Kupferstecher gewinnen auch was dabei. Ich fürchte nur, durch alle diese Bemühungen kommt die Sache so in's Klare, daß die Figuren ihren poetischen, mythologischen Anstrich verlieren. Denn, unter uns gesagt, ist an der ganzen Sache nichts interessant, als Luther's Charakter, und es ist auch das Einzige, was der Menge imponirt. Alles Uebrige ist verworrener Quark, wie er uns noch täglich zur Last fällt."

Die widerwärtigste Seite der Sache war ihm, daß die politische Aufregung in Deutschland an dem Reformationsfest einen Halt- und Vereinigungspunkt fand; und so war denn auch das Wartburgfest, das Knebel als „einen guten Spuk, einen Gedanken, der dem Luther im Grabe Ehre mache," bezeichnete, für Goethe ein Gräuel. Er nannte es in einem Briefe an Zelter vom 16. December „den garstigen Wartburger Feuerstank, den ganz Deutschland

übel empfindet, indeß er bei uns schon verraucht wäre, wenn er nicht bei Nordostwind zurückschlüge und uns zum zweiten Mal beizte." Die Professoren Oken und Fries, die als Redner beim Fest aufgetreten waren, hatten öffentliche Berichte darüber geliefert, welche, wie in Wien und Petersburg, so auch in Berlin großen Anstoß erregt hatten. Hardenberg kam deßhalb persönlich nach Weimar; die hier und in Jena erscheinenden politischen Blätter erhielten geschärfte Verwarnungen, und im Februar des nächsten Jahres setzte die Weimarische Regierung, von außen her gedrängt, im Einverständniß mit den Ständen die Preßfreiheit außer Kraft. „In solchen Fällen," schrieb Goethe den 16. December an Zelter, „muß es denn auch dem Einzelnen, der unter der allgemeinen Thorheit leidet, erlaubt sein, sich mit einiger Selbstgefälligkeit zu sagen, daß er das alles, wo nicht voraus gesehen, doch voraus gefühlt, daß er in den Punkten, die ihm klar geworden, nicht allein widerrathen, sondern auch gerathen, und zwar das, was Alle, da die Sache schief geht, gethan haben möchten. Dieses berechtigt mich zur Impassibilität, weßhalb ich mich denn auch, wie die Epikurischen Götter, in eine stille Wolke gehüllt habe. Möge ich sie immer dichter und unzugänglicher um mich versammeln können!"

Wir kennen die verschiedenen Elemente, welche schon seit Langem diese verhüllende Wolke bildeten. Auf dem Gebiete der bildenden Kunst fesselte ihn besonders Leonardo da Vinci's Abendmahl, auf naturwissenschaftlichem Felde die Howard'sche Wolkenlehre, auf poetischem Byron und englische Poesie überhaupt. Der verstorbene Director der Kunstakademie zu Mailand, Bossi, hatte es unternommen, in einer wohldurchdachten Copie das gänzlich verdorbene berühmte Bild da Vinci's als Mosaik wiederherzustellen. Da er das übermalte Original nicht seiner Arbeit zu Grunde legen konnte, so studirte er die vorhandenen Copien, fertigte von dreien Durchzeichnungen an, und suchte sich so für seine Aufgabe zu befähigen. Diese Durchzeichnungen, welche der Großherzog Karl August als Gewinn einer Reise in die Lombardei mitgebracht hatte, verglich Goethe nun auf's Sorgfältigste mit dem Bossi'schen Werke, und legte die Früchte seiner Studien und Betrachtungen in einem umfassenden Aufsatze nieder: „Joseph Bossi über Leonardo

da Vinci's Abendmahl zu Mailand"*). Größtentheils gehört diese Arbeit noch dem Jahre 1817 an, gelangte aber erst im folgenden zu gänzlichem Abschluß.

Howard's Wolkenlehre beschäftigte Goethe nun schon seit ein paar Jahren. Er theilte Knebel'n im December einen betreffenden Aufsatz mit, worüber ihm dieser am 27. schrieb: „Deine Wolkenbeobachtungen haben mir ungemeines Vergnügen gemacht, und ich danke Dir herzlich für die Mittheilung derselben. Ich konnte mit meinen eigenen Erfahrungen fast überall nachfolgen, und die klare und gefällige Darstellung der Sache, die Dir eigen ist, gibt ihr Anmuth und Werth." Auch das Interesse für Byron's Dichtungen datirte schon von früherer Zeit her. Zuerst hatte er Goethe durch seine hypochondrische Leidenschaft und seinen heftigen Selbsthaß abgestoßen; aber schon im Jahre 1816 las dieser Byron's Corsaren und Lara „nicht ohne Bewunderung und Antheil." Am 13. October 1817 schrieb er an Knebel: „Die wunderbarste Erscheinung war mir diese Tage das Trauerspiel Manfred von Byron, das mir ein junger Amerikaner zum Geschenk machte. Dieser seltsame Dichter hat meinen Faust in sich aufgenommen und für seine Hypochondrie die seltsamste Nahrung daraus gesogen. Er hat alle Motive auf seine Weise benutzt, so daß keins mehr dasselbige ist, und gerade deßhalb kann ich seinen Geist nicht genug bewundern." Er gestand zwar, daß die düstere Gluth einer grenzenlosen, reichen Verzweiflung doch am Ende lästig werde; doch sei der Verdruß, den man empfinde, immer mit Hochachtung und Bewunderung verknüpft. Wir finden diese Briefstelle als Anfang eines Aufsatzes über Byron's Manfred, der dem letzten Jahresviertel 1817 angehört, in Goethe's Werken unter der Rubrik „Englische Literatur" wieder.

Unter so mannigfacher Thätigkeit war das Jahr 1817 zu Ende gegangen. Auf den Ertrag desselben konnte Goethe mit Befriedigung zurücksehen; denn außer den erwähnten Productionen war noch eine Reihe von kleinen Arbeiten entstanden: Die Geschichte seines botanischen Studiums**), die Erzählung seiner

*) G.'s W. Bd. 31, S. 50—87.
**) G.'s W. Bd. 36, S. 67.

erſten Bekanntſchaft mit Schiller, ferner die Aufſätze: Verein deutſcher Bildhauer*); Anforderung an den modernen Bildhauer**); über Blücher's Denkmal***); Vorſchlag zur Güte†); Meteore des literariſchen Himmels††); Bildungstrieb†††); Caſti's redende Thiere*†); Naivetät und Humor. Auch waren die Studien zum Divan fortgeführt, und dabei Uebungen in orientaliſcher Schönſchrift angeſtellt worden. Dazwiſchen hatte es nicht an genußreichem und anregendem Verkehr mit bedeutenden Männern gefehlt. In Jena beſuchte ihn öfters Papadopulus, der ſeine Iphigenie in's Neugriechiſche überſetzte; von Berliner Freunden ſprachen der Staatsminiſter Wilh. von Humboldt, Hufeland, Langermann, Varnhagen von Enſe bei ihm ein; außerdem beſuchten ihn Wilh. von Schütz, Hofrath Hirt und Sartorius.

*) G.'s W. Bd. 31, S. 301, datirt vom 27. Julius 1817.
**) Ebendaſ. S. 277.
***) Ebendaſ. S. 281.
†) Ebendaſ. Bd. 27, S. 521.
††) Ebendaſ. Bd. 40, S. 458.
†††) Ebendaſ. S. 427.
*†) Ebendaſ. Bd. 31. S. 181

Zehntes Capitel.

Die Jahre 1818 bis 1820. — Das Jahr 1818: Halbjährige Aufenthalt in Jena. Gedicht „Um Mitternacht". Aufſatz über L. da Vinci's Abendmahl und drittes Heft von Kunſt und Alterthum beendigt. Aufſätze über Claſſiker und Romantiker in Italien, über Blumenmalerei, Geiſtes-Epochen. Beſchreibung der philoſtratiſchen Gemälde. Aufſatz „Antik und Modern". Rückkehr nach Weimar. Aufenthalt zu Karlsbad. Karlsbader Gelegenheitsgedichte. Perſönlicher Verkehr. Unwohlſein. Rückkehr nach Weimar. Aufenthalt in Berka. Maskenzug. Noten und Abhandlungen zum Divan. — Das Jahr 1819: Tod des Miniſters von Voigt. Aufenthalt in Karlsbad. Verkehr mit Diplomaten und andern Perſonen. Aufenthalt in Jena. Bibliotheksgeſchäfte. Neues Heft von Kunſt und Alterthum und zur Morphologie. Gedichte: Die Metamorphoſe der Thiere und andere. — Das Jahr 1820: Fortführung der periodiſchen Hefte. Biographiſche Vorarbeiten. Beſuch des Königs von Württemberg. Frühe Abreiſe nach Karlsbad. Meteorologiſches Tagebuch. Aufſatz: Die Louiſenburg bei Alexandersbad. Gedichte znm Divan und andere. Aufenthalt in Eger. Aufſatz: Der Kammerberg bei Eger. Erzählung: „Wo ſteckt der Verräther?" Aufenthalt zu Jena. Die Abhandlung über die entoptiſchen Farben geſchloſſen. Andere Beſchäftigungen in Jena. Beſuche. Winterleben in Weimar. Mantegna's Triumphzug. Commentare zu den Orphiſchen Stanzen und zur Harzreiſe im Winter. Aufſatz: Olfried und Liſena. Redaction der Wanderjahre.

Das Jahr 1817 war in dreifacher Beziehung für Goethe's noch übrige Lebenszeit von großem Einfluß geweſen. Zuerſt hatte es den Grund zu einem neuen Familienkreiſe gelegt, der bald auf ihn eine lebhafte Anziehungskraft üben ſollte. „Mir will nun nicht mehr wohl werden als in meinem Hauſe," bekennt er ſchon im nächſten Jahre (1818) ſeinem Freunde Zelter, und hebt dabei auch die „vieljährig zuſammengetragenen Beſitzthümer" hervor, in denen er reichen Genuß und Gewinn finde. Dann hatte ihn jenes Jahr von der Bühnenlaſt befreit, ſo daß ſich ſeine Thätigkeit jetzt ungeſtörter dem Heben alter Schätze, dem Ordnen, Verzeichnen, Zuſammenfügen, Ergänzen, Erläutern ſeiner mächtig herangewachſenen wiſſenſchaftlichen, dichteriſchen und künſtleriſchen Habe zuwenden konnte. Endlich hatte es ihm in Beziehung auf Kunſt die Stellung

wiedergegeben, in welcher er sich allein behaglich fühlen konnte; und so nannte er auch die ihr gewidmete Zeitschrift von nun an bloß „Kunst und Alterthum", weil „die Rhein- und Mainluft darin nach und nach verwehte." Es konnte ihn nun nicht mehr nach Köln und Heidelberg ziehen; vielmehr spricht sich, wie Schöll treffend bemerkt hat, „seine Rückkehr in gewohnte Geleise jetzt auch in den Badereisen aus, die er in den nächstfolgenden Jahren wieder nach den böhmischen Quellen richtete."

Die erste Hälfte des Jahres 1818 brachte er, mit wenigen Unterbrechungen, in Jena zu, wo ihn nicht bloß das Bibliothekgeschäft, sondern noch mehr die seinen Arbeiten so förderliche Ruhe festhielt. Er wählte diesmal in einem Vororte der Stadt, zu Camsdorf in dem Gasthof zur Tanne, seinen Wohnsitz, den er in einem Brief an Zelter vom 16. Februar schilderte: „Ich habe auf dem rechten Saalufer, unmittelbar an der Camsdorfer Brücke, über dem durch die Bogen gewaltsam strömenden, eisbelasteten Wasser, eine Zinne (vulgo Erker) in Besitz genommen, die schon seit so vielen Jahren mich, meine Freunde und Nachkommenschaft gereizt hat, daselbst zu wohnen, ohne daß nur Jemand sich die Mühe gegeben hätte, die Treppe hinaufzusteigen. Hier verweile ich nun die schönsten Stunden des Tages, den Fluß, die Brücke, Kies, Anger und Garten, und sodann das liebe närrische Nest, dahinter Hügel und Berge und die famosesten Schlachthöhen vor mir, sehe bei heiterem Himmel die Sonne täglich etwas später und weiter nordwärts untergehen, wonach meine Rückkehr zur Stadt regulirt wird." Sein täglicher Tischgenosse war der damalige Assistent der Bibliothek, Dr. Weller; Abends war auch gewöhnlich der Studiosus Franz Nicolovius (jetzt General-Procurator zu Köln) bei Tische, nicht selten auch Prof. Kosegarten, den er des Divans wegen zu Rathe zog. „Weller und Nicolovius," berichtet Düntzer in seinen Freundesbildern aus Goethe's Leben*), „mußten aus dem vorigjährigen Jahrgange der Augsburger Allgemeinen Zeitung — denn er liebte es, die schon ein Jahr alten Zeitungen zu hören — und aus dem Theatrum Europaeum bis Mitternacht vorlesen. Alle politischen

*) S. 582.

Gespräche wurden vermieden; dagegen unterhielt er sich gern über Technik und Gegenstände des bürgerlichen Lebens. Ueberhaupt war er bei Tische sehr liebenswürdig, und sah es gern, wenn tüchtig gegessen und getrunken wurde. Eben so war es mit Knebel, bei welchem Goethe, wenn er nur kurze Zeit in Jena verweilte, zu Mittag speiste; nur durfte Niemand geladen werden, der Goethe zuwider war, weßhalb Knebel zuvor immer anfragte." Bisweilen ward Goethe auch, wie Weller berichtet, sehr heftig, besonders wenn er getrunken hatte, und ließ dann seine Löwenstimme weithin erschallen, und nicht minder ungescheut sprach sich Knebel aus.

Aus diesem behaglichen Leben vermochten ihn auch die Weimarischen Hoffeste nicht leicht herauszuziehen. Zum 30. Januar hatte diesmal der Kanzler Müller einen Maskenzug gedichtet, worin Gestalten aus Goethe's Dichtungen auftraten. Unser Dichter schickte die drei Strophen „Maskenzüge, den 30. Januar 1818" überschrieben*). Eben so gab „der Abwesende dem Maskenfest zum 16. Februar 1818"**) nur einen kurzen Reimsegen. Erst gegen Ende Juni ließ er sich durch die auf Anlaß der Geburt des Prinzen Karl Alexander August Johann (jetzigen Großherzogs, geb. den 24. Juni) veranstalteten Festlichkeiten bestimmen, nach Weimar zu kommen.

Aus dem Ertrage des diesmaligen Aufenthaltes zu Jena heben wir zuerst das schöne Gedicht „Um Mitternacht" hervor. Es muß dem Anfange des Jahres angehören; denn am 1. März schickte Zelter schon eine Composition desselben an den Dichter. Goethe hat selbst dieses Lied „als eine seiner liebsten Productionen" bezeichnet; und diese Vorliebe dauerte bis in sein spätes Alter fort. Noch im Jahre 1827 sagte er zu Eckermann, das Gedicht habe sein Verhältniß zu ihm keineswegs verloren; es sei noch ein lebendiger Theil von ihm und lebe mit ihm fort, während die Lieder des Divans wie eine abgestreifte Schlangenhaut hinter ihm liegen geblieben seien. In dem Aufsatz „Neue Liedersammlung von Zelter" bekennt er, „mit dem Schlag Mitternacht, im hellsten Vollmond,

*) G.'s W. Bd. 6, S. 135.
**) Ebendas. S. 136.

aus guter, mäßig-aufgeregter Gesellschaft zurückkehrend, das Gedicht aus dem Stegreif niedergeschrieben zu haben, ohne daß er früher auch nur eine Ahnung davon gehabt hätte." Es charakterisirt drei verschiedene Zeiten seines Lebens (Knaben-, Jünglings- und Greisenalter) durch den verschiedenen Eindruck, den die Mitternacht auf ihn machte; indeß sind die Hauptgedanken mehr angedeutet, als ausgesprochen; das Gedicht hat, wie die Mitternacht selbst, einen mystischen Charakter*).

Ueber den Fortschritt seiner periodischen Hefte und sonstigen Arbeiten geben die Briefe an Meyer, der jetzt in Zürich verweilte, und an Zelter Auskunft. Am 24. Februar hatte er bereits den Aufsatz über das Abendmahl Leonardo da Vinci's geschrieben und das dritte Heft von Kunst und Alterthum dem Drucke zugefertigt, ferner ein zweites Heft zur Morphologie vorbereitet und den Druck des Divan begonnen; die Darstellung der entoptischen Farben hoffte er noch vor Ostern zu bewältigen. Er verfolgte mit hohem Genusse die Fortschritte der Naturgeschichte, worin gute Köpfe „die summa summarum von verschiedenen Capiteln zogen." „Curt Sprengel's Geschichte der Botanik und Carus' Handbuch der Zootomie," schrieb er an Meyer, „geben uns die erfreulichsten Uebersichten. Ich für meine Person habe dabei die Zufriedenheit, daß meine alten Ideen sich täglich mehr bestätigen, und der Einfluß meiner Arbeiten auf die Wissenschaften nach und nach mehr anerkannt wird." Im März ließ er seinen Mailänder Freunden zu Gefallen, die er durch des Großherzogs vorigjährige Reise gewonnen hatte, den Aufsatz über das Abendmahl von einem gewandten Emigrirten in's Französische übersetzen. „Das ist ein ganz eigener Spiegel," schrieb er an Zelter, „wenn man sich in einer fremden Sprache wieder erblickt. Ich habe mich um die Uebersetzung meiner Arbeiten nie bekümmert; diese aber greift in's Leben ein, und so gibt sie mir viel Interesse." Durch eben jene mit Mailand angeknüpfte Verbindung ward seine Aufmerksamkeit auf den heftigen Kampf des Romanticismus und Kriticismus, der nun auch jenseits der Alpen entbrannt war, hingelenkt,

*) Näher erläutert ist das Gedicht in meinem Commentar zu G.'s Gedichten (III, 233—236).

und er legte seine Betrachtungen darüber in dem Aufsatze „Classiker und Romantiker in Italien"*) nieder. Wir gedenken hier noch zweier Aufsätze, deren Entstehung wohl auch in die erste Jahreshälfte fällt: „Ueber Blumenmalerei" und „Geistes-Epochen"**). Derselbe Sinn, aus welchem früher die Abhandlung über Myron's Kuh hervorgegangen war, ließ ihn jetzt Philostrat's Gemälde***) wieder aufnehmen; die Vorarbeiten dazu hatten, wie es am Schlusse der Arbeit heißt, viele Jahre unbenutzt gelegen, ein glücklicher Augenblick vergönnte die Wiederaufnahme. Als Anfang fügte er den Aufsatz „Antik und Modern" bei.

Die rastlose Thätigkeit, die wir in all diesen Arbeiten erkennen, war aber mit Natur- und Kunstgenüssen reich gewürzt. Die freie Aus- und Umsicht seiner schön gelegenen „Saal-Zinne" wurde fleißig zur Beobachtung charakteristischer Wolkenformen und sonstiger Phänomene benutzt. Gegen Ende März berichtete er voll Freude an Meyer, es seien in München Abgüsse der Phigalischen Bas-Reliefs angekommen; Luise Seidler habe ihm eins, blau Papier, schwarze Kreide, weiß gehöht, in Größe des Originals, zugeschickt; es sei „ein Abgrund von Herrlichkeit."

Nach der Rückkehr nach Jena brachte Goethe, einen kurzen nochmaligen Ausflug dorthin (um den 10. Juli) abgerechnet, die drei ersten Wochen des Juli mit „Ordnen, Zurechtlegen und Abschließen" zu, um sich für die Badereise vorzubereiten. Am 21. knüpfte er, nach zweijähriger Unterbrechung, seinen Briefwechsel mit Reinhard wieder an und meldete ihm, er sei eben im Begriffe nach Karlsbad aufzubrechen.

Er kam diesmal zur allerlebhaftesten Zeit im Bade an, und seine Gesundheit hielt sich in den fünf ersten Wochen des dortigen Aufenthaltes so gut, daß er sich einer muntern Gesellschaft hingeben und mehrere Ausflüge in die Umgegend machen durfte. Aus seinem geselligen Verkehr entsprang eine Reihe kleiner zierlicher Gelegenheitsgedichte, die ich in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten

*) G.'s W. Bd. 33, S. 215 ff.
**) Ebendas. Bd. 31, S. 187 und Bd. 32, S. 423.
***) Ebendas. B. 30, S. 403.

(III, 238) zusammengestellt habe: „An Gräfin O'Donnel den 8. August, An Grafen Paar den 12. August, An Denselben den 16. August Nachts, An Madame Catalani den 14. August, Dem Grafen Loeben den 18. August, An Gräfin Jaraczewska den 5. September, An Fürst Biron von Curland den 8. September." Unter den genannten Personen war der Graf Paar einer der eifrigsten Gesellschafter Goethe's in Karlsbad und befreundete sich aus Liebe zum Dichter mit der ihm bisher ganz fremden Geognosie. Er war Adjutant des Fürsten von Schwarzenberg, in dessen Familie Goethe großes Vertrauen genoß. Auch mit dem Kriegshelden, dessen Denkmal ihn längere Zeit beschäftigt hatte, mit Blücher, traf er oft zusammen. Der Graf Capo d'Istria wohnte mit Goethe in demselben Hause, und so kam er diesem bedeutenden Manne, wie er an Reinhard schrieb, „auch moralisch näher, als wohl sonst der Fall gewesen wäre." Mit dem Professor der Mineralogie Weiß aus Berlin pflog er belehrende Unterhaltungen über Krystallographie. Ein junger Mineraloge, Namens Reupel, hielt sich einige Zeit in Goethe's Nähe auf und illuminirte für ihn eine Charte von Böhmen. Mit diesem besuchte er die Haidinger'sche Porzellanfabrik in Ellbogen, und den Bergmeister Beschorner in Schlackenwalde, und erfreute sich an dessen instructiver Mineraliensammlung. Dagegen sah er voll Bedauern, wie er in den Annalen berichtet, „in Karlsbad ein wohlgearbeitetes messingenes Rohr mit Gradbogen, wodurch die Polarisation des Lichtes erwiesen werden sollte. Es war in Paris gefertigt; man sah aber hier in der Beschränkung nur theilweise, was wir schon längst ganz und völlig in freier Luft darzustellen verstanden." Desto erfreulicher war ihm ein Apparat zu gleichem Zwecke, den ihm Professor Schweigger aus Halle zu seinem diesjährigen Geburtstage verehrte.

Er feierte diesen Tag noch froh und munter; allein er hatte, wie es scheint, in den letzten Wochen seinen Kräften zu viel zugemuthet. Zu Anfange Septembers traf ihn, wie er an Knebel berichtete, „ein böser catharrhalischer Sturz." Zwar erholte er sich durch Hülfe des Hofraths Rehbein so schnell, daß er gegen die Mitte Septembers Karlsbad verlassen konnte; jedoch sah er in dem Krank-

heitsanfall eine Mahnung „zur Aufmerksamkeit," wenn gleich der Arzt versicherte, es sei diesmal zum Heil gewesen.

Er beschloß daher nach der Heimkehr sich eine Zeit lang still zu Hause zu halten und scheint sich in den nächsten zwei Monaten vorzüglich mit den entoptischen Farben beschäftigt zu haben. In diese Zeit fällt auch ein Besuch Zelter's, der von der Rheinreise zurückkehrte. Um die Mitte Novembers war Goethe wieder in Jena. Gleich darauf begab er sich nach Berka, um zur Feier der Anwesenheit der Kaiserin Mutter, Maria Feodorowna, einen Maskenzug vorzubereiten. Der dortige Aufenthalt dauerte drei Wochen, die ganze Vorbereitung zum Feste aber, welches den 18. December stattfand, kostete Goethe mehr als fünf Wochen.

„Wie wunderlich das Leben in Berka geführt wurde," schrieb er am 26. December an Knebel, „wird Dir Dr. Weller, der mich dort besuchte, erzählt haben. Nur durch eine strenge Richtung aller Gedanken auf Einen Punkt war es mir möglich, die vielfachen Gedichte zu Stande zu bringen, die der Aufzug forderte, wie das Programm ausweist. Meine Kinder besorgten indeß die Kleidung, Meyer und Coudray die Requisiten, Ersterer die Zeichnungen zu den Kleidern. Die schönen Sprecherinnen kamen nach Berka zum Vorunterricht, und so fand ich rückkehrend Alles im Gange. Didaskalien dauerten fort, und so waren wir im Stande, nach sechs Wochen ununterbrochener Arbeit, Freitags den 19. December (der 18. ist in Goethe's Werken angegeben), ohne mehr als Eine Totalprobe am Morgen desselbigen Tages gehabt zu haben, bei Hof Abends den Aufzug aufzuführen, dem einiger Beifall zu gönnen war, da so großer Aufwand von Zeit, Kräften und Geld doch nur zuletzt wie ein Feuerwerk ein- für allemal verpuffte. Indessen haben wir die alte Ehre Weimars gerettet, ich aber, will's Gott! von solchen Eitelkeiten hiedurch für immer Abschied genommen!" Zu freundlicher Abspannung von der anstrengenden poetischen Thätigkeit in Berka ließ er sich dort von dem Organisten und Bade-Inspector Schütz täglich drei bis vier Stunden vorspielen und zwar nach historischer Reihe von Sebastian Bach bis zu Beethoven, wobei er zugleich Marpurg's vollkommenen Kapellmeister studirte.

Daß Goethe diesmal durch eine so reiche poetische Spende das

Hoffest verherrlichte, könnte bei seiner jetzigen Neigung zu häuslich stiller Thätigkeit als ein Anachronismus erscheinen. Allein eben, weil er sich jetzt so sehr zurückzog, glaubte er wohl, bei Anlaß eines so glänzenden Besuches, sein langes Schweigen einmal durch einen vollern Tribut etwas aufwiegen zu müssen. Nicht umsonst läßt er die Ilme, da wo sie seine Dichtungen einführt, sagen:

Da bin ich wieder, lasse mir nicht nehmen,
Den anzukünd'gen, der nun folgen soll.
Er muß sich jetzt zur Einsamkeit bequemen,
Doch ist sein Herz Euch treu und liebevoll u. s. w.

Dem Gegenstande nach liegt aber unser Maskenzug ganz in dem Kreise von Goethe's damaliger selbstbiographisch rückschauender und zusammenfassender Geistesthätigkeit, und ich möchte nicht glauben, daß es bloß „auf Anordnung Ihro kaiserlichen Hoheit der Frau Erbgroßherzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach geschehen sei, wenn dabei einheimische Erzeugnisse der Einbildungskraft und des Nachdenkens vorgeführt worden." Es mochte zugleich ihn drängen, den ausgezeichneten Männern, die mit und neben ihm gewirkt, und von denen ihn im Leben mitunter Verschiedenheit des Strebens und der Charaktere entfernt gehalten hatte, den schuldigen Tribut seiner Verehrung darzubringen. Er deutet hierauf selbst in den Anmerkungen zum Divan hin. „Wir," heißt es dort mit Rücksicht auf die reich und übermäßig lobenden Dichtungen der Orientalen, „wir ergehen uns hoch und frei, ohne zu Hyperbeln unsere Zuflucht zu nehmen; denn wirklich nur eine reine, wohlgefühlte Poesie vermag allenfalls die Vorzüge trefflicher Männer auszusprechen, deren Vollkommenheiten man erst recht empfindet, wenn sie dahingegangen sind, wenn ihre Eigenheiten uns nicht mehr stören, und das Eingreifende ihrer Wirkungen uns noch täglich und stündlich vor Augen tritt. Einen Theil dieser Schuld hatte der Dichter vor Kurzem bei einem herrlichen Feste (eben unserem Maskenzuge) in Allerhöchster Gegenwart das Glück nach seiner Weise gemüthlich abzutragen." Beruhte demnach die Wahl des Stoffes eigentlich auf einem innern Bedürfnisse des Dichters, so war doch auch der Gegenstand zugleich der angemessenste für den Zweck des Festes. Denn wie hätte sich das kleine Weimar den an den Glanz des Kaiserhofes gewöhnten Gästen

bedeutungsvoller darstellen können, als in den auf seinem Boden entsprossenen Geisteswerken, die sein Ruhm und sein Stolz waren? Werfen wir, von den aus Wieland's und Herder's Werken herausgehobenen Productionen absehend, einen Blick auf die Goethe'schen, so befremdet es, darunter weder Iphigenie noch Tasso zu finden. Es leuchtet freilich ein, daß der Dichter sich auf eine gewisse Anzahl seiner Werke beschränken mußte; aber wenn es galt, dem Götz, als einem Beispiel freierer dramatischer Behandlung, ein Muster dramatischer Beschränkung entgegenzustellen, so hätte doch, scheint es, Iphigenie mehr Anspruch auf diese Rolle gehabt, als Mahomet, den Goethe kaum als sein Werk betrachten konnte. Auch ist es auffallend, seine epischen und Romandichtungen gar nicht vertreten zu sehen, da uns doch Cid und Oberon vorgeführt werden. Am reichsten ist die Auswahl aus Schiller's Dramen, und hierin spricht sich wieder die Hochachtung und Liebe aus, die er dem fortdauernd schmerzlich vermißten Freunde bewahrte.

Goethe nahm mit diesem Product seines siebzigsten Lebensjahrs auf eine glänzende Weise von der Maskendichtung Abschied; und es fehlte ihm nicht an allseitiger Anerkennung. Die Kaiserin verehrte ihm eine kostbare Portraitdose, und würdigte ihn, wie er an Reinhard berichtete, „mancher bedeutender Mittheilung, ja des ehrenvollsten Vertrauens." An Knebel schrieb er: „Ich bin über die zwiefache Gesundheit des Leibes und der Seele dieser hohen Dame erstaunt. Der Einblick in die Ansichten von so hoher Stelle war eine Fortsetzung dessen, was mir in Karlsbad zu Theil geworden, und dient mir gar vortheilhaft, daß ich manches Zeitereigniß mit mehr Klarheit und Beruhigung ansehen kann."

Nach verklungenen Festen „machte er sich wieder nach Osten," wie er Zeltern schrieb. Während der Druck des Divans langsam fortschritt, hatte er im Laufe des Jahrs sich bemüht, durch Noten und einzelne Aufsätze ein besseres Verständniß desselben vorzubereiten. „Freilich," bemerkt er hierüber in den Annalen, „mußte der Deutsche stutzen, wenn man ihm etwas aus einer ganz andern Welt herüberzubringen unternahm. Auch hatte die Probe in dem Damenkalender das Publicum mehr irre gemacht, als vorbereitet. Die Zweideutigkeit, ob es Uebersetzungen oder angeregte Nachbildungen

seien, kam dem Unternehmen nicht zu gute." Diese Zweideutigkeit wurde jedoch durch die dem Divan angehängten „Noten und Abhandlungen ꝛc." *) nicht völlig beseitigt; erst die von Chr. Wurm (1834) herausgegebenen Materialien und Originalien zum Verständnisse des Divans ließen deutlich erkennen, daß man in demselben zwei Arten von Gedichten zu unterscheiden habe: Originalgedichte von morgenländischer Färbung, und Poesien, deren Stoff ganz oder größtentheils aus orientalischen Schriftstellern entnommen ist. Einige der letztern sind völlig als Uebersetzungen anzusehen.

Durch die Langsamkeit der Jenaischen Druckerei verzögerte sich die Vollendung des Divans bis tief in das folgende Jahr (1819) hinein. Goethe brachte die erste Hälfte dieses Jahres in seinem ihm jetzt immer lieber werdenden Hause zu. Er konnte sich hier der Beendigung des Divans, dem Abschluß der neuen Ausgabe seiner Werke und sonstigen Arbeiten um so ungestörter hingeben, als seine Kinder eine Zeit lang auf einer Reise nach Berlin verweilten. Am 22. März, demselben Tage, der ihn dreizehn Jahre später der Welt entziehen sollte, traf ihn ein schwerer Verlust durch den Tod des Staatsministers von Voigt. Es entstand dadurch für ihn eine große Lücke, und in dem Kreise seiner amtlichen Thätigkeit fehlte ihm fortan der treueste und erfahrungsreichste Berather und Gehülfe. Voigt fühlte sich in der letzten Zeit, wie es in den Annalen heißt, „sehr angegriffen von den unaufhaltsam wirkenden revolutionären Potenzen," und Goethe pries ihn deßhalb glücklich, daß er die Ermordung Kotzebue's, die am 23. März vorfiel, nicht mehr erlebte, noch durch die heftige Bewegung, welche Deutschland hierauf ergriff, beunruhigt wurde.

Im Juli finden wir Goethe in Jena, wo Knebel, wie es scheint, an seinen meteorologischen Beobachtungen auf Spazierfahrten Theil nahm. „Wir besuchen noch immer," schrieb ihm dieser am 5. August, „die Pfade, die uns Deine guten Grauschimmel angewiesen, und staunen noch über die Wolkengebäude, die schwarzen Locken des Typhon, wie sie ein Dichter um den Aetna nennt." Auch in der letzten Hälfte des August, unmittelbar vor der Karlsbader

*) G.'s W. Bd. 4, S. 155.

Reise, muß Goethe sich in Jena aufgehalten haben, von wo er am 23. August an Rochlitz schrieb. Die Abreise nach Böhmen verlegte er auf die letzten Tage des August. Wie gewöhnlich, suchte er auch in diesem Jahre der Feier seines Geburtstages auszuweichen, den er diesmal auf der Reise zwischen Hof und Karlsbad zubrachte. Abends in Karlsbad angelangt, ward er auf den 29. August zu einem Festmahl auf dem Posthause eingeladen, entschuldigte sich aber, „nicht ohne Grund", mit Gesundheitsrücksichten. Sehr erfreulich waren ihm die vielfachen Beweise von Theilnahme, die ihm aus der Ferne her in beglückwünschenden Gedichten, in Festgeschenken und Berichten von der Feier seines siebzigsten Geburtstages zukamen. In seiner Vaterstadt hatte bei einem ihm zu Ehren angeordneten Mahle ein mit Smaragden kostbar verzierter Lorbeerkranz Aller Bewunderung erregt, welcher sodann dem Dichter als Geschenk zugesandt wurde. Im Theater war sein Tasso zur Feier des Tages gegeben worden. Die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, vor Kurzem durch den Freiherrn von Stein constituirt, hatte ihm ein Diplom als Ehrenmitglied zugefertigt. Von den mecklenburgischen Ständen ward ihm zu diesem Tage eine goldene Medaille verehrt, als Dankzeichen für den Kunstantheil, den er an der Blücherstatue genommen. Ein besonders sinniges Geschenk ward ihm aber durch die Gunst des Großherzogs von Mecklenburg zu Theil. Dieser hatte eine Uhr, welche in Goethe's Kinderzeit im elterlichen Hause gestanden, sich zu verschaffen gewußt und ließ sie heimlich im Hause des Dichters aufstellen. Als Goethe sie zum ersten Mal Morgens fünf Uhr schlagen hörte, rief er seinem Bedienten zu: „Ich höre eine Uhr schlagen, die alle Erinnerungen meiner Kindheit weckt; ist es Traum oder Wirklichkeit?" Dann stand er auf, und vergoß beim Anblick Thränen der Rührung. Ein poetisches Zeugniß seiner Dankbarkeit für die von allen Seiten empfangenen Zeichen der Zuneigung ist uns erhalten in dem Gedichtchen unter den Erinnerungsblättern: „Erwiederung der Feier meines siebzigsten Geburtstages" *). Es knüpft sich an das Bild des Ritters auf

*) G.'s W. Bd. 6, S. 34.

einer ihm verehrten Münze an, der seine vierundzwanzig Söhne dem Kaiser zur Huldigung vorführt.

Der diesmalige Aufenthalt in Karlsbad dauerte vier Wochen. Ein Theil dieser Zeit wurde durch briefliche Danksagungen in Anspruch genommen, die er, wie es in einem Briefe an Zelter heißt, „für größere und kleinere Feste, für geistige und verkörperte Gaben nach und nach schuldig ward, so wie die Kenntniß davon in das verschlossene Böhmen gelangen konnte." Daneben durchdachte und schematisirte er Manches, was er den Winter über auszuarbeiten beabsichtigte, und schrieb mehr als seit vielen Jahren her, weil er sich diesmal ganz allein, ohne „eine adoptive rechte Hand" fand. Vor Allem aber setzte er „sein altes Grillenspiel mit Felsen, Gebirgen, Steinbrüchen und Steinrütschen wieder fort, ging und fuhr beim schönsten denkbaren Wetter in der ganzen Gegend umher, besuchte Ellenbogen zweimal, ferner Schlackenwerth, Engelhaus und Aich, überall Steine klopfend, so daß er zuletzt die Müller'sche Sammlung von hundert Stücken, eben als wenn der gute Alte noch lebte, zusammenlegen konnte."

Von „menschlicher Einwirkung" wußte er diesmal sehr wenig an Zelter zu berichten. Der große diplomatische Convent ging drei Tage nach seiner Ankunft auseinander; doch sprach er noch einige der betheiligten Herren, namentlich den Fürsten Metternich und seine diplomatische Umgebung. Den früher schon von ihm geschätzten Grafen Bernstorff lernte er jetzt persönlich kennen. Auch sah er den Grafen Kaunitz und Andere, die mit Kaiser Franz in Rom gewesen waren, und erfuhr zu seiner Freude, daß sie sämmtlich von der deutsch-frommen Kunstausstellung im Palast Caffarelli nicht erbaut worden. Die Unterhaltung des Grafen Karl Harrach über die bewegliche Wiener Lebensweise riß ihn, wie er an Zelter schrieb, „so in den Wiener Strudel mit fort, daß ihm zuweilen Hören und Sehen verging." Zelter hielt sich um diese Zeit in Wien auf und schickte ihm ein ausführliches (über 40 Seiten des Briefwechsels füllendes) und sehr lebendig schilderndes Reisetagebuch zu, welches die Mittheilungen des Grafen Harrach trefflich ergänzte. Die Anwesenheit des Geh. Medicinalraths Berends von Berlin, der Goethe's

nächster Nachbar war, gewährte ihm „ärztliche Sicherheit und manche verständige Unterhaltung."

Goethe verließ Karlsbad gegen den 27. September und verweilte auf der Rückreise etwa vier Wochen in Jena wegen Bibliotheks- und anderer Geschäfte. Am 24. October langte er wieder zu Weimar an und führte hier ein neues Heft über Kunst und Alterthum und ein anderes zur Morphologie zu Ende. Schon durch diese Arbeit etwas angegriffen, zog er sich „aus gutmüthiger socialer Nachgiebigkeit", eine Erkältung zu, die ihm vierzehn Tage ganz verdarb und ihn erst nach und nach wieder zur Arbeit gelangen ließ. Vor dem Jahresschlusse konnte er schon seine Wiederherstellung an Knebel melden.

Am 1. December hatte er an den Großherzog einen umfänglichen Bericht über das seit zwei Jahren in der Bibliotheks-Angelegenheit Geleistete*) erstattet. Der wohlverdiente Beifall blieb nicht aus. Am 17. December ging ihm ein höchstes Rescript zu, worin es heißt: „Wir mögen Uns nicht versagen, Euch bei dieser Gelegenheit die Bezeigung Unserer Freude und Unseres Beifalls über die Einsicht und Liebe zu erneuern, womit Ihr, in thätigster Förderung dieses mühevollen und schwierigen Geschäfts, einen von Uns mit besonderer Neigung aufgefaßten und gehegten Wunsch der völligen Ausführung schon jetzt nahe gebracht habt. Die Anordnung der weiter nöthigen Arbeiten, wie solche von Euch in Vorschlag gebracht worden, oder wie sie Euch im Verlauf des Geschäfts sonst zweckmäßig und förderlich dünken mögen, können wir mit Zuversicht Eurer Vorsicht und Wahl anheimgeben."

Ehe wir das Jahr 1819 verlassen, welches nicht zu den ergiebigsten zu zählen ist, erwähnen wir noch ein paar ihm angehörige Gedichte. Die Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften setzt „die Metamorphose der Thiere" in dieses Jahr, ein Parallelgedicht zu jenem ältern „Metamorphose der Pflanzen". Wie das letztgenannte sich zu der gleichnamigen Abhandlung, so verhält sich unser Gedicht zu der Abhandlung aus dem Jahre 1795:

*) Abgedruckt in Vogel's Schrift „Goethe in amtlichen Verhältnissen" S. 90 ff.

„Erster Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie ꝛc." *). Es knüpft an die frühern naturwissenschaftlichen Forschungen des Dichters an; es unterstellt, daß man seine Betrachtungen über die Metamorphose der Pflanzen, der Insekten u. s. w. mit durchgemacht und verheißt dem „also vorbereiteten" Hörer durch den Mund der Muse große, umfassende Gesetze auszusprechen. Nachdem diese dargelegt sind, nimmt das Gedicht, gleich jenem ältern Parallelgedicht, im Schlußabschnitt einen höhern Schwung, und lehrt uns, daß überall, selbst in den höchsten Gebieten menschlichen Wirkens, der schöne Begriff „von Macht und Schranken, Willkür und Gesetz, Freiheit und Maß, von beweglicher Ordnung, Vorzug und Mangel" das Höchste sei, was der Mensch anstreben könne. Der Denker, der thätige Mann, der Dichter, der Künstler, der Herrscher, für sie alle gibt es nichts Höheres, als freie Bewegung innerhalb fester Schranken. — Weiter theilt die Chronologie dem Jahre 1819 die mit gutem Humor behandelte und auch im Einzelnen sorgfältig durchgeführte Fabel „Fuchs und Kranich" zu. Eine Schrift von Professor Kestner in Jena, „Agape" betitelt, worin dieser zu beweisen suchte, daß das Christenthum von einem klar bewußten Bunde aus sich vorsätzlich und künstlich ausgebreitet habe, veranlaßte das Gedichtchen „Kestner's Agape", unter der Rubrik „Epigrammatisch" befindlich.

Im Jahre 1820 finden wir Goethe während des ersten Jahresdrittels zu Weimar in völliger Zurückgezogenheit fleißig beschäftigt; dann bringt er den Mai größtentheils in Karlsbad, und die fünf folgenden Monate, mit geringer Unterbrechung, in Jena zu, worauf er gegen Ende Octobers wieder sein Weimarisches Winterquartier bezieht.

Die vier ersten Monate des Jahres waren besonders der Fortführung der Hefte zu Kunst und Alterthum, so wie zur Naturwissenschaft und biographischen Vorarbeiten gewidmet. Am 23. März schrieb er an Zelter bei Uebersendung eines neuen Heftes Kunst und Alterthum: „Ich gehe in Allem sachte fort, was mich von jeher

*) Vergl. Thl. III, S. 262 f. Eine Detail-Erläuterung des Gedichtes bietet mein Commentar zu Goethe's Gedichten III, 262 ff.

interessirte, redigire, sondere, erhalte, was nur gehen will, rufe Manches aus den Letheischen Ueberschwemmungen des Lebens wieder herauf und benutze so jede Stunde, die einigermaßen behaglich ist. Sonst lebe ich in der entschiedensten Abgeschiedenheit und erwarte den nächsten Frühlingshauch, um nach Karlsbad zu gehen, dessen spätem Gebrauch ich einen leidlichen Winter verdanke." Am 31. März schickte er abermals ein Heft an Zelter und bemerkte dabei, daß er ein neues, so wie eins zur Naturwissenschaft, deßgleichen ein neues Bändchen aus seinem Leben vorbereite. Wir erinnern in Betreff des letztern an folgende Stelle aus den Annalen unter dem Jahre 1820, welche die Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften nicht berücksichtigt hat: „Ich nahm den zweiten Aufenthalt in Rom wieder vor, um der Italienischen Reise einen nothwendigen Fortgang anzuschließen; sodann aber fand ich mich bestimmt, die Campagne von 1792 und die Belagerung von Mainz zu behandeln. Ich machte deßhalb einen Auszug aus meinen Tagebüchern, las mehrere auf jene Epoche bezügliche Werke und suchte manche Erinnerungen hervor. Ferner schrieb ich eine summarische Chronik der Jahre 1797 und 1798." Mit dem „Abspinnen all dieser Rocken, die er angelegt hatte," konnte es natürlich nur langsam gehen, und würde es noch langsamer gegangen sein, wenn er sich nicht, wie er am 12. April an Reinhard schrieb, „ganz aller geselliger Obliegenheiten entledigt hätte." Indeß hielt ihn, außer seinen periodischen Schriften, eine ausgebreitete Correspondenz und Lectüre und mancher interessante Besuch mit der Welt in Verbindung. So meldete er im letzterwähnten Briefe an Reinhard: „In diesen Tagen ward mir ein sehr werther und theurer Besuch; des Königs von Württemberg Majestät hatte die Gnade, da ich bei Hof nicht aufwarten konnte, mich in meinem Hause durch Ihre Gegenwart zu beglücken; unser liebes erbgroßherzogliches Paar veranlaßte und leitete die Zusammenkunft. In solcher Gegenwart mußte freilich der Zeit und ihrer Erscheinungen bedeutend gedacht werden."

Goethe schickte sich in diesem Jahre früher zur Reise nach Karlsbad an, um sich einen günstigeren Sommer, als den vorigjährigen, zu bereiten. Er begab sich am 19. April nach Jena, verweilte daselbst bis zum Morgen des 23., fuhr dann über Schleiz, Hof und

Alexandersbad nach Eger, machte von dort am 27. einen Ausflug nach Marienbad, wo er die rasch entstehenden neuen Anlagen bewunderte und durch die Rührigkeit aller Arten von Arbeitern sich an Nordamerika erinnert fand, und gelangte am 29. nach Karlsbad. Auf der ganzen Reise führte er sehr sorgfältig ein meteorologisches Tagebuch*), das er auch in Karlsbad bis zur Rückreise fortsetzte. Auf dem Wege über Alexandersbad besuchte er seit vielen Jahren (1785) zum ersten Mal wieder die seltsamen Trümmer des dortigen Granitgebirges, und fand an Ort und Stelle seinen Abscheu vor gewaltsamen Erklärungen vermehrt, die man auch hier „mit reichlichen Erdbeben, Wasserfluthen und andern Titanischen Ereignissen" hatte geltend machen wollen. Er sprach seine entgegengesetzten Ansichten in den naturwissenschaftlichen Heften in einem Aufsatze aus, den wir mit beigefügter illustrirender Zeichnung in seinen Werken unter dem Titel „Die Luisenburg bei Alexandersbad" **) wiederfinden.

Von Karlsbad aus schickte Goethe an Zelter den 2. Mai die Parabel „Zu der Apfelverkäuferin" mit der Ueberschrift „Profit vom gestrigen Jahrmarkt." Bald nachher meldete er, daß sich wieder neue Gedichte zum Divan sammelten, womit übereinstimmend es in den Annalen unter 1820 heißt: „Die freie Gemüthlichkeit einer Reise erlaubte mir, dem Divan wieder nahe zu treten; ich erweiterte das Buch des Paradieses, und fand Manches in die vorhergehenden einzuschalten." Die Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften führt unter diesem Jahre folgende Gedichte aus dem Buch des Paradieses auf: „Der ächte Moslem spricht ꝛc." (Vorschmack), „Heute steh' ich meine Wache" (Einlaß) und „Deine Liebe, dein Kuß entzückt mich ꝛc." Zum Abschiedsgruß schickte er den 24. Mai an Zelter: „St. Nepomuks Vorabend" (datirt: Karlsbad, den 15. Mai 1820).

Vorherrschend war aber auch diesmal wieder der Karlsbader Aufenthalt den mineralogischen und geognostischen Studien gewidmet. Die Müller'sche geognostische Folge ward, wie im vorigen

*) S. Goethe's W. Bd. 40, S. 317 ff.
**) Ebendas. S. 277 ff.

Jahre, in belehrenden Mustern zusammengelegt, und eine neue speciellere Folge, auf Porzellan- und Steingutsfabrication bezüglich, angefügt, an deren Anblick sich der mit seiner Umgebung ihn besuchende Fürst von Thurn und Taxis erfreute. Gleichzeitig schenkte Goethe den pseudovulcanischen Gebirgen erneute Aufmerksamkeit, wozu ihm einige, behufs des Wegebaus, neu aufgeschlossene Bergräume in der Gegend von Dallwitz und Lessau Gelegenheit boten. Auf der Rückreise von Karlsbad verweilte er am 28. April abermals in Eger, wo er schon auf der Hinreise vom Polizeirath Grüner erfahren hatte, daß man auf Veranlassung des Chausseebaus in den Kammerberg mit einem Schacht niedergegangen sei, um die Tiefe zu erforschen. Jetzt legte ihm Grüner die gefundenen Mineralkörper vor und bestieg mit ihm den Berg. Goethe fühlte sich bei der Betrachtung der regelmäßigen Schichten genöthigt, zur Ansicht des Bergraths Reuß zurückzukehren, der das Phänomen für ein pseudovulcanisches ansprach. Aus dieser veränderten Ansicht ging der Aufsatz „Der Kammerberg bei Eger" *) hervor.

Auf seinen geognostischen Excursionen in Karlsbad begleitete ihn der Legationsrath Conta (nachmals Präsident der Landesdirection zu Weimar). Literarische Unterhaltungen wurden mit Dr. (Stephan) Schütze aus Weimar gepflogen. Sehr erfreulich war für Goethe die Bekanntschaft mit Professor Hermann aus Leipzig. Auch fehlte es nicht an Berührungen mit vornehmen Gönnern und Freunden. Außer dem Fürsten von Thurn und Taxis sind in den Annalen noch der Prinz Karl von Schwarzburg-Sondershausen, die Herzogin von Curland und die Gräfin von der Recke genannt. Zu einem Einblick in den städtischen Zustand Karlsbads, das er bisher als „ein großes Wirths- und Krankenhaus" anzusehen gewohnt war, gab ihm eine auf dem Schießhause (dem „kleinen Versailles") lustig gefeierte bürgerliche Hochzeit Gelegenheit.

Auf der Rückreise durch Schleiz, wo er etwas früh ankam und Langweile fühlte, zog er ein Buch Schreibpapier und einen Wiener Schwarzkreidestift aus dem Portefeuille und fing an, eine lang

*) Goethe's W. Bd. 4, S. 233 ff.

herumgetragene Geschichte aufzuschreiben. Vor etwa einem Jahr hatte er sie seiner Schwiegertochter, als er mit ihr allein saß, erzählt, und mußte, da sie dieselbe zu lesen verlangte, gestehen, daß sie nur in seiner Einbildungskraft existire *). Es war wahrscheinlich die Erzählung „Wo steckt der Verräther?" welche die Chronologie unter dem Jahre 1820 aufführt. Ueberhaupt hatte sich die letzten sechs Wochen her, wie er am 7. Juni an Zelter schrieb, in einsamen Stunden eine solche Schreib- und Dictirseligkeit bei ihm entwickelt, daß mehr Papier, als sonst jemals, verschrieben wurde.

Zu Anfang Juni in Jena angelangt, siedelte er sich in den freilich etwas verfallenen Mauern des botanischen Gärtnerhauses an, und fand hier sogleich wieder amtliche Beschäftigung. Es mußte, nach dem Befehl des Großherzogs, ein neues Glashaus zur Ueberwinterung der südlichen Gewächse, die sich bedeutend vermehrt hatten, angelegt werden. Zugleich war er, wie es in einem Briefe an Reinhard heißt, „im dritten Jahre bemüht, eine Bibliothek aus dem Todesschlaf zu wecken, was nur durch völlige Umbildung geschehen konnte." Seit dem Jahre 1811 hatte er wiederholt höchsten Ortes darauf angetragen, daß die vom Professor Dr. Stark hinterlassene anatomische Sammlung angekauft werden möchte. Während seines jetzigen Aufenthalts in Jena reichte er eine neue Vorstellung ein und gelangte glücklich zum Ziel **). Diese amtliche Thätigkeit war seinen Studien, namentlich den naturwissenschaftlichen, eher förderlich als hinderlich. „Dergleichen," schrieb er an Reinhard, „erregt meine sinnliche Aufmerksamkeit und wirkt wohlthätig, so daß ich auch ein paar Hefte wieder zusammenbringe." Die entoptischen Farben hatten ihm frische Lust zur Bearbeitung der Chromatik gegeben; er schloß seine Abhandlung darüber im August ab und übergab sie dem Drucke, besprach aber nochmals die Angelegenheit mit dem bald nachher ihn besuchenden Staatsrath Schultz und griff dann verschiedene Paralipomena der Farbenlehre an. Purkinje zur Kenntniß des Sehens ward ausgezogen, und die Widersacher

*) Briefw. mit Zelter III, 108.

**) S. Vogel „Goethe in amtlichen Verhältnissen" S. 107 ff.

seiner Bemühungen wurden chronologisch aufgestellt. Durch Reinhard schon im Februar auf Leprince's Nouvelle chroagénésie aufmerksam gemacht, die als Wirkung und Bestätigung seiner Farbenlehre angesehen werden konnte, beschäftigte er sich eine Zeit lang mit dem Buche, konnte sich aber nicht damit befreunden, weil sich ergab, daß der Verfasser, den Irrthum Newton's erkennend, etwas gleich Unhaltbares an dessen Stelle gesetzt habe. — Das Wolkendiarium der Karlsbader Reise wurde in Jena bis Ende Juli und weiter fortgesetzt, und endlich eine Zusammenstellung der Wolkenformen auf einer Tafel in verschiedenen Feldern unternommen. Der Professor Posselt betheiligte sich lebhaft an der Sache; auch wurden von Eisenach Wetterbeobachtungen eingesandt. — Was die geognostischen Bemühungen anlangt, so revidirte Goethe auf den Jenaischen Museen die Karlsbader Suite mit neuer Uebersicht, und ließ, um zu den Naturbränden Parallelerscheinungen zu gewinnen, in der Flaschenfabrik zu Zwätzen „Feuer- und Gluthversuche" anstellen. Er bedauerte später, die Resultate nicht in der eingeleiteten Ordnung des Katalogs aufbewahrt zu haben, besonders da einige Gebirgsarten nach dem heftigsten Brande sich äußerst regelmäßig gestalteten. Gleichzeitig mehrten sich die geognostischen Sammlungen durch reiche Zusendungen aus der Ferne. — Die fortdauernde Aufmerksamkeit auf Botanik wurde ihm schon durch seinen Aufenthalt im botanischen Garten nahe gelegt. Er las in seinen Mußestunden Jäger über Mißbildung der Pflanzen, de Candolle über deren Arzneikräfte, Henschel gegen die Sexualität, Nees von Esenbeck's Handbuch, den er im vorigen Jahre persönlich kennen gelernt, und Robert Brown über die Syngenesisten. Durch die Aufstellung des belvederischen Katalogs ward er veranlaßt, die Geschichte der Weimarischen Botanik zu schreiben. — Auch die Astronomie blieb nicht unbeachtet. Am 29. März war eine Mondfinsterniß beobachtet worden; jetzt wurden für die auf den 7. September angekündigte ringförmige Sonnenfinsterniß Voranstalten getroffen; Anfang und Mitte wurden, im Beisein des zum Besuch der Enkel herübergekommenen Großherzogs, im Garten der Prinzessinnen, das Ende auf der Jenaer Sternwarte betrachtet.

Alle diese wissenschaftlichen Bemühungen wurden durch den

fünfmonatlichen stillen Gartenaufenthalt sehr begünstigt. Es war aber auch dafür gesorgt, daß ihm die Einsamkeit auf die Dauer nicht drückend wurde. Die Herrschaften verlebten einen Theil des Sommers in Dornburg und brachten dadurch eine lebhaftere Geselligkeit in die Gegend; und so finden wir denn auch Goethe einmal in diesem Sommer (den 23. Juli) in Dornburg an der Hoftafel, freilich auch das einzige Mal im ganzen Jahre. An Reinhard schrieb er den 15. September: „An fremden Durchreisenden mangelt's nie. Bald sind es die Ferien, wo sich Lehrende und Lernende in der deutschen Welt herumtreiben, dann die Zeit der Badereisen hin und her, und sonst Anlässe in Unzahl. Da vergeht nun kein Tag, daß ich nicht von Fremden mehrfach angegangen würde; und ich verwende darauf gern ein paar Stunden, die mir niemals ohne Vortheil vorübergehen. Mannigfaltige Gestalten, an meine entschiedene Einsamkeit sich heran- und vorbeibewegend, geben mir Begriffe von der Außenwelt, wohlfeiler als ich sie auf irgend einem Wege hätte gewinnen können. Dazu kommt noch, daß unsere fürstlichen Familienglieder, von den Großeltern bis zu den Enkeln, in einem sehr glücklichen Verhältniß leben, und mich als ein Inventarienstück des Hauses auf das Freundlichste und Zutrauenvollste gelten lassen."

Sehr angenehm, und doppelt willkommen dadurch, daß er in eine Pause seiner Geschäfte fiel, war ihm der Besuch von vier Berliner Freunden: der Staatsrath Schultz führte ihm die drei berühmten Künstler Schinkel, Tieck und Rauch zu. Sie brachten ihm, wie er an Zelter berichtete, durch Gegenwart und Erzählung, durch Thun und Reden, die Turbulenz einer großen Stadt gar lebhaft und erfreulich zur Einsiedelei; es klinge Manches nach, das sich heilsam bei ihm ausbilde. Mit Schultz conferirte er über die Farbenlehre; Schinkel machte ihn mit dem Plan des in Berlin neu zu erbauenden Theaters bekannt und legte ihm landschaftliche Federzeichnungen vor, die er auf einer Tyroler Reise gewonnen; Tieck und Rauch modellirten seine Büste. Die Freunde begaben sich nach Weimar, wo Goethe sich auch für einige Tage einfand und eine „lebhafte, ja leidenschaftliche Kunstunterhaltung" mit ihnen fortsetzte. In der zweiten Hälfte Septembers erhielt Goethe zu Jena

einen Besuch vom Hofrath Förster aus Berlin (Custos der königl. Kunstkammer) und dessen Gattin, einer Schülerin Zelter's. „Wie sie weg waren," meldete Goethe darüber an Zelter, „schrieb ich Beikommendes, womit Du Dir und Ihr einen Spaß machen magst. Es ist dies ein freundliches Schnippchen im Sack, das nicht oft vorkommt." Ohne Zweifel war das Uebersandte das Gedichtchen „An Herrn Hofrath Förster in Berlin. Jena den 27. Sept. 1820," das sich unter den Zuschriften und Erinnerungsblättern findet. Auch Geh. Rath Wolf sprach gegen den 20. October bei ihm zu, und diesmal „zu Beider Behaglichkeit". „Wenn man selbst Grund gefunden hat und Grund sucht," schrieb Goethe nach seiner Abreise an Zelter, „so ist es höchst erfreulich, mit einem auf eignem Grund und Boden gegründeten Manne hin und wieder zu sprechen, zu streiten und sich zu verständigen." Außerdem nennt Goethe in den Annalen noch eine ganze Reihe von Personen, die ihn zu seiner Freude in dem alten Gartenhause aufsuchten, den Grafen Paar, Anton Prokesch, den Herrn von der Malsburg, Blumenbach mit Familie u. A. Ueberhaupt scheint er im Laufe dieses Sommers, im Genuß einer befriedigenden Gesundheit, mehr Freude an Geselligkeit gehabt zu haben, wie er denn auch diesmal wider Gewohnheit seinen Geburtstag „aus einer billigen Freundlichkeit und aus Furcht, allzu menschen- und ehrenscheu auszusehn" im Kreise der Freunde zu Jena beging. Sein „Toast zum 28. August 1820 beim akademischen Gastmahl auf der Rose" ist uns unter den „Festgedichten" erhalten.

Am 26. October berichtete Goethe an Zelter: „In wenigen Tagen denk' ich von Jena abzugehen. Es ist, verhältnißmäßig zu unsern Kräften und zu den meinigen, dieses halbe Jahr viel geschehen, und ich werde in Allem ganz rein, ehe ich scheide." Er hatte sich dort so glücklich gefühlt, daß er am 15. September an Reinhard schreiben konnte, er habe wie Polykrates Ursache, sich selbst ein Uebel zuzufügen, zur Versöhnung der neidisch angenommenen obern Gewalten, wenn nicht seine liebenswürdige Schwiegertochter, die ihm schon einen allerliebsten Enkel gebracht (Walther, geb. im April 1818), jetzt gerade in Gefahr wäre, Leben gebend das Leben zu verlieren. Als Goethe nach Weimar zurückkehrte, fand er sein

Haus durch einen zweiten Enkel (Wolfgang Max) glücklich bereichert, für welchen Reinhard zum Taufpathen war erbeten worden. Indeß sollte auch jetzt wieder ein neuer Schatten auf sein Glück fallen. Die Großherzogin hatte in der ersten Hälfte Novembers, eben als Goethe im Begriff stand, ihr seine Aufwartung zu machen, das Unglück, bei unversehenem Ausgleiten sich den Arm zu brechen, wodurch er auf einige Zeit in Bekümmerniß und Sorge versetzt wurde. Weniger berührten ihn die bedrohlichen Vorgänge auf der pyrenäischen Halbinsel und der Ausbruch der Revolution in Portugal; er hatte schon seit Langem einen Bannkreis gegen politische Einflüsse um sich zu schaffen gewußt.

Den Winter hindurch führte er ein wahres Anachoretenleben. Er verließ beinahe weder Haus noch Stube, fühlte sich aber körperlich und geistig wohl, und brauchte, wie er später an Zelter berichtete, „keinen Tag, durch krankhafte Hindernisse genöthigt, zu verpassen." Die Abende wurden ihm regelmäßig durch Meyer's Besuche erheitert, der sich im Herbste längere Zeit in Berlin aufgehalten hatte, und unerschöpflich im Erzählen und Beschreiben von den dortigen Kunstschätzen und Kunstbestrebungen war. „Seit dem Besuch meiner Kinder bei Euch," schrieb Goethe im nächsten Februar an Zelter, „seit dem thätigen Gegenbesuch der Künstler und Kunstfreunde und der dortigen Anwesenheit des umsichtigen Meyer stehe ich in einem stillen wunderlichen Verhältniß zu Berlin." Gern hätten ihn seine dortigen Verehrer und Freunde einmal in ihrer Mitte gesehen, und Zelter und Schultz drangen schon seit längerer Zeit mit Bitten in ihn; aber Goethe antwortete, wer es ehrlich mit ihm meine, könne ihn nicht nach Berlin wünschen; auf den Badereisen wage und unternehme er zwar Manches, und es sei auch geglückt, aber „genau besehen bloß deßwegen," fügte er hinzu, „weil nicht allein jeder Tag und jede Stunde, sondern auch jeder Augenblick von mir abhing; ich konnte bis an's Ende meiner Kräfte gehen, und zuletzt ohne Rücksicht rechts, links wenden oder auch umkehren. Wie ist dieß in einem so großen complicirten Zustande denkbar?" Goethe übte in seinem Alter die Lebensökonomie mit unvergleichlicher Consequenz, und verdankte es dieser vorzugsweise, daß auch seine späten Jahre noch einen so reichen geistigen Ertrag lieferten.

Der neubelebte Verkehr mit Meyer gab ihm Lust, in seiner Wintermuße an den Heften für Kunst und Alterthum fortzuarbeiten, von denen in diesem Jahre das fünfte und sechste vollendet wurden. Ein Theil der Abhandlung über Mantegna's Triumphzug *) kam ebenfalls zu Stande. Als fernere Productionen dieses Jahrs haben wir noch nachzutragen den Commentar über die Orphischen Stanzen, wofür ihm Zelter am 19. October dankte, und den durch theilnehmende Anfrage veranlaßten Commentar zur Harzreise im Winter, den Goethe selbst in den Annalen diesem Jahre zuweist. Das Büchlein von Voß: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" entlockte ihm die Invective „Voß contra Stolberg", der Geburtstag von Knebel das Gedichtchen an dessen Sohn Bernhard von Knebel (vom 30. Nov.). Das romantische Gedicht Olfried und Lisena von Aug. Hagen veranlaßte ihn zu dem gleichbetitelten Aufsatze **), dem ein Brief von Ernst Schubarth und eine spätere Nachschrift von Goethe angehängt sind. Aus den Briefen an Knebel ersehen wir ferner, daß ihn gegen den Jahresschluß ein vor mehr als zwanzig Jahren gefertigtes Schema, worin alle Motive der Ilias Schritt vor Schritt ausgezogen waren, angelegentlich beschäftigte. Es wurde „sorgfältig revidirt und der Lakonismus desselben durch Ausführung der Gleichnisse belebt", bei welcher Gelegenheit er auch Wolf's Prolegomena wieder las und sich auf's Neue daran ergötzte und erbaute. Neben diesem Allem hatte er sich aber im Laufe des Jahres, nach langer Unterbrechung, mit einer weit bedeutendern Arbeit, den Wanderjahren, beschäftigt, worüber Näheres in dem folgenden Capitel.

*) G.'s W. Bd. 31, S. 91 ff.
**) Ebendas. Bd. 32, S. 288 ff.

Eilftes Capitel.

Das Jahr 1821. Stillleben. Erste Redaction der Wanderjahre. Erste Abtheilung der zahmen Xenien. Prolog zur Eröffnung des Berliner Theaters. Paralipomena. Gedichte zu Tischbein's Idyllen. Abhandlung über Knebel's Lukrez. Naturwissenschaftliches Interesse. Aufenthalt in Marienbad. Aufenthalt in Jena. Abhandlung über Marienbad. Gedichte zu Handzeichnungen. Homer wieder Homer. Restauration des Euripideischen Phaethon. Rückkehr nach Weimar. Besuch von Zelter und Mendelssohn. Campagne in Frankreich begonnen. Paria und andere Gedichte. Sonstige Arbeiten des Jahres 1821. — Das Jahr 1822. Geselliges Leben. Kunstinteresse. Montegna's Triumphzug, zweiter Abschnitt. Abschluß des vierten Heftes für Naturwissenschaft und zur Morphologie. Campagne in Frankreich beendigt. Aufsätze über d'Altons Faulthiere und den fossilen Urstier. Manzoni's Ode auf Napoleon übersetzt. Reise nach Marienbad. Bekanntschaft mit Sternberg. Aufenthalt zu Eger. Ausflüge von dort aus. Rückkehr nach Weimar. Gedicht: Aeolsharfen. Besuche im Spätjahr. Sonstige Productionen des Jahres 1822. Verhältniß zu Soret.

Die erste Hälfte des Jahres 1821 hindurch finden wir Goethe wieder auf sein Arbeitszimmer beschränkt, von dem er sich mit jedem Jahre schwerer zu trennen vermochte. Es lag still nach der Gartenseite hinaus und enthielt keine Luxusgegenstände, weil er erfahren, daß diese seinen Geist zerstreuten und ihm die Stimmung zur Arbeit raubten. Besuche wurden hier nicht angenommen; es war ein Heiligthum, das sich nur den vertrautesten Freunden öffnete. Ein kleiner Eckschrank enthielt Geldrollen, die an Bedürftige auf discrete und wirksame Weise vertheilt wurden. Sein Schlafcabinet und sein Bibliothekzimmer stießen an die Studirstube. Hier fanden ihn die frühen Tagesstunden schon regelmäßig bei seiner höchst vielfachen, aber wohlgeordneten Thätigkeit. Aus seinen täglich in zwei Abschnitten dictirten Tagebüchern erhellt, nach des Kanzlers von Müller Bericht, „wie er noch im höchsten Lebensalter von frühester Morgenstunde an in ruhig abgemessener Folge sich einer Unzahl von literarischen Arbeiten, brieflichen Mittheilungen, geschäftlichen

Expeditionen, Prüfung und Beschauung von eingesendeten Productionen und Kunstwerken, ernster und heiterer Lectüre der mannigfaltigsten Art widmete." In den nächsten Jahren verlebte er zwar noch einen Theil des Sommers in den böhmischen Bädern; aber dann wurden auch diese Ausflüge eingestellt; schon jetzt kostete es ihm einen förmlichen Entschluß, von Haus und Stube zu scheiden. „Die lange Gewohnheit, zu Hause zu bleiben," schrieb er an Knebel, „will erst abgeschüttelt sein; die gute Vorsorge meiner Kinder bereitet und unterhält mir die beste Bequemlichkeit und fesselt mich an."

In dieser Zurückgezogenheit beschäftigten ihn während der ersten vier Monate des Jahres 1821 vorzüglich seine Wanderjahre; der Druck wurde mit Januar angefangen und um die Hälfte Mai beendigt. Die Idee eines Werks unter dem erwähnten Titel, einer Fortsetzung der Lehrjahre, worin die Hauptfiguren derselben noch einmal auftreten sollten, hatte Goethe schon vor der Beendigung dieses Romans gefaßt, und aus ein paar in den Lehrjahren angebrachten Verzahnungen läßt sich vermuthen, daß er damals an eine Wanderung Wilhelms nach Italien und eine Colonisation in Amerika gedacht. Allein zum Beginn der Ausführung jenes Planes gelangte er erst im Jahre 1807, wo er, wie uns bereits bekannt, eine Anzahl kleinerer Geschichten, zu denen Anfangs auch die Wahlverwandtschaften gehörten, ersann, anfing, fortsetzte oder ausführte. Sie sollten alle, durch einen romantischen Faden zusammengeschlungen, ein wunderlich anziehendes Ganzes bilden. Als Grundidee sollte demselben ohne Zweifel das von ihm längst als so bedeutend erkannte Prinzip der Entsagung oder Selbstbeschränkung untergelegt werden, worüber es schon in einem Briefe an Plessing heißt: „So viel kann ich Sie versichern, daß ich mitten im Glück in einem anhaltenden Entsagen lebe, und täglich bei aller Mühe und Arbeit sehe, daß nicht mein Wille, sondern der Wille einer höhern Macht geschehe, deren Gedanken nicht meine Gedanken sind." Als ein reizendes Musterbild schöner Selbstbeschränkung stellte der Dichter die Erzählung „St. Joseph der Zweite" gleich an die Spitze des Werkes; in andern Geschichten sollten die sittlichen Verwickelungen des gesellschaftlichen Lebens, die traurigen Folgen leiden-

schaftlicher Sinnes- und Handlungsweise, wie in den Wahlverwandtschaften an das Licht treten, und Wilhelm sollte entweder durch bloße Kenntnißnahme, oder auch durch entwirrendes und beschwichtigendes Eingreifen sich in jenem Lebensprinzip befestigen und es zur Ausübung bringen. Die Ausführung des Plans gerieth seit dem Jahre 1810, wo Goethe „das nußbraune Mädchen" schrieb, über den vielfachen andern Arbeiten, die wir kennen gelernt haben, in's Stocken; und als er im Jahre 1820 die Arbeit wieder aufnahm, hatte sich die Grundidee dahin modificirt, daß er mit der Entsagung und Selbstbeschränkung auch die eines Jeden Natur und Anlagen entsprechende Thätigkeit zur Förderung des Gesammtwohls des Staates verbunden wissen wollte *). Wie sehr Goethe sich auch seit längerer Zeit gegen die Politik des Tages abzuschließen gesucht hatte, so war doch seine Aufmerksamkeit dem Entwickelungsgange Europa's im Großen und Ganzen unausgesetzt zugewandt geblieben; und es hatte sich über dieser Beobachtung seine alte Ueberzeugung befestigt, daß das Glück der Staaten weniger auf besonderen Staatsformen, als vielmehr darauf beruhe, daß jeder an seiner besondern Stelle seinen ihm verliehenen Anlagen und Kräften gemäß sich zum Wohl des Ganzen thätig erweise. Er hatte erkannt, daß die in den Lehrjahren von Wilhelm angestrebte allseitige, harmonische Bildung des Individuums auf der gegenwärtigen Entwickelungsstufe der europäischen Menschheit bei den Einzelnen einer einseitigen, aber in dieser Einseitigkeit um so intensivern Bildung Platz machen müsse, und daß die Harmonie, auf die der Einzelne hierbei verzichte, erst von dem Ganzen in gesteigertem Maße wieder zu fordern sei. Demgemäß sollte auch die Erziehung, wie sie in der pädagogischen Provinz dargestellt ist, nicht auf eine Gesammtbildung des Individuums, sondern auf die Entwickelung der in Jedem besonders hervorstechenden Anlagen gerichtet, und, ihrem ganzen Zwecke nach, eine staatsbürgerliche sein.

Als Goethe im Juni Exemplare des Werkes an seine Freunde versandte, schrieb er an Reinhard, das Büchlein enthalte gleich den Lehrjahren „eben so viel Hinweisung als Darstellung," und an

*) Vergl. Düntzer's Studien zu G.'s W. S. 318 ff.

Knebel, seine Ausbildung habe ihm viele Jahre gekostet; in dem Begleitbriefe an Zelter (vom 19. October) sprach er die Hoffnung aus, daß das Werk bei näherer Betrachtung gewinnen werde; denn er könne sich rühmen, daß keine Zeile darin stehe, die nicht gefühlt oder gedacht sei; der ächte Leser werde das alles schon wieder herausfühlen und denken. Indeß wollte diese Production, trotz so mancher anmuthigen erzählenden Partien und so vieler eingeflochtenen tiefen Gedanken, nicht recht gefallen; das Ganze erschien zu lückenhaft, zu wenig fest verbunden und stellenweise auch zu abstrus, räthselhaft und wunderlich. Mußte doch selbst ein so begeisterter Verehrer Goethe's, wie Reinhard, ihm gestehen: „So von der Wahrheit zur Dichtung, von der Wirklichkeit zum Ideal, vom Roman zum Mährchen, von der Geschichte zur Symbolik fortgerissen, fühlt' ich beim ersten schnellern Lesen mich wie in einen Traum versetzt; mir fing an zu schwindeln." Dazu kam, daß gleichzeitig mit dieser Production der Pfarrer Pustkuchen-Glanzow zu Lime bei Lemgo, unter dem Titel „Wilhelm Meister's Wanderjahre" anonym ein Gegenstück zu Goethe's Werke herausgab, worin er, nicht ohne ein an Goethe selbst gebildetes Talent, gegen dessen Lehrjahre und seine gesammte Dichterthätigkeit von moralischem und religiösem Standpunkte aus polemisirte. Goethe beschränkte sich, zu humoristischer Abfertigung des Gegners, auf eine Invective „Goethe und Pustkuchen" *) und einige zahme Xenien **), führte aber auch für jetzt sein Werk nicht weiter fort, und entschloß sich später, im Jahre 1826, als er die Arbeit wieder aufnahm, zu einer ganz neuen Redaction des jetzt gedruckten ersten Bandes.

Von den eben erwähnten zahmen Xenien redigirte er im Jahre 1821 die erste Abtheilung. Er bemerkt darüber selbst in den Annalen unter diesem Jahre: „Ob man gleich seine Dichtungen überhaupt nicht durch Verdruß und Widerwärtiges entstellen soll, so wird man sich doch im Einzelnen manchmal Luft machen; von kleinen auf diese Weise entstehenden Productionen sonderte ich die läßlichsten und stellte sie in Pappen zusammen." Mit Recht bezeichnet

*) G.'s W. Bd. 6, S. 168.
**) Ebendas. Bd. 3, S. 110 ff.

Gervinus diese Epigramme als ein „unschätzbares Vermächtniß" und rühmt von ihnen, daß sie „von dem klaren Sinne zeugen, den der lebensweise Dichter bis in's höchste Alter festhielt, wo er ein bestimmtes äußeres Object vor sich hatte."

Auch eine größere poetische Arbeit gelang ihm noch im Frühjahre 1821 zu Stande zu bringen. Der seit Jahren mit ihm befreundete General-Intendant der Königlichen Schauspiele zu Berlin, Graf von Brühl, wünschte von ihm einen Prolog zur Eröffnung des neuen Berliner Theaters, die auf den 26. Mai anberaumt war. „Wegen dringender Zeit," so berichtet Goethe in den Annalen, „mußte er gleichsam aus dem Stegreif erfunden und ausgefunden werden." Mit der Goethe'schen Iphigenie wurden die Vorstellungen eröffnet; der Prolog, von Madame Stich gesprochen, ward mit Begeisterung aufgenommen. „Ob ich Dir schon für Deinen Prolog gedankt habe," schrieb Zelter den 8. Juli, „weiß ich nicht; hier ist es tausendmal geschehen, und was diesmal das Besondere ist: es ist darüber ohne alle Ausnahme nur Eine Stimme. Der gute Humor, den dieser Prolog gleich am ersten Tage vom Allerhöchsten bis auf meines Gleichen herab verbreitet hat, war in seiner tiefsten Stille so merklich, und erhob sich vom innig Andächtigen zum lautesten Jubel, worein erst ganz zuletzt die Trompeten und Pauken wie gezwungen einstimmen mußten." Für Goethe war die gute Wirkung seiner fast improvisirten Arbeit höchst erfreulich; denn er hatte, wie es in den Annalen heißt, „die Gelegenheit erwünscht gefunden, dem werthen Berlin ein Zeichen der Theilnahme an bedeutenden Epochen seiner Zustände zu geben." Zelter'n antwortete er: „Gar sehr dient es zu meiner Beruhigung, daß ich, in der stillsten Klause, so weit vom lebendigsten Leben entfernt, das zu produciren wußte, was dort in einem höchst bedeutenden Momente schicklich und erfreulich war. Ich hoffe, man wird nach und nach das Gelegenheitsgedicht ehren lernen, an dem die Unwissenden, die sich einbilden, es gebe ein unabhängiges Gedicht, noch immer nirgeln und nisseln." In der That ist dieser, in seiner Anlage durchaus zweckgemäße und in der Ausführung frisch und kräftig gehaltene Prolog, besonders in Betracht seiner raschen Entstehung, ein merkwürdiger Beweis von der dichterischen Productionskraft, wor-

über Goethe noch in seinem zwei und siebenzigsten Jahre verfügte *).

In den Annalen berichtet Goethe, daß er darauf die „Paralipomena" wieder angegriffen habe. „Unter dieser Rubrik," heißt es dort, „verwahre ich mir verschiedene Futterale, was noch von meinen Gedichten ungedruckt oder ungesammelt vorhanden sein mag. Sie zu ordnen, und da viel Gelegenheitsgedichte darunter sind, sie zu commentiren pflegte ich von Zeit zu Zeit, indem eine solche Arbeit in die Länge nicht anziehen kann."

Wahrscheinlich schon gegen Anfang des Jahres 1821 entstand das Gedicht „Howard's Ehrengedächtniß", welches die Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften in das Jahr 1817 setzt, Goethe selbst aber in den Annalen erst unter dem Jahre 1821 aufführt, mit dem Bemerken, er habe erst vier Strophen, die Hauptworte der Howard'schen Terminologie enthaltend, gedichtet, auf Ansuchen von Howard's Freunden jedoch **) noch einen Eingang von drei Strophen „zu besserer Vollständigkeit und Verdeutlichung des Sinnes" geschrieben. Die Sache verhält sich vielleicht so, daß er 1817 die Strophen Stratus, Cumulus, Cirrus und Nimbus gedichtet und jetzt die Einleitung und den Schluß „Wohl zu merken" hinzugefügt hat. Das Gedicht, worin die Wolke als sinnvolles Bild des Lebens und des zum Ewigen emporstrebenden Geistes dargestellt ist ***), erregte in England große Aufmerksamkeit. Es wurde übersetzt und durch den Druck verbreitet. In der Ueberzeugung, „daß Alles, was durch Menschen geschieht, in ethischem Sinne betrachtet werden müsse, der sittliche Mensch jedoch nur aus dem Lebensgange zu beurtheilen sei," ersuchte Goethe einen Freund in London, Herrn Hüttner, ihm über Howard's Lebenswege einige Notizen zu verschaffen. Sein Wunsch wurde über Erwarten erfüllt, indem er von Howard einen eigenhändigen Brief erhielt,

*) Vergl. den Brief an Hüttner vom 4. April 1821 in Vogel's Schrift „Goethe in amtlichen Verhältnissen" S. 380 Anm.

**) Eine Erläuterung desselben s. in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten III, 282 ff.

***) Erläutert ebendas. III, 291 ff.

welchen eine ausführliche Familien-, Lebens-, Bildungs- und Gesinnungsgeſchichte begleitete *). Unterdeſſen wurden in Goethe's Kreiſe die meteorologiſchen Bemühungen eifrig fortgeſetzt; Profeſſor Poſſelt, der Inſpektor Schrön an der Sternwarte zu Jena und der Hofmechanikus Körner griffen fördernd ein, vor Allem aber der Großherzog ſelbſt, der auch Goethe zuerſt auf Howard's Wolkenlehre aufmerkſam gemacht hatte. Es ward eine Inſtruction für die ſämmtlichen Beobachter im Großherzogthum aufgeſetzt **), neue Tabellen wurden gezeichnet und geſtochen, und der Jenaiſche Thürmer angewieſen, auf gewiſſe Meteore aufmerkſam zu ſein. Was unſerm Dichter dieſen Zweig der Naturforſchung beſonders werth machte, war, daß die Beobachtungen im Freien angeſtellt wurden und fortwährend ſeinen Blick auf große und erhabene Erſcheinungen hinlenkten.

Gleichfalls dem Jahresanfange müſſen die Strophen „Zu Wilhelm Tiſchbein's Idyllen" angehören, da Goethe ihrer ſchon in einem Briefe an Knebel vom 18. Februar 1821 gedenkt: „Tiſchbein iſt ſehr vergnügt über die Darſtellung ſeiner Idyllen und ſendet immer eins nach dem andern. Bei der lebhaften Hinneigung zur Poeſie, welche Tiſchbein, wie früher bemerkt, zeitlebens in ſeiner künſtleriſchen Thätigkeit zeigte, war es natürlich, daß er ſeine Blätter gern durch einige Verſe von Goethe's Hand ausgeſtattet ſah; und umgekehrt fand ſich dieſer, wie aus ſeiner leidenſchaftlichen Liebe zum Zeichen und zur Malerei begreiflich, zur Erfüllung jenes Wunſches leicht geneigt. Die vorliegenden Strophen beziehen ſich auf einen Band in groß Quart mehr oder weniger ausgeführter Entwürfe von ſehr mannigfachem Gegenſtande. Die erſtere als „Titelſchrift" vorangeſchickte Strophe ſkizzirt in allgemeinen Zügen Tiſchbein's künſtleriſche Laufbahn. Dann widmet der Dichter jedem der folgenden ſechszehn Blätter eine beſondere Strophe mit Ausnahme des fünfzehnten Blattes. Dieſes ſtellt einen über das Meer herüberhangenden, von Roſen und wildem Wein bekränzten Felsgipfel dar, um welchen drei friſche leichte Sylphiden ſchweben, die unterſte flach wie eine Streifwolke einherziehend, die zweite ſich hinter ihr erhebend, die dritte noch weiter hinter- und aufwärts ſich in den Aether verlierend, als ob der Künſtler die Howard'ſche Terminologie anthropomorphiſch auszudrücken den Vorſatz gehabt hätte. Goethe fügte dem Blatte kein Gedicht bei, „weil ſolches nur als Wiederholung des nächſtvorhergehenden Gedichtes Howard's Ehrengedächtniß hätte erſcheinen müſſen." Er erläuterte ſpäter (in Marienbad) ſämmtliche Strophen noch durch einen ausführlichen Commentar *), woran Riemer in einem Briefe vom 17. October „das Treffende der Schilderung, die neue Art des Ausdrucks und der Wendungen, ſo wie die geiſtreiche Zuſammenſtellung zu einer idylliſchen Lebensfolge" rühmt.

*) Beide ſind mitgetheilt in G.'s W. B. 40, S. 342 ff.

**) Vergl. „Goethe in amtl. Verhältn." von Vogel, S. 26 u. S. 381 f. Inſtruction vom 19. April 1821.

Wie für Tiſchbein's künſtleriſche Leiſtungen, ſo war Goethe ungefähr gleichzeitig für die literariſche Arbeit eines andern Freundes, für Knebel's Ueberſetzung des Lukrez, eifrig bemüht. Die Correſpondenz mit Knebel vom 14. Februar bis zu der Reiſe nach Böhmen und ſpäterhin zeigt, wie angelegentlich er das Werk ſeines Urfreundes vom Publikum wohl aufgenommen zu ſehen wünſchte. Er gab ihm mancherlei Ideen zu einem Vorworte an und trug ſich ſelbſt mit dem Plan einer empfehlenden Anzeige. Dieſe trat erſt im Anfange des nächſten Jahres in den Heften für Kunſt und Alterthum an's Licht **) und ſpricht gegen den Schluß die Abſicht aus, nunmehr auch, mit Hülfe der Knebel'ſchen Arbeit, einen alten Vorſatz auszuführen, „Lukrez als Menſchen und Römer, als Naturphiloſophen und Dichter darzuſtellen." Warum die Arbeit nicht zu Stande gekommen, deutet folgende Stelle eines Briefes an Knebel vom 27. Februar 1830 an: „Ich hatte einmal früher unternommen, Lukrezen als Römer in ſeinen Tagen, ſechszig Jahre vor Chriſto, in Betracht zu ziehen, ihn gegen die wilde Zeit und ſeinen unruhigen Freund Memmius hinzuſtellen, und möglichſt anſchaulich zu machen, wie er ſich, dem Geiſt und den Umſtänden nach, in die Epikuriſche Philoſophie ſo entſchieden flüchten mußte. Mit

*) Goethe's W. Bd. 31, S. 152 ff.

**) Ebendaſ. Bd. 32, S. 277 ff.

aller Bemühung aber hätte man doch nur wenige Data zusammengebracht, das Meiste hätte man dazu pragmatisiren, oder, wenn Du willst, dichten müssen, und so ließ ich die Vorarbeit liegen." Wir brauchen wohl kaum darauf hinzudeuten, daß für Goethe der Kern des Interesses an Lukrez gerade in dem Gegensatze der friedlichen Thätigkeit des Naturphilosophen und Dichters zu der wildbewegten Zeit liegen mußte.

Goethe's Interesse an der Naturbetrachtung fand auch sonst noch in der Zeit, womit wir uns beschäftigen, vielfache Nahrung. Besonders ward er durch Purkinje's „Beiträge zur Kenntniß des Sehens in subjectiver Hinsicht" lebhaft aufgeregt. „Dieser vorzügliche Mann," schrieb er am 29. März an Reinhard, der ihm Einiges über selbsterfahrene innere Gesichtserscheinungen mitgetheilt hatte, „ergeht sich in den physiologen Erscheinungen und führt sie durch's Psychische zum Geistreichen, so daß zuletzt das Sinnliche in's Unsterbliche ausläuft, wohin die Phänomene, deren Sie erwähnen, wohl zu zählen sein möchten. Ich bringe in meinem nächsten Stück Naturwissenschaften einen Auszug aus Purkinje bei, mit eingeschalteten eigenen Bemerkungen, mannigfaltig betrachtend und hinreißend." Zu großer Freude gereichte ihm ferner ein Brief von Hegel vom 20. Februar 1821, worin dieser sich ausführlich und mit höchster Anerkennung über seine Weise der Naturforschung aussprach. „Dieser wundersam scharf und fein denkende Mann," heißt es in einem Briefe Goethe's an Reinhard vom 5. März, dem ein Auszug des Hegel'schen Briefes beiliegt, „ist seit geraumer Zeit Freund meiner physischen Ansichten überhaupt, besonders auch der chromatischen. Bei Gelegenheit des entoptischen Aufsatzes hat er sich so durchdringend geäußert, daß mir meine Arbeit wirklich durchsichtiger als vorher vorkommt. Da Sie nun auch so treulichen und ununterbrochenen Antheil daran genommen, so wird Ihnen gewiß ein Auszug der hauptrelevanten Stellen angenehm sein. Die entschiedene Theilnahme kam mir um so erwünschter, als ich bei der Bearbeitung des entoptischen Capitels auf die übrigen Rücksicht nehmen, und mir sie mehr, als in der Zwischenzeit, vergegenwärtigen mußte. Da bin ich denn bei Durchblätterung alter Aktenstücke wieder in die alte Leidenschaft gefallen, mit der auch Sie so freundliche Nachsicht hegen." Ohne Zweifel wurden diese Lieblingsgegenstände mit Staatsrath Schultz eifrig besprochen, der ihn zu Anfange Juli wieder besuchte.

Der „Unsommer" des Jahres 1821 verzögerte den Antritt der Badereise bis gegen Ende Juli. Goethe ging diesmal nach Marienbad. In der ersten Woche dictirte er hier die erläuternden Bemerkungen über die Gedichte zu Tischbein's Idyllen, las dann auf's Neue Zacharias Theobaldus Hussitenkrieg, wie er sich denn jedesmal bei seinem Aufenthalt in Böhmen einigermaßen um Geschichte und Sprache bemühte, machte sich ferner mit Stransky, respublica Bohemiae und der Geschichte ihres Verfassers bekannt, wandte aber seine Aufmerksamkeit vorzüglich den böhmischen Gebirgsarten zu, und suchte sich im Geologischen zu Marienbad ebenso genau zu orientiren, wie früher zu Karlsbad. Durch die Gunst des Prälaten Reitenberg wurden ihm aus dem für das Stift Tepl neuerrichteten Mineralien-Cabinet mehrere Seltenheiten zu Theil; Graf Sternberg verehrte ihm bedeutende Exemplare der in den Kohlenwerken gefundenen Pflanzenabdrücke nebst den beiden Heften seiner vorweltlichen Flora, der Kreishauptmann Breinl zu Pilsen, Graf Klebelsberg, Baron Bresecke, Gradl und Heidler spendeten interessante mineralogische Beiträge, sowie ihm auch Bergleute und Steinhauer manches Wünschenswerthe zutrugen. Beim Grafen Joseph von Auersberg auf Hartenberg wurde sein 72. Geburtstag festlich begangen; der Platz, auf welchem der gefeierte Dichter, von der Wanderung in der gebirgigen Umgebung ermüdet, ausruhte, hat den Namen „Goethesruhe" erhalten. Nachdem er so die Zeit bis in den Anfang Septembers „glücklich und curhaft", wie er Zeltern schrieb, zugebracht hatte, gedachte er noch zu einer Nachcur nach Karlsbad zu gehen, sah aber am 9., von den Höhen über Franzensbrunnen, einen furchtbar zerstörenden Wolkenbruch in die ihm so werth gewordene Teplgegend hinabstürzen, und beschloß nun, durch die zur Fahrt dorthin bereits bestellten Pferde sich nach Hause bringen zu lassen; denn er war, wie es in dem Briefe an Zelter heißt, „mit jenem Orte zu sehr verwachsen, als daß er ihn sich zerstört denken durfte."

„Nun bin ich seit Sonnabend, dem 15., wieder in Jena," schrieb Goethe den 24. September an Schultz, „in derselben morschen Schindelhütte, wo wir doch wiederholt (1817 und 1820) so schöne Tage genossen, bringe meine Geschäfte, die Sie kennen, vor Winters in Ordnung, und leide nach wie vor an dem cimmerischen Nebelregenwetter, welches mir die Berge gegen meinen Fenstern über verhüllt und verdüstert." Hier wurden nun die Marienbader geognostischen Sammlungen geordnet und später versuchsweise dem Publicum mitgetheilt in der Abhandlung: „Marienbad überhaupt und besonders in Rücksicht auf Geologie" *). Er bediente sich zu dieser Darstellung der ersten Charte von Keferstein's geologischem Atlas, für dessen Herausgabe er sich, namentlich was die Colorirung betraf, hülfreich und beiräthig erwies. Den botanischen Garten fand er unter dem vorgesetzten Hofrath Voigt und dem dabei angestellten Kunstgärtner Baumann in gedeihlicher Entwicklung, während gleichzeitig in den Belvederischen Gärten die Pflanzencultur schöne Fortschritte machte und namentlich ein zugleich dem Kenner genügendes und den Geschmack befriedigendes Palmenhaus zu Stande kam.

In der Muße dieses Gartenlebens entstand denn auch ein interessantes Seitenstück der Gedichte zu Tischbein's Idyllen. Der Hofkupferstecher Schwerdgeburth gab „Radirte Blätter nach Handzeichnungen von Goethe" heraus. Unser Dichter freute sich, „hier ältere, längst verklungene Bilder aus dem Letheischen Strom herausgehoben zu sehen," glaubte aber ihnen kleine Gedichte hinzufügen zu müssen, damit, wie er sich selbst bescheiden ausdrückt, „der innere Sinn erregt und der Beschauer löblich getäuscht werde, als wenn er das mit Augen sähe, was er fühlt und denkt, eine Annäherung nämlich an den Zustand, in welchem der Zeichner sich befand, als er die wenigen Striche dem Papier anvertraute." In diesem Sinne schrieb er die „Gedichte zu Handzeichnungen" **). Knebel dankte ihm für die Mittheilung derselben am 29. September mit den Worten: „Du hast der schönen Zeichnung noch den Geist in

*) G.'s W. Bd. 40, S. 238 ff.
**) G.'s W. Bd. 23, S. 166.

Worten zugefügt, und sie daher doppelt schätzbar gemacht. Glücklich, wer wie Du keinen Wechsel der Jahreszeiten im Leben kennt und immer Blüthen und Früchte in gleichem Glanze der Schönheit hervorbringt!"

Ein Gedichtchen „Homer wieder Homer" *) wurde durch eine gegen Wolf's Prolegomena gerichtete Schrift von Karl Ernst Schubarth hervorgerufen. Beim Wiederdurchlesen der Prolegomena im Jahr 1820 hatte er gefunden, daß fortwährend eine Systole und Diastole in ihm vorging. „Ich war gewohnt," sagt er, „die beiden Homerischen Gedichte als Ganzheiten anzusehen, und hier wurden sie mir jedes mit großer Kenntniß, Scharfsinn und Geschicklichkeit getrennt und auseinandergezogen, und indem sich mein Verstand dieser Vorstellung willig hingab, faßte gleich darauf ein herkömmliches Gefühl Alles auf einen Punkt zusammen." In dieser Stimmung mußte ihm nun die Bekanntschaft Schubarth's sehr willkommen sein. „Es kommt ein Büchlein von ihm heraus," schrieb er den 19. October an Zelter, „‚Ideen über Homer und sein Zeitalter'; begegnet es Dir, so greife darnach. Es ist vermittelnd, einend, versöhnend und heilt die Wunden, die uns von dem Raubgethier (Wolf) geschlagen worden." Ungefähr gleichzeitig ward ihm ein englischer Aufsatz bekannt, welcher ebenfalls die Einheit und Untheilbarkeit der Homerischen Gedichte vertheidigte, und so befestigte sich Goethe in der Ansicht, „daß, wie es bis auf den heutigen Tag mit solchen Werken geschieht, der letzte Redacteur und sinnige Abschreiber getrachtet habe, ein Ganzes nach seiner Fähigkeit und Ueberzeugung herzustellen und zu überliefern." Die Reaction gegen die Wolfische Ansicht, den Rückgang vom Unglauben zum Glauben, vom Sondern zum Vereinen, von der Kritik zum Genuß leitete er, wie im obigen Gedicht („denn Jugend weiß uns zu entzünden"), so auch in den Annalen von den veränderten Gesinnungen der jüngeren Generationen her **).

Auch für einen andern Dichter des Alterthums, für Euripides, wurde in dieser Zeit sein Interesse neu belebt und zugleich seine

*) G.'s W. Bd. 2, S. 270.
**) Vergl. den Aufsatz „Homer noch einmal", Bd. 33, S. 49 ff.

Produktivität dadurch angeregt. „Ein Hermannisches Programm," schrieb er den 7. October an Riemer, „Fragmente eines Euripideischen Phaethon enthaltend, hat mir große Freude gemacht; es ist der Anfang und das Ende, und man muß gestehen, daß sich die Mitte errathen läßt; im Ganzen hat es mich an Hippolyt erinnert." Er studirte eiligst manches Stück des Euripides, um sich, wie es in den Annalen heißt, „den Sinn dieses außerordentlichen Mannes wieder zu vergegenwärtigen." Professor Göttling in Jena und Riemer waren durch Uebersetzung der Fragmente und Aufsuchen noch etwaiger sonstiger Bruchstücke des Werkes behülflich, und Goethe versuchte daraus eine Wiederherstellung des Ganzen zu skizziren*), wozu er später noch ein Paar Nachträge hinzufügte.

Gegen den Schluß des Aufenthaltes zu Jena besuchte ihn ein Schüler Hegel's, der Dr. von Henning, welcher gleichfalls für seine Farbenlehre begeistert war und öffentlich für sie zu wirken gedachte. Auch machte er diesmal bei Knebel Platen's persönliche Bekanntschaft, der ihm seine in diesem Jahre erschienenen Ghaselen verehrt hatte.

Im letzten Drittel des Octobers bezog Goethe wieder sein Weimar'sches Winterquartier. Hier besuchte ihn zu Anfange Novembers Zelter mit seinem höchst talentvollen Schüler Felix Mendelssohn, wodurch denn sein häuslicher Kreis sich auch musikalisch belebte. Ueberhaupt war ihm dieses Jahr reicher, als die nächstvorigen an musikalischem Genuß gewesen. Schon ganz zu Anfange desselben hatten Alexander Boucher und Frau mit Violin und Harfe einen Kreis bei ihm versammelter Freunde in Erstaunen gesetzt, und über ihre spätern glänzenden Erfolge in Berlin hatte Zelter im Laufe des Jahres fortwährend Bericht erstattet. Deßgleichen erfreuten ihn Director Eberwein und Gattin von Zeit zu Zeit durch ihre schönen Talente. Noch vor der Abreise nach Böhmen hatte er durch Vermittlung seines Freundes Rochlitz einen trefflichen Streicher'schen Flügel erhalten, auf dem jetzt zu seinem Ergötzen Mendelssohn und Zelter, und auch später wiederholt der Capellmeister Hummel ihre Meisterschaft entfalteten.

*) G.'s W. Bd. 33, S. 22—43.

Um die Mitte Novembers begann Goethe die Redaction der „Campagne in Frankreich". „Die Sonderung und Verknüpfung des Vorliegenden," heißt es darüber in den Annalen, „erforderte alle Aufmerksamkeit; man wollte durchaus wahr bleiben und zugleich den gebührenden Euphemismus nicht versäumen." Die Arbeit wurde vor dem nächsten März beendigt. Am zweiten legte er einem Briefe an Weller die Aushängebogen der Schrift bei, und später schrieb ihm Knebel: „Du bist ein herrlicher Erzähler, noch weit über Xenophon. Die genaue Aufmerksamkeit, der genialste Ueberblick, der männliche Humor, unterstützt vom innern Genius, Alles hat mich, so schlimm auch die Gegenstände sein mögen, ergötzt und erquickt." Bei der Uebersendung eines Exemplars an Reinhard im Juni 1822 schrieb Goethe: „Es war mir manchmal wirklich schwindelnd, indem ich das Einzelne jener Tage und Stunden in der Einbildungskraft wieder hervorrief, und dabei die Gespenster, die sich dreißig Jahre dazwischen bewegen, nicht wegbannen konnte; sie liefen ein- und das anderemal wie ein böser Einschlag über jenen garstigen Zettel." Man gewahrt in der Darstellung weit weniger die schlimme Einwirkung dieser „Gespenster", als die jenes euphemistischen Strebens, das, wenn auch nicht besonders der Wahrheit, doch der Frische und Natürlichkeit des Ausdrucks geschadet zu haben scheint. Nichts desto weniger gehört die Arbeit, in Beziehung auf Darstellungskunst, zu den gelungensten aus Goethe's spätern Jahren, wobei indeß vielleicht Manches auf Rechnung der vorliegenden Materialien, die aus seinen kräftigsten Jahren herdatirten, gesetzt werden muß.

Neben dieser Hauptarbeit des „in absoluter Einsamkeit" fleißig zugebrachten Spätjahrs scheint noch Manches in diese Zeit zu fallen, was Goethe außer dem bereits Erwähnten in den Annalen unter dem Jahre 1821 aufgeführt hat. Es gehören dahin einige poetische Productionen, wie die indische Legende „Paria", ein Gedicht „der Großfürstin Alexandra" und Byron's Invective gegen die Edimburger. Die letztere begann er zu übersetzen, gerieth aber bald wegen Unkenntniß vieler Particularien in's Stocken. Die Großfürstin Alexandra wurde ihm mit ihrem Gemahl Nicolaus durch den Großherzog während seines Anachoretenlebens „in Zelle und

Garten" zugeführt und vergönnte ihm, wie es in den Annalen heißt, „einige poetische Zeilen in das zierlich-prächtige Album einzuzeichnen". Der Gegenstand der lyrisch-epischen Trilogie „Paria" gehörte, nach seinem Bekenntniß *), zu denen, „die er vierzig bis fünfzig Jahre lebendig und wirksam im Innern erhielt", ehe sie eine feste Form gewannen. Den Stoff hatte er, wie auch zu der Ballade „Der Gott und die Bajadere", aus Sonnerat's Reise nach Ostindien und China (1774—1781) entnommen, deren Uebersetzung (vom Jahr 1783) ihm bald nach dem Erscheinen in die Hände kam. Goethe versuchte sich wiederholt an dem Gegenstande, so z. B. gegen das Ende des Jahrs 1816, vermochte aber erst jetzt ihn befriedigend zu bewältigen. Er secretirte indeß noch das Gedicht bis gegen Ende 1823, wo er es Eckermann mittheilte. Diesem wurde bei der ersten Lektüre die Belebung des Gegenstandes sehr schwer; je tiefer er aber bei wiederholtem Lesen eindrang, von desto bedeutenderem Charakter und auf einer desto höheren Stufe der Kunst erschien ihm das Gedicht. „Freilich," bemerkte Goethe hierüber, „die Behandlung ist sehr knapp, und man muß gut eindringen, wenn man es recht besitzen will. Es kommt mir selber vor, wie eine aus Stahldrähten geschmiedete Damascenerklinge." Das Grundmotiv, worüber er sich selbst in dem Aufsatz „Die drei Paria" **) ausgesprochen, hat, bei aller Seltsamkeit und sonstigen Verschiedenheit, doch eine gewisse Aehnlichkeit mit der christlichen Idee von der Erlösung. Wie hier der unendliche, durch den Sündenfall herbeigeführte Riß zwischen der Menschheit und ihrem Schöpfer durch ein Wesen, worin sich Gott und Mensch in Eins verbindet, ausgefüllt werden konnte, so wird dort die Kluft, welche die Parias von den edlern Casten trennt, durch eine Mittlerin, die Bramana und Paria zugleich ist, ausgeglichen. Wahrscheinlich war es gerade diese Verwandtschaft, wodurch der Dichter von dem übrigens sonderbaren und selbst abstoßenden Gegenstande sich angezogen fühlte. Er hat diese Trilogie mit jener früher von ihm bearbeiteten indischen Legende „Der Gott und die Bajadere" durch das einleitende Gebet des

*) G.'s W. Bd. 40, S. 445.
**) G.'s W. Bd. 32, S. 358 ff.

Paria in Verbindung zu bringen gesucht und so gewissermaßen eine Tetralogie geschaffen. Vergleicht man aber die ältere und die jüngere Production in Beziehung auf sprachliche Darstellung, so erkennt man sogleich, daß „der Gott und die Bajadere" seiner kräftigsten Periode angehört, während die Trilogie das mühsamere Schaffen des Alters nicht verläugnet.

Ferner bemerkt Goethe in den Annalen unter diesem Jahre, er sei vorübergehend von dem Trieb ergriffen worden, am vierten Bande von Wahrheit und Dichtung zu arbeiten und habe ein Drittel davon geschrieben; namentlich habe er ein angenehmes Abenteuer von Lili's Geburtstag mit Neigung hervorgehoben, Anderes bemerkt und ausgezeichnet, die Arbeit sei jedoch über anderweitiger Beschäftigung in's Stocken gekommen. Auch wurden einige Novellen projectirt. „Die gefährliche Nachlässigkeit," „verderbliches Zutrauen auf Gewohnheit," und mehr dergleichen ganz einfache Lebensmomente wurden aus herkömmlicher Gleichgültigkeit heraus- und auf ihre bedeutende Höhe hervorgehoben. Die Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften setzt den Beginn der Novelle „Nicht zu weit" in dieses Jahr. Eine Einladungsschrift von Dr. Kannegießer, Rector des Gymnasiums zu Prenzlau, „Ueber Goethe's Harzreise im Winter", rief eine erläuternde Abhandlung des Dichters über diese Ode hervor *), Zauper's „Grundzüge zu einer deutschen Poetik, aus Goethe's Werken entwickelt" veranlaßten zu einigen Bemerkungen. Dr. Gries sandte ihm seine Uebersetzung von Calderon's „Tochter der Luft" zu und gab dadurch den Anstoß zu dem gleichnamigen Aufsatz **). „Versäume nicht," schrieb er den 13. Juni an Knebel, „wenn Du Dr. Gries begegnest, für die Tochter der Luft ihm doppelt und dreifach zu danken. Mir ist es das herrlichste von Calderon's Stücken, und ich halte es für eines seiner spätern. Ich bin dem Uebersetzer sehr verpflichtet, der Alles so treu und rein wiedergegeben; ich werde nicht ermangeln, es bei Calderon zu rühmen, wenn ich ihm drüben begegne." Dann erwähnt Goethe noch in den Annalen bei diesem

*) G.'s W. Bd. 2, S. 349 ff.
**) Ebendas. Bd. 35, S. 431 ff.

Jahre „kleinere Biographien zur Trauerloge“ und die „Vorrede zum deutschen Gil-Blas“ *), welche letztere die Chronologie dem Jahre 1822 zutheilt. Die Hefte für Kunst und Alterthum wurden bis zum neunten einschließlich fortgeführt.

Um aber über Goethe's umfassende und vielseitige Geistesthätigkeit im Jahre 1821 eine vollständige Uebersicht zu geben, müßten wir noch, was uns der Raum verwehrt, seine lebendige Theilnahme an der englischen Literatur, namentlich an Byron und Walter Scott, an der indischen, deren Kenntnißnahme ihm durch das Englische vermittelt ward, an der spanischen und italienischen, so wie an der bildenden Kunst und der Baukunst darstellen. Wir verweisen darüber den Leser an seinen eigenen, sehr umfänglichen Bericht in den Annalen.

Die ersten fünf Monate des Jahres 1822 und den halben Juni brachte er in stiller, aber reger Thätigkeit in Weimar zu. „Ich dictire fleißig,“ schrieb er am 5. Februar an Zelter, „so daß meine ganze Existenz wie auf dem Papiere steht; zu Ostern sollst Du Allerlei zu lesen haben. Hören und reden mag ich nicht mehr, sondern vertraue, wie des Königs Midas Barbier, meine Geheimnisse den verrätherischen Blättern.“ Indeß war sein Leben doch nicht so ungesellig, wie es hiernach scheinen könnte. „Von unserer Großherzogin,“ berichtete er im März an Zelter, „kann ich nur sagen, daß Bewunderung und Verehrung gegen sie immer wachsen muß.... Sie besucht mich die Woche gewöhnlich einmal **), da ich mich denn jederzeit vorbereite, irgend etwas Interessantes vorzulegen, wo denn ihre ruhige, gründliche Theilnahme an Gegenständen aller Art höchst ergötzlich und belohnend wird.“ Außerdem fand sich jeden Abend ein engerer Kreis bei ihm zusammen, gut unterrichtete Herren und Damen. „Damit aber auch,“ heißt es in den Annalen, „der Antheil sich erweitere, setzte man den Dienstag fest, wo man sicher war, eine gute Gesellschaft an dem Theetische zusammen zu sehen; auch

*) G.'s W. Bd. 34, S. 305 ff.

**) In den Annalen heißt es: „Zwei Tage der Woche waren bestimmt, unsern gnädigsten Herrschaften bei mir einiges Bedeutende vorzulegen und darüber die nöthigen Aufklärungen zu geben.“

vorzügliche, Geist und Herz erquickende Musik ward von Zeit zu Zeit vernommen. Gebildete Engländer nahmen an diesen Unterhaltungen Theil, und da ich außerdem gegen Mittag gewöhnlich Fremde auf kurze Zeit gern annahm, so blieb ich zwar auf mein Haus eingeschränkt, doch immer mit der Außenwelt in Berührung, vielleicht inniger und gründlicher, als wenn ich mich nach außen bewegt und zerstreut hätte.“ Sein engster Familienkreis belebte sich immer mehr durch das Heranwachsen seiner beiden blühenden Enkel; sein Sohn, seine liebenswürdige Schwiegertochter und Fräulein Ulrike von Pogwisch wetteiferten mit einander, ihm das häusliche Leben zu verschönern. Die Letztgenannte war jetzt eben von einem längern Besuche bei Zelter zurückgekehrt und gab lebendige Schilderungen von den Berliner Zuständen. „Den schönsten Dank,“ schrieb Goethe den 13. März an Zelter, „für die liebreiche Bewirthung des werthen Kindes; sie ist glücklich angekommen und erzählt recht viel. In ihrer guten und natürlichen Art sieht sie die Dinge recht klar und deutlich, und so bleiben sie auch vor ihr stehen, immer als gegenwärtig; man kann nicht sagen, daß sie urtheilt, aber sie vergleicht gar einsichtig.“

War er in unproduktiven Stunden ganz auf sich beschränkt, so gewährten ihm die von allen Seiten zugesendeten Kunstsachen die schönste Unterhaltung. Nach mehreren Probeabdrücken erschien jetzt das erste Heft des Boisserée'schen Domwerks, deßgleichen das erste Heft von Moller's deutschen Baudenkmalen. Tischbein überraschte ihn durch eine Gemme mit Storch und Fuchs, der Ausführung nach roh, aber in Gedanke und Composition vortrefflich. Major von Staff verehrte ihm einen sechszölligen Bacchus von Bronze. „Es mag ihm,“ schrieb Goethe den 13. März an Zelter, „ein uraltes Vorbild der besten Zeit zum Grunde liegen; aber auch diese flüchtige Nachbildung darf man nicht später, als in die Zeit der Antonine setzen. Und so kommt denn Manches zusammen, und es ist freilich sehr hübsch, da mir diese Dinge noch immerfort den größten und reinsten Antheil abgewinnen.“ Bald nach dem Eintreffen jenes Geschenks sandte ihm Freund Zelter drei räthselhafte Polidor'sche Kupferstiche, deren erster von Goethe und Meyer als eine Darstellung des Mannaregens, der zweite als ein Sabinerraub erklärt

wurde; den dritten wußten sie nicht zu dechiffriren. Dann folgte ein problematisches Tizian'sches Blatt, das Goethe in einem ausführlichen Schreiben an Zelter vom 31. März als einen St. Georg mit dem Drachen und der ausgesetzten Schönen deutete. Van Bree aus Antwerpen schickte seine Hefte zur Lehre der Zeichenkünste. Steindrücke liefen von allen Seiten ein und brachten manches gute Bild zu Goethe's Kenntniß. Lebhaften Antheil nahm er an den Kunstfortschritten der liebenswürdigen Gräfin Julie Egloffstein*), noch lebhaftern an Meyer's Kunstgeschichte, die jetzt schließlich mundirt und zum Druck vollends vorbereitet ward. Goethe's eigene bedeutendste Leistung dieser Zeit auf dem Felde der Kunstbetrachtung war „Mantegna's Triumphzug, zweiter Abschnitt" **).

Im Frühjahr 1822 scheint er neben und nach der „Campagne in Frankreich" sich vorzugsweise mit dem Abschluß des vierten Heftes für Naturwissenschaft und zur Morphologie beschäftigt zu haben. Gerade über diesen Bemühungen wurde er mit Heinroth's Anthropologie bekannt, und fand sich durch ein einziges geistreiches Wort in derselben über seine Verfahrungsart in Naturbetrachtungen auf einmal völlig aufgeklärt und bedeutend gefördert ***). Dieser hatte nämlich Goethe's Denkvermögen als ein gegenständlich thätiges bezeichnet, womit er aussprechen wollte, daß sein Denken sich von den Gegenständen nicht sonderte, daß die Elemente der Gegenstände, die Anschauungen in dasselbe eingingen und von ihm auf's Innigste durchdrungen wurden, daß sein Anschauen selbst ein Denken, sein Denken ein Anschauen war. Goethe bekennt, durch dieses Wort zugleich Aufschluß über sein poetisches Verfahren erhalten zu haben, und bezeichnet es als ein gegenständliches Dichten. Uebrigens urtheilte er über Heinroth's Anthropologie †), daß der Verfasser die vielen Vorzüge des Werkes muthwillig selbst zerstöre, indem er über die ihm von

*) Vergl. die ihr gewidmeten Gedichtchen (nebst Anmerk.) in G.'s W. Bd. 6, S. 103–106.

**) G.'s W. Bd. 31, S. 104 ff.

***) S. in G.'s W. Bd. 40, S. 444 ff. den Aufsatz „bedeutende Förderniß durch ein einziges geistreiches Wort."

†) S. G.'s W. Bd. 32, S. 446.

Gott und Natur vorgeschriebenen Gränzen hinausgehe. Der Anthropolog dürfe sein „Menschenkind" allerdings bis in die Vorhöfe der Religion führen, aber auch nur so weit; über das Weitere dürfe sich nur noch der Dichter andächtig vernehmen lassen. Dagegen freute es ihn sehr, durch Carus' Urwirbel, so wie durch eine Tabelle, worin die Filiation sämmtlicher Wirbelverwandlungen verzeichnet war, deßgleichen durch d'Alton's Arbeiten über die Pferde, die Pachyderme und Raubthiere die Wissenschaft in seinem Geiste sich fortentwickeln zu sehen. „Hier," sagt er in den Annalen, „empfing ich nun erst den Lohn für meine frühern allgemeinen Bemühungen, indem ich die von mir nur geahnte Ausführung bis in's Einzelne vor Augen sah." Ueber d'Altons Werk „Die Faulthiere und die Dickhäutigen" schrieb er eine Abhandlung, die wir jetzt unter der Rubrik „Osteologie" in Goethe's Werken (Bd. 36) finden. Der ihr dort zunächst folgende Aufsatz „Fossiler Stier" wurde durch ein in diesem Frühjahr hinter dem Ettersberg im Torfbruch gefundenes Skelet eines Urstiers veranlaßt.

Die in der Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften unter dem Jahre 1822 zu Anfang aufgeführte Uebersetzung von Manzoni's Ode auf Napoleon gehört wohl dem Ende des vorigen Jahres an. Knebel hatte sie schon zu Anfange Februars gedruckt (in Kunst u. A. IV, H. 1) gelesen und bemerkte darüber: „Die Ode von Manzoni ist etwas ampullirt, und historisch wohl nicht ganz richtig. Es hätten noch vortheilhaftere Partien aus Napoleon's Leben können gezogen werden, und er hat bis an sein Ende nie fremde Hülfe gesucht."

Goethe trat diesmal, durch anhaltend schönes Wetter hinausgelockt, bald nach der Mitte Juni seine Reise nach Marienbad an. Ueber seinen dortigen Aufenthalt erstattete er in einem Briefe aus Eger vom 8. August an Zelter folgenden summarischen Bericht: „Am 19. Juni gelangte ich nach Marienbad, bei sehr schönem Wetter. Herrlich Quartier, freundliche Wirthe, gute Gesellschaft, hübsche Mädchen, musikalische Liebhaber, angenehme Abendunterhaltung, köstliches Essen, neue bedeutende Bekanntschaften, alte wiedergefundene, leichte Atmosphäre zweitausend Pariser Fuße über der Meeresfläche, Stiftsgelage u. s. w., Alles trug bei, das drei Wochen

dauernde schöne Wetter vollkommen zu benutzen und zu genießen, und das folgende unfreundlich-wechselnde zu übertragen. Nach der ausdauernden Trockniß des Mai und Juni gönnte man dem Landmann erquicklichen Regen. Erfahren habe ich Manches und notirt, anderes Mitgebrachte redigirt und gereinigt, so daß bei meiner Rückkunft der Druck wieder angehen kann, wodurch ich denn abermals den leidigen Winter zu betrügen denke. Der größte Gewinn aber, den ich in diesen Tagen zog, war die persönliche Bekanntschaft des Herrn Grafen Caspar Sternberg, mit dem ich schon früher in brieflicher Verbindung stand." Die geologische Sammlung der Marienbader Gegend wurde neu aufgenommen und vervollständigt, „in Bezug auf die Akten," wie es in den Annalen heißt, „und auf das in Druck gegebene Verzeichniß. In einem Schranke wurden solche, wohlgeordnet, bei der Abreise Dr. Heidler übergeben, als Grundlage für künftige Naturforscher." Von dem Tepler Museum wurde ihm schöner Kalkschiefer aus der Herrschaft Walsch, mit Fischen und Pflanzen, verehrt. Im Vorbeigehen wird in den Annalen das „angenehme und lehrreiche Einsprechen des Herrrn von Buch" erwähnt.

Goethe's diesjähriger Aufenthalt in Marienbad scheint etwa einen Monat gewährt zu haben. Er begab sich von da nach Eger, wo er noch bis gegen Ende August verweilte. Ueber sein dortiges Leben gibt ein Brief an Knebel vom 23. August nähere Auskunft. Nachdem er auch hier „die längst gewünschte und immer verspätete persönliche Bekanntschaft des Grafen von Sternberg" als das Vorzüglichste, was ihm diesmal in Böhmen zu Theil geworden, hervorgehoben, fährt er fort: „Wir lebten zwei Wochen zusammen in Marienbad, wo Tausendfältiges zur Sprache kam; dann ging ich nach Eger voraus, theils um mich zu sammeln, theils im naturhistorischen Fache ihm Manches vorzubereiten. Am 30. Juli kam Graf Sternberg nach Eger, auf seiner Durchreise nach München mit Dr. Pohl, dem brasilianischen Reisenden, und mit Berzelius, dem tüchtigsten und heitersten Chemiker." Mit ihnen besuchte Goethe noch an demselben Tage den Kammerberg*) und schied von ihnen,

*) S. G.'s W. Bd. 40, S. 272 f.

nach fröhlichem Beisammensein, „nicht ohne wechselseitigen bedeutenden Nutzen." Hierauf unternahm er mehrere Excursionen, unter Anderm nach Falkenau zu einem tüchtigen Bergmeister Namens Löß l. Dort machte er die Bekanntschaft des Naturdichters Anton Fürnstein*), „auf dessen durch Gicht contractestem Körper," wie es in einem Briefe an Knebel heißt, „sich ein Cerebralsystem ausgebildet hatte, das dem schlanksten Ehre machen würde." Ferner besuchte er den Grafen Auersberg auf Hartenberg, „die sehr würdige Lage eines reichen, von Geschäften zurückgezogenen, erfahrenen Mannes zum zweiten Mal anzuschauen," und fand unerwartet in seinem Wald- und Bergbereich eine Schule Brüsseler Spitzenarbeiten, deren Vorsteherin ihn mit dem ganzen Verfahren bekannt machte. Bei diesen Ausflügen begleitete ihn gewöhnlich der Polizeirath Grüner, welcher für Naturkunde viel Sinn und Aufmerksamkeit, und, in Eger geboren, durch seine Stelle, wie durch seinen Charakter, in der ganzen Gegend Einfluß besaß. Mit ihm wurde denn auch eine Excursion nach Redwitz gemacht, einem Städtchen, das früher als ein Intermundium zwischen Kulmbach und Böhmen lag, damals aber an Bayern abgetreten war. Goethe wohnte in dem gewerbreichen Orte bei einem Fabrikherrn, der eine chemische Fabrik und eine Glashütte besaß. Der Sohn desselben fertigte ihm sogleich zu Dutzenden die Glasscheiben, die bei veränderter weißer und schwarzer Unterlage Gelb oder Blau darstellen, so daß er „das einfache Credo seiner Chromatik jedem Naturfreunde in die Hände geben konnte." In der Glashütte, wo die Arbeiter mit dem glühend-schmelzend-biegsamen Metall, wie die englischen Bereiter mit ihren Gliedern, umgingen, erregte ihm „das Gefährliche, mit Sicherheit ausgeübt, eine bängliche Verwunderung." Auch entoptische Glaskörper erhielt er durch schnelle Verkühlungen und hoffte durch die Thätigkeit des jungen Mannes, dem er die Anlage zu einem Apparat wohlgeordnet zurückließ, für das entoptische Capitel viel zu gewinnen. „Eigentlich muß man reisen," schrieb er an Knebel, „um sein Erworbenes auszubringen und neu zu erwerben. Was ich hier in Einem Tage fand, daran laborire ich in Jena zwei Jahre,

*) G.'s W. Bd. 32, S. 293 ff.

ohne zum Zweck zu gelangen." Ein problematischer fossiler Backzahn, wahrscheinlich von einem Mammut, der seit Langem bei einer Familie zu Eger aufbewahrt wurde und sich aus einem diesem Hause gehörigen Kalksteinbruch beim Dorfe Dölitz herschrieb, veranlaßte ihn mit Grüner zu einem Ausfluge dorthin. Er besorgte von dem für's Prager Museum bestimmten Zahn Gypsabgüsse und sandte einen derselben an d'Alton in Bonn zur nähern Untersuchung*). „Ueberhaupt habe ich," so schloß er seinen Brief an Knebel vom 23. August, „diese zehn Wochen benutzt, um fast außer Athem zu kommen; Alles habe ich, um ja nichts zu verlieren, in Tagebüchern und Aktenfascikeln sorgfältig aufbewahrt, daß es den Freunden hoffentlich auch zu Gute kommen soll."

Goethe kehrte diesmal aus Böhmen, ohne in Jena anzuhalten, sogleich nach Weimar zurück. Er brachte, wie es scheint, eine warme Neigung für eine junge liebenswürdige Dame mit, deren Bekanntschaft er in Marienbad gemacht hatte. Der Schmerz über die Entfernung von ihr entlockte ihm, wahrscheinlich bald nach der Heimkehr, das schöne, von jugendlicher Wärme durchflossene Gedicht „Aeolsharfen" oder „Iris," wie es in dem Briefwechsel mit Zelter auch wohl genannt wird. Er kündigte es demselben am 5. November in der Nachschrift an: „Das poetische Manna regnete diesen Sommer sparsam, doch sende ich nächstens einige Körnlein," und legte das Gedicht seinem nächsten Briefe vom 14. December bei. Vielleicht war es dieselbe junge Dame, von der wir beim folgenden Jahre mehr zu erzählen haben werden. Die Anfangsverse der Marienbader Elegie von Jahr 1823 deuten darauf hin, daß die Bekanntschaft damals nicht erst geschlossen, sondern erneuert worden; und damit übereinstimmend heißt es in Zelter's biographischen Papieren: „Zum Verständniß gewisser Gedichte Goethe's aus den Jahren 1822 und 1823 ist zu wissen, wie eine leidenschaftliche Zuneigung des Dichters zu einem jungen weiblichen Wesen in Karlsbad (?), leidenschaftlich erwiedert, so wenig verheimlicht worden, daß man laut genug von einer ehelichen Verbindung des fünfundsiebenzigjährigen Greises sprach."

*) S. G.'s W. Bd. 40, S. 268, wo auch d'Alton's Antwort zu finden.

Der rege Fleiß, womit er das letzte Drittel des Jahres 1822 zubrachte, wurde bisweilen durch Besuche geschätzter und bedeutender Männer freundlich unterbrochen. Der Maler Kolbe aus Düsseldorf stellte einige Arbeiten aus und vollendete verschiedene Portraits. Goethe freute sich, „den wackern Mann, den er schon seit den Weimarischen Kunstausstellungen her schätzte, nunmehr persönlich kennen zu lernen" *).

Um die Hälfte Septembers besuchte ihn abermals Herr von Henning, sein chromatischer Anhänger. Er hatte in Berlin Vorlesungen über Goethe's Farbenlehre gehalten, erzählte, wie er dabei verfahren, und theilte ihm die Einleitung mit, wovon Goethe am 20. September eine Abschrift an Rochlitz übersandte mit der Bemerkung, daß sie „wohl für jeden gebildeten Geist verständlich und nicht ohne Interesse sein möchte." Henning brachte auch sehr glücklich gerathene entoptische Gläser mit, so wie schwarze Glasspiegel, wodurch sich die wünschenswerthen Phänomene leicht vor Augen stellen ließen. „Die Unterhaltung," erzählt Goethe in den Annalen, „war leicht; er hatte das Geschäft durchdrungen, und manche Frage, die ihm übrig blieb, konnte ich ihm gar bald beantworten. Wechselseitig tauschte man Ansicht und Versuche; einen ältern Aufsatz über Prismen in Verbindung mit Linsen, die man im bisherigen Vortrag zu falschen Zwecken angewendet, überlieferte ich ihm, und er dagegen regte mich an, die chromatischen Acten und Papiere vollkommener und sachgemäßer zu ordnen."

Während des Novembers sprach, zum zweiten Mal in diesem Jahre, der brasilianische Bergdirektor von Eschwege in Weimar ein. Er war schon im Februar hier gewesen und hatte mancherlei mineralische Schätze und Merkwürdigkeiten vorgezeigt und Einiges davon dem Großherzog verehrt. Unter Anderm besaß er eine schöne Sammlung krystallisirter farbiger Diamanten, die der Großherzog gern acquirirt hätte, aber der Besitzer damals nicht ablassen wollte. Bei seiner jetzigen Anwesenheit erhandelte sie Goethe von ihm für den Großherzog zu 130 Friedrichsd'or. Sie wurde mit einer andern,

*) Vergl. Gespräche mit Eckermann III, 5, wornach Soret ihn noch im Anfange November in einer Abendgesellschaft bei Goethe traf.

aus der Brückmann'schen Erbschaft erkauften und von einem frühern umsichtigen Liebhaber angelegten Edelsteinsammlung vereinigt und so eine sehr merkwürdige Folge von 50 rohen Demantkrystallen zusammengebracht. Dr. Soret, im Hauy'schen System wohl bewandert, ordnete und beschrieb das Ganze, und so gewann Goethe eine ganz neue Ansicht eines sehr merkwürdigen Naturerzeugnisses *).

Bald nachher, in der ersten Hälfte Decembers, kam Purkinje aus Prag zum Besuch, dessen Schrift „über das subjective Sehen" ihn so lebhaft interessirt hatte; er war eben als Professor der Physiologie nach Breslau berufen worden. „Merkwürdig war er mir," schrieb Goethe den 14. December an Knebel, „wie er sich aus dem Abgrunde des Pfafftums durch eigene Kräfte herausgehoben, sich autodidaktisch entwickelt und gebildet, dabei aber die Richtung in den Abgrund des eigenen Daseins genommen; deßhalb er denn ein freiwilliges Märtyrerthum untergangen, und sich an sich selbst im Einzelnen und im Ganzen zu begreifen gesucht. Ich sah ihn mit Riemer und Rehbein (Goethe's Hausarzt); gar wunderlich nimmt sich ein solches Wesen unter Protestanten aus, die sich doch immer zwischen der Außen- und Innenwelt im Gleichgewicht zu halten suchen. Ich hätte wohl gewünscht, ihn einige Tage festzuhalten; die große Treue gegen sich selbst, seines innern Wesens und consequenten Wirkens in aller Eigenthümlichkeit zu schauen, war Vieles werth gewesen."

Gegen Ende des Jahres kam Professor Oersted, und kurz nachher Dr. Döbereiner nach Weimar. Letzterer stand seit einiger Zeit mit Goethe in lebhafter Communication, indem er ihm die neuesten Erfahrungen und Entdeckungen über Glasmacherkunst mittheilte, womit sich dieser näher bekannt zu machen wünschte. Bei seiner jetzigen Anwesenheit in Weimar stellte Döbereiner vor dem Großherzog und einer gebildeten Gesellschaft Versuche galvanisch-magnetischer wechselseitiger Einwirkung dar und knüpfte daran erklärende Bemerkungen.

Neben den vielseitigen naturwissenschaftlichen Bestrebungen, die für Goethe die letzterwähnten Besuche so interessant machten,

*) S. „Goethe in amtlichen Verhältnissen" von Vogel, S. 205—213.

war das Jahr hindurch auch die Meteorologie nicht unberücksichtigt geblieben. Howard's Klima von London war eingetroffen; im Inlande gingen die Beobachtungen nach allen Rubriken fort und wurden regelmäßig in Tabellen eingetragen. Auf den Vorschlag des Inspectors Bischof von Dürrenberg wurden vergleichende Barometer-Beobachtungen angestellt, und durch symbolisch graphische Darstellung des einförmigen Ganges so vieler Barometer befestigte sich in Goethe der seiner Witterungslehre zu Grunde liegende Gedanke, daß das Steigen und Fallen des Quecksilbers, wie überhaupt die atmosphärischen Erscheinungen in gewissen Gränzen einer veränderlichen pulsirenden Anziehungskraft der Erde zuzuschreiben seien *).

Aber auch für die Literatur war Goethe nicht ganz unproductiv geblieben. Zwischen den hohen Fichtenwäldern von Marienbad las er „unter dem blauesten Himmel, in reinster, leichtester Luft, daher auch mit voller Empfänglichkeit" den Roman Gabriele von Johanna Schopenhauer, und schrieb auf einsamen Spaziergängen in seine Schreibtafel eine Reihe Bemerkungen, die er später in ihrer aphoristischen Gestalt veröffentlichte **). Durch die Nachricht veranlaßt, daß im nächsten Jahre ein Band Fortsetzung der Osnabrückischen Geschichte aus Justus Möser's Nachlaß herausgegeben werden sollte, theilte er ein Fragment dieses von ihm hochverehrten Mannes mit, „Ueber den Aberglauben unserer Vorfahren", und schloß daran einige Bemerkungen ***). Durch das Novemberheft des „Gesellschafters" wurden ihm die „Spanischen Romanzen von Beauregard Pandin" bekannt, welche den gleichnamigen Aufsatz hervorriefen †). Endlich fällt nach der Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften noch die Uebersetzung der „Neugriechisch-epirotischen Heldenlieder" in dieses Jahr. Am 3. December las er in einer Abendgesellschaft

*) Vergl. Thl. III, S. 1.
**) G.'s W. Bd. 32, S. 283.
***) Ebendas. S. 343.
†) Ebendas. Bd. 33, S. 342 ff.

das Gedicht „Charon". Soret berichtet darüber: „Die klare, deutliche und energiſche Art mußte ich bewundern, womit Goethe das Gedicht vortrug. Nie habe ich eine ſo ſchöne Declamation gehört. Welches Feuer! Welche Blicke! Und welche Stimme; abwechſelnd donnernd, und dann wieder ſanft und milde. Vielleicht entwickelte er in einigen Stellen zu viel Kraft für den kleinen Raum, in dem wir uns befanden; aber doch war in ſeinem Vortrage nichts, was man hätte hinwegwünſchen mögen."

Der ein paarmal erwähnte Dr. Soret gehörte ſeit einiger Zeit dem engern Kreiſe an, der ſich bisweilen um Goethe zu verſammeln pflegte. Er war unlängſt zur Leitung der Erziehung des Erbgroßherzogs von Genf nach Weimar berufen worden und trat bald zu Goethe in ein näheres Verhältniß, das bis zu deſſen Tode fortdauerte. Oft ein Tiſchgenoſſe Goethe's, oft auch ein gern geſehenes Mitglied ſeiner Abendgeſellſchaften, ſtand er außerdem durch ſeine naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe mit ihm in vielfacher Berührung. Als gründlicher Mineraloge ordnete er Goethe's Kryſtalle, ſo wie ſeine botaniſchen Kenntniſſe ihn befähigten, der Schrift „Metamorphoſe der Pflanzen" durch Uebertragung in's Franzöſiſche eine weitere Verbreitung zu geben. Seine Stellung am Hofe führte ihn gleichfalls oft in Goethe's Nähe, indem er bald den Prinzen zu ihm begleitete, bald Aufträge des Großherzogs oder der Großherzogin auszurichten hatte. Seine Notices sur Goethe gehören zum Beſten, was in franzöſiſcher Sprache über unſern Dichter geſchrieben worden.

Zwölftes Capitel.

Das Jahr 1823: Annalen. Schwere Krankheit. Brief von Auguſte Stolberg. Verbindung mit Eckermann. Aufenthalt in Marienbad. Beſuch der Mad. Szymanowska. Gedicht „Ausſöhnung". Beſuch von Zelter. Intereſſe an einheimiſchen Dichtertalenten. Productionen des Jahres 1823. — Das Jahr 1824. Fortſetzung der Annalen und der periodiſchen Hefte. Der Aufſatz: Die drei Paria. Ueber Byron's Cain. Lebensverhältniß zu Byron und andere kleinere Aufſätze. Gedicht zu Thaer's Jubelfeſt. Gedicht „An Werther". Trilogie der Leidenſchaft. Redaction der Correſpondenz mit Schiller. Beſuche von Wolf, dem Grafen Sternberg u. A.

Mit dem Beginn des Jahres 1823 verſiegt für den Biographen Goethe's eine Haupthülfsquelle; es ſind die Annalen oder Tag- und Jahreshefte, die nur bis Ende 1822 fortgeführt ſind. Eine kurze Beſprechung dieſer Arbeit dürfte hier um ſo mehr an der Stelle ſein, als Goethe ſie gerade im Jahre 1823 zuerſt ernſthaft angegriffen. Die Anfänge derſelben reichen bis 1819 zurück. Schon damals, wo er eine neue Ausgabe ſeiner Werke (Stuttgart und Tübingen 1816 — 1819) abſchloß und am Ende derſelben die Folge ſeiner ſämmtlichen Schriften ſummariſch darlegen wollte, fand er ſich zu einer tiefer eingehenden Betrachtung gedrungen, und bearbeitete einen „zwar lakoniſchen, doch immer hinreichenden Entwurf ſeiner Lebensereigniſſe und der daraus hervorgegangenen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten bis auf gedachtes Jahr, ſonderte ſodann, was ſich auf Autorſchaft bezog, und ſo entſtand das nackte chronologiſche Verzeichniß am Ende des 20. Bandes jener Ausgabe" *). Seit der Zeit fuhr er fort, in ruhigen Stunden ſinnige Blicke in's vergangene Leben zu werfen, und die nächſte Zeit auf gleiche Weiſe zu ſchematiſiren, wozu ihm ausführlichere Tagebücher behülflich waren. Im Sommer 1823 ließ er dann durch den Bibliothek-Secretair Kräuter eine Sonderung aller ſeiner

*) G.'s W. Bd. 27, S. 513. „Entſtehung der Biograph-Annalen".

Papiere nach den verschiedenen Fächern, die ihn nach- und nebeneinander beschäftigt hatten, vornehmen. Nicht allein Gedrucktes und Ungedrucktes, Gesammeltes und Zerstreutes ward vollkommen geordnet zusammen gestellt, sondern auch die Tagebücher und eingegangene wie abgesandte Briefe wurden in einem Archiv beschlossen, und darüber ein Verzeichniß nach allgemeinen und besondern Rubriken, Buchstaben und Nummern angefertigt. Durch diese erleichternden Vorarbeiten gereizt, unternahm er jetzt die Darstellung seiner ganzen Lebensgeschichte, wobei er sich nach mancherlei Versuchen endlich entschloß, von der neuesten Zeit anzufangen, indem er so bei frischer Erinnerung sich nicht lange um Stoff zu bemühen brauchte. Auf solche Weise rückwärts arbeitend, fand er zu seiner Freude, daß Bekanntes und Gegenwärtiges das Vergangene und Verblichene wieder auffrischte *). Diese Arbeit zog sich noch durch die nächsten Jahre fort, und, wie wir aus Eckermann's Gesprächen mit Goethe **) sehen, war ihm dabei Riemer mit Nachbesserung des Ausdrucks behülflich.

Gegen Eckermann äußerte Goethe, er dürfe der in den Annalen behandelten Zeit nicht die Ausführlichkeit des Details geben, wie der Jugendepoche von Wahrheit und Dichtung; es könne darin weniger sein Leben als seine Thätigkeit zur Erscheinung kommen. Ueberhaupt sei die bedeutendste Epoche eines Individuums die seiner Entwickelung, welche sich in seinem Falle mit den ausführlichen Bänden von Wahrheit und Dichtung abschließe. Später beginne der Conflict mit der Welt, und dieser habe nur insofern Interesse, als etwas dabei herauskomme ***). Wir können die Wahrheit dieser Bemerkung im Allgemeinen anerkennen, bestreiten aber, daß Goethe's Entwickelung sich mit dem Jahre 1775 abgeschlossen, und müssen besonders die durchaus flüchtige und summarische Behandlung der Periode von 1775 bis 1786 beklagen, von deren ausführlicher Darstellung ihn Rücksichten abhalten, die aus den nunmehr erschienenen Briefen an

*) Brief an Zelter, Nr. 411.
**) I, 192 f.
***) Gespräche mit Eckermann I, 105.

Frau von Stein klar genug hervortreten. Hätten aber auch jene Rücksichten nicht obgewaltet, so wäre doch jetzt ein lebensfrisches Gemälde jener Periode für Goethe eine Unmöglichkeit gewesen. Er erkannte dies selbst und gab Cellini Recht, welcher behauptete, ein Mann, der etwas geleistet und ein bedeutendes Leben geführt zu haben glaube, müsse im vierzigsten Jahre die vergangene Lebenszeit beschreiben. „Es ist keine Frage," fügte Goethe hinzu, „daß uns die Fülle der Erinnerung nach und nach erlischt, daß die anmuthige Sinnlichkeit verschwindet, und ein gebildeter Verstand durch seine Deutlichkeit jene Anmuth nicht ersetzen kann. Hierbei ist noch ein Umstand wohl zu beachten: wir müssen eigentlich noch nahe genug an unsern Irrthümern und Fehlern stehen, um sie liebenswürdig und in dem Grade reizend zu finden, daß wir uns lebhaft damit abgeben mögen. Rücken wir weiter in's Leben hinein, so gewinnt das alles ein anderes Ansehen, und man kommt zuletzt beinahe in den Fall, wie jener Geometer nach Endigung eines Theaterstücks, auszurufen: Was soll denn das alles beweisen?"

Eine solche cursorische Lebenschronik aber, wie Goethe jetzt in den Annalen unternahm, war für ihn mit den Jahren ein immer größeres Bedürfniß geworden. Er hatte manches löbliche Unternehmen im Stocken gelassen, die Ausführung mancher bedeutenden Vorsätze nicht einmal angegriffen, weil er bei gesteigerter Bildung Besseres zu leisten hoffte; vieles Gesammelte war unbenutzt geblieben, weil er es vollständiger wünschte; aus dem Vorliegenden war kein Resultat gezogen, weil er übereilten Ausspruch fürchtete. Uebersah er nun öfters die große Masse Gedrucktes und Ungedrucktes, theils geordnet, theils ungeordnet, theils geschlossen, theils Abschluß erwartend, betrachtete er, wie es unmöglich sei, in spätern Jahren alle die Fäden wieder aufzunehmen, die er früher hatte fallen lassen, oder gar solche wieder anzuknüpfen, deren Ende verschwunden war: so fühlte er sich, nach seinem eigenen Geständniß, in wehmüthige Verworrenheit versetzt, aus welcher er sich, ohne damit einzelne Fort- und Ausführungsversuche abzuschwören, auf eine durchgreifende Weise durch eine übersichtliche Gesammtdarstellung seines Lebens zu retten suchte.

Mit dieser Aufgabe vermuthlich, mit Krystallographie unter

Soret's Beihülfe, einem neuen Heft Kunst und Alterthum *) und vielleicht noch Anderem war Goethe im Jahresanfange beschäftigt, — denn am 18. Januar schrieb er an Zelter: „Ich hämmere gar Manches durch in meiner einsamsten Schmiede; aus dem Hause komme ich nicht, kaum aus der Stube," — da wurde er plötzlich von einer Krankheit überrascht, die den Lebensfaden, den er eben rückwärts zu verfolgen im Begriff stand, auf immer abzureißen drohte. Am 17. Februar befiel ihn eine Entzündung des Herzbeutels, und wahrscheinlich auch eines Theils des Herzens, wozu sich noch eine Entzündung der Pleura gesellte, die ihn im Verlauf der nächsten Woche an den Rand des Grabes brachte. Der 24. Februar war der Tag der Entscheidung. In einem Anfalle von Schwäche sagte er zu seiner Schwiegertochter: „Ich fühle, daß der Moment gekommen, wo in mir der Kampf zwischen Leben und Tod beginnt." Am Abend hatte er indeß sein volles Bewußtsein wieder, und scherzte schon in übermüthiger Laune mit seinem Arzte, dem Hofrath Rehbein. „Ihr seid zu furchtsam mit Euren Mitteln," sagte er; „Ihr schont mich zu sehr. Mit einem Kranken, wie ich bin, muß man ein wenig Napoleonisch zu Werke gehn." Indem er darauf eine Tasse Arnica-Extract trank, die gestern von Huschke angewendet sehr glücklich gewirkt hatte, machte er eine gracieuse Beschreibung dieser Pflanze und erhob ihre energischen Wirkungen in den Himmel. Man sagte ihm, daß die Aerzte nicht hätten zugeben wollen, daß der Großherzog ihn sehe. „Wäre ich der Großherzog," rief Goethe, „so würde ich viel gefragt, und mich viel um Euch bekümmert haben!"

Am 26. Februar konnte August von Goethe an Zelter und andere nahe Freunde seines Vaters berichten, daß die Gefahr vorüber zu sein scheine. „Wir hoffen," fügte er hinzu, „die starke und gute Natur des Vaters, welche ihn in seinem hohen Alter diese bedeutende Krankheit überstehen ließ, werde auch die etwaigen Folgen (Wassersucht, wovon sich bedenkliche Vorboten zeigten) überwinden helfen." Am 16. März schrieb August: „Mit wahrer Freude nehme ich die Feder abermals in die Hand, um Ihnen zu melden, daß das

*) S. Briefe an Knebel, Nr. 599.

Wohlbefinden des Vaters sich befestigt und die Genesung mit starken Schritten vorschreitet. An Kunst und Alterthum und der Morphologie wird wieder gearbeitet, und so kommen wir nach und nach in unsere alten Zustände, wozu das Wiederzusammenessen gehört." Goethe fügte dem Briefe eigenhändig mit einem Bleistift auf einem Extrablatte die Worte bei: „Erstes Zeugniß erneuten Lebens und Liebens dankbar anhänglich J. W. v. Goethe." Kurz vor Ostern erhielt Zelter von ihm selbst wieder einen Brief, „die ersten Zeilen seiner Wiedergeburt," unmittelbar vor der Liedertafel, wobei sie als ein erquickliches Schaugericht von Hand zu Hand gingen; und wie bei der Geburt eines Reichserben entluden sich, nach Zelter's Bericht, hundert Schlünde dreihundertmal zu Goethe's Preise; die Champagnerpfropfen flogen wie Schlagröhren gegen die Decke. So kamen ihm von allen Seiten, aus der Nähe und Ferne, die wärmsten Bezeugungen der Freude über seine Genesung entgegen. In Weimar wurde zur Feier derselben Tasso gegeben mit einem Prolog von Riemer, den Frau von Heigendorf sprach. Seine Büste ward unter lautem Beifallsjubel der gerührten Zuschauer mit einem Lorbeerkranz geschmückt. Nach beendigter Vorstellung begab sich Frau von Heigendorf, noch im Costüm der Leonore, nach seinem Hause, und überreichte ihm den Kranz des Tasso, den er nahm und der Büste der Großfürstin Alexandra aufsetzte.

Aus den Tagen der Reconvalescenz ist uns ein höchst merkwürdiger Brief Goethe's erhalten, um so merkwürdiger, als er zum Theil unmittelbar, nachdem er dem Tode in's Auge geschaut hatte, geschrieben worden ist. Der Leser wolle eine Zeit aus Goethe's Leben, die nun schon über vierzig Jahre hinter uns liegt, und mit ihr das Andenken an die geliebte Jugendfreundin unsers Dichters, Auguste Stolberg, zurückrufen. Sie, die nunmehrige verwittwete Gräfin Bernstorf, gehörte zu den treuen Gemüthern, in denen ein warmes Jugendgefühl nie ganz erlischt, wenn sie sich auch mit der spätern Entwickelung eines Freundes nicht versöhnen können. Als einer wahrhaften Christin mußte ihr Vieles, was Goethe geschrieben hatte, ganz unverantwortlich erscheinen, und so war die edle Frau nach und nach in eine aufrichtige Angst um sein Seelenheil gerathen. Jahre lang hatte sie zwischen der Furcht, verkannt

oder gar verspottet zu werden, und der Hoffnung geschwankt, vielleicht eine günstige Sinnesänderung bei ihm zu bewirken, da griff sie am 15. October 1822 zur Feder und schrieb ihm einen liebevoll rührenden Brief. „Ich las in diesen Tagen," heißt es darin, „wieder einmal alle Ihre Briefe nach — the songs of other times — die Harfe von Selma ertönte — Sie waren der kleinen Stolberg sehr gut — und ich Ihnen auch so herzlich gut — das kann nicht untergehen, muß für die Ewigkeit bestehen; diese unsere Freundschaft, die Blüthe unserer Jugend, muß Früchte für die Ewigkeit tragen, dachte ich oft — und so ergriff es mich beim letzten Ihrer Briefe, und so nahm ich die Feder. Sie bitten mich einmal in Ihren Briefen, Sie zu retten; nun maße ich mir wahrlich nichts an, aber so ganz einfältigen Sinnes bitte ich Sie: retten Sie sich selbst! Nicht wahr, Ihre Bitte gibt mir dazu einiges Recht? — und ich bitte Sie immer, hören Sie in meinen Worten die Stimme meines Bruders, den Sie so herzlich liebten. Ich habe dann einen Wunsch, einen dringenden Wunsch ausgesprochen, den ich so oft wollte laut werden lassen: O ich bitte, ich flehe Sie, lieber Goethe, abzulassen von Allem, was die Welt Kleines, Eitles, Irdisches und nicht Gutes hat — Ihren Blick und Ihr Herz zum Ewigen zu wenden. Ihnen ward viel gegeben, viel anvertraut; wie hat es mich oft geschmerzt, in Ihren Schriften zu finden, wodurch Sie so leicht Andern Schaden zufügen — o, machen Sie das gut, weil es noch Zeit ist."

Goethe's Antwort vom 17. April 1823 lautete: „Von der frühsten, im Herzen wohlgekannten, mit Augen nie gesehenen theuren Freundin endlich wieder einmal Schriftzüge des traulichsten Andenkens zu erhalten, war mir höchst erfreulich-rührend; und doch zauderte ich unentschlossen, was zu erwiedern sein möchte. Lassen Sie mich im Allgemeinen bleiben, da von besondern Zuständen uns wechselseitig nichts bekannt ist. — Lange leben heißt gar Vieles überleben: geliebte, gehaßte, gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte, ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich gesäet und gepflanzt. Wir überleben uns selbst, und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch nur einige Gaben des Leibes und Geistes übrig bleiben. Alles dieses Vorübergehende lassen wir uns gefallen;

bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit. — Redlich habe ich es mein Leben lang mit mir und Anderen gemeint, und bei allem irdischen Treiben immer auf's Höchste hingeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch gethan. Wirken wir also immerfort, so lang es Tag für uns ist; für Andere wird auch eine Sonne scheinen; sie werden sich an ihr hervorthun, und uns indessen ein helleres Licht erleuchten. — Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! In unsers Vaters Reiche sind viel Provinzen, und da er uns hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für Beide gesorgt sein; vielleicht gelingt dann, was uns bis jetzt abging, uns angesichtlich kennen zu lernen und uns desto gründlicher zu lieben. Gedenken Sie mein in beruhigter Treue.

„Vorstehendes war bald nach der Ankunft Ihres lieben Briefes geschrieben; allein ich wagte nicht es wegzuschicken; denn mit einer ähnlichen Aeußerung hatte ich schon früher Ihren edeln, wackern Bruder wider Wissen und Willen verletzt. Nun aber, da ich von einer tödtlichen Krankheit in's Leben zurückkehre, soll das Blatt dennoch zu Ihnen, unmittelbar zu melden, daß der Allwaltende mir noch gönnt, das schöne Licht der Sonne zu schauen. Möge der Tag Ihnen gleichfalls freundlich erscheinen, und Sie meiner im Guten und Lieben gedenken, wie ich nicht aufhöre, mich jener Zeiten zu erinnern, wo das noch vereint wirkte, was nachher sich trennte. Möge sich in den Armen des alliebenden Vaters Alles wieder zusammen finden!"

Der Wiedergenesene ergab sich sogleich auf's Neue seiner geistigen Thätigkeit. „Ich arbeitete zuerst," so lautet sein Bericht an Reinhard vom 10. April, „das nächste aufgeschwollene Gleichgültigere weg; die abschließliche Redaction der Hefte, deren Druck während meiner Krankheit fortgegangen, deutete mir nach allen Seiten; in verschiedenen Fächern unterstützten die Freunde mich thätig, und so habe ich mich mit jedem Tage freier und heiterer befunden, ja, viel glücklicher und entschiedener, als vor dem Eintritt der Krankheit, von der ich denn doch einige Vorahnung hatte, ohne zu wissen, wie ich ihr entgehen oder ihr vorbeugen sollte." Eine große Störung brachte in dieses stillgeschäftige Leben gegen Ende April eine

höchst lebensgefährliche Krankheit der Großherzogin, und als die verehrte Fürstin die Gefahr überstanden hatte, fanden sich um die Mitte Mai der König von Baiern nebst Familie und eine Menge anderer Gäste in Weimar ein, denen sich Goethe, obgleich eigensinnig zu Hause bleibend, doch nicht ganz entziehen konnte. Dann setzte ihn eine bedenkliche Krankheit, die seinen Freund Meyer auf der Reise nach Wiesbaden befiel, abermals für einige Zeit in Besorgniß. Allein, so wie er sich der äußern oder innern Störungen kaum erwehrt hatte, kehrte er auch sofort wieder zu seinen Arbeiten zurück, die ihm bald durch die Hülfe eines talentvollen und strebsamen jüngern Literaten erleichtert werden sollten.

Am 10. Juni trat ein eben in den Dreißigern stehender Mann mit ahnungsvoll klopfendem Herzen in Goethe's einfach edle Wohnung ein. An der Treppe stehende Abgüsse antiker Statuen wehten ihn mit dem Geist der bildenden Kunst des Alterthums an. Von dem gesprächigen Bedienten des Hauses, Stadelmann, die Treppe hinauf zur ersten Etage geleitet, ward er in ein Zimmer geführt, vor dessen Schwelle er die Zeichen SALVE als gute Vorbedeutung eines freundlichen Willkommenseins überschritt. Durch dieses Zimmer hindurch gingen sie in ein zweites, wo der Fremde zu weilen eingeladen wurde, während der Bediente ihn seinem Herrn zu melden ging. Hier wehte die kühlste erquickliche Luft; auf dem Boden lag ein Teppich ausgebreitet; auch war das Zimmer durch ein rothes Kanapee und Stühle von gleicher Farbe überaus heiter meublirt; gleich zur Seite stand ein Flügel, an den Wänden sah man Handzeichnungen und Gemälde verschiedener Art und Größe. Bald erschien Goethe in blauem Oberrock und Schuhen. Der Eindruck der erhabenen Gestalt war überraschend für den Fremden. Aber freundliche Worte verscheuchten sogleich jede Unbefangenheit. Der junge Mann hatte sich Goethe'n durch ein vorausgesandtes Manuscript vortheilhaft angekündigt. Es war Joh. Pet. Eckermann, als Knabe und Jüngling in den kümmerlichsten Verhältnissen herangewachsen, und bloß durch eigene Thätigkeit und Strebsamkeit zu einer bedeutenden Ausbildung gelangt. Als Fünfundzwanzigjähriger hatte er aus feurigem Lerneifer auf den Bänken eines Gymnasiums unter Sekundanern Platz genommen, mit mühsam

erschwungenen Mitteln einige Zeit auf der Universität Göttingen zugebracht und gedachte jetzt eine schriftstellerische Laufbahn einzuschlagen. Goethe gewahrte sogleich, daß er an ihm den rechten Mann gefunden, der ihn bei seinen fernern Arbeiten unterstützen könnte, und machte ihm bald darauf bezügliche Anträge. Zugleich war er aber auf's liebevollste bemüht, die äußern Verhältnisse des rasch gewonnenen jungen Freundes zu verbessern und seine weitere Ausbildung zu fördern. So knüpfte sich eine Verbindung an, aus welcher für Goethe in den folgenden Jahren manches Erfreuliche hervorging.

Als erste Arbeit übergab er an Eckermann die Frankfurter Recensionen und die eilf ersten Hefte von Kunst und Alterthum mit dem Auftrage, dieselben gut durchzustudiren und nicht allein ein allgemeines Inhaltsverzeichniß darüber zu machen, sondern auch zu notiren, welche Gegenstände unabgeschlossen geblieben, damit es ihm vor Augen trete, welche Fäden er wieder aufzunehmen und weiter fortzuspinnen habe. Bald darauf gegen Ende Juni's begab sich Goethe zu einer Kur nach Marienbad. Nach einem harten Winter, einer gewaltsamen Krankheit und einigen einsam thätig zugebrachten Monaten reiste er „beinahe lebensunfähig", wie er an Zelter berichtete, von Weimar ab. Aber die Reise, neue Gegenstände, Veränderung aller Art, sogar auch Unbequemlichkeit, neue An- und Eingewöhnung riefen ihn wieder in's Leben. In Marienbad fand er die alten Berggenossen zu leidenschaftlichem Eifer entzündet wieder; der Funke, den sie von ihm aufgefangen, war zu einer Flamme aufgelodert, die ihn jetzt selbst erleuchtete. Dann thaten ihm auch, wie er Zelter'n schrieb, „manche frühere Menschenverhältnisse gar wohl, als Zeugen, daß man nach einer Jahresnacht Wohlwollen und Neigung nicht verschlafen habe." Die Nachbarschaft seiner Wohnung fand er zu seiner Freude „von schönen Frauen und verständigen Männern eingenommen." Als Hauptarbeit bezeichnet er in dem Brief an Zelter die Redaction seiner Lebenschronik. Außerdem begann er, wie ihn früher die „Erdkunde vielleicht mehr als billig beschäftigt", so jetzt auch der Betrachtung der atmosphärischen Reiche sich immer eifriger hinzugeben *).

*) Sein Bericht an Knebel vom 11. Julius lautet: „Die Gesellschaft ist

Aber mit diesem wissenschaftlichen Interesse sollte sich bald eine mächtige Leidenschaft um sein Gemüth streiten. Das gänzlich Unerwartete, Wunderbare geschah, daß unser Dichter als beinahe vierundsiebenzigjähriger Greis, wie zum goldenen Jubiläum der Werther-Epoche, noch einmal die volle Gewalt der Liebe erfuhr. Fräulein Ulrike von Lewezow, die sich während dieses Sommers mit ihrer Mutter und Schwester in Marienbad aufhielt, wahrscheinlich dieselbe Dame, die im vorigen Jahre ihm das Gedicht „Aeolsharfen" entlockt hatte, entzündete des greisen Dichters Herz zu mächtiger Jünglingsgluth. Der Spätsommer dieser Liebe rief denn auch wieder einige poetische Blumen hervor, unter denen eine fast den Jugendgedichten an Duft und feurigem Farbenglanz gleichkommt. Sechs kleinere Productionen finden wir in den „Zuschriften und Erinnerungsblättern" unter der Ueberschrift „Marienbad 1823" zusammengestellt. Eine Anmerkung bezeichnet sie als „Aufblicke von Galanterie, Anhänglichkeit, Neigung und Leidenschaft im Conflict mit Weltleben und täglicher Beschäftigung." Die erste heißt:

Du hattest längst mir's angethan,
Doch jetzt gewahr ich neues Leben;
Ein süßer Mund blickt uns gar freundlich an,
Wenn er uns einen Kuß gegeben.

In der dritten Nummer: „Du Schüler Howard's" zeigt sich der Liebende als Wetterbeobachter, der Morgens und am Tage die Nebel und Wolkengestalten beobachtet;

gut, man kann sagen glänzend; gestern ist noch der Herzog von Leuchtenberg angekommen. Schöne Frauen machen sich bemerken, zu Wagen, Pferde und Fuß; wöchentlich werden Bälle gegeben, und zu ernsterer Unterhaltung fehlt es nicht an gereisten Diplomaten und sonst erfahrenen Weltmenschen. Durch ein besonderes Glück wohnen in meinem Hause nur Frauenzimmer, die still und verträglich sind; eine sogar ist passionirt für die Mineralogie, und da hat sie, indem Stadelmann schon Centner von Handstufen zusammengeklopft, die erfreulichste Auswahl. Hierzu das Allerbeste und Nothwendigste, trockenes Wetter, manchmal bedeckten Himmel, manchmal klaren, oft auch heitern Sonnenschein, die schönsten Abende, wenn auch kühl. Und so sind mir seit meiner Abreise vierzehn Tage vergangen, die ich nicht anders als loben muß."

Doch wenn bei stillem Dämmerlicht
Ein allerliebstes Treugesicht
Auf holder Schwelle dir begegnet,
Weißt du ob's heitert, ob es regnet?

Ohne Zweifel eine Folge dieser Leidenschaft war die ungeheure Wirkung, welche die Musik in jenen Tagen auf ihn übte. Er war selbst über dieses Phanömen erstaunt und sagte sich (in einem Briefe an Zelter) zur Erklärung: „Du hast seit zwei Jahren und länger keine Musik gehört (außer Hummel zweimal), und so hat sich dieses Organ, sofern es in Dir ist, zugeschlossen und abgesondert; nun fällt die Himmlische auf einmal über Dich her, durch Vermittlung großer Talente, und übt ihre ganze Gewalt über dich aus, tritt in alle ihre Rechte und weckt die Gesammtheit eingeschlummerter Erinnerungen." Er sei überzeugt, schrieb er an Zelter, daß er im ersten Tacte seiner Singakademie den Saal verlassen müsse. Die „großen Talente", worauf er hindeutet, waren Mad. Milder und Mad. Szymanowska. Von jener, der berühmten Theatersängerin, hörte er „vier kleine Lieder, die sie dergestalt groß zu machen wußte, daß die Erinnerung daran ihm noch Thränen auspreßte." Er schenkte ihr zum Dank ein Exemplar der Iphigenie mit den Versen:

Dies unschuldvolle fromme Spiel,
Das Edler Beifall sich errungen,
Erreichte doch ein höh'res Ziel,
Von Gluck betont, von Dir gesungen.

„In völlig anderm Sinne," schrieb er weiter an Zelter, „und doch für mich von gleicher Wirkung hört' ich Mad. Szymanowska, eine unglaubliche Pianospielerin; sie darf wohl neben unsern Hummel gesetzt werden, nur daß sie eine schöne, liebenswürdige Polnische Frau ist. Wenn Hummel aufhört, so steht gleichsam ein Gnome da, der mit Hülfe bedeutender Dämonen solche Wunder verrichtete, für die man ihm kaum zu danken sich getraut; hört sie aber auf und kommt und sieht einen an, so weiß man nicht, ob man sich nicht glücklich nennen soll, daß sie aufgehört hat." Mit ihr befand sich ihre Schwester Casimira Wolowska*) in Marienbad. Schön

*) „Wotowska, wie es in Goethe's Werken heißt, ist ein Druckfehler;

und anmuthig, aber von einigen vielleicht eingebildeten Leiden geplagt, war sie mitunter traurig gestimmt und sprach vom Tode. Goethe widmete ihr das Gedicht „An Fräulein Casimira Wolowska, wozu er die Anmerkung hinzufügte: „Ein geistreicher Freund schrieb in ihr Stammbuch ein Testament, worin sie ihre höchst liebenswürdigen Eigenschaften und Vorzüge einzeln und an verschiedene Personen vermacht. Der Scherz konnte für sehr anmuthig gelten, indem der Bezug der Legate auf die Legatarien theils Mängel, theils gesteigerte Vorzüge andeutete, und ich schrieb dieses Gedicht unmittelbar in jener Voraussetzung."

Während Goethe so in „dem böhmischen Zauberkreise", wie er an Zelter schrieb, festgehalten wurde, veranstalteten seine Freunde zu Weimar eine Feier seines diesjährigen Geburtstages. Auf die Nachricht davon übersandte er die beiden schönen Stanzen „Einer Gesellschaft versammelter Freunde zum 28. August 1823" *) und richtete es so ein, daß das Gedicht gerade am Schluß des Festes zu dankbarer Erwiederung konnte vorgetragen werden. Die erste Stanze schildert jenen Zauberkreis:

In Hygiea's Form beliebt's Armiden
Im Waldgebirg sich Schlösser aufzubauen.

Durch einen Kreis von auserlesenen Frauen weiß Armida den Dichter auf alle Art zu bannen, durch Spiel und Tanz und Neigung ihn zu verwirren. Dennoch bleibt sein Blick, wie es in der zweiten Strophe heißt, der Heimath zugewandt, wo sich ihm längst ein Freundekreis verpflichtet. In Gedanken fliegt er dem ehrenden Feste zu und segnet liebevoll alle Theilnahme.

Unterdessen wuchs des Dichtergreises Liebe fortwährend und begann ihn so zu beherrschen, daß er darüber jede Vorsicht vergaß. Wenn er, — so erzählte man sich zu Weimar, — in der Brunnen-Allee ihre Stimme gehört, habe er immer seinen Hut ergriffen und sei zu ihr hinuntergeeilt. Er habe keine Stunde versäumt, bei ihr

es muß Wolowska heißen, mit dem polnischen gestrichenen Ł." Varnhagen v. Ense (briefl. Mittheilung).

*) G.'s W. Bd. 6, S. 97.

zu sein; er habe glückliche Tage verlebt; denn seine Neigung sei keineswegs unerwiedert geblieben. Die Kunde davon flog bald in alle Gegenden Deutschlands aus, und Zelter fand auf einer Reise, die er im Spätjahre nach den Rheingegenden machte, das Gerücht von einer bevorstehenden abermaligen Vermählung Goethe's verbreitet. Das stärkste Zeugniß aber von der Gewalt seiner Leidenschaft gibt die schöne Elegie von Marienbad, die er später als mittleres Stück in die Trilogie der Leidenschaft aufgenommen. Er schrieb das Gedicht unmittelbar nach der Trennung von der Geliebten, am ersten Tage seiner Heimreise, etwa den 12. September; Morgens 8 Uhr auf der ersten Station brachte er die erste Strophe zu Papier, dichtete dann im Wagen fort und schrieb so von Station zu Station das im Gedächtniß Gefaßte nieder, so daß das Gedicht Abends fertig auf dem Papiere stand. Eckermann erfuhr bald, daß Goethe in seinem leidenschaftlichen Zustande ein überaus schönes Gedicht gemacht, welches er jedoch wie ein Heiligthum geheim halte. Als Goethe es ihm endlich vorlegte, sah er schon durch das Aeußere bestätigt, wie Goethe dieses Manuscript vor allen seinen übrigen besonders werth hielt. Er hatte die Verse eigenhändig mit lateinischen Lettern auf starkes Velinpapier geschrieben und mit einer seidenen Schnur in einer Decke von rothem Maroquin befestigt. Bei der Lectüre fand Eckermann in jeder Zeile die Bestätigung des Gerüchtes von Goethe's Liebe. Doch deuteten gleich die ersten Verse auf eine Erneuerung, nicht auf eine erste Anknüpfung des Verhältnisses. Jugendliche Liebesgluth, gemildert durch die sittliche Höhe des Geistes, erschien ihm als des Gedichtes durchgreifender Charakter. Es wälzte sich stets um seine Achse und schien, nach ächt elegischer Art, immer dahin zurückzukehren, wovon es ausgegangen war. Der Schluß, wunderbar abgerissen, wirkte durchaus ungewohnt und tief ergreifend. Uebrigens kam es ihm vor, als seien überhaupt die ausgesprochenen Gefühle stärker, als man sie sonst in seinen Gedichten antreffe, und er schloß daraus auf einen Einfluß von Byron, was Goethe auch nicht ablehnte. „Sie sehen das Product eines höchst leidenschaftlichen Zustandes," fügte er hinzu; „als ich darin befangen war, hätte ich ihn um Alles in der Welt nicht entbehren mögen und jetzt möchte ich um keinen Preis wieder hineingerathen." Das

Letztere ist um so begreiflicher, als sich in dem Gedichte neben dem Glücke der tiefste Schmerz ausspricht; klingt doch sogar mit der alten Werther-Leidenschaft auch der Gedanke an das alte Mittel an, ihrer Pein zu entfliehen:

Wohl Kräuter gäb's, des Körpers Qual zu stillen,
Allein dem Geist fehlt's an Entschluß und Willen.

Um so wohlthuender ist der Eindruck, den die schöne Vergleichung seiner Liebe mit dem religiösen Gefühle macht in der Strophe:

In unsers Busens Reine wogt ein Streben u. s. w.

Auf der Rückreise aus Böhmen verweilte Goethe vier Tage in Jena. Den 16. September reiste er nach Weimar, wo er Besuche von Reinhard und Staatsrath Schultz zu erwarten hatte. Reinhard kam am 30. September mit Sohn und Tochter und einer andern Dame in Weimar an und blieb etwa eine Woche. Wie liebenswürdig und mittheilend er den Dichter gefunden haben muß, spricht sich in seinem von warmem Dank durchhauchten Schreiben vom 30. October aus. Mit Schultz wurde das chromatische Capitel wieder eifrig besprochen. Außerdem ward Goethe in jenen Tagen, wie er an Knebel berichtete, „durch eine Fluth von Fremden, worunter sich englische Wellen besonders auszeichneten, jeden Augenblick wach erhalten." In dem morphologischen Hefte, das er dem Briefe an Knebel beilegte, fielen diesem zunächst „die goldenen Verse", das Gedicht „Eins und Alles", wie ein strahlendes Licht in die Seele. „Sie sind auch mein Glaubensbekenntniß," bemerkte er, „aber wer hat es je so bündig uud schön gedacht und gesagt! Das ist wohl, was die Alten naturae convenienter vivere nannten, der reifeste Entschluß im Leben."

Goethe erschien den Freunden äußerlich gesund und wie neuverjüngt; aber sein Herz krankte an dem Verlust der Geliebten fort. Da erschien zu rechter Stunde gegen Ende Octobers Mad. Szymanowska in Weimar; und dieselben Klänge, welche in Marienbad seiner Leidenschaft Nahrung gegeben, sollten ihm nun auch Beruhigung und Linderung gewähren. Beides, den unglücklichen Zustand, worin sie ihn traf, und den Einfluß, den ihr wundervolles

Spiel ausübte, schildert das schöne Gedicht Aussöhnung, welches das dritte Stück der Trilogie der Leidenschaft bildet und zur Elegie von Marienbad den versöhnenden Abschluß hinzufügt, den Eckermann an ihm vermißt hatte. Es kommt noch einmal in den „Zuschriften und Erinnerungsblättern" mit der Ueberschrift An Mad. Marie Szymanowska vor, wo der Dichter die Anmerkung beigefügt hat: „Dieses Gedicht, die Leiden einer beengenden Liebe ausdrückend, durfte hier nicht fehlen, weil es ursprünglich durch die hohe Kunst der Mad. Szymanowska zu bedenklicher Zeit und Stunde aufgeregt und ihr übergeben wurde."

Bald nach der Abreise der Mad. Szymanowska erkrankte Goethe; Eckermann fand ihn am 10. November von einem quälenden Husten, der ihm das Reden erschwerte, und Schmerzen in der Herzgegend behaftet. In diesem Zustande gereichte ihm eine paartägige Anwesenheit seines alten Freundes Wilh. von Humboldt zur Aufheiterung. Nach der Hälfte des Monats verschlimmerte sich sein Befinden; man befürchtete die Brustwassersucht. So fand ihn am 24. November Zelter, der an diesem Tage auf der Rückkehr von einer Reise nach Holland und den Rheingegenden in Weimar eintraf. Nach der Schilderung, die er selbst in einem Briefe an Goethe von seiner Ankunft gibt, muß man glauben, daß bei dieser Krankheit jene Marienbader Liebe mit im Spiele war*). „Ich komme nach Weimar," schreibt er, „fahre vor; ich bleibe eine Minute im Wagen, Niemand kommt mir entgegen. Ich trete in die Thüre, ein weibliches Gesicht guckt zur Küche heraus, sieht nach, zieht sich wieder zurück. Stadelmann kommt und hängt das Haupt und zuckt die Schultern. Ich frage — keine Antwort. Ich stehe noch an der Hausthüre: Soll man wieder gehen? Wohnt hier der Tod? Wo ist der Herr? — Trübe Augen. — Wo ist Ottilie? — nach Dessau. — Wo ist Ulrike (Frl. v. Pogwisch)? — im Bette. — Der Kammerrath (August v. Goethe) kommt: Vater ist — nicht wohl, krank, recht krank. — Er ist todt! — Nein, nicht todt, aber sehr krank. — Ich trete näher und ‚Marmorbilder stehn und sehn mich an'. So steig ich hinauf. Die bequemen Stufen scheinen

*) Vergl. Gespräche mit Eckermann III, 22 f.

sich zurückzuziehen. Was werd' ich finden? Was find' ich? Einen, der aussieht, als hätte er Liebe, die ganze Liebe mit aller Qual der Jugend im Leibe. Nun, wenn das ist, so soll er davon kommen! Nein, er soll sie behalten, er soll glühen wie Austernkalk; aber Schmerzen soll er haben, wie mein Hercules auf dem Oeta. Kein Mittel soll helfen; die Pein allein soll Stärkung und Mittel sein. Und so geschah's, es war geschehen! Von einem Götterkinde, frisch und schön, war das liebende Herz entbunden" *). Zelter hatte schon zweimal den Freund in gleich gefährlichem Zustande angetroffen und ihn unter seinen Augen wieder aufleben sehen. Diesmal, wie er selbst sagt, „seine Genesung so zu sagen befehligend," sah er ihn von Stund an, zur Bewunderung der Aerzte, die ihn verloren gaben, so schnell sich erheben, daß er ihn am 14. December in völliger Munterkeit verlassen durfte.

So ging Goethe'n das bedeutende Jahr 1823 zu Ende, das ein zweimaliges schweres Krankenlager, aber auch einen hellen Nachglanz feuriger Jugendgefühle gebracht hatte. Als den Hauptgewinn desselben betrachtete er selbst die Marienbader Elegie. Außer ihr und den andern Gedichten, die aus jenem Verhältniß entsprangen, fällt noch die Redaction einer Abtheilung zahmer Xenien in dieses Jahr, wobei Eckermann Hülfe leistete. Ferner war im Frühling ein Gedicht An Lord Byron entstanden. Es findet sich in den „Zuschriften und Erinnerungsblättern" **) mit folgender Anmerkung: „Dieser merkwürdige Mann hatte manches Freundliche schriftlich und mündlich durch Reisende begrüßend nach Weimar gelangen lassen, welches ich durch jene Strophen zu erwiedern für Pflicht hielt. Sie trafen ihn noch glücklicherweise in Livorno, eben als er für Griechenland sich einzuschiffen im Begriff war, und veranlaßten ihn zu einer schriftlichen Erwiederung vom 24. Juli 1823, die mir unschätzbar bleibt." Goethe wünscht ihm, „der sich selbst im Innersten bestreitet," daß er sich selbst empfinden möge:

*) Die Elegie von Marienbad ist gemeint.

**) G.'s W. VI, 90 (Ausg. in 40 B.). Ausführlicheres über die Veranlassung dieses Gedichtes findet sich in Goethe's Werken (Bd. 33, S. 162—165) unter der Ueberschrift „Lebensverhältniß zu Byron".

Er wage selbst sich hoch beglückt zu nennen,
Wenn Musenkraft die Schmerzen überwindet;
Und wie ich Ihn erkannt, mög' Er sich kennen!

Aber auch an einheimischen Dichtertalenten, namentlich an solchen, die noch in der Entwicklung begriffen waren, nahm der Dichtergreis fortwährend regen Antheil. Er empfahl sie seinem Freunde Eckermann zu besonderem Augenmerk und wünschte durch ihn von Allem, was in der deutschen Literatur Bedeutendes hervortrete, in Kenntniß gesetzt zu werden, damit er in den Heften von Kunst und Alterthum das Gute und Tüchtige mit Anerkennung erwähnen könne. Denn mit dem besten Willen komme er bei seinem hohen Alter und tausendfachen Obliegenheiten ohne anderweitige Hülfe nicht dazu. Diesen Auftrag gab er ihm auf Veranlassung der Ghaselen von Platen, welche er der großen Formvollendung und der Gehaltfülle wegen sehr hoch stellte. Eben so bedeutend schienen ihm die östlichen Rosen von Rückert, und er hegte auch von diesem Dichter große Hoffnungen. Immermann's Talent lobte er gleichfalls; nur müsse man abwarten, ob er sich bequemen werde, seinen Geschmack zu reinigen und in der Form die anerkannt besten Muster zur Richtschnur zu nehmen. Ueber Uhland äußerte er sich in folgender Weise gegen Eckermann: „Wo ich große Wirkungen sehe, pflege ich auch große Ursachen vorauszusetzen, und bei der so sehr verbreiteten Popularität, die Uhland genießt, muß also wohl etwas Vorzügliches an ihm sein. Uebrigens habe ich über seine Gedichte kaum ein Urtheil. Ich nahm den Band mit der besten Absicht zu Händen; allein ich stieß von vorne herein gleich auf so viele schwache und trübselige Gedichte, daß mir das Weiterlesen verleidet wurde. Ich griff dann nach seinen Balladen, wo ich denn freilich ein sehr vorzügliches Talent gewahr wurde und recht gut sah, daß sein Ruhm einigen Grund hat."

Neben den Annalen, deren wir schon gedachten, waren die Arbeiten über Naturwissenschaft und Morphologie, wie die über Kunst und Alterthum im Laufe des Jahres 1823 weiter fortgeführt worden. Von jenen hatte Goethe das fünfte, von diesen das eilfte und zwölfte Heft abgeschlossen. In das erstere Ge-

biet fallen die Aufsätze „die Lepaden" *), durch die Untersuchungen von Dr. Carus hervorgerufen, und „Uralte neuentdeckte Naturfeuer- und Gluthspuren" **), worin über die Ergebnisse einer am 23. August 1823 nach Pograd, Boden und Altalbenreuth unternommenen mineralogischen Excursion Bericht erstattet wird; in das zweite gehören ein Nachtrag zum Phaethon des Euripides***) und die Abhandlung über die tragischen Tetralogien der Griechen. Die letztere bezieht sich auf ein gleichbetiteltes Programm von Ritter Hermann (1819), worin die Behauptung aufgestellt ist: eine Tri- oder gar Tetralogie habe keineswegs einen zusammenhängenden Inhalt gefordert, wie früher angenommen worden, sondern eine Steigerung der Formen, gegründet auf einen vielfältigen und zu dem bezweckten Eindruck geeigneten Gehalt. Goethe erläutert zustimmend diese Behauptung durch Beispiele aus der modernen Theaterwelt. Ein biographisches Interesse hat der Aufsatz Von deutscher Baukunst 1823. Von einer Stelle in François Blondel's Cours d'Architecture ausgehend, berichtet er über Goethe's Verhältniß zur gothischen oder deutschen Baukunst, besonders seit dem Jahr 1810, wo durch die Gebrüder Boisserée sein Interesse für dieselbe wieder aufgeweckt wurde. Der Aufsatz endlich „Bedeutende Förderniß durch ein einziges geistreiches Wort" wurde durch eine Stelle in Dr. Heinroth's Anthropologie hervorgerufen, worüber schon im vorigen Capitel die Rede gewesen.

Hat uns das Jahr 1823 zu mehr verweilender Betrachtung aufgefordert, so können wir über das folgende Jahr schneller hinwegeilen. Goethe verbrachte es ganz daheim in ruhig und besonnen fortschreitendem Fleiße. Er hätte jetzt wohl endlich einer wohlverdienten Ruhe genießen und sich an dem Anblick der tausendfachen, theils aufgehenden, theils gereiften Saaten erfreuen können, die er ausgestreut hatte. Aber nicht arbeiten war ihm nicht leben. Freilich durfte er jetzt weder seinem Geiste noch Gemüthe so viel, als in

*) S. G.'s W. Bd. 40, S. 372 ff.
**) Ebendas. S. 288 ff.
***) S. oben S. 276.

frühern Jahren zumuthen; er mußte sich, wie er an Zelter schrieb, „bescheiden und sorgsam hinhalten"; allein „Stein auf Stein, mit gutem Vorbedacht gefügt," meinte er, „gebe zuletzt doch auch ein Gebäude." Im Januar finden wir ihn mit der Fortsetzung der Annalen beschäftigt*). Es kam ihm bei dieser Rückschau auf sein Leben selbst recht zur Klarheit, wie müh- und arbeitvoll sein Dasein gewesen. „Ich kann wohl sagen," äußerte er damals gegen Eckermann, „daß ich in meinen fünfundsiebenzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von Neuem gehoben sein wollte. Meine Annalen werden es deutlich machen, was damit gesagt ist. Der Ansprüche an meine Thätigkeit, sowohl von außen als von innen, waren zu viele."

Er hatte auch jetzt noch ein Paar solcher Sisyphus-Steine zu wälzen an den fortlaufenden Heften von Kunst und Alterthum, und an denen zur Naturwissenschaft und Morphologie. Die erstern nahmen im Februar seine Thätigkeit in Anspruch. Am 24. Februar legte er Eckermann Manuscipte vor, die er für das erste Heft des fünften Bandes dictirt hatte. Zu einer von Eckermann verfaßten Beurtheilung des Trauerspiels Paria von Michael Beer hatte er einen Anhang gemacht, sowohl in Bezug auf ein gleichnamiges französisches Trauerspiel von Delavigne, als auf seine eigene lyrische Trilogie, wodurch denn dieser Gegenstand gewissermaßen in sich geschlossen war. Das Ganze findet sich jetzt unter der Ueberschrift „Die drei Paria" in Goethe's Werken**). An demselben Tage zeigte er dem jungen Freunde eine kurze Kritik über Byron's Cain***). Hervorgerufen wurde sie durch eine Stelle im Moniteur vom 23. October 1823, wo dieser sich des Dichters und des Stückes gegen seinen französischen Uebersetzer Fabre d'Olivet annimmt. Goethe theilt in seiner Recension die betreffende Stelle re deutscht mit, und knüpft daran einige Betrachtungen, worin sich

*) S. Briefwechsel mit Zelter, Nr. 416, und Gespräche mit Eckermann, I, 0 5.
**) S. Bd. 32, S. 358 ff. Eckermann's Recension ist mit der Chiffre E. unterzeichnet.
***) G.'s W. Bd. 33, S. 157 ff.

wiederholt seine außerordentliche Hochschätzung Byron's kund gibt. Umfassender geschieht dies noch in dem gleichfalls diesem Jahre angehörigen Aufsatz „Lebensverhältniß zu Byron", den er auf die Nachricht von dem frühen Tode des Dichters schrieb. Goethe berichtet, wie er seine Fortschritte mit unabläßiger Aufmerksamkeit begleitet und selbst durch die leidenschaftliche Lebensweise und das innere Mißbehagen des genialen Mannes sich in seiner Theilnahme nicht habe irren lassen. Sodann gedenkt er, wie Byron durch manchen freundlichen Gruß, durch Uebersendung des Originalblatts einer Dedication des Sardanapalus und die Zueignung des Trauerspiels Werner für des deutschen Dichters Antheil sich dankbar erwiesen, theilt das unter dem vorigen Jahre erwähnte Gedicht an Byron mit, und beklagt, daß ihm die Freude versagt worden, ihn als den Sieger nach vollbrachtem großem Bemühen persönlich zu begrüßen*).

Wir sehen Goethe in diesen kleinen Arbeiten bemüht, die Epoche der Welt-Literatur zu beschleunigen, wovon er im Gespräch mit Eckermann behauptete, daß sie jetzt an der Zeit sei. Durch sie werde der Deutsche sich am sichersten von seinem pedantischen Dünkel befreien, und, was der Hauptvortheil sei, bei einem engen Geistesverkehr würden die gebildeten Nationen sich einander gegenseitig fördern und corrigiren können. Wie Carlyle zum Beispiel sich in der Beurtheilung Schiller's den Deutschen überlegen gezeigt habe, so seien wir über Shakespeare und Byron mehr im Klaren und könnten zu richtiger Schätzung Beider den Engländern selbst den Weg andeuten. Nur, meinte er, dürfe man bei aller Werthhaltung des Ausländischen doch nicht bei etwas Besonderem haften bleiben und dieses für musterhaft erklären. Vorbilder könnten uns nur die alten Griechen sein, in deren Werken stets der schöne Mensch dargestellt sei. Alles Uebrige müsse man nur historisch betrachten und sich das Gute, so weit es gehen wolle, daraus aneignen.

In solchem Sinne nun beschäftigte ihn im Laufe dieses Jahres noch Don Alonzo ou l'Espagne von Salvandy, die Frithiof's Saga und Serbische Lieder. Was ihm Salvandy's Werk besonders anziehend machte, war die Pietät, die er freilich nicht in den Handlungen der aufgeführten Personen, sondern vielmehr in dem Sinne des Ganzen, in dem Geist und Gemüth des Verfassers fand. Stellen wie folgende: »La jeunesse a besoin de respecter quelque chose ... Quiconque entre dans la vie sans payer un tribut de vénération, la traversera toute entière sans en avoir reçu« waren ihm ganz aus der Seele geschrieben. Dann sah er mit Bewunderung das, was er selbst als das höchste Resultat der Lebensweisheit betrachtete, von dem jugendlichen Schriftsteller klar und bestimmt ausgesprochen: Die Pflicht der Selbstbeschränkung und Entsagung, le devoir de mesurer la carrière que le hasard nous a fixée, et d'y borner nos voeux fand er als die erste Pflicht bezeichnet. Die Frithiof's Saga und besonders die Serbischen Lieder gehören der Volkspoesie an. Seine durch Herder angeregte Vorliebe für diese Poesie hatte später nicht abgenommen, war vielmehr durch reiche Mittheilungen von vielen Seiten her noch gesteigert worden. Die ihm zugesandten Lieder reichten vom Olympus bis zum baltischen Meer, und von dieser Linie weit landeinwärts gegen Nordosten. Von einer Herausgabe derselben hielten ihn theils andere Interessen ab, die ihn augenblicklich stärker in Anspruch nahmen, theils der Umstand, daß alle wahren Volkslieder einen kleinen Kreis durchlaufen und daher in Massen monoton werden. Dennoch blieben ihm Zusendungen dieser Art fortwährend höchst willkommen, weil er nicht müde ward, das Charakteristische der verschiedenen Völker zu studiren, das sich trotz der eben angedeuteten Einförmigkeit in ihren Liedern ausprägt. — In dieselbe Zeit mit den genannten kleinen Arbeiten fällt der obenerwähnte Aufsatz „Lebensverhältniß zu Byron". Nachdem er über seine Beziehungen zu dem britischen Dichter Bericht erstattet hat, schließt er mit einer kurzen, aber warmen Apologie des Hingeschiedenen. Uebrigens sprach Goethe gegen Eckermann die Ansicht aus, die Literatur habe durch Byron's frühen Tod nicht so gar viel verloren. „Byron," sagte er, „konnte gewissermaßen nicht weiter gehen; er hatte den Gipfel seiner schöpferischen Kraft erreicht, und was er auch in der Folge noch gemacht haben würde, so hätte er

*) Goethe's Ansichten über Byron sind am umfassendsten in den Gesprächen mit Eckermann (besonders I, 199—207) niedergelegt.

doch die seinem Talent gezogenen Grenzen nicht erweitern können. In dem unbegreiflichen Gedicht seines jüngsten Gerichts hat er das Aeußerste gethan, was er zu thun fähig war."

Ueber den fremden modernen Dichtern verlor Goethe aber weder die Alten, noch die vaterländischen Schriftsteller aus dem Auge. So entstand in diesem Jahre die Abhandlung: „Ueber die Parodie der Alten", die dem August und September anzugehören scheint. Am 25. August sandte er an Zelter die beiden Schlußabschnitte*); das Vorhergehende, der Haupttheil der Arbeit, wurde ohne Zweifel nachher erst geschrieben. Goethe zeigt hier, daß wir uns unter den komischen Nachspielen der griechischen Tragödien keine Possen- und Fratzenstücke, am wenigsten Travestien und Parodien in unserem Sinne zu denken haben, sondern daß vielmehr das Rohe und Niedrige von den Alten durch die Gewalt der Kunst in die Sphäre des Erhabenen hinaufgerückt worden. Es wird dieses sodann durch ein Beispiel aus der bildenden Kunst und durch die Vergleichung der Ilias mit Troilus und Cressida erläutert.

Von deutschen Schriften führte er den jungen Feldjäger in diesem Jahre mit einem empfehlenden Vorwort in die Welt ein, und widmete den Biographischen Denkmalen von Varnhagen von Ense eine wohlverdiente freundliche Anzeige. Der freisinnige und kenntnißreiche Varnhagen hatte schon längere Zeit her Goethe's Lebensgang aufmerksam verfolgt, und, wie dieser selbst sagt, „sein Bestreben durch bejahendes Entgegenkommen gefördert". Im Jahre 1821 hatte er Briefe, die er mit Freunden (Chamisso, Neumann, Rahel, Hitzig u. A.) über Goethe's Wanderjahre gewechselt, im Gesellschafter erscheinen lassen, und dadurch bei unserm Dichter eine hohe Meinung von sich erregt. Dieser durchschaute auch bald den Beruf des trefflichen Mannes; er zählte ihn „zu denjenigen, die zunächst unsere Nation literarisch in sich selbst zu einigen das Talent und den Willen haben"; und Varnhagen hat dieses Wort auf's schönste bewährt, so daß wir jetzt mit Laube sagen können, er verhalte sich wie der gewissenhafte und überlegene Präsident einer europäischen Culturversammlung. Goethe schrieb

*) Briefwechsel mit Zelter, Nr. 431.

später auch noch eine kurze Kritik des vierten Theils der Biographischen Denkmale, der Flemming, Canitz und Besser behandelt. Zu der umfassenden Beurtheilung der Monatsschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen*) nahm er Varnhagen's Beihülfe in Anspruch. Von diesem sind die Abschnitte: Nekrologen, Historische Nachlese, Rückblick auf die Bewohner, Böhmisches Museum, Zeitschriften, Nahrungs- und Brennstoffe, Poesie, Theater, Schluß; zu den meisten hatte Goethe die Ueberschriften gesetzt, aber die Blätter weiß gelassen und Varnhagen die Ausführung anheimgestellt **). Betrachtet man diese Abschnitte näher, so erstaunt man über die Geistesgeschmeidigkeit, womit Varnhagen sich in Goethe's Denkweise und damaligen Styl zu versetzen gewußt hat.

Zu poetischer Production gab das Jahr 1824 unserem Dichter wenig Anregung. Der Staatsrath Thaer, der, ursprünglich ein geschätzter Arzt, der Gärtnerei und sodann dem Landbau seine Aufmerksamkeit zugewandt, die englische Landwirthschaft studirt und in seinem Vaterlande zur Einführung der Wechselwirthschaft ermuntert hatte, erreichte am 14. Mai sein 73. Jahr. Seine weitverbreiteten Schüler gedachten ihm an diesem Tage zu Mögelin eine stattliche Feier zu veranstalten und wandten sich an Goethe um ein Festlied. Dieser schickte am 11. März das Gedicht „Zu Thaer's Jubelfest" an Zelter zur Composition. Zelter wohnte der Feier bei und stattete Goethe'n darüber am 18. Mai einen heitern Bericht ab. — Von Werther's Leiden sollte eine neue Ausgabe bei Weygand in Leipzig erscheinen; Goethe verfaßte dazu ein einleitendes Gedicht „An Werther", das noch immer von einer bedeutenden dichterischen Productionskraft zeugt, nur daß ihm stellenweise die Klarheit früherer Erzeugnisse fehlt. Er legte es schon den 30. April einem Briefe an Rochlitz bei. Am 30. October schrieb er an Zelter, er habe es sich unlängst in stiller Betrachtung vorgelesen, und gleich

*) G.'s W. Bd. 32, S. 380 ff. (Ausg. in 40 B.)

**) Nach gefälligen brieflichen Mittheilungen von Varnhagen von Ense selbst.

darauf die Marienbader Elegie, die sich ganz löblich anschließe; und so finden wir es denn auch jetzt mit der Elegie und den an Maria Szymanowska gerichteten Strophen, „Aussöhnung" überschrieben, zur Trilogie der Leidenschaft zusammengestellt.

Das sechste Heft zur Morphologie und Naturwissenschaft, dessen Erscheinen in dieses Jahr fällt, wurde, wie es in einem Briefe an Zelter heißt, „unschicklicher Weise retardirt;" er schloß es gegen Anfang Novembers ab. Ein Aufsatz handelt über Gebirgsgestaltung im Ganzen und im Einzelnen*). Die Botanik ist vertreten durch eine beifällige Kritik und Inhaltsangabe von Martius Genera et Species Palmarum **), die Osteologie durch eine Recension von D'Alton's Werk „Die Skelette der Nagethiere". Außerdem beschäftigte ihn im letzten Jahresviertel die Redaction der Correspondenz mit Schiller. „Es wird eine große Gabe sein," schrieb er darüber an Zelter, „die den Deutschen, ja ich darf wohl sagen, den Menschen geboten wird. Mir ist es dabei wunderlich zu Muthe; denn ich erfahre was ich einmal war."

Schließlich sei noch einiger Besuche bedeutender Männer gedacht. Friedr. Aug. Wolf traf etwa gegen den 18. April ein und blieb bis zum 28. Es war sein letzter Besuch; denn einige Zeit nachher starb er auf der Reise. Sein Zustand hatte Goethe'n schon die innigste Besorgniß eingeflößt, obwohl Eckermann ihn bei einem Diner am 19. April noch voll heiterer, geistreicher Einfälle fand, wobei Goethe in der anmuthigsten Laune immer den Gegner spielte. „Ich kann mit Wolf nicht anders auskommen," äußerte er nachher gegen Eckermann, „als daß ich immer den Mephistopheles gegen ihn agire. Auch geht er sonst mit seinen innern Schätzen nicht hervor." Einen nähern Einblick in das Verhältniß beider Männer gewährt der Goethe-Zelter'sche Briefwechsel. Man sieht daraus, daß Wolf's mit den Jahren wachsender Widerspruchsgeist Goethe zuletzt doch fast ungeduldig machte. „Man wird am Ende,"

*) G.'s W. Bd. 40, S. 174 ff.
**) G.'s W. Bd. 36, S. 158 ff.

schrieb er am 28. August 1816 an Zelter, „von gleicher Tollheit angesteckt, daß man ein Vergnügen findet, das Umgekehrte zu sagen von dem was man denkt." Und so wird denn auch Wolf von den beiden Correspondenten nicht selten mit den Namen Isegrimm, Wunderling, Griesgram beehrt. Mit Philologen und Mathematikern, meinte Goethe in einem Briefe, sei kein heiteres Verhältniß zu gewinnen. Das Handwerk des Erstern sei zu emendiren, das der Andern zu bestimmen. Da nun am Leben so mancher Mangel (menda) sich finde, und jeder einzelne Tag genug an sich selbst zu bestimmen habe, so komme in den Umgang mit ihnen ein gewisses Unleben, welches aller Mittheilung den Tod bringe. Um den 20. Mai war Matthisson in Weimar. Anderer Besuche erwähnt Goethe in einem Briefe an Reinhard vom 26. December: „Von Herrn Grafen Sternberg's Anwesenheit habe ich wohl schon gemeldet; sodann gedenke ich sehr gern der kurzen Gegenwart des Herrn Ritter von Martius aus München. Der hohe Werth seines innern Vermögens hat sich durch eigenthümliche Aufnahme der Außenwelt auf einen solchen Grad gesteigert, daß man sich zusammennehmen muß, um würdig zu schätzen, was man mit Bewunderung anerkennt. Von Künstlern erwähne ich gern die Herren Rauch und Schinkel, deren höchst bedeutende Talente durch die augenblicklichen Bau- und Bildbedürfnisse in Berlin dergestalt in Thätigkeit gesetzt sind, daß sie einen Schwindel erregen möchte."

Dreizehntes Capitel.

Das Jahr 1825: Theaterbrand. Besuche. Preiszeichnung über das Gedicht „Charon". Regierungsjubiläum des Großherzogs. Goethe's Dienstjubiläum. Herausgabe sämmtlicher Werke. Faust fortgesetzt. Neue Bearbeitung der Wanderjahre begonnen. Neuer Schluß zu Jery und Bätely. Gedichte. Versuch einer Witterungslehre. Artistische Sendungen. — Das Jahr 1826: Besuche. Literarische und artistische Sendungen. Die Herausgabe sämmtlicher Werke. Umarbeitung der Wanderjahre. Die Novelle „Das Kind mit dem Löwen". Correspondenz mit Zelter revidirt. Heft über Kunst und Alterthum. Interesse für Bildung einer Weltliteratur. Sonstige Productionen des Jahres 1826. — Das Jahr 1827: Zahlreiche Besuche bedeutender Männer. Sendungen. Productionen dieses Jahres.

Gedenken wir zunächst der wichtigeren Lebensvorfälle des Jahres 1825, so begegnet uns nach den in ruhiger Thätigkeit zugebrachten, vorzüglich der Förderung der Annalen gewidmeten Wintermonaten als ein bemerkenswerthes Ereigniß der Brand des Weimarischen Theaters. In der Nacht vom 21. auf den 22. März ertönte plötzlich Feuerlärm in den Straßen von Weimar, und bald sah man das Theatergebäude in hellen Flammen stehen, wo wenige Stunden vorher La Roche in den Juden von Cumberland das Publikum entzückt hatte. Alles wetteiferte in Anstrengung, die Gewalt des furchtbaren Elementes zu bändigen. Nur Ein Mann stand ein wenig seitwärts in Mantel und Militairmütze, ruhig eine Cigarre rauchend, auf den ersten Anblick als müssiger Zuschauer; allein Personen eilten von ihm, denen er mit kurzen Worten Befehle ertheilte, die gleich vollzogen wurden. Es war der Großherzog Karl August. Er hatte bald gesehen, daß das Gebäude nicht zu retten war, und gebot alle Spritzen gegen die bedrohten Nachbarhäuser zu richten. Er schien in fürstlicher Resignation zu denken:

Das brenne nieder!
Schöner baut sich's wieder auf.

Goethe sah aus dem vordern Fenster seines Hauses die Flamme unaufhörlich gegen Himmel schlagen, nicht ohne große innere Bewegung, obwohl er das Theater nicht mehr zu besuchen pflegte. Es ging ihm mancher Gedanke durch die Seele an die alten Zeiten, an das vieljährige Wirken mit Schiller, an das Herankommen und Wachsen so manches lieben Zöglings. Als Eckermann ihn am andern Morgen besuchte, fand er ihn im Bette liegend, doch, wie es schien, nicht im Geringsten schwach und angegriffen, vielmehr behaglich und heiterer Seele. Eckermann sah in dem Betthüten eine alte Kriegslist, die er auch sonst wohl bei einem außerordentlichen Ereigniß, um dem Zudrang von Besuchen zu entgehen, in Anwendung brachte. Noch am 27. März schrieb Goethe an Zelter: „Ich halte mich ganz einsam, weil alle Menschen, ohne es zu wissen, überreizt sind, das Uebel fort und fort wiederkäuen, und, indem sie selbstthätig zur Wiederherstellung beitragen möchten, was zu loben wäre, jetzt auf ganz unerträgliche Weise mit Rath, Vorschlag und Plan herbeistürmen."

Glücklicherweise dauerte die Pein des Rathschlagens nicht zu lange. Zwei Architekten, mit längst fertig liegenden Planen ausgerüstet, standen gegeneinander: der eine wollte ein Quasi-Volkstheater, der andere ein vollkommenes Hoftheater aufführen, und so erschienen auch hier die beiden Parteien des Tages im Gegensatz und balancirten einander. Die Entschlossenheit des Großherzogs machte dem Schwanken ein Ende; sechszehn Tage nach dem Brande war entschieden was geschehen sollte: da Weimar einmal einen Hof hatte, so sollte auch ein Hoftheater eingerichtet werden.

Der Plan, welcher den Sieg davon getragen hatte, war von Goethe in Verbindung mit dem Ober-Baudirector Coudray entworfen worden. Wunderlich genug hatten beide im vergangenen Winter, als ahnten sie das bevorstehende Unglück, sich eifrig in den langen Abendstunden mit dem Riß eines neuen Theaters für Weimar beschäftigt und dabei die Grund- und Durchschnittsrisse einiger der vorzüglichsten deutschen Theater zu Rath gezogen. Nach erhaltener Genehmigung des Großherzogs wurde ungesäumt mit Legung des Grundes begonnen; die Grundmauern stiegen schon empor, als plötzlich gegen Ende Aprils die Arbeit eingestellt ward. Die Gegen-

partei war mittlerweile nicht unthätig gewesen; sie hatte dem Großherzog von Seiten des Kostenpunktes beizukommen gesucht; und es war ihr gelungen. Eckermann erwartete Goethe durch die auffallende Maßregel tief verletzt zu finden. Aber er zeigte sich über jede kleinliche Empfindlichkeit erhaben, in milder, selbst heiterer Stimmung, und suchte des Großherzogs Verfahren zu rechtfertigen. Die fünfzigjährige Freundschaft mit dem edeln Fürsten ließ keinen Groll gegen ihn in seiner Seele aufkommen.

Was ihn um so leichter sich trösten ließ, war die größere Muße, die er nun zur Fortsetzung seiner Arbeiten gewann. Zuweilen jedoch wurde seine geregelte Thätigkeit durch den Zuspruch irgend eines bedeutenden Fremden angenehm unterbrochen. Am 7. April erfreute ihn Reinhard durch einen abermaligen Besuch; bald nachher kam Professor D'Alton aus Bonn, mit dem er, wie uns schon bekannt, durch seine osteologischen Bestrebungen in ein nahes Verhältniß getreten war. D'Alton war ganz ein Mensch nach Goethe's Sinne, liebenswürdig, lebendig und von einer außerordentlichen Fülle hervorquellender Gedanken und stets zu Gebot stehender Kenntnisse. Er gehörte der jüngern Generation von Naturforschern an, die von dem ungeheuren Gebiet der Morphologie, worin sich Goethe mehr im Glauben und Ahnen, als im Schauen und Wissen bewegt hatte, durch treue Detailstudien eine Region nach der andern aufklärten. Hatten sie von ihm die wegdeutenden Winke, die allgemeinsten Gesetze empfangen, so gaben sie ihm dafür jetzt ein unendliches Detail zurück, das er, wie alt er war, fortdauernd mit der jugendlichsten Lernbegierde aufnahm. Im Mai fand sich Felix Mendelssohn auf der Rückreise von Paris bei ihm ein und producirte sein neuestes Quartett zu Aller Erstaunen. Das Interesse, welches Goethe an dem genialen Jüngling nahm, wurde noch dadurch erhöht, daß er Zelter's schwärmerisch geliebter Zögling war. Dem durchreisenden Generalmusikdirector Ritter Spontini, auf den er eben so wenig als sein Freund Zelter große Stücke gab, schenkte er ein kurzes Viertelstündchen.

Eine besondere Freude, wie er sie lange nicht mehr gekostet hatte, wurde im Monat August ihm gewährt. Vor mehr als einem Jahre hatte er im Stuttgarter Kunstblatt das neugriechische Gedicht

Charon als Gegenstand eines Bildwerks, mit Preiszusicherung, aufgegeben. Sechs Zeichnungen liefen ein, und die Weimarischen Kunstfreunde sahen sich um zwanzig Jahre verjüngt, denn 1805 war die letzte Ausstellung gewesen. An fünf Blättern war Ernst und guter Wille nicht zu verkennen; doch fehlte ihnen viel um zu befriedigen. Das sechste hingegen setzte gleich beim ersten Blick in Erstaunen, und die Theilnahme wuchs bei fortdauernder Betrachtung. Der Künstler hieß Leupolt und lebte in Stuttgart *).

Eine größere Unterbrechung seiner Arbeiten brachten zwei bedeutende Feste. Das erste, das auf den 3. September fiel, war das Regierungsjubiläum des Großherzogs. Um seinem fürstlichen Freunde an diesem Tage den ersten Gruß zu bringen, begab er sich schon vor sechs Uhr Morgens zu ihm, und überreichte ihm eine nach seiner Angabe von Meyer gezeichnete und vom Medailleur Brand in Berlin geprägte Denkmünze; sie zeigte des Großherzogs Bildniß, mit einem Lorbeerkranze geschmückt, auf der Rückseite in zwölf Feldern den Thierkreis, oben die Wage, in deren Zeichen der Fürst geboren war, mit der Inschrift: Der fünfzigsten Wiederkehr 1825. Als Goethe dem Freunde gegenüber stand, versagte ihm anfangs die Sprache, und er brachte endlich nur die Worte hervor: „Bis zum letzten Hauche beisammen!" Der Großherzog, der Goethe's beide Hände ergriffen hatte, faßte sich zuerst, und gedachte ihrer frohen Jugendzeit. „O achtzehn Jahr und Ilmenau!" hörte man ihn sagen; er schloß mit den Worten: „Denken wir aber dankbar besonders daran, daß uns auch heut noch erfüllt ist, was uns einst in Tiefurt vorgesungen wurde:

„Nur Luft und Licht und Freundeslieb'!
Ermüde nicht, wenn dies noch blieb!"

Dann zog der Großherzog Goethe umarmend zu einem Fenster hin, wo sie leise sprachen, so daß nur des Fürsten letzte Worte, die auf

*) S. Briefw. mit Zelter, Nr. 466. Es heißt aber auch schon in einem Briefe an Knebel vom 22. Mai 1824: „Eine treffliche Skizze nach dem neugriechischen Charon habe ich erhalten, ein wahrhaft heidnisches Memento mori, ein ganz anderes, als die absurden Todestänze."

Goethe's bevorstehende Jubelfeier sich bezogen, vernommen wurden: „Ich werde es ja noch erleben!"

Des Dichters Wohnung am Frauenthor, sinnreich ausgeschmückt mit symbolischen Gemälden und Emblemen, die aus allerlei seltenen Gewächsen und einem Geflecht von Fichtenzweigen anmuthig hervorschauten, war an dem Abend festlich erleuchtet und stand Jedem offen, den die freie Neigung zu dem Freund des Gefeierten führte. Eine glänzende Bewirthung erwartete die Gäste in einer Reihe von Zimmern, aus deren letztem das lebensgroße Bildniß des Jubelfürsten, mit frischen Rosen umkränzt, hervorschaute. Fürsten, Minister und fremde Gesandte bewegten sich in dem frohen Gedränge. Der Hausherr selbst erschien in einfacher schwarzer Kleidung, nur mit dem Ordenskreuz seines Fürsten geschmückt, in seiner gewohnten würdevollen Haltung, und verweilte in dem Kreise der Anwesenden bis nach Mitternacht. „In den Tagen des Festes," schrieb er am 20. September an Zelter, „hab' ich mich, wie ich nicht läugnen will, männlicher benommen, als die Kräfte nachhielten; was ich aber that, war nothwendig und gut, und so wird sich denn auch wohl das gewohnte liebe Gleichgewicht bald wieder herstellen."

Stärker noch wurde dieses Gleichgewicht durch sein eigenes Jubiläum am 7. November auf die Probe gesetzt. Die fünfzigste Wiederkehr des Tages, an dem Goethe in den Weimarischen Kreis getreten war, gab zu einer schönen und würdigen Feier nicht bloß in Weimar, sondern in mehreren Städten Deutschlands Anlaß. Der edle Fürst, dem er ein halbes Jahrhundert lang als Staatsmann, als Dichter, als Freund im höchsten und weitesten Sinne des Wortes, in guten und bösen Tagen, die Treue seiner Gesinnung bewährt hatte, wollte, daß dieser Tag als das Dienstjubiläum Goethe's festlich begangen werde. In der Morgenfrühe ward der Dichtergreis aus nächtlichem Schlummer durch einen Gesang aus dem an seine Wohnung stoßenden Garten aufgeweckt. Um zehn Uhr erschien der fürstliche Freund, um persönlich ihm seinen Glückwunsch darzubringen. Aus seiner Hand empfing er eine goldene Denkmünze mit den Brustbildern des fürstlichen Paares auf der einen Seite, und dem lorbeerbekränzten Bildniß des Dichters und der einfachen Umschrift „Karl August und Louise Goethe'n zum 7. November 1825" auf der Rückseite, während zugleich andere werth- und geschmackvolle Stickereien, Zeichnungen, Gemälde, Vasen und sonstige Kunstschätze ihn überraschten. Das Geschenk des Großherzogs war von folgendem Handschreiben begleitet, worin freilich das trauliche Du, das ihm sonst der Jugendfreund mündlich und brieflich zu geben pflegte, dem officiellen Sie weichen mußte, aber die alte Herzlichkeit sich doch unverkennbar aussprach:

Sehr werthgeschätzter Herr Geheimer Rath und Staatsminister!

Gewiß betrachte Ich mit allem Rechte den Tag, wo Sie, Meiner Einladung folgend, in Weimar eintrafen, als den Tag des wirklichen Eintritts in Meinen Dienst, da Sie von jenem Zeitpunkte nicht aufgehört haben, mir die erfreulichsten Beweise der treusten Anhänglichkeit und Freundschaft durch Widmung Ihrer seltenen Talente zu geben. Die fünfzigste Wiederkehr dieses Tags erkenne Ich sonach mit dem lebhaftesten Vergnügen als das Dienstjubelfest Meines ersten Staatsdieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit Mich bisher in allen Wechselfällen des Lebens begleitet hat, dessen umsichtigem Rath, dessen lebendiger Theilnahme und stets wohlgefälliger Dienstleistung Ich den glücklichen Erfolg der wichtigsten Unternehmungen verdanke, und den für immer gewonnen zu haben Ich als eine der höchsten Zierden meiner Regierung achte. Des heutigen Jubelfestes frohe Veranlassung gern benutzend, um Ihnen diese Gesinnungen auszudrücken, bitte Ich der Unveränderlichkeit derselben sich überzeugt zu halten.

Weimar den 7. November 1825.

Karl August.

Nachschrift.

Auch ein minder vergängliches Zeichen soll, sehr werthgeschätzter Herr Geheimer Rath und Staatsminister, das seltene und mir besonders erfreuliche Jubelfest der Mit- und Nachwelt verkündigen; in solcher Absicht ist, mit Einverständniß meiner Gemahlin, die

vorliegende Denkmünze geprägt worden. Empfangen Sie durch deren Widmung ein dauerndes Denkmal Unserer Gesinnungen und gleichzeitig die wiederholten aufrichtigsten Wünsche für die Fortdauer Ihres Wohlbefindens.

Karl August.

Mit dem fürstlichen Paare und der gesammten großherzoglichen Familie, die über eine Stunde bei ihm verweilte, wetteiferten Stadt und Land in Bezeugungen enthusiastischer Liebe und Verehrung. Es erschienen zur Beglückwünschung Deputationen der Landescollegien, der Freimaurerloge u. s. w., die Landesuniversität begrüßte ihn durch ein lateinisches Gedicht des Hofraths Eichstädt; die philosophische und die medicinische Facultät übersandten ihm Doctordiplome, die theologische eine Votivtafel in Form eines Diploms, begleitet von einem Schreiben, worin es hieß: „Ew. Excellenz haben nicht nur unsere Wissenschaft und ihre Grundlagen oft sinnvoll, tief und erregend gewürdigt, sondern auch als Schöpfer eines neuen Geistes in der Wissenschaft und dem Leben, und als Herrscher in dem Reiche freier und kräftiger Gedanken das wahre Interesse der Kirche und der evangelischen Theologie mächtig gefördert." Die Residenzstadt Weimar verlieh seinem Sohne und seinen beiden Enkeln Walther und Wolfgang, sammt allen männlichen Nachkommen durch eine Urkunde das Bürgerrecht für ewige Zeiten, „auf daß der gefeierte Name Goethe immerdar in ihren Urkunden als höchste Zierde derselben vorhanden sein möge." In den letzten Vormittagstunden vereinigte eine sinnvoll angeordnete Feier die Freunde des Dichters im großen Saal der großherzoglichen Bibliothek, wo Gesang mit Reden des Kanzlers Müller und Riemer's wechselten. Das Festmahl wurde in dem geschmückten Saale des Stadthauses gehalten. Goethe ließ sich bei demselben durch seinen Sohn vertreten, der auf den Wunsch des Vaters dem alten Freunde Knebel als demjenigen, welchem Goethe den Eintritt in den Weimarischen Kreis verdankte, einen Toast ausbrachte. Abends ward die Iphigenie aufgeführt, von der man einen Festabdruck in Quart veranstaltet hatte. Er, wie der Großherzog, wurden beim Erscheinen vom lebhaftesten Jubel des dichtgedrängten Publikums

empfangen. Ein vom Kanzler Müller gedichteter, von Madame Seidel gesprochener Prolog begrüßte den Dichter, der sich jedoch, nach dem dritten Acte, auf dringendes Zureden des Arztes zurückzog. Eine glänzende Beleuchtung der Stadt und ein Ständchen, von der großherzoglichen Hofkapelle dargebracht, beschlossen die öffentliche Feier, worauf der Dichter noch die letzten Stunden des festlichen Tages im Kreise seiner nächsten Freunde zubrachte.

Ueberraschende Gaben, die ihm frühe Jugendjahre lebhaft vergegenwärtigten, waren das Original eines Briefes seiner Eltern vom 24. Juli 1776 *) an den dänischen Consul Schönborn, und ein bisher ungedrucktes Gedicht von Goethe auf die Vermählung des Passavant-Schübler'schen Brautpaares vom 25. Juli 1774 **). — Es währte eine gute Zeit, ehe er die gemüthlichen Anstrengungen dieses Festes verwand. „Wie der Eindruck des Unglücks," schrieb er den 26. November an Zelter, „durch die Zeit gemildert wird, so bedarf das Glück auch dieses wohlthätigen Einflusses. Erst nach und nach erhol' ich mich vom 7. November. Solchen Tagen sucht man sich im Augenblick möglichst gleich zu stellen, fühlt aber erst hintendrein, daß eine solche Anstrengung nothwendig einen abgespannten Zustand zur Folge hat."

Wenden wir uns nun zur Betrachtung seiner literarischen Thätigkeit im Jahre 1825, so haben wir zuvörderst der Herausgabe seiner sämmtlichen Werke in 40 Bänden zu gedenken, zu welcher er sich in diesem Jahre anschickte. Die deutschen Regierungen vereinigten sich, diese Ausgabe gegen Nachdruck zu schirmen, was freilich den Seinigen außerordentliche Vortheile in Aussicht stellte, aber auch zu manchen zeitraubenden Verhandlungen Anlaß gab. So wie die Privilegien von den einzelnen Höfen einliefen, war jedesmal, je nachdem die Verhältnisse anders waren, eine eigene danksagende Erwiderung nöthig. Dann kamen die Verlagsanträge unzähliger Buchhändler, die auch bedacht und beantwortet sein wollten. Eben dieser neuen Ausgabe wegen mußte er sich auch mit der Ausarbeitung der Annalen, die ihr einverleibt werden sollten,

*) S. einen Theil des Briefes im I. Thl. dieser Schrift, S. 6 ff.
**) Vgl. Thl. II, S. 162.

beeilen. Indem hierbei ihm recht zum Bewußtsein kam, wie sehr sich das Verhältniß zu Zelter seit 1800 durch Alles hindurchschlang, faßte er den Entschluß, „auch dieses zu ewigem Zeugniß erscheinen zu lassen, und zwar in reiner Steigerung, deren Wahrheit nur durch das vollkommenste Detail anschaulich werde." Er erbat sich daher seine Briefe an Zelter zum Behuf von Auszügen zurück, änderte aber, als er die ganze Correspondenz übersah, sein Vorhaben, und beschloß, anstatt eine detaillirte Darstellung dieses Verhältnisses in die Annalen zu verweben, später den Briefwechsel selbst oder durch Ueberlebende, als ein eigenes Ganzes, gleich der Correspondenz mit Schiller, an's Licht treten zu lassen.

Um in die neue Ausgabe etwas bedeutendes Neues aufnehmen zu können, ging er an den zweiten Theil des Faust, und vollendete Einiges am fünften Act. Weil er aber zweifeln mochte, ob er vor dem Abschluß der Ausgabe mit dem ganzen zweiten Theile fertig würde, so nahm er den Anfang der Helena wieder vor, die sich als ein kleineres für sich bestehendes Ganzes leichter bis dahin zu Stande bringen ließ. Es gelang ihm auch, sie schon im nächsten Jahre zu vollenden, und im 1. Heft des 6. Bandes von Kunst und Alterthum ließ er sich über das Zwischenspiel also vernehmen: „Faust's Charakter, auf der Höhe, wohin die neue Ausbildung aus dem alten rohen Volksmärchen denselben hervorgehoben, stellt einen Mann dar, welcher in den allgemeinen Erdschranken sich ungeduldig und unbehaglich fühlend, den Besitz des höchsten Wissens, den Genuß der schönsten Güter für unzulänglich achtet, seine Sehnsucht auch nur im Mindesten zu befriedigen; einen Geist, welcher deshalb nach allen Seiten sich wendend immer unglücklicher zurückkehrt. Diese Gesinnung ist dem modernen Wesen so analog, daß mehrere gute Köpfe die Lösung einer solchen Aufgabe zu übernehmen sich gedrungen fühlten. Wundern aber mußt' ich mich, daß diejenigen, die eine Fortsetzung und Ergänzung meines Fragments unternahmen, nicht auf den so nahe liegenden Gedanken gekommen sind, es müsse die Bearbeitung des zweiten Theils sich aus der bisherigen kümmerlichen Sphäre ganz erheben, und einen solchen Mann in höhern Regionen, durch würdigere Verhältnisse durchführen. Wie ich nun von meiner Seite dieses aufgegriffen, lag im Stillen vor

mir, von Zeit zu Zeit mich zu einiger Fortarbeit aufregend; wobei ich mein Geheimniß vor Allen und Jedem sorgfältig verwahrte, immer in Hoffnung, das Werk einem gewünschten Abschluß entgegen zu führen. Noch ist die große Kluft zwischen dem bekannten jammervollen Schluß des ersten Theils und dem Eintritt einer griechischen Heldenfrau nicht überbrückt. Nun aber sagt die alte Legende, und das Puppenspiel verfehlt nicht die Scene anzuführen, daß Faust in seinem heroischen Uebermuth durch Mephistopheles den Besitz der schönen Helena von Griechenland verlangt, und dieser ihm nach einigem Widerstreben willfahrt habe. Ein solches bedeutendes Motiv in meiner Ausführung nicht zu versäumen, war mir Pflicht; und wie ich mich derselben zu entledigen gesucht, wird aus dem Zwischenspiel hervorgehen."

Aber nicht bloß Neues sollte die neue Ausgabe, sondern auch Aelteres in neuer, verbesserter Gestalt bringen. So wurde denn in diesem Jahr eine abermalige Bearbeitung der Wanderjahre begonnen und zu dem Ende die Geschichte des nußbraunen Mädchens fortgesetzt; ferner der Schluß von Jery und Bätely*) umgedichtet. Dieses Singspiel endete früher mit den von Allen gesungenen Versen:

O fröhlicher Tag!
Himmel der Liebe!
Selige Triebe!
Ewig verbunden!
Fröhliche Stunden!
Bleibendes Glück!

Statt dieser Verse dichtete Goethe den Chor der Sennen („Hört das Schreien") und alles Folgende, womit freilich das Stück belebter, heiterer und reicher abschließt.

Von Goethe's kleinern Gedichten fallen die Neugriechischen Liebe-Skolien**) und das Gedicht Zur Logenfeier des 3. Sept. 1825***) in dieses Jahr. Eine Zuschrift der Cölner

*) Vgl. Thl. II, S. 375 ff.
**) G.'s W. II, 338 ff.
***) Ebendas. VI, 7 ff.

Faſtnachtsgeſellſchaft wurde durch das Gedicht Der Cölner Mummenſchanz erwiedert, woraus die Verſe

Löblich wird ein tolles Streben,
Wenn es kurz iſt und mit Sinn ...

im Munde der rheiniſchen Carnevalsgeſellſchaften fortleben. Eine Schrift von Prof. Griepenkerl, worin Goethe die gewöhnliche Eintheilung der Poeſie in lyriſche, didaktiſche, epiſche und dramatiſche fand, gab ihm Anlaß zu einem Aufſatz über das Lehrgedicht, den er einem Briefe an Zelter vom 26. November beilegte. Er ſucht darin den Beweis zu führen, daß es nur drei wahre Dichtarten gebe: die lyriſche, epiſche und dramatiſche; die didaktiſche oder ſchulmeiſterliche Poeſie ſei und bleibe ein Mittelgeſchöpf zwiſchen Poeſie und Rhetorik. Der Aufſatz findet ſich jetzt weiter fortgeführt in Goethe's Werken unter der Rubrik Ferneres über deutſche Literatur*). Von den Heften über Kunſt und Alterthum wurde in dieſem Jahre das vierzehnte abgeſchloſſen; die Hefte zur Morphologie und zur Naturwiſſenſchaft ließ Goethe nicht weiter erſcheinen, obwohl er noch im folgenden Jahre gegen Eckermann äußerte: „Mit meinen naturwiſſenſchaftlichen Heften gehe ich langſam fort: nicht weil ich glaube, die Wiſſenſchaft noch bedeutend fördern zu können, ſondern der vielen angenehmen Verbindungen wegen, die ich dadurch unterhalte. Die Beſchäftigung mit der Natur iſt die unſchuldigſte." Von allen Zweigen der Naturwiſſenſchaft aber beſchäftigte ihn jetzt am meiſten die Witterungslehre. „Träfen wir jetzt," ſchrieb er den 26. December 1825 an Reinhard, „wie vor ſo vielen Jahren in Karlsbad zuſammen, ſo würden Sie, wie damals mit der Chromatik, ſo jetzt mit der Meteorik geplagt ſein. Mich unterhält ſie ſtatt eines Schachſpiels; ich ziehe mit meinen Steinen vorwärts gegen die Natur, und ſuche ſie aus dem geheimnißvollen Hinterhalt in die Klarheit des Kampfplatzes zu locken. Mit- und Uebereindenkende erwarte ich nicht ſo leicht, unvergeſſen eines alten großen Wortes: Et mundum tradidit disputationi eorum." Zugleich berichtete er, daß er ſeine Vorſtellungen in einen Aufſatz zuſammen-

*) G.'s W. XXXII. 206 ff.

zufaſſen ſuche, „als ein Zeugniß, wie dieſe Angelegenheit ſich in ſeinem Kopfe gebildet habe," und deutete damit auf den „Verſuch einer Witterungslehre", den wir jetzt im letzten Bande ſeiner Werke (S. 353 ff.) finden.

Der erwähnte Brief an Reinhard macht auch einige Kunſtwerke namhaft, wodurch ſich in dieſem Jahre Goethe's Sammlungen bereichert hatten. Einen Abguß der Medusa Rondanini dankte er „einem Verſprechen des Kronprinzen von Baiern, welches nun königlich zur Erfüllung gekommen." Es wurde ihm damit ein vierzig Jahre lang entbehrter Kunſtgenuß wieder gewährt; das Original von weißem Marmor, eine überlebensgroße Meduſen-Maske, hatte einſt der Graf Rondanini beſeſſen, dem Goethe zu Rom im Corſo gegenüber gewohnt. Eine andere köſtliche Acquiſition war eine große ſorgfältige Zeichnung von Julius Romano, geſtochen von Diana von Mantua, mit vielen Figuren, ein Chriſtus, der warnend die beſchämte Ehebrecherin beruhigt, während er zugleich die phariſäiſchen Suſannenbrüder durch ein treffendes Wort in die Flucht ſchlägt. Hierzu kamen noch einige ſehr geiſtreich gemalte Majolika-Teller.

„Von dieſen Nachbildungen des Lebens zum Lebendigen ſelbſt übergehend," berichtete er ferner, daß die Seinigen, wenn auch nicht von der robuſteſten Art, doch im Ganzen wohl ſeien. „Mein Sohn," ſchrieb er, „widmet ſich nach wie vor den Geſchäften, verſieht meinen Haushalt und lebt übrigens ein geſelliges Hof- und Stadtleben; der Frauenzimmer eigentliches Geſchäft iſt die engliſche Sprache, begünſtigt durch angenehme unterrichtete Perſonen dieſer Nation. Und was ſonſt Hof und Geſelligkeit übrig laſſen, verzehrt die Sorge für Weihnachts- und Geburtstagsgeſchenke, denen alle Arten Stickereien gewidmet ſind. Der älteſte Enkel, durch Leben und Lernen aus dem Kreiſe großväterlicher Liebe hinausgeführt, läßt mir den kleinen zurück, den zierlichen Pathen (Reinhard's), der mir immer liebenswürdiger erſcheint, je mehr er ſich in meiner Nähe gefällt."

Mit dieſem Einblick in ſeine häusliche Exiſtenz gehen wir zum Jahre 1826 über, das Goethe, gleich den beiden vorhergehenden, ohne eine größere Excurſion daheim verlebte, in dem beliebten „Zodiakus ſeiner häuslichen Arbeiten" ſich bewegend. Die Verbin-

dung mit der großen Welt wurde dabei durch Briefwechsel, Zuspruch von Reisenden, Unterhaltungen mit jüngern wohlunterrichteten Hausfreunden, wie Eckermann, Riemer, Soret, und durch zahlreiche artistische und literarische Zusendungen forterhalten. Einen hellen Blick in sein damaliges Leben gewähren uns auch die Erinnerungen Eckermann's, welche dieser im Vorwort zum dritten Theil seiner Gespräche mitgetheilt. Bald sah er ihn Abends im schwarzen Frack und Stern bei heller Erleuchtung seiner Zimmer im geselligen Kreise scherzen und lachen und heiteres Gespräch führen. Dann andern Tages bei schönem Wetter saß der Dichtergreis im Wagen neben ihm, im braunen Oberrock und blauer Tuchmütze, den hellgrauen Mantel über seine Knie gelegt. Seine Gesichtsfarbe braun, gesund, wie die frische Luft; sein Gespräch geistreich in die freie Welt hinein, das Geräusch des Wagens übertönend. Oder ein ander Mal saß er Abends bei dem stillen Kerzenlicht seines Studierzimmers im weißen flanellenen Schlafrock dem jüngern Freunde gegenüber, milde, wie die Stimmung eines gut verlebten Tages; in trautem Gespräch kehrte er das Edelste, was in seiner Natur lag, hervor, und Eckermann's Geist entzündete sich an dem seinigen.

Von auswärtigen namhaften Männern, die sich in diesem Jahre bei ihm einfanden, nennen wir den Improvisator Wolff, Rauch, Zelter und Alexander von Humboldt. Wolff erschien gegen Ende Januars. Goethe war über seine Leistungen erstaunt, und erkannte ihm ein entschiedenes Talent zu, fand aber, daß er an der allgemeinen Krankheit der Zeit, der Subjectivität, leide, und gab ihm den Rath, statt immer nur sein Inneres auszusprechen, sich die weite und reiche Welt anzueignen und darzustellen. Rauch aus Berlin stattete im Juni einen flüchtigen Besuch ab auf einer Rückreise von Paris und München. Länger verweilte Zelter im folgenden Monat und beglückte den alten Herzensfreund durch seine heitere Gegenwart und liebevolle Theilnahme. Alexander Humboldt besuchte ihn am 11. December. „Was ist das für ein Mann!" sagte Goethe nach einigen Stunden Gesprächs mit ihm zu Eckermann. „Ich kenne ihn so lange, und doch bin ich von Neuem über ihn in Erstaunen. Man kann sagen, er hat an Kenntnissen und lebendigem Wissen nicht seines Gleichen. Und eine Vielseitigkeit,

wie sie mir gleichfalls noch nicht vorgekommen ist! Wohin man rührt, er ist überall zu Hause, und überschüttet uns mit geistigen Schätzen. Er gleicht einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht, und wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegenströmt. Er wird einige Tage hier bleiben, und ich fühle schon, es wird mir sein, als hätte ich Jahre verlebt."

Erfreulicher Zusendungen mannigfacher Art liefen in diesem Jahre besonders viele ein. Zu Anfange desselben erhielt Goethe zu der schönen Zeichnung von Julius Romanus noch eine von Guercino, an deren Vergleichung er sich stundenlang ergötzte. Ungefähr gleichzeitig schickte der Director Struve aus Königsberg ihm seine kleine Schrift: „Zwei Balladen von Goethe (der Zauberlehrling und die Braut von Korinth) verglichen mit den Griechischen Quellen." Der Dichter freute sich, was er vor so vielen Jahren gewollt, doch endlich anerkannt zu sehen. Ueberhaupt befreundete er sich immer mehr mit der Kritik, von der er sich in seinen frühern und mittlern Jahren oft verletzt gefühlt hatte, und meinte jetzt „sehr viel schönen, reinen und hohen Ansichten zu begegnen." Von Eckermann erhielt er sein ältestes Gedicht, die Höllenfahrt Jesu Christi, deren er sich nicht mehr entsinnen konnte*). Der französische Uebersetzer seiner dramatischen Werke, Stapfer, sandte ihm aus Paris den vierten und letzten Theil zur Complettirung des Ganzen. Von Cuvier kam eine sehr interessante Sendung: die besondern Abdrücke seiner neuerlichst in der Akademie gehaltenen Vorträge, theils wissenschaftliche Uebersichten, theils sogenannte Elogen jüngstverstorbener Männer der Wissenschaft. Auf Anlaß des 28. August und des 3. September lief, wie er an Zelter berichtete, in mancherlei Zungen und Sprachen so Vieles bei ihm ein, daß es ihm nicht möglich war, sogleich Alles zu sortiren und einzeln zu beachten. In Berlin hatte die literarische Mittwochsgesellschaft einen Preis auf das beste sangbare Gedicht zur Feier seines Geburtstages ausgesetzt und Zeltern zum Preisrichter gewählt. Die eingegangenen Lieder wurden Goethe sämmtlich zugeschickt und von ihm mit einer sehr

*) Vergl. Thl. I, S. 109 ff.

lobenden Kritik beehrt*). Von Paris wurde ihm, unbestellt, die Zeitschrift le Globe posttäglich zugesandt, deßgleichen die frühern Nummern zusammen vom September 1824 an. Den Letztern widmete er jeden Abend einige Stunden, indem er die ihm interessantesten Stellen anstrich, auszog und übersetzte. „Dieß gibt," schrieb er den 27. Februar an Reinhard, „eine wundersame Uebersicht über den Zustand der französischen Literatur, und da sie mit Allem zusammenhängt, über das Leben und Treiben in Frankreich." In einem spätern Briefe vom 12. Mai heißt es weiter: „daß die Herren vom Globe mir wohlwollen, ist ganz billig; denn ich bin wirklich für sie eingenommen. Man wird eine Gesellschaft junger energischer Männer in einer bedeutenden Stellung gewahr; ihre Hauptzwecke glaube ich zu begreifen, ihr Benehmen ist klug und kühn. Freilich macht in Frankreich die nächste Vergangenheit aufmerken, und erregt Gedanken, zu denen man sonst nirgends gelangen würde. Doch hat mich gefreut, einige meiner geheimen und geheim gehaltenen Ueberzeugungen ausgesprochen und genugsam commentirt zu sehen. Ich werde nicht aufhören von diesen Blättern Gutes zu sagen; sie sind das Liebste, was mir jetzt zu Händen kommt, werden geheftet, rück- und vorwärts gelesen."

Zwischen der Betrachtung und dem Genuß solcher Zusendungen gingen aber die Arbeiten des unermüdlichen Greises ihren steten ruhigen Gang fort, und wurden nur gegen Anfang Mai eine Zeit lang durch einen bedeutenden Unfall seiner Schwiegertochter Ottilie unterbrochen, der ihn, wie er an Reinhard schrieb, „beinahe die Rolle des Herzogs in der natürlichen Tochter hätte übernehmen lassen." Die neue Gesammtausgabe seiner Werke, worüber er nach langen Verhandlungen endlich, unter Sulpiz Boisserée's Vermittlung, mit der Cotta'schen Buchhandlung abschloß, veranlaßte manches Bedenken und manche Mühe. Da er unter seinen Papieren viele ältere, noch ungedruckte Sachen fand, die ihm der Aufnahme nicht unwerth dünkten, so gerieth er nicht selten in Versuchung, sie gänzlich umzuarbeiten. „Es ist schwer," schrieb er an Zelter, „ein früher Gedachtes dem Ausdruck nach gelten zu lassen; man möcht'

*) S. Beilage zu Nr. 515 des Goethe-Zelter'schen Briefwechsels.

es immer gleich umsprechen und umschreiben; das geht auch wieder nicht. Dir ist gewiß der Fall bei wieder aufgenommenen früheren Compositionen vorgekommen." Besonders viel gab ihm die Umarbeitung der Wanderjahre zu thun, die er nach der Vollendung der Helena im Laufe des Sommers wieder angriff. Er gedachte eine gute Menge theils schon bearbeiteten, theils noch zu bearbeitenden Stoffes in das Werk zu verschlingen und zu verweben. Ueber sein Verfahren hierbei äußerte er sich gegen Eckermann in folgender Weise: „Um den vorhandenen Stoff besser zu benutzen, habe ich den ersten Theil ganz aufgelöst und werde nun so, durch Vermischung des Alten und Neuen, zwei Theile bilden. Ich lasse nun das Gedruckte ganz abschreiben; die Stellen, wo ich Neues auszuführen habe, sind angemerkt, und wenn der Schreibende an ein solches Zeichen kommt, so dictire ich weiter, und bin auf diese Weise genöthigt, die Arbeit nicht in's Stocken gerathen zu lassen." Ein ander Mal sagte er ihm: „Das Gedruckte der Wanderjahre ist nun ganz abgeschrieben; die Stellen, die ich noch neu zu machen habe, sind mit blauem Papier ausgefüllt, so daß ich sinnlich vor Augen habe, was noch zu thun ist. So wie ich nun vorrücke, verschwinden die blauen Stellen immer mehr, und ich habe daran meine Freude."

Mit dieser neuen Bearbeitung der Wanderjahre hing die Fortsetzung der Geschichte des fünfzigjährigen Mannes und die Ausführung der Novelle „das Kind mit dem Löwen" zusammen. Beide Erzählungen sollten an geeigneter Stelle den Wanderjahren einverleibt werden. Der letztern müssen wir, trotz des Urtheils von Gervinus, der sie eine unsäglich geringfügige Production nennt, einen bedeutenden ideellen und künstlerischen Werth zugestehen, und ihr daher eine kurze Charakteristik widmen. Was das Interesse an dieser Novelle erhöht, ist der Umstand, daß jenes epische Gedicht „die Jagd", womit sich Goethe beinahe dreißig Jahre früher eine Zeit lang trug*), uns dem Gegenstande nach in dieser Production wieder begegnet. Goethe konnte, als er jetzt den Stoff in Novellenform behandeln wollte, zufällig das alte Schema nicht wieder auffinden, und war daher genöthigt, ein neues anzufer-

*) Vergl. Thl. III, S. 337 ff.

tigen. Nach der Vollendung der Novelle fand sich das ursprüngliche Schema, zeigte sich aber, bei näherer Betrachtung, zur prosaischen Darstellung unbrauchbar, weßhalb Goethe sich freute, es nicht früher gehabt zu haben, indem es ihn eher verwirrt, als gefördert haben würde. Aus den Gesprächen mit Eckermann, worin der Dichter sich ausführlich über diese Production ausläßt, geht hervor, daß die Aufgabe, die er sich in der Novelle gestellt, keine andere ist, als zu zeigen: „wie das Unbändige, Unüberwindliche oft besser durch Liebe und Frömmigkeit, als durch Gewalt bezwungen werde." Aber mit Recht fragt Lehmann in einer schätzbaren Programm-Abhandlung über diese Novelle: „Wie hängt denn das stille Ende mit dem lauten Anfange zusammen? Warum die scheinbar weit ausgedehnte Vorbereitung? Warum die vielen Personen und ihre Verhältnisse, da die einfache Erzählung vom Feuer, von dem entsprungenen und wieder eingefangenen Löwen für die Pointe des Endes, wenn sie die Pointe der ganzen Novelle sein soll, hingereicht hätte?" Für diese Fragen findet Lehmann die Lösung in der Annahme: „Die unbändige Leidenschaft Honorio's ist die Unbändigkeit des Löwen, die Fürstin dagegen das Kind, das diese Unbändigkeit durch reine Frömmigkeit bezähmt und läutert." Allerdings würde sich, wenn dieser Satz erwiesen wäre, der Aufwand von Erzählungen und Schilderungen, welcher der Katastrophe vorangeht, erklären und rechtfertigen. Allein wir müssen die Bündigkeit des gegebenen Beweises bezweifeln. Daß Honorio, der schöne Jüngling, die schöne Fürstin liebt, hat Lehmann durch eine Reihe von Belegen hinreichend in's Licht gestellt; aber es geht keineswegs daraus hervor, daß diese Liebe eine unbändige Leidenschaft gewesen wäre, die sich durch den Löwen hätte versinnbildlichen lassen. Dann ist auch gerade auf die Frömmigkeit der Fürstin vom Dichter kein Accent gelegt worden, und jedenfalls träfe ihn, wenn er die von Lehmann ihm beigelegte Absicht gehabt hätte, der Vorwurf, daß er die Umwandlung Honorio's durch die kindliche Seelenreinheit der Fürstin zu schwach angedeutet. Nun kommt aber noch hinzu, daß Goethe, der sich in den Gesprächen mit Eckermann in ausführliche Erörterungen über die Novelle, namentlich auch über „das Ideelle" derselben einläßt, der Liebe Honorio's nicht besonders erwähnt, und noch viel weniger

auf einen Parallelismus zwischen der Bezähmung seiner Leidenschaft durch die Fürstin und der Bezähmung des Löwen durch das Kind hindeutet. Eine weit befriedigendere Lösung scheint uns für jene Fragen, die Lehmann aufwirft, in der Annahme Düntzer's zu liegen*), daß die Erlegung des Tigers durch Honorio den Gegensatz zur Bezähmung des Löwen durch das Kind bilde. „Der Tiger fällt durch die Kühnheit und Gewandtheit des kräftigen Jünglings, aber schöner und wunderbarer, als Gewalt, wirken oft Frömmigkeit und stilles Gottvertrauen." Bleibt es hierbei noch immer auffallend, daß das Gegenbild reicher ausgeführt worden, als das Hauptbild: so haben wir vielleicht auch Einiges auf die Rechnung des frühern epischen Plans zu setzen, worin das Verhältniß der Fürstin zu Honorio wahrscheinlich eine bedeutendere Rolle spielte.

Von eben jenem Plane schreibt sich vermuthlich zum Theil auch die außerordentlich sorgfältige Exposition unserer Novelle, die Vorbereitung manches Spätern durch geschickt eingeflochtene Andeutungen, die klare Vergegenwärtigung des Locals und der Zeit der Handlung her. Denn alle diese Vorzüge, wodurch sich Hermann und Dorothea in so hohem Grade auszeichnet, wird der Dichter ohne Zweifel auch bemüht gewesen sein, seinem nächsten epischen Gedicht zu ertheilen. Bedenken wir, daß er damals, wo er dem Stoff zuerst seine poetische Gestaltung gab, auf dem Höhenpunkt seiner dichterischen Kraft stand, und liebgewonnene Sujets in treuem Gedächtnisse bis in's höchste Alter zu bewahren pflegte, so erklärt sich die bewunderungswürdige Composition unserer Novelle, woran Eckermann mit Recht „eine gewisse Allgegenwart des Gedankens" rühmt. „Es bezieht sich darin Alles vorwärts und rückwärts," sagt er, „und ist zugleich an seiner Stelle recht, so daß man als Composition sich nicht leicht etwas Vollkommeneres denken kann." Den Gang der Novelle überhaupt bezeichnete Goethe selbst in den Gesprächen mit Eckermann treffend durch folgendes Gleichniß: „Denken Sie sich aus der Wurzel hervorschießend ein grünes Gewächs, das eine Weile aus einem starken Stengel kräftige grüne Blätter nach den Seiten aus-

*) S. Herrig's und Viehoff's „Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen", Bd. IV, S. 37.

treibt und zuletzt mit einer Blume endet. Die Blume war unerwartet, überraschend, aber sie mußte kommen; ja das grüne Blätterwerk war nur für sie da und wäre ohne sie nicht der Mühe werth gewesen." Er wollte damit den Ausgang der Novelle rechtfertigen, den Eckermann gleichfalls beim ersten Lesen „zu einsam, zu ideal, zu lyrisch" gefunden hatte.

Neben der neuen Ausgabe seiner Werke und den dafür bestimmten Arbeiten beschäftigte Goethe'n noch das Sammeln, Ordnen und Revidiren seiner Correspondenz mit Zelter und die Fortführung der Hefte von Kunst und Alterthum. Die Correspondenz ließ er auf's Reinlichste abschreiben und in mehrere Bände heften, und ging sie dann an ruhigen Abenden mit Riemer durch, um zu corrigiren, interpungiren und allenfalls Einiges zu tilgen, das sich nicht zur öffentlichen Mittheilung eignete. „Es ist ein wunderliches Document," schrieb er den 3. Juni an Zelter, „das an wahrem Inhalt und barockem Wesen wohl kaum seines Gleichen finden möchte." Von den Heften über Kunst und Alterthum wurde das fünfzehnte abgeschlossen. Es brachte unter Anderm eine Recension der Stapfer'schen Uebersetzung von Goethe's Dramen*), aus dem Globe (1826, Nr. 55, 64) in's Deutsche übertragen. In einer kurzen Einleitung drückt Goethe „in weltbürgerlichem Sinne" seine Freude aus, daß ein durch so viele Prüfungs- und Läuterungs-Epochen durchgegangenes Volk sich nach frischen Quellen umsehe, um sich zu erquicken, zu stärken, herzustellen. Er sieht im Geiste schon die Zeit voraus, wo die Franzosen uns an gründlich freisinniger Kritik übertreffen werden. An der dem ersten Theile der Uebersetzung vorangeschickten Notice sur la vie et les ouvrages de Goethe par Alb. Stapfer rühmt er dankbar bewundernd, wie der Biograph mit Wohlwollen das Offenbare sich zuzueignen und das Verborgene zu entziffern gewußt habe. Weiter übersetzte Goethe noch einen Artikel aus dem Globe**), welcher aus dem nunmehr in Frankreich erglühten Streit der Classiker und Romantiker hervorgegangen war. In einer angehängten Bemerkung spricht er sich in vermittelndem Sinne aus.

*) S. G.'s W. Bd. 33, S. 62 ff.
**) S. G.'s W. Bd. 33, S. 85 ff.

Diese kleinen Arbeiten hingen mit großen Interessen Goethe's zusammen. Einmal war es ihm von Wichtigkeit, jetzt, wo er mit seinen gesammelten Werken vor die Nation zu treten im Begriffe stand, wo er in der Ausarbeitung der Annalen gleichsam das Facit seines Lebens zog, die Stimmen des Auslandes über ihn und die deutsche Literatur überhaupt zu vernehmen und die Wirkungen seiner Schriften auf die auswärtigen Literaturen zu verfolgen. Dann kamen auch jene Bemühungen der Franzosen seiner Forderung einer Weltliteratur freundlich entgegen. Nicht mehr bloß von Einzelnen, wie bisher, sondern von einem ganzen, sich immer weiter ausbreitenden Kreise geistreicher Männer in Frankreich begann die deutsche Poesie nach Verdienst gewürdigt zu werden. Der Streit der Classiker und Romantiker hatte sich von deutschem Boden auf französischen, ja selbst auf italienischen hinübergepflanzt. Gegen des Ritters Vincenzo Monti Dichtung Sulla Mitologia, worin dieser als Verfechter der classischen Poesie auftrat, erhob sich Tedaldi-Fores mit einem größern Gedicht Meditazioni Poetiche. Alle diese Kämpfe verfolgte Goethe mit lebhaftem Interesse, obwohl er bei sich über die Streitfrage im Klaren war. Er hielt die griechische poetische Welt, als Verkörperung der tüchtigsten, reinsten Menschheit für ungleich empfehlenswerther, als das mittelalterliche Teufels- und Hexenwesen, das nur in düstern ängstlichen Zeitläuften aus verworrener Einbildungskraft sich entwickeln konnte, und in der Hefe menschlicher Natur seine Nahrung fand. Allein dem Dichter dürfe das Recht nicht verkümmert werden, auch aus einem solchen Elemente Stoff zu seinen Schöpfungen zu nehmen, und der wahre Dichter werde sich dessen mit Glück und Erfolg zu bedienen wissen.

In jenem Sinne eines Weltliterators schrieb er denn auch in diesem Jahre noch zwei Aufsätze zur italienischen Literatur: Dante*) und über Manzoni's Adelchi**). Den erstern fügte er als Beilage einem Briefe an Zelter vom 9. September hinzu; er

*) S. G.'s W. Bd. 33, S. 211 ff.
**) Ebendas. S. 261 ff.

wurde hervorgerufen durch die Ueberſetzung von Streckfuß. „Hätte das, was ich anrege," heißt es in dem Briefe, „unſer guter Streckfuß vom Anfange ſeiner Ueberſetzung gleich vor Augen gehabt, ſo wäre ihm Vieles, ohne größere Mühe, beſſer gelungen. Bei dieſem Original iſt gar Manches zu bedenken: nicht allein was der außerordentliche Mann vermochte, ſondern auch was ihm im Wege ſtand; worauf uns dann deſſen Naturell, Zweck und Kunſt erſt recht entgegen leuchtet. Beſieh es genau; wenn Du fürchteſt, es möge ihm wehe thun, ſo erbaue Dich lieber ſelbſt daraus und verbirg es." Als fernere Beilage iſt dem Briefe vom 9. September ein Bruchſtück aus der Abhandlung über die Adelchi beigegeben, und von dem Monolog des Swarto, der jetzt den Schluß der Abhandlung bildet, iſt auch in dem Briefwechſel mit Zelter ſchon unter dem Jahre 1826 die Rede. Seine letzte Abrundung ſcheint der ganze Aufſatz jedoch erſt im nächſten Jahre gewonnen zu haben.

Goethe's fortdauernde Theilnahme an den Alten bekundete eine Nachleſe zu Ariſtoteles Poetik, worin eine neue Erklärung der vielbeſprochenen Stelle, welche die Definition der Tragödie enthält, verſucht wird. Ein Programm von Hermann, das auf drei antike Philoktete (von Aeſchylus, Sophokles und Euripides) aufmerkſam machte, hätte ihn faſt wieder auf die in ſeinem Phaethon eingeſchlagene Bahn gelockt. „Ich mußte mich bald losmachen von dieſen Betrachtungen," ſchrieb er an Zelter; „ſie hatten mir ein Vierteljahr gekoſtet, das ich nicht mehr nebenher auszugeben habe." Zu den ebengenannten Fragmenten des Phaethon fand er, wie er Zeltern am 12. Auguſt meldete, „noch eine gar hübſch erläuternde und eingreifende Stelle." Aus ihr erwuchs der zweite Nachwuchs zum Phaethon unter der Ueberſchrift „Euripides Phaethon noch einmal". Die ſerbiſche Poeſie begleitete er mit ſteter Achtſamkeit und widmete ihr den Aufſatz „Das Neueſte Serbiſcher Literatur". Außerdem gehörte noch eine Kritik von Gerard's hiſtoriſchen Portraits und eine Abhandlung über Mathematik und deren Mißbrauch in das Jahr 1826.

Von Gedichten haben wir zwei zu bemerken: „Bei Betrachtung von Schiller's Schädel" und „An den Herzog Bernhard von Weimar". Das erſtere intereſſirt uns ſchon

durch ſeine metriſche Geſtalt, als Goethe's einziger Verſuch in Terzinenform. Ich vermuthe, daß er durch die Vergleichung des Dante mit der Ueberſetzung von Streckfuß auf dieſe Form geführt, wobei er, wie aus der Beilage zu einem Briefe an Zelter vom 12. Auguſt zu erſehen, ſelbſt den Verſuch machte, einige Stellen nach ſeiner Weiſe deutlicher und gelenker zu übertragen. Schiller's Schädel war ſchon im März durch den Bürgermeiſter Schwabe auf dem Jakobskirchhofe im ſogenannten Kaſſengewölbe unter den dortigen Gebeinen entdeckt worden. Auf Befehl des Großherzogs wurde er den 17. September auf der Bibliothek in das Piedeſtal der Dannecker'ſchen Büſte Schiller's feierlich niedergelegt. Goethe konnte es nicht über ſich gewinnen, der Feierlichkeit beizuwohnen, rief aber dafür dem Freunde dieſe ſchöne Terzinen nach, deren Urſchrift das Datum des 25. September trägt. Das andere Gedicht widmete er am 15. September dem aus Amerika glücklich heimgekehrten Logenbruder Karl Bernhard, Herzog von Sachſen-Weimar-Eiſenach. Ein drittes dieſem Jahre angehöriges Gedicht: „Als ich ein junger Geſelle war", das unter Goethe's Namen curſirt, iſt nicht von ihm, ſondern von Friedrich Förſter, auf Anlaß des Goethe'ſchen Bildniſſes auf einer Taſſe von Ludwig Sebbers aus Braunſchweig *). Goethe ſcherzte bei dieſer Gelegenheit über die Sucht ihn zu malen in den Verſen:

Sibylliniſch mit meinem Geſicht
Soll ich im Alter prahlen!
Je mehr es ihm an Fülle gebricht,
Deſto öfter wollen ſie's mahlen!

Der ruhige Kreislauf des Jahrs 1827, zu dem wir nunmehr übergehen können, war von manchem Erfreulichen, beſonders von einer großen Anzahl ehrender und anregender Beſuche durchflochten. Eingeleitet wurde er jedoch von einem Trauerfalle, durch den in Goethe eine Fülle von Erinnerungen aufgeweckt werden mußte. Frau von Stein ſtarb den 6. Januar nach Vollendung ihres 85. Jahres. Schon längere Zeit durch Steigerung eines alten

*) Nach gefälligen brieflichen Mittheilungen von Varnhagen von Enſe.

Uebels am Beine in's Haus gebannt, hatte sie noch immer freundlich Besuche empfangen und geistige Unterhaltung mit Entfernten durch Briefe geliebt; besonders lebhaft und gemüthlich war ihr Briefwechsel mit Knebel geblieben. Auch von Goethe haben sich bis in die letzten Jahre hin einzelne an sie gerichtete Billete erhalten, die alle von treuer Anhänglichkeit zeugen. Noch am 29. August des vorigen Jahres hatte er ihr mit einem Gedichte folgende Zeilen (auf blauem Glanzpapier mit gepreßtem Rande) geschickt: „Beiliegendes Gedicht, meine Theuerste, sollte eigentlich schließen. Neigung aber und Liebe unmittelbar nachbarlich angeschlossen Lebender durch so viele Zeiten sich erhalten zu sehen, ist das Allerhöchste, was dem Menschen gewährt sein kann. Und so für und für! Goethe." Als ihre Leiden allmälig zunahmen, hatte sie ihre Papiere geordnet und einen Theil derselben, darunter Gedichte von Goethe, für welche ihre treue Gesellschafterin Frau von Ahlefeld vergeblich Fürbitte einlegte, den Flammen übergeben; auch ihre an Goethe gerichteten Briefe, die sie zurückverlangt hatte, blieben leider nicht verschont. Sie hatte bestimmt, daß ihre Leiche nicht an Goethe's Hause vorübergetragen werden solle, weil es ihn angreifen könne. Allein beim Begräbniß am 9. Januar erklärten es die städtischen Leichenordner für unzulässig, daß eine so vornehme Todte auf einem andern, als dem Hauptwege, zum Friedhof geleitet werde.

Am 1. Februar führte der Großherzog unserm Dichter den Kronprinzen von Preußen und die Prinzen Karl und Wilhelm zu. Der Kronprinz blieb mit dem Großherzog gegen drei Stunden bei ihm, und, wie er Eckermann vertraute: „kam Mancherlei zur Sprache, was ihm von dem Geist, dem Geschmack, den Kenntnissen und der Denkweise des jungen Fürsten eine hohe Meinung gab" *). Die Anwesenheit der erlauchten Gäste, welche durch

*) In einem Briefe an Reinhard vom 12. März heißt es: „Von Ihro Königl. Hoheit dem Prinzen sage ich mit Wenigem, daß er auf mich einen vollkommen angenehm-günstigen Eindruck gemacht und mir den Wunsch hinterlassen hat, ihn früher gekannt zu haben und länger zu kennen. Die drei Herren Gebrüder, von meinem Fürsten eines Morgens mir zugeführt, sah ich mit Freude und Verwunderung. Man kann einem Könige Glück wünschen, drei verschiedenartige wohlgebildete Söhne (mit einem vierten, den ich noch nicht

die Verlobung des Prinzen Karl von Preußen mit der Prinzessin Marie von S. Weimar herbeigeführt waren, veranlaßte eine Menge Lustbarkeiten und Feste; allein Goethe war jetzt zu haushälterisch mit Zeit und Kräften, um sich an ihnen viel zu betheiligen. So vermochte ihn auch nicht ein theatralischer Gast, der Schauspieler Krüger aus Berlin, in's Theater zu locken, wo seine Iphigenie gegeben ward. „Was soll mir," heißt es in einem Briefe an Zelter, „die Erinnerung der Tage, wo ich das alles fühlte, dachte und schrieb!" Gegen Eckermann äußerte er, es habe ihm noch nie gelingen wollen, eine vollendete Aufführung seiner Iphigenie zu erleben; und das sei auch die Ursache gewesen, warum er Krüger als Orest nicht habe sehen wollen; denn er leide entsetzlich, wenn er sich mit diesen Gespenstern herumschlagen müsse, die nicht so zur Erscheinung kämen, wie sie sollten. Gegen Ende Aprils fand sich Aug. Wilh. von Schlegel ein, auf einer Durchreise nach Berlin begriffen. Goethe gab ihm zu Ehren einen großen Thee, wozu Alles in Weimar, was Rang und Namen hatte, geladen war. Ganz von Damen umringt, zeigte Schlegel schmale Streifen von indischen Götterbildern vor, so wie den Text von zwei großen indischen Gedichten, von denen, außer ihm und seinem Reisegefährten Dr. Lassen, Niemand etwas verstand. „Er ist zwar in vieler Hinsicht kein Mann," äußerte Goethe im Stillen gegen Eckermann; „aber doch kann man ihm, seiner vielseitigen gelehrten Kenntnisse und seiner großen Verdienste wegen, etwas zu Gute halten." Eine überraschende Erscheinung war der Franzose Ampère, Mitarbeiter des Globe, der gegen den 1. Mai eintraf. Die Art, wie er sich im vorigen Jahre auf Anlaß der Stapfer'schen Uebersetzung über Goethe's dramatische Werke und Bildungsgang ausgesprochen, flößte diesem das lebhafteste Interesse für den einsichtsvollen Beurtheiler ein. Er hatte sich Ampère's Persönlichkeit klar zu machen gesucht, und war mit seinen Freunden darüber einig geworden, daß es wenig-

kenne) vor sich heranwachsen zu sehen." Uebereinstimmend damit äußerte sich Goethe ein Jahr später gegen Eckermann: „Große Hoffnungen setze ich auf den jetzigen Kronprinzen von Preußen. Nach Allem, was ich von ihm kenne und höre, ist er ein sehr bedeutender Mensch! Und das gehört dazu, um wieder tüchtige und talentvolle Leute zu erkennen und zu wählen!"

stens ein Mann von mittlern Jahren sein müsse, um die Wechselwirkung von Leben und Dichten so aus dem Grunde zu verstehen. Wie erstaunten sie daher, als sich Ampère als ein lebensfroher Jüngling von einigen zwanzig Jahren darstellte; und nicht geringer war ihre Verwunderung, als sich im Verlauf des Gesprächs mit ihm ergab, daß sämmtliche Mitarbeiter des Globe, deren besonnenes Urtheil und reife Bildung sie so manchmal gepriesen, lauter junge Leute seien! Da traten die Vortheile recht hervor, die eine Weltstadt wie Paris, wo die vorzüglichsten Köpfe eines großen Reiches miteinander in täglichem Verkehr sind, zur Beschleunigung der Bildung und Geisteskräfte gewährt.

Vom 12. Mai an brachte Goethe ungefähr einen Monat lang in seiner Gartenwohnung zu, wo ihn die Einsamkeit in manchen Arbeiten glücklich förderte. Obwohl vom Wetter nicht begünstigt, würde er die dortige „separat-extemporirte Studentenwirthschaft" länger fortgesetzt haben, wenn ihn nicht die Ankunft des Grafen Sternberg in die Stadt zurückgerufen hätte. Die Anwesenheit eines so bedeutenden Mannes durfte er nicht versäumen; er ehrte und bewunderte in ihm den kenntnißreichen Gelehrten, den gewandten Weltmann und den gediegenen Charakter. „Wenn man bei der Jugend," schrieb er an Zelter, „so viel Anmaßlich-Fahriges, bei dem Alter so viel Eigensinnig-Stockendes sich muß gefallen lassen, so ist es erst wahres Leben mit einem Manne, der mit so viel Maß und Ziel, mit immer gleichem Antheil den edelsten Zwecken entgegengeht." Bald darauf sprach Matthisson bei unserm Dichter ein, und erfreute ihn durch Vorlesung der Helena. Sein diesjähriges Geburtstagsfest wurde durch die Theilnahme eines königlichen Gastes verherrlicht. In der Nacht des 27. August kam der König von Baiern in Weimar an und erklärte am folgenden Morgen, daß er ausdrücklich um des 28. willen hergekommen sei, beehrte den Dichter, als er gerade im Kreise seiner Angehörigen und Freunde sich befand, mit seinem Besuche, und übergab ihm das Großkreuz des Verdienstordens der Baierischen Krone. In einem längern vertrauten Gespräch über Goethe's Schriften, seinen Aufenthalt in Italien u. A. zeigte sich der König mit des Dichters Leistungen und Laufbahn vollkommen vertraut und bewährte sich zugleich

als wohlbewanderten Kunstkenner und Kunstfreund. Die feierliche Art, wie Goethe über diesen Besuch an Zelter berichtet*), läßt den hohen Werth erkennen, den er auf diese Ehrenbezeugung legte.

Sogar in den Herbst- und Wintermonaten fehlte es nicht an erheiterndem Zuspruch interessanter Gäste. In der letzten Hälfte des Septembers besuchte ihn der Geh. Rath Streckfuß, als Uebersetzer von Dante's Divina commedia von ihm hochgeschätzt. Nach seiner Abreise urtheilte Goethe über ihn: „Die Schärfe und Besonnenheit des Geschäftsmannes, der als solcher an Welt und Staat durchaus Theil nimmt, die Milde eines poetisch-praktischen Sinnes, der gerade nicht Stoff und Gehalt aus sich selbst nehmen, sondern lieber dem vorhandenen auswärtigen eine vaterländische Form geben und sich und Andere damit gründlich erfreuen will: Dieses, in einer Individualität zusammen, macht den angenehmsten Eindruck und hinterläßt eine wohlthätige Erinnerung." Wenige Tage vorher war der junge hessische Maler Zahn, aus Neapel und Pompeji zurückkehrend, eingetroffen, der einen großen Schatz von Durch- und Nachzeichnungen der am letzten Orte jüngst ausgegrabenen Gemälde mitbrachte. Hatte dieser unserm Dichter den schönen Süden, das Land seiner liebsten Erinnerungen zurückgerufen, so vergegenwärtigte ihm Zelter, der am 13. October ankam, durch seine originellen, höchst lebendigen Schilderungen zwei Hauptbrennpunkte deutscher Cultur und Kunst, Berlin und München, aus welcher letztern Hauptstadt er eben von einem Reiseausflug zurückkehrte. Zu ihm gesellte sich Hegel, gleichfalls auf der Heimfahrt von einer größern Reise begriffen, und gab Aufklärung über die neuesten Pariser Zustände; und bald nach der Abreise der beiden Berliner Gäste langte der Graf Reinhard an, von Christiania kommend, und entwarf Goethe'n ein helles Gemälde jener nordischen Länder. Gegen Mitte Novembers gab die berühmte Sängerin Sonntag in seinem Abendzirkel „einige Musterstücke ihres außerordentlichen Talents."

So finden wir Könige und Fürsten, ernste Gelehrte und heitere Welt- und Staatsmänner, Dichter, Musiker, Maler und Künstler jeder Art, Notabilitäten des Auslandes wie des Inlandes, nach

*) Briefwechsel Nr. 560.

Weimar zu dem alten Dichterfürsten pilgern, um ihm den Tribut der Verehrung und Liebe zu bringen. Dazu kamen fortdauernd die mannigfachsten Zusendungen von Nahe und Fern, in solcher Fülle, daß mehr als ein Menschenleben dazu gehört hätte, um sie alle gebührend zu erwiedern. Goethe mußte, wie leid es ihm that, das Meiste ganz unbeantwortet lassen; denn mit oberflächlichen Redensarten Jemand abzufertigen, hielt er für unwürdig. Er war in früherer Zeit, als er mit dem Fürsten Primas, damals noch Statthalter in Erfurt, in näherem Verkehr stand, oft Zeuge gewesen, wie dieser solche Erwiederungsbriefe zu Hunderten schrieb, die sich alle ähnlich waren und alle aus Phrasen bestanden. Da er nun von jeher eine unbedingte Wahrheitsliebe gegen sich und Andere zu behaupten trachtete, so hatte er sich damals hoch und theuer geschworen, in gleichem Falle, mit dem ihn seine Celebrität schon früh bedrohte, nie und nimmermehr sich einem solchen Verfahren hinzugeben.

Von den dießjährigen Sendungen erwähnen wir nur einige. Gegen Anfang des Jahrs schickte der Geh. Rath Beuth aus Berlin eine „kostbare Sendung alter und neuer Kunstwerke“ *), wozu auch wohl die Gypspasten nach dem Stoschischen Cabinet gehörten, deren Eckermann, freilich erst unter dem 9. Juli, gedenkt. „Wollte ich mit Worten aussprechen,“ schrieb Goethe darüber an Zelter, „wie viel mir dergleichen Mittheilungen werth sind, so würde ich zu übertreiben scheinen; denn wenn sich der Berg nicht entschlösse, zum Propheten zu kommen, so würde mir in meiner Zelle nur wenig Kunstgenuß zu Gute gehen.“ In denselben Tagen schickte ihm Gérard aus Paris, der tüchtigste Schüler Davids, einen großen Kupferstich nach seinem Gemälde, „Eintritt Heinrich's IV. in Paris“ zum Geschenk, nach Goethe's Urtheil in einem Brief an Zelter, „ein Meisterstück, das als der Gipfel dessen betrachtet werden müsse, was Malerei und Stichkunst in unsern Tagen vereinigt unternehmen und leisten.“ Durch Zelter's Vermittlung kamen ihm von dem Maler Ternite aus Berlin Copien Pompejanischer Wandgemälde zu, worüber in Kunst und Alterthum (Bd. VI, Heft I, S. 169 ff.)

*) Briefwechsel mit Zelter, Nr. 516.

ein sehr lobendes Urtheil gefällt ist. Der Landschaftsmaler Rösel, Professor an der Zeichen-Akademie zu Berlin, hatte schon zum 28. August 1825 und 1826 ein paar Geburtstagsgaben eingesandt, ohne darauf eine Antwort erhalten zu haben. Die erste Sendung bestand aus einer Zeichnung und zwölf Abdrücken des Höfchens von Goethe's Geburtshause, die zweite enthielt zwei ausgeführte treue Zeichnungen von Tasso's Geburtshause in Sorento und die väterliche Burg des Götz von Berlichingen zu Jaxthausen. Gerührt, daß Rösel am Glauben festhielt und zum 28. August dieses Jahrs ein nochmaliges Geschenk überschickte, erfreute der Dichter ihn mit den Versen „An Professor Rösel“, die sich unter den „Zuschriften und Erinnerungsblättern“ finden *). Die liebste Sendung aber zu seinem dießjährigen Geburtstage war ihm ein trefflich gelungenes Portrait Zelter's von Begas. Endlich gedenken wir noch einer Beschreibung der Insel Helgoland mit schönen Belegen aus der unorganischen und organischen Natur, die ihm im October zukam, und eines höchst erfreulichen Briefes von Walter Scott. Eckermann veröffentlichte diesen Brief in dem dritten Theile seiner Gespräche mit Goethe, und es scheint daraus hervorzugehen, daß der deutsche Dichter sich zuerst brieflich an den englischen gewandt hatte. Besonders fühlte Goethe sich durch das brüderliche Vertrauen beglückt, womit Scott seine Familienverhältnisse in dem Briefe zur Sprache bringt.

Von diesen geist- und gemüthquickenden Genüssen zu seinem schriftstellerischen Thun und Schaffen zurückkehrend, finden wir seine Beschäftigungen während der ersten vier Monate des Jahres 1827 in einem Briefe an Zelter vom 19. März angedeutet: „Bei mir geht es ruckweise; erst muß ich den italienischen Manzoni, dann Kunst und Alterthum, die nächste Lieferung meiner Werke, vielleicht bald die Schiller'schen Briefe befördern.“ Das Erste bezieht sich auf die in diesem Jahre bei Frommann in Jena erschienenen Opere poetiche di Alessandro Manzoni, con prefazione di Goethe. Das Vorwort war eigentlich bloß eine Zusammenstellung der früher in Kunst und Alterthum gebrachten Aufsätze über

*) G.'s W. Bd. 6, S. 143.

Manzoni; nur das über die Tragödie Adelchi Gesagte *) war neu. Von Goethe's sämmtlichen Werken wurde im März der vierte Band gedruckt. „Vierzehn Bogen," schrieb er an Zelter, „liegen schon vor mir; der nächste Transport bringt die Helena, welches fünfzigjährige Gespenst endlich im Druck zu sehen, mir eine eigene Empfindung machen wird." Neben der Schiller'schen Correspondenz beschäftigte ihn auch noch immer die mit Zelter, die unter Beihülfe Riemer's in stillen Abendstunden revidirt ward und zu erheiternder Unterhaltung Anlaß gab.

Kunst und Alterthum blieb ihm fortdauernd, was freilich der Titel wenig errathen ließ, ein Organ, um sich über die neuesten poetischen Leistungen des In- und Auslandes auszusprechen. An den jüngsten deutschen Dichtern hatte er keine besondere Freude. „Die Poeten schreiben alle," klagte er gegen Eckermann, „als wären sie krank und die ganze Welt ein Lazareth ... Ich habe ein gutes Wort gefunden, um diese Herren zu ärgern. Ich will ihre Poesie die Lazareth-Poesie nennen; dagegen die ächt Tyrtäische diejenige, die nicht bloß Schlachtlieder singt, sondern auch den Menschen mit Muth ausrüstet, die Kämpfe des Lebens zu bestehen." Er hatte daher auch keine Lust, sich mit der Beurtheilung einzelner Schriften viel abzugeben und stellte als Anhang zu einem Aufsatz „Neueste deutsche Poesie" **) in Bausch und Bogen eine sehr lakonische und räthselhafte „Würdigungstabelle poetischer Productionen der letzten Zeit" auf. Zu einem, gleichfalls nicht erfreulichen Rückblick auf frühere Epochen der deutschen Literatur veranlaßte ihn Jacobi's auserlesener Briefwechsel, der in diesem Jahre erschien. „Man sieht hier," äußerte er sich gegen Eckermann, „lauter gewissermaßen bedeutende Menschen, aber keine Spur von gleicher Richtung und gemeinsamem Interesse. Sie kommen mir vor wie die Billardkugeln, die auf der grünen Decke blind durcheinander laufen, ohne von einander zu wissen, und die, sobald sie sich berühren, nur desto weiter auseinander fahren." Aehnliche Gedanken sprach er in

*) S. oben S. 335 f.
**) G.'s W. Bd. 32, S. 449 f.

einer Anzeige dieser Schrift aus, die sich jetzt in seinen Werken unter der Rubrik „Ferneres über deutsche Literatur" findet *).

Mit ungleich größerer Theilnahme verfolgte er die Entwickelung der französischen Literatur. Im Januar las er die Gedichte der Demois. Gay und äußerte sich darüber gegen Eckermann mit großem Lobe. „Die Franzosen," fügte er hinzu, „machen sich heraus, und es ist der Mühe werth, daß man sich nach ihnen umsieht. Ich bin mit Fleiß darüber her, mir von dem Stande der neuesten französischen Literatur einen Begriff zu machen, und, wenn es glückt, mich auch darüber auszusprechen. Es ist mir höchst interessant, zu sehen, daß diejenigen Elemente bei ihnen erst anfangen zu wirken, die bei uns längst durchgegangen sind." Als außergewöhnliche Talente, „die, ein Fundament in sich selber tragend, von der Gesinnungsweise des Tages sich frei erhielten," bewunderte er Béranger und den Verfasser des Theaters der Clara Gazul (Mérimée). Béranger's unvergleichliche Lieder hatte er fast täglich in Gedanken, und durch ihn versöhnte er sich beinahe mit der politischen Poesie. „Béranger," äußerte er sich gegen Eckermann, „hat sich in seinen politischen Gedichten als Wohlthäter seiner Nation erwiesen. Nach der Invasion der Alliirten fanden die Franzosen in ihm das beste Organ ihrer gedrückten Gefühle. Er richtete sie auf durch vielfache Erinnerungen an den Ruhm der Waffen unter dem Kaiser." Doch erkannte Goethe immerhin den heitern Liebesliedern Béranger's den Vorzug vor seinen politischen Gedichten zu. An dem Theater der Clara Gazul bewunderte er die Geistesreife des Verfassers bei seiner Jugend. Ein zweites Werk desselben Schriftstellers La Guzla, poésies lyriques. Paris 1827, ließ ihn über die Gewandtheit erstaunen, womit dieser gleichsam unter der Maske fremder Nationen als Dichter auftrat. Goethe widmete der Production eine rühmende Kritik, die in seinen Werken unter dem Abschnitt „Französische Literatur" aufgenommen ist **). Anderer Natur war sein Interesse an den Memoiren Robert Guillemard's. Sie sind eine Production von der Art des jungen Feldjägers, den er im

*) Bd. 32, S. 340 f.
**) G.'s W. Bd. 33, S. 91 ff.

Jahre 1824 in die Welt eingeführt hatte. Mittlerweile war noch des jungen Feldjägers Kriegskamerad, gleichfalls von ihm bevorwortet *), und des jungen Feldjägers Landsmann (1827) erschienen. Diesen Schriften zweier Thüringer und eines Elsassers aus der mittlern und niedern Classe schloß sich das Werk des französischen Sergeanten durchaus harmonisch an, und Goethe fand sich gerne bereit, eine zu Leipzig erscheinende Uebersetzung desselben mit einer empfehlenden Einleitung auszustatten **). Alle diese Schriften erregten, wie früher das Leben Cellini's, als naive individuelle Bekenntnisse seine besondere Theilnahme.

In der englischen Literatur trat in diesem Jahre ein Werk hervor, auf das er im Voraus höchst begierig war, das Leben Napoleons von Walter Scott. Der Verfasser hatte es ihm in dem obenerwähnten Briefe selbst angekündigt. Nicht bloß der Stoff, den er mit durchgelebt und durchempfunden hatte, sondern auch die Persönlichkeit und Weltansicht des Erzählers war es, was sein Interesse in hohem Grade aufregte. Er hatte erst eben die Lectüre des Werkes begonnen, als er schon eine vorläufige Anzeige ***) schrieb, die freilich mehr Schema als Ausführung zu nennen ist. Aus einem Briefe an Reinhard vom 28. Januar des nächsten Jahres sehen wir, daß die Beschäftigung mit dem Werke dem Jahresschluß angehörte.

Ueber dem Westen vergaß er nicht den Osten und Südosten. Außer den Serbischen Gedichten, wovon jetzt wieder eine Sammlung von Gerhard übersetzt erschien †), interessirte ihn vor Allem eine Prager Zeitschrift, die ihn, wie er Zeltern am 11. März schrieb, „mit Vergnügen in jene Zustände, die ihn sonst so nahe berührten, hineinblicken ließ." Es war die Monatsschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen. Von seinem regen Antheil an diesem Unternehmen zeugt die umfassende Besprechung, die er ihr mit Beihülfe Varnhagen's widmete *). Selbst die Poesie des entlegensten Ostens, die chinesische, gewann seine Aufmerksamkeit. Ende Januars fand ihn Eckermann über der Lectüre eines chinesischen Romans, dem er reichliches Lob spendete, und, insofern darin Alles verständig, sittlich und bürgerlich ohne große Leidenschaft und poetischen Schwung zuging, eine gewisse Aehnlichkeit mit seinem Hermann und Dorothea und Richardson's Romanen zuerkannte. Aus einem chrestomatisch-biographischen Werke: „Gedichte hundert schöner Frauen," theilte er in Kunst und Alterthum Notizen und Gedichtchen mit, um „die Ueberzeugung zu geben, daß es sich, trotz aller Beschränkungen, in diesem sonderbar merkwürdigen Reiche noch immer leben, lieben und dichten lasse" **).

Der vierwöchentliche Garten-Aufenthalt im Mai und Juni brachte auch seine poetische Ader wieder in Fluß. Nachdem er den zweiten Theil der Wanderjahre abgeschlossen hatte, fuhr er am Faust fort, „gerade da," wie er an Zelter berichtet, „wo Faust aus der antiken Wolke sich niederlassend, wieder seinem bösen Genius begegnet." Daneben studirte er fleißig „zwei starke Octavbände, worin die Engländer ihre lebenden Dichter kurz biographisch, oder in Beispielen vorführten," und beschäftigte sich auch, wie es scheint, mit einer Sammlung altschottischer Lieder; wenigstens entstanden damals zwei Uebersetzungen oder Bearbeitungen schottischer Gedichte, von denen eines sich in Goethe's Werken unter der Rubrik „Aus fremden Sprachen" mit der bloßen Ueberschrift „Hochländisch" findet. Goethe legte es einem Briefe an Zelter vom 9. Juni bei, indem er die Meinung äußerte, „es behaupte wohl (in der Uebertragung) seinen starren, derben Charakter." In spätern Briefen, wo er auf das Gedicht zurückkommt, nennt er es den Wanderer oder den Schottischen Wanderer. Das andere Gedicht „Gutmann und Gutweib" übersandte er am 17. Juli an Zelter und bezeichnete es als Landsmann des vorhergehenden. In einer Beilage des Briefes heißt es: „Den guten Empfang meines Schottischen Wanderers erwiedere (ich) durch eine Ballade, die ich

*) G.'s W. Bd. 32, S. 319 ff.
**) Ebendas S. 323 ff.
***) Ebendas. Bd. 33, S. 166 ff.
†) Ebendas. S. 312 f.

*) G.'s W. Bd. 32, S. 380 ff. Vergl. oben S. 313.
**) Ebendas. Bd. 33, S. 345 ff.

nicht rühmen darf; sie steht sehr hoch; die glückliche Verschmelzung des Epischen und Dramatischen in höchst lakonischem Vortrag ist nicht genug zu bewundern. Was mir noch weiter von dergleichen zu Theil wird, soll alsbald erfolgen. Das sind denn doch Früchte meines Gartenaufenthaltes." Die Art, wie sich hier Goethe über das Gedicht ausspricht, zeigt deutlich, daß es nicht minder, als das vorhergehende, nur Uebertragung eines schottischen Originals ist, obgleich er es sich durch Aufnahme unter die Balladen zugeeignet hat. Der Besuch des Grafen Sternberg rief zwei Gedichte an denselben hervor, die sich in den „Zuschriften und Erinnerungsblättern" finden*). Das Interesse an der chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten ein**), die uns stellenweise noch an die süßesten Töne seiner Jugendlyrik gemahnen. Wie er einst im westöstlichen Divan ein Band zwischen Orient und Occident gewebt hatte, so fühlte er jetzt noch den Muth, ein Band zwischen der Heimath und jenem fernen Reich der Mitte, und damit zugleich einige neue Maschen zu dem Völker und Zeiten umspannenden Netze der Weltliteratur zu knüpfen.

*) G.'s W. Bd. 6, S. 106 f.
**) Ebendas. Bd. 2, S. 311 ff.

Vierzehntes Capitel.

Das Jahr 1828: Faust fortgesetzt. Prolog zu Hans Sachsens poetischer Sendung. Gedicht bei Ueberreichung der ersten Erzeugnisse der Stotternheimer Saline. Anderweitige Arbeiten. Tod des Großherzogs. Aufenthalt in Dornburg. Dornburger Gedichte. Besuche im Herbst. Arbeitet an den Wanderjahren. Festlied zu Zelter's Geburtstag. — Das Jahr 1829: Lebensereignisse. Beendigung der Wanderjahre. Erzählung des zweiten Aufenthalts in Rom. Fortsetzung des Faust. Die Herausgabe des Briefwechsels mit Schiller. Gedicht „Vermächtniß". Lectüre. — Das Jahr 1830: Tod der Großherzogin Louise. Faust fortgesetzt. Artistische Zusendungen. Interesse am Streit zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire. Tod seines Sohnes. Gefährliche Erkrankung Goethe's. Uebersicht der Schriften des Jahres 1830.

Goethe genoß fürwahr eines so glücklichen Alters, wie es wenigen Sterblichen beschieden worden. Es war der lange und mild fortleuchtende Abend eines herrlich glänzenden Tages. Ueber alle Sorgen und Mühen um irdische Güter emporgehoben, unter dem Genusse alles Edeln und Schönen, in einem Zirkel innig ergebener Angehörigen und Freunde, sah er die Anerkennung seiner Bestrebungen in immer weitern Kreisen sich verbreiten, die Früchte seines Wirkens immer reicher aufsprießen. Dennoch theilte er das Loos aller Erdgeborenen. Er sah stufenweise die Dämmerung seines Lebens hereinbrechen, sah eine Blüthe des Daseins nach der andern abfallen, einen Freund nach dem andern von seiner Seite schwinden. Das Triennium, welches wir für das hiermit beginnende Capitel abgegränzt haben, ist durch zwei schwere Verluste bezeichnet: in dem ersten Jahre ward ihm der fürstliche Freund, mit dem er ein halbes Jahrhundert zusammengelebt und gestrebt hatte, in dem dritten durch einen frühen, unerwarteten Tod der einzige, geliebte Sohn entrissen. „Lange leben heißt viele überleben," hatte er im vorigen Jahre an Zelter geschrieben. „Mir erscheint der zunächst mich berührende Personenkreis wie ein Convolut sibyllinischer Blätter, deren eins nach dem andern, von Lebensflammen aufgezehrt, in der Luft zerstiebt und dabei den überbleibenden von Augenblick zu Augenblick

höhern Werth verleiht. Wirken wir fort, bis wir, vor oder nacheinander, vom Weltgeist berufen in den Aether zurückkehren!" Dieser Gesinnung gemäß werden wir ihn auch weiterhin handeln sehen. Von den schmerzlichsten Schlägen rafft er sich sofort zu einer neuen kräftigenden Thätigkeit empor.

Das Jahr 1828 begann er mit fleißiger Fortarbeit an seinem Faust. Er mochte gar zu gerne, wie er an Zelter schrieb, die zwei ersten Acte fertig bringen, „damit Helena als dritter Act sich ganz ungezwungen anschlösse, und, genugsam vorbereitet, nicht mehr phantasmagorisch und eingeschoben, sondern in ästhetisch-vernunftgemäßer Folge sich erwiese." Freilich ging es mit diesen Arbeiten nicht mehr, wie in früherer Zeit. Noch vor zehn, zwölf Jahren, als er sich mit dem Divan beschäftigte, war er productiv genug, in einem Tage zwei oder drei solcher Gedichte zu machen; und ob auf freiem Felde, im Wagen oder Gasthof, es war ihm Alles gleich. „Jetzt, am zweiten Theile des Faust," klagte er in den Gesprächen mit Eckermann, „jetzt kann ich nur in den frühen Stunden des Tages arbeiten, wo ich mich vom Schlaf erquickt und gestärkt fühle und die Fratzen des täglichen Lebens mich noch nicht verwirrt haben. Und doch, was ist es, das ich ausführe! Im allerglücklichsten Falle nur eine geschriebene Seite; in der Regel aber nur so viel, als man auf den Raum einer Hand breit schreiben kann, und oft, bei unproductiver Stimmung noch weniger."

War der Faust ein Band, das, sich beinahe durch sein ganzes Leben schlingend, Alter und Jugend mit einander verknüpfte, so ward er jetzt durch eine zufällige Anregung zu einer andern Jugendproduction nach langen Jahren wieder zurückgeführt. Der Generalintendant der königl. Schauspiele zu Berlin, Graf Brühl, wandte sich im Januar an Goethe mit der Anfrage, ob er es gestatte, daß bei der Aufführung des Deinhard'schen Stückes „Hans Sachs", statt des vom Dichter vorangeschickten Prologs, jenes ältere Gedicht „Hans Sachsens poetische Sendung" gesprochen würde. Goethe erklärte sich damit einverstanden, meinte aber, weil das Gedicht die Beschreibung eines Gemäldes enthält, so müsse man, um nicht durch unerwartetes Eintreten unverständlich zu werden, an einige Einleitung denken. Er erbot sich daher einen kurzen Prolog

in gleichem Sinn und Styl zu schreiben, welcher Vorhaben und Absicht erklären und zugleich den übrigen Vortrag anschaulicher machen sollte. Der Graf Brühl ergriff dieses Anerbieten mit Freude, und so schickte ihm Goethe am 26. Januar einen Prolog, der von dem jüngern Devrient in der Tracht eines alten Nürnberger Bürgers gesprochen wurde. Er fehlt in Goethe's Werken, und ist erst 1846 von Riemer in den „Briefen von und an Goethe" veröffentlicht worden *). Der Anfang ist etwas moderner gehalten, damit der Zuhörer nicht gleich von etwas Fremdartigem getroffen würde; alsdann geht der Ton in's Aeltere hinüber, so daß sich die Beschreibung des Bildes ganz gleichartig anschließt.

Zu einer neuen poetischen Production gab der dießjährige Geburtstag der Großherzogin Luise (den 30. Januar) Veranlassung. Dieses Fest ward unter Anderm auch dadurch gefeiert, daß die ersten Erzeugnisse der Saline zu Stotternheim, einem unweit des Etternberges in einer großen Fläche gelegenen Dorfe, von dem Salinen-Director Glenck überreicht, und dazu ein von Goethe verfaßter dichterischer Dialog zwischen drei Maskenfiguren, einen Gnomen, die Geognosie und die Technik vorstellend, gesprochen wurde **). Daß unser Dichter sich für dieses bergmännische Unternehmen sehr interessiren mußte, läßt schon der lebhafte Antheil erwarten, den er vor Jahren an dem Ilmenauer Bergbau genommen. Er war jedoch noch auf eine andere, nähere Weise an dieser Unternehmung betheiligt. Durch den Flötzbergbau veranlaßt, hatte er sich zuerst mit der Geognosie befreundet und mehrere Jahre seines Lebens daran verwandt, die Folgerichtigkeit solcher übereinander geschichteten Massen zu studiren. Hierbei war in ihm die Ueberzeugung entstanden, daß die Flötzlagen des nördlichen Deutschlands mit denen des südlichen vollkommen übereinstimmen müßten. Vermuthlich hatte er diese Ueberzeugung auf Glenck zu übertragen gewußt, der nun einen Bohrversuch auf Salz anstellte und in einer Tiefe von 762 Fuß die Sohle des Festsalzes glücklich erreichte und

*) Mitgetheilt im dritten Theile meines Commentars zu Goethe's Gedichten S. 349 ff.

**) S. G.'s W. Bd. 6, S. 23 ff.

höhern Werth verleiht. Wirken wir fort, bis wir, vor oder nacheinander, vom Weltgeist berufen in den Aether zurückkehren!" Dieser Gesinnung gemäß werden wir ihn auch weiterhin handeln sehen. Von den schmerzlichsten Schlägen rafft er sich sofort zu einer neuen kräftigenden Thätigkeit empor.

Das Jahr 1828 begann er mit fleißiger Fortarbeit an seinem Faust. Er mochte gar zu gerne, wie er an Zelter schrieb, die zwei ersten Acte fertig bringen, „damit Helena als dritter Act sich ganz ungezwungen anschlösse, und, genugsam vorbereitet, nicht mehr phantasmagorisch und eingeschoben, sondern in ästhetisch-vernunftgemäßer Folge sich erwiese." Freilich ging es mit diesen Arbeiten nicht mehr, wie in früherer Zeit. Noch vor zehn, zwölf Jahren, als er sich mit dem Divan beschäftigte, war er productiv genug, in einem Tage zwei oder drei solcher Gedichte zu machen; und ob auf freiem Felde, im Wagen oder Gasthof, es war ihm Alles gleich. „Jetzt, am zweiten Theile des Faust," klagte er in den Gesprächen mit Eckermann, „jetzt kann ich nur in den frühen Stunden des Tages arbeiten, wo ich mich vom Schlaf erquickt und gestärkt fühle und die Fratzen des täglichen Lebens mich noch nicht verwirrt haben. Und doch, was ist es, das ich ausführe! Im allerglücklichsten Falle nur eine geschriebene Seite; in der Regel aber nur so viel, als man auf den Raum einer Hand breit schreiben kann, und oft, bei unproductiver Stimmung noch weniger."

War der Faust ein Band, das, sich beinahe durch sein ganzes Leben schlingend, Alter und Jugend mit einander verknüpfte, so ward er jetzt durch eine zufällige Anregung zu einer andern Jugendproduction nach langen Jahren wieder zurückgeführt. Der Generalintendant der königl. Schauspiele zu Berlin, Graf Brühl, wandte sich im Januar an Goethe mit der Anfrage, ob er es gestatte, daß bei der Aufführung des Deinhard'schen Stückes „Hans Sachs", statt des vom Dichter vorangeschickten Prologs, jenes ältere Gedicht „Hans Sachsens poetische Sendung" gesprochen würde. Goethe erklärte sich damit einverstanden, meinte aber, weil das Gedicht die Beschreibung eines Gemäldes enthält, so müsse man, um nicht durch unerwartetes Eintreten unverständlich zu werden, an einige Einleitung denken. Er erbot sich daher einen kurzen Prolog

in gleichem Sinn und Styl zu schreiben, welcher Vorhaben und Absicht erklären und zugleich den übrigen Vortrag anschaulicher machen sollte. Der Graf Brühl ergriff dieses Anerbieten mit Freude, und so schickte ihm Goethe am 26. Januar einen Prolog, der von dem jüngern Devrient in der Tracht eines alten Nürnberger Bürgers gesprochen wurde. Er fehlt in Goethe's Werken, und ist erst 1846 von Riemer in den „Briefen von und an Goethe" veröffentlicht worden *). Der Anfang ist etwas moderner gehalten, damit der Zuhörer nicht gleich von etwas Fremdartigem getroffen würde; alsdann geht der Ton in's Aeltere hinüber, so daß sich die Beschreibung des Bildes ganz gleichartig anschließt.

Zu einer neuen poetischen Production gab der dießjährige Geburtstag der Großherzogin Luise (den 30. Januar) Veranlassung. Dieses Fest ward unter Anderm auch dadurch gefeiert, daß die ersten Erzeugnisse der Saline zu Stotternheim, einem unweit des Etternberges in einer großen Fläche gelegenen Dorfe, von dem Salinen-Director Glenck überreicht, und dazu ein von Goethe verfaßter dichterischer Dialog zwischen drei Maskenfiguren, einen Gnomen, die Geognosie und die Technik vorstellend, gesprochen wurde **). Daß unser Dichter sich für dieses bergmännische Unternehmen sehr interessiren mußte, läßt schon der lebhafte Antheil erwarten, den er vor Jahren an dem Ilmenauer Bergbau genommen. Er war jedoch noch auf eine andere, nähere Weise an dieser Unternehmung betheiligt. Durch den Flötzbergbau veranlaßt, hatte er sich zuerst mit der Geognosie befreundet und mehrere Jahre seines Lebens daran verwandt, die Folgerichtigkeit solcher übereinander geschichteten Massen zu studiren. Hierbei war in ihm die Ueberzeugung entstanden, daß die Flötzlagen des nördlichen Deutschlands mit denen des südlichen vollkommen übereinstimmen müßten. Vermuthlich hatte er diese Ueberzeugung auf Glenck zu übertragen gewußt, der nun einen Bohrversuch auf Salz anstellte und in einer Tiefe von 762 Fuß die Sohle des Festsalzes glücklich erreichte und

*) Mitgetheilt im dritten Theile meines Commentars zu Goethe's Gedichten S. 349 ff.

**) S. G.'s W. Bd. 6, S. 23 ff.

heraufförderte. Ungefähr zwei Jahre später (Ende Octobers 1829) erlebte Goethe noch die Freude, daß Glenck durch ein Bohrloch von 1170 Fuß auch Krystallsalz in ganz reiner Gestalt fand. Er meldete es seinem Freunde Zelter, indem er, auf unser Gedicht zurückdeutend, hinzufügte: „Wir wollen hier ehrenvoll der Fortschritte gedenken, Kenntniß und Technik seit fünfzig Jahren dergestalt gesteigert zu sehen, daß Einer kühn genug ist, bei 1200 Fuß in die Erde hineinzubohren, voraus wissend und sagend, was da gefunden werden müsse. Das ist viel, aber nicht genug; nun muß auch dieser Schatz gehoben und als eins der nothwendigsten Bedürfnisse zum allgemeinen Gebrauch heraufgefördert werden. Doch sind denn auch die großen Mittel vorhanden, die wir der Physik, der Mechanik und Chemie verdanken. Hast Du früher einige Aufmerksamkeit dem Dir mitgetheilten Gedichte gegönnt, so wirst Du Dir gefallen lassen, daß ich hierüber so weitläufig geworden bin" *). — Diese glücklichen Versuche befestigten Goethe, wie er in dem Aufsatz „Verschiedene Bekenntnisse" **) gesteht, in seinem alten Glauben an die Consequenz der Flötzbildung und vermehrte seinen Unglauben an „das Heben, Drängen, Aufwälzen, Quetschen, Schleudern und Schmeißen," welches die neuere Geologie an die Stelle der ruhigen Bildung der Erdoberfläche auf neptunischem Wege setzte.

Der herannahende Frühling schien ihn dieses Jahr, wie er Zeltern berichtete, mehr als jemals zu erfreuen. „Meine Sehnsucht," schrieb er, „geht wenigstens in den Kreis der Umgegend, wenn mich die steigende Sonne nicht gar wieder nach Böhmen hineinführt." Er mußte sich aber damit begnügen, in freundlichen Stunden einen Ausflug in seinen Garten am Stern zu machen; denn ein neues Heft von Kunst und Alterthum und die nächste Lieferung seiner Werke gab sehr viel zu schaffen. „Unterdessen schielt mich Faust von der Seite an;" schrieb er den 22. April an Zelter, „und macht die bittersten Vorwürfe, daß ich nicht ihm, als dem Würdigsten, den Vorzug der Arbeit zuwende und alles Uebrige bei

*) Diese Briefstelle kann füglich für eine allgemeine Interpretation des Gedichtes gelten.

**) S. G.'s W. Bd. 40, S. 298 ff.

Seite schiebe." Im Mai begann er, „um Tag und Stunde noch mehr zu belasten, das Märchen seines zweiten Aufenthaltes in Rom zu dictiren." Dazu kam ein unaufhörlicher Zudrang von Manuscripten, denen er nachhelfen, von Drucksachen, zu denen er ein freundliches Wort sagen sollte, — eine Noth, woran er auch einst den ungeduldigen Wieland im Alter hatte leiden sehen; und vollends mit der von ihm aufgerufenen Weltliteratur erging es ihm beinahe wie seinem Zauberlehrling. Schottland und Frankreich ergossen fast täglich ihre Ströme über ihn aus. An durchreisenden Fremden fehlte es auch kaum einen Tag; aber er gestand Eckermann, daß er „an den persönlichen Erscheinungen, besonders junger deutscher Gelehrten aus einer gewissen nordöstlichen Richtung wenig Freude habe. Kurzsichtig, blaß," sagte er, „mit eingefallener Brust, jung ohne Jugend, das ist das Bild der Meisten, wie sie sich mir darstellen. Und wie ich mich mit ihnen in ein Gespräch einlasse, habe ich gleich zu bemerken, daß ihnen dasjenige, woran unser Einer Freude hat, nichtig und trivial erscheint, daß sie ganz in der Idee stecken und nur die höchsten Probleme der Speculationen sie zu interessiren geeignet sind."

Die fünfte Lieferung von Goethe's sämmtlichen Werken mußte auf Weihnachten zum Druck abgeliefert werden. Sie sollte die umgearbeiteten Wanderjahre enthalten, woran zwar schon viel gethan, aber noch sehr viel zu thun war. Das Manuscript hatte überall weiße Papierlücken; hier fehlte etwas in der Exposition, dort ein geschickter Uebergang; hier waren Fragmente, denen der Anfang, dort andere, denen das Ende mangelte. Auf Eckermann's Rath beschloß Goethe den ganzen Sommer der Vollendung dieses Werkes zu widmen; da riß plötzlich Mitte Juni's die Nachricht von dem Tode des Großherzogs die ungeheuerste Lücke in seine Existenz, so daß an eine so viel Heiterkeit und Gemüthsruhe verlangende Composition nicht mehr zu denken war.

Der Großherzog war seit dem Ende des vorigen Monats auf einer Reise nach Berlin begriffen und hatte noch am 10. Juni Zelter's Singakademie besucht. Seine letzten Tage in Berlin und Potsdam wollte er fast immer Alexander von Humboldt um sich

haben und bedrängte ihn mit den schwierigsten Fragen über Physik, Astronomie, Mineralogie, Geognosie u. s. w. Humboldt gestand ahnungsvoll seinen Freunden, daß diese Lebendigkeit des Geistes, bei großer körperlicher Schwäche, ihm ein ängstigendes Phänomen sei. „Als sei eine solche Lucidität," schrieb er darüber später nach Weimar, „wie bei den erhabenen schneebedeckten Alpen, der Vorbote des scheidenden Lichtes, nie habe ich den großen menschlichen Fürsten lebendiger, geistreicher, milder und an aller fernern Entwicklung des Volkslebens theilnehmender gesehen, als in den letzten Tagen, die wir ihn hier besaßen." Desultorisch ging er auch wohl in religiöse Gespräche über. Er klagte über den einreißenden Pietismus und den Zusammenhang dieser Schwärmerei mit politischen Tendenzen nach Absolutismus und Niederhalten aller freiern Geistesregungen. „Dazu sind es unwahre Bursche," rief er aus, „die sich den Fürsten dadurch angenehm zu machen glauben, um Stellen und Bänder zu erhaschen! Mit der poetischen Vorliebe zum Mittelalter haben sie sich eingeschlichen." Bald legte sich wieder sein Zorn und nun bekannte er, wie er jetzt viel Tröstliches in der christlichen Religion finde. „Das ist eine menschenfreundliche Lehre," sagte er; „aber von Anfang an hat man sie verunstaltet. Die ersten Christen waren die Freigesinnten unter den Ultra's!"

Den Schmerz über den Verlust eines solchen Freundes konnte Goethe vor Niemand zur Schau tragen; und so flüchtete er sich, auch um den Exequien des Fürsten, „jenen düstern Functionen zu entgehen, wodurch man der Menge symbolisch darstellt, was sie verloren hat" *), nach Dornburg, einem Städtchen im Saalthal, unter Jena auf einer Höhe gelegen. Vor demselben breitet sich eine Reihe von Schlössern und Schlößchen aus, gerade am Absturz des Kalkflötzgebirges; anmuthige Gärten ziehen sich an Lusthäusern hin. Goethe bezog das alte, neuaufgeputzte Schlößchen am Südende mit der schönen Inschrift über der Hauptpforte:

Gaudeat ingrediens, laetetur et aede recedens,
His, qui praetereunt, det bona cuncta Deus. 1608,

*) Briefwechsel mit Zelter, Nr. 604.

nach unsers Dichters Uebersetzung:

Freudig trete herein, und froh entferne dich wieder,
Ziehst du als Wandrer vorbei, segne die Pfade dir Gott!

Es war, als hätte der hingeschiedene Freund ihm in ahnender Fürsorge diesen Aufenthalt für die Tage der Trauer zubereitet. „Die Blumen," schrieb Goethe an Zelter, „blühen in den wohlunterhaltenen Gärten, die Traubengeländer sind reichlich behangen, und unter meinen Fenstern sehe ich einen wohlgediehenen Weinberg, den der Verblichene auf dem ödesten Abhange noch vor drei Jahren anlegen ließ, und an dessen Ergrünung er sich noch die letzten Pfingsttage zu erfreuen die Lust hatte. Von den andern Seiten sind die Rosenlauben bis zum Feenhaften geschmückt, und die Malven, und was nicht alles, blühend und bunt; und mir erscheint das alles in erhöhtern Farben, wie der Regenbogen auf schwarzgrauem Grunde. Seit fünfzig Jahren habe ich an dieser Stätte mich mehrmals mit ihm des Lebens gefreut, und ich könnte dießmal an keinem Orte verweilen, wo seine Thätigkeit auffallender anmuthig vor die Sinne tritt .... Und wie es ist, so wird es bestehen, da die jüngere Herrschaft das Gefühl des Guten und Schicklichen gleichfalls in sich trägt, und es mehrere Jahre bei längerem und kürzerem Aufenthalte bewährt hat. Dieß ist denn doch auch ein angenehmes Gefühl, daß ein Scheidender den Hinterbliebenen irgend einen Faden in die Hand gibt, woran weiter fortzuschreiten wäre. Und so will ich denn an diesem mir verliehenen Symbol halten und verweilen."

Vergleicht man mit dieser Briefstelle den in Goethe's Werken *) unter der Ueberschrift „Aufenthalt in Dornburg" mitgetheilten Brief an den Kammerherrn von Beulwitz, so hat man wieder ein anschauliches Beispiel, wie edeln Trost sich unser Dichter nach schweren Unglücksschlägen zu bereiten wußte. Er richtete den bekümmerten Blick empor vom verlorenen Einzelnen zum bleibenden Allgemeinen, und fand in den vor seinem Auge sich ausbreitenden schönen Geländen, die überall auf eine emsig consequente Cultur

*) Bd. 27, S. 515 ff. (Ausg. in 40 B.)

hindeuteten, die Lehre versinnlicht: „Die vernünftige Welt sei von Geschlecht zu Geschlecht auf ein folgerechtes Thun entschieden angewiesen." — „Wo der menschliche Geist," heißt es weiter, „diesen hohen ewigen Grundsatz in der Anwendung gewahr wird, da fühlt er sich auf seine Bestimmung zurückgeführt und ermuthigt, wenn er auch zugleich gestehen wird, daß er, eben in der Gliederung dieser Folge, selbst an- und abtretend, so Freude als Schmerz, — wie im Wechsel der Jahreszeiten, so im Menschenleben, an Andern, wie an sich selbst zu erwarten habe." Und den Mann hat man des Egoismus zeihen können, dem bei den ernstesten Verlusten Ermuthigung und Trost aus dem Blick auf das Ganze erwuchs?

Die Einsamkeit und die reizbare Gefühlsstimmung entlockten ihm jetzt wieder einige lyrische Gedichte, in denen eine ganz eigenthümliche, durch Thränen mild lächelnde Hoheit der Gesinnung athmet. Wie ein Halbverklärter wandelt der Hochbejahrte, der sich nahe dem Lebensziele weiß, unter Blumen und Bäumen daher, und wirft sinnende Blicke auf die durchlaufene Bahn zurück. Was er auch gelitten und verloren, was er auch unausgeführt, unvollendet ließ, er muß sich doch gestehen: „Wie es auch sei, das Leben sei doch gut." Zu diesen Gedichten gehören: Dem aufgehenden Vollmonde (vom 25. Aug.), der Bräutigam, und Dornburg im September*). Das letzte schließt mit den Strophen:

Und wenn mich am Tag die Ferne
Blauer Berge sehnlich zieht,
Nachts das Uebermaß der Sterne
Prächtig mir zu Häupten glüht,

Alle Tag' und alle Nächte
Rühm' ich so des Menschen Loos;
Denkt er ewig sich in's Rechte,
Ist er ewig schön und groß!

Ein Brief aus Dornburg an Knebel vom 18. August gibt eine interessante Schilderung seines dortigen Lebens. „Also sitz' ich hier auf dieser Felsenburg," schreibt er, „von der aufgehenden

*) S. G.'s W. Bd. 2, S. 87 ff.

Sonne geweckt, mit der scheidenden gleichfalls Ruhe suchend, den Tag über in gränzenloser, fast lächerlicher Thätigkeit. Es sähe prahlerisch aus, herzurechnen, wie viel Alphabete ich gelesen und wie viel Buch Papier ich verdictirt habe." Weiterhin gedenkt er eines sehr angenehmen, vom Staatsrath Loder gesandten Geschenks; es war ein prächtig vergoldetes Gypsmodell, Abguß eines großen, beinahe einen Viertelcentner schweren Stücks gediegenen Goldes, das man am Ural gefunden hatte. In Gesellschaft des jungen Actuarius Dr. Stichling, Enkels von Wieland, hatte er eine artige Reise nach Großheringen zu dem Zusammenfluß der Ilm und Saale und zur dortigen Saline unternommen. Auch hatte er viele willkommene Besuche auf seinem Montserrat gehabt, zuletzt „den menächmischen Robinson mit seiner allerliebsten Gattin", der unter dem Namen Talvi bekannten Uebersetzerin serbischer Lieder, geb. Fräulein von Jacob.

Der Aufenthalt auf dem luftigen Schlosse, wo er die meteorologischen Erscheinungen beobachten und ein schönes Thal mit reicher Vegetation überschauen konnte, war auch seinen naturwissenschaftlichen Betrachtungen günstig. Er hatte diese schon vor einiger Zeit, auf Anregung vom Auslande her, wieder aufgenommen. „Das liebe Deutschland," schrieb er den 10. Juli an Zelter, „hat etwas ganz eigentlich Wunderbares in seiner Art. Ich habe redlich aufgepaßt, ob bei den nun seit drei Jahren eingeleiteten und durchgeführten naturwissenschaftlichen Zusammenkünften mich auch nur etwas berühre und anrege, mich, der ich seit fünfzig Jahren den Naturbetrachtungen leidenschaftlich ergeben bin. Es ist mir aber — außer gewissen Einzelheiten, die mir eigentlich doch auch nur Kenntniß gaben — nichts zu Theil geworden; keine neue Forderung ist an mich gelangt, keine neue Gabe ward mir angeboten; ich mußte daher die Interessen zum Capital schlagen, und will nun sehen, wie das Summa-Summarum im Auslande fruchtet. Verschweige das löblich, denn ich erinnere mich so eben, daß bei Euch die Wissenschaft sich abermals in großer Breite versammelt." Aus dem oben erwähnten Briefe an Knebel sehen wir, daß ihn damals die Cultur der Weinrebe höchlich interessirte. Ganz besonders beschäftigte ihn die Meteorologie, und er erwies sich dießmal als guten Wetter-

propheten. Er verkündigte Anfangs Juli große Wasserströme für den Sommer, welche denn auch nicht ausblieben. Zuweilen sah er von seinen Schloßterrassen herab acht Tage hinter einander Regenwetter über das Thal hinstürmen, dazwischen aber wieder die frischesten Sonnenblicke und mitunter die herrlichsten Doppelregenbogen. Auf Zelter's Wunsch stellte er seine meteorologischen Grundideen, die er bereits 1825 in einer größern Abhandlung niedergelegt hatte, nochmals auf eine übersichtliche Weise zusammen *). Es begegnet uns darin dieselbe Theorie wieder, die er vor mehr als vierzig Jahren in den ersten auf der Reise nach Italien geschriebenen Briefen aufgestellt hatte **). Als Anhang fügte er für Zelter noch eine Reihe von Wetterbeobachtungen bei, die vom 6. bis 10. September reichen.

Am 11. September kehrte er nach Weimar zurück, wo sich ihm mit der freien Aussicht zugleich die Himmelsbetrachtung schloß. Hier sprachen nun vor und nach viele der von der Berliner Versammlung heimkehrenden Naturforscher bei ihm ein, und hielten seinen Blick die ganze Zeit hindurch auf die Naturwissenschaft gerichtet. Mit den Ansichten der Meisten konnte er sich freilich nicht befreunden, oder richtiger gesagt, sich nicht in dieselben finden. „Genau besehen," schrieb er den 30. October an Zelter, „bleibt es immer eine entschiedene Wahrheit: was ich recht weiß, weiß ich eigentlich nur mir selbst; sobald ich damit hervortrete, rückt mir sogleich Bedingung, Bestimmung, Widerrede auf den Hals." Durch einige jener Männer jedoch ward er wahrhaft gefördert; so namentlich durch Herrn v. Martius, der ihn in den ersten Tagen des Octobers besuchte. Dieser theilte Goethe'n seine wichtigen Entdeckungen über die Spiraltendenz der Pflanzen mit, wodurch sich unserm Forscher ein neues Feld eröffnete. Er nahm die Ideen seines Freundes mit jugendlicher Lebhaftigkeit auf, und äußerte sich gegen Eckermann: „Für die Physiologie der Pflanzen ist damit sehr viel gewonnen. Das neue Aperçu der Spiraltendenz ist meiner Metamorphosenlehre durchaus gemäß; es ist auf demselben Wege gefunden,

*) S. Briefwechsel mit Zelter, Nr. 616.
**) S. Thl. III, S. 1 f.

aber es ist damit ein ungeheurer Schritt vorwärts gethan" *). Ein sehr willkommener Besuch war auch der des Oberbergraths Nöggerath aus Bonn; der werthe Gast gab besonders gründliche Auskunft über die mineralogischen Vorkommen und Verhältnisse der Rheingegenden. Zwischen den Männern der Naturwissenschaft gingen auch andere bedeutende Gäste an ihm vorüber. So fand sich am 8. October Tieck, mit Gemahlin und Töchtern von einer Rheinreise zurückkommend, bei ihm ein; und gleichzeitig kehrte der Prof. Göttling aus Jena, der ihn mit Eckermann und Riemer bei der Herausgabe seiner Werke getreulich unterstützte, von einer Reise nach Italien heim.

Sobald aber von diesen Herbstwanderzügen deutscher Geistes-Celebritäten einige Ruhe eintrat, gab sich Goethe ernstlich an seine Wandernden, um „diesen Alp endlich völlig wegzudrängen." Er hielt sich im December so fleißig an seine Aufgabe, daß er über vier Wochen fast nicht aus der Stube kam. Eine Zwischenarbeit jedoch durfte er nicht ablehnen. Zelter's siebzigsten Geburtstag, der auf den 11. December fiel, wollten die Mitglieder seiner Singakademie, befreundete Dichter und andere Verehrer des hochverdienten, wackern Greises in dem prächtig geschmückten Saale der vor zwei Jahren erbauten Singakademie mit besonderer Festlichkeit begehen. Goethe brachte zu dem Ehrentage des Freundes, mit dem er nun schon ein Vierteljahrhundert lang in innigem Seelenbunde zusammenstrebte, eine doppelte Gabe dar: einen Festgesang und ein Tischlied **), die von Rungenhagen mit Glück componirt wurden. Sie lassen des Dichters herzlichen Antheil an dem Feste lebhaft fühlen, wenn sie gleich stellenweise nicht von dem Manierirten, Gesuchten und Gezwungenen frei sind, das Goethe's spätesten Productionen häufig anhaftet.

Die ihm von jeher drückenden letzten Tage des Jahrs wurden ihm diesmal durch eine sehr willkommene Zusendung erheitert. Es

*) Vergl. Goethe's Aeußerungen über v. Martius und dessen Entdeckungen, in seinen Werken Bd. 36, S. 158—161, 202, 207, 209. (Ausg. in 40 B.).
**) G.'s W. Bd. 6, S. 27 ff.

war eine centnerschwere Kiste, die er Reinhard verdankte, „die krystallisirten Bergschätze des Nordens enthaltend," die Einzelnheiten in mehreren ausgesuchten, sich einander aufklärenden Exemplaren. Das Sondern, Vergleichen, Ordnen und Ueberlegen mit dem in der Krystallographie wohlbewanderten Dr. Soret gab die angenehmste Unterhaltung für die kurzen Tage und langen Abende. Noch im Juni des folgenden Jahres traf ihn ein Brief von Reinhard über der Beschäftigung, „den Reichthum nordischer Mineralien abschließlich zu ordnen und der Sammlung gemäß zu etiquettiren".

Der Vollständigkeit wegen erwähnen wir noch zum Abschlusse des Jahres 1828, daß die Aufsätze über Volkspoesie*), über nationelle Dichtkunst**) und über Rizo Neroulos Cours de littérature***), so wie die Herausgabe des siebzehnten Heftes von Kunst und Alterthum in dieses Jahr fallen.

Ueber die Lebensvorfälle des Jahres 1829 können wir uns sehr kurz fassen. Goethe verbrachte es daheim oder in seiner Gartenwohnung am Park in ruhig fortschreitender Thätigkeit, die nur zuweilen durch den Besuch eines Freundes auf wenige Tage unterbrochen ward. So erfreute ihn im Mai die Anwesenheit von Rochlitz und bald darauf die von Rauch; im August kamen Matthisson und der französische Bildhauer David, letzterer in der Absicht Goethe's Büste zu modelliren und dann zu Paris in Marmor auszuführen; und zwar hatte ihn nicht irgend ein Auftrag, sondern nur die Verehrung des großen Dichters zu ihm geführt. Zelter verweilte vom 14. bis zum 21. September bei Goethe. Im Ganzen aber war sein jetziges Leben ein höchst geregeltes. Was er an Kraft und Beweglichkeit des Geistes eingebüßt hatte, suchte er jetzt durch sorgfältige Ordnung und Zeitbenutzung, so weit es gehen wollte, wieder einzubringen. Alle seine Papiere waren auf's übersichtlichste abgetheilt und rubricirt; „ohne das," schrieb er an Zelter, „könnte ich auch nicht einen Tag leben." Sehr leid that es ihm oft, wenn er weither kommende Menschen aus Nothwehr, um nicht sein ganzes

*) G.'s W. Bd. 33, S. 285 ff.
**) Ebendas. S. 317 ff.
***) Ebendas. S. 324 ff.

Dasein an Besuchende aufzuopfern, abweisen mußte. „Niemand begreift," heißt es in demselben Schreiben an Zelter, „was mir die Stunden in einer Folge werth sind, da ich die unterbrochenen für völlig verloren nicht allein, sondern für schädlich und zerstörend achten muß." Von Fremden nahm er erst nach 12 Uhr Vormittags Besuche an, von Freunden wohl etwas früher, doch nicht leicht vor 11 Uhr.

Die Hauptarbeiten des Jahres waren die Beendigung der Wanderjahre und des zweiten Aufenthalts in Rom, und die Fortsetzung des Faust. Die Wanderjahre nahmen noch beinahe die zwei ersten Monate des Jahrs (bis zum 20. Februar) in Anspruch. Diese Production charakterisirt ganz seine gegenwärtige Thätigkeit, die er selbst in einem Briefe an Zelter als eine testamentliche bezeichnet. Im Vorgefühle, daß für ihn bald aller Tage Abend hereinbrechen müsse, suchte er für das, was noch unausgesprochen in seinem Innern oder ungeordnet und ungestaltet in seinen Manuscripten lag, zu guter Letzt irgend eine Form zu gewinnen, und wenn es auch nicht gerade die kunstgerechteste wäre. In solcher Absicht hatte er auch das Gewebe jener ältern Wanderjahre aufgelöst und eine Menge neuen Stoffes, erzählender und reflectirender Art, hineinverarbeitet, wodurch freilich die Composition sehr locker ward, und das Werk an Kunstwerth so viel verlor, als es an sonstigem Gehalte gewann. Von Goethe's Verfahren bei der Zusammenstellung desselben gibt uns Eckermann in folgender Erzählung ein merkwürdiges Geständniß. Goethe hatte den Umfang auf zwei Bände veranschlagt, wie auch in der Ankündigung der neuen Ausgabe der sämmtlichen Werke gedruckt stand. Im Fortgange der Arbeit jedoch wuchs ihm das Manuscript über Erwarten, und da sein Schreiber etwas weitläufig geschrieben, so täuschte sich Goethe und glaubte für drei Bände genug zu haben; und so ging auch das Manuspript in drei Bänden an die Verlagshandlung ab. Aber nun fand sich, als der Druck bis zu einem Punkt fortgeschritten war, daß die beiden letzten Bände zu klein ausfallen würden. In der Verlegenheit ließ Goethe durch Eckermann aus zwei Paqueten, die Aussprüche über Naturforschung, Kunst, Literatur und Leben enthielten, etwa sechs bis acht Bogen zusammenredigiren, die in zwei Haupt-

massen unter den Ueberschriften: „Aus Makariens Archiv“ und „Im Sinne der Wanderer“ in den Roman eingeschaltet wurden; und da Goethe gerade zu dieser Zeit zwei bedeutende Gedichte vollendet hatte, eins auf Schiller's Schädel, und ein anderes: „Kein Wesen kann zu nichts zerfallen“, so wurden auch diese noch, um sie sogleich in die Welt zu bringen, am Schlusse der beiden Abtheilungen angefügt.

Nicht minder lose und locker ist das Gewebe der andern Arbeit, der Darstellung des zweiten römischen Aufenthaltes. Während die in den Jahren 1814—1817 redigirte Schilderung des frühern Aufenthaltes in Italien und Sicilien ein kunstmäßiges, homogenes Ganzes, in rein epistolarischer Form bildet: finden wir hier Bruchstücke seiner lebensfrischen römischen Correspondenz mit „Bemerkungen, Nachträgen und Berichten“, mit erzählenden, schildernden und betrachtenden Partien wechseln, die in der Art der Lebensanschauung und der Darstellungsform sich auf den ersten Blick als Producte des Alters verrathen. Zwar ließ er es nicht an Bemühungen fehlen, Geist und Gemüth in jene Zeit zurückzuversetzen. Aus seiner einsamen Gartenwohnung, worin es so feierlich stille war, daß ihm wohl einmal ein artiges Reh einen zutraulichen Besuch abstattete, schrieb er den 18. Juli an Zelter: „Ich habe mir hier in meinem Erdsälchen das alte und neue Rom in weitschichtigen Bildern, nicht weniger das alte Latium vor Augen gehängt und gestellt, viele Bücher dieses Inhaltes und Sinnes um mich versammelt, und belebe so möglichst die Erinnerungen an meinen zweiten Aufenthalt in Rom.“ Aber die Zeitferne von vierzig Jahren und das geistverdüsternde Alter machten ihre Rechte geltend, und es gelang ihm weder den frühern klaren, gefälligen und lebenswarmen Ausdruck, noch die helle und freie Ansicht der Welt zurückzurufen. In den Gesprächen mit Eckermann behauptete Goethe, die während des zweiten Aufenthaltes in Rom geschriebenen Briefe seien nicht der Art gewesen, um davon umfassenden Gebrauch machen zu können; sie hätten „zu viel Bezüge nach Hause, auf die Weimarischen Verhältnisse“ enthalten, und zu wenig von seinem italienischen Leben gezeigt; es hätten sich jedoch manche Aeußerungen darin gefunden, die seinen damaligen innern Zustand ausdrückten, und daher habe

er den Entschluß gefaßt, solche Stellen auszuziehen, sie einzeln übereinander zu setzen und so seiner Erzählung einzuschalten, auf welche dadurch eine Art von Ton und Stimmung übergehe. Allein den eigentlichen Grund seines Verfahrens möchte er wohl an einer Stelle jener Gespräche angedeutet haben. „Bei den Briefen,“ heißt es dort, „die ich in jener Periode geschrieben, sehe ich recht deutlich, wie man in jedem Lebensalter gewisse Avantagen und Desavantagen in Vergleich zu frühern oder spätern Jahren hat. So war ich in meinem vierzigsten Jahre über einige Dinge vollkommen so klar und gescheidt als jetzt, und in manchen Hinsichten sogar besser; aber doch besitze ich jetzt in meinem achtzigsten Vortheile, die ich mit jenen nicht vertauschen möchte.“ Eben diese, leider von ihm zu hoch angeschlagenen Vortheile seines jetzigen Alters, die er nicht gern unbenutzt lassen mochte, verleiteten ihn ohne Zweifel, der Fortsetzung der italienischen Reise eine andere Gestalt zu geben.

Die weitern Arbeiten am Faust für eine andere Stelle zu näherer Betrachtung aufhebend, gedenken wir hier des Briefwechsels mit Schiller, dessen Herausgabe in diesem Jahre zum Abschluß gelangte. Dem sechsten (letzten) Bande war eine Widmung an Goethe's königlichen Verehrer, Ludwig von Baiern, beigegeben. Groß war die Freude unsers Dichters, das Erscheinen dieses „wundersamen Werkes“ erlebt zu haben; und mit Recht betrachtete er es als eine der bedeutendsten Gaben, die er der Nation noch zu überliefern im Stande sei. Denn ein solches Document von dem innigsten Geistesbunde, dem regsten, neidlosesten Wettkampf der zwei ersten Dichter eines Volkes hat keine andere Literatur aufzuweisen. Schade nur, daß, wie Goethe an Zelter schreibt, „diese bedeutende freundschaftliche Unterhaltung (wegen spätern Zusammenwohnens der Correspondenten an demselben Orte) sich zuletzt trauriger Weise gleich dem Rheine verliert“. Wie unendlich viel wir dem Briefwechsel an Einsicht in den Entwickelungsgang beider Dichter und an tieferm Verständnisse ihrer Werke verdanken, muß den Lesern unserer Biographie und der Hoffmeister'schen Parallelschrift über Schiller einleuchtend geworden sein; es wurde uns durch ihn erst die geheimste Geisteswerkstätte zweier der größten Genien unserer Nation aufgeschlossen. Die Autographie des Briefwechsels wurde wieder

unter Siegel gelegt, um Goethe's letztem Willen gemäß erst 1850 erschlossen und dann unverkürzt durch den Druck veröffentlicht zu werden.

„Testamentlicher" Natur, wie überhaupt jetzt Goethe's Thätigkeit größtentheils war, ist auch das diesem Jahre angehörige Gedicht „Vermächtniß"*). „Ich habe es," sagte er am 12. Februar zu Eckermann, „als Widerspruch der Verse: Denn Alles muß zu Nichts zerfallen, Wenn es im Sein beharren will, geschrieben, welche dumm sind, und welche meine Berliner Freunde, bei Gelegenheit der naturforschenden Versammlung, zu meinem Aerger in goldenen Buchstaben ausgestellt haben." Die angeführten Verse bilden den Schluß des frühern Gedichtes Eins und Alles („Im Gränzenlosen sich zu finden, Wird gern der Einzelne verschwinden"). Hatte er dort für die Vergänglichkeit des Einzelnen Trost in der Fortdauer des Ewigen, Gesetzlichen gefunden, das in immer neuen Einzelbildungen weiter wirke, so heißt es hier ungleich tröstlicher: Eben weil das Ewige nicht zerfallen kann, wird auch keines der einzelnen Wesen, die ein Ausfluß des Ewigen sind, in Nichts vergehen. An dieser längst gefundenen und von Weisen verkündeten Wahrheit räth uns der Dichter festzuhalten. Dann verweist er uns an das Gewissen in unserer Brust als an ein fortdauerndes Orakel, eine leuchtende Sonne für unser sittliches Leben. Aber nicht bloß den Aussprüchen des Gewissens, auch den Sinnen können wir vertrauen, wenn der Verstand uns wach erhält, und dürfen in diesem Vertrauen freudig durch's Leben wandeln. Des beschiedenen Glückes sollen wir uns mäßig und vernünftig freuen, nicht thierisch blind dem Augenblicke preisgegeben, sondern im gegenwärtigen Momente Vergangenheit und Zukunft durch Erinnerung und Hoffnung mitgenießend. Dann kommen zuletzt noch ein paar Hauptsätze seiner esoterischen Lebensweisheit: was sich dir im Leben als fruchtbar, als fördernd erwiesen hat, sei dir das Wahre, wenn es auch Andern anders erscheint. Beobachte das Treiben und Meinen der großen Welt, aber laß sie nach ihrer Weise schalten und sei zufrieden, wenn sich dir und deinen Ueberzeugungen auch nur eine

*) G.'s W. Bd. 2, S. 288 ff.

ganz kleine Schaar von Auserlesenen anschließt. Denn von jeher war es das Loos tiefer Denker und großer Künstler, daß sie, von der Menge verkannt, nur wenigen edlen Seelen vordachten und vorempfanden. — Das sind die inhaltsschweren Worte, die uns der Dichter als die reifsten Früchte seines Nachdenkens und seiner Lebenserfahrungen, als sein Vermächtniß hinterlassen wollte!

Ein paar dieser Worte fordern uns zu einer mehr verweilenden Betrachtung auf. Was den Unsterblichkeitsglauben betrifft, so wissen wir, daß es von jeher nicht Goethe's Sache war, über das jenseitige Leben viel zu brüten. Noch vor fünf Jahren hatte er gegen Eckermann geäußert: „Ich möchte keineswegs das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben; ja ich möchte mit Lorenzo von Medici sagen, daß alle diejenigen auch für dieses Leben todt sind, die kein anderes hoffen; allein solche unbegreifliche Dinge liegen zu fern, um ein Gegenstand täglicher Betrachtung und gedankenzerstörender Speculation zu sein." Die Beschäftigung mit Unsterblichkeitsideen, meinte er damals, sei für vornehme Stände und besonders für Frauenzimmer, die nichts zu thun haben. Ein tüchtiger Mensch aber, der schon hier etwas Ordentliches zu sein gedenke und daher täglich zu streben, zu kämpfen und zu wirken habe, lasse die künftge Welt auf sich beruhen, und sei thätig und nützlich in dieser. Indeß gestand er bald nachher, obwohl mit großer Heiterkeit, daß ihn in seinem hohen Alter mitunter der Gedanke an den Tod beschäftige. „Mich läßt dieser Gedanke," fuhr er fort, „in völliger Ruhe; denn ich habe die feste Ueberzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur. Er ist ein Fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Er ist der Sonne ähnlich, die bloß unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unsterblich fortleuchtet." Jetzt, in seinem achtzigsten Jahre stellte sich jener Gedanke ohne Zweifel häufiger bei ihm ein; aber er suchte eben so wenig in spitzfindiger philosophischer Speculation, als in den Verheißungen einer positiven Religion eine Stütze für seine Hoffnung. „Die Ueberzeugung unserer Fortdauer," sagte er jetzt zu Eckermann, „entspringt mir aus dem Begriff der Thätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuwei-

sen, wenn die jetzige meinem Geist nicht ferner auszuhalten vermag." Und ein ander Mal sprach er sich in folgender Weise gegen Eckermann aus: „Die Natur Gottes, die Unsterblichkeit, das Wesen unserer Seele und ihr Zusammenhang mit dem Körper sind ewige Probleme, worin uns die Philosophen nicht weiter bringen. — Ich zweifle nicht an der Fortdauer, denn die Natur kann die Entelechie nicht entbehren." „Aber," fügte er hinzu, „wir sind nicht auf gleiche Weise unsterblich, und um sich künftig als große Entelechie zu manifestiren, muß man auch eine sein." Nehmen wir hierzu, daß er nach seiner eigenen Erklärung mit dem Ausdruck Entelechie dasselbe bezeichnete, was Leibnitz Monaden nannte, so finden wir, wie seine Ansichten von dem künftigen Leben seit jenem Gespräche mit Falk, bei Wieland's Tode, sich durchaus unverändert erhalten haben.

Ueber eine andere Lehre, die das Gedicht Vermächtniß in dem Verse ausspricht: „Was fruchtbar ist allein, ist wahr," gibt uns eine Stelle, die seine diesjährige Correspondenz mit Zelter schließt, eine authentische Erklärung. „Ich habe bemerkt," schreibt er, „daß ich den Gedanken für wahr halte, der für mich fruchtbar ist, sich an mein übriges Denken anschließt und zugleich mich fördert. Nun ist es nicht allein möglich, sondern natürlich, daß sich ein solcher Gedanke dem Sinne des Andern nicht anschließe, ihn nicht fördere, wohl gar hindere, und so wird er ihn für falsch halten. Ist man hiervon recht gründlich überzeugt, so wird man nie controvertiren. Eine Stelle in des Aristoteles Poetik legte ich aus als Bezug auf den Poeten und die Composition *). Herr von Raumer beharrt bei dem einmal angenommenen Sinne, indem er diese Worte als von der Wirkung auf's Publicum zu verstehen deutet und daraus auch ganz gute und annehmbare Folgen entwickelt. Ich aber muß bei meiner Ueberzeugung bleiben, weil ich die Folgen, die mir daraus geworden, nicht entbehren kann. Für mich erklärt sich sehr Vieles aus dieser Art die Sachen anzusehen; ein Jeder, der bei seiner Meinung beharrt, versichert uns nur, daß er sie nicht entbehren

*) In dem Aufsatze „Nachlese zu Aristoteles Poetik" aus dem Jahr 1826. Vergl. oben S. 336.

könne. Aller dialektische Selbstbetrug wird uns dadurch deutlich. Möge Dir diese Betrachtung nicht allzu abstrus abkommen." Uns erscheint sie nicht abstrus, aber jedenfalls bedenklich. Wie soll die objektive Wahrheit jemals gewonnen werden, wenn Jeder sich bei seinem subjektiven Meinen beruhigen will? Consequent blieb sich freilich Goethe auch mit dieser Lehre. Sie war eine nothwendige Folge eines andern Satzes von ihm, daß „das Vernünftige stets in der Minorität bleibe". Zwischen der Denkweise der großen Menge und der einzelner ausgesuchter, hochbegünstigter Geister sah er eine unausfüllbare Kluft; und selbst die letztern erschienen ihm großentheils durch Ungleichartigkeit der ursprünglichen Anlagen, durch abweichenden Bildungsgang und dadurch bedingte Lebensanschauung so weit von einander geschieden, daß jeder Verständigungs- und Vereinigungsversuch ihm verlorene Mühe dünkte. Wir können diese Gesinnungsweise nur als eine Ausnahme bei einzelnen hohen Geistern billigen, deren Beruf es ist, durch Widerspruch und Polemik unbehelligt, freudig zu schaffen und aufzubauen; im Ganzen aber halten wir es mit Lessing und seiner Lust, den Geist am Geiste zu prüfen und zu messen, und mit seinem freudigen Vertrauen auf die Gemeinsamkeit der Vernunft und der Denkgesetze. Goethe war sich seiner gänzlichen Verschiedenheit von diesem Manne wohl bewußt. „Seine Sache war das Unterscheiden," sagte er zu Eckermann, „und dabei kam ihm sein großer Verstand auf das Herrlichste zu Statten. Mich selbst dagegen werden Sie ganz anders finden; ich habe mich nie auf Widersprüche eingelassen; die Zweifel habe ich in meinem Innern auszugleichen gesucht, und nur die gefundenen Resultate habe ich ausgesprochen."

Unsere Leser wissen bereits, was alles dazu beigetragen hat, diese Richtung in ihm zu begründen und zu befestigen. Seine einsame Erziehung, sein autodidaktisches Lernen, die ererbte Apprehension und Reizbarkeit für Widerspruch und Tadel, die sich in dem vom Schicksal, wie von den Menschen gleich zart und schonend Behandelten mit den Jahren verstärken mußte, das Gefühl, daß er ein zu großes Pfund zu verwalten, eine zu reiche Geistesfülle der Welt zu überliefern hatte, um sich lange in den labyrinthischen Krümmen des Zweifels und der Polemik zu verweilen, — Alles wirkte nach

Einem Ziele hin zusammen. Besonders aber waren es seine Erfahrungen, die er als Naturforscher gemacht hatte, was ihn auf seiner einsamen Bahn festhielt. Die ganze Zunft der Fachgelehrten, mit wenigen Ausnahmen, versagte fortdauernd seinen Leistungen in der Chromatik die Anerkennung, auf die er Anspruch zu haben glaubte; er selbst war nicht im Stande, seinen Irrthum zu erkennen; was blieb ihm übrig, als sich mit dem Gedanken zu trösten, daß das Vernünftige stets lange in der Minorität bleibe, und im Vertrauen auf eine gerechtere Zukunft stille seinen Weg fortzuwandeln? Je länger die Gleichgültigkeit der Mitwelt gegen seine Farbenlehre währte, um so mehr steigerte sich bei ihm der Glaube an die Bedeutung derselben; ja zuletzt ging seine Selbsttäuschung so weit, daß er Alles, was er in der Poesie geleistet hatte, dagegen als gering anschlug. „Um Epoche in der Welt zu machen," sagte er zu Eckermann, „dazu gehören bekanntlich zwei Dinge: erstens, daß man ein guter Kopf sei, und zweitens, daß man eine große Erbschaft thue. Napoleon erbte die französische Revolution, Friedrich der Große den schlesischen Krieg, Luther die Finsterniß der Pfaffen, und mir ist der Irrthum der Newton'schen Lehre zu Theil geworden. Die gegenwärtige Generation hat zwar keine Ahnung, was hierin von mir geleistet worden; doch künftige Zeiten werden gestehen, daß mir keineswegs eine schlechte Erbschaft zugefallen." So fehlte es also auch dem Manne, der sein ganzes Leben lang gerungen hatte, ehrlich und wahr gegen sich selbst zu sein, nicht an einer schwachen Seite, wo die entschiedenste Selbstverblendung ihn beherrschte; und daß es wirklich seine schwache Seite war, darüber hätte ihn die Reizbarkeit, die sich hier zeigte, belehren können. So trug ihm Eckermann einst eine abweichende Ansicht über einen Punkt aus der Farbenlehre vor, welche Goethe später selbst billigen mußte. Aber im ersten Augenblicke verfinsterte sich sein erhaben heiteres Wesen, und er klagte über die ketzerischen Schüler, die ehe man sich's versehe, eine Secte zu gründen gedächten.

Von dieser allgemeineren Betrachtung zu der von Goethe's Schaffen und Treiben im Jahre 1829 zurückkehrend, werfen wir einen Blick auf die Lectüre, womit er sich jetzt von seinen Arbeiten abzuspannen pflegte. An neuen deutschen Schriften fand er

immer weniger Freude. „Das Schwache," sagte er zu Eckermann, „ist ein Charakterzug unseres Jahrhunderts. Ich habe die Hypothese, daß es in Deutschland eine Folge der Anstrengung ist, die Franzosen los zu werden. Maler, Naturforscher, Bildhauer, Musiker, Poeten, es ist, mit wenig Ausnahmen, alles schwach, und in der Masse steht es nicht besser." Aehnlich sprach er sich gleichzeitig in einem Briefe an Zelter (vom 12. Febr.) aus: „Die Tendenz der Zeit, Alles in's Schwache und Jämmerliche herunterzuziehen, geht immer mehr durch. Ich habe ein halb Dutzend Gedichte vorzuweisen, mir zu Lob und Ehren, wo ich aber eigentlich schon als ein selig Abgeschiedener behandelt bin. Am Ende wird noch, der neuesten Philosophie gemäß, Alles in Nichts zerfallen, ehe es noch zu sein angefangen." Aus der eigenen augenblicklichen Schwäche der Deutschen erklärte er sich denn auch ihre Neigung, das vergangene Große zu verherrlichen. „Die jetzige Zeit," schrieb er im Mai an Zelter, „ist eigentlich enkomiastisch; sie will etwas vorstellen, indem sie das Vergangene feiert; daher die Monumente, Feste, die secularen Lobreden, und das ewige ergo bibamus, weil es einmal tüchtige Menschen gegeben hat." Kritische Schriften, die seine Wirksamkeit in freundlichem, „bejahendem" Sinne betrachteten, waren ihm freilich eine willkommene Lectüre, weil sie ihn zu neuer Thätigkeit erfrischten. So las er noch stets mit großem Interesse Schubarth's Arbeiten, wie ihn früher die sinnesverwandten Schriften von Delbrück, Zauper und Kannegießer gefreut hatten. Von aller feindseligen Kritik dagegen nahm er jetzt weniger Notiz, als je. „Du meldetest einmal," schrieb er am Ende des Jahres an Zelter, „von einem Menzel (Wolfgang), der nicht auf das Freundlichste meiner in seinen Schriften gedacht haben soll. Ich wußte bisher weiter nichts von ihm; denn ich hätte viel zu thun, wenn ich mich darum bekümmern wollte, wie die Leute mich und meine Arbeiten betrachten. Nun aber werde ich von außen her belehrt, wie es eigentlich mit diesem Kritikus sich verhält. Le Globe vom 7. November macht mich hierüber deutlich, und es ist anmuthig zu sehen, wie sich nach und nach das Reich der Literatur erweitert hat. Wegen eines unserer eigenen Landsleute und Anfechter braucht man sich nicht mehr zu rühren; die Nachbarn nehmen uns in Schutz."

Die neueste Literatur eben dieser Nachbarn bildete jetzt seine Hauptlektüre, und mit Bewunderung äußerte er sich namentlich über Cousin, Villemain und Guizot*). „Die Einsicht, Umsicht und Durchsicht dieser Männer," sagte er zu Eckermann, „ist groß; sie verbinden vollkommene Kenntniß des Vergangenen mit dem Geist des neunzehnten Jahrhunderts, was denn freilich Wunder thut." — „Statt des Voltaire'schen leichten oberflächlichen Wesens," sagte er ein andermal, „ist bei ihnen eine Gelehrsamkeit, wie man sie früher nur bei Deutschen fand. Und nun ein Geist, ein Durchdringen, ein Auspressen des Gegenstandes, herrlich! es ist als ob sie die Kelter träten. Sie sind alle drei vortrefflich, aber dem Herrn Guizot möchte ich den Vorzug geben, er ist mir der liebste." Nicht lange nachher rühmte er in einem Gespräche mit Soret Guizot's Solidität und aufgeklärten Liberalismus, der, über den Parteien stehend, seinen eigenen Weg gehe, und nannte ihn einen „weitsehenden, ruhigen, festhaltenden Mann, welcher der französischen Beweglichkeit gegenüber gar nicht genug zu schätzen sei." Villemain hielt er für oberflächlicher als Guizot, wenn gleich seine Rednergabe glänzender sein möge. Cousin könne uns zwar wenig Neues bieten, aber für die Franzosen sei er von großer Bedeutung und werde ihnen eine neue Richtung geben. Béranger's jüngste Gedichte fand er „ohne Zucht und Ordnung" und stimmte in Eckermann's Ansicht ein, daß seine Umgebung nachtheilig auf ihn gewirkt, und er seinen revolutionairen Freunden zu Gefallen Manches gesagt habe, was er sonst nicht gesagt haben würde. Bourrienne's Memoiren las er zur Vergleichung mit Walter Scott's Werk über Napoleon, konnte aber bald darin nicht weiter, weil der Schriftsteller fortwährend „an dem frischgestickten, frühabgelegten Kaisermantel zupfte". Ein literaturkundiger Engländer, der ihn besuchte, las ihm unter andern englischen Dichtungen Byron's Himmel und Erde und Milton's Samson vor. In Milton fand er „den Ahnherrn Byron's", er sei ebenso grandiös und umsichtig wie der Enkel; aber während dieser schon in's Gränzenlose, in's wunderlichst Mannigfaltige gehe, erscheine jener einfach und stattlich. „Ich wüßte kein Werk anzu-

*) Vergl. G.'s W. Bd. 32, S. 437.

führen," heißt es in einem spätern Briefe an Zelter über den Samson, „welches den Sinn und die Weise der alten griechischen Tragödie so annähernd ausdrückte, und, sowohl in Anlage als Ausführung, eine gleiche Anerkennung verdiente." Gegen Ende des Jahres las er auch einmal wieder den Landprediger von Wakefield von Anfang bis zu Ende durch. „Es wäre nicht nachzukommen," schrieb er damals an Zelter, „was Goldsmith und Sterne gerade im Hauptpunkte der Entwickelung auf mich gewirkt haben. Diese hohe, wohlwollende Ironie, diese Billigkeit bei aller Uebersicht, diese Sanftmuth bei aller Widerwärtigkeit, diese Gleichheit bei allem Wechsel und wie alle verwandte Tugenden heißen mögen, erzogen mich auf's Löblichste, und am Ende sind es doch die Gesinnungen, die uns von allen Irrschritten des Lebens wieder zurückführen."

Das Jahr 1830 setzte dieses ruhige Gleichgewicht der Seele, welches er jetzt nothgedrungen mehr als je zu behaupten suchte, den schmerzlichsten Proben aus, und bestätigte auf's Neue seinen Satz, daß lange leben Vieles überleben heiße. Er sah eine hochverehrte fürstliche Freundin, seinen geliebten, in der Vollkraft der Jahre blühenden Sohn, eine uralte Herrscher-Dynastie dahinsinken. Am 14. Februar starb die Großherzogin Louise. Ganz Weimar gab sich der Trauer um den Verlust der edlen, geliebten Fürstin hin; nur Goethe schien davon unberührt zu bleiben. „Wohlan!" sagte er in heiterer, gefaßter Stimmung zu Soret, der ihn zu trösten kam, „nehmen Sie Platz! Der Schlag, der uns lange gedroht, hat endlich getroffen, und wir haben wenigstens nicht mehr mit der grausamen Ungewißheit zu kämpfen. Wir müssen nun sehen, wie wir uns mit dem Leben wieder zurecht setzen." Allein am nächsten Tage fand ihn Soret betrübt und gedankenvoll und dem Gefühl der großen Lücke hingegeben, welche der Tod in ein fünfzigjähriges, freundschaftliches Verhältniß gerissen hatte. „Ich muß mit Gewalt arbeiten," sagt er, „um mich oben zu halten und in diese plötzliche Trennung zu schicken. Der Tod ist doch etwas so Seltsames, daß man ihn, ungeachtet aller Erfahrung, bei einem uns theuren Gegenstande nicht für möglich hält, und er immer als etwas Unglaub-

liches und Unerwartetes eintritt. Er ist gewissermaßen eine Unmöglichkeit, die plötzlich zur Wirklichkeit wird."

Kurz vor dem Trauerfalle war er veranlaßt gewesen, die Tage, wo sich das Verhältniß zur Fürstin angeknüpft hatte, lebhaft in's Gedächtniß zurückzurufen. Er hatte am vierten Bande von Wahrheit und Dichtung geschrieben, und zwar „die jugendliche Glücks- und Leidensgeschichte seiner Liebe zu Lili". Nun fügte es der Zufall, daß eben jetzt, in der ersten Trauerzeit, eine nahe Verwandte der Jugendgeliebten, ein Fräulein von Türkheim, in Weimar anwesend war, die eine ähnliche Anziehungskraft auf die ganze Umgebung ausübte, wie einst Lili. Goethe sah sie, weil er in dem gegenwärtigen Gemüthszustande die Einsamkeit suchte, nur selten, und bedauerte nach ihrer Abreise, sie nicht öfter eingeladen zu haben, „um die geliebten Züge ihrer Verwandten in ihr wieder aufzusuchen". Er gestand bei dieser Gelegenheit seinem Freunde Soret, daß er die Geschichte jener Liebe längst würde geschrieben haben, wenn ihn nicht gewisse zarte Rücksichten gegen die damals noch lebende Geliebte abgehalten hätten. Auch behauptete er, Lili sei die Erste gewesen, die er tief und wahrhaft geliebt habe, und zugleich die Letzte; denn alle Neigungen seines ferneren Lebens hätten ihn, mit dieser verglichen, nur leicht und oberflächlich berührt. „Ich war," fuhr er fort, „meinem eigentlichen Glücke nie so nahe, als in der Zeit meiner Liebe zu Lili. Die Hindernisse, die uns aus einander hielten, waren im Grunde nicht unübersteiglich, — und doch ging sie mir verloren!" Das Dämonische, dem er eine so große Macht im Leben zuschrieb, meinte er, sei in jenem Verhältnisse besonders wirksam gewesen und habe seine Herkunft nach Weimar entschieden.

Das wirksamste Heilmittel gegen seinen Schmerz fand Goethe jetzt, wie immer, in angestrengter Arbeit. Er vertiefte sich in seinen Faust, namentlich in die classische Walpurgisnacht, in dem Grade, daß er selbst die früher mit so großem Eifer gelesenen Zeitschriften, den Globe und den Temps, so wie die Nummern unter Kreuzband bei ihm ankamen, uneröffnet bei Seite legte, und sich nur durch seine Freunde von den wichtigsten Weltereignissen in Kenntniß erhielt. „In durchaus productiven Epochen," berichtet uns

Soret*), „liebt Goethe die Lectüre überhaupt nicht, es wäre denn, daß sie als etwas Leichtes und Heiteres ihm zu wohlthätigem Ausruhen diente, oder auch, daß sie mit dem Gegenstande, den er eben unter Händen hat, in Harmonie stände und dazu behülflich wäre. Er meidet sie dagegen ganz entschieden, wenn sie so bedeutend und aufregend wirkt, daß sie seine ruhige Production stören und sein thätiges Interesse zersplittern und ablenken könnte." Das Letztere war jetzt mit dem Globe und Temps der Fall. „Ich sehe," sagte Goethe, „es bereiten sich in Paris bedeutende Dinge vor; wir sind am Vorabend einer großen Explosion. Da ich aber darauf keinen Einfluß habe, so will ich es ruhig abwarten, ohne mich von dem spannenden Gang des Drama's unnützer Weise täglich aufregen zu lassen."

Aber, wenn er auch nicht wollte, so mußte er doch immer wieder seine Aufmerksamkeit dem regen Geistesleben in Paris zuwenden. Der Bildhauer David schickte ihm dorther zu Anfange des März eine große Kiste, deren Inhalt ihn höchlich erfreute. Es waren Gyps-Medaillons mit den Profilen der vorzüglichsten jungen Dichter und sonstiger interessanten Persönlichkeiten Frankreichs, siebenundfünfzig an der Zahl, und außerdem Autorgeschenke der ausgezeichnetsten Talente der romantischen Schule, die in beigefügten Briefen ihm als ihrem geistigen Oberhaupte huldigten. Eckermann sah darunter Werke von St. Beuve, Ballanche, Victor Hugo, Balzac, Alfred de Vigny, Jules Janin u. A. „Die jungen Dichter," sagte Goethe zu ihm am 14. März, „beschäftigen mich nun schon die ganze Woche, und gewähren mir durch die frischen Eindrücke, die ich von ihnen empfange, ein neues Leben. Die Medaillons ward er nicht müde mit seinen Freunden zu betrachten; Merimée's Kopf erschien so verwegen, als sein Talent, Victor Hugo, Alfred de Vigny, Emile Deschamps, zeigten reine, freie und heitere Züge, das kräftige Bild von Fabrier erinnerte an Menschen früherer Jahrhunderte. Erfreuliche Erscheinungen waren auch die Portraits der Dem. Gay, der Mad. Tastü u. a junger Schriftstellerinnen.

*) Die im dritten Theile von Eckermann's Gesprächen oben beim Datum mit einem * bezeichneten Abschnitte hat der Herausgeber nach einem Manuscript von Soret bearbeitet.

Während Goethe in den folgenden Monaten seiner stillen Thätigkeit hingegeben war, die nur mitunter durch einen Besuch, besonders durch den vierzehntägigen Aufenthalt von Felix Mendelssohn (vom 20. Mai bis zum 3. Juni) und ein kürzeres Einsprechen des Geheimraths Beuth aus Berlin (am 31. Mai) freundlich unterbrochen wurde: bereitete sich in Paris die große politische Katastrophe vor, die Karl X. vom Throne stürzte. Die Nachrichten von der begonnenen Juli-Revolution gelangten am 2. August nach Weimar und setzten Alles in Aufregung. Soret ging im Laufe des Nachmittags zu Goethe. „Nun?" rief ihm dieser entgegen; „was denken Sie von dieser großen Begebenheit? Der Vulkan ist zum Ausbruch gekommen, und es ist nicht ferner eine Verhandlung bei geschlossenen Thüren!" — „Eine furchtbare Geschichte!" erwiederte Soret. „Aber was ließ sich bei den bekannten Zuständen und bei einem solchen Ministerium Anderes erwarten, als daß man mit der Vertreibung der bisherigen königlichen Familie endigen würde?" — „Wir scheinen uns nicht zu verstehen, mein Allerbester!" entgegnete Goethe. „Ich rede gar nicht von jenen Leuten; es handelt sich bei mir um ganz andere Dinge! Ich rede von dem in der Academie zum öffentlichen Ausbruch gekommenen, für die Wissenschaft so höchst bedeutenden Streit zwischen Cüvier und Geoffroy de Saint-Hilaire." — Diese Aeußerung Goethe's kam für Soret so durchaus unerwartet, daß er während einiger Minuten einen völligen Stillstand in seinen Gedanken verspürte. „Die Sache ist von der höchsten Bedeutung," fuhr Goethe fort, „und Sie können sich keinen Begriff machen, was ich bei der Nachricht von der Sitzung des 19. Juli empfinde. Wir haben jetzt an Geoffroy de Saint-Hilaire einen mächtigen Alliirten auf die Dauer. Ich sehe aber zugleich daraus, wie groß die Theilnahme der französischen wissenschaftlichen Welt an dieser Angelegenheit sein muß, indem, trotz der furchtbaren politischen Aufregung, die Sitzung des 19. Juli dennoch bei einem gefüllten Hause stattfand. Das Beste aber ist, daß die von Geoffroy in Frankreich eingeführte synthetische Behandlungsweise der Natur jetzt nicht mehr rückgängig zu machen ist. Die Angelegenheit ist durch die freien Discussionen in der Academie, in Gegenwart eines großen Publicums, jetzt öffentlich geworden; sie läßt sich nicht mehr

an geheime Ausschüsse verweisen und bei geschlossenen Thüren abthun und unterdrücken. Von nun an wird auch in Frankreich bei der Naturforschung der Geist herrschen und über die Materie Herr sein! — Ich habe mich seit fünfzig Jahren in dieser großen Angelegenheit abgemüht, anfänglich einsam, dann unterstützt, und zuletzt zu meiner großen Freude überragt durch verwandte Geister ... Jetzt ist nun auch Geoffroy de Saint-Hilaire entschieden auf unserer Seite, und mit ihm alle seine bedeutenden Schüler und Anhänger in Frankreich. Dieses Ereigniß ist für mich von ganz unglaublichem Werth, und ich jubele mit Recht über den endlich erlebten allgemeinen Sieg einer Sache, der ich mein Leben gewidmet habe, und die ganz vorzüglich die meine ist."

Dieser Triumph war ihm denn auch ein Trost für die Gleichgültigkeit, womit man sich gegen seine Farbenlehre benahm. Bisweilen schien er doch ganz an der Möglichkeit ihres Erfolges zu verzweifeln. Noch vor Kurzem hatte er gegen Soret geäußert: „Die Irrthümer meiner Gegner sind seit einem Jahrhundert zu allgemein verbreitet, als daß ich auf meinem einsamen Wege hoffen könnte, noch diesen oder jenen Gefährten zu finden. Ich werde allein bleiben! — Ich komme mir oft vor, wie ein Mann in einem Schiffbruch, der ein Brett ergreift, das nur einen Einzigen zu tragen im Stande ist. Dieser Eine rettet sich, während alle Uebrigen jämmerlich ersaufen."

Mit gesteigertem Fleiße setzte Goethe, trotz aller politischen Aufregung, welche die Welt ergriffen hatte, in den nächsten Monaten seine Arbeiten fort, „kaum sein kleines Hinterzimmer verlassend," wie er an Zelter schrieb, „Tag und Nacht beschäftigt, die Kräfte zu nutzen, die ihm noch geblieben waren." Da traf ihn in der ersten Hälfte des Novembers eine erschütternde Trauerpost. Sein einziger Sohn August war am 22. April, in Eckermann's Begleitung, nach Italien abgereist. Die ersten Briefe, die er über die Alpen her schickte, waren erfreulich; er hatte Mailand und die Lombardei mit frohem Antheil beschaut und war in gleicher Stimmung bis Venedig und nach Mailand zurückgekommen. Sein ununterbrochenes Tagebuch zeugte von einem offenen, ungetrübten Blick für Natur und Kunst; er fand sich glücklich in Anwendung und Erweiterung

seiner früher gewonnenen, mannigfachen Kenntnisse. So ging die Reise fort bis Genua, wo er mit einem alten Freunde, dem Engländer Sterling, der Goethe's Verhältniß zu Byron vermittelt hatte, zusammentraf. Hier trennte sich Eckermann von ihm, der plötzlich von unüberwindlicher Sehnsucht ergriffen ward, nach Deutschland zurückzukehren und das Manuscript seiner bisherigen Gespräche mit Goethe zu vollenden. Am 25. Juli nahmen sie auf der Straße in Genua den letzten Abschied von einander. Auf dem Wege nach Spezzia brach August von Goethe, bei einem Umsturz des Wagens, das Schlüsselbein und mußte vier Wochen in Spezzia darniederliegen. Allein auch dieses Unheil, so wie eine sich hinzugesellende Hautkrankheit, überstand er mit männlich gutem Humor. Einen kurzen Aufenthalt in Carrara, einen längern in Florenz benutzte er musterhaft. Von Livorno mit dem Dampfboot abgereist, landete er, nach bedenklichem Sturm, an einem Festtage in Neapel, und fand dort an dem wackern Künstler Zahn den erwünschtesten Führer. In seiner Gegenwart begann man am 28. August die Ausgrabung eines der ausgezeichnetsten Privathäuser von Pompeji, welches dem Tage zu Ehren den Namen Casa di Goethe erhielt. Allein von jetzt an deuteten August's Briefe auf eine gewisse Hast, eine krankhafte Exaltation, wenn er sich gleich in sorgfältigem Beobachten und Aufzeichnen ziemlich consequent blieb. Eine Schnellfahrt nach Rom konnte die schon sehr aufgeregten Nerven nicht besänftigen; die ehren- und liebevolle Aufnahme, die er bei dortigen deutschen Männern und ausgezeichneten Künstlern fand, schien er nur mit einer fieberhaften Hast genossen zu haben. Nach wenigen Tagen schlug er den Weg ein, um an der Pyramide des Cestius auszuruhen, an der Stelle, wo sein Vater, vor seiner Geburt, in dichterischen Träumen sich seinen Ruheplatz gewünscht hatte.

August von Goethe hatte von seinem großen Vater bedeutende Anlagen, auch dichterisches Talent geerbt, und eine vielseitige Bildung erworben. Er war, wenn er sich einmal den Geschäften hingab, ein tüchtiger Arbeiter, und zeigte auch in seiner Ordnungsliebe Aehnlichkeit mit dem Vater; besonders wachte er über die reichen Sammlungen desselben mit großer Sorgfalt. Leider entwickelte sich

aber in ihm, wie dem Leser aus einer frühern Andeutung erinnerlich sein wird, schon in seiner Kindheit der Hang zu einer ungeregelten Lebensweise, der zuletzt seine edlern Bestrebungen überwucherte. Energischen Charakters, wie er war, machte er dem Mißmuth, den mancherlei Verhältnisse in ihm hervorriefen, oft durch ein wildes, wüstes Wesen Luft, worin Tieferblickende die Maske edlerer Gefühle erkannten. Es ist uns bekannt, wie trotzdem zwischen Vater und Sohn ein sehr nahes und inniges Verhältniß bestand. August erwiderte des Vaters fast unbegrenztes Vertrauen mit der größten Offenheit und Verehrung. „Mein Vater," äußerte er, „ist mein Beichtiger; über ihn geht mir nichts."

Eckermann erhielt die Nachricht von seinem Tode auf dem Heimwege und war äußerst besorgt, daß Goethe in seinem hohen Alter den Sturm väterlicher Empfindungen nicht überstehen möchte. Wie erstaunte er, als er am 23. November Abends ihm gegenüber trat! Aufrecht und fest stand der Greis vor ihm und schloß ihn liebevoll in seine Arme. Dann setzte er sich, anscheinend durchaus ruhig und heiter, hin und sprach über Mancherlei, nur mit keiner Sylbe über den Sohn *). An Zelter hatte er zwei Tage vorher geschrieben: „Nemo ante obitum beatus ist ein Wort, das in der Weltgeschichte figurirt, aber eigentlich nichts sagen will. Sollte es mit einiger Gründlichkeit ausgesprochen werden, so müßte es heißen: Prüfungen erwarte bis zuletzt. Dir hat es, mein Guter, nicht daran gefehlt, mir auch nicht; und es scheint, als wenn das Schicksal die Ueberzeugung habe, man sei nicht aus Nerven, Arterien, Venen und andern daher abgeleiteten Organen, sondern aus Draht zusammengeflochten ... Hier nun kann allein der große Begriff der Pflicht uns aufrecht erhalten. Ich habe keine Sorge als mich physisch im Gleichgewicht zu bewegen; alles Andere gibt sich von selbst. Der Körper muß, der Geist will, und wer seinem Wollen

*) Der Kanzler von Müller hatte ihm die traurige Nachricht überbringen müssen, und war gleichfalls über seine Fassung und Ergebenheit erstaunt. „Non ignoravi me mortalem genuisse," rief Goethe aus, während seine Augen sich mit Thränen füllten.

die nothwendigste Bahn vorgeschrieben sieht, der braucht sich nicht viel zu besinnen."

Aber die Natur behauptete ihr Recht gegen den eisernen Willen. In der Nacht vom 25. auf den 26. November wurde Goethe von einem heftigen Blutsturz befallen und war den ganzen Tag nicht weit vom Tode; er verlor, einen Aderlaß eingerechnet, sechs Pfund Blut. Seine vortreffliche Constitution, verbunden mit der großen Kunst seines Arztes, des Hofraths Vogel, ließ ihn noch einmal, und auffallend rasch genesen. „Noch ist das Individuum beisammen und bei Sinnen. Glück auf!" schrieb er am 29. November schon an Zelter und bestellte sich zum Mittage einen Kalbskopf. Zelter, über die Freudenbotschaft entzückt, commandirte Abends sein Oratorium, „wie Moses mit dem Wunderstabe," ließ sich gleichfalls einen Kalbskopf braten, und meinte, da des Erkundigens nach dem Kranken kein Ende sei, so möchte leicht ein Schock Kalbsköpfe und drüber an dem Tage in Berlin verspeis't worden sein. In kurzer Zeit völlig wieder hergestellt, konnte Goethe das Jahr 1830 in gewohnter Thätigkeit beschließen.

Ueberschauen wir die dießjährigen Früchte derselben, so tritt uns vor Allem die Fortsetzung des zweiten Theils von Faust entgegen. In den beiden ersten Monaten wuchs das Manuscript der classischen Walpurgisnacht zu einer bedeutenden Stärke heran; aber zu Anfange des März mußte er sie zurücklegen, um die letzte Lieferung seiner sämmtlichen Werke fertig zu machen. Im Juli berichtete er an Eckermann nach Jena, daß „die Lücken und das Ende der classischen Walpurgisnacht glücklich erobert seien", und somit waren die drei ersten Acte des Faust vollkommen fertig und die Helena mit dem Vorhergehenden verbunden. Im December nach der Genesung von dem Blutsturz, wandte er sogleich seine Hauptkraft auf den ersten Act. Gleichzeitig fuhr er am vierten Bande von Wahrheit und Dichtung fort, dem noch immer die letzte Vollendung fehlte. Im Laufe des Jahres war außerdem ein biographisches Einzelgemälde aus einer Periode seines Lebens entstanden, worüber er keine zusammenhängenden Concessionen wagte,

die Beschreibung des Luisenfestes*). Sie findet sich in den neuesten Ausgaben seiner Werke unter den „biographischen Einzelnheiten"**).

Zu den kleinern Gedichten brachte das Jahr 1830 nur einen spärlichen Nachwuchs. Das Johanni-Maurerfest rief das Gedicht „Dem würdigen Bruderfeste"***) hervor. Am Vorabend des Tages vor fünfzig Jahren war Goethe zu Weimar in der Loge aufgenommen worden. „Die Herren," schrieb er an Zelter mit Uebersendung des Gedichtes, „haben mit der größten Artigkeit diese Epoche behandelt, und ich erwiederte am andern Tage freundlich ihre Gesinnung." Boas bringt in seinen Nachträgen zu Goethe's Werken unter dem Titel „Babylonische Sprachverwirrung" vier Epigramme oder Xenien, die Goethe, nach der Versicherung einer hochgestellten in des Dichters Kreisen einheimischen Dame zu der Zeitschrift Chaos†) gespendet haben soll. Sie persifliren die damals in Weimar herrschende Mode, in Gesellschaften drei bis vier fremde Sprachen zu reden. Dieselben Nachträge enthalten einige Verse an Mad. Schröder-Devrient: „Adler mit der Lyra nach oben strebend." Goethe besaß mehrere sinnige Embleme zu Denk- und Stammbuchsblättern, die er gelegentlich mit einem passenden Verse zu begleiten pflegte. Der gefeierten Sängerin, die ihn um ein Andenken bat, übergab er ein Blatt, den leiertragenden Adler darstellend, mit dem erwähnten Denkspruche. Auf dasselbe Emblem beziehen sich in Goethe's Werken die ersten Gedichte zu Bildern. Dann gehört noch in diesem Jahre die Parabel „Ich trat in meine Gartenthür" an, eine Satire auf die Origina-

*) Vergl. Thl. II, S. 323 ff.

**) Bd. 27, S. 481 ff.

***) Bd. 6, S. 10.

†) Die Zeitschrift, von Goethe's Schwiegertochter gegründet, war sehr origineller Art. Nur Mitarbeiter bekamen ein Exemplar und durften es nicht einmal herumzeigen. Jeder, der lesen wollte, mußte sich also zum Schreiben entschließen; doch brauchte er seinen Namen nicht zu nennen, den gewöhnlich nur die verschwiegene Redacteurin erfuhr. Das Chaos brachte frische Anregung in's Weimarische Leben; auch Goethe spendete manche anmuthige Gabe dazu, so unter andern die Gedichte „An Sie" aus dem Jahr 1829 (s. G.'s W. Bd. 6, S. 122 ff.). Vergl. Gespräche mit Eckermann III, 336.

litätssüchtigen, die immer von Neuem beginnen wollen, statt sich an dem bereits von Andern Geleisteten zu freuen und an dasselbe anzuknüpfen.

Die Kunst-Rubrik bereicherte sich durch zwei neue Aufsätze. Der erstere: „Christus, nebst zwölf alt- und neutestamentlichen Figuren, den Bildhauern vorgeschlagen“ *), wurde veranlaßt durch einen Christus mit zwölf Aposteln, deren Figuren monoton und geistlos behandelt waren. „Der eine Apostel,“ sagte Goethe zu Eckermann am 16. März, indem er ihm die Gruppe zeigte, „ist immer ungefähr wie der andere, und die wenigsten haben Leben und Thaten hinter sich, um ihnen Charakter und Bedeutung zu geben. Ich habe mir bei dieser Gelegenheit den Spaß gemacht, einen Cyklus von zwölf biblischen Figuren zu erfinden, wo jede bedeutend, jede anders, und daher jede ein dankbarer Gegenstand für den Künstler ist.“ Er entwickelte ihm sodann seine Idee, die im Wesentlichen mit der im obigen Aufsatz ausgeführten übereinstimmt. Der zweite Aufsatz berichtet über Zahn's Ornamente und Gemälde aus Pompeji, Herculanum und Stabiä **). Wie lebhaft der Antheil war, den er an Zahn's, wie an Ternita's Arbeiten nahm, ist uns aus Früherm bekannt.

Ein Ausfluß der mächtigen Aufregung, in welche ihn der wissenschaftliche Streit in der Academie zu Paris versetzt hatte, ist der erste Abschnitt des Aufsatzes über Geoffroy's de St. Hilaire Principes de Philosophie Zoologique ***). Er ist datirt: „Weimar, im September 1830,“ und erschien zuerst in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, mit denen Goethe seit einem Besuche des Prof. von Henning (in der letzten Hälfte Juli's) als Mitarbeiter in Verbindung getreten war. Eben dahin sandte er eine Recension der Briefe eines Verstorbenen †), worin sich abermals kund gibt, wie bereitwillig Goethe auch in der deutschen Literatur das Frische und Tüchtige, wo es nur

*) G.'s W. Bd. 31, S. 292 ff.
**) Ebendas. S. 247 ff.
***) Ebendas. B. 40, S. 488.
†) Ebendas. Bd. 32, S. 370 ff.

immer hervortrat, anerkannte. Ein Beweis, daß sein Interesse durchaus Entgegengesetztes umfaßte, ist die Recension von Krummacher's Predigten: „Blicke in's Reich der Gnade*). Er nennt diese Vorträge „narkotische Predigten, die sich am klaren Tage, dessen sich das mittlere Deutschland erfreut, höchst wunderlich ausnehmen.“ Endlich gehört noch in das Jahr 1830 das Vorwort zu Schiller's Leben aus dem Englischen von T. Carlyle**), worin unter Anderm ein Paar Briefe Carlyle's an Goethe mitgetheilt sind.

Fünfzehntes Capitel.

Faust.

Nahe dem Ziel einer langen Wanderung durch reiche und wechselnde Landschaften angelangt, wirft man vor der Einkehr nicht ungern von irgend einer Anhöhe einen Blick auf die durchschrittene Bahn zurück. Zu einer solchen Rückschau gibt uns eine Dichtung Goethe's Anlaß, die, wie sie ihrer Aufgabe nach unter allen seinen Productionen die universellste ist, so auch ihrer Entstehung nach unter allen am weitesten durch sein Leben, und zwar von seiner Universitätszeit bis zu seinem Todesjahre sich hindurch schlingt. Es ist der Faust, von dem wir noch eine übersichtliche Betrachtung dem Leser schuldig sind. Gehört gleich der völlige Abschluß desselben erst dem im nächsten Capitel zu behandelnden Abschnitte an, so schien es doch nicht zweckmäßig, dort den Gang der Erzählung durch eine solche Betrachtung zu unterbrechen.

Ueber das allmälige Entstehen des Werkes sind an vielen Stellen dieser Schrift theils kürzere, theils ausführlichere Andeutun-

*) Goethe's W. Bd. 32, S. 375 ff.
**) Ebendas. Bd. 33, S. 170 ff.

gen gegeben worden; wir reihen aber, zu bequemerer Uebersicht, die Hauptpunkte nebeneinander. Ohne Zweifel bereits als Knabe mit dem Volksbuche und dem Puppenspiel von Faust bekannt geworden, später, in der Zwischenzeit der Leipziger und Straßburger Universitätsjahre durch das Studium mystischer, kabbalistischer und alchymistischer Schriften mit mannigfachem belebenden Detail ausgestattet, sodann zu Straßburg in die überfreie Sinnesweise der jüngern Generation hineingezogen, begann Goethe hier, neben seinem Götz und Cäsar, auch den Faust in Gedanken zu entwickeln, ohne jedoch etwas aufzuschreiben. Aber im Herbste 1774, als ihn Klopstock auf der Durchreise nach Karlsruhe besuchte, konnte er diesem bereits mehrere Scenen des Drama's vorlesen, und in den ersten Monaten des nächsten Jahres, in denen Fritz Jacobi bei ihm verweilte, scheint schon Vieles von dem, was 1790 veröffentlicht wurde, und sogleich näher bezeichnet werden soll, fertig gewesen zu sein; denn Jacobi schrieb ihm den 12. April 1791: „Von Faust kannte ich beinahe Alles (?), und eben deßwegen hat er doppelt und dreifach auf mich gewirkt. Wie ich vor 16 Jahren fühlte, und wie ich jetzt fühle, das wurde Eins." Nach der Rückkehr von der Schweizerreise im Sommer 1775 nahm Goethe den Faust wieder vor; im October konnte er an Merck berichten: „Hab an Faust viel geschrieben." In Weimar scheint bis zur Reise nach Italien, wenn gleich wiederholt dieser Dichtung gedacht wird (z. B. in einer Matinée, vgl. II, 238, und im Pantomimenstück „Minervens Geburt" II, 393 f.) für die Fortsetzung nichts geschehen zu sein. Nur mag Goethe um 1780 die Helena, die er nach Riemer bereits von Frankfurt mitgebracht hatte, wieder vorgenommen haben (er las sie den 23. und 24. März der Herzogin Amalia vor); doch erhielt sie ihre jetzige Gestalt viel später. In Italien gelangte er erst bei seinem zweiten Aufenthalte in Rom an den Faust (vgl. III, 102). Am 1. März 1788 berichtete er, der Plan sei gemacht, und er hoffe, diese Operation solle geglückt sein; auch meldete er die Ausführung einer neuen Scene (nach den Gesprächen mit Eckermann der Scene in der Hexenküche, in der Villa Borghese gedichtet). Nach der Rückkehr aus Italien schrieb er den 21. Juli an Jacobi: „Faust soll eine Winterarbeit werden." Aber zur Vollendung konnte er nicht

die nöthige Sammlung finden; und so ließ er im Frühjahr 1790 den Faust als „Fragment" erscheinen, wobei er wahrscheinlich mehrere Scenen, obwohl schon ausgeführt, einstweilen zurücklegte, weil sie sich in das Mitzutheilende nicht bequem einfügen wollten. Den Inhalt des Fragments bildeten: Faust's erster Monolog und das Gespräch mit Wagner nebst den vier folgenden Versen (Ausg. in 40 B. S. 18 bis 28, Vers 6), die Scene zwischen Faust und Mephistopheles von den Worten „Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist" (S. 72, V. 6) an, der Monolog des Mephistopheles, seine Unterredung mit dem Schüler und sein Gespräch mit Faust (bis S. 84, V. 6); endlich die das Verhältniß zu Gretchen behandelnde Scenenreihe bis zum Ohnmächtigwerden Gretchens im Dom (S. 111 bis 168), mit Ausnahme der Scene mit Valentin.

Als sich im Jahre 1794 ein näheres Verhältniß zu Schiller gebildet hatte, sprach dieser in einem Briefe (vom 29. Nov.) an unsern Dichter das Verlangen aus, mit den noch nicht gedruckten Bruchstücken des Faust näher bekannt zu werden. „Ich gestehe Ihnen," fügte er hinzu, „daß mir das, was ich von diesem Stücke gelesen, der Torso des Hercules ist. Es herrscht in diesen Scenen eine Kraft und eine Fülle des Genies, die den ersten Meister unverkennbar zeigt; und ich möchte die große und kühne Natur, die darin athmet, so weit als möglich verfolgen." Aber erst im Jahr 1797, kurz vor der dritten Schweizerreise (vgl. III, 346) bereitete sich Goethe einen „Rückzug in diese Symbol-, Ideen- und Nebelwelt." Die brieflichen Verhandlungen über den Faust, die sich nun zwischen den beiden Freunden entspannen, sind vielleicht mehr, als manche ausführliche kritische Abhandlung, geeignet, eine unbefangene Ansicht dieser Dichtung zu vermitteln und die Bewunderung eines Werkes, in welchem, wie Hoffmeister sagt, „der Enthusiasmus der Jugend und die Metaphysik des Alters das erste Gedicht der Welt anstaunen und preisen," auf das richtige Maß zurückzuführen.

Am 22. Juni 1797 schrieb Goethe an Schiller: „Da es höchst nöthig ist, daß ich mir in meinem jetzigen unruhigen Zustande etwas zu thun gebe, so habe ich mich entschlossen, an meinen Faust zu gehen und ihn, wo nicht zu vollenden, doch wenigstens um ein gutes Theil weiter zu bringen, indem ich das, was gedruckt ist, wie-

der auflöse und mit dem, was schon fertig oder erfunden ist, in große Massen disponire, und die Ausführung des Plans, der eigentlich nur eine Idee ist, näher vorbereite. Nun habe ich eben diese Idee und deren Darstellung wieder vorgenommen, und bin mit mir selbst wieder einig. Ich wünschte aber, daß Sie die Güte hätten, die Sache einmal in schlafloser Nacht durchzudenken, die Forderungen, die Sie an das Ganze machen würden, vorzulegen, und so mir meine eigenen Träume als ein wahrer Prophet zu erzählen und zu deuten. Da die verschiedenen Theile dieses Gedichts in Absicht auf die Stimmung verschieden behandelt werden können, wenn sie sich nur dem Geist und Ton des Ganzen subordiniren, da übrigens die ganze Arbeit subjectiv ist: so kann ich in einzelnen Momenten daran arbeiten, und so bin ich auch etwas zu leisten im Stande. Unser Balladenstudium hat mich wieder auf diesen Dunst- und Nebelweg gebracht, und die Umstände rathen mir in mehr als Einem Sinne, eine Zeitlang darauf herumzuirren." Schiller erwiederte darauf sogleich: „Ihre Aufforderung an mich, Ihnen meine Erwartungen und Desideria mitzutheilen, ist nicht leicht zu erfüllen; aber so viel ich kann, will ich Ihren Faden aufzufinden suchen, und wenn auch das nicht geht, so will ich mir einbilden, als ob ich die Fragmente von Faust zufällig fände und solche auszuführen hätte. So viel bemerke ich hier nur, daß der Faust, das Stück nämlich, bei aller seiner dichterischen Individualität, die Forderung einer symbolischen Bedeutsamkeit nicht ganz von sich weisen kann, wie auch wahrscheinlich Ihre Idee ist. Die Duplicität der menschlichen Natur und das verunglückte Bestreben, das Göttliche und Physische im Menschen zu vereinigen, verliert man nicht aus den Augen, und weil die Fabel in's Grelle und Formlose geht und gehen muß, so will man nicht bei dem Gegenstande stille stehen, sondern von ihm zu Ideen geleitet werden. Kurz, die Anforderungen an den Faust sind zugleich philosophisch und poetisch, und Sie mögen sich wenden, wie Sie wollen, so wird Ihnen die Natur des Gegenstandes eine philosophische Behandlung auflegen, und die Einbildungskraft wird sich zum Dienst einer Vernunftidee bequemen müssen. Aber ich sage Ihnen damit schwerlich etwas Neues; denn Sie haben diese Forderung in dem, was bereits da ist, schon in hohem Grade zu befriedi-

gen angefangen." In der weitern Correspondenz gesteht Schiller, daß ihm „vor der Ausführung des Faust ordentlich schwindele"; die Sache beruhe auf einer Anschauung, und so lange man die nicht habe, müsse auch ein weniger reicher Stoff den Verstand in Verlegenheit setzen. Was ihn ängstigte, war, daß ihm der Faust seiner Anlage nach auch eine Totalität der Materie zu erfordern schien, wenn am Ende die Idee ausgeführt erscheinen sollte; für eine so hoch aufquellende Masse fand er aber keinen zusammenhaltenden poetischen Reif. So mußte Faust seines Bedünkens in das handelnde Leben eingeführt werden; aber was er auch für ein Stück aus dieser Masse wählte, es schien ihm immer durch seine Natur eine zu große Umständlichkeit und Breite zu erfordern. Die große Schwierigkeit der Behandlung schien ihm darin zu liegen, „zwischen dem Spaß und dem Ernst glücklich durchzukommen." „Verstand und Vernunft," fährt er fort, „scheinen mir in diesem Stoffe auf Tod und Leben mit einander zu ringen. Bei der jetzigen fragmentarischen Gestalt fühlt man dieses sehr, aber man verweist die Erwartung auf das entwickelte Ganze. Der Teufel behält durch seinen Realism vor dem Verstand und Faust vor dem Herzen Recht. Zuweilen aber scheinen sie ihre Rollen zu tauschen, und der Teufel nimmt die Vernunft gegen Faust in Schutz. Eine Schwierigkeit finde ich darin, daß der Teufel durch seinen Charakter, der idealistisch ist, seine Existenz, die realistisch, aufhebt. Die Vernunft nur kann ihn so, wie er da ist, gelten lassen und begreifen. Ich bin überhaupt sehr erwartend, wie die Volksfabel sich dem philosophischen Theile des Ganzen anschmiegen wird." Statt auf diese tiefgreifenden Andeutungen näher einzugehen, erwiderte Goethe nur, er gedenke es sich bei dieser „barbarischen Composition" bequemer zu machen, und die höchsten Forderungen mehr zu berühren, als zu erfüllen. „Ich werde sorgen," fügte er hinzu, „daß die Theile anmuthig und unterhaltend sind und etwas denken lassen; bei dem Ganzen, das immer ein Fragment bleiben wird, mag mir die neue Theorie des epischen Gedichts (vgl. III, 397) zu Statten kommen (!)."

Wir nannten früher (III, 347) die Beschäftigung Goethe's mit dem Faust im Jahre 1797 einen Anachronismus. In der That

stand er damals auf dem Gipfel seiner classischen Periode, und konnte daher, nachdem er eine ganze Reihe von Jahren sich nur in rein classischen Schöpfungen versucht und mit seinem Freunde theoretisch in dem, was er ausübte, befestigt hatte, eine Behandlung, wie sie der Faust verlangte, nicht anders als barbarisch finden; auch war es natürlich, daß er, bei seiner damaligen Stellung zu der in der Jugend concipirten Dichtung, seinen Gegenstand fast durchgängig mit ironischem Humor behandelte, was für eine richtige Beurtheilung des Werkes nicht außer Acht gelassen werden darf. Indeß hatte er damals doch auch den äußersten Höhenpunkt der classischen Richtung erreicht, und es bereitete sich schon die neue Betrachtungsweise und Stimmung vor, jene Hinneigung zum Symbolisiren, von welcher im dritten Theile zu Anfange des 14. Capitels die Rede gewesen. Selbst der Gedanke, den Faust wieder aufzunehmen, hing vielleicht mit jener Hinneigung zusammen; wenigstens darf man behaupten, daß erst die neue Epoche in seiner innern Entwickelung die Fortführung des Faust, wie sie uns vorliegt, möglich machte. Es ging jedoch mit dieser Fortführung sehr langsam, da gerade um jene Zeit Goethe's Productivität zu stocken begann. In das Jahr 1797 fallen noch Oberon's und Titania's goldene Hochzeit, die er ursprünglich dem Musenalmanach zugedacht hatte, aber später, um mehr als das Doppelte vermehrt, dem Faust einzuverleiben beschloß, die Zueignung, der Prolog und vielleicht auch das Vorspiel auf dem Theater.

Im Jahr 1800 wurde die Helena wieder vorgenommen, umgearbeitet und theilweise in würdevollen jambischen Trimetern ausgeführt, worüber das Nähere unter dem genannten Jahre (III, 447 f.) mitgetheilt worden. Dann trat eine längere Pause in der Beschäftigung mit dem Faust ein, bis die im Jahr 1806 begonnene neue Ausgabe der Werke den Dichter abermals zu der Arbeit zurückführte. Unter Riemer's Beihülfe wurde der erste Theil, so gut es gehen wollte, beendigt und erschien Ostern 1808. Zu dem Fragmente von 1790 waren außer den Vorspielen hinzugekommen: Der Monolog Faust's nach dem Abgange Wagner's (S. 28), sein Selbstmordsversuch und die Unterbrechung desselben durch das Osterfest, der Spaziergang (S. 35) mit Allem, was sich daran

schließt, und die Auffindung des Pudels, die erste Beschwörung des Mephistopheles und alles sich Anschließende bis (S. 72) zu den Worten „Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist", in der auf Gretchen bezüglichen Scenenreihe die Scene mit Valentin, und Alles, was nach dem Ohnmächtigwerden Gretchens (S. 168) folgt.

In den nächsten siebenzehn Jahren ward Goethe nur mitunter durch die Bemühungen, den Faust auf die Bühne zu bringen, zu vorübergehender Beschäftigung mit demselben veranlaßt. Im Jahr 1810 dachte er selbst eine Zeit lang an die Aufführung des Stücks; zwei Jahre später griffen Riemer und der Schauspieler Wolff den Gedanken wieder auf; zwischen 1816 und 1820 machte man am Berliner Hofe mannigfache Vorbereitungen, das Drama mit der Composition des Fürsten Radziwill in Scene zu setzen. Eine Fortsetzung der Dichtung scheint Goethe die ganze Zeit hindurch nie ernstlich angegriffen zu haben.

Erst im Greisenalter, 1825, gab er sich (nach der „Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften") wieder an den zweiten Theil, und vollendete Einiges von dem fünften Acte; dann führte er die seit 1801 liegen gebliebene Helena weiter aus, beendigte sie im nächsten Jahre und ließ sie 1827 im vierten Bande der neuen Ausgabe seiner Werke abgesondert erscheinen unter dem Titel: „Helena, klassisch-romantische Phantasmagorie, ein Zwischenspiel zu Faust" (vgl. IV, 324 u. 344 ff.). Der weitern Arbeiten an dem zweiten Theile wird sich der Leser noch aus den nächstvorhergehenden Capiteln erinnern; des völligen Abschlusses haben wir im folgenden Capitel zu gedenken.

Schon dieser Ueberblick über die Entstehungsgeschichte des Faust läßt erwarten, daß wir in ihm wohl die Ausbeute eines reichen und großartigen Daseins, Schätze von Lebensweisheit und Erfahrung, hohe Poesie und Kunst in den einzelnen Theilen, jugendliche Darstellungskraft in den früher, gediegene Kunstpoesie in den später entstandenen, — aber nicht, daß wir ein streng organisirtes, fest geschlossenes, schön gerundetes Kunstproduct, ein Werk aus Einem Gusse finden werden. Noch weniger wird man dieß erwarten, wenn man die Aufgabe, die sich der Dichter gestellt hatte, betrachtet. Ist doch der Held des Drama's nicht sowohl ein Mensch in indivi-

dueller Bestimmtheit, als vielmehr der Mensch in seinem titanischen Ankämpfen gegen die ihm von der Natur gestellten Schranken, in seinem Streben nach Erkenntnissen, Kräften und Genüssen, die ihm in seinem Erdenleben versagt sind. Wie wird dieser Kampf sich enden? Welches ist schließlich das Schicksal des in's Unendliche strebenden Menschengeistes? Läßt sich dieses Streben, wenn auch nicht befriedigen, doch wenigstens in ruhige, heilsame Bahnen leiten? Das sind Fragen, die mit den höchsten Problemen des Menschen zusammenhangen; und sollte der Jüngling, der Mann, der Greis eine gleichlautende Antwort dafür gehabt haben? Werden aber nicht je nach der Antwort, je nach der Verschiedenheit des Ziels, das der Dichter seinem Helden zugedacht hat, auch die Wege, die er ihn führt, verschieden sein? Da nun Goethe nachweislich das, was er im Jugend- und Mannesalter für diese Dichtung geschaffen, nicht etwa vor der Schlußredaction des Gesammtwerks völlig umgeschmolzen, sondern alle den verschiedensten Lebensepochen angehörige Partien zusammenzuschweißen versucht hat, so darf es uns nicht wundern, wenn das Ganze nicht den Eindruck eines durchaus harmonischen, einheitlichen, homogenen Kunstwerkes macht.

Auf den ersten Blick schon gewahrt der Leser einen großen Unterschied zwischen dem ersten und dem zweiten Theile. In jenem fast durchgängig der Ausdruck leicht, natürlich, klar, kühn, in diesem oft gesucht, gekünstelt, räthselhaft, kalt; dort scharfe Charakterzeichnung, lebendige, individuelle Gestalten, hier großentheils schattenhafte Wesen, symbolische Schemen; dort Scenen, die, einmal gelesen, sich unvertilgbar der Phantasie und dem Gemüth einprägen, hier phantasmagorische Bilder, die in Sinn und Geist nicht haften; dort ächt tragisches Pathos, das in jeder Menschenbrust mitklingt, hier zum Theil sehr specielle und ephemere Interessen, z. B. literarische, wie die Verschmelzung des Klassischen und Romantischen, wissenschaftliche, wie der Streit des Neptunismus und Vulcanismus; dort die wenigen typischen Figuren unendlich weit und eine Welt umfassend, hier das allegorische Gewand manchmal so eng, daß die „hinein geheimnißten" Gestalten nicht darunter passen wollen; dort mit einfachen Mitteln das Größte erreicht, hier oft der schwerfälligste mythische Apparat zur Erzielung verhältnißmäßig unbedeutender Resultate aufgeboten. Unleugbar tritt auch im zweiten Theile an vielen Stellen (besonders in der Helena) noch eine gewaltige Dichtkraft zu Tage, so wie umgekehrt im ersten Theile Einiges (z. B. in Oberon's und Titama's goldener Hochzeit) den Gesammteindruck stört; aber im Großen und Ganzen empfindet jeder unbefangene Leser sogleich den ungeheuren Abstand beider Theile.

Aber auch der erste Theil, für sich besonders betrachtet, obwohl vielleicht die genialste dramatische Production der Neuzeit, genügt in Beziehung auf Gliederung und Abrundung nicht den Anforderungen, die man an ein kunstgerechtes Drama stellen muß. Dieses erklärt sich uns, wenn wir uns bei der nähern Betrachtung des Werks und seiner Theile die oben skizzirte Geschichte seiner Entstehung gegenwärtig erhalten. Die ältesten Partien des Faust gehören einer Zeit an, die, überdrüssig eines mühsam aufgespeicherten, unfruchtbaren Wissensstoffes, nach tiefern und vollern Quellen der Erkenntniß dürstete, die durch Inspiration, durch Unmittelbarkeit des Glaubens und Schauens den herkömmlichen Studiengang überfliegen wollte, und von der dürren Haide der Speculation sich nach der grünen Weide des Genusses, nach den goldenen Früchten am Baume des Lebens sehnte. Eine Zeit von verwandtem Charakter war aber die, welche die Sage vom Dr. Faust hervorrief. Auch damals sträubte sich der menschliche Geist gegen traditionelle Schranken und suchte auf directerem Wege, als die Scholastik des Mittelalters, durch Unmittelbarkeit des Gefühls und Glaubens sich der Quelle der Weisheit und des Lebensgenusses zu nähern. Indem nun der junge Dichter mit seinem genialen Instinkte jene Sage einer sinnesverwandten Zeit aufgriff, um sich für das, was ihn und seine Zeit bewegte, ein poetisches Gefäß zu bilden, war es ihm nicht darum zu thun, ein kunstgerechtes Drama, geschweige ein bühnengerechtes Schauspiel zu schaffen; er wählte die dramatische Form für sein psychologisches Gemälde, weil sie das Feuer der Lyrik mit der Plastik des Epos verbindet. Ob die Einheit der Zeit in seinem Gemälde beobachtet, ob jede Scene auf den Brettern darstellbar, ob die Illusion überall strenge gewahrt sei, das kümmerte ihn alles wenig, wenn es ihm nur gelang, die großen psychologischen Erscheinungen und Probleme, um die es sich handelte, dem Leser warm

an's Herz zu legen, und das Leben, in das er seinen Helden aus der dumpfen Studirstube führte, klar vor sein inneres Auge hinzustellen. Wählte er gleich das Sagengerüste, das Kostüm und zum Theil die Rede- und Denkweise eines bestimmten Zeitalters, so wollte er doch eben so wenig in seinem Faust ein eigentliches Zeitgemälde schaffen, als er später in seiner Iphigenie, obwohl sie auf antiken Mythen ruht und antikes Kostüm trägt, sich innerhalb der griechischen Weltanschauung hielt; vielmehr legte er in die Faustsage einen für alle Zeiten gültigen Gehalt hinein; er benutzte die überkommene Sage nur als Rahmen, um ein Seelengemälde von unvergänglichem Interesse einzufassen. Ja, im Vollgefühle seiner Dichterkraft spielt er sogar oft muthwillig mit dem traditionellen Stoffe; er zerstört keck die Illusion, weil er seiner Poesie die Kraft zutraut, sie im nächsten Moment wieder herzustellen. So sagt Mephistopheles in der Hexenküche: „Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben" und hebt damit seine mythische Existenz auf; und doch bleibt er dem innern Sinne des Lesers in voller Leibhaftigkeit und individueller Bestimmtheit gegenwärtig. „Kein Dichter," sagt Vischer, „hat noch diese Freiheit und elastische Leichtigkeit gezeigt, in ein superstitiöses Element zu tauchen und zugleich darüber zu schweben." — Auch war der junge Dichter sich schwerlich gleich Anfangs eines bestimmten Ziels und Abschlusses klar bewußt. Was als eines der größten Probleme vorlag, das mochte er zunächst eben auch nur als Problem darstellen wollen, wofür denn das weitere Leben vielleicht eine Lösung gab. Hatte er schon damals eine im Sinne, so nahm er sie, wie mir scheint, in seinem Prometheus vorweg. Denn wohin hätte, nach seiner damaligen Sinnesweise, das titanische eigenmächtige Streben, nach der Sättigung an der Speculation und dem Genuß, sich wenden können, als zu einer selbstständigen, sich trotzig abschließenden künstlerischen Thätigkeit?

In jener fragmentarischen Gestalt fand Goethe sein Jugendwerk vor, als er im Jahr 1790 an die Veröffentlichung desselben dachte, und mit richtigem Gefühl bezeichnete und gab er das, was seiner Natur nach keinen vollen Abschluß finden konnte, als „Fragment" hin. Das Publikum im Großen und Ganzen, wenn auch Einzelne, wie Schiller und Wieland, sich unbefriedigt äußerten

nahm das Werk, wie es geboten wurde, und war über die Kühnheit und Tiefe der Gedanken, über die Kraft und Fülle der Empfindung, die hinreißende Diction, welche Einfachheit und Klarheit mit Schwung und Feuer paarte, über das freie Spiel des Geistes, der in dieser Dichtung seine Flügel schwang, voll Bewunderung und Entzücken. In keck hingeworfenen Bildern sah es das anschaulichste Leben vor sich ausgebreitet, und die höchsten Fragen, die dunkelsten Räthsel der innern Welt fanden, wenn auch nicht ihre Lösung, doch den prägnantesten Ausdruck. Es ließ „Phantasie mit allen ihren Chören, Verstand, Vernunft, Empfindung, Leidenschaft sich hören." Das Gedicht brachte Jedem etwas, dem Zweifler wie dem Frommgläubigen, dem Mystiker wie dem Verstandesmenschen, dem Freunde des Humors und der Ironie wie dem der ernsten Speculation; es bot unendlich viel dar, und eröffnete zugleich der Ahnung eine unendliche Perspective. Daß sich große Lücken der Handlung zeigten, daß ihm innerlich und äußerlich der Abschluß fehlte, ließ man sich gefallen; Jeder suchte sich nach seiner Weise das Problem zurecht zu legen, nach seiner Weise die Handlung in Gedanken fortzuspinnen. Ein so naiv schöner Charakter, wie der Gretchens, war mit so wenig Pinselstrichen noch nicht gemalt worden, und die mehr typischen Charaktere, wie Faust und Mephistopheles, stellten sich nicht als leere Abstractionen, sondern als volle Persönlichkeiten dar.

Als nun Goethe später, auf dem Culminationspunkt seiner classischen Richtung, auf's Neue den Faust vornahm, war seine Stellung zu der Dichtung eine ganz andere geworden. Begeistert für antike Kunst und Poesie, Herz und Sinn gewöhnt an die Ruhe und Einfachheit, das schöne Maß, die scharfe Begränzung, die klare Plastik der antiken Kunstproductionen, eingelebt in die antike Weltanschauung, welche den Gegensatz zwischen dem, was die Wirklichkeit bietet, und dem, was das strebende Herz verlangt, in solcher Schärfe nicht gekannt hat, weil das Individuum sich bescheidener dem Ganzen unterzuordnen verstand: mußte ihm die Jugenddichtung form- und maßlos, nebelhaft, ja überspannt erscheinen. Daß in ihr ein Fonds dichterischer Kraft lag, wie in vielleicht keinem andern seiner poetischen Werke, konnte ihm eben so wenig, als Schiller'n, entgehen. Aber, wie dieser, so trat auch er selbst mit der Forderung

größerer Stetigkeit, schärferer Begränzung und eines bestimmtern Ziels an das Werk. Zunächst mußte die Tragödie bis zur Auflösung des Verhältnisses mit Gretchen durchgeführt, und manche frühere Lücke ausgefüllt werden; zugleich aber mußte Faust's weitere Bahn und das endliche Ziel in's Auge gefaßt werden. Daß sein Held, wie es Schiller erkannte, in das „handelnde Leben", daß er nach dem Wissen und Genuß, deren jedes ihn unbefriedigt gelassen, auf die Bahn der That geführt werden mußte, der That, die, aus den vereinigten Kräften des Menschen entspringend und niemals stille stehend, ein volleres und nachhaltigeres Genüge gewährt, — das stand auch bei ihm ohne Zweifel fest. Ueber die Schwierigkeit, durch deren Vorstellung sich Schiller geängstigt fand, daß Faust als Symbol der strebenden Menschheit, wie sie durch leidenschaftliches Ringen nach Wahrheit, Genuß, Schuld und Leiden hindurchgehend allmälig in einem folgerechten Handeln Endliches und Unendliches verknüpfen lernt, eine Totalität der Motive erfordere, daß er demnach eigentlich durch alle wichtigern Verhältnisse und Bestrebungen des Menschenlebens hindurch zu führen sei, — über diese Schwierigkeit konnte sich Goethe allenfalls mit dem Gedanken beruhigen, daß die allerwichtigsten Thätigkeitskreise und die Hauptformen umfassender Wirksamkeit als Repräsentanten genügen würden, und für solche immerhin ein poetischer Rahmen zu finden sein möchte. Aber unter diesen Hauptformen ließ sich eine politische Wirksamkeit nicht abweisen; und wie wenig Goethe, zumal in jener Zeit, gemuthet war, seinen Helden auf eine solche Bahn zu leiten, bedarf keiner Erörterung. So darf es uns also nicht wundern, wenn der Fluß seines Geistes, um mit Gervinus zu reden, stockte und sich staute, wenn er sich mit der „Idee" des Weitern einstweilen begnügte, und nun, nach seinem eigenen Geständniß daran ging, „das Alte wieder aufzulösen, in große Massen zu disponiren, das Halbbearbeitete zu enden und mit dem Gedruckten zusammenzustellen," die Lücken, so gut es gehen wollte, auszufüllen und den Schluß des ersten Theils hinzuzudichten.

Das Meiste in diesen neu hinzugekommenen Scenen, von denen er mehrere, wie schon bemerkt, aus früherer Zeit in Bereitschaft hatte, schließt sich in Geist und Ton dem Inhalte des Frag-

ments durchaus harmonisch an; auch konnte die tragische Entwickelung des Verhältnisses zu Gretchen für gelungen gelten. Dennoch befriedigte der nunmehr vollendete erste Theil des Faust weniger, als das Fragment von 1790. Die Dichtung trat in der Form, wie sie jetzt dargeboten wurde, mit dem Anspruch einer kunstgerechten dramatischen Composition auf, und genügte doch in mancher Hinsicht nicht den Forderungen, die man an eine solche stellen muß. Daß Faust's Schicksal am Ende unsicher bleibt, durfte ihr nicht als Mangel angerechnet werden; denn das Stück stellte sich als erster Theil eines größern Ganzen dar, das in seinem weitern Verlauf darüber Aufschluß geben mußte. Aber mit Recht konnte man dem Stücke Mangel an Stetigkeit und Geschlossenheit vorwerfen; man fühlte Lücken und Sprünge in der innern Entwickelung der Gefühle, wie in dem äußerlichen Gange der Handlung; und andrerseits fand sich Ueberflüssiges, ja Ungehöriges eingemischt. Zwischen den einzelnen Scenen fehlen oft vermittelnde Zwischenglieder; was unmittelbar sich an einander schließt, muß theilweise durch nicht unbedeutende zeitliche Zwischenräume getrennt gedacht werden; und einzelne der später eingeschobenen Scenen, wie vortrefflich sie für sich betrachtet sind, beeinträchtigen entschieden den folgerechten Gang der Handlung. Bei genauerer Betrachtung ergeben sich noch manche Bedenken über die Veränderungen in den Motiven, die Vischer in der Monatsschrift des wissenschaftlichen Vereins in Zürich eingehend erörtert hat. Besonders tadelt er mit Recht die Einschiebung der Walpurgisnacht, jener phantastischen Spukwelt, „worin sich die Neigungen der romantischen Schule in Goethe so beunruhigend ankündigen," und noch mehr des Walpurgisnachtstraums. Dieses Intermezzo, das uns eine Reihe falscher Bestrebungen von theilweise sehr untergeordnetem und vorübergehendem Interesse auf den Gebieten der Kunst, Literatur, Religion, Philosophie und Politik vorführt, war ursprünglich als eine Art Fortsetzung der Xenien dem Schiller'schen Musenalmanach zugedacht. Schiller, der Polemik überdrüssig geworden, lehnte es ab; und nun gab Goethe, indem er die Xenien für den Faust zurechtstutzte, das erste Beispiel jener später mehrmals wiederkehrenden Unart, eine Production, die er augenblicklich nicht passend unterzubringen wußte, es mochte gut

oder übel gehen, einem größern Werke einzuzwängen. Gewiß, diese Xenien hätten ihren Ort überall besser, als in unsrer ernsten und tiefen Tragödie gefunden, für die das Interesse fortleben wird, wenn längst das Andenken an Nicolai, Campe u. A. erstorben sein wird. Goethe vergaß bei diesen Zuthaten ganz, daß sein Werk für mehr als Ein Jahrhundert, für mehr als Ein Volk gedichtet war; sie waren ein Ausfluß jener Stimmung, in welcher er diese Dichtung als „Possen", als „Farcen", und sein Drama als eine „barbarische Composition", als „Tragelaph" bezeichnen konnte.

Die Walpurgisnacht ist allerdings dadurch motivirt, daß Faust in ein Gedränge von Zerstreuungen gezogen werden soll, um Gretchen zu vergessen, und nachher, wenn er ihr Schicksal erfährt, desto größerer Seelenqual zu verfallen. Aber mit Recht fragt Vischer, ob Goethe nicht besser gethan hätte, die Andeutungen des Puppenspiels über die Helena zu diesem Zwecke, anstatt zum Symbol des Classicismus im zweiten Theile, zu verwenden. Mir scheint die Vermuthung nicht ferne zu liegen, daß der Dichter ursprünglich in der That auf solche Weise den in seiner Quelle gegebenen Wink zu benutzen versucht habe. Die Helena, die er nach Riemer schon von Frankfurt nach Weimar mitgebracht hatte, kann unmöglich die Ausgleichung des Zwiespaltes zwischen Classikern und Romantikern zum Gegenstande gehabt haben; sie war ohne Zweifel ein ganz anderes Werk, als die jetzige Helena des zweiten Theiles, worauf auch die Andeutung in der Chronologie der Entstehung Goethe'scher Werke „1800 Helena angefangen" hinweist. Vielleicht war Helena im ersten Entwurfe wirklich „als lebendiger Inbegriff aller verführerischen, schwungvollen, plastischen Reize südlicher Weiblichkeit" dargestellt und so Faust's Untreue gegen Gretchen bündiger und faßlicher motivirt.

Es hatte Goethe'n, als er den vollständigen ersten Theil des Faust herausgab, die Weiterführung des Werks, mit Ausnahme des an der Helena zu Stande Gebrachten, nicht gelingen wollen; aber das Ziel der Tragödie muß ihm damals schon bestimmt vorgeschwebt haben; darauf deutet der dem ersten Theile vorangeschickte Prolog im Himmel hin. Es tritt hier die Grundidee des Ganzen klar genug hervor, die Idee, daß in der Menschheit ein Streben liege,

welches sie durch alle Verirrungen hindurch einer stets wachsenden Bereicherung und Veredlung entgegenführe. Faust ist der Repräsentant der edel strebenden, der „guten Menschen", die in ihrem „dunkeln Drange", auch wenn sie zeitweise auf falsche Bahnen gerathen, doch ein Gefühl des rechten Weges bewahren. Der Prolog, der keineswegs als Prolog des ersten Theils, sondern der ganzen Dichtung gelten will, läßt uns erkennen, daß Faust auch in der Fortsetzung des Dramas, nach dem Her zu mir! womit der erste Theil schließt, noch ferner der Einwirkung des Mephistopheles werde preisgegeben werden. Auch wenn Mephisto den von der Speculation und dem Genuß Gesättigten auf die Bahn der That begleitet, wo das schrankenlose Streben sich beschränken lernen, wo Idealismus und Realismus sich allmälig versöhnen sollen, auch da noch wird es nicht an mancherlei Miß- und Uebergriffen fehlen. „Es irrt der Mensch so lang er strebt." Scheint damit nun, insofern Faust als Vertreter der zum Bessern und Höhern strebenden Menschheit gilt, die Möglichkeit eines Ziels der Dichtung aufgehoben, da ja jenes Streben in's Unendliche fortgeht: so deutet der Prolog zugleich an, daß Faust als Einzelwesen, indem er dem Erdendasein enthoben wird, das Mittel zum Abschluß geben werde. Mit seiner Entrückung aus dem Kreise der Strebenden wird er der Macht des Mephistopheles entzogen; der Herr räumt diesem ausdrücklich nur so lange Gewalt über Faust ein, „als er auf der Erde lebt". Implicite sagt so schon der Prolog, was freilich erst der Schluß des ganzen Werkes bestimmt in den Worten der Engel ausspricht, die Faust's Unsterbliches in die Höhe tragen:

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen;
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen;
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm die sel'ge Schaar
Mit herzlichem Willkommen.

Wir übergehen das Vorspiel auf dem Theater, worin der Dichter sich mit dem Publicum über die poetische Form zu verständigen sucht, und die vorangehende Zueignung, zwei Produc-

tionen, die noch von einer frischen Dichtkraft zeugen, um schließlich einen flüchtigen Ueberblick über die im spätern Lebensalter versuchte Ausführung des zweiten Theils zu werfen. Es scheint dieß um so wünschenswerther, als manche Leser des Dichters, durch die vielen ihnen hier begegnenden Räthsel und Schwierigkeiten verwirrt und ungeduldig gemacht, den Faden des Ganzen verlieren.

Die einleitende Scene stellt uns Faust's Genesung von den wilden Seelenschmerzen, denen wir ihn am Schlusse des ersten Theils preisgegeben sahen, und zugleich von der Ueberschwenglichkeit seines frühern Strebens dar. Am Busen der Natur sucht und findet er beschwichtigenden Schlummer; ihre heilende Einwirkung auf das Gemüth ist im Gesange der Elfen versinnlicht. Mit neugestärkter Kraft erwachend, will er wieder „zum höchsten Dasein immerfort streben"; sehnsuchtsvoll sieht er der emporsteigenden Sonne entgegen; aber unfähig, den vollen Lichtglanz zu ertragen, wendet er sein Auge dem farbigen Abglanz des Lichtes im Strome, dem Regenbogen, zu, und beschließt, fortan auf das ungetrübte, reine Licht des höchsten Wissens und höchsten Genusses verzichtend, sich mit der Mischung von Licht und Dunkel, von Wissen und Nichtwissen, von Genuß und Entbehrung, wie es der rauschende Strom des Lebens bringt, zu begnügen.

Hiernach wäre nun zu erwarten, daß Faust aus den idealen Regionen auf den Boden des praktischen Lebens versetzt und in einflußreiche Kreise menschlicher Thätigkeit eingeführt werde. In der That rollt der Dichter in der nächsten Scene ein Bild des Menschentreibens, und zwar ein politisches Gemälde vor uns auf; aber Faust spielt darin keine Rolle. „Ich habe in dem Kaiser," so erklärt sich der Dichter selbst (Eckermann III, 192) über diese Scene, „einen Fürsten darzustellen gesucht, der alle möglichen Eigenschaften hat, sein Land zu verlieren, welches ihm denn auch später wirklich gelingt. Das Wohl des Reichs und seiner Unterthanen macht ihm keine Sorge; er denkt nur an sich, und wie er sich von Tag zu Tag mit etwas Neuem amüsire. Das Land ist ohne Recht und Gerechtigkeit, der Richter selbst mitschuldig und auf der Seite der Verbrecher, die unerhörtesten Frevel geschehen ungehindert und ungestraft. Das Heer ist ohne Sold, ohne Disciplin und streift raubend

umher, um sich seinen Sold selber zu verschaffen. Die Staatskasse ist ohne Geld und ohne Hoffnung weiterer Zuflüsse. Im eigenen Haushalte des Kaisers sieht es nicht besser aus: es fehlt in Küche und Keller. Der Marschall, der von Tag zu Tag nicht mehr Rath zu schaffen weiß, ist bereits in den Händen wuchernder Juden, denen Alles verpfändet ist, so daß auf den kaiserlichen Tisch vorweggegessenes Brod kommt. Der Staatsrath will Sr. Majestät über alle diese Gebrechen Vorstellungen thun und ihre Abhülfe berathen; allein der gnädigste Herr ist sehr ungeneigt, solchen unangenehmen Dingen sein hohes Ohr zu leihen; er möchte sich lieber amüsiren. Hier ist nun das wahre Element für Mephistopheles, der den bisherigen Narren schnell beseitigt und als neuer Narr und Rathgeber sogleich an der Seite des Kaisers ist" — allerdings für Mephistopheles, als den Geist der Verneinung, Verwirrung und Zerstörung, aber um so weniger für Faust. Goethe verläugnet auch hier nicht seinen tiefen Widerwillen gegen das politische Treiben und hebt die grellsten Schattenseiten hervor. Hätte Schiller das Erscheinen des zweiten Theils vom Faust erlebt, er würde sich schwerlich von dieser Einführung des Helden in das „handelnde Leben" sehr erbaut gefunden haben.

Eher könnte uns Faust in der hierauf folgenden Mummenschanz-Scene in einer geziemenden politischen Thätigkeit erscheinen. Es entfaltet sich vor uns in der Form eines durch Faust veranstalteten Maskenspiels zunächst ein buntes und heiteres Bild der menschlichen Gesellschaft; aber es werden auch die Schäden und Gebrechen derselben aufgedeckt, und vor Allem tritt die verderbliche Macht des Mammons an's Licht, dem Hohe und Niedere huldigen, und der endlich Volk und Fürst in Collision bringt und den Zusammensturz des morschen Staates beschleunigt. Hat Faust damit bezweckt, dem Kaiser eine Lehre zu geben, so hat er, wie sich in der Scene im Lustgarten zeigt, seinen Zweck ganz verfehlt; weit entfernt, den Sinn des Zauberspiels zu fassen, hat der Fürst in dem Toben und Stürmen des Volks nur „eine Huldigung" gesehen. Faust steht bei ihm in hohen Ehren, weil er so schön zu belustigen versteht. Jetzt kommt auch der von Mephistopheles ausgedachte Papiergeldschwindel, welcher auf Faust übertragen wird, wieder zur Sprache. „Sie

erinnern sich," so erläutert Goethe selbst das Nächstfolgende (Eckermann II, 162), „daß bei der Reichsversammlung das Ende vom Liede ist, daß es am Geld fehlt, welches Mephisto zu schaffen verspricht. Dieser Gegenstand geht durch die Maskarade fort, wo Mephisto es anzustellen weiß, daß der Kaiser in der Maske des großen Pan ein Papier unterschreibt, welches, dadurch zu Geldeswerth erhoben, tausendmal vervielfältigt und verbreitet wird. In dieser Scene nun wird die Angelegenheit vor dem Kaiser zur Sprache gebracht, der noch nicht weiß, was er gethan hat." Anfangs zürnt er, weil er glaubt, man habe seinen Namenszug nachgeahmt; aber vom Schatzmeister daran erinnert, daß er eigenhändig unterschrieben, vergißt er über der Schilderung der Glücksfülle, die das Papiergeld hervorgerufen, bald seinen Zorn und überhäuft die Finanzverbesserer mit Gnaden. Der Staat ist augenblicklich gerettet, aber nur um bald in tiefere Zerrüttung zu sinken.

Damit ist denn Faust's unrühmliche politische Laufbahn für jetzt zu Ende; denn die drei Schlußscenen des ersten Akts leiten zu einem andern Streben über: statt der Rettung des Staates wird jetzt das Erfassen und Hervorbringen des vollkommen Schönen sein Ziel. Der Kaiser will Paris und Helena, die Musterbilder der Männer und Frauen, sehen, und verlangt von Faust, daß er sie beschwöre. Mit Mephisto's Hülfe entledigt sich Faust des Auftrags, wird von Liebe zu der hervorgezauberten Helena entflammt, und ringt nun, da sie sich dem stümisch Begehrenden wieder entzieht, aus allen Kräften nach ihrem dauernden Besitz; aus dem Gebiet der Politik tritt er in das der Kunst und Schönheit.

Der zweite und dritte Akt bewegen sich beide in dem neuen Kreise, in den jetzt Faust übergetreten ist; das Staatsleben rückt aus unserm Gesichtskreise und tritt erst im vierten Akte wieder in den Vordergrund. Vielleicht ist der Leser schon bis hieher durch Faust's Schicksale an Goethe's eigene gemahnt worden. Allerdings sind Anklänge unverkennbar, aber auch nur Anklänge; neben Aehnlichem findet sich viel Unähnliches und Entgegengesetztes. Auch Goethe hat sich im Hof- und Staatsleben versucht, auch er hat die höfischen Kreise durch Masken- und andere Spiele unterhalten, auch er hat sich dann auf Poesie und Kunst zurückgezogen und nach Erkenntniß

und Hervorbringen des Idealschönen gerungen; aber Goethe's politische Rolle war eine ernstere und wirksamere, als die seines Helden; Karl August und sein Hof glichen nicht dem Kaiser und seiner Umgebung. Verfolgt man im Besondern Faust's Suchen und Streben nach dem Schönen, so erinnert auch hier Einzelnes an den Dichter. Schon der erste leidenschaftliche Versuch, sich Helena's zu bemächtigen, kann mit den Bestrebungen der Genieperiode, der Sturm- und Drangzeit zusammengestellt werden. Dann wird Faust, ähnlich wie Goethe, in einer Doppelschule stufenweise der höchsten Schönheit entgegengeführt. Durch die Gebilde der griechischen Sage und Kunst einerseits, und durch die Gebilde der Natur andererseits wird er in der classischen Walpurgisnacht von den untersten, unförmlichsten Gestalten aufwärts bis zur vollkommenen Menschengestalt geleitet, die als höchstes Product der Sage und Kunst Helena, als höchstes Product der Natur Galathee genannt wird *). Darnach zerfällt denn auch die classische Walpurgisnacht in zwei Haupttheile: die Darstellung des Aufsteigens griechischer Sagen- und Kunstgebilde bis zur Helena (wenn diese gleich erst im dritten Akte persönlich vorgeführt wird), und das Gemälde des Aufsteigens der Naturgebilde bis zur Galathee. Zwischen beiden steht als Vorbereitung des zweiten Haupttheils ein Angriff auf den Vulcanismus, den Goethe als den Hauptgegner einer ruhigen, stufenweise fortschreitenden Entwickelung in der Natur haßte. Der räthselhafte Homunculus, der den Interpreten so viel zu schaffen gemacht hat, wird wohl am besten als Embryo der schönen Menschengestalt, als entstehende Menschenschönheit gefaßt, während Helena und Galathee als Repräsentantinnen der entstandenen zu denken sind.

Der dritte Act, bekanntlich ein Werk früherer Jahre, worin auch durchgehends eine gewaltigere Dichtkraft sich kund gibt, hat Goethe später in das Ganze einzufügen gesucht; aber wir fühlen in ihm doch überall, daß wir in ein eigenes, selbstständiges Werk versetzt sind, welches nur äußerlich an die Faustdichtung geknüpft ist. Die Helena, die uns hier begegnet, ist nicht die Helena des ersten Actes, nicht Symbol des höchsten Schönen überhaupt, sondern spe-

*) Schnetger's Erläuterung des 2. Theils des Faust (Jena 1858).

ciell Symbol und Vertreterin der antik-classischen Kunst und Cultur; und noch weniger ist der Faust, den wir hier auftreten sehen, der Faust der frühern Acte, der Repräsentant der nach dem Edeln und Höhern ringenden Menschheit, sondern der Vertreter der christlich-romantischen Poesie und Gesittung, eine culturhistorische Personification, so wie der ganze Act ein culturhistorisches Gemälde ist. In symbolisch-allegorischer Darstellung wird uns hier vergegenwärtigt, wie die antik-classische Kunst und Poesie aus ihrer Heimath, wo sie zuerst hohe Verehrung und Pflege gefunden, hinweggetrieben worden in den mittelalterlichen Nordwesten und dort die christlich-romantische Cultur und Poesie durchdrungen und umgestaltet habe. Aus der Durchdringung beider, die bildlich durch die Vermählung Helena's und Faust's dargestellt ist, sei die neueste Poesie entsprungen: der geistreiche, glänzend begabte, aber unglückselige Euphorion, zu dessen Bilde der Dichter die Hauptzüge von Byron entlehnt hat. In Riemer's Mittheilungen (II, 581) hören wir Goethe selbst bemerken, die Helena spiele ihre vollen 3000 Jahre von Troja's Untergange bis zur Einnahme von Missolunghi. „Es ist Zeit," fügt er hinzu, „daß der leidenschaftliche Zwiespalt zwischen Classikern und Romantikern sich endlich ausgleiche. Daß wir uns bilden, ist die Hauptforderung; woher wir uns bilden, wäre gleichgültig, wenn wir uns nicht an falschen Mustern zu verbildern fürchten müßten. Ist es doch eine weitere und reinere Umsicht über griechische und römische Literatur, der wir die Befreiung aus mönchischer Barbarei zwischen dem 15. und 16. Jahrhundert verdanken." Ueber Euphorion äußerte er sich gegen Eckermann (den 5. Juli 1827) mit Beziehung auf Lord Byron: „Ich konnte als Repräsentanten der neuesten poetischen Zeit Niemand gebrauchen, als ihn, der ohne Frage als das größte Talent des Jahrhunderts anzusehen ist. Und dann, Byron ist nicht antik und ist nicht romantisch, sondern er ist, wie der gegenwärtige Tag selbst. Einen solchen mußte ich haben. Auch paßte er übrigens ganz wegen seines unbefriedigten Naturells und seiner kriegerischen Tendenz, woran er in Missolunghi zu Grunde ging."

Im vierten Acte tritt uns wieder der frühere Faust entgegen. Von Kunst und Poesie wendet er sein Streben ab und richtet es auf eine segensreiche Wirksamkeit: er will „das herrische Meer vom

Ufer ausschließen" und die ihm abgerungene Strecke für Tausende zu Quellen des Wohlstandes machen. Aber noch einmal verleitet ihn Mephistopheles zu einem segenslosen Beginnen. Der Kaiser hat unterdeß von dem ihm in die Hände gespielten falschen Reichthum, dem Papiergelde, lustig fortgelebt; darüber ist das Reich in Anarchie verfallen und ein Gegenkaiser gewählt worden, der jetzt gegen den Kaiser zum entscheidenden Kampfe heranzieht. Mephisto spiegelt dem Faust vor, es biete sich hier Gelegenheit dar, das gewünschte „Lehn von gränzenlosem Strande" zu erlangen, und bestimmt ihn so zur Theilnahme am Kriege. Die nun folgende, wieder großentheils allegorisch-symbolisch behandelte Schilderung stellt uns den Krieg, Goethe's Ansichten von demselben ganz entsprechend, als ein wahres Teufelsfest dar. Der Kaiser siegt durch Mephisto's Zauberkunst; dem Reich ist damit wenig geholfen. Zwar wird der Kaiser fromm und nimmt sich vor, seine Tage nicht mehr zu vergeuden; aber es werden zunächst nur glänzende, kostspielige Reichsämter verliehen, der Kurfürsten Macht, die Wurzel künftigen Parteihaders, begründet, und die Kirche bereichert; Faust erhält den Meeresstrand.

Im fünften Act hat endlich Faust ein Feld gesegneten Wirkens gefunden; viele Jahre hat er bereits mit dem Meere gerungen, und steht jetzt als hundertjähriger Greis dem unbändigen Elemente siegreich gegenüber, aber noch immer bemüht, seinen Sieg weiter zu verfolgen. Da verstrickt ihn Mephistopheles noch am Rande des Grabes auf's Neue in Schuld. Nicht genug, daß Gewaltthat, Raub und Trug den von Faust gegründeten Großhandel zur See schänden, er läßt sich auch durch Herrsch- und Habsucht zu schwerer Ungerechtigkeit, ja zu entfernter Mitschuld an Brandstiftung und Mord verführen. Die Sorge naht dem Greise und schlägt ihn mit Blindheit. Aber sein Geist rafft sich in der Sinnennacht zu verdoppelter Energie auf, und bis zum letzten Hauche strebend und schaffend sinkt er in die Gruft. Mephisto glaubt die Wette gewonnen zu haben; denn Faust hat unmittelbar vor dem Tode im Vorgefühl des reichen Glücks, das seinem Schaffen entsprießen werde, den Augenblick gesehen, zu dem er sagen möchte: „Verweile doch! du bist so schön!" und mit diesem Worte hat er sich im ersten Theile dem Mephisto verpfändet:

Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!

Aber Engel erscheinen und entführen dem Bösen die Beute.

Sechszehntes Capitel.

Das Jahr 1831: Lectüre. Kunstgenüsse. Neue Ausgabe der Metamorphose der Pflanze. Ueber die Spiraltendenz der Vegetation. Vollendung des zweiten Theils des Faust. Letzter Geburtstag in Ilmenau gefeiert. Gedicht an die neunzehn Freunde in England. Vierter Theil von Wahrheit und Dichtung beendigt. Lectüre. Ueber den Regenbogen. Zweiter Abschnitt des Artikels Principes etc. par Geoffroy de Saint-Hilaire. Letzte Krankheit. Goethe's Tod.

„Wenn einer, wie ich," sagte Goethe im Mai 1831 zu Eckermann, „über die achtzig hinaus ist, so hat er kaum noch ein Recht zu leben; er muß jeden Tag darauf gefaßt sein, abgerufen zu werden, und daran denken, sein Haus zu bestellen." In diesem Sinne finden wir ihn weiterhin bis zum Tode häufig „ein testamentarisches und codicillarisches Leben führen", wie er an Zelter schrieb, „damit der ihn umgebende Körper des Besitzthums nicht allzuschnell in die niederträchtigsten Elemente, nach Art des Individuums selbst, sich auflöse". Am nächsten lag ihm natürlich seine literarische Hinterlassenschaft am Herzen. Er bestellte Eckermann zum Herausgeber derselben und entwarf eine ausführliche schriftliche Instruction, wonach dieser zu verfahren hätte. Der Briefwechsel mit Zelter wurde an Riemer zur Redaction und späteren Herausgabe übertragen. Doch war ihm Goethe selbst oft mit Rath und That zur Hand, weil ihm besonders darauf ankam, „alles Auffallende und Beleidigende zu tilgen, ohne daß dadurch der Derbheit und Tüchtigkeit Eintrag geschähe". Er ließ sich an den Winterabenden durch seine Schwiegertochter Ottilie daraus vorlesen, wo sich denn, wie er an Zelter schrieb, „der anmuthigste Gegensatz von einem Lebe-, Lust- und Reisemann und immerfort werkthätigen Künstler, gegen einen mehr oder weniger stationären, nachdenklichen, die Gegenwart aufopfernden, der Zukunft sich widmenden Freund gar artig hervorthat".

An ein gänzliches Aufopfern der Gegenwart war indeß bei ihm nicht zu denken. Worin er immer einen hohen Genuß gefunden, in der Betrachtung trefflicher Werke der bildenden Kunst, und in der Lectüre bedeutender Schriften, fand er auch jetzt seine liebste Erholung. So ergötzte er sich im Januar 1831 an den „Abenteuern des Doctor Festus", leichten Federzeichnungen von Töpfer in Genf, die auf ihn vollkommen den Eindruck eines komischen Romans machten. Gleichzeitig las er mit großem Interesse die Römische Geschichte von Niebuhr, deren zweiten Theil er am Ende des vorigen Jahres vom Verfasser mit einem schönen Briefe hatte zugesandt erhalten. Er gestand Zelter'n, daß hiebei Niebuhr es eigentlich sei, und nicht die Römische Geschichte, was ihn beschäftige. „So eines Mannes tiefer Sinn und emsige Weise," schrieb er, „ist eigentlich das, was uns auferbaut. Die sämmtlichen Ackergesetze gehen mich eigentlich gar nichts an; aber die Art, wie er sie aufklärt, wie er mir die complicirten Verhältnisse deutlich macht, das ist's, was mich fördert, was mir die Pflicht auferlegt, in den Geschäften, die ich übernehme, auf gleich gewissenhafte Weise zu verfahren." Dankbar für die erhaltene Anregung bereitete er sich schon, dem Verfasser eine freundliche Erwiederung zu senden, da traf ihn unerwartet die Nachricht von dem Tode desselben.

Im März, wo ihn ein mehrwöchentliches Unwohlsein*) zu einsamem Leben nöthigte, vertiefte er sich in die Lectüre Walter Scott's, den er außerordentlich hoch stellte. „Walter Scott," sagte er nach der Lesung Ivanhoe's zu Eckermann, „ist ein großes Talent, das nicht seines Gleichen hat, und man darf sich billig nicht verwundern, daß er auf die Lesewelt so außerordentliche Wirkungen hervorbringt. Er gibt mir viel zu denken, und ich entdecke in ihm eine ganz neue Kunst, die ihre eigenen Gesetze hat." Dagegen

*) S. Gespräche mit Eckermann III, 350.

brauchte er im Juni, wo er durch einen hartnäckigen Katarrh, der alle eigene Production verwehrte, wieder zum Lesen gebracht wurde, nicht geringe Geduld, um sich durch die Schrecknisse der neuesten französischen Romanliteratur durchzuarbeiten. „Es ist eine Literatur der Verzweiflung," schrieb er an Zelter. „Um augenblicklich zu wirken — und das wollen sie doch, weil eine Ausgabe auf die andere folgen soll — müssen sie das Entgegengesetzte von Allem, was man den Menschen zu einigem Heil vortragen sollte, dem Leser aufdringen, der sich zuletzt nicht mehr zu retten weiß. Das Häßliche, das Abscheuliche, das Grausame, das Nichtswürdige, mit der ganzen Sippschaft des Verworfenen, in's Unmögliche zu überbieten, ist ihr satanisches Geschäft. Man darf und muß wohl sagen Geschäft; denn es liegt ein gründliches Studium alter Zeiten, vergangener Zustände, merkwürdiger Verwickelungen und unglaublicher Wirklichkeiten zum Grunde, so daß man ein solches Werk weder leer noch schlecht nennen darf." Indem er so in die neuere französische Literatur hineingezogen ward, suchte er sich auch die Lehre und das Treiben der St. Simonisten klar zu machen. Er fand, daß die an der Spitze dieser Secte stehenden Männer gescheite Köpfe seien, welche die Mängel unserer Zeit wohl erkannt hätten und das Wünschenswerthe zu bezeichnen verständen; sobald sie sich aber anmaßen wollten, das Unwesen zu beseitigen und das Wünschenswerthe in's Leben zu rufen, hinke es überall. „Die Narren bilden sich ein," schrieb er an Zelter, „die Vorsehung verständig spielen zu wollen, und versichern, Jeder solle nach seinem Verdienst belohnt werden, wenn er sich mit Leib und Seele, Haut und Haar an sie anschließt!"

Eine erquickliche Abspannung gewährte ihm dann wieder zwischen solcher Lectüre die Betrachtung von Gegenständen bildender Kunst, die man ihm fortdauernd von allen Seiten zusandte. So hatte ihm Eckermann von einer Reise eine kleine Büste Napoleons von Opalglas mitgebracht, die, wenn man sie der Sonne entgegenhielt, von allen Prachtfarben sämmtlicher Edelsteine erglühte. Neureuther, der vier Hefte Randzeichnungen zu seinen Parabeln und Gedichten veröffentlicht hatte, verehrte ihm in Folioformat, mit der Feder gezeichnet, heiter colorirt, ein schönes Bild, wozu die Parabel „Ich stand in meiner Gartenthür" der Text war. Von seinem

Freunde, dem Baron von Reutern, erhielt er ein von dessen Hand ausgeführtes treffliches Aquarellgemälde, ferner eine mit vorzüglichen Miniaturbildern in Gold und Farben umgebene Tafel, Lebensereignisse des Freundes darstellend, mit einer in der Mitte zu einer Inschrift freigelassenen Stelle. Goethe füllte diese mit drei Strophen, „April 1831" überschrieben, aus, die wir jetzt in den „Zuschriften an Personen" wiederfinden*). Am 13. August meldete er Zeltern die Ankunft seiner colossalen Marmorbüste von David, welche dieser 1829 modellirt hatte. In dem Begleitschreiben hieß es: „Es war mir das unverdiente Glück aufbewahrt, die Züge des Größten, des Erhabensten nachzubilden. Ich bringe Ihnen diese schwache Nachbildung Ihrer Züge dar, nicht als ein Ihrer würdiges Geschenk, sondern als den Ausdruck eines Herzens, das besser fühlt, als es ausdrücken kann. Sie sind die große Dichtergestalt (la grande figure poétique) unserer Epoche; sie ist Ihnen eine Bildsäule schuldig; aber ich habe gewagt, ein Bruchstück derselben zu bilden; ein Genius, der Ihrer würdiger ist, wird sie vollenden!" Nach Goethe's Bestimmung wurde die Büste im Saal der großherzoglichen Bibliothek aufgestellt; an dem letzten Geburtstage, den er erlebte, befreite man sie in feierlicher Weise von dem Schleier, der sie bis dahin verhüllte. Große Freude bereitete ihm Zelter durch Uebersendung mehrerer Blätter seines Großonkels von mütterlicher Seite, des geschätzten Kupferstechers G. Fr. Schmidt. Goethe schickte ihm dankend eine von ihm selbst angefertigte Verdeutschung der den Künstler betreffenden Stelle aus der Calcografia da Giuseppe Longhi**).

Es wäre aber ein Irrthum, zu glauben, daß Goethe über solchen Kunstgenüssen gegen sein Lebensende hin aller fernern Productivität entsagt habe, vielmehr griff er ungesäumt, sobald es sein Befinden gestattete, seine Arbeiten wieder an; denn es blieben immer noch einige schwere Steine bergan zu wälzen, vor allen der zweite Theil des Faust, und der vierte Theil von Wahrheit und Dichtung. Daneben beschäftigte ihn seit dem Dorn-

*) G.'s W. Bd. 6, S. 144 ff.
**) Briefw. mit Zelter, Bd. 6, S. 286—289.

burger Aufenthalte wieder lebhafter das Studium der Botanik; und so widmete er auch der neuen Ausgabe der Metamorphose der Pflanzen mit Soret's französischer Uebersetzung eine große Sorgfalt. „Wir beschäftigen uns," sagte er darüber im Februar zu Eckermann, „mit dieser Uebersetzung schon länger als seit einem Jahre; es sind tausend Hindernisse dazwischen getreten, das Unternehmen hat oft ganz widerwärtig gestockt, und ich habe es oft im Stillen verwünscht. Nun aber komme ich in den Fall, alle diese Hindernisse zu verehren, indem, im Laufe dieser Zögerungen, außerhalb, bei andern trefflichen Menschen Dinge herangereift sind, die jetzt, als das schönste Wasser auf meine Mühle, mich über alle Begriffe weiter bringen, und meine Arbeit einen Abschluß erlangen lassen, wie es vor einem Jahre nicht wäre denkbar gewesen. Dergleichen ist mir in meinem Leben öfter begegnet, und man kommt dahin, in solchen Fällen an eine höhere Einwirkung, an etwas Dämonisches zu glauben, das man anbetet, ohne sich anzumaßen, es weiter erklären zu wollen." Einen Monat später äußerte er über die unterdeß gut fortgeschrittene Arbeit: „Es wird ein merkwürdiges Buch werden, indem darin die verschiedensten Elemente zu einem Ganzen verarbeitet werden. Ich lasse darin einige Stellen von bedeutenden jungen Naturforschern eintreten, wobei es erfreulich ist zu sehen, daß sich jetzt in Deutschland unter den Bessern ein so guter Styl gebildet hat, daß man nicht mehr weiß, ob der Eine redet oder der Andere." Ende März hatte er die Arbeit „so gut wie abgeschlossen". Ueber derselben hatte er die durch von Martius im Einzelnen nachgewiesene Spiraltendenz der Pflanzen, deren Gesetz sich an das der Metamorphose genau anschloß, mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt, woraus seine Abhandlung über die Spiraltendenz der Vegetation hervorging. Auch mit dieser war er gegen Ende März beinahe fertig.

Was den zweiten Theil des Faust betrifft, so gibt uns über den Stand dieser Arbeit zu Anfange des Jahres 1831 ein Brief an Zelter (vom 4. Januar) Auskunft. „Die zwei ersten Acte," schrieb Goethe, „sind fertig. Helena tritt zu Anfang des dritten Actes nicht als Zwischenspielerin, sondern als Heroine ohne Weiteres auf. Der Decurs dieser dritten Abtheilung ist bekannt;

in wiefern mir die Götter zum vierten Act helfen, steht dahin. Der fünfte bis zum Ende des Endes steht auch schon auf dem Papier. Ich möchte diesen zweiten Theil des Faust vom Anfang bis zum Bacchanal (am Ende der Helena) wohl einmal der Reihe nach weglesen. Vor dergleichen pflege ich mich aber zu hüten. In der Folge mögen es Andere thun, die mit frischen Organen dazu kommen, und sie werden etwas aufzurathen finden." Aus den Gesprächen mit Eckermann sehen wir, daß er am 11. Februar den vierten Akt angegriffen hatte, und am 13. ihm der Anfang schon nach Wunsch gelungen war. „Ich werde nun," sagte er damals zu Eckermann, „diese ganze Lücke von der Helena bis zum fertigen fünften Act durcherfinden und in einem ausführlichen Schema niederschreiben, damit ich sodann mit völligem Behagen und Sicherheit ausführen, und an den Stellen arbeiten kann, die mich zunächst anmuthen." Er ließ das ganze Manuscript des zweiten Theils heften und die Stelle des fehlenden vierten Actes mit Papier ausfüllen, um durch das Fertige zur Vollendung des Uebrigen gereizt zu werden. „Es liegt in solchen sinnlichen Dingen," sagte er, „mehr, als man denkt, und man muß dem Geistigen mit allerlei Künsten zu Hülfe kommen." Dennoch verzog sich, vorzüglich wohl wegen eingetretenen Unwohlseins, die Ausführung des vierten Aktes noch eine geraume Zeit. Zu Anfang Mai's finden wir ihn mit dem gleichfalls noch fehlenden Anfange des fünften Actes beschäftigt, den er am 6. Juni Eckermann fertig vorlegte. Die nächsten Wochen verwandte er nun mit entschlossenem Fleiße, zur rechten Zeit sich des Spruchs erinnernd *):

Gebt ihr euch einmal für Poeten,
So kommandirt die Poesie!

auf die Vollendung des vierten Actes, so daß er schon am 20. Juli seinem eben in Karlsbad weilenden Freunde Meyer den endlichen Abschluß des ganzen Faust melden konnte. So hatte er den fest gefaßten Vorsatz, das Werk vor seinem Geburtstage zu beendigen, glücklich ausgeführt, und nachdem er noch einige Kleinigkeiten nach-

*) Briefe an und von Goethe, herausgeg. von Riemer, S. 174.

gebessert hatte, nahm er um die Mitte August sich ein Herz, das Ganze zu versiegeln, damit er nicht etwa noch hier und da weiter auszuführen in Versuchung käme. Dieses Ziel, wornach er so lange gestrebt, endlich erreicht zu haben, machte Goethe überaus glücklich: „Mein ferneres Leben," sagte er zu Eckermann, „kann ich nunmehr als ein reines Geschenk betrachten, und es ist jetzt im Grunde ganz einerlei, ob und was ich noch etwa thue."

So durfte er denn mit befreitem Gemüthe den letzten Besuch seines Freundes Zelter (vom 22—26. Juli), und die zweiundachtzigste Wiederkehr seines Geburtstages genießen, gleichfalls die letzte, die ihm das Schicksal beschieden hatte. Da er voraussehen konnte, daß dieser Tag in Weimar wieder festlich werde begangen werden, so beschloß er, sich auf einige Zeit zu entfernen. Dergleichen Huldigungen, schrieb er an Zelter, werde ihm mit jedem Jahre unmöglicher persönlich abzuwarten. Je älter er werde, desto mehr erscheine ihm sein Leben lückenhaft, während es Andere als ein Ganzes zu behandeln beliebten und sich daran ergötzten. Er machte mit seinen Enkeln einen Ausflug nach dem alten, geliebten Ilmenau, wo er in frühern Jahren so Manches geschaffen, und brachte dort sechs Tage, die schönsten des ganzen Sommers, zu. Indem er hier sinnende Blicke in die Vergangenheit zurückwarf, trat das Gelungene erheiternd vor die Seele, während das Mißlungene vergessen und verschmerzt war. Bei dem Gedanken an so vieles Entschwundene tröstete ihn, nach seiner Weise, der Blick auf all das Fortdauernde um ihn her. „Die Menschen," schrieb er später an Zelter, „lebten alle nach wie vor, ihrer Art gemäß, vom Köhler bis zum Porzellanfabrikanten. Eisen ward geschmolzen, Braunstein aus den Klüften gefördert u. s. w." Er führte seine Enkel in die Kohlenbrennerhütten, machte sie auf den Bergbau aufmerksam, und verkehrte selbst viel mit den Bergbeamten, besonders mit dem Rentamtmann Mahr, der sich ihm für Bereicherung seiner mineralogischen Sammlungen hülfreich bewiesen hatte. Mit dem Letztern fuhr er am Vorabend seines Geburtstags die Straße nach dem Gickelhahn hinan, auf dessen Höhe das einsame Bretterhäuschen steht mit der Inschrift „Ueber allen Gipfeln ist Ruh u. s. w." Am Ende der Fahrstraße ausgestiegen, ließ Goethe seine Blicke über das reizend ausgebreitete Thal mit Entzücken, aber auch mit wehmüthiger Rückerinnerung schweifen. „Ach," rief er aus, „wenn das doch unser guter Großherzog noch einmal hätte mitgenießen können!" Dann eilte der Hochbejahrte mit jugendlicher Rüstigkeit durch Gebüsch und Gestrüpp nach dem Bretterhause und stieg, die Unterstützung seines Begleiters freundlich ablehnend, die Treppe desselben hinauf. Als er vor der Inschrift stand, und das zwischen Damals und Jetzt liegende volle und reiche Leben in flüchtigem Zuge an seiner Seele vorübergehen mochte, konnte er seine Rührung nicht mehr bewältigen. Er las die seelenvollen Worte laut vor sich hin, und trocknete sich die reichlich hervorquellenden Thränen, mit Nachdruck die ahnungsvollen Schlußworte wiederholend: „Ja, warte nur, balde ruhest du auch!" Tiefbewegt überblickte er noch einmal die waldigen Höhen, wiederholt in warmen Ausdrücken des vorangegangenen fürstlichen Freundes gedenkend, und kehrte dann rasch wieder zurück.

Doch selbst in Ilmenau konnte er einer öffentlichen Feier seines Geburtstages nicht ganz entgehen. In der Morgenfrühe begrüßte ihn vor dem Gasthof zum Löwen der Choralgesang „Nun danket alle Gott", wofür er, sichtlich ergriffen, in herzlichen Worten seinen Dank aussprach. Zum Mittag hatte der Oberforstmeister von Fritsch ein Festmahl veranstaltet, wobei sich Goethe heiter und lebendig in der Unterhaltung zeigte. Am Abend wurden Musikstücke vorgetragen und von den Bergleuten ein althergebrachtes kleines humoristisches Bergmannsdrama aufgeführt.

Unter den Festgaben, welche er nach der Heimkehr in Weimar zu seinem diesmaligen Geburtstage eingelaufen fand, freute ihn besonders ein Geschenk von neunzehn Engländern und Schotten, gleichsam eine Huldigungsbezeugung einer ganzen Nation, durch angesehene literarische Vertreter dargebracht. Es bestand in einem großen Petschaft für den Schreibtisch. Auf einem schönen grünlichen Stein war der bekannte Schlangenkreis eingegraben, innerhalb dessen um einen Stern die Inschrift stand: „Ohne Rast, doch ohne Hast." Der Stein war in einem ungefähr zwei Zoll hohen Griff von reinem Gold gefaßt, worauf sinnbildliche Verzierungen in erhabener Arbeit waren, mit farbiger Email bedeckt, nebst der Inschrift: »From Friends in England to the German Master.« In der

Reihe dieser Freunde standen Thomas Carlyle und dessen Bruder, Walter Scott, Southey, Wordsworth u. A. Goethe dankte für das Geschenk mit dem Gedichte: „An die neunzehn Freunde in England“ *).

Es bleibt uns nun noch ein Herbst und ein Winter zu überblicken; denn ein nochmaliger Frühling sollte ihm nicht gegönnt werden. Er erfreute sich diese letzte Zeit seines Lebens hindurch einer guten Gesundheit und ungetrübten Gemüthsheiterkeit. Stellten sich auch allmälig bei ihm Schwächen des Alters, besonders Steifheit der Glieder, Mangel an Gedächtniß für das Nächstvergangene und Schwerhörigkeit ein, so genoß er doch, zumal im Vergleich mit andern Greisen seines Alters, einer beneidenswerthen Fülle von Geistes- und Körperkraft. Ueber etwaige anregungslosere Stunden hob ihr der herzerquickende Anblick seiner fröhlich gedeihenden Enkel und die zärtliche Sorgfalt seiner Schwiegertochter, von deren „allerliebstem Benehmen“ er Zeltern nichts Näheres mittheilen wollte, „weil sich das Zarte nicht in Worten ausspreche,“ sowie die liebevolle Theilnahme seiner Haussreunde Meyer, Eckermann, Soret, Riemer u. A. hinweg. Die Schwiegertochter entzog sich, aus Liebe zu ihm, manchmal dem Gesellschaftsleben, begleitete ihn auf Spaziergängen und widmete ihm die Abende. Die frischern Stunden aber nutzte er nach wie vor zur Fortführung seiner Arbeiten. Namentlich griff er jetzt den vierten Theil von Wahrheit und Dichtung, dem er sich schon Ende März wieder zugewendet hatte, ernstlich an, und brachte ihn glücklich zu Ende. Dieser Theil war schon vor sehr geraumer Zeit begonnen, ja es scheint, daß Goethe gerade an der in ihm dargestellten Epoche seines Lebens sich zuerst als Biograph versucht habe **). Als Eckermann das Werk zu Anfange des Jahres

*) G.'s W. Bd. 6, S. 139.

**) In einer aus Goethe's Tagebuch entnommenen Anmerkung zu einem Briefe Zelter's an ihn vom 25. Juli 1831 heißt es: „Zeltern hatte (ich) den Anfang meiner Biographie, den vierten Theil mitgetheilt;“ und in einem Briefe Goethe's an Zelter, aus dem September darauf bezüglich: „Ich selbst habe mich wieder mit dem vierundzwanzigjährigen Manuscript, von dem Du einige Bogen gesehen hast, befreundet.“ Damit stimmt denn ungefähr wenigstens zusammen, was Riemer in seinen Mittheilungen (II, 611) sagt, daß, auf

1831 zur Durchsicht bekam, fand er einige Bücher schon so vollendet daß sie nichts Weiteres wünschen ließen; an andern dagegen war noch ein Mangel an Congruenz wahrzunehmen, was er sich daraus erklärte, daß der Verfasser zu sehr verschiedenen Epochen an der Schrift gearbeitet hatte. Indessen scheint Goethe, nach dem Tone der gesammten Darstellung zu urtheilen, jetzt nochmals das Ganze überarbeitet zu haben. An die Schilderung Lili's gedachte er noch eine größere Verherrlichung seiner Mutter anzuschließen, was er, mit Anspielung auf die Ueberschrift der Schilderung einzelner Heldenkämpfe bei Homer, als die Aristeia bezeichnete. Dieser Plan mußte aber, weil sich nicht die günstige Stimmung einstellte, unausgeführt bleiben.

Werfen wir einen Blick auf Goethe's Lectüre in den langen Herbst- und Winterabenden, so finden wir diese der Gemüthsstimmung und Gedankenrichtung des auf ein reiches und schönes Leben zurückblickenden Greises ganz entsprechend. So las er gegen Anfang des Herbstes Cicero's Büchlein de senectute zum ersten Mal und fand es „allerliebst“. Ueber Manches, was ihn nicht näher berührte, ging er flüchtiger hinweg, aber wie darin „dem Alter die Würde, die Achtung, die Verehrung, welche man ihm nach anständig vollbrachter Lebenszeit erweist, hoch angerechnet werde“, hob er in einem Briefe an Zelter als besonders ansprechend hervor. „Das klingt nun freilich,“ fügte er hinzu, „aus dem Munde eines tüchtigen Römers, der in Sinn und Ton ganz herrlich von seinen Vorvordern spricht, so, daß man nicht viel taugen müßte, um nicht davon ergriffen zu werden.“ Anfangs October berichtete er an Zelter, daß Ottilie ihm Abends die Lebensbeschreibungen Plutarch's vorlese, und zwar zuerst die der Griechen, um zunächst in einem Local und bei einer Nation zu bleiben, später würden die Römer an die Reihe kommen. Diese Lectüre scheint sich durch ein paar Monate hindurch fortgezogen zu haben; denn noch am 1. December schrieb er an Wilhelm von Humboldt: „Ich gestehe

seine Ermunterung, Goethe bereits im August 1808 zu Karlsbad den Entschluß gefaßt, seine Confessionen zu schreiben und die Ausführung auf das folgende Jahr festgesetzt habe.

gern, daß in meinen Jahren mir Alles mehr und mehr historisch wird. Ob etwas in der vergangenen Zeit, in fernen Reichen, oder mir ganz nahräumlich, ist ganz Eins; ja, ich erscheine mir selbst immer mehr und mehr geschichtlich; und da man mir Abends den Plutarch vorliest, so komm' ich mir oft lächerlich vor, wenn ich meine Biographie in dieser Art und Sinn erzählen sollte." Im November war er durch eine von Hermann besorgte neue Ausgabe der Iphigenie in Aulis von Neuem auf Euripides hingewiesen worden, und beschloß den ganzen Winter hindurch nicht von ihm abzulassen. „Sein großes und einziges Talent," schrieb er an Zelter, „erregte zwar wie sonst meine Bewunderung; doch was mir diesmal hauptsächlich hervortrat, war das so grenzenlose als kräftige Element, worauf er sich bewegt. Auf den griechischen Localitäten und auf deren uralter mythologischen Legenden-Masse schifft und schwimmt er, wie eine Stückkugel auf einem Quecksilbersee, und kann nicht untertauchen, wenn er auch wollte. Alles ist ihm zur Hand: Stoff, Gehalt, Bezüge, Verhältnisse; er darf nur zugreifen ..." Dagegen kümmerte sich Goethe wenig um die politische Tagesgeschichte, so bewegt auch die Welt war, und legte die eingehenden Zeitungen, wie er es auch mehrmals in früheren Jahren gethan, ungelesen bei Seite. Er ließ sich durch seine Freunde den Ausgang, den Abschluß erzählen, „ohne sich über die mittlern Zweifel zu beunruhigen," und schämte sich fast noch, wenn er dachte, was für unnützen Antheil er der Belagerung von Missolounghi zugewandt. Wohl aber machte es ihm jetzt Vergnügen, einen Jahrgang Zeitungen von 1826 gebunden zu lesen, wobei es ihm denn klar wurde, „daß man durch diese Tagesblätter zum Narren gehalten werde, und daß weder für ihn noch für seine Freunde, besonders im Sinn einer höhern Bildung, daraus das Mindeste abzuleiten sei." Für Projecte großer Friedenswerke jedoch, namentlich für Unternehmungen, worin Naturwissenschaft und Technik ihre Fortschritte bewähren konnten, interessirte er sich lebhaft; so sprach er mit Wärme über das Project eines Durchstichs der Landenge von Panama, der Kanalverbindung zwischen Donau und Main, zwischen dem Mittelmeer und dem rothen Meer, sowie er sich mit Rissen und Plänen großartiger Bauten, z. B. des Londoner Tunnels, lebhaft beschäftigte.

Am Schlusse des Jahrs, und zu Anfange des nächsten (1832) wandte sich Goethe wieder mit erhöhtem Eifer den Naturwissenschaften zu. Das Bewußtsein, in seinen morphologischen Prinzipien „mit nahen und fernen, ernsten, thätigen Forschern im Einklange zu sein", machte ihn überaus glücklich. Mußte er sich dagegen für seine Farbenlehre noch mit einer kleinern und stillern Gemeinde begnügen, so wußte er sich darüber ganz zu beruhigen. Er sah es sogar als ein Zeugniß für seine Lehre an, daß sich nunmehr „seit dreiundzwanzig Jahren die Gilden und Societäten immer dagegen wehrten, und in gräulicher Furcht davor waren." „Sie haben Recht," schrieb er an Zelter, „und ich lobe sie darum. Warum sollen sie den Besen nicht verfluchen, der ihre Spinnweben früher oder später zu zerstören Miene macht?" Er redigirte jetzt mit Eckermann den historischen Theil der Farbenlehre, so wie er auch an einem Capitel über die Mischung der Farben, das Eckermann zur Aufnahme in den theoretischen Theil bearbeitete, innigen Antheil nahm. Durch einen Brief von Sulpiz Boisserée angeregt, entwickelte er im Januar 1832 seine Theorie des Regenbogens, die in Goethe's Werken unter die „Nachträge der Farbenlehre" aufgenommen ist*). Den Streit der französischen Naturforscher Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire, dessen wir schon unter dem Jahre 1830 gedacht, hatte er seitdem nicht wieder außer Augen verloren und Manches darüber niedergeschrieben, mit dessen Redaction er schon Ende Octobers 1831 beschäftigt war. Es ging daraus der zweite Abschnitt des Artikels »Principes etc. par Geoffroy de Saint-Hilaire« **) hervor, der in gewisser Hinsicht zu den selbstbiographischen Arbeiten zu zählen ist, indem er „synchronistisch mit seinem Leben den Gang der Geschichte jener Wissenschaften, denen er seine Jahre gewidmet, freilich nur im Allgemeinsten behandelt." Die Abhandlung gelangte erst kurz vor seinem Tode, im März 1832, zu völligem Abschlusse. Eine andere, eben dieser Zeit angehörige Abhandlung, „Ueber plastische Anatomie," wurzelte eben so sehr in seinem Interesse für die plastische Kunst, wie in dem

*) G.'s W. Bd. 40, S. 97 ff.
**) Ebendas. S. 499 ff.

für Anatomie *). Ueberzeugt, daß vorzüglich in Berlin die Mittel und der Wille vorhanden seien, diese „nationale, ja kosmopolitische" Angelegenheit zu fördern, wandte er sich deßhalb in einem Schreiben vom 4. Februar an den dortigen Geheimrath Beuth. Von seiner fortdauernden Theilnahme an Mineralogie zeugte eine am 6. Januar an David Knoll, den Besitzer der Joseph-Müller'schen Sammlung, gesandte Vorrede zu der neuen Ausgabe seiner Schrift über diese Sammlung, so wie ein Vorwort zu der Knoll'schen Sammlung von Sprudelsteinen. Die meteorologischen Beobachtungen hatte er in der letzten Zeit eingestellt, so wie auch auf seine Anordnung jetzt die meteorologischen Anstalten im Großherzogthum eingezogen wurden. Er war der Ansicht, daß, „wenn gleich dadurch für die Wissenschaft manche Resultate gewonnen worden seien, deren Anerkennung in der Folge sich von bedeutendem Einfluß erweisen werde, doch fernerhin auf diesem Wege vorerst nichts weiter zu erreichen sei."

Wie die Naturwissenschaft, so warf auch die Kunst noch auf seine letzten Lebenstage ihre erheiternden Strahlen. Im März sandte ihm Zahn eine ausführliche Zeichnung der in Pompeji neu ausgegrabenen Casa di Goethe und zugleich eine Nachbildung im Kleinen eines darin aufgefundenen Mosaikgemäldes. „Man muß sich hüten," schrieb darüber Goethe am 11. März an Zelter, „daß es uns nicht wie Wielanden gehe, bei dessen zarter Beweglichkeit das Letzte, was er las, alles Vorhergehende gleichsam auslöschte; denn hier möchte man wohl sagen, dergleichen von malerischer Composition und Ausbildung sei uns bisher aus dem Alterthum nichts überkommen." Mit großer Lebendigkeit unterhielt er sich über diesen Gegenstand am 15. März mit der Großherzogin, die, wie gewöhnlich Donnerstags, in den Mittagsstunden ihm einen Besuch machte. Auch noch Mittags bei Tische, wo er sich ungemein munter und aufgeräumt zeigte, waren Pompeji und die Zahn'schen Sendungen ein Hauptgegenstand seines Gesprächs mit Meyer. Die bildende Kunst, die lebenslang der Gegenstand seiner sehnsüchtigen Liebe gewesen war, verschönerte ihm wie zum Dank die letzten guten Stunden, die er genießen sollte.

Nach Tische beschloß er, trotz des sehr kalten und windigen

Wetters, eine Spazierfahrt zu machen. Auf dieser, oder vielleicht schon vor dem Ausfahren, beim Hinübergehen aus dem, wie gewöhnlich, stark geheizten Arbeitszimmer über die kalte Flur in die straßenwärts gelegenen Gesellschaftszimmer, zog er sich wahrscheinlich eine Erkältung zu. Während der Rückkehr von der Spazierfahrt fühlte er sich unbehaglich, aß nachher wenig und ohne rechten Appetit, suchte zeitig das Bett und brachte eine größtentheils schlaflose Nacht unter häufigem trockenen Hüsteln, Frost mit Hitze wechselnd, und Schmerzen in der Brust zu. Als sein geliebtes „Wölfchen" Morgens kam, um der Gewohnheit nach mit dem Großvater zu frühstücken, war dieser noch im Bette. Der um 8 Uhr Morgens herbeigerufene Hausarzt Hofrath Vogel ward besonders durch den matten Blick des Kranken und die Trägheit der sonst immer hellen und mit eigenthümlicher Lebhaftigkeit beweglichen Augen betroffen. Zu andern Krankheitserscheinungen gesellte sich Wüstheit des Kopfes, auffallend vermehrte Schwerhörigkeit, Unruhe bei Zerschlagenheit der Glieder und das ganz eigene resignirte Wesen, welches bei Goethe während der letzten Lebensjahre in allen Krankheiten an die Stelle eines früher in ähnlichen Fällen gezeigten aufbrausenden Unmuthes getreten war, und sich häufig in den Worten aussprach: „Wenn man kein Recht mehr hat zu leben, so muß man sich gefallen lassen, wie man lebt." Auf die angewandten Heilmittel zeigte schon am Abend das Uebel eine bessere Gestalt; der Kopf war freier, das Gemüth heiterer, der Blick lebhafter. Nach 6 Uhr nahm Goethe, wie Dienstags und Freitags gewöhnlich, den Besuch Riemer's an, und ließ sich durch denselben einige Zeit von Sprachstudien unterhalten.

Sonnabend den 17. März fand der Arzt die Besserung vorgeschritten. Die Schwerhörigkeit war vermindert, der Husten mäßiger, das tiefe Seufzen — eine gewöhnliche Erscheinung in Goethe's Krankheiten — seltener als am gestrigen Tage. Beim Abendbesuch zeigte der Patient Neigung zu leichter Conversation, die er schon wieder auf die in gesunden Tagen gewohnte Art mit Scherzen würzte. Wenn das Datum richtig wäre, so müßte Goethe an diesem Tage einen gehaltvollen Brief an Wilhelm von Humboldt geschrie-

ben oder wenigstens geschlossen haben; allein der Umstand, daß in dem Schreiben der Erkrankung keine Erwähnung geschieht, läßt vermuthen, daß statt des 17. März der 11. zu lesen ist, unter welchem Datum er auch zum letzten Male an Zelter schrieb.

Nach einem ruhigen Schlafe konnte der Kranke Sonntag den 18. schon einige Stunden außerhalb des Bettes zubringen. Der Genuß des Kaffee's zum Frühstück, der gewöhnliche Würzburger Wein und etwas Fisch und Braten zum Mittagstisch wurden vom Arzt bewilligt. Als dieser ihn Abends besuchte, war Goethe sehr gesprächig und pries besonders in einem langen launigen Sermon den bei ihm angewandten Goldschwefel, nach dessen Herkommen, Bereitungsart und ärztlichem Gebrauch er sich umständlich erkundigte.

Die Nacht zum Montag war wieder ruhig; Morgens traf Vogel den Kranken neben dem Bette sitzend, sehr aufgeräumt und nur noch körperlich etwas schwach. Er hatte eben in einem französischen Hefte gelesen, fragte gewohnter Weise nach mancherlei Vorfällen und äußerte große Lust nach dem zum Frühstück seit einigen Jahren herkömmlichen Glase Madeira, das ihm denn auch gewährt wurde. Gegen Abend fand ihn der Arzt bei der Musterung von Kupferstichen, sprach mit ihm durch, was sich während der Krankheit in den ihnen beiden untergebenen Departements ereignet hatte, und zeigte ihm die Berliner Cholera-Medaille, worüber Goethe sich in sehr witzigen Bemerkungen erging, indem er zugleich spaßhafte Entwürfe zur Darstellung desselben Gegenstandes vorbrachte. Er äußerte sich besonders sehr vergnügt darüber, daß er am folgenden Morgen wieder im Stande sein würde, sein gewohntes Tagewerk vorzunehmen. Aber, als ob ihn doch die Ahnung beschlichen hätte, daß „zwischen heut und morgen eine lange Frist liegt", kam er auf die von ihm gepflegten Anstalten und einzelne dabei Angestellte, die er schon früher wiederholt an Vogel empfohlen hatte, im Lauf der Unterhaltung zurück, und theilte ihm nochmals seine darauf bezüglichen Absichten, Pläne und Hoffnungen im Zusammenhange und ausführlich mit. „Wer ihn da," fügt Vogel hinzu, „so wie bei frühern ähnlichen Gelegenheiten gehört hätte, wem die vielfältiges Zeugniß enthaltenden Acten offen ständen, wer endlich, wie ich, so

mancher Wohlthaten, die Goethe aus eigenem Antrieb und Vermögen Hülfsbedürftigen, besonders Kranken, im Stillen angedeihen ließ, Vermittler gewesen wäre, der würde nicht zweifeln, daß der so häufige als lieblose Vorwurf, der Verblichene habe sich um das Wohl und Wehe Anderer, namentlich auch seiner Dienstuntergebenen, höchstens aus grobem Egoismus bekümmert, nur von vorlauter, boshafter Verläumdung, oder von der habgierigsten Unverschämtheit ersonnen sein könne. Allerdings war ihm gewöhnliche Bettelei und ungehörig erzwungene Wohlthätigkeit in hohem Grade zuwider, und gern vermied er — überall ein in Folge unangenehmer Erfahrungen vielleicht zu unbedingter Liebhaber des Geheimnisses — bei Austheilung seiner Wohlthaten jede Ostentation."

In der Nacht vom 19. auf den 20. März nahm die Krankheit plötzlich einen bedrohlichen Charakter an. Nach einigen Stunden sanften Schlafes wachte Goethe gegen Mitternacht auf und empfand zuerst an den Händen, welche bloß gelegen hatten, und von ihnen aus später am übrigen Körper, von Minute zu Minute höher steigende Kälte. Zum Frost gesellte sich bald herumziehender, reißender Schmerz, der, von den Gliedmaßen anfangend, binnen Kurzem die äußern Theile der Brust ergriff und Athem-Beklemmung, Angst und Unruhe herbeiführte. Obwohl die Zufälle immer heftiger wurden, erlaubte der sonst bei den geringsten Beschwerden nach ärztlicher Hülfe verlangende Kranke dem besorgten Bedienten nicht, den Arzt zu rufen, „weil ja nur Leiden aber keine Gefahr vorhanden sei." Erst Morgens halb neun Uhr ward Vogel herbeigeholt. Ein jammervoller Anblick erwartete ihn. Fürchterliche Angst trieb den sonst nur in gemessenster Haltung sich bewegenden Greis mit jagender Hast bald in's Bett, wo er durch jeden Augenblick veränderte Lage vergebens Linderung suchte, bald auf den neben dem Bette stehenden Lehnstuhl. Die Zähne klapperten ihm vor Frost. Der Schmerz, der sich mehr und mehr auf der Brust festsetzte, preßte dem Gefolterten bald Stöhnen, bald lautes Geschrei aus. Die Gesichtszüge waren verzerrt, das Antlitz aschgrau, die Augen tief in ihre lividen Höhlen gesunken, matt und trübe, der ganze eiskalte Körper troff von Schweiß, der Durst war qualvoll. Mühsam ausgestoßene Worte

gaben die Besorgniß zu erkennen, es möchte wieder ein Lungenblutsturz im Anzuge sein.

Durch schnelles, kräftiges Einschreiten hatte der Arzt nach anderthalb Stunden die drohendsten Symptome beseitigt, und gegen Abend war kein besonders lästiger Zufall mehr vorhanden. Den bequemen Lehnstuhl, worin sich die große Angst zuerst gelegt hatte, vertauschte der Kranke nicht wieder mit dem Bette. Er sprach Einiges mit Ruhe und Besonnenheit, und es machte ihm sichtbare Freude, als Vogel ihm erzählte, daß im Lauf des Tages ein höchstes Rescript eingegangen sei, welches eine Remuneration, für deren Ertheilung er sich angelegentlich verwandt hatte, bewilligte. Er hatte an diesem Tage noch, ohne Vorwissen des Arztes, die Anweisung zur Auszahlung einer Unterstützung an eine ihrer künstlerischen Ausbildung in der Fremde obliegende talentvolle junge Weimaranerin, für welche er stets väterlich bedacht war, mit zitternder Hand unterschrieben. Es war dies seine letzte Amtshandlung, das letzte Mal, daß er seinen Namen schrieb. Das Blatt wird unter andern, dem Andenken Goethes geweihten Dingen auf der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar aufbewahrt.

Am folgenden Morgen nahm die Besserung bis gegen eilf Uhr Vormittags deutlich zu; von da verschlimmerte sich das Befinden; die äußeren Sinne begannen zuweilen ihren Dienst zu versagen, es stellten sich Momente von Unbesinnlichkeit ein, und dann und wann ließ sich ein leises Rasseln in der Brust vernehmen. Indeß schien Goethe an diesem Tage wenig mehr von den Beschwerden der Krankheit zu empfinden. Fortwährend ruhig im Lehnstuhl sitzend, antwortete er noch freundlich und immer deutlich auf die an ihn gerichteten Fragen, deren jedoch der Arzt, um jede die Sanftheit des unvermeidlichen Scheidens störende Aufregung zu vermeiden, nur wenige gestattete. Er ließ sich von seinem Bedienten einen Tisch hinstellen und Salvandy's Buch bringen, begann auch darin zu blättern, fühlte sich aber zu schwach zum Lesen und legte es wieder von sich. Zufällig langte an dem Tage von Eisenach das lange für ihn bestimmte Portrait der Gräfin von Vaudreuil, Gemahlin des französischen Gesandten, an. Es wurde dem Kranken mit Erlaubniß des Arztes gezeigt. Nachdem er es eine Weile mit Wohlgefallen betrachtet hatte, sagte er: „Nun, den Künstler muß man loben, der nicht verdarb, was die Natur so schön geschaffen hat." Zum Gegengeschenk hatte er einen Abdruck seines nach Stieler lithographirten Bildes bestimmt; er äußerte, er habe schon vier Zeilen gedichtet, die er gleich nach seiner Wiederherstellung darunter schreiben wollte. Spät Abends verlangte er das Verzeichniß derer, die sich im Laufe des Tages nach seinem Befinden erkundigt hatten, und bemerkte nach dem Durchlesen, man dürfe die bewiesene Theilnahme ja nicht vergessen, wenn er wieder gesund wäre. Am Tage hatte er wiederholt das Bedauern geäußert, seine Freunde nicht empfangen zu können. Die Seinigen mußten sich alle zur Ruhe begeben, auch den vom Nachtwachen erschöpften Bedienten hieß er auf dem neben ihm stehenden Bette sich niederlegen. Zu seinem Copisten John, der in der Nacht bei ihm blieb, sagte er wiederholt: „Halten Sie nur treulich bei mir aus, es kann doch nur noch ein paar Tage dauern." Man hat diese Worte wohl auf ein Vorgefühl seiner nahen Auflösung gedeutet; allein Vogel widerspricht dieser Ansicht, und berichtet, daß Goethe in seinen letzten Stunden mehrmals deutliche Beweise von Hoffnung auf Genesung, und zwar unter Umständen gegeben, welche die Vermuthung, er habe nur die Seinigen beruhigen gewollt, als ganz unwahrscheinlich darstellen. Noch am folgenden Morgen äußerte er gegen seine Schwiegertochter, der April bringe bisweilen manche schöne Tage, dann gedenke er sich durch Bewegung im Freien wieder zu kräftigen. An eben diesem Morgen ließ er sich in seinem Lehnsessel aufrichten und that einige Schritte auf sein Arbeitszimmer zu, fühlte sich aber zu matt und kehrte zu seinem Sitze zurück. Später wiederholte er noch einige Male den Versuch, sank aber sogleich wieder in den Lehnstuhl. Die Freunde ließ man nicht zu ihm, selbst den Besuch des Großherzogs wollte der Arzt nicht gestatten; es befanden sich im Krankenzimmer nur seine Schwiegertochter, seine Enkel, der Arzt und der Bediente. Der Name Ottilie war oft auf seinen Lippen; er bat sie, neben ihm niederzusitzen und hielt ihre Hand lange in der seinigen. Bisweilen spielte seine Phantasie mit angenehmen Bildern. „Seht," sprach er einmal träumend vor sich hin, „seht den schönen weiblichen Kopf — mit schwarzen Locken — in prächtigem Colorit — auf dunklem

Hintergrunde!" Ein andermal, als er ein Stück Papier auf dem Boden liegen sah, fragte er, warum man Schiller's Briefwechsel hier liegen lasse, man möge den doch aufheben. Aus einem leichten Schlummer erwachend, verlangte er eine Mappe mit Zeichnungen, die er in seiner Vision gesehen zu haben glaubte.

Nach und nach wurde die Sprache immer mühsamer und undeutlicher. „Mehr Licht!" waren, wie man erzählt, die letzten vernehmlichen Worte des Mannes, der sein Leben lang ein Feind aller Finsterniß, ein Freund des Lichtes in jedem Sinne gewesen war. Als die Zunge dem noch immer sich regenden Geiste den Dienst versagte, malte er noch, wie auch wohl früher, wenn irgend ein Gegenstand seine Gedanken lebhaft beschäftigte, mit dem Zeigefinger der rechten Hand öfters Zeichen in die Luft, erst höher, mit den abnehmenden Kräften immer tiefer, endlich auf die über seinen Schooß gebreitete Decke. Vogel unterschied mit Bestimmtheit einigemal den Buchstaben W. und Interpunktionszeichen.

Um halb zwölf Uhr Mittags drückte sich der Sterbende bequem in die linke Ecke des Lehnstuhls und schlummerte sanft hinüber. Lange währte es, ehe sich die Umstehenden der Ueberzeugung hingeben konnten, daß Goethe ihnen und der Welt entrissen sei. Es war der 22. März, derselbe Tag, ja dieselbe Stunde, in der vor dreizehn Jahren sein langjähriger Freund und Amtsgenosse, der Minister von Voigt, verschieden war. Goethe hatte diesen Tag, an dem vor sieben Jahren ein Brand das Weimarische Theater vernichtete, längst als einen Unglückstag betrachtet, und so soll er auch an seinem Sterbetage mehrmals gefragt haben, der wievielste des März heute sei.

Am nächsten Morgen nach Goethe's Tode fühlte sich Eckermann von tiefer Sehnsucht ergriffen, seine irdische Hülle noch einmal zu sehen. Der treue Diener des Verblichenen schloß ihm das Zimmer auf, wo man ihn hingelegt hatte. Auf dem Rücken ausgestreckt, ruhte er wie ein Schlafender; tiefer Friede und Festigkeit waltete auf den Zügen seines erhaben-edlen Gesichtes. Die mächtige Stirn schien noch Gedanken zu hegen. Eckermann hatte das Verlangen nach einer Locke von seinen Haaren; doch die Ehrfurcht verhinderte ihn, sie abzuschneiden. Der Körper lag nackt, in ein weißes

Betttuch gehüllt; große Eisstücke hatte man in der Nähe umhergestellt, um den Körper so lange als möglich frisch zu erhalten. Der Diener schlug das Tuch auseinander und Eckermann erstaunte über die Pracht der Glieder. „Die Brust," erzählt er, „überaus mächtig, breit und gewölbt; Arme und Schenkel voll und sanft muskulös, die Füße zierlich und von der reinsten Form, und nirgends am ganzen Körper eine Spur von Fettigkeit, oder Abmagerung und Verfall. Ein vollkommener Mensch lag in großer Schönheit vor mir, und das Entzücken, das ich darüber empfand, ließ mich auf Augenblicke vergessen, daß der unsterbliche Geist eine solche Hülle verlassen. Ich legte meine Hand auf sein Herz — es war überall eine tiefe Stille — und ich wandte mich ab, um meinen verhaltenen Thränen freien Lauf zu lassen."

Die Begräbnißfeier, der eine öffentliche Ausstellung der Leiche voranging, entsprach der Verehrung und Liebe, die der Verblichene im Leben genossen hatte. Am 26. März, Nachmittags fünf Uhr, bewegte sich der lange Trauerzug von der Goethe'schen Wohnung am Frauenthor nach der Großherzoglichen Todtenkapelle auf dem neuen Gottesacker. Der Sarg von antiker Form, nach derselben Zeichnung angefertigt, welche Goethe entworfen hatte, als Schiller's Ueberreste in der Fürstengruft beigesetzt werden sollten, ward, mit einem Lorbeerkranz und mit weimarischen, russischen, französischen, österreichischen und baierischen Orden geschmückt, in der Mitte der Capelle auf eine Erhöhung gestellt, während Goethe's Logenlied, von Zelter componirt: „Laßt fahren hin das Allzuflüchtige" von einem Chore gesungen ward. Der Generalsuperintendent Dr. Röhr hielt die Grabrede. Dann folgte ein Gesang von Hummel componirt, worauf der Kanzler von Müller mit einer kurzen Anrede den Sarg an den großherzoglichen Hofmarschall zur Beisetzung in der fürstlichen Gruft übergab. Dort ruht seine Leiche neben dem unvergeßlichen Fürstenpaare Karl August und Luise und neben Schiller, dem ebenbürtigsten seiner Freunde.

Die an seinem Begräbnißtage geschlossene Bühne wurde am 27. mit einer Aufführung des Tasso wieder eröffnet. Am Schlusse des Stückes sprach der Schauspieler Dürand einen trefflichen, vom

Kanzler von Müller gedichteten Epilog, der die Gemüther aller Zuhörer tief ergriff.

Wir schildern nicht den Eindruck, den die Trauerkunde in dem ganzen Vaterlande und weit über die Grenzen desselben hinaus erregte. Ein paar tiefempfundene Worte zweier engverbundenen Freunde, die ihm beide noch im Laufe desselben Jahres im Tode nachfolgten, mögen unsere Darstellung beschließen. Meyer schrieb in das Stammbuch einer Freundin:

Mein Stab sank hin, er liegt im Grabe,
Ich wanke nur, bis ich ihn wieder habe,

und Zelter, von dem ein gerade an Goethe's Sterbetage geschriebener jovialer Brief am Begräbnißtage einlief, antwortete dem Kanzler von Müller auf die Mittheilung der Todesnachricht: „Was soll ich Ihnen von mir sagen? ... Wie er dahinging vor mir, so rück' ich ihm nun täglich näher und werd' ihn einholen, den holden Frieden zu verewigen, der so viel Jahre nacheinander den Raum von sechsunddreißig Meilen zwischen uns erheitert und belebt hat ... Ich bin wie eine Wittwe, die ihren Mann verliert, ihren Herrn und Versorger! Und doch darf ich nicht trauern; ich muß erstaunen über den Reichthum, den er mir zugebracht hat. Solchen Schatz hab' ich zu bewahren und mir die Zinsen zu Kapital zu machen. — Verzeihen Sie, edler Freund, ich soll ja nicht klagen, und doch wollen die alten Augen nicht gehorchen und Stich halten. Ihn aber habe ich auch einmal weinen gesehen, und das muß mich rechtfertigen."